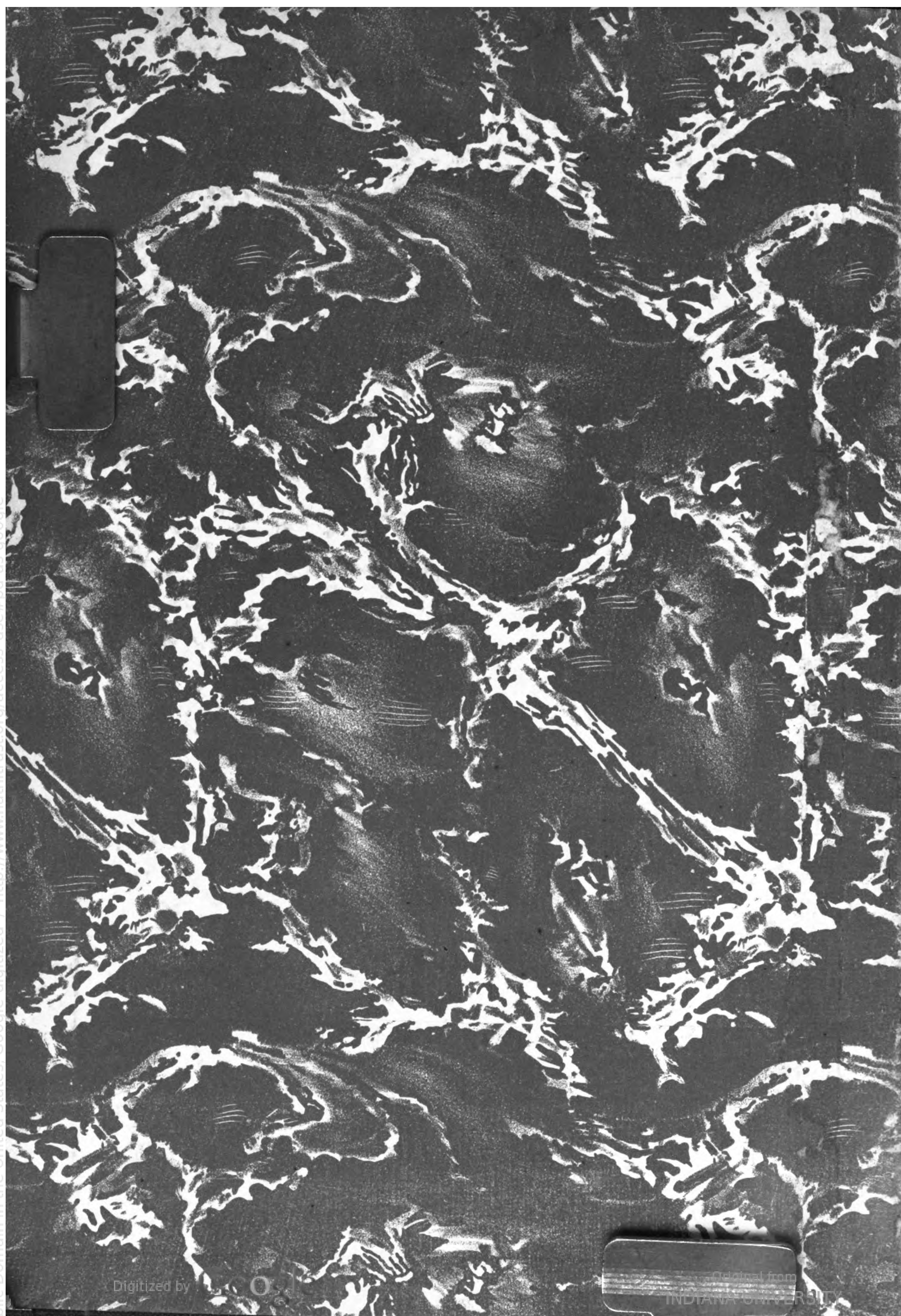
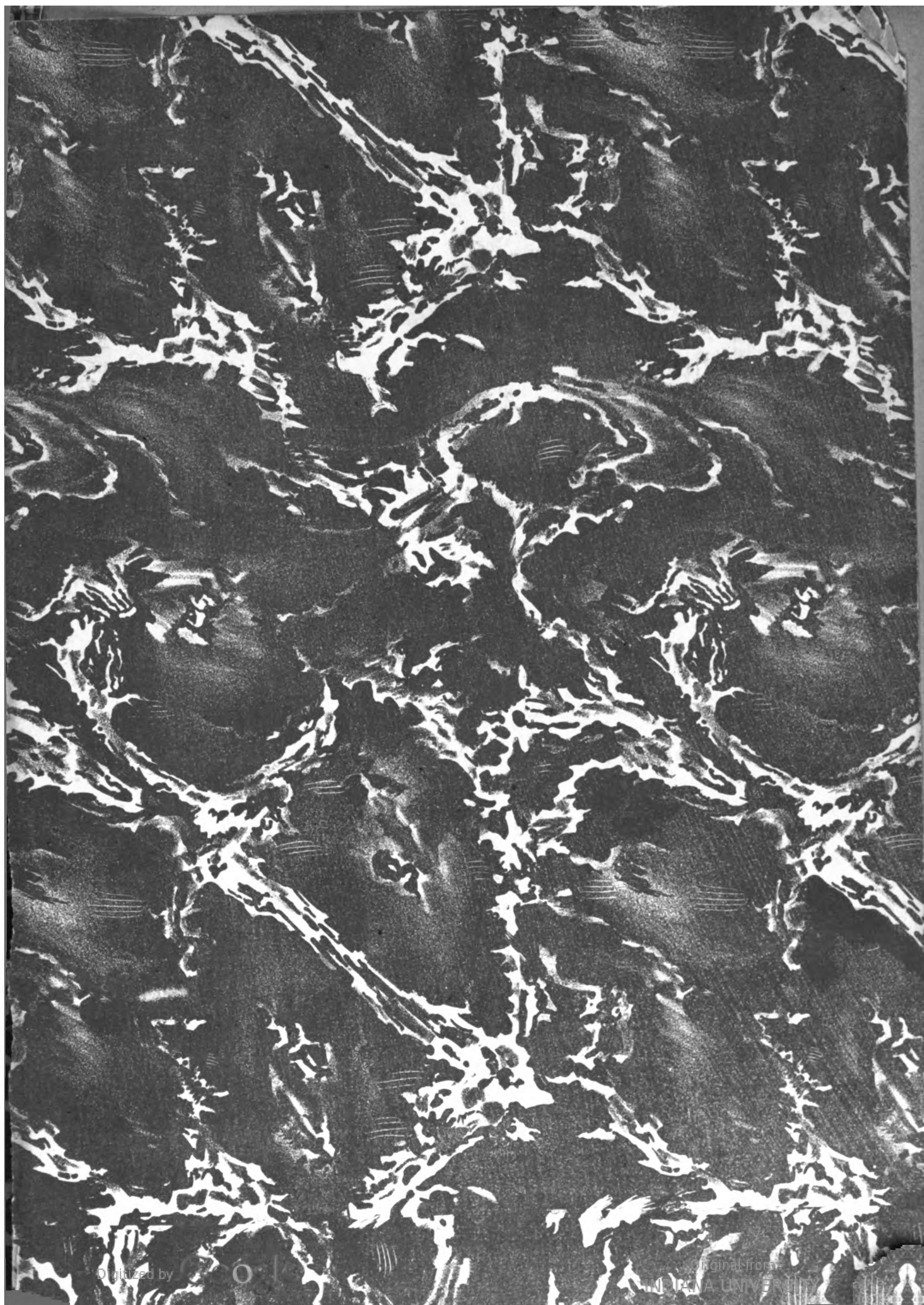




Internationale Wochenschrift

für Wissenschaft Kunst u. Technik

Herausgegeben von Professor Dr. Paul Hinneberg

Band IV
1910



Geschäftliche Administration **August Scherl** G. m. b. H., Berlin SW. 68.

INHALTSVERZEICHNIS.

I. Autoren

II. Abhandlungen, Korrespondenzen und Mitteilungen

Biographien führender Geister

Kulturprobleme im allgemeinen

Religion und Philosophie

Erziehung und Unterrichtswesen

[redacted]

Sprache und Literatur

Kunst und Archäologie.

Länder- und Völkerkunde

Geschichte

Staats- und Rechtswissenschaft

Anorganische Naturwissenschaften und Technik

Spalte

Organische Naturwissenschaften und Medizin

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 1
1. Januar 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Über wissenschaftliche Therapie in der inneren Medizin.

Von Geheimem Medizinal-Rat Professor Dr. Alfred Goldscheider,
Direktor des Rudolf-Virchow-Krankenhauses, Berlin.

Die Klage, daß auf dem Gebiete der inneren Medizin trotz der wissenschaftlichen Höhe, welche dieselbe erreicht hat, die Therapie nicht in gleichem Maße fortgeschritten ist wie in der Chirurgie und den der Chirurgie nahestehenden Spezialfächern, ist nicht neu. Wir sind gewohnt, sie zu hören. Zwar haben sich gerade in der Neuzeit die Kliniker und Ärzte in erhöhtem Maße dem Studium der Therapie zugewendet, welche eine Zeitlang unter dem Einflusse gewisser, hier nicht näher zu erörternder Anschauungen und Strömungen vernachlässigt worden war, und in der Tat hat die Therapie der inneren Krankheiten ganz außerordentliche Fortschritte gemacht. Immerhin ist der Abstand, welcher ohne Zweifel zwischen der Therapie und der hochentwickelten klinischen Medizin vorhanden ist, so groß, daß es sich verlohnt, die Frage zu erörtern, ob es denn überhaupt eine Therapie als »Wissenschaft« gibt.

Können die Einwirkungen der therapeutischen Maßnahmen genau beschrieben und erklärt werden in dem Sinne, daß gesicherte gesetzmäßige und im voraus zu bestimmende Beziehungen zwischen therapeutischem Eingriff und Beeinflussung der Krankheit vorhanden sind? Lassen sich demgemäß aus einem gegebenen Krankheitszustand bestimmte und begründete Regeln für die anzuwendende Therapie ableiten? Läßt sich das Tatsachen- und Erfahrungsmaterial der Therapie wohl gar in ein System bringen?

Daß es in diesem allgemeinen und umfassenden Sinne eine wissenschaftliche Therapie nicht geben kann, geht schon aus der landläufigen Erfahrung hervor, daß therapeutische Eingriffe sehr häufig den erwarteten Effekt nicht hervortreten lassen. Man wird aber der Therapie den Charakter einer Wissenschaft nicht deshalb aberkennen können, weil sie nicht den Ansprüchen einer mathematischen, physischen oder astronomischen Wissenschaft entspricht. Unter Berücksichtigung der besonderen Verhältnisse würde als wissenschaftliche Therapie zu bezeichnen sein, was folgenden Anforderungen genügt: auf Grund wissenschaftlicher Erkenntnis des Krankheitszustandes Mittel anwenden, deren Wirkung bekannt ist und von denen eine bestimmte günstige Einwirkung auf den Krankheitszustand nach gesicherter Erfahrung erwartet werden muß.

Eine Therapie, welche das Gegenteil einer wissenschaftlichen bildet, aber von Nichtberufenen häufig ausgeübt wird, läuft darauf hinaus, daß ohne sichere Kenntnis des vorliegenden Krankheitszustandes und ohne sichere Kenntnis über die Wirkung der Mittel solche angewendet werden, entweder weil dieselben nach unkritischen Erfahrungen bei diesen oder ähnlichen, auf ihre Identität aber

nicht sicher geprüften Krankheitserscheinungen geholfen haben sollen, oder weil man sich über die Wirkung des Mittels irgendwelche willkürlichen pseudo-wissenschaftlichen Vorstellungen bildet. Wie es kommt, daß trotz dieses Mangels irgendeiner vernünftigen Grundlage solche Mittel anscheinend helfen können, wird später gezeigt werden.

Man könnte nun einwenden: Wissenschaftlich oder nicht, wenn es nur recht viele wirksame Mittel gegen die Krankheiten gäbe. Allein dieser Einwand fällt in sich selbst zusammen, denn wenn die Wirksamkeit eines Mittels gegen einen bestimmten Krankheitszustand sicher bewiesen sein sollte, so läge ein wissenschaftliches Faktum vor; eine solche Beweisführung kann aber immer nur mit wissenschaftlichen Methoden geschehen.

Es gibt jedoch ohne Zweifel ärztliche Talente, welche auch ohne wissenschaftliche Durchdringung Erfahrungen glücklich zu kombinieren wissen, auch wohl manche Zusammenhänge ahnen. Jedoch zeigt sich gewöhnlich, soweit es überhaupt gelingt, die Erfolge und Leistungen auf ihren Wert zu prüfen, daß die bloße Erfahrungsroutine ohne wissenschaftliche Grundlage zahlreiche Fehler und Irrungen zeitigt, und daß die Erfolge z. T. nur scheinbar sind.

Die wissenschaftliche Erkenntnis des vorliegenden Krankheitszustandes hat zur Voraussetzung die Diagnose, deckt sich aber nicht mit ihr. So leicht es ist, eine Basedowsche Krankheit zu diagnostizieren, so weit sind wir noch von der wissenschaftlichen Erkenntnis derselben entfernt. Letztere umfaßt außer der Diagnose, durch welche der vorliegende Krankheitsfall seine Etikette und seine Stellung im System der Krankheiten erhält, noch als wesentlichen Bestandteil die wissenschaftliche Erklärung des Krankheitsvorganges.

Fehlt dieses Glied in der Kette, so kann trotzdem eine wirksame Behandlung stattfinden, insofern es vorkommt, daß mit der Diagnose rein empirisch auch die Therapie gegeben ist. So knüpfte sich, auch ehe man die Blutparasiten der Malaria und die Einwirkung des Chinins auf dieselben kannte, an die Diagnose »Wechselfieber« die zur Heilung führende Chininbehandlung, aber eben lediglich als Erfahrungstatsache, ohne Verständnis und Erklärung des Zusammenhanges.

Immerhin ist die wissenschaftliche Diagnose, d. h. die wahrheitsgemäße Feststellung der Art der vorliegenden Krankheit, die unerläßliche Bedingung einer wissenschaftlichen Therapie.

Krankheitsbehandlungen, welche auf vage, vieldeutige Symptome hin oder auf Grund unzureichender Untersuchung unternommen werden, sind, auch wenn angebliche Erfolge vorliegen, nicht ernsthaft diskutabel.

Die Diagnosenstellung bildet einen wesentlichen Teil des ärztlichen Könnens. Während manche Diagnosen so einfach sind, daß sie handwerksmäßig gestellt werden können, kommen andrerseits häufig Fälle vor, bei welchen es äußerst schwierig ist, und auch solche, wo es selbst der größten Erfahrung und scharfsinnigsten Kombination nicht gelingt, zu einer sicheren Entscheidung über die Art der vorliegenden Krankheit zu gelangen.

Die wissenschaftliche Diagnose (einschl. Prognose) findet nicht etwa bloß den der Krankheit zukommenden Namen, sondern enthält den vollständigen und wirklichen Tatbestand der krankhaften Veränderung, nach Sitz, Ausbreitung, Alter, Charakter, Gefahr, unter Berücksichtigung des Zustandes sämtlicher Organe, etwaiger anderer gleichzeitiger oder vorangegangener Erkrankungen, der gesamten Konstitution, des sozialen Milieus, unter Umständen auch der geistigen und moralischen Persönlichkeit.

Man könnte eine solche Feststellung, wenn sie mit vollkommener Gründlichkeit erfolgt, bereits für eine ausreichende, ja ideale Grundlage des aufzubauenden Behandlungsplanes erachten. Und in der Tat sind ja alle wünschenswerten Daten gegeben, und es bedarf nunmehr bloß der für das betreffende Leiden erfahrungsgemäß bewährten und physiologisch rationellen Mittel. Ist nicht jeder Forderung Genüge getan, wenn nach wissenschaftlich festgestellter Diagnose die von der Wissenschaft dargebotene Behandlung empfohlen wird?

Häufig, vielleicht meistens, müssen wir uns solchergestalt begnügen, und vielfach führt dieser Weg, wenn auch durch eine unbekannte Gegend, zum richtigen Ziele. Aber streng wissenschaftlich muß die vollkommene Einsicht in den Krankheitsvorgang und die vollkommene Erklärung der Wirkung des Mittels verlangt werden. Erst das Verstehen des pathologischen Geschehens, d. h. des Wesens

der das Krankheitsbild hervorrufenden Vorgänge, verbürgt eine über die bloße Empirie hinausgehende rationelle, den Werdegang der Erkrankung selbst und unmittelbar packende Therapie.

Auf diagnostischem Gebiete sind in den letzten Jahrzehnten ganz enorme Fortschritte gemacht worden. Man kann die neue Ära der Diagnostik von der Erfindung des Augenspiegels durch Helmholtz ab rechnen. Die Beleuchtung innerer Körperhöhlen, die Röntgendurchleuchtung, die Verfeinerung der physikalischen Untersuchungsmethoden überhaupt, die genauere Kenntnis der Stoffwechselchemie, der Ausbau der Blutuntersuchung, die Fortschritte auf dem Gebiete der Physiologie und Pathologie des Nervensystems, die physikalische Chemie, die Bakteriologie und endlich die aus ihr hervorgegangenen biologischen Untersuchungsmethoden haben die Diagnose auf eine wissenschaftliche Höhe gehoben, zu welcher sich die alte Medizin verhält, wie der Mythus zur Geschichtsforschung.

Aber die letzten Rätsel, das »Warum« und »Wie« der Krankheitsprozesse, die Erklärung des Zusammenhanges der Krankheitserscheinungen, ihrer Bedingtheit und ihres Werdeganges aus innerer Notwendigkeit setzen unserer Erkenntnis meistens noch unüberwindliche Schwierigkeiten entgegen. Immerhin fehlt es nicht an Fortschritten auf diesem allerschwierigsten Gebiete. Die moderne Medizin bemüht sich immer mehr, nicht bloß die Krankheitsbilder, den Sitz und die Ursachen der Erkrankungen, sondern auch das Wesen der krankhaften biologischen Prozesse durch das Studium der funktionellen Veränderungen der Organe, der Störungen des Stoffwechsels, der biologischen Alterationen der Zellen und Säfte zu erkennen. Eine hervorragende Förderung des Verständnisses der Krankheitsprozesse ist aus der so überaus fruchtbaren modernen ätiologischen Richtung erwachsen, wenn man auch in der Begeisterung der Triumphe bakteriologischer Forschung eine Zeitlang trotz der Warnungen Virchows die causa morbi mit dem ens morbi verwechselt hat. Immerhin sind wir, indem wir die Existenzbedingungen der aus ihren Schlupfwinkeln zutage geförderten Krankheitserreger und die Schutzmittel und Abwehrreaktionen des Organismus gegen dieselben studieren, auf einen Weg gelangt, welcher uns der Einsicht in die Krankheitsmysterien näher zugeführt hat als irgendein anderer je vorher beschrittener.

Man muß es sich klarmachen, daß selbst die vollkommene Kenntnis der pathologisch-anatomischen Veränderungen, der Ursachen, der Symptome und des Verlaufes einer Krankheit noch nicht identisch ist mit der Einsicht in das Wesen und die Kausalität der organischen, krankhaft gestörten Lebensvorgänge, welche erst die pathologisch-anatomischen Veränderungen und die gesamte Krankheitsphänomenologie erzeugen. So besitzen wir z. B. über die Arteriosklerose anatomisch und klinisch weitreichende Kenntnisse, und dennoch ist das Wesen des Prozesses in seinem Kern noch nicht aufgeklärt. Meistens noch müssen wir an Stelle festen Wissens uns mit Theorien der Krankheitsvorgänge behelfen, welche, wenn auch wissenschaftlich gestützt, doch weit davon entfernt sind, bewiesene Wahrheiten zu sein, und stets notwendigerweise den Stempel der gerade herrschenden wissenschaftlichen Anschauungen tragen.

Aber gerade die verborgenen, unserer Einsicht so schwer zugänglichen Krankheitsprozesse sind es eben, gegen welche die wissenschaftliche Therapie kämpfen soll. In das Spiel der Kräfte, nicht bloß in die sichtbaren Erscheinungsreihen der Krankheit, soll sie eingreifen, das Wesen der Krankheitsvorgänge in seinem innersten Kern soll sie treffen.

Am meisten nähert sich der wissenschaftlichen Therapie die ätiologische. Mit der Vernichtung der Krankheitsursache wird den Heilungsvorgängen der Weg geebnet, vorausgesetzt, daß wir früh genug kommen, um die Krankheitsursache noch vorzufinden. Sind durch letztere bereits organische Veränderungen hervorgerufen, und hat das Spiel des reaktiven Prozesses begonnen, so wird die ätiologische Therapie meist keinen wesentlichen Erfolg mehr zeitigen.

Nur beiläufig sei erwähnt, daß für die operative Therapie andere Gesichtspunkte maßgebend sind; hier kommt es im wesentlichen darauf an, die pathologisch-anatomischen Veränderungen und ihre Natur diagnostisch festzustellen.

Wenn nun die wissenschaftliche Therapie diejenige ist, welche den Krankheitsprozeß selbst angreift, der uns meist in seinem Wesen unbekannt ist und mehr hypothetisch konstruiert wird, so wird dieselbe notwendigerweise

von den jeweiligen Erklärungen und Theorien abhängig sein müssen, welche dem derzeitigen Stande der Wissenschaft entspringen und von dieser als Lehren ausgesprochen werden. Letztere sind aber, wie die Geschichte der Medizin zeigt, in nicht geringem Grade dem Wechsel unterworfen. Eine dogmatische Therapie ist nur scheinbar eine wissenschaftliche und wird gefährlich, wenn die wissenschaftliche Lehre, welche ihr zugrunde liegt, falsch ist. Mit der gesteigerten und vertieften Anwendung der naturwissenschaftlichen Forschungsmethoden auf die Medizin haben wir uns von den doktrinären Behandlungsmethoden immer mehr entfernt; die heutige Medizin ist der Systembildung nicht geneigt; sie ist deshalb für Lehrer, Lernende und Ausübende viel schwieriger geworden, trägt aber der Kompliziertheit der realen Verhältnisse um so mehr Rechnung, welchen durch eine pseudowissenschaftliche Systematisierung Gewalt angetan wird.

Es liegt freilich in der menschlichen Natur, daß eine gewisse doktrinäre Schematisierung nicht ganz entbehrt werden kann, und so wird auch im einzelnen die ärztliche Therapie vielfach von überlieferten und neu auftauchenden Lehrmeinungen beherrscht. Beobachtungen und Entdeckungen werden verallgemeinert und zu Regeln verdichtet, denen eine größere Sicherheit zugeschrieben wird, als ihnen in Wirklichkeit zukommt, und die nicht für alle Fälle passen, bei denen sie zur Anwendung gebracht werden.

Diese wissenschaftlichen Glaubenssätze werden dann nicht selten von denjenigen am eifrigsten festgehalten, welche ihrer Begründung am fernsten stehen.

Man kann im allgemeinen sagen, daß sich die Medizin hüten muß, therapeutische Methoden und Maximen in dogmatischer Weise auf Krankheitstheorien zu begründen, und daß dies nicht der Weg ist, welcher zur wissenschaftlichen Therapie führt. Wohl aber ein anderer, welcher sich in seinen Zielen bescheidet und auf den ersten Blick vom wissenschaftlichen Ideal weit entfernt zu bleiben scheint, nämlich das Bestreben, aus den der Beobachtung zugänglichen Erscheinungen den Kurs des Krankheitsvorganges zu erkennen und so, auch ohne sein Wesen immer mit Worten fassen zu können, doch einen Einfluß auf ihn zu gewinnen.

Die Krankheitsprozesse lassen sich kurz so gruppieren, daß sie sich zusammensetzen einmal aus den direkten Einwirkungen der Schädlichkeit auf den Organismus und zweitens aus den Reaktionsbewegungen, welche in letzterem ausgelöst werden, und welche, um es gleich zu sagen, fast immer die Tendenz der Selbstheilung verfolgen.

Die Sicherung der Existenz des Individuums und der Gattung ist das alle Einrichtungen und biologischen Betätigungen des Organismus beherrschende Prinzip. Nicht anders, wenn er unter krankhafte Bedingungen gerät: die Reaktionen, welche sich an die Einwirkung der Schädlichkeit anschließen, tragen den Charakter zweckmäßiger Abwehrbewegungen, dahin gerichtet, den krankhaft veränderten Zustand wieder in den normalen zurückzuführen, den Krankheitserreger zu vernichten oder durch Abkapselung usw. unschädlich zu machen, eventuell abgetötetes Gewebe aus dem Organismus auszuschalten. Dieses Verhalten kommt also darauf hinaus, daß die Schädigung zugleich die Ursache der Entfernung der Schädigung ist, oder wie E. Pflüger es umfassender als allgemein biologisches Prinzip ausdrückt: daß die Ursache des Bedürfnisses zugleich die Ursache der Befriedigung des Bedürfnisses ist, wobei er unter »Ursache des Bedürfnisses« »jeden veränderten Zustand der lebendigen Organismen, der im Interesse der Wohlfahrt des Individuums oder der Art in einen anderen Zustand übergeführt werden muß«, versteht.

In den Krankheitserscheinungen sind somit zwei in ihrem Charakter verschiedene Reihen von Bewegungen enthalten, von denen die eine der unmittelbaren Einwirkung der Schädlichkeit, die andere der abwehrenden Reaktion, dem Naturheilprozeß, entspricht. Die Erscheinungen der ersteren Reihe kann man als Läsion oder Krankheits-Affekt bezeichnen. Die einwirkende Schädlichkeit führt entweder zu einer einmaligen zeitlich begrenzten Läsion (z. B. Verletzung, Ätzung, Intoxikation) oder zu einem im Organismus längere Zeit bestehenden oder sich sogar fortentwickelnden Krankheitsaffekt (z. B. bakterielle Infektion, Fremdkörper usw.). Ferner kann die Schädlichkeit längere Zeit hindurch einwirken und so eine Summation von Krankheitsläsionen erzeugen. Der Naturheilprozeß wird sich einfacher gestalten bei den einmaligen, zeitlich begrenzten Läsionen, komplizierter bei den mehr dauernden Krankheits-

affekten, am kompliziertesten bei denjenigen Vorkommnissen, wo die krankmachende Schädlichkeit längere Zeit hindurch ein parasitäres Leben im Organismus führt.

Diese beiden im Krankheitsbilde vorhandenen Reihen von Krankheitsäußerungen spiegeln die im Organismus ablaufenden Krankheitsprozesse wieder, und die wissenschaftliche Therapie wird daher bestrebt sein müssen, auf die letzteren dadurch einen Einfluß zu gewinnen, daß sie den Krankheitsaffekt bekämpft, die Reaktionsbewegungen aber unterstützt. Voraussetzung ist hierbei, daß wir imstande sind, die beiden Reihen voneinander zu unterscheiden und speziell die Abwehrerscheinungen herauszuerkennen, was nicht immer hinreichend sicher gelingt. Gerade die neuere Immunitätsforschung und pathologische Physiologie läßt erkennen, wie unendlich fein die Arbeit des Organismus bei dem Kampfe gegen eingedrungene Krankheitsstoffe ist. Die Leistungen der Zellen in Anpassungen, Ausgleichungen, biologisch-chemischen Spaltungen und Synthesen, alles im Sinne der Erhaltung, sind so wunderbar und mannigfaltig, daß wir uns hüten müssen, mit grober Hand in das Getriebe einzugreifen und unsere Hilfen mit dem Respekt vor der Natur durchdringen müssen. Nur durch Benutzung der natürlichen Kräfte des Organismus können wir heilen. Gerade die höchste Leistung der modernen Medizin, welche der letzteren ein neues Gepräge gegeben, die Serumtherapie, ist am meisten der Natur abgelauscht, ahmt am vollkommensten den natürlichen Heilprozeß nach. Die Serologie hat der Therapie eine zu den größten Hoffnungen berechtigende Richtung im Sinne einer wahrhaft rationellen, naturgemäßen Heilkunde gegeben. Naturheilapostel, welche die Serumtherapie ablehnen, wissen offenbar gar nicht, was unter Naturheilprozeß zu verstehen ist.

Die Unterstützung des Naturheilprozesses geschieht in verschiedener Weise; so zunächst dadurch, daß man den Organismus unter möglichst günstige Bedingungen bringt (gute Pflege, Diät usw.) und so indirekt die Entfaltung des Selbstheilungsvorganges überhaupt fördert; ferner dadurch, daß man dem letzteren zu Hilfe kommt, wo er unzureichend ist oder über das Ziel hinausschießt oder den Körper gefährdet oder ganz ausbleibt. Dies alles kommt vor. Der Selbstheilungsvorgang ist unzureichend, entweder weil die zu bekämpfende Schädlichkeit so mächtig ist, daß sie eine natürliche Heilreaktion ausschließt, oder weil infolge von Erschöpfung, konstitutioneller oder auf Organerkrankung beruhender Schwäche die Heilreaktionen in ungenügender Weise ausgelöst werden; oder endlich, weil er in einem gewissen Stadium seiner Entwicklung auf Widerstände stößt, die ihn beschränken und verhindern, das Werk zu vollenden.

Daß die Reaktion auf Schädlichkeiten übermäßig stark wird und eine gewisse künstliche Hemmung erfahren muß, kommt nicht selten vor. Die Heilreaktion ist nicht die bewußte Handlung eines intelligenten Wesens, sondern besteht in einer Verknüpfung und Aneinanderreihung von einzelnen Abwehrbewegungen, die in physiologischen Gesetzmäßigkeiten begründet sind. Der Naturheilprozeß ist daher sozusagen blind, er verfolgt sein nächstes Ziel, ohne sich um die weiteren Konsequenzen zu kümmern; er kann sogar, indem er sich nicht hinreichend den Interessen des Gesamtorganismus anpaßt, diesen oder einzelne Teile desselben gefährden. So ist es z. B. eine Heilreaktion, wenn der Körper eingedrungene oder in ihm selbst entstandene Giftstoffe durch die Nieren ausscheidet, aber es kann dadurch zu einer Nierenerkrankung kommen. Ist die Lebensfähigkeit eines Gewebsteiles durch eine eingedrungene Schädlichkeit (Bakterien, Gifte) aufgehoben, so wird derselbe durch eine entzündliche Reaktion des umgebenden Gewebes ausgeschaltet, aber der entstandene Eiter kann sich einen Weg nach innen bahnen, sich in Körperhöhlen ergießen, die Wandung von Organen durchbohren usw. Die Therapie soll dem Werdegang des natürlichen Heilprozesses folgen, seine Mängel erspähen und ausgleichen, seine Gefahren abwenden, seine schädlichen Nebenwirkungen beseitigen, ihn dämpfen, wo er übermäßig, ihn verstärken, wo er unzureichend ist.

Auf solche Weise vermögen wir mittelbar auf die Krankheitsprozesse einzuwirken, und es ist kein Zweifel, daß diese alt-hippokratische Methode den Namen einer wissenschaftlichen Therapie verdient.

Aber nicht in dem Sinne, daß die Behandlung für jeden Fall als eine wissenschaftlich feststehende gegeben ist; es ist vielmehr viel Kunst dabei: die Kunst zu beobachten, die richtigen Momente zu erspähen,

die Chancen zu erfaſſen, die Wahl der Mittel der Situation anzupaſſen. Man wird beſtimmte wiſſenſchaftlich begründete Regeln immer nur für Krankheitsformen im allgemeinen oder für beſondere Typen von Krankheitsfällen aufſtellen können; niemals aber kann der individuelle Charakter des einzelnen Falles mit ſeinen Wechſelfällen und der Eigenart ſeines Verlaufes durch ſtreng wiſſenſchaftliche Regeln der Behandlung gefaßt werden.

Wo die Kunſt in der Therapie fehlt, läuft ſie ſtets Gefahr, dogmatiſch zu werden zum Schaden des unumgänglich notwendigen individualiſierenden Charakters der Behandlung. Die letztere darf ſich nicht einſeitig auf Regeln ſtützen, welche von dem einen oder anderen Krankheitsſymptom abgeleitet ſind, ſondern muß ſtets das geſamte Krankheitsbild und den Menſchen ſelbſt erfaſſen. Jeder Fall iſt ein Fall für ſich. An der dogmatiſchen Therapie erkennt man den talentloſen Arzt, an der Unkenntnis oder Verachtung der Wiſſenſchaft den Charlatan. Wiſſenſchaft und Kunſt in gegenſeitiger Ergänzung machen die ärztliche Behandlung.

Es iſt ſomit durchaus nicht wiſſenſchaftlich, wahllos alle Krankheitserſcheinungen zu bekämpfen. Es klingt wiſſenſchaftlich, iſt es aber nicht, ohne weiteres alle Symptome reduzieren zu wollen, Fiebermittel anzuwenden, wo die Temperatur des Blutes erhöht iſt, die Blutgefäße zu verengern, wo Hyperämie beſteht, zu erweitern, wo ſie zuſammengezogen ſind, den Blutdruck künſtlich zu erniedrigen, wo er erhöht iſt, zu kühlen, was ſich heiß anfühlt, uſw. Die Therapie läßt ſich eben nicht nach rein phyſiologiſchen Geſichtspunkten machen, ſondern letztere müſſen ſich der Erkenntnis der natürlichen Heilvorgänge unterordnen.

Nicht ſelten kommt es bei inneren Erkrankungen vor, daß die Vorausſetzung des natürlichen Heilprozeſſes ein operativer Eingriff, wie etwa die Entfernung einer inneren Eiteranſammlung oder einer inneren Geſchwulſt, bildet. Bei ſolchen Fällen iſt es von größter Wichtigkeit, den Sitz, die Natur und Ausdehnung der pathologiſch-anatomiſchen Veränderungen genau zu diagnoſtizieren und die Grenze der Selbſtheilungsmöglichkeiten klarzuſtellen.

Einen praktiſch bedeutſamen Teil der Krankenbehandlung bildet die ſogenannte ſymptomatiſche Therapie, welche weniger auf den Kern der vorliegenden Krankheit als vielmehr auf begleitende, den Kranken beſonders beläſtigende oder den Heilprozeß ſtörende Erſcheinungen gerichtet iſt, wie Schmerzen, Schlafloſigkeit, Appetitloſigkeit, Übelkeit u. a. m.

Gerade dieſe geſchieht nach wiſſenſchaftlich erprobten Erfahrungen. Sie hat für die Behandlung der Krankheit mittelbar große Bedeutung, indem ſie für die Erhaltung der Widerſtandsfähigkeit des Kranken ſorgt, ſeine Ausdauer und Energie ſtärkt, ſeine Leiden mildert und ſo dem natürlichen Heilprozeß zu Hilfe kommt.

Die Verhältniſſe liegen bei der ſymptomatiſchen Therapie einfacher, inſofern es ſich um die Einwirkung beſtimmter Mittel auf beſtimmte abgegrenzte Erſcheinungen handelt. Allein rein wiſſenſchaftlich iſt auch die ſymptomatiſche Behandlung nicht, denn ſonſt müßte die Heilwirkung mit geſetzmäßiger Sicherheit eintreten. Dies iſt aber nicht der Fall. Die nach wiſſenſchaftlichen Vorausſetzungen und Erfahrungen mit Sicherheit zu erwartende Wirkung kann völlig ausbleiben (z. B. diejenige eines Schlafmittels). Gerade bei der ſymptomatiſchen Therapie ſprechen ſeeliſche Einflüſſe mit, welche in der Perſönlichkeit des Kranken wie in derjenigen des Arztes gelegen ſind und ſich der wiſſenſchaftlichen Beſtimmung entziehen. Ferner die Eigenart der Konſtitution, die Gewöhnung an Arzneimittel u. a. m. Dazu kommt, daß die ſymptomatiſche Therapie keinen für ſich ſelbſtändigen Teil der Behandlung bilden darf, ſondern ſich der Geſamt-Therapie und der Rückſicht auf den natürlichen Heilprozeß unterordnen muß, da ſonſt unter Umſtänden Schädigungen erwachſen könnten. Die Wahl eines ſchmerzbetäubenden oder ſchlafmachenden Mittels wird nicht ohne Rückſicht auf den geſamten Krankheitszuſtand, die Beſchaffenheit des Herzens uſw. geſchehen dürfen. So läßt ſich alſo auch die ſymptomatiſche Therapie nicht ſtreng wiſſenſchaftlich faſſen, oder man müßte faſt ſo viel Regeln geben, wie es verſchiedene Krankheitsbilder gibt, ſondern Kunſt und ärztlicher Takt müſſen auch hier die Lücken des wiſſenſchaftlichen Gerüſtes ausfüllen.

Ein weiteres Poſtulat der wiſſenſchaftlichen Therapie iſt die wiſſenſchaftliche Feſtſtellung der Heilwirkung der Mittel.

Auch in dieser Beziehung sind bedeutende Fortschritte zu verzeichnen. Die Beziehungen zwischen chemischer Konstitution und physiologischer Wirkung sind klarer erkannt worden, was zur Auffindung und Darstellung einer großen Anzahl von wirksamen und therapeutisch brauchbaren Mitteln geführt hat. Die Pharmakologie und chemische Industrie ist ferner bemüht, die alten sogenannten galenischen Mittel durch Reindarstellungen der wirksamen Stoffe in konstanter und haltbarer Form zu ersetzen. Freilich schießt auch diese Tendenz über das Ziel hinaus, und geschäftliche Konkurrenz überschüttet uns mit einer Unzahl von gleichwertigen und zum Teil überflüssigen Präparaten, sowohl medikamentösen wie Nährpräparaten, aber es ist doch auch manche wertvolle Bereicherung des Arzneischatzes hierbei herausgekommen, und die Bewegung hat nebenher das Gute, daß sie die Ärztewelt zur dauernden Mitarbeit zwingt. Wer unter den Ärzten heute die Fortschritte der ärztlichen Technik, der Pharmakologie, der Serologie nicht mit verfolgt, wird bald von seinen Klienten aufgerüttelt werden. Freilich ist mehr als je Kritik und Vorsicht geboten.

Die Wirkung der Heilsera und antibakteriellen Stoffe ist in der gegenwärtigen Epoche der Medizin eingehend und mit Erfolg studiert worden. Auch der Erforschung der physiologischen Wirkungen der physikalischen Heilmethoden hat man sich, seitdem die Schulmedizin angefangen hat, die früher geübte Vernachlässigung derselben wieder gutzumachen, mit Eifer zugewandt.

Die wissenschaftliche Feststellung der Heilwirkung eines Mittels stützt sich zunächst auf die Prüfung der physiologischen Wirkung desselben im Tierversuch, bzw. auch am gesunden Menschen.

Man ist jetzt imstande, gewisse Wirkungen schon aus der chemischen Konstitution der Stoffe voraussagen zu können und planmäßig Substanzen von bestimmten physiologischen Wirkungen chemisch herzustellen. Aber Enttäuschungen sind nicht selten; Mittel, deren Anwendung nach ihrer physiologischen Wirkung sehr rationell erscheint, versagen bei ihrer therapeutischen Anwendung zuweilen; die Physiologie des kranken Organismus ist eben noch komplizierter als die des gesunden, und es kann vorkommen, daß die gewünschte, bzw. auch erzielte physiologische Wirkung doch nicht in den Naturheilprozeß paßt. Die Physiologie des kranken Organismus bildet das Forschungs- und Arbeitsgebiet der experimentellen Pathologie und pathologischen Physiologie. Auch die Wirkung der Mittel und sonstigen therapeutischen Maßnahmen sollte nach Möglichkeit nicht bloß an gesunden, sondern auch an kranken Tieren geprüft werden. Auf dem Gebiete der Infektionskrankheiten geschieht dies in weitem Maßstabe. Man hat neuerdings mit besonderem Erfolge Affen zum Versuch herangezogen. Aber weder die zufällig vorkommenden noch die experimentell erzeugten Tierkrankheiten gleichen den menschlichen Erkrankungen. Auch die Veterinärmedizin leistet für die menschliche Pathologie und Therapie nicht so viel, wie man a priori erwarten sollte.

Die Krankheit besteht ja eben darin, daß die Lebensprozesse unter abnormen Bedingungen vor sich gehen. Die Krankheitserscheinungen sind im wesentlichen eine Reihe von biologischen Vorgängen und Veränderungen, welche durch die Reaktion des betreffenden Organismus auf die Schädlichkeit ausgelöst werden. Sie werden also nicht allein durch letztere, sondern durch die aktiven Lebensprozesse des Organismus selbst bestimmt, sind somit nicht allein von Gattung und Art, sondern schließlich sogar vom Individuum und seiner speziellen Konstitution abhängig. Die Bedingungen des erkrankten menschlichen Organismus können daher durch das wissenschaftliche Experiment, bzw. durch Tierbeobachtung nie in genau gleicher, im besten Falle in ähnlicher Weise hergestellt werden — wobei noch nicht einmal das der menschlichen Pathologie eigne seelische Moment in Rechnung gestellt ist.

Die Erfahrung spricht daher immer das entscheidende Wort, und es kann nicht bestritten werden, daß sie auch ohne physiologisch-experimentelle Grundlage viel leisten kann. Eine Reihe wirksamer Mittel stammt aus alter Zeit, wo noch keine wissenschaftliche Forschung außer der Erfahrung existierte, bzw. aus der Volksheilkunde. Die hippokratische Therapie war trotz der höchst mangelhaften Diagnostik, der äußerst dürftigen anatomisch-physiologischen und des gänzlichen Fehlens pathologisch-anatomischer Kenntnisse immerhin eine beachtenswerte. Es gibt eine Anzahl von wirksamen Mitteln und Ver-

ordnungen, welche rein empirisch gefunden sind, während die wissenschaftliche Begründung ihrer Wirkung nachgehinkt hat oder jetzt noch aussteht oder zweifelhaft ist (Quecksilber, Chinin, Jod u. a.).

Andrerseits entbehrt die Erfahrung am Krankenbett ohne pathologisch-physiologische Grundlage einer wesentlichen Stütze. Bei der entscheidenden Bedeutung der Erfahrung muß die wissenschaftliche Therapie fordern, daß auch die Erfahrung am kranken Menschen eine wissenschaftlich begründete ist. Es ist nun nicht leicht, den therapeutischen Erfahrungen wissenschaftliche Sicherheit und Beweiskraft zu geben. Es ist bekannt, daß gerade die ärztliche Erfahrung vielfach einen persönlichen und subjektiven Charakter hat und weitgehende Divergenzen hervortreten läßt. Eine von einzelnen Fällen abgeleitete Erfahrung ist stets trügerisch, denn sie gilt eben nur für die Bedingungen, unter welchen sie gewonnen wurde.

Um zu sicheren Schlüssen bezüglich der Wirksamkeit eines Mittels zu gelangen, bedarf man gleichartiger Bedingungen. Die Krankheitsfälle sind aber untereinander sehr ungleich, und selbst bei derselben Krankheitsform ist der Verlauf ein verschiedener. Dazu kommt, daß bei ein und demselben Krankheitsfall die Wirkung eines Mittels je nach dem Stadium der Krankheit verschieden ausfallen kann. So schwankt die fieberwidrige Wirkung des Chinins beim Unterleibstyphus, bei welchem dieses Mittel früher viel verordnet wurde, trotz gleicher Dosis nicht bloß nach dem Stadium der Erkrankung, sondern auch nach der Tageszeit; und außerdem treten noch individuelle Einflüsse hervor.

Infolge der Ungleichartigkeit der einzelnen Krankheitsfälle sind große Zahlenreihen vonnöten, wobei aber jede Einzelbeobachtung genau kritisiert sein muß, und welche voraussetzungslos beurteilt werden müssen. Etwaige Heilerfolge dürfen nicht nach einzelnen Krankheitserscheinungen, sondern nach dem gesamten Krankheitsbilde beurteilt werden, und man darf sich nicht durch Augenblickserfolge blenden lassen, sondern muß die Fälle lange Zeit hindurch, unter Umständen jahrelang beobachten, ehe man ein definitives Urteil abgibt.

Die größte Schwierigkeit bereitet die Frage nach dem wirklichen ursächlichen Zusammenhange zwischen Mittel und scheinbarer Wirkung. Um diese zu entscheiden, müßte man stets mit Bestimmtheit sagen können, wie der Krankheitsverlauf ohne die Anwendung des Mittels sich gestaltet hätte. Dies ist aber begreiflicherweise nur möglich, wenn durch Erfahrungen an entsprechenden nichtbehandelten Krankheitsfällen der natürliche unbeeinflußte Krankheitsverlauf hinreichend bekannt und festgestellt ist; und auch wenn diese Bedingung erfüllt ist, sind Deduktionen von ähnlichen Fällen auf den vorliegenden besonderen Fall bedenklich.

Da nun dort, wo eine ärztliche Beobachtung stattfindet, im allgemeinen auch eine mehr oder weniger eingreifende Behandlung angewendet wird, so ist es gar nicht so leicht, den natürlichen Verlauf der Erkrankungen kennen zu lernen. Diese Schwierigkeit erscheint noch größer, wenn man erwägt, daß der Verlauf der Krankheiten ein sehr individueller ist, und daß wir also eine sehr große Anzahl von Fällen derselben Erkrankung, unbeeinflußt von Heilmitteln, beobachten müßten, um den Verlauf der Krankheit in ihren mannigfachen Spielarten kennen zu lernen. Erst dann hätten wir eine wirklich wissenschaftliche Grundlage für die Beurteilung der Erfolge unserer Mittel. Auf dem Gebiete der inneren Medizin ist nun diese Forderung durchaus nicht immer erfüllt. Wir verdanken es der Epoche des therapeutischen Skeptizismus, bzw. Nihilismus, daß wir auf Grund sorgfältiger Beobachtungen über den Verlauf der Erkrankungen orientiert sind. Auch die rein homöopathische Behandlung gilt in den Augen der wissenschaftlichen Medizin als eine so unwirksame, daß man die so behandelten Krankheitsfälle als Paradigmata des natürlichen unbeeinflußten Krankheitsverlaufes ansehen kann. Immerhin sind unsere Kenntnisse bezüglich dieses äußerst wichtigen Punktes keine hinreichend vollkommenen, woraus es sich erklärt, daß die Erfahrungen über die Wirkung von Heilmitteln oft so sehr divergieren: es sind eben die Verschiedenheiten des natürlichen Krankheitsverlaufes, welche nicht selten fälschlich auf Rechnung des angewendeten Mittels gesetzt werden. Ein besonders wichtiger Punkt ist der Einfluß guter Pflege, Diät und aller sonstigen optimalen Bedingungen auf den natürlichen Krankheitsverlauf. So sehen wir z. B. an den günstigen Erfolgen der modernen Tuberkulose-Behandlung, wieviel gute Luft

Diät, Ruhe, Pflege, Abhärtung vermag, um auch ohne Anwendung beſonderer Medikamente die Krankheit günſtig zu geſtalten. Erſt auf ſolcher Baſis ſollte die Einwirkung der Heilmittel geprüft werden. Wenn ein Kranker aus einem ungünſtigen Milieu in gute Pflege kommt und nun gleichzeitig allerlei Verordnungen auszuführen hat, ſo iſt es unmöglich, den Anteil, welchen dieſe an der etwa eintretenden Beſſerung haben, feſtzuſtellen. Auch heute noch und immer wieder werden in der mediziniſchen Literatur dieſe Momente von manchen Autoren nicht hinreichend gewürdigt.

Die Schwierigkeit der Beurteilung wächſt dadurch noch, daß ſehr häufig nicht ein einziges Mittel, ſondern mehrere therapeutiſche Maßnahmen gleichzeitig oder folgeweiſe angewendet werden.

Endlich ſei darauf hingewieſen, daß die anſcheinend körperliche Wirkung der Mittel zum Teil auf pſychiſchem Wege vermittelt iſt und weniger dem Mittel als ſolchem als den mit der Verordnung verknüpften Umſtänden oder durch die Verordnung herbeigeführten Stimmungsveränderungen zuzuſchreiben iſt.

Gerade die Tendenz zur Selbſtheilung der Krankheiten bietet eine weſentliche Schwierigkeit für die Sammlung wiſſenſchaftlich begründeter Erfahrungen über die Heilwirkung der Mittel und ſonſtigen therapeutiſchen Maßnahmen.

Man kann im Verlauf der Krankheiten zwei Phaſen unterſcheiden, die allerdings nicht immer beide vorhanden und, wenn ſie vorhanden, nicht immer als ſolche deutlich erkennbar, bzw. abgrenzbar ſind; die eine geht ſo weit, wie die Selbſtheilung reicht; die zweite beginnt dort, wo die Selbſtheilungstendenz inſuffiziert wird, auf Widerſtände und Hemmungen ſtößt uſw. Die Wirkſamkeit der angewendeten Mittel kann erſt in dieſer zweiten Phaſe erkannt werden, während die erſte Phaſe überhaupt keiner eingreifenden Behandlung bedarf; vielmehr wird hier jedes Mittel, vorausgeſetzt daß es unſchädlich iſt, einen ſcheinbaren Erfolg haben können. Dies iſt denn auch der Grund, weshalb ſo oft von himmelweit verſchiedenen Behandlungsarten und auch von ſolchen, denen eine ernſtliche Einwirkung überhaupt nicht zugeſprochen werden kann, gleich günſtige Erfolge gerühmt werden. Andererſeits beſteht durchaus die Möglichkeit, daß die Anwendung gewiſſer Mittel in der erſten Phaſe dahin wirkt, daß die zweite Phaſe unterbleibt, d. h. daß den Schwierigkeiten, welche ſich ſonſt dem Naturheilprozeß entgegenſtellen würden, vorgebeugt wird. Aber es wird ſchwer ſein, über dieſe verwickelten Dinge Gewißheit zu erlangen, und nur große Zahlenreihen können ſolches entſcheiden.

Angeſichts dieſer großen Schwierigkeiten, der ärztlichen Erfahrung eine wiſſenſchaftliche Sicherheit zu geben, wird immer mehr eine Organiſation zur Löſung therapeutiſcher Fragen anzuſtreben ſein. Die Kliniken, Krankenhäuſer, Polikliniken laſſen ſich zwar die Prüfung der Arzneimittel und ſonſtigen Heilmethoden angelegen ſein, aber es fehlt doch ſehr an einem planmäßigen Zuſammenarbeiten in großem Stil. Die Publikationen ſind in einer großen Zahl von Zeitſchriften verſtreut, Wertvolles und Wertloſes durcheinander, oft nach ſo verſchiedenen Geſichtspunkten bearbeitet, daß eine Vergleichung unmöglich iſt. Fortwährend tauchen neue Mittel und Präparate auf; ſtets finden ſich nach ſchnell abſolvierter Prüfung einige anerkennende Urteile, und noch ehe eine auf ſorgfältiger Beobachtung beruhende Kritik einſetzt, finden ſie ihren Weg in die Praxis, oft unter dem Druck der Reklame, welche den Arzt zwingt, dem Neues begehrenden Publikum zu verordnen, was öffentlich angeprieſen wird. So herrſcht denn zurzeit geradezu ein Chaos in dem Gebrauche von modernſten Arzneimitteln, Nährpräparaten und phyſikaliſchen Prozeduren.

Eine Organiſation der kliniſchen Prüfung alter und neuer Mittel, beſtehend in planmäßiger Verteilung der Arbeit bei kritiſcher Sichtung nach vereinbarten Grundſätzen und in einer gemeinſamen einheitlichen Publikation des Materials und der Ergebniſſe, könnte hier manches Gute ſtiften und eine Grundlage wiſſenſchaftlicher Erfahrung ſchaffen. Manche Einzel-Erfahrung, die ſonſt verloren geht, könnte ſo verwertet, der Einzelarbeit durch Einpaſſung in das gemeinſame Werk erhöhte Bedeutung verliehen, Unkritiſches ausgeſchaltet werden. Der individuellen Arbeit der Berufenen und geiſtigen Führer brauchte dadurch kein Abbruch zu geſchehen. Man hat dieſen Weg der Sammelforſchung ſchon hier und da beſchritten. Die Tuberkuloſe- und Krebsfrage iſt durch große Or-

ganisationen in Angriff genommen worden; die Berliner medizinische Gesellschaft hat eine Sammelforschung über die Behandlung der Blinddarmentzündung veranſtaltet. Gerade die große Gefahr einer fehlerhaften Statiſtik, große Zahlen auf falscher Grundlage und mit ungenügender Prüfung der Einzelfälle, könnte durch die gemeinsame Arbeitsorganisation vermieden werden.

Unsere Erörterung läßt erkennen, daß die menschliche Krankheitslehre noch weit davon entfernt iſt, im Sinne der exakten Naturforschung durchgearbeitet zu sein. Ja, wahrscheinlich wird die exakte, d. h. pathologisch-anatomische, pathologisch-physiologische, allgemein-biologische, ätiologische Forschung niemals imſtande sein, das Gebiet der klinischen Medizin vollſtändig zu erschöpfen. Die konſtitutionellen, psychologischen, überhaupt individuellen Faktoren werden sich nie in wissenschaftliche Formeln kleiden lassen; es wird in der verwickelten Mannigfaltigkeit der Krankheitserscheinungen ſtets ein Reſt bleiben, bei welchem die kausalen Beziehungen wissenschaftlich nicht erweislich sind. Wenn der Arzt sich in seiner Auffassung der Krankheitserscheinungen und ihrer Beziehungen sowie in seinem therapeutischen Handeln nur von dem wissenschaftlich Bewiesenen leiten läßt, so wird er nie der Ganzheit der Erscheinungen gerecht werden; er muß vielmehr ſtets mit unbewiesenen Möglichkeiten rechnen, die Wahrscheinlichkeiten abwägen, Zusammenhänge kombinieren.

Es geht daraus hervor, daß es eine Therapie als reine Wissenschaft nicht geben kann und nie geben wird; sie wird vielmehr ſtets gleichzeitig Kunſt sein müssen. Trotzdem muß es unser Beſtreben sein, die Therapie nach Möglichkeit zu einer wissenschaftlichen zu geſtalten. Die wesentliche Voraussetzung hierfür iſt die Sicherheit der Diagnose, die Erkenntnis der Ursachen und des Wesens der Krankheitsprozesse, die Feſtſtellung des natürlichen Verlaufes der Krankheiten und der Natur der Selbſtheilungsvorgänge, die Prüfung der Wirksamkeit der Mittel und kritische Sichtung der Erfahrungen am Krankenbett. Für all diese Faktoren dürfen wir einer zunehmenden Vervollkommnung durch die mächtig fortschreitende Wissenschaft gewärtig sein.

Der Schuldbegriff im „Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch".

Von Auguſt Messer, Professor an der Universität Gießen.

In dem »Entwurf« zeigt sich das Beſtreben, die grundlegenden Begriffe genau zu definieren. Gleichwohl fehlt eine allgemeine Begriffsbeſtimmung von »Schuld«. Wenigſtens wird nicht der Inhalt des Begriffes angegeben, sondern nur der Begriffsumfang wird beſtimmt. Als die zwei Formen oder Arten der Schuld werden nämlich genannt »Vorsatz« und »Fahrlässigkeit«. Von diesen Begriffen sind nun allerdings Definitionen gegeben, und die dem »Entwurf« beigefügte »Begründung« sucht diese zu erläutern und zu rechtfertigen. Diese Ausführungen sollen hier näher betrachtet werden; sie bieten auch dem Nichtjuriſten vieles, was unter psychologischem und ethischem Gesichtspunkt von Interesse iſt. Sie werden aber auch eine Beantwortung der Frage ermöglichen, ob sich aus den Definitionon der zwei Schuldarten eine allgemeine Begriffsbeſtimmung von »Schuld« gewinnen läßt.

Die Erklärung der erſten Schuldart, des »Vorsatzes« gibt der erſte Absatz des § 59. Er lautet: »Vorsätzlich handelt, wer die Tat mit Wissen und Willen ausführt.« Die »Begründung« bemerkt dazu: »Der ‚Wille' bezieht sich auf die ganze Handlung, einschließlich des etwa zu ihrem Tatbeſtande gehörigen besonderen Erfolges, das ‚Wissen' erſtreckt sich auf alle die einzelnen Tatumſtände, die zum gesetzlichen Tatbeſtande gehören.« Vom psychologischen Standpunkt wäre dazu zu bemerken, daß man zweckmäßigerweise den Ausdruck »Willen« im eigentlichen Sinne auf solche Vorgänge einschränken wird, mit und in denen ein Wissen des Gewollten gegeben iſt. Wer »will«, will »etwas«. Dieses Etwas muß gewußt sein; dieses Wissen kann sehr verschiedene Grade der Beſtimmtheit und Sicher-

heit haben, aber von einem »blinden« Willen zu reden, der jedes »Wissens«-Momentes entbehrte, wäre nach dem hier gewählten Sprachgebrauch (der auch in der wissenschaftlichen Psychologie sich allmählich durchsetzt) ausgeschlossen. Da er freilich noch nicht allgemein angenommen ist, so wird man es nicht für ganz überflüssig erklären dürfen, wenn es in der »Begründung« weiter heißt: »Beides — Wissen und Willen — müssen vereint vorhanden sein, das eine oder das andere genügt nicht.« Allerdings ist es ganz selbstverständlich, daß das »Wissen« für sich nicht genügt; denn das Strafgesetzbuch hat ja »Handlungen« zum Gegenstand, und Handlung ist gewolltes Tun. Wenn andererseits das Vorkommen eines bloßen Wollens ohne Wissen als möglich vorausgesetzt wird, so verrät dies, daß die Verfasser des Entwurfs sich dem oben empfohlenen Sprachgebrauch noch nicht angeschlossen haben. Oder liegt nicht nur ein Unterschied des Sprachgebrauchs vor? Gleich darauf heißt es nämlich, daß der Wille durch das Wissen »bedingt« sei. Sollte bei dieser Formulierung nicht die populäre »Vermögens«psychologie mitgewirkt haben, die die seelischen Vorgänge auf verschiedene, relativ selbständige Vermögen verteilt, die nun wie besondere Mächte aufeinander wirken. Jedenfalls darf das Wissen, das in jedem Wollen enthalten ist (als Vorstellung seines Gegenstands), nicht als eine kausale »Bedingung« dieses Wollens gefaßt werden.

Psychologisch einwandsfrei scheint es mir dagegen zu sein, wenn die »Begründung« weiter ausführt, es gebe verschiedene Grade des Wissens, unter denen das gewiß Wissen (Überzeugtsein), das für wahrscheinlich oder nicht für unwahrscheinlich Halten und das für möglich Halten zu nennen seien. Auch beim Wollen könnten verschiedene Grade angenommen werden: es kann gerade eine bestimmte Wirkung bezwecken (»beabsichtigen«), es kann einfach auf ihre Hervorbringung gerichtet sein, es kann die Wirkung aber auch lediglich »billigen« oder gar nur bewußt »in Kauf nehmen«. Hier kommt die psychologische Tatsache in Betracht, daß auch »Unerwünschtes« »gewollt« werden kann, wenn es nämlich mit dem, was wir unmittelbar wünschen und wollen, notwendig zusammenhängt oder unerläßliches Mittel zu seiner Verwirklichung ist. Auch der Sprachgebrauch dürfte dem nicht entgegenstehen, derartiges als »gewollt« zu bezeichnen.

Daß nun die höchsten Grade des Wissens und Wollens das »Überzeugtsein« und die »Absicht« zum »Vorsatz« zu rechnen seien, wird mit Recht als selbstverständlich hingestellt. Aber diese seien, bemerkt die »Begründung«, im wirklichen Leben nicht allzu häufig vorhanden und noch seltener genügend zu beweisen. Bei den Verbrechen gegen das Leben könne zwar aus den Umständen der Handlung oft auf das Bewußtsein des Täters, er werde wahrscheinlich töten, nicht aber auf seine bestimmte Absicht zu töten geschlossen werden; ferner könne bei einem Widerstand gegen die Staatsgewalt der Täter von der Beamteneigenschaft des angegriffenen Beamten vielleicht keine sichere Überzeugung haben, sie jedoch als wahrscheinlich voraussetzen (oder nur das letztere könne ihm nachgewiesen werden). »Wollte man«, fährt die »Begründung« fort, »die so Handelnden, die alle auf die ihnen bewußte, naheliegende Gefahr der Verwirklichung des strafbaren Tatbestandes hin handeln, nicht als vorsätzliche, sondern nur als fahrlässige Gesetzesverletzer behandeln, so würde man die Volksanschauung über das, was recht und billig ist, verletzen und das Strafrecht geradezu lähmen und zur Erfüllung seiner Aufgaben zum Schutze der Gesellschaft unfähig machen.« Es erscheine darum »sowohl innerlich gerechtfertigt, wie kriminalpolitisch notwendig, auch die niederen Grade des Wissens und Wollens in gewissem Umfange in den Vorsatz einzubeziehen. Es gilt dabei, einerseits nicht den Schutz der Gesellschaft, andererseits nicht die Interessen des einzelnen Beschuldigten und damit den Gerechtigkeitssinn des Volkes zu verletzen. So bestimmt denn der Absatz 2 des § 59: »Wissen und Wille des Täters liegen auch dann vor, wenn er alle zum gesetzlichen Tatbestande der strafbaren Handlung gehörigen tatsächlichen Umstände als nicht unwahrscheinlich vorhanden und, soweit zu dem gesetzlichen Tatbestand ein bestimmter Erfolg gehört, diesen als nicht unwahrscheinlich eintretend ansieht«.

Damit nimmt der Entwurf auch Stellung zu dem vielumstrittenen Begriff des sogenannten Dolus eventualis. Er erkennt ihn an, schränkt aber seinen Bereich ein. Bisher

hat die Rechtsprechung überwiegend ihn nicht bloß da angenommen, wo ein Erfolg oder ein Tatumftand als »nicht unwahrscheinlich« angesehen wurde, sondern auch da, wo ein solcher dem Täter bloß als »möglich« erschien. Diese letzten Fälle werden jetzt aus dem Gebiet des Vorsatzes in das der (bewußten) Fahrlässigkeit verwiesen. Dem psychologischen Tatbeftand wird dies freilich nicht gerecht, denn auch ein bloß als »möglich« vorgeftellter Erfolg kann doch »gewollt« werden, womit »dolus« gegeben ift. Die »Begründung« tröftet sich damit, daß es sich hierbei meift um Grenzfälle handle, bei denen es zweifelhaft sein könne, »ob die Rücksicht auf den Schutz der Gesellschaft die Strafe noch erfordert«. Jedenfalls ift es zu begrüßen, daß damit die Möglichkeit, Dolus eventualis anzunehmen, wesentlich eingeschränkt ift. Damit ift eine Quelle für Klagen über parteiische Juftiz verftopft. Als Wegweiser für die Entscheidung über das Vorliegen des Eventualdolus hat die von R. Frank aufgeftellte Formel am meiften Geltung erlangt, die besagt: »Die Voraussicht eines Erfolgs als eines möglichen erfüllt den Begriff des ‚Vorsatzes' nur dann, wenn die Voraussicht desselben als eines gewissen den Handelnden nicht abgehalten hätte.« Damit läuft die Erwägung des Richters aber auf die Frage hinaus: Ift es dem Angeschuldigten zuzutrauen, daß er auch bei beftimmtem Vorauswissen gehandelt hätte. Daß sich aber bei dem Urteil darüber, was einem Menschen zuzutrauen sei, leicht Sympathien und Antipathien, die das Äußere und das Auftreten des Angeklagten wachrufen, ferner Vorurteile politischer, religiöser, gesellschaftlicher Art unvermerkt geltend machen, das bedarf keines besonderen Beweises.

Aber nicht bloß beschränkt wird durch § 59 die Möglichkeit, »Vorsatz« anzunehmen, sie wird zugleich auch nach anderer Richtung erweitert. Denn Vorsatz liegt nach ihm stets vor, wenn der Täter sich des Erfolges oder des Tatumftandes als eines nicht unwahrscheinlichen im Augenblick der Handlung bewußt war. Den Verfassern ist es nicht entgangen, daß der Entwurf hier ftrenger ist als die bisherige Rechtsprechung über den Dolus eventualis. Denn während diese einen besonderen Nachweis als erforder[illegible]ah, daß der betreffende Erfolg oder [illegible] »innerlich gebilligt« (»in den Willen aufgenommen«) worden sei, erklärt der Entwurf einen solchen Nachweis für unnötig. Die psychologische Begründung, die dafür gegeben wird, kann ich nicht als ftichhaltig anerkennen. Es wird einfach behauptet, daß der Täter, wenn er sich des Erfolges oder des Tatumstandes als eines nicht unwahrscheinlichen bewußt war, immer diesen »gewollt« haben müsse, sonst hätte er nicht gehandelt. Diese Behauptung gewinnt dadurch nicht an Gültigkeit, daß sie in verschiedenen Wendungen wiederholt wird. Ein Chirurg kann den Tod eines Patienten infolge einer Operation als »nicht unwahrscheinlich« ansehen, er »will« ihn aber nicht, wenn er trotzdem die Operation vornimmt. Und wer mit höchster eigener Gefahr einen anderen zu retten sucht, »will« der etwa sein eigenes Verderben?

Übrigens dürfte nicht in jener anfechtbaren phychologischen Behauptung der eigentliche Grund für die Ausdehnung des »Vorsatz«-Bereiches durch den § 59 liegen, sondern in den Beweisschwierigkeiten, die entftehen, wenn es notwendig ift, eine besondere eventuelle Aufnahme in den Willen feftzuftellen. »Denn in der sehr großen Mehrzahl der Fälle«, heißt es in der »Begründung«, »sind zum Beweise dieses Willens andere Tatschen nicht vorhanden, als die, welche auf jenes Bewußtsein (nämlich: das »für nicht unwahrscheinlich Halten«) schließen lassen. Genügen diese — wie die Praxis jetzt in der Regel verfährt —, dann ift die Feftftellung der Aufnahme in den Willen eine leere Formalität, an der sich aber mancher peinlich gewissenhafte Richter ftoßen und zur Freisprechung gelangen wird, während andere in gleichen Fällen verurteilen. Oder sie genügen nicht, sondern es sind noch andere Nachweise für den Willen erforderlich, dann wird das Strafrecht in weitem Umfange versagen, weil solche Beweise nicht zu führen sind.« Ob der praktische Vorteil, der unzweifelhaft aus dieser Vereinfachung der Beweisführung erwächft, groß genug ift, um über die entgegenftehenden phychologischen und ethischen Bedenken hinwegzusehen, wage ich als juriftischer Laie nicht zu entscheiden. In welchem Umfang übrigens die Beftimmung des § 59 Anlaß geben kann, Vorsatz da anzunehmen, wo er tatsächlich nicht vorliegt, das wird von der Interpretation des Begriffs »als nicht unwahrscheinlich

ansehen« abhängen. Dieser Grad des Wissens soll ja nach der »Begründung« stets den Vorsatz einschließen. Wann ist er als vorhanden vorauszusetzen? Von Bedeutung ist da folgende Bemerkung: »Der Täter, der im Augenblick der Handlung . . . für nicht unwahrscheinlich hielt, könnte nur dann nicht gewollt haben, wenn im gegebenen Falle besondere Umstände vorlagen, auf Grund deren er annahm, die an sich nahe liegende Tatsache oder Folge werde im gegebenen Falle nicht vorhanden sein oder nicht eintreten. Dann aber hätte er sie gerade in diesem Falle . . . für unwahrscheinlich gehalten, und die Regel des Abs. 2 fände gar keine Anwendung, sondern es läge Vorsatz nicht vor.« Ebenso soll der Umstand, daß ein Täter bei der Tat Vorkehrungen gegen das Eintreten eines Erfolges trifft, beweisen, daß er den Eintritt desselben »für unwahrscheinlich« hielt. Danach genügt es, wenn der Täter irgend einen Grund hatte, den betr. Tatumstand oder Erfolg für unwahrscheinlich zu halten oder den letzteren für abwendbar anzusehen, um ihn nicht als dolos, sondern als fahrlässig Handelnden erscheinen zu lassen. Läßt die Rechtsprechung sich von derartigen Erwägungen leiten, so dürfte der Gefahr einer übermäßigen Annahme von dolus vorgebeugt sein; freilich dürfte dieser auch in solchen Fällen nicht angenommen werden, wo der Täter ohne besonderen Grund den Gedanken an den nicht unwahrscheinlichen Tatumstand oder Erfolg sich lediglich aus Leichtsinn bei der Tat »aus dem Kopf schlägt«.

Ehe ich zum Begriff der »Fahrlässigkeit« übergehe, sei hier noch eine logische Bemerkung gestattet. Zweimal betont die »Begründung«, der sogenannte dolus eventualis sei nicht als eine Unter- oder Abart des eigentlichen dolus, sondern nur als eine Eigenschaft des letzteren (»als eine allgemeine Wesenseigenschaft des Vorsatzes«) anzusehen. Wenn aber »Wissen« und »Willen« als allgemeine Merkmale des Vorsatzes bezeichnet und diese Merkmale nach dem Grade der Sicherheit eingeteilt werden, so ergeben sich eben »Unterarten« des allgemeinen Dolusbegriffs. Neben dem Dolus, bei dem das Wissen den Grad völliger Sicherheit hat, steht derjenige, bei dem es nur den Grad der Wahrscheinlichkeit hat, und der letztere ist nach dem »Entwurf« und seiner »Begründung« der dolus eventualis.

Die Begriffsbestimmung der zweiten Schuldart, der »Fahrlässigkeit« gibt der § 60 des Entwurfs: »Fahrlässig handelt, wer die Tat zwar nicht mit Vorsatz, jedoch aus Mangel an derjenigen Aufmerksamkeit ausführt, zu welcher er nach den Umständen und nach seinen persönlichen Verhältnissen verpflichtet und imstande ist.« In der »Begründung« wird ausgeführt, daß diejenigen schuldhaften Handlungen (oder Unterlassungen) als fahrlässig bezeichnet werden müssen, die nicht vorsätzlich verübt sind, aber dennoch wegen Vernachlässigung einer Vorsichtspflicht noch als schuldhaft erscheinen. Diese Pflicht selbst kann auf gesetzlichen Normen jede Art, einschließlich polizeilicher Vorschriften, Dienstinstruktionen, Arbeitsordnungen, Verträgen usw. beruhen, aber auch auf Verkehrssitten (z. B. des nach rechts oder links Ausbiegens für sich begegnende Fuhrwerke).

Bei der Beurteilung, ob eine Handlung fahrlässig sei, ist in der bisherigen Rechtsprechung vielfach von demjenigen Maß von Vorsicht und Überlegung ausgegangen worden, das von einem »normalen Menschen« verlangt werden könne. Die Wissenschaft hat diesen Standpunkt als verfehlt bezeichnet, und ihr schließt sich der »Entwurf« an, wenn er als strafbare Fahrlässigkeit nur diejenige pflichtwidrige Unaufmerksamkeit ansieht, die der Täter nach seinen persönlichen Verhältnissen vermeiden konnte.

In der Hauptsache bleibt aber der Begriff der Fahrlässigkeit unverändert, jedoch wird er erweitert auf diejenigen Fälle des dolus eventualis, »in denen der Täter einen Erfolg oder einen Umstand nur als möglich, wenn auch unwahrscheinlich, ansah«. Damit wird, so betont die »Begründung«, für die »bewußte Fahrlässigkeit« ein bestimmtes Gebiet geschaffen, aber »kein Zwischengebiet und kein Mittelding, sondern es handelt sich auch hier um echte Fahrlässigkeit«. Dabei ist aber außer acht gelassen, daß auf diese Fälle des dolus eventualis die Definition der Fahrlässigkeit, daß dabei »nicht mit Vorsatz« sondern »aus Mangel an der (pflichtmäßigen) Aufmerksamkeit« gehandelt werde, nicht paßt. Denn in diesen Fällen ist einerseits »Vorsatz« gegeben, andererseits braucht die geforderte Aufmerksamkeit nicht zu fehlen. Der Täter ist sich des strafrechtlich bedeutsamen Um-

ſtandes oder Erfolges bewußt, da er ihn aber bloß für möglich, nicht für gewiß oder wahrscheinlich hält, so handelt er doch. Es mag aus praktischen Gründen (wie oben gezeigt) rätlich sein, derartige Fälle von Eventualdolus in bezug auf die Strafbemessung den Fahrlässigkeitsdelikten gleichzuſtellen, nur sollte man sich bewußt bleiben, daß dies lediglich aus praktischen Gründen geschieht, und man sollte die logische Richtigkeit und Genauigkeit der Begriffsbeſtimmung, die doch einen Hauptvorzug der Jurisprudenz ausmacht, nicht dadurch beeinträchtigen lassen.

Bei dieser Wertschätzung korrekter Definitionen muß es natürlich auch für die Rechtswissenschaft ein wichtiges Anliegen sein, zu einer haltbaren Beſtimmung des allgemeinen Schuldbegriffs zu gelangen. Läßt sich nun eine solche aus den im »Entwurf« gegebenen Definitionen der zwei Schuldarten ableiten? Dies kann nur so geschehen, daß wir die beiden Begriffsbeſtimmungen auf die ihnen gemeinsamen Merkmale prüfen. Deren findet sich aber nur eines: daß nämlich jemand »eine Tat ausgeführt hat«, natürlich (wie aus dem ganzen Zusammenhang zu entnehmen iſt) eine vom Gesetz als ſtrafbar bezeichnete Tat. Wollte man lediglich dies als Inhalt des allgemeinen Schuldbegriffs auffassen, so würde dieser etwas rein Objektives, nicht ein psychisches Moment an dem handelnden Subjekt bezeichnen und bewerten. Aber das wäre nicht im Sinne der juriſtischen Wissenschaft; sie sieht in der Schuld eine psychische, d. h. eine Bewußtseinsbeziehung des Handelnden zur Tat, eine Beziehung, die zugleich ethisch gewertet wird, nämlich als tadelhaft oder gar schändlich gilt. Ohne eine solche Bewußtseinsbeziehung zur Tat, ohne ein Wissen und Wollen oder wenigſtens ein Wollen trotz Wissens um Strafbarkeit oder Gefährlichkeit läge ja auch keine »Handlung« vor.

Auch der »Entwurf« teilt diesen Standpunkt der Wissenschaft, wenn er im § 58 den allgemeinen Grundsatz an die Spitze ſtellt: »Wenn das Gesetz nichts anderes beſtimmt, iſt nur ſtrafbar, wer schuldhaft handelt.« Damit aber soll, wie aus der »Begründung« zu entnehmen iſt, gesagt sein, daß die Strafbarkeit nicht »durch das bloße Vorliegen [illegible] Gesetz vorausgesetzten Tatsachen begründet wird«, daß vielmehr noch eine »Schuld« im Sinne einer subjektiven Verschuldung, einer vorwerfbaren seelischen Beziehung des Täters zur Tat hinzukommen müsse, um die Voraussetzungen der Strafbarkeit zu erfüllen. Man versuche nun aber dieses subjektive Moment, sofern es nach den vorliegenden Definitionen des »Entwurfs« dem Vorsatz und der Fahrlässigkeit gemeinsam sein könnte, zu fassen. Hinsichtlich der bewußten Fahrlässigkeit könnte man geltend machen, daß ihr mit dem Vorsatz wenigſtens ein Wissen um ſtrafrechtlich bedeutsame Tatumſtände oder Erfolge gemeinsam sei, wenn dies Wissen auch einen geringeren Grad von Sicherheit habe. Aber welches gemeinsame subjektive Moment will man finden bei Vorsatz und unbewußter Fahrlässigkeit? Nicht ein Wissen oder Wollen, überhaupt kein wirklich vorhandenes phychisches Moment oder eine faktische seelische Beziehuug wird hier dem Täter vorgeworfen, sondern ein einfacher Mangel an Aufmerksamkeit, also ein Nichtvorhandenes; denn bei der wirklich »unbewußten« Fahrlässigkeit hat der Täter kein Bewußtsein davon, daß er nicht aufmerksam genug iſt, noch weniger »will« er dies. Alle Versuche, hier ein subjektives Verschulden zu konſtruieren, scheinen mir nicht zum Ziele zu führen. Nur einer dieser Versuche, der neueſte, sei kurz erwähnt. Man hat gesagt: bei der unbewußten Fahrlässigkeit billigt und will der Täter etwas scheinbar harmloses, ohne sich die Folgen vorzuſtellen. »Diese Billigung aber iſt das Schuldhafte; denn der Täter soll dann seine Kausalität nicht billigen, wenn die Umſtände ihn zur Aufmerksamkeit und Sorgfalt oder zur Unterlassung mahnen, und er die Tat nicht vorzunehmen genötigt iſt. Auch hier haben wir ein Billigen oder Wollen der Gefahr. Insofern iſt auch die Fahrlässigkeit ein Wollensfehler. Nur darf man das Billigen und Wollen nicht auf die verursachte schädliche Folge beziehen, wie man das meiſt tut: »lediglich die gefährliche Situation iſt gewollt, zum Teil sogar ohne Vorſtellung der Gefahr«. Aber wie kann eine Gefährdung »gewollt« sein, von der man keine Ahnung hat. Bei allem »Wollen« muß eben, wie schon oben betont wurde, eine Vorſtellung des Gewollten vorhanden sein. Auch der hier zitierte Autor sagt ein paar Seiten vorher: »Ohne

Vorstellung der Tat ist ihre Verbindung mit der Seele unmöglich. Das muß der erste und unabweisbare Satz sein. Danach kann ich aber auch auf eine Nicht-Vorstellung kein Schuldurteil gründen; eine unbewußte Schuld ist ein Unding«. Eben darum scheint es mir aber auch unmöglich zu sein, in die unbewußte Fahrlässigkeit eine subjektive Schuld hineinzukonstruieren. Und damit ist weiter gegeben, daß »Vorsatz« und »Fahrlässigkeit« sich nicht unter einen gemeinsamen Schuldbegriff bringen lassen, sofern mit diesem etwas Subjektives gemeint sein soll. Somit wäre der Grundsatz des § 58, stratbar sei nur, wer »schuldhaft« handele, besser zu streichen; denn der »Entwurf« vermag ihn doch nicht allenthalben durchzuführen. Nicht nur, daß die Stratbarkeit der unbewußten Fahrlässigkeit ihn durchbricht, auch die über die Bestrafung des vorsätzlichen Handelns aufgestellten Grundsätze fügen sich ihm nicht völlig. Es wird nämlich die von vielen Rechtslehrern erhobene Forderung, daß »Vorsatz« nur da anzunehmen sei, wo ein Bewußtsein der Rechtswidrigkeit vorliege, abgelehnt. Keine staatliche Ordnung könne bestehen, wenn der Staat nicht davon ausgehe, daß jedermann seine Strafgesetze kennen müsse, und wenn deren Unkenntnis oder irrige Auslegung jedermann von Strafe befreien könne. Dabei wird aber ausdrücklich zugegeben, diese Forderung der Gesetzeserkenntnis sei »bei den heutigen verwickelten Verhältnissen nicht durchweg erfüllbar und laufe nicht selten auf eine Fiktion hinaus«. Wie läßt sich das aber vereinbaren mit dem früher aufgestellten Grundsatz, daß »strafrechtliche Ahndung die Möglichkeit der Pflichterfüllung« und nicht minder ein subjektives Verschulden voraussetze; denn dieses kann doch ohne ein Bewußtsein der Rechts- oder wenigstens Pflichtwidrigkeit der Handlung nicht gedacht werden.

Mit dem allen soll nicht bestritten werden, daß es ein Gebot der Selbsterhaltung des Staates und der Gesellschaft sei, an jener Forderung der Gesetzeserkenntnis und der Ahndung auch der unbewußten Fahrlässigkeit festzuhalten; denn die letztere kann unter Umständen sozial höchst gefährlich sein. Nur sollte man sich darüber klar werden, daß damit der Grundsatz: Strafbar ist nur, wer (subjektiv) schuldhaft handelt, durchbrochen ist. Freilich dürfte dieser Grundsatz dem sog. sittlichen Allgemeinbewußtsein der Gegenwart unerläßlich scheinen. Man sollte sich aber nicht der Illusion hingeben, er sei mit dem vorliegenden »Entwurf« auch wirklich erfüllt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Leyden.

Die Trockenlegung der Zuiderzee.

Schon vor mehr als fünfzig Jahren, als die Holländer in 13 Jahren mühevoller Arbeit (1840 bis 1853) das große Haarlemer Moor ausgetrocknet und damit 45,000 Morgen fruchtbares Land gewonnen hatten, tauchte zum erstenmal die noch ungleich großartigere Idee einer Austrocknung der Zuiderzee auf. Natürlich war ein solcher, zunächst über menschliche Fähigkeit scheinbar hinausgehender Vorschlag nur möglich, weil die Zuiderzee nicht eigentlich eine Ausbuchtung des Meeres ist, sondern lediglich einen ertrunkenen Küstenteil darstellt, worauf auch ihre durchweg sehr geringe Tiefe schließen läßt. Sie muß noch ein sehr junges geographisches Gebilde sein; denn die lateinischen Schriftsteller kennen an der heut von ihr eingenommenen Stelle nur einen größeren, flachen Süßwasser-Binnensee, den Lacus Flevo. Dieser war durch einen breiten Landstrich vom Meere abgetrennt, doch wurde diese Landbarre am Ende des ersten und Anfang des zweiten Jahrtausends unserer Zeitrechnung durch eine Reihe von größeren Sturmfluten zernagt und stetig verkleinert. Schließlich brach in der gewaltigen Weihnachtsflut von 1277, einer der größten, die die katastrophenreiche Geschichte der Nordsee kennt, das tobende Meer durch den Landgürtel hindurch und trat in das Becken des ehemaligen Lacus Flevo ein. Zunächst blieben zwar noch größere Reste der zersprengten Küstenlinie zurück, doch auch diese verschwanden wenige Jahre später in einer weiteren riesenhaften Flut vom 14. Dezember 1287.

Die Zuiderzee umfaßt nicht weniger als 57 Quadratmeilen oder 3139 Quadratkilometer, mit Einschluß der Watten sogar 5250 Quadratkilometer. Dabei ist dieses durchaus meerartige Gebilde nirgends mehr als 6 Meter, im Durchschnitt sogar nur $3^1/_2$ Meter tief. Gelänge es, hier der Nordsee wieder zu entreißen, was der »Blanke Hans« einst geraubt, so würde das Königreich der Niederlande mit einem Schlage um ein volles Zehntel seiner gegenwärtigen Ausdehnung vergrößert werden! Nicht weniger als 4600 Quadratkilometer Land könnten dann nämlich der Bewirtschaftung neu erschlossen werden.

Der Plan zur Trockenlegung in dem nunmehr

beschlosssenen Umfange rührt von dem Ingenieur G. Lely her und wurde zuerst 1892 publiziert. Bis er im vollen Umfange verwirklicht sein wird, werden freilich noch 32 Jahre vergehen. Die Trockenlegung der Meeresbucht und die Umwandlung des Terrains in Polder darf nämlich nur sehr langsam und schrittweise vor sich gehen, falls man nicht ernstliche Gefahren in hygienischer Hinsicht (Sumpffieber) heraufbeschwören will. Sobald ein Teil des Wasserbeckens durch Auspumpen trockengelegt ist, muß man abwarten, bis das gewonnene Land sich mit Pflanzenwuchs bedeckt, ehe man mit der Pumparbeit fortfahren kann. Demgemäß muß man allein mit einer Arbeitszeit von 24 Jahren für die eigentliche Trockenlegung rechnen. Ehe man aber damit auch nur beginnen kann, muß ein großer Damm errichtet werden, der das Wasser der Nordsee von der Zuiderzee trennt. Dieser Damm soll sich von Ewijk in Nordholland zur Insel Wieringen und von dieser weiter nach Piaam in Friesland, also quer über den ganzen Eingang zur Zuiderzee hinweg, erstrecken. Die Errichtung der beiden Dämme, die von Wieringen aus gleichzeitig nach Nordosten und Südwesten in Angriff genommen werden sollen, wird, nach Lelys Voranschlag, allein eine Summe von 41 Millionen Mark beanspruchen, während die Kosten der gesamten Trockenlegung neuerdings zu 321 Millionen Mark berechnet worden sind. Freilich wird nicht diese ganze Summe verausgabt zu werden brauchen, ja, man rechnet sogar mit Bestimmtheit darauf, daß die Anlage schon einen Gewinn abgeworfen haben wird, wenn die Arbeiten zum Abschluß reif sind. Die jeweilig durch die Trockenlegung gewonnenen Polder könnte man nämlich alsbald verpachten. Da man nun aber insgesamt etwa 350,000 Hektar verwendbares Land zu gewinnen hofft, und der Wert des Hektars auf etwa 3200 Mark veranschlagt werden kann, so ist es klar, daß das ungeheure Unternehmen, wenn es glückt, einen sehr großen Gewinn abwerfen muß.

Wenn es glückt...! Noch kann dies niemand mit Bestimmtheit prophezeien. Zu ungezählten Malen ist zwar der Lelysche Plan in den letzten 17 Jahren nach allen Richtungen hin diskutiert worden, und wenn die Generalstaaten nunmehr ihre Zustimmung zum Beginne der Arbeiten gegeben haben, so darf man überzeugt sein, daß alle möglichen Schwierigkeiten aufs gründlichste überdacht und als überwindbar erkannt worden sind. Aber gerade die Errichtung des großen, rund 40 km langen Dammes, der mitten durch die Meereswogen hindurch verlaufen soll, ist ein so außerordentliches Beginnen, daß man ein sicheres Gelingen heute noch nicht zu prophezeien wagt, zumal, wenn man an die furchtbare Gewalt der so oft von Sturmfluten aufgewühlten Wogen der Nordsee denkt. Der Damm soll eine Höhe von $5^1/_2$ m, eine Sohlenbreite von 9 und eine Kronenbreite von 2 m erhalten; auf der inneren Böschung wird ein 7 m breiter Fahrweg nebst einer doppelgleisigen Eisenbahn angelegt werden. Auf halbem Wege zwischen Friesland und der Insel Wieringen wird zunächst eine künstliche Insel geschaffen werden, um alsdann den großen, 30 km langen Hauptdamm an vier Stellen zugleich in Angriff nehmen zu können, nämlich von Wieringen und von Piaam, sowie von der künstlichen Insel aus nach beiden Seiten. Der kleinere Damm zwischen Wieringen und Ewijk, der nur etwa 10 km Länge aufweisen wird, macht derartige besondere Maßregeln nicht weiter erforderlich. Um den Damm während des Baues gegen die Brandung zu schützen, wird auf der Seeseite noch ein kleinerer, niedrigerer Damm angelegt werden, der dem Hauptdamm als Fuß oder Widerlager dient, und der den Hauptansturm der Wogen auffangen und brechen soll.

Natürlich wird nicht die ganze heutige Zuiderzee trocken gelegt werden. Die einmündenden z. T. recht beträchtlichen Flußläufe verbieten dies ebenso, wie die Bedürfnisse der Schiffahrt und der Bewässerung für das neue Land. Es wird von ihr ein etwa 600 qkm großer Süßwasser-Binnensee erhalten bleiben, in dem die Ijssel und die übrigen Zuflüsse des Meerbusens auch fernerhin einmünden werden. Außer dem See wird das aus der heutigen Zuiderzee bestehende künftige Land natürlich verschiedene Kanäle aufweisen, damit die Interessen der Schiffahrt nicht durch die Trockenlegung beeinträchtigt werden. Bei der Insel Wieringen selbst wird ferner eine großartige Schleusenanlage geschaffen werden, die den Abfluß des Binnensees und der ihm zuströmenden Gewässer vermitteln und den Schiffen der neuen Zuiderzee-Provinz den Verkehr mit dem Meere gestatten wird. — Eine Störung des regen Schiffsverkehrs im Hafen von Amsterdam wird durch die Trockenlegung der Zuiderzee übrigens nicht herbeigeführt werden, da der Verkehr dieser Stadt zum freien Ozean seit 1876 nahezu ausschließlich durch den sogenannten »Nordseekanal« erfolgt, der teilweise an die Stelle des ehemaligen Meerbusens Ij getreten ist und der durch das Verschwinden der Zuiderzee nicht berührt werden wird. Der verhältnismäßig geringfügige Verkehr Amsterdams auf der Zuiderzee selbst hingegen kann sich auf den erhalten bleibenden Kanälen künftig ebenso gut abspielen, wie gegenwärtig auf der großen Meeresbucht. Die neugewonnene Zuiderzee-Provinz wird natürlich nach Vollendung des großen Werkes der Trockenlegung alsbald auch von mancherlei Eisenbahnlinien, Fahrstraßen usw. durchzogen werden, die imstande sind, den heutigen Personenverkehr über die Meeresbucht zu ersetzen.

Das Verschwinden der Zuiderzee wird freilich volkswirtschaftlich auch gewisse Nachteile im Gefolge haben; so wird z. B. der Anchovisfang, der im genannten Randmeer jährlich einen Ertrag von ungefähr 3 Millionen Gulden liefert, in Fortfall kommen. Immerhin kann diese und manche andre Einbuße nicht in Betracht gezogen werden gegen die unermeßlichen Vorteile, die mit einer erfolgreichen Trockenlegung verbunden sein werden. Die hier und da zu zahlenden Entschädigungen für entgangene Gewinne werden ebenso, wie die gesamten Baukosten des Unternehmens, mit Leichtigkeit von den Reineinnahmen bestritten werden können, die sich aus der Gewinnung, Verpachtung und Urbarmachung neuen Landes notwendig ergeben müssen, und überdies wird noch ein sehr bedeutender Gewinn aus den neuerschlossenen Einnahmen den Finanzen des holländischen Staates zu gute kommen.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 2
8. Januar 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Gesichtssinn und baukünstlerisches Schaffen.*)

Von Karl Hocheder, Professor an der Technischen Hochschule zu München.

Jedes bewußte Sehen ftellt sich, bei ernfterer Vertiefung in den seelischen Vorgang, als ein persönlicher Schöpfungsakt des Betrachters dar, als Schaffung eines Bildes, das erft erzeugt wird durch die vom geschauten Gegenftande auf die Seele des Beschauenden ausgeübten Eindrücke.

Die nachkantische Philosophie bezeichnet diesen ganzen Vorgang als »Wechselwirkung zwischen dem Subjekt — dem Betrachter — und dem Objekt — dem Betrachteten —« und das Endresultat aus diesen beiden Faktoren als das »Rückvermittelte«.

Der Mensch, der mit seinem Zeit- und Raumsinn in die Unendlichkeit geftellt ift, hebt mit der Unzulänglichkeit seiner Sinnesorgane einen Ausschnitt aus dem in ewiger Bewegung befindlichen Weltprozeß als zeitlich und räumlich begrenztes Einzelding heraus, das als eine nur menschlich verftändliche Tatsache Geltung besitzt und uns den Kosmos begreiflich und faßbar macht.

Aus der Geschichte der Menschheit dürfen wir den Schluß ziehen, daß diese so hervorgegangenen menschlichen Grund- oder Ordnungsgesetze, die psychischen wie physischen, überall die annähernd gleichen waren und noch sind, daß also die großen Einheiten der Farben-, Form- und Tonakkorde seit Urzeiten auf Grund der gleichen oder ähnlichen physisch-psychischen Grundlagen wahrscheinlich gleich oder wenigftens ähnlich empfunden und als glatte Lösungen eines Konflikts oder als Ausgleich einer Spannung luftvoll hingenommen werden, so sehr auch die in verschiedenen Seelen erzeugten Bilder untereinander verschieden sein mögen.

Sicher aber dürfen wir diese Gleichheit annehmen von den Gefühlen, welche durch Kunftwerke bei den Beschauern ausgelöft werden. Das Kunftwerk, das Produkt des Menschen, also desjenigen, welcher nach unseren uns allein verftändlichen Ordnungsgesetzen handelt und schafft, hat gegenüber dem Naturprodukt von vornherein den Vorteil der größeren Einfachheit voraus und den, daß es in der von unseren Sinnen verlangten durchsichtigen Gesetzmäßigkeit entftanden ift, mithin dem Beschauer eine große Mühe des Ordnens abnimmt.

Die Gemeinsamkeit der psychischen Grundlagen bei den Schaffenden wie bei den Genießenden schlägt also die eigentliche Brücke des Verftändnisses zwischen Schöpfer und Nachschaffenden.

Die dabei ausgelöften komplizierten psychologischen Vorgänge gehen für die bildenden Künfte vom Gesichtssinn als Erftangeregtem aus, erft an ihn schließt sich eine

*) Feftrede, gehalten bei der Akademischen Jahresfeier der Technischen Hochschule zu München am 7. Dezember 1909.

Reihe von unendlich feinen Regungen, von Vorstellungen, Verknüpfungen, Gefühlen der verschiedensten Abstufungen bis zur eigentlichen Einfühlung oder organischen Belebung des betrachteten Außendinges. Die Zergliederung dieser feinen Unterschiede der Seelenvorgänge ist nicht Sache des ausübenden Künstlers. Ihm legt mehr seine Erfahrung im praktisch schöpferischen Gestalten die große Wichtigkeit der Art und Weise nahe, in welcher das Kunstwerk dem Auge dargeboten sein muß, wenn der an den Sehakt geknüpfte seelische Vorgang ein möglichst unmittelbarer und eindringlicher werden soll.

In welcher Weise diese eindrucksvolle Wirkung erzielt werden kann, ist in neuerer Zeit wohl kaum prägnanter von einem bildenden Künstler in Worte gefaßt worden, als es Adolf Hildebrand in seinem »Problem der Form« getan hat. Es sei deshalb das für gegenwärtige Ausführungen Wesentliche hiervon in freier, gekürzter Fassung nachfolgend gegeben:

Für das Kunstschaffen seien Daseinsform und Wirkungsform zwei verschiedene Begriffe und unter ersterer die wirklich meßbare reale Form, wie sie die Naturwissenschaft braucht, unter letzterer dagegen diejenige Form verstanden, wie sie sich als mehr oder minder klarer Gesichtseindruck darbietet und für künstlerische Zwecke verwenden läßt. — Die Kurvaturen griechischer Tempel, Anläufe, Einziehungen, Überhöhungen sind z. B. in der Architektur solche gegen Augentäuschungen gerichtete Umwertungen der Daseins- zu Wirkungsformen. Die Wirkungsform habe aber zwei Weisen ihres Sichdarbietens, eine, welche den Forminhalt oder die zweckliche Bedeutung des Werkes ausmacht, und eine andere, welche sie nur in Bezug auf ihre räumliche Wirkung besitzt; und indem der Künstler diese Weisen aus der Naturform nehme und von allen für das Auge unklaren Bestandteilen befreie, führe er sie im Kunstwerk als Funktions- bezw. Raumwerte ein. In den Raumwerten einer rein räumlichen Erscheinung seien deshalb die letzten Ergebnisse aus den Gegensätzen zwischen den innerhalb des Kunstwerkes zusammenwirkenden Formbestandteilen oder kurz ihre Verhältniseindrücke zu erblicken.

Mit den durch fortwährende Bewegung im Raume gewonnenen, unendlich vielfältigen Wahrnehmungen sammelt der Mensch einen reichen Vorrat von Erinnerungsbildern, die ihn beim Sehakt derart unterstützen, daß er nur eines ganz unvollkommenen Anstoßes von außen zu seiner sofortigen Orientierung bedarf.

Bei Übertragung solcher Erinnerungsbilder auf ein Material werden sich aber sehr viele Menschen erst der großen Kluft bewußt, welche zwischen dem einfachen Zurechtfinden in der Welt der Erscheinungen und der reinigenden Auswahl dieses Wahrnehmungsmaterials überbrückt werden muß, um für das Kunstwerk das Maximum der tatsächlichen Anregungskraft zur räumlichen Vorstellung zu erreichen.

Das Heraussichten solcher höchster Wirkungswerte und ihr Ordnen für einen oder mehrere Gesichtspunkte ist der bewußt erworbene Besitz des bildenden Künstlers, also dasjenige, was er gegenüber dem nur genießend, nicht schöpferisch tätigen Betrachter voraus hat. Der letztere gewinnt damit aber den Vorteil, daß ihm die Arbeit des Zurechtfindens mit Hilfe seines eigenen Vorstellungsbesitzes abgenommen und ihm dafür ein meist unbewußt hingenommener, doch als Wohltat empfundener Beitrag zum ästhetischen Genuß geliefert wird.

Auch in der Architektur sei die raumgestaltende Tätigkeit zunächst von den Funktionsformen unabhängig. Diese letzteren entwickelten sich erst aus den inneren statischen und konstruktiven Bedingungen des Bauwerks heraus und führten zu den bekannten Baugliedern wie Säulen, Gebälken, Gesimsen, Profilen. — Soweit das Problem der Form.

Von den Raumwerten als einem Hauptfaktor der baulichen Wirkung soll hier zunächst die Rede sein, indem allererst die Grenzen des deutlichen Sehens beachtet und die daraus sich ergebenden Folgerungen gezogen werden.

Je nachdem der Blick auf eine in der Ferne auftauchende Stadt oder auf einen Platz in ihrem Innern, auf ein einzelnes, diesen Platz umsäumen helfendes Haus oder Teile dieses Hauses gerichtet ist, wird, dem jeweils angemessenen Abstand des Betrachters entsprechend, das Gesehene immer nur bis zu einer gewissen Formstufe deutlich erfaßt werden können, während unter dieser Stufe stehende kleinere Formbestandteile als noch

ungegliederte Komplexe, in denen eine neue Formstufe zu keimen beginnt, für das Auge existieren und sich zur klar gesehenen Grundform in ein unterordnendes Verhältnis setzen.

So ist z. B. die Grundform der in der Ferne auftauchenden Stadt ihre Silhouette, zu ihr tritt die unklar erkennbare plastische Modellierung sich unterordnend hinzu; der Grundform des Stadtplatzes ordnen sich wieder die ihn umsäumenden Häuser als eine Reihe zunächst ungegliederter Keimformen unter; am einzelnen Haus heben sich bei näherem Standpunkt Bekrönungen, Teilungen und Umrahmungen ab, die bei noch näherem Herantreten als Gesimse erkennbar werden, an denen wiederum in nächster Nähe Profile und zuletzt struktive Zierformen im Sinne der stetigen Unterordnung nacheinander bestimmt sich herauszeichnen.

Diese räumliche Begrenzung unseres Sehvermögens ist es, welche aus sich selbst heraus das Gesetz der Zergliederung einer Einheit insbesondere bzw. umgekehrt: das jeweilige Zusammenfassen von Einzelheiten zu einer höheren Einheit, kurz das Gesetz der Einheit in der Mannigfaltigkeit schafft. In ihm liegt eine Aufforderung an den Künstler, während er im Schaffen vom Allgemeinen zum Besonderen vordringt, den Eindruck seines Werkes zu vertiefen und zu verstärken dadurch, daß er die in der Gesamterscheinung wirksamen Raumwerte auch in den Einzelmassen wiederklingen läßt und durch dieses Hindurchwirken des Massenspiels vom Größten bis ins Kleinste das ganze Werk und seine Teile mit einer einheitlichen Stimmung durchtränkt und innig zusammenbindet.

Der Baukünstler befolgt im weiteren dieses erwähnte Gesetz, wenn er bei Gestaltung seines Bauwerkes den Hauptstandpunkt des Beschauers möglichst in Betracht zieht, ob dieser weit entfernt ist und vor allem zur Ausbildung des äußeren Umrisses, sei es knapp gefaßt auf steiler Bergkuppe oder behaglich ausgedehnt in weiter Ebene, anregt, oder ob er nähergerückt zu lebhafterer Reliefierung der Flächen einlädt, ob dabei der Blick gerade oder schräg nach vorn gerichtet werden muß und letzterenfalls zu jenen eigenartigen Gliedern hindrängt, wie es, z. B. an den in engen Gassen errichteten Genueser Palästen angewendet, dem schrägen Anblick am stärksten entgegenkommt.

Es liegt aber endlich auch eine Aufforderung des Künstlers zur Berücksichtigung der Ansprüche, welche an die Klarheit der Erscheinung bei wechselnder Entfernung der Standpunkte zu stellen sind und die für jede dieser Entfernungen nur dann erreicht wird, wenn die kleinen Formen mit dem Wachsen der Entfernung wieder in bestimmt erkennbaren größeren Formen in ähnlicher Weise aufgehen, wie z. B. an Stoffmustern kleinere Figuren zu klar herausgezeichneten größeren Figuren sich einigen, sobald man sie von größerer Ferne aus ansieht.

Wenn wir nun im Bestreben, das Bauwerk in rein räumlicher Hinsicht zu erfassen, zunächst auf die Einzelheiten einer Architektureinheit eingehen, so betreten wir ein Gebiet, auf welchem die räumlichen Wirkungen mit den funktionellen sich berühren. Vorerst sind für den Schaffenden die Beziehungen der Teile zum Ganzen lediglich durch ihr Volumen und ihre Lagerung im Raume bedingt, und in bezug auf ihre Anordnung finden nur die Gesetze der Über-, Unter-, Nebenordnung und der Ähnlichkeiten und Kontraste in der Massengruppierung auf verkleinerter Basis ihre Anwendung, aber es kommt noch nebenher zu einem funktionellen Beziehen innerhalb der zusammentretenden Glieder, als Ergebnis wirklicher oder vorgestellter Kräfte.

Als Erfüllung der Gesetzmäßigkeiten nach beiden Richtungen stellen sich die oft genannten architektonischen Proportionen dar. Als Raumwerte figurieren sie, soweit sie bloß Verhältniseindrücke darstellen, wie sie auch in der Wiederholung einander ähnlicher geometrischer Figuren am Ganzen und den Teilen vieler klassischer Baudenkmäler von August Thiersch nachgewiesen werden konnten, als Funktionswerte treten sie auf, wenn sie das Ergebnis funktioneller Absichten sind.

Da die Architektur von Anbeginn an als Kunst des Wohnbaues die innigsten Beziehungen zum Menschen und seinen Verhältnissen hat, so ergibt sich von selbst, daß der Mensch und sein Maß gewissermaßen den Urmaßstab, die Maßeinheit innerhalb baulicher Schöpfungen vorstellt; er ist die erste und letzte Skala, an welcher Architekturgrößen vergleichsweise gemessen werden, und

kein Bauwerk kann ohne Schaden für seine Wirkung dieses Maßſtabes entraten. Unsere aufgerichtete Geſtalt verlangt eine ihr entſprechende Bemessung von Baugliedern, mit welchen sie in praktische Berührung kommt, von Türen oder sonſtigen aufrechten Bauformen wie Säulen, Stützen usw. Gegen Maßverhältnisse, welche damit nicht rechnen, ſträubt sich unser Körpergefühl, und es iſt eine direkte Bezugnahme auf uns, wenn wir z. B. ein Portal gedrungen oder schlank, kurzbeinig, schwerköpfig, eine Säule zu dick oder zu kurz benennen.

Verwandt mit dieser anthropomorphen Einschätzung von Verhältniswerten iſt das Schätzen ganzer Architekturgrößen.

Von der menschlichen Maßeinheit können wir, um zum klaren Erfassen großer Dimensionen zu gelangen, ſtufenweise vorgehen, in der Art, daß wir den zu großen Unterschied in mehrere Stufen zu kleinen Unterschieden teilen, die gefühlsweise leicht an unseren eigenen Proportionen gemessen werden können. Der ungewöchnlich ſtarke Größeneindruck der Hagia Sophia in Konſtantinopel entſteht nicht nur in der vergleichbaren Steigerung auf dem Wege vom Narthex zum eigentlichen Kirchenraum, sondern auch dadurch, daß die nicht allzu großen und zweifach übereinander durchgehenden Bogenſtellungen im Verein mit den sehr vielen kleinen Fenſteröffnungen den Raum und seine selbſt schon zweifach abgeſtuften Annexe wie mit einem faſt gleichmaschigen Netz überziehen, dessen Maschengröße leicht an unserer menschlichen Maßeinheit gemessen und gefühlsweise erfaßt werden kann, was uns wiederum in den Stand setzt, von dieser, so gewonnenen größeren Maßeinheit aus das Ganze seelisch zu bemessen, und die Bedeutung dieses uns innewohnenden Maßſtabes liegt eben darin, daß er nicht Verſtandesmaß, nicht eine tote Ausdehnungszahl vorſtellt, mit der unser Empfinden nichts anzufangen weiß, sondern, daß er Gefühlsmaßſtab iſt, und damit die Dimensionen lebendig macht.

In der größten Kirche der Welt, in St. Peter zu Rom, iſt es verabsäumt worden, irgend eine Anknüpfung an unser menschliches Maß zu suchen; der Ausdruck »eine Kirche für Riesen« bezeichnet direkt den begangenen Fehler, und in der Tat iſt die dort angewendete eingeschossig durchgreifende korinthische Ordnung in ihren Verhältnissen an sich schon so groß, daß eine Beziehung zu unserer Körpergröße überhaupt nicht mehr zuſtande kommt. Und außerdem wirkt noch ihr ſtarkes Relief dem Raumeindruck ebenso entgegen, wie umgekehrt in der Sophienkirche das zurückhaltende Relief und kleine Detail diesen Eindruck steigern hilft. Daraus erklärt es sich, daß die mächtige Größe der Peterskirche lange nicht in dem Maß zum Bewußtsein kommt, wie es den tatsächlichen Abmessungen nach sein müßte. Der durch mühsames Vergleichen nachträglich gewonnene richtige Eindruck liegt außerhalb der äſthetischen Betrachtung als ein rein verſtandesmäßig erworbener.

Kehren wir nach dieser Abschweifung wieder zu den Teilen architektektonischer Gefüge zurück, so iſt es jetzt ihre Funktionsausdrucksweise, die uns beschäftigen soll. Manche Äſthetiker erblicken in den Funktionsmerkmalen die eigentlichen Kunſtformen der Architektur und ſtellen sie den rein handwerklich hervorgegangenen Werkformen gegenüber. Allein ein scharfe Grenze zwischen beiden Formen läßt sich außerordentlich schwer, vielleicht überhaupt nicht ziehen.

Man darf sich bloß z. B. den Parthenon all seiner ausdrucksvollen Kleingliederung entkleidet und seine Hauptformen nur in roh bearbeiteten Steinblöcken vorſtellen, so behält der Gesamteindruck aus der Entfernung gesehen immer noch etwas und gerade das Ausschlaggebendſte seiner bedeutsamen fertigen Erscheinung bei. Die Frage, ob die Funktionsausdrucksweisen entweder den Werkformen anhaftende Kunſtformen sind, oder ob nicht schon in den Werkformen selbſt ein Kunſtwert ſteckt, lasse ich also dahingeſtellt, wenn ich von den Teilen eines Architekturwerkes spreche.

In den Teilen sind die Kräfte des Stützens, Laſtens, Schiebens, Strebens, Ziehens und Umschließens verkörpert, und diese Kräfte wirken sich derart aus, daß sie sich gegenseitig das Gleichgewicht halten. Dieses Kräftespiel erhält sichtbaren Ausdruck in den erwähnten Funktionsmerkmalen, welche sich hauptsächlich an jenen Stellen verschieden beanspruchter Bauteile herausgebildet haben und noch herausbilden, wo Kräftekonflikte zu lösen oder Funktionsübergänge sichtbar auszudrücken sind. Mit diesen sichtbaren Ausdrucksweisen des Kräftespiels, den

eigentlichen Architekturgliedern, beschäftigte sich die Bauäſthetik seit jeher mit besonderer Vorliebe. Sie sind es vorzugsweise, welche den Beschauer unwillkürlich anregen, das an sich tote Gefüge als ein belebtes zu empfinden. Die Seele des Genießenden findet in der Wechselwirkung der Teile etwas der eigenen inneren Tätigkeit Verwandtes vor, versenkt sich in den betrachteten Gegenſtand und belebt ihn so von sich aus. Dieser mit dem Worte »Einfühlung« bezeichnete psychologische Vorgang ſtellt sich ja auch beim äſthetischen Betrachten von Naturobjekten ein, im Kunſtobjekt jedoch iſt der Weg dazu wesentlich erleichtert dadurch, daß dieses beim Beschauer an die gleichen menschlichen Ordnungsgesetze appelliert, die beim Entſtehen des Werkes maßgebend waren, unterſtützt durch die zwingende Kraft, mit welcher die vom Künſtler ausgewählten ſtärkſten Wirkungswerte beim Sehakt einsetzen.

Diese psychologische Auffassung erhebt sich um ein wesentliches über die mehr symbolische Deutung C. Böttichers. Jener ignoriert vollkommen den in der griechischen Tektonik zur Erscheinung gebrachten Kräfteausdruck, wie er sich z. B. in der Säulenschwellung oder der schraffen Kapitälform zeigt, und behauptet, die Kräfte des Stützens, Laſtens, Umschließens seien symbolisch ausgedrückt, indem sich Gebilde vegetabiler oder textiler Art wie eine Hülle um die Kernform herumlegen, um an deren Funktionen durch Naturanalogien zu erinnern, ohne daß sie selbſt daran teilnähmen.

Nach Streiter iſt durch diese Auffassung Bötticher aber genötigt, solch ſtruktive Zierformen als unerläßliche tektonische Beſtandteile zu erklären und ihr Fehlen an einzelnen Werken mit der bedenklichen Annahme abzutun, daß ihre Ausführung, obwohl beabsichtigt, aus irgend einem Grunde unterblieben sein müßte.

Wenn man jedoch die an den ſtruktiven Gliedern angebrachten Ornamente nur als reine Zierformen hinnimmt, so tritt deren Bedeutung wesentlich zurück gegen jene, welche Bötticher ihnen zuteilt, und wir erkennen dann in der reihenweisen Wiederkehr gleicher Zierelemente vorwiegend einen Raumwert, der zur besseren Hervorhebung des damit geschmückten Baugliedes dient, wobei es ziemlich belanglos iſt, ob diese Elemente aus umgebogenen Blättern, Flechtbändern oder reinen geometrischen Linien beſtehen, wenn schon manchen von ihnen gewisse Funktionswerte zugesprochen werden dürfen.

Die sonſt noch auftretenden Schmuckformen der Architektur kann ich, da sie in diesem Zusammenhang keine wesentlich anderen Gesichtspunkte mit sich brächten als die einer Unterſtützung, Steigerung und Verdeutlichung der Gliederung im engeren Sinne, hier wohl übergehen.

Es soll lieber noch auf zwei grundsätzlich verschiedene Arten des Gliederns hingewiesen werden, von denen die eine in einem Herausmeißeln aus der gewachsen zu denkenden Masse, die andere in einer Zusammenfügung von einzelnen relativ selbſtändigen Teilen beſteht. — Die erſtere entspricht dem unmittelbar ausgesprochenen Steinbauſtil des Mittelalters, die letztere einer dem Holzbau entnommenen, aber dem Stein angepaßten, in den Antiken und den davon abgeleiteten Stilen vertretenen Bauweise. Dieser Unterschied tritt am augenscheinlichſten in der Unauslösbarkeit des gotischen Pfeilers gegenüber der leichten ohne zerſtörenden Eingriff möglichen Auslösbarkeit der antiken Säule je aus ihrem bezüglichen Zusammenhange hervor.

Ich schäle ihn in der Absicht heraus, um mit seiner Hilfe noch eine Beziehung hervorzuheben, welche die organische Gliederung als Ganzes in räumlicher Hinsicht einzugehen hat. Sie liegt in Bedingungen, die auch in der Reliefkunſt des Bildhauers nach Berücksichtigung verlangen. Wie am Relief das Dargeſtellte von seiner Vorderfläche aus nach der Tiefe zu soll abgelesen werden können, so muß auch das Gleiche vom Architekturrelief gefordert werden.

Dieses Ablesen nach der Tiefe ergibt sich nun bei der mittelalterlichen Gliederungsweise schon in der Art ihrer Entſtehung durch schichtenweises Eindringen in die Steinmasse von selbſt, dagegen iſt es nicht ohne weiteres veranlaßt in jenem kräftigen Relief, wie es etwa italienischen Renaissancepaläſten eigen iſt; hier beſteht die Gefahr, eine Ablesung von hinten nach vorn vorzunehmen, d. h. den Eindruck zu gewinnen, als ob Teile des Reliefs aus einer weiter hinten liegenden Bildfläche hervortreten, wenn nicht durch eine Mehrzahl von Aus⸗

ladungspunkten eine Einigung zu einer vor dem Relief liegenden Fläche bewirkt iſt, die als solche gefühlt auf die Tiefenbewegung des Blickes so anregend wirkt, daß die Ablesung von vorn nach hinten erzwungen wird.

Es soll, anders ausgedrückt, das Relief der Gliederung ſtets einen konkaven Eindruck machen. Scheinen aber Teile der Gliederung vor die gedachte Bildvorderfläche zu treten, so erweckt das die Vorſtellung des konvex Entgegengerichteten, mit welchem die Tiefenbewegung beim Anblick aufgehalten und damit unserem Raumgefühl entgegengewirkt wird.

Die Bevorzugung des Vordringens nach der Tiefe beim Sehakt und damit des Einblickes in konkave Formbildungen gibt Anlaß, abgesehen von den unser allgemeines Raumempfinden lenkenden psychologischen Gründen, wiederum nach einem physikalischen Grund dieser eigentümlichen Forderung des Gesichtssinnes zu fragen. Er dürfte in der Abnahme und Begrenzung des Sehvermögens zu finden sein, wie es sich gegen den Rand des Gesichtsfeldes bemerklich macht. Eine solche Abnahme drängt zu dem unwillkürlichen Verlangen einer Abblendung der seitlichen Sehſtrahlen.

Dieser Schwäche unseres Sehorgans hilft nun der Rahmen ab, er iſt demnach nicht nur das Mittel, die ideelle Welt des Kunſtwerkes von der realen Wirklichkeit abzugrenzen, sondern ebensowohl eine Einrichtung zu einer derartigen Verengung des Gesichtsfeldes, daß sein unscharf sichtbarer Rand beim Sehen ausgeschaltet wird.

In der Architektur tritt der Rahmen in mancherlei mehr oder weniger ausgesprochener Form auf. Die frappante Wirkung von Veduten iſt ja bekannt, ebenso der Effekt von Durchblicken durch Raumfluchten als ein Hindurchsehen durch mehrere Rahmen hintereinander, wie sie z. B. in den Beziehungen von Veſtibül, Hof und Garten der Palaſt- und Villenanlagen italienischer Renaissance zu bewundern sind.

Weniger direkt, aber doch im gewissen Sinne als Rahmen wirken an Bauwerken seitlich vorgeschobene Flügel. Sie regen die Bewegung des Blickes nach der Tiefe mit Konzentration gegen die Mitte besonders ſtark an.

Diesem in jedem Innenraum, Innenhof oder geschlossenen öffentlichen Platz von selbst gegebenen konkaven Verhalten wiederum entgegengesetzt iſt der Anblick eines zwischen zwei Straßen vorgeschobenen Baukeiles. Dieser Keil tritt dem Vordringen des Blickes direkt hemmend entgegen und lenkt die Auffassung des Bildes umgekehrt von der Mitte nach den Seiten, den beiden Straßenfluchten, ab. Unser Auge fühlt sich bei einem Anblick der ersten Art beruhigt, bei einem der zweiten beunruhigt, und den Grund für die Entstehung dieser entgegengesetzten Gefühle kann man sich für den ersten Fall in der Beobachtung der Forderung nach Abblendung der schwächer gesehenen Gesichtsfeldränder, für den zweiten Fall in der Unterlassung dieser Abblendung, dafür aber in dem Zwange zu einem fortwährenden Akkommodieren des Auges auf die in ein und demselben Bilde vereinigten Nah- und Fernsichten erklären.

Die Forderung nach Ablesung des Reliefs von vorn nach hinten wird jetzt verſtändlicher, wenn wir den eben beschriebenen Vorgang vom Großen ins Kleine übersetzen. Dem vorgeschobenen Baukeil entspricht dann nichts anderes als die über die Reliefvorderfläche sich herausdrängende Form und dem hohl gebildeten Baukörper nichts anderes als das ermöglichte ungehinderte Eindringen des Blickes bis in die Tiefen des Reliefs.

Allen Raumschöpfungen unter freiem Himmel iſt gemeinsam, daß ihnen vom Rahmen das obere Abschlußſtück fehlt; als Ersatz dafür kommt aber ein anders geartetes Bedürfnis des Auges in Frage, eine Eigenart räumlicher Anordnung, wie sie sich dem allumfassenden Geiſt Goethes beim Anblick des Inneren der Arena in Verona unwillkürlich aufdrängte, wenn er der Empfindung Ausdruck verleiht, hierin »etwas Großes und doch eigentlich Nichts zu sehen«, wenn er also in dem Stufenbau des Amphitheaters eine Vorbedingung erkennt, mit deren Benutzung man erſt zu einem wirksamen Etwas gelangt.

Es iſt das jenes amphitheatrale Raumgerüſte in ovaler Form, das die bequemſte und zugleich reichhaltigſte Uebersicht gewährt und in seiner Benutzung zu Wirkungseinheiten führt, welche Städte wie Konſtantinopel, Genua, Neapel und andere zu den schönſten der Welt machten, wie es aber auch im ebenen Terrain durch fortgesetztes

Anweisen der hinteren Plätze für höher entwickelte Bauteile im Bilde gewonnen werden kann.

Die ästhetischen Werte, hervorgegangen aus der Beobachtung dieser drei räumlichen Forderungen: »konkaven, geschlossenen und amphitheatralen Aufbaus«, eröffnen im Verein mit einer Anpassung an fast immer vorhandene Verschiedenheiten oder Bodengestaltung, Verschiedenheiten der baulichen oder landschaftlichen Nachbarschaft eine unendlich mannigfaltige Abwechslung, eine außerodentliche Fülle von Möglichkeiten des Gestaltens. Es ist die stets neue Situation, die selbst in ein und dieselbe Aufgabe immer wieder neues hineinträgt, ihr stets neues frisches Leben einflößt und so verhindert, daß die häufige Zweckgleichheit einer völligen Erscheinungsgleichheit und dadurch einförmigen Nüchternheit zugeführt wird.

Wer denkt da nicht sofort an die unerschöpflichen Verschiedenheiten in der ortsbeherrschenden Erscheinung unserer zahlreichen Landkirchen, die sich aus der fortgesetzten Rücksichtnahme auf diese stets wechselnden Beziehungen ergeben haben, oder an die ungemein geschickte Art, wie Schwächen in der individuellen Gestalt einzelner Objekte, z. B. dem Mangel eigenen Gleichgewichts vieler Kirchen mit seitlichen Türmen durch ein Gegengewicht in dem Herantreten, fremder Baumassen in verschiedenster Art abgeholfen ist.

Welcher Reichtum an Gestaltungskraft dieser höchsten Stufe räumlicher Einigung aber innewohnen kann, zeigen erst recht jene alten Platzgruppen, welche wir noch heute in vielen aus dem Mittelalter herüber geretteten Städten, zum Teil unversehrt, zum Teil rekonstruierbar vorfinden. Besonders bewunderungswürdig ist bei diesen irregulären Raumgefügen die große Ökonomie, mit der da die Wirkungen besonders ausersehener Wertobjekte bis aufs äußerste ausgenützt sind, wenn wir z. B. sehen, wie nicht selten ein Rathaus oder ein anderes öffentliches Bauwerk in eine Gruppe von mehreren freigestalteten Plätzen gerade an deren Zusammenstoß so hineingestellt ist, daß es sich in die einzige Lücke an dieser Stelle gegen jeden Einzelplatz zu zwanglos einfügt und, so nach allen Seiten hin die räumlich geschlossene Erscheinung vollendend, jedem dieser umliegenden Plätze eine besondere Ansicht ihrer Eigengestalt als beherrschendes Schauziel darbietet. Das ist etwas ganz anderes und unendlich wertvolleres, als die Aufstellung einer Kirche in den geometrischen Mittelpunkt eines weiten freien Platzes.

Man muß sich das Zustandekommen dieser alten Platzgruppen mit ihren Mittelpunkten nicht aus einem bestimmten Wollen heraus, sondern aus einem von unfehlbaren künstlerischen Instinkt geleiteten stetigem, in verschiedenen Bauperioden nach einander vor sich gegangenen, räumlichen Ein- und Anpassen an vorhandene Bestände vorstellen, um ihnen gerecht zu werden.

Es bedurfte erst eines äußeren Anstoßes durch den Wiener Camillo Sitte, das bereits latent vorhandene Gefühl für solche Werte zum energischen Wiederaufleben zu bringen.

Sowohl die bewußte philosophische Ästhetik, wie auch das unbewußte Empfinden der breiten Masse hatte schier ein Jahrhundert hindurch die Fühlung mit den eigentlichen Raumwerten der Architektur verloren gehabt. Erst den letzten Jahrzehnten des verflossenen Jahrhunderts blieb es vorbehalten, zunächst theoretisch wieder ein Verständnis und ein Verhältnis zu diesen zu gewinnen.

Während noch im Barock und Rokoko die Raumkunst ihre höchsten Triumphe gefeiert und mit feinstem Gefühl nicht blos von der nächsten, sondern von der Umgebung im weitesten Sinne sich die Gesetze für die Gestalt ihrer Werke holte und umgekehrt weit in die Landschaft hinein die Wirkung ihrer Bauten ausklingen ließ, schien mit dem Erlöschen der Originalstile der Sinn für die Raumwerte im großen und ganzen in den Hintergrund getreten zu sein.

Freilich lebte er in dem Bewußtsein einiger weniger, auf der Höhe architektonischen Schaffens stehender Baukünstler, vereinzelt fort, aber als allgemein bewußter oder instinktiv gefühlter Besitz der damaligen Baubetätigung starb er immer mehr ab, bis er schließlich in jenem trockenen, leblosen Schematismus endete, der in der Befriedigung eines nüchternen Ordnungssinnes geometrische Regelmäßigkeit, aber ohne ihren ehedem sinngemäßen Zusammenhang, gepaart mit dem Bestreben peinlichster Egalität als ästhetische Werte nahm und mit diesem kühlen Geist des Lineals und Zirkels den

Straßennetzen unſerer modernen Städte den Stempel jener nivellierenden Gleichförmigkeit aufdrückte, die ſo weit entfernt iſt von dem belebenden Wechſel der Situation, welcher das Gleiche ſtets wieder zu Neuem macht.

In dem Wiedergeltendmachen der Raumwerte dürfte wohl das Hauptmoment der neuzeitlichen Entwicklung unſerer Baukunſt ſeit Ende des abgelaufenen Jahrhunderts zu erkennen ſein. Die ältere Schöpfungsweiſe legte in ihren Werken bekanntlich den Akzent auf die Verwendung des ſorgſam geſammelten, gemeſſenen und verglichenen Formenſchatzes hiſtoriſcher Kunſtperioden und gelangte ſo dazu, den Funktionsgehalt der Form gegen deſſen Raumwert, freilich mit zu einſeitig formaliſtiſchem Einſchlag, ſtärker in den Vordergrund der Beachtung zu rücken.

Sie wurde in einem langſamen Übergang durch jene neuere Schöpfungsweiſe abgelöſt, die, von der Geſamterſcheinung ausgehend, zum Einzelnen vordringt und dadurch, um ein in neuerer Zeit geprägtes Wort zu verwenden, wenigſtens zu einem Ahnen von dem gelangen mußte, »wie denn eigentlich Form geboren wird«, die aber auch aus der räumlichen Beziehung der Teile zum Ganzen einer Architektureinheit den einzig richtigen Schluß zieht, daß dieſe Beziehungen unmöglich mit dem einheitlichen Architekturobjekt ſelbſt ihr Ende finden können, ſondern über dieſes hinaus wirken müſſen, als ein Geſetz, deſſen Erfüllung eben in jenen Schöpfungen höherer Ordnung verkörpert iſt, wie ſie in dem reichen Schatz erhaltener Raumbilder wieder erkannt worden ſind.

Freilich ſteht eine ſolche Schöpfungsweiſe wiederum vor der Gefahr, über den Raumwert den in einer ausdrucksvollen Gliederung liegenden Funktionsgehalt zu unterſchätzen. Es beginnt ſich das ſchon jetzt ſtellenweiſe entweder in einer zunehmenden Verkümmerung der organiſchen Kleingliederung oder in einer Vorliebe für Ausdrucksweiſen, welche einer ernſteren tektoniſchen Bedeutung etwas ferne ſtehen, zu zeigen.

Es ſind dies aber nur kleine, mit der Zeit zu behebende Schwächen gegenüber dem Wiedererkennen der Werte rein räumlichen Ordnens, das als ein bedeutſamer Gewinn in der Entwicklung unſerer neuzeitigen Baukunſt anzuerkennen iſt.

Er prägt ſich ſo recht in dem Unterſchiede aus, wie die vorangegangene Auffaſſungsweiſe die Steigerung der Wirkung öffentlicher Baudenkmäler in ihrer womöglich allſeitig freien Aufſtellung oder in einem Auslöſen alter Bauwerke aus dem Zuſammenhange ihrer baulichen Umgebung erblickt hat, wie dagegen die neuere Auffaſſung umgekehrt das Einzelobjekt, ob ihm nun eine bevorzugte Rolle zugeteilt iſt oder nicht, zurückhaltend gegliedert, in den Dienſt einer größeren Raumeinheit ſtellt, in dem vormals beliebten Freilegen öffentlicher Baudenkmäler aber eine Zerſtörung ſolcher höher organiſierten räumlichen Einheitswirkungen beklagt. Kurz: das Vorwiegen einer Betätigung im konvexem Bilden iſt gewichen dem Vorwiegen einer Betätigung im konkaven Bilden. Das alte Schlagwort Faſſade, das noch vor drei bis vier Jahrzehnten die Seele jedes jungen Architekten elektriſieren konnte, iſt in ſeiner alten Bedeutung heute beinahe außer Kurs gekommen und an ſeine Stelle ein neues geflügeltes Wort getreten, der umfaſſendere Begriff: »Raumkunſt«.

Wenn bei irgendeinem Kunſtzweige die Voranſtellung der Raumwerte gegenüber den Funktionswerten als berechtigt vertreten werden kann, ſo iſt es die Baukunſt, der doch zur Aufgabe geſtellt iſt, als eigentlicher Kunſt des Raumes den paſſenden Rahmen und Hintergrund für das vor ihr ſich abſpielende Leben darzubieten, um damit erſt ihre letzte und höchſte Bedeutung, ihren vollen Gehalt zu gewinnen, den jedes äſthetiſche Gebilde, will es vollwertig ſein, ſtets in ſich tragen muß.

Es heißt die Seele, nicht die Äußerlichkeiten der alten, hiſtoriſch gewordenen Bauweiſen auch in moderne Erſcheinungen unſerer Baukunſt verpflanzen, wenn wir in den Raumwerten ihr höchſtes Ergebnis erblicken. Erſt das Erfaſſen dieſer Raumwerte macht die Architektur den Schweſterkünſten völlig ebenbürtig, und ſo ſehr ſich auch der künſtleriſche Genius gegen alle Einengung ſchöpferiſcher Betätigung ſträuben mag: eine ſolche praktiſche Äſthetik, welche die großen Geſetzmäßigkeiten aus den natürlichen Beſchränkungen unſerer Sinneswerkzeuge gegenüber der Ton⸗, Farben⸗ und beſonders der Formenwelt ableitet, um ſo, auf ſicherem Boden ſtehend, das ſchönheitliche Geſtalten zu beeinfluſſen, eine ſolche

praktische Ästhetik schränkt keine künstlerische Freiheit ein, gibt jedem vielmehr die Möglichkeit, sich ihrer in individuellster Unabhängigkeit zu bedienen, und läßt innerhalb dieser natürlichen Grenzen eine unendliche Fülle uns klar und sympathisch ansprechender Lösungen zu.

Abseits von der Anwendung jeder geschichtlich gewordenen Formenwelt kann eine solche Ästhetik auch den neuen großartigen Erscheinungen unbefangen entgegenkommen, welche auf dem Gebiete des Ingenieurbauwesens bahnbrechend geworden sind, und so gibt sie mit ihren allgemein gültigen, vom Zeitgeschmack unberührten Gesetzen dem angehenden Bildner wichtige Anhaltspunkte, Phantasieanregungen und praktische Winke mit auf den Weg, welche er sich sonst im Leben durch vielgestaltige und oft durch Irrtümer hindurchgehende Erfahrungen erst langsam erwerben müßte, indem sie ihn in den Stand setzen, auf direkterem Wege vorzudringen zum tieferen Verständnis dessen, zu dem diese Ausführungen nur die Richtungslinien zeichnen konnten, zum Erfassen der »Beziehungen des Gesichtssinnes zum baukünstlerischen Schaffen«.

Licht vom Osten.

Von Samuel Brandt, Professor an der Universität Heidelberg.

Die Erforschung und das Verständnis des griechischen und römischen Altertums hat sich im Verlauf der letzten Jahrzehnte ganz außerordentlich vertieft und erweitert, Material und Mittel, Prinzipien und Methoden der Arbeit sind auf großen Gebieten neu hervorgetreten. Als eines der anziehendsten und ertragreichsten dieser erst jetzt angebauten Felder der Wissenschaft gilt das Kulturleben der um die östliche Hälfte des Mittelmeeres gelagerten griechischen oder von griechischen Elementen mehr oder minder durchdrungenen Menschheit, der neue Abschnitt der Weltgeschichte, den die Eroberung des Ostens durch Alexander d. Gr. begründet hat. Eine immer noch wachsende Fülle von neuen oder doch erst jetzt bearbeiteten Funden, ausgegrabene Trümmer von Städten und Bauanlagen, Inschriften, Werke der großen und kleinen Kunst, vielerlei Gegenstände des täglichen Gebrauches, geben uns Kunde von dieser neuen Blütezeit griechischen Wesens. Schon seit grauer Vorzeit hatte bei gleichen oder ähnlichen Bedingungen des äußeren Lebens eine gemeinsame primitive »Mittelmeerkultur« besonders die östlichen Uferländer des großen völkerverbindenden Wassers umschlossen, dann war dieses Meer durch die Fahrten und Ansiedlungen und durch dauernden gegenseitigen Verkehr der Griechen, dieser größten Schöpfer der Zivilisation, bis weit nach Westen fast ein griechisches Meer geworden. Als aber durch Alexander das Perserreich zerstört und diese äußere Schranke gefallen war und dafür von Mazedonien bis hinunter nach Ägypten griechische Staaten unter griechischen Dynastien sich erhoben hatten, da vollzog sich eingreifender und umfassender als bisher ein Austausch und Ausgleich der materiellen Güter und Erzeugnisse, aber auch die Bildung eines aufgeklärten, dem Individuum Raum gebenden Zeitalters, und alle geistigen und wissenschaftlichen Bestrebungen wurden Gemeingut. Endlich festigte das römische Weltreich aufs neue diesen Ring, doch fügte sich in jenen Ländern römisches Wesen bei weitem mehr in das Griechentum ein, als daß es ihm seinen eigenen Charakter hätte einprägen können. Es hat aber diese neue Entfaltung der griechischen Kultur, wie sie nach Alexander d. Gr. sich zeigt, nicht nur in den nächsten Jahrhunderten und auf den griechischen Gebieten die Menschheit auf andere Bahnen geführt, sondern durch sie und in ihr hat der Westen, hat Rom, hat vielfach auch und mehr, als sie wußte oder wollte, die alte christliche Kirche den griechischen Geist kennen gelernt und in sich aufgenommen, und so hat er eine unbegrenzte Wirkung auf das Denken und Empfinden der späteren Welt ausgeübt.

Doch, um bei jener früheren Zeit stehen zu bleiben, so gibt es für diese griechische Weltkultur, für die sich der Name »Hellenismus« eingebürgert hat, kein deutlicheres

Kennzeichen, als daß im Osten das Griechische für mündlichen wie schriftlichen Verkehr jetzt so sehr sich als Weltsprache einbürgerte, daß es selbst in Ländern mit einheimischer Sprache, wie Syrien und Ägypten, neben dieser immer mehr üblich wurde. Selbstverständlich war dieses Griechisch von dem alten »klassischen« Idiom Athens weit entfernt, vielmehr hatte sich eine vielerlei Nuancen zeigende, in der Literatur allerdings sehr unter dem Einfluß Attikas stehende Durchschnittssprache gebildet. Weit weniger als die Literatursprache und die der Gebildeten war bisher die volkstümliche Ausdrucksweise bekannt. Da haben nun zahlreiche in neuerer Zeit entdeckte oder auch erst verwertete Inschriften, ganz besonders aber die in Ägypten geradezu massenhaft zum Vorschein gekommenen Originalschriftstücke aus der Ptolemäerzeit und den römischen Jahrhunderten unsere Kenntnis der hellenistischen Volkssprache ganz ungemein gesteigert.

Es sind dies zunächst Papyrusblätter, die Vorläufer unseres Papiers, die aus dem in feine Scheiben zerschnittenen, präparierten und quer übereinandergeklebten Mark der Papyruspflanze hergestellt wurden, sodann Tonscherben, griechisch »óstraka«, auch sie als Schreibmaterial und zwar, weil wertlos, von den Unbemittelten benutzt. Die Papyri, an den Abfuhrorten altägyptischer Städte unter anderem Schutt zufällig gefunden und heutzutage planmäßig gesucht, auch in Mumiensärgen zum Füllen und Einhüllen verwendet, sind teils sehr mannigfachen amtlichen Inhalts, abgängige Akten u. dgl., teils sind es alle möglichen privaten Sachen, öfter mit genauer Datierung, Verträge, Rechnungen, Quittungen, Briefe, Testamente usw., auch größere oder kleinere Reste von Büchern, schon bekannten und ganz neuen Werken, auch solche christlichen Ursprungs und selbst vollständige oder fast vollständige Stücke. So war es neben anderen höchst wertvollen Funden ein wissenschaftliches Ereignis, als die verlorene Schrift des Aristoteles über den Staat der Athener hier wieder an das Licht trat. Ungefähr zu den gleichen privaten Zwecken nahm man die Ostraka, deren Fundorte ebenfalls die Ablagerungsstellen der Städte sind. Schon allein die Entzifferung der häufig sehr flüchtigen Kursivschrift ist oft genug mit den größten Mühen verbunden, zumal wenn ein Papyrus schlecht erhalten oder in viele Stückchen auseinandergerissen ist. Viele von diesen Originalniederschriften sind nun für den Sprachforscher als Dokumente der volkstümlichen, auch der ganz wildgewachsenen Sprache niederer Volksklassen von allergrößtem Werte, in solch prachtvoller Natürlichkeit hatte man Menschen jener Zeiten noch nicht griechisch reden gehört. Dann aber gewährten sie höchst überraschende, reizvolle Einblicke in das persönliche und häusliche Leben der einfachen Leute, und wiederum wurde eine große Menge von Urkunden für die Kenntnis der öffentlichen Verhältnisse, der Verwaltung, des Rechts, des Kultus und der religiösen Dinge von weittragendster Bedeutung. Schon hat sich ein völlig neuer Zweig der Altertumswissenschaft, die Papyruskunde, mit einer eigenen Zeitschrift gebildet. Angesichts dieser geradezu neuentdeckten Welt mußte sich nun auch für die Bibelgelehrten die Frage ergeben, ob nicht aus ihren Schätzen auch Hilfsmittel für das Verständnis des Neuen Testaments zu gewinnen seien. Auch seine Sprache ist ja das hellenistische Griechisch, und es waren ganz überwiegend Männer einfachen Standes, die seine Bücher verfaßt haben. Aber diese Tatsache hatte man früher zu wenig in ihrem Gewichte erkannt, man hatte bis in die neueste Zeit allzusehr die Vorstellung eines besonderen neutestamentlichen Griechisch festgehalten, das man von der Allgemeinsprache der Zeit trennte und andererseits nach dem strengeren Sprachgebrauch der klassischen Autoren kontrollierte, so daß ihm in gewissem Sinne ein einsames Dasein zwischen beiden beschieden wurde. Und doch hätte schon die eine Erwägung bedenklich machen müssen, daß eine ganze Anzahl von Wörtern, die man für das Neue Testament ausschließlich in Anspruch nahm, mit dem eigentlich religiösen Gebiet absolut keine Berührung haben. Diese einseitige Auffassung läßt sich zum Teil aus dem Mangel an reicheren Sprachquellen und aus dem noch wenig entwickelten sprachgeschichtlichen Verständnis erklären, bei dem die richtigen Gesichtspunkte für Beurteilung und Verwertung des bereits bekannten Sprachmaterials nicht vorhanden sein konnten, teils lebte man des Glaubens, die neue Religion habe sich auch ihr eigenes lexikalisches und grammatisches Gewand geschaffen, ja, wo man sich zum Dogma von der wörtlichen Inspiration der

heiligen Bücher bekannte, da konnten auch vermeintliche Eigenheiten des Wortgebrauches auf diesen Ursprung zurückgeführt werden. Es wurde nun aber durch die neuen Funde nicht nur das sprachliche Interesse wachgerufen, sondern die Betrachtung auch ihres Inhalts konnte sich einen Erfolg versprechen. Die Gelehrten alter und neuerer Zeit hatten nichts versäumt, um das tägliche Leben, die Denkweise und die Sitten der breiteren Volksschicht, die den Untergrund des Neuen Testamentes bildet, unserem Verständnis näherzubringen. So durfte man jetzt hoffen, daß auch die neuen Texte der Inschriften (namentlich aus Kleinasien), der Papyri und der Ostraka hellenistischen Ursprungs den Kulturboden des Neuen Testamentes, das ja zu hellenistischen Lesern redet, heller beleuchten, daß sie weitere Einblicke in die Seele seiner Menschen gewähren und schließlich der Erkenntnis auch seines religiösen Inhaltes förderlich sein würden.

Von solchen Voraussetzungen und Fragen ist ein hervorragendes, nach Jahresfrist bereits in neuer Auflage erschienenes Werk ausgegangen, das den ebenso bezeichnenden wie leicht verständlichen Titel »Licht vom Osten« trägt.*) Der den Lesern dieser Zeitschrift nicht mehr unbekannte Verfasser, Professor Adolf Deißmann, der Vertreter der neutestamentlichen Wissenschaft an der Berliner Universität, möchte auf Grund eigener wie fremder Bearbeitnng jener neueren Funde dem Leser zeigen, daß das Neue Testament in weit höherem Maße, als man anzunehmen pflegt, nach Sprache, Stil und Gattung seiner Schriften in dem einfachen Volkstum wurzelt, daß es auch in dieser Hinsicht der unverfälschte Ausdruck der neutestamentlichen Religion ist, und daß diese gerade als Religion des Volkes, von den schlichten Gemütern aufgenommen und erlebt, ihre größte Kraft in sich trug und die Welt gewann. Eine hoch gestimmte Sprache hebt zugleich auch den nichttheologischen Leser über etwaige sachliche Schwierigkeiten hinweg, eine treffende Auswahl von Belegen, sämtlich übersetzt und erläutert, endlich zahlreiche Abbildungen erhöhen die Faßlichkeit und den Reiz des schönen Buches. Lassen wir uns zunächst zur Betrachtung des neutestamentlichen Griechisch führen, so ist es doch nicht bloß für die biblische Philologie von Interesse, daß in dem etwa 5000 Wörter zählenden Lexikon des Neuen Testaments bis vor nicht langer Zeit noch 500 als speziell biblisch oder christlich ausgesondert wurden, daß jetzt aber ihre Zahl auf etwa 50 herabgesunken ist, die übrigens selbst nur durchsichtige Ableitungen oder Zusammensetzungen sind. Denn hätten die neutestamentlichen Verfasser mit etwa 10 Prozent ihrer Ausdrücke außerhalb der lebendigen Volkssprache gestanden, wie hätten sie sich dann den Zugang zu den Gemütern erschwert! Jetzt aber gewinnen manche der durch die Inschriften usw. der Volkssprache zurückgegebenen Worte in ihrer neutestamentlichen Verwendung noch einen ungeahnt lebens- und wirkungsvollen Sinn. Wenn Christus an einer Stelle des ersten Petrusbriefes »archipoímen« (Luther »Erzhirte«) genannt wird, so belehrt uns ein ägyptischer Fund, daß dies nicht etwa eine an sich ja schöne neutestamentliche Wortbildung ist, sondern daß das eine aus dem ländlichen Gebrauch den Lesern bekannte Wort »Oberhirte« ihnen an jener Stelle den wiederkommenden und bei der Besichtigung die treuen Unterhirten belohnenden Christus viel unmittelbarer vor Augen stellt, als etwa eine längere Auseinandersetzung. Es wäre, um den dargebotenen Beispielen noch dieses zu entnehmen, doch sonderbar, wenn Paulus im Schlußkapitel des ersten Korintherbriefes, da wo er von der »logeía« (Luther »Steuer«), der Geldsammlung zur Unterstützung der armen Glaubensgenossen in Jerusalem, redet, ein ganz neues Wort gebracht hätte. Aber aus einem Ostrakon, einer Quittung über einen kleinen Betrag »logía« für Isis, und aus Inschriften wird uns die Gewißheit, daß dies ein üblicher Ausdruck für eine Kollekte zu Kultuszwecken war, so daß allein schon durch dieses Wort der Beisteuer der korinthischen Christen gleichfalls die Eigenschaft einer Gott geweihten Gabe zuerteilt wird. Etwas anderer Art ist es, wenn nach einem Papyrus die Worte des Paulus am Schluß des Römerbriefs, Aquila und Priscilla hätten für sein Leben ihre Hälse hingegeben, bildlich, nicht wörtlich zu deuten sind, wie unser »die Hand für Einen ins Feuer legen«. Den weitaus größten und sichersten Gewinn

*) Licht vom Osten. Das Neue Testament und die neuentdeckten Texte der hellenistisch-römischen Welt. Zweite und dritte, verbesserte und vermehrte Auflage. Mit 68 Abbildungen. Tübingen, J. C. B. Mohr. 1909.

erreicht freilich die Vergleichung mit dem helleniſtiſchen Sprachgebrauch für das Verſtändnis einzelner Wörter und Redensarten. Zwar schlägt die Untersuchung auch schon für Satzbau und Stil den entsprechenden Weg ein, naturgemäß iſt aber die Analyse des Körpers der Rede umſtändlicher und schwieriger, es verlangt auch die ſtiliſtische Eigenart der einzelnen neuteſtamentlichen Schreiber und sonſt noch manche Frage Berücksichtigung, so der Einfluß des altteſtamentlichen Hebräischen und der des Aramäischen, der damaligen Landessprache.

Es haben nun aber die neu entdeckten Schriftſtücke, besonders die Briefe der Papyri und Oſtraka, obgleich selbſt unliterarisch, doch auch die literarische Beurteilung und Würdigung zunächſt der neuteſtamentlichen Briefsammlung, dann aber auch der übrigen Bücher auf wichtige Gesichtspunkte hingewiesen. Orientieren wir uns zuerſt nach der von Deißmann gegebenen Auswahl über den Inhalt dieser kleinen Dokumente, so blicken wir in die Häuser und Hütten, in die Arbeit und das sonſtige Treiben der meiſt geringen Leute, vor allem aber öffnen sich uns die Seelen mit dem, was sie erfüllt und bewegt, in einer Natürlichkeit und Unbefangenheit, die geradezu ergreifend wirken kann oder auch wiederum herzerfreuend lautet. Man merkt den Leuten oft genug an, wie schwer ihnen das Schreiben wird, und doch ringt sich durch alle Unbeholfenheit das, was sie sagen wollen, so wahr und so vernehmlich hervor. So sind denn auch manche dieser Briefe, als sie zuerſt veröffentlicht wurden, wie frisch aus der Erde gekommene Edelſteine mit freudiger Überraschung betrachtet worden. Hier wird für ein häusliches Feſtpersonal mit Flöte und Trommel, ein Bock und Käse und irdenes Geschirr beſtellt, dort gibt ein Bauer dem Steuerbeamten den Zuwachs seiner Herde an und schwört beim Kaiser (es iſt Nero), nichts verschwiegen zu haben. Dann Soldatenbriefe eines braven Sohnes, der nach Italien in Garnison gekommen iſt, und als Gegenſtück der Wisch eines nichtsnutzigen Bürschchens an seinen Vater; zwischen beide ſtellt sich die reuevolle Bitte eines »verlorenen Sohnes« an seine Mutter. Oder Troſtbriefe, Empfehlungen usw. Ferner chriſtliche Briefe von größtem Interesse: so die Fürbitte eines Dorfgeiſtlichen für einen zurückkehrendenDeserteur, eine Parrallele zur Fürbitte des Paulus für den entlaufenen Sklaven im Philemonbrief; ein ägyptischer Chriſt schreibt aus Rom an seine Glaubensgenossen in der Heimat in Handels- und Geldsachen, beider Vertrauensmann iſt der »Papas« von Alexandrien, Maximus; ein Presbyter empfiehlt seinen Amtsbrüdern in der großen Oase eine dorthin deportierte Chriſtin; die Eingabe dreier Diakonatskandidaten vor ihrer Ordination an ihren Bischof auf Vorder- und Rückseite eines Scherbens, aus ziemlich später Zeit: die rührenden Menschen versprechen gewisse hergezählte Bedingungen und Leiſtungen zu erfüllen, so, das Evangelium Johannis bis nach Pfingſten auswendig zu lernen. In diesen Briefen konnte, abgesehen von gewissen ſtehenden Wendungen, wie Eingangs- und Schlußformeln, die Herzenseinfalt der Leute, die treuherzige Umſtändlichkeit in den Äußerungen des Gefühls oder auch in Besprechung geschäftlicher Dinge, mancherlei Anliegen und Sorgen, kurz der ganze Charakter sehr beſtimmt an den Ton und auch an einzelne Stellen neuteſtamentlicher Briefe erinnern, und aus diesem Eindruck erwuchs die Gewißheit, daß die Briefe des Neuen Teſtaments und hauptsächlich die des Paulus viel zu wenig als echte Briefe aufgefaßt werden, sondern viel zu sehr als »Epiſteln«, als schriftſtellerische Erzeugnisse, die in der auch bei uns üblichen Form von Briefen an ein gedachtes, allgemeines Publikum hinausgehen. In diesem Teile des Werkes wird Paulus zum eigentlichen Mittelpunkt, und alles Beſtreben des Verfassers iſt darauf gerichtet, ein nicht ausreichendes Verſtändnis des vielumſtrittenen Menschen zu vervollkommnen und zu vertiefen. Der »Zeltweber von Tarsus«, der »Handwerkermissionar« wollte in seinen Briefen nicht dogmatische Abhandlungen in die Welt hinaussenden, nicht ein theologisches Syſtem literarisch bekanntmachen, nicht wissenschaftlich über die Chriſtusreligion spekulieren, sein Wesen und was er gibt, iſt selbſt Religion, edelſte und tiefſte Myſtik, es sind die Erlebnisse und Erfahrungen einer Seele, die nur von Gott und Chriſtus erfüllt iſt. Wenn seine Briefe im Laufe der Jahrhunderte zu dogmatischen Büchern von unermeßlichem Ansehen geworden sind, so hat er sie schon deshalb nicht für ferne Zeiten schreiben können, weil für ihn die erwartete Wiederkunft Chriſti eine Frage nur von Jahren war.

Seine Briefe sind förmlich echte Briefe und durch gegenwärtige Verhältnisse und drängende Fragen bei seinen Gemeinden und Freunden hervorgerufen worden. Diese Gemeinden und Freunde ſtanden aber in den niederen Kreisen des Volkes, und nur deshalb konnte Paulus in persönlicher Anwesenheit wie in seinen Briefen so mächtig sie ergreifen, weil er selbſt, trotz seiner rabbinischen Bildung, ein Mann aus dem Volke war und aus seinem Innern ihnen gab, was sie mit ihm empfinden und erleben konnten. Er wie Jesus sind »unliterarische« Persönlichkeiten, die ihr ganzes Selbſt dem Volke, aus dem sie hervorgegangen sind, den Geringen, Bedrückten und Ungelehrten dargebracht haben. Dadurch, daß die einfacheren Volkskreise im Chriſtentum Erlösung und Erhebung fanden, wurde es Volksreligion, und so iſt es auch Weltreligion geworden. Die höherſtehenden Klassen, auch schon zu Anfang nur spärlich unter seinen Anhängern vertreten, folgten erſt allmählich nach. Es iſt im Grunde dieselbe Entwicklung, die das Chriſtentum literarisch nimmt. Auf die unliterarische Zeit des Urchriſtentums, die Zeit seiner Gründung und seiner Ausbreitung durch das Wort und den brieflichen Verkehr, folgt erſt die literarische Zeit, die geschichtlichen Berichte der Evangelien und der Apoſtelgeschichte, aber auch sie noch volkstümliche Bücher. In die eigentlich theologische und zugleich Kunſtliteratur erhebt sich im Neuen Teſtament nur die Epiſtel an die Hebräer. Schon nimmt das Chriſtentum seinen Weg aufwärts in die Kreise der Bildung und höherer Lebensſtellung. — So außerordentlich schön und fesselnd gerade dieser Abschnitt des Werkes iſt, so möchte man doch fragen, ob sich mit dieser Auffassung des Apoſtels nicht auch jene andere, die doch ebenfalls begründet iſt, zu einem Ganzen hätte zusammenschließen lassen. Der ehemalige Pharisäer, der nach rabbinischer Vorschrift nebenbei ein Handwerk erlernt hatte, im Besitz der theologischen und dialektischen Bildung des Schriftgelehrten, ausgeſtattet mit einer außergewöhnlichen Begabung und Kraft, die Dinge prinzipiell zu erfassen, den Tatsachen einen Gehalt an Ideen abzugewinnen und diese in syſtematische Verbindung zu bringen, er iſt doch der erſte Dogmatiker des Chriſtusglaubens, allerdings nicht nur dies, geworden. Aus dem großen Zusammenhange eines nie ruhenden religiösen Denkens ſtrömt auch der Inhalt der Briefe entsprechend deren Anlässen hervor, so daß für die Frage nach dem Inhalt der Unterschied zwischen Brief und Epiſtel zurücktreten wird. Nichtsdeſtoweniger behält dieser Gesichtspunkt seine hohe Bedeutung. Nur als echte Briefe konnten diese Schreiben des Apoſtels von der hingebenden Fürsorge und dem Gefühl der heiligſten Pflicht den Empfängern gegenüber durchdrungen sein, wodurch sie heute noch den Leser ergreifen, nur so konnten sie als Bekenntnisse und Zeugnisse aus einem ſtets von neuem ringenden und arbeitenden Innern mit dem frischen Stempel der Wahrheit hervorgehen. Damit kommen wir auf den eigentlichen Inhalt und Wert von Deißmanns Betrachtung des Apoſtels. Es fehlt nicht an ausgezeichneten Darſtellungen seines Syſtems in wissenschaftlichem und praktischem Interesse, aber lernen wir aus dem »Paulinismus« wirklich diesen wunderbaren Menschen Paulus kennen? Hier tritt nun unser Buch ein. Es drängte den Verfasser, den Apoſtel so, wie er ihn empfindet und verſteht, auch anderen lebendig zu machen und ein Bild seiner Persönlichkeit, seiner Seele, seinrr Myſtik zu geben, diesen Urgrund seines Wesens zu zeigen, auf den sich im allgemeinen gewiß der Blick weniger richtet, als auf seine Dogmatik. Wie tief er sich in den Apoſtel versenkt hat, und wie er die Worte für sein Schauen und Erkennen zu finden weiß, möge man aus dem Buche selbſt ersehen.

Es bleibt noch der letzte Teil des Werkes. Auch in kultur- und religionsgeschichtlicher Hinsicht wird die Welt des Neuen Teſtaments durch die Funde aus helleniſtisch-römischer Zeit uns bekannter, und damit wird in diesem selbſt vielen scheinbar nur Worten und Begriffen ihr ursprüngliches Leben zurückgewonnen. Bisweilen vernehmen wir solche Klänge verſtändlich aus der Nähe, bald sind es nur noch ferne Nachklänge, die allein der Kundige uns deutet. Ein Beispiel aus einer ganzen Reihe. Offenbar redet Paulus in der Sprache des arbeitenden Volkes, wenn er im letzten Kapitel des Römerbriefes mit den Worten »sie hat viel gearbeitet für euch« (so richtiger als »für uns«) alles Mühen einer in dienender Liebe sich opfernden Glaubensgenossin schon bei deren Lebzeiten in eine Formel zusammenfaßt, in der sonſt erſt Verſtorbenen schlichten Standes der Grab-

ftein ihr Ehrenzeugnis ausftellt. Weiter nun ift es eine bekannte Tatsache, daß das Chriften=tum bei den Völkern, zu denen es kam, viele heidnische Vorftellungen und Gebräuche nicht offen angriff und verdrängte, sondern daß sie als Formen beftehen blieben, die sich mehr oder weniger mit dem neuen Inhalt erfüllten. Ein ähnlicher Vorgang läßt sich schon im Urchriftentum beobachten. Denn es benutzte die Kultur= und Religions=verhältnisse der Zeit, um an ihnen den eigenen Gehalt zur Anschauung zu bringen und ihren Sinn und Zweck durch den eigenen zu ersetzen. Man wird hier sogleich an den Altar des unbekannten Gottes in Paulus' Rede in Athen denken. Aber es gibt bedeutsamere Ausprägungen dieses Typus, die bisher noch nicht genügend erkannt waren. Da, wo Paulus von dem Mittel=punkte des chriftlichen Glaubens, der Er=lösung redet, weiß er den Vorgang seinen Freunden nicht besser faßlich zu machen als durch das Bild eines im Heidentum üblichen Verfahrens teils rechtlicher, teils religiöser Natur, und zwar eines solchen, das die ge=ringfte Klasse zum Gegenftande hat. Es ift die Freilassung eines Sklaven (Luther miß=verftändlich »Knecht«, »Knechtschaft«) unter der Form des Loskaufes durch einen Gott; zahlreiche Freilassungsurkunden dieser Art sind inschriftlich auf der Trümmerftätte des Apolloheiligtums in Delphi erhalten. Gewisse Formeln dieser Urkunden ftimmen nun ganz merkwürdig mit Stellen bei Paulus überein, an denen er vom Loskauf aus der Knecht=schaft der Sünde oder des Gesetzes durch Chriftus spricht und die Seinigen warnt, nun wieder Sklaven der Menschen zu werden u. ä. Auch die Ideen der Schuld und der Stell=vertretung weisen auf das Rechtsgebiet und sonft noch manche Ausdrücke und Wen=dungen der neuteftamentlichen Sprache, so daß auch durch sie der neue Glaube dem einfachen Verftändnis werbend entgegenkam. Und nun schließlich die große Frage »Chriftus und die Cäsaren«, die sich bereits damals, als Jesus das Wort von Gott und dem Kaiser sprach, angekündigt hatte. Aller=dings, der im Stillen sich vorbereitende Konflikt kommt im Neuen Teftament noch nicht zum Ausdruck, wohl aber eignet sich das Chriftentum die höchften Namen an, mit denen dem Kaiser gehuldigt wurde, so vor allem das Wort »Kyrios«, »der Herr«, dann »sotér«, »der Heiland«, in vollerer Titulatur der Inschriften auch »Heiland der Welt«, ohne Zweifel in Konkurrenz mit dem weltlichen Gebrauch und auch in einer gewissen Proteftftimmung. Dergleichen läßt sich ohne Mühe aus den Stellen, an denen es heißt, daß »Chriftus der Herr ift«, heraushören. Besonders schön tritt jene Übertragung in dem chriftlichen Worte »parusía« »Ankunft, Besuch« (Luther »Zukunft«) ans Licht, dem Ausdruck der Papyri und der Inschriften für den Besuch der Könige, später der römischen Kaiser, für Länder und Städte ein außer=ordentliches Ereignis, zu dem man Dar=bringungen für den Herrscher mit allen Mitteln vorbereitete, das man mit den größten Feftlich=keiten beging, von dem man reiche Segnungen und Gnadenerweise erwartete. Man verfteht, wie sich in die Hülle dieses Wortes die sehn=süchtigften Hoffnungen der bedrängten Chriften auf die nahe bevorftehende Wiederkunft ihres Herrn und Königs kleiden konnten. Lateinisch bezeichnet »adventus« einen solchen fürftlichen Einzug, und so auch den von Jesus in Jerusalem, daher unser »Advent«, und in Worten wie Adventsfreude, Adventshoffnung leuchtet noch etwas von dem Glanze eines solchen großen Tages in der alten Zeit.

Dieses ift in der Hauptsache der Inhalt des Werkes. Verschiedene Einlagen und Beilagen, die als Beweise dienen oder ver=wandte Gegenftände behandeln, wollten wir nicht im einzelnen anführen, so interessant sie auch sind, doch möge hiermit kurz auf sie hingewiesen sein.

So ift in einer Werkftätte neuteftament=licher Forschung durch das Zusammenwirken philologischer und theologischer Wissenschaft und mit Hilfe außerchriftlichen Materials in einer neuen, geiftvollen und zugleich tief religiösen Behandlung der Gedanke heraus=gearbeitet worden, daß das Neue Teftament als Volksbuch im höchften Sinne und ebenso die chriftliche Religion als edelfte Volksreligion entftanden ift, daß beides durch diesen Ur=sprung Besitz und Segnung auch der Mensch=heit werden konnte. Damit will das Deiß=mannsche Werk zu seinem höchften Ziele, der Erkenntnis des Chriftentums und der Religion überhaupt, hinführen. Daß eine so tief in außerordentlich große und schwierige Fragen eingreifende Arbeit nicht auch Ein=würfe und Widerspruch hervorrufen sollte, ift nicht anzunehmen. Gewiß aber wird man

ihren Grundgedanken nicht mißverstehen, als ob in dem Ursprung der größten geschichtlichen Erscheinung aus der niederen sozialen Schicht etwas läge, das ihr Eintrag tue oder eine Herabsetzung enthalte. Jede wirkliche Religion ist in ihren Grundzügen einfach, und ihr Boden und ihre Gewähr ist die noch unverbrauchte Kraft und das ursprüngliche Empfinden des schlichten Volkstums. Alle großen religiösen und nationalen Bewegungen können hier Zeuge sein, man erinnere sich nur an Luther, den Bergmannssohn. Das sind die Mächte und Gestalten, von denen gesagt werden darf, daß ihr Fuß fest auf der Erde steht und ihr Haupt den Himmel berührt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Jahresbericht des Präsidenten Butler von der Columbia-Universität in New York.

Ein Ereignis, dem die akademische Welt New Yorks immer mit großem Interesse entgegensieht, ist der Bericht, den der Präsident der Columbia-Universität alljährlich dem Verwaltungsrat (den Trustees) der Universität unterbreitet. Der Bericht des Präsidenten Butler, das akademische Jahr vom 1. Juli 1908 bis 30. Juni 1909 umfassend, ist soeben erschienen und enthält zahlreiche interessante Mitteilungen über den gegenwärtigen Stand der Universität und wichtige Empfehlungen von allgemeiner erzieherischer Bedeutung.

Präsident Butler hält die allgemeine Lage der Universität in allen ihren Teilen und Betätigungen für zufriedenstellender als je zuvor. Die gelehrte Forschungsarbeit hat erfreuliche Fortschritte aufzuweisen, die Unterrichtstätigkeit größere Erfolge. Von neuen Fachabteilungen in Verbindung mit der Universität sind für die nächste Zukunft in Aussicht genommen ein Institut zum wissenschaftlichen Studium der öffentlichen Gesundheitsflege sowie eine Forst- und Landwirtschaftsschule. Die Fakultät der schönen Künste bereitet Kurse für die Landschaftsarchitektur vor. Die Errichtung eines neuen Lehrstuhls für Geographie wird im Hinblick auf die segensreiche Tätigkeit, die der Kaiser-Wilhelm-Professor Penck im vorigen Jahr an der Universität entfaltet hat, auf das dringendste empfohlen, desgleichen ein Lehrstuhl für russische und japanische Sprache und Literatur. Kent Hall, das neue Gebäude für die Fakultäten des Rechts und der Volkswirtschaftslehre, die bisher im Bibliotheksgebäude untergebracht waren, sieht seiner Vollendung entgegen und kann mit Beginn des nächsten Studienjahres bezogen werden. Dadurch wird die seit Jahren immer dringender gewordene Entlastung des Bibliotheksgebäudes möglich. Dieses Gebäude wird dann für die philosophische Fakultät benutzt werden können, deren Lehrsäle und Seminarzimmer gegenwärtig in den verschiedensten Gebäuden des Campus nur dürftig untergebracht sind.

Die schleunige Fertigstellung der Universitätshalle (University Hall), die als imposantestes Gebäude des ganzen Campus seit Jahren geplant ist, aber bis jetzt nur aus dem Erdgeschoß mit den Maschinenräumen und dem riesigen Turnsaal (Gymnasium) besteht, wird angelegentlichst empfohlen. Das Gebäude soll vor allem eine große Aula für Abhaltung des »Commencement« und anderer akademischer Feiern enthalten. Für sonstige öffentliche Versammlungen verlangt der Bericht außerdem ein Universitäts-Auditorium mit mindestens 1000 bis 1200 Sitzplätzen. Die i. J. 1886 errichteten Gebäude für die medizinische Fakultät haben sich längst als unzureichend herausgestellt, und neue Gebäude mit großen Laboratorien und wissenschaftlichen Apparaten und sonstigen Facilitäten für die wissenschaftliche Forschung sind ein unabweisbares Bedürfnis geworden. Der große Platz im Süden der Universität, durch die 116. Straße von dem eigentlichen Campus getrennt, bot ursprünglich genügend Raum als Übungsfeld zur Pflege des athletischen Sports. Seitdem aber auf dem Platz das Collegegebäude und mehrere Wohnhäuser für Studenten (Dormitories) errichtet sind, ist das Übungsfeld erheblich eingezwängt worden, und der Erwerb eines neuen Platzes und der Bau eines Stadions, wie es Harvard besitzt, machen sich von Jahr zu Jahr immer mehr geltend. Der Plan sieht eine Ausdehnung des neuen Sportfeldes nach dem östlichen Ufer des Hudsonflusses vor in Verbindung mit einem Landungsplatz am Fuß der 116. Straße und einem Robert-Fulton-Denkmal in Gestalt eines monumentalen Wassertors (Water Gate). Der Bericht befürwortet die sofortige Inangriffnahme des Baues, zu dessen Kosten die Summe von 100,000 Dollar von einem Freund der Universität bereits zugesagt ist. Die Ausführung aller dieser Pläne dürfte dank der in diesen Blättern bereits mitgeteilten Millionenschenkung John Stewart Kennedys, von der bei Drucklegung des Jahresberichts noch nichts bekannt war, erheblich erleichtert werden.

Die Schenkungen, die Columbia im Berichtsjahr erhielt, beliefen sich auf 498,002 Dollar. Die Gesamtsumme der in den letzten 8 Jahren empfangenen Schenkungen beträgt etwas mehr als 11 Millionen.

Die Größe und das Wachstum von Columbia zeigen die folgenden Zahlen: am Schluß des Berichtsjahres besuchten die Universität 5887 Studenten, 514 mehr als im Vorjahr, die von 638 Lehrkräften unterrichtet wurden. Im ganzen wurden 939 Grade erteilt, darunter 434 Baccalaureatsgrade, 106 Ingenieurgrade; 231 erhielten den Grad eines Artium magister (A. M.), 82 den eines Dr. med. (M. D.) und 59 den eines Dr. phil. (Ph. D.).

Es ist allgemein bekannt, daß die Liebe des amerikanischen Studenten zu seiner Alma Mater keine Grenzen kennt. In allen größeren Städten des Landes finden sich Harvard-, Yale-, Princeton- usw. Klubs, die aus Alumnen, d. h. ehemaligen Studenten

dieser Universität bestehen, und deren Mitglieder ihr Interesse für die teure Alma Mater durch Schenkungen oder sonstige Anteilnahme an deren Geschick auch in der Ferne betätigen. So sind auch die Columbia-Alumnen im ganzen Land organisiert und haben ein so starkes Interesse für das Wohl der Universität an den Tag gelegt, daß die den Verwaltungsrat bildenden Trustees in ihrer Sitzung vom 7. Dezember vorigen Jahres den Beschluß faßten, daß in Zukunft die Alumnen in ihrer Mitte vertreten sein sollen. Und zwar verpflichten sie sich, so bald als möglich sechs Vakanzen durch Wahl der von der nationalen Alumnenvereinigung vorgeschlagenen Kandidaten zu besetzen. Es ist zu erwarten, daß diese bedeutungsvolle Neuerung die Graduierten der Universität noch enger als bisher, wenn das möglich ist, an die Alma Mater fesseln wird.

Präsident Butler verbreitet sich dann eingehend über die Frage der Zulassung zum Besuch des College, einer Frage, die die Pädagogen des Landes schon seit Jahren auf das lebhafteste beschäftigt. Columbia ist eine der sieben Lehranstalten der Vereinigten Staaten (Harvard, Yale, Princeton, Columbia, Haverford, Vanderbilt und Bryn Mawr), welche die Abgangszeugnisse von Sekundär-(Mittel-) Schulen nicht annehmen und unter allen Umständen eine besondere Aufnahmeprüfung forderten. Die Prüfung kann auch vor dem College Entrance Examination Board abgelegt werden, einem Prüfungsausschuß zur Aufnahme in ein College, der im Jahr 1900 auf Anregung von Columbia ins Leben gerufen wurde, um den Stand der Sekundärschulen wie der Colleges zu heben und gleichmäßiger zu gestalten, und dem seitdem 24 Universitäten bzw. Colleges beigetreten sind. Die große Mehrzahl der Colleges des Landes akzeptiert indes die Abgangszeugnisse von öffentlichen Sekundärschulen (den sog. High Schools) oder Privatschulen gleichen Grads. Insbesondere nehmen in den westlichen Staaten die Staatsuniversitäten, welche eine gewisse Aufsicht über die Sekundärschulen führen, die Abiturienten der akkreditierten Schulen ohne Prüfung in das College auf. Da es nun unbillig erscheint, die Berechtigung zum Besuch des College ausschließlich von dem Ausfall der Aufnahmeprüfung abhängig zu machen, so soll fortan in Columbia die Aufnahme durch ein Spezialkomitee erfolgen, welches über die Befähigung eines Kandidaten zum Besuch des College auf Grund der Aufnahmeprüfung und unter Berücksichtigung seiner Leistungen in der Sekundärschule sowie seiner persönlichen Verhältnisse entscheidet.

Die bedingungsweise Aufnahme eines Kandidaten, der in einem oder mehreren Prüfungsfächern nicht die erforderlichen Prozente erreicht hat, hat sich bisher in Columbia im ganzen wohl bewährt. Nach den statistischen Aufstellungen des Registrars wurden im September 1908 von 192 Kandidaten 55 bedingungsweise aufgenommen, von denen ungefähr 80% die Bedingungen durch Nachprüfungen oder gute Klassenleistungen in den Fächern, in welchen sie nicht bestanden hatten, beseitigten und sich dadurch der Aufnahme ins College würdig zeigten.

Der Bericht des Präsidenten wirft ferner die heikle Frage auf, ob und in welcher Weise etwa das College auch solchen jungen Leuten gerecht werden könnte, die nicht die Absicht haben, sich irgend einem gelehrten Beruf zu widmen oder einen der bestehenden Collegekurse durchmachen wollen, die aber das schöne Gemeinschaftsleben der amerikanischen Studenten erleben möchten und durch Teilnahme an den mannigfachen Studentenbetätigungen im Sport, auf journalistischem Gebiet, im akademischen Vereinswesen usw. sich nützlich erweisen und eine gewisse Charakterbildung und Lebenserfahrung erwerben würden, die im praktischen Leben von nicht geringer Bedeutung ist. Es mag dahingestellt bleiben, ob es die Aufgabe des College ist, durch Einrichtung eines besonderen Studienplans den Wünschen solcher jungen Leute Rechnung zu tragen. Es ist ein Problem, das vor der Hand wahrscheinlich auf starken Widerspruch stoßen wird, dessen Lösung die Erziehungsfreunde des Landes aber ernstlich anstreben sollten.

Von Punkten allgemeineren Interesses sei aus dem Bericht zum Schluß noch eine Empfehlung des Präsidenten erwähnt, die auf den Bau eines großen Wohnhauses für die Lehrer der Universität geht. Die Wohnungsmieten in New York sind so außerordentlich hoch, daß viele Professoren es vorziehen, in entfernten Vororten oder auf dem Lande zu wohnen. Die Errichtung eines großen Wohngebäudes in der Nähe der Universität würde ihnen nicht nur den Vorteil bequemer und billigerer Wohnungen gewähren, sondern ihnen auch ermöglichen, an den mannigfachen akademischen Abendveranstaltungen sowie an dem geselligen Leben der gebildeten Kreise der Stadt einen regeren Anteil zu nehmen. R. T., Sr.

Mitteilungen.

Ein Monumentalwerk deutscher Wissenschaft. Während der Weihnachtswoche hat im Hotel Bristol in Berlin eine von mehr als 40 der hervorragendsten Naturforscher und Mediziner Deutschlands und des Auslandes besuchte Konferenz stattgefunden, zu der von Prof. Paul Hinneberg, dem Herausgeber der »Internationalen Wochenschrift« und der bei Teubner erscheinenden großen Wissenschafts-Enzyklopädie »Die Kultur der Gegenwart« die Einladungen ergangen waren. Die sich auf drei Tage ausdehnenden Sitzungen hatten den Zweck, für die naturwissenschaftlichen und medizinischen Teile des Enzyklopädie-Werkes eine die Anforderungen der modernen wissenschaftlichen Methodologie vollauf berücksichtigende Gliederung des Darstellungsstoffes zu gewinnen. In den Hauptsitzungen waren auch der Kultusminister und der Dezernent des Ministeriums Ministerial-Dirigent Dr. Schmidt zugegen.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 3
15. Januar 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die philosophischen Ausgangspunkte der rechtshistorischen Schule.

Von Edgar Loening, Professor an der Universität Halle-Wittenberg.

I.

Das 18. Jahrhundert war eine Zeit des Niederganges der deutschen Rechtswissenschaft. Zwar war am Anfang des Jahrhunderts eine stattliche Schar bedeutender Juristen — Christian Thomasius, S. Stryk, Justus Henning Böhmer, Heineccius — an der neugegründeten Universität Halle vereinigt. Sie hatten der jüngsten der juristischen Fakultäten einen weithin strahlenden Glanz verliehen. Aber so groß die Verdienste sind, die diese Männer — jeder in seiner Art — durch ihre Schriften sich erwarben, so tiefgreifend der Einfluß war, den sie durch ihre Lehrtätigkeit ausübten —, neue Bahnen hat doch keiner von ihnen, auch Thomasius nicht, geöffnet. Späterhin hat das 18. Jahrhundert keinen wirklich großen Juristen mehr aufzuweisen. Auch Joh. Stephan Pütter, der angesehenste Staatsrechtslehrer der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts, kann als solcher nicht bezeichnet werden. Er war ein Mann von ausgedehnter, zum Teil sehr tiefgehender Gelehrsamkeit und von scharfem juristischen Urteil. Er hat es verstanden, in klarer durchsichtiger Sprache sowohl einzelne schwierige und verwickelte juristische Rechtsinstitute und Streitfragen darzulegen und aufzuhellen, wie in systematischen und rechtsgeschichtlichen Werken zuverlässige Gesamtdarstellungen und Übersichten zu geben. Aber er ist doch nur der größte Kenner aller Einzelheiten des deutschen Staatsrechtes seiner Zeit, nicht ein »großer Jurist im eigentlichen Sinne des Wortes«, als welchen ihn Landsberg in seiner vortrefflichen Geschichte der deutschen Rechtswissenschaft (Bd. III S. 352) charakterisiert hat. Zum großen Juristen und Staatsrechtslehrer fehlten ihm der große Sinn und das wahre Verständnis für das Wesen des Staates und seine Aufgaben. Konnte er doch noch im Jahre 1787 die Hoffnung und den Wunsch aussprechen, daß die damalige Reichsverfassung bis auf die späteste Zeit erhalten bleibe. Sie könne jeden Deutschen zu frohen Aussichten in die fernere Zukunft beleben, und wenn auch noch kleine Flecken und Anstände übrig seien, so müsse man doch hoffen, daß auch hier die Vorsehung Rat schaffen werde.*)

Mit Recht konnte Savigny im Jahre 1815 sagen, daß die deutsche Rechtswissenschaft im 18. Jahrhundert in der allgemeinen Meinung heruntergekommen war und fast in Knechtsgestalt einhertrat.**) Dies änderte sich wie

*) Historische Entwicklung der heutigen Staatsverfassung des Deutschen Reichs. Bd. III S. 212 uf., S. 299 und Inhaltsverzeichnis.

**) Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft Bd. I, 1815, S. 393. Vgl. auch seine Beurteilung der deutschen Rechtswissenschaft im 18. Jahrhundert

mit einem Schlage in dem erſten Jahrzehnt des 19. Jahrhunderts durch zwei Werke, die, von jungen Gelehrten verfaßt, den tiefgreifendſten Einfluß auf die deutsche Rechtswissenschaft ausgeübt haben und zu Markſteinen in der wissenschaftlichen Erforschung und Bearbeitung des Rechtes geworden sind.

Im Jahre 1803 gab der vierundzwanzigjährige v. Savigny in seinem Buche »Das Recht des Besitzes« ein Muſter und das bis heute kaum mehr erreichte Muſter einer ziviliſtischen Monographie. Das Werk enthält weder rechtsgeschichtliche Untersuchungen (die kurzen Bemerkungen über die Geschichte des Besitzes in § 12a sind erſt in der dritten Auflage 1818 hinzugefügt worden) noch rechtsphilosophische Erörterungen. Es enthält eine syſtematische, in sich geschlossene Darſtellung eines schwierigen und bedeutsamen Rechtsinſtituts, die aufgebaut iſt auf Grund einer umfassenden Kenntnis der Quellen und der gesamten Literatur, unter Anwendung einer durch Selbſtändigkeit, Schärfe und Klarheit ausgezeichneten Methode. Wenige Jahre später, im Jahre 1808, veröffentlichte Eichhorn, damals erſt 27 Jahre alt, den erſten Band der Deutschen Staats- und Rechtsgeschichte und begründete damit die Wissenschaft der deutschen Rechtsgeschichte. Nicht als hätte es bis dahin an wertvollen und gelehrten rechtsgeschichtlichen Untersuchungen gefehlt. Aber das deutsche Recht verdankt Eichhorn die erſte wissenschaftliche Darſtellung seiner Gesamtentwicklung auf Grund einer eingehenden Untersuchung der Quellen. Er rechtfertigt sein großartiges Unternehmen in der Vorrede zu der erſten Auflage nicht durch rechtsphilosophische Erörterungen, sondern durch die schlichten Bemerkungen, daß in dem gegenwärtigen Zeitpunkt, wo der gesellschaftliche Zuſtand von Deutschland und insbesondere seine Rechtsverfassung so viele wichtige Veränderungen erlitten habe, es wichtiger als je erscheine, den Blick auf die Vergangenheit zu richten und sich mit dem Geiſte unserer ehemaligen Verhältnisse vertraut zu machen. Ohne eine genaue Kenntnis dessen, was war, und der Art und Weise, wie es das wurde, was es war, werde es unmöglich sein, ihren Geiſt und ihr Verhältnis zu dem, was beſtehen bleibe, richtig aufzufassen.

hrift vom Beruf unserer Zeit für Gesetz- Rechtswissenschaft (1814) S. 48.

II.

Erſt im Jahre 1814 ward Savigny durch die in patriotischem Sinn geschriebene und von patriotischem Idealismus getragene Abhandlung Thibauts »Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts« veranlaßt, seine rechtsphilosophischen Gedanken über die Entſtehung und das Werden des Rechts und damit über das Wesen des Rechts zu veröffentlichen und dadurch der Rechtswissenschaft für die tiefere Erkenntnis und Erfassung des Rechts neue Bahnen zu weisen. Seine Ausführungen in der berühmten Schrift »Vom Beruf unserer Zeit für Gesetzgebung und Rechtswissenschaft« (1814) werden ergänzt durch den Aufsatz, mit dem er die von ihm, Eichhorn und Göschen gegründete Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft (1815) eröffnete (S. 1—17), und durch die in dem erſten Bande dieser Zeitschrift erschienene Besprechung (S. 373—403) der gegen ihn gerichteten Schrift des bayrischen Juriſten Th. v. Gönner über Gesetzgebung. Nach der von Savigny verkündeten Lehre hat das Recht kein abgesondertes Dasein im Leben des Volkes. Sprache, Sitte, Recht, Verfassung sind nur einzelne Kräfte und Tätigkeiten des einen Volkes, die in der Natur untrennbar verbunden sind. Was sie zu einem Ganzen verknüpft, iſt die gemeinsame Überzeugung des Volkes, das gleiche Gefühl innerer Notwendigkeit, welches alle Gedanken an zufällige und willkürliche Entſtehung ausschließt. Wie diese eigentümlichen Funktionen der Völker, wodurch sie selbſt erſt zu Individuen werden, entſtanden sind, diese Frage iſt auf geschichtlichem Wege nicht zu beantworten. Die Sprache, die Sitte und das Recht eines Volkes ſtehen in einem organischen Zusammenhang mit dem Wesen und Charakter des Volkes. Wie die Entſtehung des Rechts, so unterliegt auch seine Entwicklung demselben Gesetz innerer Notwendigkeit. Das Recht wächſt mit dem Volke fort, bildet sich aus mit ihm und ſtirbt endlich ab, so wie das Volk seine Eigentümlichkeit verliert. Wie der Einzelne ein Glied seines Volkes, so iſt jedes Zeitalter eines Volkes Fortsetzung und Entwicklung aller vergangenen Zeiten Nicht bringt jedes Zeitalter für sich unc willkürlich seine Welt hervor, sondern e tut dies in unauflöslicher Gemeinschaft mi der ganzen Vergangenheit. Jedes Zeitalte

muß etwas Gegebenes anerkennen, welches notwendig und frei zugleich iſt. Notwendig, insofern es nicht von der besonderen Willkür der Gegenwart abhängig iſt, frei, weil es ebensowenig von irgend einer fremden besonderen Willkür ausgegangen iſt. Vielmehr wird das Recht hervorgebracht von der höheren Natur des Volkes als eines ſtets werdenden, sich entwickelnden Ganzen. Die Tätigkeit jedes Zeitalters muß darauf gerichtet sein diesen mit innerer Notwendigkeit gegebenen Stoff zu durchschauen, zu verjüngen und frisch zu erhalten. Die Geschichte iſt deshalb der einzige Weg zur wahren Erkenntnis der Gegenwart. Nicht durch die Willkür eines Gesetzgebers entſteht das Recht, sondern es wird zuerſt durch Sitte und Volksglauben, dann durch Jurisprudenz erzeugt, also überall durch innere, ſtillwirkende Kräfte. Diesem natürlichen Recht, das als Gewohnheitsrecht nach einem nicht ganz passenden Sprachgebrauch bezeichnet wird, soll der Gesetzgeber nur zu Hilfe kommen, indem er Zweifel und Unbeſtimmtheit entfernt und so das wirkliche Recht, den eigentlichen Willen des Volkes, zutage fördert und rein erhält. Der Gesetzgeber soll nur das im Volke ohne Zutun irgend einer Willkür lebende Recht anerkennen und aussprechen. Stets aber wird das, was vor unseren Augen von Menschenhänden gemacht iſt, im Gefühl des Volkes von demjenigen unterschieden werden, dessen Entſtehung nicht so sichtbar und greiflich iſt. Wir sollen nie vergessen, daß aller Glaube und alles Gefühl für das, was nicht unseres gleichen iſt, sondern höher als wir, auf einer ähnlichen Sinnesart beruht.*)

*) Vom Beruf unserer Zeit S. 8 u. ff., S. 14 u. ff., S. 43 u. f., Zeitschrift Bd. I, S. 3 u. ff., S. 395 u. ff. Die Besprechung der Schrift Gönners ist wieder abgedruckt in den Vermischten Schriften Bd. V (1850), S. 115—172. — In der ausführlichen Besprechung, die Savigny der dritten Ausgabe von Hugo's Lehrbuch der Geschichte des römischen Rechts (1806) in der Allg. Literatur-Zeitung 1806 widmete (abgedruckt in den Vermischten Schriften Bd. V, S. 1—36), findet sich von diesen Ansichten nur eine leise Andeutung. Savigny hebt nur hervor, daß dem Werke die höhere Idee zu Grunde liege, nach welcher die ganze Rechtswissenschaft selbſt nichts anderes iſt, als Rechtsgeschichte, so daß eine abgesonderte Bearbeitung der Rechtsgeschichte von jeder anderen Bearbeitung der Rechtswissenschaft nur durch die verschiedene Verteilung von Licht und Schatten unterschieden sein könne.

Eine tiefere philosophische Begründung hat Savigny zunächſt seinen Ansichten nicht gegeben. In der von ihm durch diese Aufsätze begründeten rechtshiſtorischen Schule, die er als die geschichtliche (und damit allein wissenschaftliche) der ungeschichtlichen (und damit unwissenschaftlichen) gegenüber ſtellte, war es G. F. Puchta, der zuerſt im Jahre 1828 in dem erſten Bande seines Buches über das Gewohnheitsrecht, dann in der enzyklopädischen Einleitung, die er in seinem Kursus der Inſtitutionen (zuerſt erschienen 1841) voranſtellte, diese Grundgedanken der rechtshiſtorischen Schule weiter ausführte und philosophisch zu begründen suchte. Jedes Volk iſt nach Puchta eine Individualität und als solche ein Glied in der großen Kette der Menschheit, die von der Nacht des jetzigen Weltalters bis zu seinem Ende reicht. Diese Individualität des Volkes iſt es, was wir den Volkscharakter nennen. Den Volkscharakter bezeichnet Puchta in verschiedenen Wendungen als nationellen Willen, gemeinschaftlichen Willen, nationellen Geiſt oder Volksgeiſt. Der nationelle Geiſt, der gleichsam über dem Lande schwebt, iſt es, der das Recht schafft. Das Volk bildet ein organisches Ganzes, dessen Glieder von dem Volksgeiſt durchdrungen werden. Nicht in der Überzeugung der Einzelnen hat das Recht seine Quelle, sondern diese hat vielmehr in dem Volksgeiſt ihre Quelle. Die Entſtehung des Rechts aus dem Volksgeiſt iſt eine unsichtbare. Wer würde es unternehmen, ruft er aus, den Wegen zu folgen, auf welchen eine Überzeugung in einem Volke entspringt, keimt, wächſt, sich entfaltet, hervortreibt? Erſt wenn das Recht aus der dunkeln Werkſtätte, in der es bereitet wurde, herausgetreten, iſt es uns sichtbar. Nicht aus der Vernunft läßt es sich ableiten. Die Philosophen (nämlich Hegel, auf dessen Rechtsphilosophie hingewiesen wird), die dies versucht haben, bleiben außerhalb ihres Gegenſtandes, sie kommen gar nicht oder nur durch einen Sprung zum Recht. Nicht in der Vernunft, sondern in dem Willen, in der Freiheit liegt der Keim des Rechts. Die letzte Quelle des Rechts iſt Gott. Gott aber bringt das Recht hervor dadurch, daß er die Recht erzeugende Kraft in die Natur des Volkes gelegt hat. Durch diesen dem Volk eingeborenen Sinn und Trieb entſteht das Bewußtsein, welches die Glieder des

Volkes als ein gemeinsames durchdringt, der Volksgeist, welcher das Recht als den gemeinsamen Willen der Rechtsgenossen in unerforschlicher Weise »in der dunkeln Werkstatt« hervorbringt. Das Recht des einzelnen Volkes aber gehört der ganzen Menschheit an. Die Rechte der einzelnen Völker sind nur die Momente einer Bewegung, die Momente und Spuren des Ganges, den das Recht durch die ganze Menschheit nimmt. Die Philosophie hat zu zeigen, wie das Recht als Glied des Weltorganismus aus dem Ganzen hervorgegangen, wie die Menschheit zu dem Rechte gekommen ist.*)

Wiederholt hat Puchta hervorgehoben, daß in dieser Theorie von der Entstehung und dem Wesen des Rechts die Grundlehre der historischen Schule enthalten sei. Gegen eine Besprechung des ersten Bandes seines Gewohnheitsrechts, in welcher diese philosophischen Ansichten nur als Nebenpunkte bezeichnet waren, verwahrt er sich nachdrücklich. Die in dieser Äußerung enthaltene Vorstellung von dem Anteil der Philosophie an der Lehre von der Entstehung des Rechtes gebe den Schlüssel zu den wesentlichsten Differenzen der Ansichten (Gewohnheitsrecht Bd. II S. 18). Und im Jahre 1844 sagte er: »Die Zurückführung des Gewohnheitsrechts auf den der Nation eingeborenen Rechtssinn, auf die unmittelbare Volksüberzeugung, die sich in den Gliedern des Volkes und ihrem Rechtsleben manifestiert, ist der Schritt, den die historische Schule in der Theorie der Entstehung des Rechtes getan hat.«**)

Worin liegt das Neue, daß dieser Theorie ihr eigenartiges Gepräge gibt? Wie ist sie entstanden? Welches ist ihr Ausgangspunkt?

Daß das Recht nicht etwas durch Willkür Gemachtes ist, daß das Recht sich geschichtlich entwickelt und das Recht der Gegenwart an das Recht der Vergangenheit anknüpft und es fortbildet, das sind Gedanken, die nicht immer klar erkannt, aber auch niemals völlig verkannt worden sind. Allerdings insoweit und solange die Rechtswissenschaft des 18. Jahrhunderts unter der Herrschaft der Wolfschen Aufklärungsphilosophie stand, bei Daniel Nettelblatt und seinen Anhängern und Nachfolgern fand der Gedanke einer geschichtlichen Entwicklung des Rechts kein Verständnis und keine Würdigung. Aber diese Richtung war im 18. Jahrhundert keineswegs die alleinherrschende, man kann kaum sagen die vorherrschende. Der Zustand des damals geltenden Rechts, vor allem auch des Staatsrechts, nötigte dazu, der geschichtlichen Entstehung der einzelnen Rechtsinstitute nachzugehen. Ebensowenig ist der Gedanke, daß das Recht eines Volkes bestimmt werde durch die Eigenart des Volkes, dem 18. Jahrhundert fremd gewesen. Waren auch die Schriften des Neapolitaners G. B. Vico, die in schwer verständlicher Sprache und in theologischer Gewandung, wie Goethe sagte, »sibyllinische Vorahnungen des Guten und Rechten enthalten«, in Deutschland im 18. Jahrhundert gänzlich unbekannt, so war der Einfluß, den Voltaire und Montesquien ausübten, ein allgemeiner und durchgreifender. Die von ihnen angeregten Gedanken wurden vor allem von Herder ausgebildet und vertieft. Und wenn Herder auch nicht unmittelbar die Geschichte des Rechts gefördert hat, so war es doch seine Geschichtsphilosophie, in der er schärfer, als dies bisher geschehen war, die Eigenart der einzelnen Völker, ihren Nationalcharakter aufgewiesen und darin die Quelle des gesamten Geisteslebens des Volkes erkannt hat. Die einzelnen Völker selbst bilden nur Glieder »einer fortgehenden Entwicklung«, »die Kette einer Kultur«, in der ein Volk auf der Grundlage, die das andere gelegt, fortbaut, um das von Gott der Menschheit gesteckte Ziel, die Humanität, zu verwirklichen. Die rechtshistorische Schule hat aber nicht nur diese Gedanken aufgenommen, sie vertieft und auf die Entstehung und Ausbildung des Rechts angewandt, sondern der Schritt, den sie hierüber hinausgetan hat, besteht darin, daß nach ihrer Lehre das natürliche Recht geschaffen wird durch eine in dem Volke unbewußt wirkende Kraft, in der dunkeln Werkstatt des Volksgeistes, in einer Notwendigkeit und Freiheit vereinenden, der geschichtlichen

*) Das Gewohnheitsrecht. Bd. I (1828), S. 134 ff. S. 148 ff., S. 153 ff. — Kursus der Institutionen, Bd. I (1841), 5. Aufl. (1856), S. 5 ff., S. 23 ff., S. 96 ff. — Vorlesungen über das heutige Römische Recht (1847), Bd. I, S. 21.

**) Jahrbücher für wissenschaftliche Kritik, 1844 Bd. I. S. 6, in einer Besprechung von Beselers ...cht und Juristenrecht.

Forschung nicht zugänglichen Weise. Daraus ergaben sich für sie die tiefere Erkenntnis des Gewohnheitsrechtes, andererseits aber auch die Überschätzung des Gewohnheitsrechts, das ihr das allein natürliche Recht iſt, und die untergeordnete Stellung, die sie dem Gesetzesrecht einräumte. Hier iſt aber auch der Anknüpfungspunkt gegeben, der sie mit der spekulativen Philosophie der Zeit verband.

III.

Kant hatte die Metaphysik des Übersinnlichen als unmöglich dargetan; das Absolute, das Ding an sich, iſt für den menschlichen Geiſt unerkennbar. Für die wissenschaftliche Erkenntnis führt kein Weg zu dem Übersinnlichen. Nur die innere und äußere Erfahrung liefern den Stoff der Erkenntnis. Die metaphysischen Ideen, Gott, Freiheit, Unſterblichkeit, sind nur Poſtulate der praktischen Vernunft, aber für den Menschen notwendige Poſtulate, und gerade in ihrer Notwendigkeit iſt der Primat der praktischen Vernunft vor der reinen Vernunft begründet. Durch Kant war in Deutschland das philosophische Interesse aufs höchſte angespannt und angespornt worden. Es konnte bei den Ergebnissen der Kantischen Philosophie nicht ſtehenbleiben. Kant hatte in dem geiſtigen Leben des Menschen verschiedene Vermögen unterschieden, die sinnliche Anschauung, die reine Vernunft, die praktische Vernunft, die reflektierende Urteilskraft, die produktive Einbildungskraft, die das Bindeglied zwischen Sinnlichkeit und Verſtand bildet. Kant selbſt hat es ausgesprochen, daß alle diese Seelenvermögen eine gemeinsame Wurzel haben, aber er hatte diese gemeinsame Wurzel für unerkennbar erklärt. Iſt aber das Absolute, das Ding an sich, ein für die Vernunft notwendiger Grenzbegriff, der zugleich die Wurzel aller Vernunftbegriffe iſt, so muß die Vernunft auch in sich selbſt das Wesen dieser Wurzel, das Absolute, erfassen können. Der erſte, der diesen Schritt über Kant hinaus — oder je nach der Grundanschauung, hinter Kant zurück — getan hat, war Fichte. Das Ding an sich iſt ihm die absolute Vernunft, das absolute Ich. Das absolute Ich aber realisiert sich durch fortschreitende Entwicklung zu der sittlichen Vernunft in dem einzelnen konkreten Ich, in der menschlichen Vernunft. Diese Realisierung der sittlichen Vernunft in unendlicher Entwicklung iſt die Geschichte. Die Realisierung der Vernunft erfolgt aber in dem menschlichen Ich in bewußtloser Produktion. Diese bewußtlose Produktion iſt der Grund und Kern des Bewußtseins, die Bedingung, durch welche letzteres allein möglich iſt. Sie iſt es, die dem menschlichen Bewußtsein seinen ganzen Inhalt gibt. Diese Erkenntnis iſt aber nur möglich durch die Einbildungskraft, die intellektuelle Anschauung.*)

Auf dieser Bahn ging Schelling kühnen Schrittes vorwärts. Für Fichte war die Natur nur Mittel zur Verwirklichung sittlicher Zwecke. In der Identitätsphilosophie, wie sie Schelling insbesondere in dem Syſtem des transzendentalen Idealismus und in den Vorlesungen über die Methode des akademischen Studiums in den Jahren 1800 und 1803 dargelegt hat, iſt die gesamte Weltentwicklung in der anorganischen und der organischen Natur, in dem Natur- wie in dem Geiſtesleben die bewußtlose Entwicklung des Absoluten. Die Erkenntnis iſt die Identität der Vorſtellung und des Gegenſtandes. Der Geiſt, der sich in der intellektuellen Anschauung erfaßt, iſt Subjekt und Objekt. Die intellektuelle Anschauung iſt Selbſtanschauung des Absoluten. So iſt alles, was exiſtiert, nur Stufenfolge des Lebens. Die Philosophie aber iſt die fortgehende Geschichte des Selbſtbewußtseins, die Stufenfolge der Anschauungen, durch welche das Ich bis zum Bewußtsein in der höchſten Potenz sich erhebt. Daraus ergab sich für Schelling seine Auffassung des Rechts und seiner Geschichte. In dieser Stufenfolge hat auch das Recht seine Stelle. Es iſt eine Potenz in der Entwicklung des absoluten Geiſtes, das Recht iſt das Objekt der Geschichte, die Rechtswissenschaft iſt ein Zweig und der wichtigſte Zweig der Geschichte. Die Geschichte aber iſt das lautgewordene Myſterium des göttlichen Reiches, der Spiegel des Weltgeiſtes. Die Geschichte iſt nicht eine Reihe zufälliger Begebenheiten, sie kann auch nicht als empirische Notwendigkeit begriffen werden. Das Individuum, das handelt, iſt nur ein Werkzeug der absoluten Notwendigkeit, einer ewigen Ordnung der Dinge. Die Geschichte ſtellt Freiheit und Notwendigkeit in

*) Grundlage der gesamten Wissenschaftslehre 1794 II § 4 No. 13 (Sämtliche Werke I S. 227 ff.).

Vereinigung dar und iſt nur durch dieſe Vereinigung möglich. »In der Freiheit ſoll Notwendigkeit ſein, heißt ſo viel als: durch die Freiheit ſelbſt und indem ich frei zu handeln glaube, ſoll bewußtlos, d. h. ohne mein Zutun entſtehen, was ich nicht beabſichtigte, oder anders ausgedrückt: der bewußten, als der frei beſtimmenden Tätigkeit ſoll eine bewußtloſe entgegenſtehen, durch welche, der uneingeſchränkteſten Äußerung der Freiheit unerachtet, etwas ganz unwillkürlich und vielleicht ſelbſt wider den Willen des Handelnden entſteht, was er ſelbſt durch ſein Wollen nie hätte realiſieren können. Alle menſchlichen Handlungen ſollen als auf ihren letzten Zweck auf etwas gehen, das nicht durch das Individuum allein, ſondern nur durch die ganze Gattung realiſierbar iſt.« Dieſer letzte Zweck aber iſt die Realiſierung der wahren Rechtsverfaſſung, der Bildung eines objektiven Organismus der Freiheit, des Staates.

Die Gattung aber, die dieſen letzten Zweck zu realiſieren hat, die Menſchheit, gliedert ſich in einzelne Staaten, Nationen, die ſelbſt wieder Individuen ſind. Das letzte Ziel, deſſen endliche Erreichung weder aus der Erfahrung noch theoretiſch a priori bewieſen werden kann, ſondern nur ein ewiger Glaubensartikel des wirkenden und handelnden Menſchen ſein wird, hat zur Vorausſetzung eine über den einzelnen Staat hinausgehende Organiſation, eine Föderation aller Staaten, in der alle Staaten als Individuen ſich einem gemeinſchaftlichen Geſetze unterwerfen und zu einem Staat der Staaten gehören.

Um die Geſchichte in dieſem Sinne zu ſtudieren, muß ſie im ganzen nach Art des Epos betrachtet werden, das keinen beſtimmten Anfang und kein beſtimmtes Ende hat. Ihr oberſtes Geſetz aber iſt die Wahrheit. Um ſie zu erkennen, iſt es erforderlich, ſoviel wie möglich zu den Quellen hinabzuſteigen. Der Hiſtoriker möge lernen, die Einfachheit der Chroniken liebzugewinnen, die keine pretenſionvollen Charakterſchilderungen machen oder pſychologiſch motivieren.*)

*) Syſtem des transzendentalen Idealismus (1800) in den Sämtlichen Werken Abt. I Bd. III, S. 581 ff., S. 586 ff., S. 593—597; Vorleſungen über die Methode des akademiſchen Studiums (1803). Sämtl. Werke Abt. I Bd. V S. 289, S. 291, S. 306 ff., S. 311.

IV.

Von Jena, damals der geiſtigen Hauptſtadt Deutſchlands, »wie Bethlehem in Juda, klein und groß«, verbreitete ſich um die Wende des Jahrhunderts die aus der ſpekulativen Philoſophie Fichtes und Schellings erwachſene Weltanſchauung und übte auf das geiſtige Leben der Nationen eine tiefgreifende Wirkung. Die Welt iſt der lebende Organismus der Gottheit, des Abſoluten. Der Geiſt iſt eine Potenz in der Entwicklung des Abſoluten, eine Kraft, die nach eigenen Geſetzen ſich verwirklicht. Das Individuum, der Menſch »iſt zwar, was das Handeln betrifft, frei, was aber das endliche Reſultat ſeiner Handlungen betrifft, iſt er abhängig von einer Notwendigkeit, die über ihm iſt, und die ſelbſt im Spiel ſeiner Freiheit die Hand hat. Die Menſchen müſſen durch ihr freies Handeln ſelbſt, bewußtlos, ohne ihr Zutun, wider ihren Willen Urſache von etwas werden, was ſie nie beabſichtigt und gewollt haben.« »Das einzig Objektive im Wollen iſt das Bewußtloſe. In dem willkürlichen Handeln der Menſchen herrſcht eine bewußtloſe Geſetzmäßigkeit.«*) Dieſe »zweite und höhere Natur« iſt der Geiſt, der die einzelnen nur als ſeine Werkzeuge benutzt. Wie das Abſolute, die Gottheit, Individuum in der höchſten Potenz iſt, ſo ſind auch die Welt, die Natur, die Menſchheit, die einzelnen Staaten und Völker wie die einzelnen Menſchen Individuen und Träger des Geiſtes, der in ihnen und ihnen unbewußt ſich realiſiert.

Dies iſt der Boden, aus dem einerſeits die Weltanſchauung der Romantiker, andererſeits die Philoſophie Hegels erwachſen ſind. Hatten Fichte und Schelling in dem Jahrzehnt von 1794 bis 1804 vor allem das Weltganze, das Univerſum, das Abſolute und ſeine Realiſierung in den Mittelpunkt ihrer ſpekulativen Philoſophie geſtellt, ſo erwachte in der Zeit der Fremdherrſchaft wieder das Nationalbewußtſein, das Vaterlandsgefühl, und damit trat auch für die philoſophiſche Betrachtung der Staat, das Volk als Träger des Geiſtes in den Mittelpunkt. Am frühſten und ſchärfſten tritt dieſe Wendung hervor in Fichtes Reden an die deutſche Nation, die er im Winter 1807/8

*) Syſtem des transzendentalen Idealismus a. a. O. S. 594 ff. S. 597.

in Berlin gehalten hat. »Das Volk ist das Ganze der in Gesellschaft miteinander fortlebenden und sich aus sich selbst immerfort natürlich und geistig erzeugenden Menschen, das insgesamt unter einem gewissen besonderen Gesetz der Entwicklung des Göttlichen aus ihm steht. Die Gemeinsamkeit dieses besonderen Gesetzes ist es, was in der ewigen Welt und eben darum auch in der zeitlichen diese Menge zu einem natürlichen und von sich selbst durchdrungenen Ganzen verbindet. Dieses Gesetz kann niemals ganz mit dem Begriff durchdrungen werden. Denn der Einzelne bleibt immerfort unter dessen ihm unbewußten Einfluß. Dieses Gesetz bestimmt durchaus und vollendet das, was man den Nationalcharakter eines Volkes genannt hat, dieses Gesetz des Ursprünglichen und Göttlichen.«*) Diese in dem Volke lebende, nach ihren eigenen Gesetzen sich entwickelnde Kraft ist es, die die Sprache des Volkes hervorbringt, verändert und gestaltet. »Die Sprache wird nicht durch Willkür vermittelt, sondern als unmittelbare Naturkraft bricht sie aus dem verständigen Leben aus. Eine ohne Abbruch nach diesem Gesetz fortentwickelte Sprache hat auch die Kraft unmittelbar einzugreifen in das Leben und dasselbe anzuregen.«**)

Es bedurfte nur der Übertragung dieser Gedanken auf das Recht, seine Entstehung und Entwicklung, um die Theorie der rechtshistorischen Schule auszubilden. Daß Savigny die Schriften Schellings gekannt, dafür liegt kein Zeugnis vor, und es scheint auch nicht wahrscheinlich. Seine persönlichen Berührungen mit Schelling waren nur oberflächliche.***) Aber mit der späteren romantischen Schule stand er in innigstem Verkehr. Er war der Schwager von Clemens Brentano, von Bettina, von Arnim, er war aufs innigste befreundet mit den Brüdern Grimm, mit G. F. Creuzer, dem Freund und Schüler Schellings.†) Wie verbreitet und durchaus herrschend die oben dargelegten Gedanken in diesen Kreisen waren, zeigt die Stellung, die A. W. v. Schlegel im Jahre 1815 dagegen einnahm. Er hatte seit 1804 fast ausschließlich im Auslande gelebt und ward damit der geistigen Entwicklung, die sich in diesen Jahren in Deutschland vollzog, entfremdet. In einer Besprechung des von den Brüdern Grimm im Jahr 1813 herausgegebenen ersten Bandes der Altdeutschen Wälder ergriff er die Gelegenheit, um Widerspruch zu erheben gegen die Anschauung, als werde die Sage und die volksmäßige Dichtung von dem Volke gemeinsam in unbewußter Tätigkeit hervorgebracht, obwohl, wie W. Grimm in einer Erwiderung mit Recht hervorhob, die Aufsätze, die in dem Buch enthalten sind, hierzu keine Veranlassung gegeben hatten. Die Sage und volksmäßige Dichtung, erklärte Schlegel, seien allerdings das Gesamteigentum der Zeiten und Völker, aber nicht ebenso ihre gemeinsame Hervorbringung. Was man an Zeitaltern rühme, löse sich immer bei näherer Betrachtung in die Eigenschaften und Handlungen einzelner Menschen auf. Solle man hierbei der Anhäufung des Gemeinen oder dem seltenen Auftreten des Außerordentlichen den größten Einfluß zuschreiben? Wenn wir einen hohen Turm in wohlgeordneten Verhältnissen über die Wohnungen der Menschen hervorragen sehen, so erraten wir freilich leicht, daß viele Bauleute die Steine herzugetragen haben. Aber die Steine sind nicht der Turm, ihn schuf der Entwurf des Baumeisters.*) Puchta erblickte darin einen Angriff auf den Kernpunkt der Theorie der historischen Schule. Er suchte ihn in seinem Buche über das Gewohnheitsrecht (Bd. I S. 253 ff.) zurückzuschlagen, indem er die Ansicht Schlegels als eine höchst oberflächliche und triviale bezeichnete. Sie sei trivial, weil sie eigentlich diejenige sei, die dem gemeinen, ungebildeten Verstande angehöre, der bei der äußeren Erscheinung stehen bleibe, und für den das Unsichtbare nicht vorhanden sei. Dem Volke ein Eigentum an seiner Sage und seinem Rechte zuzusprechen, eine Hervorbringung derselben durch den Volksgeist aber zu leugnen, sei völlig sinnlos.

Hatte Savigny wahrscheinlich nur durch Vermittelung der Männer, die ihm in dieser

*) Sämtliche Werke Bd. VII S. 381 ff.

**) A. a. O. S. 321 ff.

***) Vgl. eine Stelle aus seinem Tagebuch vom Jahre 1799 in den Preuß. Jahrbüchern Bd. IX S. 481, ferner eine briefliche Mitteilung von Caroline Schelling aus dem Febr. 1809 in Caroline, Bd. II S. 355.

†) In einer Anmerkung zu einer in den Universitätsschriften der Universität Dorpat gedruckten Festrede (S. 6 f.) habe ich schon im Jahre 1879 auf den Zusammenhang der Theorie Savignys mit der Identitätsphilosophie Schellings hingedeutet.

*) Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1815 S. 723 ff., abgedruckt in den Sämmtlichen Werken Bd. XII S. 385. — Die Erwiderung W. Grimms in den Altdeutschen Wäldern Bd. III S. 253 ff.

Zeit am nächſten ſtanden, die Ideen Schellings aufgenommen und in ihrer Anwendung auf das Recht ausgebildet, so war Puchta ein Schüler Schellings und blieb bis zu seinem Tode (1846) in freundschaftlichen Beziehungen zu ihm. »Er bekannte sich zur Lehre Schellings.«*)

Freilich die metaphysischen Voraussetzungen, von denen die Identitätsphilosophie ausgegangen war, haben weder Savigny noch Puchta übernommen. Savigny gab seiner Lehre überhaupt keine philosophische Grundlage, auch nicht, als er 25 Jahre nach der Begründung der hiſtorischen Schule in dem erſten Bande des Syſtems des römischen Rechts sie noch einmal darlegte und bei der näheren Ausführung sich an Puchtas Gewohnheitsrecht vielfach anschloß.**) Puchta dagegen suchte in der Enzyklopädie (a. a. O.) der Lehre eine »philosophische Grundlage« zu geben, freilich nicht im Anschluß an den Pantheismus der Identitätsphilosophie, sondern im Anschluß an die supranaturaliſtische Offenbarungsphilosophie, der sich Schelling seit dem Jahre 1810 zugewandt hatte. Gott iſt lauterer Geiſt. Dies besagt aber nicht lautere Vernunft. »Wir können Gott keine Vernunft zuschreiben.« Gott iſt vielmehr lautere Freiheit. Für Gott iſt nichts notwendig, auch das Notwendige iſt ihm eine freie Tat seines Geiſtes. Nur der Mensch hat Vernunft und zwar um seiner Unvollkommenheit willen. Der Grundbegriff des Rechts iſt deshalb nicht die Vernunft, sondern die Freiheit, welche die Möglichkeit des Bösen in sich trägt. Das iſt ausgesprochen in der älteſten Geschichte von der Schöpfung des Menschen und dem Sündenfall. Der eigentliche Schöpfer des Rechts iſt Gott, der das Recht dadurch hervorbringt, daß er die Recht erzeugende Kraft in die Natur der Völker gelegt hat. Aber Gott verbirgt sich bei der natürlichen Entſtehung des Rechts und läßt es in seiner weiteren Entwicklung und Ausbildung eine menschliche Hervorbringung nicht bloß scheinen, sondern werden (Kursus der Inſtitutionen I S. 1 ff., S. 24, Vorlesungen S. 21).

Es iſt klar, daß mit diesen philosophisch-theologischen Ideen die eigentliche Theorie der rechtshiſtorischen Schule von der unbewußten Entſtehung des Rechts in der dunkeln Werkſtatt des Volksgeiſtes in keinem inneren Zusammenhange mehr ſteht, sondern nur äußerlich an sie angeschlossen iſt.

V.

Ganz anders verhält es sich mit der Rechtsphilosophie Hegels, die ebenfalls aus der Identitätsphilosophie Schellings erwachsen iſt, sie aber in der entgegengesetzten Richtung ausgebildet hat. Allerdings hat neuerdings Brie in der Schrift »Der Volksgeiſt bei Hegel und in der rechtshiſtorischen Schule« (1909)*) nachzuweisen gesucht, daß zwischen der Theorie der rechtshiſtorischen Schule und den Ideen Hegels über die Entſtehung des Rechts eine weitgehende Übereinſtimmung beſtehe, daß die Rechtsphilosophie Hegels einen erheblichen Einfluß auf Puchta und auch auf Savigny, wahrscheinlich schon im Jahre 1814, sicher aber später durch Puchtas Vermittlung ausgeübt habe.

Als Savigny im Jahre 1814 seine Schrift vom Beruf unserer Zeit veröffentlichte, lagen Hegels Enzyklopädie der Wissenschaften (1817) und seine Rechtsphilosophie (1821) noch nicht vor. Einen inneren und äußeren Zusammenhang glaubt aber Brie wahrscheinlich machen zu können zwischen Savignys Schrift und der im Jahre 1802 veröffentlichten Abhandlung Hegels über die wissenschaftlichen Behandlungsarten des Naturrechts (zuerſt erschienen in dem von Schelling und Hegel herausgegebenen Kritischen Journal der Philosophie Bd. II, Heft 2 und 3, sodann Werke, Bd. I, S. 323—423). Hegel ſtand damals noch auf dem Boden der Identitätsphilosophie. Es iſt deshalb nach den obigen Ausführungen selbſtverſtändlich, daß eine gewisse Verwandtschaft zwischen der Auffassung Savignys und Hegels sich vorfindet. Aber gerade in dem hier entscheidenden Punkte hat Hegel in dieser Abhandlung schon eigene Wege eingeschlagen. Das Recht soll den in dem Volke lebenden

*) Fr. J. Stahl in Puchtas Kleinen ziviliſtischen Schriften. S. VIII. Vgl. auch K. Fischer, Schellings Leben, Werke und Lehre. 2. Aufl. S. 182 f.

**) Syſtem des römischen Rechts. Bd. I (1840) S. 7 ff. Wenn Savigny hier sagt: »Was in dem einzelnen Volk wirkt, iſt nur der allgemeine Menschengeiſt, der sich in ihm auf individuelle Weise offenbart«, so verſteht er unter dem allgemeinen Menschengeiſt, wie er selbſt erklärt, nur »den allmenschlichen Bildungstrieb« (S. 20 f.).

*) Die Abhandlung iſt zuerſt in dem Archiv für Rechts- und Wirtschaftsphilosophie Bd. II, Heft 1, erschienen.

Sitten entsprechen. Es soll die Realität oder die lebendig vorhandenen Sitten ausdrücken, aber es muß in der Form der Allgemeinheit und der Erkenntnis als Syſtem der Geſetzgebung sich vorſtellen. Das, was in einem Volke recht und in der Wirklichkeit iſt, muß aus seinen Gesetzen erkannt werden. »Die Ungeschicklichkeit, die wahrhaften Sitten in die Form von Gesetzen zu bringen, und die Angſt, diese Sitten zu denken, als sein anzusehen und zu bekennen, iſt ein Zeichen der Barbarei« (I S. 400). Brie glaubt indes die Vermutung, daß Savigny die Abhandlung Hegels gekannt habe, namentlich damit begründen zu können, daß Savigny wie Hegel die Völker als Individuen, ihre Geiſtesart als Individualität bezeichnen. Aber nicht nur hatte schon Herder die Völker als Individuen charakterisiert, wenn er auch den Ausdruck noch nicht gebrauchte, sondern Friedrich Schlegel, dessen Weltanschauung um die Wende des Jahrhunderts der Schellings sehr verwandt iſt, wie sie sich auch wechselweise beeinflußten, hatte längſt vor Hegel die Nationen als hiſtorische Individuen bezeichnet. Wie ihm die Gottheit das Individuum in der höchſten Potenz iſt, so sind ihm die Menschheit, die Nationen, die Zeitalter Individuen. Auch hat er wohl den Ausdruck Individualität in die Literatur eingeführt.*)

Während Brie der Ansicht iſt, es spreche jedenfalls eine ſtarke Vermutung dafür, daß Hegel auf Savigny unmittelbar einen Einfluß ausgeübt habe, glaubt er dagegen einen sicheren Beweis dafür führen zu können, daß die Rechtsphilosophie Hegels einen erheblichen Einfluß auf Puchta und durch Puchtas Vermittlung auf Savignys Lehre geübt habe. Die Lehre, daß der Volksgeiſt Schöpfer des Rechts sei, habe Puchta von Hegel entnommen (S. 25). Von erheblicher Bedeutung sei es schon, daß in den Erörterungen Savignys aus den Jahren 1814 und 1815 das Wort »Volksgeiſt« gar nicht vorkomme (S. 22). Dies erkläre sich daraus, daß auch Hegel noch nicht in seinen früher veröffentlichten Schriften, sondern erſt in der Encyclopädie 1817 den Ausdruck gebraucht und hier in derselben Weise wie in der Rechtsphilosophie aufgefaßt und charakterisiert habe. Indes beruht dies auf einem Irrtum. In der angeführten Abhandlung aus dem Jahre 1802 gebraucht Hegel allerdings nur die Umschreibung »Geiſt eines Volkes« (S. 396), aber in dem Werke, in dem seine gesamte Philosophie umschlossen iſt, durch das er den Bruch mit Schelling vollzog und dessen Identitätsphilosophie in die Philosophie des absoluten logischen Idealismus umgeſtaltete, in der im Jahre 1807 erschienenen »Phänomenologie des Geiſtes«, sind auch die Grundgedanken seiner Rechtsphilosophie wenigſtens angedeutet. In ihr wird nicht nur das Wort »Volksgeiſt« gebraucht, sondern damit derselbe Begriff verbunden, wie in der Encyclopädie und in der Rechtsphilosophie.

Der Volksgeiſt iſt, wie Hegel schon in der Phänomenologie ausführt, der absolute Geiſt, der in dem Gemeinwesen in seiner Wahrheit für sich selbſt als bewußtes sittliches Wesen hervorgetreten iſt. Als wirkliche Subſtanz (die im Sinne Hegels gleichbedeutend mit Subjekt iſt) iſt er im Volk, als wirkliches Bewußtsein Bürger des Volkes (Werke, Bd. II, S. 322). Aber das Volk iſt nicht die durch Abſtammung, Sprache, Sitte, Geschichte gebildete Einheit der Nation, sondern die im Staate organisierte Gesamtheit. »Das Gemeinwesen, das obere und offenbar an der Sonne geltende Gesetz, hat seine wirkliche Lebendigkeit in der Regierung, als worin es Individuum iſt. Sie iſt der in sich reflektierte wirkliche Geiſt« (S. 328). »Die Regierung iſt die einfache Seele oder das Selbſt des Volksgeiſtes« (S. 343 f.). Nur die Familie als die auf natürlicher Blutsverwandtschaft beruhende Gemeinschaft wird von dem »unterirdischen, dem göttlichen Gesetze« beherrscht. Sie ſteht als der bewußtlose, noch innere Begriff*) seiner sich bewußten

*) Kritische Fragmente im Lyceum der schönen Künſte I (1797) n. 46 (Minor, Friedrich Schlegel, Prosaische Jugendschriften Bd. II S. 190); Fragmente im Athenäum I (1798) n. 426 (a. a. O. S. 282), Ideen im Athenäum III (1800) n. 24, n. 64 (a. a. O. S. 291, 296). Den König nennt er ganz im Sinn der spekulativen Philosophie Schellings die »sichtbare Weltseele des Staats« (Fragmente n. 369, S. 268), wie im Jahre 1806 Hegel nach der Schlacht von Jena schrieb, er habe »den Kaiser, diese Weltseele, durch die Stadt hinausreiten sehen« (Briefe von und an Hegel Bd. I S. 68). — Auch Schelling hatte, wie schon erwähnt, in dem Syſtem des transc. Id. die Staaten als Individuen bezeichnet.

*) Es darf hier daran erinnert werden, daß Begriff im Sinne der Philosophie Hegels nicht die Bedeutung hat, die mit dem Wort im Sprachgebrauch

Wirklichkeit dem Volke selbſt, die Penaten ſtehen dem allgemeinen Geiſte gegenüber Das Gemeinwesen, das in seiner wirklichen Betätigung die Regierung iſt, bewegt und erhält sich dadurch, daß es die Absonderung der Penaten oder die selbſtändige Vereinzelung in Familien in sich aufzehrt. Die Penaten gehen im Volksgeiſte zugrunde (S. 323 f., S. 346 f.). Die Penaten sind, wie Hegel in der Rechtsphilosophie sagt (S. 306), die inneren, unteren Götter, der Volksgeiſt (Athene) iſt das sich wissende, wollende Göttliche, der Staat. Im Jahre 1806 hielt Hegel den Untergang der einzelnen Staaten in einem Weltſtaat für bevorſtehend. In Napoleon sah er die Weltseele, den Herrn der Welt. Deshalb sagte er damals: »Wie die Penaten im Volksgeiſte, so gehen die lebendigen Volksgeiſter durch ihre Individualität in einem allgemeinen Gemeinwesen zugrunde, dessen einfache Allgemeinheit geiſtlos und tot und dessen Lebendigkeit das einzelne Individuum als Einzelnes iſt« (S. 347, 351 f.). Während aber für die ältere Romantik*) und für Schelling der Universalſtaat das Ziel der ſtaatlichen Entwicklung iſt, iſt er für Hegel nur eine Stufe der Entwicklung des absoluten Geiſtes. »Der Herr der Welt iſt das ungeheure Selbſtbewußtsein, das sich als den wirklichen Gott weiß.« Aber er iſt nur das formale Selbſt, das die wirklichen Mächte nicht zu bändigen vermag. Er hat das Bewußtsein der allgemeinen Macht der Wirklichkeit nur in der zerſtörenden Gewalt. Dieses Selbſt, das Bewußtsein der Alleinherrschaft, iſt bloßes Verwüſten, daher nur außer sich und vielmehr das Wegwerfen seines Selbſtbewußtseins (S. 351 f., S. 436). Mit Recht konnte Hegel im Jahr 1814 schreiben: »Es sind große Dinge um uns geschehen, es iſt ein ungeheures Schauspiel, ein enormes Genie sich selbſt zerſtören zu sehen. Die ganze Umwälzung habe ich, wie ich mich rühmen will, vorausgesagt in meinem Werke, das ich in der Nacht vor der Schlacht von Jena vollendet.«*)

In der Rechtsphilosophie (1821) sind dagegen die Prinzipien der Volksgeiſter um ihrer Besonderheit willen zwar beschränkt und ihre Schicksale und Taten in ihrem Verhältnis zu einander sind die erscheinende Dialektik der Endlichkeit dieser Geiſter, aus welcher der allgemeine Geiſt, der Geiſt der Welt, als unbeschränkt ebenso sich hervorbringt, wie er es iſt, der sein Recht an ihnen in der Weltgeschichte als dem Weltgericht ausübt. Aber sie gehen nicht zu Grunde in einem allgemeinen Gemeinwesen, sondern »die Völkergeiſter haben ihre Wahrheit und Beſtimmung in dem Weltgeiſt, um dessen Thron sie als die Vollbringer seiner Verwirklichung und als Zeugen und Zieraten seiner Herrlichkeit ſtehen« (S. 422 f., S. 427 f.).

Schon hieraus ergibt sich, daß Hegel mit dem Wort Volksgeiſt einen völlig andern Begriff verbindet wie Puchta und die rechtshiſtoriſche Schule.**) Ihnen iſt der Volksgeiſt eine unerforschliche, im Volke als einer natürlichen Verbindung wirkende Kraft, die in dunkler Werkſtatt das Recht schafft. Nicht der Staat, nicht das Volk im politischen Sinne als Gesamtheit der Angehörigen eines Staates iſt es, die das natürliche Recht, das Gewohnheitsrecht, hervorbringen, sondern das Volk als die nationale Gemeinschaft, als Inbegriff derjenigen, die durch ihren natürlichen Zusammenhang unter einander ein Ganzes bilden. (Puchta: Gewohnheitsrecht I. S. 151 f., Inſtitutionen I. S. 28 f.). In der Philosophie Hegels iſt dagegen der Volksgeiſt der Staat,

---

und in der Wissenschaft sonſt verbunden wird, Begriff iſt im Sinne Hegels »das Subjekt, der lebende Geiſt des Wirklichen, der sich in unaufhaltsamem, von außen nichts hereinnehmendem Gange entwickelt.« Er iſt »das Wesen oder das Ansich des Gegenſtands«, die Wahrheit der Subſtanz, die Wahrheit des Seins und des Wesens. Deshalb iſt die dialektische Bewegung des Begriffs die Entwicklung des absoluten Geiſtes. »Der adäquate Begriff iſt die Vernunft, die sich selbſt enthüllende Wahrheit.« (Vgl. Phänomenologie, S. 66, Logik, Werke, Bd. V, S. 31 ff.; Enzyklopädie, § 158—163, Werke, Bd. VI, S. 310 ff., S. 315 ff.) Deshalb sind die Gesetze der dialektischen Bewegung des Begriffs mit denen der Geschichte identisch.

hierüber Meinecke, »Weltbürgertum …at« (1908) S. 66 ff.

*) Briefe Bd. I. S. 371. — Vgl. auch K. Fischer, Hegels Leben, Werke und Lehren (1901) Bd. I S. 97.

**) Dies verkennt auch Meinecke, wenn er a. a. O. S. 245 sagt, Hegel sei vielleicht der erſte gewesen, der das Wort Volksgeiſt im Sinne der hiſtoriſchen Schule gebraucht habe. — Ganz abweichend, aber m. E. auch verfehlt Dittmann, Der Begriff des Volksgeiſtes bei Hegel (1909). Nach ihm iſt der Volksgeiſt von Hegel nur als Lückenbüßer in die Geschichte eingeführt worden. Er sei in dem Syſtem Hegels nur eine Formel, nur ein Begriff, mit dem er experimentiere. S. 12 ff., S. 85 ff.

der Weltgeift auf dieser Stufe der dialektischen Entwicklung. »Der Staat ift göttlicher Wille als gegenwärtiger, sich zu wirklicher Geftalt und Organisation einer Welt entfaltender Geift.« (Rechtsphilosophie S. 327.) Er ift der Geift des Volkes (S. 352 f.). In diesem Sinne ist er Persönlichkeit, die die Gewißheit seiner selbft hat (S. 358). »Er ift ein Individuum im Gange der Weltgeschichte. Denn die Weltgeschichte ift die Darftellung des absoluten Prozesses des Geiftes in seinen höchften Geftalten, dieses Stufenganges, wodurch er seine Wahrheit, das Selbftbewußtsein über sich erlangt. Die Geftaltungen dieser Stufen sind die welthiftorischen Volksgeifter.« (Philosophie der Geschichte. 2. Aufl. [Werke Bd. IX] S. 66.) Die Prinzipien der Volksgeifter in einer notwendigen Stufenfolge sind nur Momente des einen allgemeinen Geiftes (S. 97). In dem Volksgeift, dem Staat, der die Gemeinsamkeit des Daseins ausmacht, verschwindet der Gegensatz von Freiheit und Notwendigkeit, indem sich der subjektive Wille des Menschen den Gesetzen unterwirft (S. 49). In diesem Sinne nennt Hegel den Volksgeift Athene, die Göttin, welche den Geift des Volkes, den Staat, die Einheit darftellt (S. 65, Rechtsphilosophie S. 306).

Nicht aber eine unbewußt wirkende Kraft, ein unbewußter Wille bringt das Recht hervor, sondern die Vernunft, das Denken, das wahrhaft Allgemeine, der objektive Wille, der an sich in seinem Begriff das Vernünftige ift (Rechtsphilosophie S. 308).

(Schluß folgt.)

Die Herausgabe der sämtlichen Werke Leonhard Eulers.

Von Ferdinand Rudio, Professor an der Eidgenöss. polytechn. Schule in Zürich.

Der 6. September 1909 ift für die mathematischen Wissenschaften von besonderer Bedeutung geworden, denn an diesem Tage hat die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft auf ihrer Jahresversammlung zu Lausanne einftimmig und mit Begeifterung beschossen, die gesamten Werke Leonhard Eulers in der Originalsprache herauszugeben. Wer das Glück gehabt hat, der denkwürdigen Sitzung beizuwohnen, wird niemals den weihevollen Moment vergessen, in dem dieser schwerwiegende, von langer Hand vorbereitete Beschluß gefaßt wurde.

Ein bedeutendes Unternehmen ift nunmehr gesichert, ein Unternehmen, das sich würdig den Gesamtausgaben der anderen genialen Bahnbrecher mathematisch-mechanischer Forschung an die Seite ftellen wird, mit denen Italien, Holland, Deutschland, Frankreich, England ihre großen Söhne, einen Galilei, Huygens, Kepler, Lagrange, Newton geehrt und die Wissenschaft so wirksam gefördert haben.

Daß ein so schwerwiegender Beschluß nicht ohne die sorgfältigfte Vorbereitung gefaßt werden durfte, verfteht sich wohl von selbft. Handelt es sich doch bei der erftaunlichen Fruchtbarkeit Eulers um die Herausgabe von nicht weniger als 43 ftattlichen Quartbänden! Bereits am 2. Oktober 1907, also nicht lange nach der Feier von Eulers zweihundertftem Geburtstage, war von der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft, entsprechend einem auf der Jahresversammlung zu Freiburg gefaßten Beschlusse, eine elfgliedrige Euler-Kommission gewählt worden mit dem Auftrage, die Mittel und Wege, die zu einer Gesamtausgabe der Werke Eulers erforderlich seien, zu ftudieren und der nächften Jahresversammlung darüber Bericht zu erftatten. Auf Veranlassung des Vorsitzenden dieser Kommission wählte dann auch die Deutsche Mathematiker-Vereinigung auf der Versammlung zu Dresden eine dreigliedrige Euler-Kommission, die sofort mit der Schweizerischen Kommission in Verbindung trat und ihr seitdem bei den langwierigen und mühsamen Vorarbeiten tatkräftig und getreu zur Seite geftanden hat. Daß gerade in Deutschland ein besonderes Interesse für die Eulerausgabe vorhanden ift, erklärt sich einerseits durch die Stammesverwandtschaft und andererseits durch den Umftand, daß Euler, auf der Höhe der Schaffenskraft ftehend, 25 Jahre lang als Akademiker in Berlin gewirkt hat. Hatte doch auch schon vor 60 Jahren sein kongenialer Nachfolger Jacobi mit der größten Begeifterung und Eindring-

lichkeit auf die Wichtigkeit einer Gesamtausgabe von Eulers Werken hingewiesen!

Aber nicht nur in Deutschland fand der Beschluß der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft freudigen Widerhall. Der Internationale Mathematiker-Kongreß in Rom faßte im April 1908 einſtimmig eine Resolution, in der er eine Gesamtausgabe der Werke Eulers als ein Unternehmen bezeichnete, »das für die reine und angewandte Mathematik von der größten Bedeutung sei«. Der Kongreß begrüßte mit Dank die von der Schweizerischen Naturforschenden Gesellschaft ergriffene Initiative und sprach den Wunsch aus, »daß das große Unternehmen von dieser Gesellschaft in Gemeinschaft mit den Mathematikern der andern Nationen durchgeführt werde«. Ebenso bekundete auch die Internationale Assoziation der Akademien ihre lebhafte Sympathie für das Unternehmen.

So kam es denn, daß sich die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft am 31. Auguſt 1908 auf ihrer Jahresversammlung zu Glarus bereit erklärte, »eine Gesamtausgabe der Werke Leonhard Eulers ins Leben zu rufen, unter der Voraussetzung, daß dieses Unternehmen durch die hohen eidgenössischen und kantonalen Behörden, sowie durch in- und ausländische gelehrte Körperschaften und Freunde der Wissenschaft ausreichend unterſtützt werde, und daß die zur Durchführung erforderlichen wissenschaftlichen Kräfte ihre Mitwirkung zur Verfügung ſtellen«. Die Euler-Kommission wurde beauftragt, in Verbindung mit dem Zentralkomitee die Vorarbeiten durchzuführen. Erſt nach Beendigung dieser Vorarbeiten sollte ein endgiltiger Beschluß gefaßt werden.

Die Euler-Kommission machte sich sofort mit Energie an die Arbeit. Die Beschaffung der finanziellen Mittel geschah teils durch Sammlung freiwilliger Beträge, teils durch Einladung zur Subskription auf Eulers Werke. Der Erfolg war ein überraschend erfreulicher: am 6. September 1909 betrug die Anzahl der Subskriptionen 274, was einer Einnahme von rund 300 000 Fr. entspricht. Im besonderen hatten die Akademien von Paris, Petersburg und Berlin je 40 Exemplare übernommen. Die freiwilligen Beiträge waren auf faſt 130 000 Fr. angewachsen, von denen etwa 100 000 Fr. aus der Schweiz ſtammten. Mit Berücksichtigung der im Laufe der Jahre zu erwartenden Zinsen durfte daher die Jahresversammlung zu Lausanne die budgetierte Ausgabensumme von 450 000 Fr. als vollſtändig gedeckt und das Unternehmen als finanziell gesichert erklären!

Es würde viel zu weit führen, im einzelnen hier auseinanderzusetzen, wie sich das alles gefügt hat, wie das alles in so kurzer Zeit zuſtande gekommen iſt. Aber einen beachtenswerten Beitrag für die Geschichte des Idealismus würde es geben, würdig dem der Zeppelinspende. Schon am 8. Mai durfte ein Artikel in der »Neuen Zürcher Zeitung« berichten: »Obwohl wir erſt in den Anfängen ſtehen, so hat es doch etwas geradezu Erhebendes, zu sehen, wie sich die Wirkung dieser Aktion von Tag zu Tag ſteigert. Durch die ganze mathematische Welt geht eine Bewegung, als rüſte man sich zu einem großen Feſt- und Ehrentage.« Und als dieser Tag dann gekommen war und in Lausanne der denkwürdige Beschluß gefaßt werden konnte, da durfte mit Recht ein Redner hervorheben: »Wenn Jemand den Glauben an die weltbewegende Kraft idealer Motive verloren haben sollte, angesichts dieser gewaltigen Manifeſtation müßte er ihn wiedergewinnen!«

Wenn die Eulersammlung insbesondere in der Schweiz einen so schönen Erfolg gehabt hat, wenn uns von Behörden und Privaten, von Vertretern der Wissenschaft und der Praxis, ja selbſt aus den entlegenſten Alpentälern und vom kleinſten Schulmeiſterlein Beiträge zuflossen, so hat das seinen Grund natürlich darin, daß das Eulerwerk für uns in erſter Linie eine nationale Ehrensache war. Aber dabei waren wir uns doch von Anfang an bewußt, daß es sich zugleich um ein Werk handele, an dem die ganze Welt teilzunehmen habe, und dessen Früchte auch der ganzen Menschheit zugute kommen müßten. Dieser Gedanke iſt denn auch in dem Wortlaut der Lausanner Beschlüsse deutlich zum Ausdruck gebracht: »Angesichts dieser in der Geschichte der Wissenschaft einzig daſtehenden Beteiligung der ganzen Welt an der Herausgabe der Werke eines längſt verſtorbenen Gelehrten, ſtellt Ihnen das Zentralkomitee den folgenden Antrag: Die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft beschließt die Herausgabe der gesamten Werke Leonhard Eulers in der Originalsprache, überzeugt, damit der ganzen wissenschaftlichen Welt einen Dienſt zu erweisen, und mit dem Ausdruck tief-

gefühlten Dankes an alle Förderer des Unternehmens im In- und Auslande usw.«

Damit ist eine Frage berührt, die in Jahrg. III, Nr. 38 dieser Zeitschrift von Herrn W. Ahrens behandelt worden ist, und auf die wir kurz eintreten wollen, obwohl Herr Ahrens damit post festum kommt.

Die Tätigkeit der schweizerischen Eulerkommission mußte sich natürlich nicht nur auf die finanzielle, sondern auch auf die wissenschaftliche Durchführung der Eulerausgabe erstrecken. Dabei handelte es sich im besonderen auch um die »Sprachenfrage«. Im Oktober 1908 hatte die Vereinigung der Mathematiklehrer an schweizerischen Mittelschulen an die Eulerkommission ein Schreiben gerichtet, in dem sie die Herausgabe in deutscher oder französischer Sprache (Herr Ahrens empfiehlt die englische) als notwendig bezeichnete. Die Eulerkommission glaubte in ihrer Sitzung vom 6. Dezember, zum gründlichen Studium dieser so wichtigen Sprachenfrage eine besondere Subkommission einsetzen zu sollen. Nach eingehendem Studium der Frage hat diese Subkommission einen Bericht ausgearbeitet, der sich auf die übereinstimmenden Gutachten der Professoren Bosmans, Darboux, Eneström, Franel, Hilbert, Hirsch, Hurwitz, Klein, Krazer, Lindemann, Schmidt, Schwarz, Stäckel, Wangerin, Weber und der Firmen B. G. Teubner und Zürcher u. Furrer stützt, und der mit der Erklärung schließt: »Die Subkommission erklärt einstimmig, daß eine Gesamtausgabe der Werke Eulers in Übersetzung aus wissenschaftlichen und finanziellen Gründen unmöglich ist.« Dieser Erklärung hat als Mitglied der Subkommission auch der Vertreter der Vereinigung der schweizerischen Mathematiklehrer zugestimmt, auch er hat sich der Wucht der beigebrachten Argumente nicht entziehen können. Und so hat denn am 28. Februar 1909 auch die Eulerkommission ihrerseits einstimmig beschlossen, die Eulerausgabe habe in der Originalsprache zu erfolgen. Damit hat sie zugleich die Bedingung erfüllt, welche die Pariser Akademie an ihre Beteiligung geknüpft hatte, und die in der Folge auch von der Petersburger Akademie ausdrücklich aufgenommen worden war, und der dann auch die Berliner Akademie zugestimmt hat.

Es verlohnt sich nicht, auf die bis zum Überdruß behandelte Übersetzungsfrage nochmals ausführlich einzutreten, nochmals nachzuweisen, daß bei der Übersetzung der 43 Eulerbände im besten Falle etwas Minderwertiges zustande käme und sicherlich etwas, was nicht Euler wäre. Wer da z. B. behauptet, der sorgfältige Herausgeber leiste ja bei der kritischen Durchsicht des Textes sowieso bereits eine Übersetzung, die er nur niederzuschreiben und nutzbar zu machen brauche, beweist damit höchstens, daß er selbst noch nicht viel übersetzt hat — jedenfalls nicht aus dem Lateinischen —, und daß er die Schwierigkeit unterschätzt, für einen fremdsprachigen Ausdruck allemal den adäquaten in der Muttersprache zu finden. Einen fremdsprachigen Autor verstehen und ihn übersetzen, sind sehr verschiedene Dinge, selbst wenn es sich nicht um einen Klassiker wie Euler handelt.

Aber auch abgesehen von alledem und alledem — wie kann man sich der Einsicht verschließen, daß sich mit der Wahl einer bestimmten Übersetzungssprache die wissenschaftliche und die finanzielle Mitarbeit und — last not least — zugleich der ganze Markt ausschließlich auf das zugehörige Sprachgebiet reduzieren werden! Glaubt Herr Ahrens etwa, die Deutsche Mathematiker-Vereinigung würde für einen englischen Euler, oder die American Mathematical Society für einen französischen Euler 5000 Francs gespendet haben? Und glaubt er etwa, in Frankreich oder in Italien Mathematiker, und noch dazu solche von Rang, finden zu können, die ihm bei seinem englischen Euler helfen würden?

Doch zu was schließlich das alles! Die Sache ist erledigt — Roma locuta, causa finita. Im vorliegenden Falle bedeutet freilich Rom nicht nur die Schweizerische Naturforschende Gesellschaft, nicht nur die Akademien von Berlin, Paris und Petersburg, sondern einfach die ganze mathematische Welt. Denn wenn wir jetzt die Eulerausgabe als gesichert betrachten dürfen, so verdanken wir dies eben der ganzen mathematischen Welt, — und ihre Teilnahme galt der Eulerausgabe in der Originalsprache. Daß es sich um eine solche und um nichts anderes handele, war in unseren Zirkularen von Anfang an mit jeder wünschenswerten Deutlichkeit gesagt worden.

Und so wollen wir denn auch angesichts dieser imposanten internationalen Kundgebung

daran gehen, dem großen Mathematiker das Denkmal zu errichten, das allein seiner würdig ist. In Erz und nicht in Papiermaché wollen wir es errichten. Der unverfälschte, echte Euler soll zu den zukünftigen Geschlechtern reden. Wohl denen, die sich die Mühe geben, ihn zu verstehen!

Nachdem die schweizerische Euler-Kommission die Sprachenfrage in der einzig möglichen Weise erledigt hatte, konnte sie an die Aufgabe herantreten, zunächst einen allgemeinen Redaktionsplan auszuarbeiten. Hierbei leistete ihr die deutsche Euler-Kommission höchst verdankenswerte Hilfe. Der Vorsitzende dieser Kommission, Herr Paul Stäckel, unterzog sich der großen Mühe, einen Entwurf auszuarbeiten, der ein vollständiges Bild der geplanten Ausgabe gibt, Band für Band, bis in alle Einzelheiten. Herr Stäckel hat sich durch diese grundlegende Arbeit alle Eulerfreunde und ganz besonders unsere Schweizerische Naturforschende Gesellschaft zu hohem Danke verpflichtet.

Um einen Überblick über die geplante Ausgabe und zugleich über die staunenerregende Tätigkeit Eulers zu geben, wollen wir die Grundzüge des Stäckelschen Entwurfes noch in aller Kürze mitteilen.

Danach gliedert sich das Werk in drei Reihen. Die erste Reihe bringt die Arbeiten aus der reinen Mathematik: Arithmetik und Algebra in 5 Bänden, Analysis in 11 Bänden, Geometrie in 2 Bänden, zusammen also 18 Bände. Die zweite Reihe enthält die Mechanik in 11 und die Astronomie in 5 Bänden, zusammen also 16 Bände. Gerade diese Reihe wird eine besondere Beachtung beanspruchen dürfen, da noch lange nicht genug bekannt ist, welch tiefe Einsicht Euler in die angewandte Mechanik gehabt hat. Viele seiner Arbeiten aus diesem Gebiete sind noch heute unübertroffen. Die dritte Reihe endlich enthält 4 Bände Physik, 2 Bände verschiedenen Inhaltes und zum Schluß den bedeutenden Briefwechsel Eulers (mit d'Alembert, Daniel Bernoulli, Johann Bernoulli, Nicolaus Bernoulli, Goldbach, Lagrange usw.) in 3 Bänden, zusammen also 9 Bände.

Die einzelnen Bände und Bändegruppen stellen genau abgegrenzte Individuen dar. Es ist daher nicht schwer, sie unter solche Gelehrte zur Bearbeitung und Herausgabe zu verteilen, die nicht nur mit dem betreffenden Gebiete, sondern speziell auch mit den dazu gehörigen Eulerschen Arbeiten vertraut sind. Für die erforderliche Einheitlichkeit und überhaupt für die Leitung und Überwachung des ganzen Unternehmens sorgt eine besondere Redaktionskommission. Und so eröffnet sich denn die Aussicht, daß das große Werk in verhältnismäßig kurzer Zeit werde durchgeführt werden können. Haben sich doch jetzt schon mehr als 25 Gelehrte aus Deutschland, Frankreich, Italien, Österreich-Ungarn, Rußland, Schweden, der Schweiz usw. zur Übernahme einzelner Bände bereit erklärt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Britische Akademie der Wissenschaften.

Die britische Akademie hat mit einer Sitzung am 27. Oktober, die dem Andenken Tennysons geweiht war, ihre Wintersaison begonnen. Als Präsident ist für dieses Jahr nach Sir E. Maunde Thompson und dem Vorsitzenden des letzten Jahres, Lord Reay, Dr. S. H. Butcher auf den akademischen Präsidentenstuhl gestiegen. Als neue Mitglieder sind in die gelehrte Gesellschaft eingetreten: Prof. Hume Brown, Lord Justice Kennedy, Prof. C. S. Kenny, Dr. Hastings Rashdall, Dr. J. E. Sandys und Mr. C. Hamilton Turner. Auf die Rede von Professor Henry Jones über die Bedeutung Tennysons als des letzten englischen nationalen Poeten und auf persönliche Erinnerungen von Lord Curzon über den weltumfassenden Intellekt des englischen Dichters weisen wir nur kurz hin, gehen dagegen auf die einleitenden Worte Dr. Butchers, die von allgemeinerer Bedeutung sind, näher ein. Er sprach von dem Verhältnis der britischen Akademie als einer wissenschaftlichen Organisation zur Literatur und legte auf einige Betrachtungen Wert, die zeigen sollten, daß die Scheidung zwischen Literatur und Wissenschaft in Wirklichkeit nicht so streng ist oder wenigstens nicht so streng sein sollte. Insoweit die Akademie in Betracht kommt, soll literarische Kritik, die auf historischem oder linguistischem Studium beruht oder philosophische Ideen erkennen läßt, in der Akademie Unterkunft finden. Aber zwischen solcher Kritik und der eigentlichen Literatur sei doch keine scharfe Grenzlinie zu ziehen. Nichtsdestoweniger kann die Hauptposition nicht berührt werden: und damit kann der höchste Gipfel in der Literatur, die auf der Einbildungskraft und Phantasie beruhende Schrift-

ftellerei, in einer wissenschaftlichen Akademie keine Unterkunft finden. Denn die Wissenschaft kann organisiert werden; der Genius aber kann unter keine Organisation fallen. So muß die reine Literatur als solche gemäß den Statuten der Akademie ausgeschlossen bleiben; aber Butcher persönlich ift der Ansicht, daß der Ausschluß des schöpferischen Genius aus der Körperschaft kein absoluter sein dürfe. Sollte die britische Akademie sich nicht das Recht zuschreiben, Ehrenmitgliedschaften zu schaffen, um der poetischen Literatur auf solche Weise auch bei sich eine Stätte zu bereiten? War doch die englische Akademie gezwungen, in der kurzen Zeit ihres Beftehens dreien der hervorragendften, nichtwissenschaftlichen Geifter Feftsitzungen zu weihen: Milton, Georges Meredith und nunmehr auch Tennyson. Butcher präzisierte dann die Haupteigenschaften des gefeierten Poeten und sprach die Ansicht aus, daß gewiß kein englischer Dichter, abgesehen von Shakespeare, auf Gelehrte, auf Gebildete und Volk einen gebieterischern Einfluß geübt habe als Tennyson, der Meifter der Phrase, durch die klassische Vollendung seiner Dichtungen, durch seine Freiheit von dem ungeordneten Individualismus der extremen romantischen Schule, durch seine in griechischer Weise gezeichneten Charaktere, durch seine wirklichen Typen, durch sein intensives und durchdringendes, wenn auch nur mit Reserve zum Ausdruck kommendes Gefühl; am Schluß verglich Dr. Butcher den englischen Dichter mit Sophokles und Virgil. Er beanspruche nicht, ihn in den gleichen Rang zu versetzen, den diese beiden antiken Dichter in der ganzen kultivierten Welt einnehmen; aber er schrieb ihn der gleichen Familie zu, aus der der Grieche und der Römer ftammen. Jeder der drei sei bis ins Innerfte hinein Dichter gewesen und zugleich Mensch; jeder sei seinem Beruf als Künftler treu geblieben und habe durch das ganze Leben die Vision der Schönheit verfolgt, und jeder habe in eigner Weise eine harmonische Vereinigung von Gedanken und Form, von Seele und Gefühl als Werk hinterlassen.

Auch im November, am 24., fand eine Feftsitzung ftatt. Sie war der Erinnerung an die vor 50 Jahren erschienene Darwinsche »Entstehung der Arten« gewidmet. Der durch Krankheit am persönlichen Erscheinen verhinderte Professor W. R. Sorley ließ zu dieser Feier eine Abhandlung über die Interpretation des Ausdrucks »Evolution« vorlesen. Der Vortrag konftatierte, daß der Einfluß der Entstehung der Arten nicht auf die Biologie beschränkt blieb, sondern sich auf alle Wissenschaften erftreckte und so auch die Philosophie modifizierte. Wie Huxley sagte, »ging aus ihr die Evolutionsphilosophie als Prätendentin für den Thron der Gedankenwelt hervor«. Die Natur und die Bedeutung dieses Anspruchs bedürfen der Prüfung. Auch hat der Ausdruck »Evolution« verschiedene Bedeutung. Oft bezieht er sich auf die Theorie der natürlichen Auslese, wofür ihn Darwin und Wallace eingeführt haben. Ein andermal ift er mit Hinsicht auf die Theorie der organischen Evolution gebräuchlich, die aus der Theorie der natürlichen Auslese Sicherheit und Verifikationsmöglichkeit gewonnen hat, aber doch viel älter ift als diese und möglicherweise auch von dieser Lehre unabhängig ift. Endlich kann Evolution auch die Theorie der kosmischen Entwicklung betreffen, wie sie Kant und nach ihm Laplace ausgearbeitet haben. Evolution ift hier nur in Beziehung auf die unorganische Natur gemeint. Wenn also Evolution auf den Thron der Welt der Gedanken gesetzt werden soll, so müssen unorganische und organische Entwicklung in eine Linie geftellt werden. Diese beiden Prozesse haben als gemeinschaftliche Charakteriftika: 1. Kontinuität, 2. Fortschreiten durch Antagonismus, 3. abwechselnde Perioden von Stabilität und Unstabilität; jedoch ift eine Unterscheidung auf den erften Blick zwischen den zugrunde liegenden und wirkenden Ursachen, also zwischen den mechanischen Kräften in der unorganischen Entwicklung und den von der Theorie der organischen Entwicklung geforderten Lebensprozessen vorhanden. Die mechanische Interpretation der Evolution sucht die Schranken dieser Scheidung niederzureißen und bei vitalen Prozessen in Begriffen der physiko-chemischen Prozesse Rechenschaft abzulegen. Aber die Schwierigkeiten bei dieser Interpretationsmethode haben sich in den letzten 50 Jahren nicht vermindert: 1. der Ursprung des Lebens bleibt ein ungelöftes Problem; sorgfältige Experimente und der Fortschritt der Mikroskopie haben gezeigt, daß Abiogenese in der Tat in Fällen nicht Platz greift, wo man eine solche vorher als tatsächlich oder möglich angenommen hat. 2. Die Physiologen sind im ganzen viel weniger als zu Darwins Lebzeiten mit der physiko-chemischen Erklärung der charakteristischen Aktivitäten im lebenden Körper zufrieden. 3. Die Theorie der natürlichen Auslese gab der mechanischen Interpretation allerdings einen Anftoß; aber natürliche Auslese erfordert nichtmechanische Faktoren, auf welche einzuwirken ift; und die Zurückweisung der Ansicht, daß erworbene Eigenschaften vererbt werden können, hat die mechanische Erklärung der Vererbung faft undenkbar gemacht. Werden nun diese Punkte zugegeben, so muß die mit Hilfe der mechanischen Kausalität gegebene Erklärung unvollftändig sein; es gilt vielmehr, die äußeren Faktoren durch das innere Lebensprinzip zu ergänzen. Kraft dieses Prinzipes entwickelt und bewahrt der Organismus eine gewisse Struktur und reproduziert seinesgleichen. Vielleicht beeinflußt das gleiche Prinzip auch die Richtung der Evolution in der Wechselwirkung mit umgebenden Bedingungen. Vitale Aktivität ift daher teleologisch, obwohl das Endziel, das der Organismus realisiert, dabei in der Form der Idee nicht gegenwärtig ift. Eine vitaliftische Interpretation der Evolution ift aber unzulänglich, weil sie die unorganische Entwicklung außer Rechnung läßt, und weil sie keine Theorie der Adaption äußerer Faktoren an die inneren bringt. Außerdem ift die Annahme eines unbewußten Endzweckes voll von Schwierigkeiten. Wenn eine einheitliche Interpretation des ganzen Ganges der Evolution erreicht werden kann, und wenn es sicher ift, daß Mechanismus dafür nicht ausreicht, so kann die Interpretation nur vermittelft der Annahme eines bewußten Zweckes zuftande gebracht werden. Die Schwierigkeiten in der Interpretation beftehen hauptsächlich in dem Konflikt zwischen den Endzielen und der Mangelhaftigkeit der Anpassungen. Eine detaillierte Lösung dieser

Schwierigkeiten, die in gewissem Maße aus einer Annahme entstehen, vor der man sich hüten muß, kann nicht gegeben werden. Der in der Evolution sich zeigende Zweck realisiert sich nicht in der Art menschlicher Zwecke, die nur in einer äußerlichen und mechanischen Weise wirken. Im Prinzip ist das, was in der Interpretation liegt, eine Umkehrung von Spencers Forderung, »daß wir das Mehrentwickelte aus dem Wenigerentwickelten heraus erklären müssen«. — In der Sitzung der British Academy vom 15. Dezember sprach Prof. W. P. Ker über die Entwicklung der Ballade vom 12. bis 16. Jahrhundert in England. M.

Mitteilungen.

In einer Sitzung in Sachen der internationalen Zentenar-Kunstausstellung in Buenos Aires 1910, an der die Gesandten einer Reihe von Staaten und die Interessen der auswärtigen Künstler vertretende Delegierte teilnahmen, wurde folgendes bekanntgegeben: Die Regierung von Argentinien wird 460,000 Francs und die Stadtverwaltung von Buenos Aires 120,000 Francs hierauf verwenden. Sämtliche 16 Provinzial-Regierungen der Republik und die Stadtverwaltungen der größeren Provinzialstädte haben Erwerbungen von Kunstwerken in Aussicht gestellt, die den Stamm der zur Zentenarfeier zu gründenden National-Museen bilden sollen. Bis jetzt gibt es in Argentinien nur ein National-Museum in Buenos Aires. Auf diese Weise werden die für offizielle Erwerbungen aufzuwendenden Summen eine Million Francs bei weitem überschreiten; außerdem haben sich die großen Vereine und Klubs verpflichtet, größere Ankäufe zu machen, und da auf den kleineren Privatausstellungen in Buenos Aires jährlich für über eine Million Kunstwerke verkauft werden, so dürften schon jetzt Verkäufe für über zwei Millionen Francs als gesichert anzusehen sein. Nach längerer Diskussion stimmten die Teilnehmer der Versammlung dem von der Kommission aufgestellten Grundsatz zu, nur wenige, aber ausgewählte Kunstwerke zur Ausstellung zuzulassen, damit jeder Salon ein wirklich künstlerisches Ganzes für sich bilde, in dem nur Werke von weltberühmten und hochgeschätzten Künstlern figurieren, und so ein lebhaftes Spiegelbild von dem gegenwärtigen Stande der Kunst eines jeden Landes deutlich erkennen lasse.

*

Im Anschluß an den unter Mitwirkung der Gemeinden und Landkreise Groß-Berlins zum 15. Dezember 1909 ausgeschriebenen Wettbewerb zur Gewinnung eines Grundplanes für die künftige Bebauung Groß-Berlins wird im Mai und Juni 1910 in Berlin eine Allgemeine Städtebau-Ausstellung stattfinden. Diese Ausstellung soll mustergültige Leistungen des In- und Auslandes auf dem Gebiete des Städtebaues im weiteren Sinne vereinigen, im besonderen glückliche Lösungen von Fragen vorführen, die in der Entwicklung der großen Städte brennend sind. Die folgenschwere Bedeutung der städtebaulichen Aufgaben, die sich für die Großstädte ergeben, kann nicht überschätzt werden. Zu ihrer Lösung soll die Allgemeine Städtebau-Ausstellung Beiträge liefern. Das Programm der Ausstellung umfaßt: 1. Verkehrs- und Transportmittel (Pläne und Darstellung von Verkehrssystemen). 2. Waldgürtel, Parkanlagen, Parkwege, Spiel- und Sportplätze, Friedhöfe. 3. Straßen, Plätze, Brücken, Kunst an der Straße (Brunnen, Denkmalsaufstellung). 4. Historische Entwicklung von Großstädten. 5. Die neuzeitliche Innenstadt, Geschäftsviertel, Wohnungsverhältnisse, Straßendurchbrüche. 6. Erweiterungsanlagen, Zonenbebauung, Vororte, Gartenstädte, Arbeitersiedlungen. 7. Neuschaffung von Städten. 8. Lesezimmer (städtebauliche Literatur).

*

Der Vorstand der Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde setzt aus der Mevissen-Stiftung einen Preis von 5000 Mark aus für die Lösung folgender Preisaufgabe: Die Rheinprovinz unter der preußischen Verwaltung von 1815 bis zum Erlaß der Verfassungsurkunde. Gewünscht wird eine aus dem handschriftlichen und gedruckten Quellenmateriale geschöpfte Darstellung in einem Bande ohne Quellenbeilagen. — Bewerbungsschriften sind bis zum 1. März 1914 an den Vorsitzenden, Archivdirektor Professor Dr. Hansen in Köln, einzusenden.

*

In der Sitzung der philosophisch-historischen Klasse der Königlich preußischen Akademie der Wissenschaften am 16. Dezember berichtete Prof. Sachau über den Abschluß der Zusammensetzung und Ordnung der zurzeit im Königlichen Museum befindlichen Papyrus-Urkunden, welche bei den deutschen Ausgrabungen auf der Nilinsel Elephantine gefunden worden sind. Er erklärte des Näheren die Papyri 61 und 62, welche Bruchstücke einer aramäischen Übersetzung der bekannten Behistûn-Inschrift des Königs Darius I. enthalten. Von den drei Versionen, welche in die Felswand von Behistûn eingemeißelt sind, der altpersischen, elamischen und assyrisch-babylonischen, steht die letztere dieser neu gefundenen Ausgabe am nächsten, indem sie wie jene die Zahlen der in den Kriegen des Königs getödteten und gefangenen Feinde angibt, die in den andern Versionen fehlen. Diese Papyri geben wahrscheinlich ein Zeugnis von der offiziellen Verbreitung der königlichen Inschrift im ganzen Umfange des Achämeniden-Reiches.

*

Der kürzlich verstorbene Dr. Ludwig Mond hat der Londoner Royal Society und der Universität Heidelberg je 50 000 £, der Königlich bayrischen Akademie der Wissenschaften 20 000 £ vermacht, die nach dem Tode seiner Witwe ausgezahlt werden sollen.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 4
22. Januar 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Kartensammlung der Königlichen Bibliothek in Berlin.

Von Professor Dr. Heinrich Meisner, Direktor bei der Kgl. Bibliothek in Berlin.

I.

Den Vorzug, in den für sie bestimmten Räumen innerhalb des Neubaues der Königlichen Bibliothek in Berlin untergebracht zu sein, genießt vorläufig allein die Kartensammlung und gibt dadurch ein Musterbild, wie die Örtlichkeiten beschaffen sein werden, in denen die reichen Schätze der Bibliothek aufbewahrt, benutzt und verwaltet werden sollen. In der Mitte des Ostflügels mit der Front nach dem Universitätsgarten hin, im zweiten Obergeschoß befinden sich die Säle für die Karten. Da diese Räume eben von Anfang an zu der dauernden Aufnahme letzterer bestimmt waren, konnten sie gleich für diesen Zweck ausgebaut werden. Vorbilder, wie sich ein solcher Raum praktisch einrichten läßt, waren nicht vorhanden, da die meisten ähnlichen Sammlungen in Räumen sich befinden, die ursprünglich zu anderem Zweck bestimmt oder erst nachträglich, soweit es ging, zurechtgemacht worden sind. Deshalb mußte man bei der Einrichtung auf die eigenen Erfahrungen zurückgreifen. Der erste große 22 Meter lange und etwa 11 Meter tiefe Saal ist der Länge nach geteilt worden. An der Außenseite, direkt unter den Fenstern, stehen die mächtigen Tafeln für die Benutzer, ein großer $12^1/_2$ Meter langer Tisch und zu beiden Seiten desselben zwei kleinere, $3^1/_2$ Meter lange Tische, an denen ungefähr zwölf Benutzer Platz finden können. Der andere nach dem inneren Hofe gelegene Teil des Saales ist zur Aufbewahrung der Karten bestimmt. Die 70 Schränke sind in zwei Halbetagen, die durch Treppen verbunden sind und deren obere eine Galerie nach vorn abschließt, eingebaut. Durch Rollwände, die sich beim Öffnen eines Schrankes durch einen leichten Druck nach unten und oben einschieben, ist der Inhalt vor Staub geschützt. Jeder Schrank enthält 13 Schieber, je 9 cm hoch, 1,11 m breit und 80,5 cm tief. In diesen Schiebern liegen ohne Mappen oder andere Verpackung die Karten, und zwar mit der Rückseite nach oben, wodurch ein glattes Liegen der meist zum Rollen nach innen geneigten Blätter erreicht wird. Als das Durchschnittsformat aller Karten ist die oben angegebene Grundfläche der Schieber angenommen; größere Karten werden gefaltet, sehr kleine auf starkes Papier aufgeklebt. Es ist Grundsatz, die linken unteren Ecken der Karten übereinander zu legen: dadurch erreicht man ein leichteres Auffinden der Karten innerhalb der verschiedenen Größen, und man hat aus diesem Grunde auch diese Ecke zum Aufdrucken der Signatur, Ausgabe und Blattzahl benutzt. Es ist uns bewußt, daß neben der von uns bevorzugten Aufbewahrungsart der Karten in Flächenform auch andere angewendet werden, wie die in

Rollen und Mappen oder in Kapseln, wobei die Karte nach dem Format jener zerschnitten oder ganz auf Leinwand aufgezogen wird. Ernſtlich kommt nur letztere Methode noch in Betracht, aber auch sie iſt für die Benutzung der Blätter wenig geeignet, da die Zeichnung an den durch Falze verbundenen Stücken leicht undeutlich, das Auseinanderfalten beschwerlich und das Ausmessen der Entfernungen auf der Karte selbſt durch die zwischenliegenden Falze ungenau wird. Jedoch auch bei unserer Art der Aufbewahrung konnten wir nicht ganz konsequent vorgehen, denn eine nicht geringe Anzahl von Ortsplänen und Turiſtenkarten erscheint im Buchhandel nur in einem beſtimmten Buchformat zusammengelegt. Dieses iſt, sofern besondere Titel oder eingehefteter Text es erforderten, beibehalten worden, und diese Karten in Buchformat sind mit den ihnen in der äußeren Form ähnlichen Atlanten in einer besonderen Serie in Regalen aufgeſtellt.

An den eben geschilderten Raum für Benutzer und Aufbewahrung schließt sich ein zweiter 11 × 9,5 m im Geviert großer Saal an, der vorwiegend für die Arbeiten der Beamten, aber auch zur Benutzung solcher Kartenwerke, die größeren Platz beanspruchen, beſtimmt iſt. Beider Säle Wände schmücken die von Herrn Vohsen geschenkten großen Karten der deutschen Kolonien und andere Wandkarten, die ein Bild von der Ausdehnung der geographischen Forschungen und dem Fortschritt der kartographischen Darſtellungsweisen geben sollen. In einem Seitenflügel befinden sich noch außer einem Zimmer für die Verwaltung Magazine in drei Etagen übereinander, welche in mehr als 40 Schränken den Rest der Karten und einige Sondersammlungen, über die noch zu berichten sein wird, enthalten. Wenn der Neubau der Front nach den Linden zu vollendet sein wird, wird auch der Eingang zu der Kartensammlung, der jetzt von der Universitätsſtraße aus iſt, von Süden aus durch die Säulenhalle über die Freitreppe, die zu dem späteren großen Lesesaal führt, zu nehmen sein.

In diesen Räumen nun befindet sich eine Sammlung von rund 177,000 Kartenblättern. Ihre Anfänge hatten einſt vor 54 Jahren in drei halbhohen Schränken in einem Seitenflügel des Schlosses Bellevue Platz gefunden. An zwei große Namen knüpft sich der Ursprung der Kartensammlung, an den des Generals von Scharnhorſt und an den des Geographen Karl Ritter. Der erſtere hatte mit seltenem Geschick und unablässigem Eifer in einer Zeit, in der die Kartographie als praktische Wissenschaft arg vernachlässigt worden war, eine ganz einzig daſtehende Sammlung zusammengebracht. Nach seinem Heldentode nahm sich sein Neffe General W. von Scharnhorſt mit Liebe der Hinterlassenschaft seines großen Oheims an und wurde darin durch die Kenntnisse und den minutiösen Ordnungssinn des damaligen Majors im Kriegsminiſterium und Dirigenten des trigonometrischen Bureaus von Oesfeld trefflich unterſtützt. Allein es fehlten alle Mittel zur Weiterführung und Nutzbarmachung der Schätze, die in ein paar engen und dunklen Zimmern in der Französischen Straße Nr. 43 untergebracht worden waren, während ihr Besitzer als Kommandeur der 3. Artillerie-Brigade in Magdeburg ſtand. Aufmerksam gemacht durch den damaligen Chef des Generalſtabes von Reyher auf den Wert dieses Kartenmaterials nahm sich der Staat der Sammlung an, indem er sie für 30,000 Taler kaufte und als Grundſtock für ein königliches kartographisches Inſtitut beſtimmte. Die gezahlte Summe war enorm hoch; sie sollte wohl zugleich eine Dotation für die Erben im Andenken an die Verdienſte des Verſtorbenen bilden. Im September 1855 wurde die Scharnhorstsche Sammlung im Schlosse Bellevue aufgeſtellt, und im Auguſt 1856 zum kartographischen Inſtitut vervollſtändigt. Einem besonderen Kuſtos, Dr. Hermann Müller, wurde die Verwaltung übertragen, die er lange Jahre mit Geschick und Wissen, aber mit wechselndem Glück geführt hat. Als Direktor trat Karl Ritter an die Spitze, dem der Plan der Gründung und ihr wissenschaftlicher Ausbau zu danken iſt. Unter den erſten Benutzern des Inſtitutes treffen wir die Namen eines Alexander von Humboldt, Mitscherlich, Johannes Müller, Kiepert, Parthey und des Leutnants Caprivi, des späteren Reichskanzlers, — gewiß ein Zeichen dafür, wie notwendig schon damals die Zusammenfassung der Kartenschätze für die wissenschaftliche Forschung gewesen iſt. Seit der Erkrankung Ritters, die im September 1859 zu seinem Tode führte, schliefen die großen Pläne zur weiteren Ausgeſtaltung des Inſtitutes ein, und der Eifer des mit der Verwaltung betrauten Beamten erlahmte sichtlich, zumal da ihm nur ungenügende Mittel

zur Vermehrung der Sammlung zu Gebote ſtanden, und er ſelbſt ſich die Gelder, die für Heizung und Reinigung seiner Räume sowie für einen Diener nötig waren, durch immer neue Eingaben an das Miniſterium tropfenweise verschaffen mußte. Noch bevor Ritter ſtarb, entschloß sich das Miniſterium, die Kartensammlung im Mai 1859 der Königlichen Bibliothek anzugliedern, deren Beſtandteil sie noch heute bildet.

Aus der Entſtehung der Kartensammlung läßt sich schließen, worin ihr Hauptwert beſteht. Nicht handschriftliche Karten des Mittelalters, deren Funde besonders in italienischen Bibliotheken uns immer wieder erfreuen, sind ihre bewunderten Schauſtücke, sondern das reichhaltige und in dieser Zusammenfassung nirgends erreichte, ja für einzelne Teile vollſtändige Material an Karten des 18. Jahrhunderts iſt es, was dem Forscher, der es braucht und sich die Mühe gibt, sich hinein zu vertiefen, Freude bereitet. Zu den Scharnhorſtschen Karten kamen solche aus dem Nachlasse Ritters und Klödens hinzu, vor allem aber die bereits im Besitz der Königl. Bibliothek befindlichen Blätter, die der Leibarzt Friedrichs des Großen, J. C. W. Möhsen, für seine große Sammlung zur brandenburgisch-preußischen Geschichte erworben hatte. Um nur einzelne Beispiele für die Reichhaltigkeit unserer Kartenabteilung anzuführen, sei erwähnt, daß wir von der Schlacht bei Roßbach nicht weniger als 42 ältere Pläne haben, und daß der Katalog der Karten über die Feldzüge Friedrichs des Großen in den handschriftlichen Katalogbänden 515 Seiten umfaßt.

Als die Regierungen der einzelnen Staaten selbſt der Kartierung ihrer Gebiete ein größeres Interesse zuwendeten und ihre offiziellen Kartenwerke erscheinen ließen, waren dadurch für unsere Kartensammlung neue Ziele gegeben. Da fortan die Resultate der ſtaatlichen Vermessungen die allein sichere Grundlage für die übrigen Gebrauchskarten gaben, lag das Bedürfnis vor, alle offiziellen Kartenwerke für die Sammlung zu erwerben. Sie bilden nun deren wesentlichſten und am meiſten benutzten Beſtandteil. Wir finden hier die Spezialkarten aller Länder vertreten: die norwegischen Aufnahmen, von denen besonders die Küſtenkarten mit ihren eingeschnittenen Fjorden wahre Kunſtſtücke der modernen Kartographie sind; die schwedische Karte, deren Ausführung durch die zahlreichen Seen bis in das nördliche Lappland hinein Schwierigkeiten genug bot; die in großem Maßſtab breit angelegten Meßtischblätter Dänemarks, zu denen neuerdings die erſte Aufnahme Islands gekommen iſt; die englischen kartographischen Arbeiten von den speziellen County Maps bis zu den großen Übersichtskarten, die durch ihre von den üblichen Maßſtäben abweichende Zeichnung dem Kartographen nicht wenig Mühe macht; die übersichtlichen, teilweise mit buntem Terrain versehenen Karten des Service géographique militaire Frankreichs, denen sich die offizielle, leider nur recht langsam fortschreitende Karte von Spanien in Form und Ausführung anschließt. Weiter die Publikationen des äußerſt rührigen Istituto geografico militare in Florenz, die Schweizerkarte, die auch unter dem Namen ihres Leiters, Oberſt Siegfried, genannt wird und in der Darſtellung der Höhen das Beſte leiſtet, was zu erreichen iſt; die große in der Terrainzeichnung und Höhenschraffierung bemerkenswerte Karte der öſterreichisch-ungarischen Monarchie, herausgegeben von dem militärgeographischen Inſtitute in Wien, das seine Aufnahmen auch weiter südlich auf die Balkanhalbinsel erſtreckt hat; die belgische Generalſtabskarte, in ihrer Ausführung der französischen sich anschließend; die niederländischen Aufnahmen, deren neue Blätter, chromolithographisch hergeſtellt, die Bodengeſtaltung mit ihren Wällen, Grönlandsmooren und Poldern eigenartig zur Anschauung bringen; die Karten des russischen Hauptſtabes, deren Blätter zum Teil sekret gehalten werden. In Deutschland haben Preußen, Sachsen, Bayern, Württemberg und Baden, jedes für sich, aber in demselben Maßſtab, durch ihre topographischen Inſtitute ihre Aufnahmen machen lassen, und man iſt neuerdings dazu übergegangen, auch die angrenzenden Gebiete anderer Staaten, die auf den Blättern früher leer gelassen worden waren, zu ergänzen, so daß man durch die Zusammensetzung der einzelnen Blätter eine einheitliche Karte von Deutschland bekommen könnte, die freilich die respektable Ausdehnung von rund 950 Quadratmetern haben würde. Eine Reduktion der vorerwähnten sogenannten Meßtischblätter auf den vierten Teil ergibt die mit der feinſten und neueſten Technik, mit einer künſtlerischen und raffi-

nierten Ausnutzung des Raumes hergeſtellte und viel benutzte Karte des deutschen Reiches. An Versuchen und Verhandlungen, eine einheitliche Karte von Mitteleuropa herzuſtellen, hat es nicht gefehlt; in der neueſten Zeit scheint man der Ausführung ziemlich nahe zu kommen.

Weniger bei uns bekannt, aber in ihrer Anlage und Ausführung großartig, iſt die offizielle Karte der Vereinigten Staaten von Nordamerika, die selbſt von den entlegenen Indianer-Territorien und Felsgebirgen ſtaunenswerte Aufnahmen bringt und nur an dem einen, bei den praktischen Amerikanern kaum zu vermutenden Mangel an Orientierungsmöglichkeit leidet, weil jeder einzelne Staat in seinem Selbſtändigkeitsgefühle darauf bedacht war, jede Einregiſtrierung in ein Gradnetz oder fortlaufende Numerierung zu versagen. Canada und Mexiko sind dem Beispiele ihrer großen Rivalin bereits gefolgt und besitzen zum Teil sehr gute Karten, während die südamerikanischen Republiken über die allererſten Versuche der Kartierung noch nicht hinausgekommen sind. Auſtraliens Kartographie folgt dem englischen Beispiel, nur liegt es für die Staaten jenes Landes nahe, daß sie die topographischen Aufnahmen auf die Landſtriche beschränken, deren Bodenbeschaffenheit ihnen praktischen Nutzen verspricht. In Afrika treten England und Frankreich bei der kartographischen Erschließung in Wettbewerb. Beide haben die Herausgabe großer Karten des ganzen Erdteils veranſtaltet, die Blätter des englischen Unternehmens sind zurzeit den anderen voraus, dagegen hat Frankreich in kurzer Zeit durch vorzügliche Aufnahmen der ganzen Nordküste und Senegambiens Hervorragendes geleiſtet. Deutschland hat bis jetzt noch keine offiziellen zusammenhängenden Karten seiner Kolonien herausgegeben, aber der Kolonialatlas von Moisel und Sprigade ersetzt durch die gewissenhafte Verwendung alles zugänglichen Materials das Fehlen jener. Alle drei zuletzt genannten Mächte haben den letzten Feldzug in China dazu benutzt, durch ihre Offiziere Aufnahmen im Oſten jenes Landes machen zu lassen. Für Frankreich lag es außerdem nahe, seine Besitzungen in Indochina topographisch explorieren zu lassen, und England hört nicht auf, seinen großen Indian Atlas, dessen erſte Blätter bereits 1827 erschienen, durch neue Aufnahmen besonders nach Norden und Oſten zu erweitern und auf dem Laufenden zu erhalten.

Neben den offiziellen Aufnahmen des feſten Landes, die meiſt von den Generalſtäben gemacht werden, gehen die der Meere und Küſten durch die Admiralſtäbe einher. Auch hieran sind alle genannten Staaten beteiligt, so daß man über Höhen und Tiefen der Meere, über Sandbänke, Koralleninseln und Zufahrten zu Häfen ebenso genau orientiert iſt, wie über die topographischen Einzelheiten des Feſtlandes. Die gewaltigen Arbeiten zur Förderung der Kenntnisse der Erdoberfläche werden durch die Forschungen ergänzt, die die einzelnen Staaten durch ihre geologischen Landesanſtalten über das Innere der Erde haben zur Anschauung bringen lassen. Große geologische Karten besitzen faſt alle Länder, ja man iſt hier sogar bereits dazu gelangt, durch eine besondere internationale geologische Kommission eine allgemeine geologische Karte von Europa ausarbeiten zu lassen.

Alle diese großen kartographischen Unternehmungen der einzelnen Staaten bilden die Grundlage zu der Menge der Sonderkarten, die zu allerlei Zwecken herausgegeben werden. Reduktion auf kleinere Maßſtäbe, technische Ausführung und Eintragung lokaler oder spezieller Einzelheiten sind dem Kartographen überlassen, der von der wissenschaftlichen und vollendet technischen Ausführung an, wie sie die Inſtitute von Perthes in Gotha, D. Reimer in Berlin, E. Debes in Leipzig, G. Freytag & Berndt in Wien, Kümmerly & Frey in Bern, Erhard in Paris, Stanford in London, Johnſton in Edinburgh u. a. pflegen, bis zu dem einfachen Gradnetz, in das ſtatiſtische Angaben eingetragen werden, seine Kunſt in mannigfaltiger Art beweisen kann. Die ganze Masse dieser Karten sondert sich in folgende Gruppen: die geographischen, physikalischen, hiſtorischen und Seekarten; dazu kommen noch auf Grund der Himmelsbeobachtungen die aſtronomischen Karten und auf Grund spezieller Kataſteraufnahmen die Ortspläne. Diese Einteilung iſt das Fundament der syſtematischen Katalogisierung der ganzen Kartensammlung, die in etwa 90 handschriftlichen Foliobänden Auskunft über alles Vorhandene gibt.

Die Zusammenfassung der Karten in Atlanten, die durch das Erfordernis der

leichteren Übersichtlichkeit und größeren Genauigkeit einzelner Gebiete hervorgerufen wurde, iſt schon alt. Der erſte Erdatlas erschien gegen Ende des 16. Jahrhunderts und hat dem Namen seines Erfinders, Abraham Ortelius, der mit seinem deutschen Namen Oertel hieß, Ehre gemacht. Dieser Mann hatte freilich keine Generalſtabsaufnahmen zur Disposition, die er zugrunde legen konnte, sondern er mußte den Stoff zu seinen Karten mühsam von Kaufleuten und Reisenden zu erlangen suchen oder handschriftliche Karten aufkaufen. Dadurch aber hat er sich ein großes Verdienſt erworben, denn da die Originale letzterer meiſt verloren gegangen sind, geben allein diese Reproduktionen uns noch ein Bild der wichtigen alten Landesaufnahmen. Die verschiedenen vorhandenen Atlanten des Gerard Mercator, von den umfangreichen Folioausgaben bis zu den kleineren für den Schulgebrauch beſtimmten, zeigen einen bedeutenden Fortschritt in der genauen Ausführung der Karten, mit deren Herausgabe er aus Gutmütigkeit gezögert hatte, bis die seines Freundes Ortelius verkauft worden waren. Seine Nachfolger wiederum waren die Blaeu-Janssonius, eine Amsterdamer Kartographenfirma, die durch Generationen den Kartenmarkt beherrschte und eine Anzahl Atlanten herausgab, die sich durch ihren Umfang bis zu elf Bänden, durch die Vollendung im Stich, besonders der Titelcartouchen, und in der Kolorierung auszeichnete. Ihre Namen finden sich auch in einem Atlas wieder, der zu den größten Seltenheiten unserer Sammlung gehört. Es iſt dies der unter dem Namen des Grafen Johann Moritz von Nassau-Siegen gehende Atlas, zugleich durch seine Dimensionen von 169 Zentimeter Höhe und 102 Zentimeter Breite als das größte Buch der Welt bekannt. Der Deckel trägt das nassauische Wappen in Messing getrieben, die Dedikation iſt an den Großen Kurfürſten von Brandenburg, die Karten, von verschiedenen Verfassern und vorher auch selbſtändig erschienen, sind durch Verbreiterung des Randes oder durch Zerschneiden der Blätter auf das gleiche Format gebracht. Die seltenſte unter ihnen iſt die Karte von Brasilien in neun Blättern, die auf Grund besonderer wissenschaftlicher Aufnahmen während der Generalgouverneurschaft des Grafen in jenem Lande entſtand, und von Johannes Blaeu 1648 geſtochen und herausgegeben worden iſt. Die Entwickelung des geographischen Atlas als solchen weiter zu verfolgen, iſt durch die ſtattliche Reihe der Exemplare, die als Verfasser die Namen eines Samson, Witt, Allard, Vischer, Homann tragen, nicht schwer, kann aber hier nicht weiter ausgeführt werden.

Ebenso läßt sich nur flüchtig andeuten, wie die Landkarten überhaupt entſtanden sind. Im Mittelalter tauchen Itinerare von Reisenden auf, die ihren Weg mit den Entfernungen der einzelnen Orte von einander auf einem Plane aufgezeichnet hatten; die Peutingersche Tafel und handschriftliche Zeichnungen von Paläſtinapilgern sind Beispiele dafür. Dazu kamen faſt zu gleicher Zeit Küſtenkarten der Seefahrer, Portulane genannt, die, weil eben die Schiffahrt nur Küſtenschiffahrt war, zugleich zum erſten Male annähernd die Geſtalt der Länder, die Seeküſten hatten, gaben. Als nun noch, freilich später, die Herrscher der Länder den gerechten Wunsch aussprachen, über die Grenzen ihrer Gebiete und über die darin liegenden Orte orientiert zu werden, entſtanden die erſten Verwaltungskarten, als deren Typ die bayrische Karte des Apian und die pommersche Karte von Lubin gelten. — Zur Geschichte der Entſtehung der Karten besitzt die Kartensammlung genug Material von den drei erwähnten Arten; Portulane, auf Pergament gezeichnet, wie sie in der Kajüte des Kapitäns vor 300 Jahren gehangen haben; Karten, auf denen Jesuiten ihre Niederlassungen in Neu-Mexiko eingetragen haben, auch auf Pergament gezeichnet und in einen Bambusſtab einzuwickeln; ferner an Itinerarkarten besonders eine solche, die, über 29 Meter lang, den alten Weg von Kioto nach Tokio mit der größten Genauigkeit angibt. Wo an Originalen zu wenige zum Studium vorhanden sind, helfen die Faksimiles in den großen Werken von Jomard, Santarem, Fischer und Nordenskiöld weiter.

Während die Erforschung der Karten in ihrer Entwickelung nur für den speziellen geographischen Forscher Interesse hat, sind andere kartographische Gebiete für weitere Kreise beſtimmt. Der Baumeiſter wird die großen Bebauungspläne der Städte, Wasserläufe und Wegekarten ſtudieren, der Hiſtoriker die Territorialentwickelung, wie sie im Lauf

der Zeit in den verschiedenen Karten zur Anschauung kommt, der Offizier die Schlachtenpläne und Aufmarschterrains, der Sprachforscher die Veränderungen der Ortsnamenformen, der Geologe die speziellen Aufnahmen dessen, was unter der Erde ist, der Seefahrer und Handelsherr die Schiffahrtskarten, und nicht am wenigsten bedarf der genauen kartographischen Aufnahme der Turist, mag er nun Alpensteiger oder Sportsmann sein. Alle diese finden, wenn sie kommen wollen, das beste Material für ihre Orientierung in der Kartensammlung der Königlichen Bibliothek. Und wenn man zurückblättert in den Benutzerlisten der früheren Jahre, findet man sogar neben den oben erwähnten nicht selten die Gerichte vertreten, die zur Schlichtung von Prozessen Gebietsabgrenzungen aus früherer Zeit brauchen; sogar die Diplomatie ist vorhanden, da das Material an Karten von Südwestafrika, Venezuela und Ostchina ihr seinerzeit von nicht unerheblichem Werte gewesen ist.

II.

Die Kartensammlung der Königlichen Bibliothek hat von Anfang an ihr Gebiet weiter ausgedehnt, so daß nicht nur die oben skizzierten verschiedenen Arten von Karten ihre Schränke füllen, sondern auch mancherlei Blätter, die mit jenen nur das Flächenformat und zum Teil die technische Ausführung in Holzschnitt, Stich, Lithographie und Photographie in ihren mancherlei älteren und modernen Abarten gemein haben. Die Art der zweckmäßigeren Aufbewahrung sprach dabei mit: für das Buch ist das Regal, für das Blatt der Schrank die Heimat. Und so finden wir denn auch alle die Sammlungen, die aus losen Blättern ohne Zusammenfassung durch Titel, Text und Paginierung bestehen und willkürlich durch Erwerbungen vermehrt werden können, in den Räumen der Kartensammlung untergebracht.

Mit den Ortsplänen eng verbunden sind die Ansichten von Städten und Gegenden; denn je nachdem der Zeichner seinen Standpunkt von der Vogelperspektive aus wählt, kann der Plan zur Ansicht werden, ja manchmal ist es besonders bei älteren Zeichnungen schwer, zu entscheiden, welcher Kategorie man das Blatt zuweisen soll. Ebenso zahlreich und wichtig wie die Sammlung der Ortspläne ist die der Ansichten geworden, die die Kartensammlung besitzt. Sie zählt rund 11,000 Blätter. Gar oft kommen Anfragen aus kleineren Städten, ob wir nicht Ansichten derselben besäßen, die reproduziert und einer Chronik beigegeben werden könnten. Bei preußischen und norddeutschen Städten sind wir meist in der Lage, aushelfen zu können, denn darin ist naturgemäß unsere Sammlung am stärksten; ja es ist geschehen, daß wir die einzigen nachweisbaren Ansichten besitzen, die dann um so wertvoller sind, wenn sie nur als Handzeichnungen vorliegen. Die Stadtansichten aus dem 16. Jahrhundert, die sich hauptsächlich an den Namen Merians anknüpfen, sind mit auffallender Sicherheit gezeichnet, nur die Perspektive läßt viel zu wünschen übrig. Farbige Ansichten gibt es auch in derselben Zeit bereits, aber sie sind roh koloriert. Erst Johannes Janssonius in seinem achtbändigen Theatrum urbium zeigt das Bestreben, die Farben richtig zu verteilen; seine Ansichten zeichnen sich überdies noch durch eine reiche Staffage aus, die über Tracht und Leben der Bewohner oft ganz gut orientiert. Der Nürnberger Homann setzte die Methode des Vorigen fort, seine Bilder, seit dem Anfang des 18. Jahrhunderts erschienen, sind im Detail der Zeichnung feiner und genauer. Gegen Ende desselben Jahrhunderts beginnt eine Blütezeit der farbigen Ansichten. Englische kolorierte Stiche früherer Zeit zeigen bereits künstlerisches Wollen, aber es sind meist kleinere Blätter, die uns vorliegen; erst später sehen wir auf größeren Blättern die Vollendung malerischer Kunst in Wasserfarben. Geschätzt und im Handel mit hohen Preisen bezahlt werden besonders alte Berliner farbige Ansichten und Abbildungen einzelner Bauwerke; unser Katalog, zwei Foliobände über Bilder von Berlin, enthält nicht wenige Seltenheiten davon verzeichnet. Als bei der Herstellung solcher Ortsansichten an Stelle des Stiches der Stein- oder gar der Tondruck aufkam, ging die Blütezeit dieser Bilder schnell zu Ende. Erst die photographischen Aufnahmen erweckten diese Kunst wieder zu neuem Leben und zu einer Vollendung, wie sie uns hauptsächlich in den großen Blättern der Königlichen Meßbildanstalt unter der Leitung des kürzlich verstorbenen Professors Meydenbauer entgegentritt. Unsere Sammlung hat sich im allgemeinen der Hochflut der photographisch aufgenommenen Ortsansichten gegenüber sehr zurückhaltend gezeigt, aber es wäre wohl zu

erwägen, ob es nicht doch notwendig sei, Photographien, ja ſelbſt beſſere Anſichtskarten in unſer Städtearchiv aufzunehmen.

Wie der Plan mit der Anſicht, ſo hängt die hiſtoriſche Karte mit der Abbildung geſchichtlicher Ereigniſſe zuſammen. Dieſe ſogenannten hiſtoriſchen Bilder ſtellen eine beſondere Abteilung der Kartenſammlung dar. Zu einer Zeit, in der es noch keine illuſtrierte Tageszeitungen gab, ja die Zeitungen ſelbſt als Relationen alle halbe Jahre nur erſchienen, bildete das Flugblatt die ſchnellſte Berichterſtattung über wichtige Tagesereigniſſe. War es noch dazu mit Bild verſehen, durfte es auf großen Abſatz rechnen. Eine ganz eigenartige Stellung nimmt darunter des Kölner Hogenberg großes Kupferwerk ein, das ſeit 1558 heft- oder blattweiſe erſchien, je nachdem wichtige Ereigniſſe die Ausgabe neuer Berichte nötig machten. Es iſt auffallend, wie genau ſeine Zeichnungen ſind, ſo daß wir, da keine Vorlage nachweisbar iſt, annehmen müſſen, daß ſie direkt von Augenzeugen herrühren. Daraus und aus dem Umſtande, daß in Verſen unter jedem Bilde das betreffende Ereignis genau geſchildert wird, geht hervor, welche wichtige hiſtoriſche Quelle, die noch gar nicht ausgenutzt iſt, wir in jenem Werke haben. Unter der großen Anzahl der Blätter, die die Kartenſammlung davon beſitzt, befinden ſich einige, die in den Verzeichniſſen Hogenbergſcher Kupfer überhaupt nicht vorkommen. Die religiöſen Streitigkeiten, die ſich an die Reformation anknüpften, zeitigten eine Reihe wichtiger Einblattdrucke, die in ihrer recht grotesken Darſtellung in Bild und Wort kulturhiſtoriſch intereſſante Denkmäler von großer Bedeutung ſind. Eine Seltenheit erſten Ranges unſerer Sammlung iſt ein Züricher Druck von 1525, die »Zehen gebott« der Zwinglianer. Und nicht nach ſtehen dieſem die Blätter, zu deren Bildern ein Johannes Fiſchart und Sebaſtian Brant in Verſen den Text verfaßt haben. Weiter tritt in unſerer Sammlung die Zeit des Dreißigjährigen Krieges hervor, aber es iſt nicht mehr die derbe Trotzrede mit der noch derberen Karikatur, die vorherrſcht, ſondern das Schlachtenbild, neben dem meiſt allegoriſche Bilder mit Friedensgebeten und Hoffnungen auf beſſere Zeiten einhergehen. Faſt vollſtändig herrſcht das Schlachtenbild in dem Zeitalter Friedrichs des Großen, doch tritt es meiſt ohne jeden künſtleriſchen Wert gegen den Text zurück. Während der deutſchen Freiheitskriege werden die Schlachtenbilder zu größeren und kunſtvoller ausgeführten Gemälden, verlieren aber dadurch an Bedeutung, daß ihnen meiſt der Text fehlt. Hier ſetzt wieder die Karikatur ein, die ſich um das Bild des geſtürzten Napoleon gruppiert. Die Blütezeit der deutſchen Karikatur im Einblattdrucke fällt in die Revolutionsjahre 1848 und 1849; eine unglaubliche Fülle von Blättern iſt damals erſchienen, von denen unſere Sammlung die meiſten und darunter recht ſeltene beſitzt. Einzig iſt unſer Beſtand an Karikaturen aus dem Kriege von 1870 und 1871, die der bekannte Louis Schneider im Auftrage Kaiſer Wilhelms I. meiſt in Frankreich ſelbſt geſammelt hat, und die ſeitdem durch größere Ankäufe beſonders aus der beſten franzöſiſchen Sammlung Jean Berleux' vermehrt werden konnte. Während der Belagerung von Paris und der Zeit der Kommune haben Künſtler wie Fauſtin, Frondas, Gill, Lepetit, Pilotelle u. a. den ſenſationsbedürftigen Pariſern ihre mit echt franzöſiſcher Leichtigkeit und Selbſtverſpottung gezeichneten Blätter für billigen Preis immer wieder in neuen Variationen zur Verfügung geſtellt. Der derbſte franzöſiſche Witz machte ſich natürlich auch an den unglücklichen Napoleon und ſeine Familie, aber auch der greiſe Kaiſer Wilhelm und Bismarck ſind Gegenſtände ihrer übermütigen Laune geworden, während des damaligen Kronprinzen Friedrich und Moltkes Figuren verhältnismäßig ſelten in der Karikatur erſcheinen.

Neben dem rein hiſtoriſchen Bild geht das kulturhiſtoriſche ſeinen eigenen Gang. Was alles iſt auf dieſe Weiſe dem wißbegierigen Publikum mitgeteilt worden! Mißgeburten und die Anatomie des menſchlichen Körpers durch eine aufklappbare Figur (1539), Heilmittel und Lebensregeln, Diebsſegen, Modetorheiten und Fuchsſchwänzereien, Bauerntänze und Kunkelſtuben, Paſſionsſpiele und Heiligenleben, Rebus und Kinderbilderbogen, Almanache, die ſchon 1494 auftauchen und in den kunſtvoll geſtochenen Biſtumskalendern aus der Mitte des 17. Jahrhunderts ihre Blütezeit haben, allegoriſche Darſtellungen, darunter das mehr als $2^1/_2$ Meter lange und $1^1/_2$ Meter breite, prachtvoll ausgeführte Kupfer Gottfried Guaillas, das die

Taten Friedrichs des Großen verherrlicht, weiter Abbildungen fremder Völker, wilder Tiere, ausländischer Pflanzen u. a. m.

Die historischen Bilder in Holzschnitt und Stich auf einzelnen Blättern haben wie die Ortsansichten durch das Aufkommen des Steindrucks einen recht jähen Verfall erlebt und sind, seit photographische Aufnahmen billig und leicht reproduziert werden können, gänzlich verschwunden. Aber auch eine Konkurrenz war ihnen bereits bei ihren besten Lebzeiten entstanden, nämlich die Handzeichnung, die überall da in den Vordergrund tritt, wo der Stich nicht die gewünschte Genauigkeit erreichte, zu teuer kam oder die farbige Wiedergabe die Hauptsache war. Dies geschah besonders bei Bildern aus dem Naturreiche und bei solchen fremder Völker, bei Wappen, militärischen Abbildungen u. a. Eine solche Sammlung von Handzeichnungen besitzt auch unsere Kartenabteilung, und es sind darunter viele Stücke, die künstlerisches und wissenschaftliches Interesse erweckt haben und erwecken werden. Es ist wenig bekannt, daß der Große Kurfürst von Brandenburg ein Liebhaber solch bunter Bilder war und 1652 eine große Sammlung derselben für 50,000 Taler gekauft hat. Jedoch zahlte er diese Summe nicht sofort, sondern er überwies einstweilen ein Grundstück bei der Stadt Cleve dem Verkäufer. Dieser war der Graf Johann Moritz von Nassau-Siegen, derselbe, dem unsere Sammlung auch den oben erwähnten großen Atlas verdankt. Dieser interessante Heerführer und Diplomat war in den Jahren 1636—1648 Generalgouverneur von Niederländisch-Brasilien gewesen, wo er mit eigenartiger Gewandtheit und Energie für die Kolonisation des Landes in kurzer Zeit Hervorragendes geleistet hatte. Begeistert für Wissenschaft und Kunst, hatte er zwei gelehrte Männer nach der neuen Welt mitgenommen, deren Werke über die Erd- und Naturkunde Brasiliens epochemachend wurden und noch jetzt hoch geschätzt werden, nämlich Wilhelm Piso aus Amsterdam und Georg Markgraf aus Liebstadt bei Meißen. Neben ihren astronomischen und kartographischen Arbeiten ragt ihr großes Werk über die Naturgeschichte Brasiliens hervor, das in zwölf Büchern mit etwa 500 Abbildungen alles enthält, was die Verfasser durch mühsame Arbeit zusammengebracht haben. Wegen der fehlenden Kolorierung und der nicht immer genauen Wiedergabe der Originale im Holzschnitt konnte das Werk für naturwissenschaftliche Forschung nicht als zuverlässige Quelle dienen und hat sogar zu Irrtümern und Verwechselungen Anlaß gegeben. Um so wertvoller sind daher die Originalzeichnungen, die die Kartensammlung besitzt. Es sind dies über 900 in Wasserfarben ausgeführte Blätter in Folio, Pflanzen und Tiere, nachträglich in 20 Bände zusammengefaßt und von dem Leibarzt des Grafen, Christian Mentzel, geordnet und ergänzt. Letzterer setzte im Auftrage seines Herrn die naturwissenschaftlichen Forschungen nach anderer Richtung fort; mit Glück und Geschick erwarb er ähnliche Abbildungen von Tieren und Pflanzen, die Andreas Clayer in Batavia gezeichnet hatte, desgleichen dessen Flora japonica, die große Flora des Konrad Johren in acht Bänden, ein Theatrum Tuliparum und die hübsch gezeichneten und kolorierten Abbildungen von Vögeln, die von der Hand der Pfalzgräfin Luise, der Tochter des Kurfürsten Friedrich von der Pfalz, um die Mitte des 17. Jahrhunderts stammen. Alle diese Werke, die der Große Kurfürst erwarb, gehören unserer Sammlung an. Sie wurde im 18. Jahrhundert noch weiter vermehrt durch die Erwerbung der Originalzeichnungen des Naturforschers Philipp Commerson, der um das Jahr 1770 eine große Fauna der Insel Bourbon und eine Flora von Madagaskar anlegte, ferner durch Kopien, die Cuvier nach anderen Originalen Commersons anfertigen ließ. — Indische, persische und chinesische Bilder, zum Teil auf Seide gemalt, Tracht und Lebensweise der fremden Völker darstellend, bilden einen anderen Teil unserer Handzeichnungen; auch sie sind meist vom Großen Kurfürsten erworben worden. Anderes, mehr oder weniger Interessantes, reihte sich im Laufe der Zeit der Sammlung ein, aber ihre seltensten und wertvollsten Schaustücke sind und werden wohl drei bleiben, deren noch kurz Erwähnung zu tun ist. Wir besitzen zwölf Tafeln aus Buchsbaumholz, auf denen ein unbekannter niederländischer Künstler zu Ende des 15. Jahrhunderts mit Bleistift wunderbar feine und zum Teil wahrhaft künstlerische Darstellungen gezeichnet hat, die die Evangelisten, Einsiedler, Christus mit Petrus und Andreas, die Krönung der Jungfrau Maria, Studienköpfe u. a. vorstellen. Auf einer

der Tafeln findet sich der Name Jaques Daliwe (oder Dalime); ob dies der Zeichner ist, das bedarf noch, ebenso wie die Zeichnungen selbst, einer genauen kunsthistorischen Untersuchung. Auch dieses Kunstwerk ist zur Zeit des Großen Kurfürsten in den Niederlanden gekauft worden. — Die zweite Sehenswürdigkeit ist das Turnierbuch Herzog Heinrichs des Mittleren von Braunschweig-Lüneburg (1468—1532), das auf 182 reich kolorierten Pergamentblättern die verschiedenen Turnierübungen veranschaulicht und durch deren Mannigfaltigkeit und Sorgfältigkeit in der Nachbildung eine wichtige Quelle zur Geschichte des Turnierwesens geworden ist. — Die dritte der Cimelien und unter ihnen die wertvollste ist das berühmte Stammbuch Lucas Cranachs mit neun seiner eigenen kolorierten Zeichnungen auf Pergament, die Christus am Kreuz, den Kurfürsten Johann Friedrich von Sachsen, Herzog Ernst von Sachsen-Koburg, Luther, Melanchthon, Johann Bugenhagen, Justus Jonas und Ulrich von Hutten darstellen. Die meisten der Porträts tragen eigenhändige Unterschriften der Dargestellten, sie waren wahrscheinlich für eine Bibelausgabe von Hans Luft bestimmt. Die Bibliothek verdankt die beiden letzterwähnten Werke der Munifizenz des Königs Friedrich Wilhelm III.

Aus dem Bestande der historischen Bilder und der Handzeichnungen löften sich einzelne Sammlungen heraus, die beide erwähnten Gruppen vereint mit Porträts verbinden und ihres einheitlichen Charakters wegen in ihrem vollen Umfange unberührt erhalten geblieben sind. So besitzt unsere Kartenabteilung unter anderem eine eigene Marlborough-Sammlung, umfassend Bilder des englischen Feldherrn und seiner Familie, darunter die Blätter in Schwarzschabekunst nach den Gemälden von G. Kneller, Joshua Reynolds, A. van der Werf, Michael Dahl und George Romney, weiter Wappenabbildungen, Ansichten seiner Schlösser Blenheim, Woodstock, allegorische Verherrlichungen seiner Taten u. a. m. Auch eine kleine Schiller-Goethe-Sammlung ist vorhanden, die sich ähnlich zusammensetzt wie die obige, nur daß hier eine Anzahl Bilder aus den Dramen dieser Dichter hinzukommen; weiter eine Abteilung von Porträts zur brandenburgisch-preußischen Geschichte, die Überreste der großen Möhsenschen und Oesfeldschen Sammlungen, die leider zerrissen und an ein anderes Institut abgegeben worden sind. Letzteres Schicksal teilten die große Porträtsammlung von Krasicki, die 45 Bände in Folio umfaßte, die Sammlungen von Bildnissen berühmter Ärzte und Naturforscher, die der genannte Leibarzt Möhsen, der Generalstabsarzt Johann Goercke und der Arzt Karl Asmund Rudolphi von der Mitte des 18. bis zum Anfang des 19. Jahrhunderts zusammengebracht hatten, und die Porträts von Juristen (16 Bände) aus der Sammlung des mecklenburgischen Rechtsgelehrten Heinrich Diemer.

Eine Sammlung aber ist uns unversehrt erhalten geblieben, der keine andere desselben Inhalts an die Seite gestellt werden kann: das ist die Luther- und Reformatoren-Sammlung. Sie ist eine wertvolle Ergänzung zu dem reichen Schatz an Büchern und Manuskripten, die die Königliche Bibliothek aus der durch obigen Titel gekennzeichneten Zeit besitzt. Ihren Grundbestand bilden die 1444 Bildnisse und Darstellungen, die der Berliner Antiquar Jacoby bis in die dreißiger Jahre des vorigen Jahrhunderts sammelte und unter dem Titel »Pantheon virtutis et gloriae« zusammenfaßte. Wohl ist jener Mann in seinem Eifer oft in unerklärlich rigoroser Weise vorgegangen, indem er einfach alle Bilder Luthers und seines Anhangs aus Büchern ausriß oder ausschnitt, wo er ihrer nur immer habhaft werden konnte, und hat so eine nicht geringe Anzahl seltener alter Bücher zerstört. Aber da dieses Verfahren nicht wieder gut gemacht werden kann, erfreuen wir uns des Besitzes seiner Sammlung, die durch ältere Bestände und neue Ankäufe vermehrt worden ist. Als vor einigen Jahren im Turmknopf der Schloßkirche zu Wittenberg ein Lutherbild gefunden wurde, das der gute hausbackene Bernigeroth nach schlechten Vorlagen im Jahre 1747 gezeichnet hatte, wurde dieses Ereignis weit durch die Presse verbreitet, ja das Bild selbst in illustrierten Zeitschriften als große Sehenswürdigkeit reproduziert. Und da kam uns doch ein stilles Lächeln an, wenn wir unserer seltenen Porträts gedachten, die den Reformator zeigen als Mönch, als Junker Jörg, als den Prediger mit den leidenschaftlich flammenden Augen, wie ihn Lucas Cranach mit seiner vollendeten Kunst aufgefaßt hat, gegenüber den durch die große Nachfrage

später fabrikmäßig hergestellten Bildnissen der Cranachschen Schule, die leider noch jetzt den Grundtypus aller Porträts des großen Reformators bilden. Und »nach Cranachs Bild gezeichnet« steht mit mehr oder weniger Recht auf allen Bildern bis in unsere Zeit, mag nun Luther mit Pelz und Kappe oder im Ornat eines protestantischen Geistlichen, stehend in kleiner gedrungener Gestalt in seiner Bücherei oder mit dem Sinnbild des Schwans, die Bibel übersetzend oder predigend dargestellt sein. Von solchen Bildern besitzt unsere Sammlung die meisten Varianten, daneben noch eine reiche Anzahl Abbildungen auf Medaillen, Denkmälern; Phantasiestücke aus verschiedenen Lebensaltern, Allegorien, Spottbilder, Silhouetten, dann Porträts seiner Angehörigen, Ansichten seiner Wohnorte, von Kirchen, von Gegenständen, die ihm gehörten, wie Ring und Becher, und Faksimiles seiner Schrift. — Die große Abteilung von Personen, die sich um die Reformation verdient gemacht haben, meist von Predigern bis in das Ende des 18. Jahrhunderts, schließt sich an die Luthersammlung an.

Über alle diese Schätze ist bisher nur wenig in die Öffentlichkeit gedrungen; man sucht sie kaum in der Kartensammlung der Königlichen Bibliothek in Berlin und ist wohl geneigt, das Recht ihrer Zugehörigkeit zu ihr, in der sie seit langen Jahren heimisch geworden sind, in Zweifel zu ziehen. Man kann Bilder sammeln vom Standpunkte der künstlerischen Ausführung derselben aus, aber wohl auch vom Standpunkte der Wichtigkeit des dargestellten Gegenstandes, Ereignisses und Menschen; und wie die Karten nicht nur dem Geographen zum Studium dienen, so werden unsere Bilder nicht nur für Kunstkenner, sondern auch für Historiker, Theologen und Literaturforscher eine wichtige und gern benutzte Quelle sein und bleiben. Vielleicht ist es uns in absehbarer Zeit vergönnt, durch öffentliche Ausstellung unserer Schätze dies auch der weiteren Öffentlichkeit zu beweisen.

Die philosophischen Ausgangspunkte der rechtshistorischen Schule.

Von Edgar Loening, Professor an der Universität Halle-Wittenberg.

(Schluß)

»Der Staat und das Recht sind die Vernunft, wie sie sich im Element des Selbstbewußtseins verwirklichen. Die Vernunft ist es, welche in diesem Element sich zur Kraft und Gewalt gebracht hat, darin behauptet und innewohnt.« »Die Aufgabe der Rechtsphilosophie ist, die Vernunft als die Rose im Kreuze der Gegenwart zu erkennen« (Rechtsphilosophie S. 8, 19). Damit steht es nicht in Widerspruch, wenn an anderen Stellen Hegel als den Ausgangspunkt des Rechtes den Willen, welcher frei ist, bezeichnet, wenn er sagt, daß der objektive, allgemeine Wille das Recht hervorbringt (Rechtsphilosophie S. 32 f., S. 308). Denn Denken und Willen sind nach ihm nicht zwei Vermögen, sondern der Wille ist nur eine besondere Weise des Denkens. Er ist das Denken als sich übersetzend ins Dasein, als Trieb sich Dasein zu geben (S. 33). Das Denken macht sich zum Willen, »es ist das sich zum Willen bestimmende und bleibt die Substanz des Willens, so daß ohne Denken kein Wille ist.« (Enzyklopädie § 468. Werke Bd. VII, Abt. 2 S. 358.) Hegel steht damit in schroffem Gegensatz zu der historischen Schule, nach deren Theorie das Recht von dem unbewußten Willen des Volkes hervorgebracht wird, wie auch von Puchta dieser Gegensatz sehr entschieden hervorgehoben wurde (Institutionen I S. 5). Während die historische Schule ihren Ausgang nimmt von der intellektuellen Anschauung und der bewußtlosen Hervorbringung des Rechtes im Sinne der Identitätsphilosophie Schellings, ist nach Hegel die intellektuelle Anschauung nur »die bequemste Manier die Erkenntnis auf das zu setzen, — was einem einfällt«

(Geschichte der Philosophie, Werke Bd. XV S. 592). Nur die Tiere haben ihr Gesetz als Instinkt, d. h. als die auf bewußtlose Weise wirkende Zwecktätigkeit, das Recht aber ist durch den Gedanken für das Bewußtsein bestimmt, und durch diese Bestimmung ist es allein positives Recht (Rechtsphilosophie S. 265, Enzyklopädie § 360, Bd. VII Abt. 1 S. 607).

Der objektive, allgemeine Wille, der das Recht hervorbringt, ist nicht der allgemeine Wille, die volonté générale im Sinne Rousseaus, noch der allgemeine Wille des Volkes als einer natürlichen Gemeinschaft, auch ist er »nicht das bloß Gemeinschaftliche, welchem gegenüber das Besondere seinen Bestand hat, sondern er ist das sich selbst Besondernde und in seinem Denken in ungetrübter Klarheit bei sich selbst Bleibende.« »Er ist der Begriff des Willens, und die Gesetze sind die in diesem Begriff begründeten Bestimmungen des Willens.« (Enzyklopädie, § 158, § 163, Bd. VI S. 310 ff., S. 321; Logik, Bd. V. S. 35, 39; Rechtsphilosophie S. 307). Das Recht ist das Dasein des absoluten Begriffs, der selbstbewußten Freiheit, d. h. des Willens, der frei ist, so daß die Freiheit seine Substanz und Bestimmung ausmacht. Der freie Wille ist der vernünftige Wille, der nicht subjektiven, d. h. selbstsüchtigen, sondern allgemeinen Inhalt zu seinem Zweck hat. »Jede Stufe der Entwicklung der Idee der Freiheit hat ihr eigentümliches Recht, weil sie das Dasein der Freiheit in einer ihr eigenen Bestimmung ist.« (Rechtsphilosophie S. 32 ff., S. 62 ff.; Enzyklopädie § 469, Bd. VII Abt. 2 S. 360 ff.)

Die einzelnen Individuen sind es, deren sich der Weltgeist zur Realisierung seines Begriffs bedient. Aber erst in der neueren Zeit seit der Reformation »lebt das konkrete Bewußtsein des freien Geistes auf. Das Prinzip des freien Geistes wird zum Panier der Welt gemacht, und aus diesem Prinzipe entwickeln sich die allgemeinen Grundsätze der Vernunft. Das Staatsleben soll nun mit Bewußtsein, der Vernunft gemäß eingerichtet werden. Sitten und Herkommen gelten nicht mehr. Die verschiedenen Rechte müssen sich legitimieren als auf vernünftigen Grundsätzen beruhend. So kommt die Freiheit des Geistes erst zur Realität.« (Philosophie der Geschichte S. 47, S. 419).

VI.

Hieraus erklärt es sich, daß Hegel zu der Zentrallehre der historischen Schule, der Lehre vom Gewohnheitsrecht, in den schroffsten Gegensatz trat. Auch das Gewohnheitsrecht enthält, da es die Menschen sind, die es als Gewohnheit haben, das Moment als Gedanken zu sein und gewußt zu werden. Sein Unterschied von den Gesetzen besteht darin, daß es auf eine subjektive und zufällige Weise gewußt wird, daher für sich unbestimmter ist. In ihm ist die Allgemeinheit des Gedankens getrübter, außerdem ist die Kenntnis des Gewohnheitsrechts nach dieser und jener Seite und überhaupt nur ein zufälliges Eigentum weniger. Das Gewohnheitsrecht ist die Form des Rechts auf einer niederen Stufe der Entwicklung des Geistes. »Die Sonne wie die Planeten haben auch ihre Gesetze, aber sie wissen sie nicht; Barbaren werden durch Triebe, Sitten, Gefühle regiert, aber sie haben kein Bewußtsein davon.« Daß das Gewohnheitsrecht durch seine Form als Gewohnheit zu sein vor den Gesetzen den Vorzug haben solle in das Leben übergegangen zu sein, ist eine Täuschung, da die Gesetze einer Nation nicht aufhören, seine Gewohnheit zu sein. Erst dadurch, daß das Recht zum Gesetz wird, erhält es nicht nur die Form seiner Allgemeinheit, sondern seine wahrhafte Bestimmtheit. Das Recht muß denkend gewußt werden, es muß ein System in sich selbst sein und nur als solches kann es bei gebildeten Nationen gelten. Die einzelnen Gesetze sind deshalb in einem Gesetzbuch in ein konsequentes System zu bringen. Nur dadurch kann der gesetzliche Inhalt in seiner Allgemeinheit erkannt, d. h. denkend erfaßt und ins Allgemeine erhoben werden. »Regenten, welche ihren Völkern ein Gesetzbuch gegeben haben, sind nicht nur die größten Wohltäter derselben geworden, sondern sie haben einen großen Akt der Gerechtigkeit exerciert.« Einer gebildeten Nation aber die Fähigkeit und den Beruf abzusprechen, ein Gesetzbuch zu machen, wäre einer der größten Schimpfe, der einer Nation oder dem juristischen Stande angetan werden kann (Rechtsphilosophie S. 265 ff., S. 272).

VII.

Ob Hegel der erste war, der in der Phänomenologie im Jahre 1806 das Wort

Volksgeiſt gebraucht hat, kann dahingeſtellt bleiben und iſt ziemlich unerheblich. Die Ausdrücke: Geiſt eines Volkes, Geiſt einer Nation, Nationalgeiſt in der Bedeutung von Nationalcharakter, im Sinne des eigenartigen Geiſtes, der in einem Volke lebt und es zu einer Individualität macht, waren längſt im Gebrauch. (Zahlreiche, leicht zu vermehrende Nachweise hierfür bringt v. Möller in der Abhandlung »Die Entſtehung des Dogmas von dem Ursprung des Rechts aus dem Volksgeiſt« in den Mitteilungen des Inſtituts für öſterreichische Geschichtsforschung Bd. XXX S. 1 ff., 1909. Auf die hier erörterten Fragen geht der Verfasser nicht ein.) Schon im Jahre 1811 hat Campe das Wort in das Wörterbuch der deutschen Sprache aufgenommen unter Verweisung auf Jean Paul*). Und nicht Savigny oder Puchta, sondern ihr Gegner Thibaut hat das Wort in die juriſtische Literatur eingeführt. In der Abhandlung »Über die Notwendigkeit eines allgemeinen bürgerlichen Rechts für Deutschland«, die im Jahre 1814 erschienen iſt und Savignys Gegenschrift veranlaßt hat, erklärte er, der eigentlich legislative Teil des Römischen Rechts sei nicht dem deutschen Sinne, wohl aber »dem römischen Volksgeiſt« gemäß, und in der Besprechung des erſten Heftes des erſten Bandes der Zeitschrift für geschichtliche Rechtswissenschaft in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1815, Nr. 42 sagte er, gerade in der Gegenwart sei eine Fortbildung des Rechtes erforderlich, »jetzt, wo der Volksgeiſt vielfach umgewandelt und veredelt iſt.«**) Indes kommt es hier darauf nicht an. Das Entscheidende und Wesentliche iſt vielmehr der Begriff, der mit dem vieldeutigen Worte Volksgeiſt verbunden wird. Die obigen Ausführungen haben nachzuweisen versucht, daß die hiſtorische Schule und Hegel ganz verschiedene, ja in gewissem Sinne im Gegensatz zu einander ſtehende Begriffe damit verbunden haben.

Die hiſtorische Schule, Savigny und Eichhorn, haben sich um die deutsche Rechtswissenschaft unvergängliche Verdienſte erworben. Durch sie iſt es ein Gemeingut der deutschen Wissenschaft geworden, daß das Recht in engſtem Zusammenhang ſteht mit der gesamten geiſtigen und wirtschaftlichen, sozialen und politischen Entwicklung des Volkes, daß deshalb die Erkenntnis des Rechts nur aus seiner Geschichte gewonnen werden kann. Auch eine tiefere Erfassung des Gewohnheitsrechts und das geschichtliche Verſtändnis für seine Bedeutung und Entwicklung verdankt die Wissenschaft der rechtshiſtorischen Schule. Aber der Einfluß, den die der Philosophie Schellings entſtammenden Gedanken auf sie ausübten, führte sie zu einer Überschätzung des Gewohnheitsrechts, das ihr das natürliche Recht war, dem gegenüber die Gesetzgebung nur eine untergeordnete Stellung einzunehmen hat. Sie soll nur dem Gewohnheitsrecht zu Hilfe kommen, indem sie Zweifel und Unbeſtimmtheit entfernt. Die Lehre der hiſtorischen Schule enthält zwar in sich das Prinzip der Fortentwicklung, nicht, wie man ihr häufig vorgeworfen hat, das Prinzip des Stillſtandes, der unbedingten Erhaltung des Gewordenen. Aber das Prinzip der Fortentwicklung, des Fortschrittes konnte in ihr tatsächlich nicht zur Geltung kommen. Wenn das natürliche Recht das Gewohnheitsrecht iſt, das Gewohnheitsrecht aber nur durch die unbewußte Tätigkeit des Volksgeiſtes in dessen dunkler Werkſtatt erzeugt wird, so ergab sich daraus der Widerſtand gegen jede bewußte Fortbildung des Rechts in der Gesetzgebung. Die Rechtsphilosophie Hegels enthält ebenso wie die Lehre der hiſtorischen Schule das Prinzip der Fortentwicklung. Auch für sie iſt das Recht nicht ein Erzeugnis der Willkür, auch für sie ſteht das Recht im engſten Zusammenhang mit der gesamten

*) Eine Belegſtelle führt Campe nicht an. Auch vermochte ich eine solche nicht aufzufinden. Doch wird dies einem genauen Kenner Jean Pauls nicht schwer fallen. J. Müller in seinem Buche über Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart druckt S. 406 einen Satz aus einem 1812 erschienenen Aufsatz ab, der das Wort Volksgeiſt enthalten soll. Aber der Abdruck iſt unrichtig. In Wahrheit spricht Jean Paul an der angeführten Stelle nicht vom Volksgeiſt, sondern vom Gemeingeiſt. Deutsches Museum, herausgegeben von Fr. Schlegel, Bd. I, S. 425 (in den Sämtlichen Werken Jean Pauls, Bd. 34 S. 160).

**) Die Schrift Thibauts iſt mit Zusätzen vermehrt im Jahre 1814 in seinen Civiliſtischen Abhandlungen S. 404–466 zum zweiten Male gedruckt worden. Daraus iſt sie in einer neuen, 1840 erschienenen Ausgabe abgedruckt worden, der mehrere Besprechungen der dadurch hervorgerufenen Schriften, die Thibaut in den Jahren 1814 und 1815 in den Heidelberger Jahrbüchern veröffentlicht hat, beigefügt sind. Hier finden sich die angeführten Stellen S. 12, S. 122.

Kulturentwicklung. Hat Hegel auch der Rechtsgeschichte keine Aufmerksamkeit geschenkt, und hat er unter der Einwirkung des Gegensatzes zu den Führern der historischen Schule die kritische Geschichsforschung unterschätzt, so hat er doch in der Philosophie der Geschichte, trotz aller willkürlichen Konstruktionen, zu denen er durch sein System sich genötigt sah, zum ersten Male eine Entwicklungsgeschichte des Staats und der Staatsverfassungen in ihrem Zusammenhang mit der gesamten Kulturentwicklung gegeben. »Er zuerst suchte Prinzipien, welche die Aufstellung allgemeingültiger notwendiger Beziehungen von Begriffen ermöglichen, in denen die geschichtlichen Veränderungen ausgedrückt und begriffen werden können.« (Dilthey, Die Jugendgeschichte Hegels in den Abhandlungen der Berliner Akademie der Wissenschaften 1905 S. 194). Seine Rechtsphilosophie enthält aber nicht nur das Prinzip der Fortentwicklung, sondern sie drängt auch zu seiner Verwirklichung in der Gesetzgebung. Das metaphysische System des Panlogismus, das Hegel mit staunenswerter Geisteskraft aufgerichtet und in dem er das gesamte Universum umfaßt hatte, ist zusammengestürzt und nicht wird es gelingen, es aus seinen Trümmern wieder aufzubauen. Die tiefen Gedanken aber, die er als Bausteine seinem System eingeordnet hat, haben die Entwicklung des geistigen Lebens der Menschheit hell erleuchtet und sind ein unvergänglicher Besitz der Wissenschaft geworden. Ihre Triebkraft wirkt in der Gegenwart noch fort. Sie sind Leitsterne der wissenschaftlichen Erkenntnis auch des Rechts und des Staats. Auch die Geschichte des Rechtes und des Staates, wie die Weltgeschichte, ist »der Fortschritt im Bewußtsein der Freiheit — ein Fortschritt, den wir in seiner Notwendigkeit zu erkennen haben.«

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus München.

Zwanzig Jahre Kunstgewerbe.

Paßt das moderne Kunstgewerbe zu den modernen Menschen? Ist es organisch? Ist es diesen modernen Menschen nur anempfunden oder gar nur angeklebt, nicht aber aus ihnen herausgewachsen und steht es zu ihnen, wie die Frucht am Baum? Wenn es ernst genommen sein will, wenn es Kultur sein will, muß es sicherlich wirklich das Gerät des Menschen und das Kleid des Menschen darstellen. Es darf nicht Luxuskunst, nicht Glasschrank- und Museumkunst, nicht Kunst der guten Stube sein, sondern es muß Gebrauchskunst, Nutzkunst, Lebenskunst sein, eine Kunst aus dem Leben und fürs Leben.

Von vornherein sei gesagt, daß die angewandte Kunst in ihrer jüngsten Entwicklung und vorzüglichsten Qualität diesem wichtigsten Anspruch einigermaßen genügt. Dies darf ausgesprochen werden, wenn man das Urteil so mild als möglich ausfallen läßt. Man findet heute in der Tat Heime, bei denen der Mensch und sein Gerät einigermaßen harmonisch zu einander passen. Von einem Volkskunstgewerbe in diesem Sinne kann freilich keine Rede sein. Dazu ist die moderne angewandte Kunst einerseits noch zu jung, andererseits aber vor allem noch zu luxuriös, zu üppig. Sie ist zwar durchaus nicht höfisch, aber sie ist auch nicht Mittelstandskunst, geschweige gar Volkskunst, sondern sie ist immerhin aus den oberen Zehntausend hervorgegangen und erscheint höchstens eben nur diesen auf den Leib geschnitten. Denn denken wir nur an das Beste der modernen kunstgewerblichen Arbeit, an die feierliche Kunst eines Peter Behrens, an die Luxuskunst eines Bruno Paul, an die fürstlichreiche Kunst eines Olbrich, an die Kunst, wie sie uns im Hohenzollern-Kunstgewerbehaus, im Hotel Adlon, auf den Darmstädter Ausstellungen, in der Wiener Kunstschau geboten wird, so müssen wir sagen: das ist exklusiv wirkende Kunst, die nur für Menschen paßt, die einen großen, gut gefüllten Tresor haben. Wenn nicht eine höfische Kunst, so eine Kunst für Industriebarone. Schultze-Naumburg darf auch in dieser Beziehung günstiger beurteilt werden, seine Kunst sympathisiert mehr mit dem Volke.

Das gleiche gilt von dem ganzen Neu-Biedermeierstil, der aber nach anderer Richtung wieder nur eine historische Anempfindung ist und nicht organisch zu dem modernen Menschen gehört. Und soweit der moderne kunstgewerbliche Stil einfache schlichte Materialformen erstrebt und dem Ornament und der Dekoration abhold ist, steigt er doch nicht zum Volke hernieder, sondern sucht z. B. beim Möbel durch kostbare Hölzer und kostspielige Intarsien wiederum den Eindruck des Luxusmöbels wachzurufen. Die Reformkleidbewegung, die einmal etwas Organisches bringen könnte, dem modernen Menschen das moderne künstlerische Kleid, vermag weder in den oberen, noch in den unteren Schichten recht Wurzel zu fassen, die Korset-Afterkunst blüht mehr denn je, und das Hohenzollern-Kunstgewerbehaus hat uns jüngst unter großem Beifall der Massen »die Dame in

Kunſt und Mode« beschert und damit wieder einen derben Schritt rückwärts getan. Die prachtvollen, aber sehr koſtbaren Neuwiener und Hirschberger Spitzen, die skandinavischen und königlichen Berliner Porzellane, die amerikanischen Schliffgläser, Laliquesches Geschmeide, die mit Silber montierten Krystall-Lüſter — all das iſt ebenso wie die Kunſt selbſt für reiche Leute, nicht für den Mittelſtand, nichl für die breite Masse des Volkes beſtimmt, und dies, was das Schlimmſte iſt, nicht nur dem koſtbaren Material nach, sondern auch dem Empfinden nach.

Bevor wir indessen in dieser Weise weiter Umschau halten, wollen wir einmal die gleichen Fragen an die Vergangenheit und an die hiſtorischen Stile richten. Je weiter man in die Vergangenheit zurückgeht, deſto harmonischer zu der Kultur und zu dem Menschen selbſt zusammenſtimmend erscheint das, was wir Kunſtgewerbe nennen, ob wir nun in die ägyptische, altgriechische, in die etruskische, in die römische, in die byzantinische Zeit zurückblicken. In der nachchriſtlichen Zeit war das Gleiche bezüglich der gotischen und der Renaissancezeit der Fall. Ein gotisches Möbel iſt beispielsweise ganz und gar Ausdruck der Empfindungsweise, der Sinnigkeit, Innigkeit und Beschaulichkeit der Bewohner. Wie sehr in der Renaissancezeit die Kunſt und das Kunſtgewerbe Ausfluß der Kultur und des Empfindens war, zeigte uns in klassischer Weise das Buch Burckhardts »Die Kultur der Renaissance«. Etwas anders war es zur Zeit der franzöſischen Königsſtile. Denn im Gegensatz zur Gotik und Renaissance waren diese ausgesprochene Hofſtile und brachten das Empfinden des Hofes und Adels, aber durchaus nicht des Volkes zum Ausdruck. In dieser wesentlichen Beziehung bewegte sich also die Kunſt von der Hochrenaissance ab wieder rückwärts und bekam etwas Ungesundes, Dekadentes, während sie bis zu dieser Zeit durchaus klassisch-organisch gewesen war. Der Umschwung setzte erſt mit dem Biedermeierſtil ein. Die Zeit des nationalen Erwachens in Deutschland wurde auch die Geburtsſtunde eines neuzeitlichen Kunſtſtiles. In der Zeit, als Fichte seine Reden an die deutsche Nation hielt, als Stein die preußische Städteordnung schuf, als der Bürgerſtand sich seiner selbſt bewußt wurde, wurde auch die Grundlage zu dem erſten deutschen bürgerlichen Stil der neuen Zeit gelegt, dem Biedermeierſtil, wenn er auch erſt in den dreißiger Jahren seine Blüte hatte. Und in dieser Zeit trat wieder das harmonische Verhältnis zutage zwischen der Inneneinrichtung und den Möbeln und dem Fühlen und Empfinden, Sich-Kleiden und Sich-Geben der Bewohner. Das setzte sich fort bis zu der Zeit der nationalen Einigung. Es iſt bekannt, daß der Rausch, welcher der letzteren folgte, zunächſt in allen eigentlichen Kulturangelegenheiten verderblich wirkte.

Statt der innerlichen Wiedergeburt trat ein äußerliches Protzentum zutage, das sich im Kunstgewerbe die unheilvolle Renaissance zweiten Aufgusses der 70er Jahre schuf. Und heute, hundert Jahre nach dem Städtegeburtsjahr sind wir folgerichtig beim Neubiedermeier angelangt, der aber nun eben dem modernen Menschen nicht organisch zugehört, so viel Gutes er uns auch gebracht hat, worüber wir uns zur Genüge ausgelassen haben. Und trotzdem iſt nicht zu verkennen, daß die moderne kunſtgewerbliche Bewegung von den englischen Praerafaeliten der Malerei und Dichtkunſt ausgehend, in ihrem Urgrunde gerade aus der Empfindung herausgeboren wurde.

Empfindungssache war das Kunſtgewerbe ganz und gar auch im modernen klassischen Lande der Gewerbekunſt, in Japan. Aber die überrasche industrielle Entwickelung Deutschlands mit dem Schwerpunkt nach der Technik hin, der raffinierte Luxus und das zunächst etwas protzige Industriebaronat, auf der anderen Seite die Sucht, in die Vergangenheit zu blicken, also der Vergangenheitskultus, weiter das Abſterben des Handwerkes, alles dies verschob und verwirrte den einheitlichen Gang der Bewegung, und wir sind heute noch immer im Zustande des Moſtes, der sich im beſten Falle wild gebärdet, aber noch keinen Wein gibt. Von einer Volkskunſt iſt gerade im Kunſtgewerbe im allgemeinen keine Rede. Nur Anfänge dazu sind vorhanden, und diese wollen wir daher mit besonderem Fleiße ans Licht ziehen. Denn gerade das Volkstümliche erfüllt ja auch die oben erörterte wichtigſte Forderung, daß die Kunſt die Sprache der Lebenden redet und ihr Empfinden zum Ausdruck bringt.

Anfang der 90er Jahre, also ganz zu Beginn der Bewegung, fanden sich im Hamburg einige Freunde zusammen, die einen Verein »Volkskunſt« begründeten, unter ihnen Oskar Schwindrazheim, Hans Chriſtiansen, Siebeliſt und Schlottke. Der erſtgenannte gab vom Jahre 1891 an eine Folge von Heften heraus »Beiträge zu einer Volkskunſt«, die vierzehntäglich erschienen. Im Programm heißt es: So lange unser Kunſtgewerbe keine im Herzen allen Volkes wurzelnde, allem Volke dienende Volkskunſt iſt, so lange haben wir auch kein gesundes, blühendes Kunſtgewerbe, so wie es sein sollte.

Wir können diese Worte heute wiederholen.

Schwindrazheim ging auf die heimische Natur zurück. Statt der ägyptischen Lotosblumen nahm er das heimische Schneeglöckchen, ſtatt der Palmblätter die Blätter der Winde, ſtatt des Akanthus die Wein-, Eichen- und Epheublätter. Er grub nicht nach griechischen Scherben, sondern ging dahin, wo es noch ein Volkstum gibt.

Wenn diese wertvolle Anregung, die der Schreiber dieser Zeilen selbſt damals unterſtützte, Boden gefaßt hätte, würden wir heute nicht einen modischen Kunſtgewerbeſtil, wie wir ihn haben, besitzen, sondern ein deutsches Kunſtgewerbe. Aber der Luxus siegte über die Einfachheit, das Raffinement über die Naivetät, die Mode über das Volkstum. Freilich muß gerechterweise auch gesagt werden, daß diese folgenden achtzehn Jahre zum Teil dazu benutzt wurden, uns dem Material und der Technik näherzubringen. Aber im großen und ganzen haben uns diese achtzehn Jahre doch sehr wenig Großes und Bleibendes gebracht. Das Beſte war wohl noch der Neubiedermeier, über den wir aber nicht so sehr viel günſtiger urteilen können, als über die Neurenaissance der siebziger Jahre.

Das Wertvollſte iſt dies, daß die Richtlinien gegeben sind. Wenn wir ein deutsches, kein modisches Kunſtgewerbe haben wollen, müssen wir es ſtatt von oben, von unten wachsen lassen, aus

dem Volke heraus, so wie es z. B. in Schweden wächst, wo auch die höheren Stände sich seiner annehmen, aber dabei beim Volke sich Rat holen. »Vierländer-Studien« gab Schwindrazheim 1891 heraus — zu einer Vierländer-Kunst ist es in Hamburg nicht gekommen. Aber die vorjährige Münchener Ausstellung 1908 gravitierte endlich wieder einmal nach der Volkskunst hin. Sie erstrebte programmäßig die Einfachheit und Schlichtheit und fand dabei das Volkstum. Von dieser Ausstellung an beginnt eine neue Periode des Kunstgewerbes in Deutschland, nämlich des deutschen Kunstgewerbes, der Gewerbekunst des deutschen Volkes, während die erste Darmstädter Ausstellung die Periode des modischen Kunstgewerbes einleitete. In Bayern gerade ist ja noch viel Volkstum lebendig; der Bajuvare und der Franke, sie sind zwar weniger elegant, sondern mehr derb, aber zugleich echt und unverfälscht und reden noch, wie ihnen der Schnabel gewachsen ist. Hier findet daher die deutsche Kunst einen Grund, auf dem sie ankern kann. Möge fortan jeden, der mit Kunstgewerbe zu tun hat, alles, was nach »Dame«, und nicht nach der deutschen Frau und Mutter, was nach Mode und nicht nach Volkstum aussieht, zum Plunder und Hausgreuel werfen und im Verlegenheitsfalle beim deutschen Bauernhof sich Rat erholen. H. P.

Mitteilungen.

In der letzten Nummer des vorigen Jahrganges ist von einem privaten, jedoch von den Behörden unterstützten Unternehmen berichtet worden, das den Versuch macht, ein Bild der Entwicklung des griechischen Unterrichtswesens und seines jetzigen Zustandes zu geben. Jetzt liegt uns in zwei starken, zusammen mehr als 1700 Seiten umfassenden Bänden ein vom italienischen Unterrichtsministerium veranlaßtes Werk der Königlichen Kommission für die Regelung des höheren Unterrichts (studi secondari) in Italien vor. Der erste Band enthält den Bericht der Kommission, im zweiten werden die Antworten, und zwar kollektive und einzelne, mitgeteilt, die auf einen mit Rundschreiben vom 27. März 1906 von der Kommission an weite Kreise versandten Fragebogen eingegangen sind. Aus der Einleitung zum ersten Bande erfahren wir, daß auf Betreiben des Unterrichtsministers Leonardo Bianchi durch königlichen Erlaß vom 19. November 1905 eine Kommission zur Reform der Mittelschule ernannt wurde, die sich aus Ministerialräten, Universitäts- und Gymnasial-, bzw. Lycealprofessoren zusammensetzt. Der Minister trat für einen gemeinsamen Unterbau ohne Latein ein, an den sich, als drei charakteristisch verschiedene Arten der höheren Schule, die Normalschule, das technische Institut und das Lyceum schließen sollen; zu trennen sei wieder das moderne Lyceum, mit Unterricht im Latein, einer lebenden Sprache und den Naturwissenschaften, von dem klassischen Lyceum, in dem der Unterricht im Latein umfassender sein und zu ihm sich der des Griechischen gesellen solle. Daß eine Reform nötig sei, erkannte die Kommission gleich in den ersten Sitzungen an, und sie betonte die Notwendigkeit, Fragebogen zusammenzustellen, durch die von den verschiedenen Ständen der Bevölkerung Urteile, Kritiken, Mitteilungen und Vorschläge zu dem Problem der Reform eingefordert werden sollten. Die Antworten auf diese Fragebogen liegen, wie schon erwähnt, im zweiten Bande vor. Auf über 900 Seiten finden sich die Ansichten der Lehrerkollegien von Lyceen, Gymnasien, technischen und technisch-nautischen Instituten, technischen Schulen, Normalschulen, privaten und kirchlichen Schulen, der militärischen Institute und Kommandos, der Vereinigungen von Lehrern, der Akademien, Universitäten und wissenschaftlicher, sowie anderer Gesellschaften, der Gerichte und Verwaltungen, der Anwaltskammern, der Beamten- und Handwerkerkörperschaften u. dgl., sowie einzelner Schuldirektoren, Schulinspektoren und Lehrer wiedergegeben. Sehr verschieden tönen die Stimmen; auf Seite 127 lesen wir: »Das gegenwärtige Gymnasium-Lyceum entspricht (seiner Aufgabe) sicher besser als alle andern heut vorhandenen Schultypen«; dagegen heißt es auf Seite 129: »Das gegenwärtige Gymnasium-Lyceum entspricht seinem Zwecke nicht«. Jedenfalls geben die zahlreichen Urteile und Vorschläge ein höchst interessantes Bild des inneren Lebens der Schule in Italien und der Wünsche, die nach den verschiedensten Richtungen gehegt werden, und können auch im deutschen Schulstreit von Wert sein.

Der Bericht im ersten Bande setzt sich, abgesehen von der Einleitung, in der das der Kommission vorgelegte Programm mitgeteilt, über ihre ersten Schritte, ihren Fragebogen, den Fortgang ihrer Arbeiten und noch zu lösende Aufgaben berichtet wird, aus sieben Abteilungen zusammen, die sowohl Licht auf die Vergangenheit des italienischen Schulwesens werfen, als vor allem die einzelnen Punkte der nötigen Reform behandeln. Die erste Abteilung, die mehr als 150 Seiten umfaßt, bespricht die Frage der Mittelschule und ihre Wandlungen in Italien. Ein halbes Jahrhundert der Kämpfe um die Reform der Schule wird vor unsern Augen entrollt; wir lesen von der Frage nach den Pflichten des Staates in Sachen des höheren Unterrichts, von den Vorschlägen und Entwürfen der Minister Berti, Coppino, Correnti, Bonghi, Boselli, Villari, Martini, Codronchi, Baccelli, Gallo, Nasi und Orlando. Die zweite Abteilung beschäftigt sich mit der öffentlichen Meinung über das Problem der Mittelschule. Vor allem von Interesse sind hier die Äußerungen der Vertreter eines einheitlichen Unterbaus der Schulunterweisung und die ihrer Gegner, der Begünstiger der Trennung der Fachschule von der allgemeinen Bildungsschule gleich von Anfang an. Ferner möchten wir auf die Kapitel über den Mailänder und den römischen Kongreß hinweisen. Die dritte Abteilung legt dann in vier Kapiteln die Vorschläge der Kommission vor: 1) Studienplan, 2) Verwaltungs- und Disziplinarordnung, 3) Anwendung der vorgeschlagenen Reformen, 4) die vorgeschlagenen Reformen und die Schulpraxis. Die 160 Seiten starke vierte Abteilung setzt die Gründe der für die allgemeinen Bildungsschulen vorgeschlagenen Unterrichtsordnung auseinander. Wir erwähnen die Abschnitte über klassische Literatur und das Latein, über das neue Reformgymnasium,

seine Ziele und die Dauer seines Lehrgangs, über den Unterricht in den Geistes- und den Naturwissenschaften, über die drei Typen des Lyzeums.

Aus dem Unterrichtsplan führen wir das Folgende an. In den drei Klassen des Gymnasiums umfaßt der Unterricht wöchentlich je 24 Stunden. Von diesen entfallen auf italienische Sprache, Geschichte und politische Geographie und Übungen in psychologischer Erziehung 9 Stunden, auf französische Sprache 5, auf Mathematik 4, auf Naturwissenschaften und physische Geographie 3 und auf Zeichnen 3. Das klassische Lyceum enthält 5 Klassen; der Unterricht umfaßt in der ersten 25, in der zweiten 26, in der dritten und fünften 30 und in der vierten 28 Stunden. Italienisch ist in der ersten mit 5, in den übrigen Klassen mit 4 Stunden, Lateinisch in der ersten mit 8, in den übrigen Klassen mit 6 Stunden vertreten. Das Griechische beginnt in der zweiten Klasse und wird dann in allen Klassen in 5 Stunden wöchentlich erteilt; Französisch hört dagegen nach der zweiten Klasse auf und erhält auch in den beiden ersten Schuljahren nur 3 bezw. 2 Stunden. In allen Klassen umfaßt der Unterricht in Geschichte 3, in Mathematik 2 Stunden. Der Geographieunterricht wird in den drei untersten Klassen wöchentlich in 2 Stunden, der Philosophieunterricht in den drei oberen in 3 bezw. 2 Stunden erteilt. Dem naturwissenschaftlichen Unterricht sind von den gesamten 130 Stunden nur ein Zehntel zugewiesen; von ihnen entfallen für Naturgeschichte 6 und zwar je 2 in der ersten, zweiten und fünften Klasse, während die vierte und die fünfte Klasse 3 und 2 Physikstunden, die dritte 2 Chemiestunden erhält. In den drei oberen Klassen wird auch ein dreistündiger fakultativer Unterricht in Deutsch erteilt. Im modernen Lyceum wird das Latein auf 22 Stunden im ganzen (gegen 32) beschränkt, an die Stelle des Griechischen tritt das Deutsche oder Englische mit 5 Stunden in der zweiten, 4 in der dritten und je 3 in der vierten und fünften Klasse. Das Französische wird durch alle Klassen geführt und zwar von der zweiten an mit je 2 Stunden. Geographie erhält noch 2 Stunden in der vierten Klasse. Als neue Unterrichtsgegenstände treten die Anfangsgründe der Rechtswissenschaft und der Volkswirtschaftslehre mit je 3 Stunden in den beiden oberſten Klassen und Zeichnen mit je 2 in den beiden unterſten hinzu. Das naturwissenschaftliche Lyceum (liceo scientifico) beschränkt den Sprachunterricht auf Italienisch, dem wie in den anderen Lyceen 21 Stunden zugewiesen sind, Französisch mit zusammen 5 Stunden in den beiden unterſten Klassen und Deutsch oder Englisch mit je 3 Stunden in allen Klassen. Auch Geographie wird mit je 2 Stunden durch alle Klassen geführt, ebenso die Naturgeschichte und das Zeichnen. Die höchſte Stundenzahl erhält aber die Mathematik, die in allen Klassen in 5 Wochenſtunden unterrichtet wird.

Die kurze fünfte Abteilung geht auf die Volksschule ein und weiſt auf ihre Beziehungen zur Mittelschule hin; wir werden über technische und Handwerksschulen und über den gegenwärtigen Stand des Fortbildungsunterrichts in seinen Beziehungen zu den Bedürfnissen der Arbeiterbevölkerung unterrichtet. Die gleichfalls kurze sechſte Abteilung iſt der körperlichen Erziehung gewidmet. Sie beginnt mit einem geschichtlichen Überblick, weiſt nachdrücklich auf die Bedeutung der Körperausbildung durch die Schule hin und macht Vorschläge, wie die bei anderen Völkern üblichen Syſteme in Italien nachgeahmt werden könnten. Die siebente Abteitung endlich handelt von einigen Fragen, die mit der Schulreform in enger Verbindung ſtehen.

*

Änderungen im Lehrplan von Harvard. Der neue Präsident des Harvard College beabsichtigt eine neue Studienordnung einzuführen. Zur Ausführung des Planes wurden die folgenden Regeln feſtgesetzt: 1. Ein permanenter Ausschuß von neun Mitgliedern der Fakultät, dessen Vorsitzer der Präsident iſt, wird ernannt und ermächtigt, sich durch Hinzuziehung von Beiräten zu vermehren. 2. Dieser Ausschuß soll allgemeine Regeln ausarbeiten, nach denen die Auswahl der Vorlesungen erfolgen kann. Der Plan soll von der Fakultät gutgeheißen werden. Nach ihm soll jeder Student genügend innerhalb des von ihm gewählten Feldes arbeiten und den Reſt seiner Kurse richtig verteilen. 3. Nach Ablauf seines erſten Jahres im College soll jeder Student seinem Lehrer einen Plan für seine Studien für den Reſt seines Aufenthalts im College vorlegen. Dieser Plan muß mit den von dem Ausschuß niedergelegten allgemeinen Grundsätzen übereinſtimmen, außer wenn der Ausschuß überzeugt iſt, daß genügende Veranlassung zu Abweichungen vorhanden iſt, und der Student den erforderlichen Eifer an den Tag gelegt hat. 4. Der Studienplan darf nur mit Einwilligung des Ausschusses geändert werden.

In Verfolg dieser Beschlüsse hat die Fakultät die folgenden Regeln erlassen, die auf die Klasse, die im Jahre 1910 mit dem Besuche beginnt, Anwendung finden soll: 1. Jeder Student muß sich an mindeſtens 6 Kursen in ein und demselben Departement oder in einem der Spezial-Unterrichtszweige beteiligen; in letzterem Falle müssen mindeſtens 4 Kurse in ein und demselben Departement liegen. Nur 2 Kurse dürfen zu denen gehören, die einen vorbereitenden Charakter tragen. 2. Zum Zwecke der Verteilung werden alle Kurse für »Undergraduates« in die folgenden 4 Gruppen geteilt. Jeder Student muß mindeſtens 6 seiner Kurse aus den 3 Gruppen wählen, die nicht für seinen künftigen Spezialberuf direkt erforderlich sind. Er darf nicht weniger als einen Kurs in jeder Gruppe oder 3 in 2 Gruppen nehmen. Er darf ferner nicht mehr als 2 Nebenkurse aus der Gruppe auswählen, innerhalb welcher seine Hauptarbeit liegt.

Die Gruppen und Unterabteilungen sind: 1. Sprachen, Literatur, schöne Künſte, Musik. A) Alte Sprachen und Literatur; B) Moderne Sprachen und Literatur; C) Schöne Künſte, Musik. 2. Naturwissenschaft. A) Physik, Chemie, Aſtronomie, Ingenieurkunſt; B) Biologie, Physiologie, Geologie, Bergbau. 3. Geschichte, Volkswirtschaft und Soziologie. A) Geschichte; B) Politik, Volkswirtschaft, Soziologie, Unterrichtswesen, Anthropologie. 4. Philosophie und Mathematik. A) Philosophie; B) Mathematik.

Der Ausschuß wurde angewiesen, die allgemeinen Regeln in liberaler Weise zur Anwendung zu bringen und eventuelle Ausnahmen davon zu geſtatten.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 5
29. Januar 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Grenzzuſtände im Strafvollzug.*)

Von Geheimem Medizinalrat Professor Dr. Auguſt Cramer,
Direktor der psychiatrischen Klinik an der Universität Göttingen.

Die Überschrift zeigt, daß ich mich auf den Strafvollzug in der Lex lata zu beschränken gedenke, wenn es auch nicht zu umgehen sein wird, daß ich gelegentlich auf den Strafvollzug in der Lex ferenda eingehe. Diese Ausblicke auf eine Gesetzgebung der Zukunft werden um so weniger zu vermeiden sein, als der Entwurf zu einem Strafgesetzbuch, der eben bei uns erschienen iſt, wenigſtens etwas auch auf die Grenzzuſtände im Strafvollzug Rücksicht nimmt. Sieht doch dieser Entwurf, der allerdings noch nicht als endgültig angesehen werden kann, sondern mehr offiziös iſt und der Kritik unterworfen sein soll, gerade für die Grenzzuſtände Zwischenanſtalten, die nicht Irrenanſtalten und nicht Gefängnisse sind, vor, welche also eine sogenannte ſtrafrechtliche Behandlung ermöglichen.

Wie sich nun auch die Verhältnisse bei Ihnen und bei uns in Zukunft, soweit der Strafvollzug in Betracht kommt, geſtalten mögen, so viel ſteht feſt, daß die Grenzzuſtände klinisch dieselben bleiben. Die Folge davon iſt, daß die Gesichtspunkte, welche ich hier als Kliniker aufſtelle, bei jeder Art von Strafvollzug berücksichtigt werden müssen.

*) Nach einem in der niederländischen juridisch-psychiatrischen Vereinigung am 30. Oktober 1909 gehaltenen Vortrage.

Seit längeren Jahrzehnten iſt man sowohl bei Ihnen als bei uns überzeugt, daß an ausgesprochen Geiſteskranken ein Strafvollzug nicht möglich iſt. Diese Überzeugung kommt auch in der beiderseitigen Gesetzgebung zum Ausdruck. Dagegen macht sich bei uns und, wie mir angedeutet wird, auch bei Ihnen, mit dem genaueren Bekanntwerden der Klinik der Grenzzuſtände und der Beſtrebungen der Lex ferenda immer mehr die Tendenz geltend, die Grenzzuſtände aus dem Strafvollzug zu entfernen und auf die Irrenanſtalten abzuschieben. Dieses Verfahren iſt entschieden nicht richtig, denn die Irrenanſtalten sind Krankenanſtalten für Geiſteskranke und nicht beſtimmt für Grenzzuſtände, das heißt für Personen, welche weder geiſteskrank noch geiſtig gesund sind. Wie in jeder Krankenanſtalt kann auch ein Patient in einer Irrenanſtalt nur so lange zurückgehalten werden, als sein Zuſtand, der die Aufnahme veranlaßte, andauert. Es iſt deshalb auch unmöglich, daß etwa Geiſteskranke, welche infolge ihrer Krankheit zu einem Konflikt mit dem Strafgesetzbuch gekommen sind, einer Anſtalt überwiesen werden, um dort dauernd verpflegt zu werden, wie das manchmal in den Zeitungen zu lesen iſt. Denn damit würde das Krankenhaus für Kranksinnige, für

Geiſteskranke, eine Strafvollſtreckungsanſtalt. Das würde nur möglich ſein, wenn die Strafvollſtreckungsbehörde ſelbſt ſolche Anſtalten einrichtete. Aber auch die lebenslängliche Unterbringung von verbrecheriſchen Geiſteskranken in beſonders eingerichteten Anſtalten des Strafvollzugs iſt unmöglich, weil Geiſteskranke nicht in den Strafvollzug gehören. Tatſächlich ſind nun auch die Geiſteskranken, welche zu kriminellen Handlungen durch ihre Krankheit getrieben und als unzurechnungsfähig freigeſprochen werden, *durchaus nicht immer unheilbare Fälle.* Im Gegenteil, man ſieht nicht ſelten, daß die akute Pſychoſe, welche die verbrecheriſche Handlung veranlaßt hat, verhältnismäßig raſch abläuft. Iſt aber die Geneſung da, dann hat die Anſtalt kein Recht mehr, den Nicht⸗Geiſteskranken zu verpflegen und zurückzuhalten. Würde ſo verfahren, dann würde man nicht mehr von einer Wohltat des Unzurechnungsfähigkeits⸗Paragraphen ſprechen können, *ſondern es würde ſich das ſonderbare Faktum herausſtellen, daß der Geiſteskranke, welcher auf Grund der Unzurechnungsfähigkeit zur Zeit der Begehung der Tat freigeſprochen wird, viel ſchwerer beſtraft wird, als wenn er rechtskräftig verurteilt worden wäre.*

Tatſächlich wird nun auch gerade die Gefährlichkeit der Geiſteskranken nach dieſer Richtung hin überſchätzt. Die meiſten ſchweren Gewaltakte und Verbrechen, welche im allgemeinen auf das Konto der Geiſteskranken geſetzt werden, begehen nicht Geiſteskranke, ſondern *Grenzzuſtände.* Die Gewaltverbrechen, welche gelegentlich Geiſteskranke zur Ausführung bringen, ſind nicht ſelten auf ein unzweckmäßiges Verhalten der Umgebung zurückzuführen oder darauf, daß die Scheu vor der Unterbringung in der Irrenanſtalt eine rechtzeitige Aufnahme verhindert hat. Das letztere trifft ganz beſonders für die Alkoholpſychoſen zu. Faſt allwöchentlich lieſt man in den Zeitungen einen Artikel mit der Überſchrift »Schreckenstat eines Wahnſinnigen«, ſieht man genauer zu, ſo handelt es ſich gewöhnlich um eine Handlung im Sinne des alkoholiſchen Eiferſuchtswahns (Gatten⸗ und Kindesmord). Alles iſt entſetzt, aber davon ſpricht niemand, daß bei *rechtzeitigem Eingreifen diese Tat recht gut hätte vermieden werden können.* Die Geſetzgebung aller Länder bietet Handhaben genug, um gegen einen ſolchen Trunkſüchtigen vorzugehen, aber nirgends wird ſo mit der Gefahr geſpielt, wie gerade bei den Trunkſüchtigen. Ich begrüße es mit Freuden, daß der deutſche Entwurf für ein Strafgeſetzbuch ſich wenigſtens etwas mit der Frage der Trunkſucht beſchäftigt. Denn nicht wenige Vergehen und Verbrechen werden von Trunkſüchtigen begangen, welche noch nicht als geiſteskrank, ſondern lediglich als Grenzzuſtand aufgefaßt werden können.

Die Fälle, wo ein Menſch infolge einer plötzlich und unerwartet einſetzenden Geiſtesſtörung ein ſchweres Gewaltverbrechen begeht, ſind verſchwindend und brauchen kaum in Betracht gezogen zu werden. Mir ſind in langen Jahren bei einer ſehr ausgedehnten forenſiſchen Praxis ungefähr fünf vorgekommen. *Wir ſehen alſo, daß beſondere Maßnahmen für verbrecheriſche Geiſteskranke nicht erforderlich ſind, wenn nur die Handhaben, welche uns Geſetz und Verwaltungsrecht gibt, energiſch durchgeführt werden.*

Ein Geſetz aber, das erlaubte, einen Geiſteskranken, der mit dem Strafgeſetzbuch in Konflikt gekommen iſt, von Gerichtswegen auf beſtimmte Zeit oder lebenslänglich einer Irrenanſtalt zu überweiſen, würde nicht nur dieſem Kranken im Sinne meiner obigen Ausführungen ein großes Unrecht tun, ſondern es würde noch viel ſchwerer ſchädigen die weit größere Zahl von Geiſteskranken, welche den Irrenanſtalten zur Behandlung und Pflege übergeben werden, ohne daß Konflikte mit dem Strafgeſetzbuch vorgelegen haben. Sie und ihre Angehörigen würden es mit Recht als eine ſchwere Schädigung ihrer ſozialen Stellung und ihres Anſehens betrachten müſſen, daß ihre Angehörigen in Inſtituten untergebracht werden, welche auch mit Aufgaben des Strafvollzuges zu tun haben. Gerade die öffentlichen Anſtalten, welche hier allein in Betracht kommen können, würden durch ein ſolches Vorgehen das mühſam im Publikum erkämpfte Vertrauen, das ihnen durchaus noch nicht uneingeſchränkt zuteil wird, wieder verlieren. Die Folge davon wird ſein, daß die Geiſteskranken viel zu lange zu Hauſe behalten werden, denn nicht jeder beſitzt die Mittel, um ſeine geiſtig erkrankten Angehörigen in einer Privatanſtalt unterzubringen.

Die Verhältniſſe liegen heute ſchon unglücklich genug dadurch, daß der Strafvollzug die Grenzzuſtände in immer größerem Umfang nach den öffentlichen Irrenanſtalten abſchiebt, welche die Aufnahme nicht verweigern können. Die Provinzen und größeren Kommunen ſehen ſich infolgedeſſen genötigt, **feſte oder Verwahrungshäuſer** zu bauen, weil nicht wenige unter den Grenzzuſtänden, und namentlich die mit ſtarken antiſozialen Inſtinkten, bei der heutigen freien Behandlung der Geiſteskranken in den modernen Irrenanſtalten, welche auf der Höhe der Zeit ſtehen, nicht genügend ſicher untergebracht werden können und die Behandlung der ausgeſprochen Geiſteskranken ſtören.

In Holland ſind Sie weſentlich beſſer daran, weil Sie wenigſtens eine Art von Zwiſchenanſtalten, die ſogenannten Invalidengefängniſſe, beſitzen.

Wie ſteht es nun im Speziellen mit dem Strafvollzug an den Grenzzuſtänden? Da die Grenzzuſtände weder eine ausgeſprochene Geiſteskrankheit zeigen, noch als geiſtig geſund angeſehen werden können, wird man es aus den bereits dargelegten Gründen ſehr begreiflich finden, wenn ſich die Irrenanſtalten im Intereſſe ihrer übrigen Patienten und deren Angehörigen ſträuben, namentlich die unſozialen Elemente darunter zu behandeln und zu verpflegen, auch wird man es den Strafvollſtreckungsbehörden aus naheliegenden Gründen nicht verargen können, wenn ſie dieſe unangenehmen Elemente auf jede Weiſe loszuwerden verſuchen.

Die Forderung, welche ſich hieraus ergibt, iſt die, daß **Anſtalten geſchaffen werden müſſen, welche nicht Irrenanſtalten und nicht Strafanſtalten ſind**, um dieſe Grenzfälle zweckentſprechend zu einer ſtrafrechtlichen Behandlung auch über die Dauer der verhängten Strafe hinaus, ſolange ihr gefährlicher Zuſtand andauert, unterzubringen. Das ſind Geſichtspunkte, welche die Lex ferenda erſtrebt. Dieſe Zwiſchenanſtalten müſſen aber erſt geſchaffen werden. Auch ſind durchaus nicht alle Grenzzuſtände ſo beſchaffen, daß ſie ſich nicht für eine Unterbringung in einer Irrenanſtalt oder im regulären Strafvollzug eigneten. Wollte man alle Grenzzuſtände in ſolchen Zwiſchenanſtalten unterbringen, dann würden die Mittel dafür wohl auch von dem finanziell beſt fundierten Staate kaum aufzubringen ſein.

Es wird alſo auch ſelbſt bei Durchführung einer Lex ferenda im angedeuteten Sinne ein Strafvollzug an Grenzzuſtänden immer noch in Betracht kommen.

Es iſt deshalb wichtig, die einzelnen Formen von Grenzzuſtänden ſich unter dem Geſichtspunkt der Möglichkeit eines Strafvollzuges anzuſehen.

Begreiflicherweiſe kann bei der Verſchiedenartigkeit dieſer Zuſtände von einer generellen Beurteilung des Strafvollzugs an Grenzzuſtänden nicht die Rede ſein, es muß vielmehr **jeder einzelne Fall ganz beſonders geprüft werden.**

Nur das eine kann ich wohl allgemein hervorheben, daß man damit nicht zu ängſtlich zu ſein braucht, wenn auch der eigentliche Zweck der Strafe, die Verringerung der Neigung zur Kriminalität, hier ebenſowenig erreicht werden wird wie bei den meiſten Verbrechern, welche im allgemeinen als geſund angeſehen werden. Ich laſſe deshalb bei nachfolgenden Betrachtungen die Frage auch ganz außer acht, ob die Strafvollſtreckung etwas nutzt, ſondern unterſuche nur die Frage, ob die Strafvollſtreckung **ohne weiteren erheblichen Schaden für die Geſundheit** durchgeführt werden kann.

Auch will ich gleich allgemein vorausſchicken, daß das Urteil über den einzelnen Fall oft ſehr ſchwierig iſt, weil gerade bei den Grenzzuſtänden Übertreibung und Simulation ſehr häufig ſind.

Der Strafvollzug iſt ein verſchiedener, Todesſtrafe, Zuchthaus, Gefängnis, Arbeits- und Korrektionshaft.

Was zunächſt die **Todesſtrafe** betrifft, welche ja bei Ihnen, in Holland, abgeſchafft iſt, ſo iſt es mir in letzter Zeit wiederholt vorgekommen, daß vor der Vollziehung der Todesſtrafe Bedenken auftraten, ob bei der eigentümlichen Artung des Verurteilten die Hinrichtung erfolgen ſoll oder nicht. Daß an einem Geiſteskranken die Todesſtrafe nicht vollſtreckt werden kann, ſpricht unſere Geſetzgebung klar aus. **Auf jeden Fall muß alſo vor Vollſtreckung einer Todesſtrafe bei auftauchenden Zweifeln mit aller Sicherheit eine Geiſteskrankheit ausgeſchloſſen werden.**

Ist in diesen Fällen bei dem klaren Wortlaut des Gesetzes die Entscheidung leicht, so stellen sich sofort Schwierigkeiten ein, wenn Grenzzustände auch nur angedeutet vorhanden sind. Denn jetzt kommen die Bedenken der Strafvollstreckungsbehörde und vor allem der Stelle, welcher kraft der Staatshoheit das Begnadigungsrecht zusteht. Diese Bedenken stellen sich dann besonders ein, wenn die Gutachten, welche im Strafprozeßverfahren abgegeben sind, zwar die Geisteskrankheit ausschließen, dabei aber von allerlei mehr oder minder ausgeprägten psychopathischen Zügen berichten. Sie können sich aber auch geltend machen, wenn der zum Tode Verurteilte, der ja um seinen Kopf kämpft, plötzlich damit herauskommt, daß er an Epilepsie, an Schwindelanfällen, an Bewußtseinsstörungen oder an anderen krankhaften Erscheinungen leide. Begreiflicherweise wird in solchen Fällen eine Entscheidung nur auf Grund eines Obergutachtens, das unter Umständen nur im Anschluß an eine neue Untersuchung und Beobachtung abgegeben werden kann, möglich sein.

Was den ersteren Fall betrifft, der mir zweimal vorgekommen ist, so müssen wir uns klar darüber sein, daß wir bei den allermeisten Menschen und nicht nur bei zum Tode verurteilten Verbrechern, bei diesen aber entschieden häufiger, einzelne psychopathische Züge bei genauer minutiöser Untersuchung und Beobachtung auffinden werden. Ebenso ist es begreiflich, daß namentlich nach der Verurteilung zum Tode diese Erscheinungen unter der Wucht von alledem, was auf den Verurteilten eingewirkt hat, und unter dem Einfluß der Eintönigkeit der Gefängnishaft mehr hervortreten und nicht zu selten auch übertrieben werden. Unter diese Gruppe gehören ein eigentümliches Wesen, eine gewisse Scheu, Neigung zu Schwindelanfällen, die oft lediglich Folge der langen Haft sind, Mißtrauen usw. Wollten wir hierauf Gewicht legen, dann würde die Vollstreckung der Todesstrafe bei vielen zum Tode Verurteilten überhaupt nicht möglich sein. Ebenso, wenn wir darauf zu viel Wert legen wollten, daß der Mörder ein belasteter Mensch ist. Wir wissen ja heute, daß der Gesunde fast in derselben Weise erblich belastet ist wie der Kranke.

Schwieriger liegen die Verhältnisse, wenn Erkrankung an Epilepsie vorgeschoben wird. Denn diese Krankheit ist nur durch längere Beobachtung auszuschließen. Man kann aber gelegentlich auch auf andere Weise zum Ziel kommen. So ist es mir in einem Falle gelungen, durch eine längere ruhige Unterhaltung mit dem zum Tode Verurteilten, der ich die Bitte hinzufügte, mir die Sache nicht zu schwer zu machen, ein offenes Geständnis zu erhalten, daß die angeblichen epileptischen Anfälle nur simuliert seien. Daß ausgesprochene Geisteskrankheit von zum Tode Verurteilten simuliert wird, ist mir nicht vorgekommen, wohl aber daß die recht gut und physiologisch durchaus verständliche Todesangst für krankhaft gehalten wurde. Ich stehe also auf dem Standpunkt, daß einzelne psychopathische Züge, welche durchaus noch nicht die Diagnose eines ausgesprochenen Grenzzustandes erlauben, kein Hinderungsgrund für die Vollstreckung der Todesstrafe sein können.

Ganz anders liegen die Verhältnisse in den Fällen, wo ein ausgesprochener Grenzzustand sicher diagnostiziert werden kann. Hier wird man dem bisherigen allgemeinen Usus bei den verschiedenen Bundesstaaten des Deutschen Reiches folgen müssen und in einem etwa geforderten Gutachten betonen müssen, daß die nachgewiesenen krankhaften Erscheinungen über das hinausgehen, was man nicht selten an psychopathischen Zügen auch bei Verbrechern findet. Auf ein solches Gutachten hin wird in der Regel die Vollstreckung der Todesstrafe unterbleiben, weil man nicht mit Sicherheit ausschließen kann, daß nicht eines oder das andere der krankhaften klinischen Erscheinungen des nachgewiesenen Grenzzustandes bei Begehung des Verbrechens mitbestimmend gewirkt hat.

Die Grenzzustände, welche hier besonders in Betracht kommen, sind die ausgesprochene Epilepsie, die leichtesten Grade der Imbezillität und der Grenzzustand, der die ausgesprochen Degenerierten in sich begreift.

Soviel über die Beziehungen der Grenzzustände zur Todesstrafe. Die übrigen Arten des Strafvollzugs können in ihren Beziehungen zur Strafvollstreckung gemeinsam besprochen werden.

Zunächst möchte ich mich mit der Epilepsie beschäftigen. Die Epilepsie stellt so lange einen Grenzzustand dar, als psychische Störungen dabei noch nicht vorhanden sind

oder nur ganz transitorisch auftreten. Dabei ist selbstverständlich darüber kein Zweifel, daß jede in einem epileptischen Dämmerungszustand begangene Handlung eine Krankheit im Sinne des Unzurechnungsfähigkeitsparagraphen unserer beiderseitigen Strafgesetzgebung darstellt.

Steht aber eine strafbare Handlung nicht in erkennbarem Zusammenhang mit einem durch die Epilepsie hervorgerufenen krankhaften Zustand, dann kann mit Recht Verurteilung erfolgen. Es muß also die Frage erwogen werden, ob ein Epileptiker strafvollzugfähig ist.

Unter dem Vorbehalt der besonderen Prüfung jedes einzelnen Falles läßt sich diese Frage generell dahin beantworten, daß ein Epileptiker mit sogenanntem epileptischen Charakter und mit häufigen Dämmerungszuständen oder mit länger dauernden psychischen Störungen nicht im Strafvollzug bleiben kann. Auch bei länger dauernden Dämmerungszuständen ist zum mindesten temporäre Entfernung aus dem Strafvollzug erforderlich. Dagegen kann an einem Epileptiker mit seltenen Anfällen, bei dem Dämmerungszustände nur kurz und selten oder gar nicht auftreten, bei dem die epileptische Charakterdegeneration noch nicht zu ausgesprochenen Störungen geführt hat, und bei dem keine Verstimmungszustände bestehen, unbedenklich im Strafvollzuge bleiben, ohne daß ein Schaden für seine Gesundheit zu befürchten ist. Im Gegenteil, das ruhige Leben im Strafvollzug bei nicht zu fleischreicher Kost und der fehlenden Gelegenheit zum Genuß geistiger Getränke kann ihm sogar unter Umständen nützlich sein.

Ich mache dabei darauf aufmerksam, daß häufig, namentlich die großstädtische Verbrecherwelt, mit der Angabe kommt, daß sie an Epilepsie leide, und daß man nicht selten in Strafakten Angaben über eine Epilepsie findet, die in Wirklichkeit gar nicht vorhanden ist. Im gesamten Strafverfahren darf eine Epilepsie nur angenommen werden, wenn deren Vorhandensein durch einwandfreie ärztliche Beobachtung zu irgendeiner Zeit im Leben des Verbrechers festgestellt ist.

Ich wende mich jetzt zur Besprechung der nervösen Zustände. Hier kommen in Betracht: die Neurasthenie, die endogene Nervosität (degenerative Neurasthenie) und die Hysterie. Die Neurasthenie und die endogene Nervosität können kein Grund sein, den Strafvollzug zu unterbrechen. Denn weit weniger wird die Strafvollstreckung als die Aufregungen der Untersuchungshaft und des Strafprozesses den nervösen Zustand verschlimmern. Die Ruhe in der Haft, die Abschließung von allen Reizen aus der Außenwelt kann im Gegenteil in einzelnen Fällen, die nicht zu schwer unter dem Druck der ganzen Situation leiden, auch hier noch bessernd wirken. Wollten wir aber das vermeiden, daß die Strafvollstreckung gerade bei den Individuen, welche noch ethisches Empfinden besitzen, einen schweren psychischen Druck ausübt, dann müßten wir gerade da, wo wir uns noch einen Erfolg von der Strafe versprechen können, darauf verzichten.

Was die Hysterie betrifft, so sind die leichteren Formen, bei denen sich in der Hauptsache körperliche Stigmata finden, ebenso wie Neurastheniker und endogen Nervöse meist für den Strafvollzug geeignet. Auch das Auftreten von hysterischen Anfällen kann uns nicht unter allen Umständen veranlassen, den Strafvollzug zu unterbrechen, denn in den leichteren Fällen verschwinden dieselben, wie bekannt, bei Nichtbeachtung. Treten allerdings vergesellschaftet damit psychische Störungen auf, oder stellen sich längerdauernde Dämmerungszustände ein, oder entwickeln sich auf dem Boden der Hysterie andere psychische Störungen, dann wird man an Überführung ins Lazarett und eventuell an Unterbrechung des Strafvollzuges und Überführung in eine Anstalt denken müssen.

Dabei muß man sich klar darüber sein, daß bei keiner anderen Störung so häufig Dichtung und Wahrheit eine Rolle spielen und die Suggestibilität und Autosuggestibilität von Bedeutung sind wie bei der Hysterie. Die Frage der Strafvollzugfähigkeit ist deshalb unter Umständen sehr schwer zu beurteilen. Auch möchte ich nicht verschweigen, daß es Fälle gibt, bei welchen gerade infolge der Labilität im Vorstellungsleben und infolge der Suggestibilität fast jedesmal sofort ein Rezidiv einsetzt, wenn sie wieder in den Strafvollzug kommen, während sie außerhalb desselben sich wohl fühlen. Es spielt sich hier derselbe Vorgang ab, nur in umgekehrter Weise, wie bei bestimmten Unfallkranken, welche sofort gesund werden, wenn sie abgefunden sind.

Daß der Schwachsinn, der einen so hohen Grad erlangt, daß wir eine Unzurechnungsfähigkeit annehmen müssen, nicht in den Strafvollzug gehört, darüber sind sich alle Autoren einig.

Anders liegt es aber in den Fällen leichtester Imbezillität oder Debilität, wo wir die Bedingungen der Unzurechnungsfähigkeitsparagraphen nicht als erfüllt ansehen können.

Hier müssen wir zwei Gruppen unterscheiden, einmal solche, bei denen außer den Erscheinungen der geistigen Beschränktheit besonders auffallende psychopathische Züge sich nicht finden. Diese Individuen sind außerordentlich leicht lenkbar, tun alles, was ihnen aufgetragen wird, sind nie unbotmäßig und gehören gewöhnlich zu den Gefangenen, welche als Mustergefangene bezeichnet werden. Bei ihnen besteht also kein Grund, sie nicht im Strafvollzug zu lassen. Im Gegenteil, sie sind manchmal geradezu nützliche Elemente. Wenn sie auch nicht gerade gescheiter werden, so werden sie bei ihrem großen Gleichmut und ihrer psychischen Indifferenz sicher auch nicht geschädigt. Sie können deshalb ruhig im Strafvollzug bleiben. Man denkt ja auch nicht daran, alte Zuchthäusler, die auf Grund von Alterserscheinungen allmählich etwas dement werden, aus dem Strafvollzug zu entfernen.

Ganz anders gestalten sich die Verhältnisse bei der zweiten Gruppe, weil sich hier ein anderes klinisches Bild des Schwachsinns findet, nämlich eine ausgesprochene degenerative Charakterentwicklung in Verbindung mit leichter Imbezillität oder Debilität. Von diesen Fällen will niemand etwas wissen, sie sind im Strafvollzug und in den neu einzurichtenden Zwischenanstalten gleich schwierig zu haben und passen unter keinen Umständen in eine Irrenanstalt. Ihre Erregbarkeit im Affekt, die oft mit maßlosen Wutanfällen verbunden ist, ihre starken ethischen Defekte, die Neigung zum Lügen, zum Komplottieren, und vor allem die Tatsache, daß sie sich von den vollsinnigen Verbrechern sehr leicht bestimmen und verführen lassen, gestalten sie zu sehr unangenehmen Elementen des Strafvollzugs. Trotzdem können sie aber meist im Strafvollzug gehalten werden, wenn man ihnen mit eiserner Ruhe und Strenge entgegentritt und sie genügend von anderen gleichgesinnten Elementen, wie ich sie gleich besprechen will, trennt.

Wesentlich schwieriger gestalten sich die Dinge, wenn zwar keinerlei intellektuelle Schwäche vorhanden ist, aber die Erscheinungen der degenerativen Veranlagung sich mit denen der moralischen Idiotie in mehr oder weniger ausgeprägter Weise verbinden. Meist handelt es sich in diesen Fällen um den echten geborenen Verbrecher. Der Zustand setzt schon vor oder spätestens in der Pubertät ein. Alle Erziehungsversuche und die Entfernung aus einem schädlichen Milieu (Fürsorgeerziehung) sind vergeblich. Ihrer ganzen Veranlagung entsprechend sind sie unfähig zu einem geordneten Leben, sie haben einen steten Drang nach Abwechslung und Aufregung und scheuen vor nichts zurück. Leicht erregbar im Affekt, meist auch intolerant gegen Alkohol, haben sie keine Achtung vor Moral, Sitte und Gesetz, stehen, mit allen Schlichen des internationalen Gaunertums bekannt, in stetem Verkehr mit Zuhältern und Dirnen und kennen nur ein Streben, in ihrem Gewerbe ein Meister zu sein. Dieses Gewerbe ist meist der Diebstahl und Einbruch und bringt ihnen den Beinamen »König der Diebe«, »Einbrecherkönig« usw. ein. Meist besitzen sie auch in diesem ihrem Gewerbe große technische Kenntnisse und folgen in deren Vervollkommnung allen Fortschritten der Wissenschaft. In ihren Unternehmungen kühn und verwegen, sind sie eitel und selbstgefällig, kleiden sich meist nach der neuesten Mode (z. B. Smoking, Lackschuhe, wie ich mehrmals in der Hauptverhandlung sah).

Dabei sind sie äußerst raffiniert in allen ihren Unternehmungen, wissen sich geschickt allen Nachstellungen in der abenteuerlichsten Weise zu entziehen und zeigen, wenn sie endlich verhaftet sind, einen unwiderstehlichen Freiheitsdrang, dem auf die Dauer die gewöhnlichen Sicherungen der Gefängnisse und Zuchthäuser nicht widerstehen können.

In der Haft sind sie gewöhnlich niedergeschlagen, zeigen eine wechselnde Stimmung, gelegentlich auch Angst, drohen mit Selbstmord, gehen anscheinend mit dem Kopf gegen die Wand, in selteneren Fällen treten auch paranoide Attacken auf, welche unter Umständen zu Verwechslungen mit Jugendirresein Veranlassung geben. Auch Einzelhaft-Sinnestäuschungen und akute Gefängnis-

psychosen können auftreten. Oft bestehen lediglich krankhafte Eigenbeziehungen gegen einzelne Personen der näheren Umgebung, in anderen Fällen ist der Zustand wechselnd, nur in einem besteht gewöhnlich Übereinstimmung, nämlich, daß der ganze psychopathische Aufzug sofort verschwindet, wenn ihnen ein Ausbruch glückt, sei es aus einer Anstalt, wohin sie zur Beobachtung übergeführt sind, sei es aus einer Strafanstalt.

Nirgends spielt die Neigung zu Agravation und Simulation eine größere Rolle als gerade bei diesen Individuen. Namentlich in Haft sind sie stets geneigt, das geringste psychische Unbehagen in verzerrter Weise auszubauen und übertrieben darzustellen. Oft besitzen sie eine nicht geringe Erfahrung in der Darstellung der verschiedensten psychopathischen Symptomenkomplexe, die sie während zahlreicher Aufenthalte auf Beobachtungsstationen und in Irrenanstalten erworben haben. Die Differentialdiagnose ist nicht immer leicht. Will man mit ihnen fertig werden, so ist das erste, daß man sich von ihnen nicht verblüffen läßt, und daß man sie selbst täuscht über das, was man von ihnen hält.

Ist man überzeugt, daß man es lediglich mit verzerrt dargestellten Zügen eines Grenzzustandes zu tun hat, dann ist es notwendig, daß man sehr energisch vorgeht. Sehen diese Individuen ein, daß man sie nicht fürchtet, daß man ihnen über ist, daß auf dem Wege des Wildemannspielens, der nur zu einer Ausbruchsgelegenheit führen soll, nichts zu erreichen ist, dann geben sie gewöhnlich bald klein bei. Geht man jetzt einigermaßen auf sie ein, dann bleiben sie in der Regel so lange traitabel, als sie die Überzeugung haben, daß ein unbeugsamer Wille über ihnen steht, gegen den sie nicht ankönnen. Die geringste Schwäche ihnen gegenüber wird ausgenutzt, sie kennen genau alle Vorschriften für den Strafvollzug und sind stets bereit, das geringste Versehen zu einer umfangreichen Beschwerde auszunutzen.

Daß es bei dieser Sachlage nicht leicht ist, die Krankheit von der Gesundheit zu unterscheiden, liegt auf der Hand, und doch sind wir immer wieder gezwungen, diese Frage zu prüfen, denn auch mehr oder weniger ausgesprochen Geisteskranke, die nicht in den Strafvollzug gehören, können ähnliche Erscheinungen zeigen. Wollen wir hier zu einer exakten Diagnose kommen, so dürfen wir uns nicht auf eine Beobachtung allein beschränken, wir müssen vielmehr das gesamte Vorleben möglichst genau erforschen. Dabei dürfen wir uns nicht auf die Akten allein verlassen, sondern wir müssen einzelne darin enthaltene Angaben, die immer wiederkehren, genau auf ihren Ursprung nachprüfen. Wir werden alsdann unter Umständen sehen, daß eine Angabe, daß ein derartiger Mensch an Epilepsie leide, die sich jahrelang durch alle Akten durchschleppt, durch nichts begründet ist, wir werden feststellen können, daß Angaben über ein schweres Trauma, das den Verurteilten in der Jugend oder später getroffen haben soll, rein in der Luft schwebt, und so weiter. Man staunt manchmal, wie solche Dinge in den Akten immer wiederholt werden, ohne daß eine sichere Grundlage besteht, und findet gelegentlich als Grund dafür, daß man bei den ersten strafbaren Handlungen des damals noch jugendlichen Verbrechers den Angaben der Eltern, die ebenfalls bereits Verbrechernaturen waren, zu viel Glauben geschenkt hat.

Auch die nicht selten sich findende Tatsache, daß ein solcher Reonatus in einer Beobachtungsstation als schwerkrank, als ängstlich gehemmt und verzweifelt beschrieben wird und dann direkt im Anschluß daran einen verwegenen, mit Erfolg gekrönten Ausbruch macht, um keinerlei Spuren dieser schweren Störung mehr zu zeigen, muß uns stutzig machen. Trotz aller unserer Mühe wird es aber immer noch Fälle geben, welche erst nach sehr langer Zeit nach der einen oder anderen Richtung hin klar werden.

Haben wir aber im einzelnen Falle die Ueberzeugung, daß eine Krankheit nicht vorliegt, dann muß er in den Strafvollzug zurück. Dabei müssen die Behörden instruiert werden, daß sie dem Gefangenen ruhig, sicher und energisch entgegentreten, damit er die Übermacht fühlt und nicht durch das Vorspielen einer erneuten Erkrankung wieder zur Beobachtung aus dem Strafvollzug entfernt wird. Denn dieses wünscht er nur, um Gelegenheit zum Entweichen zu haben.

Man darf deshalb vor allem den Bestrebungen dieser Menschen, den wilden Mann zu spielen, nicht zu viel Beachtung schenken.

Geht es im Strafvollzug mit bestimmten Fällen nicht, weil sich doch mehr psychopathische Züge finden, als man zunächst an-

nehmen konnte, dann iſt die Unterbrechung des Strafvollzuges und die Unterbringung in einem Verwahrungshaus für unsoziale Geiſteskranke erforderlich, solange wir noch nicht die Zwischenanſtalten besitzen, welche die Lex ferenda und der Entwurf zu unserem neuen Strafgesetzbuch in Deutschland erſtrebt. Denn auch hier läßt sich bei zweckmäßiger Führung dieser Inſtitute in geeigneten Fällen eine solche Besserung erzielen, daß eine Fortführung des Strafvollzuges möglich erscheint.*)

Ich habe eben bei Besprechung der mehr degenerativen Formen bereits kurz die Bedeutung des Trauma geſtreift.

Im Hinblick auf die Bedeutung, welche dem Trauma häufig in Laienkreisen bei Ihnen sowohl als bei uns vindiziert wird, iſt notwendig, daß ich noch kurz auf die Grenzzuſtände eingehe, welche mit einem Trauma in Zusammenhang ſtehen können.

Zunächſt möchte ich hervorheben, daß uns ebensowenig, wie wir eine Geiſteskrankkeit kennen, welche für einen traumatischen Ursprung charakteriſtisch wäre, Grenzzuſtände bekannt sind, welche mit Sicherheit auf ein Trauma zurückgeführt werden können. Wie nach einem Unfall jede Art von Psychose auftreten kann, so kann auch jede Art von Nervosität danach sich zeigen. Eine spezifische Unfallpsychose oder Neurose gibt es nicht. Wenn die Neurosen nach Unfall manchmal einen charakteriſtischen Zug aufzuweisen scheinen, so iſt das nicht die Folge des Unfalls, sondern lediglich unseres Rentenſtreitverfahrens.

Aus diesen Tatsachen ergibt sich schon, daß dem Trauma unmöglich die wichtige ätiologische Bedeutung zukommt, die man ihm häufig zusprechen will. Daß dem wirklich so iſt, sehen wir mit voller Deutlichkeit bei den Fällen, bei welchen nach einem sehr schweren Trauma auf die Dauer keinerlei nervöse Beschwerden und keinerlei Psychose sich einſtellt. Bedingung iſt allerdings hierfür, daß kein Rentenſtreitverfahren in Aussicht ſteht oder in einem Strafverfahren die durch ein Trauma veränderte Psyche die Möglichkeit einer Freisprechung vor Augen ſtellt. Iſt es also nach einem Trauma infolge einer anderweitigen Disposition zur Entwicklung einer leichten Neurose gekommen, so kann es sich nur um die Frage handeln, ob etwa länger beſtehende nervöse Beschwerden den Strafvollzug unmöglich machen. Das, glaube ich, iſt im allgemeinen zu verneinen, denn es handelt sich ja meiſt lediglich um neuraſthenische oder hyſterische Beschwerden. Liegt eine sogenannte traumatische Epilepsie vor, so kommen die für die Epilepsie gemachten Erwägungen in Betracht. Ich bemerke aber ganz allgemein, daß man sehr vorsichtig sein muß, bevor man eine Epilepsie, wie das der Laie gern tut, als traumatisch bedingt auffaßt.

Es bleibt also nur noch übrig, auf ein Moment kurz einzugehen, das darin beruht, daß einzelne Menschen nach einem Trauma wie auch nach anderen schädlichen Einwirkungen eine eigentümliche Charakterveränderung erleiden. Man spricht alsdann von dem traumatischen Charakter. Diese Menschen erscheinen leicht reizbar und aufbrausend, sind intolerant gegen Alkohol und weisen oft auch ethische Defekte auf. Daß eine derartige Charakterveränderung zu einer Unterbrechung des Strafvollzuges nötigt, wird niemand behaupten wollen. Eine solche Maßnahme kommt erſt in Betracht, wenn diese Erscheinungen eine progressive Tendenz zeigen und in eine Psychose hinüberzuführen drohen oder hinüberführen.

Ich bin mit diesen Bemerkungen am Schlusse meiner Ausführungen angelangt. Sie haben gezeigt, daß sich die Frage, inwieweit sich die Grenzzuſtände für den Strafvollzug eignen, nicht generell entscheiden läßt, daß vielmehr jeder einzelne Fall besonders ins Auge gefaßt werden muß.

Dabei hat sich herausgeſtellt, daß bei genauer Prüfung nicht wenige unter den Grenzzuſtänden sich finden werden, welche im Strafvollzug untergebracht werden können. Diese Tatsache iſt, so wie heute die Verhältnisse liegen, von außerordentlich großer Bedeutung. Denn nur so iſt es möglich, uns genügend vor diesen unsozialen Elementen zu schützen, ganz abgesehen davon, daß auch bei nicht wenigen durch die energisch durchgeführte Strafvollſtreckung wenigſtens

*) Auf die Bedeutung der Unterbrechung des Strafvollzuges gehe ich hier nicht ein. Ich habe in der 4. Auflage meiner gerichtlichen Psychiatrie eingehend darauf hingewiesen.

für einige Zeit eine gewisse Hemmung erzielt wird, die sie vor Rückfällen bewahrt.

Auch fällt schwer in die Wagschale, daß unsere Krankenanstalten für Geisteskranke von diesen Elementen verschont werden.

Immerhin ist aber die gegenwärtige Lage ein Zustand, der dem heutigen Stand unseres Wissens nicht entspricht. Abhilfe kann nur die Lex ferenda bringen, wenn sie für diese Fälle, welche weder geisteskrank noch geistig gesund sind, eine Art von Zwischenanstalten, welche weder Irrenanstalten noch Gefängnisse sind, schafft, in denen diese Individuen so lange einer strafrechtlichen Behandlung unterworfen werden, als ihr Zustand das erforderlich macht.

Auf diese Weise wird den Grenzzuständen ihr Recht und die übrige Menschheit genügend vor ihnen geschützt.

Betrachtungen zum Professorenaustausch.

Von Ernst Daenell, Professor an der Universität Kiel.

Daß der Austausch von akademischen Lehrern zwischen deutschen und amerikanischen Universitäten schon jetzt gute Früchte zeitigt, wird niemand mehr ernstlich in Abrede stellen. Es handelt sich somit nicht mehr darum, zu erörtern, ob er überhaupt angebracht und nützlich ist. Vielmehr ist zu erwägen, was weiter geschehen kann, das hohe Endziel zu fördern, das bewußt oder unbewußt die Einrichtung und Fortsetzung des Gelehrtenaustausches veranlaßte. Es ist Torheit, Wirkungen von ihm zu erwarten auf Gebieten, auf denen er seiner Natur und seinen Zielen nach nichts leisten kann, ich meine vor allem auf dem politischen. Auf den flüchtigen Blick erscheint der Austausch bestimmt, zwischen der deutschen und der amerikanischen Wissenschaft durch die persönliche Berührung ihrer Vertreter miteinander und mit Teilen der Studentenschaft des andern Landes eine engere und dauernde geistige Wechselbeziehung herzustellen. Gewiß; und in letzterer Hinsicht wird die Behandlung aller Themen nationalen Charakters auch dazu beitragen, daß die fremden Hörer das Heimatland des Vortragenden, seine Existenzbedingungen und Bestrebungen, seine politischen und ökonomischen Bedürfnisse besser verstehen und würdigen lernen. Aber das ist nicht alles.

Doch zuvor eine Nebenbemerkung über die Sprache. Natürlich muß der fremde Gelehrte der Sprache des Landes möglichst mächtig sein, soll der Aufenthalt ihm vollen wissenschaftlichen Nutzen bringen, ganz davon abgesehen, daß der Genuß des Aufenthalts wesentlich von dem Grade der Beherrschung der Landessprache abhängt. Aber er soll sich der fremden Sprache auch für seine Vorlesungen bedienen. Nur dies sichert ihm, wie die Tatsachen zeigen, die Möglichkeit, einen Zuhörerkreis von zufriedenstellender Größe vor sich zu sehen. Die Zahl der sprachkundigen Studenten ist sehr gering, und überdies muß der amerikanische Student sich die Anrechnung jedes Semesters mühsam verdienen. Er ist gezwungen, tüchtig zu arbeiten, und hat für fremdsprachliche Vorlesungen meist schwerlich Zeit übrig. Selbst für die Übungen, die der Gelehrte gewöhnlich neben seiner Vorlesung abhalten wird, und die naturgemäß sich an einen kleineren und ausgewählten Kreis wenden, würde ich die Anwendung des Deutschen in Amerika nicht wünschen. Gerade sie sollten wegen ihres pädagogisch und methodisch größeren Wertes dem möglichst größten Kreis qualifizierter Studenten zugänglich sein. Und schließlich ist auch der Einwand zugunsten der Heimatsprache nicht stichhaltig, daß der Gelehrte dadurch seine Persönlichkeit gegenüber seinen Hörern zu viel wirkungsvollerer Entfaltung zu bringen imstande sei. Der freie Kollegvortrag ist nicht jedermanns Gabe, auch durchaus nicht allen Leuten mit ausgesprochener Persönlichkeit gegeben. Unter meinen akademischen Lehrern und älteren Fachgenossen habe ich gerade Leute von un-

zweifelhaft starker und eindrucksvoller Persönlichkeit sich fast ängstlich an ihr Manuskript halten sehen. Eine Persönlichkeit verleugnet sich überdies nicht, gleichviel in welchem Gewande sie auftritt. Nur das eine ist unter allen Umständen erforderlich, daß dieser Besitz einer der leitenden Gesichtspunkte für die Auswahl unter den Gelehrten sei. Der amerikanische Student legt durchschnittlich mehr Gewicht darauf als der deutsche und öffnet sich leichter und temperamentvoller solchem Eindruck.

Der Fremde stößt in Amerika nicht selten auf die Erwartung, daß nun, da das Land so viele Universitäten und ein lebhaftes wissenschaftliches Leben besitzt, umgekehrt, deutsche Studenten in zunehmender Zahl amerikanische Universitäten aufsuchen möchten. Daß dies nicht der Fall ist, ist bekannt. Und dafür gibt es verschiedene Gründe. Einmal schreckt den Deutschen vielfach noch die Weite der Entfernung. Zweitens werden die hohen Kosten gescheut. Drittens wirkt die Anschauung mitbestimmend, daß es, was das eigne Berufsstudium anlange, verlorene Zeit sei, ein oder mehrere Semester drüben zuzubringen. Nun, der Sinn für Weiträumigkeit wird ja in raschem Tempo besser bei unserer Jugend. Wir versuchen Weltpolitik zu treiben, wir fühlen uns als Weltmacht und Weltvolk, und die junge Generation empfindet diesen Vorstellungskreis und seine Aspirationen als selbstverständliche Dinge. In dieser Richtung also wird die Zurückhaltung bald nicht mehr zu suchen sein. Erheblich zwingender ist die Geldfrage. Um zwei Semester in den Vereinigten Staaten studieren zu können, sind 2—3000 Mark erforderlich. Hinzu kommen die Kosten für Hin- und Rückreise zwischen beiden Ländern. Das bedeutet aber, daß nur bemittelte Studierende sich das leisten können; nun ließen sich da wohl etliche Erleichterungen schaffen: etwa Erlaß des Studiengeldes, das z. B. in Chicago jährlich etwa 160 $ (mehr als 640 Mark) beträgt, oder Bewilligung von Stipendien, womit man aber in einigen Fällen üble Erfahrungen gemacht hat, die verstimmend gewirkt haben.*) Auch durch Privatunterricht wird eine Anzahl deutscher Studenten einen Teil der Kosten des Aufenthalts bestreiten können. Aber dies erfordert ganz besonders energische und zielbewußte junge Leute. Die Universitäten haben außerdem für eine meist nicht unbeträchtliche Zahl Studenten und Studentinnen Raum zum Wohnen in ihren Dormitories. Aber diese Gelegenheiten sind so gesucht, daß längst nicht allen Wünschen entsprochen werden kann, und sie sind nach unsern Begriffen auch gar nicht sehr billig. Seine Mahlzeiten kann der Student verhältnismäßig nicht teuer einnehmen, wo er will, in Restaurants, in Boardinghäusern, in der Universität, während die den verschiedenen Fraternities angehörenden Studierenden in ihren besondern Klubhäusern zusammen essen, zum Teil auch wohnen können. Immerhin ist die Geldfrage ein wunder Punkt und erschwert den Besuch amerikanischer Universitäten durch deutsche Studierende.

Und dazu kommt die Empfindung, daß die amerikanische Universität wissenschaftlich noch nicht auf der Höhe sei. Das ist jedoch für nicht wenige Disziplinen eine heute bereits veraltete Vorstellung. Chemie, namentlich die anorganische, Psychologie und andere Fächer haben schon sehr achtunggebietende Leistungen aufzuweisen, während die Pflege anderer allerdings noch mehr oder minder im Rückstande ist.

Auch die Art des Lehrbetriebs ist für den deutschen Studenten befremdend und nicht verlockend. Gewiß ist unsere Methode, die den Studenten sogut wie völlig sich selbst überläßt, nicht ideal, und wir werden guttun, diese Gleichgültigkeit bis zu einem gewissen Grade aufzugeben. Die amerikanische Methode folgt dem entgegengesetzten Extrem. Dort ist alles Kontrolle und schulmäßiger Drill. Der Dozent ist Schullehrer, der Student Schüler. Über den Besuch der Vorlesungen wird peinliche Kontrolle geführt. Wiederholte Unregelmäßigkeit, Schwänzen also, zieht die Nichtanrechnung der betreffenden Vorlesung und damit leicht die Nichtanrechnung des ganzen Semesters nach sich, die von dem Nachweis des erfolgreichen Besuchs einer bestimmten Anzahl von Vorlesungen abhängt. Schriftliche Examina am Schluß des Semesters über die Gegenstände der einzelnen Vorlesungen haben den Beweis zu erbringen, ob der Besuch erfolgreich war; wenn nicht, so ist das Semester ebenfalls verloren. Das alles zwingt zu steter Arbeit und lückenlosem Besuch der Vorlesungen,

*) Inzwischen haben die Harvard-Universität und das Bryn Mawr College verschiedene Stipendien für deutsche Studenten bezw. Studentinnen ausgesetzt.

zum eifrigen Einlernen des vorgetragenen Stoffs. Ob das Syftem jedoch der Ausbildung kritischer Fertigkeit günftig ist, das ift eine andere Frage.

Trotz solcher Mängel, Unbequemlichkeiten, Hindernisse aber gehe jeder Student, dem sich eine Gelegenheit bietet oder der es ermöglichen kann, hinüber. Selbft wenn er für sein Studium die Verhältnisse nicht günstig findet, so wird er doch reichlich entschädigt durch alles, was er sonft sieht und lernen kann, durch eine bedeutende Erweiterung seines Gesichtskreises und seines praktischen Wissens.

Auf der andern Seite aber ift die Zahl der zum Studieren Europa aufsuchenden Amerikaner in letzter Zeit immer geringer geworden. Das ift an sich vollkommen verftändlich. Auffallend dagegen ist es, daß dem ftarken Nachlassen der Frequenz deutscher Universitäten eine Zunahme des Besuchs französischer gegenüberfteht. Welches sind die Gründe für diese beachtenswerte Erscheinung? Da spricht eine Reihe von Imponderabilien mit: die beiden Ländern gemeinsame republikanische Staatsform und anderes Verwandtes. Dankbar wird der Amerikaner immer der Hilfe gedenken, die Frankreich ihm in seinem Befreiungskampfe von der englischen Herrschaft 1778 ff. geleiftet hat. Die amerikanische Kunst ift Schülerin der französischen. Weit überfteigt der französische Kunftimport nach Amerika den deutschen. In beträchtlicher Zahl suchen amerikanische Künftler Frankreich auf, französische Architekten üben eine einflußreiche Wirksamkeit in Amerika aus, z. B. als Lehrer an der Universität zu Philadelphia, als Architekten in der Baukommission der sehr großartig geplanten Universität Madison in Wisconsin u. a. m. Frankreich ift das Land der Mode für die amerikanische Frau und der bevorzugte Zielpunkt der Europareisen neben England. Soweit die reichen Zirkel amerikanischer großer Städte von fremder Art überhaupt Notiz nehmen, pflegen sie in erster Linie französische Sprache und Kultur. Die rührige Alliance française sucht mit Erfolg durch die von ihr veranftalteten Vortragsreisen französischer Redner und Gelehrten über das ganze Land hin das Interesse an Frankreich, französischer Sprache und Art zu vermehren und durch die Behandlung politisch-aktueller Themen, wie z. B. vor etlichen Jahren der Marokkofrage, die öffentliche Meinung für Frankreich zu beeinflussen. Auch mit dem Professorenaustausch sind die Franzosen uns vorangegangen. Der frühere französische Botschafter Cambon hat sich im Anfang dieses Jahrhunderts die Förderung dieser Beziehungen besonders angelegen sein lassen.

Die große Mehrzahl der aufgezählten Faktoren würde es erklärlich erscheinen lassen, daß von vornherein die amerikanischen Studenten Frankreich ftatt Deutschland bevorzugt hätten. Da jedoch dies erft neuestens sich geltend macht, müssen die eigentlichen Gründe für diese Erscheinung andre sein. Für den Besuch seiner Lehranftalten macht Frankreich an den amerikanischen Universitäten geschickte und praktische Reklame, wie ich im Informationsbureau der Universität Chicago feftftellen konnte, wo dagegen über deutsche Universitäten und Studienverhältnisse überhaupt keine Auskunft zu erlangen war. Aber der entscheidende Grund ift natürlich ein anderer, und der konnte erft in jüngfter Zeit zu Einfluß gelangen.

Die früheren Dezennien haben die Methode und Gründlichkeit der deutschen Forschung nach Amerika verpflanzt, und ihre grundlegende Bedeutung für die amerikanische Wissenschaft wird von den Einsichtigen gebührend gewürdigt. Aber daneben ift eine andere Strömung mehr und mehr im Vordringen, namentlich unter den jüngeren Elementen, die sich gegen eine fortgesetzte Abhängigkeit ebenso auflehnt wie gegen die Auffassung, die in weiterem ausschließlichem Fortschreiten in den Bahnen und nach dem Mufter der deutschen Wissenschaft das Heil sieht. Man erkennt unsere Gründlichkeit zwar als unerläßliche Vorbedingung an, aber darüber hinweg ftrebt man einem höheren Ziele zu, der schönen Form, der gefälligen Leichtigkeit der Darftellung, der höheren Kunftmäßigkeit einer philosophisch durchgeiftigten Stoffbehandlung. Und diese vermißt der Amerikaner bei uns und gewiß nicht völlig mit Unrecht. Wie oft habe ich den unübersichtlichen, detailüberlafteten Betrieb unserer Vorlesungen von amerikanischen Kollegen, die an deutschen Universitäten ftudiert hatten, abfällig kritisieren gehört. Was aber der Amerikaner bei uns vielfach nicht findet, das sieht er sich in Frankreich geboten. Die fesselnde, anregende Art des französischen Betriebs, die freilich nicht selten zum Schaden

der wissenschaftlichen Solidität vorangeſtellt wird, kommt dem beweglichen, großzügig angelegten Geiſt des Amerikaners und seinem Drang nach wissenschaftlicher Vollendung entgegen und zieht ihn an. Von der Verbindung deutscher Gründlichkeit und französischer Geiſteselaſtizität, die er in sich selbſt beide zu verschmelzen gedenkt, erwartet er die endgültige, eigene wissenschaftliche Überlegenheit über deutsche und französische wissenschaftliche Arbeit zusammen.

Bis dahin iſt es freilich noch ein weiter Weg. Noch sind die amerikanischen Universitäten vielfach in der Ausbildung begriffen. Daß die Gründlichkeit nach deutscher Art ein Beſtandteil der amerikanischen Forschung geworden, bezeugen ihre Leiſtungen, die jedoch noch zu häufig in reinem Sammlerfleiß und erdrückend umfangreichen Detailarbeiten erſtarren und viel weniger in die Tiefe als in die Breite gehen. Noch iſt die Generation Gelehrter an den amerikanischen Universitäten die vorherrschende, die von deutscher Wissenschaft ſtark beeinflußt worden iſt. Aber nach ihrem Hingang dürfte es an ausreichendem Nachwuchs fehlen, der diese Tradition enger Fühlung der amerikanischen mit der deutschen Wissenschaft fortsetzen kann. Was iſt da zu tun, um diese Fühlung zu erhalten? Wir müssen ihre Grundlagen verbreitern, ihre Fäden vervielfältigen.

Während meines Aufenthalts in Amerika ward im Frühjahr 1909 zum erſten Mal eine Deutsche Kunſtausſtellung in New York eröffnet, die dann auch in Boſton und Chicago gezeigt ward. Anregung und Ausführung des Unternehmens waren Sache eines bekannten Newyorker Kunſtfreundes, Herrn Reisinger, und die deutschen Behörden kamen ihm verständnisvoll entgegen. Der Zweck war ausgesprochen der, den Amerikanern über die Kunſtleiſtungen der Deutschen die Augen zu öffnen, deutscher Kunſt und deutschem Kunſteinfluß einen breiten Weg nach Amerika zu bahnen trotz Frankreich. Übrigens iſt auch dies Unternehmen in der Form eines Austausches gedacht. Ferner sollte man die Millionen nach Amerika übergesiedelter Deutscher und ihre Nachkommen nicht außer acht lassen. Es wird zu diesem Zwecke in erſter Linie Fühlung mit dem eben in die Erscheinung getretenen Nationalbund, dem Gesamtverband des Deutschtums über die Union hin, zu nehmen sein. Natürlich muß die Sache von privater Seite in die Hand genommen werden. Unangenehme Erfahrungen werden dabei zwar genug gemacht werden mit einer ſtarken Indifferenz unserer ehemaligen Landsleute. Aber das Ziel, sie mit vorzugsweiser Hochschätzung der deutschen Kultur- und Geiſtesleiſtungen zu erfüllen oder eine solche in ihnen frisch und lebendig zu erhalten, iſt die Mühe wert. Hier z. B. hat auch der Austauschprofessor eine wichtige Seite seiner allgemeinen Kulturmission vor sich. Viele deutsche Gesellschaften, Vereine, Klubs im Lande machen sich seinen Aufenthalt zunutze, indem sie ihn zu Vorträgen auffordern. Nicht selten suchen sie auch direkt aus Deutschland Gelehrte und Künſtler dafür zu gewinnen. Und jeder deutsche Redner, der vor solchen Vereinigungen spricht, kann leicht empfinden, wie lebhaft das Interesse, die tiefe innere Anteilnahme zahlreicher Hörer gegenüber dem Dargebotenen iſt. Mehr freilich wird die Gewinnung der ehemaligen deutschen Bevölkerungsteile der Union für geiſtige Ideale auf einem andern Wege erfolgen, durch das Beispiel der Amerikaner. Nimmt bei diesen die Neigung für Kunſt und Wissenschaft zu, so werden auch sie ihren Ehrgeiz darein setzen, sich damit zu beschäftigen. Und auf diesem Umwege mag einmal der Idealismus, den wir Deutsche so gern als unsere eigenſte Natur, als unser Beſtes und als unsere tiefſten Kraftreserven in Anspruch nehmen, im Deutsch-Amerikaner wieder geweckt werden. Der Gewinn, den eine solche Entwicklung unsern Beſtrebungen in Aussicht ſtellt, wird nicht ausbleiben.

Im wissenschaftlichen Leben Amerikas drängt ein Idealismus von gewaltiger Kraft empor. Überall dort trifft man sie heute, die jungen Leute, die, gleichgültig gegen materielle Güter, ihre gesamte Lebensenergie in heller und nachhaltiger Begeiſterung der wissenschaftlichen Arbeit gewidmet haben. An den hingebenden Eifer meiner Studenten in Chicago im Herbſt 1908 werde ich immer mit besonderer Freude denken. In Amerika zieht die wachsende Wertschätzung der wissenschaftlichen Arbeit, auch derjenigen, die nicht unmittelbar materiell produktiv gemacht werden kann, mehr und mehr gutes und beſtes Menschenmaterial an sich. Und dies wird noch in viel ſtärkerem Maße der Fall sein, wenn die Gehälter der dortigen Universitätslehrer erſt

angemessen, die Kündigung abgeschafft, die Aussichten auf Pension, um die sich Carnegie aus eigenen Mitteln zunächst ein großes Verdienst erworben hat, allgemein sein werden. Daß trotz der noch vorhandenen starken Mängel des Berufs der Zudrang zu ihm so beträchtlich steigt, sollte namentlich diejenigen zur endlichen Revision ihrer Anschauung nötigen, die noch immer im Amerikaner nur den Dollarmacher sehen wollen.

Gegenüber dieser unzweifelhaft aufsteigenden Entwicklung in Amerika sind unsere wissenschaftlichen Zukunftsauspizien anscheinend weniger günstig. Es steht zu fürchten, daß die wirtschaftliche Hochflut, in die wir Deutschen seit zwei bis drei Jahrzehnten immer mehr hineingeraten sind, zusammen mit der leisen Veränderung sozialer Wertung, die sie mit sich führt, mehr und mehr tüchtige Elemente an sich zieht, die früher in der Gelehrtenlaufbahn das Ziel ihres Ehrgeizes sahen. Sind bei solcher Strömung berufliche Mißstände verschiedener Art obendrein in Kauf zu nehmen, so kann dadurch das Tempo des Rückganges nur beschleunigt werden. Und auch das große Ziel, daß wir in den geistigen Wechselbeziehungen der Völker und in der wissenschaftlichen Leistung die zentrale Stellung behaupten, die wir darin so lange auf so vielen Gebieten innegehabt, ist dann bedroht. Noch freilich werden weitschauend die Hilfsmittel vervielfältigt, sie uns zu sichern. Zu den Austauschprofessoren, Forschungsexpeditionen und einzelnen Forschern hinzu treten großgedachte Institute daheim, Lamprechts neues Seminar für Kultur- und Universalgeschichte in Leipzig, das neue Kolonialinstitut in Hamburg; auch das Orientalische Seminar in Berlin leistet wertvolle Dienste.

Und hier ist ein Feld, auf dem sich der in den letzten Jahrzehnten in Deutschland angesammelte Reichtum segensreich betätigen kann. Er ist der Wissenschaft bisher in viel zu geringem Maße zunutze gekommen und wird tief beschämt durch die Entschlossenheit, Zielbewußtheit und Opferwilligkeit, mit der der amerikanische Reichtum märchenhafte Summen für wissenschaftliche Zwecke hergibt. Dort sind die schönsten Universitätsinstitute, Bibliotheksgebäude usw. — mit Vorliebe Dinge, die den Namen des Spenders verewigen, daher weit seltener etwa akademische Lehrstühle oder Büchersammlungen — von Privatleuten gestiftet, ja ganze große Universitäten werden im wesentlichen von einzelnen Leuten unterhalten, beispielsweise die von Chicago von Rockefeller, Palo Alto von Frau Leland Stanford. Und häufig genug sind die reichen Gaben nicht Ausfluß ehrgeiziger Motive, sondern sozialer Empfindung. Der deutsche Reichtum hat sich noch nicht zu der Empfindung durchgerungen, daß es auch für ihn ein nobile officium ist, die geistige Machtstellung seines Landes freigebig zu fördern. Möchte er es bald lernen. Die geistige Macht Deutschlands voranstehen zu sehen im Geistesleben der Weltvölker, über ihrer Förderung jederzeit denkend und arbeitend zu wachen, ihr mit allen Mitteln zu dienen, direkt und indirekt, Gelehrte und andere Kreise, das muß das höchste Ziel unseres Ehrgeizes bleiben.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Sonneberg.

Die deutsche Spielwarenindustrie.

In den Münchener Volkswirtschaftlichen Studien hat Karl Rosenhaupt unter dem Titel: »Die Nürnberg-Fürther Metallspielwarenindustrie in geschichtlicher und sozialpolitischer Beleuchtung« einen wertvollen Beitrag zur Kenntnis der deutschen Spielwarenindustrie geliefert. Unter anderm weist er darauf hin, daß 1400 ein Seb. Ott als erster Dockenmacher in Nürnberg urkundlich erwähnt wird. Christoph Weigels Schrift: Abbildung der gemeinnützlichen Hauptstände (Regensburg 1698) hat wohl vor allem zur Verbreitung der Ansicht beigetragen, daß die Anfänge der deutschen Spielwarenindustrie in Nürnberg zu suchen seien. Es will aber scheinen, als ob das Gewerbe der Docken- und Spielwarenmacher erst infolge Anregung von außen in Nürnberg recht heimisch geworden ist. So von Berchtesgaden und Ammergau aus, »von wo diese Fertigkeit der Religion halber verfolgte Auswanderer nach Nürnberg brachten«, und von Sonneberg aus, deren Holzwarenerzeugnisse sehr zeitig von den Nürnberger Kaufleuten unterwegs auf ihren Reisen nach den norddeutschen Märkten und Messen angekauft und

vertrieben wurden. Damit im Einklange ſteht auch die Auffassung des Direktors des Bayerischen Gewerbemuseums von Kramer, eines gründlichen Kenners der Geschichte Nürnbergs. Nach seiner Ansicht iſt für Spielwaren im allgemeinen von jeher der Sammelname »Nürnberger« aus dem Grunde angewandt worden, weil es vom Mittelalter bis zum 18. Jahrhundert, und zwar lange ehe es sellbſt eine Stätte eigener Spielwarenproduktion wurde, der Haupt-Stapel- und Handelsplatz für diese Erzeugnisse war.

Der Holzreichtum des Thüringer Waldes und des sächsischen Erzgebirges hatte mit der Zeit zur Folge, daß die Fabrikation von Holzspielsachen in Nürnberg jener Konkurrenz nicht gewachsen blieb, daß aber nunmehr, besonders seit dem 19. Jahrhundert, die Metall-Spielwarenerzeugung eine gewaltige Entwicklung nahm. Heute lassen die drei großen Spielwaren-Induſtrie-Mittelpunkte sich derart kurz kennzeichnen, daß Sonneberg den Hauptsitz für Puppen und Papiermaché-Spielwaren darſtellt, während in Nürnberg-Fürth Metall — vorwiegend Weißblech und Zinn — und in Sachsen Holz das vorherrschende Rohmaterial abgeben.

Im Jahre 1900 beſtanden nach Kramer in den beiden Schweſterſtädten Nürnberg und Fürth 207 Spielwarenbetriebe; von diesen entfielen 148 auf Metallspielwaren, mit deren Herſtellung 1602 gewerbtätige Personen beschäftigt waren, während die Gesamtzahl der in der dortigen Spielwareninduſtrie tätigen Personen sich auf rund 2000 bezifferte; Rosenhaupt glaubt die Zahl aller direkt oder indirekt in der Nürnberg-Fürther Metall-Spielwareninduſtrie Erwerbstätigen auf mindeſten 8000 Personen veranschlagen zu dürfen. Er nimmt weiterhin an, daß Nürnberg-Fürth an der Spielwaren-Ausfuhr des Deutschen Reiches sowie an der Versorgung des deutschen Marktes selbſt mit mindeſtens einem Viertel beteiligt iſt. Da 1906 die deutsche Gesamt-Spielwaren-Ausfuhr einen Wert von rund 73 Millionen Mark hatte, da ferner auf den Bedarf des deutschen Marktes nach eingehenden Ermittlungen der letzten Jahre 16—18 Millionen Mark gerechnet werden dürfen, und somit die deutsche Gesamterzeugung an Spielwaren rund 90 Millionen Mark beträgt, so iſt die Jahresproduktion des Nürnberg-Fürther Bezirks auf nahezu 25 Millionen Mark zu bewerten. Da nun ferner der Produktionswert des Meininger Oberlandes (einschließlich Neuſtadt, S.-C.) mit Sonneberg als Zentrale mit 36—38 Millionen Mark und der des sächsischen Erzgebirges auf 8—10 Millionen Mark angenommen werden darf, so verbleiben für die von Jahr zu Jahr an Zahl zunehmenden sonſtigen Fabrikationsplätze noch etwa 18 Millionen Mark. Im Gegensatz zum thüringischen und sächsischen Bezirk, in dem die Hausinduſtrie vorherrschend iſt, tritt in Nürnberg-Fürth, da in der Fabrikation der Metall-Spielwaren maschineller Betrieb die Handarbeit ersetzt hat, diese Betriebsform zurück. Soweit sie sich aber erhalten hat, zeigen sich dieselben Mängel, die der Hausinduſtrie im allgemeinen anhaften, und die in mancherlei Veröffentlichungen und Kundgebungen der letzten Jahrzehnte gerade mit Bezug auf die Spielwarenfabrikation in besonders scharfe, teilweise überscharfe Beleuchtung genommen worden sind, und die auch Rosenhaupt in der genannten Schrift rückhaltlos kennzeichnet. Andererseits aber geht letzterer mit Recht nicht so weit, der beſtehenden Mängel willen der Nürnberg-Fürther Hausinduſtrie die Daseinsberechtigung abzusprechen. Im Gegenteil, er erkennt an, ähnlich wie es von anderer Seite hinsichtlich der thüringischen Spielwareninduſtrie geschehen iſt, daß die hausinduſtriellen Betriebe »nicht nur Exiſtenzfähigkeit besitzen, sondern auch für eine Reihe von Spielwarensorten als die einzig richtige Betriebsform erscheinen«. Für die Spielwareninduſtrie iſt eben besonders charakteriſtisch die unbegrenzte Mannigfaltigkeit und Vielgeſtaltigkeit ihrer Erzeugnisse, die dem regen, sinnenden Geiſte alltäglich faſt Gelegenheit gibt, aus seiner Umgebung, dem Leben in der Natur, den Geſtalten des Tier- und Pflanzenreiches, den Geschehnissen des täglichen Lebens, den wissenschaftlichen Erfindungen und Entdeckungen, den Sitten und Gewohnheiten fremder Völkertypen: kurz, allen erdenkbaren Vorgängen und Erscheinungen, Verwertbares und für das kindliche Gemüt Ansprechendes zu entnehmen. Diese Mannigfaltigkeit, wie wir sie heute sehen, von der das Gedeihen der Induſtrie und das Fortkommen der in ihr Beschäftigten abhängig iſt, würde der Fabrikinduſtrie ihrem ganzen Wesen nach nicht entfernt möglich sein.

Die Spielwareninduſtrie iſt ein hervorragend deutscher Gewerbszweig; Frankreich, das an zweiter Stelle ſteht, tritt in besonderen Gattungen von Spielzeug, namentlich Puppen, hervor. In den achtziger Jahren wurde bemerkt, daß in größerer Zahl auch in Nachbarländern, wie Öſterreich-Ungarn, Italien, Spanien, Spielwaren - Produktionsſtätten — teilweise unter Heranziehung deutscher Arbeiter — gegründet wurden. Die Ursache für diese Erscheinung erblickte man in den gerade damals recht schwierigen Absatzbedingungen, die indes durch feſte Abmachungen in Handelsverträgen allmählich günſtiger geſtaltet worden sind. Die Lebenskraft der deutschen Spielwareninduſtrie beruht in erſter Linie auf dem Export, und für ihr jeweiliges wirtschaftliches Gedeihen iſt die Aufnahmefähigkeit und Willigkeit fremder Märkte vorzugsweise ausschlaggebend. An der Ausfuhr der deutschen Erzeugnisse sind die Vereinigten Staaten von Nordamerika und Großbritannien, die reichlich zwei Drittel des gesamten deutschen Spielwarenexportes aufnehmen, besonders ſtark beteiligt. Auch heute wertet der Bezug von Öſterreich-Ungarn, Rußland und Italien zusammengenommen noch nicht vier Millionen Mark, und Öſterreich-Ungarn, Italien, Rußland, Belgien, die Schweiz, Rumänien und Serbien nehmen insgesamt kaum den dritten Teil des Gesamtbegehrs Englands auf.

Im Brennpunkt des Interesses ſteht schon seit längerer Zeit die Regelung der Beziehungen zu Spanien, Dänemark und namentlich den Vereinigten Staaten Nordamerikas, die für die Spielwareninduſtrie außerordentlich wichtige Abnehmer bereits sind, oder wie Spanien und Dänemark bei günſtigen Handelsbedingungen werden können. Es ist zu wünschen, daß für diese Induſtrie eine breitere, widerſtandsfähigere Basis und damit eine Gewähr mehr für die gedeihliche Zukunft eines Wirtschafts-

zweiges geschaffen wird, von dem 60—70,000 Personen im Reiche wirtschaftlich abhängig sind.

Über die gegenwärtige Lage der Spielwarenindustrie berichtet die Handelskammer zu Sonneberg in ihrem letzten Jahresbericht u. a. folgendes: Zum ersten Male seit 1½ Jahrzehnten, d. h. seit der durch den Sturz des Silberpreises in den Vereinigten Staaten Amerikas ausgebrochenen Krisis von 1893 haben Produktion und Absatz der Spielwarenindustrie einen Rückgang zu verzeichnen. Seit dem Beginn der 1890er Jahre stetig in aufsteigender Bewegung, hatte die Ausfuhr im Jahre 1907 eine Höhe von 80 Millionen Mark, die Gesamtproduktion, also Ausfuhr und inländischer Absatz, von reichlich 100 Millionen Mark erreicht. Ist allem Anscheine nach die Aufnahme des heimischen Marktes dem Vorjahre gegenüber annähernd die gleiche geblieben, so ist doch unter dem Einfluß der nach allen Richtungen hin einwirkenden Minderung der amerikanischen Kaufkraft der Export erheblich zurückgeblieben; bis zum 31. Oktober waren ausgeführt worden: 314,435 Doppelzentner im Werte von 54,753,000 Mark (im Vorjahre 369,358 Doppelzentner im Werte von 65,220,000 Mark). Das bedeutet der Menge und dem Werte nach ein Weniger von 15 bis 16 %. Ist dieser Fehlbetrag auch einschneidend genug, so wird doch die von der Kammer seit Jahren vertretene Auffassung durch diese Ziffer bestätigt, daß die Spielwarenindustrie nicht eine derartig schwere, niederdrückende Einbuße erlitten hat, wie es im Laufe des Jahres gelegentlich in Veröffentlichungen dargestellt wurde. Der Ausfall in den Aufträgen den Vorjahren gegenüber machte sich besonders im ersten und letzten Quartal geltend, da auf die Monate Mai bis September auch diejenigen Orders sich zusammendrängten, die sonst zeitiger, diesmal aber erst zu vorgerückter Zeit erteilt wurden. Für den Umsatz des letzten Vierteljahres kamen diesmal fast nur deutsche Aufträge und diejenigen der benachbarten Länder in Frage, da die viel spärlicher als sonst ausgefallenen überseeischen Bestellungen der großen Hauptsache nach bereits vor Beginn des Oktobers zur Erledigung gekommen waren. Im allgemeinen wird man sagen dürfen, daß der Begehr nach besseren Sachen — vielleicht vom deutschen Markte abgesehen — zurücktrat; auch gediegene neue Muster vermochten keine besondere Zugkraft auszuüben. Andererseits konnte, und dies ist ebenfalls charakteristisch, die Erfahrung gemacht werden, daß gewisse Artikel billigsten Genres, mit denen die Hausindustrie in vergangenen Jahren sich kaum noch befaßte, wieder angeboten und gern gefertigt wurden. Die besseren, gekleideten Spielwaren, auch Musikkästen sowie Fahrfiguren, werden in England und Amerika kaum noch begehrt; größeres Interesse zeigen noch Deutschland, die romanischen Staaten, darunter auch Südamerika.

Mitteilungen.

Französische wissenschaftliche Erfolge in Turkestan. Die französische wissenschaftliche Mission unter Paul Pelliot ist aus Zentralasien zurückgekehrt und wurde in Paris auf mannigfache Weise gefeiert. Das Comité de l'Asie française hat Paul Pelliot und Nonette durch ein großes Festdiner gefeiert, und eine wissenschaftliche Sitzung hat den kühnen Forschern zu Ehren in der Sorbonne stattgefunden. Die Mission, die so erfolgreich in Zentralasien gearbeitet hat, war von dem Comité de l'Asie française, dem französischen Unterrichtsministerium und der Académie des inscriptions et belles-lettres ausgesandt worden. Auch eine Anzahl anderer wissenschaftlicher Gesellschaften und verschiedene Private wie Lebaudy, Prinz Roland Bonaparte, der Herzog von Loubat und Senart hatten zu den ungefähr 400,000 Fr. betragenden Kosten der Expedition beigetragen. Ihr Programm hatte einen sehr ausgedehnten Charakter. Denn es galt nicht nur der kartographischen Aufnahme weniger bekannter Gegenden in Russisch- und Chinesisch-Turkestan, sondern die Expedition sollte auch Sammlungen, welche die Geschichte dieser Regionen und ihrer früheren Zivilisation, ihrer Religion und Kunst, endlich auch ihrer Flora und Fauna illustrieren, nach Hause bringen. — Ungefähr 3000 km Land sind kartographisch aufgenommen worden. Die Reise wurde zu Pferde von Andija in Russisch-Turkestan angetreten und endete zu Chongchu an der Eisenbahnlinie Peking-Hankau. Der schwierigste Teil der Route war die Überschreitung des Taldük-Davan-Gebirges in einer Höhe von über 4000 Metern. Die Temperaturunterschiede schwankten zwischen 100° Fahrenheit im Sommer und 31° unter 0 im Winter. Trotzdem konnte die Expedition stetig und ohne Unterbrechung fortschreiten. Als ihre Resultate im allgemeinen geben The Times an: Sie sind vom Standpunkt der Naturwissenschaft und Anthropologie höchst bemerkenswert, und das Pariser Museum hat manche Unika von dieser Reise erhalten. Aber diese Resultate treten weit gegen die archäologischen und bibliographischen Erfolge zurück. Die Expedition hat von Twen Hwang Holzstatuen und auf Seide angebrachte Gemälde mitgebracht, die auf eine Zeit vor dem 11. Jahrhundert zurückgehen. Archaische Bronzen wurden zu Singanfu erworben, die man in das 5. Jahrhundert v. Chr. datieren muß. Von ähnlichen Gegenständen und anderen Altertümern aus dieser Periode wurden zahlreiche Photographien aufgenommen. Die Manuskriptenfunde haben alle Erwartungen übertroffen. Zu Twen Hwang hat die Expedition eine ganze Bibliothek erworben, in der auch ein nestorianisches Manuskript enthalten ist. — Die gedruckten Bücher resp. Nachrichten gehen bis in das 7. Jahrhundert zurück; ebensoweit zurück sind in Holz eingestempelte Dokumente zu datieren. Alles in allem werden viele Tausende von Aufzeichnungen der chinesischen Abteilung der französischen Nationalbibliothek einverleibt werden, von denen der größte Teil nicht einmal in China, geschweige denn in Europa bekannt gewesen ist. Die Sammlung machte auf ihrer Durchreise in Peking einen so großen Eindruck, daß sich dort eine wissenschaftliche chinesische Gesellschaft gebildet haben soll, um zahlreiche Manuskripte, die von besonderer Wichtigkeit für die chinesische Geschichte und Literatur sind, im Faksimile zu reproduzieren. M.

In dem neuen Jahrgange des Jahrbuches des Bureau des Longitudes zu Paris berichtet der Direktor des Pariser Observatoriums und Mitglied der Académie des sciences Benjamin Baillaud über die im April 1909 abgehaltene sechste Versammlung des internationalen ständigen Ausschusses für die photographische Herstellung der Himmelskarte, an dessen Spitze er jetzt steht. Der Ausschuß ist im Jahre 1887 auf Anregung des Admirals Mouchez begründet worden und hat unter seinem Vorsitz die drei ersten Versammlungen 1887, 1889 und 1891 abgehalten; die vierte im Jahre 1896 leitete Tisserand, die fünfte im Jahre 1900 Loewy. Nach Beschaffung der nötigen Hilfsmittel, Konstruktion und Aufstellung der Instrumente begann die eigentliche Arbeit um 1893. In das Programm wurde 1900 die Zusammenfassung aller den Planeten Eros betreffenden Arbeiten aufgenommen, der sehr nahe an der Erde vorübergehen sollte. Die Verarbeitung der riesigen Zahl von Beobachtungen nahm 2—3 Jahre lang den größten Teil der Tätigkeit der an der Arbeit für die Himmelskarte beteiligten Observatorien in Anspruch, und die photographischen Arbeiten hierbei führten zu neuen Fragen für die Herstellung der Himmelskarte selbst. Alle diese Fragen sollte die neue Versammlung des ständigen Ausschusses beraten, zu der auch eine große Anzahl anderer Astronomen hinzugezogen wurden.

An der Versammlung nahmen 74 Gelehrte aus Frankreich und 34 aus anderen Ländern teil; wir erwähnen van de Sande Bakhuyzen, Darboux, David Gill, Küstner, Scheiner, Bigourdan, Prinz Roland Bonaparte, Deslandres, Hinks, Painlevé, Lippmann, Kapteyn, Palisa, Puiseux, Strömgren. Nach der Ergänzung des ständigen Ausschusses und der Wahl des Kongreßvorstandes wurden fünf Kommissionen eingesetzt für die Organisation der Arbeit, die Sterngrößen, für Optik, für den Sternkatalog und die den Eros betreffenden Arbeiten. In diese fünf Kommissionen wurden alle Mitglieder des Kongresses verteilt; einige wurden auch in mehrere Kommissionen gewählt, alle hatten das Recht, auch an den Arbeiten der Kommissionen teilzunehmen, in die sie nicht gewählt waren. Im ganzen wurden vier allgemeine Sitzungen und zwei, resp. drei Sitzungen der einzelnen Kommissionen abgehalten, und eine Reihe wichtiger Beschlüsse gefaßt, zu deren Abdruck es uns an Raum fehlt; sie füllen in Baillauds Bericht 11 Seiten.

*

Sammlung arabischer Handschriften in der Biblioteca Ambrosiana in Mailand. Im vorigen Jahre konnte die Ambrosiana ihr dreihundertjähriges Bestehen feiern; sie ist im Jahre 1609 von der Familie Borromeo begründet worden, von der auch jetzt noch ein Vertreter neben zweien des Metropolitankapitels und dreien des Stadtklerus im Kuratorium sitzt. An gedruckten Bänden hat sie gegen eine Viertelmillion, an Handschriftenbänden 8400. Die Handschriftenabteitung ist nun, wie der leitende Bibliothekar Dr. Achille Ratti berichtet, in den Besitz einer Sammlung arabischer Handschriften gekommen, die der Italiener Guiseppe Caprotti mit Hilfe der Spenden des Grafen Borromeo und anderer Edelleute und Bürger Mailands in Sanaa aufgekauft hat. In ihr sind nach der Voss. Ztg. Dichtungen, vor allem volkstümliche, theologische Streitschriften, philosophische Werke, Encyklopädien der Tier- und Pflanzenkunde, medizinische Schriften und Übersetzungen aus dem Griechischen (mathematische und medizinische) und aus dem Spanischen (astronomische) vertreten; auch Handschriften mit fein gemalten Miniaturen und dergl. finden sich.

*

Verwenduug der Maschinenkraft im Kohlenbergbau. In nen Weichkohlen-Bergwerken Nordamerikas wurden noch 1891 von je 15 Tonnen Kohlen nur je eine, oder 6,66 %, mit Maschinenkraft gefördert. 1906 betrug die Prozentzahl bereits 33 %, sodaß auf je drei geförderte Tonnen eine mit Maschinenkraft gewonnene kam. Und in den letzten Jahren hat sich das Prozentverhältnis noch mehr verschoben.

In England hat man die starke Verwendung der Maschinenkraft in Nordamerika zunächst darauf geschoben, daß die Kohlenschächte dort dafür günstiger liegen sollen. Daß dies aber wohl nur ein Vorwand war, der nicht stichhaltig ist, dürfte aus der Entwicklung der letzten Jahre zu schließen sein. Denn während 1902 in Großbritannien erst 483 Bohrmaschinen in Tätigkeit waren, betrug die Zahl 1908 bereits 1659. 1902 war die Menge der maschinenmäßig geförderten Kohlen etwas geringer gewesen als vier Millionen Tonnen, 1908 dagegen überstieg sie 13½ Millionen Tonnen. Man nimmt an, daß das Gesetz über den Achtstundentag, das kürzlich in England angenommen worden ist, viel dazu beitragen wird, die Maschinenkraft in den Bergwerken in noch umfangreicherem Maße einzuführen. Augenblicklich wird sie in Ost- und Westschottland mehr benutzt als in England selbst. In Ostschottland betrug der Anteil der Maschinenkraft in der gesamten Kohlenförderung 14.2 %. In England selbst ist die Maschinenförderung am stärksten in Yorkshire ausgebildet, wo sie 8.3 % beträgt. Auch im übrigen England steigt sie von Jahr zu Jahr. Denn während im Jahre 1907 auf 267,830,962 insgesamt geförderte Tonnen eine Menge von 12,877,035 maschinenmäßig gewonnener kam, stellte sich die Zahl 1908 auf 261,528,795 Tonnen Gesamtgewinnung und auf 13,508,510 Tonnen maschinenmäßig gewonnener. Während also der Umfang der Gesamtförderung etwas zurückgegangen ist, hat nicht nur der Anteil, sondern auch die absolute Zahl der durch Maschinen geförderten Tonnen zugenommen. Übrigens wird als Antriebskraft in Schottland hauptsächlich Elektrizität verwendet (1908 z. B. waren 46 % aller elektrischen Fördermaschinen in schottischen Kohlenbergwerken in Verwendung), im übrigen Großbritannien dagegen komprimierte Luft. Man nimmt dort an — ob mit Recht oder Unrecht, sei dahingestellt —, daß die komprimierte Luft gegenüber der Elektrizität größere Sicherheit biete.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 6
5. Februar 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Fichtes Universitätsplan.

Rede zur Feier des Geburtstages Seiner Majeſtät des Kaisers und Königs, gehalten in der Aula der Königlichen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Berlin am 27. Januar 1910 von Professor Dr. Alois Riehl.

Hochansehnliche Versammlung!
Kollegen!
Kommilitonen!

Von dem Jubeljahre unserer Universität empfängt auch die Feier, mit der wir heute den Geburtstag Seiner Majeſtät des Kaisers und Königs begehen, erhöhten Glanz.

Es iſt, als lebte wieder auf, was je in diesen Räumen bei gleich feſtlichem Anlasse von vaterländischer Begeiſterung, Treugelöbnis und Dankbarkeit sich vernehmen ließ, — und huldigte dem Monarchen, in dessen Person der Wille des Königlichen Stifters unserer Universität sich fortsetzt.

Unsere Feier bedeutet jedoch mehr als ein Familienfeſt zwischen der Universität und ihrem königlichen Schutzherrn. Der Kaisertag iſt ein nationaler Feſttag. Und in ganz besonderem Maße hat der Kaiser im verflossenen Jahre die Nation zu Dank verpflichtet. Daß in bedrohlichſter Lage der Friede erhalten blieb, schuldet die Nation, schuldet die Welt der Bündnistreue des Kaisers.

Wie von selber wenden sich in diesem Jahre, das nun einmal für uns im Zeichen der Geschichte ſteht, unsere Gedanken den Anfängen unserer Universität zu, und bei einem Momente aus der Zeit ihrer Gründung mögen sie heute verweilen.

Vielleicht hätte es, um hier, an dem Sitze der Akademie der Wissenschaften, eine Universität zu errichten, des äußeren Anſtoßes nicht bedurft: der Bitte einer Abordnung Hallescher Professoren (im Sommer 1807) um die Verpflanzung ihrer Universität nach Berlin. Die Worte aber, mit denen der König das Gesuch entgegennahm: »das iſt recht, das iſt brav; der Staat muß durch geiſtige Kräfte ersetzen, was er an physischen verloren hat,« inaugurieren eigentlich die Gründung unserer Universität. Sie bringen deren Errichtung auf hiſtorisch denkwürdige Weise in Verbindung mit der Hoffnung, dem Willen der Wiederaufrichtung des Staates. Sie geben der Beſtimmung der künftigen Universität die Signatur.

Nach einigen vorbereitenden Akten erging am 4. September 1807 an den Geheimen Kabinetsrat Beyme, in dessen Händen damals die wichtigſten Angelegenheiten des Staates lagen, die Order des Königs, »die Einrichtung einer solchen Lehranſtalt in angemessener Verbindung mit der Akademie der Wissenschaften in Berlin« zu bewirken. Schon am folgenden Tage wandte sich Beyme an Fichte. — Beyme hatte den Vorlesungen (von 1804 auf 1805) über »die Grundzüge des gegenwärtigen Zeitalters« als einer der eifrigſten Zuhörer beigewohnt und von der

Tiefe der Gedanken, wie der sittlich-heroischen Persönlichkeit des Philosophen den stärksten Eindruck empfangen. Jetzt richtet er die Bitte an Fichte, sein Nachdenken auf die zweckmäßigste Ausführung der königlichen Absicht zu lenken. Niemand fühle so lebendig, was uns nottue, Niemand übersehe das so in seiner Allgemeinheit als er. An hergebrachte Formen brauche er sich nicht zu binden, das neue Institut solle frei sein von dem alten Zunftgeist, auch schon in seiner äußeren Form.

Mit Leidenschaft geht Fichte ans Werk, getragen von dem Bewußtsein, daß ein großer Moment gegeben sei, der nicht ungenutzt verstreichen dürfe. Von dem Schmerze über die Niederlage Preußens, der ihm die Worte entrang: »Gottes Wege waren diesmal nicht die unseren; ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden; aber siehe, sie ist ausgelöscht«, hatte seine Tatkraft sich aufgerichtet an dem Gedanken der geistig-sittlichen Wiederherstellung der Nation durch eine neue Erziehung. Und in diesen allgemeinen Plan der Nationalerziehung münden auch seine Gedanken der Universitätsreform ein. Der Universitätsplan und die Reden an die deutsche Nation — man hat dies längst erkannt — gehören innerlich zusammen, wie zwei Teile eines einzigen Werkes, zwei Momente eines einheitlichen Wirkens.

Rasch, wie der Entwurf fortschreitet, sendet Fichte die Schrift an Beyme. So entstand der »deduzierte Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranstalt, die in gehöriger Verbindung mit einer Akademie der Wissenschaften stehe«, wie der vollständige Titel bezeichnend lautet.

Was für Pläne sonst noch eingingen oder eingeholt wurden (von Wolf, Schmalz, Hufeland, Schleiermacher), und in welchem Verhältnis sie zu dem Plane Fichtes stehen, wird der berufene Geschichtschreiber unserer Universität erzählen. Sie alle weichen von dem Herkommen nicht weniger, eher noch weiter ab als Fichtes Plan; ausgeführt wurde keiner. Daß auch Fichtes Vorschläge keine Verwirklichung fanden, war eine Folge keineswegs nur ihrer inneren Schwierigkeiten, sondern und noch mehr äußerer Umstände: der Ersetzung Beymes durch den Freiherrn v. Stein, der Entlassung Steins aus dem Staatsdienste, der Übernahme der Unterrichtsverwaltung durch Wilhelm von Humboldt. Humboldt schob alle Pläne und Neuerungen beiseite; man beruft eben, meinte er, tüchtige Männer und läßt das Ganze allmählich sich ankandieren.

So ward statt des kühnen Baues, den Fichte in Gedanken erschaute, eine Universität in hergebrachter Form errichtet. Wer ein Werk nach dem Erfolge mißt, wird damit Fichtes Entwurf für entwertet halten. Vielleicht aber hat sich Fichte, wie nach autoritativem Urteile im »geschlossenen Handelsstaat«, so auch in dem »deduzierten Plan« als prophetischer Seher erwiesen, vielleicht auch hier sich Probleme vorgelegt, die die Macht der Tatsachen der übrigen Welt erst so viel später zur Lösung aufnötigte. Gerade einige seiner am meisten bestrittenen, am allgemeinsten als phantastisch abgelehnten Forderungen haben in unserer Zeit, wenn auch nicht in unserem Lande, Verwirklichung erfahren, wie sie schon einmal verwirklicht waren, in der glänzendsten Zeit der griechischen Philosophie und Wissenschaft, woran auch Fichte immer wieder erinnert. Dies allein schon nötigt uns zu einer Revision der herkömmlichen Urteile über den Universitätsplan als einseitig, eigenwillig, dem Leben entfremdet, Bedingungen voraussetzend, die niemals existiert hätten. Zu dieser Revision aber, wie für das Verständnis des Planes selbst sind einige Voraussetzungen nicht zu entbehren. Sie finden sich in der Entwicklungsgeschichte des Philosophen.

Wenige Monate nach seiner Amtsentsetzung durch die Weimarsche Regierung infolge des Atheismusstreites, infolge seines Verhaltens in diesem Streite, und nachdem er vergeblich nach anderen Stätten für seine Wirksamkeit ausgeblickt hatte — traf Fichte, einem Rate des Ministers Dohm folgend, in den ersten Tagen des Juli 1799 in Berlin ein. Seine Ankunft erregte einiges Aufsehen und bei den Behörden Bedenken. Der König schlug über Vortrag Beymes diese Bedenken nieder mit den Worten: »ist Fichte ein so ruhiger Bürger, ist er so frei von allen gefährlichen Verbindungen, wie ich vernehme, so kann ihm der Aufenthalt in meinen Staaten ruhig gestattet werden. Ist es wahr, daß er mit dem lieben Gotte in Feindseligkeiten begriffen ist, so mag dies der liebe Gott mit ihm abmachen, mir tut das nichts.«

Fortan blieb Fichte, von kurzen Unterbrechungen (einen Sommer in Erlangen, ein

paar Monate in Königsberg, einen Besuch von Kopenhagen) abgesehen, in Berlin. Fortan ist sein persönliches Schicksal an das Schicksal Preußens gebunden. Das Leben in Berlin, die reiche Wirksamkeit in Lehre und Schrift, die Fichte sogleich hier zu entfalten begann, machte Epoche auch in seiner Philosophie. Diese erhebt sich erst jetzt auf ihren Gipfel. Die durch den Atheismusstreit lebendig gewordenen religiösen Probleme suchen nach Lösung. Aus dem Wissenschaftslehrer wird der Religionsphilosoph. Schon die 1800 erschienene »Bestimmung des Menschen«, Fichtes schönste und populärste Schrift, zeigt ihn auf dem Wege zu seiner zweiten Philosophie. Über das sittliche Leben erhebt sich die religiöse Kontemplation, über die Welt des Werdens und der Tat das Reich des ruhigen, in sich seligen Seins. Es wäre noch zu zeigen, in wie naher Verwandtschaft die Gedanken Fichtes aus dieser Zeit mit den Anschauungen des Neuplatonismus stehen, und welche geschichtlichen Fäden (wohl über Spinoza und die Deutsche Mystik hinweg) hier wieder angeknüpft werden.

Das Ewig Eine
Lebt mir ein Leben, sieht in meinem Sehen!

Noch nach einer anderen Seite seiner Entwicklung wird der Aufenthalt in Berlin für Fichte entscheidend. Zum ersten Male kam Fichte in Berührung mit einem großen Staatswesen, das ein wirklicher Staat war, und in dieser Berührung wandelte sich sein früherer abstrakter Kosmopolitismus in den konkreten um, d. h. eben, wie er jetzt erkennt: den Patriotismus. Er will dadurch zum Erzieher des Menschengeschlechts werden, daß er Erzieher der deutschen Nation wird. Auch für die geschichtliche Sachkunde gewinnt Fichte Verständnis; er bildet sich an Machiavelli.

In diesem doppelten Zusammenhange, dem religionsphilosophischen und dem national-politischen, erfährt auch seine Auffassung von der »Bestimmung des Gelehrten« eine Steigerung und doch zugleich auch größere Annäherung an das Leben. Schon in Jena, gleich zu Beginn seiner akademischen Tätigkeit hatte Fichte Vorlesungen über die Bestimmung des Gelehrten gehalten, und in dem System der Sittenlehre deduzierte er die Notwendigkeit eines besonderen Standes von Gelehrten, einer Gelehrtenrepublik, die an kein Symbol gebunden sei. Strenge Wahrheitsliebe ist die eigentliche Tugend des Gelehrten. Nun nimmt er in Vorlesungen in Erlangen und in Berlin diesen Gegenstand wieder auf und verbindet ihn mit der neuplatonischen Ideenlehre seiner zweiten Philosophie. Der Gelehrte trage in der »Idee« die Gestalt des künftigen Zeitalters in sich; sein Leben sei selbst das Leben der die Welt fortschaffenden und von Grund aus neu gestaltenden göttlichen Idee, innerhalb der Welt. Dieses Leben könne in zweifacher Form erscheinen, entweder wirkend nach außen, oder beharrend im bloßen Begriff. Demnach gebe es auch zwei Hauptgattungen von Gelehrten. Die erste befasse alle diejenigen, welche selbsttätig und nach ihrem eigenen Begriff die menschlichen Angelegenheiten zu leiten haben und sie zu stets wachsender Vollkommenheit erheben. Zu ihnen gehören nicht bloß die Könige und die unmittelbaren Räte der Könige, die Lenker des Staates, sondern alle ohne Ausnahme, die über die ursprüngliche Anordnung jener Angelegenheiten selbst zu urteilen und etwas Geltendes zu beschließen, das Recht und den Beruf haben. Die Gelehrten dieser Gattung nennt Fichte Regenten, schon mit diesem Worte auf Platons Archonten hindeutend. Uns stört an dieser platonisierenden Auffassung nur der Name Gelehrter, er erscheint uns für den hohen, ja enthusiastischen Begriff, den Fichte damit verbindet, noch unangemessener als selbst der Name Philosoph. Die zweite Gattung, die der Gelehrten im engeren Sinne, gliedere sich wieder, je nach der Weise der Mitteilung der Idee, in zwei Arten: die der Erzieher der Gelehrten und die der Schriftsteller.

Man muß diese Unterscheidungen Fichtes kennen, man muß das Wahre in ihnen anerkennen — und gewiß ist Lehrend-Erziehen und Schreiben zweierlei —, um seinen Universitätsplan richtig zu verstehen. Es handelt sich für Fichte — und damit ist das Neue und doch Alte seines Planes mit einem Worte vorangestellt — um eine Universität nicht nach mittelalterlichem Muster, sondern in der Form und nach dem Vorbilde der platonischen Akademie. Man mag also immerhin behaupten, Fichtes Plan stehe außer Beziehung zur Gegenwart; sicher ist, daß er in Beziehung zur Vergangenheit steht, leicht aber könnte diese in einer dem Geiste

der neueren Wissenschaft angemessenen Geſtalt wieder Gegenwart werden.

Mit Gedanken über eine Universitätsreform beschäftigt sich Fichte in dem Berliner Plane nicht zum erſten Male. Ihr früheſtes Auftauchen und Versuche zu ihrer Verwirklichung fallen schon in seine Jenaer Zeit. In beſtimmterer Form erscheinen sie in einem Schreiben von 1804 an die bayerische Regierung anläßlich des Rufes nach Landshut. Hier weiſt Fichte mit ausdrücklichen Worten auf die philosophischen Schulen der Griechen hin und fordert die Errichtung einer solchen Schule als des einzigen Mittels, die Wissenschaft in ihrer höchſten Potenz mitzuteilen. Eine solche Schule, die fürs erſte mit einer schon beſtehenden Universität verbunden werden könnte, würde, so erklärt er schon jetzt, nebenbei noch ein Dozentenseminar sein, ein ohnehin unentbehrliches Inſtitut, soll es mit der Pflege der Wissenschaft einen regelmäßigen Fortgang nehmen und ihr Gedeihen nicht vom Zufall abhängig bleiben. Die gleiche Forderung, eine Akademie zu schaffen, die wahrhaft Akademie sei, ſteht an der Spitze der »Ideen für die innere Reorganisation der Universität Erlangen«, einer für die preußische Regierung beſtimmten Denkschrift aus dem folgenden Jahre. Und was diese Schrift Grundsätzliches enthält, bringt der Berliner Universitätsplan in ausführlicher Entwicklung.

Wie alles, was auf das Recht der Exiſtenz Anspruch macht, so müsse auch die Universität, oder — es sind Fichtes eigene Worte —, »wie wir vorläufig im antiken Sinne des Wortes sagen wollen: die Akademie« sein und leiſten, was nichts außer ihr zu sein und zu leiſten vermag. Eine solche, ihr allein eigentümliche, allein durch sie erfüllbare Aufgabe habe die neuere Universität nicht ergriffen, nicht einmal deutlich erkannt. Sie setze die Lehrweise der mittelalterlichen Universitäten fort: die mündliche Überlieferung des Wissensſtoffes. Was aber im Mittelalter ein Notbehelf war, der Ersatz der nicht vorhandenen oder doch seltenen Bücher, habe seinen Sinn verloren, nachdem die Not längſt aufgehoben und ein Überfluß von Büchern vorhanden iſt. Dennoch aber halte man sich noch immer für verbunden, durch Universitäten dieses gesamte »Buchwesen« der Welt noch einmal zu setzen, und was schon gedruckt vor jedermanns Augen liegt, durch Professoren rezitieren zu lassen. Dem gedruckten Buchwesen ſtelle man so noch ein redendes an die Seite. Eine solche Wiederholung eben desselben in zwei Formen sei aber nicht bloß überflüssig, sie sei in ihren Folgen sogar schädlich. Die Trägheit werde dadurch verleitet, mit Berufung auf das Buch die Vorlesungen zu versäumen, mit Berufung auf die Vorlesung das Studium der Bücher zu vernachlässigen — und so gar nichts zu lernen. Von den beiden Mitteln der Belehrung sei das Studium der Bücher sogar das vorzüglichere. Das Buch hält Stand, die Rede fließt fort, ohne daß es dem Hörer möglich iſt, in ihren Fluß einzugreifen. Dieses passive Hingeben als Regel eingeführt, unterdrücke den Trieb der eigenen Tätigkeit und verderbe so auch noch für den Gebrauch des besseren Mittels — eben der Bücher. — An naturwissenschaftliche Vorlesungen mit ihren durch keine Bücher zu ersetzenden Demonſtrationen kann Fichte nicht gedacht haben.

Wohl haben die neueren Universitäten mehr oder weniger noch ein anderes Prinzip befolgt: statt der Wiederholung der wissenschaftlichen Literatur ihre Verbesserung. Selbſttätige Geiſter, unbefriedigt durch den Stand des Wissens auf ihrem Gebiete, suchen sich durch Vorträge selbſt zur Klarheit durchzuringen, oder Schüler zu hinterlassen, die im Stande sind, ihr Werk fortzusetzen oder zu übertreffen. Aber auch dieses Prinzip dessen allgemeinere Befolgung nicht zu verbürgen sei, führt über den Bereich der Literatur nicht hinaus.

Was die Universität ihrer wahren Beſtimmung nach sein soll, ergebe sich sogleich, wenn man die Beziehung der Wissenschaft auf das wirkliche Leben betrachte.

Man lernt, um das Erlernte in Werke zu verwandeln, es nicht bloß zu wiederholen, sondern etwas anderes daraus und damit zu schaffen. Letzter Zweck sei demnach auch hier nicht das Wissen, vielmehr die Kunſt, das Wissen zu gebrauchen. Diese Kunst aber mache sich nicht von selber. Ihre Regeln wollen erkannt und geübt sein. Die beſtändigen Weisen, nach denen der Verſtand verfährt, um etwas aufzufassen, müssen selbſt wieder aufgefaßt werden und zu klarem Bewußtsein erhoben. Eine Anſtalt,

in der mit Besonnenheit und nach Regeln dieses Bewußtsein entwickelt und die dabei beabsichtigte Kunst geübt würde, wäre eine Schule der Kunst des wissenschaftlichen Verstandesgebrauches.

Sie ist die Universität, wie Fichte sie plante; alle seine Forderungen und Neuerungen werden folgerichtig aus diesem Begriff abgeleitet: daher die Bezeichnung deduzierter Plan.

Auf Fichtes Universität wird planmäßig und unter den Augen des Lehrers gearbeitet. Nicht bloß der Lehrer, auch der Schüler muß fortdauernd sich äußern und mitteilen, wodurch die Form der einfach fortfließenden Rede in die dialogische Form sich verwandelt und »eine wahrhafte Akademie im Sinne der Sokratischen Schule« errichtet wird. Zwar fehlen zusammenhängende Vorträge nicht — auch Platon in der Akademie hielt solche Vorträge —, sie treten aber ihrer Bedeutung nach zurück hinter den wesentlicheren Mitteln und Formen der Unterweisung: den Prüfungen im Geiste der Kunst des Wissens, wobei das Erlernte zur Prämisse gemacht und als Antwort eine Anwendung dieser Prämisse verlangt wird, den Konversatorien, in denen aus Frage und Gegenfrage ein expresser Sokratischer Dialog entsteht, innerhalb des unsichtbar immer fortgesetzten Dialogs des ganzen akademischen Lebens: den schriftlichen Ausarbeitungen zu lösender Aufgaben, damit erhelle, in wie weit der Studierende sein Wissen in lebendigem Besitze hat und frei darüber verfügt. Dergleichen Aufgaben für sich oder für andere in Vorschlag zu bringen, soll auch der geübtere Studierende aufgefordert werden.

In diesen Prüfungen, sokratischen Unterredungen und Aufgaben erblickt Fichte das Neue und Kennzeichnende seiner Methode. Wie vieles aber von dem, was Fichte noch fordern mußte, bedeutet für uns keine Neuerung mehr! Namentlich unsere Seminarien — geisteswissenschaftliche Laboratorien nennt sie treffend der Chemiker Ramsay — entsprechen völlig seinen Konversatorien, und ihre Bedeutung den Vorlesungen gegenüber ist eine stetig wachsende.

Neu dagegen und nicht bloß auf den ersten Blick befremdend wird uns die weitere Forderung Fichtes erscheinen. Soll der Zweck der neuen Universität, zur Kunst des wissenschaftlichen Denkens zu erziehen, wirklich erreicht werden, so muß das gesamte Leben auch des akademischen Zöglings auf diesen Zweck gerichtet sein, in ihm aufgehen. Daher verlangt Fichte die Absonderung des Zöglings von aller anderen Lebensweise, seine Isolierung von der allgemeinen Masse des gewerbetreibenden Bürgertums und, was diese wieder voraussetzt, seine Sicherung vor jeder Sorge um das Äußere durch einen angemessenen Unterhalt. Von früher Jugend an soll der künftige Gelehrte gewöhnt werden, die Bedürfnisse des Lebens nicht als Beweggrund irgendeiner Tätigkeit anzusehen; früh die Denkart in ihm Wurzel fassen, daß man nicht der Gesellschaft dienen soll, um leben zu können, sondern leben, um ihr zu dienen.

Aufgabe des akademischen Lehrers ist nicht bloß, Künstler im Lernen zu erziehen, sondern auch Künstler im Lehren, die selbst wieder ihre Kunst, auf daß sie lebendig bleibe und wachse, weiter übertragen. Die Anstalt aber, die Fichte im Auge hat, würde im Fortgang ihrer Entwicklung von selbst zu einer Pflanzschule wissenschaftlicher Künstler, d. h. akademischer Lehrer werden und auf ihrer höchsten Stufe ein Professorenseminar sein. Man hat homiletische Übungen für Prediger, Seminarien für Schullehrer; an eine besondere Übung und Prüfung der Kunst des akademischen Lehrens dagegen hat noch niemand gedacht, als verstände sich diese Kunst von selber, als brauchte man nur zu wissen, um auch schon sagen zu können, was man weiß. Mit dieser höchsten Aufgabe, der Erziehung der Erzieher der Nation, bilde die Universität den Gipfel der Pädagogik, deren Wurzeln Pestalozzi gefunden habe, und deren Stamm die niedere Gelehrtenschule ist.

Fichte ist sich bewußt, daß jede Neuschöpfung an das Bestehende anknüpfen muß. Die ideale Universität kann nur im Rahmen der realen sich erzeugen und fortbilden. Daher genüge es, wenn fürs erste eine ihrer Form nach ganz gewöhnliche Universität eröffnet werde. Bleibt der erwartete Erfolg aus, so behalten wir immer noch eine solche Universität von hergebrachtem Schlage. Doch sei der Ausgangspunkt für ihre Umbildung von innen her in ihr bereits gegeben; er finde sich in der Philosophie und ihrer akademischen Geltung. Gerade weil die Philosophie formal, weil sie allgemein ist, nicht diese oder jene Wissenschaft, sondern die

Wissenschaft lehrt, vermöge sie den gesammten wissenschaftlichen Stoff in seiner organischen Einheit zu erfassen, das empirische Wissen mit dem Begriff, d. h. dem Bewußtsein der Methode zu durchdringen. »Der Geist jeder besonderen Wissenschaft ist ein beschränkter Geist, der zwar in sich selber lebt und treibt, auch köstliche Früchte gewährt, aber weder sich selbst noch andere Geister außer ihm zu verstehen vermag.« Das Problem, vor das Fichte sich gestellt sieht, hat auch für uns nicht aufgehört ein Problem zu sein, und dringender noch als Fichtes Zeit verlangt die Gegenwart seine Lösung, sollte diese selbst nur annäherungsweise möglich sein. Die Spezialisierung, die Spaltung der Wissenschaften greift immer weiter, die Arbeitsteilung droht zu einer Arbeitszerstreuung zu werden und den Zusammenhang der einzelnen Disziplinen mit dem Ganzen der Erkenntnis aufzulösen. Nur aus der Gemeinschaft der wissenschaftlichen Forschung kann die Einheit des Wissens wieder hervorgehen, von der die Wissenschaften ursprünglich ausgegangen sind; diese Gemeinschaft aber muß organisiert werden. Schon einmal hat die Philosophie diesen Beruf der Organisation der wissenschaftlichen Arbeit erfüllt, zum Heile der positiven Wissenschaften selbst, als sich Mathematiker und Astronomen dem königlichen Geiste Platons unterordneten. Wird sie ihn ein zweites Mal erfüllen und aller Forschung einen Maßstab geben, worin Helmholtz die ihr stets verbleibende Aufgabe erblickte? Man wird nicht sagen können, Fichte habe von der Gesetzgebung, die er für die Philosophie in Anspruch nimmt, übermäßigen Gebrauch gemacht. Er drückt seine Verachtung aus gegen alle die, welche a priori phantasieren, wo es gelte, Tatsachen beizubringen, und überläßt die Organisation der Fachwissenschaften einem Komité von Fachmännern. Nur die enzyklopädische Ansicht der gesammten Wissenschaft in ihrer Einheit behält er der Philosophie vor.

Auch seine besonderen Vorschläge zum Lehrplan erscheinen uns heute viel weniger radikal als sie seinen Zeitgenossen noch erscheinen mußten. Die eigentlichen Fachschulen, und damit auch den praktischen Teil der Theologie, will Fichte aus der Universität ausscheiden. Die wissenschaftliche Aufgabe der Theologie sieht er in der »Geschichte der Entwicklung der religiösen Begriffe unter den Menschen«. Die Religionsurkunden seien philologisch und historisch zu untersuchen, ohne vorgefaßtes Interesse für irgendein Resultat. Man werde noch den Jesaias lesen, wie man den Aischylos liest. Auch die historische Rechtsschule wird angekündigt. Die Jurisprudenz sei mit ihrem positiven Stoffe ein Teil der Geschichte; nur der allgemeine Rechtsbegriff müsse von der Philosophie gefunden werden. Nicht anders denken auch wir wieder von dem Verhältnis der Rechtswissenschaft zur Rechtsphilosophie.

Fichtes eigenartigste Idee ist der Gedanke der Bildung einer Genossenschaft, einer korporativen Vereinigung von Studierenden. Auch diese akademische Genossenschaft soll sich aus der bisherigen Universität entwickeln, auch für ihre Entwicklung seien schon in dieser die Bedingungen gegeben. Vorzüglich begabte Jünglinge, die bereits eine Probe ihres Talentes für die Kunst des Wissens gegeben haben, sondern sich aus der Masse der Studierenden als eine besondere Klasse aus und vereinigen sich freiwillig zu einer Gemeinschaft des Lebens und Lernens. Sie treten zu einer einzigen großen Haushaltung zusammen, zu gemeinsamer Wohnung und Kost. Was sie bedürfen, wird ihnen von der Ökonomieverwaltung gereicht und außer der Verfügung über ein mäßiges Taschengeld haben sie sich mit keinem ökonomischen Geschäfte zu befassen. Nach außen und rechtlich stellen sie ein Familienganzes dar; ein alter ehrwürdiger Gelehrter, der mit ihnen wohnt, steht dem Hause vor als unmittelbarer Haus- oder Familienvater. Sie tragen die gleiche Uniform wie die Professoren und sie tragen sie als Ehrenkleid, wie der Soldat den Rock des Königs. Sie heißen bei Fichte, von der Regel, der sie sich untergeordnet haben, die Regularen. Die Nichtregulierten werden von ihm als »Zugewandte« bezeichnet, ein Verbindungsglied zwischen den beiden Klassen bilden die »Kandidaten der Regel« oder Novizen. Wie in der platonischen Akademie, an die wir immer wieder erinnern müssen, so besteht auch in der Akademie Fichtes eine Scheidung zwischen der Masse der bloßen Schüler und dem engeren Kreis der Forschungsgenossen. Den Regularen stehen die höchsten Stellen in Staat und Schule offen. Aus ihnen gehen auch die Meister der Wissenschaft hervor, die Künstler

des Lehrens. Der Meister in der Philosophie ist zugleich Doktor im genauen Sinne des Wortes d. i. Lehrer, die Meister in den besondern Wissenschaften mögen fortfahren, sich Doktoren zu nennen, eigentlich sind sie »docti«, Gelehrte. So wird die Anstalt durch ihre eigene Fortbildung zu dem erwähnten Professoren-Seminar. Wie alles Leben, so erzeugt sich auch das Leben der Wissenschaft aus sich selber wieder.

Die sorgfältigen, sehr detaillierten Erwägungen der ökonomischen Bedingungen des Institutes, der Quellen seiner Einkünfte: Dotationen, Stiftung von Stellen durch Kreise und Städte, Auflassung der kleineren Universitäten zu seinen Gunsten, beweisen keineswegs, wie Kuno Fischer meint, daß Fichte hier nicht in seinem Elemente war; sie beweisen nur, wie ernst es ihm mit seiner Sache ist. Die finanziellen Einwendungen, urteilt auch Johannes von Müller, habe Fichte siegreich überwunden. Gegen den Vorwurf aber, unerhörte Neuerungen einführen zu wollen, verwahrte sich Fichte mit Berufung auf ähnliche Einrichtungen an den englischen Universitäten, auf Stifte wie das in Tübingen, auf die sächsischen Fürstenschulen. Für sich nimmt er nur den klaren Begriff in Anspruch, aus dem heraus er alle diese einzelnen Einrichtungen verstanden und in ein organisches Ganzes verwebt habe.

Neben der Akademie im antiken Stile und mit ihr in Verbindung bleibt noch eine Akademie im modernen, d. h. französischen Sinne des Wortes. Ihr vor allem fällt die Verbesserung der wissenschaftlichen Literatur als Aufgabe zu, ihr ausschließlich die Pflege wissenschaftlicher Spezialitäten. Sie setzt sich daher zusammen aus akademischen Lehrern, die aus dem Lehramt ausschieden, entweder weil sie die zum Lehren notwendige Frische verloren, oder sich ganz der reinen Forschung hingeben wollen. Sie bilden den »Rat der Alten« und nehmen, wenn sie wollen, Einfluß auf die Geschäfte der Universität. Ferner gehören zu ihr die Spezialisten in einem Zweige der Wissenschaft — »groß, ja einzig, schildert sie Fichte, in irgendeiner seltenen Wisserei, aber untauglich zur Lehre; lebendige Bücher, die der akademische Lehrer zuweilen nachschlage«.

Dis Akademie der Wissenschaften, die wissenschaftliche Kunstschule und die für die »Zugewandten« fortbestehende Universität zu einheitlichem Ganzen verbunden — dies der mächtige Bau, dessen Grund- und Aufriß Fichte im deduzierten Plane zeichnet.

Ihren Einfluß auf die Förderung der Wissenschaften betätigt die neue Akademie durch periodische Zeitschriften — eine Zeitschrift der Fortschritte in der wissenschaftlichen Kunst, daher das »Kunstbuch« genannt und ein »Stoffbuch«, das die an der Anstalt gemachten wissenschaftlichen Entdeckungen veröffentlicht. Dazu kommen noch Jahrbücher der Akademie der Wissenschaften; sie verfolgen die Fortschritte der wissenschaftlichen Erkenntnis auch des Auslandes; sie vertreten die Meßkataloge, und sollen das übliche, rein merkantilische Rezensierwesen verdrängen.

Ihren Verkehr mit den anderen Universitäten unterhält die neue Anstalt durch »wissenschaftliche Gesandtschaften«. Sie entsendet Repräsentanten an alle bedeutenderen Schwesteranstalten, auch des Auslandes, und empfängt Repräsentanten von diesen. Die Ähnlichkeit dieser Gesandtschaften mit unserem Professoren-Austausch ist nicht zu verkennen, und auch die an die verwandten Einrichtungen geknüpften Hoffnungen sind die gleichen. Wie die neue Akademie an und für sich betrachtet das Bild eines vollkommenen Staates gebe, so stelle ihre Verbindung mit den übrigen außer ihr vorhandenen wissenschaftlichen Körperschaften das Bild des vollendet rechtlichen Staatenverhältnisses dar. Diese frühe Verwirklichung der für alle menschlichen Verhältnisse ebenso angestrebten Form sei wie eine Weissagung, wie der strahlende Bogen des Bundes, der in lichten Höhen über den Häuptern der bangen Völker sich wölbt.

Die Klarheit aber, die jeder wissenschaftliche Körper schon für sich will und fördert, müsse unaufhaltsam fortfließen zur Organisation und Erziehung der Nation als seines eigenen Bodens zu Klarheit und Geistesfreiheit und so die Erneuerung aller menschlichen Verhältnisse vorbereiten und möglich machen.

Das Thema der »Reden an die deutsche Nation« ist mit diesen Worten angegeben.

Es bleibt Fichtes Verdienst, die Notwendigkeit eines Institutes gesehen zu haben,

das den Übergang von den Universitätsstudien zu selbständiger Forschung und Lehre zu vermitteln hat. Der Bau unserer Universität ist noch unvollendet, er bedarf des Zubaues eines solchen Institutes.

Es war Fichtes Irrtum, zu glauben, sein neues Institut könne und werde die alte Universität ersetzen, sie durch Umbildung gleichsam von innen aus zerstören und so zum Verschwinden bringen.

Dieser Irrtum aber hat mit Unrecht seine reformatorischen Ideen lange Zeit fast in Vergessenheit gebracht; höchstens die Geschichtsschreiber der Philosophie erwähnten sie mit einer gewissen verlegenen Bewunderung. Inzwischen hat die Universität manche dieser Ideen verwirklicht und sich weit fortbildungsfähiger erwiesen, als Fichte ihr zutraute.

Einzig Johannes von Müller hat den Plan des National-Erziehungs-Instituts begriffen. Der Plan sei vortrefflich und auch ausführbar — nur nicht gerade für eine Universität von tausenden Studierender, wohl aber für ein neben der Universität bestehendes und nach ihr zu besuchendes Institut. Glücklich vor allen, ja unentbehrlich sei die Idee eines »Professor-Seminariums«. Auch das Zusammenleben der Studierenden und die Sicherstellung ihres Auskommens seien große Dinge, nur erfordere dies eine nicht zu große Zahl.

In diesen Grenzen ist Fichtes Plan in der Tat verwirklicht worden. Es besteht in Paris seit 1893 ein Institut, bisher das einzige in seiner Art: die Fondation Thiers, eine der schönsten Institutionen der Welt hat ein Franzose sie genannt. Sie wurde gegründet zum Gedächtnis des um sein Vaterland hochverdienten Staatsmannes, der zugleich ein Gelehrter von Ansehen war, in Ausführung einer letztwilligen Verfügung der Witwe Madame Thiers, die für ihren Plan den Rat akademischer Freunde ihres Gatten einholte. Ausgezeichneten jungen Gelehrten — dies der Gedanke der Stiftung — sollten nach Vollendung ihrer Studien die Mittel gewährt werden, ihre Kenntnisse zu vervollkommnen und sich der Untersuchung und Forschung zu widmen, ohne durch Sorgen um das materielle Leben gestört zu werden. Überblickt man die Einrichtungen der Anstalt, so denkt man unwillkürlich an Fichte, und die Vermutung, es müsse eine Beziehung bestehen zwischen der Idee Fichtes und der Fondation Thiers, wird von dem gegenwärtigen Leiter der Anstalt bestätigt. Hier finden wir eine Anzahl junger Forscher zu einem gemeinschaftlichen Haushalt vereinigt. Die Pensionäre (fünfzehn an Zahl) erhalten Wohnung und Nahrung von der Anstalt. Diese hat ihren Sitz in einem schönen Gebäude in ruhiger, von Gärten umgebener Lage. Außerdem beziehen die Zöglinge jährlich eine angemessene Summe für ihren persönlichen Gebrauch und zum Zwecke wissenschaftlicher Reisen. Ein würdiger Gelehrter, der in der Anstalt wohnt, leitet diese wie ein Familienvater. Der Aufenthalt des Einzelnen währt in der Regel drei Jahre. Der enge wissenschaftliche Verkehr zwischen jungen Gelehrten, die sich den verschiedensten Wissenschaften widmen, hebt die Schranken auf, die die einzelnen Disziplinen trennen, und erweckt gegenseitiges Verständnis; so erwächst wie von selbst jene Organisation der wissenschaftlichen Arbeit, die Platon ins Leben gerufen, die Fichte wieder gefordert hat. Auch die Bibliothek der Fondation Thiers ist nach Grundsätzen eingerichtet, die mehrfach an Vorschläge Fichtes erinnern.

Nachdrücklich sei gesagt: hier liegt eine Ehrenschuld vor, die die Nation noch einzulösen hat. Früher oder später müssen Professoren-Seminarien errichtet werden; die lebendigsten Bedürfnisse der Wissenschaftspflege erheischen ihre Gründung. Die Nation ist reich geworden, und Reichtum verpflichtet. Eine glücklichere Gabe könnte der Universität zu ihrer Jubelfeier nicht dargebracht werden als die Sicherstellung der Gründung einer solchen Anstalt.

Und noch einen anderen, bescheideneren Wunsch wollen wir nicht unterdrücken. Wir hoffen, es werde sich in dieser Stadt der vielen Denkmäler endlich auch ein Denkmal Fichtes erheben, dieser männlichsten Gestalt unter den deutschen Philosophen, des Imperators auf dem Katheder, dem die Sätze vom Munde kamen wie Befehle, des Redners an die deutsche Nation.

Sie, liebe Kommilitonen, sollen Werkmeister und Bildner eines noch kostbareren Monumentes sein. Sie sollen die Erben sein der Gesinnung des großen Lehrers und Erziehers. Als er zur deutschen Nation redete, da redete er vor allem zur deutschen Jugend, und so lange es eine deutsche

Jugend gibt, kann seine Rede nicht verstummen. Erfüllen Sie, was er verlangte, was er hoffte: Lassen Sie das heroische Feuer seines Wortes einen Funken werfen in Ihre Brust, der da fortglimme und Ihr ganzes Leben ergreife. Erheben Sie sich zu der Höhe seines Glaubens: Im Leben des Geistes ist nichts wahrhaft real als die Idee.

Wir alle aber, hochansehnliche Versammlung! wollen uns nicht trennen, ohne des Anlasses dieser Feier noch einmal zu gedenken. Einmütig wünschen wir dem Kaiser ein segensreiches Jahr seiner Regierung. Einstimmig ist unser Ruf:

Heil dem Kaiser und König!

Der Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch und das Problem der Willensfreiheit.

Vom Landgerichtspräsidenten Kitz, Crefeld.

Wer die heftigen, zum Teil mit leidenschaftlicher Erregung geführten Kämpfe, die seit dem Beginn des letzten Viertels des vorigen Jahrhunderts auf strafrechtlichem Gebiete geführt wurden, miterlebt oder literarisch verfolgt hat, der mußte den jetzt der Öffentlichkeit übergebenen Vorentwurf zu einem deutschen Strafgesetzbuch mit nicht geringer Spannung in die Hand nehmen. Wie wird sich der Entwurf zu den großen grundsätzlichen Fragen stellen, über welche die moderne Strafrechts-Schule und ihre ältere Gegnerin, die sogenannte klassische Schule, so lange und so lebhaft gestritten haben? Werden die Grundbegriffe alles Strafrechts, die Begriffe des Verbrechens und der Strafe, in ihrem innersten Wesen anders erfaßt, und wird demgemäß unser Strafensystem auf eine ganz neue Basis gestellt sein? Entscheidend für die Antwort mußte vor allem die Stellung sein, die der Entwurf zu dem Problem der menschlichen Willensfreiheit einnehmen würde. Ist der Mensch in seinen Handlungen nicht frei, sondern derart kausal bedingt, daß er nach seiner individuellen Eigenart in Verbindung mit den Einwirkungen einer bestimmten Situation garnicht anders handeln **konnte**, als er im einzelnen Falle tatsächlich gehandelt hat, dann können wir ihn wegen dieser Handlungsweise, an der er selbst ganz und gar unschuldig ist, nicht vergeltend strafen, denn »vergolten werden kann nur, was vermieden werden konnte«. Die Begriffe der Schuld, der Verantwortlichkeit und der Strafe haben dann den Sinn, den man bisher mit ihnen verbunden hatte, völlig verloren. Die Strafe ist nicht mehr eine Vergeltung für schuldvolles Tun, sondern lediglich eine aus Zweckmäßigkeitsgründen hervorgegangene Sicherungsmaßregel der Gesellschaft, die durch den Strafvollzug entweder abschrecken und bessern oder, da keineswegs jeder normale Mensch gerade durch Leiden gebessert wird, unschädlich machen will.

Es war von vornherein zu erwarten, daß der Entwurf zu diesem hauptsächlichsten Differenzpunkte der beiden Strafrechtsschulen nicht mit ausdrücklichen Worten Stellung nehmen und sich nicht in einer, der Aufgabe eines praktischen Gesetzgebers widerstreitenden Weise zu den Lehren irgend einer bestimmten Theorie bekennen werde. Der hohe preußische Beamte, der den Vorsitz in der zur Beratung des Entwurfes eingesetzten Kommission geführt hat, hatte dem entsprechend auch schon vor dem Zusammentritt der Kommission am 1. Januar 1906 darauf hingewiesen*), daß ein Strafgesetzbuch kein wissenschaftliches Lehrbuch ist, daß es vielmehr ganz andere Ziele verfolgt. »Ein Gesetzbuch darf sich niemals einseitig in den Dienst bestimmter wissenschaftlicher Theorien stellen; die praktische Erfahrung, der gesunde Menschenverstand und politische Weisheit müssen ein solches Werk beherrschen.«

In vorsichtiger Zurückhaltung erklärt deshalb die jetzige Begründung**): »In Übereinstimmung mit dem geltenden Recht enthält sich der Entwurf einer ausdrücklichen Stellung-

*) Ministerialdirektor Dr. Lucas in No. 1 der Deutschen Juristenzeitung für 1906. Vergl. auch Begründung des Entwurfs Seite IX und X der Einleitung.

**) S. 225, Allgemeiner Teil.

nahme zu den Lehren vom Determinismus und Indeterminismus. Die Erörterung, ob der Mensch Willensfreiheit besitzt, und ob die deterministische oder indeterministische Anschauung richtig ist, gehört nicht in das Gebiet des Strafrechts, sondern in das der Philosophie und Psychologie. Die wissenschaftlichen Meinungsverschiedenheiten hierüber können, wie auch in der Wissenschaft mehrfach hervorgehoben ist, für den Gesetzgeber nicht entscheidend sein. Dieser hat vielmehr von der Voraussetzung eines geistigen Zustandes des Menschen auszugehen, der nach der allgemeinen Volksanschauung als ein normaler die Verantwortlichkeit für strafbare Handlungen begründet, und von dieser Verantwortlichkeit nur abzusehen, soweit dieser Zustand in abnormer Weise ausgeschlossen oder beeinträchtigt ist. Wird dieser Zustand mit der Fähigkeit zu freier Willensbestimmung in Verbindung gebracht, so ist dieser Ausdruck nicht im metaphysischen Sinne, sondern im Sinne des gewöhnlichen Lebens zu verstehen.«

In ähnlicher Weise hatten seinerzeit die Motive zu unserm jetzt geltenden Strafgesetzbuche sich dahin ausgesprochen: »Das Recht des Staates, gegen den Verbrecher nicht nur Sicherungsmaßregeln zu ergreifen, sondern ihn zu strafen, beruht auf dem allgemein menschlichen Urteile, daß der gereifte und geistig gesunde Mensch ausreichende Willenskraft habe, um die Antriebe zu strafbaren Handlungen niederzuhalten und dem allgemeinen Rechtsbewußtsein gemäß zu handeln«, und sie fahren fort, »daß in diesem allgemeinen Urteile die strafrechtliche wie die sittliche Zurechnung ihren Grund habe«. Auch hier lehnen die Motive ein Eingehen auf die verschiedenen metaphysischen Auffassungen über die Freiheit des Willens ausdrücklich ab.

Nach der Auffassung des strafrechtlichen Gesetzgebers in Gegenwart und Vergangenheit ist also die entscheidende Instanz für die Gestaltung des Begriffes der strafrechtlichen Zurechnungsfähigkeit nicht die Wissenschaft, sondern die allgemeine Volksüberzeugung. Damit war ohne weiteres klar, daß an den Bestimmungen des jetzt geltenden Strafgesetzbuchs in Bezug auf diese Frage nichts Wesentliches geändert werden würde. Und so ist es in der Tat. In Übereinstimmung mit dem jetzigen § 51 StGB. sagt deshalb der § 63 des Entwurfs: »Nicht strafbar ist, wer zur Zeit der Handlung geisteskrank, blödsinnig oder bewußtlos war, so daß dadurch seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen wurde.« Der spätere Satz der Begründung, daß der Entwurf »den Begriff der Zurechnungsfähigkeit unabhängig von der Hypothese der Willenfreiheit behandelt habe«, dürfte daher schwerlich richtig sein; der Entwurf geht vielmehr in seinen Bestimmungen von der Annahme aus, daß für den normalen Menschen in jedem Einzelfalle die Möglichkeit besteht, anders als strafbar zu handeln, er gründet aber diese tatsächliche Annahme der Willensfreiheit nicht auf die Lehren der Philosophie und Psychologie, sondern auf die für den strafrechtlichen Gesetzgeber in dieser Frage maßgebende Volksüberzeugung. Dem entsprechend ist denn auch die Strafe im Entwurf ihrem innersten Wesen nach durchaus als Vergeltungsstrafe gestaltet, die selbstverständlich nebenbei auch das Ziel der Besserung des Verbrechers im Auge hat, die aber, da ihr Rechtsgrund in der Notwendigkeit strafender Sühne liegt, auch da einzutreten hat, wo die Besserung des Übeltäters im einzelnen Falle nicht erreicht wird. Der vergeltende Charakter der Strafe tritt sogar im neuen Entwurf noch schärfer hervor als in unserem jetzigen Strafgesetzbuche; man braucht dabei nur an die Schärfungen der Zuchthaus- und Gefängnisstrafe zu denken, welche der § 18 des Entwurfs in Gestalt von geminderter Kost oder harter Lagerstätte für rückfällige oder besonders rohe und böswillige Übeltäter anordnet.

Es erhebt sich nun die schwerwiegende Frage, ob dieser Standpunkt des Entwurfs der richtige ist, ob seine resignierte Haltung der Wissenschaft gegenüber, welche die philosophischen Untersuchungen über die Willensfreiheit aus dem Gesichtspunkte des »non liquet« bewertet, und andererseits, ob die entscheidende Bedeutung, die er für die Gestaltung der strafrechtlichen Grundbegriffe der Volksüberzeugung beimißt, sachlich gerechtfertigt erscheinen. Ich glaube, daß diese Frage mit einem bestimmten »Ja« beantwortet werden muß.

Bei dem Streit um die Willensfreiheit, die man das innerste und schwierigste Problem der Moralphilosophie genannt hat, und die, wie die zusammenfassende Trias »Gott, Freiheit, Unsterblichkeit« beweist, mit den letzten

und höchſten Fragen der Menſchheit auf das innigſte verknüpft iſt, handelt es ſich um ein Kampfgebiet, das heiß umſtritten worden iſt ſchon ſeit vielen Jahrhunderten und das trotz aller Anſtrengungen der erleuchtetſten Geiſter bis auf den heutigen Tag die Entſcheidungsſchlacht noch nicht geſehen hat. Kant hat von dieſem Problem geſagt, daß Jahrtauſende an ſeiner Auflöſung vergeblich gearbeitet hätten. Und in unſerer Zeit hat Wilhelm Windelband in ſeinen »Vorleſungen über Willensfreiheit« den Ausſpruch getan, daß über die Frage der Willensfreiheit ſeit den Tagen des Plato und des Ariſtoteles die Menſchen mit ſo leidenſchaftlicher Heftigkeit geſtritten haben wie über keine andere Frage, die nach dem Begriff der Gottheit vielleicht ausgenommen. Aber alle dieſe Mühen haben nicht zu dem Ergebnis geführt, daß der Streit um die Willensfreiheit heute als philoſophiſch ausgetragen angeſehen werden könnte, obwohl gerade im letzten Jahrzehnt unſere Kriminaliſten mit einer Flut von Schriften und von Gründen gegen einander gekämpft haben. Daß gerade die Kriminaliſten es ſind, die immer wieder auf die uralte Streitfrage des Determinismus oder Indeterminismus zurückgeführt werden, darf uns nicht Wunder nehmen. Allerdings handelt es ſich hier gewiß nicht um ein ſpezifiſch juriſtiſches, ſondern um ein allgemeines Problem, das in alle Lebens- und Denkgebiete eingreift. Aber wenn andere Wiſſenſchaften dieſe im Hintergrunde der Dinge ſtehenden Fragen ruhig auf ſich beruhen laſſen und ſich ihren praktiſchen Aufgaben widmen können, ſind bei den Kriminaliſten eben dieſe praktiſchen Aufgaben ſelbſt unlösbar mit dem Grundthema der Willensfreiheit und ſtrafrechtlichen Verantwortlichkeit verknüpft. Sie werden dabei auch beeinflußt von den ſeeliſchen Grundſtimmungen unſerer Zeit, die philoſophiſchen Gedankengängen zugeneigt iſt, während man vor einem Menſchenalter vielfach mit wahrhaft mephiſtopheliſchem Ekel herabſah »auf den Kerl, der ſpekuliert«. Aber bei aller Anerkennung der vielfach neuen und geiſtreichen Form, in der dieſe dialektiſchen Kämpfe um die Willensfreiheit ſich bewegen, muß man doch ſagen, daß es im weſentlichen dieſelben ſachlichen Gründe ſind, die hüben und drüben immer wieder von neuem ins Feld geführt werden. Und wenn wir in dem Streit der Kriminaliſten einen Hiſtoriker als Unparteiiſchen hören wollen, ſo mögen wir uns von Karl Lamprecht*) ſagen laſſen, daß zwar kein Beweis für das Daſein der Freiheit geführt werden könne, daß andererſeits aber auch der Determinismus angreifbar und unvollſtändig bewieſen ſei. Wer kann es bei dieſem ungeſchlichteten Zwiſte hin und her wogender wiſſenſchaftlicher Meinungen dem Entwurfe verargen, wenn er ſich auch für unſre Zeit mit einem reſignierten »ignorabimus« begnügt und ſich bei ſeinen Entſchließungen auf den Boden des Schillerſchen Epigramms ſtellt:

Auf theoretiſchem Feld iſt weiter nichts mehr zu finden.
Aber der praktiſche Satz gilt doch: Du kannſt, denn Du ſollſt.

Wenn man nun aber annimmt, daß die wiſſenſchaftliche Löſung des Problems uns oder unſern Enkeln und Urenkeln ebenſowenig beſchieden ſein wird, wie bisher den philoſophiſchen Denkern ſeit den Tagen des Plato und des Ariſtoteles, ſo mußte ſich der Entwurf die Entſcheidung von einer andern Stelle holen. Um eine Antwort auf dieſe Frage zu finden, muß man ſich erinnern, daß das Strafrecht mehr als jeder andere Rechtsteil ein Niederſchlag des allgemeinen Kulturlebens eines Volkes iſt. Das was der große engliſche Dichter als die notwendige Eigenſchaft eines wirkungsvollen Dramas bezeichnet, »daß es dem Jahrhundert und Körper der Zeit den Abdruck ſeiner Geſtalt zu zeigen habe«, das gilt in gewiſſem Sinne auch von einem Strafgeſetzbuch. Auch in ihm, das mit tauſend Fäden an die allgemeine Kultur ſeines Volkes und ſeiner Zeit geknüpft iſt, müſſen die gegenwärtigen nationalen Anſchauungen in Bezug auf Ethik und Recht und die herrſchenden ſozialen Zuſtände zu deutlichem Ausdruck kommen, wenn das Geſetz den tatſächlichen Bedürfniſſen genügen und die erwarteten Wirkungen ausüben ſoll. In dieſem Sinn iſt ein Strafgeſetzbuch in weit höherem Maße ein Kind ſeiner Zeit als ein Zivilgeſetzbuch. So ſind viele ziviliſtiſche Grundſätze des römiſchen Rechts immanente Beſtandteile jedes entwickelten Zivilrechtsſyſtems, während die Bedeutung des römiſchen Strafrechts mit dem Staate verſchwunden iſt, der es geſchaffen hatte. Beſteht aber ein

*) Deutſche Geſchichte, I. Ergänzungsband S. 438.

so inniger Zusammenhang zwischen Volkskultur und Volksüberzeugung einer- und dem Strafrecht andrerseits, so ist ein Strafgesetzbuch, das sich in der entscheidenden Grundfrage in Widerspruch mit den Volksanschauungen setzt, ganz einfach ein Ding der Unmöglichkeit. Niemand kann nun bei objektiver Betrachtung darüber im Zweifel sein, daß der Nation die Anschauung, das Verbrechen sei ein notwendiges, von dem Täter gar nicht vermeidbares Geschehnis, jetzt ebenso fremd ist, wie sie ihr in allen Phasen ihrer Geschichte fremd gewesen ist. Der einmal von hervorragender Seite ausgesprochene Satz: »Einem Verbrecher einen Vorwurf aus seiner Tat machen zu wollen, ist ebenso ungereimt, als wenn wir einen Aussätzigen seines Aussatzes willen tadeln wollten,« wird niemals die Zustimmung der Allgemeinheit finden. In dem Raubmörder, der aus sicherem Hinterhalt den vorüberziehenden Reisenden niederschießt, um sich mit seinem Gelde vergnügte Tage zu machen, wird unser Volk niemals lediglich das unglückliche Opfer der ihn zum Handeln zwingenden soziologischen und Charakterverhältnisse, sondern einen Schuldigen sehen, der, wenn seine freie Willensbestimmung nicht durch geistige Erkrankung ausgeschlossen war, die Tat sehr wohl hätte unterlassen können, und der, weil er dies nicht getan hat, mit vergeltender Strafe belegt werden muß. Trotz aller konfessionellen Gegensätze, trotz aller Unterschiede in der Weltanschauung, wie sie die Verschiedenheiten in Erziehung, Bildung und Lebenslage mit sich bringen, ist die ungeheure Mehrheit unseres Volkes zu keiner Zeit darüber im Zweifel gewesen, daß die in unserem Gewissen vernehmbaren Imperative des Sitten- und Rechtsgesetzes, welche ihre letzte metaphysische Verankerung im göttlichen Willen haben, nur dann einen für uns verständlichen Sinn besitzen, wenn dem Sollen auch ein Können entspricht, wenn wir uns als den verantwortlichen Täter unserer Taten ansehen müssen. In dieser Hinsicht deckt sich die Volksanschauung vollkommen mit der Auffassung Kants, wenn er sagt: »Wäre keine Freiheit, so würde das moralische Gesetz in uns gar nicht anzutreffen sein.«

So hat unseres Erachtens der Entwurf recht getan, daß er in der Frage der Willensfreiheit und Vergeltungsstrafe den allein möglichen Weg gegangen ist und sich auf den Boden der Volksüberzeugungen gestellt hat. Er konnte diesen Standpunkt um so eher einnehmen, als er sich im übrigen von jeder theoretischen Einseitigkeit frei gehalten und modernen Gedanken seine Tore weit geöffnet hat. Diese freie und den verschiedenen wissenschaftlichen Richtungen gegenüber unparteiisch abwägende Haltung des Entwurfes war von vornherein zu erwarten, da an den vorbereitenden Arbeiten, insbesondere an dem großen Sammelwerke der »vergleichenden Darstellung des deutschen und ausländischen Strafrechts« hervorragende Vertreter beider Strafrechtsschulen sich mit gleicher Hingebung und gleichem Erfolge beteiligt hatten. So begegnet man denn, soweit gegenüber der gewaltigen Arbeitsleistung des Entwurfes nach kurzer Prüfungszeit schon ein Urteil erlaubt ist, auf Schritt und Tritt den Spuren der modernen Schule, und gerade der praktische Jurist sieht mit großer Befriedigung, wie die von dieser Schule in so reicher Fülle ausgestreuten Anregungen nicht bloß in dem Jugendstrafrecht, sondern auch auf zahlreichen anderen Gebieten Leben und Wirklichkeit erlangen. Auch derjenige, der nicht zugibt, daß das Verbrechen das notwendige Produkt aus der Eigenart des Täters und der ihn umgebenden gesellschaftlichen Verhältnisse ist, wird den schwerwiegenden Einfluß dieser Verhältnisse auf das Zustandekommen des Verbrechens nicht verkennen und wird es deshalb mit Freude begrüßen, daß künftighin ein freier gestellter Richter mehr als bisher die Persönlichkeit des Täters und die besonderen Umstände der Tat in Berücksichtigung ziehen darf. In mancher Hinsicht sind also die Gegensätze doch nicht so groß, wie sie scheinen, und die auf Herstellung einer neuen Gestaltung des materiellen und formellen Strafrechts drängende nationale Sehnsucht wird dafür sorgen, daß jetzt, wo mit den Vorlagen des Entwurfs zur Strafprozeßordnung und des Vorentwurfs zum Strafgesetzbuch der Rubikon einmal überschritten ist, auch unaufhaltsam weiter marschiert wird. Wie sehr formelles und materielles Strafrecht ineinandergreifen, und wie die Reform des einen durch die Gestaltung des anderen Rechtsteiles bedingt wird, das ist schon auf dem 26. deutschen Juristentage in Berlin im Jahre 1892, auf dem das Gesamtproblem der Strafrechtsreform zum ersten Male zur Dis-

kussion gestellt worden war, gebührend hervorgehoben worden. Deshalb muß nunmehr das Bestreben darauf gerichtet sein, daß der zeitliche Abstand zwischen der jetzt zur parlamentarischen Beratung gelangten Strafprozeßordnung und dem neuen Strafgesetzbuch kein allzu großer werde. Jede Zeit hat ihre besondere geistige Atmosphäre, jedes Gesetz ist ein Kind seiner Zeit und kann nur aus dieser heraus völlig verstanden und gewürdigt werden. Es darf deshalb mit der endgültigen Beschlußfassung über die Gestaltung des Strafgesetzbuches nicht jahrelang gewartet werden, bis ein neues Geschlecht in die entscheidenden Stellen gerückt ist und die geistigen Strömungen, unter denen die Schwester des Strafgesetzbuches, die Prozeßordnung, das Licht der Welt erblickt hat, abgeblaßt oder vergessen sind. Die verschiedenen Gesetzeskinder sind sich sonst so unähnlich, daß die Strafrechtspflege mit ihnen gleichzeitig unmöglich auskommen kann.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Konstantinopel.

Der strategische Wert der Bagdadbahn.

Am 23. Dezember 1909 waren gerade zehn Jahre vergangen seit dem bedeutungsvollen Tage, da der Direktor der Deutschen Bank, Georg Siemens, in seiner Eigenschaft als Vorsitzender des Verwaltungsrates der »Anatolischen Eisenbahn-Gesellschaft« zu Konstantinopel den berühmten Vertrag mit dem türkischen Handelsminister Zihni-Pascha abschloß, wonach die von ihm vertretene Bahngesellschaft sich verpflichtete, ihr damals bis Konia in Kleinasien reichendes Bahnnetz binnen acht Jahren bis an den Persischen Meerbusen zu verlängern. Der Plan dieser hauptsächlich als deutsches Unternehmen gedachten Bagdadbahn gehörte zu den großartigsten und weitschauendsten weltwirtschaftlichen und weltpolitischen Projekten der neuesten Zeit und hat seither unablässig die öffentliche Aufmerksamkeit in Deutschland, England, Frankreich, der Türkei und auch in anderen Ländern in Anspruch genommen. Man weiß, daß die Hoffnung, den Schienenstrang binnen acht Jahren an den Persischen Golf vorzutreiben, sich als wesentlich zu optimistisch erwiesen hat: jetzt sind zehn Jahre vergangen, und die Bahn ist noch nicht einmal aus Kleinasien herausgetreten! Schuld an dieser ungebührlich langen Verzögerung ist freilich nicht etwa ein Unvermögen der deutschen Unternehmer, auch nicht ein Mangel an gutem Willen seitens der türkischen Regierung, welche sich verpflichtet hat, die Bahn zu subventionieren, sondern schuld war die zeitweilig recht trübselig gewesene finanzielle Lage der Türkei und die äußere Macht der Umstände, insbesondere aber der an Fanatismus grenzende, erbitterte Widerstand, mit dem man in England das deutsche Unternehmen, wie auch sonst alle großartigen nichtbritischen Verkehrsprojekte in fremden Ländern, bekämpfte. Lange Zeit schien es so, als ob die deutsche Bagdadbahn schon im Turkmenendorf Bulgurlu am Fuße des zilizischen Taurus, bis wohin sie am 25. Oktober 1904 eröffnet worden war, ein unrühmliches Ende für immer erreicht habe; doch fand man im Juni 1908 Mittel und Wege, die von den englischen Diplomaten in den Weg gelegten Hindernisse auszuschalten und den Weiterbau bis zum Dorfe El Helif im nördlichen Mesopotamien sicherzustellen. Das war ein Erfolg, der von Deutschen wie von Türken gleich freudig begrüßt werden mußte, denn er bedeutete für Deutschland eine wirtschaftliche Vorherrschaft mindestens im nördlichen Mesopotamien, und für die Türkei lag darin neben der weltwirtschaftlichen Erschließung eines Landes, das einer nahezu unbegrenzten Entwicklung fähig zu sein scheint, die Gewähr eines unschätzbaren strategischen Hilfsmittels zur raschen Heranziehung entlegener Truppenteile wie auch zur Pazifizierung ferner, oftmals unbotmäßiger Gebiete. Der Weiterbau der Bagdadbahn über den zilizischen Taurus hinweg zunächst nach Adana ist denn auch im Frühjahr 1909 in Angriff genommen worden und macht gegenwärtig rüstige weitere Fortschritte.

Man durfte von vornherein erwarten, daß England die über seinen Kopf hinweg beschlossene Weiterführung der Bagdadbahn nicht ohne weiteres stillschweigend gutheißen werde. Tatsächlich scheint es denn auch neuerdings einen Erfolg für seine Interessen erzielt zu haben, dessen große Tragweite auf den ersten Blick unmöglich richtig erkannt werden kann.

Kürzlich hat nämlich der türkische Ministerrat einen Beschluß gefaßt, der in jedem Falle äußerst folgenschwer sein wird, wenn auch heut noch niemand zu sagen vermag, ob er segensreich oder verhängnisvoll für die Türkei und die Bagdadbahn sein wird. Es ist nämlich endgültig entschieden worden, daß die Bahn, wenn sie demnächst das durch die jüngsten Metzeleien so berüchtigt gewordene Adana erreicht haben wird, von dort nach Alexandrette und weiter nach Aleppo geführt werden soll, bevor sie bei Biredjik, in der Nähe des durch Moltkes Anwesenheit bekannten Schlachtfeldes von Nisib (24. Juni 1839), den Euphrat überschreiten wird. Dieser Beschluß ist von einer nicht abzusehenden Tragweite, weil die Bahn damit an den Busen von Iskenderun und somit ans Mittelmeer unmittelbar herantritt. Zahlreiche deutsche Kenner des Landes und der Verhältnisse haben vor einer derartigen Führung einer vom Bosporus nach Syrien und Mesopotamien zu bauenden Bahn aus strategischen Gründen aufs dringendste gewarnt,

allen voran Generalfeldmarschall Moltke, und Sultan Abdul Hamid hätte auch, wenn er noch in Yildiz-Kiosk residierte, unter keinen Umständen jemals die Erlaubnis zu der jetzt festgelegten Route der Bagdadbahn gegeben. Denn wenn auch der Bahnbau an der Küste sehr viel leichter ist als im Hinterland durch das schwer zugängliche Amanus-Gebirge, und wenn auch in wirtschaftlicher Hinsicht die Bagdadbahn durch das Anlaufen von Aleppo und der wichtigen Küstenstadt Alexandrette nur bedeutend gewinnen kann, so büßt sie doch ihren Charakter als wichtiger strategischer Faktor mit dem Herantreten an die Küste nahezu vollständig ein, also gerade diejenige Eigenschaft, wegen deren die türkische Regierung seinerzeit hauptsächlich so großen Wert auf die Schaffung der Bahnlinie legte. Denn in politisch erregten Zeiten, in zugespitzten diplomatischen Situationen oder gar im Kriegsfalle kann nunmehr die Verwendung der Bahn für Truppentransporte usw. unschwer vom Meere her unterbunden werden, wenn ein paar fremde Kriegsschiffe in den Golf von Iskenderun eindringen und mit ihren Geschützen die Bahnstrecke beherrschen oder mit Hilfe eigens gelandeter Truppen die Schienen zerstören. Es ist nicht zu erkennen, wie man dieser Gefahr begegnen will, wenn nun wirklich die Küstenführung der Bahnlinie aus wirtschaftlichen und technischen Erwägungen heraus vorgezogen wird. Der türkische Ministerrat rechtfertigt sein Verhalten lediglich mit einem Hinweis darauf, daß gegenwärtig die Beziehungen der Pforte zu England die denkbar besten seien. Von England nämlich, das, im Besitz von Cypern, den Golf von Iskenderun strategisch beherrscht, darf man sich in Konfliktszeiten eines Anschlags auf die Bagdadbahn aus mannigfachen Gründen zu allermeist versehen. Sollte nun bei der Entscheidung des Ministerrats tatsächlich jedes strategische Bedenken lediglich durch die Erwägung zum Schweigen gebracht worden sein, daß gegenwärtig keine politischen Differenzen von Bedeutung mit England bestehen, so müßte man den Beschluß als ungemein kurzsichtig bezeichnen, denn mehr oder weniger schwere Konflikte hat es während der letzten Jahre gerade mit England in Hülle und Fülle gegeben — es sei hier nur an die ernsteste dieser Affären erinnert, den Sinaistreit vom Frühjahr 1906, der zeitweilig ein äußerst bedrohliches Aussehen annahm, als England mit einer Flottendemonstration im Bosporus drohte! Und nahezu gleichzeitig mit der Erklärung des Ministerrats, daß man mit England auf bestem Fuße lebe, spielte der noch immer nicht ganz beigelegte Konflikt wegen des von der englischen »Lynch«-Gesellschaft eigenmächtig angemaßten Schiffahrtsmonopols auf dem Tigris. Die »Meinungsdifferenz«, die sich daraus entspann, wurde zwar unter dem Druck der englischen Regierung durch die an Schwäche grenzende Nachgiebigkeit der türkischen Regierung rasch beseitigt, aber leicht hätte auch sie sich zu einem Streitfall von prinzipieller Bedeutung auswachsen können. Und Konfliksstoffe wie dieser, vor deren Aufrollung im gegebenen Moment England noch niemals gezaudert hat, schweben nahezu allmonatlich einmal in der Luft!

Es ist ja übrigens nicht nur die Bagdadbahn, sondern auch die sogenannte Mekkabahn, die durch die Küstenstrecke der Bagdadbahn am Golf von Iskenderun unter Umständen dereinst strategisch lahmgelegt zu werden vermag. Wenn nämlich der Weiterbau der Bagdadbahn bis Aleppo gediehen sein wird, so wird zweifellos die von Damaskus bis Mekka laufende Mekka- oder Hedschasbahn nordwärts gleichfalls bis Aleppo verlängert und somit ein fortlaufender Schienenstrang vom Bosporus bis zu den heiligen Stätten Arabiens ins Leben gerufen werden, der bei einer künftig wiederkehrenden Notwendigkeit, die Herrschaft des Sultans über einzelne Teile Arabiens gegen aufsässige Eingeborene oder gegen — Engländer aufrechtzuerhalten, strategisch von höchster Wichtigkeit und von derselben Bedeutung werden kann, wie sie auch der Bagdadbahn in künftigen Zeiten für eine Sicherung der türkischen Oberhoheit am Persischen Golf zukommen wird.

Man kann eigentlich unmöglich annehmen, daß der türkische Ministerrat, der sich wiederholt als klug und scharfblickend erwiesen hat, den enorm hohen strategischen Wert der Bagdad- und Mekkabahn wirklich freiwillig aufopfert, weil zufällig gerade im November 1909, im Zeitpunkt der Beschlußfassung, ernstere Konfliktstoffe nicht vorlagen. Man muß daher beinahe annehmen, daß in irgendeiner (zunächst freilich nicht erkennbaren) Weise Vorkehrungen getroffen oder Möglichkeiten erkannt worden sind, um in kritischen Situationen doch in Konstantinopel uneingeschränkt Herr der gesamten asiatischen Bahnlinien, soweit sie auf türkischem Boden verlaufen, zu bleiben. Trifft diese Vermutung zu, so hätte man allerdings den Wert der Bagdadbahn in Friedenszeiten bedeutend erhöht, ohne diesen Wertzuwachs mit einer entsprechenden Wertverminderung in kriegerischen oder sonst unruhigen Zeitläuften zu erkaufen. Aber daß dieses Zauberkunststück wirklich gelungen sein sollte, darf man zunächst, auch bei optimistischer Betrachtung der Sachlage, wohl kaum als wahrscheinlich erachten.

In jedem Falle aber, im Frieden wie im Kriege, werden Englands Interessen durch den Bahnverlauf an der Küste mächtig gefördert werden. Englands Einwirkung hinter den Kulissen ist es denn auch zweifellos gewesen, die den folgenschweren, neuesten Beschluß des türkischen Ministerrats in erster Linie bewirkt haben wird.

Mitteilungen.

Die Ausnutzung der Wasserkräfte. Mit wenigen Ausnahmen beschäftigen sich fast sämtliche Länder derzeit mit der Gesetzgebung betreffend die Ausnutzung ihrer Wasserkräfte. Die Erfolge, welche die Privatindustrie bei der Ausnutzung der Wasserkräfte bisher erzielen konnte, haben die Aufmerksamkeit der staatlichen Organe auf die Übelstände gelenkt, welche mit der Zeit zu schädlichen Auswüchsen führen müssen, wenn die Staaten nicht oberhoheitliche Rechte geltend machen. Letztere zielen darauf hin, gewisse Wasserkräfte, welche der Staat für seine eigenen Zwecke in Zukunft nötig haben wird, diesem zu sichern, anderseits darauf, eine rationellere Ausnutzung der Wasserkräfte als bisher herbeizuführen.

Je nach ihrem mineralogischen Reichtume werden die einzelnen Staaten mehr oder weniger Wasserkräfte für sich selbst in Anspruch zu nehmen haben. Bei allen Verstaatlichungsbestrebungen wird natürlich in erster Linie an die Ausnutzung der Wasserkräfte für den elektrischen Bahnbetrieb gedacht. Da jedoch der Staat auch über verschiedene Fabrikanlagen verfügt, ist es selbstverständlich, daß er in Zukunft darauf denken wird, auch für deren Betreb Wasserkräfte heranzuziehen, um so mehr, als die Kohlenpreise von Tag zu Tag steigen. So wichtig es ist, daß die Oberhoheit des Staates über die Wasserkräfte dazu verwendet wird, dem Staate selbst die für seine Betriebe nötigen Wasserkräfte zu sichern, muß doch zugegeben werden, daß diese staatliche Oberhoheit von unvergleichlich größerer Tragweite ist, wenn sie dazu führt, daß die Ausnutzung der Wasserkräfte in Zukunft rationeller als bisher wird.

Wenn man den bisher üblichen Vorgang bei der Ausnutzung der Wasserkräfte durch die Privatindustrie betrachtet, wird man zu der Erkenntnis kommen, daß bisher auf diesem Gebiete ein folgenschwerer Raubbau betrieben wurde. Man hat sich bei dem Ausbau der Wasserkräfte bisher ausschließlich durch Sonderinteressen leiten lassen, durch welche in hunderten von Fällen die Interessen der Allgemeinheit, wenn auch oft nicht sofort, so doch für die spätere Zukunft schwer geschädigt wurden.

In einem hohen Prozentsatz von Fällen ist eine unökonomische Verzettelung der Wasserkraft eines Flußlaufes zu verzeichnen, durch welche große Kraftleistungen auf Jahrzehnte hinaus verloren gegangen sind. Die Allgemeinheit aber hat das größte Interesse daran, daß die Kräfte, welche ihr durch die Natur zur Verfügung gestellt wurden, nicht durch Sonderinteressen lahm gelegt werden. Die Allgemeinheit hat dort, wo die Wasserkräfte zur allgemeinen Licht- und Kraftverteilung dienen, größtes Interesse daran, daß die eingeräumten Monopolstellungen nicht zu einer wirtschaftlich schädigenden Belastung des Stromversorgungsgebietes führen. Die staatliche Oberhoheit muß dazu verwendet werden, die Strompreise innerhalb wirtschaftlich günstiger Grenzen zu halten. Sie muß sogar mit rückwirkender Macht ausgestattet werden, damit es möglich wird, derzeitige Verzettlungen von Wasserkräften wieder gut zu machen, indem bestehende kleinere Kraftanlagen an einem Flußlauf zu einer günstiger arbeitenden einzigen Kraftanlage zusammengeworfen werden. Der Oberhoheit des Staates kommt ferner die Aufgabe zu, darüber zu entscheiden, welchem Konzessionsbewerber bei der gleichen Wasserkraft der Vorzug zu geben ist. Letzterer wird jener Privatindustrie zuzusprechen sein, welche im Interesse der Allgemeinheit die größten Vorteile bietet, welche zur Entwicklung der heimischen Industrie am meisten beiträgt.

Eine der wichtigsten modernen Aufgaben des Staates besteht darin, die Entvölkerung der ländlichen Bezirke hintanzuhalten. Der Landflucht der ländlichen Bevölkerung, welche es immer mehr und mehr zu den Industriezentren zieht, kann am besten gesteuert werden, wenn durch den Staat für die Schaffung einer finanziell ergiebigen Hausindustrie gesorgt wird. Diese Hausindustrie soll solcher Art sein, daß ihre Pflege in jene Zeitabschnitte fällt, in welchen keine Feldarbeit zu leisten ist. Solcher Hausindustrien gibt es eine große Zahl auf den Gebieten des Textilwesens, der Töpferei, der Holzschnitzerei, der Drechslerei usw. Die Grundbedingung einer lebensfähigen Hausindustrie ist das Vorhandensein einer jederzeit zur Verfügung stehenden billigen Kraft. Hier kann nun der Staat fördernd eingreifen. Bei zukünftigen Konzessionserteilungen zur Ausnutzung von Wasserkräften in ländlichen Bezirken wird der Staat zur Erreichung des oben genannten Zweckes die Bedingung stellen, daß eine bestimmte Menge Kraft zu besonders billigen Ausnahmepreisen für den betreffenden Landbezirk für hausindustrielle Zwecke reserviert bleibt. Hier wird die staatliche Behörde so weit zu gehen haben, daß den ländlichen Hausindustriellen die Elektromotoren gleichzeitig mit der Stromlieferung derart zur Verfügung gestellt werden, daß für den Erwerb der Elektromotoren kein Kaufschilling zu entrichten ist, sondern das Benützungsrecht derselben mit der Stromabnahme verbunden ist.

Durch die Oberhoheit des Staates in Bezug auf die Wasserkräfte hat es ersterer ferner in der Hand, Gebiete, welche durch jährlich wiederkehrende anhaltende Dürre unergiebigen Boden aufweisen, mit einfachen Mitteln fruchtbar zu gestalten. Er wird zu diesem Zwecke bei der Erteilung von Wasserkraft-Konzessionen die Bedingung stellen, daß der ländlichen Bevölkerung in ähnlicher Weise wie bei der Hausindustrie billiger Strom zur Speisung elektrisch betriebener Bewässerungspumpen zur Verfügung gestellt wird, wobei die Benützung der elektrisch betriebenen Pumpen wieder in den Strombezug inbegriffen sein wird.

Zur rationellen Ausnutzung der Gewässer gehört schließlich auch deren Heranziehung zu Schiffahrtszwecken. Die Bahnen sind nahezu an der Grenze ihrer Leistungsfähigkeit angelangt. Die Tarifpolitik nimmt Formen an, welche in vielen Fällen schwere Nachteile für die Industrie nach sich ziehen. Darum sind die Staaten in neuester Zeit bestrebt, die Schiffahrtswege zu verbessern und neue Wasserstraßennetze auszubauen. Nun stehen aber die Forderungen der Schiffahrtswege vielfach in direktem Widerspruch mit den Forderungen der Wasserkraftwerke. Auch aus diesem Grunde ist die Oberhoheit des Staates über die Gewässer dringend notwendig. Der Staat hat dafür zu sorgen, daß in Zukunft bei der Konzessionserteilung für Wasserkraftwerke die Interessen der Schiffahrt gewahrt werden. Er muß verhindern, daß die Anlage eines Kraftwerkes die Schiffahrt auf der benachbarten Flußstrecke unmöglich macht. Der Staat muß dafür sorgen, daß die Kraftwerke und die Schiffahrtswege sich fördernd ergänzen. Er wird dafür Sorge zu tragen haben, durch Anlegen von Schiffahrtswegen die Anlage von Kraftwerken zu ermöglichen, welche vorher unökonomisch gewesen wären, weil ein billiger Frachtweg für die direkt oder indirekt durch das Kraftwerk hervorgebrachten industriellen Erzeugnisse nicht vorhanden war.

Aus den Ausführungen läßt sich erkennen, daß die Ausnutzung der Wasserkräfte das innerste Wesen der Staaten berührt. Ebendeshalb ist eine ausgedehnte staatliche Oberhoheit über die Gewässer ge-

boten, natürlich unter der unumgänglich notwendigen Voraussetzung, daß der Staat diese Oberhoheit zu einer weitausschauenden Wasserpolitik benützt.

•

Die geplante Angliederung der preußischen Ärzteschaft an das Ministerium des Innern, soweit das ärztliche Fortbildungswesen in Frage kommt, beschäftigte am Sonnabend, dem 15. Januar in einer außerordentlichen Generalversammlung das »Zentralkomitee für das ärztliche Fortbildungswesen in Preußen« im Kaiserin Friedrich-Hause. In der Sitzung, in der hervorragende Universitätslehrer, Vertreter der Akademien für praktische Medizin, Krankenhausleiter, sowie sonstige bekannte Persönlichkeiten der Ärzteschaft aus allen Teilen der Monarchie anwesend waren, kam es nach einer lebhaften Diskussion zu dem nachstehenden, gegen die Angliederung der ärtlichen Unterrichts-Bestrebungen an das Ministerium des Innern gerichteten Beschluß: »Das Zentralkomitee für das ärztliche Fortbildungswesen in Preußen hat in seiner außerordentlichen Generalverhältnisse am 15. Januar 1910, in welcher Vertreter der einzelnen örtlichen Vereinigungen aus Aachen, Altona, Barmen, Berlin, Beuthen, Bielefeld, Bochum, Bonn, Breslau Bromberg, Cöln, Danzig, Dortmund, Duisburg, Düsseldorf, Elberfeld, Frankfurt a. M., Görlitz, Halberstadt, Halle a. S., Hannover, Königshütte, Münster i. W., Posen, Stettin, Wiesbaden, Zeitz anwesend waren, beschlossen: 1) die nachstehende Resolution zu fassen: Das Zentralkomitee gibt einmütig dem Wunsche Ausdruck, daß die seit der Begründung bestehende Verbindung seiner Organisation, einschließlich der ihr zugehörigen Akademien für praktische Medizin, mit dem Universitätsunterrichte, sowie mit dessen amtlicher Vertretung, dem Unterrichts-Ministerium, in der bisherigen Weise erhalten bleibe. Denn es erblickt in dieser Verbindung die wesentliche Ursache seiner bisherigen erfolgreichen Tätigkeit und die Voraussetzung für seine gedeihliche Fortentwicklung; 2) die vorstehende Resolution dem Herrn Präsidenten des Staatsministeriums, dem Herrn Unterrichtsminister und dem Herrn Minister des Innern zu übermitteln.«

•

Japanische Schulstatistik. Aus dem verspätet erschienenen 34. Jahresbericht des japanischen Unterrichtsministeriums für das Jahr 1906-07 gibt das »Bulletin de l'Ecole française d'extrème orient« interessante Zahlen. Danach waren in diesem Jahre 34,461 Schulen in Japan in Tätigkeit gegen 32,989 im Vorjahr. Die Zahl von 34 461 setzt sich in folgender Weise zusammen: Es gab 27,269 Primär-(Volks-) Schulen, 281 niedere und 5 höhere Mittelschulen, 114 höhere Schulen für Mädchen, je 74 Normalschulen für Knaben und Mädchen, 4537 technische Schulen und 2093 Schulen unter verschiedener Bezeichnung. Die vollständige Anzahl der Schüler erhob sich mit einer Vermehrung von 250,000 gegen 1905 und 1906 auf 6,038,281. Aus den auf die Primärschulen bezüglichen Statistiken ist zu ersehen, daß 96 Prozent sämtlicher Schulkinder die Volksschulen besuchten und zwar ungefähr 98 Prozent Knaben und 95 Prozent Mädchen. Dieses Resultat, auf das jeder europäische Kulturstaat stolz sein dürfte, ist in einem langsamen Fortschritt erreicht worden. Während es im Jahre 1873 nur 27 Prozent, im Jahr 1883 51 Prozent, im Jahr 1893 59 Prozent der Schüler waren, welche die Volksschule besuchten, war der Prozentsatz im Jahre 1903 bereits auf 93 Prozent gestiegen. Das Verhältnis von Knaben und Mädchen ist durch 20 Jahre ungefähr das gleiche gewesen: 39.5 Prozent zu 15 Prozent und im Jahre 1895 76 Prozent auf 43 Prozent. Von diesem Jahre an beginnt die Zahl der Mädchenschülerinnen so rapid zu steigen, daß sie nach und nach annähernd die Zahl der Knaben erreichten. Diese gewaltige Schulbevölkerung von über 6 Millionen Kindern wird von 139,561 Lehrern unterrichtet; und auch da beginnt das Land im äußersten Osten den europäischen Kulturländern ähnlich zu werden, daß die Anzahl der Lehrer nicht ausreicht, da 1906-07 erst auf 47,51 Schüler ein Lehrer kam — was gegen das Vorjahr allerdings einen Fortschritt bedeutet (in welchem auf 48,63 Schüler ein Lehrer kam, wozu auch noch die Anzahl der Schüler gewachsen ist). Es fehlt übrigens nicht an Lehrern, sondern wenn sie nicht in genügender Anzahl verwendet werden, so ist es auch in Japan nur eine Geldfrage, da sich z. B. für 4350 offene Stellen die fünffache Anzahl von Lehrern gemeldet hatten. Auch die freien Schulen haben für 1906-07 zugenommen, indem es 1920 gegen 1792 freie Schulen gab. Es sind hauptsächlich technische Schulen, die zu dieser Zahl gehören. Die Tendenzen des Ministeriums des öffentlichen Unterrichts sind im allgemeinen den freien Schulen nicht günstig, namentlich was den Primärunterricht betrifft. Und so ist Japan in der glücklichen Lage, nicht mehr als 249 freie Volksschulen zu besitzen. — Wir fügen aus einer anderen Quelle noch an, daß die Zahl der höhere Mädchenschulen besuchenden Schülerinnen Tokios in den letzten Jahren bedeutend abgenommen hat. Man schätzt die Abnahme für das laufende Jahr auf 20 bis 30 Prozent. Der Mittelschulunterricht übt auf die jungen Mädchen nicht mehr einen solchen Reiz aus wie in den vorhergegangenen Jahren. Der Grund ist, daß, da die Kandidaten für Staats- und Privat-Beamtenstellen, zu denen auch Frauen zugelassen werden, sich in den letzten Jahren bedeutend vermehrt haben, die jungen Mädchen sich in die Unmöglichkeit versetzt sahen, ein solches Ziel zu erreichen. Außerdem hat der Privatunterricht in den Häusern besserer Familien in ganz außerordentlicher Weise zugenommen. Nichtsdestoweniger sind höhere Mädchenschulen doch auch in der Provinz entstanden, so daß sich vielleicht die Verminderung des Besuches der Schulen von Tokio auch auf diese Weise erklären läßt. M.

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 7
12. Februar 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Molières Bedeutung für die französische Literaturgeschichte.*)

Von Heinrich Schneegans, Professor an der Universität Bonn.

Freudig bewegt entsendet am heutigen Tage jeder Patriot im deutschen Reiche seine Glückwünsche an den kaiserlichen Hof. Die rheinische Friedrich-Wilhelms-Universität Bonn hat aber ganz besondere Gründe auch in corpore des allerhöchsten Geburtstags Seiner Majestät des deutschen Kaisers und Königs von Preußen, Wilhelm II., zu gedenken. Hat sie doch vor andern Universitäten die Ehre gehabt, den Monarchen mehrere Jahre lang zu ihren Schülern zu zählen, hat sie doch insofern das kaiserliche Vertrauen genossen, als ihr auch öfters die Söhne Seiner Majestät als Studenten zugeführt worden sind. Kaisers Geburtstag ist für uns zugleich ein akademisches Fest. Einem alten Brauche gemäß ist es bei dieser feierlichen Gelegenheit nicht Sitte, einen Panegyrikus auf den Herrscher zu halten. Wir glauben unserm Kaiser und König besser zu huldigen, wenn wir ihm mit der Arbeit dienen. Und gerade bei unserm Kaiser, dem die strenge, harte, in nie versagender Pflichterfüllung rastlose Arbeit das Höchste ist, dürfte es besonders angebracht sein, diesem Brauche treu zu bleiben.

Freilich, an einem solchen Freudentag erscheint die Arbeit nicht im gewöhnlichen Alltagskleide; auch sie tritt im feierlichen Festgewande auf. Wenn ich mich aber auf dem weiten Gebiete der romanischen Philologie, die ich hier zu vertreten die Ehre habe, umsehe, welcher ihrer Töchter, der Sprachwissenschaft oder der Literaturforschung, das Festgewand besser steht, so werde ich keinen Augenblick zaudern. Bei aller Hochachtung für die würdige ältere Tochter werde ich doch der liebenswürdigen jüngeren den Vorzug geben. Wenn auch die romanische Linguistik, die hier in Bonn begründet und lange Jahre so glänzend vertreten worden ist, eine unerschöpfliche Menge der bedeutendsten Probleme aufweist, so glaube ich doch, daß für diesen festlichen Anlaß in einer Versammlung, in welcher der Nichtphilologe überwiegt, eine Frage aus der romanischen Literaturgeschichte, die ja jedem Gebildeten näher liegt, lebhafterem Interesse begegnen dürfte.

Wenn in den ersten Jahren der Regierung Ludwigs XIV. zur Feier des großen Königs in Versailles, in Chambord oder St. Germain ein Fest veranstaltet wurde, versäumte man niemals den Dichterkomödianten Molière und seine Truppe aus Paris kommen zu lassen. Mit Ludwig XIV. teilt unser Kaiser die Vorliebe für das Theater, nicht am wenigsten für das französische. Wie wäre es, wenn wir zur Feier Seiner Majestät die Gestalt des berühmtesten französischen Komikers aus der Vergangenheit zum Leben zurückzurufen ver-

*) Kaisers-Geburtstags-Festrede, gehalten in der Aula der Universität am 27. Januar d. J.

suchten, dem Kaiser zu Ehren, Molière, der im Rufe steht, der erste französische Schriftsteller zu sein?

Aber welche Frage in der Molièreforschung wollen wir untersuchen? Die Literaturwissenschaft ist ebenso kritisch wie jede andere; sie beugt sich vor keinem apodiktischen Urteil, und so könnte sie denn schon an dem Worte, das ich eben von Molière brauchte, als ich ihn den ersten französischen Dichter nannte, Anstoß nehmen. Birgt dieses Urteil nicht schon ein Problem in sich? Wie wäre es, wenn wir vor diesem ersten Fragezeichen stehen blieben? Im großen Publikum wirft man häufig mit solchen Schlagwörtern um sich: er ist der größte, der erste unter den Schriftstellern einer Nation. Schlagwörter haben aber in der Wissenschaft keine Berechtigung. Nur vor bewiesenen Urteilen beugen wir uns. Warum verdient Molière diesen Ehrentitel? Auf den ersten Blick scheint es außerordentlich einfach zu sein, darauf zu antworten. Es kommt einem, weil man es so häufig gehört, so selbstverständlich vor. Rückt man aber der Frage näher, so erkennt man erst ihre Schwierigkeit. Sie spitzt sich in dem Worte zu: Worin liegt eigentlich Molières Bedeutung?

Wenn man Molière mit den Dichtern anderer Nationen vergleicht, die als die ersten ihrer Literatur gelten, erscheint einem der Franzose, sagen wir es gleich, zuerst etwas unbedeutend. Wie soll er neben Dante, neben Goethe bestehen, die in ihrer Divina Commedia, in ihrem Faust die höchsten Fragen der Menschheit poetisch verklärt haben, wie soll er es mit Shakespeare aufnehmen, der in seinen gewaltigen Tragödien die Menschenseele im Kampfe mit den furchtbarsten Leidenschaften dargestellt hat? Unwillkürlich ist man geneigt, Fichte Recht zu geben, der über die Franzosen spottete, die, wie er sagte, ein mittelmäßiges Lehrgedicht über die Heuchelei in Komödienform, — er meinte natürlich den Tartuffe — als ihr größtes philosophisches Werk ausgeben. Und man begreift die Verwunderung, die Ludwig XIV. geäußert haben soll, als Boileau ihm auf seine Frage, wer wohl der erlesenste Schriftsteller unter den Männern seiner Regierung sei, ohne Zögern antwortete: »Sire, es ist Molière!« Es ist eben die alte Geschichte: wer einen zum Lachen bringt, den nimmt man nicht ernst. Es hat auch lange gedauert, bis Molières Bedeutung sich durchrang. Zu seinen Lebzeiten hat die offizielle Gazette seinen Namen überhaupt niemals genannt, und Kritiker, auf deren Urteil man damals hörte, hielten heutzutage vollständig vergessene Komödiendichter für viel bedeutender als ihn. Noch im Jahre 1671, also zu einer Zeit, wo fast alle seine Meisterwerke über die Bühne gegangen waren, findet man das Bild des Dichters auf einem Holzschnitt an der Seite der gewöhnlichsten Possenreißer Grosguillaume, Turlupin, Scaramouche und Arlecchino dargestellt. Er galt eben seinen Zeitgenossen vor allem als Komödiant. Auch in Deutschland haben einige unserer bedeutendsten Schriftsteller von Molière sehr wenig gehalten. So stellte ihn Lessing unter einige verschollene Lustspieldichter des 18. Jahrhunderts, und Schiller nannte seine Werke nüchtern und hausbacken.*) Und einen Schriftsteller, über den so berufene Männer ein derartiges Urteil fällen, nennt man jetzt den größten, den ersten Frankreichs? Was berechtigt uns also zu urteilen?

Der russische Schriftsteller Nowikow sagte einst in einem französisch geschriebenen Artikel: La France est en tout un pays de moyennes. Frankreich ist ein Land, in dem überall die richtige Mitte oder der gute Durchschnitt herrscht. Gerade wie das französische Klima die rechte Mitte einhält zwischen Hitze und Kälte, gerade wie die französische Sprache sowohl den grellen Vokalreichtum der südlichen romanischen Sprachen als den rauhen Klang der consonantenstarrenden germanischen Sprachen vermeidet, gerade wie der Charakter des französischen Volkes sich sowohl von der Leidenschaftlichkeit der Südeuropäer als der Sentimentalität oder dem Phlegma der Nordeuropäer fern hält, so ragen auch Frankreichs Schriftsteller über ein gewisses Maß nicht hinaus, ebensowenig als etwa seine Philosophen und Künstler. Vergeblich fragen wir in Frankreich nach einem Dante, Shakespeare, Goethe, wie wir vergeblich dort nach einem Platon, Aristoteles, Kant, nach einem Michelangelo, Beethoven oder Richard Wagner suchen. Auch Voltaire ist trotz seiner glänzenden Eigenschaften, trotz seiner betriebsamen Allseitigkeit den eben erwähnten Schriftstellern nicht an die Seite zu stellen. Fehlt ihm doch vor Allem die Wärme des

*) Darüber vgl. Max J. Wolff: Molière, der Dichter und sein Werk, München 1910 S. 10, S. 378.

Herzens und die Begeisterung dichterischer Inspiration! Und auf andern Gebieten ist es ähnlich. Auf religiösem Gebiete suchen wir vergeblich nach einem Luther, auf politischem nach einem Bismarck. Denn Calvin und Richelieu sind gar trockene oder blasse Gestalten neben unseren Feuergeistern. Die französische Revolution, so gewaltig sie gewesen ist als Bewegung, hat doch französische Helden ersten Ranges nicht hervorgebracht. Denn Napoleon. der Einzige, der vielleicht wirklich in Frankreich den Namen eines Genies verdient, ist Italiener von Geburt und seinem ganzen Wesen nach. So scheint es denn nicht so falsch beobachtet zu sein, wenn man sagt: La France est un pays de moyennes. Es ist eben die Heimat der Talente, die vielleicht mehr als anderswo verbreitet sind, dafür aber nicht des Genies. Unter diesen Umständen begreifen wir aber viel eher, daß ein Dichter wie Molière der erste seines Volkes genannt werden kann.

Freilich noch ein Zweites befremdet uns Deutsche bei dieser Beurteilung Molières. Das ist die Tatsache, daß er ein Komödiendichter ist. Von der Komödie halten wir aber in Deutschland nicht besonders viel. Sie gilt uns als eine recht untergeordnete Gattung. Für Komik hat überhaupt der Deutsche weniger Sinn als der Franzose. Er ist zu ernst, zu innerlich, zu individuell veranlagt. Ganz anders der Franzose. Die Komödie ist die volkstümlichste, nationalste Dichtungsgattung, die er besitzt. Entspricht sie doch am besten seinem Charakter. Der Franzose beobachtet scharf und klar, er hat Sinn für praktische, leicht zu verwirklichende Gedanken, sein Gemüt ist heiter, sein Verstand sieht leicht das Lächerliche an Menschen und Dingen und weiß es vortrefflich auszudrücken. Es genügt ihm nicht, zu einem Einzelnen zu sprechen, in der Stille seines Kämmerleins, er dichtet nicht bloß, um seine Seele zu befreien von dem, was sie bedrückt, er zieht sich nicht gerne wie der Deutsche in sein Innerstes zurück; er muß nach außen wirken und will gleich das Resultat dessen sehen, was er erstrebt. Deshalb ist ihm die Lyrik nicht congenial. Nur zur Zeit der Romantik hat es in Frankreich gottbegnadete Lyriker gegeben, sie standen aber dann unter fremdem Einfluß. Dagegen ist das Theater die rechte Welt der Franzosen. Bühne und Zuschauerraum stehen in engster Verbindung miteinander. Die Gedanken, die der Dichter durch den Mund des Schauspielers ausspricht, zünden sofort im Herzen des Zuschauers und wecken Zustimmung oder Widerspruch, die sich in Beifall oder Zischen äußern. Dem raschen Geist der Franzosen gefällt das. Und was auf der Bühne vor sich geht, das sind Dinge, die der Zuschauer kennt, und zu denen er persönlich Stellung nimmt. Es sind literarische, soziale, politische, religiöse Tagesfragen, die da aufgeworfen werden. Der Dichter wirkt durch die Zuschauer auf die öffentliche Meinung; er greift unmittelbar ins Leben hinein. Er braucht die Rednerbühne im Parlament nicht zu besteigen. Das Theater ist das Schlachtfeld, auf dem er gegen die sozialen Schäden der Zeit zu Felde zieht. Und er gebraucht dabei die Waffe, die keinem Volke so sehr zu Gebote steht wie dem Franzosen, den feinen Spott und den treffenden Witz.

Wenn wir uns also vergegenwärtigen, was dem Franzosen die Komödie Alles ist, begreifen wir, daß ein Komödiendichter bei ihnen den ersten Platz in der Literatur einnehmen kann.

Worin liegt aber nun die Bedeutung Molières in der französischen Komödie? Was war die Komödie vor ihm? Was hat er aus ihr gemacht? Versetzen wir uns im Geiste zurück in die Mitte des 17. Jahrhunderts. Komödien wurden damals in Frankreich schon genug aufgeführt. Die rohen Farcen, die in den Jahrmarktsbuden des Pont-neuf gegeben wurden, dürfen freilich auf literarische Bedeutung keinen Anspruch erheben. Bei den Gebildeten in hoher Gunst stand dagegen die Stegreifkomödie der Italiener, jene berühmte Commedia dell' arte, in welcher nur der Gedankengang schriftlich fixiert war, wo der Dialog aber durch die Künstler jedesmal neu improvisiert wurde. Da kamen jene bekannten Typen vor, der Pedant, der durch ein unverständliches Kauderwelsch den andern imponieren will, der Pantalone, der mürrische Greis, der sich von Jedermann foppen läßt, der verschlagene Diener, der seinem jungen Herrn stets aus der Verlegenheit zu helfen weiß, die skrupellose Intrigantin und der großsprecherische Capitano, alles scharf gezeichnete Typen, aber in jeder Komödie immer dieselben und in keinem Zusammenhang zu dem wirklichen Leben der Gegenwart. Neben dem italienischen Einfluß herrschte auch der spanische. Er machte sich besonders geltend

in der verwickelten Intrigue, in der Abenteuerlichkeit der Situationen, in der Affektiertheit der nach geistreichen Pointen haschenden Sprache. Unter diesem doppelten Einfluß war es der französischen Komödie schwer, wirklich national zu werden. Auch schon bedeutendere französische Komiker, wie Scarron, Cyrano de Bergerac, ja selbst Corneille lassen diesen fremden Einfluß noch merken. Nur ganz schüchtern wagen sich die Anfänge einer sozialen Komödie hervor. Aber weder Gougenots und Scudérys Comédie des Comédiens (1633/34) noch Desmarets Visionnaires (1637) vermögen nachhaltigen Eindruck zu machen. Corneille tut zwar manches für Verfeinerung der Sitten in der Komödie, in der Mélite läßt er zum ersten Mal die höheren Kreise der Gesellschaft auftreten und in der Salonsprache sich ausdrücken; in späteren Komödien sucht er Pariser Zustände in Pariser Milieux zu schildern und im Menteur (1644), der zwar seinen spanischen Ursprung nicht verleugnet, nimmt er einen Anlauf zur Charakterkomödie. Doch sind das alles nur vereinzelte Anfänge, die zu einem wirklichen Aufschwung nicht führen.

Wie anders, sobald Molière auftritt! Kaum ist er nach langen Irrfahrten in Paris ansässig, da eröffnet er einen Feldzug gegen die Schäden der damaligen Gesellschaft. Mit keckem Mut greift er sofort die in den feinsten Literatenkreisen herrschende Geschmacksrichtung an, die Preziosität. Man hatte sich gewöhnt, in den Salons des Hotels de Rambouillet eine möglichst geschraubte oder gekünstelte Sprache zu reden; die vornehme Gesellschaft ergötzte sich an den galanten Abenteuern liebegirrender Helden in den endlosen Romanen der Melle. de Scudéry. Erinnern wir uns nur an die Landkarte der Zärtlichkeit, an jene berühmte Carte du Tendre, die Melle. de Scudéry ihrem Roman, der Clélie, beigab, die typisch ist für die damals herrschende Galanterie. Um zu seinem Endziel, den Orten Zärtlichkeit am Flusse Achtung oder Zärtlichkeit am Flusse Dankbarkeit, zu gelangen, mußte der Liebhaber weite Fahrten unternehmen über die Dörfer »hübsche Verse, galante Billets, Rechtschaffenheit und Güte«, und er mußte sich sehr in Acht nehmen, damit er ja nicht etwa auf dem Wege von Leichtsinn und Vergessenheit in den Gleichgültigkeitssee falle oder in das stürmische Meer der Feindschaft gerate. Die gewöhnlichsten Dinge wurden als unfein verschleiert und umschrieben. Den Hut nannte man kühn den »Wettertrutz«, das Fenster die »Lichtpforte«, die Bibliothek den »Friedhof der Lebenden und der Toten«. Wer hätte gewagt, von seinen Füßen zu sprechen? Man nannte sie die »armen Dulder«, da sie ja die Last des Körpers zu tragen hatten. Die Nase war viel zu unfein, um bei ihrem Namen bezeichnet zu werden. Höchst geschmackvoll erhob man sie zur »Schleuse des Gehirns«. Und das Mittagessen? Diese traurige, triviale Zwangslage, in die wir jeden Tag versetzt werden, man machte aus ihr resigniert die »mittägliche Notwendigkeit«.

Einem Mann wie Molière, der aus dem gesunden Bürgertum stammte, der jahrelang an der Spitze seiner Wandertruppe in der Provinz im regsten Kontakt mit dem Volke gestanden war, einem Mann wie Molière, von dem Goethe mit Recht sagt, es sei an ihm nichts »verbogen und verbildet«, da ihm Wahrheit und Natur stets als das höchste galt, mußte dieser Mummenschanz in Sprache und Empfindung durchaus zuwider sein. So goß er denn in seinen bekannten »Précieuses ridicules« die ganze Schale seines Spottes über diese Modetorheit. Und zeitlebens kämpfte er an der Seite seines Freundes Boileau und unter lebhafter Zustimmung Lafontaines für die Rückkehr zur Einfachheit und zur Natur. Dieselbe Richtung erblicken wir in seiner »Ecole des femmes«, wo er zum Entsetzen der preziösen Kreise die Dinge beim rechten Namen nennt; wir erblicken sie im »Misanthrope«, wo er dem geschraubten Sonett eines Edelmannes ein einfaches Volkslied vorzieht, wir erblicken sie namentlich in den »Femmes savantes«, wo er in erweiterter und vollendeter Form den Kampf gegen die Preziösen wieder aufnimmt und Modedichter, wie den Abbé Cotin, in der Gestalt des Dichterlings Trissotin erbarmungslos an den Pranger stellt.

In allen erwähnten Stücken nehmen die Frauen einen weit größeren Platz ein, als man es früher in der Komödie gewohnt war. Früher war die Frau eigentlich für den Mann nur ein begehrenswertes Objekt, um dessen Neigungen oder Abneigungen, um dessen Ansichten oder Empfindungen sich kein Mensch im Grunde bekümmerte. Bei Molière wird es anders. Und in dieser Hinsicht begeht er eine Kulturtat ersten Ranges. Er ist der erste, der sich mit der Erziehung der Frau,

namentlich zur Ehe ernstlich beschäftigt. In der »Ecole des maris«, in der »Ecole des femmes«, in den »Femmes savantes« wird die Frage, die früher die Menschen gleichgültig gelassen hatte, eingehend erörtert: Wie erzieht man am besten die jungen Mädchen, damit sie als tüchtige Frauen das Glück ihrer Männer machen können? Denn das ist für Molière die Hauptsache. Soweit geht er noch nicht, daß er für die Frau volle Selbständigkeit verlangte. Frauen, welche etwa für gelehrte Bildung mehr übrig hätten als für Familie und Haushalt, waren ihm ein Greuel. Darüber lassen die »Femmes savantes« keinen Zweifel aufkommen. Aber er wollte andererseits nicht, daß die Frau deshalb ungebildet sei. Er wollte, daß sie sich einen offenen Blick behielte für alles. Hinter den Mauern eines Klosters, in weltfremder Einsamkeit, in vollständiger Unwissenheit des wirklichen Lebens die Mädchen zu erziehen, das galt ihm als Übel. Die Frau mußte vielmehr — das ist der Sinn der »Ecole des maris« und der »Ecole des femmes« — in voller Freiheit und im steten Verkehr mit dem andern Geschlecht erzogen werden; nur so werde sie, dachte Molière, den Gefahren des Lebens trotzen können. Wenn Molière heutzutage gar mancher Vorkämpferin der Frauenrechte als rückständig erscheinen dürfte, so war für die damalige Zeit seine Tat doch gewiß fortschrittlich. Wandlungen in der Kulturgeschichte vollziehen sich nur langsam, etappenweise. Daß Molière die Aufmerksamkeit seiner Zeitgenossen auf die Frauenerziehung überhaupt lenkte, war an sich schon ein Großes. Bekannt ist der Streit, der durch die Frauenschule entfesselt wurde, ein leidenschaftlicher Streit, der sich auf den verschiedenen Bühnen von Paris abspielte und zu Angriffen schärfster Art gegen den Dichter führte. Welches dramatische Stück hatte jemals soviel Staub aufgewirbelt in Frankreich? Der Streit, der auf Anstiften Richelieus um den Cid in der Akademie entbrannt war, dieser philiströse Literatenstreit war ein Sturm im Glase Wasser gegen den Kampf um die Frauenschule, der die Preziösen, den Adel, die Partei der Frömmler und die Rivalen Molières im Theater des Hôtel de Bourgogne gegen Molière aufs Schlachtfeld führte. Es war der Vorbote des Kampfes, der kurze Zeit darauf um den »Tartuffe« tobte.

Schon in der Frauenschule hatte Molière der Partei der Frommen am Hofe, an deren Spitze keine geringere stand als die Königin Mutter, vor den Kopf gestoßen. Im »Tartuffe«, der 1664 bekanntlich zuerst zur Zeit der Versailler Hoffestlichkeiten bruchstücksweise vor dem König aufgeführt wurde, faßte er den Stier bei den Hörnern. Es war gewiß eine unerhörte Kühnheit Molières, daß er es wagte, in einem Theaterstück religiöse Dinge zur Sprache zu bringen. Um so gefährlicher, als er in einem Kampfe gegen die religiöse Heuchelei den Verdacht erregen konnte, er greife die Religion überhaupt an. Denn um zu betrügen, muß der religiöse Heuchler das Gebahren eines wirklich Frommen an den Tag legen. Man kann ihn nicht gleich unterscheiden von einem, der es aufrichtig meint. Kein Wunder, daß das Stück das größte Aufsehen erregte. Fünf Jahre mußte Molière kämpfen, bis ihm erlaubt wurde, seine Komödie regelmäßig auf seiner Bühne aufzuführen. Durch die Hindernisse, die man gegen ihn auftürmte, war er so erbittert, daß er im letzten Akte seines »Don Juan« einen noch wuchtigeren Hieb führte gegen die Heuchelei, die sich in den Reihen des sonst leichtsinnigen Adels breit machte.

Die Kühnheit Molières darf freilich nicht überschätzt werden. Wer heutzutage wagte ein Stück wie den »Tartuffe« zu schreiben, würde die Staatsgewalt gegen sich bewaffnen. Zu Molières Zeiten war des Königs Wille allein maßgebend. Nun dürfen wir aber nicht den Ludwig XIV. der sechziger Jahre verwechseln mit dem König Ludwig der Widerrufung des Edikts von Nantes. Damals war Ludwig XIV. ein sechsundzwanzigjähriger Jüngling, der Geliebte der La Vallière; er stand noch nicht unter dem Einfluß der frömmelnden Maintenon. Im Gegenteil. Er befand sich im schärfsten Gegensatz zu der Partei der Frömmler, die an seinem leichtlebigen Gebahren den größten Anstoß nahmen. Molière war also sein Bundesgenosse, wenn er auf die Bühne einen scheinbar Frommen brachte, der hinter der Maske der Religion der gemeinsten Sinnlichkeit fröhnte. Es ist vor kurzem mit großer Wahrscheinlichkeit der Nachweis geführt worden, daß Molière in seinem »Tartuffe« vor Allem die sogenannte »Cabale des dévots« im Auge hatte, die geheime Gesellschaft vom heiligen Sakrament, welche gegen jedwede weltliche Lustbarkeit zeterte, ein widerliches Spionensystem ein-

gerichtet hatte, das sich in die Familien hineinschlich und überall tadelnd und reformierend auftrat.

Dem König war ein Kampf gegen diese die Allgewalt des Staates vielfach hemmende Gesellschaft ebenso willkommen als Molières Auftreten gegen den Adel. Uns modernen Menschen kommt es auch merkwürdig vor, daß der König der Gegner des Adels war. Aber bedenken wir doch, daß wir uns in einer Zeit befinden, die unmittelbar folgte auf die Fronde, wo sich die Adeligen gegen die absolute Herrschaft des Königtums aufgelehnt hatten. Die Kämpfe des aufsässigen Adels gegen Richelieu hatte man damals auch noch nicht vergessen. So konnte sich Molière des königlichen Schutzes erfreuen, wenn er sich Freiheiten erlaubte, die uns heutzutage unerhört vorkommen. Wagte er doch vor dem König im Impromptu de Versailles zu sagen, daß der Marquis in der modernen Komödie die lächerliche Person überhaupt geworden sei, wie früher der komische Diener. In den meisten seiner Stücke erblicken wir darum den hohlen adligen Gecken, der großsprecherisch und dumm, leichtfertig und verschwenderisch den Damen oder den Bauerndirnen den Hof macht, das Geld zum Fenster hinauswirft, die Leute aus dem Volk verprügelt, im Geheimen über Religion lacht, aber sich trotzdem gebärdet, als sei er die einzige Stütze von Thron und Altar.

Aber Molière war noch in einem andern Falle der Unterstützung seines Königs gewiß. Man hat sich häufig darüber gewundert, daß er so oft die Ärzte angegriffen hat. Wir werden später den Hauptgrund noch zu besprechen haben. Wenn er aber im »Amour médecin« die Hofärzte mit den Eigentümlichkeiten ihrer Sprache karikiert, so konnte er der Billigung seines Herren sicher sein. Wurde doch der arme große König von den Ärzten furchtbar geplagt und verlangte doch das Hofzeremoniell eine so peinliche Überwachung der Gesundheit des Monarchen, daß er sich ihnen gegenüber oft wie ein Schulkind unter der Fuchtel eines Schulmeisters fühlen mußte. Um so heller die Freude, wenn diesen Quälgeistern etwas angehängt wurde. Für Molière war freilich die Hauptsache hier wie bei seinen sonstigen bisher besprochenen Angriffen, daß er die damalige Wissenschaft der Medizin als eitel Hohlheit und falschen Schein erkannt hatte. Alles aber, was unwahr oder gegen die Natur gerichtet war, verfolgte er mit dem glühendsten Haß. Wie ein roter Faden läßt sich dieser Grundzug durch alle seine satirischen Komödien verfolgen. Die Preziosität bedeutete für ihn Falschheit in Sprache und Empfindung, die Emanzipation der Frauen einerseits, die Unfreiheit in der weiblichen Erziehung andererseits, das Prunken mit gelehrten Brocken ohne Kenntnis der wirklichen Natur des Menschen, wie es damals in der Medizin üblich war, das Augenverdrehen fanatischer Frömmler, der gleißnerische Schein des putzsüchtigen, renommierenden Adels, das alles fiel für ihn unter denselben Grundbegriff der Unnatur, der Falschheit und mußte deshalb vernichtet werden. Molières Wesen ist gesund von Grund aus — er hält Maß in allem —, deshalb ist seine Art typisch für die Zeit Ludwigs XIV., welche die Übertreibungen der früheren Zeiten in jeder Hinsicht verwarf und nach harmonischem Ausgleich in Leben, Kunst und Literatur strebte.

Welchen Platz mußte aber nun die Komödie einnehmen, da sie solche Grundfragen des menschlichen Lebens behandelte? Sie war nicht mehr bloß das luftige Unterhaltungsstück der früheren Zeit, sie wurde zur Erzieherin der Nation. Die französische Kunst bis in unsere Tage steht auf Molières Schultern, insofern sie soziale Probleme auf der Bühne behandelt. Ohne ihn wären im 18. Jahrhundert solche Stücke wie Lesages Turcaret, welches das verbrecherische Treiben der großen Finanzleute geißelte, oder Beaumarchais' »Barbier von Sevilla« und »Hochzeit des Figaro«, welche den Adel noch viel schärfer als Molière angreifen, unmöglich gewesen. Noch mehr macht sich aber Molières Einfluß im 19. Jahrhundert geltend. Augiers, auf Wahrheit und Natürlichkeit hinsteuernde Grundrichtung, die Sucht, die Probleme des Verhältnisses beider Geschlechter zu einander, des Familienlebens, der Gesellschaft, der Religion auf der Bühne zu behandeln, wie wir sie bei Alexandre Dumas fils, hie und da bei Sardou, Pailleron, Becque, Lavedan, bei ganz modernen Dichtern, wie Brieux, de Curel und Hervieu finden, sie geht schließlich auf Molière zurück. Um nur ein Beispiel anzuführen: wenn im 19. Jahrhundert vielfach über Vorzüge und Nachteile der Ehescheidung auf der Bühne diskutiert wurde, ist es nur möglich geworden, weil

Molière die Schule der Ehe zum Gegenſtand von Theaterſtücken machte. Daß diese Fragen heutzutage meiſtens ganz ernſt behandelt werden, darf uns an der Richtigkeit des eben ausgeſprochenen nicht irre machen. In Stücken wie »Tartuffe«, oder dem »Geizigen« oder dem »Miſanthrope« iſt die Komik nur äußerlich. In der Tat iſt Molière der Schöpfer des Theſenſtückes.

Er iſt zugleich aber auch der Schöpfer des Charakterluſtſpiels. Vor ihm kannte man nur Typen. In ſeinen älteren Komödien und in manchen ſeiner ſpäteren Poſſen hält auch er noch an der Tradition feſt. Später weiß er aber aus dem allgemeinen Typus den ſpeziellen Charakter vorzüglich herauswachſen zu laſſen. Waren z. B. früher die Väter etwa im Etourdi nur ganz farbloſe Greiſe, denen ihre Söhne die tollſten Streiche ſpielen, ſo iſt in den »Femmes savantes« die Geſtalt des Vaters Chryſale bis ins einzelne fein gezeichnet und mit ganz ſpeziellen Zügen ausgeſtattet. Wer erinnerte ſich nicht des gutmütigen Pantoffelhelden, der vor ſeiner gelehrten Gemahlin ſo ſehr zittert, daß er es nicht wagt, ſeiner Tochter den Mann zu geben, den ſie wünſcht, und der ſie liebt, und von ſeinem Bruder und ſeiner Magd unterſtützt werden muß, damit ſie nicht die Beute des elenden Dichterlings Triſſotin werde? Was hat auch Molière aus der Geſtalt des Dottore gemacht! In den älteren Stücken iſt er noch der Philoſoph, der lateiniſche Worte zitiert und alberne Etymologien vorbringt, ſpäter nimmt er je nach der Situation eine ſtets verſchiedene Geſtalt an. Entweder iſt er der Philoſoph im Bourgeois gentilhomme, der Mr. Jourdain eine Lektion in praktiſcher Phonetik erteilt, oder er wird zum gelehrten Pedanten Vadius, der in der Kritik der anderen kein Blatt vor den Mund nimmt, ſelbſt aber auch nicht den geringſten Tadel verträgt, oder er wird ſchließlich zum fanatiſchen Mediziner, zu einem Mr. Purgon, der auf ſeinen Patienten die furchtbarſten Krankheiten herabwünſcht, weil er ein Heilmittel nicht nehmen will, das er ihm verſchrieben hat. An den jungen Mädchen und Liebhabern, an den Dienern und Dienſtmädchen könnte man denſelben Prozeß heranwachſender Kunſt bewundern, den wir an dem einen oder anderen Beiſpiel nachzuweiſen verſuchten. Molières Kunſt der Charakteriſierung tritt einem auch dann zum Bewußtſein, wenn man etwa unterſucht, wie er ſeinen Quellen gegenüber verfährt. Was ändert er an dem Geizigen oder an den Göttern des Amphitryo des Plautus, um daraus echt franzöſiſche Geſtalten hervorzuzaubern? Wie verhält er ſich ſeinen ſpaniſchen und italieniſchen Vorgängern in der Don-Juan-Sage gegenüber, um den Don Juan oder Don Giovanni in einen wirklichen Marquis aus der Zeit Ludwigs XIV. zu verwandeln? Vor Molière konnte man in der franzöſiſchen Komödie höchſtens den Menteur als Charakter bezeichnen; nach ihm werden Charakterdarſtellungen außerordentlich häufig. Denken wir nur an Deſtouches, der dem Miſanthropen und Geizigen Molières den Unentſchloſſenen, den Läſterer, den Zudringlichen, den Streber, den Prahler an die Seite ſtellt, denken wir an Greſſets Boshaften, an die detaillierten, ja ſogar raffinierten Charakterſtudien Marivaux'? Aber nicht bloß die Komiker ſcheint er beeinflußt zu haben. Mit Recht hat man darauf hingewieſen, daß ſeit dem »Miſanthrope« Racine auf romanhafte Intriguen in der Tragödie verzichtete und wie Molière auf die Charaktere das Hauptlicht warf, die ſich auf dem Hintergrunde einer einzigen und einfachen, nur von der Heftigkeit der Leidenſchaften getragenen Handlung abhoben. Schon Voltaire ſagte: C'est peutêtre à Molière que nous devons Racine.

In der Technik iſt er nicht weniger bahnbrechend. Zwar würde man vom heutigen Standpunkte aus an ſeinen Stücken Manches zu bemängeln haben, vor allem die oft geradezu kindliche Löſung der Stücke. Aber ihm kommt es eben nur darauf an, die Perſonen, die er charakteriſieren will, in Situationen zu verſetzen, in denen ſie dieſe ihre Eigenſchaften möglichſt ſcharf zum Ausdruck bringen. Die künſtliche, der Realität des Lebens widerſprechende Intrigue, auf welche ſeine Vorgänger den größten Wert legten, mißachtet er vollſtändig. Er läßt die Menſchen kommen und gehen, wie im wirklichen Leben. Auch dadurch nähert er ſich wieder ſeiner Lehrmeiſterin, der Natur. Dabei verfügt er, wie ein echter Schauſpieler, in ſeinen Poſſen namentlich, über eine Menge von Kniffen und Tricks, über einen unerſchöpflichen Mutterwitz, über eine Lebhaftigkeit und Luſtigkeit, die oft geradezu ſinnbetörend wirken.

Der Taumel, in den uns Molières Komödien verſetzen, läßt uns nur zu leicht vergeſſen,

daß er im Grunde genommen ein tief unglücklicher Mensch war. Freilich, wer seine Komödien genauer studiert, der wird auch Spuren davon in seinem Lebenswerke finden. Damit berühre ich zum Schluß eine Frage, die in letzter Zeit vielfach erörtert worden ist, die Frage von Molières Subjectivismus. Für Molières Stellung in der französischen Literatur kommt sie nach meiner Ansicht sehr stark in Betracht. Denn mit dem, was er von seinen persönlichen Erlebnissen innerer oder äußerer Art in seine Werke bewußt oder unbewußt hinein verlegt hat, gewinnen sie außerordentlich an Bedeutung. Molière war ein temperamentvoller Mensch. Wenn er auch Komiker war, so nahm er doch nichts leicht. Er war eine zartbesaitete Natur. Daß das Unglück, das ihm im Leben so häufig widerfuhr, keinen Widerhall in seinen Werken gefunden hätte, ist schon deshalb a priori unwahrscheinlich. Zwischen den Ereignissen seines Lebens und seinen Werken besteht vielmehr — das ist meine feste Überzeugung — ein inniger Konnex. Oder sollte es Zufall sein, daß er gerade zur Zeit, als er ein hinter den Kulissen aufgewachsenes Mädchen aus fragwürdiger Abstammung, das zwanzig Jahre jünger war als er, heiratete, in seinen Komödien über die Schule der Ehe das Problem erörterte, wie sich ein älterer Mann die Zuneigung eines weit jüngeren Mädchens am besten sichert, durch freie Erziehung oder Zwang? Sollte es Zufall sein, daß zur Zeit, als er von seiner Frau, der leichtsinnigen und koketten Schauspielerin Armande, getrennt lebte, zur Zeit, wo er von seinem ehemaligen Freunde Racine betrogen wurde, zur Zeit, wo er durch das Verbot der Aufführung des Tartuffe und des Don Juan tief erbittert war, seinen Misanthropen dichtete? Wahrhaftig, auch er hatte Grund genug an der Welt zu verzweifeln, auch er sah Alles schwarz; was ihn aber wohl am meisten quälte, das war der Gegensatz, in dem er zu sich selber stand. Er haßte die Fehler seiner Frau; bestanden sie doch vor allem im leeren Schein, in der Falschheit, die er sonst im Leben stets verfolgte, und doch mußte er sie lieben, von ganzem Herzen, von ganzer Seele. Freilich hatte er Humor genug, um sich über das Tragische dieser Situation zu erheben, und die Komik dieser widerspruchsvollen Lage zu verstehen. Das ist aber das komplizierte im Misanthropen, was auch bei der Aufführung so schwer wiederzugeben ist, ein tragischer Zustand, in die Sphäre der Komik, vielleicht fast widerwillig gerückt.

Zu dem seelischen Schmerz gesellte sich aber der körperliche. Jahrelang siechte Molière dahin. Nur mit größter Anstrengung konnte er sich aufrechthalten und spielen. Kein Wunder, daß er in seinen Komödien so häufig Ärzte auftreten läßt. Er tut das gewiß nicht bloß, weil der Arzt eine willkommene Possenfigur war. Es ist ihm ein Bedürfnis die Hohlheit der damaligen medizinischen Wissenschaft, die er leider an sich selber erproben mußte, immer wieder an den Pranger zu stellen. Seine Feinde hatten ihn einen Hypochonder genannt. Um diesem Angriff die Spitze abzubrechen, schrieb er seinen »Eingebildeten Kranken«. Sieht es nicht so aus, als ob er sich dadurch selbst über sein Leiden hätte erheben wollen? Wie im Misanthrop über sein seelisches Leiden, so hier über sein körperliches. Es versteht sich, daß er sich mit diesen Geschöpfen seiner Phantasie nicht identifiziert; eine so rohe Auffassung liegt mir ganz fern. Er ist selber weder der Misanthrop noch der eingebildete Kranke, aber daß sein eigener Zustand diese seine Werke zum größten Teil hervorgerufen habe, das glaube ich um so fester. Dieser Subjectivismus verleiht aber den Molièreschen Stücken eine Wärme und Tiefe, die wir sonst nirgends antreffen. Dadurch grenzen auch Molières Stücke ans Tragische. Er selber, der Komiker, ist eine tragische Persönlichkeit. Denken wir nur an sein Ende. Er war am 17. Februar 1673 schwer krank, als der »Eingebildete Kranke« gegeben werden sollte, in dem er die Hauptrolle spielte. Seine Frau und sein Pflegesohn baten ihn dringend, an dem Tag nicht zu spielen. Aber der edle Mann wies auf die armen Theaterarbeiter hin, die ihren Tagelohn verlieren würden, wenn er nicht spielte. Und er schleppte sich auf die Bühne. Er, der Totkranke spielte die Rolle des eingebildeten Kranken bis zu Ende. Auf offener Bühne wurde er von einer Konvulsion ergriffen. Er verbarg es dem Publikum, so gut es ging, hinter erzwungenem Lachen. Am Schluß der Vorstellung mußte er totenbleich nach Hause getragen werden; kurze Zeit darauf war er eine Leiche. Es ist der Tod des Helden auf dem Schlachtfeld.

Wenn man von Molières Bedeutung redet, sind das Züge, die man nicht übergehen

darf. Werk und Verfasser, sie sind bei Molière untrennbarer als bei irgend einem anderen Dramatiker Frankreichs. Wie unendlich höher erscheint einem aber dann die Persönlichkeit Molières als diejenige Corneilles oder Racines. Corneille, der als Greis jahrelang mit krampfhafter Anstrengung sich vergeblich abmüht auf der Höhe seines Ruhmes zu bleiben, Racine, der, von religiösen Skrupeln gepeinigt, mutlos das Dichten für die Bühne aufgibt — und Molière, bis zum letzten Augenblick in treuester Pflichterfüllung verharrend, mitten im Sturm des Kampfes wie eine Eiche vom Blitz niedergeschmettert.

So begrüßen wir in ihm nicht bloß den Begründer des für soziale, literarische, religiöse Fragen kämpfenden Dramas, den Schöpfer eines wirklich psychologisch vertieften Charakterlustspiels, den vollendeten Meister der Posse und erprobten Bühnentechniker, wir begrüßen auch in ihm die machtvollste Persönlichkeit unter den französischen Dramatikern. Welcher französische Dichter vereinigt aber in sich ähnliche Verdienste um die Allgemeinheit, gleiche dichterische und menschliche Vorzüge? Auf die Vereinigung kommt es an. Von seinen Zeitgenossen erreicht ihn keiner. Im 18. Jahrhundert ist Voltaires betriebsame Geschäftigkeit keine Genialität. Bahnbrechend ist er auf keinem der vielen Gebiete gewesen, auf denen er mehr in die Breite als in die Tiefe gearbeitet hat. Höchstens auf dem Gebiete der leichten Erzählung und des Briefstils. Aber was bedeutet das? Ein großer Charakter ist er auch nie gewesen. Und Jean Jacques Rousseau? Gewiß, sein Einfluß auf die Literatur, die soziale und politische Entwicklung der folgenden Zeit ist ungeheuer gewesen. Nichtsdestoweniger verdient er nicht den Namen des ersten französischen Klassikers noch ist er ein typischer Vertreter des französischen Geistes. Von seiner Persönlichkeit wollen wir lieber schweigen. Und wer sollte im 19. Jahrhundert mit Molière wetteifern? Es hat zwar nicht an Stimmen gefehlt, die das 19. Jahrhundert das Zeitalter Victor Hugos nannten. Aber von dieser lächerlichen Ueberschätzung des einseitigen und eitlen Lyrikers ist man glücklicherweise abgekommen. Welches Universalgenie haben wir aber in der französischen Literatur des 19. Jahrhunderts, wenn mir dieser zusammenfassende Ausdruck gestattet wird? Ich wüßte keinen Namen zu nennen. So bleibt denn Molière bis in die Jetztzeit unerreicht. Es ist kein leeres Schlagwort, sondern ein begründetes Urteil, wenn wir ihn den größten Dichter Frankreichs nennen.

Die katalanische Renaissance.

Von Heinrich Finke, Professor an der Universität Freiburg i. B.

Nur von der wissenschaftlichen und literarischen Renaissance in Katalonien möchte ich reden, nicht von politischen Bestrebungen, die zuweilen damit verbunden sein mögen; obschon auch bei letzteren dem der Politik fernstehenden Gelehrten kuriose Gedanken aufsteigen, wenn er die merkwürdige internationale Ähnlichkeit der Erscheinungen bemerkt, mit denen nach neuer Unabhängigkeit strebende Völker diesen Drang zu bekunden pflegen. Als ich vor beinahe zwei Jahrzehnten zum ersten Male durch die Hauptstadt Böhmens und dann durch die engen Gassen Alt-Barcelonas wanderte, da trugen dort die Straßenschilder deutsche, hier spanische Bezeichnungen; kaum zehn Jahre später konnte ich mich in Prag nicht mehr zurechtfinden, denn an den Straßenecken standen für mich undeutbare tschechische Zeichen, während die gewaltigste Hafenstadt Spaniens, liebenswürdiger und vielleicht auch praktischer empfindend, unter die spanischen die oft nur in einem Buchstaben abweichenden katalanischen Namen gesetzt hatte.*)

Daß Katalonien im Mittelalter den Kern eines Königreiches Aragonien gebildet und

*) Ich erwähne für das folgende vor allem: J. Rubió y Ors, Breve reseña del actual renacimiento de la lengua y literatura catalana. 1877. Desselben: Noticia de la vida y escritos de D. Manuel Milá y Fontanals. 1887. Dazu: J. Aurouze, Idées directives de la renaissance méridionale au XIX[e] siècle. 1907. Wertvolle Hinweise verdanke ich meinem Kollegen G. Baist.

mit diesem politisch eine führende Rolle für einige Generationen am Mittelmeer gespielt hat, dürfte allgemein bekannt sein; ebenso daß zu Ende des 15. Jahrhunderts durch die Vermählung des »Reyes catolicos« der aragonesische Königstraum wohl für immer verschwand. Weniger daß dieses Reich und vor allem Katalonien eine bedeutende und eigenartige Kultur damals besessen, die starke Spuren hinterlassen hat. Eigenartig vor allem durch die Beteiligung des Herrscherhauses an allen schöngeistigen Bestrebungen im Hochmittelalter und in der Renaissancezeit: da sind Könige, die nicht bloß Gönner und Freunde der Troubadours ihrer Zeit waren, sondern selbst dichteten, durch Generationen hindurch; die uns die Spuren ihrer allerdings oft nicht sehr bedeutenden Dichtungen in den Registerbänden ihres Archivs hinterließen, Gemahlin und Kinder an dem Genusse ihrer poetischen Arbeit teilnehmen ließen; die mit Leidenschaft theologische, geschichtliche und astrologische Werke sammelten, mit wissenschaftlichen Werken treue Dienste bedachten, wie für profanwissenschaftliche Arbeit in ihren Diensten mit dem — Inquisitorenamt belohnten! Wo gibts wohl sonst im Mittelalter einen Herrscher, der einen Feldzug mit der Auslieferung einer Handschrift abschließt? Und neben diesen »bibliofils coronats« Untertanen, die vom selben Schaffens- und Sammeleifer beseelt sind. Im 13. bis 15. Jahrhundert ist viel in katalanischer Sprache geschrieben und gedichtet worden; die Poesie hält von Norden her, aus der Provence und Nachbargebieten ihren Einzug: erst Nachahmerin, dann selbstständig, wenn auch ohne überragende Bedeutung. Erst als im Norden die Minnepoesie verblüht, erhob sich auf katalonischem Boden ein Ausias March u. a. zu überraschend kräftigem poetischen Schaffen. In der Geschichtsschreibung bilden die großen Chroniken, der »libre dels feyts« Jakobs I., mag er von ihm selbst oder von einem andern geschrieben sein, die Darstellung Muntaners und die Aufzeichnungen eines Pedro el Ceremonioso durch die köstliche Subjektivität ihrer Schilderungen, durch die Kraft der Charakteristik das Entzücken des Forschers. Und daran reiht sich eine reiche Sammlung religiöser und naturwissenschaftlicher Werke. Zu alledem kommt nun noch das Kronarchiv in Barcelona mit seinen schier unerschöpflichen Schätzen an katalanischem Schrifttum. In meinen »Acta Aragonensia« finden sich unter den katalanisch abgefaßten Korrespondenzen glänzende Muster von Personenschilderungen und Formulierung des Tatsächlichen, die durchaus als literarisch wertvoll gelten können. Nirgends werden im Mittelalter so familiäre und herzliche Töne für den Familienverkehr, Verwandtenbriefe, für das Persönliche in Freud und Leid gefunden wie hier.*)

Mit dem Aufhören der Selbständigkeit Aragoniens verschwindet in ihrer Eigenart die katalanische Kultur fast ganz auf Jahrhunderte; nunmehr hält das Spanische — es beginnt das Zeitalter der großen spanischen Kultur in Literatur und Kunst — auch in Katalonien seinen siegreichen Einzug. Das katalanische Schrifttum versiegt immer mehr. Wohl tritt es bei den großen Aufständen, den Rebellionen des 17. und 18. Jahrhunderts, sobald die Trennung von Spanien einsetzt, wieder hervor: aber die Verhältnisse sind dem geistigen Schaffen zu wenig günstig, die Trennung zu kurz, als daß größere geistige Schöpfungen hätten entstehen können.

Zu Beginn des vorigen Jahrhunderts schien die Assimilation vollendet zu sein; gerade Katalonien-Aragonien wehrte sich am verzweifeltsten gegen den korsischen Eroberer: ich brauche ja nur an Gerona und Saragossa zu erinnern. Die katalanische Sprache vegetierte nur noch als Dialekt. Im Schrifttum galt es nur noch fürs Volk, nicht für den Gebildeten. Religiöse Unterweisungen werden mehrfach noch in der Muttersprache gegeben; so wurde das Büchlein des fra Anselm Turmeda immer wieder neu aufgelegt und katalanisch modernisiert, eine Art versifizierter Katechismus:**)

> Primerament quant serás bateját,
> Creurás que la Divinitát
> Es un esser en Trinitá
> De les persones.

Bald darauf setzt die katalonische Renaissance ein: die Wiedererweckung der Sprache und Literatur des Mittelalters; man gedenkt wieder der mittelalterlichen Größe des Vater-

*) Vgl. meinen demnächst erscheinenden Artikel im Archiv für Kulturgeschichte: Die Beziehungen der aragonischen Könige zur Literatur, Wissenschaft und Kunst im 13. und 14. Jahrhundert. Er stützt sich vor allem auf das gleichzunennende Werk von Rubió y Lluch (Documents usw.) sowie auf die beiden Bände meiner Acta Aragonensia. 1907.

**) Ich benutze einen Druck des 18. (?) Jahrhunderts, den mir G. Baist zur Verfügung stellte.

landes. Die Wurzeln dieser neuen Richtung sind uns von einem Mitschöpfer der Bewegung ausführlich bloßgelegt worden, von Rubió y Ors, dem »gayter del Llobregat«, in seinem feinempfundenen Nachrufe auf den bedeutenden Literaturforscher und Dichter, Manuel Milá y Fontanals. Sie liegen in der Romantik und vor allem in der deutschen Romantik. Milá in seinen Arbeiten, Rubió in seiner Rede bekunden es immer wieder. Eine erſtaunlich umfangreiche Kenntnis der deutschen einschlägigenLiteratur besitzen beide, in erſterLinie der Lyriker, aber auch der philosophierenden Richtung eines Fr. v. Schlegel. Sehr interessant iſt, daß auch hier bei den jungen Katalonen, wie in Frankreich, schon in den dreißigerJahren der phantaſtische E. T. A. Hoffmann an die erſte Stelle, was den Einfluß angeht, rückt. Milá wollte mit dem »género fantástico« Hofmanns das poetische Gebiet erweitern, der nüchternen Regelmäßigkeit ein großes Feld abgraben. Da erscheint, echt hoffmannisch, »la música con su filosofia de pasión y sus caprichos« als vollwertiges poetisches Gebiet. Milá ſtand vielleicht noch unter einem andern deutschen Einflusse: sein Bruder Pablo hat sich als Künſtler in Rom den deutschen Nazarenern angeschlossen und viel mit ihnen verkehrt. Kein Wunder, wenn man in einem romantischen Tendenzromane, »Ruina de un convento«, der sich gegen die Kloſterſtürmerei des Jahres 1835 wendet, Bilder der Düsseldorfer Romantiker, u. a. die trauernden Juden Bendemanns, findet.

Als providentiell bezeichnet es Rubió, daß im selben Jahre 1836, da die katalonische Romantik einsetzte, zwei Werke erschienen, an sich nicht sehr bedeutend, zudem trocken wissenschaftlich, die aber von einer anderen Seite in die katalonische Vergangenheit einführten: die »Condes de Barcelona« mit dem bezeichnenden Beiwort »vindicados«, das heißt wieder zu Ehren gebracht, von Próspero de Bofarull, dem erſten Vertreter der berühmten Archivaren-Dynaſtie, und dann das »Diccionario de autores catalanes« des Bischofs Tyrres y Amat. Die Grundlagen der alten Geschichte und Literatur waren damit gegeben; wenigſtens auf engbegrenztem Terrain war man über die »Anales« Zuritas, des erſten großen Hiſtorikers der modernen Zeit aus dem Ende des 16. Jahrhunderts, hinausgekommen. Freilich so schnell ging die weitere Entwicklung nicht; Rubió y Ors deutet an, daß der »gayter« längere Zeit allein geſtanden, daß Milá erſt nach und nach Kataloniſt der Tat geworden sei. Noch im Anfang des Jahres 1854, in dem er seine berühmte Sammlung, den »Romancerillo catalán« veröffentlichte, hatte er gemeint: Der Dichter, der sich mit der Volkspoesie begeiſtere, müsse auch in der Volkssprache dichten; aber philosophische und universelle Gedanken in einen »Lokaldialekt« einzuzwängen, das sei dasselbe, wie wenn man von einer Bäuerin die Wiedergabe der »Ideale« von Schiller oder der »Méditations« Lamartines in ihrem Bauerndialekt verlange! Erſt seit 1859 schrieb und dichtete er in katalanischer Sprache.

Die rein literarische Seite der Renaissance, das heißt die Dichtung in der der mittelalterlichen katalanischen sehr ähnlichen Muttersprache, kann ich natürlich nur ſtreifen; allzugroß iſt ihre Bedeutung im Rahmen der allgemein modernen Literatur nicht. Es iſt recht viel katalanisch gedichtet, aber wenig dauerndes, nichts was zu den Meiſterwerken der Literatur gezählt werden darf. Freilich iſt die Bewegung ja erſt ein halbes Jahrhundert alt. Rubió y Ors iſt sicher der bedeutendſte der älteren Generation. Victor Balaguer, Dichter und Staatsmann, Urheber des nach ihm benannten Museums in Villanueva y Geltru, schuf neben einer populären Geschichte wenig erfolgreiche Dramen; andere sind ihm hierin gefolgt. Eine gewisse Berühmtheit erlangte des Geiſtlichen Jacinto Verdaguer »Atlantis«, und ein Verehrer Verdaguers, selbſt Dichter, Mossen Querol sah schon den Tag kommen, »an dem man anfangen wird, die katalanische Sprache zu lernen, um Verdaguer zu lesen, wie man jetzt die griechische Sprache lernt, um Homer zu lesen«. Das Werk hat Schönheiten, iſt auch unter anderem ins Deutsche übersetzt, aber populär wird es nicht werden. Die Popularität der katalanischen Sprache hat dann die Erneuerung des alten »gay saber«, der »fröhlichen Wissenschaft« des Mittelalters, in den Blumenspielen der Stadt Barcelona (den jochs florals) sehr gefördert; die Dichtungen der jochs florals gelten als Durchschnittsware, wichtig sind aber die oft programmatischen Eröffnungsreden bedeutender Persönlichkeiten. Die katalanische Sprache hat sich natürlich auch des Romans bemächtigt; früher waren es mehr Nachahmungen, so Walter Scotts,

später tritt ein originalerer Zug hervor; Narcis Oller und Cayetano Vidal werden meist genannt. Eine stattliche Reihe von literarischen Zeitschriften in der katalanischen Sprache ist seit ein paar Menschenaltern entstanden und wieder verschwunden; vor allem wurde in ihnen die literarische Kritik angebaut und für die Zukunft Fruchtbringendes in Aussicht gestellt. Wirklich Bedeutendes wurde aber auf dem Gebiete des literarischen Essays geleistet; manche Schöpfung Milás y Fontanals darf sich neben die besten Arbeiten bewunderter französischer Kritiker stellen. Er kannte die europäischen Literaturen und er hat hervorragende Schüler gebildet: ich nenne an erster Stelle den Madrider Akademiker Menendez Pelayo, den einflußreichsten Schriftsteller Spaniens, und dann Rubió y Lluch.

Die Liebe zur alten katalanischen Literatur förderte die Neuherausgabe zahlreicher Dichter und Prosaisten. Ein überaus sorgfältiges Verzeichnis von J. Bonsoms*) führt mehrere Hundert solcher Ausgaben der letzten 50 Jahre auf.

Zu den eifrigsten Editoren gehören einige Mallorcaner, allen voran der verstorbene Mariano Aguiló y Fuster; Dutzende von Ausgaben hat er allein veranstaltet. Diese Editorenneigung kommt neuestens auch dem großen Laientheologen, Philosophen und Dichter Ramon Lull zugute; während seine lateinischen Schriften seit dem 18. Jahrhundert in einer Mainzer Edition vorlagen, blieben seine katalanischen, viel charakteristischeren Schöpfungen bis auf unsere Zeit unveröffentlicht. Der Versuch einer Würdigung des ganzen literarischen Materials hat Morel-Fatio in knapper Form und klarster Uebersichtlichkeit in Gröbers Grundriß gegeben.

Unzweifelhaft trägt die katalanische Renaissance einen stark gelehrt-literarischen Charakter; mehr als die genial produktive dichterische Richtung ist bei ihr fast die streng wissenschaftliche zu betonen: jenes energische Streben, die Schätze der Vergangenheit, die das Land dank einem gütigen Geschick so reich bewahrt hat, der Wissenschaft dienstbar zu machen, die Geschichte der Kultur Kataloniens auf breitester Grundlage zu bieten. Darum die Editionen der archivalischen Quellen, deren Mittelpunkt das Kronarchiv war und bleiben wird. Von Prospero und Manuel Bofarull stammen allein 40 Bände »Documentos ineditos«, eine Fundgrube für mittelalterliches Leben und Denken. Und ihnen sind andere gefolgt. Sie konnten sich natürlich nicht auf katalanische Dokumente allein beschränken, sie mußten zur Aufhellung der Vergangenheit ebensogut die lateinischen Urkunden heranziehen. Eine wissenschaftliche Tradition entwickelte sich im engen Anschluß an das Kronarchiv und an die Akademie der Wissenschaften, die von Zeit zu Zeit »Memorias« und daneben ein periodisches »Boletin«, ähnlich dem der Madrider Akademie, veröffentlicht. Eine so intensive methodische Schulung, wie sie der junge deutsche oder französische Forscher der Geschichte und Literatur erhält, fehlt leider in Spanien; die Madrider Archivschule bietet ja viel, aber doch nicht alles. An den Universitäten liegt mit rühmlichen Ausnahmen der streng wissenschaftliche historische Unterricht darnieder. Darum waren Archiv und Tradition in Barcelona so wichtig. Sie haben einen Stamm von Männern geschaffen, die bisher in der Akademie ihren Mittelpunkt hatten, deren Leistungen auch den Instituten anderer Nationen zur Ehre gereichen würden. Ich nenne nur einige, deren persönlicher Bekanntschaft im Kronarchiv ich mich rühmen darf, oder deren Arbeiten mir besonders beachtenswert scheinen, ich nenne nur einige ihrer Werke, die in dem letzten Jahrzehnt entstanden sind und die beweisen, wie stark der Fortschritt des historischen Schaffens gegenüber Erzeugnissen früherer Zeit geworden ist: zugleich zeigen sie, wie sich ihr Schaffen glücklich ergänzt.

Die ehrenvollen archivalischen Traditionen der Familie Bofarull, die demnächst ihr hundertjähriges Archivdirektorium feiern kann, vertritt Francisco de Bofarull y Sans, momentan einer der besten Kenner des Papiers und der Wasserzeichen, durch eine Reihe wertvoller Quellenpublikationen, von denen ich sein Testament Ramon Lulls*) und seinen Felipe de Malla nenne, besonders aber durch jene

*) J. Bonsoms y Sicart, Fragmentos de las traducciones catalanas de la Fiammetta y del Decamerone de Boccaccio. 1909. Hieran schließen sich die wichtigen 3 Apéndices: der erste enthält die neueren Werke und Aufsätze über die katalanische Sprache; der zweite solche über die katalanische Literatur; der dritte enthält die Publikationen katalanischer Texte.

*) El testamento de Ramón Lull. In den Memorias Bd. V.

vorbildliche und entsagungsvolle Auffassung der Leitung eines Weltinstituts, die in der Förderung fremder Forschung sich nie genug tun kann. Sein Adlatus war jahrelang Andres Giménez Soler, dann Professor in Sevilla und jetzt in Saragossa, das kräftigste historische Talent, das mir in der spanischen Jugend begegnet ist. Richtige Problemstellung, festeste Fundierung auf archivalischem Material zeichnen seine Arbeiten aus.*) Ihn ersetzte im Archiv der junge E. González Hurtebise, eine frisch aufstrebende Kraft mit umfangreichen Kenntnissen auf den Gesamtgebieten der Geschichte, dem selbst prähistorische und archäologische Studien nicht fern liegen**). Der gründlichste Kenner des chronikalischen Materials dürfte Massoy Torrents***) sein, während der Siegelforscher Ferrán de Sagarra auf seinem Spezialgebiete im übrigen Europa seines Gleichen sucht. Die jüngsten der Kultur- und kunstgeschichtlichen Veröffentlichungen von J. Miret y Sans†), Sanpere y Miguel††) fanden in Deutschland besondere Beachtung. Rechnet man dazu noch als zuzeiten tägliche Gäste in dem alten Palaste Karls V. den ersten Literarhistoriker Rubió y Lluch, den feinsinnigen Gelehrten und begeisterten Bibliophilen J. Bonsoms y Sicart, den warmherzigen Sprachforscher F. Carreras y Candi, so wird man hier und in dem benachbarten altertümlichen Sitzungssaale der Akademie eine Gruppe von Männern finden, die weit über den Rahmen des Lokalen hinaus der geschichtlichen Forschung ihrer großen Vergangenheit in Ehren genügen konnten.

Und doch ist seit kurzem das Schwergewicht der Forscherarbeit von der träumerischen Plaza del Rey, der ehrwürdigen Capilla real nach dem vom Tagesgetriebe umtosten herrlichen Palaste der Diputacion Provincial — der Provinzialstände — verlegt worden; allerdings wohl unter Zustimmung und Mitwirkung der meisten der Genannten. Warum das? War es die treibende Kraft einzelner Persönlichkeiten, waren es neue Ideen, vielleicht sogar mit leisem politischen Anhauche, die hier tätig waren? Ich glaube, beides hat zusammengewirkt. Die Hauptveranlassung dürfte hier wie bei ähnlichen Neugründungen in anderen Ländern folgende sein. Es wurde viel gearbeitet, viel Quellenmaterial publiziert, aber ohne daß die einzelnen Forscher miteinander in Verbindung standen, mit besonderer Begünstigung des einen und Vernachlässigung anderer Gebiete, je nach der Eigenart der Mitarbeiter und dem jeweiligen Modegeschmack. Da galt es nun die Forscher zu sammeln, die Forschung zu zentralisieren und für umfangreiche Publikationen größere Unterstützungen zu gewinnen. So ist das »Institut d'Estudis Catalans« im Jahre 1907 entstanden: eine Schöpfung, die unseren großen deutschen historischen Kommissionen — ich erinnere an die Badische historische Kommission und an die Gesellschaft für Rheinische Geschichtskunde — in ihren Zielen und zum Teil auch in ihrer Organisation sehr ähnlich ist. Die treibende Kraft war zunächst Rubió y Lluch*), er hat wohl das Programm entworfen und ist der erste lebenslängliche Präsident; ihm zur Seite steht eine frische werbende Kraft, J. Pijoan. Bedeutende Geldmittel haben Diputacion Provincial und Ayuntamiento von Barcelona auf eine Reihe von Jahren zur Verfügung gestellt. Die Studien sollen ausdrücklich nur der katalanischen Sprache, Geschichte und Kultur gelten und, was für den ausländischen Forscher beachtenswert, wenn auch nicht gerade erfreulich ist, die Veröffentlichungen sollen in Katalanisch erfolgen! Nur im »Anuari« (Jahrbuch) werden auch andere Sprachen zugelassen.

*) Ich nenne: Jaime de Aragón, 1899; La corona de Aragón y Granada 1908; Itinerario del rey d. Alfonso de Aragón y de Nápoles 1909. Sein großes Werk über Don Juan Manuel steht noch aus.

**) So in seinen Arbeiten über S. Feliú de Quixols. Vgl. seinen interessanten Nachweis, daß Pedro IV. tatsächlich der Verfasser einer Chronik war.

***) Sein maßgebender Aufsatz in der Revue Hispanique 15 (1906).

†) Die beiden Bände mit dem sonderbaren Titel: Sempre han tingut béch les oques (»Stets haben die Gänse Schnäbel gehabt«) 1905 und 1906 bergen eine Fülle kulturgeschichtlichen Materials. Selten gewinnt man einen tieferen Einblick in mittelalterliche, kirchliche und politische Kreise. Natürlich müssen solche Darstellungen, die sich nur nach dem Material richten können, einseitig sein.

††) Seine älteren kultur- und allgemeingeschichtlichen Werke lasse ich beiseite. Sein vor ein paar Jahren erschienenes Werk: Los quatrocentistas Catalanos, das uns in ganz neue Gebiete katalanischer Kunst führt, ist auch in der Beilage zur Allgemeinen Zeitung 1907 ausführlich besprochen worden.

*) Die lange Reihe seiner literarischen und kulturgeschichtlichen Arbeiten s. bei Bonsoms S. 72 f.

Aus der »Memoria«, die zu Ende des erſten Geſchäftsjahres vor Jahresfriſt erſtattet wurde, entnehme ich, daß das Inſtitut mit der Erſtellung einer großen wiſſenſchaftlichen Bibliothek in Barcelona begonnen hat. Das war allerdings bei dem faſt völligen Verſagen der Universitätsbibliothek für die neuere Zeit unumgänglich notwendig; freilich werden die Lücken auch ſpäter noch fühlbar bleiben, da die Inſtitutsbibliothek wohl weſentlich der rein katalanischen Forschung dienen ſoll. So hat das Inſtitut als Grundſtock für eine ganz bedeutende Summe die einzigartige Bibliothek — Handſchrift, Inkunabeln und ſeltene Drucke — Mariano Aguilos erworben. Außerdem hat es begonnen, die zahlreichen kleinen und doch ſo wertvollen Archive Kataloniens beſſer unterzubringen und zu ordnen. Mit ſeinen erſten Publikationen befand es ſich in viel glücklicherer Lage als andere wiſſenſchaftliche Kommiſſionen; ſie müſſen oft jahrelang warten, bis die erſten Früchte ſich zeigen. Das Inſtitut konnte gleich mit fünf großen, längſt vorbereiteten Veröffentlichungen beginnen, mit zwei kunſthiſtoriſchen über alte katalonische Wandmalereien und über die romaniſchen Wandmalereien in Katalonien, mit einer ſtattlichen Münzgeſchichte und dem erſten Bande der kulturgeſchichtlichen Dokumente. Daran reiht ſich das »Anuari« für 1907.*)

Eine kritiſche Beurteilung muß ich mir für andere Stellen verſparen, nur im allgemeinen ſei geſagt, daß hier wirklich Monumentales für den Neuaufbau der Geſchichte katalaniſcher Kultur geboten wird, und zwar in jedem dieſer Werke. Vielleicht werden am meiſten internationales Intereſſe Rubios »Documents per la Cultura Catalana mig-eval« wecken; hier iſt wundervolles Material für das Studium des mittelalterlichen und Renaiſſance-Wiſſens aufgeſpeichert. Bibelüberſetzung, Livius, Dante nebeneinander! Aber auch jedes der anderen Werke darf von der Fachforſchung nicht überſehen werden. Geradezu vorbildlich erſcheint mir das Jahrbuch; möge es ſich auf der Höhe halten und ihm nicht die ſchweren Koſten zu einer Daſeinsklippe werden.

Von den demnächſt erſcheinenden Werken dürfte die Ausgabe der katalaniſchen Bibelüberſetzungen von R. Foulché-Delboſc die meiſte Beachtung finden. Eine Reihe wiſſenſchaftlicher Reiſen im In- und Ausland ſind geplant und zum Teil ſchon unternommen: nach Italien und Deutſchland, um die Handſchriften Ramon Lulls zu ſtudieren, nach Griechenland, um die Geſchichte der Katalanen im Orient aufzuhellen, in deren Mittelpunkt die mittelalterliche Akropolis »la pus richa joya qui al mont sia« ſteht.

Reiche Früchte bereits und noch reichere Verſprechungen! Unzweifelhaft hat das neue Unternehmen, die modernſte Form der katalaniſchen Renaiſſance, unter einem glücklichen Stern begonnen. Academia de buenas letras und Inſtitut d'Eſtudis Catalans werden vereint eine Blüte geiſtigen Schaffens in Barcelona zeitigen, um die ſie andere Länder mit Recht in Zukunft beneiden dürften.

*) Les pintures murals catalans (Heft 1: Pedret). — J. Botet y Sisó, Les monedes catalanes I. Bd. — A. Rubió y Lluch, Documents per l'historia de la cultura Catalana mig-eval I. Bd. — J. Puig y Cadafalch, A. de Falguera und J. Goday, L'arquitectura romànica a Catalunya I, Bd. — Anuari 1907.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korreſpondenz aus New York.

Das Crockerſche Teſtament.

Kaum hat die Columbia-Univerſität die Erbſchaft der Kennedyſchen Millionen angetreten, da fallen ihr $1^1/_2$ Millionen vom Crockerſchen Erbe zu. Die Summe iſt diesmal nicht den Truſtees der Univerſität zu freier Verfügung überlaſſen, ſondern für einen beſtimmten wiſſenſchaftlichen Zweck gegeben, aber gerade dadurch gewinnt die neue Schenkung an Bedeutung, denn ſie wird nicht nur Columbia, ſondern der ganzen Menſchheit zugute kommen.

George Crocker, der jüngſte Sohn des kaliforniſchen Millionärs Charles Crocker, ſtarb am 4. Dezember in New York am Krebs, nachdem ſeine Gattin vor fünf Jahren demſelben Leiden erlegen war. Schon bei Lebzeiten hatte er Columbia eine Summe von einigen fünfzigtauſend Dollars geſchenkt, die zum Studium der Natur des Krebſes verwendet werden ſollten. Ehe er nun ſelbſt der tückiſchen Krankheit erlag, beſtimmte er, daß ſein

gesamtes Grundeigentum nebst Haus usw. in der Stadt New York sowie auf dem Lande im Staat New Jersey nach seinem Tode veräußert werden solle und der Ertrag, der sich auf etwa zwei Millionen Dollar belaufen dürfte, den Trustees von Columbia als ein ständiger Fonds übergeben werde, dessen Zinsen zur Erforschung der Ursachen und zur Verhütung und Heilung des Krebses zu verwenden sind.

Wenn die Wissenschaft so weit fortgeschritten ist, daß eine Spezialforschung auf dem Gebiet der Krebskrankheit nicht mehr erforderlich, dann sollen die Zinsen einem verwandten Zwecke dienen. Jedoch wünscht der Erblasser, daß die Trustees dann jedenfalls den Gesichtspunkt im Auge behalten, daß die Unterstützung der wissenschaftlichen Arbeit zugute komme, die hauptsächlich der Verhütung und Heilung von Krankheiten und der Linderung menschlicher Leiden dient. Auf keinen Fall dürfen das Kapital oder die Zinsen je zur Errichtung von Gebäuden verwendet werden.

Die Crockersche Stiftung wird sicher wesentlich dazu beitragen, das rein wissenschaftliche Studium der Medizin, das in Columbia schon einen hohen Grad erreicht hat, weiter erheblich zu fördern, und im ganzen Land einen heilsamen Anstoß zu erhöhter Forschung auf dem Gebiet der Medizin geben.

In diesem Zusammenhang seien zwei weitere kürzliche Schenkungen an Columbia erwähnt, die ebenfalls geeignet sind, das Studium der Medizin immer mehr zu heben: die eine ist die des Ehepaars Sloane und hat die Errichtung einer gynäkologischen Klinik in Verbindung mit der medizinischen Abteilung der Universität ermöglicht; die andere von Frau Jenkins im Betrag von 150,000 Dollars soll der Ausbildung geprüfter Krankenpflegerinnen dienen, die indes nicht zum Hospitaldienst, sondern zur Pflege der Armen in den Tenementhäusern usw. vorbereitet werden sollen. Frau Jenkins hat eine weitere Schenkung in Aussicht gestellt, falls die genannte Summe zu dem Zweck nicht genügen sollte.

Der kalifornische Eisenbahnkönig Charles Crocker hatte 30 Millionen hinterlassen, wovon dem jüngsten Sohn George sechs Millionen zufallen sollten, falls er sich fünf Jahre hindurch des Trinkens enthalte. Der Sohn erfüllte die Bedingung und trat die Erbschaft an, über die er nun seinerseits so hochherzig verfügt hat. Wie viel Gutes er aber schon bei Lebzeiten getan, das kommt erst jetzt zutage, denn wie John Stewart Kennedy wünschte er, nicht als öffentlicher Wohltäter genannt zu werden.

Wie eigenartig viele Crockersche Schenkungen waren, mögen folgende Beispiele zeigen: Er stiftete eine größere Summe zur Errichtung einer praktischen Bergakademie, die von Studenten der Technischen Hochschulen von Harvard, Yale, Columbia, des Massachusetts Institute of Technology und der Colorado School of Mines besucht wurde. Vor vier Jahren erwarb er dazu mietweise ein Bergwerk in Colorado und ließ in dessen Nähe Häuser für hundert Studenten der genannten und einiger anderen Universitäten bauen, die nun einen Sommer lang alle Arbeiten eines praktischen Bergmanns zu verrichten hatten. Ein andermal gab er Tausende von Dollars zu einem Fonds, aus dem bedürftigen Studenten das zum Besuch des College erforderliche Geld auf Ehrenwort geliehen wurde unter der Bedingung, daß sie das Darlehen *in meliore fortuna* zurückerstatteten. Die später dem Fonds zurückerstatteten Gelder werden wieder anderen Studenten geliehen.

Es soll auch nicht unerwähnt bleiben, daß George Crocker zu Pearys letzter, erfolgreicher Nordpolfahrt die Summe von 50,000 Dollars beigetragen. Er war anfangs nicht geneigt, den kühnen Polarforscher zu unterstützen, der sein Leben doch nur wegwerfen würde; als er aber sah, daß Peary entschlossen war, auch mit mangelhafter Ausrüstung die Reise zu unternehmen, da gab er die genannte Summe, und seinem Wohltäter zu Ehren hat Peary einer Strecke festen Landes in der Polarzone den Namen Crocker-Land gegeben.

Amerika ist das Land des allmächtigen Dollars. Aber wenn die Kennedys und Crockers ihre Millionen im Dienste der Wissenschaft, zur Beglückung der Menschheit hergeben, dann soll die Welt da draußen nicht die Nase rümpfen, sondern den Hut abziehen. *Vivant sequentes!* R. T. sen.

Mitteilungen.

Die Rhodes-Stipendiaten. Der Jahresbericht der Trustees der Rhodes-Stipendienstiftungen ist soeben erschienen und gibt ausführliche Nachrichten über die Stipendiaten und ihr Studium in Oxford. Wir entnehmen darüber Ausführliches einem Aufsatz in »The Times« vom 28. Januar. Nur die Zeit kann Aufschluß darüber geben, ob die englischen Kolonien und die anderen Länder, welche von der hochherzigen Stiftung Cecil Rhodes' Genuß haben, ihre besten Leute auswählen, oder ob die Ausgewählten selbst ihre Anregung aus einem weiteren Blick, der bei den Engländern auf die Einheit des Reiches und öffentliche Pflichten gerichtet ist, bei den anderen Nationen nach internationaler Freundschaft schaut, schöpfen. Aber jetzt kann bereits nach der Erfahrung mehrerer Jahre mit Genugtuung konstatiert werden, daß Oxford mit den Rhodes-Stipendiaten zufrieden ist, denen die alte Universität von Anfang an den herzlichsten Empfang bereitet hat. Bereits zeichnen sich die Stipendiaten in keiner Weise mehr von den Oxford-Universitätsstudenten ab. Sie kommen und gehen wie die andern, und der Gewinn, den sie aus Oxford ziehen, ist ganz im allgemeinen Wirkung der Persönlichkeit. Man hat es getadelt, daß die elementare Vorbildung mancher kolonialen und amerikanischen Stipendiaten viel zu wünschen übrig läßt, und daß sie daher in dem Wettbewerb um Universitätsehren zurückbleiben. Auch hat man vorgestellt, das Oxford unter seinen Stipendiaten eine größere Proportion nach deutschem Vorbild geschulter Studenten vorziehen würde. Andererseits hat man aber auch behauptet, daß Oxford nicht der Platz ist, in dem der höhere Typus eines deutschen Studenten die Forschungserleichterungen, die er verlangt, finden würde; selbst bei der durch den deutschen Kaiser daraufhin gerichteten Auswahl. Und von Amerika und von den Kolonien aus wird konstatiert, daß das obligatorische Griechisch von Oxford an und für sich schon 75 % der fähigen

Bewerber ausscheidet. Diese verschiedenen Gesichtspunkte werden sich aber wohl mit der Zeit versöhnen lassen, wenn die ernste Vorbildung in den Kolonien und in Amerika wächst und Oxford seine Reform im modernen Sinne fortsetzt. Während des akademischen Jahres 1908/9 waren 179 Rhodes-Stipendiaten in Oxford, von denen 78 aus den englischen Kolonien, 90 aus den Vereinigten Staaten und 11 aus Deutschland kamen. Ende Juli schieden 33 vollständig aus, und 31 neue Stipendiaten traten im Oktober ein. Wenige sind, nachdem die dreijährige Stipendienzeit abgelaufen war, in Oxford geblieben, um ihre Studien dort noch fortzusetzen. Die weitverbreitete Ansicht, als ob Oxford hauptsächlich wegen des klassischen Studiums seine Anziehungskraft ausübe, wird durch die Statistik des Berichtes zurückgewiesen. In den sogenannten Honourschools haben nur 16 Stipendiaten klassisch-philologische Studien verfolgt. 39 haben Jurisprudenz, 23 Geschichte, 20 Naturwissenschaft studiert; 10 haben sich der Theologie, 10 der englischen Literatur, 12 der Nationalökonomie, 6 der Medizin gewidmet, während Mathematik, moderne Sprachen, Forstkunde und Anthropologie nur jeweils wenige Studenten anzogen. Somit scheinen die ausschließlich klassischen Studien unter den Rhodes-Stipendiaten die Ausnahme zu bilden. Bei der Verteilung unter die einzelnen Colleges wird von der »Times« als ein gutes Zeichen angesehen, daß Balliol die meisten Stipendiaten (15) aufnahm, Exeter folgte mit 13, Christ Church, Merton und St. John's mit je 12, New College, Queens und Wadham mit je 11, je nach der Größe der Colleges folgen dann die andern. Unter den von den Stipendiaten gewonnenen Ehrengraden und Freistellen ist zuerst der Australier J. C. V. Behan zu nennen, der an dem University-College nach einem Examen in Rechtskunde eine Fellowship gewann. Außerdem erwarben ein Mr. Waddington aus Bermuda und ein Mr. Zieman aus Neuseeland als Juristen einen Freiplatz in Balliol. Auch zwei Deutsche K. von Kamphoevener und Baron W. von Ow-Wachendorf zeichneten sich als Nationalökonomen aus und erhielten Diplome »zur Auszeichnung«. Die Listen über die übrigen zugeteilten größeren oder geringeren Ehren, die bekanntlich in viele Klassen an englischen Universitäten zerfallen, interessieren uns hier nicht. Dagegen soll das weite Feld der Arbeit, welche sich den Rhodes-Stipendiaten nach Vollendung ihres Studiums eröffnet durch die Liste der Anstellungen, die sie und zwar meist als Universitäts- und College-Lehrer erlangt haben, charakterisiert werden. Ein Neuseeländer geht als Professor an das Rangoon College in Birma, ein Amerikaner an das Protestantische Seminar nach Beirut, ein anderer an die Provinzialuniversität zu Hangchow in China; ein Deutscher hat Anstellung in Amerika, ein Amerikaner in England als Universitätslehrer gefunden. Alle andern Stipendiaten aus den verschiedenen Nationen sind in ihre Heimat zurückgekehrt. Von den 78 Stipendiaten aus englischen Kolonien sind 51 wieder zuhause, 12 haben ihre Studien in England noch fortgesetzt, 3 haben Anstellungen in Indien, 2 in nichtenglischen Ländern und 2 in Kolonien, die nicht ihre Heimat sind, gefunden. Somit zeigt diese Statistik, daß das internationale Gefühl, das Cecil Rhodes bei der Gründung seiner Stipendienstiftungen geleitet hat, im Austausch von Gedanken, Wissen und Erfahrungen zur Verwirklichung gekommen ist. M.

*

Der III. Kongreß der französischen Ärzte findet vom 7.—10. April in Paris statt. Das Programm umfaßt folgende Verhandlungsthemen: Das Gesetz von 1902 über das öffentliche Gesundheitswesen. Die Erhöhung der ärztlichen Honorare. Die Fehlgeburt vom sozial-medizinischen Gesichtspunkt aus. Ungesetzliche Ausübung der Medizin; ärztliche Stellvertreter. Verwaltungsorganisation der Krankenhäuser im Auslande und in Frankreich. Das Armenhospital. Freie Arztwahl und Versicherungsgesellschaften. Freie Arztwahl und große Verwaltungen. Beschränkung oder Nichtbeschränkung der Zahl der Studierenden in den Medizinschulen. Der Conseil Médical supérieur. — Die Kongreßleitung wird die deutschen Ärzte zur Beteiligung an dem Kongresse einladen. Alle Anfragen sind zu richten an den Generalsekretär des Kongresses Herrn Dr. Leredde, Paris, 31, Rue la Boétie.

*

Herr Dr. W. Ahrens bittet uns, im Anschluß an den Aufsatz des Herrn F. Rudio über »die Herausgabe der sämtlichen Werke Leonhard Eulers« in Nr. 3 zu berichtigen, daß er nicht eine englische, sondern eine deutsche Ausgabe der Eulerschen Werke empfohlen und es für einen Akt der Gewalt erklärt habe, Eulers Schriften in die englische Sprache zu übersetzen, der er selbst ganz fern gestanden, und in der er selbst weder geschrieben noch gesprochen hat. Ferner habe er nicht behauptet, »der sorgfältige Herausgeber leiste ja bei der kritischen Durchsicht des Textes sowieso bereits eine Übersetzung, die er nur niederzuschreiben und nutzbar zu machen brauche«, sondern (Frankf. Ztg. Nr. 239 v. 29. Aug. 1909): »Der sorgfältige Herausgeber, der wirklich in die Materie eindringen will, muß sich, auch wenn die Schriften im Originaltext wieder abgedruckt werden, für seinen Bedarf eine Art Übersetzung anfertigen, nicht gerade schriftlich und vielleicht nicht mit der Sorgfalt, als wenn sie gedruckt werden sollte, aber in der Hauptsache wird er die Übersetzungsarbeit leisten müssen.«

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57. | 4. Jahrgang Nr. 8 19. Februar 1910 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Friedrich-Althoff-Stiftung.*)

Von Geheimem Oberregierungsrat Albert Tilmann, Vortragendem Rat im Ministerium der geistlichen pp. Angelegenheiten, Berlin.

Vor einem Jahre wurde zur Ehrung Althoffs eine Sammlung eingeleitet zu dem Zwecke, um auf seinem Grabe ein Denkmal zu errichten, außerdem aber Mittel aufzubringen zur Förderung von Unternehmungen, die ihm besonders am Herzen lagen. Die Sammlung ist abgeschlossen und hat den ansehnlichen Ertrag von 107,000 Mark ergeben. Hiervon fallen 50,000 Mark nach der Bestimmung ihres Spenders der Koppel-Stiftung zu, die dadurch eine eingegangene Verbindlichkeit zu erfüllen in den Stand gesetzt wird; weitere 10,000 Mark werden nach dem Willen des Gebers zu einem anderen wissenschaftlichen Zwecke verwandt. Eine Summe von höchstens 25,000 Mark wird für das Grabdenkmal gebraucht werden, und was übrig bleibt, erhält die Friedrich-Althoff-Stiftung, diese gewissermaßen ein lebendiges Denkmal, das der Verstorbene gesetzt hat, und ein Vermächtnis an die Berufskreise, deren Fürsorge ihm als Direktor im Kultusministerium oblag. Dies sind: die Mitglieder der Akademie der Wissenschaften in Berlin und der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen, die Lehrer der preußischen Universitäten, die Lehrer der Technischen Hochschulen in Preußen, die wissenschaftlichen Beamten der Königlichen Bibliothek in Berlin, der preußischen Universitäts-Bibliotheken und der sonstigen großen wissenschaftlichen Staatsinstitute, welche dem Geschäftsbereich des Ministeriums der Unterrichtsangelegenheiten angehören, die Leiter und Oberlehrer der von demselben Ministerium ressortierenden höheren Lehranstalten.

Der Zweck der von Althoff mit Hilfe seines Freundes v. Böttinger ins Leben gerufenen Stiftung ist die Gewährung von Unterstützungen an bedürftige Angehörige der genannten Kreise und an Hinterbliebene von ihnen. Seinem wahrhaft gütigen Herzen lag die Aufgabe, Schwachen und Bedrängten zu helfen, nahe; hier zeigte sich die Zartheit seiner Natur, die so manchem unbekannt blieb, der nur das debellare superbos an ihm zu sehen gewohnt war; und das Erfinderische in dem Ersinnen von Wegen und Möglichkeiten, das Unermüdliche in dem Ringen nach möglichst vollkommener Gestaltung, das seinen starken Willen zu manch schöpferischer Tat führte, es kam schließlich auch dem bescheideneren Gebiete seiner praktischen Nächstenliebe zustatten. Davon könnte auch die Friedrich-Althoff-Stiftung etwas erzählen. Seiner Phantasie (die so fruchtbar war in neuen Plänen) schwebte das Ziel vor, über-

*) Die Intern. Wochenschrift hat vor einem Jahre die beiden Reden veröffentlicht, die Hermann Wever und Gustav v. Schmoller am 19. Februar, dem 70. Geburtstage Althoffs, bei der Enthüllung seiner Marmorbüste in der National-Galerie gehalten haben. Wir glauben des diesjährigen 19. Februar nicht besser gedenken zu können als durch die obige Würdigung der dem Andenken Friedrich Althoffs gewidmeten Stiftung. Die Red.

die gegebenen Hilfsmittel hinaus durch diese Stiftung in großem Maßstabe eine Fürsorge für Bedürftige in den ihm nahestehenden Berufskreisen ins Leben zu rufen und zugleich einen Vorgang zu Gründungen ähnlicher Art zu bilden.

Gewiß ist bisher nur Unvollkommenes erreicht, aber es sind schon schöne Erfolge erzielt. 1327 Mitglieder sind bereits der Stiftung beigetreten. Ihr Kapital beträgt ohne das, was ihr zufließen wird aus der erwähnten Sammlung, zurzeit zirka 145,000 Mark. An Unterstützungen sind 9200 Mark gezahlt, die sich auf 30 Personen verteilen. Unter den 1327 Mitgliedern sind aber nicht weniger als 924 Direktoren und Oberlehrer höherer Schulen, und die Unterstützungen sind, abgesehen von einem Falle, Angehörigen dieses Berufsstandes zugeflossen. Die Entwicklung ist sehr nach dieser Seite gegangen. (Exzellenz Althoff würde vielleicht die »justitia distributiva« vermissen.) Es scheint in der Tat wünschenswert, daß in den akademischen Kreisen die Stiftung und ihre Nützlichkeit noch weiter bekannt wird, schon damit es nicht scheint, als ob in der Wertung Althoffs die akademischen Kreise sich von den Oberlehrern übertreffen lassen könnten. Nach seinem Entwicklungsgang stand er ihnen am nächsten, und in der unermüdlichen sachlichen Förderung und Pflege ihrer Interessen erschöpfte sich der überwiegende Teil seiner Lebensarbeit. Indem er die Professorenhilfskassen ins Leben rief, hat er sich große Verdienste um die Fürsorge für bedürftige Angehörige der Universitäten erworben. Möge dies Werk durch eine noch weitergehende Beteiligung der akademischen Kreise an der zur Ergänzung dieser Einrichtungen geschaffenen Friedrich-Althoff-Stiftung seine Krönung finden.

Die Beitrittserklärungen sind unter Einzahlung eines Beitrages von mindestens 3 Mark zu richten an die Preußische Zentralgenossenschaftskasse Berlin C 2, am Zeughaus 2, Konto der Friedrich-Althoff-Stiftung.

Unterstützungsgesuche sind zu senden an den Vorstand der Friedrich-Althoff-Stiftung, Berlin W 64, Wilhelmstraße 68.

Der Islam und die Kolonisierung Afrikas.*)

Von Carl H. Becker, Professor am Hamburgischen Kolonialinstitut.

Die Entwicklung des Menschen als Mitglieds der Gesellschaft betätigt sich in dem wachsenden Übergewicht der Reflexion über den Instinkt und in dem immer fühlbareren Ersatz des augenblicklichen Verlangens durch das wahre Interesse. Ebenso liegt im Leben der Menschheit der Höhepunkt der Zivilisation bei den Völkern, die, ohne ihre natürliche Schwungkraft zu unterdrücken, ihre Beziehungen zu den anderen Völkern nicht nach instinktiven Neigungen von Rasse oder Religion, sondern nach den Tatsachen und ihren dauernden Interessen zu regeln wissen. Nirgends bestätigt sich dieser Grundsatz so vollkommen als auf dem Gebiet der Kolonialpolitik, diesem speziellen Gebiet intimer und täglicher Berührung von Völkern verschiedener Rassen und Religionen.

An Stelle einer Ausbeutungs- und Vernichtungspolitik ist mit dem Fortschritt der Zivilisation die moderne Eingeborenenpolitik getreten, die das Eingeborenenelement auf dem Wege langsamer Entwicklung in höherem Maße den Interessen des Mutterlandes dienstbar zu machen gewillt ist. Aber auch in der Gegenwart gibt es noch Kreise, in denen der alte Conquistadorengeist nicht ganz geschwunden ist, und auch Frankreich hat seine Politik des »refoulement« erlebt. Umgekehrt hat gerade Frankreich die vornehme Lehre einer Angleichungspolitik (assimilation) ausgebildet, die aber unter dem Zwang der Tatsachen und der Erkenntnis von der unleugbaren Inferiorität der schwarzen Rassen sich in eine Politik friedlicher Gesellung (association) verwandelt hat. Überall sind sich die europäischen Völker nach manchen Irrgängen des Idealismus ohne Selbstüberhebung ihrer Überlegenheit bewußt geworden, die sie zu Vormündern und Erziehern der

*) Vortrag, gehalten vor der Union Coloniale Française zu Paris am 22. Januar 1910. Dieser Vortrag wurde von der Deutschen Kolonialgesellschaft veranlaßt, in Erwiderung des in Berlin am 18. Januar 1909 von dem französischen Deputierten Joseph Chailley gehaltenen Vortrags. Über diesen kolonialen Ideenaustausch vergl. Internat. Wochenschrift vom 28. Dezember 1907.

niederen Rassen prädeſtiniert. Diese Erziehung erfolgt im Interesse Europas, das dadurch seine Untertanen produktiver macht; sie dient aber gleichzeitig dem Interesse der Schwarzen; denn es muß einmal ein Tag kommen, an dem unsere Erziehung jene Völker befähigen wird, sich von unserer Vormundschaft zu befreien, wie es unser ausgezeichneter Präsident, Herr Joseph Chailley, verschiedentlich überzeugend dargelegt hat.*) Für die asiatischen Völker zeigt sich bereits deutlich die erſte Morgenröte dieses Tages, während es für die Afrikaner, speziell die Neger, damit noch gute Weile haben dürfte. Trotz dieser Perspektive iſt es allgemein anerkannt, daß unser eigenes wohlverſtandenes Interesse uns zu dieser Erziehung zwingt, und man wird kaum noch über die Zweckmäßigkeit, sondern höchſtens über die Methoden und das Tempo der Eingeborenenerziehung ſtreiten können.

Ist dieser Standpunkt gegeben, so benötigen wir für ein methodisches Vorgehen eine möglichſt genaue Kenntnis der Eingeborenenpsyche und der in Frage kommenden Erziehungsfaktoren. Das Problem wäre schon schwierig, wenn wir in Afrika ausschließlich einer primitiven bodenſtändigen Kultur gegenüber ſtünden. Dem iſt aber nicht so. Ganz Nordafrika gehört zur Welt des Islams, die auf große, ruhmreiche Traditionen zurückblickt, und Mittelafrika wird langsam aber unaufhaltsam von der Propaganda des Islams durchsetzt. *So wird die Auseinandersetzung mit dem Islam* zu einer der wichtigſten *Vorfragen* der afrikanischen Eingeborenenpolitik.

Frankreich iſt seit bald einem Jahrhundert eine islamische Großmacht, Deutschland besitzt seit wenigen Jahrzehnten einige Millionen muhammedanischer Untertanen. Deshalb würde es wohl vermessen sein, wenn ein Deutscher es wagen wollte, vor einem so sachverſtändigen Publikum über die Prinzipien der Islampolitik zu sprechen. Was Frankreich in Nordafrika geleiſtet hat, iſt so bewundernswert, daß der gegenwärtige Leiter unserer Kolonialverwaltung bei Beginn der jüngſten Ära unserer Kolonialpolitik mehr als einmal auf die reichen wirtschaftlichen Erfahrungen Frankreichs exemplifizieren konnte.

*) Zuletzt in seinem Berliner Vortrag, Koloniale Rundschau 1909, Heft 4 (April).

Aber auch von der französischen Islampolitik, die ja nicht immer von einer gleichen Beurteilung der Tatsachen ausging, aber ſtets von dem gleichen Geiſt würdiger Duldsamkeit und unerschütterlicher Feſtigkeit beherrscht war, können wir Deutschen nur lernen. Aber Algerien und Tunis sind rein muhammedanische Länder und seit Jahrhunderten im Bannkreis der islamischen Zivilisation. Als die französische Okkupation begann, konnte es gar keine Frage sein, ob der Islam im Interesse der Zivilisation oder des Chriſtentums gefördert oder bekämpft werden sollte. Er war da, Frankreich *musste* sich mit ihm auseinandersetzen, und hat es getan in einer Weise, die die Bewunderung der ganzen zivilisierten Welt erregte. Wie *anders* liegen die Verhältnise im *äquatorialen Afrika*, wo der Islam nie so Wurzel gefaßt hat wie im Norden, wo er nicht von den edlen Rassen der Araber oder Berber, sondern von Mischrassen oder niederen Völkern getragen wird, wo er mit Ausnahme gewisser Gebiete erſt seit kurzem heimisch iſt, und wo er ganz allmählich weitausgedehnte Gebiete von Heiden niederer und höherer Kulturſtufe zu durchsetzen beginnt. Das iſt ein Gebiet, auf dem die Erfahrungen Frankreichs nicht sehr viel älter sind, als die Deutschlands; das iſt eine Sache, in welcher klarzusehen das Interesse beider Nationen fordert; das iſt endlich eine Frage, in der man sich im Interesse der Solidarität der weißen Rasse gegenüber den Negern verſtändigen sollte und — könnte.

Kein Urteil ohne Kenntnis der Tatsachen. Erſt wenn wir sie übersehen, wird die prinzipielle Stellung möglich, die jeder praktischen Politik zugrunde liegen sollte. Ähnlich wie M. Binger*), der so kompetente Beurteiler der islamischen Gefahr, und M. Le Châtelier**) in seinem ausgezeichneten Buche über Weſtafrika von den französischen Verhältnissen ausgehen, möchte ich bei Beurteilung der gleichen Fragen die Sachlage der deutschen Kolonien zugrunde legen, die ja eine so nahe Verwandtschaft mit der in den französischen Kolonien zeigt.

Deutschland hat drei Kolonien, in denen das islamische Element eine wichtige Rolle

*) Le Péril de l'Islam, Bulletin du Comité de l'Afrique Française, Renseignements Coloniaux 1906 Nr. 2 ff.; auch in Buchform zu haben.

**) L'Islam dans l'Afrique Occidentale.

spielt, Ostafrika, Togo und Kamerun. In Ostafrika sitzt der Islam seit alten Zeiten an der Küste; er ist mit den handeltreibenden Völkern eingezogen, die in den regelmäßigen, langen Monsumperioden nach Ostafrika getrieben wurden, mit den Arabern, Persern, Indern. So ist es gekommen, daß wir in der wirtschaftlich wichtigen Oberschicht unserer Bevölkerung alle islamischen Sekten vertreten haben, Sunniten, Ibaditen und die verschiedenen Abarten der Schiiten. Von diesen fremden Elementen kommen für eine Propaganda des Islams nur die Sunniten in Frage, zu denen mehr oder weniger die Küstenbewohner und die fluktuierende arabische oder arabisierte Bevölkerung der großen Handelsstraßen gehört. Das Vordringen des Islams ins Innere ist neueren Datums; erst um 1820 wurde Tabora, die große islamisch arabische Zentrale des Hinterlandes, gegründet. Noch bis zur deutschen Besetzung scheint der Islam unter den Negern des Binnenlandes sich nur im engsten Umkreis der arabischen Siedelungen ausgebreitet zu haben. Das ist seitdem anders geworden, und es läßt sich beobachten, wie die bei der Besetzung oder schon vorher zersprengten Stämme allmählich sich islamisieren, während die unter starken Sultanen stehenden, straffer organisierten Stämme der islamischen Propaganda widerstehen. Diese hat mit dem Anfang unseres Jahrhunderts fühlbar an Intensität und Umfang zugenommen, und sie wirkt besonders auf die in irgendwelcher Weise von der Orts- oder Stammesorganisation losgelösten Kreise, auf Soldaten, auf Boys, auf Arbeiter. So ist denn jetzt ein ziemlich breiter Küstenstreifen ganz, der Süden mehr oder weniger islamisiert; auch das Ufergebiet der großen Seen beginnt infiziert zu werden; aber auch schon andere Gebiete, namentlich in der Nähe der Stationen, zeigen einen islamischen Charakter. Es versteht sich allerdings von selbst, daß große Länderkomplexe des Inneren vom Islam noch vollkommen unberührt sind.*)

In Westafrika besitzt der Islam, wie hier alle wissen, nicht das Küstengebiet sondern das Innere, wo er sich auf hundertjährige Traditionen stützt. Da sich hier der Tatbestand mehr oder weniger mit dem der französischen Kolonien deckt, kann ich mich auf wenige Worte beschränken. In unseren Kolonien wird der Islam hauptsächlich durch die friedliche Handelsnation der Haussa und durch das energische, aber fanatische Volk der Fulbe verbreitet. Da die Erschließung des Inneren erst begonnen hat, hat die Zivilverwaltung noch keine großen Erfahrungen in der Behandlung der Muhammedaner sammeln können, aber die Residenten der Militärzone sind in ständiger Berührung mit ihnen, ohne sich allzusehr in die inneren Verhältnisse der islamischen Sultanate einzumischen. Die paar Karawanen, die dank der durch Deutschland geschaffenen Sicherheit nach dem Atlantik haben vorstoßen können, haben sich einer intensiven Propaganda enthalten und haben nur für ihren Privatgebrauch Moscheen und Kapellen errichtet. Die fremden Muhammedaner, die von anderen Ländern auf dem Seeweg zugezogen sind, sind zu isoliert, um sich als Missionare des Glaubens Muhammeds fühlbar zu machen. In diesen Gegenden ist der Islam erst auf Initiative der deutschen Verwaltung hin, die den Handel des Inneren nach unseren Häfen zu ziehen suchte, bis an die Küste vorgestoßen. In Kamerun bildet der große Urwald eine unüberschreitbare Grenze für die Schwungkraft des Islams, der dort keinen Vormarsch zu beabsichtigen scheint. Und Togo ist vor einer islamischen Durchdringung gesichert durch einen ausgedehnten und wirksamen Gürtel von Missionsstationen. Nirgends in unseren Kolonien haben die christlichen Missionen, wie mir scheint, so schöne Resultate aufzuweisen wie gerade dort.*)

Als Frankreich in das innere West- und Zentralafrika einrückte, konnte es auf die Fülle seiner in Algerien gewonnenen Erfahrungen in der Islampolitik zurückblicken; Deutschland dagegen war am Anfang seiner afrikanischen Politik ein Neuling in allen diesen Fragen. Das Islamproblem als solches löste sich erst spät vom Eingeborenenproblem, und dementsprechend entwickelte sich auch das Interesse am Islam erst sehr langsam. Noch heute kann man tausende unter den Deutschen finden, für die das Islamproblem unter so viel anderen Kolonialproblemen gar nicht existiert. Auch die

*) Diese Bemerkungen stützen sich auf zerstreute Angaben in der Kolonial- und Missionsliteratur, sowie auf private Informationen von F. Stuhlmann und anderen.

*) Vergl. z. B. Koloniale Rundschau 1909, Heft 7 (Juli) S. 391 ff.

Verwaltung nahm im Anfang die Neger als Neger, ob sie Muhammedaner waren oder nicht. Höchstens die fremde Bevölkerung höherer Rasse in Ostafrika — die Araber und Inder — wurde als Mitglieder jener großen, religiösen Zivilisation bewertet. Diese Unterschätzung des Islams schien durch die Tatsache gerechtfertigt, daß nirgends während der großen Okkupationskämpfe das islamische Element dem deutschen als etwas spezifisch Islamisches, sondern immer nur als die eingeborene Aristokratie, die für ihr wirtschaftliches Übergewicht kämpfte, entgegentrat. So benutzte oder bekämpfte man die Muhammedaner — die Verwaltung sowohl wie die Privaten — nicht etwa in ihrer Eigenschaft als Muhammedaner, sondern auf Grund der Idee, die man sich von ihrer wirtschaftlichen Nützlichkeit oder von der Gefahr ihrer Konkurrenz machte.

Erst im Lauf der letzten Jahre wurde die Aufmerksamkeit der öffentlichen Meinung von zwei Seiten auf das islamische Problem gelenkt, das plötzlich in neuem Lichte erschien.

Einmal haben gewisse Unruhen in der Bevölkerung sowohl des Ostens wie des Westens einen ganz anderen Charakter gezeigt, als frühere Erhebungen. Noch der ostafrikanische Aufstand von 1905 war ganz frei von islamischen Einflüssen. Wie aus dem eben erschienenen Buche*) des damaligen Gouverneurs von Ostafrika, des Grafen Götzen, deutlich hervorgeht, handelte es sich um eine heidnische Reaktion, die einen heidnischen Wasserzauber als ein die Kluft zwischen den verschiedenen Stämmen überbrückendes Organisationsmittel gebrauchte. Nach dem Kriegsruf »Wasser, Wasser« führt der Aufstand den Namen Maji Maji-Aufstand. Bei diesem Anlaß blieben die Mehrzahl der Muhammedaner der Regierung treu ergeben, während einige — wie übrigens auch eingeborene Christen — mit den Aufständischen gemeinsame Sache machten. In dem Aktenmaterial über diesen Aufstand findet sich nur ein allerdings erfolgloser Brief, in dem ein heidnischer Sultan einen muhammedanischen um Hilfe gegen die Deutschen anruft unter Hinweis auf den von Gott gewollten Krieg und ihm zugleich als ein kräftiges Zaubermittel eine Flasche mit dem heiligen Wasser des Propheten Muhammed übersendet. Darin verrät sich nun aber nicht etwa der islamische Grundcharakter des Aufstandes, sondern nur die altbekannte Tatsache von der wunderbaren Anpassungsfähigkeit des Islams an lokale magische Riten. Seit 1905 hat sich dann der Islam offenbar durch zugereiste Hetzer etwas verschärft, und im Jahre 1908 erregte ein eschatologisch gefärbter angeblicher Brief Muhammeds, der auf seinem Grabe in Medina gefunden sein sollte, die Gemüter im Süden Ostafrikas derartig, daß wohl ein Aufstand ausgebrochen wäre, wenn nicht die Regierung mit großer Energie die Sache unterdrückt hätte.*) Mehrere Male wurde seitdem die Regierung durch loyale Eingeborene auf das Hetzen islamischer Fanatiker, die meist von auswärts kamen, aufmerksam gemacht. Dank der Energie unserer Verwaltung hat bis heute eine gefährliche Erhebung vermieden werden können.

Ähnlich wie am Indischen Ozean hat auch in Westafrika die Opposition der Eingeborenen kürzlich die spezifischen Formen der islamischen Propaganda angenommen. In den Residenturen des Kameruner Hinterlandes sind im Sommer 1907 zwei Aufstände ausgebrochen, die von sogenannten Mahdis, d. h. Wiederherstellern der Ruhmeszeit des Islams, eschatologischen Heilanden, Vorläufern des jüngsten Gerichtes geleitet waren. Das Auftreten dieser Mahdis vollzog sich durchaus in den typisch islamischen Formen der zahlreichen ähnlichen Erhebungen, die die Geschichte des Islams kennt.**)

Infolge dieser alarmierenden Nachrichten gewannen auch die schon lange ertönenden Klage- und Warnungsrufe der Missionare, die man für übertrieben oder unbegründet angesehen hatte, aufmerksamere Hörer. Es läßt sich nicht leugnen, daß der Islam in Afrika in den letzten Jahren ganz erstaunliche Fortschritte gemacht hat, mir will dünken nach der Besetzung durch Europa noch größere als früher. Wir werden die Gründe dafür zu untersuchen haben, halten wir uns einstweilen an die Tatsachen. Die Fortschritte sind in Ostafrika noch bedeutender als in den Kolonien des Westens. Aber auch hier ertönt aus Missionskreisen

*) Graf von Götzen, Deutsch-Ostafrika im Aufstand 1905/6 S. 47; 242 f.; 161.

*) Vergl. meinen Aufsatz in der Kolonialen Rundschau 1909, Heft 5 (Mai) S. 276.

**) Deutsches Kolonialblatt XIX. Jahrg., 15. Febr. 1908, Nr. 4, S. 167 ff.

der bange Warnungsruf; die Missionen, deren Wesen doch eine aggressive Propaganda iſt, sehen sich in die Defensive gedrängt und in ihrem Besitzſtand bedroht; und schon ſtellt sich das Missionsproblem dar als der Kampf des Chriſtentums nicht mit dem Heidentum, sondern mit dem Islam.*)

So fängt die islamische Frage an, auch in der deutschen Kolonialpolitik eine Rolle zu spielen, und ich darf es als Theoretiker wohl sagen, daß die Männer der Praxis an Ort und Stelle einen offenen Blick für diese Probleme besitzen. Da drängt sich uns zunächſt die Frage auf: Wie iſt es denn möglich, daß unter dem ſtarken Wirken deutscher Verwaltung, europäischer Gesittung und chriſtlicher Religion nichtsdeſtoweniger diese dem Neger doch zunächſt ebenso fremde islamische Religion ſtändig an Boden gewinnt? Sollte man nicht annehmen, daß die europäische Durchdringung Afrikas dem Islam ein ſtarkes Hindernis bereitete? Die Erfahrung nicht nur Deutschlands, sondern aller europäischen Mächte lehrt das Gegenteil und zwingt zur Frage nach den Gründen dieser auffälligen Erscheinung.

Zunächſt wird man geneigt sein, die Gründe dafür im Islam selber zu suchen, in jener fühlbaren Bewegung, die die islamische Welt durchzieht, und die man sich gewöhnt hat, Panislamismus zu nennen. Ich für mein Teil glaube nicht, daß der Panislamismus bei der Islamisierung Afrikas eine bedeutende Rolle spielt. Zwar kann nicht geleugnet werden, daß auch der Islam sich auf seine Kraft besinnt, und daß sich das religiöse Moment in ihm betont hat. In der Entwicklung Asiens wenigſtens iſt der Islam eine der Parolen geworden, unter denen sich die Reaktion der orientalischen Völker gegen die Aktion der europäischen vollzieht. In Afrika muß man mit den islamischen Brüderschaften rechnen und mit dem wachsenden Einfluß des islamischen Myſtizismus, der speziell afrikanische Formen zeigt. Ohne die Bedeutung dieser Organisationen zu verkennen, ohne die gewiß ernſt zu nehmende Tätigkeit der Senussi zu bezweifeln, iſt man sich jetzt doch so zien überall darüber einig, daß man die Gefa dieser Korporationen etwas übertrieben Dabei braucht man sich der Tatsache ı zu verschließen, daß die Expansions des Islams zweifellos zugenommen hat.

Aber zur Erklärung unseres Prob scheinen mir die wichtigſten Gründe in Geiſtesbeschaffenheit des Negers liegen, die ihn für den Islam prädeſtir ihn aber von den höheren Formen cl licher Religion und europäischer Gesit wenigſtens vorerſt, vielleicht für immer schließt. Der primitive Mensch proji seine Wünsche und Befürchtungen, ja s seine Erfahrungen aus sich heraus, er sonifiziert und vergöttlicht sie. Dann s er durch magische Riten diese neuen C heiten anzuziehen oder zurückzuſtoßen. sage nicht, das sei törichter Aberglaube, es auszurotten gilt: es sind die natürlic Denkformen des Negers. Ihr Gr gedanke iſt die Idee eines ungeheuren ſtandes zwischen dem Menschen und göttlichen Kräften. Erbarmungslos iſt Mensch in ihre Hand gegeben. Nur Optimismus der Magie vermag den F mismus des Fatalismus ein wenig zu milc

Der Islam konnte sich dieser geiſt Beschaffenheit anpassen; denn auch er k den ewigen Abſtand zwischen Gott Mensch und den daraus resultierenden rigen Fatalismus. Ohne Schwierigkeit mochte er seine einfachen Lehren Denken des Negers anzugliedern, unc hat nicht einmal viel dabei verloren. ausgezeichnete französische Gelehrte Edn Doutté, hat das große Verdienſt, diese bleme in einem inhaltsreichen und i zeugenden Buche vertieft zu haben.*) Kultus des Islams, der weder Bilder Sakramente kennt, führte zu einer N des Wortes, deren Spuren uns in den reichen zentralafrikanischen Manuskr begegnen, die unsere Museen und Bi theken füllen. So öffnet sich der N unter dem Formalismus seines Den ganz naturgemäß dem Islam.

Und das Chriſtentum? Und die ‹ päische Zivilisation? Die Aufgabe erſteren fußt auf der Überzeugung von Annäherung und predigt die intimſte

---

*) Vergl. die verschiedenen Vorträge und Berichte von Meinhof, Würz, Axenfeld und anderen, vergl. ferner die soeben erschienene vorurteilsfreie Zusammenfassung bei Carl Mirbt, Mission und Kolonialpolitik in den deutschen Schutzgebieten, S. 204 ff., 260 ff.

*) Magie et Religion dans l'Afrique du

ziehung und den inneren Kontakt zwischen Gott und Mensch. Die moderne Zivilisation geht von der moralischen Persönlichkeit aus, die durchdrungen ist von dem Gedanken der individuellen Verantwortlichkeit — lauter Begriffe, die für den Neger unfaßbar sind. Kein noch so langwieriger Unterricht wird sie ihm begreiflich machen; erst eine vielleicht mögliche Entwicklung seiner geistigen Beschaffenheit wird ihn dazu befähigen. Der Islam erfüllt die alten Übungen der Neger mit einem neuen und höheren Sinn, das Christentum fordert eine Umgestaltung der Gesetze ihres Denkens. Unter diesen Umständen ist es selbstverständlich, daß das christliche Europa mit dem Vordringen des Islams in Afrika nicht Schritt halten kann.

Aber der Islam bietet dem Neger noch andere Vorteile. Er dringt vor, indem er sich den Sitten anpaßt, er fordert nur den Willensentschluß, das Aussprechen gewisser Formeln und die mehr oder minder obligatorische Vollziehung der Beschneidung. Die christlichen Missionare dagegen fürchten mit gutem Grund eine Deklassierung des Christentums und gewähren deshalb die Taufe nur nach einer längeren Erziehung. Weiter gibt der Islam dem Neger einen höheren Grad der Zivilisation und eine gewisse innere Disziplin, ohne ihn aus seinem natürlichen ethnischen Milieu herauszureißen. Der christliche Neger dagegen ist fast immer entwurzelt, ohne ein wirkliches Mitglied seiner neuen Umgebung zu werden; er bleibt eben stets der »Eingeborene«. Weiter heiligt der Islam die Polygamie und die Sklaverei, während das Christentum diese Grundlagen der Familie und der Wirtschaft der Eingeborenen zerstört.

Der Neger kopiert alles, was er bei anderen sieht, die er für ihm überlegen hält; nun regelt im Islam die Religion alle kleinen Details des täglichen Lebens, während sich bei uns die Religion durchaus nicht in unseren Handlungen verrät, sondern ihren Wirkungskreis im Herzen hat. Wenn nun der Neger alle kleinen äußeren Züge unserer Zivilisation wie der des Islams nachahmt, so wird er durch die bloße Berührung wohl unsere gesellschaftlichen Formen, niemals aber unsere Religion und noch weniger die Werte unseres Innenlebens annehmen; eignet er sich aber die äußeren Formen der islamischen Zivilisation an, so wird er dadurch selbst zum Muhammedaner. Diese ansteckende Wirkung läßt sich nicht durch christliche Missionen ad hoc einschränken.

Aber alle diese Gründe können höchstens erklären, warum sich der Islam schneller ausbreitet als das Christentum, aber nicht, warum sein Fortschritt nach der Okkupation durch Europa so reißend zugenommen hat. Sein Erfolg ist die unvermeidliche Konsequenz der Lösung der Aufgaben, die sich Europa in Afrika gestellt hat. Je mehr Europa vordringt, desto mehr breitet sich der Islam aus. Diese These fordert eine Begründung.

Vor der Erschließung Afrikas hat sich der Islam hauptsächlich durch Wanderungen verbreitet, mögen diese sich in den Formen des Handels oder des Krieges vollzogen haben. Da Afrika in zahllose zersprengte Stammgruppen zerfiel, von denen gerade die mächtigsten oft ihr Gebiet von allen Berührungen abschlossen, konnte der Islam nur sehr langsam vordringen. Dazu kam die ständige Unsicherheit als größtes Hindernis. Die Sklavenjagden wurden wohl von muhammedanischen Stämmen organisiert, aber sie haben das Vordringen des Islams nicht befördert, sondern verzögert. Alle diese Verhältnisse haben sich nun in den letzten Jahren vollkommen geändert. Das Interesse Europas forderte in erster Linie Sicherheit und freien Verkehr; bisher verschlossene Gebiete wurden unter dem Druck Europas geöffnet. Der erste, der daraus Nutzen zog, war der islamische Kaufmann, der sich seitdem frei durch ganz Afrika bewegt und dort überall seine Religion und Gesittung verbreitet. Je mehr Eisenbahnen wir bekommen, um so energischer wird der Islam vordringen. Selbstverständlich werden die neuen Verkehrsmittel auch eine stärkere Betonung des europäischen Einflusses herbeiführen, aber für eine gute Reihe von Jahren wird der islamische Kaufmann seinem europäischen Konkurrenten überlegen bleiben. Die ökonomische Seite der Frage berühre ich hier nicht. Ich will nur zeigen, daß wir mit der Herstellung der Sicherheit, ohne es zu wollen, die Geschäfte eines anderen gemacht haben.

Und weiter: Wenn ich vorhin schon sagte, daß gerade die festgefügten Sultanate dem Islam widerstanden, während zersprengte

Bevölkerungen ihm nicht ſtandhalten konnten, ſo wird man zugeben müſſen, daß auch in dieſer Hinſicht Europa dem Islam den Weg geebnet hat. Ich weiß wohl, daß man heute ſo weit als möglich die adminiſtrativen Einrichtungen der Eingeborenen bewahrt, aber in den Zeiten der erſten Okkupation hat uns der Zwang der Verhältniſſe und eine irrtümliche Theorie anders handeln laſſen.

Aber auch die moderne Theorie erleichtert den Fortſchritt des Islams. Jede verſtändige Eingeborenenpolitik hat nach den Worten Waldeck⸗Rouſſeaus den vornehmen Zweck »évoluer l'indigène dans sa propre civilisation«. Dieſe Evolution kann niemals in einer Maſſenabrichtung beſtehen, ſondern nur in der Schaffung einer gehobenen Klaſſe, die als Mittelglied dient zwiſchen dem Europäer und den zurückgebliebenen Mitgliedern der eingeborenen Geſellſchaft.*) Nun aber gehören die Muhammedaner ſo ziemlich überall zur Oberſchicht der Bevölkerung. So rekrutieren ſich z. B. in Oſtafrika faſt alle Soldaten, eingeborene Beamte, Dienſtboten, ja ſelbſt die eingeborenen Leiter der Dependancen der Regierungsſchulen gerade aus islamiſchen Kreiſen. Die heidniſchen Eingeborenen, die unſer Vorgehen nicht zu verſtehen vermögen, halten nun den Islam unwillkürlich für den erſten Schritt zu einer Verwendung im Dienſte der Regierung oder des Privatmanns**); der Islam ſcheint ihnen die Qualifikation zum Eintritt in die gehobene Klaſſe zu verleihen, deren Entſtehung Europa ſo ſehr wünſchen muß.

Und endlich gehört in dieſen Zuſammenhang das große Problem der Verkehrsſprache. Soll man unſere europäiſchen Sprachen einführen, oder ſoll man Eingeborenenſprachen zu offiziellen Sprachen entwickeln? Und ſofern ſie es ſchon ſind, ſoll man ſie bekämpfen oder fördern? Das Problem iſt ſehr kompliziert und wird von den einzelnen Nationen und innerhalb der einzelnen Volksgruppen verſchieden beantwortet werden.***) Über die Verhältniſſe in den franzöſiſchen Kolonien wage ich nicht zu urteilen, aber für die deutſchen möchte ich vorſchlagen, die Kenntnis des Deutſchen der Oberſchicht vorzubehalten. Das geſunde Prinzip der Entwicklung des Eingeborenen in ſeiner eigenen Ziviliſation führt zu der Forderung einer Entwicklung der Eingeborenenſprache, die ſo vollkommen der geiſtigen Beſchaffenheit des Schwarzen entſpricht. Beabſichtigt man eine langſame und kontrollierbare, aber bodenſtändige Entwicklung, ſo gibt es gar keinen anderen Weg. Selbſtverſtändlich kann man nicht jeden Dialekt zur Literaturſprache erheben. In unſeren Kolonien ſind bereits zwei Sprachen im Begriff ſich zur lingua franca zu entwickeln, das Suaheli in Oſtafrika und das Hauſſa im Hinterland von Kamerun und Togo. Leider danken nun gerade dieſe Sprachen ihre Verbreitung der islamiſchen Propaganda. Sie ſind durchſetzt mit arabiſchen Worten, und ihre Verwendung kommt mehr oder weniger einer Islamiſierung gleich.

So dankt der Islam ſeinen ſchnellen Fortſchritt nicht nur ſeiner eigenen Propaganda, ſondern in höherem Maße der Geiſtesbeſchaffenheit der Neger, vor allem aber den unvermeidlichen Folgen der europäiſchen Okkupation. Man kann dieſe Tatſachen bedauern, aber man wird ſie nicht leugnen können. Die Verſchiedenheit der religiöſen oder politiſchen Stellung kommt erſt dann zum Ausdruck, wenn wir nun weiter verſuchen, die prinzipielle Stellung zum Islam zu finden.

Wohlan, welche Prinzipien werden unſere Haltung gegenüber dem Islam beſtimmen? Einzig und allein das nationale Intereſſe. Auf den erſten Blick erſcheint dieſer Gedanke eine Banalität; er iſt es auch in einem Staate, der ſeine Trennung von der Kirche vollzogen hat, aber er wird zu einem ſchweren Problem für die Regierung, die eine Staatskirche kennt und die mit klerikalen Parteien zu rechnen hat. Jede klerikale Partei wird aber im Islam zunächſt die feindliche Religion erblicken, die der Staatsreligion des chriſtlichen Staates weichen ſoll. Neben das ſtaatliche Intereſſe treten die Intereſſen der Kirche. Dieſe Intereſſen können identiſch ſein, ſie ſind es aber in dieſem Falle nicht, wie die einfache Erwägung ergibt, daß jede Betonung des Chriſtentums, jede ſtaatlicherſeits geförderte Propagandierung der chriſt⸗

*) Vergl. K. Rathgen in Revue de l'Université de Bruxelles Mai⸗Juin 1909, S. 577 ff.

**) Uſambara⸗Poſt vom 11. September 1909 No. 35 Jahrg. 8.

***) Vergl. die Verhandlungen auf dem Kolonialkongreß 1905 und verſchiedene Arbeiten von Meinhof zur Frage.

lichen Lehre in muhammedanischen Gebieten eine islamische Reaktion hervorrufen muß. Der islamische Fanatismus erwacht, und das Werk der Zivilisation ist gefährdet. So zwingt die einfache Staatsraison eine weitsichtige Regierung, mag sie so klerikal sein, wie sie wolle, zu einer absoluten religiösen Unparteilichkeit. Die Notwendigkeit dieser Toleranz ist in unseren Kolonien ebenso anerkannt wie in den französischen. Umgekehrt wird auch die antiklerikalste Regierung froh sein, die Hilfe der Missionare wenigstens auf islamfreien Gebieten zu begrüßen; denn neben der Religion, die der Regierung indifferent sein kann, bringen sie soziale Hilfe und Bildung. Was auf diesem Gebiet die religiös begeisterte Privatinitiative leistet, das könnte schon in pekuniärer Hinsicht kein Staatsbudget aufbringen, von der persönlichen Aufopferung, die im religiösen Idealismus wurzelt, ganz zu schweigen.

Ist somit der Standpunkt einer religiösen Unparteilichkeit des Staates unter allen Umständen gegeben, so wird die prinzipielle Stellung zum Islam schon wesentlich einfacher. Wir haben das Wort Islam bisher als terminus technicus gebraucht, bei näherem Zusehen stellt sich aber der Islam als ein Komplex von Ideen dar, als eine Religion, als eine Zivilisation und als eine politische Theorie.

Was nun die Religion des Islams betrifft, so wird der unparteiische Staat nicht fragen: ist sie absolut genommen gut oder schlecht? Er fragt vielmehr: Fördert oder hindert sie die Erziehung der Eingeborenen? Ist sie vielleicht an sich gut, aber der Feind des Besseren? In der Kolonialpolitik darf der Staat, auch der religionslose, die Religion der Eingeborenen nicht als außerhalb seiner Aufgaben liegend betrachten; er hat mehr als ein Aufsichtsrecht; er hat die Pflicht, alle Hebel in Bewegung zu setzen, selbst den der Religion, um die Eingeborenen zu erziehen. Das ist etwas ganz anderes als die klerikale Politik, die ich oben zurückwies. Hält also der Staat den Islam als Religion für eine Hinderung seiner Ziele, so muß er ihn so weit als möglich einschränken. So weit als möglich — in diesen Worten liegt die ganze Schwierigkeit des Problems. Sind die Verhältnisse nicht mächtiger als wir?

Glücklicherweise ist die Ausbreitung des Islams nur eine scheinbare Gefahr. Der Islam ist eine vornehme Religion, aber es ist gewiß, daß das andere Bekenntnis eine Kluft schafft zwischen dem Europäer und dem Muslim. Aber ist diese Kluft zu bedauern? — Wenn der Neger umgekehrt Christ wird, so wird er zunächst die Lehre vom christlichen Brudertum mißverstehen. Er wird nur so lange zu zügeln sein, als er sich unter der Vormundschaft seiner Bekehrer befindet — ein auf die Dauer unmöglicher Zustand. Die Frechheit der emanzipierten christlichen Neger ist von der Westküste Afrikas zur Genüge bekannt.*) Vom religiösen Standpunkt aus mag diese durch den Islam geschaffene innere Entfremdung gewiß bedauerlich erscheinen, aber sie erleichtert das Aufrechterhalten der Autorität der Europäer ganz ungemein. Man hat oft bedauert, daß sich der Islam wie ein Schleier über die Seele des Eingeborenen legt, hinter dem sie sich hinfort vor dem Europäer verbirgt. Der Schwarze beginnt eine Welt für sich zu besitzen. Aber ist das wirklich ein Unglück? Die Betätigung der sklavischen Gesinnung des Negers gegenüber seinem Herrn bekommt ein Gegengewicht in der Verstärkung seines Selbstbewußtseins. Der Islam lehrt ihn, daß das Christentum ein veralteter Glaube ist, der seinerzeit wohl einmal für alle Welt Verpflichtung war; aber heute sei er durch den Islam, die letzte und höchste Offenbarung Gottes, ersetzt. Diese verführerische Lehre gibt dem Neger gegenüber dem Europäer den so ersehnten inneren Halt, den das Christentum, dieser religiöse Geist Europas, ihm niemals verschaffen kann. Hier zeigt sich der erzieherische Wert des Islams, der den Neger zum Menschen macht. Dieser Gedanke hat den islamisierten Neger über die Masse seiner heidnischen Genossen emporgehoben, wie auch ein kürzlich erschienenes interessantes Buch von Lucien Hubert aufs neue bestätigt.**) Die Erfahrung hat es tausende Male erwiesen, daß die islamisierten Neger für das Christentum verloren sind, und die Missionare haben ganz recht, wenn sie den Islam nicht als Vorzimmer des Christentums gelten lassen wollen. Aber der Staat? Der Staat muß die durch die Religion des Islams bewirkte Erziehung ohne Rücksicht auf das Christen-

*) Beispielsweise sei verwiesen auf: Passarge, Adamaua S. 528 f.; Rohrbach, Deutsche Kolonialwirtschaft S. 5 ff.

**) Lucien Hubert, Un monde qui s'éveille.

tum rein in seinem eigenen Interesse bewerten. Der Islam schafft in unendlich viel ausgedehnterer Weise, als es die Mission je können wird, einen Geiſt der Disziplin, einen inneren Halt und ein äußeres gutes Benehmen und damit die Vorſtufen einer höheren Zivilisation. Man wende nicht ein, daß das alles rein äußerliche und numerische Erfolge sind; es iſt ein Anfang, es iſt **mehr** als ein Anfang. Wenn der Islam weder den freien Geiſt der modernen Zivilisation noch die hohe Moralität eines aufgeklärten Chriſten zu garantieren vermag — die Missionen wären wohl nicht weniger in Verlegenheit, wenn sie davon Beispiele liefern sollten. Der unparteiische Staat wird sich zu der Hilfe der Mission beglückwünschen, aber er wird nicht die bescheidenen und doch unbezweifelbaren Dienſte verachten, die die islamische Religion zur Erziehung des Negers beiſteuert.

Wer meinem Gedankengang mit Zuſtimmung gefolgt iſt, könnte jetzt vielleicht sagen: Gut, islamisieren wir Afrika! Das wäre unbedingt nach der anderen Seite ein großer Fehler. Die Erziehung der Eingeborenen darf nie und nimmer das oberſte Gesetz der Eingeborenenpolitik sein. Überall ſteht in erſter Linie das **Interesse des Mutterlandes.** Das Mutterland hat aber gar kein Interesse an der Einheitlichkeit des Bekenntnisses seiner Kolonien. Es kann sogar ein großes Interesse daran haben, daß sich zwei Parteien — und bei primitiven Völkern sind alle Parteien religiös gefärbt — einander die Wagschale halten. Fußt nicht die Machtſtellung Englands in Indien zurzeit hauptsächlich auf dem Gegensatz zwischen Muhammedanern und Hindus? Afrika kennt leider keine Religion, die sich wie der Hinduismus zum Widerpart des Islams entwickeln ließ. Die Eingeborenenkulte sind dazu ganz ungeeignet. Darum muß das Chriſtentum diese Rolle übernehmen. Vielleicht erreichen auch einmal die Neger in fernen Zeiten ein ähnliches Kulturniveau wie die Inder, und dann werden wir froh sein, wenn wir nicht einer einheitlichen islamischen **Negermasse** gegenüberſtehen, sondern wenn wir mit ſtarken chriſtlichen Stämmen dem Fanatismus der Muslime ein Paroli bieten können. Denn so wenig ich den Islam an sich für gefährlich halte, ein einheitlich islamisiertes Afrika iſt unbedingt eine Gefahr.

Nicht aus sentimentalen oder religiösen Gründen, sondern einzig und allein aus der nüchternen Staatraison muß der moderne Staat auf **Schaffung geschlossener chriſtlicher Stammgruppen** hinwirken. Das wird leicht möglich sein; denn die Überlegenheit des Chriſtengottes über den Stammesfetisch leuchtet schon durch die Tatsache, daß es der Gott des herrschenden Volkes iſt, dem Primitiven ohne weiteres ein,*) sofern er noch nicht in Kontakt gekommen iſt mit der verführerischen Lehre des Islams. Möge der Staat den Missionen in heidnischen Gebieten die Wege ebnen! Mögen die Missionen weder Kraft noch Zeit auf den nutzlosen Versuch verschwenden, Muhammedaner zum Chriſtentum zu bekehren! Man konzentriere aber alle verfügbare Energie auf die Schaffung chriſtlicher Zentren in rein heidnischen Gebieten! Unsere Haltung gegenüber dem Islam sei erfüllt von Toleranz; denn seine Nützlichkeit iſt unbeſtreitbar. Senden wir keine Missionen dorthin, wo der Islam herrscht; senden wir sie vielmehr in heidnische Gebiete, wo eine ſtarke Negerkirche sehr zu wünschen iſt. Hier kann man den Islam selbſt mit brutaler Gewalt ausschließen. Unsere Enkel werden es uns danken.

Bei dieser Auffassung des islamischen Problems wird uns auch die **politische Theorie des Islams** in einem neuen Lichte erscheinen. Es iſt bekannt, daß das politische Ideal des Islams ein doppeltes iſt; einmal iſt es das Ideal des unter dem Szepter eines Kalifen geeinten islamischen Staates und zweitens iſt es die irdische Verwirklichung eschatologischer Hoffnungen. So sind das Kalifat und der Mahdismus die zwei Formen, in denen die politischen Hoffnungen der Muhammedaner Geſtalt zu gewinnen pflegen. Die Kalifatshoffnungen knüpfen sich mit Vorilebe an den mächtigen unabhängigen Sultan, der der natürliche Beschützer und Vorkämpfer des Islams iſt. Ihr Charakter iſt immer **international.** Die mahdiſtischen Bewegungen dagegen sind ihrem Wesen nach der Ausdruck **lokaler** Unzufriedenheit. Für die Kolonialpolitik sind die letzteren wichtiger.

Das Kalifat des Sultans von Konſtantinopel war bis zur jungtürkischen Revolution der Ausgang der türkischen Islampolitik.

*) Vergl. Gouverneur Seitz in der Kolonialen Rundschau 1909 Heft 6 (Juni) S. 325.

Zwar hat die junge Türkei die Kalifatansprüche nicht aufgegeben, aber wenn sie sich überhaupt zu einem Verfassungsstaat entwickeln will, wird sie möglichst wenig Gebrauch davon machen müssen. Der Nationalstaat ist der geborene Feind eines religiösen Internationalismus; je mehr Kraft der Gedanke des Vaterlandes in einem islamischen Lande gewinnt, desto mehr verblaßt der Gedanke des Panislamismus. Deshalb haben alle Kolonisationsmächte ein Interesse an der Europäisierung und an der Konstitution der Türkei. Eine starke Türkei wird selbstverständlich nie die politische Oberhoheit über die islamischen Untertanen anderer Mächte beanspruchen, sie wird aber ebenso der Fürsprecher und Förderer der islamischen Völker bei den christlichen Mächten sein, wie Frankreich und England sich für die christlichen Untertanen der Türkei eingesetzt haben.*) Aber das sind Möglichkeiten, die wir hier nicht zu diskutieren brauchen.

Auch der Zusammenhang der übrigen islamischen Mächte ist äußerst gering. Zwar fühlen sich die Individuen durchdrungen von der Idee des islamischen Brudertums, aber die Staatsoberhäupter haben nicht das geringste Interesse an der wachsenden Macht ihrer Kollegen. Die vielen kleinen Tyrannen in Zentralafrika benutzen die politische Theorie des Islams nur so lange, als sie ihrem eigenen Ehrgeiz dient; sie stehen im natürlichen Gegensatz zu jeder Verwirklichung des Panislamismus. Der Islam ist viel zu sehr gespalten, zu uneinig und zu schwach, als daß die Kalifatsidee je zu einer Gefahr für unsere Kolonien werden könnte.

Der Mahdismus ist eine viel gefährlichere Lehre. Solange der Islam bestehen wird, wird der Glaube an einen Mahdi stets der Funke bleiben, der in jedem gegebenen Moment die Unzufriedenheit der Eingeborenen in hellen Flammen auflodern lassen kann. Die Reaktion gegen die europäische Herrschaft wird sich in islamischen Gebieten stets in diesen Formen betätigen. Wie soll sich nun dazu der europäische Staat stellen? Legt diese Lehre allein es nicht nahe, alle die oben geschilderten Vorteile des Islams illusorisch zu machen?

*) C. Snouck Hurgronje, Jong-Turkije in De Gids 1909 No. 1 S. 30ff.

Ich glaube: Nein. In jedem Volke wohnt der Drang nach Freiheit, der Haß gegen eine herrschende Rasse, so sehr diese auch zum Vorteil der Eingeborenen wirkt. Keine Kolonialpolitik wird solch verhängnisvolle Mißstimmungen oder plötzliche Erhebungen dauernd vermeiden können; und es ist total gleichgültig, ob diese Unzufriedenheit in der Gestalt einer mahdistischen Erhebung zum Ausbruch kommt oder in Selbständigkeitsgelüsten christlicher Negerkirchen im Stil der äthiopischen Kirche sich äußert oder schließlich als heidnische Reaktion angefacht durch das magische Mittel eines Zauberwassers. Das politische Ideal des Islams ist nur eine dieser Möglichkeiten. Im Grunde ist es eine Rassenfrage; kriegerische Völker werden immer mehr zu Aufständen neigen als friedliche; so weiß jedermann, daß der Islam der Fulbe gefährlicher ist als der der Haussa. Nicht das politische Ideal des Islams, ihr Temperament setzt sie in Feuer.

Man glaube aber vor allem nicht, daß ein einheitliches christliches Afrika diese Gefahr ausschließe. Sobald der Neger nur ein wenig von der Tünche europäischer Zivilisation beleckt ist, wird er sich von der Bevormundung des älteren Bruders in Christo freimachen. Eine einheitliche freie Negerkirche bedeutet aber die gleiche Gefahr wie eine einheitliche Islamisierung. Das staatliche Interesse fordert: Divide et impera.

Auch wenn wir den Islam als Zivilisation betrachten, wird unsere prinzipielle Stellung keine Modifikation mehr erfahren. Es kann kein Zweifel darüber bestehen, daß die Zivilisation des Islams der des Negers überlegen, der unsrigen aber unterlegen ist. Daß letzteres der Fall ist, ist nicht die Schuld des Islams, sondern ist die Folge der Inferiorität der Rassen, die ihn erzeugt haben. Infolgedessen ist die islamische Zivilisation der geistigen Beschaffenheit des Negers konformer als die unsrige. Wir haben dafür Beispiele genug zitiert. Für die langsame Entwicklung der Eingeborenen sieht der europäische Staat im Islam nicht einen Konkurrenten sondern einen Verbündeten. Wir dürfen das um so ruhiger tun, als die eventuelle Schädlichkeit des Islams schon dadurch gemindert wird, daß er nicht ausschließlich wirkt; die Erfahrung lehrt uns aber, daß er nur da nachteilig wirkt, wo er ausschließlich herrscht.

Entweder besitzen die schwarzen Rassen die Möglichkeit der Entwicklung — dann werden sie unter dem Einfluß Europas auch ihren Islam entwickeln; oder sie besitzen sie nicht — dann vermag auch die ausschließliche Einwirkung der europäischen Zivilisation daran nichts zu ändern. Ein aufgeklärter Islam öffnet sich der modernen Zivilisation ebenso leicht wie ein aufgeklärtes Chriſtentum. Der Unterschied liegt nicht in der Lehre, sondern in dem Grade der Bildung. Vergessen wir nicht, daß auch der Fortschritt unserer Zivilisation erſt durch ihre Entkirchlichung möglich geworden iſt. Diesen Weg wird auch der Islam beschreiten müssen, wenn er nicht zugrunde gehen will.

Unsere prinzipielle Stellungnahme hat uns schon verschiedentlich praktische Konsequenzen ziehen lassen. Es sei geſtattet, diese Vorschläge noch etwas zu vertiefen und detaillieren.

Wie die Aufteilung Afrikas unter die europäischen Mächte zur Abgrenzung von politischen Interessensphären geführt hat, so werden wir in den einzelnen Kolonien religiöse Interessensphären schaffen müssen. Ich verschließe mich nicht den ungeheuren Schwierigkeiten, die dem entgegenſtehen, aber besser als die weitere religiöse Entwicklung unserer Kolonien dem Zufall zu überlassen, iſt zweifellos jeder Versuch, den Zufall durch Überlegung zu regieren. Es iſt hier nicht der Ort, auf geographische Details einzugehen; nur eine ganz genaue Ortskenntnis in den einzelnen Kolonien vermag hier die Grenzlinien zu ziehen. Aber eins scheint mir gewiß, daß nämlich die religiösen Grenzen nicht überall mit den politischen zusammenfallen werden. Die europäische Grenzregulierung hat in Afrika oft innerlich zusammengehörige Glieder zerschnitten. Wenn diese auch politisch nie wieder zusammengehören werden, so iſt doch klar, daß sie eine ethnische Einheit darſtellen, die auf die Einflüsse, sei es des Islams, sei es des Chriſtentums einheitlich reagieren wird. Hier wäre ein Gebiet, auf dem die beteiligten Mächte sich verſtändigen müßten, ob sie in diesem oder jenem Grenzgebiet den Islam hindern oder gewähren lassen wollen. Auf diese Weise ließe sich die Schaffung ſtarker chriſtlicher Inseln in dem Meere des Islams ermöglichen. Ohne eine interkoloniale Verſtändigung wäre ein Erfolg mehr als zweifelhaft.

Zur Schaffung und Bewahrung solcher islamfreier Gebiete gehört vor allem eine Verſtändigung des Staates mit den Missionen. Hierbei handelt es sich aber durchaus nicht um eine rein religiöse, sondern gleichzeitig um eine wirtschaftliche Frage. Sollte sich z. B. der islamische Handel gerade durch solche Gebiete bewegen, müßte der Staat — was er ohne Schwierigkeit kann — ihn auf andere Wege leiten und diese Gebiete dem europäischen Handel reservieren. Durch dieses Vorgehen würden ganz naturgemäß wirtschaftliche Interessengegensätze geschaffen zwischen den chriſtlichen Häuptlingen und ihren islamischen Nachbarn, was von großem Vorteil für die Kolonialregierung wäre. In solchen Gebieten sollte man ferner die Gründung chriſtlicher Schulen und die Verbreitung des chriſtlichen Glaubens ermutigen. Es wäre sehr zu wünschen, wenn auch die Missionen in diesen dauernd ihrer Betätigung überlassenen Gebieten Abſtand nehmen wollten von ihrer bisherigen Methode und etwas weniger ſtreng in der Aufnahme der Adepten sein möchten. Dann könnte sich der Chriſtianisierungsprozeß rascher vollziehen. Und warum nicht? Hat das Chriſtentum Europa anders gewonnen als durch Anpassung an die Sitten der Franken und Germanen?

Die islamischen oder halbislamischen Landschaften müßten dann geteilt werden in solche, die ganz oder doch überwiegend islamisch sind, und in solche, in denen der Islam erſt weniger Anhänger gefunden hat. Das Vorgehen der Regierung wird hierbei sehr taktvoll sein und in hohem Grade dem Volkscharakter Rechnung tragen müssen. Keine Regulierung ohne die größte Vorsicht und ohne die lokalen Machthaber gewonnen zu haben! Bei unkriegerischen und unfanatischen Stämmen werden vereinzelte Mohammedaner wenig Schaden anrichten. Hier reizt man nicht zu Unruhen, wenn man die Ausübung des islamischen Kultus erschwert oder gar unterdrückt. Sind aber die Völker fanatisch und scheinen sie dem Islam geneigt, so hindere man seinen Weg nicht. In diesem Falle dürfte es sich empfehlen, auch die Niederlassung der Missionen nach Möglichkeit zu verhindern.

Sehr viel einfacher liegt das Problem

endlich in den Gebieten, in denen man den Islam zur Erziehung der Eingeborenen benutzt. Hier gilt es eine vernünftige Islampolitik nach französischem und holländischem Mufter auszubauen.

Hauptsache scheint mir dabei die Versöhnung des Islams mit der europäischen Herrschaft. Seine Lehre enthält bei allem Gegensatz zum Chriftentum gewisse Keime, die, entwickelt, dem Problem friedlicher Gesellung dienen können. Von großem Nutzen ift, daß nicht nur wir Europäer, sondern auch die Türken vor dem gleichen Problem ftehen. Die Zukunft der Türkei hängt davon ab, ob sie die von der Scheriat verworfene Gleichheit der Muslime und Chriften in der Praxis durchsetzen wird. Die islamische Staatstheorie hat sich bisher allen Wandlungen der Geschichte angepaßt und zwingt ihre Bekenner sogar zum Gehorsam gegenüber einer gottlosen Regierung. Die Anerkennung einer chriftlichen, wenigftens in der populären Lehre, ift nur ein Schritt weiter. Im islamischen Recht ift die Wohlfahrt des Volkes das oberfte Gesetz. Mögen unsere muslimischen Untertanen die theoretische Konsequenz aus den praktischen Segnungen ziehen, die sie uns verdanken! Bis dahin aber müssen wir uns an eine andere Lehre des Islams halten, die dem Gläubigen im Zwang der Notwendigkeit jede Gesetzesübertretung verzeiht.

In den rein islamischen Gebieten möchte ich allerdings nicht den Zwang, sondern nur eine gründliche Staatsaufsicht empfehlen. Schon im Kultus dürfte beim Gebet für den Herrscher nicht, wie es in Indien, Bosnien und Deutsch-Oftafrika geschieht, für einen fremden Souverain, nämlich den Türkensultan, gebetet werden. Die religiösen Orden müßten durch Vertrauensleute kontrolliert werden; sie würden sich sogar, wie die französischen Erfahrungen lehren, in den Dienft des europäischen Staates ftellen, sofern er nicht seine Eigenschaft als chriftlicher Staat betont. Die von der Regierung zu gründenden Schulen müßten religionslos sein, was nicht ausschließt, daß außerhalb derselben die Möglichkeit zu chriftlichem Religionsunterricht gegeben sein könnte. Da man die Missionen nicht wird ausweisen können, so beschränke man ihre Propaganda nach dem Vorbild der derzeitigen Praxis in Algerien.

Weiter scheint mir die Beaufsichtigung der Pilgerfahrt nach Mekka von der allergrößten Bedeutung.*) Bekanntlich befteht seit einiger Zeit eine internationale Sanitätsüberwachung. Die Veröffentlichungen dieses Bureaus enthalten eine wertvolle Statiftik über die Herkunftsländer der Pilger; leider sind die Angaben für Zentralafrika nicht detailliert genug. Zwar sind die Pilger aus dem äquatorialen Afrika nicht sehr zahlreich, aber sie besitzen einen sehr großen Einfluß. Unruhen werden zumeift von solchen Haggis d. h. Mekkapilgern, erregt, die sich in Mekka fanatisiert haben, und die nun ihren geheiligten Haggicharakter dazu benutzen, ihren Landsleuten das Geld aus der Tasche zu holen. Mit solchen Fanatikern sollte die Regierung kurzen Prozeß machen; sie dienen nur der Entfremdung zwischen dem Staat und seinen Untertanen. Da diese Hetzer häufig von einer Kolonie in die andere wandern, könnten sich die verschiedenen Regierungen viele Schwierigkeiten ersparen, wenn sie sich rechtzeitig über vorgefallene Hetzversuche unterrichteten.

Das befte Mittel, die Mohammedaner zu gewinnen, scheint mir der Versuch, sie wirtschaftlich an die Interessen des Staates zu binden.**) Wieviele einflußreiche Muslime, wieviele lokale Heilige, wieviele Schulmeifter würden nur allzu gern in eine freiwillige Abhängigkeit von dem allmächtigen Staate treten! Man braucht sie nicht gerade zu beftechen, aber man schaffe ihnen ein Amt, das ihnen natürlich genau zu kontrollierende Einnahmen verschafft. Die Einrichtung von Zivilftandregiftern ließe sich dazu vortrefflich benutzen. Selbftverftändlich wird selbft eine ftrenge Überwachung nicht jeden Mißbrauch vermeiden können, aber sie wird die religiösen Almosen, die diese Leute jetzt empfangen, langsam in eine ftaatliche Besoldung überführen. So wird der Fanatiker, der von der Religion lebt, allmählich zum kleinen Beamten, der vom Staat lebt.

*) C. Snouck Hurgronje hat über diese Frage einen sehr wichtigen Artikel geschrieben »De Hadji-Politiek der indische Regeering in Onze Eeuw. 9. Jaargang, 1909.

**) Vgl. zur ganzen Frage das Buch eines Eingeborenen: S. Hamet, Les Musulmans français du Nord de l'Afrique und das eines französischen Beamten: B. Arnaud, Précis de Politique Musulmane.

Man braucht kein Verteidiger der materialistischen Geschichtsauffassung zu sein, um die überwiegende Bedeutung des wirtschaftlichen Elementes in der Geschichte anzuerkennen und zu benutzen. Es sei gestattet, dies zum Schluß mit einem Beispiel aus der Geschichte des Islams zu belegen.

Wie haben es denn die Araber fertig gebracht, daß in wenigen Jahrhunderten die christlichen Völker des östlichen und südlichen Mittelmeergebietes nicht nur ihre Religion, sondern auch ihre Sprache adoptierten? Es war nicht das Schwert, wie man gemeinhin glaubt; denn die Araber waren vorzügliche Kolonisatoren und dachten anfangs gar nicht daran, die unterworfenen Völker sich zu assimilieren; sie bewahrten die vorhandenen Einrichtungen und suchten ganz wie die europäischen Kolonisatoren sich selbst als eine Oberschicht über der Masse der Untergebenen zu halten.

So verbreiteten sie nicht die Lehre des Islams, sondern nur seine Herrschaft. Aber die wirtschaftlichen Vorteile der Zugehörigkeit zum Islam waren so groß, daß die unterworfenen Völker gegen den Wunsch der Araber den Islam annahmen. Diese islamisierte neue Bevölkerungsschicht war aber — und darin liegt der Unterschied mit der europäischen Kolonisation — wirtschaftlich stärker als die Araber, und so wurden diese schließlich deklassiert, und dann stand der Rassenmischung nichts mehr im Wege. So ist das wunderbare Resultat der arabischen Kolonisation nicht etwa die Folge einer brutalen Kriegspolitik, noch einer intensiven Predigt ihrer Religion, sondern hauptsächlich der Schlußeffekt eines wirtschaftlichen Prozesses, den die Araber weder gewünscht noch vorausgesehen haben.

Was werden wir daraus für Schlüsse ziehen? Nutzen wir als denkende moderne Menschen die Macht des Wirtschaftslebens, und lassen wir uns nicht wie die Araber davon überraschen und überwältigen. Von einer Assimilation im strengen Sinne des Wortes kann nur in Ausnahmefällen die Rede sein, und sie kann sich nicht von oben, sondern nur von unten vollziehen. Sie setzt aber eine Proletarisierung des europäischen Elementes voraus, die wenigstens in den tropischen Kolonien unbedingt vermieden werden muß. Eine dauernd wirksame Gesellung ist aber in den Gebieten, die nicht ausschließlich islamisch sind, nur dann möglich, wenn wir die oben skizzierten religiösen Interessensphären abgrenzen. Man sage nicht, daß das Utopien sind, und daß man die Ausbreitung einer Religion nicht hindern noch regulieren könne. Die Geschichte Deutschlands beweist das Gegenteil. Noch heute sind die Landesteile protestantisch resp. katholisch, deren Territorialherren zurzeit der Reformation nach dem Grundsatz cujus regio ejus religio gehandelt haben. Und eine starke europäische Regierung sollte bei den Negern Afrikas durch wirtschaftliche oder politische Mittel nicht erreichen können, was in den kulturell und ethnisch unvergleichlich viel höher stehenden Gebieten Europas möglich war!?

Das sind meine Ideen über den Islam und die Kolonisierung Afrikas; es sind meine privaten Anschauungen und Wünsche. Es ist ja nun natürlich viel leichter, so etwas theoretisch auseinanderzusetzen, als es in der Praxis zu verwirklichen, wo so viele lokale Schwierigkeiten in Afrika und so manche politische Rücksichten in der Heimat mitsprechen. Kenner des Problems werden mir bestätigen, daß gar manche meiner Forderungen in Französisch-Afrika längst realisiert sind. Sollte die deutsche Regierung den dargelegten Ratschlägen folgen, so könnte sie sich in vielen Fällen an die Prinzipien und Erfahrungen der französischen Islampolitik halten.

Dies Problem ist, wie der Islam selber, seinem Wesen nach ein internationales Problem, eines der seltenen internationalen Probleme, die keinen politischen Zündstoff enthalten. Ein Einvernehmen über eine gleichmäßige Haltung gegenüber dem Islam liegt im Interesse aller beteiligten Regierungen. Die Furcht, daß eine Macht sich mit dem Islam verbinden könnte, um die Pläne einer anderen zu durchkreuzen, scheint mir wenig begründet; denn wenn die Solidarität des Islams ein Phantom ist — die Solidarität der weißen Rasse ist eine Tatsache.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Die Angst vor dem Weltuntergang.

Seitdem die Aſtronomen bekannt gegeben haben, daß der Halleysche Komet, der nach 75jähriger Abwesenheit pünktlich am 12. September 1909 wieder aufgefunden wurde, unmittelbar nach seiner größten Sonnennähe im Mai d. Js. unserer Erde so nahe ſtehen wird, daß sie durch den Kometenschweif am 18. Mai hindurchwandern dürfte, iſt eine neue Weltuntergangsepidemie in der Entſtehung begriffen oder vielmehr schon ausgebrochen, die bereits vielfach geradezu bedenkliche Symptome angenommen hat und die aller Voraussicht nach bis zu dem kritischen 18. Mai noch ſtändig weiter zunehmen wird. Seltsam genug berührt es, daß im »Zeitalter der Naturwissenschaft« solche törichten Befürchtungen noch so weiten Umfang gewinnen können, daß man sich zuweilen beinahe ins Mittelalter zurückversetzt wähnen kann; aber was unsere gegenwärtige Kultur zweifellos gewonnen hat an allgemeiner Volksintelligenz, das geht ihr in allen Affektzuſtänden wieder verloren durch die ins Riesenhafte angeschwollene Sensationsmache, die ihre Aufgabe darin sucht und suchen muß, daß man von gewissen Dingen recht viel und recht aufgeregt spricht, damit die litterarischen Sensationsprodukte reichen Absatz finden. In Deutschland iſt ja zwar die Polizei erfreulicherweise scharf hinterher hinter allem Gedruckten, was irgendwie, blos aus Sensationsgier, Beunruhigung erzeugen könnte; in den meiſten anderen Ländern iſt man in dieser Hinsicht toleranter oder, was in diesem Fall auf dasselbe herauskommt, lässiger. Selbſt in dem vielfach als besonders vernünftig gepriesenen England kommen Dinge vor, die in Deutschland einfach undenkbar wären. Wo wäre es in Deutschland möglich, daß eine bedeutende, vornehme Zeitschrift einen Artikel über den Weltuntergang brächte, in dem die Einzelheiten des Weltuntergangs in Geſtalt von künſtlerisch ausgeführten, fürchterlichen Illuſtrationen den erschreckten Lesern vorgeführt werden? In England iſt das durchaus selbſtverſtändlich, wie vor einiger Zeit die vornehme Zeitschrift »Pearson's Magazine« bewies, die in mehreren Bildern die Wirkungen eines etwaigen Zusammenſtoßes mit einem Kometen schilderte. Wer da weiß, wie derartige wilde Phantasien auf unreife Geiſter und insbesondere auf kindliche Gemüter erregend wirken, der muß derartige Darſtellungen als geradezu gemeingefährlich brandmarken und die deutsche Polizei und die deutschen Redakteure weise preisen, weil sie einen derartigen groben Unfug keinesfalls zulassen würden.

Ein Rückblick auf die zahllosen Weltuntergangs-Befürchtungen vergangener Jahrhunderte sollte genügen, um die Gefahr derartiger geiſtiger Epidemien recht hoch einzuschätzen: die kulturpsychologischen oder besser kulturpathologischen Forschungen haben doch nach und nach wahrlich genug Material beigebracht, um die ungeheure Anſteckungskraft aller durch Angst hervorgerufenen Hirngespinſte der ernſteſten Beachtung wert erscheinen zu lassen. Die bloße Angſt vor dem Weltuntergang hat ja oft genug, und nicht nur in alten Jahrhunderten, sondern selbſt noch vor drei Jahren, als die letzte größere, an den 23. März 1907 anknüpfende Weltuntergangsepidemie aufgekommen war, manche Menschen veranlaßt, sich das Leben zu nehmen; Tausende und Abertausende von andren Menschen verpraßten all ihr Hab und Gut, weil es ihnen ja nach dem Weltuntergang doch zu nichts mehr nütze sein würde, und ſtanden schließlich, wenn das gefürchtete Weltende nicht eintreten sollte, dem bitterſten Elend preisgegeben da.

Diesmal scheint die Weltuntergangsepidemie, die übrigens bereits bedenklich früh eingesetzt hat, ganz besonders großen Umfang gewinnen zu wollen und die Gemüter in derselben unvernünftigen Weise zu erhitzen, wie etwa im Jahre 1832, als man zum 29. Oktober einen Zusammenſtoß mit dem Bielaschen Kometen befürchtete, der dann auch auch am 27. November eintrat, freilich keine weiteren schlimmen Folgen hatte, als ein wunderbares Brillantfeuerwerk am Himmel von zahllosen Sternschnuppen. Die abenteuerlichen Gerüchte, die schon jetzt im Publikum über die Möglichkeit eines Zusammenſtoßes mit dem Kometen besprochen und — geglaubt werden, lassen darauf schließen, daß die Angſt vor dem Weltuntergang in den nächſten Monaten noch ganz abenteuerliche Dimensionen annehmen wird. Hat man doch selbſt schon behauptet, der zweite mit bloßem Auge sichtbare Komet, der am 17. Januar urplötzlich am Himmel auftauchte und erſt gesehen wurde, als er schon in der Sonnennähe war, sei wahrscheinlich schuld an der riesenhaften Überschwemmungskataſtrophe, die Ende Januar in Paris ſtattfand! So wird auch in den nächſten Wochen sicherlich nirgends auf Erden irgend ein aufsehenerregendes Unglück ſtattfinden können, ohne daß irgend welche naiven Gemüter dahinter den unheilvollen Einfluß des Halleyschen (oder auch des kürzlich sichtbar gewordenen) Kometen wittern werden. Die Tatsache, daß von jeher alltäglich und allſtündlich auf Erden Unglück in hundertfachen Geſtalten auftritt, hat es bewirkt, daß man nie in Verlegenheit kam, wenn es darauf ankam, ein durch den Kometen veranlaßtes Unheil ausfindig zu machen.

Eine durch Angst entfesselte Phantasie ist ohne weiteres daran erkennbar, daß sie in ihren Träumereien mit Vorliebe ins Bizarre und ins Grauenhafte umschlägt. Auch gegenwärtig macht sich diese Neigung wieder deutlich bemerkbar. Da soll bald der Schweif der Kometen im allgemeinen und der des Halleyschen im besonderen aus giftigen Dünsten beſtehen, die in unsere Atmosphäre beim Zusammentreffen übergehen und alles Lebendige erſticken werden, bald soll er Feuer enthalten, das unsere ganze Erde in Flammen setzt, bald Wasser, das eine neue Sintflut bringt, bald Wasserſtoff, der sich mit dem Sauerſtoff der Erde zu Knallgas (!) verbinden und unsere Erde in Atome auseinanderexplodieren lassen wird; ja, selbſt aus Blut sollen manche Kometenschweife zusammengesetzt sein usw.

Keine Behauptung ist verrückt und einfältig genug daß sie nicht Gläubige findet; das ist in der Kulturgeschichte eine alte, traurige Erfahrung! Es sei nur erinnert an den schlechten Witz und seine Folgen, den sich ein Witzbold im Jahre 1798 in Paris leiſtete: er prophezeite einen Zusammenſtoß mit einem Kometen, der einen Feuerschweif und einen Wasserschweif habe, und über den der berühmte Aſtronom Lalande Näheres auszusagen wisse. Die Folgen dieses recht geschmacklosen »Scherzes« waren unglaublich genug: der arme Lalande hatte keine ruhige Stunde mehr, denn selbſt seine öffentlichen Dementis wurden einfach nicht geglaubt; der Stadt Paris bemächtigte sich wieder einmal ein »Kometenfieber« in bedrohlichſter Form, und am kritischen Tage des Zusammenſtoßes sammelten sich abends am Pont Neuf unabsehbare Menschenscharen, um das entsetzliche Schauspiel zu erwarten . . . sie warteten vergeblich!

Aehnliche und auch noch gefährlichere Narrheiten werden uns auch diesmal unfehlbar wieder bevorſtehen, wenn nicht verſtändige Menschen von vornherein nachdrücklichſt den wirren Gerüchten und Geschichten entgegentreten und die Gefahr beschwören. Alle Nationen sind der Anſteckungsgefahr dieser Suggeſtionsseuche in gleicher Weise preisgegeben — mögen nun die geiſtigen Führer der Nationen ihre Rolle als Volkserzieher in richtiger Weise spielen, mögen vor allem in den Schulen, wo die Angſt vor dem Weltuntergang erfahrungsmäßig ihren günſtigſten, unglaublich fruchtbaren Boden findet, ernſte Lehrer recht zahlreich erſtehen, die der Gefahr den Boden abgraben und die ihnen anvertrauten Gemüter der Kinder nachdrücklichſt gegen jede drohende Anſteckung durch die Seuche immun machen!

Mitteilungen.

Im 4. Heft ihrer Veröffentlichungen hat die Germaniſtische Gesellschaft von Amerika einen Bericht über die erſten fünf Jahre ihrer Wirksamkeit erſtattet. Die Gesellschaft iſt aus einem im Jahre 1902 einberufenen Ausschuß New Yorker Bürger hervorgegangen, der die nötigen Mittel zur Errichtung eines Lehrſtuhls für Geschichte der deutschen Zivilisation aufbringen sollte. Ein Aufruf zur Beteiligung wurde am 7. Mai 1904 verschickt, die begründende Versammlung fand am 26. November desselben Jahres ſtatt. Die Gesellschaft zählte am Schluß ihres erſten Jahres 1 Patron, 7 lebenslängliche und 209 Jahres-Mitglieder. Ihr Zweck iſt, die Kenntnis und das Studium der deutschen Zivilisation in Amerika und der amerikanischen in Deutschland zu fördern durch Unterſtützung des Universitätsunterrichts in diesen Gegenſtänden, durch Veranſtaltung öffentlicher Vorlesungen, durch Herausgabe und Verteilung von Quellen und durch ähnliche Mittel. An der Columbia-Universität in New York und der Yale-Universität in New Haven wurden Lektorate errichtet. Das erſtere wurde Dr. Ernſt Richard übertragen, der im erſten Jahre einen zweiſtündigen Kurs abhielt, der aus Vorträgen und Quellenlektüre beſtand. Wir nennen die Titel einiger Vorlesungen: Bedeutung und Zweck einer Geschichte der Zivilisation und ihre Beziehung zur Volkspsychologie; Kampf des Kaisertums gegen das Papſttum; Das Zeitalter Luthers; Der 30-jährige Krieg und seine Folgen; Das Zeitalter Friedrich des Großen; 1848, 1871, Bismarck. In den folgenden Jahren wurden Kurse für Vorgeschrittene und für Anfänger gehalten. An die Yale-Universität wurde Professor Georg Wobbermin von der Universität Breslau berufen, der dort in dem erſten Semeſter des akademischen Jahres von 1907/08 Vorlesungen über die Entwicklung des modernen philosophischen Gedankens in Deutschland gehalten hat. Aus dem erſten Jahre der Gesellschaft sind ferner die Einzelvorträge zu erwähnen, die Professor Friedrich Delitzsch über die Wiedererweckung des babylonisch-assyrischen Altertums und das babylonisch-assyrische Altertum im Licht des alten Teſtaments und der Grabungen und Ludwig Fulda über Schiller und die neue Generation und über die Muttersprache gehalten hat. Natürlich hatte die Gesellschaft bei dem Professorenaustausch eine Wirksamkeit auszuüben, die die Tätigkeit der fremden Gelehrten unterſtützte und das Interesse für ihre Vorlesungen wachrief. Die Gesellschaft war mithin in den Jahren 1906 bis 1909 beteiligt 1. an der Einrichtung von Vorlesungsreihen fremder Dozenten, wie Ludwig Fulda, Otto Hoetzsch (Geschichte), Felix Krueger (Psychologie), Carl Hauptmann (Dichtkunſt) und Max Friedländer (Musik). Die Vorlesungen wurden vor einer größeren Zahl von Colleges und Universitäten sowie Vereinigungen abgehalten. 2) veranſtaltete sie einzelne Vorträge in New York; es sprachen u. a. H. Kraeger von der Düsseldorfer Kunſtakad. über A. Menzel und Böcklin, O. Hoetzsch von der K. Akad. in Posen über die Geschichte der deutschen Verfassung und über Bismarck, J. W. Burgess von der Columbia-Univ. über Deutschland und die Vereinigten Staaten und über den deutschen Kaiser und die deutsche Regierung, R. Leonhard von der Univ. Breslau über die deutsche Familie, P. Clemen von der Univ. Bonn über die moderne deutsche Landschaft, H. A. Krüger von der Techn. Hochschule in Hannover über den deutschen Bildungsroman von Wilhelm Meiſter bis auf die Gegenwart und über das Erwachen des dramatischen Lebens in Deutschland während der 80er Jahre, A. Penck von der Univ. Berlin über den Ozean, J. T. Hatfield von der Northwestern-Universität über Wilhelm Müllers Dichtung, Ch. Hülsen vom Kais. Deutschen Archäolog. Inſtitut in Rom über das römische Forum, M. Friedländer von der Univ. Berlin über Carl Maria von Weber und über Beethoven, C. Runge von der Univ. Göttingen über das Fliegen, Ed. Meyer von der Univ. Berlin über die Kultur und Denkmäler der Pyramidenerbauer und E. C. Roedder von der Univ. von Wisconsin über Schillers Demetrius. — 3) richtete die Gesellschaft Kurse für Lehrer des Deutschen an der Columbia-Universität ein. In diesen wurden behandelt: a) Dramatiker des 19. Jahrhunderts, und zwar in deutscher Sprache, b) (in englischer Sprache) Meiſterſtücke der deutschen Literatur, c) die Musik in Deutschland. Dozenten von etwa einem Dutzend amerikanischer Colleges und Universitäten hatten die Kurse übernommen. 4) wurden für die Germania-Gesellschaft und Lehrer aus Brooklyn Kurse veranſtaltet über neuere Dichtung und Musik.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 9
26. Februar 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die völkerrechtlichen Grundlagen der deutschen Bergwerksinteressen in Marokko.

Von Ferdinand von Martitz, Professor an der Universität Berlin.

I.

Dem in der Reichstagssitzung vom 9. Dezember v. J. ausgesprochenen Wunsche, daß die Reichsregierung über den Stand der Mannesmannschen Bergwerkskonzessionen in Marokko Mitteilung mache, ist durch die Verteilung des Weißbuchs: »Denkschrift und Aktenstücke über deutsche Bergwerksinteressen in Marokko« entsprochen worden. Dieses enthält eine große Zahl diplomatischer Aktenstücke, welche, vom 25. Juli 1906 bis zum 26. Dezember 1909 reichend, nunmehr ein sicheres Urteil über die Sachlage ermöglichen. Was bis dahin von Nachrichten darüber in die Öffentlichkeit gedrungen war, reichte für ein solches Urteil nicht aus. Am meisten kam in Betracht die von den Herren Mannesmann verbreitete Denkschrift: »Die deutschen Minenkonzessionen in Marokko«, in welcher außer einem kurzen Bericht über die Geschichte der Mannesmann-Minenkonzessionen, nebst Beilagen, eine Reihe von Rechtsgutachten hervorragender europäischer Autoritäten des internationalen Rechts, sämtlich erstattet für die Herren Mannesmann oder für das Berliner Marokko-Minen-Syndikat, sich abgedruckt finden. Doch sind noch weitere Gutachten erstattet worden, die in die Denkschrift nicht Aufnahme gefunden haben. Alle diese Äußerungen kompetenter Rechtsgelehrter sind geeignet, durch ihre Zahl, wie durch die übereinstimmenden Schlußfolgerungen, zu denen sie gelangen, Eindruck zu machen. Als besonders bemerkenswert erscheint die Konsultation des Altmeisters des internationalen Privatrechts in Paris, Ed. Clunet, und seines Kollegen R. Rousset; desgleichen die Gutachten unserer deutschen Landsleute Zorn, v. Bar und Kohler; des Wiener Völkerrechtslehrers Lammasch, des Engländers Westlake, des Italieners Fusinato, der beiden Spanier Moret und Dato.

So mag es mir gestattet sein, nach Erscheinen des Weißbuchs Stellung zu der Frage zu nehmen, freilich nur insoweit als sie Rechtsfrage, und zwar eine Rechtsfrage von allgemeiner Bedeutung ist. Wer wollte verkennen, daß gewaltige wirtschaftliche Interessen deutscher Auslandspolitik im Spiele sind, deren freier Entfaltung durch die Berliner Deklaration vom 9. Februar 1909 seitens der französischen Regierung der Spielraum gesichert ist. Wer wollte sich der Sympathie für tapfere deutsche Landsleute verschließen, die in mehrjähriger, mit höchster Tatkraft und erheblichen Opfern durchgeführter Arbeit, als wahre Kulturpioniere für jene Interessen ihre Person eingesetzt haben. Gewiß, ihr Unternehmen ist vom Reiche zu schützen, wie

es die Reichsverfassung vorschreibt — aber doch nur zu schützen nach Maßgabe rechtlicher Möglichkeit. Dies ist selbstverständlich der entscheidende Punkt. Die mit so großer Lebhaftigkeit öffentlich verhandelte Rechtsfrage ist eine Frage des Völkerrechts und zwar eine solche, die sich auf dem heißen Boden eines islamitischen Reiches abspielt, eines Reiches, das noch mehr als andere islamitische Staatswesen eine weitgehende Überwachung, Bevormundung, Einmischung der europäischen Mächte hat über sich ergehen lassen müssen und von jeher einen Tummelplatz für rivalisierende Bestrebungen derselben bildete. Erst durch die Kollektivverträge von Madrid 1880 und Algeciras 1906 ist das Scherifische Sultanat des Westens, das eine politische Konsolidierung überhaupt noch nicht erreicht hat, nach langen und schweren Kämpfen zu völkerrechtlicher Konstituierung gebracht worden. Beide Verträge, insbesondere die Algeciras-Akte, legen dem Sultan nicht etwa bloß eine Reihe obligatorischer Pflichten gegen seine Vertragsgegner auf, welche dann im Streitfall jeder von ihnen erst im völkerrechtlichen Verfahren durchzusetzen hätte: vielmehr sind sie zu unmittelbarer staatsrechtlicher Wirksamkeit für das Reich bestimmt. Ihre Festsetzungen bilden ein ganzes. In allen den zahlreichen Materien, auf die sie sich erstrecken: Fremdenrecht und Grundbesitz, Polizei und Waffenhandel, Wareneinfuhr und Ausfuhr, Bank- und Münzwesen, Zölle, Steuern und Monopole, öffentliche Arbeiten und Bergwerksrechte normieren sie marokkanisches Staatsrecht. Die Verletzung dieser Vorschriften durch die marokkanische Regierung unterliegt, zumal wenn Ausländer betroffen werden, dem Einspruch der Signatarmächte. Eine Berufung auf die dem Sultan zuerkannte Souveränität und Unabhängigkeit kann davor nicht schützen.

Im Mittelpunkt der vom Weißbuch mitgeteilten Aktenstücke stehen zwei Urkunden (Anlage 24, 25), beide von den Herren Mannesmann dem deutschen Reichskanzler am 29. Dezember 1908 eingereicht, beide von gleichem Datum, dem 6. Oktober 1908. Die erste bringt einen in 17 Paragraphen zerfallenden Text, der sich als ein Berggesetz für Marokko darstellt und als solches bezeichnet wird. Es ist zu begrüßen, daß dieses so viel besprochene Dokument nunmehr auch im Wortlaut bekannt gemacht wird. Die zweite liegt nur zum Teil im Texte vor, nämlich nur in dem Teil, der einen vom Sultan mit dem Herrn Mannesmann durch dessen Vertreter hinsichtlich bestimmter Mineralien geschlossenen Gesellschaftsvertrag beurkundet. Der andere Teil soll das Verzeichnis der von dem genannten Herrn bei dem Sultan eingelegten bergrechtlichen Mutungen enthalten haben.

Das sind nun die beiden Urkunden, auf welche die Herren Mannesmann, für sich und in Vollmacht des Marokko-Minensyndikats, ihre Rechtsansprüche auf ihnen von der Scherifischen Regierung verliehene Grubenfelder gründen. Ihre Bergwerkskonzessionen seien nach ihrer Meinung rechtlich unanfechtbar. Allerdings gewährten sie an sich nur Rechte gegen den Sultan. Aber als wohlerworbene Privatrechte von Deutschen im Auslande seien sie vom Deutschen Reiche gemäß Artikel 3 der Reichsverfassung mit allen Mitteln zu schützen; auch im Falle, daß sie etwa von fremden Regierungen nicht als rechtsbeständig anerkannt werden sollten. Selbst die Berufung auf ein internationales Schiedsgericht im Sinne der Haager Konventionen von 1899 und 1907 wird für diesen Fall von ihnen perhorresziert, da die Ansprüche ganz zweifelsfrei seien. Es würde also solchenfalls nach ihrer Meinung, wenn die diplomatischen Mittel versagten, der »recours à la force« (Haager Konvention I von 1907, Artikel 1) einzutreten haben. Welche Perspektive! Gestützt nun werden die mit so großer Zuversicht erhobenen Ansprüche auf die oben erwähnten Rechtsgutachten, welche übereinstimmend, zumeist im Anschluß an die Konsultation Clunet's, zu dem Schlusse kommen, daß durch die Algeciras-Akte die Souveränität des Sultans im Bereiche des Bergwesens nicht beschränkt worden sei; daß derselbe also das Berggesetz vom 6. Oktober 1908 — gemeint ist die oben erwähnte erste Urkunde — habe rechtsverbindlich erlassen können; endlich daß in Gemäßheit dieses Gesetzes die in Rede stehenden Konzessionen — gemeint ist die zweite Urkunde — formgerecht erteilt worden, demnach in vollem Umfange giltig seien.

Zur Würdigung dieser Behauptungen ist zunächst in kurzen Worten auf die Gutachten

einzugehen, deren Argumente sich die Herren Mannesmann angeeignet haben. Sie durften dies um so mehr tun, als die Gutachten in sich, mit einigen Abweichungen im Einzelnen, ganz schlüssig sind — vorausgesetzt nur, daß der Ausgangspunkt, nämlich jenes Berggesetz vom 6. Oktober 1908 richtig von ihnen eingeschätzt worden ist.

In dieser Beziehung erheben sich Bedenken, die nicht unterdrückt werden können.

Nämlich das in Rede stehende marokkanische Gesetz vom 6. Oktober 1908, auf das doch alles ankommt, wird von den Gutachtern, denen es nur in der von Mannesmann veranstalteten Übersetzung, als Bestandteil des von ihm zusammengestellten Dossiers vorgelegen hat, nicht mitgeteilt. Dies ist bedauernswert. Denn damit fehlt die Möglichkeit, es auf seine internationale Bedeutung hin zu prüfen. Über seine Form, seine Entstehung, seine Kundmachung erhellt nichts. Nur über seinen Inhalt machen einige Gutachten bemerkenswerte Angaben. Insbesondere berichten sie, daß das Gesetz das Prinzip der Priorität für die bergrechtliche Mutung zu Grunde gelegt habe. Es liegt auf der Hand, daß alle Algecirasmächte an einer Rechtsnorm, die für ihre Angehörigen die erfreuliche Aussicht eröffnet, im Marokkanischen Reiche gesicherte Bergrechte nach der Priorität der Anmeldungen zu erwerben, freilich aber auch ihnen die Verpflichtung auferlegt, gegenseitig die ihren Nationalen solchergestalt erteilten Minenkonzessionen zu respektieren, auf das höchste interessiert sind. Dann aber mußte ihnen doch von dem Gesetzgeber Gelegenheit gegeben werden, amtliche Kenntnis davon zu nehmen. Daß eine solche Kenntnisgabe erfolgt sei, ist aus den Gutachten nicht zu entnehmen.

Dieser Mangel ist um so mehr zu beklagen, als dieselben übereinstimmend berichten, wie noch an dem nämlichen 6. Oktober, an welchem das Gesetz ergangen ist, und auf Grund eben dieses Gesetzes, Herr Mannesmann bereits seine Bergwerkskonzession erhalten hat, da er zuerst gekommen sei. Damit waren also alle anderen Reflektanten für alle die Distrikte, auf welche sich die Mannesmannsche Konzession erstreckte, und für alle Bergwerksvorkommen, die sie enthielt — wie weit die Grubenfelder reichten, ist nicht zu ersehen — von vornherein aus dem Felde geschlagen. Denn vor dem Herrn Mannesmann konnte niemand Kenntnis von dem Gesetz haben, und es sollte doch allen Europäern zu gute kommen. Erstaunt muß jeder Leser dieser Dinge fragen, wie denn ein allgemeines, auf dem Prinzip, daß der erste Finder das Alter im Felde hat, beruhendes, für die Angehörigen aller Nationen bestimmtes Gesetz in so seltsam überhafteter Weise in Ausführung gebracht werden konnte? Und das Erstaunen wächst, wenn man aus dem Gutachten von Clunet erfährt, daß die Konzession für Mannesmann sofort (November, Dezember 1908) ein *commencement d'exécution* erhalten habe. Der Sultan habe sich nämlich von ihm eine Geldsumme als Abschlagszahlung auf die im Gesetz vorgesehenen, künftig zu erlegenden Bergwerksabgaben auszahlen lassen. In der Tat ein »*commencement d'exécution*«, wie es sich der Sultan nicht besser wünschen konnte. Wenn es nur dem Gesetze besser entsprochen hätte! In dieser Hinsicht bemerken die Gutachten von Fusinato und von Lammasch, daß der Abgabentarif des Gesetzes zu Ungunsten des Herrn Mannesmann abgeändert worden sei. In der Tat ein seltsames »*commencement d'exécution*«. An dem Punkte hat wenigstens einer der Gutachter, der Pariser Advokat Rousset, Anstoß genommen. Er hebt hervor, der Gesellschaftsvertrag (nämlich die Minenkonzession, die zweite der oben erwähnten Urkunden) nehme zwar ausdrücklich Bezug auf das Gesetz; nichtsdestoweniger aber habe er dessen Abgabensätze für den Herrn Mannesmann erheblich erhöht. Der Gutachter will über diesen Punkt sein Urteil reserviert wissen.

Die Zweifel, zu denen die besprochenen Gutachten Veranlassung geben, erweitern sich, wenn man an der Hand der im Weißbuch abgedruckten Aktenstücke und der sie einleitenden Denkschrift die sehr merkwürdige Entwicklung der Angelegenheit verfolgt.

II.

Die Algeciras-Akte vom 7. April 1906, deren oben gedacht worden ist, — sie zählt außer dem Sultan von Marokko 12 Signatare — hat in Beziehung auf die Bergwerksangelegenheiten des Scherifischen Reichs in Artikel 112 bestimmt, daß ein Firman des Sultans die Bedingungen der Konzession und Ausbeutung von Minen, Gruben und Stein-

brüchen festsetzen soll (déterminera). Damit wird also gesagt, daß bergrechtliche Verleihungen nicht mehr Sache sultanischer Willkür sind, sondern daß sie nach Rechtsnormen zu erfolgen haben, die auf dem der Akte zugrunde gelegten Prinzip des freien internationalen Wettbewerbes, ohne jede Ungleichheit, beruhen sollen. Der Firman, so heißt es weiter, ist auszuarbeiten von der Scherifischen Regierung. Diese wird sich hiebei — und damit kommen die entscheidenden Schlußworte — nach den den Gegenstand regelnden fremden Gesetzgebungen richten (Elle s'inspirera des législations étrangères existant sur la matière).

Mit dieser Vertragsklausel war der marokkanischen Regierung eine schwere Pflicht auferlegt. Die Befugnis, über den Inhalt des zu erlassenden Firmans nach freiem Ermessen zu bestimmen, ist ihr genommen. Ihr ist eine vertragsmäßige, also rechtswirksame Direktive gegeben. Die Gegenparteien, also die Algecirasmächte, sind befugt zu fordern, daß die künftige, die Rechte ihrer Angehörigen in Marokko auf das tiefste berührende Berggesetzgebung nicht nach einem vielleicht den persönlichen, zumal politischen oder finanziellen Interessen des Sultans förderlichen Prinzip entworfen werde. Auch genügt er seiner Pflicht nicht, wenn er irgend ein fremdes Gesetz, das nach seinem Ermessen jenen seinen Interessen am besten entsprechen möchte, sich als Muster heraussucht. Vielmehr hat er sich zu richten nach den »législations étrangères«, die den Gegenstand regeln. Er hat sich, wie ansprechend in den Gutachten von Westlake und von Fusinato formuliert wird, den Grundsätzen der Gerechtigkeit und Billigkeit anzupassen, wie sie im allgemeinen in Europa herrschen und in den modernen Bergordnungen zum Ausdruck kommen.

Dies ist nun freilich angesichts der Mannigfaltigkeit der fremden Legislationen ein überaus vages Prinzip. Doch ist das Prinzip bestimmt genug, um den fremden Mächten ein unmittelbar wirksames, die Bewegungsfreiheit des Sultans hemmendes Einspruchsrecht zu gewähren. Allerdings eine Mitwirkung des diplomatischen Korps in Tanger bei »Elaboration« des Firmans ist nicht vorgesehen; anders wie es der Fall sein sollte bei dem marokkanischen Waffenreglement (Algeciras-Akte a. 18), den Reglements über städtische Grundsteuer (a. 6), über die Zolllager (a. 71. 98), die Expropriationen (a. 114). Aber eine Beteiligung der Signatarmächte vor Fertigstellung des Entwurfs in irgendeiner Form herbeizuführen, lag im dringenden Interesse der Scherifischen Regierung. Wollte der Sultan sich selbstherrlich darüber hinwegsetzen und kraft des »Souveränitätsrechts der Gesetzgebung« einseitig vorgehen, so setzte er unfehlbar sein Elaborat dem Proteste der fremden Regierungen aus. Jede Signatarmacht wäre hierzu aus dem Titel, daß es den Anforderungen des Artikels 112 nicht entspreche, rechtlich befugt gewesen. Es wäre eine Schraube ohne Ende gewesen, im Effekt eine Perpetuierung jener ungeordneten Zustände, denen Algeciras ein Ende machen wollte.

Der Regierung in Fes ist diese Rechtslage nicht zweifelhaft gewesen. Noch im Frühjahr 1908 (Weissb. Anl. 5) vertrat sie den Standpunkt, daß sie sich nicht befugt halten könne, Minenkonzessionen zu erteilen, solange das im Artikel 112 der General-Akte vorgesehene Reglement, welches die Bedingungen für Konzession und Ausbeutung der verschiedenen Bergwerke in Marokko feststellen soll, noch nicht erlassen worden ist. Mehrere Entwürfe dafür wurden ihr seitens einzelner Gesandtschaften vorgelegt. Wir erfahren von einem 1907 sorgfältig vorbereiteten Entwurf, der in Beratungen der deutschen Gesandtschaft und marokkanischer Beamten fertiggestellt wurde, und an dem Herrn Mannesmann nach seiner Angabe mitgearbeitet hat. Er ist liegen geblieben. Wir erfahren aber auch von einem im Jahre 1908 vollständig ausgearbeiteten französischen Projekt, von welchem deutscherseits besorgt wurde, daß es in Marokko die Prinzipien algerischen Bergrechts einführen wollte. Hiernach hätte, im Gegensatz zu dem deutschen Prioritätsprinzip, der Machsen unter den verschiedenen Bewerbern um das nämliche Bergbaurecht die freie Auswahl zu treffen gehabt. Der kaiserliche Gesandte berichtete unter dem 11. August 1908 (Anl. 14): Damit wären alle deutschen Ansprüche für die Zukunft aufs schwerste gefährdet.

Dieser dringenden, von den Herren Mannesmann mit Nachdruck signalisierten Gefahr (Anl. 18—30) ist begegnet worden durch den „nach lebhafter Debatte“ zwischen dem deutschen und dem französischen Ge-

sandten in Tanger von dem diplomatischen Korps mit Stimmeneinheit gefaßten Beschluß vom 20. August 1908, von dem wir nunmehr durch das Weißbuch (Anl. 15) die längst erwünschte authentische Kunde erhalten. Veranlaßt war er durch ein Schreiben des marokkanischen Ministers des Äußern — Abdul Asis war nominell noch Sultan — an das diplomatische Korps (Anl. 13), wonach Seine Scherifische Majestät beschlossen habe, mit der Ausarbeitung des Minenreglements den in seinen Diensten stehenden (französischen) Ingenieur der öffentlichen Arbeiten zu betrauen. Der Entwurf solle dann dem Machsen zur Prüfung und eventuellen Abänderung unterbreitet werden. — Auf diese Eröffnung erfolgte jener Beschluß. Durch ihn sprachen die Gesandtschaften ihr Einverständnis aus mit dem beabsichtigten Verfahren. Sie erklärten, dem Ingenieurdienst die nötigen Auskünfte für seine Arbeiten geben zu wollen. Sie forderten aber, daß diese Arbeiten nach ihrer Vollendung nicht allein dem Machsen, sondern auch dem diplomatischen Korps vorgelegt würden, und setzten endlich fest, daß der Machsen den revidierten Entwurf ihnen vor der Promulgierung vorzulegen habe, »damit wir uns davon überzeugen können, ob derselbe den Bedingungen des Satzes 2 des Artikels 112 der Algeciras-Akte entspreche.«

Noch an demselben Tage wurde der Beschluß inhaltlich, und zwar als Antwort auf jene Eröffnung, dem marokkanischen Ministerium des Äußeren mit dem Bemerken mitgeteilt (Anl. 16), daß nach Artikel 112 der Algeciras-Akte das Minenreglement nicht in Kraft treten könne, bevor es dem diplomatischen Korps unterbreitet worden ist, »um diesem die Möglichkeit zu geben, sich zu vergewissern, ob das Reglement mit der diesbezüglichen ausländischen Gesetzgebung in Einklang stehe.« Gleichzeitig erging die entsprechende Weisung an den Chefingenieur (Anl. 17).

Ein Protest gegen diesen Bescheid ist von der marokkanischen Regierung nicht erhoben worden. Er konnte auch nicht erhoben werden, weil das in Anspruch genommene Veto — und zwar ein bei dem Machsen vor der Scherifischen Promulgation einzulegendes — nichts der Algeciras-Akte widersprechendes enthielt. Und nur um ein Veto handelte es sich. Dem Sultan die Machtvollkommenheit zuzuerkennen, daß er endgiltig und für alle Welt verbindlich festsetze, was dem Geist und Sinn der europäischen Berggesetzgebungen entspräche: auf solche verfängliche und bedrohliche Anmaßung konnten die Mächte, zumal die deutsche Regierung, nach dem was vorgegangen war und zu befürchten stand, sich nicht einlassen.

Der in jüngster Zeit so vielbesprochene Beschluß vom 20. August 1908 ist mit nichten eine authentische Interpretation*), eine Ergänzung oder gar eine Abänderung der Algeciras-Akte. Wie hätte den Gesandschaften dergleichen in den Sinn kommen können? Der Beschluß ist niedergelegt in einem Protokoll, durch welches die Signatarmächte unter sich ein bestimmtes Verhalten gegenüber ihrem Vertragsgegner, nämlich gegenüber der Scherifischen Majestät, verabredet haben, um ihrerseits vorsorglich die Ausführung jenes Artikels 112 zu überwachen und zu sichern. An diesen Beschluß sind sie gebunden, noch heute gebunden. Wenn demgegenüber der Gutachter Zorn, durchdrungen von der Souveränetät des Sultans, in Festhaltung seines früheren Standpunktes, neuerdings behauptet (Kölnische Zeitung 1910, Nr. 69), der Beschluß konnte garnicht ergehen, er sei »rechtlich unmöglich«, die Mächte hätten nach der Algeciras-Akte auch nicht »die allermindeste Berechtigung, ein marokkanisches Berggesetz auf seine Giltigkeit zu prüfen, geschweige denn ein solches Gesetz, selbst wenn es den Erfordernissen des Artikels 112 nicht entspricht, für ungiltig zu erklären«; jede gegenteilige Annahme »entbehre ganz und gar jeder juristischen Unterlage«, sei »juristisch unhaltbar«, so fällt dieser letztere Vorwurf lediglich auf seinen Urheber zurück. Und wenn er weiter zu verstehen gibt, der Beschluß habe der Algeciras-Akte »Gewalt angetan«, ja »deren Sinn geradezu gefälscht«, so ist über die unerhörte hierin liegende Beschuldigung der deutschen Reichsregierung wohl kein Wort zu verlieren.

III.

Den gesandtschaftlichen Beschluß vom 20. August 1908 hat der Sultan Mulay Hafid tatsächlich unbeachtet gelassen.

An ihn, den neuen Herrscher, der eben erst nach schweren Kämpfen seine Stellung

*) Hier weiche ich einigermaßen von der juristischen Auffassung des Weißbuches S. 10 ab.

im Innern des Reichs einigermaßen gefestigt hatte, war nämlich im Laufe des Jahres 1908 von Herrn R. Mannesmann ein Vertreter, Bergingenieur Hoffmann, entsandt worden, um die in Anspruch genommenen bergbaulichen Rechte sicherzustellen (Anlage 11). Allerdings gründeten sich diese Rechte nur auf ein durch den Regierungsvorgänger, Sultan Abdul Asis, am 23. November 1906 förmlich ausgesprochenes und beurkundetes Anerkenntnis einer Prioritätsanmeldung für das damals von dem tatkräftigen deutschen Unternehmer nach mehrjährigen bergmännischen Vorarbeiten vorgelegte Verzeichnis künftiger, d. h. nach dem bevorstehenden Erlaß des Berggesetzes einzulegender Mutungen (Anlage 12. 9.). Immerhin war es doch für ihn vom höchsten Wert, den neuen Sultan bei dem, was der Vorgänger anerkannt hatte, festzuhalten, anderweitige Einflüsse abzuwehren und rivalisierenden, vielleicht unter Ausnutzung seiner umfänglichen Schürfungen einkommenden Bewerbungen den Rang abzulaufen (Anlage 40). Eine erneute Bestätigung, daß er zuerst gekommen sei, versprach ihm eine Art von Anwartschaft auf nachträgliche Berücksichtigung in dem zu erhoffenden neuen Berggesetze (Anlage 10). Daß seine Annahme keine unbegründete war, bezeugte ihm das Verhalten der Reichsregierung, welche es als ihre Pflicht betrachtete und betrachtet, »vorbereitende Schritte für eine künftige Beteiligung deutschen Unternehmungsgeistes und deutschen Kapitals an marokkanischem Bergbau nach Kräften zu unterstützen« (Anlage 33—35, Denkschrift S. 5).

Der Erfolg nun aber, den Mannesmann's Bevollmächtigter erzielte, ist ein erstaunlicher gewesen. Er wußte sich, unter Beiseitelassung des Machsens und des auswärtigen Ministeriums, direkt mit dem Sultan und dessen Vertrauten Ben Asus in Verbindung zu setzen. Ihm gelang es, anstelle der eventuellen Anmeldung einer künftigen Mutung eine definitive Mutung zu setzen; und anstelle einer bloßen Prioritätsbescheinigung solcher Anmeldung eine definitive Verleihung von Grubenfeldern zu erwirken.

Um das zu erreichen, bedurfte es nun aber doch des berufenen Firmans des Artikels 112 der Algeciras-Akte. Über diese Schwierigkeit kamen die beiden, der Sultan wie der Vertreter, hinweg. Ersterer wurde bewogen, den deutscherseits seinerzeit ausgearbeiteten Entwurf eines Berggesetzes, wenigstens in den wesentlichen Punkten (Anlage 23), sofort aus eigener Machtvollkommenheit in Kraft zu setzen. Sodann beurkundete er in einem besonderen Instrument die erfolgte Verleihung bestimmter Bergbaurechte an »Herrn Mannesmann in Deutschland«. Die Verleihung ist gekleidet in die Gestalt eines nicht näher bekannten Gesellschaftsvertrages. Die Bekundung schließt mit den Worten: »Wir haben dies getan, weil er in dieser Angelegenheit zuerst mit Uns gesprochen hat, und weil er zuerst an Uns ein solches Ersuchen mit äußerster Aufrichtigkeit gegen Uns gerichtet hat.« Beide Urkunden wurden, wie bereits bemerkt worden, auf das nämliche Datum des 6. (richtiger 7.) Oktober 1908 gestellt und beide dem deutschen Unterhändler ausgehändigt. Letzterer brachte sie am Tage darauf dem deutschen Konsul in Fes mit dem Antrage, sie in amtliche Verwahrung zu nehmen, »wie sie durch das neue Berggesetz vorgeschrieben sei«. Es muß bemerkt werden, daß diese Angabe rein aus der Luft gegriffen war, wie wir jetzt ersehen. Die Gesetzesurkunde enthält auch nicht die geringste Spur einer Vorschrift über die den fremden Konsulaten zu machende Mitteilung über verliehenes Bergwerkseigentum.

Der Konsul erklärte sofort sachgemäß, daß er die vorgelegte Konzessionsurkunde nicht auf Grund des angeblichen Berggesetzes in Verwahrung nehmen könne, da seines Wissens über die Frage des Gesetzes im diplomatischen Korps zu Tanger verhandelt worden sei. Als Privatdepot wolle er sie annehmen. Der rechtliche Wert der bewirkten Deposition werde nach dem in Gemäßheit von Artikel 112 der Algeciras-Akte zu erlassenden Scherifischen Firman zu beurteilen sein (Anlage 21, 22).

Das also ist die Entstehungsgeschichte der beiden Sultansdiplome vom 6. Oktober 1908, die heute im Vordergrunde des öffentlichen Interesses an der Bergwerksfrage in Marokko stehen. Den Gutachtern ist sie unbekannt gewesen. Von der zweiten, die Mannesmannschen Konzessionen enthaltenden Urkunde habe ich hier nicht näher zu handeln. Dagegen ist auf die erste um ihrer völkerrechtlichen Bedeutung willen genauer einzugehen. Es ist jene in jüngster Zeit so viel verhandelte »Loi minière instituée

par le firman Chérifien du 6 octobre 1908«, wie sie Clunet volltönend präkonisiert.

Wie dieser, so sprechen auch die anderen Gutachter sich dahin aus, daß sie den Erfordernissen der Algeciras-Akte vollkommen entspreche. Zorn fordert jedermann auf, sich davon zu überzeugen, wie »gut« das Gesetz gefaßt sei (Köln. Zeitung 1910, Nr. 69). Das Gutachten von v. Bar bezeugt, daß dessen Inhalt in einem beliebigen europäischen oder amerikanischen Staat als Gesetz publiziert werden könne. Etwas weniger zuversichtlich klingt der Ausspruch von Lammasch: Bei der Differenz der vorhandenen Berggesetze der verschiedenen Staaten »hat die marokkanische Regierung gewiß nicht Unrecht gehabt, aus den verschiedenen Gesetzen jeweils jene Normen für ihr Recht herauszugreifen, die ihr für die eigentümlichen Verhältnisse ihres Landes die entsprechendsten schienen. Es mag sein, daß infolgedessen das marokkanische Berggesetz vor der Kritik des Theoretikers und Systematikers nicht sehr gut besteht, weil ihm vielleicht ein einheitlicher Grundcharakter fehlt. Ein Grund, ihm die internationale Anerkennung zu versagen, kann aber hierin gewiß nicht liegen.« Noch vorsichtiger drückt sich Rousset aus: Die Analyse der fremden Gesetzgebungen sei »trop délicate pour que nous puissions décider si le firman Chérifien s'en est inspiré.« Ihm selber wäre freilich nach dessen Lektüre nichts aufgefallen, was mit dem Artikel 112 der Algeciras-Akte in Widerspruch stände.

Alles dies ist gewiß schön und gut. Aber der Hauptpunkt ist doch der, ob nunmehr auch die fremden Regierungen verpflichtet sind, dem souveränen Gesetzgebungsakt des Sultans die ihm von den Gutachtern attestierte Eigenschaft zuzuerkennen. Sein kühner Schritt entsprach ihren Verabredungen nicht. Der Gesetzentwurf war dem diplomatischen Korps in Tanger weder vorläufig mitgeteilt, noch vor der Promulgation zur Prüfung vorgelegt worden. Damit war für die Algecirasmächte die unerfreuliche Situation hergestellt, in der sie sich vor dem Beschluß ihrer Gesandtschaften befanden. Jede von ihnen hatte für sich das marokkanische Gesetz auf seine internationale Verbindlichkeit zu prüfen und danach ihr Verhalten zu der Scherifischen Regierung und den von ihr nach dessen Maßgabe erteilten Minenkonzessionen einzurichten. Jede Regierung, auch die deutsche. Die hin und wieder in der Presse, offen oder versteckt, zum Ausdruck gebrachte Insinuation, Deutschland solle, weil es sich um die von einem Landsmann hinterdrein erlangten Bergbaurechte handle, zumal nachdem die Gutachten gesprochen, solcher Prüfungspflicht womöglich sich entschlagen, sich mit dem nun einmal ergangenen Gesetz solidarisch erklären und diesen Standpunkt, unter Verleugnung des Konferenzbeschlusses vom 20. August 1908, den fremden Mächten mit allen Mitteln auferlegen, ist eine Ungeheuerlichkeit. Treu und Glauben ist auch die Basis des völkerrechtlichen Verkehrs. Und nun sollte die deutsche Reichsregierung ihr eigenes Werk, jenen Beschluß, der gerade den Schutz deutscher Interessen gegen eine anderswoher betriebene marokkanische Berggesetzgebung vorsah, einfach preisgeben! Wie wäre es gewesen, wenn eine fremde Regierung ihren eigenen Interessenten zu Liebe gegenüber dem deutschen Reiche den nämlichen Standpunkt hätte einnehmen wollen?

Damit komme ich zu der entscheidenden Frage: Hält die von den Herren Mannesmann zur Begründung ihrer Bergbaurechte dem Reichskanzler am 29. Dezember 1908 vorgelegte Urkunde vom 6. Oktober 1908 jene Prüfung aus? Ist sie tatsächlich der von Artikel 112 der Algeciras-Akte in Aussicht genommene Firman, nach welchem inskünftige im Scherifischen Reiche von Ausländern, ohne Ansehen der Nationalität, Bergwerkseigentum gemutet und rechtswirksam verliehen werden kann?

Diese Frage muß mit Entschiedenheit verneint werden; aus äußeren und inneren Gründen.

Prüft man zunächst die äußere Beschaffenheit der Urkunde (Anlage 24), so liegt auf der Hand, daß auch für die fremden Mächte nur der arabische Urtext maßgebend sein kann, nicht die (unbeglaubigte) Übersetzung in die deutsche Sprache. Unterstellt man die Genauigkeit der Übersetzung, so ergibt sich, daß die Urkunde aus zwei getrennten Stücken besteht: nämlich einem kurzen, mit dem Sultanssiegel versehenen, unter dem 10. Ramadan 1326 (das ist 7. Oktober 1908) ausgefertigten Patent, worin der Sultan beurkundet, mit Gottes Macht einen Gesellschaftsvertrag mit dem Bevollmächtigten des Herrn

Mannesmann geschlossen zu haben, »und zwar in Gemäßheit des nachstehenden Gesetzes, das in den völkerrechtlichen Verträgen vorgesehen ist.« Es muß aber bemerkt werden, daß die von dem deutschen Konsul amtlich gegebene Übersetzung des arabischen Originals anders lautet als die Mannesmannische. Dort fehlt das Wort »nachstehend«, desgleichen die Bezugnahme auf die völkerrechtlichen Verträge. — Als zweites Stück folgen dann ohne Überschrift jene 17 Paragraphen mit den bergrechtlichen Bestimmungen, deren bereits oben gedacht wurde. Ausgefertigt sind sie nicht. Sie tragen kein Sultanssiegel an ihrer Spitze, bilden keinen Bestandteil des Patentes, sondern stellen sich als bloße Anlage zu demselben dar, also Anlage zu einer für Herrn Mannesmann ausgestellten Urkunde. Und diese ganz formlose Anlage soll sein ein für alle Nationen bestimmtes, von allen Mächten anzuerkennendes, für alle Fremden mit gleichzeitiger Wirkung ins Leben getretenes Berggesetz!

Dazu kommt, daß die Urkunde den Algecirasmächten, für deren Angehörige sie doch bestimmt war, nicht einmal notifiziert worden ist. Der Sultan wollte, wie wir jetzt erfahren (Weißbuch S. 10), sein Berggesetz zunächst überhaupt geheim gehalten wissen, um sich bei seinen Verhandlungen mit spanischen und französischen Interessenten nicht »durch die Veröffentlichung des Gesetzes unnötige Schwierigkeiten zu bereiten«. Auch später hat er es nicht bekannt gegeben (Anlage 30). Bis auf den heutigen Tag ist den fremden Regierungen keine amtliche Mitteilung desselben gemacht worden. Nur die deutsche Reichsregierung hat indirekt davon Kunde erhalten, zuerst im Allgemeinen durch den Konsular- und Gesandschaftsbericht vom 10. 13. Oktober 1908 (Anlage 21, 23) und dann durch Herrn Mannesmann in seiner bereits erwähnten Eingabe vom 29. Dezember 1908, der einzigen Quelle für unsere Kenntnis des angeblichen Gesetzes.

Wenn nun der Gutachter Zorn in seinen jüngsten Äußerungen zur Sache (Köln. Zeitung 1909, 18. Dezember; 1910, 20. Januar) geltend macht, die Bekanntmachung des Gesetzes wäre nach marokkanischem Recht gar nicht erforderlich gewesen, der Staat Marokko habe keine geordnete Methode für die Veröffentlichung von Gesetzen, es genüge das Staatssiegel des Sultans, es gäbe dort auch geheime Gesetze, jeder, der von den Gesetzen Kenntnis haben wollte, konnte sich diese verschaffen: so scheint hier eine seltsame Verkennung der Sachlage vorzuliegen. Nicht darum handelt es sich, was Rechtens ist zwischen dem Sultan und seinen Kabylen. In Frage steht vielmehr das Verhältnis des marokkanischen Reichs zu dem auf seinem Gebiete sich aufhaltenden exterritorialen Fremden, denen die wirtschaftliche Freiheit ohne jede Ungleichheit gesichert werden soll. Nicht unter marokkanisches Staatsrecht, sondern unter europäisches Bergrecht sollen sie gestellt werden. Wenn die von den Algecirasmächten für ihre Angehörigen in gegenseitiger Anerkennung zu beanspruchenden und zu vertretenden Verleihungen von Bergwerkseigentum sich nach einem Gesetze regulieren sollen, das von den modernen Legislationen »inspiriert« ist, so muß ein solches Gesetz ihnen bekannt sein. Ein vom Sultan geheim gehaltenes Gesetz kann sie nicht verpflichten.

Zu diesen äußeren Mängeln, die dem Berggesetze vom 6. Oktober 1908 schon von vornherein jede internationale Bedeutung nehmen, kommt noch ein innerer, vom Weißbuch nicht hervorgehobener, in den Gutachten übersehener. In den §§ 6, 7 des Gesetzes nämlich wird für die Ausübung des Rechtes, die der bergrechtlichen Verleihung unterliegenden Mineralien zu schürfen und die geschürften zu muten, dem »in Betracht kommenden«, dem »betreffenden« fremden Konsulate eine entscheidende Mitwirkung zugesprochen. Also durch seinen einseitig in die Welt gesetzten Firman will der Scherif kraft seiner Souveränetät über die ausländischen Konsularbehörden verfügen, ohne daß die Regierungen, die sie bestellt haben, auch nur gefragt worden sind. Dergleichen ist in den Ländern konsularer Jurisdiktion wohl noch nicht erhört worden.

Daß schließlich auch dem Sultan Mulay Hafid selbst alsbald Zweifel aufstiegen über den völkerrechtlichen Wert des von ihm improvisierten gesetzgeberischen Aktes, geht hervor aus der sonderbaren Art, in der er desselben später gedachte. In dem am 7. Dezember 1908 für Mannesmann erlassenen Patent, worin er die diesem am vergangenen 6. Oktober erteilte Minenkonzession bestätigt (Anlage 32; wiederholte Betätigung

am 20. März 1909; letzteres Dokument liegt leider im Texte nicht vor, vergl. aber die Gutachten von Zorn, in der deutschen Redaktion S. 9; von Moret und Dato p. 2; nunmehr das Weißbuch, Denkschr. S. 12), beurkundet er daß »Wir ihm ein vom 10. Ramadan dieses Jahres datiertes Reglement erlassen — haben«. Also das Reglement, nämlich die Urkunde vom 6. Oktober, ist »dem deutschen Herrn Mannesmann« erlassen worden. Und das soll sein ein die Angehörigen aller Signatarmächte der Algeciras-Akte berechtigendes und verpflichtendes Gesetz.

So komme ich denn zu dem Schluss, daß die sich als Berggesetz für Marokko darstellende, im Weißbuch veröffentlichte Urkunde vom 6. Oktober 1908 nicht als der in Artikel 112 der Algeciras-Akte vorgesehene Scherifische Firman gelten kann. Welche rechtliche Bedeutung ihr nach marokkanischem Staatsrecht beizulegen wäre, mag dahingestellt bleiben. Denn Allah ist groß, Mohammed sein Prophet und Mulay Hafid der Kalif des Westens! Auch mag sie für die Firma Mannesmann von Wert sein, da sie in naher Beziehung steht zu dem am gleichen Tage vom Sultan mit ihr abgeschlossenen Gesellschaftsvertrage. Aber völkerrechtlich ist jenes angebliche Berggesetz unwirksam. Es kann nicht angerufen werden, um die Schutzpflichten, die das Reich seinen Angehörigen schuldet, den fremden Mächten gegenüber in Anspruch zu nehmen. Die Minenkonzession, um derentwillen es erging, muß ihren Rechtswert lediglich in sich selbst finden. Diesen Rechtswert aber festzustellen und gegenüber den etwa konkurrierenden Ansprüchen anderer deutscher und nicht deutscher Anwärter nach Recht und Billigkeit zu bemessen wird die Aufgabe sein jener internationalen richterlichen Instanz, die durch das neue Bergwerksgesetz ins Leben gerufen werden soll.

Dieses so lange erwartete marokkanische Gesetz befindet sich nunmehr in dem Stadium weit vorgerückter Vorbereitung. Der Sultan hat den Anschluß an die Algecirasmächte, dessen er sich durch sein gewagtes gesetzgeberisches Unternehmen entschlagen zu können vermeinte — wenn es ihm wirklich Ernst damit war — wieder gefunden. Er hat den Auftrag, den sein Vorgänger dem Ingenieur Porché, wie oben berichtet wurde, gegeben hatte, aufrecht erhalten und damit dem Beschluß des diplomatischen Korps vom 20. August 1908 sich konformiert. Über den von jenem fertig ausgearbeiteten Gesetzentwurf, der das Prioritätsprinzip für Verleihung gemuteter Bergbaurechte zu Grunde legt und die Gesetzmäßigkeit des Verfahrens durch Errichtung einer Bergbehörde sichergestellt wissen will, ist in Paris durch eine am 3. November 1909 zusammengetretene Konferenz von Vertretern der vier hauptsächlich beteiligten Mächte: Deutschland, Frankreich, England, Spanien, eine vorläufige Einigung erreicht worden (Anlage 70). Nach endgiltiger Feststellung gelangt er an das diplomatische Korps in Tanger, um von ihm dem Sultan »zur Billigung« (Denkschrift S. 16) vorgelegt zu werden. Erst wenn diese erfolgt ist, wird der so heiß umstrittene Artikel 112 der Algeciras-Akte erledigt sein.

Eine neue internationale Enzyklopädie.*)

Von Joseph Pohle, Professor an der Universität Breslau.

In der von Hinneberg herausgegebenen »Kultur der Gegenwart« führt H. Diels nach einem begeisterten Lob auf »die gutgeleiteten deutschen, französischen und englischen Fach-Enzyklopädien« mit Recht folgendes aus: »Noch bewunderungswürdiger sind die großen Universal-Enzyklopädien (oder wie wir lächerlicherweise sagen Kon-

*) The Catholic Encyclopedia. An international Work of Reference on the Constitution, Doctrine, Discipline and History of the Catholic Church, edited by Charles G. Herbermann, Edward E. Pace, Condé B. Pallen, Thomas J. Shahan, John Wynne S.J., assisted by numerous Collaborators. New York, Robert Appleton Co., 1907 ff. Fünfzehn Bände Lex.-Format zu 800 S. mit rund 30,000 Artikeln u. 2000 Illustrationen u. Karten. Die ersten fünf Bände liegen mir vor.

versationslexika), die von Fachmännern verfaßt und auf der Höhe der Wissenschaft gehalten werden. Diese Organisationen sind mustergültig in der Technik ihrer Herstellung und bei weitem das wirksamste Mittel zur Popularisierung der gelehrten Forschungen. Sie geben in jedem Artikel den Kern der jetzt herrschenden Kenntnis in der Regel präzis wieder und verweisen Weiterstrebende auf die beste Literatur.«*) Und gewiß wird den weittragenden Einfluß solcher Werke auf das Geistesleben und die Kultur niemand bestreiten können, wenn er Zeuge der Fruchtbarkeit ist, mit welcher immer neue Großunternehmungen dieser Art sich überall in allen Sprachgebieten Bahn brechen und durch die wachsende Notwendigkeit von Neuauflagen auch den Beweis ihrer finanziellen Ertragsfähigkeit erbringen. Aber was für die Richtung und den Charakter unserer modernen Kultur noch mehr in die Wagschale fällt, das ist der nicht zu übersehende Umstand, daß mit der Häufigkeit und Steigerung solcher literarischen Hervorbringungen auch die Unentbehrlichkeit und das Bedürfnis ihres Gebrauches in allen gebildeten Kreisen immer tiefer empfunden wird. Nicht nur der bildungsdurstige, um Unterhaltungsstoff verlegene Philister, welcher mit seinem umfassenden »Wissen« in vornehmer Gesellschaft prunken und glänzen möchte, sondern sogar der ernste Forscher und Gelehrte greift heute gern zu einem zuverlässigen Lexikon, um vorhandene Lücken in seinem Wissen auszufüllen, auftauchende Zweifel über diese oder jene Frage auszuräumen und selbst für sein eigenstes Fachgebiet sachkundigen Winken über gute Literatur zu folgen. Wenn große Männer von »enzyklopädischer Gelehrsamkeit« schon in der Vergangenheit eine seltene Ausnahme bildeten, wie etwa Leibniz und Alexander von Humboldt, so hat vollends die Neuzeit mit ihrer Kleinarbeit und Arbeitsteilung auch dem ausgesprochensten Genie es zur baren Unmöglichkeit gemacht, sich auf allen Wissensgebieten so vollständig auszukennen, daß es im Labyrinth der Wissenschaften, der schönen und technischen Künste, der Literaturen usw. ohne große Nachschlagewerke sich zurechtzufinden vermöchte. Vielleicht darf Deutschland den Ruhm für sich beanspruchen, mit Bezug auf wissenschaftliche und technische Mustergültigkeit von Lexika und Sammelwerken an der Spitze der Völker zu marschieren. Ein so einzigartiges Unternehmen, wie Hinnebergs eingangs erwähnte »Kultur der Gegenwart«, wird eine andere Nation uns nicht so leicht nachmachen.

Mit um so gerechterem Stolz begrüßen wir die Tatsache, daß auch an der Spitze der neuesten amerikanischen Enzyklopädie, über die ich hier kurz berichten möchte, ein Sohn Deutschlands steht: der Professor der lateinischen Sprache und Literatur an der Hochschule der Stadt New York, Dr. Karl G. Herbermann. Sein bestes Wissen und Können in den Dienst einer großen Idee stellend, schien er durch seine Gelehrsamkeit, seine Arbeitsenergie, seinen Weitblick und seine persönlichen Beziehungen mit dem Ausland zum Posten des Oberleiters eines so weit ausschauenden Unternehmens, wie The Catholic Encyclopedia ist, wie geschaffen. Gleichwohl bleibt das (bis jetzt sicher einzigartige) Werk eine Großtat des amerikanischen Geistes, weil aus amerikanischer Energie und Initiative entsprungen und von amerikanischem Kapital gegründet. Als wissenschaftlicher Stab stehen dem Hauptredakteur drei hochgebildete und verdiente, aber auch praktisch geschulte Amerikaner zur Seite: die beiden Professoren Eduard A. Pace und Thomas J. Shahan von der »katholischen Universität Amerikas« in Washington und, wie zum Wahrzeichen unentwegter Rechtgläubigkeit, der Jesuit P. John Wynne, Herausgeber der Zeitschrift The Messenger. Als technischer Leiter (Managing Editor) fungiert der durch seine frühere journalistische Tätigkeit und seine literarischen Essays bestbekannte Condé B. Pallen in New York. Was die fast unübersehbare Liste der Mitarbeiter betrifft, so hat wohl noch niemals eine Enzyklopädie eine so ansehnliche Zahl von Gelehrten aus allen Ländern, Ständen und Berufen auf ihr Programm zu vereinigen gewußt. Wenn wir hören, daß aus 27 verschiedenen Nationalitäten sich mehr als tausend der glänzendsten Namen, insbesondere neben Amerikanern auch Deutsche, Engländer, Franzosen und Italiener, zu Beiträgen verpflichtet haben, so wird man neidlos und unparteiisch zugeben müssen, daß diese neueste Enzyklopädie wie kaum eine zweite den berechtigten Untertitel auf der Stirne tragen darf: »Ein internationales Nachschlage-

*) Hinnebergs Kultur der Gegenwart I, 1: Die allgemeinen Grundlagen der Kultur der Gegenwart S. 647. Berlin u. Leipzig, B. G. Teubner, 1906.

werk«. Nimmt man noch hinzu, daß die weltberühmte, jedem Amerikaner ans Herz gewachsene Verlagsfirma Robert Appleton in New York die Herstellung und den Vertrieb übernommen hat, so wird man auch alle äußeren Bedingungen erfüllt finden, die dem Unternehmen ein über die Grenzen des englischen Sprachgebietes hinausgreifendes Absatzgebiet sichern.

Ueber die Frage nach dem **Bedürfnis** einer großzügigen, die gesamte Kulturarbeit des Katholizismus umspannenden Enzyklopädie in englischer Sprache kann kein Zweifel aufkommen, wenn man bedenkt, daß die rührigen Israeliten schon seit mehreren Jahren sich in ihrer Jewish Encyclopedia (NewYork 1901/06) ein dauerndes Denkmal ihres Fleißes zur wissenschaftlichen Vertretung ihrer Anschauungen, Leistungen und Interessen geschaffen haben. Die protestantische Leserwelt besaß schon lange ihre großen und berühmten Nachschlagewerke, wie namentlich die klassische, schon in 10. Auflage erschienene Cyclopaedia Brittanica und das oft aufgelegte Lexikon von Chambers. Dagegen waren die Katholiken englischer Zunge aus Mangel an einem nach katholischen Grundsätzen bearbeiteten Werke bis jetzt einzig und allein auf eben diese protestantischen Quellen angewiesen, welche über katholische Dinge weder vorurteilslos noch wahrheitsgetreu zu berichten und zu urteilen in der Lage waren. Der Mensch kann nun einmal nicht aus seiner Haut fahren. Auch beim besten Willen und gewissenhaftesten Streben nach Objektivität wird es einem akatholischen Gelehrten nur selten gelingen, ein von jeder Verzerrung freies, naturgetreues Bild katholischer Lehren und Einrichtungen zu entwerfen, die um so schwieriger zu beschreiben und zu bewerten sind, je verwickelter sie in ihrer Struktur sich darstellen und je seltsamer sie in ihrer äußeren Erscheinungsform den Fernstehenden oft anmuten.

Zur gerechten und unparteiischen Würdigung eines fremden religiösen Bekenntnisses ist nicht nur historisches und dogmatisches Wissen notwendig, sondern auch psychologisches Verständnis, und nicht jedem ist es von Gott und der Natur gegeben, mit hingebender Liebe und unbestechlichem Gerechtigkeitsgefühl sich in das religiöse Innenleben einer fremden Seele einzufühlen. Mit Recht bemerken daher die Herausgeber in ihrem Vorwort: »Auch die Schriften bestgesinnter Verfasser sind in katholischen Dingen zuweilen von ernsten Irrtümern entstellt, welche größtenteils nicht auf bösen Willen, sondern auf den Mangel an besserem Wissen zurückzuführen sind.« Wohl kein zweites Volk der Erde ist von einem so starken Gefühl für Gerechtigkeit und fair play erfüllt und getragen wie der Amerikaner. Für ihn ist es ein Bedürfnis und eine selbstverständliche Sache, jede Partei und jede Religion ihre gute Sache selbst vertreten zu lassen, und jede absichtliche oder unabsichtliche Entstellung des gegnerischen Standpunktes empfindet er, wenn er sich der Sachlage bewußt wird, als ein schreiendes Unrecht und eine unverdiente Zurücksetzung. Nunmehr verstehen wir, daß Amerika die Heimat der sogenannten Religionsparlamente werden konnte, in denen der Buddhist neben dem Hochkirchler, der Japaner neben dem Unitarier, der Katholik neben dem Chinesen in eigener Sache plädierte. Und aus eben diesem Volkscharakter erklärt sich die auffallende Erscheinung, daß die englisch sprechenden Nichtkatholiken Amerikas fast mit derselben Anteilnahme und Begeisterung dem endlichen Erscheinen unserer »katholischen Enzyklopädie« entgegensahen, wie die Katholiken Englands, Kanadas, Australiens und der Vereinigten Staaten. Noch ehe der erste Band in die Presse ging, konnte Prof. Herbermann mir brieflich mitteilen, daß nicht zuletzt durch den unverhofften Zuzug protestantischer Abnehmer der Erfolg des Gesamtwerkes finanziell gesichert sei. Kein Wunder, daß man ein in die Millionen Dollars kostendes Riesenschiff ruhig und wohlgemut auf Stapel legen darf, wenn Hunderte von kapitalkräftigen Schultern die nötigen Kiele und Schiffshölzer herbeischleppen und schon vor dem Stapellauf über 10,000 Passagiere sich zur Mitreise anmelden!

Welches ist denn der **Zweck** unseres Lexikons? Welchen Aufgaben will es dienen, welche Ziele erreichen? Als Endziel bezeichnen die Herausgeber selbst die Absicht, dem Leser »volle und zuverlässige Belehrung über den ganzen Zyklus katholischer Interessen, Leistungen und Lehren zu vermitteln«. »Alles, was die Kirche lehrte und noch lehrt, was sie im Interesse des höchsten Menschenwohles leistete und noch leistet, ihre vergangenen und gegenwärtigen Methoden, ihre Kämpfe und Siege, endlich die

Errungenschaften ihrer Mitglieder nicht nur zum unmittelbaren Eigenwohl der Kirche, sondern auch zur Erweiterung und Vertiefung aller wahren Wissenschaft, Literatur und Kunst: alles dies fällt in den Bereich der katholischen Enzyklopädie«. Diese Selbstschilderung ist für uns insofern wertvoll, als wir aus ihr zugleich die besondere Eigenart entnehmen, durch welche dieses amerikanische Lexikon sich von anderen ähnlichen Werken katholischen Unternehmungsgeistes wesentlich unterscheidet. Vor allem will und soll dasselbe kein Konkurrenzunternehmen verkörpern, nicht einmal gegenüber den Erscheinungen des nichtenglischen Büchermarktes. Es ist ein neuer, einzigartiger Typus für sich, der eine wirklich internationale Lücke ausfüllen will und die übrigen lexikalischen Unternehmungen nicht verdrängt und ersetzt, sondern in höchst willkommener Weise vervollständigt und ergänzt. Vom landläufigen sog. Konversationslexikon, wie nunmehr das katholische Deutschland ein solches in dem unübertrefflichen Herderschen Konversationslexikon besitzt, unterscheidet sich die amerikanische Enzyklopädie wesentlich durch den Umstand, daß »sie Tatsachen und Belehrungen übergeht, die in gar keiner Beziehung zur Kirche stehen«. Von dieser Stoffbeschränkung werden naturgemäß vor allem die rein naturwissenschaftlichen, rein technischen und mathematischen Fragen in Mitleidenschaft gezogen, den einzigen Fall ausgenommen, wo unter den Bahnbrechern, Pfadfindern und Förderern einer profanen Wissenschaft oder Kunst auch katholische Namen zu registrieren sind. Die Weltgeschichte sowie die politische Geschichte der verschiedenen Länder und Völker wird von der Ausnahme schon deshalb weniger betroffen, weil beide immer in einer gewissen Beziehung und ständigen Fühlung mit der Kirche standen und ohne kirchenpolitische Kämpfe und Transaktionen sich selten abspielten. Selbst der Geschichte der heidnischen Staaten bleibt durch das christliche und katholische Missionswesen ihre Stellung im Rahmen der enzyklopädischen Darstellung gewahrt. Auf der anderen Seite hingegen mußte das Stoffgebiet wieder sehr viel weiter abgesteckt und umrissen werden, als dies für ein bloßes Kirchenlexikon möglich ist, wie etwa die Haucksche Realenzyklopädie für protestantische Theologie und Kirche, das Wetzer- und Weltesche Kirchenlexikon oder das Kirchliche Handlexikon von Buchberger. Denn in den Umkreis der Erörterungen mußten nicht bloß die kirchlichen Haupt- und Hilfswissenschaften, die weitverzweigten Veranstaltungen der christlichen Charitas und die weltumspannenden Organisationen der katholischen Ordensgesellschaften, sondern überhaupt alle Leistungen, Bestrebungen und Errungenschaften gezogen werden, welche dem Katholizismus im weitesten Sinne des Wortes in wirtschaftlicher, sozialer, wissenschaftlicher und künstlerischer Beziehung als ehrlich erworbenes Guthaben ins Hauptbuch eingetragen werden dürfen. Hieraus ergibt sich von selbst eine ganz erhebliche, über das Kirchenlexikon hinauswachsende Erweiterung des Programms bis tief in die Gebiete des Profanen, insofern auch über alles das Bericht erstattet werden soll, was katholische Philosophen, Erzieher, Historiker, Naturforscher, Dichter und Künstler im Laufe der Jahrhundette Großes oder Kleines auf allen einschlägigen Feldern für die allgemeine Kultur der Menschheit getan haben. Wollten wir dieses Programm auf seinen treffendsten und kürzesten Ausdruck bringen, so könnten wir auch sagen: der Kreis der Darstellung umspannt die gesamte Kulturtätigkeit des internationalen Katholizismus in Vergangenheit und Gegenwart. Das bedeutet ein unermeßliches Arbeitsfeld, eigentlich noch zu groß und zu weit, um in 15 Bänden größten Lexikonformats mit je einer Million Worte — der Amerikaner zählt und zahlt nicht die Zeile, sondern die Worte — bequeme Unterkunft zu finden. Denn die katholische Kirche mit ihrem gläubigen Anhang hat, was auch ihre Gegner zugestehen, während ihres fast zweitausendjährigen Bestandes die Hände wahrlich nicht müßig in den Schoß gelegt, sondern trotz mannigfacher Stillstände und Rückschritte im großen ganzen rüstig und wacker am Kulturfortschritt mitgearbeitet, ja sie hat jahrhundertelang als alleinige Kulturträgerin die Arbeit und Hitze des Tages in trostloser Vereinsamung tragen müssen. Wenn alle diese Verdienste um die Menschheit ohne tendenziöse Aufdringlichkeit und verletzende Polemik gegen Andersdenkende dem Leser in ruhiger und vornehmer Sprache auseinandergesetzt werden, so wird nicht nur jeder rechtlich Denkende eine solche Bereicherung der Literatur voraussichtlich dankbar begrüßen, sondern auch der internationale Katholizismus

eine alte Ehrenschuld gegen sich selbst abtragen, die ihm infolge des leidigen Verschweigungs- und Verkleinerungssystems seiner Gegner schon seit langem erwachsen war. Ein Blick in die moderne Literatur belehrt jeden, der sehen kann und will, daß die Leistungen der katholischen Kirche nicht immer mit dem Maßstab objektiver Gerechtigkeit gemessen, sondern vielfach durch die stark gefärbte Parteibrille angeschaut werden. Daß die Katholiken in gesunder Reaktion gegen solche Bestrebungen ankämpfen, kann ihnen niemand übelnehmen. Sie wehren sich ihrer Haut so gut wie jeder andere.

Nun wird man aber mit Fug und Recht die sich von selbst aufdrängende Frage aufwerfen: Was hat die reine Wissenschaft eigentlich mit dem religiösen Bekenntnis ihrer Vertreter zu schaffen? Ist die geflissentliche Herauskehrung des konfessionellen Gesichtspunktes nicht von vornherein mit dem Brandmal unwissenschaftlicher Engherzigkeit und Einseitigkeit gezeichnet? Allein diesem Einwurf begegnen die Herausgeber zunächst mit der ehrlichen Erklärung, daß es allerdings »eine spezifisch katholische Wissenschaft nicht gibt und daß die Mathematik, Chemie, Physiologie etc. weder katholisch noch jüdisch noch protestantisch sind.« Um der historischen Gerechtigkeit willen glauben sie aber die nicht ganz grundlose Bemerkung hinzufügen zu müssen: »Wenn allgemein behauptet wird, daß die katholischen Grundsätze für die wissenschaftliche Forschung ein Hindernis bilden, so scheint es nicht nur angemessen, sondern auch dringend nötig, auseinanderzusetzen, was und wieviel die Katholiken auf allen Gebieten der Wissenschaft geleistet haben.« Freilich erwächst den Herausgebern und Mitarbeitern aus der Forderung historischer Treue auch die heilige Pflicht, mit demselben Maßstab unbestechlicher Gerechtigkeit auch ihrerseits an die Würdigung der berühmtesten Kirchenfeinde und Häretiker heranzutreten und selbstlos das Gute anzuerkennen, das in ihnen lag und von ihnen ausging. Nur konfessioneller Verbitterung und unhistorischer Betrachtungsweise ist es eigen, alle unliebsamen Charakteräußerungen, Reden und Handlungen religiöser Gegner auf satanische Willensverhärtung und Bosheit zurückzuführen, anstatt den ehrlichen Versuch zu machen, so manches Unverständliche an Hand der geschichtlichen Quellen aus den Umständen des Orts und der Zeit, der Erziehung und der Umgebung, ja auch aus dem Vorhandensein kirchlicher Mißgriffe und Mißbräuche psychologisch zu begreifen. Man darf mit Recht gespannt darauf sein, in welchem Sinne die großen Artikel über Luther, Melanchthon und Zwingli ausfallen werden. Wenn derselbe objektive Geist und würdige Ton darin herrschen wie in den bereits erschienenen Beiträgen über Calvin und Calvinismus (W. Barry), so wird vermutlich weder der Kenner der Reformationsgeschichte dagegen Einspruch erheben noch der seinem Bekenntnis treu anhängende Reformierte und Lutheraner über Verletzung seiner religiösen Gefühle klagen können. Unter die Direktiven für die Mitarbeiter ist ausdrücklich das streng verpflichtende Gebot aufgenommen, immer und überall lediglich die Sache im Auge zu behalten und sich jeder verletzenden Äußerung gegen Andersgläubige zu enthalten.

Wie aus der Zweckbestimmung eines Lexikons sich von selbst die Auswahl des Stoffes ergibt, so erteilt über letztere den sichersten Aufschluß der sogenannte Nomenklator, diese vielleicht schwierigste und wichtigste Vorarbeit einer jeden Enzyklopädie. Mit großer Genugtuung können wir konstatieren, daß die Wahl und Umgrenzung der Artikel genau dem vorgezeichneten Programm sowie der Bedeutung des Stoffes entspricht, und daß die wichtigsten und umfangreichsten Themata nach Möglichkeit auch in die berufensten Hände von anerkannt tüchtigen Fachmännern geistlichen und weltlichen Standes gelegt worden sind. Die Redaktion befindet sich ja bei der Vergebung der rund 30,000 Artikel in der beneidenswerten Lage, sich die Arbeiter nicht in einem einzigen Lande mühsam zusammensuchen zu müssen, sondern sie kann sich bei der glänzenden, echt amerikanischen Honorierung der einzelnen Beiträge den Luxus leisten, aus dem Vollen zu wirtschaften und sich aus einer beliebigen Nationalität jeweils gerade den Mann auszuwählen, den sie für eine anerkannte Autorität auf dem betreffenden Arbeitsgebiet ansieht. Die Reichhaltigkeit des Nomenklators zeigt wohl am schlagendsten eine kurze Aufzählung der Sparten, welche in der Enzyklopädie Berücksichtigung finden: Religionskunde und Bibelwissenschaft, Dogmatik und Apologetik, Moral und Kirchenrecht, Pastoraltheologie

(Homiletik, Katechetik) und Liturgik, christliche Archäologie und Patrologie, Hagiographie und Biographie, schöne Künste und christliche Kunst, kirchliche Geographie und Statistik, Askese und Mystik, Missionen und religiöse Orden, weltliches und weltlich-kirchliches Recht, Philosophie und Soziologie, Ethik und Erziehungswesen, Staatswissenschaften und Volkswirtschaft, Mathematik und Naturwissenschaften (unter der angegebenen Beschränkung), Literaturen und Sprachwissenschaft. Auf eine umfassende, die neueste Literatur berücksichtigende Bibliographie wird hohes Gewicht gelegt.

Wie man auf den ersten Blick ermessen kann, kommt das große Gebiet der profanen Wissenschaften und Künste durchaus nicht zu kurz, wenn auch die kirchlichen Materien programmgemäß einen verhältnismäßig breiten Raum einnehmen. Wir stoßen denn auch aus berufenen Federn auf herrliche und mustergültige Arbeiten über Anatomie, Astronomie und Entwicklungslehre, über englische Literatur und byzantinische Reichsgeschichte, über Assyriolgie und Buddhismus usw. Einzelne ganz hervorragende Artikel, wie der über Augustinus (Portalié) und Ägypten (Hyvernat), gehören mit zu dem Besten, was überhaupt über den Gegenstand geschrieben worden ist. Auch die dogmengeschichtlichen Themata, wie Apollinarismus, Arianismus, Clemens von Rom, Pseudo-Dionysius, bekunden eine seltene Fachkunde, Belesenheit und Besonnenheit im kritischen Urteil. In den großen zusammenfassenden Fundamentalartikeln, wie über Kirche, Taufe und Eucharistie, erhält der Leser in knappem Rahmen einen Gesamtüberblick, der ihm ein ganzes Buch ersetzt. Die auf die kirchliche Geographie und Statistik bezüglichen Aufsätze, insbesondere über anglo-amerikanische Verhältnisse, besitzen wegen ihrer Reichhaltigkeit, Vollständigkeit und durch sehr gute Karten unterstützten Übersichtlichkeit einen besonders hohen Wert und machen die Enzyklopädie für jeden unentbehrlich, der in einem europäischen Nachschlagewerk über solche Fragen vergeblich nach Aufklärung sucht. Auch die religionsgeschichtlichen Partien stehen ganz auf der Höhe moderner Forschung. Die neusten Methoden und Fortschritte der Erziehung, namentlich der Blinden und Taubstummen, haben eine ausgiebige und durch eine Fülle bester Illustrationen veranschaulichte Erörterung gefunden. In den biblischen Fragen, welche wegen ihrer heiklen Natur heute eine besonders vorsichtige Behandlung erheischen, sehen wir eine wohltuende Mittelstellung eingehalten, die weder nach rechts noch nach links zu weit abbiegt und in Zweifelsfällen sich mit einem unparteiischen Referat über die laufenden Anschauungen begnügt. Jedoch ist der katholische Standpunkt nirgends verleugnet, vielmehr zur vollen und reinen Ausprägung gebracht, ohne in Rückständigkeiten zu fallen; denn dieser unverfälschte katholische Geist ist es ja, den die englisch redenden Protestanten der ganzen Welt gerade aus autoritativem Munde kennen lernen möchten. Er wird ihnen ganz geboten. Nichts wird vertuscht oder schöngefärbt, was Tadel herausfordert, aber auch nichts übergangen, was Lob verdient. Die bisher erschienenen Bände sind im großen ganzen über jedes Lob erhaben, was eine um so uneingeschränktere Bewunderung verdient, als es sich hier um einen ersten, bis jetzt noch unversuchten Wurf handelt, dem selbstverständlich kleinere Unvollkommenheiten und Schönheitsfehler nicht mangeln. Doch werden sich diese Mängel bei einer gewiß bald zu erwartenden Neuauflage durch geschickte Ausgleichung zwischen zu langen und zu kurzen Artikeln, durch nachträgliche Aufnahme vergessener oder vernachlässigter Biographien, durch sachgemäße Zerlegung mancher zu großen Artikel in mehrere kleine, durch umsichtige Vervollständigung und Verbesserung der Literaturangaben, endlich durch Schaffung augenfälligerer Übersichtlichkeit der Stichwörter über dem Text und dergl. mit Leichtigkeit beseitigen lassen.

Dem amerikanischen Katholizismus darf man Glück dazu wünschen, daß er aus ureigenster Initiative zu einer männlichen Großtat sich emporgeschwungen hat, die seinem Namen, seiner Lebenskraft und seiner Unternehmungslust alle Ehre macht. Außer zahlreichen Privatpersonen, die sich auch bei uns in Deutschland zweifellos für das Werk interessieren, dürften namentlich die öffentlichen Bibliotheken die Gelegenheit sich nicht entgehen lassen, zu den vielen ausländischen Enzyklopädien, welche ihre Gestelle und Lesezimmer zieren, auch dieses neueste große Lexikon*) anzu-

*) Die 15 bändige Catholic Encyclopedia, deren siebenter Band in Kürze auf dem Markte erscheint, kann in dreifacher Ausstattung geliefert werden. Der Einzelband in Buckramleinen kostet M. 27.—, in $^{3}/_{4}$ Saffian M. 35.—, in ganz Saffian M. 65.—.

schaffen, weil dasselbe unter anderen ähnlichen Werken nicht seines Gleichen hat und für einzelne Wissenszweige geradezu unentbehrlich ist. Den Alleinvertrieb für Deutschland und Oesterreich-Ungarn hat die Herdersche Verlagshandlung in Freiburg übernommen, welche aber in der Lage ist, das Werk auch nach andern Gebieten zu liefern.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Tokio.

Japanische Forschungen in Chinesisch-Turkestan.

Seit einiger Zeit sind es nicht allein mehr die westlichen Forschungsreisenden, die sich für die Probleme Zentralasiens interessieren. Eine Anzahl Japaner sind durch die Mongolei in verschiedenen Richtungen gezogen, und wissenschaftliche japanische Missionen haben Turkestan und Tibet erreicht. Es ist namentlich eine japanische religiöse Sekte, die *Nishi*-Hongwan-Ji, die nicht allein Propaganda-Prediger in die Fremde schickt, Mitglieder ihrer Sekte im Ausland studieren läßt, sondern auch wissenschaftliche Expeditionen ins Ausland organisiert. Diese Sekte ist im Augenblick in Japan sehr im Aufsteigen begriffen. Als jüngst (Juni 1909) in Kyoto ein Fest von ihr gefeiert wurde, sind nicht weniger als 150,000 Pilger, Angehörige der Sekte, dahingekommen. Im Jahre 1908 hat nun diese buddhistische Sekte eine Mission nach Zentralasien geschickt, um dort nach buddhistischen Spuren zu suchen. An der Spitze dieser wissenschaftlichen Mission waren die beiden Gelehrten Tachibana Zuicho und Nomura Sosaburo.

Am 13. Januar befand sich Tachibana Zuicho in Kalkutta. Zuicho ist erst einige 20 Jahre alt, aber seine jüngsten Entdeckungen werden ihm bald sicher nicht nur in unserem Lande, sondern auch in Europa einen großen Namen schaffen. Er ist zurzeit Privatsekretär des Grafen Otani Kwozui, der ein Schwager des kaiserlichen Prinzen und der Chef der Nishi-Hongwan-Ji-Sekte ist und die große Wallfahrt von Kyoto, von der oben die Rede war, in Szene gesetzt hatte. Graf Otani ist mit seiner Gemahlin im Januar noch in Indien gewesen und will von dort seine Reise nach Europa fortsetzen. Der Forschungsreisende Zuicho wird mit ihm Europa besuchen.

Die Expedition Zuichos hat am 16. Juni 1908 Peking verlassen und ist auf der Militärstraße nach Urga gezogen. Die chinesischen Behörden haben die Expedition in jeder Weise unterstützt. Von Urga marschierte man westlich nach Uliassutai, wobei man zu Orkhan alte Paläste und Denkmäler untersuchte, die im 7. Jahrhundert von den uighurischen Herrschern errichtet worden sind. Orkhan war zurzeit von Marco Polos Reisen die große Hauptstadt des mongolischen Reiches. Ein Denkmal zu Ehren eines Uigurki-Khans trägt eine bilingue Inschrift. Die lokalen mongolischen Behörden verboten dem Japaner, Ausgrabungen zu machen; er mußte sich daher damit begnügen, Abklatsche von den Inschriften zu nehmen, die die in Orkhan befindlichen Denkmäler tragen.

Auf dem Zuge nach Westen erreichte man dann Kobdo am 23. September 1908 und überschritt von da das Ektai-Altai-Gebirge; die schwierige Sandwüste nach Gutchen wurde ohne Schaden durchquert. Im 7. Jahrhundert war Gutchen der Sitz eines chinesischen Gouverneurs gewesen, und Ausgrabungen brachten gestempelte Ziegelsteine zutage, die chrysantemumähnliche Monogramme trugen, was die Japaner natürlich besonders interessierte. Der Schneefall unterbrach die Ausgrabungsarbeiten und so wurde nach Urumtsi gezogen und dann das Tian-Tchan-Gebirge auf dem Wege nach Turfan überschritten. In Turfan wurden die Ruinen 4 buddhistischer Tempel untersucht und auch einige der kleinen Höhlentempel an den Bergabhängen ausgegraben. Hier fand Zuicho eine Anzahl buddhistischer Sutra, die bis in das 4. Jahrhundert nach Christus zurückgehen. Zum größten Teil waren sie in chinesischer Schrift niedergeschrieben, aber es fanden sich auch solche in Tangut-, uighurischer und Kök-Turki-Charakteren.

Am 6. Januar 1909 verließ Zuicho Turfan und erreichte am 21. Februar Kurla auf dem Wege über Karashar. Hier gelangte man in die von Aurel Stein erforschten Gegenden. Zuicho untersuchte einige gewaltige Höhlentempel und ein zerstörtes Fort. Zu Kurla trennte sich Zuicho von Nomura Sosaburo, welcher direkt nach Kashgar zog. Der größte Teil der Expedition richtete aber seinen Marsch nach Südosten in das obere Tarimbassin und erreichte den Lob-nor am 11. März. Mit 13 wasserbeladenen Kamelen und nötigem Mundvorrat zog nun die Expedition von dort aus nördöstlich nach Lu-Lan, wo größere Ausgrabungen gemacht wurden. Unter den dort gefundenen chinesischen Manuskripten war eines, das zwar kein Datum trug, das jedoch keineswegs später, wahrscheinlich aber viel früher als das zweite Jahrhundert unserer Zeitrechnung zu datieren ist. Es ist ein offizieller Brief eines chinesischen Gesandten an den eingeborenen König. Der Gesandte trägt einen Titel, der nach dem Fall der späteren Han-Dynastie, die im 1. und 2. Jahrhundert regierte, nicht mehr gebräuchlich war.

Am 13. April verließ Zuicho den Lob-nor und kam am 27. nach Chertchen, auf der Nordseite des Altyn-Tag marschierend. Dann schlug er den Gebirgsweg nach Niya und Andere ein, Stätten, wo Dr. Aurel Stein schon gearbeitet hatte. Es gelang Zuicho nicht, nördlich in die Tarim-Wüste einzudringen. Doch

konnte er einen muhammedanischen Wallfahrtsort, das Grab des Imam Já 'far Sadig, besuchen. Die furchtbare Hitze trieb aber die Expedition von dem üblichen Wege ab. Zuicho zog durch Keria nach Khotan und erreichte dann am 6. Juli Kashgar, wo der andere Teil der Expedition, der die nördliche Handelsroute von Kurla eingeschlagen hatte, wieder zu ihm stieß. Dieser hatte in der Nähe von Kutcha Ausgrabungen gemacht und Manuskripte aus dem 5. bis 7. Jahrhundert gefunden. Zuicho zog über das Karakorum-Gebirge, erreichte am 27. Oktober Leh und traf den Grafen Ottani am 5. November zu Sonamarg.

Die von Zuicho mitgebrachten Manuskripte wurden von ihm dem hervorragenden Sprachforscher und zur Zeit einzigem Kenner der uighurischen Sprache in Indien, dem Professor Denison Ross von der Kalkuttaer Gelehrten-Schule, vorgelegt, der ihren hohen Wert anerkannte. Von besonderer Wichtigkeit sind ungefähr 30 lange Rollen, die mehr oder weniger vollständige budhistische Sutra enthalten; ferner eine ungefähr 12 Ellen lange uighurische Rolle mit budhistischen Sutra; eine ungefähr 3 Fuß lange Rolle, die auf der einen Seite einen Teil der Sutra in chinesischer Sprache, auf der anderen Seite eine Gebetsanrufung an Manjushri in mongolischem Dialekt enthielt. Eine große Sammlung von kleinen Papierstücken enthalten Aufzeichnungen in chinesischer, uighurischer, Kök-turki- und Kashgar-Brahmi-Sprache. Auch auf Holz fanden sich tibetanische, Brahmi- und Kharoshti-Aufzeichnungen. Terrakotta-Statuetten, Skulpturen und Malereien sind von den japanischen Forschungsreisenden ebenfalls mitgebracht worden. Namentlich bei den von Klementz im Jahre 1898 und von Grünwedel im Jahre 1902 und 1903 untersuchten Grotten von Karakodja sind neue Fresken und eine Anzahl Buddha-Köpfe und -Statuen, auch eingewebte Buddha-Gestalten in solchen Grotten gefunden worden, die die genannten Forscher damals nicht haben untersuchen können. M.

Mitteilungen.

Vor Kurzem hat der »Rinnovamento«, das Organ des »Modernismus« in Italien, infolge unzureichender finanzieller Unterstützung sein Erscheinen einstellen müssen. An seine Stelle gewissermaßen, aber für ein weiteres Gebiet, ist mit Anfang dieses Jahres die Revue moderniste internationale getreten. Sie erscheint in Genf als Monatsschrift in 40-seitigen Oktavheften zu 10 Francs jährlich. Charakteristisch für die Lage des Modernismus ist die Bemerkung der Redaktion, daß eine Anzahl ihrer hauptsächlichen Mitarbeiter gezwungen sei, ihren Namen unter einem Pseudonym zu verbergen, bis sie ihre wirtschaftliche Lage geordnet haben. Die Zeitschrift, die ein Vereinigungspunkt aller Modernisten werden will, bringt in ihrer ersten Nummer einen interessanten Aufsatz über die Verhältnisse des Modernismus in Deutschland, einen kurzen Artikel über heimlichen Austritt aus der Kirche von Leopoldo Fanti und eine Studie von Dr. O. Sickenberger über Gewissen, Autorität und Gemeinde im Christentum. Zur Geschichte des Modernismus bieten einen wertvollen Beitrag die Tyrrelliana, in denen auch einige unbekannte Briefe George Tyrrells veröffentlicht werden. Den Schluß des Heftes bilden die Chronik, Bücherbesprechungen und Notizen.

•

Das Vorlesungsverzeichnis der Berliner Universität für das kommende Sommersemester, ihr 200. Semester, ist kürzlich erschienen: ein Bändchen von 178 Seiten, das mehr als 500 Dozenten und, das Seminar für orientalische Sprachen eingerechnet, über 1200 Ankündigungen aufführt. Interessant ist ein Vergleich mit dem Verzeichnis für das erste Semester, das Wintersemester 1810/11. Der vorläufige Entwurf, in deutscher Sprache von der »Sektion des öffentlichen Unterrichts im Ministerio des Innern« herausgegeben, umfaßt zusammen mit der ausführlichen Einführung nur vier Seiten, das eigentliche Verzeichnis, in lateinischer Sprache, nur acht Seiten. Aber auf diesen wenigen Seiten finden wir u. a. die Namen: Boeckh, Buttmann, Fichte, Hufeland, Marheineke, Niebuhr, v. Savigny, Schleiermacher, Schmalz, F. A. Wolf. Als Oktavbändchen erscheint das Verzeichnis seit dem Wintersemester 1906/07. Bis dahin war es in der ursprünglichen Form, in Quart, und, in zwei Ausgaben, einer deutschen und einer lateinischen, erschienen. Während jene eine systematische Übersicht über die angezeigten Vorlesungen bot, enthielt diese ein alphabetisches Verzeichnis, nach den Professoren und Dozenten in jeder Fakultät geordnet. Der lateinischen Ausgabe ging außerdem ein Proömium fachwissenschaftlichen Inhalts voran, das von dem Bearbeiter des Vorlesungsverzeichnisses, zuletzt von Professor Johannes Vahlen, geschrieben war. Mit dem Wintersemester 1906/07 sodann wurde die Bearbeitung dem Leiter der Amtlichen Akademischen Auskunftsstelle an der Universität, Prof. W. Paszkowski, übertragen. Die lateinische Ausgabe fiel weg, die deutsche aber erfuhr eine wesentliche Bereicherung. Dem systematischen Verzeichnis der Vorlesungen wurde ein alphabetisches der Dozenten mit ihren Vorlesungen hinzugefügt, das Inhaltsverzeichnis erweitert und vorangestellt. Angeschlossen wurden Mitteilungen für die Studierenden, aus denen näheres über die Zulassung zum Studium an der Berliner Universität und über die Gebühren und Vorlesungshonorare ersichtlich ist. Das Verzeichnis der wissenschaftlichen Anstalten der Universität und die Stundenübersicht erhielten größere Typen und eine übersichtlichere Anordnung als früher. Neu hinzu kam ein Namenverzeichnis, das, ebenso wie die Kolumnentitel am Kopf der Seite, beitragen soll, die Vorlesungen schneller aufzufinden. Schließlich ist eine Übersicht über die Lage der Hörsäle und Geschäftsräume im Universitätsgebäude am Schluß des Büchleins beigegeben. Dazu kommt in der vorliegenden Jubiläumsausgabe eine neue wichtige Ergänzung: ein Schlagwortverzeichnis. Erst jetzt läßt sich erkennen, wie groß die Zahl der Wissensgebiete ist, über die an der Berliner Universität gelesen wird, erst jetzt lassen sie sich rasch und sicher auffinden.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 10
5. März 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Klimaschwankungen und Völkerwanderungen im XIX. Jahrhundert.

Von Hofrat Prof. Dr. Eduard Brückner, Direktor des Geographischen Instituts der Universität Wien.

Das wirtschaftliche Leben der Gegenwart stellt sich als ein gewaltiger Mechanismus dar; die mannigfachsten Faktoren greifen wie die Räder eines Uhrwerks ineinander. Sie alle sind auf das Gesamtresultat von Einfluß, und nur Wahrscheinlichkeitsschlüsse gestatten, die Bedeutung des einen oder des anderen Faktors zu isolieren. Im allgemeinen ist man heute durchaus geneigt, Wandlungen in den wirtschaftlichen Verhältnissen in größeren oder kleineren Gebieten ausschließlich Ursachen zuzuschreiben, die im Menschen liegen. Man übersieht, daß als Letztursache doch in vielen Fällen Erscheinungen der Natur in Betracht kommen, die in ihrer Bedeutung nur dadurch maskiert werden, daß der Mechanismus des wirtschaftlichen Lebens, auf den sie einwirken, so überaus kompliziert ist. Diese in der Natur liegenden Ursachen kombinieren sich in ihrer Wirkung auf das Wirtschaftsleben mit politischen und sozialen. Auf solche Kombinationen hinzuweisen, sei hier gestattet.

Eine überaus markante Erscheinung in der Geschichte des XIX. Jahrhunderts ist die Massenauswanderung aus Europa hinüber nach der neuen Welt. In der Zeit von 1805—1908 haben nicht weniger als 26 Millionen Menschen das alte Europa verlassen und sind nach den Vereinigten Staaten von Nordamerika ausgewandert. Hand in Hand mit dieser Auswanderung aus Europa ging dann die rasche Besiedlung weiter Gebiete in den Vereinigten Staaten von Nordamerika. Die Grenze der Ökumene — so hat F. Ratzel das bewohnte Areal der Erde genannt — rückte hier von Jahr zu Jahr weiter nach Westen vor. Die Menschenmassen, die hierbei in Bewegung gesetzt wurden, sind gewiß nicht kleiner als die Menschenmassen, die zu Beginn des Mittelalters in der sogenannten Völkerwanderung verschoben wurden. Die ganze Bewegung vollzog sich allerdings sehr viel rascher, entsprechend der vollendeten Verkehrstechnik des XIX. Jahrhunderts. Die durch Übervölkerung hervorgerufenen ungünstigen wirtschaftlichen Verhältnisse mancher Teile Europas boten den Anlaß zur Auswanderung, während die besonders im Westen dünn bevölkerten Vereinigten Staaten mit ihren aus dieser dünnen Bevölkerung entspringenden hohen Löhnen einen mächtigen Anreiz zur Einwanderung ausübten. Sind das auch fraglos die treibenden Momente, die diese moderne Völkerwanderung in Bewegung gesetzt haben, so

läßt sich doch an einer Reihe von Einzelheiten zeigen, daß hierbei auch außerhalb des Menschen liegende Momente bald beschleunigend, bald verlangsamend mitgewirkt haben.

Die wirtschaftlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten sowohl wie auch in weiten Gebieten Europas hängen zu einem wesentlichen Teil vom Ausfall der Ernte ab. Jahre mit schlechten Ernten, besonders wenn mehrere derselben aufeinanderfolgen, beleben naturgemäß die Auswanderung aus den davon betroffenen Gebieten Europas. Wenn dann etwa gleichzeitig in einem anderen Gebiet gute Ernten zu verzeichnen sind und hier daher wirtschaftliche Prosperität herrscht, dann gesellt sich zu den ersten aus der Heimat hinaustreibenden Momenten von außen her eine intensive Lockung zur Auswanderung. In der Tat besteht, was den Ernteausfall anbetrifft, ein solches Gegenspiel zwischen West- und Mitteleuropa einerseits und den Vereinigten Staaten andererseits.

Kein Ackerbau ohne Wasser, aber auch kein Ackerbau bei zuviel Wasser. Diese Regel drängt sich auf, wenn man die Verbreitung des Ackerbaus auf der Erde überblickt und die Ursachen der Mißernten untersucht. In allen Gebieten, die spärlichen Regenfall haben, gehen Dürren und Mißernten Hand in Hand; wo überreiche Regen den Boden netzen, werden dagegen Mißernten hauptsächlich durch regenreiche Jahre heraufbeschworen. Freilich ist es nicht die absolute Menge des gefallenen Wassers, die den Ausschlag gibt, sondern die Wassermenge in Beziehung gesetzt zur Verdunstung. Die gleiche Menge Feuchtigkeit, die in kaltem Klima die Ernte ertränkt, kann in heißem Klima dem Wasserbedürfnis des Getreides vielleicht nur gerade noch genügen. Andererseits wird oft eine geringe Regenmenge, die für ein warmes Land der starken Verdunstung wegen Dürre bedeutet, in kühlem Klima vollkommen ausreichen. In Europa verhalten sich die feuchten, dem Atlantischen Ozean nahegelegenen Länder, so vor allem Norwegen, Dänemark, Irland und Großbritannien, aber auch Schweden und Mitteleuropa gerade umgekehrt wie das trockene Innere des Kontinentes. Südrußland einerseits und Großbritannien andererseits stellen in dieser Beziehung Extreme dar. Die Ursachen der Mißernten in Südrußland sind fast immer Dürren, während umgekehrt die zahlreichen Mißernten, die England Ende der dreißiger, im Verlauf der vierziger und Anfang der fünfziger Jahre, desgleichen in den siebziger und achtziger Jahren heimsuchten, auf übermäßig feuchte Jahre fallen. Südeuropa und größtenteils auch die Tropen, wenigstens soweit hier Getreide gebaut wird, schließen sich in ihrem Verhalten Südrußland an. Die Hungerjahre in Vorderindien fallen mit trockenen Jahren zusammen. Das gleiche zeigt sich ganz scharf in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, wo die Ernteerträge mit der Höhe des Niederschlages steigen und fallen. Hieraus geht ohne weiteres hervor, daß in der Tat das gleichzeitige Eintreten einer Reihe von feuchten Jahren in West- und Mitteleuropa und in den Vereinigten Staaten von Nordamerika den Ernteausfall in ganz verschiedenem Sinne beeinflussen muß. West- und Mitteleuropa hat dann schlechte Ernten zu verzeichnen, das Gebiet der Vereinigten Staaten dagegen gute. Das sind gerade die Bedingungen, wie sie für eine Verstärkung der Auswanderung aus Mittel- und Westeuropa nach Amerika günstig sind. Anders, wenn beide Gebiete gleichzeitig eine Reihe von trockenen Jahren erleben. Dann ist infolge der schlechten Ernten in den Vereinigten Staaten der Anreiz zur Einwanderung klein geworden, und andererseits haben die gleichzeitigen guten Ernten in der alten Heimat eine Linderung der Not und damit des Antriebes zur Auswanderung mit sich gebracht.

Würden feuchte und trockene Jahre in rein zufälliger Weise nach Ort und Zeit wechseln, so würden Mißernten oder gute Ernten nicht während einer längeren Reihe von Jahren aufeinanderfolgen können; auch sie würden einen zufälligen Wechsel aufweisen. Tatsächlich ist das nun nicht der Fall. Neuere Untersuchungen haben gezeigt, daß sich feuchte und trockene Jahre vielfach in Gruppen zusammenfinden, so daß geradezu die klimatischen Verhältnisse der Erde nicht vollkommen konstant sind. Das Klima erlebt vielmehr Schwankungen derart, daß es gleichsam um eine Mittellage pendelt. Ich denke da nicht an die so oft behauptete, aber noch immer nicht ganz sichergestellte 11jährige Periode der Witterung, die durch die 11jährige Periode der Sonnenfleckenhäufigkeit verursacht ist, sondern an die weit wesentlicheren

35jährigen Klimaschwankungen, welche ich 1888 wahrscheinlich machen und 1890 für den größern Teil der Erdoberfläche im einzelnen darlegen konnte.*)

Die Klimaschwankungen bestehen in vieljährigen Schwankungen der Temperatur, des Luftdrucks und des Regenfalls, die sich auf der ganzen Erde gleichzeitig vollziehen. Dabei ist die Temperatur das Element, von dem die übrigen abhängen. Die Schwankungen der Temperatur sind so gut wie allen Ländern der Erde gemeinsam. Sie alle erleben gleichzeitig Kälteperioden und gleichzeitig Wärmeperioden. So waren die Jahrfünfte von 1806 bis 1820 im Durchschnitt auf der ganzen Erde zu kalt, diejenigen 1821 bis 1835 zu warm, 1836 bis 1850 wieder zu kalt, 1851 bis 1875 zu warm, von 1876 bis 1890 wieder etwas zu kalt.

Die Temperaturschwankungen wirken auf die Luftdruckverteilung ein. In den Wärmeperioden erscheint in Europa wie in Nordamerika der Uebertritt feuchter ozeanischer Luft vom Meer auf's Festland erschwert, in den Kälteperioden dagegen erleichtert. Daher sind die Wärmeperioden auf den Landflächen der Erde im großen Ganzen Trockenperioden, die Kälteperioden dagegen durch höheren Regenfall ausgezeichnet. So entsprachen den Kältezeiten um 1815, um 1850 und um 1880 in Europa sowohl wie in Nordamerika feuchte Perioden, während die Wärmeperioden um 1830 und 1860 sich durch geringen Niederschlag auszeichneten. Seit 1890 hat der Niederschlag etwas abgenommen; das ist besonders scharf in den Vereinigten Staaten von Nordamerika, aber auch in Mittel- und Westeuropa zu erkennen.

Daß durch diese Klimaschwankungen auch die Ernteerträge beeinflußt worden sind, habe ich früher gezeigt.**) Im Gefolge der feuchten Jahre um 1815, 1850 und 1880 traten im ozeanischen Europa, einschließlich Mitteleuropas, schlechte Ernten auf, in den Vereinigten Staaten und Rußland dagegen gute. Umgekehrt lagen die Verhältnisse in den trockenen Perioden um 1830, 1860 und Ende des Jahrhunderts.

*) Klimaschwankungen seit 1700. Wien 1890. Zur Frage der 35jährigen Klimaschwankungen. Petermanns Mitteilungen. 1902.

**) Der Einfluß der Klimaschwankungen auf die Ernteerträge und Getreidepreise in Europa. Geographische Zeitschrift I (1895).

Äußern sich nun die Klimaschwankungen etwa auch in der Auswanderung?

Die Zahlen der nachfolgenden Tabelle I scheinen das durchaus zu bestätigen. Ich habe in derselben die Anzahl der in die Vereinigten Staaten Eingewanderten nach Jahrfünften wiedergegeben. Die Zahlen bedeuten Zehntausende von Einwanderern. Beigefügt habe ich ferner die Regenmenge der einzelnen Jahrfünfte, wie sie sich einerseits für die Vereinigten Staaten von Nordamerika und andererseits für das ozeanische Europa (einschließlich Mitteleuropa) ergeben. Dabei beruhen die Zahlen von 1886 an auf einer geringeren Anzahl von Beobachtungsstationen als vor 1886, da ich das überaus reiche Beobachtungsmaterial von 1886—1900 noch nicht so im einzelnen bearbeitet habe, wie das Material vor 1886.*) Die Regenmengen sind nicht in absolutem Maße ausgedrückt, sondern in Prozenten des vieljährigen Mittels. Auch diese werden nicht direkt gegeben, sondern ihre Abweichungen von 100. Es bedeutet also die Zahl — 12 in der Kolonne, die den Regenfall in den Vereinigten Staaten darstellt, daß im Jahrfünft 1831—35 der Niederschlag in den Vereinigten Staaten 12 Proz. unter dem vieljährigen Mittel blieb, die Zahl 8 weiter unten, daß im Jahrfünft 1846—50 der Niederschlag 8 Proz. über dem Mittel war. Um die Uebersichtlichkeit der Tabelle zu steigern, sind die Minima der Einwanderungszahlen und des Niederschlages durch Sternchen, die Maxima durch Fettdruck hervorgehoben. (Siehe Tabelle auf Spalte 295.)

Betrachten wir die Zahlen für die Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Zunächst tritt in denselben das ungeheure Anwachsen der Einwanderung in Erscheinung. Allein dieses Anwachsen ist kein stetiges. Es wechseln vielmehr Perioden rapiden Anwachsens der Einwanderung mit solchen ab, in denen die Einwanderung konstant bleibt oder sogar zurückgeht. 1821—1835 war die Einwanderung verhältnismäßig gering. Dann beginnt sie rapid zu wachsen. Das Wachsen hält bis Mitte der fünfziger Jahre an. Es fällt zeitlich durchaus mit jener Periode zusammen, die sich in Europa wie in den Vereinigten Staaten durch große Feuchtigkeit auszeichnete; sie war in Westeuropa durch

*) Für die Jahre nach 1900 liegen nur Stichproben vor; nach diesen ist der Regenfall dieses Zeitraums überall unter dem normalen geblieben.

Tabelle I.

Einwanderung in die Vereinigten Staaten und Niederschlag.

	Gesamte Einwanderung in die Vereinigt. Staaten in Zehntausenden	Niederschlag % Ozeanisches Europa	Niederschlag % Vereinigte Staaten
1831—1835	25	—7*	—12*
1836—1840	35	—1	—7
1841—1845	43	2	1
1846—1850	127	**3**	**8**
1851—1855	**175**	0	1
1856—1860	76	—5	—7*
1861—1865	72*	—8*	—5
1866—1870	166	2	1
1871—1875	173	—2	4
1876—1880	109	**12**	6
1881—1885	**300**	7	**10**
1886—1890	227	3	—3
1891—1895	212	—3	—9*
1896—1900	147	—3	—7
1901—1905	383	—	—
1906—1910*)	**518***)	—	—

schlechte, in Amerika durch gute Ernten ausgezeichnet. Daran schließt sich etwa von 1855 bis gegen die Mitte der sechziger Jahre eine Periode an, wo die Einwanderung auf weniger als die Hälfte ihres Betrages zurückgeht. Es koinzidiert das mit der Trockenperiode, die dem ozeanischen Europa gute Ernten, den Vereinigten Staaten schlechte Ernten brachte. Dann kommt im Gefolge der feuchten Jahre, deren Zentrum in den Anfang der achtziger Jahre fällt, ein rapides Emporschnellen der Einwanderung, die sich von 1880—1893 über 400,000 Menschen im Jahre hält und im Jahre 1882 mit 780,000 ihr Maximum erreicht. Es schließt sich von 1894—1900 eine Periode geringer Einwanderung an, auf die dann allerdings wieder eine Periode rapiden Ansteigens folgt, die 1907 mit 1,285,000 Einwanderern zu einem nie vorhergesehenen Maximum führt. Diese letzte Periode rapiden Steigens der Einwanderung fällt in eine Trockenzeit und scheint daher mit unseren Ausführungen im Widerspruche zu stehen. Doch ist dies keineswegs der Fall, wie wir sofort erkennen, wenn wir uns über die Zusammensetzung der Einwanderung Rechenschaft geben.

Die nachfolgende Tabelle gewährt einen Einblick in die Struktur der Einwanderung in die Vereinigten Staaten. Bis zum Ende des vorigen Jahrhunderts waren es in erster

*) Summe 1906—1908 317, auf 5 Jahre berechnet 518.

Reihe Großbritannien und Irland und das Deutsche Reich, die die großen Massen der

Tabelle II.

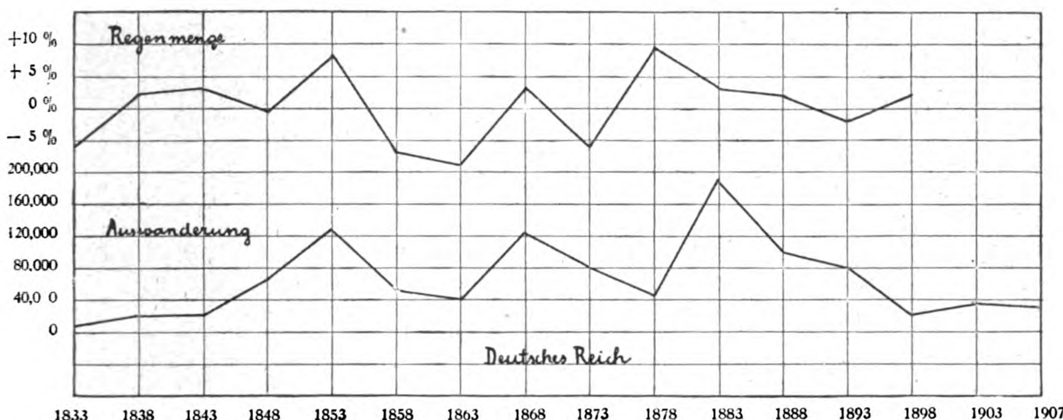
Großbritannische und deutsche Einwanderung in die Vereinigten Staaten.

	Niederschlag (%) im ozeanischen Europa	Großbrit.-irländ. Einwanderung in die Verein. Staat. 10,000	Niederschlag (%) im Deutsch. Reich	Deutsche Einwanderung in die Vereinigt. Staaten 10,000
1831—1835	—7*	10	—6*	5*
1836—1840	—1	18	2	11
1841—1845	2	27	3	11
1846—1850	**3**	78	—1	33
1851—1855	0	**93**	**8**	**65**
1856—1860	—6	37*	—7	27
1861—1865	—8*	42	—9*	21*
1866—1870	2	66	3	62
1871—1875	—2	66	—6	41
1876—1880	**12**	22*	**9**	21*
1881—1885	7	**73**	3	**96**
1886—1890	3	**73**	1	49
1891—1895	—3*	42	—2	40
1896—1900	—3*	23*	2	11
1901—1905	—	39	—	18
1906—1910*)	—	51*)	—	14*)

Auswanderer stellten. Das sind gerade die ozeanischen Gebiete Europas. Und wieder ist es auffallend, wie die Auswanderung aus diesen ozeanischen Gebieten in den feuchten Perioden, die durch die nebengesetzten Zahlen für den Niederschlag deutlich kenntlich sind, hoch wird, in den Trockenperioden dagegen stark zurückgeht. Die feuchte Periode um 1850 und ebenso die um 1880 markieren sich durch eine sehr starke Auswanderung, die Trockenperiode um 1860 durch eine sehr geringe. Trägt man z. B. die Zahlen für die Auswanderung aus dem Deutschen Reich nach Amerika und für die Niederschlagsmenge im Deutschen Reich graphisch auf und verbindet die Punkte durch Kurven, so fällt die fast absolute Parallelität dieser Kurven in die Augen (vgl. die Figur Sp. 297). Selbst das sekundäre Maximum des Niederschlags in der zweiten Hälfte der 60er Jahre markiert sich durch ein Emporschnellen der Auswanderung. Das sekundäre Minimum in der ersten Hälfte der 70er Jahre wird mit einer kleinen Verspätung auch von einem Minimum der Auswanderung begleitet. Die gerade im Deutschen Reich besonders scharf ausgesprochene Folge von sehr nassen Jahren Ende der 70er und Anfang der 80er Jahre führte zum höchsten Maximum der Auswanderung nach Amerika,

*) Summe 1901—1908 31,000 bezw. 11,000, daraus extrapolierend die Werte für 1906—1910 berechnet.

das hier je erreicht wurde. Mehrfach zeigt sich eine kleine Verschiebung, und dann ftets so, daß die Auswanderungskurve der Kurve des Niederschlages um ein Jahrfünft



nachhinkt. Das kann nicht Wunder nehmen, da ja die Ursache notwendig der Folge zeitlich vorausgehen muß.

Gehen wir auf die einzelnen Jahre ein, so fällt das erfte Maximum der Auswanderung nach Amerika in Großbritannien auf 1851, im Deutschen Reich auf 1854, das zweite auf 1888 bzw. 1881. Die Jahre ftärkfter Einwanderung in die Vereinigten Staaten waren im vorigen Jahrhundert 1854 und 1881. Alle diese Jahre fallen in feuchte Perioden.

Von 1900 an beginnt, wie wir sehen, die Einwanderung in die Vereinigten Staaten rapid zu fteigen, um 1907 mit 1,285,000 eine noch nie dagewesene Höhe zu erreichen. Die Auswanderung aus dem ozeanischen Europa aber zeigt nichts davon. Dieses Emporschnellen führt sich vielmehr auf das massenhafte Eintreten eines bisher unter den Einwandernden nur eine geringe Rolle spielenden Elementes zurück: es sind russische und ungarische Einwanderer, die das Emporschnellen der Einwandererzahl veranlassen. Das fteht wieder mit den Klimaschwankungen in Übereinftimmung. Dieselbe Trockenzeit, die im ozeanischen Europa gute Ernten veranlaßte, bewirkte in Rußland schlechte Ernten. Dazu gesellten sich in Rußland als Antrieb zur Auswanderung die traurigen politischen Verhältnisse, die Judenverfolgungen, der japanische Krieg, die Revolution. Nehmen wir dagegen die Auswanderung aus Deutschland nach den Vereinigten Staaten, so ift diese während der ganzen trockenen Zeit von 1893 an sehr klein geblieben und hat nicht die Hälfte jener Zahlen erreicht, die sie in den 80er und anfangs der 90er Jahre aufwies.

(Schluß folgt.)

Anglikanismus und Katholizismus unter dem Hause Stuart.

Von Conrad Bornhak, Professor an der Universität Berlin.

Die englische Geschichte des 17. Jahrhunderts ift erfüllt von dem großen Scheidungsprozesse zwischen der englischen Nation und ihrem angeftammten Königshause. Die Frage, ob die ftändische Monarchie des Mittelalters mit der unbeftimmten Abgrenzung der Rechte zwischen Fürft und Volk gleich wie in den Staaten des Kontinents sich zum Absolutismus entwickeln, oder ob aus ihr eine auf den hiftorischen Grundlagen fortbauende verfassungsmäßige Ordnung erwachsen sollte, wurde in einem durch drei Generationen sich hinziehenden Kampfe unter Vernichtung der hiftorischen Monarchie im letzteren Sinne entschieden. Bei diesem Konflikte spielen die religiösen Faktoren eine hervorragende Rolle, so daß es auf den erften Blick faft scheinen könnte, als sei die ganze

englische Revolution nur religiösen Motiven entsprungen. Die religiöse Stellung der Parteien ist dabei keineswegs auf den ersten Blick verständlich. Von besonderem Interesse erscheint der Frontwechsel der anglikanischen Kirche, die in der ersten Phase des Kampfes die entschiedenste Vertreterin des monarchischen Rechtes war und deshalb während der Republik gleich dem Königtum selbst aus der Reihe der Rechtsinstitutionen des Landes gestrichen wurde, während in den letzten Stadien die Monarchie sich mit dem Katholizismus verbündet und dadurch die Landeskirche in die Reihe ihrer Gegner drängt.

Wenn je einer Institution schon durch ihre Entstehung der Weg für ihre weitere historische Entwicklung angewiesen war, so schien die untrennbare Verbindung der Kirche von England mit der Monarchie von selbst gegeben. Zur Klarstellung des politischen Verhältnisses zwischen beiden Faktoren ist ein kurzer Rückblick auf die Entwicklung unter den Tudors unvermeidlich.

Die Reformation Heinrichs VIII. hatte einen dogmatischen Charakter nur insofern, als das Papsttum selbst auf dogmatischen Grundlagen ruht. Im Anschlusse an die alten Selbständigkeitsbestrebungen der englischen Monarchie gegenüber dem Papsttum, wie sie während des Mittelalters in den Konstitutionen von Clarendon unter Heinrich II., in den Kämpfen unter Johann und in der Behauptung der königlichen Autorität gegenüber der päpstlichen unter Eduard I. zum Ausdruck gelangt waren, wird der König als das einzige Haupt der Kirche von England unter Gott anerkannt. In allem übrigen bleiben Dogma und Verfassung unberührt. Beide Teile fanden hierin das, was sie wünschten. Dem staatlichen Interesse war genügt, indem der König nunmehr an der Spitze der Kirche wie des Staates stand und damit ein Zwiespalt beider Gewalten für die Zukunft unmöglich gemacht wurde. Dem Klerus aber blieb die überkommene soziale Stellung in Staat und Kirche, da dem weiteren Eindringen reformatorischer Gedanken von Staatswegen Einhalt geboten wurde. Der Adel war durch einen Teil der Kirchengüter für die Umgestaltung gewonnen. So bezeichnet die englische Reformation einen Kompromiß zwischen der Monarchie und den herrschenden Klassen, vermöge dessen trotz der Losreißung vom Papsttum die Kontinuität der historischen Entwicklung auf kirchlichem Gebiete gesichert erschien.

Indem nun aber die Krone die geistliche Autorität über die Kirche ihres Landes erwarb, schied sich das Interesse der Monarchie von dem des Katholizismus und verband sich aufs engste mit dem der anglikanischen Kirche. Andererseits fand die letztere, welche aus eigener Kraft die die Stellung des Klerus bedrohenden reformatorischen Tendenzen nicht abzuwehren vermochte, ihre einzige Zuflucht in der Monarchie. Allerdings mußte man schon unter Heinrich VIII., eben weil die päpstliche Suprematie keine bloße Verfassungsfrage, sondern Glaubenssatz der katholischen Kirche ist, in einzelnen Punkten von der katholischen Lehre abweichen. Aber im wesentlichen wurde doch das hierarchische System wie das Dogma der alten Kirche aufrecht erhalten, nur die Loslösung von Rom und die volle Unterwerfung unter die königliche Gewalt bilden die charakteristischen Züge der neuen Landeskirche.

Den drei Nachfolgern Heinrichs VIII. war ihre religiöse Stellung durch die verschiedenen Ehen ihres Vaters, aus denen sie hervorgegangen waren, mit einer gewissen Naturnotwendigkeit zugewiesen.

Eduard VI. und seine Regierung konnten, selbst abgesehen von dem monarchischen Interesse an der Beherrschung der Landeskirche, sich nicht wieder der römischen Kirche unterwerfen, da diese die Ehe, aus der Eduard VI. stammte, als nichtig ansah und demnach ihn selbst nie als legitimen Herrscher anzuerkennen vermochte. Bei der Anhänglichkeit eines großen Teiles der Bevölkerung an die alte Kirche bedurfte nun aber auch die Regierung zur Aufrechterhaltung der Reformation eines populären Rückhaltes. Diesen konnte sie nur finden, indem sie den vom Kontinente herübergekommenen reformatorischen Ideen einen breiten Einfluß auf die englische Kirche gestattete. Hatte diese unter Heinrich VIII. bloß aufgehört, römisch-katholisch zu sein, so wurde sie unter Eduard VI. wenigstens in ihrem Dogma positiv protestantisch, wenn auch die bisherige Kirchenverfassung erhalten blieb.

Doch die Regierung Eduards VI. war zu kurz, als daß das neue protestantische Wesen unausrottbar hätte Wurzel schlagen können. Wie Eduard VI. schon durch seine Geburt auf die protestantische Seite gewiesen war,

so konnte seine Schwester und Nachfolgerin Marie nie einer kirchlichen Gemeinschaft angehören, die ihre Entstehung der Behauptung von der Nichtigkeit der Ehe ihrer Eltern verdankte. Nachdem die weltlichen Großen wegen der von ihnen in Besitz genommenen Kirchengüter beruhigt waren, vollzog sich bei den fortdauernden katholischen Sympathien eines Teiles der Bevölkerung die Wiederunterwerfung der Kirche von England unter Rom und die Beseitigung des Schismas ohne erhebliche Schwierigkeit. Der persönliche Selbsterhaltungstrieb des Monarchen erwies sich hier selbst stärker als das dauernde Interesse der englischen Monarchie an der allseitigen Beherrschung des öffentlichen Lebens.

Unter Elisabeth endlich war die Rückkehr zum Anglikanismus ebenfalls schon durch ihre Geburt in einer von Rom nicht anerkannten Ehe geboten. Dabei griff man aber weder auf die kirchlichen Formen Heinrichs VIII. noch auf diejenigen Eduards VI. zurück. Die königliche Suprematie über die Kirche wurde wieder hergestellt, das hierarchische System blieb erhalten, doch schloß man die reformatorischen Ideen nicht so streng aus wie unter Heinrich VIII., noch ließ man ihnen einen so breiten Spielraum wie unter Eduard VI. Der Zeit Elisabeths gehört die definitive Konstituierung der anglikanischen Kirche an, die sich jedoch immerhin der Kirchenverfassung ihres Vaters enger anschließt als der ihres Bruders und namentlich durch Vermeidung jeder Polemik gegen den päpstlichen Stuhl und durch eine möglichst allgemeine Fassung der Glaubenssätze den Katholiken den Verbleib in der Landeskirche zu erleichtern suchte.

Mochte zeitweise durch die Konjunkturen der allgemeinen Politik diese fast selbstverständliche religiöse Stellung der drei letzten Tudors verdunkelt werden, mochte insbesondere zeitweise eine Verbindung Elisabeths mit dem spanisch-katholischen Interesse nicht undenkbar erscheinen, die Macht der Verhältnisse führte doch immer wieder jeden auf den für ihn einzig gangbaren Weg zurück.

Von Anfang an war nun der Kirche von England charakteristisch ihre enge und untrennbare Verbindung mit der Krone. Wie Theologie und Jurisprudenz sich ähnlich den protestantischen Theologen und Juristen in Deutschland um die Wette mühten, diese Kirchengewalt der weltlichen Macht zu rechtfertigen, kommt hier nicht weiter in Betracht, da es sich für uns nur um die historische Tatsache jenes neuen königlichen Rechtes handelt. Wenn die einst von Heinrich VIII. beanspruchte Schlüsselgewalt auch unter Elisabeth aufgegeben war, so beherrschte doch die Monarchie infolge der Reformation die Kirche in absoluter Weise, ohne daß ihr hier historische Rechte des Parlamentes gegenüberstanden. Die Kirche von England andererseits war durch die engsten Bande der Loyalität an die Monarchie geknüpft, welche ihr Schutz bot gegen das Papsttum wie gegen die weiter gehenden Ansprüche der protestantischen Sekten auf Umgestaltung der kirchlichen Verfassung.

Es leuchtet ein, welche gewaltige Waffe diese Verbindung mit der Landeskirche der Monarchie in dem Kampfe mit dem Parlamente darbieten mußte. In einer Zeit, in der ihr das stehende Heer als physisches Machtmittel noch fehlte, wurde jede Woche von allen Kanzeln des Reiches das Frevelhafte des Widerstandes gegen die Anordnungen des Monarchen, selbst wenn er Unrecht tue, die Pflicht mindestens des passiven Gehorsams aller Untertanen als höchstes göttliches Gesetz gepredigt. Verfassungsmäßig gehörte jeder Untertan der Staatskirche an, diese verkündete die Obersouveränetät des Monarchen und die Unterwerfung gegenüber seinen Geboten als göttliche Offenbarung. Von diesem Gesichtspunkte aus war der Streit zwischen Königtum und Parlament sofort zu Gunsten des ersteren entschieden.

Allein die Zugehörigkeit aller Untertanen zu der Staatskirche war eben nur eine gesetzliche Fiktion, der die Tatsachen nicht entsprachen. Von Anfang an hatte eine extremere Richtung des englischen Protestantismus, deren Führer an den Pflanzstätten des Kalvinismus herangebildet waren, die Aufrechterhaltung der Hierarchie und andere Einrichtungen der Staatskirche für unvereinbar mit Gottes Wort erklärt und sich ihr nicht unterworfen. Man mochte die Puritaner als Staatsverbrecher verfolgen, die Tatsache blieb unerschüttert, daß die Staatskirche den englischen Protestantismus nicht erschöpfte.

Für die Puritaner war aber die Auffassung der Staatskirche über das Recht der Obrigkeit religiös nicht bindend. Im Gegenteil mußten sie, da die Obrigkeit von ihnen die Unter-

werfung unter die Staatskirche verlangte, und sie sich dieser Forderung aus Gewissensbedenken nicht fügen konnten, in eine oppositionelle Stellung gegen die Monarchie gedrängt werden. Als dann der Kampf zwischen Monarchie und Parlament über die Abgrenzung der beiderseitigen Rechte unvermeidlich war, da vermochte die Opposition innerhalb der Staatskirche überhaupt keine Stellung zu finden. Zu dem alten Kerne der überzeugungstreuen Puritaner traten nunmehr alle diejenigen hinzu, bei denen politische Motive ſtärker wirkten als religiöse, und die um ihrer politisch oppositionellen Stellung willen nicht mehr Mitglieder der Staatskirche sein konnten. So nimmt während der revolutionären Kämpfe und durch diese die Zahl der Dissenters erheblich auf Koſten der Anglikaner zu.

Die beiden politischen Parteien der königlich und der parlamentarisch Gesinnten scheiden sich damit auch religiös als Anglikaner und Dissenters, und faſt könnte es den Anschein gewinnen, als sei der sich entspinnende Kampf überhaupt ein religiöser zwischen den beiden Hauptrichtungen des englischen Proteſtantismus. Und doch vertraten beide nicht bloß auf religiösem, sondern im wesentlichen auf politischem Gebiete entgegengesetzte Prinzipien. Während die Hoftheologie der anglikanischen Kirche in den Ideen des göttlichen Rechtes der Monarchie und der Obersouveränetät des Königs schwelgte, übertrugen die Puritaner ihre religiöse Opposition auch in die politische Sphäre und erfüllten sich mit republikanischen Gesinnungen.

Welche Stellung nahm nun bei diesem Konflikte die katholische Kirche ein? Wenn auch in Irland die eingeborene Bevölkerung am alten Glauben feſthielt und sich seitdem der nationale Gegensatz durch den religiösen verschärfte, so schien doch in England die politische Rolle des Katholizismus seit der Thronbeſteigung der Stuarts ausgespielt zu sein. Wohl waren nicht unerhebliche katholische Bevölkerungselemente namentlich im Norden Englands vorhanden, die zum Teil durch Verschwörungen den Versuch unternahmen, für ihr Bekenntnis religiöse Toleranz zu erlangen. Aber ohne inneren Zusammenhang, ohne kirchliche Organisation sanken sie in ihrer Vereinzelung bald zu völliger Bedeutungslosigkeit herab. Und wenn in der Staatskirche ſelbſt durch Erzbischof Laud eine ſtark katholisierende Richtung zur Herrschaft gelangte, so beschränkte sich diese doch immer nur auf die weitere Ausbildung des hierarchischen Syſtemes und des Kultus. Irgend welchen Versuch, die unterbrochene Verbindung mit dem römischen Stuhle wieder anzuknüpfen, konnte die Monarchie schon um ihrer ſelbſt willen nicht unternehmen, da die Suprematie über die Kirche eines ihrer wichtigſten, ja man kann wohl sagen, ohne ſtehendes Heer faſt ihr einziges Herrschaftsmittel bildete. So blieb in der erſten Phase des Kampfes unter Jakob I. und Karl I. der Katholizismus vollſtändig außerhalb des Bereiches der politischen Konſtellationen. Soweit der Bürgerkrieg einen religiösen Charakter annahm, war er ein Kampf lediglich zwischen den beiden Richtungen des englischen Proteſtantismus.

Durch den endgiltigen Sieg der Parlamentsheere über Karl I. war zugleich das Schicksal der unauflöslich mit der Monarchie verbündeten bischöflichen Kirche entschieden. Ein Parlamentsbeschluß beseitigte sie und befahl die Einführung der presbyterialen Kirchenverfassung nach schottischem Vorbilde in dem ganzen Reiche. Ehe jedoch das Presbyterialſyſtem vollſtändig durchgeführt werden konnte, war die Herrschaft des Parlaments durch die Armee und die in ihr vertretenen extremen proteſtantischen Sekten geſtürzt. Die Kirchenverfassung befand sich daher während der Republik in dem Zuſtande der Anarchie. Die bischöfliche Verfassung war nicht durch Gesetz, sondern nur durch Parlamentsbeschluß abgeschafft, war jedenfalls tatsächlich unterdrückt, der Presbyterianismus hatte nicht zur allgemeinen Landeskirche werden können, und die Independenten verwarfen eine solche überhaupt.

Einer der erſten Schritte nach der Reſtauration war daher die Wiederherſtellung der anglikanischen Kirche. Wenn man anfangs daran gedacht hatte, Anglikanismus und Presbyterianismus durch eine beide Teile befriedigende Formel zu vereinigen, wie dies der Staatskirche früher bei einem Teile der Katholiken gelungen war, so gab man doch diesen Versuch sehr bald auf, und die bischöfliche Kirche wurde einfach auf ihren früheren Rechtsgrundlagen wieder ins Leben gerufen. Sofort lebte auch das alte Verhältnis zum Könige wieder auf. In jener

Unbeschränktheit, in der einst die Tudors und die beiden ersten Stuarts über die Kirche geherrscht hatten, wurde allerdings die königliche Gewalt nicht wieder hergestellt. Ein High Commission Court, der nicht nur über Taten und Worte richten, sondern auch über Gedanken den Untertanen einen Eid abfordern konnte, blieb beseitigt. Immerhin war die Kirche das wichtigste Machtmittel der Monarchie. Noch gehörten ihr kraft Gesetzes alle Staatsangehörigen an, und war jeder andere Gottesdienst verboten, noch predigte die Kirche den Gläubigen das göttliche Recht des Königtums und die Verpflichtung zum passiven Gehorsam selbst gegen unrechte Gebote des Herrschers, noch galt dieser als oberstes Haupt der Kirche unter Christus und regierte sie ohne parlamentarische Mitwirkung. Da weder Karl II. noch sein Bruder Jacob II. den Gedanken einer Herstellung der absoluten Monarchie definitiv aufgaben, so hätte man erwarten sollen, daß auch sie wie ihre Vorgänger sich in dem Kampf mit dem Parlament auf die ihnen unbedingt ergebene Landeskirche stützen würden.

Um so auffallender ist die vollständige religiöse Schwenkung der beiden letzten regierenden Stuarts durch ihre Hinneigung und ihren späteren Übertritt zum Katholizismus, der schließlich unter Jacob II. den Sturz der historischen Monarchie und den von der anglikanischen Kirche selbst unterstützten endgiltigen Sieg des Parlaments herbeiführte. Die Frage ist mehrfach aufgeworfen worden, wie es kam, daß jenes Herrscherhaus, welches im Widerspruch mit der historischen Entwicklung wie mit den sozialen Grundlagen der englischen Verfassung die Herstellung der absoluten Monarchie in England sich zur Aufgabe gemacht hatte, sich von jener Kirchengemeinschaft abwandte, über die es bereits eine absolute Gewalt besaß, mit deren Hilfe es nicht außerhalb des Bereiches jeder Möglichkeit lag, den Sieg über das Parlament zu erringen, und sich dagegen mit dem Katholizismus verbündete, der doch, zur Herrschaft gelangt, seiner ganzen Natur nach dem Monarchen immer nur in einer beschränkteren Sphäre und in Unterordnung unter die kirchlichen Gebote die Ausübung seines Herrschaftsrechtes gestatten kann. Gneist behauptet geradezu, nur der Einfluß der Frauen, welche die Stuarts infolge dynastischer Eitelkeit aus den katholischen Herrscherfamilien wählten, habe allmählich eine Katholisierung der Dynastie herbeiführen können.

Wenn hier der Versuch unternommen werden soll, die politischen Gründe dieser Schwenkung klarzulegen, so wird damit keineswegs geleugnet, daß der Übertritt zum Katholizismus auf religiöser Überzeugung beruhte. Denn bei Karl II. erfolgte er erst auf dem Sterbebette, und Jacob II. hat auch in Zeiten, in denen die Wiedervereinigung mit der Staatskirche seine Krone gerettet hätte, an seinem katholischen Glauben festgehalten. Allein es ist an sich schon schwer anzunehmen, daß eine Dynastie, welche in dem Maße wie die Stuartsche aller höheren Interessen bar war und nicht um ihres Staates willen, sondern im rein persönlichen Interesse des Monarchen ihre Politik auf den Erwerb unumschränkter Gewalt gerichtet hatte, ihre Natur auf religiösem Gebiete vollständig verleugnet haben sollte. Denn kein Politiker kann, indem er nach wie vor dieselben Ziele verfolgt, die Mittel zu ihrer Erreichung aus der Hand geben. Die Verbindung der Stuarts mit der katholischen Kirche war vielmehr, unbeschadet ihrer religiösen Überzeugung, eine im wesentlichen politische. Sie erfolgte nicht im Gegensatze zu den dynastischen Bestrebungen, sondern mit der Absicht, auf diesem Wege den Absolutismus in England herzustellen, was Jacob I. und Karl I. bei ihrer Verbindung mit dem Anglikanismus nicht gelungen war. Vergegenwärtigen wir uns zum Nachweise dieser Behauptung zunächst einmal die hier in Betracht kommenden historischen Tatsachen.

Karl II., dem Macaulay das Zeugnis ausstellt, daß er nur in den wenigen ernsten Augenblicken seines Lebens Katholik, im übrigen aber Freigeist war, und der auch erst kurz vor seinem Tode zum Katholizismus übertrat, verfolgte gleichwohl schon sehr früh eine entschieden katholische Politik. Besondere Umstände boten hierzu die erste Veranlassung. Es war die enge Verbindung der inneren englischen Verhältnisse mit den auswärtigen Angelegenheiten.

Die infolge der Mißwirtschaft des Hofes stetig zunehmende parlamentarische Opposition, welche eine Kontrolle über die ganze Regierung beanspruchte, erregte in dem König das Verlangen, endlich die absolute Gewalt herzustellen, und die Rechte des Parlaments zu beseitigen. Die anglikanische Kirche

konnte ihm hierbei nur insofern hilfreich sein, als sie jede Auflehnung gegen die königliche Gewalt ihren Mitgliedern als Sünde verbot. Dies war aber allein für die von Bedeutung, welche wirklich innerlich der Landeskirche angehörten und sich ihr nicht bloß äußerlich konformiert hatten. Die Zahl der letzteren und der proteſtantischen Dissenters war jedoch eine erhebliche, die kirchliche Autorität überhaupt durch die revolutionären Wirren tief erschüttert. Die Zeiten schienen im Entschwinden begriffen, in denen durch kirchliche Machtmittel die politische Herrschaft gesichert werden konnte. Der König bedurfte zur Ausführung seines Planes mehr, eine ſtehende Armee. Diese hätte er aber in dem Umfange, wie er sie bedurfte, bei keiner Partei durchsetzen können. Denn gerade seine treuen Anhänger, die Cavaliere, welche von den Soldaten Cromwells so viel gelitten hatten, waren jetzt die entschiedenſten Gegner jedes ſtehenden Heeres. So suchte der König das, was er daheim nicht finden konnte, auswärts, er verband sich heimlich mit dem Landesfeinde Ludwig XIV. zum Sturze der englischen Verfassung.

Der König erbot sich zum Übertritte zur katholischen Kirche und zum Anschlusse an die auswärtige Politik Frankreichs, wenn Ludwig XIV. ihm die finanziellen Mittel gewähre, um sich von seinem Parlamente unabhängig zu machen. Indem Ludwig XIV. dieses Anerbieten annahm, schlossen beide Monarchen im Mai 1670 den Vertrag von Dover. In diesem versprach Karl II. den öffentlichen Übertritt zur katholischen Kirche, schloß ein politisches Bündnis mit Frankreich, namentlich mit Rücksicht auf die in Aussicht ſtehende spanische Erbfolge, wogegen sich Ludwig XIV. zur Zahlung einer reichen Subsidie und zu bewaffneter Hilfeleiſtung für den Fall einer Insurrektion in England verpflichtete.

Der Übertritt zum Katholizismus war in diesem Vertrage nichts als ein Handelsobjekt gegenüber dem französischen Könige. Er sollte der Stuartschen Dynaſtie, welche sich damit von ihrem eigenen Volke trennte und sich auf Gnade und Ungnade Frankreich übergab, das gewähren, was mit Hilfe der anglikanischen Kirche nicht zu erlangen war, die Unabhängigkeit vom Parlamente zunächſt in finanzieller Beziehung. Karl II. hätte damit das Ziel erreicht, daß die Mißwirtschaft des Hofes nicht mehr vom Parlamente, das über die nötigen Geldmittel zu verfügen hatte, gerügt werden konnte. Wenn dieser Vertrag zum großen Teile, namentlich hinsichtlich des öffentlichen Übertrittes Karls II. unausgeführt blieb, so lag die Schuld daran allein an Ludwig XIV. Dieser hatte lediglich das Interesse, England politisch an sich zu knüpfen, und die Erreichung dieses Zieles konnte er sich schon einige Geldmittel in Form einer Subsidie an den englischen König koſten lassen. Die absolute Monarchie in England herzuſtellen und damit dessen König in eine Lage zu versetzen, in der er nicht mehr hilfsbedürftig und von Ludwig XIV. abhängig gewesen wäre, ging dagegen weit über die französischen Interessen hinaus. Insbesondere bot die Fortdauer der Kämpfe zwischen Königtum und Parlament für Frankreich die beſte Garantie, daß England auf dem Gebiete der auswärtigen Politik unschädlich blieb und sich nicht mit den Gegnern der französischen Übermacht auf dem Feſtlande verbündete. Ebensowenig wünschte Ludwig XIV. den sofortigen und öffentlichen Übertritt Karls II. zum Katholizismus, der vielleicht in England eine populäre Bewegung veranlaßt und die französischen Waffen auf lange Zeit von näherliegenden Plänen abgehalten hätte. So blieb der Vertrag von Dover in seinen wichtigſten Beſtimmungen lediglich Programm für die Zukunft.

Um wenigſtens etwas zu tun, setzte, nachdem der präsumtive Thronfolger, der Herzog von York, förmlich zum Katholizismus übergetreten war, das Kabaleminiſterium die Strafgesetze gegen Katholiken und der Gleichheit halber auch gegen proteſtantische Dissenters unter Verletzung von Parlamentsakten kraft königlicher Machtvollkommenheit außer Kraft. Das Parlament machte jedoch nach seinem Zusammentritte jede Hilfeleiſtung für den holländischen Krieg von der Zurücknahme der Indulgenz-Ordonnanz abhängig, und da die französische Kriegsmacht anderweitig beschäftigt war, sah sich der König nicht nur hierzu, sondern auch zur Einwilligung in die Teſtakte genötigt, welche die Bekleidung jedes Amtes von der Zugehörigkeit zur anglikanischen Kirche abhängig machte. Nation und Parlament gingen jetzt angriffsweise gegen den Katholizismus vor. Aufs äußerſte erregt

durch die Erdichtungen Oates von einem katholischen Komplotte, verlangten sie jetzt die ſtärkſten Garantien zum Schutze des Proteſtantismus. Zahlreiche Katholiken endeten durch Juſtizmord auf Grund erdichteter Erzählungen, und als letztes Ziel schwebte den populären Beſtrebungen die Ausschließung des Herzogs von York von der Thronfolge vor Augen. Die Monarchie war mit ihrer katholischen Politik in die äußerſte Defensive gedrängt und mußte schließlich die Ablehnung der Exklusion-Bill durch die Lords als Rettung aus schwerer Gefahr begrüßen.

Die katholische Politik Karls II. war also nichts anderes als Mittel zum Zweck, sie bildet einen Versuch, mit Hilfe des Auslandes, dem der Übertritt des Königs als Kompensationsobjekt und gewissermaßen als Bürgschaft angeboten wurde, die parlamentarische Verfassung zu ſtürzen und die absolute Monarchie herzuſtellen. Wenn dieser Versuch unter Karl II. mißglückte, so lag dies hauptsächlich daran, daß es dessen Verbündeten Ludwig XIV. mit der Konsolidierung der englischen Monarchie selbſt nicht ernſt war, daß er sich ihrer zwar für seine Zwecke bedienen, sie aber nicht vom Parlamente unabhängig machen wollte. Wurden aber einmal die Ziele des Vertrags von Dover auf englischer Seite nicht erreicht: denselben seinerseits durch seinen Anschluß an die katholische Kirche zur Ausführung zu bringen, hatte Karl II. auch keine Veranlassung. Die katholische Politik hatte sich als ein Fehlgriff erwiesen und trug, soweit sie von den Zeitgenossen durchschaut wurde, nur dazu bei, die Kluft zwischen der Dynastie und dem Volke zu erweitern. Der endliche Übertritt Karls II. auf seinem Sterbebette erfolgte natürlich unabhängig von allen politischen Motiven und hat auch die Politik dieses Königs selbſt nicht mehr beeinflussen können. Wohl aber hat das Bekanntwerden der Tatsache unter Jakob II. die innere Entfremdung der Nation von der angeſtammten Dynaſtie wesentlich befördert.

Trotz dieses Mißerfolges wurde die katholische Politik von Jakob II. in noch entschiedenerer Weise wieder aufgenommen. Ein erheblicher Unterschied zwischen ihm und seinem Vorgänger iſt dabei nicht zu verkennen. Dieser beruht im wesentlichen in der persönlichen religiösen Überzeugung beider. Karl II. war durchaus Libertin, dem der Übertritt zum Katholizismus nichts anderes sein sollte als politisches Mittel. Sobald dieses versagte, ja sich der Monarchie geradezu als ziemlich zweischneidige Waffe erwies, wurde es einfach beiseite gelegt, und damit die erregte öffentliche Meinung wieder einigermaßen beruhigt. Für Jakob II. war dagegen — unbeschadet der politischen Ziele, die er durch die Verbindung mit dem Katholizismus zu erreichen suchte — dieser selbſt Herzenssache. Neben dem Streben nach absoluter Macht erfüllte ihn jener einseitige Fanatismus, wie er beschränkten Köpfen eigentümlich ist. War unter Karl II. der Katholizismus nur Mittel zur Herſtellung der absoluten Monarchie gewesen, so erscheint seinem Nachfolger gleichzeitig der Absolutismus als Mittel, um die Herrschaft der katholischen Kirche zu begründen.

Jakob II. wies bei seiner Thronbeſteigung und solange seine Regierung noch nicht befeſtigt war, jedes Streben nach absoluter Gewalt und jeden Versuch zum Umſturze der kirchlichen Verfassung — schon wurden beide Tendenzen von der öffentlichen Meinung miteinander in Verbindung gesetzt — weit von sich. Auf diesem Standpunkte konnte er aber, wenn er überhaupt je ernſt gemeint war, nicht lange ſtehen bleiben. Zunächſt war ihm die Freiheit der Religionsübung für seine Glaubensgenossen, die Zugänglichkeit aller öffentlichen Ämter für sie, also die Aufhebung der Teſtakte, unter deren Beſtimmungen er einſt als Thronfolger selbſt gelitten, dringende Herzenssache. Hier bildete das verfassungsmäßige Recht eine nicht zu beseitigende Schranke. Der Versuch des Königs, die Aufhebung der Teſtakte durch Parlamentsbeschluß zu erreichen, scheiterte an dem einmütigen Widerſtande aller Parteien. Seine katholischen Beſtrebungen konnte also der König nur verfolgen, indem er sich über die beſtehenden Rechtsschranken hinwegsetzte und sich absolut machte. Auf der anderen Seite waren die Katholiken, welche der König unter Verletzung des verfassungsmäßigen Rechtes zu den Zivil- und Militärämtern berief, allein auf die Person des Monarchen angewiesen und die zuverlässigſten Werkzeuge des Absolutismus. Die Herſtellung der absoluten Monarchie, das Ideal, welches allen Stuarts als unverrückbares Ziel ihrer Politik vor Augen geschwebt hatte, wird bei dem letzten Vertreter der Dynaſtie zur religiösen Gewissenspflicht. Nur nach Umſturz des ver-

fassungsmäßigen Rechtes war freie Bahn für die Herstellung des Katholizismus vorhanden, und nur durch die Verbindung mit einem Kirchensysteme, welches außerhalb jedes Zusammenhanges mit der bestehenden öffentlichen Rechtsordnung war, konnte diese selbst gestürzt werden. Jetzt erst sind die katholischen und absolutistischen Bestrebungen eng und unauflöslich miteinander verbunden, sie sind wechselseitig Mittel zum Zweck, das eine ohne das andere war nicht mehr erreichbar.

Daneben behielt unter Jacob II. ebenso wie unter seinem Vorgänger die Verbindung der Dynastie mit der katholischen Kirche für die auswärtige Politik, welche ihrerseits wieder auf die inneren politischen Verhältnisse zurückwirkte, ihre Bedeutung. Es war damit die enge Verbindung des englischen Staatswesens mit Frankreich und der unbedingte Anschluß an die gesamte auswärtige Politik Ludwigs XIV. geboten, schon um der Dynastie einen Rückhalt gegen ihre inneren Feinde zu sichern. Hierdurch, wie durch die effektive Hilfeleistung durch die französischen Subsidien fand aber die innere Politik Jacobs II. eine Stütze, ohne welche sein Thron vielleicht schon zu einem früheren Zeitpunkte zusammengebrochen wäre. Während aber unter Karl II. diese Verbindung mit dem Auslande im Interesse der inneren Politik den einzigen Zweck des Anschlusses an die katholische Kirche bildete, ist sie unter Jacob II. nur eines unter mehreren Momenten von annähernd gleicher Bedeutung.

So begannen denn zur Erreichung der sich nunmehr miteinander deckenden kirchlichen und politischen Ziele der Dynastie zunächst kraft königlicher Machtvollkommenheit Dispensationen von der Testakte zugunsten von Katholiken in einem Umfange, in dem das Dispensationsrecht bisher nie zur Anwendung gekommen war. Daß der König zugunsten einzelner Personen von der Anwendung der Gesetze dispensieren könne, war bisher ebenso unzweifelhaft gewesen, wie daß ein Gesetz nicht einseitig vom Könige, sondern nur mit Zustimmung des Parlamentes abgeändert werden könne. Gleichwohl schloß jede Dispensation eine Aufhebung des Gesetzes für den individuellen Fall in sich, und massenhafte Dispensationen, wie sie nunmehr erteilt wurden, mußten dem Gesetze überhaupt seine Anwendbarkeit entziehen. Eine juristische Grenzlinie konnte hier nicht gezogen werden, es handelte sich ausschließlich um eine Frage des politischen Taktes. Eben deshalb war die Gefahr, welche dem geltenden Rechtszustande durch einen Mißbrauch des Dispensationsrechtes drohte, eine außerordentlich große. Indem das Dispensationsrecht auch angewendet wurde, um Katholiken Pfründen der Staatskirche zu übertragen, und indem, entgegen den Parlamentsstatuten, ein High Commission Court in völliger Abhängigkeit vom Könige als oberster Gerichtshof über die staatskirchliche Geistlichkeit von neuem eingesetzt wurde, richteten sich die Angriffe des neuen Absolutismus unmittelbar gegen die bestehende kirchliche Verfassung zugunsten der römischen Kirche. Jene Kirche von England, welche als die Schöpfung der Monarchie von jeher deren treueste Verbündete gewesen war, welche die Unrechtmäßigkeit jedes Widerstandes gegen den Fürsten fast als Glaubensartikel predigte, war jetzt der Gegenstand des erbittertsten Hasses seitens eines katholischen Monarchen.

Dieser unnatürliche Kampf war nicht möglich ohne ein ebenso unnatürliches Bündnis. Das Haus Stuart konnte mit den wenigen englischen Katholiken sich nicht die ganze protestantische Bevölkerung auf einmal zum Gegner machen. Während bisher die protestantischen Sekten mit unerbittlicher Strenge verfolgt worden waren, erschienen sie jetzt, nachdem der Kampf mit der anglikanischen Kirche sich entsponnen, als schätzbare Verbündete für Monarchie und Katholizismus. Die alten Todfeinde des Hauses Stuart, Puritaner wie Independenten, wurden plötzlich hoffähig. Am 4. April 1687 erschien jene denkwürdige Indulgenzerklärung, in der Jacob II. unter Bruch des verfassungsmäßigen Rechtes und kraft eigener königlicher Machtvollkommenheit alle Strafgesetze gegen die Mitglieder anderer Religionsgemeinschaften als der anglikanischen Kirche außer Kraft setzte und Katholiken wie protestantische Dissenters zur öffentlichen Ausübung ihres Gottesdienstes ermächtigte, gleichzeitig auch alle religiösen Hindernisse für die Bekleidung öffentlicher Ämter aufhob.

Das Experiment, auf diese Weise den englischen Protestantismus zu teilen, scheiterte nur daran, daß die große Masse der protestantischen Dissenters das zweifelhafte Geschenk einer illegalen Toleranz ablehnte. Am

27. April 1688 erging eine erneute Indulgenzerklärung, welche die erste zwar nur inhaltlich wiederholte, aber auf ausdrücklichen Befehl des Königs von allen Kanzeln des Landes verkündet werden sollte. Bekanntlich brachte die Weigerung der Bischöfe, sich diesem Ansinnen zu fügen, und ihr sich daran anschließender Prozeß, der mit ihrer Freisprechung endete, den Konflikt zwischen dem Königtume und der anglikanischen Kirche zum offenen Ausbruche.

Der Selbsterhaltungstrieb der anglikanischen Kirche und ihrer Anhänger erwies sich in der Stunde der Gefahr stärker als alle Theorien von der Pflicht des Gehorsams, die jahrzehntelang von den Kanzeln gepredigt worden waren. Bei der Landung des Prinzen von Oranien erhoben sich beide Parteien zum aktiven bewaffneten Widerstande, sodaß der Thron der Stuarts fast ohne Widerstand in sich selbst zusammenstürzte. Mochte hinterher ein Teil der offiziellen Kirche zu dem lange mit Eifer gepflegten Theorien zurückkehren und mit einzelnen Mitgliedern der Tory-Partei dem neuen parlamentarischen Monarchen den Eid der Treue verweigern, die Tatsache läßt sich nicht wegleugnen, daß im entscheidenden Augenblicke die Macht der Verhältnisse sich als stärker erwiesen hatte als alle überkommenen Lehren über die Rechte des Monarchen und die Pflichten der Untertanen.

Wirft man zuletzt noch die Frage auf, welche Bedeutung die kirchliche Politik der Stuarts für die beteiligten Kirchen hatte, so kann die Antwort nur lauten: die Feindschaft der Dynastie war ein Glück für die kirchliche Gemeinschaft, der sie zuteil wurde, ihre Freundschaft ein Verhängnis.

Die anglikanische Kirche fiel als Verbündete der Monarchie während der ersten Revolution und wäre, wenn nicht die Herrschaft der Gentry sehr bald durch das Soldatenregiment Cromwells ersetzt worden wäre, für immer durch die presbyterialen Kirchensysteme verdrängt worden. Erst die Restauration führte die Wiederherstellung der kirchlichen Verfassung herbei. Hätte das enge Verhältnis zwischen der Monarchie und der anglikanischen Kirche fortbestanden, so würde dies den Sieg der zweiten Revolution wesentlich erschwert, aber, wie das Beispiel der ersten zeigt, kaum auf die Dauer verhindert haben. Die siegreiche Revolution würde aber eine mit der historischen Monarchie verbündete Landeskirche, welche deren stärkste Stütze bildete, das zweite Mal mit derselben Notwendigkeit vernichtet und an ihre Stelle presbyteriale Bildungen gesetzt haben wie das erste Mal. Indem die beiden letzten Vertreter der Dynastie die Kirche von England auf die Seite ihrer Gegner drängten und sie nötigten, an der Revolution teilzunehmen, erwiesen sie dieser Kirche selbst den besten Dienst und retteten ihre Existenz. Mochte man hinterher die Kirche und ihre Vertreter mit mißtrauischen Augen betrachten und nach Kautelen gegen eine Wiederbelebung der kirchlich-politischen Lehren und Ansprüche suchen, jedenfalls war die Kirche über die Stürme der Revolution hinweg gerettet und in das ruhigere Fahrwasser geleitet, in dem sich seit 1688 die Entwicklung des englischen Staates bewegte.

Die katholische Kirche hätte schon wegen der geringen Zahl ihrer Anhänger in England nie dauernd zu einer beherrschenden Stellung gelangen können. Ebenso ging eine gewaltsame Gegenreformation über die Kräfte der englischen Monarchie, selbst wenn dieser der Sieg über das Parlament zuteil geworden wäre, weit hinaus. Unter diesen Umständen war alles, was die katholische Kirche mit einiger Aussicht auf Erfolg erstreben konnte, die Freiheit der Religionsübung und die politische Gleichberechtigung ihrer Mitglieder. Beides wäre ihr, je mehr der Religionshaß der Reformationszeit nachließ, allmählich von selbst zuteil geworden, umsomehr, als die Gesetzgebung Elisabeths durch eine sehr allgemein gehaltene Fassung des Suprematieeides Katholiken sogar gestattet hatte, ihren Sitz im Oberhause einzunehmen. Diese Entwicklung wurde durch die katholische Politik der beiden letzten Stuarts zu Ungunsten der katholischen Kirche unterbrochen. Indem zeitweise alle wichtigen Stellen mit Katholiken besetzt wurden, erschienen diese lediglich als die Werkzeuge des Absolutismus. Absolute Monarchie und katholische Kirche waren nach der Volksmeinung solidarisch. Wenn es auch gelang, grobe Exzesse gegen Katholiken zu verhindern, so konnte doch von der Gewährung freier Religionsübung oder politischer Gleichberechtigung nicht die Rede sein, sondern die unter Karl II. verschärften Strafgesetze gegen Katholiken blieben bestehen. Das verhängnisvolle Bündnis mit den Stuarts hat die Entwicklung der katholischen Kirche in England um mehr als 100 Jahre aufgehalten.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Wolkenkratzer.

Das Bedürfnis nach dem Wolkenkratzer leitet sich aus den Bedürfnissen des modernen amerikanischen Geschäftslebens her. Es spielt sich stets innerhalb einiger weniger Straßen ab, konzentriert den gesamten Geschäftsbetrieb auf einige wenige »blocs«, vereinfacht ihn so und erspart viel Zeit. Man hat also das Problem vor sich, auf geringer Bodenfläche Raummöglichkeiten zu schaffen, für die in europäischen Städten das Vielfache des Terrains zur Verfügung stehen würde; aus diesem Grunde hat man diesen Geschäftsgebäuden das Vielfache der in Europa gebräuchlichen Höhen geben müssen, um den erforderlichen Platz zu schaffen. New York ist die Stadt, die absolut und verhältnismäßig die meisten Wolkenkratzer aufzuweisen hat, schon aus dem Grunde, weil die östliche Metropole auf einer Insel liegt und sich daher nur nach oben ausdehnen kann. Aber das Charakteristische des Geschäftsviertels jeder amerikanischen Stadt sind die Wolkenkratzer, die dieses Geschäftsviertel bilden, und die das eigentliche Herz der Stadt sind. Im weiten Umkreis liegen um sie herum die Wohnhäuser der Bürger oder die Fabriken und Werke. Denn die Wolkenkratzer dienen nie Wohnungszwecken, wenn sie nicht gerade als Hôtels ausgebaut sind, sondern nur Bureauzwecken. Die Industrien der Stadt und die anderer Stidte sind in diesen Wolkenkratzern durch »Offices« vertreten, und die im Umkreise der Stadt befindlichen Fabriken werden in der Regel vom Wolkenkratzer aus geleitet. Jeder, der zur Erledigung seiner Geschäfte ein Bureau haben muß, verbringt die Geschäftsstunden im Wolkenkratzer; das sind hauptsächlich die Leiter industrieller Unternehmungen und die, welche einen freien Beruf ausüben. Auf einen kleinen Raum zusammengedrängt, erheben sich im Herzen der amerikanischen Städte die Wolkenkratzer, die den urwüchsigen Ausdruck amerikanischer Architektur bilden. In den größten Städten sind bestimmte Gewerbe in bestimmte Wolkenkratzer eingezogen. Hier z. B. gibt es Häuser, die fast nur von Rechtsanwälten oder Ärzten bewohnt werden. Die Vereinfachung des Geschäftsbetriebes hat auch kleine Städte dazu gebracht, in die Mitte des Städtchens einen Wolkenkratzer zu stellen und dort alle Bureaus der Industrien usw. zu konzentrieren. Der Verfasser kennt einen solchen Wolkenkratzer in einer kleinen Stadt Pennsylvaniens, in dem man sich verheiraten, das Testament aufsetzen, sich versichern, sich operieren lassen und den Sarg nebst vornehmster Leichenfeier bestellen kann.

Wenn man als einen Wolkenkratzer ein Gebäude bezeichnet, das sich durch besondere Höhe auszeichnet, so ist es leicht ersichtlich, daß das Problem des sachgemäßen Baues eines Wolkenkratzers ein anderes ist, als das eines gewöhnlichen vierstöckigen Hauses: Materialien, Ausführung und Architektur werden verschieden sein müssen. Da Wolkenkratzer stets auf teurem Grund und Boden stehen, kann man sich bei ihrem Bau nicht auf einen bestimmten Grundriß kaprizieren: man muß den Boden ausnutzen, den man hat, und so findet man dreieckige, halbrunde und andere Wolkenkratzer neben solchen mit rechteckigem Querschnitt. Das durch die graziöse Wucht seiner Linien berühmte Fuller Building (Broadway and 23th Str.) hat einen etwa dreieckigen Grundriß.

An jedem Wolkenkratzer aber muß man, unabhängig von seinem Grundriß, folgende Bedingungen erfüllt sehen: 1. Standsicherheit, 2. Feuersicherheit, 3. schnellen und ausgiebigen Aufzugsdienst, 4. moderne und komfortable Einrichtungen nebst allen Bequemlichkeiten. Um diese Grundbedingungen zu erfüllen, darf man nie außer Augen lassen, daß man es mit Gebäuden von der Höhe von hohen Kirchtürmen zu tun hat. Diese Höhe gibt den Gebäuden ein großes Gewicht. Je höher ein Gebäude ist, desto schwerer wird es werden, und desto größer muß sein Druck auf die Fundamente werden; und auch der Druck, der von den höheren Stockwerken her auf den unteren lastet. Wenn man beispielsweise ein Haus von 20 Stockwerken betrachtet, so wird das 16. Stockwerk genau solch starke Last zu tragen haben, wie bei einem vierstöckigen Haus das Fundament des Hauses. Je tiefere Stockwerke wir betrachten, desto größer wird die Anzahl der darüber liegenden, ihr Gewicht und ihr Druck werden; und einmal werden wir an einen Punkt kommen, wo die bisher benutzten Materialien, wie Stein, Holz usw., nicht imstande sein werden, die über ihnen liegende Last zu tragen, wo sie zerdrückt werden, daher für den Bau solcher Häuser ungeeignet sein würden und durch andere Materialien zu ersetzen sind.

Daher sind die Wolkenkratzer nach andern Grundsätzen gebaut wie niedrige Häuser. Jeder hat ein stählernes Skelett, er ist um einen stählernen, aus Säulen, Trägern und Versteifungen bestehenden Rahmen herumgebaut, der so berechnet ist, daß er alle in Betracht kommenden Lasten und Drucke aufnehmen kann. Das Charakteristische bei einem Wolkenkratzer ist also, daß alle Teile des Gebäudes statt durch die Mauern durch einen Stahlrahmen getragen werden. Die Mauern sind nur mehr oder minder gelungene Umkleidungen des stählernen Gerippes.

Die senkrechten Bestandteile dieses Stahlrahmens werden aus Säulen gebildet, die vom Fundament aus bis zum Dachstuhl hin durchgehen und die, in genügenden Abständen befindlich, die gesamte Last des Gebäudes und seines Inhaltes senkrecht nach unten in die Erde zu befördern haben. Die Säulen des New York Times-Gebäudes haben eine Last von etwa 25,000 Tons zu tragen. Diese aus gewalztem Profilstahl zusammengenieteten Säulen sind auf das genaueste berechnet. Bei ihrer Berechnung muß man das Gewicht jedes zum Gebäude gehörigen Stückes genau ausrechnen, seine Gewichtsverteilung auf die einzelnen Säulen und seinen Einfluß auf die Säulen in jedem Stockwerk. Daher wird die Säule am Fundament am stärksten sein müssen, da

sie dort das ganze Gebäude zu tragen hat. Je höher man die Säule hinauf verfolgt, desto geringer wird die Anzahl und Last der Stockwerke werden, die sie zu tragen hat, desto schwächer wird man also die Säule halten können; bis dann die Säule dort, wo sie den Dachstuhl zu tragen hat, am wenigsten stark zu sein braucht, da nur die Last des Daches und des Dachstuhles auf ihr ruht. Bei Gebäuden, wie Wolkenkratzern, deren Höhe viel größer ist als ihre Weite, hat man außerdem noch mit einem hohen Winddruck zu rechnen.

Jede Säule ist sicher auf einem starken Fundamentblock verankert, der in der Regel aus Beton oder Eisenbeton besteht. Seine Aufgabe ist es, das auf der Säule ruhende Gewicht sicher in die Erde hineinzuschaffen. Die Klötze sind gewöhnlich durch eine Betonschicht mit einander verbunden und vor den umgebenden Erdmassen durch eine starke Mauer geschützt, die im Verein mit der Betonschicht dem Eindringen von Feuchtigkeit in den Keller und in das Haus Widerstand leisten soll. Besonders bei Gebäuden, die eine Anzahl von Stockwerken unter der Erde haben, ist die sachgemäße Ausführung der Gebäudeteile unter der Erde und der Schutz vor Grundwasser und Erdfeuchtigkeit von grundlegender Bedeutung, ebenso die sorgfältige und sachgemäße Ausführung der Fundamentklötze selbst; denn die kleinste Unaufmerksamkeit kann ein ungleichmäßiges Setzen des Gebäudes zur Folge haben, dessen üble Wirkungen sich mit der Höhe des Gebäudes vergrößern.

Die senkrechten Säulen werden miteinander durch wagerechte Träger verbunden, die dann mit Hilfe geeigneter Versteifungen mit diesen Säulen zusammen ein starres, stählernes Gerippe bilden, das man als das Skelett des künftigen Wolkenkratzers bezeichnen könnte. Je vier dieser Träger bilden die Umrisse der Zimmer im Gebäude; in ihre weiten Öffnungen baut man die Wände, Decken und Fußböden ein. Der wichtigste Punkt dabei ist folgender: die zwischen die Träger eingebauten Mauern usw. sind nicht zu dem Zwecke da, irgend welche Lasten zu tragen, denn das soll das stählerne Gebäudegerippe besorgen. Sie dienen lediglich der Abgrenzung der einzelnen Räumlichkeiten, erfüllen also sozusagen den Zweck einer spanischen Wand. In der Praxis führt man die Mauern usw. stets aus gutem, soliden Material aus, die Wände aus Beton, die Boden aus Terracotta-Bögen; und die gute und starke Ausführung verstärkt dann die Steifheit und Widerstandsfähigkeit des Wolkenkratzers bezw. seines Gerippes recht erheblich.

Bei der schweren Konstruktion gewichtiger Wände usw. spielt allerdings noch eine andere Überlegung mit. Das ist die Rücksicht auf den Einfluß von Winden auf die Standsicherheit des Gebäudes. Je schwerer ein Gebäude ist, desto sicherer wird es stehen, und desto weniger werden seine obersten Stockwerke Schwankungen ausgesetzt sein. Die auf ein Gebäude wirkenden Winddrucke sind erheblich, besonders in Gegenden, die erfahrungsgemäß durch jährlich wiederkehrende Orkane heimgesucht sind. Mat hat da Windgeschwindigkeiten bis zu 175 Kilometer per Stunde gemessen, also Winde, die doppelt so schnell wie die schnellsten Eisenbahnzüge dahinbrausen. Ferner sind die Windgeschwindigkeiten in den oberen Luftschichten größer als in den unteren, und je höher sie auf einen Wolkenkratzer einwirken, desto mehr streben sie naturgemäß ihn umzustürzen, und desto gefährlicher sind sie. Um nun einem Wolkenkratzer als solchem Stabilität zu verleihen, muß man ihn möglichst schwer machen, also viel schweres Material in ihn hineinstecken, und diese Notwendigkeit macht den Bau von Wolkenkratzern nicht gerade sehr billig. Es gibt da Beispiele, wo die Bauleiter am unrechten Orte Geld sparen wollten und dabei hereinfielen.

Wie gesagt, die Schwere eines Gebäudes ist seine Sicherheit gegen den Winddruck, der gegen das ganze Gebäude wirkt und es um seine unterste Kante umzukippen versucht. Andererseits versucht der Winddruck auch, die einzelnen Teile des Gerippes in sich selbst zu verschieben, wie man ungefähr ein Rechteck in sich selbst verschieben könnte, wenn seine Ecken aus Gelenken beständen. In dem Stahlgerippe haben wir es ja bis jetzt mit einer Reihe von Rechtecken zu tun, die aus Trägern und Säulen zusammengesetzt sind. Verbindet man in einem gewöhnlichen Rechteck zwei sich gegenüberliegende Ecken durch einen Stab, so ist dieses Rechteck unverschieblich. Man hat es in zwei Dreiecke verwandelt, und ein Dreieck ist in sich selbst unverschiebbar.

So macht man es auch mit den vielen rechteckigen, senkrechten und wagerechten Feldern unseres kolossalen Wolkenkratzers. Man versteift die Felder durch diagonale Stäbe, mit der Wirkung, daß das ganze Gebäude in sich selbst unempfindlich gegen äußere Einflüsse wird. Die Erfahrung in San Francisco hat gelehrt, daß ein solches Gebäude vollständig erdbebensicher ist, wenn es in sich selbst starr ist und als ganzes infolge seiner Schwere nicht umzukippen ist.

Wenn ein Wolkenkratzer den obigen Bedingungen entspricht, wird man ihn als standsicher bezeichnen können, aber nur so lange, als diese Bedingungen bestehen. Feuer kann diese Voraussetzungen ändern, indem es das Stahlgerippe angreift, beschädigt oder gar vernichtet; und daher lautet der zweite Grundsatz beim Bau des Wolkenkratzers: Feuersicherheit. Man muß ein Gebäude so bauen, daß der Ausbruch eines Feuers möglichst ausgeschlossen ist; und daß, falls es ausbrechen sollte, es auf einen möglichst kleinen Umfang beschränkt bleibe; in keinem Falle sollte aber ein Feuer die Standsicherheit des Baues gefährden können. Je feuersicherer man ein Gebäude macht, desto kostspieliger wird zwar der Bau, desto geringerer wird aber auch die Versicherungsrate ausfallen, und desto leichter wird man es vermieten können. Und besonders der letzte Punkt ist ja nicht unwesentlich. Ein feuersicheres Gebäude muß 1. lauter feuersicher umkleidete tragende Eisenteile, 2. dicke Mauern, 3. feuersichere Trennungswände, Decken, Treppen usw., 4. feuersicheres Holz und Glas, 5. gut isolierte elektrische Leitungen haben; 6. sind durchgehende Schächte zu vermeiden oder feuersicher zu isolieren, 7. müssen große, leicht erreichbare Wasservorräte zum Löschen da sein. Während das Stahl des

Stahlgerippes nur bei den höchsten Temperaturen verbrennbar ist, verändert es schon bei weniger hohen Temperaturen seine Form: es biegt sich. Ein Gebäude, dessen Säulen sich im Falle eines Feuers durchbiegen würden, wäre wie eine Mausefalle. Ein Wolkenkratzer mit ungesicherten Stahlteilen ist gefährlicher als ein Holzgebäude. Daher wird jeder Stahlteil im Wolkenkratzer feuersicher umkleidet, durch Feuersteine, Beton, Terracotta oder andere bewährte Materialien. Türen und Fenster sind aus Metall, mit Metall bekleidet oder aus feuersicherem Holze hergestellt. Wo irgendmöglich soll statt Glas nur Drahtglas genommen werden. Die besten Gebäude haben von oben bis nach unten eine weite mit Wasser gefüllte Röhre, die mit leistungsfähigen Pumpen in Verbindung steht und zu jeder Tages- und Nachtzeit Wasser hergeben kann, um Feuer zu löschen. Selbst die im Gebäude gebrauchte Farbe wird feuersicher angefertigt. Mit der Feuersicherung von Wolkenkratzern hat man es sehr weit gebracht. Es bestehen eine Reihe kapitalkräftiger Gesellschaften, die »fireproofing« herstellen. In der harten Probe des Erdbebens und Feuers in San Francisco hat man ja auch den Unterschied zwischen feuersicheren und nicht feuersicheren Wolkenkratzern gesehen; und damals ist es bewiesen worden, daß der Ingenieur des 20. Jahrhunderts feuersichere Wolkenkratzer bauen kann, die die schwersten Prüfungen bestehen können.

Der stand- und feuersicherste Wolkenkratzer wird sich beim Mangel der Möglichkeit, schnell in die höchsten Stockwerke zu kommen, nicht bezahlt machen. Gerade die oberen Stockwerke sind für Bureaus beliebt, da dort der Straßenlärm nicht so störend wirkt.

Man baut prinzipiell in einen Wolkenkratzer so viele Aufzüge, wie man nur kann, denn manche dieser Gebäude haben eine Bevölkerung von 3000 Personen, die alle mit großer Pünktlichkeit zur selben Zeit zu ihren Mahlzeiten gehen wollen. Bei einem Gebäude von 30 Stockwerken, das z. B. sechs Aufzüge haben soll, werden nur zwei Aufzüge bis zum 10. Stocke gehen, zwei werden bis zum 10. Stocke durchgehen und zwischen 10. und 20. an jedem Stockwerke halten, und die letzten zwei werden vom Erdgeschoß bis zum 20. Stockwerk ohne Aufenthalt durchgehen und dann zwischen 20. und 30. Stockwerk regelmäßig anhalten. Auf diese Weise wird ein schneller Aufzugsdienst erzielt. Um ein aktuelles Beispiel anzuführen: Einzelne Expreßaufzüge des Times-Gebäudes gehen ohne anzuhalten vom Erdgeschoß bis zum 16. Stockwerk durch und legen diese Strecke in 33 Sekunden zurück. Dieses Beispiel ist nicht als eine Ausnahme angeführt, sondern um eine Regel zu illustrieren. Je schneller und höher der Fahrstuhl läuft, desto gefährlicher werden die Folgen irgend eines Bruches sein, der den Aufzug unkontrolliert nach unten senden könnte, und desto durchgreifendere Vorsichtsmaßregeln muß man gegen den Fall eines Fahrstuhles ergreifen. An jedem Flur sollen Instrumente anzeigen, in welcher Richtung sich der Fahrstuhl bewegt, und auf welcher Höhe er sich befindet. Sobald der Fahrstuhl eine gewisse Geschwindigkeit überschreitet, wird er automatisch aufgehalten und zum Stillstand gebracht. Ferner müssen alle zum Fahrstuhl führenden Türen automatisch verschließbar sein und geschlossen sein, wenn sich der Fahrstuhl nicht auf dem betreffenden Stockwerk befindet.

So kann der Mieter geschwind und sicher in sein Bureau kommen. Das muß dann bequem und gemütlich eingerichtet sein. Im Winter muß er gute Heizung haben, gewöhnlich Dampfheizung durch Radiationen, im Sommer muß er mit einer Drehung eines Hahnes abgekühlte Luft in sein Zimmer hineinlassen können. Die künstliche Beleuchtung ist stets elektrisch, gewöhnlich 4 Lampen in einem Zimmer. Ein Marmorbecken mit kaltem und warmem Zufluß dient der Reinlichkeit. Heizung und Beleuchtung ist gewöhnlich in die Miete mit eingerechnet. In der Regel sind die Räume in Wolkenkratzern infolge der hohen Preise des Grundstückes und der großen Baukosten sehr klein. Telephon- und Telegraphenanschluß ist in jedem Bureau vorhanden.

Der Wolkenkratzer ist ein Wahrzeichen des Geistes der Neuen Welt. Allein in unserer Stadt gibt es zwei Gebäude, die höher sind als der Kölner Dom: das Singer-Gebäude um 30 Meter höher und das Metropolitan sogar um 45 Meter. Diese Wolkenkratzer drücken den amerikanischen Staaten ihr eigenartiges Gepräge auf, sie sind in Anlage und Ausführung durchaus und nur amerikanisch.

Mitteilungen.

Eine Monumentalausgabe von Dantes Divina Commedia wird, zugleich als Gabe zum Jubiläum des Königreichs Italien, in dem Verlage von Leo S. Olschki in Florenz erscheinen. Das reich mit Holzschnitten illustrierte Werk wird unter anderm getreue Wiedergaben der 101 Bilder der venetianischen Ausgabe vom März 1491 enthalten. Der Text wird auf Büttenpapier in Schwarz- und Rotdruck erscheinen, und zwar soll die Anordnung zweispaltig sein, so daß dem Texte auf der anderen Spalte der Kommentar gegenübersteht. Dieser wird von dem Bibliothekar an der Florentiner Nationalbibliothek, Conte Giuseppe Lando Passerini verfaßt werden und soll vor allem einen ästhetischen Charakter tragen. Zur Textgestaltung sollen die neuesten Forschungen herangezogen werden. Die Einleitung des Werkes wird ein von Gabriele d'Annunzio geschriebenes Leben Dantes bilden.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 11
12. März 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Charakterzüge des amerikanischen Volkes.

Von Benjamin Ide Wheeler, Präsident der California University in Berkeley, derzeitigem Inhaber der Roosevelt-Professur an der Universität Berlin.

Es darf jetzt als über allen Zweifel erhaben gelten, daß es in der Welt Amerikaner gibt. Daß man aber diese Menschen als Einheit charakterisieren kann, wird oft geleugnet. Das Land dehnt sich ungeheuer aus; nach Landesteilen, Staaten und Distrikten sind Sitten, Lebenswandel und Interessen der Einwohner verschieden. Die Nation ist aus allen Bestandteilen Europas gemischt, die Mischung aber ist noch nicht zu reifer Vollendung gekommen; dazu hat die Zeit nicht ausgereicht. Es existiert aber schon ein amerikanischer Typus, — allerdings noch kein physiologischer, sondern ein psychologischer, — ein Typus, der aus gleichem Temperament und aus gleichen Lebensanschauungen besteht. Unsere Landsleute sind stets zu erkennen, meistens schon auf der Straße und aus der Ferne, immer aber im Verkehr. Diesen psychologischen Typus unternehme ich heute zu charakterisieren:

Herr Low sagt in seinem Buche »America at Home« sehr treffend: »Ein gut Teil des Temperaments und der Stärke Amerikas ist seinem Vermögen zuzuschreiben, den Ausländer aufzusaugen, ihn schnell in seinem Denken und Fühlen zu einem Amerikaner zu machen. Der Amerikaner ist daher, ob nun Amerikaner von Geburt oder durch Adoption, ganz von dem patriotischen Glauben durchdrungen, daß sein Land und sein Volk wirklich Europa und den Europäern überlegen sei; und er ist von aufrichtigem Bedauern erfüllt, daß die Welt nicht so eingerichtet ist, daß auch andere ein wenig an seinem Glücke teilnehmen können.« Es ist Sitte des Landes, ein begeisterter Patriot zu sein; die Landesfahne ist überall zu sehen, sie weht auf jedem Schulhause, und der Flaggensalut gehört zu den wöchentlichen Ereignissen in jedem Unterrichtsinstitut. Wir stehen in dem Ruf zu glauben, daß wir »das größte Volk der Erde« seien, daß unsere Freiheit im Denken und Handeln geradezu ohne gleichen dastehe; daß, was auch immer drohen möge, alles zu einem guten Ende kommen müsse; daß die Gottheit uns zu etwas ganz besonderem ausersehen habe, und daß wir unter ihrer ganz speziellen Obhut ständen. Man sagt uns ferner nach, daß wir dies nicht nur glauben, sondern daß wir auch jederzeit, mit oder ohne Veranlassung, bereit seien, es offen und ehrlich zu bekennen und — wie unsere englischen Freunde behaupten — es, wenn nötig, durch die Nase betonen. Wenn das der Fall ist — und meiner Ansicht nach enthält dieser Ausspruch viel Wahrheit — so darf man aber nicht ungesagt lassen, daß unsere im Auslande geborenen Bürger, und

sogar die kürzlich eingewanderten, sich mit bewunderungswürdiger Schnelligkeit diese Eigenart unseres Landes aneignen und es uns gewöhnlich darin zuvortun. Ob sie es in der unbewußten Annahme einer Mode tun, oder in der Absicht, uns für den Augenblick den Mund zu stopfen, lasse ich dahingestellt; es dürfte wohl manchmal das eine, manchmal das andere der Fall sein; meiner Ansicht nach jedoch meistenteils das erstere. Soviel steht fest, unsere Ausländer sind die »ausdrücklichsten« Verehrer dessen, was wir mit Stolz »Amerikanismus« nennen.

Das Problem, dem Amerika sich jetzt gegenüber sieht, führt, soweit die kaukasischen Rassen Europas in Frage kommen, die Abschaffung des Abstammungsunterschiedes mit sich, sowie ein vollständiges Substituieren des menschlich-sozialen Bandes anstelle der Stammeseinheit. Die auf der Gemeinschaftlichkeit der Sprache, der Sitten und Ideen basierende Gesellschaft ist im Begriff, die auf Blutreligion gebaute Gesellschaft und ihren modernen, schattenhaften Stellvertreter, den religiösen Rassenstaat, zu verdrängen. Die Neigung des Landes zur Abschaffung der Rassegrenzen ist vollständig auf die weißen Rassen beschränkt. Der Süden zieht eine scharfe Grenze gegen die schwarze Rasse, und der Norden, der von jeher der Blutmischung ablehnend gegenüber gestanden, hat sich allmählich zu denselben Ansichten bekehren lassen. Nun eine Abneigung gegen eine solche soziale Mischung und nachfolgende soziale Assimilierung zu dem Widerwillen gegen Blutmischung hinzugekommen ist, bietet das Problem einer politischen Assimilierung Schwierigkeiten von übler Bedeutung für die Zukunft. Die übereilte Zulassung des Negers zum Stimmrecht am Ende des Bürgerkrieges wird jetzt allgemein als ein Fehler angesehen, und zwar selbst von den reiferen Leuten unter den Negern.

Der Westen opponiert heftig gegen den Versuch, die gelben Rassen Asiens zu assimilieren; der Süden sympathisiert natürlich hiermit, und der Norden, jetzt vollständig überzeugt von der Ernsthaftigkeit der Negerfrage, ist weniger als in früheren Zeiten geneigt, die Einwendungen gegen asiatische Einwanderung als ein unvernünftiges Vorurteil der pazifizischen Küste anzusehen.

Die Vorgänge auf Hawaii während der letzten fünf Jahre lassen deutlich erkennen, daß ohne unsere Ausschließungspolitik die Orientalen heute den größten Teil der Bevölkerung Kaliforniens ausmachen würden. Wir kommen alle immer mehr und mehr zu der Überzeugung, daß die Aufgabe, die europäischen Rassen zu einer amerikanischen Gesellschaft zu verschmelzen, für den Augenblick vollständig ausreicht.

Der erste, hauptsächlichste Bestandteil des Amerikanismus, das Universal-Lösungsmittel aller, ist ein starker, prächtiger Optimismus. James Fullerton Muirhead, der englische Verfasser von Baedekers »Handbook to the United States«, ein Mann, der vielleicht von allen lebenden Ausländern, sogar Herrn Bryce nicht ausgenommen, die beste Gelegenheit gehabt hat, die Einzelheiten des amerikanischen Lebens in allen Teilen des Kontinents kritisch und objektiv zu studieren, und der in seinen Betrachtungen über amerikanische Zustände nicht nur eine umfassende Kenntnis, wie sie kaum je ein Amerikaner besessen, sondern auch ein außerordentlich glückliches Ausdrucksvermögen und eine bewundernswürdige Genauigkeit in seinen Ausführungen an den Tag legt, gibt in seinem kürzlich erschienenen Buche »The Land of the Contrasts« Seite 274, das folgende, äußerst treffende Resumé der wesentlichen Bestandteile des Amerikanismus: »Er schließt in sich ein Gefühl von unbegrenzter Ausdehnungskraft ein und von unbeschränktem Entwicklungsvermögen; ein fast kindliches Vertrauen zu menschlicher Fähigkeit und eine Furchtlosigkeit hinsichtlich der Gegenwart sowohl wie der Zukunft; eine umfassendere Verwirklichung menschlicher Brüderschaft, als je existiert hat; eine größere Bereitwilligkeit, mehr nach dem Individuum als nach Klassen zu urteilen; eine nonchalante Gleichgültigkeit gegen Autorität und eine außerordentliche Vorliebe für Neuerungen; eine bemerkenswerte Munterkeit des Geistes und eine mannigfaltige Verschiedenheit des Interesses; vor allem aber eine unbesiegbare Hoffnungsfreudigkeit und einen niemals wankenden Mut«.

Wir sehen, daß durch alle diese Züge, wie ein goldener Faden, der sie alle zu einem Charakter vereinigt, die Eigenschaft des Optimismus läuft. Sie beginnen mit einem »Gefühl unbegrenzter Ausdehnungskraft und unbeschränkten Entwicklungsvermögens« und enden mit einer »unbesieglichen Hoffnungsfreudigkeit« und einem »niemals wankenden

Mut«. Der Amerikaner glaubt instinktiv, daß ein kolossales Stück Arbeit noch unverrichtet, ein weiter Spielraum, in welchem ein schöpferischer Eifer für Besserung sich betätigen kann, vorhanden, und dem Einzelwesen eine gute Gelegenheit gegeben ist, einzuspringen und sich in schöpferischer Arbeit Ausdruck zu verschaffen. Die Amerikaner leben immer in der frohen Erwartung, daß das kommende Jahr besser ausfallen wird, als das vorangegangene; sie berichten Erfolge und vergessen Mißerfolge; das Schlimmste was einem Manne passieren kann, ist sich vom »Hoodoo« verfolgt zu wissen; Mißerfolg ist das Abnorme und Zufällige, das Normale ist Wachstum und Verbesserung. Jede Stadt, jedes Städtchen muß wachsen und sich verbessern, und wenn es das nicht tut, wird ein »Förderungskomitee« ernannt, dessen Aufgabe es ist, festzustellen, was daran schuld ist, und es zum Wachsen zu bringen. Der Glaube, der Spekulant und der »boomer« müssen an die Arbeit. Der »boomer« — das ist ein Glaubensheiler. Glauben kreiert. »Es ist eine gewisse Zuversicht des, daß man hoffet.« Es hat »Königreiche bezwungen, Gerechtigkeit gewirket, die Verheißung erlanget, der Löwen Rachen verstopfet«. Das Schlimmste, was ein Mann über eine Stadt sagen kann, ist, was ich einen alten »westerner« über seine Geburtsstadt Owego, New York, sagen hörte, als er nach dreißigjährigem Aufenthalte im unternehmenden Westen sie wieder besuchte: »Sie kommt mir vor wie eine fertige Stadt.«

Wir wissen, daß die Welt uns wegen unseres törichten Optimismus auslacht, und wir wissen, sie sieht den Typus des Erz-Optimisten in dem Manne, der aus einem Fenster im sechsten Stockwerke fiel, und den man, als er am zweiten Stockwerke vorüberkam, sagen hörte: Soweit ist alles in schönster Ordnung. Aber wir lassen uns nicht einschüchtern, Bangemachen gilt nicht. Bisher hat sich der Optimismus weit öfter als richtig erwiesen als der Pessimismus. Keine der trüben Prophezeiungen, die die Pessimisten im Hinblick auf unsere Demokratie gemacht haben, ist in Erfüllung gegangen; man denke z. B. an De Tocqueville und das Fiasko seiner Vorhersagungen. Und dann finden wir auch nicht, daß die Pessimisten so viel vor sich bringen. Die Dinge, vor denen sie uns mit ihrem ewigen »lest we forget« (man bedenke), warnen, sind am Ende gar nicht die Dinge, die wir hätten vermeiden sollen. Ferner schaffen sie nichts Neues, sondern suchen nur niederzureißen. Darum wollen wir nicht viel mit diesen Söhnen Jeremiae zu tun haben. Wir halten sie für gute Leutchen, die es aller Wahrscheinlichkeit nach gut meinen, aber ihre Galle ist nicht ganz in Ordnung. Wir ziehen es vor, Männern zu folgen, die wirklich etwas vollbringen und durch ihren Glauben Berge versetzen; und daher haben wir auch für unser Geschäftsleben das Motto des »boomers« zum Wahlspruch erwählt: »Boost, don't knock« (Hilf schieben und nörgle nicht).

Der Amerikaner ist viel überschwänglicher als sein nicht so redefertiger englischer Vetter, und seine Redseligkeit zusammen mit seinem patriotischen Optimismus haben ihm den Ruf eines Prahlers verschafft. Es ist uns so oft gesagt worden, und besonders treffend von Charles Dickens in seinen »American Notes« und Martin Chuzzlewit, daß wir es jetzt alle wissen, und das Urteil des Engländers über den Niagara wohl verstehen können, das da lautet: »One thing that is up to the brag, — etwas, das nicht übertrieben ist!« Wir müssen leider zugeben, daß wir von den Superlativen »größtes Land« und »höchstes in der Welt« etwas zu häufig Gebrauch machen, aber wir bitten die Völker der Welt, gnädig über uns zu richten in Anbetracht dessen, daß wir uns so oft im Dienste der Wahrheit zum Gebrauch von Superlativen gezwungen sehen. Es ist ohne Zweifel wahr, daß Herrn Kipling bei seinem ersten Besuch in Chicago, wie er selbst erzählt, zu verstehen gegeben wurde, daß das »Palmer House« das »feinste Hotel in der feinsten Stadt auf Gottes Erdboden« wäre, und wir fühlen uns durchaus nicht veranlaßt, Professor Lamprechts Erzählung zu widerlegen, daß ihm in Colorado, nachdem er mit allen denkbaren Superlativen regaliert worden war, schließlich ein Trunk des »reinsten Wassers der Welt« angeboten sei.

Der Glaube, der sich am meisten bei dem Durchschnittsamerikaner findet, daß sein Land eine besondere Mission zu erfüllen habe, daß seine Lehre der Selbstverwaltung ein neues Evangelium sei, daß die Zukunft **sein** ist, und daß für **ihn** sich alle Dinge zum besten kehren müssen, wird von Herrn

Bryce als eine Art »Fatalismus der Menge« bezeichnet. Es iſt wahr, der Amerikaner nimmt das Resultat z. B. der Wahlen oder irgend einen anderen klaren Ausdruck der öffentlichen Meinung ohne Klagen und Widerſtand entgegen, und hat wenig Mitgefühl für den, der nicht gute Miene zum böſen Spiel machen kann. Das Spiel iſt vollkommen nach den Regeln geſpielt worden, und wenn er verloren hat, ſo täte er am beſten, eine heitere Miene aufzuſetzen, ſich wieder einen Platz zu ſuchen und unter den neuen Verhältniſſen zu arbeiten, bis einmal die Zeit kommt, wo die Chancen für ihn vielleicht beſſer ſtehen. Immer aber iſt er zu der Annahme geneigt, daß ſich doch noch alles zu ſeinem Nutzen und Frommen erweiſen wird; die Leute wiſſen, was ſie wollen, ſie haben meiſt die beſten Abſichten und ein vernünftiges Gefühl, und ein Menſch kann doch nicht verlangen, daß ihm alles immer nach Wunſch gerät. Und ſo iſt es dann doch Optimismus, ein Glaube an das Volk, — und ein Glaube — wenn man will — an ein Geſchick, das wechſelt und verwirft, lenkt und umwirft, bis ſeine Zwecke zur Zufriedenheit aller erfüllt ſind, — aber nicht ein Glaube an ein Geſchick, welches ſtumpfſinnig mechaniſche Reſultate annimmt.

Es mag ferner auch wohl wahr ſein, daß im Angeſicht der Millionen von Meinungen und der Millionen von Stimmen, der einzelne ſich zeitweilig von der Maſſe mit fortgeriſſen und in ihr verloren fühlt. Dies könnte alles der Fall ſein — und würde es auch wohl mit verderblichen Folgen ſein, wenn das, deſſen Gegenwart das Individuum fühlt, als hölzern, mechaniſch, oder fremdartig aufgefaßt würde. Wie geſagt, dies *könnte* die Wirkung ſein, ſie iſt es aber nicht. Denn die Maſſe wird als freundſchaftlich und blutsverwandt aufgefaßt werden, und daß dies geſchieht, wird dadurch bewieſen, daß gerade das Gefühl der Verlaſſenheit nicht Erſchlaffung und das Bewußtſein von Machtloſigkeit erzeugt, ſondern neue ſoziale Lebenskraft. Dieſe Lebenskraft zeigt ſich in einem Streben nach geregeltem Zuſammenleben. Die amerikaniſche Bevölkerung arbeitet mächtig darauf hin, ſich zu Gruppen, Geſellſchaften, Parteien zuſammenzuſchließen. Es exiſtieren Geſellſchaften und we[illegible] ſehr gut organiſiert erhalten für alle [illegible]n Zwecke und in Übereinſtimmung mit allen möglichen Fragen: religiöſen, philanthropiſchen, ſozialen, wiſſenſchaftlichen, patriotiſchen, ferner für Sport- und Erziehungszwecke. Und alle nehmen nach und nach nationale Geſtalt an, wie z. B. The American Sunday School Union, Amer. Anti-Tuberculosis League, Amer. Anti-Saloon League, Colonial Dames, Daughters of the Revolution, YMCA, WCTU, NEA, etc. Die Leidenſchaft der Leute, »zu etwas zu gehören«, übertrifft alles Dageweſene, und hat Männern, die es bis zum Äußerſten trieben, den Namen »jiners« (Vereinsmeier) eingetragen. Außer den Freimaurern gibt es die »Odd Fellows« (Orden der ſonderbaren Brüder), the Knights of Pythia (die Ritter der Pythia), the Benevolent and Protective Order of Elks (der wohltuende und beſchützende Orden der Elche), The Royal Arcanum (das königliche Geheimnis) etc. Schlüſſel, Orden und andere Abzeichen, myſtiſch in ihrem Charakter, mit hochtönenden Namen drängen ſich auf der Vorderſeite ſonſt unbedeutend und unromantiſch ausſehender Männer, und man wundert ſich, was es alles zu bedeuten habe. Die Abzeichen und die Zugehörigkeit, die ſie anzeigen, bilden ein ſehr reales und ganz eigenartiges Phänomen, welches ſeine Erklärung nur in einem eigenartigen amerikaniſchen Zuſtande findet. Die Brüderſchaft iſt der Pſeudoſtamm, der Pſeudo-Klan. Fern von den traditionellen geſellſchaftlichen Schichtenbildungen — ihrer Stammverwandten beraubt — von ihrer Familie, ihrer Heimat, und den Gräbern ihrer Vorfahren getrennt — mit der Wurzel aus dem Boden geriſſen — einer nur hie und da unterbrochenen Wanderung preisgegeben — von Europa nach der atlantiſchen Küſte, von dort vielleicht nach Indiana, dann nach Iowa, dann vielleicht an die Küſte des Stillen Ozeans — neuen Kombinationen von Nachbarn ausgeſetzt, die ohne Syſtem und Rückſicht auf Raſſe, Herkunft, Tradition oder Wohnſitz ſich hier zuſammenfanden, ſuchen dieſe Leute ein ſtellvertretendes Erſatzmittel und ſchaffen neue künſtliche, dem Klan nachgeahmte Bande.

Die außerordentliche Neigung und Fähigkeit des Volkes für politiſche Organiſation iſt viel beſprochen worden, iſt aber, ſoweit ich es beurteilen kann, immer als ein beſonderer Inſtinkt behandelt worden, obgleich

es offenbar eine Folge des Mengebewußtseins und ein Phänomen des Wiederauftauchens der Geselligkeit aus der Sintflut der Stamm-Mischung ist; und demnach auch eine Reaktion gegen den Fatalismus in der Richtung eines allgemein menschlichen Optimismus. Es bleibt jedoch eine in die Augen fallende Gemütseigenschaft übrig, ohne Frage von gleichem Ursprung wie die obenerwähnten Charakterzüge, aber sich mehr mit Einzelwesen und ihrem Verhältnis zueinander befassend, als mit ihrer Haltung der Nation gegenüber. Ich nenne sie aus Mangel an einer besseren Bezeichnung den Gemütszustand der elastischen Perspektive. Als zu ihr gehörig können eine ganze Anzahl von Charaktereigenschaften, die man dem Amerikaner zuschreibt, aufgeführt werden; alle jedoch entspringen, nach meiner Überzeugung, demselben psychologischen Grunde. Derartige Eigenschaften sind: die Nachsicht gegen lockeres Wesen, Mißbräuche und sogar Humbug; die Antipathie gegen Hölzernheit und Gemeinheit; das Wohlgefallen an Vielseitigkeit, die geduldige Nachsicht gegen menschliche Schwächen; der Mangel an Ehrfurcht und die Vorliebe für den drastischen Humor drolliger Ungereimtheiten und greller Kontraste.

Wer die täglichen Berichte über unsere laxe und korrumpierte Verwaltung, besonders in den Städten, und über die tollen Streiche und verwegenen Manipulationen unserer politischen Kampagnen liest, wird wahrscheinlich dadurch, daß er diese Berichte im Lichte des Volkstemperaments aufzunehmen verfehlte, zu falschen Schlüssen in bezug auf die Trefflichkeit und Güte unserer Einrichtungen gelangen. Und doch sind der Geist und die Art und Weise sowohl, wie der Erfolg unserer sonderbaren Regierung durch die öffentliche Meinung in höherem Maße durch diese Gruppe von Charaktereigentümlichkeiten bestimmt, als durch alle politischen Kunstgriffe und Verfassungen.

Wenn wir betrogen worden sind, so sehen wir die ganze Sache gutmütig von der komischen Seite an und denken bei uns, daß wir es nicht anders verdienten, und daß wir uns das andere Mal besser vorsehen werden; und wenn wir uns in dem Endresultat einer Wahl getäuscht finden, so trösten wir uns mit dem Gedanken, daß die Sache doch am Ende so am besten für uns sein und alles schließlich gut ablaufen wird, daß wir uns bis zum nächsten Male gedulden wollen, und daß ja noch nicht aller Tage Abend ist.

Nichts verbannt einen Politiker sicherer zum Privatleben, als wenn er über eine Niederlage zornig oder grob wird. Sich seines Vorteiles zum Zwecke persönlicher Rache zu bedienen, erfährt sicherlich Mißbilligung und Tadel. Alle mathematischen Bestrafungen, die den letzten Pfennig oder den letzten Tropfen Blut fordern, sind verhaßt und verabscheut wie jedes exakte, hölzerne und pedantische Verfahren in Sachen, in denen es sich um »Fleisch und Blut« handelt. Jede Grausamkeit, jede schimpfliche Behandlung, sogar im Falle eines Verbrechens geht uns wider die Natur. Die Schwurgerichte sind immer nachsichtig, zu nachsichtig gegen Frauen, überhaupt gegen die schwächeren Geschöpfe. Es ist oft schwer, den Verbrechern die gebührende Strafe angedeihen zu lassen. »Wir tun besser, wenn wir den vorhandenen Zweifel zu Gunsten des armen Kerls auslegen,« kann man oft hören. »Er ist Mensch wie wir alle; und wir sind alle aus 'Gut' und 'Böse' zusammengesetzt; man kann nicht wissen, was aus uns geworden wäre, hätten wir dieselbe Erziehung erhalten wie er; man kann nicht wissen, mit was für Augen er die Sache angesehen hat« — und derartige Gedanken entstehen im Herzen der Leute und finden Ausdruck, und nicht etwa, weil man das Unrecht gutheißt, sondern weil man die Sache von einem anderen Gesichtspunkte aus betrachtet und so der menschlichen Barmherzigkeit neue Bahnen eröffnet.

Aber man würde sehr irren, wenn man diesen guten Humor für eine einfältige und gedankenlose Geistesschwäche oder gar für äußerste Gleichgültigkeit und Unverantwortlichkeit oder für die muntere, kindliche Sorglosigkeit der Bewohner von Hawaii nähme, vielmehr muß man es als eine beständige Stimmung unbewußter Opposition gegen jene bindende Lebensanschauung betrachten, die nur eine Norm für relative Werte kennt, und die den Menschen veranlassen, sich selbst und die unbedeutenden Begebenheiten seines Lebens zu ernst zu nehmen. »What difference will it make a hundred years from now?« ist der oft wiederholte dionysische Schrei, der mit dem plötzlichen Sich-auftun einer neuen Perspektive zur Verjagung

von Verdruß und Sorge auffordert. Dionysos ist gerade die Gottheit der elastischen Perspektive.

Die Lieblingsform des amerikanischen Witzes, welche ich bereits als »eine Vorliebe für den drastischen Humor drolliger Ungereimtheiten und starker Kontraste« charakterisiert habe, ist so auffallend aus derselben Form gegossen, daß dieses Zusammentreffen als sicherer Beweis dafür gelten kann, daß die Stimmung elastischer Perspektive der allumfassende Charakterzug ist. Als Beispiel für den übertreibenden Humor führe ich die Beschreibung Muirheads über die Gewalt eines Zyklons in Nebraska, im westlichen Amerika an: »Eine Frau sah plötzlich von ihrer Gartenarbeit auf und bemerkte, daß die Luft vollständig schwarz von ihren intimsten Freunden war«; und für die grellen Kontraste haben wir ein Beispiel in der Unterhaltung zweier Frauen: »Wer ist denn das, der solch einen Radau auf dem Flur macht und so laut flucht?« »Oh, ich vermute, mein Mann ist nach Hause gekommen und über meinen neuen persischen Gebetsteppich gestolpert«. Die Amerikaner haben großen Gefallen an derartigen Gechichtchen.

So ist denn in dem amerikanischen Volke eine anerkannte Basis für die öffentliche Meinung in dem Besitze einer stark betonten gemeinsamen Lebensanschauung vorhanden, die in einer Anzahl von Zügen zu Tage tritt, welche allen Leuten, trotz ihres verschiedenen Ursprunges und ihrer verschiedenen Aufgaben gemeinsam ist, weil diese Züge alle aus dem vorherrschend sanguinischen Temperament des Landes hervorgehen. Es ist ein großes Land. Es hat eine Zukunft. Die Dinge gestalten sich immer besser. Das Volk hat die Absicht, das Beste zu tun, und es wird das Rechte tun, wenn es nur weiß, wie es geschehen kann. Vor allen Dingen aber ist es vollständig sicher, daß mit der Zeit doch das Recht siegen muß. Dies ist der Glaube der überwiegenden Menge, der Masse des sogenannten gewöhnlichen Volkes.

Klimaschwankungen und Völkerwanderungen im XIX. Jahrhundert.

Von Hofrat Prof. Dr. Eduard Brückner, Direktor des Geographischen Instituts der Universität Wien.

(Schluß)

Dasjenige Gebiet in Europa, das am meisten von der Auswanderung nach den Vereinigten Staaten betroffen worden ist, ist Irland. Es ist bekannt, wie durch Auswanderung die Bevölkerung dieser Insel auf die Hälfte reduziert worden ist. 1841 betrug sie 8.2 Millionen, 1907 nur noch 4.4 Millionen. Daß schlechte soziale Verhältnisse, zu denen sich noch nationale Gegensätze gesellten, die Veranlassung zu dieser Auswandernng gegeben haben, liegt auf der Hand: das Land befindet sich im Besitz einiger weniger Großgrundbesitzer, die es an zahlreiche Pächter verpachtet haben; mit Mühe und Not wird der Pachtschilling aufgebracht. Die rapide Auswanderung aus Irland begann 1846, nachdem 1845 die Bevölkerungszahl mit 8.3 Millionen ihr Maximum erreicht hatte. Feuchte Jahre veranlaßten eine Mißernte der Kartoffel, Hunger und Krankheit rafften zahlreiche Menschen dahin.*) Viel wichtiger für die Bevölkerungszahl wurde die nun einsetzende Auswanderung. 1851 war die Bevölkerung auf 6.6 Millionen zurückgegangen, hatte sich also gegenüber 1841 um 1.63 Millionen, d. i. um 20 Prozent vermindert.

Tabelle III.

Bevölkerung Irlands.

	Bevölkerung	Abnahme	
	Millionen	Millionen	Prozent
1841	8.2		
1851	6.6	**1.63**	**20**
1861	5.8	0.77	12
1871	5.4	0.39	7
1881	5.1	0.24	4
1891	4.7	**0.47**	**9**
1901	4.5	0.24	5
1907	4.4	(0.13)	(3)

*) Nur der äußerste Westen Irlands nimmt an den Schwankungen des Niederschlages, wie sie sich auf den Kontinenten vollziehen, nicht teil.

In der nunmehr sich anschließenden Trockenzeit der zweiten Hälfte der fünfziger Jahre und der sechziger Jahre nahm zwar die Bevölkerung weiter ab, aber doch sehr viel langsamer, von 1851 auf 1861 um 12 Prozent, von 1861 auf 1871 um 7 Prozent, von 1871 auf 1881 um 4 Prozent. Aber schon in der zweiten Hälfte der siebziger Jahre und dann in den achtziger Jahren macht sich entsprechend der damals herrschenden feuchten Periode und der in ihrem Gefolge auftretenden Mißernten eine erhebliche Steigerung der Auswanderung geltend. Sie beträgt von 1881 bis 1891 9 Prozent, um dann in der folgenden Trockenzeit wieder erheblich abzunehmen. Ich möchte wiederholen, daß wir hier jedenfalls eine Kombination von Ursachen anzunehmen haben, welche die Auswanderung beeinflussen. Die dauernd schlechten sozialen Verhältnisse wirkten ständig. Aber dazu gesellt sich, als ein intermittierend wirkender Faktor, der Einfluß der Klimaschwankungen: die feuchten Zeiten mit ihren Mißernten verschlechtern die soziale Lage und verstärken damit die Auswanderung.

Ein hervorstechender Zug in der Verteilung der Bevölkerung der Vereinigten Staaten von Nordamerika tritt beim Vergleich der Resultate der Census verschiedener Jahre hervor: der Schwerpunkt der Bevölkerung wandert langsam in der Richtung nach Westen. Es hängt das mit der rapiden Besiedlung des fernen Westens zusammen, die sich besonders in den 70er und 80er Jahren des vergangenen Jahrhunderts vollzog. Die nachfolgende kleine Tabelle mag das illustrieren. Hier sind die Staaten westlich des Missisippi aufgeführt und für sie die Bevälkerungszunahme innerhalb 10 Jahren in Prozenten der Bevölkerung des Anfangsjahres des Jahrzehnts angegeben. Es bedeutet z. B. beim Staate Montana die in der ersten Kolonne stehende Zahl 91, daß die Bevölkerung von 1870 auf 1880 um 91 Prozent gewachsen ist, d. h. von 100 Prozent auf 191 Prozent.

Unsere Tabelle zeigt prägnant, wie in den 10 Jahren 1870 bis 1880 eine rasche Besiedlung und Bevölkerungszunahme erfolgte. Diese hielt in der großen Mehrzahl der Staaten des Westens noch von 1880 bis 1890 an. Dann aber erfolgt auf einmal eine erhebliche Verlangsamung der Zunahme. Im Staate Kansas beträgt die Zunahme nur 3 Prozent; Nebraska hat gar keine Zunahme und Nevada, wo übrigens schon von 1880 auf 1890 eine absolute Verminderung eingetreten war, zeigt eine weitere von 11 Prozent von 1890 bis 1900.

Tabelle IV.

Bevölkerungsänderung (%) in den Vereinigten Staaten.

	1870—80	1880—90	1890—1900
Montana	91	238	70
Idaho	117	118	83
Wyoming	128	192	48
Nevada	46	—26	—11
Utah	66	44	31
Colorado	388	112	31
Arizona	319	47	39
Neu Mexiko	30	29	22
N. Dakota	1435	395	67
S. „	734	235	15
Nebraska	267	134	0
Kansas	173	43	3
Texas	94	40	36
N. Atlant. Div.	18	20	21
S. „ „	30	17	18
N. Zentral „	34	29	18
S. „ „	39	23	26
Western „	79	71	32

Die am Fuß der Tabelle IV stehende kleine Zusammenstellung für die im Zensuswerk unterschiedenen großen Unterabteilungen der Vereinigten Staaten lehrt, daß die rapide Zunahme von 1870 bis 1890 ganz besonders in den Weststaaten auftrat, während die nordatlantischen Staaten ein mehr gleichmäßiges Anwachsen erkennen lassen, dem der Rückschlag 1890 bis 1900 fehlt, den die Weststaaten so deutlich zeigen.

Fragen wir nach den Gründen dieses Rückschlages, so ist es gar keine Frage, daß die Weststaaten in der kurzen Zeit von 1870 bis 1890 durch Einwanderung ihre Bevölkerung auf einen Stand brachten, der für die dortigen Verhältnisse schon einer Sättigung mit Einwohnern entspricht. Bisher gar nicht beachtet und meines Erachtens gewiß nicht zufällig ist nun die Tatsache, daß diese rasche Besiedlung des fernen Westens der Vereinigten Staaten in eine Zeit hohen Niederschlages fällt. Nach statistischen Zusammenstellungen über die Niederschlagsverhältnisse der Vereinigten Staaten, die ich an anderer Stelle veröffentlicht habe*), zeigt sich, daß von Anfang der siebziger Jahre bis Mitte der achtziger Jahre das Innere der

*) Siehe die Fußnote in Nr. 10, Sp. 293.

Vereinigten Staaten eine Serie ausgesprochen feuchter Jahre erlebte. Es schloß sich daran in den neunziger Jahren eine nicht minder ausgesprochene Trockenperiode. Ihr möchte ich es zum Teil zuschreiben, wenn die Bevölkerungszunahme in den Weſtſtaaten von 1890 bis 1900 nur so geringe Beträge aufweiſt.

Aber noch mehr. Die Bevölkerung der Weſtſtaaten iſt beim Einsetzen der Serie trockener Jahre zum Teil gezwungen worden, Gebiete wieder zu verlassen, die sie in der vorhergehenden feuchten Zeit besiedelt hatte. Damals boten sie dem Ackerbau in ausreichender Menge Wasser, das in der Trockenzeit der neunziger Jahre des XIX. und am Anfang des XX. Jahrhunderts fehlte. Klar treten diese Verhältnisse in der nachfolgenden Tabelle V hervor. Diese gibt für jeden der in Betracht kommenden Staaten auf Grund der Karten der Bevölkerungsdichte, die dem Zensuswerk beigegeben sind, das bewohnte Areal oder das Areal der Ökumene im Jahre 1890 an. Als bewohntes Areal wurde dabei dasjenige Gebiet betrachtet, in dem die Bevölkerung mindeſtens zwei Menschen auf der englischen Quadratmeile zählte, als unbewohntes Gebiet dagegen dasjenige, wo die Bevölkerung weniger als zwei Menschen auf der Quadratmeile betrug. Die zweite Kolonne gibt an, um wie viel Quadratkilometer sich das bewohnte Areal von 1890 auf 1900 vergrößert (+) oder vermindert (—) hat*). Die dritte Kolonne endlich drückt diese Änderung von 1890 auf 1900 in Prozenten des bewohnten Areals des Jahres 1890 aus.

Tabelle V.

Änderung der Ökumene in den weſtlichen Vereinigten Staaten.

	Ökumene 1890	Änderung 1890—1900 km²	Änderung 1890—1900 %
Montana	130,000	— 15,000	—12
Idaho	101,900	— 59,200	—58
Wyoming	61,300	— 9,600	—16
Nevada	32,400	— 27,900	—86
Utah	60,400	— 2,100	— 3
Colorado	199,100	— 68,800	—35
Arizona	34,700	— 5,800	—17
Neu Mexiko ..	114,200	— 69,800	—61
N. Dakota	50,800	+ 38,500	+76
S. „ „	113,500	+ 1,100	+ 1
Nebraska	153,400	— 6,100	— 4
Kansas	186,000	— 22,100	—12
Texas	368,800	+ 14,200	+ 4
Summe	1,638,700	—242,800	—15

Es zeigt sich die überraschende Tatsache, daß in allen Staaten mit drei Ausnahmen das bewohnte Areal von 1890 bis 1900 sehr bedeutend abgenommen hat, zum Teil um ganz außerordentliche Beträge, z. B. in Neu-Mexiko um 61 Prozent, in Nevada um 86 Prozent, in Idaho um 58 Prozent, in Kansas um 12 Prozent, in Nebraska um 4 Prozent u. s. f. Eine ſtarke Zunahme zeigt nur Nord-Dakota. Das bewohnte Areal aller 13 Staaten zusammen hat sich von 1890 auf 1900 um 242,800 km² oder 15 Prozent vermindert. Die Größe dieser Fläche, aus der die Bevölkerung sich zurückgezogen hat, leuchtet erſt voll ein, wenn man sich vergegenwärtigt, daß die verlassene Fläche nahezu gleich der Hälfte des Areals des Deutschen Reiches iſt.

Was sind die Ursachen dieses Rückflutens der Bevölkerung aus den exponierten Gebieten des Weſtens? Auch hier darf man nicht einseitig in einer einzigen Erscheinung die Ursache suchen, sondern in einem komplexen Syſtem von solchen. Da die Verminderung der Ökumene besonders schwach bevölkerte Gebiete betraf, so iſt es ohne weiteres klar, daß sie Hand in Hand mit einer Verminderung des dem Ackerbau oder überhaupt der Landwirtschaft dienenden Areals erfolgte. Welche Ursachen hat nun der Rückgang des Ackerbaues? Diese Ursachen sind jedenfalls von Staat zu Staat verschieden. In solchen Staaten wie Nevada, wo der Ackerbau in engſter Abhängigkeit vom Bergbau ſteht, weil er nur für die örtlichen Bedürfnisse der Bergbaudiſtrikte unterhalten wird, da zieht der Rückgang des Bergbaues naturgemäß auch eine Verminderung des Ackerbaues nach sich.*) Das iſt in der Tat in Nevada geschehen und dürfte auch für einzelne Teile von Colorado zutreffen. Anders in solchen Staaten, in denen die Landwirtschaft die erſte Rolle spielt, wie in Kansas, Wyoming und Nebraska. Hier iſt der Rückgang des Ackerbaues fraglos auf die Trockenzeit zurückzuführen, die seit der zweiten Hälfte der 80er Jahre, besonders aber seit Anfang der 90er Jahre sich geltend gemacht hat. Diese Staaten zeigen überall in

*) Ich verdanke die Arealsmessungen der Liebenswürdigkeit des Herrn Dr. Otto Lehmann.

*) Es könnte umgekehrt auch das Rückgehen des Ackerbaus bei ungenügenden Verkehrsverhältnissen einen Rückgang des Bergbaus erzwingen.

der Landschaft Spuren des Rückganges des Ackerbaues in Form von verlassenen Farmen. Dabei hat sich die Bevölkerung nicht eigentlich vermindert. Sie ift nur aus den exponierten Gebieten der Ackerbauregion in die fruchtbarerern übergesiedelt oder auch in die Städte gegangen, wo Induftrie und Handel blühen. Kleine Landftädtchen dagegen, die in erfter Reihe für die Ackerbau treibende Bevölkerung der Farmen als Verkehrszentren angelegt worden waren, zeigen einen erheblichen Rückgang. Wenn Norddakota, das ja in erfter Reihe ein Ackerbau treibender Staat ift, von 1890 bis 1900 immer noch ein gewaltiges Anwachsen der Ökumene aufweift und Süddakota wenigftens doch keinen Rückgang, so führt sich dies darauf zurück, daß diese Staaten erft verhältnismäßig sehr spät besiedelt worden sind und daher noch beim Einsetzen der Trockenperiode imftande waren, weitere Ansiedler aufzunehmen. In Nebraska und Kansas aber und in allen anderen Staaten, die entsprechende Verhältnisse aufweisen, waren in der feuchten Periode weite Gebiete unter den Pflug genommen worden, die in der folgenden Trockenzeit den Ertrag verweigerten. In ihnen zeigt sich, wie entsprechend den Klimaschwankungen das anbaufähige Areal Schwankungen erleidet. Auch Utah läßt das erkennen. Hier ift in den siebziger Jahren eine rasche Besiedlung erfolgt. Das Kulturland hat sich weit ausgedehnt, gleichzeitig war der große Salzsee hoch geftiegen. Die Mormonen führten das Steigen des Sees auf die Ausdehnung der Kulturländereien zurück und nahmen an, daß dadurch der Niederschlag vermehrt worden sei. Die um die Mitte der achtziger Jahre einsetzende Trockenzeit hat aber den Seespiegel wieder sinken lassen, und auch die Kulturländereien haben sich eine Einschränkung gefallen lassen müssen. So hat sich hier gezeigt, daß jene Änderungen des Niederschlages nichts mit der Kulturarbeit des Menschen zu tun haben. Sie vollziehen sich unabhängig von der letzteren, entsprechend den auf der ganzen Erde auftretenden Klimaschwankungen.

* * *

Werfen wir einen Blick zurück! Mißernten im Gefolge von feuchten Perioden veranlassen in den ozeanischen Gebieten Europas eine gewaltige Auswanderung. Gleichzeitig ermöglichen sie in den kontinentalen Vereinigten Staaten von Nordamerika die Gewinnung weiter Areale für den Ackerbau. Da setzt die Trockenperiode ein. Der Impuls zur Auswanderung verringert sich in den ozeanischen Gebieten Europas, und in den kontinentalen Staaten Amerikas wird die Bevölkerung aus weiten, vorher anbaubaren Gebieten zurückgeworfen. Fürwahr, große Völkerwanderungen sind es, welche wir unter dem Einfluß der Klimaschwankungen sich vollziehen sehen. Sind die letzteren auch nicht die einzige Ursache, die den Völkerftrom in Bewegung setzte, so verrät dieser doch in seinem Ebben und Fluten deutlich ihren mächtigen Einfluß. Politische und wirtschaftliche Krisen, die die Induftrie betreffen, die aber selbft in einer gewissen Abhängigkeit zum Ernteausfall ftehen dürften, vermögen diesen Einfluß nicht zu verschleiern; in den Mittelzahlen für größere Zeiträume tritt er ftets klar hervor.

Die päpftlichen Reservationen und ihre Bedeutung für die kirchliche Rechtsentwicklung des ausgehenden Mittelalters.*)

Von Emil Göller, Professor an der Universität Freiburg i. B.

Am 25. Oktober 1317 übersandte Johann XXII. mit der Bulle »Quoniam nulla« die fünf Bücher umfassende Sammlung der Konftitutionen seines Vorgängers an die Universitäten Bologna und Paris, um sie dem Gebrauche in Schule und Gericht zu übergeben. Zwar hatte schon Clemens V. durch zwei Begleitschreiben für Orleans und Paris die Publikation vollzogen; er ftarb jedoch bevor die Versendung ausgeführt war: »Von einer Retractation der Clemen-

*) Rede, gehalten beim Antritt des Ordinariats für katholisches Kirchenrecht am 17. Februar. (Mit einigen kleinen Zusätzen.)

tinen und einer darauf sich beziehenden Dissimulation Johanns XXII., wovon J. F. von Schulte*) spricht, kann nicht die Rede sein.**)

Mit der Publikation der Clementinen durch Johann XXII. war das große Werk der Kodifikation des kanonischen Rechts zum Abschluß gebracht, da die in der folgenden Zeit erschienenen Dekretalen nur äußerlich in das Ganze eingereiht wurden.

Welche Bedeutung dieser in der Geschichte der kirchlichen Gesetzgebung einzig dastehenden Schöpfung zukommt, beweist nicht bloß die Beobachtung, daß die hervorragendsten Gelehrten und Päpste mitgearbeitet haben, sondern auch vor allem die Tatsache, daß es den Gesetzgebern der folgenden Zeit trotz intensiver Versuche nicht mehr gelungen ist, ein ähnliches Werk zustande zu bringen.

Das Corpus iuris canonici bildete nun die Grundlage für die kirchliche Rechtsprechung und den Rechtsverkehr auf Jahrhunderte hinaus, und wie nachhaltig dessen Bestimmungen in der folgenden Zeit wirkten, zeigt die Tatsache, daß, abgesehen von der Constitutio Ad evitanda Martins V. hinsichtlich des Verkehrs mit den Gebannten und den aus der praktischen Anwendung des Rechts besonders im Inquisitionsverfahren entstandenen, zum Teil auch durch die Gestaltung des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat hervorgerufenen Modifikationen das Prozeßrecht keine wesentlichen Änderungen lange Zeit hindurch erfahren hat, und daß wir auch auf dem Gebiete des Eherechts nur in ganz wenigen Punkten, beispielsweise in der Frage über die Trennbarkeit des Matrimonium ratum Spuren von einer Neuentwicklung feststellen können. Es muß geradezu auffallen, wie wenige selbständige Arbeiten gerade hierüber aus den Reihen der Kirchenrechtslehrer vom 14. bis 16. Jahrhundert hervorgegangen sind.

Trotzdem aber dürfen wir die großen Umwälzungen des späteren Mittelalters, an denen auch das Kirchenrecht partizipierte, nicht unbeachtet lassen. Ich muß es mir freilich versagen, näher auf die Gegensätze einzugehen, die sich zwischen den die Auktoritätsidee zum Ausdruck bringenden oder wenigstens symbolisierenden Kulturfaktoren und den aus dem individualistischen Prinzip seit dem 12. Jahrhundert hervorgegangenen Strömungen ergaben. Ein geistreicher Kirchenhistoriker der Gegenwart hat einmal in einer Betrachtung über die Baustile im Lichte der Kulturentwicklung auf die inneren Zusammenhänge hingewiesen, die sich zwischen der (gotischen) Architektur, der scholastischen Philosophie und Theologie und der mittelalterlichen Gesellschaftsordnung mit dem Kaisertum an der Spitze aufzeigen ließen. Man könnte hier auch noch auf das kirchliche Rechtssystem und die Formen des bis ins kleinste ausgebauten kurialen Verwaltungsapparates hinweisen.

Auf der anderen Seite aber können wir beobachten, wie der Individualismus immer weiter vordringt und auf den verschiedensten Gebieten in die Erscheinung tritt. Er begegnet uns in den philosophischen Spekulationen des Nominalismus und dessen Anwendung auf die Theologie, in der pantheisierenden Mystik, den humanistischen Wissenschafts- und Lebensidealen ebenso, wie in der auf das unmittelbar Persönliche gestimmten und vornehmlich in der Malerei zum Ausdruck gebrachten Kunstrichtung, in der kirchlichen und staatlichen Dezentralisation, in dem Wettstreit der Nationalitäten und der Konkurrenz der Territorialfürsten mit dem Kaisertum, dementsprechend in den Ansätzen zum Landeskirchentum.*)

Am markantesten tritt in der Rechtsentwicklung des 13. Jahrhunderts der Pontifikat Bonifaz' VIII. hervor, dessen Persönlichkeit ebenso wie das ganze Zeitalter, in dem er lebte, durch die zahlreichen, glänzenden Publikationen und Forschungen Finkes in völlig neuem Lichte erscheint. Er hat das Prinzip der Konzentration aller kirchlichen Gewalt in den Händen des Papsttums

*) Die Geschichte der Quellen und Literatur des kanonischen Rechts II (Stuttgart 1877) S. 45 f.

**) Scherer, Kirchenrecht II 253.

*) Vgl. gerade zu diesem letzteren Punkt E. Eichmann: Der recursus ab abusu nach deutschem Recht (Breslau 1903) in Gierkes Untersuchungen zur deutschen Staats- und Rechtsgeschichte H. 66; ein vorzügliches Werk über die Geschichte des Verhältnisses zwischen Kirche und Staat, das aber wohl infolge des Titels nicht genügend bekannt ist. Ferner die Zusammenfassung von A. Werminghoff: Neuere Arbeiten über das Verhältnis von Staat und Kirche in Deutschland während des späteren Mittelalters. Hist. Vierteljahrsschrift XI (1908) S. 153 ff.

bis zur letzten Konsequenz durchgeführt. Die Reaktion konnte nicht ausbleiben. Mit der Überspannung des Zentralisationsgedankens waren zugleich die Ansätze zu neuen Bildungen gegeben. So steht die Persönlichkeit Bonifaz' VIII. zur Rechtsentwicklung des ausgehenden Mittelalters in einem ähnlichen Verhältnis wie später diejenige Michelangelos zur Kunst der Nachrenaissance und des Barock.

In den Vordergrund treten im Widerstreit der gekennzeichneten Richtungen seit dem 14. Jahrhundert die Reformideen.

Besonders zu beachten ist in diesem Zusammenhange die Tatsache, daß die Verhandlungen der spätmittelalterlichen Konzilien sich vorwiegend mit Fragen des Kirchenrechts und der Kirchenverfassung beschäftigen; das lag in der Entwicklung selbst begründet. Die Hauptprobleme drehen sich um das Verhältnis zwischen Kirche und Staat, die Zurückdrängung des Königtums von der adoratio ecclesiae, um die Stellung des durch die Schismabewegung geschwächten päpstlichen Stuhles zum Konzil und das Besetzungs- und Besteuerungsrecht desselben, um das kirchliche Benefizialwesen und alle damit zusammenhängenden Begleiterscheinungen, um die Regelung des Verhältnisses zwischen Wahlkörper und Gewählten, wie wir das bei den päpstlichen und bischöflichen Wahlkapitulationen näher verfolgen können, schließlich und nicht in letzter Linie um den Ausbau der kurialen Verfassung am päpstlichen Hof und die daraus sich ergebenden Folgen für die Leitung der Gesamtkirche. Sehen wir ab von den allgemeinen Strömungen der Zeit, so haben hierzu eine Reihe von Faktoren beigetragen, nicht in letzter Linie die päpstlichen Reservationen.

Diese sind ebenso auf dem Gebiete des äußeren und inneren Forums wie bei der Stellenbesetzung und Ausübung des päpstlichen Besteuerungsrechtes zum Ausdruck gekommen. Im ersteren Falle werden sie gewöhnlich als Reservate bezeichnet. Da das Reservationswesen erst seit dem 12. bzw. 13. Jahrhundert geschichtlich in die Erscheinung tritt und rechtlich aus der Plenitudo potestatis des Papstes herzuleiten ist, hängt die Frage nach dessen Ursprung aufs engste mit der anderen zusammen, welche Faktoren hauptsächlich zu der auf der ganzen Linie der kirchenrechtlichen Entwicklung durchgeführten Zentralisation im 12. Jahrhundert beigetragen haben. Suchen wir hierauf eine Antwort zu geben, so ließen sich eine Reihe von Gründen anführen. Es könnte insbesondere auch auf die seit dem 11. Jahrhundert intensiv einsetzenden Arbeiten der Rechtswissenschaft und deren Einfluß auf die päpstliche Gesetzgebung hingewiesen werden.

I.

Beschränken wir uns aber auf die charakteristischen Eigentümlichkeiten der kirchlichen Rechtsentwicklung, so sind vor allem drei wichtige Gesichtspunkte ins Auge zu fassen. Sie ergeben sich aus dem Verhältnis der Kirche zu den außer ihr stehenden Kirchengemeinschaften, aus der Stellung der gesetzgebenden Faktoren innerhalb der Kirche zu einander, aus den Beziehungen der Kirche zu der staatlichen Gewalt.

Was zunächst den ersten Punkt betrifft, so genügt es, wenn wir unser Augenmerk auf die griechisch-byzantinische Kirche richten. Die geschichtlichen Ereignisse sind bekannt.

Seit Jahrhunderten hatte sich zwischen der griechischen und der lateinischen Kirche ein gewaltiger Zündstoff gegenseitiger Erbitterung angehäuft, die durch die nimmerruhenden dogmatischen Streitigkeiten, namentlich die monotheletischen und ikonoklastischen Händel, nicht zuletzt auch die Errichtung des abendländischen Kaisertums genährt und gesteigert wurde, im letzten Grunde aber durch die kulturellen Verschiedenheiten des Morgen- und Abendlandes und den Gang der hierarchischen Entwicklung des Orients bedingt war. Das Auftreten des Patriarchen Photius führte zum Schisma, das aber durch die 8. allgemeine Synode wieder beseitigt wurde. Es hatte sogar den Anschein, als sollten in der Folgezeit die Bande wieder enger werden. Der griechische Patriarch Ignatius anerkannte die Dispensationsgewalt des römischen Bischofs mit den pompösesten Worten, indem er diesen als den einen und einzigen hervorragenden, zugleich ganz und gar katholischen Arzt anredete, der die Wunden an den Gliedern Christi und seiner Braut, der katholischen und apostolischen Kirche, heilen könne; zugleich bat er den Kaiser Basilius, von Hadrian II. Dispens für die von Photius geweihten Kleriker zu er-

wirken. In der folgenden Zeit sehen wir noch einmal die Anerkennung des päpftlichen Dispensationsrechtes in dem 920 beendeten Tetragamieftreit Kaiser Leos VI. ausgesprochen. Es ift dies der erste Fall eines päpftlichen Ehedispenses. Jedoch wurden auch bei diesem Anlaß die alten Wunden wieder aufgerissen, es kam zu neuen Differenzen, bis dann schließlich das Schisma dauernd unter Michael Caerularius befeftigt wurde und am 16. Juli 1054 die päpftlichen Gesandten mit den Worten »videat Deus et iudicet« den Staub Konftantinopels von ihren Füßen schüttelten.

Das Faktum der kirchlichen Trennung zwischen Occident und Orient, deren Wiedervereinigung nach der Errichtung des lateinischen Kaisertums eine Lieblingsidee der Päpfte im ausgehenden Mittelalter war, aber trotz wiederholter Versuche illusorisch erschien, war für die kirchenrechtliche Entwicklung des Abendlandes von weittragendfter Bedeutung. Wie ftark die lateinische Kirche in ihrer Rechtsentwicklung gerade von den Canones der Synoden des Orients beeinflußt war, lehrt uns die Geschichte der älteren Quellen des Kirchenrechts. Das römische Recht ift in der Fassung des oftrömischen Kaisertums weiter tradiert worden und auch zur Zeit der höchften Ausgeftaltung des kanonischen Rechts noch subsidiäre Quelle geblieben. Bei der selbftändigen Entwicklung jedoch, die die griechische Kirche besonders seit dem 6. Jahrhundert genommen, bei der Verschiedenartigkeit einer Reihe von kirchenrechtlichen Inftitutionen des Orients und des Occidents ift die Frage berechtigt: wäre es überhaupt möglich gewesen, ein einheitliches Recht, ein gemeinsames Corpus iuris canonici für den Often und Weften zu schaffen? Es wird kaum möglich sein, hierauf eine sichere Antwort zu geben. Soviel ift aber gewiß, daß die Trennung der griechischen Kirche von der lateinischen der letzteren größere Aktionsfreiheit gewährte, indem sie zugleich die Operationsbasis einengte. Die seit dem Chalcedonense erhobenen Ansprüche des Patriarchen von Konftantinopel und die daraus entftandenen Reibereien zwischen Byzanz und Rom waren beseitigt, definitiv beseitigt wenige Jahre vor dem großen Siege der päftlichen Suprematie unter Gregor VII.

In zeitlichem und zum Teil auch sachlichem Zusammenhange mit dieser Entwicklung fteht eine **andere** innerhalb der Kirche, die wir jedenfalls seit dem 6. Jahrhundert klar verfolgen können. Sie betrifft das Verhältnis des apoftolischen Stuhles zu den Metropoliten und die Stellung der Bischöfe im Rahmen des hierarchischen Organismus. Die Ausgeftaltung der Metropolitangewalt ift das Produkt eines geschichtlichen Prozesses, der aber nicht überall gleichmäßig sich vollzog.

Im Abendland fteht die Entwicklung der Primatial- und Metropolitangewalt im engften Zusammenhange zum Teil mit der politischen Bedeutung des betreffenden Bischofssitzes, zum Teil mit einem gewissen Vorrang desselben in der Missionierung des Landes, zum Teil mit dem päpftlichen Legationswesen. Eine wichtige Rolle spielte seit dem Anfang des 6. Jahrhunderts das Pallium. Es wurde zum erften Male von Papft Symmachus dem Erzbischof Caesarius von Arles verliehen und ift von da an Symbol einer höheren Gewalt, seit Gregor VII. Bedingung der Metropolitanwürde und »vor allem Zeichen der engen Verbindung mit Rom und der Teilnahme an der oberften Hirtengewalt« geworden. Die enge Stellung des heiligen Bonifacius zum apoftolischen Stuhle ift bekannt. Er ließ die fränkischen Metropoliten versprechen, das Pallium sich vom apoftolischen Stuhle zu erbitten. Die Metropolitangewalt blühte gerade damals nach vorübergehender Krisis neu auf. In kurzer Zeit wuchs der Einfluß und die Macht der fränkischen Metropoliten außerordentlich. Die Art und Weise, wie Hinkmar von Rheims über die Dispensationsgewalt der Päpfte urteilt, erinnert unmittelbar an die späteren Theorien des Gallikanismus. Zugleich ließen die Metropoliten die Suffraganbischöfe ihre Gewalt fühlen; es kam zu dem gerade von kirchenrechtlichen Gesichtspunkten aus so bedeutungsvollen, aus der Geschichte der pseudoisidorischen Dekretalen bekannten Kampf, dessen Tendenz u. a. dahin ging, die Bischöfe von der Gewalt der Metropoliten zu befreien, vornehmlich »durch Abhängigmachung der Synoden vom Papft, durch Ausschluß der weltlichen Gerichte in Sachen der Bischöfe und Kleriker, durch Überweisung aller *causae maiores*, namentlich der Definitivsentenz gegen die Bischöfe nach Rom.«*) Was in diesem

*) Vgl. Sägmüller, Kirchenrecht[2], S. 143.

Kampfe den Bischöfen und ihren literarischen Hintermännern als Mittel zum Zweck gedient hat, iſt zum eigentlichen Ergebnis desselben geworden. Es iſt dies die Steigerung des päpſtlichen Einflusses und die Minderung der Metropolitanrechte. Welche Bedeutung die Anerkennung dieser Sätze für die Kirche besonders auf dem Gebiete der Gerichtsbarkeit in der Folgezeit haben mußte, iſt klar ersichtlich.

Es kam aber zu dieser die Poteſtas des hl. Stuhles in den Vordergrund rückenden Entwicklung noch ein weiterer bedeutsamer Faktor auf innerkirchlichem Gebiete, der in dem Begriffe der »Exemtion« gegeben iſt. Hier handelte es sich weniger um eine Schwächung der Metropolitangewalt, als der bischöflichen überhaupt, da die Zahl der immediaten Bistümer verhältnismäßig gering war. Die Exemtion betraf vorwiegend die klöſterlichen Anſtalten. Sie hat sich in der Zeit vom 9.—12. Jahrhundert ausgeſtaltet und den Gang der Rechtsentwicklung bedeutend beeinflußt.

Schon sehr früh lassen sich Beispiele von Schutzbriefen zu Gunſten der Klöſter seitens der geiſtlichen und weltlichen Macht nachweisen. Von besonderer Bedeutung wurde dabei der päpſtliche Schutz. Nur in ganz seltenen Fällen war anfänglich mit diesem Schutz auch eine Exemtion von der bischöflichen Gewalt verbunden. Zahlreich traten die Schutzprivilegien der Päpſte seit dem 9. Jahrhundert auf. Viele Klöſter gaben sich dem hl. Petrus zu eigen, um bei dem Verfall der königlichen Gewalt des päpſtlichen Schutzes sich zu erfreuen. Die Initiative lag auf seiten der Klöſter. Die Erteilung des Schutzes kleidete sich in die Form eines durch einen Schutzbrief feſtgelegten Vertrags, der die Tradition, Widmung und Schenkung der zu schützenden Anſtalt samt ihren Gütern an die römische Kirche zum Inhalt hatte. Dieser Kommendation entsprach auf päpſtlicher Seite die Konfirmation des Besitzes, vor allem aber der päpſtliche Schutz gegenüber Eingriffen dritter. Von einer Exemtion iſt anfänglich nicht die Rede. Doch erscheinen sehr bald als Privilegien die freie Abtswahl, die Exemtion von der bischöflichen Strafgewalt oder wenigſtens das Recht, in wichtigen Angelegenheiten von der Sentenz des Bischofs nach Rom zu appellieren. Die Frage in welchem Verhältnis die protectio und libertas zu einander standen, hat Blumenſtock*), dem sich dann neueſtens Hüfner**) anschloß, in sehr scharfsinniger Weise zu lösen versucht. Sie läßt sich anfänglich immer nur von Fall zu Fall entscheiden. Zum äußeren Ausdruck der Tradition des Eigentums anläßlich der Kommendation zahlte man häufig — nicht immer — einen Rekognitionszins, der jedoch bisweilen auch von nichtkommendierten Anſtalten entrichtet wurde und deshalb, wie schon Alexander III. (c. 8 X de priv. 533) hervorgehoben hat, nie ein Indizium des Immediatverhältnisses iſt. Für Alexander III. war zum Beweise der Exemtion die Feſtſtellung entscheidend, daß nach dem päpſtlichen Privileg der Zins zum Zeichen der zugesicherten Libertas, nicht aber der Protectio, entrichtet werden mußte. Das war für die ganze Frage von grundlegender Bedeutung. Die Exemtion wurde vorwiegend einseitig als Gnadenakt des Papſtes aufgefaßt. Nach K. F. Weiß***) iſt sie vorhanden, »wenn dem Diözesanbischof jede Gewalt im Kloſter abgesprochen wird und nur der päpſtliche Stuhl solche auszuüben berechtigt iſt; wenn der Abt zur Vornahme von Weihefunktionen in der Kloſterkirche einen beliebigen Bischof wählen kann; wenn dem Diözesanbischof die Ausübung jurisdiktioneller Befugnisse, Verhängung von Zensuren untersagt und sein Visitationsrecht beschränkt iſt; schließlich wenn den Mönchen geſtattet wird, an den päpſtlichen Stuhl in Klageſtrafsachen zu appellieren«.

Diese Zusicherungen an die exemten Anſtalten waren naturgemäß für das Verhältnis des apoſtolischen Stuhles zu den Bischöfen von größter Tragweite.

An dritter Stelle iſt die von Erfolg begleitete Reaktion der kirchlichen Kreise gegen den Einfluß des germanischen Rechts auf die kirchliche Rechtsentwicklung zu nennen, die in dem Siege des Papſttums unter Gregor VII. über die weltliche Gewalt ihren eklatanteſten Ausdruck gefunden, das Ansehen des apoſtolischen Stuhles immens geſteigert und indirekt bewirkt hat, daß wertvolle germanisch-rechtliche Elemente ohne

*) Der päpſtliche Schutz im Mittelalter, Innsbruck 1890.

**) Das Rechtsinstitut der klöſterlichen Exemtion in der abendländischen Kirche, Mainz 1907.

***) Die kirchlichen Exemtionen der Klöſter von ihrer Entſtehung bis zur gregorianisch-cluniazensischen Zeit, Basel 1893.

Gefahr dem kirchlichen Rechtssystem einverleibt und zusammen mit den römisch-rechtlichen Bestandteilen auf dem Grunde der kirchlichen Canones zu dem Ganzen des kanonischen Rechts umgebildet wurden.

Fragen wir nach dem Einfluß des germanischen Rechts auf die kirchliche Rechtsentwicklung, so steht hier im Vordergrund das von Ulrich Stutz*) in feinsinniger Weise erstmals herausgestellte, wenn auch seiner Bedeutung nach vielleicht etwas zu hoch eingeschätzte Eigenkirchenwesen. »Zuerst und am wirksamsten«, führt Stutz aus, »trug die Eigenkirche germanisches Recht in die Kirche hinein . . . Allen ost- und westgermanischen Stämmen bekannt . . . regt sich das Eigenkirchenwesen bei jedem einzelnen Stamme sofort nach dessen Eintritt in die katholische Kirche, indem es dem Bischof zugunsten des Grundherrn den wirtschaftlichen Ertrag der Kirche sowie die Ernennung des Geistlichen zu entwinden sucht.« Vorwiegend in der Zeit der kirchlichen Anarchie um die Wende des siebenten zum achten Jahrhundert ausgebildet, wird dasselbe in der Karolingerzeit zwar in seinen schlimmsten Auswüchsen beschnitten, jedoch in seinen Grundzügen jedenfalls dem kirchlichen Organismus eingefügt. Dabei ergaben sich als praktische Folgen »die Übertragbarkeit von Kirche und Kirchengut als Ganzes, freie Vererblichkeit ohne Sachteilung, Genuß der Betriebsüberschüsse, Ernennung der Geistlichen, während dem Bischof eine gewisse Oberhoheit verblieb, die in seiner Zustimmung bei Besetzung von Stellen, im Recht der Visitation und in der Pflicht der Geistlichen zum Synodalbesuch und zur Leistung von Abgaben ihren Ausdruck fand. Seinen Höhepunkt erreichte das Eigenkirchenrecht durch das Kirchenkapitular Ludwigs d. F. von 818/19 und den Ausspruch der unter Eugen II. 826 in Rom abgehaltenen Synode: »Ein Kloster oder Oratorium, das kanonisch errichtet ist, soll dem Dominium des Erbauers wider dessen Willen nicht entzogen werden; fernerhin darf er es irgendeinem Priester der Diözese selbst oder einem anderen auf Grund entsprechender Dimissorialien zur Besorgung der gottesdienstlichen Funktionen mit Zustimmung des Bischofs übergeben, jedoch ***so, ut ad placita et iuxta reverentiam ipsius*** *episcopi obedienter sacerdos recurrat.«**) Wenn auch diese unter Leo IV. noch einmal wiederholte Äußerung nicht den vollen Inhalt des Eigenkirchenwesens einschließt, so zeigt sie doch jedenfalls, in welchem Umfange diese Idee bereits jene Zeit beherrschte.

Schon ziemlich früh fand das Eigenkirchenrecht seine Gegner, besonders in den pseudoisidorischen Kreisen, und auffallen muß es, daß Hinkmar von Rheims, den Stutz als einen der Hauptvertreter desselben auf Grund seiner Schrift „*De ecclesiis et capellis*" bezeichnet, andererseits wieder für die Freiheit der Bischofswahlen, die Immunität der Kirchen und ihrer Diener und die Unverletzlichkeit des Kirchenvermögens eintritt, wobei er der königlichen Gewalt nur ein Schutzrecht zugesteht, trotzdem aber wird man sich der Beobachtung nicht verschließen können, daß tatsächlich die Eigenkirchenidee schließlich im ganzen Abendland Verbreitung und praktische Anwendung auch bei Besetzung der höheren Benefizien, der bischöflichen Sitze und Abteien gefunden hat. — Um so bedeutsamer aber ist die Tatsache, daß der seit Pseudoisidor bemerkbare und durch die cluniazensischen Ideale geförderte Kampf der Kirche gegen den Einfluß der weltlichen Gewalt schließlich den Sieg davongetragen hat. Man wird nicht zu weit gehen, mit Stutz, Schubert, Scharnagl und anderen die Anschauung zu vertreten, daß es sich beim Investiturstreit im letzten Grunde um die Beseitigung des Eigenkirchenrechts gehandelt hat. Der Sieg des großen Hildebrand bedeutete den Untergang des Eigenkirchenrechts und war mehr als alle andern Faktoren von entscheidender Bedeutung für die nun beginnende glanzvolle Stellung des um seine Ideale kämpfenden Papsttums.

Als eine wichtige Begleiterscheinung können wir feststellen, daß zur Zeit, da der Einfluß der weltlichen Macht auf die Besetzung der bischöflichen Stühle entscheidend zurückgedrängt wurde, der Kirche ein für die Gesamtverfassung hochbedeutsames Institut zur Verfügung stand, das auf germanischem Boden seit der Mitte des 8. Jahrhunderts entstanden war und trotz der Verschiedenheit seiner Entstehung und inneren Verfassung auf dem Gebiete des Diözesan-

*) Geschichte des kirchlichen Benefizialwesens I (1895) S. 99 ff. — Die Eigenkirche. — Kirchenrecht S. 829 § 18.

*) Vgl. Stutz, Benefizialwesen § 17 S. 259.

rechts eine ähnliche Rolle erhalten sollte, wie das Kardinalskollegium als Senat des Papstes und wahlberechtigter Faktor bei der Besetzung des päpstlichen Stuhles: die Domkapitel. Ihre Geschichte ist bekannt.

Durch die Teilung des Vermögens zwischen Bischof und Kanonikern, die nach den neuesten, durch ein reiches Material gestützten Beweisen A. Pöschls schon vor dem bisher stets angeführten Kölner Fall zu Beginn des 9. Jahrhunderts nachweisbar ist, war die Möglichkeit den Kapiteln, die anfänglich eine *vita communis* hatten, gegeben, sich zu selbständigen Körperschaften auszubilden; als solche gewannen sie hervorragenden Einfluß auf die Bischofswahl.

Wird mitunter noch um die Mitte des 12. Jahrhunderts Klerus und Volk in päpstlichen Schreiben als wahlberechtigt hingestellt, so erscheinen sie bereits doch, wie von Below*) im einzelnen gezeigt hat, schon wenige Jahre nach dem Wormser Konkordat als der Hauptfaktor bei der Wahl; die Ausschließlichkeit ihres Votums setzt sich dann, besonders von Innocenz III. gefördert, noch vor dem Erscheinen der Dekretalen zu Anfang des 13. Jahrhunderts definitiv durch**), nachdem mit der entscheidenden Bestimmung Alexanders III. auch bei der Papstwahl jeder Einfluß von außen beseitigt war.

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Washington.

Die Atlanten in der Kongreßbibliothek.

In ihrer Nummer vom 22. Januar d. J. hat die »Internationale Wochenschrift« einen ausführlichen und lehrreichen Aufsatz veröffentlicht, in dem von der Kartensammlung der Königlichen Bibliothek in Berlin, ihrer neuen Einrichtung und Anordnung, ihren Ursprüngen und ihrer Entwicklung ein anschauliches Bild gegeben wird und auch eine Anzahl ihrer Schätze besonders aufgeführt werden. Die Kostproben erregen den Wunsch, von dem ganzen Reichtum der Sammlung durch einen Katalog unterrichtet zu werden — die »handschriftlichen Katalogbände« werden in dem Aufsatze erwähnt — und geben mir zugleich den Anlaß, die Leser der »Internationalen Wochenschrift« auf die letzte Veröffentlichung der Verwaltung unserer Kongreßbibliothek aufmerksam zu machen. Vor mir liegen in dem bekannten roten Leinenbande zwei Bände von dem stattlichen Umfange von 1659 Seiten, die den Titel führen: Ein Verzeichnis geographischer Atlanten in der Kongreßbibliothek mit bibliographischen Vermerken. Dies Verzeichnis ist unter der Leitung des Vorstehecs der Kartenabteilung Philip Lee Phillips zusammengestellt und für den Preis von $ 2.35 käuflich. Der erste, 1208 Seiten starke Band umfaßt den eigentlichen Katalog, der zweite enthält ein Verzeichnis der Herausgeber von Karten und Atlanten, dessen Wert durch die Hinzufügung der Geburts- und Todesjahre erhöht wird, und ein Register mit mehr als 40,000 Hinweisen.

Die gesamte Kartensammlung beläuft sich auf 3265 Nummern; wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß Amerika davon einen Löwenanteil hat, nämlich die Nummern 1134—2779, darunter wieder die Vereinigten Staaten 1257—2679. Der Katalog und die Sammlung ist so angeordnet, daß zuerst allgemeine Atlanten über besondere Wissens- oder Tätigkeitsgebiete angeführt werden. So finden wir z. B. Kolonial-, Handels-, kirchliche, Missions-, hydrographische, statistische, orographische Karten, ferner Atlanten, die die geschichtliche Entwicklung der Posten und Eisenbahnen, die Verteilung der verschiedenen Rassen verzeichnen und dergleichen mehr. Auf diesen ersten Abschnitt, der 349 Nummern hat, folgen dann, von 350—1133, die allgemeinen Weltatlanten in chronologischer Anordnung vom 12. Jahrhundert bis zum Jahre 1908. Diese Anordnung die zuerst die Spezialatlanten in sachlicher Gruppierung, darauf die allgemeinen in zeitlicher bringt, ist auch für die einzelnen Erdteile festgehalten, die in der Reihenfolge Amerika, Europa, Asien, Afrika, Oceanica verzeichnet werden. Während die allgemeinen Weltatlanten, in deren Besitz die Kongreßbibliothek ist, bis in das 12. Jahrhundert zurückgehen, stammen die ältesten europäischen aus dem Jahre 1594, die ältesten amerikanischen aus dem Jahre 1597, die ältesten asiatischen aus dem Jahre 1690, die ältesten afrikanischen aus dem Jahre 1700 und die ältesten ozeanischen aus dem Jahre 1769. Das Vorwort des Katalogs weist mit Recht auf die Notwendigkeit einer Bibliographie von Atlanten hin, da ihr Inhalt im allgemeinen unbekannt ist, und bemerkt dazu, daß die Kongreß-

*) Die Entstehung des ausschließlichen Wahlrechts der Domkapitel. Leipzig, 1883. Vgl. auch Sägmüller: Die Bischofswahl bei Gratian (1908).

**) Die ursprüngliche Mitwirkung von Klerus, Volk, Konprovinzialen und König bei der Ernennung der Bischöfe wird noch in späterer Zeit durch die bei Ernennungen von der päpstlichen Kanzlei an Klerus, Volk, Vasallen, König etc. gerichteten Exekutorien angedeutet. Von dem alten Recht war also nichts mehr als die Anzeige seitens der Kurie geblieben.

bibliothek, ebenso wie andere, in ihrer Kartensammlung viele aus ihrer ursprünglichen Stelle losgelöste Karten habe; eine gute Sammlung vollständiger älterer Atlanten, ja sogar ein unverkürzter werde schwer zu finden sein. Das Verzeichnis soll zugleich auch ein Hilfsmittel sein, um solche losgelösten Karten zu identifizieren und ihnen ihren ursprünglichen Platz wieder anzuweisen. Ich möchte auch auf die Städteatlanten hinweisen, die sich in der Sammlung befinden, ferner auf solche, die Erdumseglungsbeschreibungen, geschichtlichen Werken, naturwissenschaftlichen Forschungsreisen beigegeben sind, und auf Reproduktionen in Atlanten, die mit Grenzstreitigkeiten zwischen Völkern zu tun haben.

Natürlich erhalten wir in dem starken Bande auch nicht einen bloßen Katalog. Vielmehr regen bibliographische Angaben und Inhaltsverzeichnisse bei Amerika betreffenden Karten, bei Stadtplänen aus der ganzen Welt, bei irgendwelchem, besonders interessanten Stoff, der sich nicht gewöhnlich in Atlanten findet, das Interesse des Forschers an; eine große Anzahl von Karten sind vollständig beschrieben. Ja, der Herausgeber hat sich nicht darauf beschränkt, uns nur mit den Schätzen der Kartensammlung seiner Bibliothek bekannt zu machen. Vielmehr an den Stellen, wo der Besitz an Karten des Ptolemaeus, des Abraham Ortelius, des Gerard Mercator, des Joan und Willem Janszoon Blaeu gebucht wird, werden in Tabellen auch die übrigen bekannten Ausgaben mitgeteilt, z. B. auf den Seiten 169—171 die zahlreichen, von 1585—1651 erschienenen lateinischen, deutschen, niederländischen, englischen und französischen Ausgaben von Mercators Atlas Major und Minor; auf Seite 133 findet sich ein chronologisches Verzeichnis der Folioausgaben von Ortelius' Theatrum orbis terrarum nach Hessels Ausgabe der Briefe des Ortelius. Die frühen italienischen, niederländischen, französischen, deutschen und englischen Kartographenschulen sind in unserer Sammlung gut vertreten. Selbstverständlich finden sich in ihr auch die Werke, die Reproduktionen der im Besitze europäischer Bibliotheken und Museen befindlichen alten handschriftlichen Karten enthalten; wir nennen Nordenskiölds Facsimile-Atlas zur ältesten Kartographiegeschichte, der Abbildungen der wichtigsten vor 1600 gedruckten Karten enthält, und von dem die Kongreßbibliothek eine englische Übersetzung besitzt, die in den Jahren 1894—1899 im Verlage von F. Muller & Co. in Amsterdam veröffentlichte Reproduktion von wichtigen Karten des 15., 16. und 17. Jahrhunderts in Originalgröße und Santarems Atlas zu seinem Versuch einer Geschichte der Kosmographie und der Kartographie während des Mittelalters und der Fortschritte der Geographie nach den großen Entdeckungen des 15. Jahrhunderts. Die Inhaltsangaben dieser drei Werke nehmen in dem Katalog nicht weniger als neun kleingedruckte Seiten in Anspruch.

Zum Schluß wenden wir uns besonders hervorragenden Stücken der Sammlung zu. In seinem Verzeichnis der Ausgaben der Geographie des Ptolemäus (1475—1730) führt Wilberforce Eames vierzig lateinische bzw. lateinisch-griechische und italienische auf. Von diesen fehlen der Kongreßbibliothek nur die drei lateinischen aus den Jahren 1478, 1482 und 1514. Von der aus dem 12. Jahrhundert stammenden griechischen Handschrift im Kloster Vatopädi auf dem Athos besitzt sie die 1867 bei Didot frères, fils & Cie. in Paris hergestellte photolitographische Reproduktion. Die älteste ihrer Originalhandschriften ist die um 1478 in Florenz veröffentlichte, deren Text Francesco Berlinghieri, wahrscheinlich nach der lateinischen Übersetzung des Jacobus Angelus, in italienische Verse übertragen hat. Es soll der erste ganz in Kupfer gestochene Atlas sein. Die in Rom 1508 erschienene Ausgabe verdient darum besondere Erwähnung, weil ihr Johann Ruyschs Karte eingefügt ist, die erste gedruckte Karte, die außer der Waldseemüllerschen einen Teil von Amerika zeigt und überhaupt in der Entwicklung der Kartographie epochemachend war. Von Ortelius' Folio-Ausgabe werden 24 Abdrücke in dem Kataloge beschrieben, u. a. drei Drucke der zweiten Ausgabe, von der bisher nur zwei Exemplare bekannt waren. Das »Additamentum« vom Jahre 1590 enthält eine Karte des Stillen Ozeans (Maris Pacifici), die erste, auf der sich die ausdrückliche Trennung in Nord- und Südamerika findet. Von Meccators Folio-Atlanten besitzt die Bibliothek u. a. die Ausgabe von 1607 mit Jodocus Hondius' Karte des gesamten Amerikas. Weiter erwähnenswert sind Sir Robert Dudleys sechs Bücher »Dell' Arcano del Mare« vom Jahre 1647/8, der erste Seeatlas, dessen Karten, die auf meist verlorenen Handkarten früher Seefahrer beruhen, in Mercators Projektion gezeichnet waren, Wytfliets Descriptionis Ptolemaicae Augmentum (1598), der erste amerikanische Atlas, Jedidiah Morses American Geography, die 1794 in London erschien und die ersten Karten der Vereinigten Staaten enthält, und schließlich in der europäischen Abteilung der Sammlung Saxtons Atlas aus den Jahren 1574—1579, der die ältesten Aufnahmen von England und Wales enthält. Vollständige Exemplare, besonders solche mit dem Titelblatt von Augustine Ryther, auf der die Königin Elisabeth als Schützerin der Erd- und Sternkunde dargestellt ist, sind sehr selten. — Diese Proben dürften eine Andeutung gegeben haben, welche Schätze die Kartensammlung der Kongreßbibliothek enthält, und zu ihrem Besuch anregen wie zum Studium ihres Katalogs, der mit seinen ausführlichen Beschreibungen und historischen Angaben reiche Beiträge zur Geschichte der Kartographie gibt.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 12
19. März 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Noch einmal Ausgrabungen in Paläſtina.

Von Ernſt Sellin, Professor an der Universität Roſtock.

In No. 52 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift (Sp. 1626—1632) hat H. Thiersch in Freiburg einen kleinen Aufsatz über dies Thema veröffentlicht, der Beachtung seitens aller derer beanspruchen kann, die sich für die Ausgrabungen in Paläſtina interessieren. Und die Zahl dieser wächſt ja in erfreulicher Weise von Jahr zu Jahr. Doch die ernſte Pflicht der Nachprüfung obliegt in erſter Linie denen, die entweder selbſt dort drüben mitten in der Arbeit ſtehen oder berufen sind, von Deutschland aus diese Ausgrabungen zu inszenieren bezw. zu leiten.

In jenem Artikel, der ein auf dem 2. Internationalen Archäologenkongreß in Kairo erſtattetes Referat wiedergibt, entwirft Thiersch ein Programm, wie am zweckmäßigſten die archäologische Erschließung Paläſtinas zu organisieren sei. Zum Verſtändnisse desselben muß ich freilich ganz kurz etwas weiter ausholen. Noch vor 10 Jahren exiſtierten für die deutsche Wissenschaft Ausgrabungen in Paläſtina überhaupt nicht. Es war zwar bei Jerusalem im Jahre 1884 ein kurzer Ausgrabungsversuch durch den Deutschen Paläſtinaverein unternommen worden, aber er hatte die gehegten Erwartungen nicht erfüllt. Und die seit dem Jahre 1890 von den Engländern syſtematisch durchgeführten Arbeiten in der großen Südweſtebene (bei Lachis, Tell es Safi usw.) und bei Jerusalem wurden überwiegend als ein Sport betrachtet, dem keinerlei ernſte Aufmerksamkeit gebühre. Ich glaube, die einschlägige deutsche Literatur einigermaßen zu kennen, wüßte aber nicht, wo jene Arbeiten — abgesehen von der Lachistafel — damals wirklich berücksichtigt wären.

Wie feſt die Überzeugung eingewurzelt war, daß »in Paläſtina nichts zu holen sei«, das mußte am schmerzlichſten ich selbſt erfahren, als ich im Jahre 1900 aller Skepsis zum Trotze den Entschluß faßte, dort selbſt den Spaten anzusetzen. Am allerſtärkſten war diese Skepsis gerade bei den berufenen Archäologen. Ich könnte darüber ein besonderes Liedchen singen. Doch genug, mein »abenteuerliches« Unternehmen kam doch zuſtande, und die Ausgrabungen von Taannek 1902 bis 1904 machten mit einem Schlage dem Dogma von der Unfruchtbarkeit Paläſtinas in archäologischer Beziehung ein Ende. Und als vollends durch die gleichzeitig begonnenen englischen Ausgrabungen in Gezer sowie die meinen Arbeiten folgenden Grabungen des Deutschen Paläſtinavereins (1904 bis 1906) im alten Megiddo ein ungeheuer reiches Material vergangener Jahrtausende ans Tageslicht gefördert wurde, da waren über Nacht die paläſtinensischen Ausgrabungen in Deutschland populär geworden.

Diese Popularität äußerte sich in deutscher Weise darin, daß von verschiedenen Seiten die Kritik einsetzte, was alles falsch gemacht wäre und besser hätte gemacht werden müssen. Und in der Tat, dieselbe war nicht ohne Grund. Wir alle, die bis dahin die Arbeiten geleitet hatten, waren in archäologischer Beziehung durchaus self-made men, die Engländer Dr. Bliß und Macalifter, der Ingenieur Dr. Schumacher, ich, der Theologe. Auf einige glückliche Einzelfunde aus der kanaanitisch-israelitischen Kultur hatten wir gehofft, und in Schicht über Schicht gelagert traten uns die Refte einer dreitausendjährigen Geschichte Paläftinas mit den kulturellen ägyptischen, babylonischen, ägäischen, cyprischen, helleniftischen, römischen und arabischen Einschlägen entgegen. Die Arbeit war uns über den Kopf gewachsen.

Die landläufige Kritik überragten weit die die bisherigen Resultate zusammenfassenden und positiv verarbeitenden Referate von H. Thiersch in dem Archäologischen Anzeiger (seit 1907, Heft 3). Er zeigte, an welchen Punkten und in welcher Richtung der bisherigen Arbeiten sich besonders die archäologische Schulung der bisherigen Leiter vermissen ließ, und trat energisch für die Beteiligung eines Archäologen von Fach an denselben ein.

Es war dieselbe Zeit, in der die Deutsche Orientgesellschaft mir die Leitung einer neuen Ausgrabungskampagne, nämlich in Jericho übertrug, und nicht zum mindeften unter dem Eindruck der Thierschschen Kritik attachierte sie mir, wofür ich nur dankbar sein konnte, dazu einen klassischen Archäologen, Professor Dr. Watzinger in Roftock (jetzt Gießen), außerdem zwei Architekten, die sich bereits in der Ausgrabung von Babylon bewährt hatten. Gemeinsam mit diesen habe ich dann in den Jahren 1908 und 1909 das alte Jericho aufgedeckt, mit einer wissenschaftlichen Akribie und Allseitigkeit, die, wie ich glaube, und wie unsere noch im Laufe dieses Jahres erscheinende zusammenfassende Publikation dartun wird, auch den höchftgespannten Anforderungen entsprochen hat.

Inzwischen ift nun aber Thiersch mit seinem neuen Organisationsprogramm hervorgetreten, welches sich in zwei Punkten von seinen früheren Anregungen unterscheidet, und auf sie möchte ich heute die Aufmerksamkeit hinlenken. Im Jahre 1907 verlangte er einen »archäologischen Beirat«; das konnte nirgends anders verftanden werden und war sicher auch von ihm vermeint in der Bedeutung »klassisch-archäologisch«. Nun nach zwei Jahren kommt plötzlich das Bekenntnis: »Wir sind zudem gar nicht die Leute, die hier vor allem notwendig sind, die es in erfter Linie zu finden gilt. Unsere Mitarbeit kann erft für die jüngeren Epochen, etwa von 1200 v. Chr. ab, dem Zeitpunkt, da zum erftenmal ein hellenischer Volksftamm mit frühgriechischer Kultur, die Philifter, ins Land zogen, in Betracht kommen. Die kompetenten Leute für die vorausliegenden Perioden müssen von anderer, von ägyptologischer Seite her kommen.« Und so klingt der ganze Artikel in den Gedanken aus: der Ägyptologe muß hinfort der Leiter sein, denn Paläftina war Jahrhunderte lang — politisch und kulturell — eine ägyptische Provinz.

Ich sehe davon ab, daß ein so schneller Programmwechsel in der Regel nicht vertrauenerweckend wirkt, ich möchte vielmehr zunächft aussprechen, daß ich durchaus verftehe, wie Thiersch zu demselben gekommen ift. Seine jetzige These ift nämlich, wenn ich recht sehe, zwar nicht besser als die frühere, aber genau so berechtigt. Er hat dies jüngfte Referat gehalten, unter dem besonderen Eindrucke der Grabungen von Megiddo und Gezer ftehend, in denen beiden der ägyptische Kultureinfluß ein besonders ftarker, ja geradezu überwiegender ift. Aber zieht man das Überhandnehmen des griechischen Kultureinflusses seit dem 7. Jahrhundert an allen bis jetzt freigelegten paläftinensischen Plätzen und die Ergebnisse bei der Ausgrabung anderer Orte wie Jericho, Jerusalem, Sebafte in Betracht, so wird sich das Urteil doch etwas anders geftalten. Wenn ich die ca. 1000 Nummern unseres Fundjournals von Jericho überschaue, so finde ich da vielleicht 50, bei denen man unmittelbaren und vielleicht noch 50 andere, bei denen man einen mittelbaren ägyptischen Kultureinfluß konftatieren könnte. Ägyptischer Handel und Wandel ift also bis hierher nur schwach gedrungen, um so ftärker aber z. B. der cyprische. Müßte ich also schon von vorneherein davor warnen, zu summarische Schlüsse zu ziehen und empfehlen, mindeftens jene These auf die Schephelah und die Jesreelebene zu beschränken, so kann ich ihr gegenüber nicht einmal in bezug auf diese Landftriche meine Bedenken unterdrücken: ift denn nicht auch

hier in der Bauweise von Mauern und Burgen, in ganzen Gebieten der alltäglichen Kleinkultur vieles so originell paläſtinensisch, so von Grund aus verschieden gegenüber Ägypten gewesen, daß angesichts dieser Verschiedenheiten auch die Kenntnisse und Erfahrungen eines Ägyptologen vollständig versagen? So wünschenswert also auch mir die Heranziehung eines Ägyptologen für die zwei genannten Landſtriche zu sein scheint, für so verhängnisvoll würde ich es halten, wenn sie auf Koſten der Heranziehung des klassischen Archäologen geschähe — und noch eines andern Faktors.

Und damit komme ich auf den zweiten Punkt von Thierschs neuem Programm. Während er früher, mit gegebenen Tatsachen rechnend, die Beteiligung von Theologen an den Ausgrabungen in Paläſtina noch gütigſt konzedierte, sucht er diese jetzt in der höflichſten Weise hinaus zu komplimentieren. Oder welchen andern Sinn haben seine Worte: »Ich halte es für keine Anmaßung zu glauben, daß die theologische Mitwirkung bei einer paläſtinensischen Ausgrabung selbſt dann noch nicht zu spät kommt, wenn sie sogar erſt mit Schluß der Kampagne einsetzen sollte.« Und zur Beſtätigung fügt er hinzu: »Auf dem Gebiete des klassischen Altertums würde es kein Mythologe oder Religionshiſtoriker als Kränkung empfinden, wenn der archäologische Kollege seine Spatenarbeit zunächſt zu Ende führte und dann ihm das ganze der Erde abgerungene Material zur Verfügung ſtellte.«

Schon diese Parallele zeigt, daß Thiersch eine etwas merkwürdige Vorſtellung von einem wissenschaftlichen Theologen hat, die gerade nicht von eingehender Kenntnis der proteſtantischen Theologie zeugt. Der altteſtamentliche Theologe — denn nur er kommt hier vorläufig in Betracht — iſt, wenn schon in erſter Linie, so doch durchaus nicht ausschließlich Religionshiſtoriker, sondern auch für Paläſtina der vor andern kompetente Hiſtoriker und Epigraphiker und — iſt es zwar noch nicht, muß es aber werden — auch Archäologe, denn alle diese Gebiete lassen sich ja überhaupt nicht von einander losreißen. Und die Zeiten, da die Theologie ihre Gebäude mit der Turmspitze begann, sind längſt vorüber. Damit aber sind wir erſt auf das eigentliche Problem geführt.

Es gibt wohl kaum ein Land der Erde, das nicht neben allen ausländischen Kultureinflüssen seine originelle Kultur hätte, ein Erzeugnis der spezifischen Beschaffenheit des Landes und seiner Geschichte zugleich. Daß Paläſtina darin keine Ausnahme macht, iſt selbſtverſtändlich; es genügt, an die spezifisch kananitische oder israelitische Keramik, die kananitischen Feſtungen und Kultplätze, die hebräische Schrift zu erinnern. Nun bedarf es doch eigentlich keines Beweises, daß die Ausgrabung nur dann fruchtbar und unter Berücksichtigung aller in Betracht kommender Momente geſtaltet werden kann, wenn jemand zugegen iſt, der die Kulturgeschichte und Geschichte gerade dieses Landes so eingehend wie möglich kennt.

Ich kann mir wenigſtens kaum denken, daß Thiersch meint, »der Mangel an Voreingenommenheit« bei der Grabung, für den er mit Recht eintritt, müsse in einer möglichſten Unkenntnis der Geschichte usw. des betreffenden Landes beſtehen. In diesem Falle wäre ja zweifellos der geeignetſte Leiter der Architekt, der, vollſtändig uninteressiert, nur mit Metermaß usw. aufs genaueſte jeden Fundgegenſtand zu buchen hätte, um dann das Rohmaterial den Bearbeitern der einzelnen Disziplinen zu übergeben. Indes, jeder, der einmal praktisch gegraben hat, weiß, daß eine solche voraussetzungs- und ideenlose Freilegung ein Unding iſt, daß es vielmehr umgekehrt darauf ankommt, schon bei der Bloslegung jede durch die Geschichte und Kulturgeschichte nahegelegte Möglichkeit in Erwägung zu ziehen, und daß andererseits dem späteren Bearbeiter auch die exakteſte Aufnahme vielfach nicht die lebendige Anschauung ersetzen kann. Diese Grundsätze sind doch als selbſtverſtändliche — lediglich die babylonischen Ausgrabungen bilden allerdings noch eine Ausnahme — überall anerkannt; gerade die klassischen Archäologen würden sich wohl aufs ernſteſte verbitten, wenn man eine Objektivität in jenem Sinne für die Grabungen in Griechenland und Kleinasien verlangen wollte.

Ich kann mithin nur annehmen, daß Thiersch meint, die paläſtinensische Geschichte und Kulturgeschichte sei so fabelhaft einfach, daß jeder Ägyptologe oder klassische Archäologe sie spielend beherrschen könne. Und darin liegt nun nach meinem Dafürhalten sein tiefſter und verhängnisvollſter Irrtum. Wenn jemand meint, er beherrsche, um die paläſtinensischen Grabungsergebnisse aus-

reichend beurteilen zu können, genügend die palästinensische Geschichte, sobald er ein landläufiges Lehrbuch über dieselbe gelesen und etwa die Kautzschsche Bibelübersetzung oder gar die Septuaginta herangezogen habe, der täuscht sich. Es ist hier jahrelanges ernstes Studium nötig wie bei der Geschichte jedes anderen Landes. Würde wohl ein Theologe sich unterfangen, in Probleme griechischer Geschichte hineinzureden? Und bei der Eigenart der biblischen Literatur ist die Arbeit an der palästinensischen Geschichte entschieden noch komplizierter.

Man sage nicht: das kann ja alles nachher von theologischer Seite rektifiziert und rubriziert werden. Denn es ist tatsächlich schon für die Art der Freilegung und die Beobachtung der kleinsten Kleinigkeiten nicht gleichgültig, ob der Ausgräber beispielsweise eine Kulturschicht schon einer bestimmten Ära zuzuweisen vermag, ob ihm alle Möglichkeiten der Erklärung eines Gebäudes, eines Platzes usw. gegenwärtig sind, ob er alle nur erreichbaren literarischen Nachrichten über Sitten, Gebräuche und Schicksale der betreffenden Völker kennt. Wenn es ganz gewiß von größtem Werte ist, falls beispielsweise ein Skarabäus gefunden wird, gleich jemand zur Hand zu haben, der ihn und damit den terminus a quo der betreffenden Schicht datieren kann, ist es minder wichtig, wenn es sich um eine semitische Legende handelt?

Und nun gestatte ich mir die Frage — und ich weiß, daß ich niemanden damit beleidige —, wo ist der Ägyptologe oder klassische Archäologe, der palästinensische Geschichte, Kulturgeschichte oder Epigraphik so kennt, daß er sagen könne: ich bedarf des Palästinaforschers nicht? Ich glaube, unter den deutschen Ägyptologen hat überhaupt keiner diese Ambition. Und sonst? Abgesehen vielleicht von meinem Arbeitskollegen Watzinger wüßte ich unter den klassischen Archäologen niemand, der sich in bezug auf Interesse für die palästinensischen Ausgrabungen und Kenntnis der palästinensischen Geschichte auch nur annähernd mit Thiersch messen könnte. Nun aber, zeugen nicht gerade seine Referate, so überaus dankenswert sie in archäologischer Beziehung sind, manchmal von einem höchst bedenklichen Mangel an Kenntnissen palästinensischer Geschichte und Kulturgeschichte und einer ganz kritiklosen Verwendung der biblischen Quellen? Ich verdanke gerade diesen Referaten so viel an archäologischer Belehrung, daß es mir fast undankbar scheint, hierauf hinzuweisen, aber im Interesse der Sache bin ich dazu verpflichtet, und es ist wahrhaftig kein Vorwurf, daß einer extra muros nicht zuhause ist, im Gegenteil.

Schon früher (Memnon II S. 213—25) habe ich ihm eine Reihe falscher kultgeschichtlicher Voraussetzungen nachweisen müssen, z. B. eine unrichtige Vorstellung von kananitisch-israelitischen Kultpfeilern, einfach, weil er biblische Stellen wie 2 Könige 3, 2; Hosea 10,1 nicht kenne. Was er neuerdings betreffs derselben in Gezer geschrieben (Archäol. Jahrb. 1909. 3. Sp. 376—78), verrät abermals einen vollständigen Mangel an Unterscheidung dessen, was Vorstellung in den älteren Quellen und was Umdeutung in den späteren ist. Was man sich in Petra, Schweden und Schottland bei den Stelen gedacht hat, führt er aus, aber die für das altpalästinensische Verständnis einfach klassische Stelle Genesis 28, 10 ff. erwähnt er nicht.

Und für noch viel bedenklicher halte ich seine Einführung populärer, aber durchaus unwissenschaftlicher Vorstellungen von der palästinensischen Geschichte in die Beurteilung. Oder ist es nicht eine solche, wenn er allen Ernstes von einer Eroberung Gezers durch das aus der Wüste gekommene Israel redet, wo die historisch zuverlässigen Quellen (Richter 1, 29; 1 Könige 9, 15—17) mit aller nur wünschenswerten Deutlichkeit sagen, daß Gezer erst 300 Jahre später unter Salomo ohne einen Schwertstreich Israels jüdisch geworden ist? Wie er sich vollends vorzustellen vermag, die Israeliten hätten den Platz erobert, die Besiegten aber nicht zu vertreiben gewagt, oder sie hätten zur Erinnerung an die Eroberung möglicherweise die Mazzeben errichtet (Sp. 377), ohne daß die kananitischen Bewohner von Gezer sie sofort wieder heruntergerissen hätten, das wird wohl nicht nur dem alttestamentlichen Geschichtsforscher, sondern dem Historiker überhaupt ein Rätsel bleiben. Ist es nun wirklich gleichgültig, wenn bei der Ausgrabung selbst schon immer mit dem Faktor israelitischer Kultur gerechnet wird, wo nur kananitische in Betracht kommt?

Ich könnte diese Belege mit Leichtigkeit bedeutend vermehren. Vielleicht darf ich

Aber freilich, auch die Ausbildung in Deutschland muß noch eine ganz andere werden als bisher. Es ist dringendes Erfordernis, daß an einer großen Universität, an der die klassisch-archäologischen, wie die ägyptologischen und assyriologischen Studien blühen, in deren Bereich bereits orientalisch-archäologische Sammlungen vorhanden sind, ein paläftinensisch-archäologisches Seminar eingerichtet wird. Berlin oder Leipzig kämen nach meiner Meinung in erster Linie in Betracht, allenfalls noch Halle.*) Wie dies Seminar zu organisieren wäre, gehört nicht hierher.

Aber eine theologische Fakultät, die die richtige Witterung dafür hat, wohin unfehlbar der Kurs unserer wissenschaftlichen Gesamtentwicklung geht, sollte die rechte Zeit nicht ungenützt vorübergehen lassen. Eine ganze Reihe wichtiger Trümmerhügel des alten Paläftina harrt des ausgrabenden Spatens und wird sicher in den nächsten Jahrzehnten immer reichere archäologische Schätze uns enthüllen. Die biblische Theologie kann der biblischen Archäologie auf die Dauer beim besten Willen nicht entraten, und diese muß zu einer vollwertigen Disziplin ausgebaut werden. Vielleicht wird auch die Erinnerung nicht unnötig sein, daß noch jedesmal, wo der Spaten des Ausgräbers angesetzt wurde, derselbe zugleich — man denke an Ilion, Mykenä, Kreta, Assur usw. — der Mythomanie ein friedliches Grab schaufelte. Das dürfte nachgerade auch ein dringendes Erfordernis für die biblische Geschichtswissenschaft geworden sein.

Meine Erwiderung auf das Programm von Thiersch ist ebenfalls schließlich zu einem Zukunftsprogramm geworden. Wir wollen abwarten, wem die Geschichte recht gibt. Ich habe meinen Widerspruch nicht nur geltend gemacht, weil ich es überall für das Beste halte, wenn unbeschadet aller notwendigen gegenseitigen Befruchtungen jede wissenschaftliche Disziplin Herrin bleibt in ihrem Hause, sondern, weil durch eine einseitige Befolgung des neuen Thierschschen Programms nach meiner Meinung nicht gut zu machender Schaden entstehen könnte. Thiersch hat sich um die archäologische Erschließung Paläftinas durch seine Referate und seine berechtigte Kritik an unserer früheren Arbeitsweise so große Verdienste erworben, daß ich sein Votum nicht leichtfertig nehmen und ihm meine Achtung nicht besser beweisen konnte, als indem ich es mit allem Ernste nachprüfte.

*) Gerade an diesen Universitäten wirken auch Lehrkräfte, die bereits auf dem Gebiete der hebräischen Archäologie gearbeitet haben.

Die päpstlichen Reservationen und ihre Bedeutung für die kirchliche Rechtsentwicklung des ausgehenden Mittelalters.

Von Emil Göller, Professor an der Universität Freiburg i. B.

(Schluß)

Wie wir aus den bisher gekennzeichneten Richtlinien der Rechtsentwicklung klar ersehen können, drängte auf dem Gebiete der Kirchenverfassung gegen Ende des 11. Jahrhunderts alles nach einem bestimmten Ziele hin. Bis um die Mitte des 12. Jahrhunderts können wir einen gewissen Abschluß auf den verschiedensten Seiten feststellen. Besonders interessant wäre es hier noch, auf die Ausbildung des kirchlichen Strafprozeßverfahrens und des Eherechts näher einzugehen. Ich möchte mich aber damit begnügen, kurz darauf hinzuweisen, daß bereits im 11. Jahrhundert der Reinigungseid mit Eideshelfern, die purgatio canonica, die unter dem Einfluß des germanischen Rechts zu dem früher üblichen römisch-rechtlichen Anklageverfahren hinzugekommen war, gemeinrechtliches Institut geworden war. Die Reform des allerdings noch recht mangelhaften Strafprozesses hat dann Innocenz III. durch Einführung des Inquisitions- und Denunziationsverfahrens durchgeführt.

Daß das kanonische Eherecht an zahlreichen Stellen römische und germanische Rechtselemente enthält, ist eine bekannte Tatsache; beachtenswert aber ist, daß bis zur Zeit der Dekretalengesetzgebung auch hier die Entwicklung in den Hauptpunkten abgeschlossen war.

wenigſtens noch einen interessanten Punkt herausgreifen, an dem sich zeigt, wie vortrefflich das archäologische Urteil Thierschs iſt, wie ihn aber die geschichtlichen Kenntnisse im Stiche lassen. Mit einer feinen archäologischen Beobachtungsgabe hat er herausgefunden, daß ein großes Bauwerk in Lachis, das von den Engländern für eine militärische Baracke oder dergleichen (in Tell Zakarije ein ähnliches für ein Heiligtum) gehalten war, wahrscheinlich nichts anderes sei als ein Marſtall. Die Beſtätigung aber, daß Salomo tatsächlich »Wagenſtädte und Städte für die Reiter« hin und her im Lande angelegt (1 Könige 9, 19), und daß unter diesen gerade Lachis die erſte Stelle eingenommen habe (Micha 1,13)*), hat er sich ganz entgehen lassen. Wäre nun aber nicht wirklich die Freilegung dieser Gebäude eine exaktere und die kleinſten Kleinfunde schärfer berücksichtigende geworden, wenn sofort jemand zugegen gewesen wäre, der auf Grund einer genauen Kenntnis der israelitischen Literatur auch diese Eventualität mit in Erwägung gezogen hätte?

Und damit komme ich zu meiner Antwort auf das ganze neue Programm Thierschs. Es liegt mir vollſtändig ferne zu leugnen, daß auch eine von einem praktisch erfahrenen Ägyptologen geleitete Ausgrabung in Paläſtina, z. B. gerade die Fortsetzung der Arbeit in Megiddo in jeder Richtung befriedigend ausfallen könnte, aber sie wird es nur in dem Falle, daß derselbe sich den unbedingt erforderlichen paläſtinensisch-archäologischen Beirat verschafft. Und ebenso werde ich mir auch künftighin geſtatten, Ausgrabungen in Paläſtina zu leiten, aber nur unter Heranziehung eines klassisch-archäologischen oder ägyptologischen Beirates — je nach der Gegend —, unter Umſtänden auch beider. Die absolute Herrschaft Ägyptens über Paläſtina, wie sie Thiersch für die archäologische Erschließung des letzteren proklamiert hat, wird wohl genau eine solche bleiben, wie es die im 2. und 1. Jahrtausend v. Chr. auch war, eine Herrschaft auf dem Papiere.

Ich sehe vorläufig kein besseres Programm für die Ausgrabungen in Paläſtina als das früher von Thiersch entworfene und auch von der deutschen Orientgesellschaft akzeptierte: Leitung durch eine aus einem altteſtamentlichen Theologen, einem Archäologen und einem Architekten kombinierte Kommission, in der selbſtverſtändlich nach außen hin einer den Vorsitz hat, aber welcher, das iſt nur eine Frage des Alters bzw. der repräsentativen Begabung. Ich denke, diese Organisation hat sich in Jericho bewährt. Ich werde sie auch fernerhin befolgen.

Aber freilich, auch ich sehe in ihr nur ein Provisorium. Eine Coordination mehrerer Leiter bleibt unter der Sonne des Orients immer ein eigen Ding und läßt sich durchführen nur bei taktvollen und harmonisch aufeinander geſtimmten Persönlichkeiten. Indes das Definitivum, dem wir unter dem Zwange des Selbſtverſtändlichen entgegengehen, entfernt sich von dem neuen Programm Thierschs noch weiter als jenes mein Provisorium. Der berufene Leiter der Ausgrabungen in Paläſtina iſt weder der klassische Archäologe noch der Ägyptologe, sondern der paläſtinensische Archäologe. Das iſt eigentlich eine solche Binsenwahrheit, daß man sich faſt scheut, sie auszusprechen. Aber die Erfahrung zeigt ja, daß es nötig iſt.

Die paläſtinensische Archäologie in modernem Sinne iſt eine so junge Wissenschaft — ihr Alter zählt eigentlich erſt nach Jahren —, daß sie sich nicht zu schämen braucht, wenn sie heutzutage noch Anleihen bei der klassischen und ägyptologischen machen muß. Aber so gewiß die klassische Archäologie neben der klassischen Philologie ein kräftiger selbſtändiger Wissenschaftszweig geworden iſt, so gewiß wird es auch die paläſtinensische Archäologie werden neben der altteſtamentlichen und neuteſtamentlichen Theologie, ja sie iſt schon auf dem Wege es zu werden. Ich brauche wohl nur an die Arbeiten eines Dalman oder Vincent zu erinnern.

Der Platz, wo künftighin deutsche Kräfte für die paläſtinensische Archäologie herangebildet werden müssen, iſt bereits gegeben, es iſt das evangelische Inſtitut für biblische Altertumswissenschaft in Jerusalem, das unter Dalmans bewährter Leitung ſteht. Dasselbe muß nur seine Pforten noch etwas weiter öffnen als bisher, und vor allem den Stipendiaten, wie die Inſtitute in Athen und Rom, geſtatten, länger in ihm zu weilen als die für eine Spezialausbildung viel zu kurzen 6 Monate.

*) »Schirre die Rosse an die Wagen, Bewohnerin von Lachis, das war der Anfang der Sünde für die Tochter Zions, ja, in dir fanden sich die Sünden Israels«. Thiersch kennt diese Stelle, bezieht sie aber (Sp. 35) ganz falsch auf Iſtar-Hathorkult.

II.

Die Zeit war gekommen, da die Kirche, nachdem sie eine längere Periode hindurch vorwiegend unter dem Einfluß des römischen und später des germanischen Rechts gestanden, sich ihren eigenen Rechtskodex schaffen konnte.

Das Papsttum stand auf der Höhe seiner Macht, der Zentralisierungsgedanke war auf der ganzen Linie durchgeführt; es begann das Zeitalter der großen Juristen auf dem päpstlichen Stuhle. In Rolandus Bandinelli, dem Juristen, und Alexander III., dem Papste, erfuhren kirchliche Rechtswissenschaft und Gesetzgebung ihre engste Verbindung.

Die kirchliche Rechtswissenschaft, die, wie die in allen Ländern vorhandenen Kollektionen zeigen, bereits eine umfassende Vorarbeit aufzuweisen hatte, entwickelte namentlich unter dem Einfluß des großen Werkes Gratians eine regsame Tätigkeit, die Zentralisierungsidee beherrschte die Kreise des kirchlichen Regiments wie der Wissenschaft, jetzt konnte der Ausbau der Gesetzgebung erfolgen.

Während nun aber bisher die Rechtsentwicklung, wie wir gesehen haben, durch äußere Momente und den Kampf der gegensätzlichen Gewalten bestimmt, zum Zentrum hin gedrängt hatte, führten nun die Päpste bewußt den Zentralisationsgedanken auf allen Gebieten durch. Fragen wir nach den Mitteln, deren sie sich hierbei bedienten, so stehen hier im Vordergrund die päpstlichen Reservationen. Fassen wir zunächst die Reservationen auf jurisdiktionellem Gebiete ins Auge.*)

Die ursprüngliche Praxis der freiwillig übernommenen oder vom Bischof auferlegten Buße, nach Rom zu pilgern, gelangte in ein neues Stadium, als das Konzil von Rheims unter Innocenz II. 1131 den ersten Reservatfall »*Si quis suadente*« statuierte, den das zweite Laterankonzil (1139) wiederholte. Das Recht des Papstes, in bestimmten Fällen die Lossprechung sich vorzubehalten, ist unzweifelhaft auch vorher anerkannt und in zahlreichen Fällen zur Geltung gebracht worden. Aber daß dieses vonseiten des Oberhauptes der Kirche durch einen gesetzgeberischen Akt auf einen bestimmten Fall angewandt wurde, bedeutete doch eine tiefe und einschneidende Änderung gegenüber der früheren Praxis. Lucius III. erteilte im Jahre 1184 dem Abt von Citeaux die Befugnis, in Fällen von Brandstiftung, Verletzung von Klerikern, Verkehr mit Exkommunizierten zu absolvieren. Tatsächlich wurden Brandstiftung und dazu mit Einbruch verbundener Kirchenraub unter Clemens III., Verkehr von Klerikern mit den vom Papst Gebannten erst von Coelestin III. als päpstliche Reservatfälle statuiert. Innocenz III. behielt sich die Absolution derjenigen vor, die gefälschte Papstbriefe länger als zwanzig Tage bei sich behielten, das vierte Laterankonzil bestimmte, daß diejenigen Prälaten, die Benefizien an Unwürdige verliehen, nach einmal wiederholter Ermahnung der Provinzialsynode ihres Besetzungsrechts beraubt und von dieser Suspensionssentenz nur durch den Papst oder die lateinischen Patriarchen absolviert werden sollten. Sind zunächst diese Fälle auch nicht sehr zahlreich — Raymund von Pennaforte und Goffred nennen im 13. Jahrhundert ebenfalls nur sechs — so spielten sie doch in ihren verschiedenen Variationen bei der Handhabung des kirchlichen Strafverfahrens eine wichtige Rolle.

Es sind aber im 13. Jahrhundert noch verschiedene neue Fälle hinzugekommen, zum Teil solche, die Hinschius noch nicht kennt. Hierher gehören die wahrscheinlich auf dem ersten Lyoner Konzil erlassenen Bestimmungen, die gegen die Bestechlichkeit der kurialen Beamten und die Uebervorteilung der Parteien sich richteten. »Einen weiteren Reservatfall statuierte Clemens IV. in der Constitution *Saepe contingit*.« Hiernach durfte unter Strafe der Suspension kein italienischer Bischof einem fremden Kleriker ohne Spezialerlaubnis des Papstes die Weihen erteilen. Zwei Fälle aus der Zeit Innocenz' IV. und Alexanders IV. betreffen die Aufnahme der Predigermönche bei den Minoriten und umgekehrt, Gregor X. behielt sich auf dem Lyoner Konzil die Absolution derjenigen vor, die die Urheber von Zensuren gegen Fürsten zu schädigen oder gar zu töten erlaubten. Bonifaz VIII. erweiterte das Privilegium canonis, exkommunizierte unter Vorbehalt der Absolution alle, die vom apostolischen Stuhle eine Gnade gegen Versprechungen oder Geschenke zu erlangen suchten, und reservierte sich die Absolution solcher, die wegen Ausweidung und Zerstückelung

*) Vgl. zu den folgenden kurzen Zusammenstellungen meine Ausführungen in meinem Buche »Die päpstliche Pönitentiarie I (Rom 1907) S. 78 und 80. Dazu Hinschius, Kirchenrecht V 360 ff.

von Leichen und Abkochen der Gebeine sich die Exkommunikation zugezogen hatten.

Clemens V. behielt sich die Absolution von der Exkommunikation vor, die gerichtet war gegen die weltlichen Machthaber, die an interdizierten Orten die Geiſtlichen zur Feier des Gottesdienſtes aufforderten, gegen solche, die den Sarazenen in Aegypten Waffen und Lebensmittel lieferten, gegen Ordensleute, die ohne Erlaubnis des Pfarrers die Sakramente der Ölung und des Altars spendeten oder dem Eheabschluß assiſtierten, gegen Welt- und Ordensgeiſtliche, die sich die Wahl des Begräbnisses bei ihren Kirchen versprechen ließen, gegen Inquisitoren, die bei der Ausübung ihres Amtes sich zu bereichern suchten. Weitere vier Fälle, die Johann XXII. hinzufügte, sind von untergeordneter Bedeutung. Unter anderen reservierte er sich die Absolution exkommunizierter Ordensleute, die ohne Erlaubnis ihrer Obern sich in überseeische Länder begaben. Den Ordensgenossenschaften verbot nicht Urban IV., wie es in den älteren Ausgaben des *Corpus iur. can.* heißt, sondern unzweifelhaft Urban V. unter Strafe der Exkommunikation simonistische Manipulationen bei Aufnahme der Religiosen, indem er die Verfehlung dagegen zugleich als päpſtlichen Reservatfall statuierte.

Von besonderer Bedeutung für das Reservationswesen auf dem Gebiete des äußeren und inneren Forums war die Aufnahme der in der Bulla *in coena Domini* ausgesprochenen Exkommunikationssentenzen in die Zahl der seit Benedikt XII., nicht Gregor XI., wie Hinschius meint, ſtatuierten Reservatfälle*).

Unter der Bulla *in coena Domini* versteht man eine ursprünglich aus wenigen Sätzen bestehende, im Laufe der Jahrhunderte erweiterte und unter Pius V. zum kirchlichen Strafgesetz erhobene Sammlung von Exkommunikationssentenzen, die von den Päpſten bis Clemens XIV. am Gründonnerstag, in der erſten Zeit auch an Christi Himmelfahrt und am Feste der Dedicatio von St. Peter feierlich verkündet worden ist. Während noch Reusch, Hinschius, Hergenröther, Friedberg als den Urheber ihrer ersten Fassung Urban V. betrachteten, habe ich an anderer Stelle nachgewiesen, daß die älteste erhaltene Redaktion etwa 140 Jahre früher anzusetzen

*) Vgl. Die päpstl. Pönitentiarie S. 242, wo ich deren Geschichte bis Mitte des 15. Jahrhunderts dargestellt habe.

iſt und unter den Briefen des drittei
gierungsjahres Gregors IX. sich findet. W
Redaktionen sind uns erhalten aus der
Bonifaz' VIII. und Benedikts XII., sei
nocenz VI. ist die Bulle noch unter
meisten Päpsten nachweisbar. Die ir
älteſten Fassung ſtehenden Sentenzen ri
sich gegen die Häretiker des 12. Jahrhun
die Fälscher von Papstbriefen, diejeniger
neue Zölle auferlegten, die Belästigei
Rompilger; dazu kam seit Bonifaz VII
Exkommunikation gegen die Piraten,
Benedikt XII. eine Sentenz, die den R
an die päpstliche Kurie und damit da
riale Prozeßverfahren selbſt sicher s
sollte. Clemens VI. hob dann ausdrü
hervor, daß sie, *ubique tam in iudicio*
extra iudicium die gleiche Geltung l
solle wie unter seinem Vorgänger.

Es kann gar keinem Zweifel unterli
daß einzelne dieser Sentenzen schoı
12. Jahrhundert verlesen worden sind.
beruhen zum Teil auf den Beſtimmunge
gemeiner Konzilien. Wie der Wo
zeigt, hatten einzelne dieser Zensuren
Zweck, der Rechtsunsicherheit der dam
Zeit zu ſteuern und der mangelnden
lichen Juſtiz zu Hilfe zu kommen. Off
spielten dabei auch wirtschaftliche F
mit. Daß die Päpſte die spezifisch l
lichen Interessen auf diese Weise ſtraf
lich sicher zu ſtellen suchten, liegt au
Hand. Dies zeigt auch die weitere
wicklung der Bulle, auf die wir uns je
nicht näher einlassen wollen. Ihren gr
Umfang hat sie in der älteren Period
Zeit des großen Schisma, da die Päpſte
ihre Gegner mit einschlossen; Benedikt
erzählt faſt den ganzen Hergang jenei
wegung. Die Sentenzen, die vorher
allgemeiner Art waren, erhielten damals
im 15. Jahrhundert einzelne Zusätze pa
lären Charakters.

Dadurch, daß die Absolution von
Zensuren der Abendmahlsbulle dem ap
lischen Stuhle vorbehalten wurde, verm
sich die Zahl der Reservatfälle seit Benedik
außerordentlich. Wohl hatten einzelne
selben nur zeitgeschichtlichen Charakter,
Hauptkörper aber kam allgemeine Ge
zu. Hinschius hat den Gedanken, d
sich dabei um eine Vergrößerung der p
lichen Macht gehandelt habe, von der l
gewiesen, da zur Zeit, da das Papſttur

maßgebende Leitung der Welt angestrebt habe, die Zahl dieser Fälle noch gering gewesen sei. Der Hauptinhalt bezog sich auf Vergehen, die die Autorität der Geistlichkeit, die Rechte der Kirche, namentlich die Beachtung und Durchführung ihrer Strafen, die päpstliche Verwaltung, die Güter kirchlicher Institute und Personen betrafen. Es liege deshalb ihrer Aufstellung die Tendenz zu Grunde, die Strafen für die gedachten Vergehen durch Erschwerung ihrer Wiederaufhebung zu verschärfen. Später habe man dieses Mittel auch angewandt, um Mißbräuche bei neuen kirchlichen Bildungen, schwer ausrottbare Vergehen oder schlimme Verstöße bei der kirchlichen Verwaltung zu beseitigen. So richtig diese Auffassung ist, und sie wird noch bestätigt durch die Tatsache, daß seit dem 13. Jahrhundert auch die Partikularkonzilien, vor allem aber die Bischöfe Reservatfälle in ihren Diözesen aufstellten — so wird man doch andererseits den Gedanken nicht abweisen können, daß diese ganze Entwicklung eigentlich erst geschichtlich denkbar war unter der Konzentration der päpstlichen Macht im 12. Jahrhundert, in der sie ihre Quelle hat. Die Ausbildung der Reservate, die wir bis in die neueste Zeit hinein, und zwar bis zur Konstitutio *Apostolicae sedis* Pius' IX. verfolgen können, hat zu einer vollständigen Umgestaltung des kirchlichen Buß- und Strafverfahrens gegenüber der früheren Zeit geführt. Im engsten Zusammenhang hiermit stand die Entwicklung des päpstlichen Begnadigungsrechts und des Indultenwesens, wie es besonders in den sogenannten Confessionalien des ausgehenden Mittelalters, in denen vielfach die Reservate aufgezählt werden, und in der Ablaßpraxis seinen Ausdruck gefunden hat. Die Kompetenz der bischöflichen Gewalt und deren Verhältnis zum apostolischen Stuhl könnte auf keinem Gebiete klarer als gerade hier verfolgt werden.

Ähnliche Beobachtungen können wir in der Geschichte des Dispensationswesens machen, wenn auch hier die Entwicklung weder dem Inhalt noch dem Umfang nach die gleiche Bedeutung aufzuweisen hat.*)

Bei der Dispensation kommen vor allem die Irregularitäten und Ehehindernisse in Betracht, also die Mängel und Verfehlungen gegen Prinzipien und Rechtssätze, die die Einführung in den Ordo und den Abschluß der Ehe betrafen. Auch da ist es wieder interessant, daß erst im 19. Jahrhundert der Ausdruck »irregularitas« geprägt worden ist. Der Ansatz einer Theorie über die päpstliche Dispensationsgewalt, die die Päpste seit der altkirchlichen Zeit praktisch handhaben, läßt sich zur Zeit des Investiturstreits nachweisen. Bernold von Constanz, mit Anselm von Lucca einer der eifrigsten Vertreter der Reformpartei, hat den Satz ausgesprochen: Est ubique sedis apostolicae privilegium, ut iudex sit canonum sive decretorum et ipsa pro tempore nunc intendat, nunc remittat, sicuti ad praesens ecclesiasticae utilitati magis competere videat.«*) Auf der gleichen Linie bewegen sich die Ausführungen Deusdedits. Der hl. Bernh rd anerkennt das allgemeine Dispensationsrecht des päpstlichen Stuhles, macht aber denselben für die große Zahl der Dispensen, die nicht immer begündet seien, veranwortlich. Wenn er ferner von Appellationen bei Ehetrennungen, bei Verhängung von Strafen über Räuber und Diebe, Ausschließung Unwürdiger von den Weihen durch die Bischöfe spricht, so sehen wir hier das päpstliche Reservatrecht in einzelnen Fällen vorbereitet. Beispiele von Dispensreservationen der Päpste lassen sich dann in den Dekretalen Gregors IX. nachweisen**), besonders eingehend aber haben sich die Kanonisten seit dem 13. Jahrhundert, vorab Robert von Flamesbury, Bonaguida, Johannes de Deo, Henricus de Seguria, Alvarus Pelago, Andreas von Escobar u. a. damit beschäftigt, die Grenzen der Absolutions- und Dispensationsgewalt des Papstes, der Bischöfe, der Äbte sowie der päpstlichen Legaten eingehend und klar zu bestimmen.

Die ungeheure Arbeitslast, die durch die zahlreichen Absolutions- und Dispensationsgesuche am Sitze der päpstlichen Kurie hervorgerufen wurde, erforderte neue Arbeitskraft. Die als einzige Behörde in den früheren Jahrhunderten an der Kurie bestehende Kanzlei erfuhr eine große Erweiterung ihres Geschäftsbetriebs, indem sie alle wichtigeren Erledigungen *pro foro externo* zu expedieren hatte; später kam noch die seit dem 15. Jahr-

*) Vorzüglich orientiert hierüber Stiegler, Dispensation, Dispensationswesen und Dispensationsrecht im Kirchenrecht I (Mainz 1901). Vgl. bes. zum Folgenden S. 323 ff.

*) Stiegler l. c. 323.

**) Ebenda S. 326.

hundert aus ihr hervorgegangene Datarie hinzu. Außerdem aber entſtand eine neue Behörde, die *pro foro externo* und *interno* das ganze ſpätere Mittelalter hindurch zuſtändig war, die apoſtolische Pönitentiarie. Daß deren Entſtehung in die Zeit Innocenz' III. fällt, kann nach der ganzen Entwicklung des kirchlichen Buß- und Strafverfahrens nicht auffallen. Der Ausbau dieser Behörde, für deren Erledigungen bereits aus der erſten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein außerordentlich inſtruktives, gegen Ende des Jahrhunderts und dann besonders unter Benedikt XII. erweitertes Formelbuch vorhanden iſt, erfolgte im Verlaufe des 13. bis 15. Jahrhunderts, vornehmlich gefördert durch Nikolaus IV., Benedikt XII., dessen Statuten und Taxordnung lange Zeit hindurch grundlegend waren, Eugen IV., Sixtus IV. und Alexander VI. Die seit Nikolaus IV. bis zum Ende des 15. Jahrhunderts aus den meiſten Pontifikaten noch erhaltenen Aufzeichnungen über die den Großpönitentiaren, zum Teil auch den *poenitentiarii minores* erteilten Fakultäten bilden neben den Formelbüchern und den Statuten der Päpſte die Hauptquelle dieser Behörde und sind nicht bloß für die Geschichte des kirchlichen Rechts von höchſter Bedeutung, sondern bieten auch in mehr als einem Punkte überraschende Aufschlüsse über die geschichtlichen Ereignisse und Kulturerscheinungen des ausgehenden Mittelalters. Umso mehr iſt es zu bedauern, daß die 4256 Urkunden des Archivs der Pönitentiarie seit der Überführung des päpſtlichen Geheimarchivs durch Napoleon I. nach Paris nirgends mehr auffindbar und allem Anscheine nach untergegangen sind. Die wenigen, noch geretteten Reſtbeſtände aus der Reformationszeit (Clemens VII. und Paul III.), die bei dem Rücktransport wieder nach Rom gelangt sind und von mir unter Führung eines päpſtlichen Archivbeamten unter dem Dache des Archivgebäudes als solche feſtgeſtellt wurden, zeigen Spuren ſtarker Beschädigung.

2. In weitgehenderem Maße als die besprochenen Reservate haben die Reservationen auf dem Gebiete der Besetzung höherer und niederer Pfründen zur Umbildung des Rechts im ſpäteren Mittelalter beigetragen. Anfänglich geschah die Einwirkung des apoſtolischen Stuhles bei niederen Pfründen in Form von Bitten *(per preces)*, ſpäter *per mandata*. Viel htiger war die Besetzung auf dem Wege der Reservation. Einzelne Beispiele dieser Art lassen sich bei den niederen Pfründen seit dem 12. Jahrhundert nachweisen.*)

Den Hauptanſtoß zur Entwicklung und Ausbildung des Reservationswesens hat aber die Konſtitution „*Licet*" Clemens' IV. vom Jahre 1265 gegeben.**) Er behielt sich die Besetzung derjenigen Pfründen vor, deren Inhaber an der Kurie geſtorben waren. Wie ich aus einem Kommentar Durantis zum *Liber sextus* feſtgeſtellt habe, handelte es sich damals nicht um eine Finanzoperation, sondern um eine Maßregel disziplinärer Natur. Die Päpſte Martin IV. und Honorius IV. reservierten sich ganz allgemein die Besetzung der sizilischen Biſtümer. Bonifaz VIII. behielt sich vorübergehend diejenigen der franzöſischen Biſtümer sowie der orientalischen Patriarchate vor und dehnte die Konſtitution Clemens' IV. auf alle Benefizien aus, die in einer Entfernung von zwei Tagereisen, vom Sitz der Kurie aus gerechnet, vakant wurden. Clemens V. reservierte sich die beim apoſtolischen Stuhl vakant werdenden Patriarchal- und bischöflichen Sitze, die Klöſter und Priorate. Johann XXII., der diese Reservation wiederholte, faßte in der Konſtitution *Ex debito* zum erſtenmal in umfassender Weise alles zusammen, was unter den Begriff der Vakanz *in curia* fiel. Eine Ergänzung hierzu bildete die Konſtitution „*Execrabilis*" desselben Papſtes, die der Pluralität der Benefizien ſteuern sollte. Benedikt XII. schloß vorläufig die ganze Entwicklung ab, indem er die Reservationen seines Vorgängers noch in einigen Punkten erweiterte. Die von ihm in der Extravagante „*Ad regimen*" getroffenen Beſtimmungen bildeten mit der Konſtitution „*Execrabilis*" die Grundlage für die folgende Zeit und ſtehen an der Spitze der päpſtlichen Kanzleiregeln.

Was die Besetzung der höheren Benefizien betrifft, so haben wir bereits einzelne Reservationen umfassender Art, die sich au größere Gebiete bezogen, kennen gelernt. Daneben lassen sich aber auch seit dem 12. Jahrhundert Fälle singulären Charakters nachweisen, die bereits im 13. Jahrhun-

*) Vgl. Baier, Die päpſtlichen Provisionen (Diss.) 1907.

**) Die Reservationen hat neueſtens zusammengeſtellt Lux, *Constitutionum apostolicarum de generali beneficiorum reservatione . . . collectio* etc. (Wratislaviae 1904).

dert sehr zahlreich werden. Von großem Einfluß hierauf wurden die seit dem Wormser Konkordat immer ſtärker auftretenden Fälle von Appellationen bei ſtrittigen Wahlen, wobei die Päpſte um ihre Intervention angerufen wurden oder auch aus freien Stücken eingriffen. Wir haben gesehen, wie sehr die Macht der Metropoliten in der Zeit vor der Dekretalengesetzgebung geschwächt worden war. Die ganze Entwicklung drängte nun zur Beseitigung des Bestätigungsrechts, das ihnen bis dahin noch immer einen großen Einfluß auf die Suffragane zugesichert hatte. Dazu kam die Weiterentwicklung der Exemtionen. Das vierte Laterankonzil ſtellte die Forderung, daß die immediaten Bischöfe und Äbte zur Entgegennahme der Beſtätigung wenigstens geeignete Vertreter an die Kurie senden sollten, falls sie selbst verhindert wären. Alexander IV. verlangte bereits persönliches Erscheinen, Nicolaus III. verordnete durch die bekannte Dekretale „*Cupientes*“, daß diejenigen, bei deren Ernennung der apostolische Stuhl infolge des Exemtionsverhältnisses oder der Appellation mitzuwirken hatte, innerhalb eines Monats nach der Wahlnotifikation persönlich vor dem Papste erscheinen sollten. Allmählich dehnte sich, um von den direkten Ernennungen abzusehen, im engsten Zusammenhang mit dem Besteuerungswesen das päpstliche Bestätigungsrecht auf sämtliche höheren Stellen aus. Die Entwicklung fand aber nicht schon, wie man vielfach gemeint hat, am Ende des 13. Jahrhunderts, sondern erst im Verlaufe des 14. Jahrhunderts ihren Abschluß. Von da an begegnet uns an zweiter Stelle in den päpstlichen Kanzleiregeln m. m. die ständige Rubrik: »*Item reservavit specialiter omnes ecclesias etiam patriarchales, archiepiscopales, episcopales necnon omnia monasteria virorum valorem 200 florenorum auri communi extimatione excedentia, quotiescunque illis uti voluerit.*«

»Es läßt sich nicht leugnen«, erklärte Philipps im Anschluß an die Hervorhebung des Streites zwischen Clemens VI. und Eduard III. von England über das Besetzungsrecht, »daß der große Umfang, welchen das päpstliche Collationsrecht in seiner historischen Entwicklung gewonnen hatte, eine weise und geordnete Ausübung dringend wünschenswert machte. Die Notstände der nachfolgenden Zeit führten aber eine Menge von Mißbräuchen auch in dieser Beziehung mit sich.«

Es iſt hier nicht der Ort, die Schattenseiten des päpſtlichen Provisionswesens im einzelnen zu schildern. Gegenüber den zum Teil durchaus berechtigten Klagen jener Zeit, über die mit der päpſtlichen Intervention bei der Stellenbesetzung verbundenen Folgen und die dadurch hervorgerufenen Mißſtände müssen wir im Auge behalten, daß es sich dabei nicht etwa um die Tat eines Mannes handelte, sondern um eine langjährige, durch mehrere Faktoren bedingte Entwicklung, der auch die einzelnen Päpſte sich nicht völlig entziehen konnten. Nur von diesem Gesichtspunkt aus vermögen wir den Gang der Verhandlungen auf den Reformkonzilien des folgenden Jahrhunderts und deren Ergebnisse, wie sie uns in der Erklärung Martins V., den Beſtimmungen des Basler Konzils und den Abmachungen des Wiener Konkordats über die Stellenbesetzung vorliegen, richtig zu beurteilen. Die Tatsache, daß gerade bei diesen letzteren Abmachungen das Beſtätigungsrecht des apoſtolischen Stuhles anerkannt und die Reservationen der Extravaganten, Execrabilis und ad regimen, deren Abſtellung man zu Basel durch die Beschränkung des Reservationsrechtes auf die Beſtimmungen des Corpus iuris canonici gefordert hatte, beibehalten wurden, zeigt, daß die Entwicklung des Reservations- und Provisionswesens in der Hauptsache keine wesentliche Umgeſtaltung erfuhr und im Prinzip als zurecht beſtehend auch von den Zeitgenossen aufgefaßt worden iſt. Die einzelnen Modifikationen des Wiener Konkordats über das Wahlrecht der Kapitel und die Beschränkung der päpſtlichen Provision auf die in den ungeraden Monaten erledigten Kirchenämter können zwar als eine wertvolle Konzession seitens des apoſtolichen Stuhles angesehen werden, änderten aber nichts an dem Gesamtverlauf der Entwicklung.

3. Im engſten Zusammenhange mit dem Provisionswesen ſteht die Ausgeſtaltung der päpſtlichen Beſteuerungspraxis. Auch hier spielte die Reservation eine wichtige Rolle. Von den älteren Steuerquellen: dem Denarius Petri, dem Rekognitionszins der exemten Prälaten, dem Zensus der dem apoſtolischen Stuhle tributpflichtigen Länder und Besitzungen sowie den vornehmlich durch die Kreuzzugsbewegung veranlaßten Zehntabgaben, schließlich den Visitationsgeldern der Bischöfe können wir hier absehen. Dagegen sei auf

die übrigen, deren Entſtehungsgeſchichte ich an anderer Stelle*) ausführlich behandelt habe, kurz hingewieſen. Hierher gehören zunächſt die Servitien. Es ſind dies die Konfirmationsgelder, anfänglich freiwillige Geſchenke der vom apoſtoliſchen Stuhle ernannten oder beſtätigten Biſchöfe und Äbte und zwar zunächſt der Metropoliten, dann der exemten Prälaten und der infolge von Appellation bei Wahlſtreitigkeiten vom Papſt ernannten beziehungsweiſe beſtätigten, ſchießlich aller Biſchöfe und Äbte, deren Jahreseinkommen die Summe von 100 Goldgulden überſtieg. Die Entwicklung des Servitienweſens hängt aufs engſte mit derjenigen des päpſtlichen Beſtätigungsrechtes zuſammen und findet demgemäß erſt in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts ihren Abſchluß. Die einmal feſtgelegten Summen wurden von da an in Taxbüchern verzeichnet und konnten je nach dem Wechſel des Vermögensſtandes auf Grund einer Neueinſchätzung höher oder niedriger angeſetzt werden. Die Taxe, obligatoriſch nachweisbar ſeit Innocenz IV., betrug ein Drittel des Jahreseinkommens und wurde auch noch zur Zeit, da man gegen ſäumige Zahler mit Zenſuren vorging, als freiwillige Leiſtung aufgefaßt. Seit den letzten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts wurde das Servitium zwiſchen der päpſtlichen Kammer und dem Kardinalskollegium, das ſeit der Mitte des 12. Jahrhunderts eine getrennte Kaſſe führte, gleichmäßig verteilt. Kleinere Servitien (s. *minuta*) erhielten die Beamten und Dienerſchaften des Papſtes und der Kardinäle.

An zweiter Stelle ſeien die Annaten hervorgehoben. Anfänglich als »*Annalia*« bezeichnet, wurden ſie ſeit dem 12. Jahrhundert vielfach von einzelnen Biſchöfen, ja ſelbſt von Fürſten auf Grund einer päpſtlichen Bewilligung erhoben. Die Päpſte reſervierten ſich dieſe Steuer erſt ſeit Clemens V. und zwar zunächſt in England. Sie betrug anfänglich die Höhe des erſten Jahreseinkommens (daher *fructus primi anni* genannt). Infolge der Reformvorſchläge auf dem Konzil zu Vienne reduzierte ſie Johann XXII. durch die Konſtitution »*Suscepti regiminis*« auf die Höhe der nicht das ganze Jahreseinkommen umfaſſenden Zehnttaxe oder, wenn eine ſolche nicht vorhanden war, auf die Hälfte des Jahreserträgniſſes. Sie wurde erhoben von den nichtkonſiſtorialen Benefizien, deren Einkommen 24 Goldgulden (urſprünglich 6 Silbermark) überſtieg entweder auf Grund beſonderer Reſervation, wie das namentlich unter Johann XXII. in großem Maßſtabe zutraf, oder infolge des durch die Reſervationen immer mehr, wie wir geſehen, erweiterten päpſtlichen Kollationsrechtes.

Die Spolien reſervierten ſich die Päpſte ſeit Urban IV., der dieſe Praxis ſchon vorausſetzt, und zwar zunächſt beim Tode ſolcher Prälaten, die an der Kurie ſtarben. Johann XXI. behielt ſich erſtmals durch eine generelle Reſervation den Nachlaß der ohne Teſtament verſtorbenen Geiſtlichen in England vor; infolge des Proteſtes der engliſchen Geſandten, bei deſſen Nachfolger Nikolaus III., daß dadurch die Freiheiten der »*Ecclesia anglicana*« empfindlich geſchädigt würden, da dies bisher Sache der Biſchöfe und Archidiakone geweſen ſei, ſtand man davon ab. Im avignoneſiſchen Zeitalter wurden dann die Spolien häufig von der Kurie reſerviert.

An vierter Stelle iſt die Reſervation der Interkalarfrüchte zu nennen, deren Einziehung auf Grund genereller Reſervation ſeit Johann XXII. nachweisbar iſt.

Schließlich ſeien noch die Prokurationsgelder erwähnt, die auch die Kurie auf ihren Reiſen im 13. Jahrhundert erhob, und die in der Regel die Biſchöfe und päpſtlichen Legaten auf ihren Viſitationsreiſen einzogen. Als päpſtliche Abgabe in der Form, daß die Legaten und Biſchöfe einen Teil an die Kurie abtreten mußten, begegnen ſie uns ſei Bonifaz VIII. und wurden ſehr häufig unter den avignoneſiſchen Päpſten erhoben.

Verfolgen wir die Geſchichte dieſer Steuern im einzelnen, ſo läßt ſich auch hier ſehr klar der Umſchwung in dem Verhältnis zwiſchen der päpſtlichen und kaiſerlichen Gewalt verfolgen. Kaum hatten die Kaiſer auf die Spolien und Regalien verzichtet, da beginnt auch die Kurie ſich dieſer Steuern zu bedienen. So läßt ſich die Geſchichte derſelben ſehr weit zurückverfolgen und führt, wie auch ſchon Stutz hervorgehoben hat,*) auf das germaniſche

*) Vatikaniſche Quellen zur Geſchichte der päpſtlichen Hof- und Finanzverwaltung 1316—78 (herausg. von der Görresgeſellſchaft, I. Bd., I. Teil, D[illegible]g).

*) Kirchenrecht.

Recht zurück. Ähnliche Zusammenhänge könnten wir auch bei den Annaten und Servitien feststellen.

Doch genug hiervon. Die Ausgestaltung des auf den Reservationen beruhenden päpstlichen Provisions- und Besteuerungswesens führte zu einer vollständigen Umänderung und Erweiterung des gesamten kurialen Verwaltungssystems. Am besten veranschaulicht den großen, in verhältnismäßig kurzer Zeit vollzogenen Umschwung die Zahl der päpstlichen Register. Während noch im 13. Jahrhundert die Päpste im Jahre vielfach nur einen kurzen Band von Urkunden aufzuweisen haben, wächst deren Zahl unter den avignonesischen Päpsten ganz enorm. Sollten die etwa 60,000 Urkunden Johanns XXII. expediert und registriert werden, so gehörte dazu eine große Zahl von Beamten. Es versteht sich von selbst, daß die Kanzlei immer mehr an Bedeutung und Umfang zunahm, seit Benedikt XII. wurde die Registratur der eingelaufenen Gesuche vorgenommen, gleichzeitig entstand das päpstliche Sekretariat für die geheimen Erledigungen. Aus der Kanzlei wuchsen die Datarie, die Segretarie der Breven, die Signatura gratiae et iustitiae hervor. Da nun aber durch das neue Benefizialwesen die Streitigkeiten bei Besetzung von Benefizien sich häuften, mußten sich von selbst die Kompetenzen der früheren Audientia und späteren Rota Romana, der Hauptgerichtsbehörde des päpstlichen Hofes, steigern, was wir besonders seit dem 13. Jahrhundert feststellen können.

Daß dann schließlich die päpstliche Kammer, die seit der Mitte des 12. Jahrhunderts jedenfalls als eigentliche Finanzbehörde hervortritt, sich unter den gegebenen Verhältnissen zu einem großartigen Institute ausweitet, liegt auf der Hand: kurz aus den einfachen noch zu Anfang des 13. Jahrhunderts bestehenden patriarchalischen Verhältnissen am Zentrum der kurialen Verwaltung hatte sich im Verlaufe von 150 Jahren ein gewaltiger Apparat mit einem sehr eingehenden Beamtenrecht entwickelt, der in der Geschichte der Kirchenverfassung ebenso wie in derjenigen der Reformbewegungen des ausgehenden Mittelalters eine nicht zu unterschätzende Rolle spielt. Das ganze System verdankt im letzten Grunde seine Entstehung und Entfaltung den Reservationen. Das kirchliche Benefizialrecht hat naturgemäß in verhältnißmäßig kurzer Zeit unter dem Einfluß dieser gewaltigen Entwicklungen bedeutende Modifikationen erfahren. Maßgebend waren jetzt die Normen des päpstlichen Benefizialrechts, dessen grundlegenden Bestimmungen noch in den Extravaganten Aufnahme gefunden haben, während der Ausbau des Ganzen in den päpstlichen Kanzleiregeln sich vollzog. Diese stellen nicht ein Beamtenrecht, sondern im eigentlichen Sinne des Wortes Benefizialrecht dar, setzen mit Johann XXII. ein, erhalten seit Nikolaus V. in ihrem Hauptkörper eine nur selten veränderte Form und gelten als Quelle gemeinen Rechts.

Ich muß es mir versagen, auf die Nebenumstände und Folgen einzugehen, die sich auf dem Gebiet des Provisionswesens durch die Expektanzen, die Taxüberschreitungen und die Pluralität der Benefizienverleihungen ergeben haben. Die Klagen aus dem Zeitalter der Vorreformation, der Ruf nach einer *Reformatio in capite et in membris* sind ebenso bekannt, wie die vielfach erfolglosen Reformversuche, denen wir auf den Konzilien, wie in zahlreichen päpstlichen Erlassen begegnen — die ganze Entwicklung, die wir, ausgehend von dem Begriff der Reservation verfolgt haben, gehört zu den wesentlichen Faktoren nicht bloß bei Beurteilung der kirchlichen Rechtsgeschichte, sondern der Geschichte des ausgehenden Mittelalters überhaupt.

Das Konzil von Trient, dessen Tätigkeit darauf gerichtet war, die von ihm anerkannten Mißbräuche und alles Ungesunde der vorausgehenden Periode zu beseitigen, alles Wesentliche und Wertvolle festzuhalten und durch neue Bestimmungen zu ergänzen, hat die kirchenrechtliche Entwicklung in die neuere Zeit übergeleitet. In seinem Sinne und von seinen Forderungen angeregt, arbeiteten die Päpste der Gegenreformation. Die Tatsache, daß es diesen trotz umfassender Arbeit nicht gelungen ist, ein neues Corpus zu schaffen, zeigt uns, wie hoch wir den Unternehmungsgeist und die Energie des gegenwärtig regierenden Papstes einzuschätzen haben, der eine neue Kodifikation des kanonischen Rechts angeregt hat und energisch betreibt. Möge es ihm vergönnt sein, sie endgiltig durchzuführen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Bordeaux.

Neue vorgeschichtliche Funde aus Südwestfrankreich.

Das an Relikten aus der ältesten für uns nachweisbaren Menschheitsgeschichte so überaus reiche Gebiet der Dordogne hat uns wiederum einige hochwichtige Dokumente des Eiszeitmenschen geschenkt, die es verdienen, in weiteren Kreisen bekannt gemacht zu werden. Der wichtigste von ihnen ist ein neuer Skelettfund, der von dem rührigen Schweizer Archäologen O. Hauser gemacht wurde, und zwar aus einer weit jüngeren Zeit als sein vorjähriger, aus der dem Ende der vorletzten Zwischeneiszeit angehörenden Acheuléenzeit stammender jugendlicher Homo Mousteriensis, d. h. Mensch von Le Moustier. Sein neuer Skelettfund gehört der zwischen der Moustérien- und der Solutréenzeit gelegenen Aurignacienperiode an, die der Mitte der letzten Zwischeneiszeit entspricht. In ihr war an Stelle der ausgedehnten Tundren oder Moossteppen mit einer kälteliebenden Tierwelt, wie sie das Moustérien kennzeichnet, ein wärmeres Klima mit Grassteppen und weiten Wüstenstrecken getreten. Damals wurde der die fruchtbarsten Gegenden Mitteleuropas bedingende Löss abgelagert, in dem wir die unter freiem Himmel gelegenen Lagerplätze des »Lössmenschen«, von kalkreichem Flugsand überweht und uns so erhalten, finden. Er jagte damals hauptsächlich das in kleinen Rudeln unter Führung eines Leithengstes die Steppengebiete durchziehende gedrungene, derbknochige Wildpferd und den in größeren Herden äsenden und zur Tränke ziehenden Büffel, deren Knochen wir vorzugsweise im Speisewegwurf seiner einstigen Lagerstätten finden, zusammen mit vereinzelten Knochen vom Löwen, Höhlenbären, von Wolf, Fuchs, Hyäne, Riesenhirsch, aber auch Renntier, Mammut und wollhaarigem Nashorn, die sich immer noch im Lande herumtrieben.

Seine mit großem Geschick aus Feuerstein herausgeschlagenen Werkzeuge und Waffen — die hölzernen sind begreiflicherweise nicht auf uns gekommen — sind durch eine ausgiebige Bearbeitung der Ränder durch zuerst gröbere und dann feinere Abschläge gekennzeichnet, wie sie zu keiner anderen diluvialen Zeit gebräuchlich war. Außer Messern, Schabern, Pfriemen und Wurfspeerspitzen sind für diese Menschheitsperiode besonders nukleusartig hohe Rundschaber, kleine Kielkratzer und kräftige Stichelinstrumente charakteristisch. Sie finden sich in typischer Form in allen Aurignacienstationen. Als Spitze für den kurzen Wurfspeer diente die nur damals hergestellte pointe à cran, die einen einseitigen Ausschnitt am Hals zur leichteren Befestigung an den Schaft aufwies. Erst in der darauf folgenden Solutréenzeit ist dann die schöngeformte Lorbeerblattspitze aufgekommen, während im Moustérien die kunstlosere einfache Feuersteinspitze den Wurfspeer krönte.

Zum ersten Male in der Menschheitsgeschichte war neben dem Steine auch der Knochen in ausgedehntem Maße als Werkzeugmaterial verwendet worden. Es ist ganz erstaunlich, mit welchem Geschick die Lößmenschen des Aurignacien aus den Knochen der von ihnen erlegten Beutetiere die zierlichsten Werkzeuge schnitzten, wie sie erst wieder im Magdalénien der frühen Nacheiszeit, in allerdings größerer Formenfülle, angefertigt wurden. Der Menschenschlag, der eine solch auffallende Handfertigkeit und technische Geschicklichkeit aufwies, muß damals etwas Neues für den Kontinent Europa bedeutet haben. Diese a priori aus den Fundergebnissen zu ziehenden Schlüsse sind durch den neuesten Fund von O. Hauser auf das Schlagendste bewiesen worden. Die Träger dieser neuartigen Aurignacienkultur waren vom älteren Neanderthalmenschen abweichende, zweifellos von Osten her aus Asien eingewanderte Menschen, die einen neuen fortschrittlicheren Typus repräsentieren. Der erste in zeitlich genau zu bestimmender Schicht aufgefundene, in einem tadellos erhaltenen ganzen Skelett vertretene Aurignacienmensch wurde am 12. September 1909 durch Prof. H. Klaatsch aus Breslau und O. Hauser auf dem Berge von Combe Capelle unweit des Städtchens Montferrand, etwa 40 km südlich von Le Moustier im Vézèretal, das den berühmten Acheuléenjäger lieferte, ausgehoben. Dort fanden sich unter einem vorspringenden Felsen, wie sie für die paläolithischen Fundstellen der Dordogne charakteristisch sind, vier verschiedene, durch sterile Zwischenschichten von 30—50 cm Dicke getrennte Kulturschichten von ebenfalls 30—50 cm Mächtigkeit. Die unterste Schicht besteht aus Moustérien; die darüber liegende, die das Skelett barg, gehört nach den in ihr eingeschlossenen Kulturresten dem Aurignacien inférieur an, in dem das Feuersteingerät im allgemeinen auf einer ziemlich tiefen Stufe steht und noch wenig differenziert ist, sich auch nur wenig von der ihr unmittelbar vorausgehenden Periode, dem Moustérien supérieur, wie wir sie an der klassischen, von Lartet und Christy in den 1860er Jahren zuerst gehobenen Fundstelle der oberen Grotte von Le Moustier finden, unterscheidet. Die bei weitem meisten Stücke, denen man begegnet, sind einfache Feuersteinschaber mit ziemlich groben Randretouchen; daneben erscheinen selten feinere Messer und Bohrer oder sorgfältiger bearbeitete Kratzer mit den feinretouchierten charakteristischen Bögen. Erst in der darüber liegenden zweiten Schicht von unten, dem Aurignacien moyen, wird das Feuersteingerät mannigfaltiger und die Bearbeitung feiner. Neue Formen stellen sich ein, wie die pyramidenförmigen grattoirs Tarté und hübsche viereckige Doppelkratzer mit bogenförmigen Schmalkanten und sehr sorgfältig ausgeführten Randretouchen. Noch weiter differenziert ist das Steingerät in der dritten Schicht, dem Aurignacien supérieur, in der uns zum ersten Male die fein retouchierten pointes à cran entgegentreten neben feinerem Knochengerät und allerlei Amulettschmuck aus Knochen oder Renngeweih. In der vierten Schicht endlich, die schon einem reinen Solutréen angehört, erreicht diese Kultur der letzten Zwischeneiszeit ihre höchste Entwicklung, indem zu den nunmehr mit erstaunlicher Kunstfertigkeit gearbeiteten pointes à cran mit zierlichem Hals wunder-

volle Lorbeerblattspitzen, prächtige Schaber, Bohrer und Stichel hinzutreten. Daß man bestimmte Gerätetypen meist nesterweise beisammen findet, scheint darauf hinzuweisen, daß die Technik der Steinbearbeitung schon einigermaßen spezialisiert war und bestimmte Individuen in der Herstellung gewisser Spezialwerkzeuge eine besondere Übung besaßen.

In der untersten, weitaus primitivsten Aurignacienschicht lag in einer völlig unberührten, breccienartigen, aus zahlreichen Feuersteingeräten und Knochenresten, die mit Sand und Kalk zusammengekittet waren, bestehenden Schicht der um den Hals mit einer Kette von durchbohrten Schneckengehäusen geschmückte Lößmensch aus dem kräftigsten Mannesalter mit tadellos gesundem Gebiß. Der Körper lag, etwas nach rechts gewendet und die Beine ziemlich stark gegen den Leib angezogen, in einer zweifellos künstlich hergestellten Bodenvertiefung bestattet, mit allerlei Werkzeugen und Knochen als Grabbeigaben. Das einst an letzteren befindliche Fleisch sollte dem zunächst in der Nähe des Leichnams hausend gedachten Geiste als Nahrung dienen. Wenn sich unter den typischen Aurignaciengeräten auch solche des älteren Moustérien befanden, so erklärt sich das einfach dadurch, daß man bei der Anlegung des Grabes zufällig in die alte Kulturschicht gelangte und die darin befindlichen Steinwerkzeuge dabei aufrührte.

Im Gegensatz zum Neanderthalertypus des älteren Paläolithicums, wie er uns noch im Moustérien entgegentritt, weist der Schädel auf das Vorhandensein einer neuen Rasse in Europa hin, die nicht mehr die niedere, nach unten zu von kräftigen Überaugenwülsten begrenzte Stirne, sondern eine viel besser gewölbte, schmale Stirne mit nur wenig angedeuteten Überaugenwülsten aufwies. Die Nasenwurzel ist zwar noch recht breit, doch nicht mehr so breit wie bei jenem, auch war die Nase schmäler und moderner gebaut. Der Unterkiefer ist kürzer, der Gelenkfortsatz steiler, das Kinn, wenn auch nicht zurücktretend, so doch noch im rechten Winkel abfallend, statt wie beim heutigen Europäer einen nach vorne gerichteten Fortsatz zu bilden. Die Prognathie ist nur noch schwach angedeutet, die Augenhöhlen sind als altertümliches Merkmal noch recht groß und das Gesicht noch breit, mit kräftig entwickelten Jochbögen. Im Verhältnis zum Rumpf sind die Extremitäten länger als beim Neanderthaler, insbesondere sind Vorderarm und Unterschenkel gestreckter und erreichen fast dieselbe Länge wie Oberarm und Oberschenkel, alles neue, fortschrittliche Momente.

Diese neue Menschenrasse, die dann später die hochgewachsenen, noch moderneren Vertreter der Cromagnonrasse, die Träger der Magdalénienkultur der frühen Nacheiszeit, hervorgehen ließ, soll nach Klaatsch mit den heutigen Australiern in engerer verwandtschaftlicher Beziehung gestanden haben, was wir dahingestellt sein lassen. Sie brachte die Freude am Schmuck mit nach ihrem neuen Besiedelungsgebiet, scheint die Narbentätowierung ausgeübt zu haben, behing sich zum ersten Mal für uns nachweisbar mit Muschelschmuck und begann die im Solutréen und dann besonders im Magdalénien zu so hoher Vollendung gebrachte Höhlenkunst, anfänglich allerdings hilflos genug, auszuüben. Bei meinem Besuch der Dordogne im vergangenen Sommer war ich mit Herrn Hauser Zeuge, wie unter dem einstigen Felsenschutzdache von Fongal im Vézèretal, einige Kilometer flußaufwärts von Le Moustier, das ausschließlich Werkzeugtypen des Aurignacien zutage förderte, in nächster Nähe von alten Herdstellen merkwürdige gravierte Steine gefunden wurden. Auf dem einen, der 2.05 m tief in einer starken Kohlenschicht lag, ist sehr undeutlich eine Saigaantilope dargestellt. Auf den beiden anderen unweit davon gefundenen von 1.05 und 0.97 m Größe und 120 bezw. 140 kg Gewicht sind die dargestellten, einander vielfach durchkreuzenden Figuren überhaupt nicht zu enträtseln. Was aber diese beiden letzteren Stücke besonders merkwürdig macht, sind zwei mühsam in den harten Kreidekalkstein gebohrte Durchlochungen, deren Zweck unerfindlich ist, vermutlich aber mit irgendwelchen Zauberkünsten, denen wohl auch die Zeichnungen gedient haben werden, in Zusammenhang stand. Diese Skulpturen sind weitaus die ältesten der Menschheit und können auf ein Alter von etwa 150,000 Jahren geschätzt werden.

Als diese aus Asien eingewanderten Lößmenschen sich nach und nach über Europa verbreiteten, fanden sie die Vertreter der älteren Neanderthalrasse vor, die, in der Kultur niedriger stehend, von ihnen verdrängt wurden. Vielfach fanden aber auch Rassenmischungen statt, indem die Aurignacienleute nach der Tötung der Männer annektierte Weiber der Neandertalrasse zu Frauen nahmen, so daß dieser Typus sich noch längere Zeit neben dem neueingewanderten erhielt, wie verschiedene Funde bebeweisen. Schon vor diesem neuesten Funde von Combe Capelle sind in Aurignacienschichten verschiedene nicht mit der Neanderthalrasse in Einklang zu bringende Skelettreste gefunden worden, so im unteren Aurignacien von Engis in Belgien, dann im mittleren Aurignacien von Cromagnon bei Les Eyzies in der Dordogne. Auch die zeitlich nicht zu bestimmenden Schädel von Galley Hill in Südengland und von Brünn und Brüx in Mähren stehen in der Bildung diesem Vertreter der Aurignacienrasse von Combe Capelle sehr nahe. Der letztere ist aber nicht nur dadurch bemerkenswert, daß er in zeitlich genau fixierbarer, völlig unberührter Schicht gefunden wurde, sondern ganz besonders dadurch, daß das ganze Skelett in ungewöhnlich schöner Erhaltung auf uns gekommen ist. In der Regel sind die Skeletteile so überaus brüchig, daß sie trotz aller Sorgfalt bei der Aufdeckung zu Staub zerfallen. Dies ist leider auch zum größten Teil mit dem Skelett geschehen, das bald nach dieser letzten bedeutenden Entdeckung von Hauser etwa 12 km westlich von Les Eyzies in dem abri von la Ferrassie bei Le Bugue durch den Schullehrer Peyrony gefunden wurde. Trotz aller Sorgfalt beim Ausheben und der sofortigen Einbettung des Schädels in eine erhärtende Masse konnte nur ein kleiner Bruchteil des Skeletts für die Wissenschaft gerettet werden. Es wurde dem Fundberichte nach ebenfalls in Aurignacienschichten gefunden, doch ist noch nichts über seine Rassenzugehörigkeit publiziert worden. Jene interessante paläolithische Fundstelle, die unter einem wenig hohen Felsen dicht an der nach Perigueux führenden Straße liegt und teilweise von ihr durch-

schnitten wird, hat mir bei meinem Besuche im vergangenen Sommer in Begleitung des Besitzers Peyrony im Laufe eines Vormittags reiche Beute an Aurignacienwerkzeugen von allerdings etwas roher Technik ergeben. Als ich in jenen, in verschiedenen Horizonten mit Kohlen- und Aschenschichten durchsetzten Aurignacienlagen herumstocherte, hatte ich allerdings keine Ahnung davon, daß so dicht unter der reich mit aufgeschlagenen Knochen besonders des Büffels durchsetzten Arbeitsschicht das wohl ebenfalls hier begrabene Skelett eines Eiszeitjägers liege. L. Rhdt.

Mitteilungen.

Im Mai d. J. wird in Brüssel unter dem Schutz der belgischen Regierung ein Weltkongreß der internationalen Vereinigungen abgehalten werden. Die vorläufige Tagesordnung, die das Einladungsschreiben des Sekretariats (Brüssel, 3bis, rue de la Régence [Palais des Beaux-Arts]) mitteilt, enthält folgende Punkte: 1. das Zusammenarbeiten der internationalen Vereinigungen, 2. die Rechtsverhältnisse der internationalen Vereinigungen (Anerkennung durch das Gesetz und die Behörden, Erteilung der Rechte einer juristischen Person), 3. die internationalen einheitlichen Maßsysteme in Wissenschaft und Technik (Vereinheitlichung und Gegenüberstellung der Systeme, das metrische System, das C.-G.-S.-System, Typen und Standards, »Standardisation«), 4. die typischen Fo... en der internationalen Organisationen (vergleichende Untersuchung, Vorteile und Schattenseiten der zur Zeit angewandten Systeme), 5. die internationalen Vereinigungen und die Organisation der Bibliographie und der Dokumentation, 6. die wissenschaftliche Terminologie und die internationalen Sprachen (systematische Terminologie der Naturwissenschaften, Bezeichnung, Signale, internationale Sprache, wissenschaftliche Übersetzungen). — Der Kongreß ist durch zwei Veröffentlichungen vorbereitet worden: die »Enquête sur l'Association internationale«, deren erster Band mit Monographien über 18 Vereinigungen erschienen ist; das »Annuaire de la Vie Internationale«, ein Buch von über 1500 Seiten, mit Angaben über 150 internationale Vereinigungen unter Beifügung der Satzungen oder eines Auszuges aus diesen, sowie mit einer kurzen Übersicht über ihre Geschichte und ihre Arbeiten.

•

Nach dem kürzlich erschienenen Bericht der Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen soll das von ihr ins Leben gerufene Septuaginta-Unternehmen, wie die Frankfurter Ztg. mitteilt, den ursprünglichen Septuagintatext rekonstruieren, alle Reste der Übersetzungen von Aquila, Symmachus und Theodotion systematisch sammeln und die Septuagintatexte des Origenes, Hesych und Lukian, soweit möglich, wiederherstellen. Auch sollen die alten Übersetzungen der Septuaginta in andere Sprachen, sofern sie nicht schon in genügenden Ausgaben vorliegen oder von anderer Seite bearbeitet werden, auf Grund einer umfassenden Untersuchung der für sie in Betracht kommenden Handschriften herausgegeben werden. Da die grundlegende Vorarbeit, die Inventarisierung des handschriftlichen Materials, so weit vorgeschritten ist, daß man wenigstens einen vorläufigen Überblick darüber gewonnen hat, so ist nunmehr auch seine Aufarbeitung in Angriff genommen. Als Ausgangspunkt dafür sind die Apokryphen gewählt und zwar das erste Makkabäerbuch. Daneben sind auch andere Arbeiten in Angriff genommen: die Durchforschung der Kirchenväter, deren Zitate für die Geschichte des Septuaginta-Textes von der größten Bedeutung sind, und die Untersuchung der liturgischen Bücher der griechischen Kirche. Die Gesellschaft der Wissenschaften hat für das Unternehmen eine weitere und eine engere Septuaginta-Kommission eingesetzt. Die letztere, geschäftsführende Kommission besteht aus den Professoren Rahlfs, Smend, Wackernagel (Vorsitzender) und Wendland. Der Hauptsitz der Arbeit ist in Göttingen. Hier ist ein Septuagintabureau geschaffen, in welchem Professor Rahlfs als Leiter der Arbeiten mit seinen Hilfsarbeitern tätig ist. Zu dem Göttinger Bureau sind seit einiger Zeit noch zwei andere Arbeitsstellen hinzugekommen: eine armenisch-georgische Abteilung in Berlin unter der Leitung des Professors F. N. Finck und eine äthiopische in Straßburg unter Oberaufsicht des Professors E. Littmann. In der armenisch-georgischen Abteilung wirkt Prof. Finck selbst mit seiner Schwester Frau Dr. Gjandschezian und einer Anzahl armenischer Hilfskräfte. Für die äthiopische Abteilung ist als ständiger Mitarbeiter Oberlehrer Jäger in Straßburg verpflichtet. Eine Anzahl anderer Gelehrter haben dem Unternehmen ihren Rat und ihre Hilfe zugesagt.

•

Die Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte, deren wichtige Aufgabe seit einigen Jahren auch durch einen Reichszuschuß unterstützt wird, kann in diesem Jahre auf ein 20 jähriges Bestehen zurückblicken. Freilich entspricht die Zahl ihrer Mitglieder noch längst nicht der Wichtigkeit ihrer Arbeiten. Nach außen hin tritt sie durch die Herausgabe der Monumenta Germaniae paedagogica, von denen bisher 45 Bände vorliegen, und der »Mitteilungen« und der »Beihefte« dazu, von denen besonders der »Historisch-pädagogische Literatur-Bericht« zu nennen ist, hervor. Für diese Veröffentlichungen hatte vom Jahre 1891 die Firma A. Hofmann & Co. den Kommissionsverlag übernommen. Mit diesem Jahre ist hierin nun eine Änderung eingetreten. Das uns vorliegende 1. Heft des 20. Jahrgangs der »Mitteilungen« und der letzte »Literatur-Bericht« zeigen auf dem Titelblatt die Weidmannsche Buchhandlung als die Verlagsfirma der Veröffentlichungen der Gesellschaft.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 13
26. März 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Weitere Bemerkungen zum Professorenaustausch.

Von Francis G. Peabody, Professor an der Harvard-Universität zu Cambridge (Massachusetts).

Die in der »Internationalen Wochenschrift« vom 29. Januar 1910 erschienenen »Betrachtungen« von Professor Daenell zum Austausch akademischer Lehrer zwischen deutschen und amerikanischen Universitäten sind von vielen Lesern in den Vereinigten Staaten freudig begrüßt worden und legen für den Scharfblick und das verständige Urteil des Verfassers beredtes Zeugnis ab. Seine Anerkennung des latenten Idealismus des amerikanischen Charakters und seine Würdigung der reichen Schenkungen, die in Amerika von Privatleuten für wissenschaftliche Zwecke gemacht worden sind, zeigen, daß der Verfasser sich nicht durch den scheinbaren Materialismus des amerikanischen Lebens hat irre leiten lassen; seine Beobachtungen sind ein weiterer Beweis für den Wert eines solchen Gelehrtenaustausches für beide Länder.

Mit Bezug auf zwei Punkte jedoch, auf die Professor Daenell hinweist, möchte ich mir erlauben, einige Bemerkungen hinzuzufügen. Wenn der Verfasser meint, daß sich die amerikanischen Studenten jetzt eher den französischen als den deutschen Universitäten zuwenden, so ist statistisches Material hierüber, wenigstens in Amerika, nicht leicht erhältlich. Amerikanische Studenten beziehen ausländische Universitäten in der Regel erst, nachdem sie bei den inländischen exmatrikuliert sind, so daß dieser Besuch sich aller offiziellen Kontrolle entzieht. Den einzigen Anhaltspunkt für ein, wenn auch unmaßgebliches, Urteil bietet das Verzeichnis der Inhaber von Reisestipendien, die auf Grund hervorragender akademischer Leistungen von amerikanischen Universitäten verliehen werden und die Inhaber verpflichten, ihre Spezialstudien im Auslande fortzusetzen, wo immer sich ihnen die beste Gelegenheit dazu bietet. Eine Vergleichung der für die Harvard-Universität innerhalb der letzten fünf Jahre vorliegenden Fälle, wobei das nur bedingte Zutreffen dieses Beweises ohne weiteres eingeräumt wird, ergibt das folgende Resultat:

	1905-6	1906-7	1907-8	1908-9	1909-10	Summa
Deutschland	7	6	6	6	7	32
Frankreich	4	7	3	3	—	17
England	2	4	4	2	2	14
Italien	2	—	3	3	1	9
Griechenland	1	1	1	1	1	5
Übrige Länder	—	2	—	2	4	8
	16	20	17	17	15	85

Es gingen, mit anderen Worten, von diesen 85 auserlesenen Studenten seit 1905 mehr nach Deutschland als nach Frankreich und England zusammen genommen, und dieses Verhältnis steigt sogar in den letzten Jahren dieses Abschnitts und erreicht für 1909—10

den Höhepunkt von 7 : 2. Nach Fächern geordnet ergibt sich folgendes:

	Deutschland	Frankreich	England	Italien	Griechenland	Übrige Länder
Anthropologie	—	—	—	—	—	1
Architektur	—	3	—	6	—	—
Chemie	4	—	—	—	—	—
Englische Philologie .	—	1	2	—	—	—
Geologie	—	—	—	—	—	1
Germaniſtik	1	—	—	—	—	2
Geschichte	2	2	9	—	—	2
Indo-arische Philologie	2	—	—	—	—	—
Keltische Philologie .	—	1	—	—	—	1
Klassische Philologie	1	1	1	1	5	—
Kunſtgeschichte	—	—	—	1	—	—
Mathematik	7	—	—	—	—	—
Musikwissenschaft . .	4	1	—	—	—	—
Nationalökonomie . .	2	1	1	—	—	—
Philosophie	6	—	1	—	—	1
Physik	1	—	—	—	—	—
Romanische Philologie	—	6	—	1	—	—
Soziologie	—	1	—	—	—	—
Zoologie	2	—	—	—	—	—
	32	17	14	9	5	8

Soweit somit diese Statiſtik herangezogen werden kann, meine ich, daß sie den landläufigen Eindruck hinsichtlich des Besuches fremder Universitäten durch amerikanische Studenten nach Maßgabe der einzelnen Fächer beſtätigt. Studierende der romanischen Philologie wenden sich naturgemäß nach Frankreich; Studierende der englischen Geschichte nach England; der Architektur nach Frankreich und Italien; der klassischen Altertumswissenschaft nach Griechenland; aber die große Mehrzahl aller derer, die Philosophie, Mathematik, Naturwissenschaften und Musik ſtudieren, wird, nach wie vor, durch deutsche Lehrkräfte und deutsche Traditionen angezogen.

Soweit also diese Zahlen eine, wenn auch durchaus beschränkte, Beweiskraft haben, scheint es nicht, als ob sich die amerikanischen Studenten in nennenswerter Weise von Deutschland abwenden und Frankreich den Vorzug geben, und es will mir kaum einleuchten, daß das Streben nach der schönen Form des Vortrags, die nach Professor Daenell die Amerikaner anzieht, bis jetzt einen nachteiligen Einfluß auf deren Besuch deutscher Universitäten ausgeübt hat. Dagegen muß zugegeben werden, worauf Professor Daenell auch hinweiſt, daß einige französische Universitäten jetzt systematisch Versuche machen, amerikanische Studenten heranzuziehen, und daß eine Auskunft über Studienverhältnisse in Frankreich leichter zu erhalten iſt als über die Deutschlands. Es war daher einer der Lieblingspläne von Exzellenz Althoff, daß ein akademisches Auskunftsbureau in New York eingerichtet werden sollte, und ein von einem berufenen Vertreter der deutschen Universitäten geleitetes Bureau würde ohne Zweifel die Zahl amerikanischer Studenten an den deutschen Universitäten ſteigern und Amerika an die unvergeßlichen Verdienſte dieses weitschauenden Mannes um die Anfänge des akademischen Austausches erinnern.

Hinsichtlich des Ergebnisses, zu dem Professor Daenell in der viel erörterten Sprachenfrage beim Professorenaustausch kommt, möchte ich mir erlauben, abweichender Meinung zu sein, deren rein persönlichen, unoffiziellen Charakter ich aber ausdrücklich betone. Wenn der Austauschprofessor der Sprache des Landes, in dem er unterrichten soll, mächtig iſt, so ergeben sich daraus offenbare und greifbare Vorteile: er wird dadurch einen größeren Zuhörerkreis gewinnen und in engere Beziehungen zu dem akademischen Leben dieses Landes treten können. Die Harvard-Universität hatte in diesem Winter das seltene Glück, zu ihrem Lehrkörper Professor Eduard Meyer rechnen zu dürfen, der durch eine hervorragende Beherrschung des Englischen in Stand gesetzt war, bei den mannigfaltigſten Gelegenheiten mit unbehinderter Beredsamkeit zu sprechen und mit tiefgehendem Verſtändnis an den Sitzungen unserer Fakultäten und ihren Ausschüssen teilzunehmen. Dagegen lassen andere Erwägungen den Gebrauch der fremden Sprache weniger wichtig erscheinen, als Professor Daenell anzunehmen scheint. Zunächſt müßte ein solcher Gesichtspunkt die Anzahl der in Betracht kommenden Professoren ſtark einschränken, denn es werden sich unter Gelehrten erſten Ranges nicht viele finden, die das Englische derartig beherrschen wie Professor Eduard Meyer, oder das Deutsche wie Professor George F. Moore. Ich bin sogar geneigt zu glauben, daß die Zahl der Gelehrten, die Bedeutendes auf wissenschaftlichem Gebiete geleiſtet haben und

sich zugleich in der Sprache des anderen Landes mit Leichtigkeit und Genauigkeit ausdrücken können, für jedes der beiden Länder kaum ein Dutzend überschreitet. Wenn dies der Fall iſt, wird es auf die Dauer unmöglich sein, wofern man auf den Gebrauch der fremden Sprache beſteht, Gelehrte zu finden, deren Ruf eine erfolgreiche akademische Tätigkeit verbürgt; und die Gefahr liegt nahe, daß nach einigen Jahren bei der Wahl von Austauschprofessoren nicht wissenschaftliche, sondern sprachliche Befähigung den Ausschlag geben wird. Austauschbedingungen, welche die Harvard-Universität verhindern würden, Präsident Eliot nach Berlin zu schicken oder Professor Harnack für Cambridge zu gewinnen, könnten nicht als in jeder Beziehung befriedigend bezeichnet werden. Es iſt sogar zweifelhaft, ob Gelehrte, ſelbſt wenn sie mit der fremden Sprache wohl vertraut sind, diese in akademischen Vorlesungen gebrauchen werden wollen. Außer in ganz besonderen Fällen, wie bei Professor Meyer, iſt es zweifelhaft, ob es dem Gelehrten möglich sein wird, feinere Gedankenunterschiede zu übersetzen, und es fragt sich, ob dann nicht Schärfe und Individualität des Ausdruckes einem fließenden und gemeinverſtändlichen Vortrag geopfert werden. Inbezug hierauf möchte ich an dieser Stelle das Gutachten wiederholen, das vor vier Jahren von einem hervorragenden deutschen Gelehrten, der seitdem die Harvard-Universität mit seinem Besuche beehrt hat und zu ihren Ehrendoktoren gehört, auf meine Bitte abgegeben wurde: »Nach meiner Ansicht sollte der Universitätslehrer, der an einer ausländischen Universität Vorträge hält, ſtets, oder mindeſtens im Bereiche der Geiſteswissenschaften, sich seiner Muttersprache bedienen. Wie hart muß sogar mit der eigenen Sprache ein jeder ringen, der ſelbſt erarbeitete Gedanken in Worten ausprägen will! Das Tiefſte und das Feinſte wird er immer nur annähernd zum Ausdruck bringen. In einer fremden Sprache sein Eigenſtes und Beſtes zu sagen, iſt schlechthin unmöglich. Vorträge aber an der Universität, der hohen Schule reiner Wissenschaft, dürfen sich kein niedriges Ziel ſtecken. Gerade darauf beruht ihre Würde, gerade darauf ihr unvergleichlicher Wert, daß hier der Redende den Hörer in die Werkſtatt seiner inneren Geiſtesarbeit einführt und so ihm seine wissenschaftliche Persönlichkeit offenbart.«

Die geringe Anzahl der unter solchen Voraussetzungen zu Austauschprofessoren qualifizierten Gelehrten betrifft jedoch noch nicht einmal den Kernpunkt des Problems. Der Professoren-Austausch muß sich schließlich in beiden Ländern als ein tatsächlicher Austausch von Persönlichkeiten, Idealen und Methoden erweisen. Der fremde Gelehrte muß einen Teil des akademischen Unterrichts seiner Heimat mit sich bringen und dafür Verſtändnis finden. Was uns, meiner Meinung nach, in den Vereinigten Staaten von Nutzen sein wird, iſt nicht ein deutscher Professor, der sich gänzlich den hiesigen Verhältnissen anpaßt, sondern der uns deutsche Denkweise und deutschen Vortrag lehrt und uns den Geiſt und die Methoden deutscher Universitäten bringt. Selbſt wenn der unmittelbare Vorteil beschränkt sein mag, kann der dauernde Einfluß eines solchen Gelehrten bedeutend sein. Die Verdienſte, die Professor Meyer und Professor Oſtwald sich um die Harvard-Universität erworben haben, sind sicherlich durch ihre Beherrschung des Englischen auch weiteren Kreisen zugute gekommen, aber wir haben gleichfalls von der glänzenden Beredsamkeit Professor Kühnemanns und von der lichtvollen Kritik Professor Clemens viel lernen können. Die Sprachenfrage sollte, nach meiner Meinung, nicht als der entscheidende Faktor betrachtet werden. Beim Austausch können diese beiden Typen des Gelehrten eine ersprießliche Tätigkeit entfalten. Hoffentlich sendet man uns weitere Austauschprofessoren mit umfassendem Wissen und Beherrschung des Englischen, aber andererseits werden wir hoffentlich auch Gelegenheit haben, die Form und die Beredsamkeit, welche die moderne Schule des akademischen Unterrichts in Deutschland kennzeichnen, und die wenigen amerikanischen Professoren zu Gebote ſtehen, hier begrüßen zu können. Wir haben viel durch den Austausch zu lernen, und manches, was dabei wichtig iſt, können amerikanische Hörer nur durch die deutsche Methode und die deutsche Zunge lernen.

Das Südostbecken des Mittelländischen Meeres.

Von Theobald Fischer, Professor an der Universität Marburg.

Wesentlich andere Verhältnisse wie der Nordwesten des Mittelländischen Meeres und seiner Halbinseln weist das Südostbecken des Mittelmeeres auf. Annähernd ein von Westen nach Osten in die Länge gezogenes Rechteck, ist es zum bei weitem größten Teile auf Kosten der großen Wüstentafel entstanden, und zwar zum Teil in geologisch naher Vergangenheit. Wenigstens die Flachsee zwischen Sizilien und Ost-Tunesien ist erst seit quartärer Zeit Meer, ja der Boden der kleinen Syrte zeigt deutlich die gleichen durch rinnendes Wasser gebildeten Formen wie das Festland, in Barka und Marmarika brechen jungtertiäre Schichten steil zum Mittelmeere ab, und aus der heutigen Fischfauna und dem Vorkommen des Krokodils in Palästina schließt man auf Beziehungen zum Nil, dessen Mündung viel weiter nach Norden lag als heute, und dessen Stromgebiet Palästina mit umfaßte. Freilich ist seitdem in einem Meerbusen das Nildelta angeschwemmt und durch eine Hebung in Tripolitanien die quartäre Djeffana-Ebene geschaffen worden, die heute als Vorland den Steilabbruch der Kreidetafel der Wüste vom Mittelmeere scheidet.

So ist das Südostbecken zu etwa zwei Drittel seines Umfanges, von der kleinen Syrte bis zum Golf von Iskanderun von Schollenküsten umgeben, die im großen wie im kleinen wenig gegliedert und hafenarm sind, überdies des Hinterlandes entbehren, denn nur der hohe Steilabsturz der Wüstentafel in Tripolitanien, Barka und Marmarika wird vom Mittelmeere her noch hinreichend benetzt, so daß sich dort ein schmaler Gürtel von Kulturland hat bilden können, durch das aber an der großen Syrte, ja selbst östlich in Marmarika und auf der Grenze Ägyptens und Syriens die Wüste bis ans Mittelmeer reicht. Vom Golf von Tunis bis zum Nil mündet kein einziger, dauernd fließender Fluß ins Mittelmeer, und auch in Syrien läuft die Grenze der Wüste meist in einem Abstande von etwa 100 km der Küste parallel. Der Herrschaft des Islams unterworfen, menschenarm, unterliegen diese Gestadeländer des Mittelmeeres, ganz besonders die alten Kulturländer Tripolitanien und Barka noch heute der Verödung früherer Zeiten, etwa abgesehen von der Oase des Nildeltas; nur zwei Großstädte liegen an deren Ufern, Alexandria und Berut. Seine Hauptbedeutung beruht darauf, daß es ein Stück der großen Welthandelsstraße ist.

Ganz anders an der Nordseite, wo auch das Südostbecken auf Kosten des eurasischen Faltenlandes in jüngster geologischer Vergangenheit wesentliche Erweiterungen erfahren hat, und in zwei Nebenmeeren, dem griechischen Inselmeere und dem adriatischen, tief in dasselbe eingreift. Diese setzen auch das Südostbecken in die engsten Beziehungen zu Mitteleuropa. Von Triest und Venedig, oder von Brindisi aus, dem Ende des italienischen Landesteges, streben wichtige Verkehrslinien dem Suezkanal und dem Roten Meere zu. Und ähnlich von Saloniki aus, dessen große Bedeutung für Mitteleuropa lediglich die unfertigen politischen Verhältnisse der südosteuropäischen Halbinsel noch nicht hervortreten lassen. Das Adriatische Meer ist, wenn auch durch Bildung der Po-Ebene bereits wieder verkleinert und in so rascher Zuschüttung begriffen, daß das Po-Delta in 12,000 Jahren die Felsküste von Istrien erreicht haben dürfte, im wesentlichen jugendlichen Alters. Im Süden ist es als Einbruchskessel aufzufassen, im Norden, jenseits des Gargáno als ein Transgressionsmeer. Das griechische Inselmeer ist erst in der Tertiärzeit, ja zum Teil in der Quartärzeit entstanden, indem das Mittelmeer vom Süden her in Hohlformen eindrang, welche durch Zerstückung eines zum Teil alten und mit Landseen bedeckten Festlandes, der Aegaeis, entstanden waren. Auch hier haben wir daher ein Gebiet vulkanischer Tätigkeit und häufiger, heftiger Erdbeben, deren eines, das lokrische von 1894, genau erforscht, Schlüsse zu ziehen erlaubt, wie die Landzertrümmerung, die Bildung von Inseln und Meerengen hier erfolgt ist. Aber noch mehr! Vom Archipel setzt sich der Bruchgürtel weiter nach Nordosten fort. Eine Senkung des Landes hat das Meer in das tiefe, durch einen eingeschalteten kleineren Einbruchskessel, das Marmara-Meer, zerstückte Erosionstal eines

großen Stromes, der wohl in pliocäner Zeit ein weites Gebiet zum Mittelmeer entwässerte, eindringen lassen: als Meerſtraßen verbinden heute die Dardanellen und der Bosporus das Schwarze Meer mit dem Mittelmeere. Auch das Schwarze Meer, das wohl zum Teil schon als Brackwasser-Binnensee, einer der Reſte des sarmatischen Tertiärmeeres, vorhanden war, erscheint als trogförmiger Einbruchskessel in das eurasische Faltenland, also mit überwiegenden Längsküſten eingesenkt, nur nach Norden greift es einerseits zwischen dem Oſtende des Balkan und dem Faltengebirge der Krim, das nach der einen Seite zum Kaukasus, nach der anderen vielleicht zum Balkan in Beziehungen gesetzt werden kann, andererseits zwischen der Krim und dem Kaukasus in den flachen Transgressionen der Bucht von Odessa und des Asowschen Meeres über die große russische Tafel hinüber, die damit hier als völlig fremdes Gebiet in Beziehungen zum Mittelmeere tritt. Eine geschichtlich hochbedeutsame Tatsache, welche die byzantinischen Einflüsse, die griechische Kirche in Rußland erklärt, und deren politische Bedeutung mit der kulturellen Entwicklung Rußlands ſtetig wachsen muß.

Der südöſtlichſte Teil des Levantischen Meeres ſteht seiner Bildung nach in engſten Beziehungen zur Ausbildung des ihm benachbarten Teils der großen Wüſtentafel, zu einem Lande mit eigenen Zügen: Syrien. In derselben Zeit, wohl zu Beginn des Quartär, wo Teile der großen Wüſtentafel, die an ihrem Nordrande von der weſtlichen Sahara, vom Meridian von Algier bis an den Fuß des iranischen Faltenlandes in Ober-Mesopotamien aus ungeſtörten Schichten der (oberen) Kreideformation beſteht, in meridionalen Staffelbrüchen zur Vergrößerung des Mittelmeers in die Tiefe sanken, bildete sich der neuen Mittelmeerküſte in einem mittleren Abſtande von 30—60 km parallel, auf meridionalen Längsbrüchen in der Gegend des Toten Meeres deutlich erkennbar in Staffelbrüchen, der syrische Graben, der, als Hohlform einheitlich, wenn auch hydrographisch infolge wechselnder Höhenlage der Sohle des Grabens dreigeteilt, ganz Syrien vom Fuße des taurischen Faltenlandes an der Nordgrenze in einer Länge von 700 km bei höchſtens 15—20 km Breite durchzieht und nach Süden meerbedeckt durch den Golf von Akabah in den erythräischen Graben (das Rote Meer) einmündet.

Im Süden ſteigt seine Sohle als Wadi Arabah, gelegentlich im Winter von seeartigen Wasseransammlungen bedeckt, allmählich vom Golf von Akabah zu einer etwa 229 m über dem Meere und in etwa ein Drittel des Abſtandes gelegenen Wasserscheide empor, jenseits deren die Wintergewässer zum Toten Meer abfließen. Auf dessen rund 800 m unter dem Meeresspiegel gelegener Sohle erreicht diese Narbe im Antlitz der Erde, in Palästina El Ghôr (das Tiefland) genannt, ihre größte Tiefe. Vom Spiegel des Toten Meeres, der je nach der Wasserzufuhr des Jordan um 6 m schwanken kann und im Mittel 394 m unter dem Meeresspiegel liegt, ſteigt die Sohle des Grabens nach Norden an, im Spiegel des Tiberiassees liegt sie nur noch 208 m unter, in dem des Hulehsees bereits 2 m über dem Spiegel des Mittelmeeres. Auf nur 16 km Entfernung hat also hier der Jordan (der Herabeilende), als reißender Gebirgsfluß vom Hermon herabkommend, einen Höhenunterschied von 210 m zu überwinden. Dieses ſteile Anſteigen der Sohle des Grabens setzt sich auch weiter nach Norden fort. Im Merdsch Ajun (Wiese der Quellen) und im Dj. Dahar, die man als zwischen Libanon und Antilibanon eingeklemmte Keilschollen auffaßte, hat sie bereits eine Höhe von etwa 700 m. Hier liegt die Wasserscheide zwischen dem Flusse des südsyrischen Grabens, dem Jordan, und dem Nahr Kasimijeh (Leontes), demjenigen des mittelsyrischen Grabens. Dieser, das Hohle Syrien des Altertums, die heutige Landschaft Bekaa, eine 8—14 km breite, etwa 120 km lange, im Winter saatengrüne, einſt dicht besiedelte Ebene (Baalbek) inmitten der kahlen, felsigen Steilhänge der mittelsyrischen Horſte, hat eine mittlere Höhe von wohl nahezu 1000 m und endigt im Norden an dem Querbruche von Homs.

Der nordsyrische Graben, el Ghâb genannt, senkt sich von dort, durch den Lauf des El Asy (Orontes) scharf, orographisch weniger scharf ausgeprägt, sanft nach Norden. Nur dadurch wird auch er auf längere Strecken ein Hindernis des Verkehrs, daß die Sohle versumpft iſt, wie auf 65 km oberhalb des wichtigen Übergangs von Dschisr-es-Shngr, oder der Fluß, wie unterhalb dieser

berühmten Brücke, einen engen, bis 160 m tiefen Cañon in dieselbe eingeschnitten hat.

In seiner ganzen Ausdehnung wird der syrische Graben und seine Nachbarschaft durch häufige, heftige Erdbeben, durch heiße Quellen und vor allem durch vulkanische Tätigkeit gekennzeichnet. Diese hat im Graben selbſt Dämme aufgeworfen und die Gewässer desselben zu Seen aufgeſtaut, wie im Huleh und im See von Antiochien. Das Tote Meer und der auch durch vulkanische Ergüsse angeſtaute See von Tiberias sind erhaltene Reſte des Ghôr-Sees der Pluvialzeit, dessen Spiegel bei einer Länge von 250 km um 400 m höher lag als heute, aber noch immer tief unter dem Mittelmeer. Die Ablagerungen dieses Sees bilden die 15 km breite Sohle des Ghôr. Der See von Homs iſt künſtlich geschaffen. Aber auch zahlreiche vulkanische Kuppen, am zahlreichſten weſtlich und öſtlich vom Tiberias-See, vulkanische Decken, namentlich bei Aleppo, ja ganze vulkanische Gebirge, wie im Hauran, sind dem Tafelland aufgesetzt und beeinflussen den Charakter desselben örtlich. Im Hauran sind dadurch geradezu drei neue eigenartige Landschaften entſtanden: die Ebene des Hauran, jetzt En Nukra (die Höhlung) genannt, als flache Einsenkung, wenn auch von 600 auf 900 m zum Haurangebirge anſteigend, bedeckt von vulkanischen Verwitterungsſtoffen der rotbraunen, überaus fruchtbaren Hauranerde, weithin ſteinlos, daher im Altertum als in dem felsigen, ſteinigen Paläſtina auffallende Erscheinung Basan, das weiche, ſteinlose Land genannt. Heute zum großen Teil wieder angebaut, wenn auch nur durch künſtliche Aufspeicherung der winterlichen Niederschläge dauernd bewohnbar, erscheint es im Frühling als unabsehbares, üppig grünes Weizengefilde, aus dem sich die aus schwarzem Basaltgeſtein erbauten Dörfer grell abheben, das Ganze vom blauen Himmelszelt überwölbt. Das Haurangebirge selbſt ein Wechsel von felsigen Flächen und Hängen und fruchtbarem Ackerlande und als drittes die charakteriſtische Landschaft el Ledscha (die Zuflucht), vom Hauran nach Nordweſten, gegen Damaskus abgeflossene und deckenförmig ausgebreitete Lavamassen, die mit 10 m hohem Steilrand (el Lohf) aus der Umgebung aufſteigen und einem im Augenblick der höchſten Erregung zu Felsen [illegible] Meere gleichen, daher im Altertum Trachonitis genannt, unzugänglich, unwegsam, aber für den Kundigen mit ihren verſteckten, mit fruchtbarem Boden gefüllten Einsenkungen und ihrem natürlichen, durch Kunſt zu vermehrenden wassergefüllten Felsbecken dauernd bewohnbar. Diese Trachonitis trennte den Hauran von dem nahen, uralten, durch die Gewässer, die der Antilibanon herabsendet, geschaffenen Kulturmittelpunkte Damaskus und wies alle drei Landschaften auf Paläſtina hin. Wie schon der dreigeteilte syrische Graben, die negative Achse Syriens, andeutet, zerfällt dieser lange, schmale Landſtreifen auch nach den sonſtigen geographischen Grundzügen, namentlich nach der Bodenplaſtik, in drei Länderindividuen niederer Ordnung, Nord-, Mittel- und Süd-Syrien. Der weſtlich vom syrischen Graben, also zwischen diesem und dem Mittelmeere gelegene schmale Streifen der Tafel scheint in Süd-Syrien, abgesehen von einer bedeutenden Abtragung, deren Erzeugnisse teils die Küſtenebene bilden halfen, teils das Ghôr aufhöhten, sich von Süden nach Norden gegen den durch den Horſt des Karmel und die Ebene Jesreel gekennzeichneten Querbruch auf der Grenze von Samaria und Galiläa zu neigen, während er auch gegen das Mittelmeer etwas abgesunken zu sein scheint. So überragt, im Norden noch durch die vulkanischen Ausbrüche des Hauran aufgehöht, das Oſtjordanland das Weſtjordanland Paläſtinas, empfängt somit noch Niederschläge und iſt anbaufähig.

Mittel-Syrien wird gekennzeichnet durch eine gewaltige Emporpressung der Schollenſtreifen zur Bildung des syrischen Doppelhorſtes, Libanon und Antilibanon, mit Höhen bis zu 3000 m, die mauerartig ſteil nur 15 bis 20 km vom Mittelmeere aufſteigen. So iſt Mittelsyrien ein an Niederschlägen und rinnendem Wasser, das ringsum, nicht blos an der Küſte und in den kleinen Küſtenebenen, befruchtend wirkt, reiches Gebirgsland. Hier konnte sich so ein Damaskus, ein Baalbek und vor allem ein Sidon (Fischerſtadt) und Tyrus entwickeln, heute ein Berut.

Jenseits der Querverwerfung von Homs, an welcher der Libanon endigt, iſt nur der Weſtflügel zu dem niedrigen Ansairiegebirge gehoben, während der Oſtflügel als niederschlagsarme Steppe daliegt. Bald aber wurden die bis dahin tafellagernden Schichten in die faltenden Bewegungen einbezogen, welche den Taurus schufen. Durch eine der so

entftandenen Mulden, dieselbe, die sich drüben in Cypern als Messaria-Ebene fortsetzt, entschlüpft der Fluß Nord-Syriens, der El Asy (Orontes), aus dem Graben zum Mittelmeer. An seinem Knie, einer geographisch begünftigten Endftelle, entwickelte sich in helleniftischer Zeit Antiochien zu einer der Großftädte des Römerreichs, der Brennpunkt des Handels von ganz Vorder-Asien, ja bis nach China.

Ganz Syrien aber verdankt dieser Gliederung der ursprünglich einförmigen Tafel sein Dasein als Land. Dank seiner Lage am Mittelmeere und der Höhe seiner vulkanischen und Horftgebirge, die die Mengen warmer Wasserdämpfe, die die mediterranen winterlichen Zyklonen herbeiführen, verdichten, ift es in einem im Mittel kaum 100 km breiten Gürtel hinreichend benetzt, um auch ohne künftliche Berieselung Anbau zu geftatten. Die Gebirge verbreitern diesen Gürtel, namentlich indem sie Wasser für Berieselungsoasen (Damaskus, Haleb) liefern, örtlich etwas, so daß man Syrien, dessen Grenze wir im Nord-often an dem meridionalen Laufftücke des Euphrat ansetzen, eine mittlere Breite von etwa 150 km geben kann. So erscheint dieses Land als ein etwa 700 km langer, vom Fuße des hohen taurischen Faltenlandes (37° nördlicher Breite) tief in den großen Wüftengürtel hineingeschobener Steg zwischen der Wüfte und dem Mittelmeere, der etwa in 31° nördlicher Breite endigt, also schon nahe der großen Berieselungsoase Ägypten, indem dort das Weft-Jordanland sich um 400 m senkt und damit sich die Niederschläge derartig mindern, daß an Stelle des Kulturlandes die Wüfte tritt. Damit wird Syrien zur Landbrücke, welche das eurasische Faltenland, Kleinasien, Iran, das Stromgebiet des Euphrat und Tigris mit Ägypten und Arabien verbindet und vor allem die uralten Kulturherde von Chaldaea, Babylonien, Assyrien gegen Süden und Ägypten gegen Nordwesten mit Kleinasien verband. So trägt auch Syrien den Charakter einer Halbinsel. Es ift also ein Durchgangsland und schon als solches, namentlich auch bei seiner geringen Größe — man kann es, wie hier die Grenzen gefaßt sind, auf etwa 140,000 qkm schätzen mit wohl noch kaum 2 Millionen Einwohnern — von geringer politischer Selbftändigkeit.

Aber schon der Charakter Syriens als meridionales Durchgangsland tritt in den verschiedenen Gegenden verschieden hervor. Seit den älteften Zeiten und ganz besonders in den Zeiten der höchften Blüte Syriens, von der Diadochenzeit bis zur arabischen Überflutung, die wir, wie die Eroberung Paläftinas durch die Israeliten, lediglich als eine Episode in dem hier nie völlig ruhenden Kampfe zwischen Wüfte und Kulturland aufzufassen haben, bewegte sich dieser Verkehr vorwiegend an der Oftgrenze entlang, auf der durch die Entfernung von dem regenspendenden Mittelmeere bedingten Grenze zwischen Kulturland und Wüfte, wo die Berieselungsoasen von Haleb, Palmyra und vor allem Damaskus, auch Basra und Kerak natürliche Stützpunkte bildeten und das weiter weftwärts gegen das Ghôr hin tief durchschluchtete Gelände dem Kamel keine Schwierigkeiten bot. Wurde in Nord-Syrien ein Teil dieses Verkehrs ans Meer abgelenkt, ein noch größerer in Mittel-Syrien auf die phönikischen See- und Welthandelsftädte, so ging derselbe wenigftens an dem Herzlande von Paläftina, Judaea, ganz vorüber. Entweder ging er von Damaskus aus bald südlich vom Huleh-See, bald südlich vom Tiberias-See auf uralten berühmten Brücken den Jordan und das Ghôr überschreitend durch Galilaea ans Mittelmeer und längs diesem nach Ägypten (via maris), oder er folgte dem heutigen Darb el Hadsch, der Straße, jetzt Eisenbahn der Mekkapilger, soweit nach Süden, bis südlich vom Toten Meere der Graben leichter zu überschreiten war. Darauf beruhte die Blüte und die Bedeutung von Petra.

Viel wichtiger aber war, daß Nord- und Mittel-Syrien Durchgangsländer für den oftwestlichen Verkehr waren, daß hier, zuletzt den beiden auf Nord-Syrien zielenden Schenkeln des Euphratlaufes folgend, der nur 150 km vom Mittelmerre entfernt sich dem Indischen Ozean zuwendet, die Erzeugnisse nicht nur Syriens und Mesopotamiens, sondern auch Indiens und Chinas über die Oasenftädte Palmyra und Damaskus ans Mittelmeer nach Antiochien und Seleucia, Tyrus und Sidon gelangten. So ftand Süd-Syrien oder wie es gewöhnlich, wohl von Ägypten aus nach dem in der erft angeschwemmten südweftlichen Küftenebene sitzenden eingewanderten Volksftamme der Philifter genannt wird, Paläftina, als zwischen Wüfte und hafenlosem Meere gelegen, vom Verkehr umgangen, in grellftem Gegensatze zu den Durchgangsländern Nord- und Mittel-

Syrien. Ein kleines (nur etwa 30,000 qkm), felſiges, humusarmes Gebirgsland, ohne innere Schätze und ſonſtige Anregungen zur Gewerbtätigkeit, war und iſt es ein Land für mäßig lohnenden Ackerbau und Viehzucht. Auch in der beſten Zeit, in den erſten chriſtlichen Jahrhunderten, die noch eine Fülle von Trümmern hinterlaſſen haben, kann es höchſtens 100 Köpfe auf 1 qkm beherbergt haben, das Dreifache von heute, alſo etwa 3 Millionen Menſchen. Heute iſt es, weſentlich dank ſeiner Eigenſchaft als heiliges Land durch Zuwanderung und Stiftungen bis aus den fernſten Ländern der Chriſtenheit in raſchem Aufſchwunge begriffen, auch ſeinerſeits ein Land der Zukunft.

Aus der Entwicklungsgeſchichte der beiden Arme, welche das Südoſtbecken des Mittelmeeres gegen Mitteleuropa vorſtreckt, ergab ſich auch die Halbinſelnatur der beiden großen Länder des öſtlichen Mittelmeergebiets, des näheren oder vorderen Orients, wie man jetzt häufig (beſonders in England) ſagt: der ſüdoſteuropäiſchen Halbinſel und Kleinaſiens. Wie beide, wie wir oben ſahen, erſt in der Diluvialzeit durch Bildung des griechiſchen Inſelmeeres, des Marmara-Meeres und Eindringen des Meeres in die unter den Meeresſpiegel geſenkten Reſtſtücke des feſtländiſch gebildeten Tales eines großen Stromes voneinander getrennt worden ſind, wie ſie in ihrer Entwicklungsgeſchichte zueinander gehören, indem der Bosporus ebenſowenig eine geologiſche Grenze bildet, wie das ihm ähnliche Rheintal zwiſchen Bingen und Koblenz, indem die griechiſchen Faltenzüge am Oſtrande Griechenlands nach Oſten umſchwenkend zu den tauriſchen Kleinaſiens, am auffälligſten durch Kreta, in Beziehungen treten, ſo ſind ſie auch durch Geſchichte und Staatenbildung aufs engſte miteinander verbunden. Sie bilden gewiſſermaßen die Hälften einer Zugbrücke, die von Südoſten, von den uralten Kulturherden Meſopotamiens (und Syriens) nach Mitteleuropa geſchlagen iſt. Sie ſind ſcharf ausgeprägte Durchgangsländer. Beide zerfallen, wenn auch durch gute Grenzen und andere gemeinſame Züge als Einheiten höherer Ordnung gekennzeichnet, doch in zahlreiche Sonderlandſchaften. Keine beſitzt für ſich eine beherrſchende Landſchaft, keine einen Punkt, der nach ſeiner geographiſchen Lage und Ausſtattung berufen wäre, der wirtſchaftliche und politiſche Schwerpunkt der ganzen Halbinſel zu werden; wohl aber beſitzen beide gemeinſam einen Punkt, der an Vielſeitigkeit der Ausſtattung, an zäher Lebenskraft, nebenbei auch an landſchaftlichen Reizen wohl von keinem auf der Erde übertroffen wird: Konſtantinopel.

Konſtantinopel iſt ein Knotenpunkt natürlicher Land- und Waſſerſtraßen von größter altgeſchichtlicher Bedeutung, es iſt die natürliche Hauptſtadt beider Halbinſeln. Und ſo iſt es auch ſeit mehr als $1^1/_2$ Jahrtauſend die Hauptſtadt eines großen Staatsweſens, deſſen Kern die beiden Halbinſeln bilden. Als ſich die erſten griechiſchen Anſiedler, die ſich am ſüdlichen Eingange in den Bosporus niederließen, dazu die Stelle des heutigen Kadikjiöi, Chalkedon, auf der aſiatiſchen Seite wählten, zieh man ſie bald der Blindheit. In der Tat hat das bald nachher, wie angenommen wird 667 v. Chr., anſtelle der Burg eines Thrakerfürſten Byzas auf der Spitze der Halbinſel, welche durch das Goldene Horn ausgeſondert wird, gegründete Byzantion eine ganz andere Lebenskraft gezeigt. Von den Thrakern zerſtört, aber 628 neu aufgebaut, blühte Byzantion, das wegen der reichen Fiſchereien im Goldenen Horn, die bei Belagerungen oft eine Rolle ſpielten, einen Fiſch im Wappen führte, durch Beherrſchung des ſich immer mehr entwickelnden Handels, beſonders des Getreidehandels, mit den Geſtadeländern des Schwarzen Meeres immer kräftiger auf. Die Stadt dehnte ſich auf der Halbinſel ſo weit aus, daß der Umfang ihrer Mauern bald 40 Stadien = 7—8 km Länge erreichte. Als Seeſtadt iſt alſo Konſtantinopel groß geworden. Das iſt es, wenn es auch faſt ohne eigene Rederei iſt, bis heute geblieben. Das Goldene Horn und der Bosporus bilden einen völlig ſicheren und geräumigen Hafen, der beſtändig mit einem Wald von Maſten mit den Flaggen der ſeefahrenden Völker der ganzen Welt gefüllt iſt. Aus dem kleinen griechiſchen Freiſtaat wurde durch Kaiſer Konſtantin die Hauptſtadt des römiſchen, ſpäter des oſtrömiſchen Reichs, welches letztere ſich lediglich dank der wunderbaren natürlichen Feſtigkeit ſeiner Hauptſtadt, auf welche es ſchließlich allein beſchränkt war, ſo lange gegen den Anſturm der Türken behaupten konnte. Es erlag erſt, als es dieſen gelang, den Bosporus an der engſten Stelle durch

die gewaltigen noch heute ſtehenden Feſten von Rumili und Anadoli Hissar zu sperren.

Konſtantinopel iſt nämlich der natürliche Mittelpunkt eines ganzen Ländergebietes, das, teils zu Europa, teils zu Asien gehörig, zur See nur durch die leicht zu verteidigenden Meerengen des Bosporus und der Dardanellen und auch zu Lande schwer erreichbar iſt. Kommt der Feind von der europäischen Seite, so bleibt der Weg nach Asien offen und umgekehrt. Die bithynische Halbinsel, von der ja zu allen Zeiten die geringere Gefahr gedroht hat, da dort noch der Bosporus zu überschreiten bleibt, bietet in dem tief eingeschnittenen, faſt die ganze Halbinsel querenden Tale des Riva-Flusses eine vorzügliche Verteidigungsſtellung. Noch schwerer erreichbar iſt Konſtantinopel von Europa her. In den älteſten Zeiten handelte es sich um Abschließung der eigentlichen Stadthalbinsel, von der noch heute die gewaltigen byzantinischen Mauern zeugen. Später zog Kaiser Athanasius 507 n. Chr. eine Mauer quer über die thrakische Halbinsel, welche die Rolle der sogenannten Linie von Tschataldscha spielte, einer Reihe von Forts, welche vom Liman von Derkos am Schwarzen Meere längs dem Tale eines in den Liman von Bojuk Tschekmedsche mündenden Flüßchens ans Marmara-Meer führt. Eine innere Reihe von Forts näher an Konſtantinopel krönt alle Höhen von Bojukdere am oberen Bosporus bis Maknikjiöi am Marmara-Meere. So kann Konſtantinopel in Zukunft einmal auch die Vernichtung des türkischen Reiches aufhalten, wie es einſt die des byzantinischen aufhielt. Ja, man kann das schon von der Gegenwart sagen.

Die wirtschaftliche Lebenskraft dieses Punktes iſt nämlich eine so große, daß selbſt der Niedergang des Staates, dessen Hauptſtadt er iſt, nicht auch zugleich einen Niedergang dieser Weltſtadt bezeichnet. An Stelle der verkommenen Byzantiner waren längſt die Italiener getreten, die von Galata und Pera aus die wirklichen Herren der Stadt und des Schwarzen Meeres geworden waren. Und so sind seit dem Krimkriege an Stelle der verarmenden, wenn auch der Zahl nach neuerdings durch Flüchtlinge aus Bulgarien verſtärkten Türken die europäischen Kolonien getreten, Franzosen, Engländer, Deutsche u. a., die den gesamten Verkehr in der Hand haben. Denn hier laufen die Wasserſtraßen des Schwarzen Meeres, von Batum, dem Asowschen Meere, der Krim, Odessa, der Donaumündung und Koſtanza, zusammen, ebenso aller Verkehr aus dem Mittelmeere bis zum Suez-Kanal und der Straße von Gibraltar. Hier laufen alle Landstraßen von Mittel- und Weſt-Europa, vorüber Belgrad und Sofia, wie andererseits in der Richtung der alten Via Egnatia, von Monaſtir und Saloniki her zusammen, um, den Bosporus überschreitend, wiederum radienförmig auseinanderlaufend durch Kleinasien nach Armenien, Persien, Mesopotamien, Syrien und Arabien auszuſtrahlen. Mächtig iſt die Stadt gewachsen, schon im Altertume über das Goldene Horn hinüber, daher Pera, und längs der Ufer des Bosporus, wo sich eine Ortschaft an die andere reiht bis Bojukdere am oberen Bosporus, wo die ſteilen in junges Eruptivgeſtein eingeschnittenen Felsufer keiner Siedelung mehr Raum bieten. Der Bosporus bildet heute die Hauptverkehrsader der über zwei Erdteile sich ausbreitenden Weltſtadt, deren etwa 1¼ Millionen Bewohner nach ihrem physischen Typus, Trachten, Sprachen und Religionen ein so buntes Gemisch bieten, wie in keiner anderen Weltſtadt.

Eurasische Faltengebirge beſtimmen bei beiden Halbinseln die Bodenplaſtik, wie die wagerechte Gliederung, die Erſtreckung in die Länge und die Halbinselnatur. Daneben treten aber doch recht wesentliche Unterschiede hervor. Kleinasien trägt ganz den Charakter des eurasischen Faltenlandes, wie es vorzugsweise in Asien uns entgegentritt, weſtöſtlich ſtreichende Ketten des taurischen Faltensyſtems, die, nach Norden und nach Süden ſteil abgebrochen, ein langgeſtrecktes, selbſt zum Teil noch abflußloses Hochland überwallen. Die südoſteuropäische Halbinsel dagegen hat eine entfernte Ähnlichkeit mit der iberischen. Ihr Kern wird gebildet von der alten rumelischen Scholle, welcher Thrakien, Makedonien und ein großer Teil des hiſtorischen und geographischen Serbien angehört, zu welcher die archäische Scholle der Aegaeis, deren Trümmer besonders in den Kykladen erhalten sind, und des nordweſtlichen Kleinasien in Beziehungen geſtanden haben dürfte, die noch der Aufklärung harren. Diese alte Scholle iſt ähnlich der iberischen, nur noch weit intensiver, in der Tertiär- und Quartärzeit von Bruchlinien zerſtückt worden. Namentlich sind so zahlreiche kleine Einbruchskessel,

wohl nahe an 100, gebildet worden, deren viele eine Zeit lang Seen beherbergten, und die Mittelpunkte zahlreicher kleiner Sonderlandſchaften bilden, welche neben oder als Teile der oben erwähnten großen geſchichtlichen Landſchaften heute das rumeliſche Schollenland ganz beſonders kennzeichnen. In der gewaltigen Rhodopemaſſe erreicht dasſelbe noch nahezu 3000 m. Wie Schollenland meiſt iſt auch dieſes offenes, wegſames Land, der geſchichts- und beziehungenreichſte Teil der Halbinſel, in welchem infolgedeſſen auch die Bevölkerung durch Einwanderungen bald von Nordweſten (Serben), bald von Nordoſten (Bulgaren), bald aus Kleinaſien (Türken) vielfach gewechſelt und bunt gemiſcht worden iſt, zumal ſich aus dem Altertum in dem verſchloſſenſten Teile des gefalteten Gürtels die Albaneſen, die Nachkommen der alten Illyrier, an den Küſten die Griechen, in den weniger wegſamen Gebirgen des Innern Reſte der romaniſierten Urbevölkerung (Rumunen, Walachen) erhalten haben. Die ſich daraus ergebende Buntheit der Völkerkarte — denn zu den genannten kommen noch kleinere Völkerbruchſtücke — prägt ſich in der Buntheit der politiſchen Karte der Gegenwart und darin aus, daß die Staatenbildung zur dauernden Beunruhigung Europas hier noch völlig in Fluß iſt. Denn die ethniſche Buntheit wird noch erhöht durch die religiöſe Zerſplitterung: Serben und Albaneſen ſind griechiſche und römiſche Chriſten wie Muhammedaner. Ein Bruchteil der Bulgaren iſt als Bekenner des Islams an die osmaniſchen Türken geknüpft, die ihrerſeits ethniſch äußerſt gemiſcht ſind.

Zwei große bodenplaſtiſch bedingte, an Bruchlinien der rumeliſchen Scholle gebundene geſchichtliche Wege ſpielen dabei eine beſondere Rolle: die große rumeliſche Diagonalſtraße von Konſtantinopel über Adrianopel, Philippopel, Sofia, Niſch, Belgrad, und die große rumeliſche Meridionalſtraße Saloniki, Vranja, Niſch, Belgrad. All die genannten Punkte ſind zugleich Mittelpunkte wichtiger Sonderlandſchaften. Beide ziehen von da vereinigt durch Ungarn auf das Herz von Mittel-Europa. Beide, aber namentlich die erſtere, bildeten gewiſſermaßen das Rückgrat des türkiſchen Reichs in Europa, alle wichtigen Punkte derſelben waren mit türkiſchen Militär-Kolonien beſetzt, auf ihr bewegten ſich die türkiſchen Heere gegen Ungarn; in Sofia ſaß der Beglerbeg von Rumili — Rumili, Rumelien nannten die Türken »die europäiſche Türkei«, im Gegenſatz zu Anadoli, Kleinaſien —, der Leiter aller Angriffe auf Ungarn und Deutſchland. Ihr entſpricht die große internationale Eiſenbahnlinie, die ſich heute ſchon durch Kleinaſien bis an den Fuß des Taurus fortſetzt und dereinſt am Perſiſchen Golfe als kürzeſter Weg von Mittel-Europa nach Indien endigen ſoll. Wie dieſelbe vorwiegend völlig privatem deutſchem Unternehmungsgeiſte ihre Entſtehung verdankt, ſo würde dies auch der Weg ſein, auf welchem bei einer zielbewußten großzügigen deutſchen Politik, wie ſie eine Lebensfrage für das demnächſt in ſeinen Grenzen erſtickende deutſche Volk iſt, deutſcher wirtſchaftlicher und dementſprechend auch politiſcher Einfluß dieſen ganzen heute dünn bevölkerten oder geradezu entvölkerten Ländergürtel von Wien bis Basra, wo für 100 Millionen Menſchen Raum iſt, beherrſchen könnte. Dies iſt die Richtung des geringeren Widerſtands für die ſich unabläſſig mehrende deutſche Volkskraft. Aber ſelbſt ohne eine ſolche zielbewußte Politik und allen deutſchfeindlichen Beſtrebungen in Öſterreich-Ungarn zum Trotz hat ſich die wirtſchaftliche Überlegenheit der Deutſchen ſchon heute derartig geltend gemacht, daß, ganz abgeſehen von Rumänien, heute von Belgrad bis Konſtantinopel alle Brennpunkte des Verkehrs durch raſch wachſende deutſche Kolonien gekennzeichnet werden, vor allem Konſtantinopel ſelbſt. Für jetzt etwas weniger wichtig iſt die ſich von Saloniki zur See nach Smyrna, Syrien und Ägypten fortſetzende Linie.

Von der alten rumeliſchen Scholle aus iſt nun durch Gebirgsdruck im Norden der Balkan emporgefaltet worden, von welchem ſich die bulgariſche Hochplatte als Austönungsgürtel ſanft zur Donau ſenkt, und der ähnlich dem Rifgebirge im Weſten umbiegend in die Karpathen übergeht. Iſt der Balkan ein zwar 600 km langes, aber im Mittel nur 30 km breites Gebirge von wenig über 2000 Meter größter Gipfelhöhe, alſo ein Gebirge von weit geringerer Bedeutung als man annahm, als man danach die ganze Halbinſel in der Mitte der Tertiärzeit glaubte benennen zu ſollen, ſo iſt das an der Weſtſeite von der rumeliſchen Scholle aus emporgefaltete illyriſch-griechiſche Faltengebirge vo

um so größerer Bedeutung. Vielleicht haben wir in demselben zwei sich in der Gegend der Richtungsänderung in der Nähe der Drinmündung aneinander anscharende Faltenſyſteme zu sehen, das dinarische (illyrische) im Norden, das albanisch⸗griechische im Süden, bei welchem letzteren der Gebirgsdruck sicher von Oſten kam. Dieser ganze im Mittel etwa 150 km breite, aber 1200 km lange gefaltete Landgürtel iſt vorwiegend aus Kalkfels aufgebaut, daher reich an Karſterscheinungen und, wo er, was in großer Ausdehnung je weiter nach Süden um so mehr der Fall iſt, entwaldet iſt, ein humusarmes, kahles, felsiges Ländergebiet, arm an offenen Flußtälern, an fruchtbaren Landschaften und Lockmitteln überhaupt, schwer zugänglich, wenig wegsam, daher ein Gebiet des Verharrens, des langsamen Fortschreitens der Gesittung, ein Gebiet, wo sich ein altes Volk wie die Albanesen in der Urväterweise erhalten und, wie auch die Serben in der rauhen Felswildnis der schwarzen Berge, gegenüber der türkischen Gewaltherrschaft eine gewiße Unabhängigkeit behaupten konnte. Der schmale Weſtrand des dinarischen Faltenlandes iſt durch die Bildung des adriatischen Meeres, das als seichtes Transgressionsmeer, wenigſtens im nordweſtlichen Teile, den Austönungsgürtel sowohl der Apenninen, wie des dinarischen Gebirges bedeckt, z. T. in Inseln und Halbinseln aufgelöſt, die die Faltenzüge noch deutlich erkennen lassen, auch iſt das Meer vielfach, wie in Iſtrien, an der Kersamündung und anderwärts in Talmündungen eingedrungen, während dies hafenreiche Küſten⸗ und Inselland vom Innern durch hohe Gebirgsketten, breite von cañonartigen Flußtälern zerschnittene Karſthochländer geschieden iſt. So hat Dalmatien innerhalb der Halbinsel ſtets eine Sonderſtellung gehabt, seine Bewohner, mochten es nun Illyrier oder Südslawen sein, wurden ſtets bei der geringen Fruchtbarkeit und späteren Verkarſtung des gebirgigen, faſt nur für Viehzucht geeigneten Landes aufs Meer gedrängt und darum seetüchtig. Aus Fischern wurden sie Seeräuber. Und wie dies die Römer zwang zur Sicherung der Waſſerſtraßen der Adria dies Küſtenland zu unterwerfen, so auch die Venetianer. So sind die Geschicke Dalmatiens immer von Italien aus beeinflußt worden und iſt noch heute die Bevölkerung der Küſtenſtädte, z. T. ihre Bauart und Kultur ganz italienisch. Mit Venetien iſt auch Dalmatien an Öſterreich gekommen. Von türkischer Herrschaft, die nur zur See hätte aufgerichtet werden können, blieb es ſtets frei, da das Bollwerk Korfu den Weg in die Adria sperrte.

Nur an der Narenta⸗Mündung reichte das türkische Reich an die Adria. Das Karſtland der Herzegowina, das Gebiet dieses einzigen größeren in offenem Tale mündenden Flusses iſt allein von innen, aus dem Becken von Sarajevo, verhältnismäßig leicht zugänglich und wurde so türkisch. Der ganze innere Gürtel des nordweſtlichen Tals dieses Faltenlands iſt durch meiſt weite, offene, in weicherem Geſtein ausgearbeitete Flußtäler, mehr Hügel⸗ als Gebirgsland, zur Save und somit zur mittleren Donau und dem niederungarischen Senkungsfelde geöffnet. Wie es so schon im Mittelalter in engen Beziehungen zu Ungarn ſtand, so iſt, wie Kroatien und Slavonien schon früher, so neuerdings Bosnien und mit ihm die Herzegowina der habsburgischen Monarchie angeschlossen worden. Auch alle politischen Gebilde, wie dies in Dalmatien und Albanien am schärfſten, aber auch in Griechenland, Bosnien und der Herzegowina zum Ausdruck kommt, erscheinen nach der Bodenplaſtik hier in die Länge gezogen. So kommt, wie in den ethnographischen auch in den geschichtlichen Verhältnissen, in der Politik und Staatenbildung die Geſtalt der Halbinsel, ihre Bodenplaſtik, ihre Vielseitigkeit der Beziehungen zum Ausdruck. Sie iſt nur einmal in der Geschichte als Glied des römischen Weltreichs politisch geeint gewesen. Die Menschenarmut (36 Köpfe auf 1 qkm), die kulturelle und wirtschaftliche Rückſtändigkeit iſt faſt nur geschichtlich zu erklären.

Iſt so der bei weitem größte Teil der Halbinsel, namentlich das ganze, große nördliche Trapez, durchaus feſtländischer Natur, so iſt der südlichſte Teil dieses gefalteten Gürtels, in welchem allein sich die Halbinsel südlich vom 40. Parallel fortsetzt, das Gebiet der drei griechischen Rhomben, um so mehr dem Meere erschlossen, also ein neues, selbſtändiges Länderindividuum, das in der Geschichte eine weit größere Rolle gespielt hat, als die gewaltige Landmasse des feſtländischen Trapezes, 400,000 qkm mit 14 Millionen Bewohnern gegen 90,000 qkm mit 4 Millionen Bewohnern. Je weiter sich das Faltenland in dem mediterranen Bruch⸗

gürtel hinein erſtreckt, um so mehr löſt es sich, von Brüchen durchsetzt, die teils äquatorial, teils und zwar vorwiegend dinarisch, diagonal verlaufen, also ganz gleich dem andalusischen und apenninischen Faltengürtel, in Halbinseln und Inseln auf, um so mediterraner auch nach Klima und Erzeugnissen wird es, um so verschiedener von dem feſtländischen Rumpfe, dessen enge Beziehungen zu Mittel-Europa sich auch in überwiegend mitteleuropäischem Klima und Erzeugnissen ausprägen. Kalkfels der Kreide und des Eocän überwiegt auch hier in den ſteil emporgefalteten Ketten, daher felsige verkarſtete Landschaften und bedeutende Höhen (Olymp 3000 m). Doch treten daneben auch weichere, eine fruchtbare Verwitterungsschicht liefernde, sanftere Formen bedingende Sandſteine und Schiefer auf. Und die Hohlformen sind vielfach mit fruchtbarem Schwemmboden gefüllt, an die Küſten iſt solcher angelagert. Dieses ganze Faltenland iſt seit Mitte der Tertiärzeit derartig von Bruchlinien durchsetzt, auf denen heute noch nicht völlige Ruhe eingetreten iſt, daß bodenplaſtisch die Faltung in den Hintergrund tritt. Teile des Landes sind bald auf Brüchen gehoben und emporgepreßt, bald auf Grabenbrüchen in die Tiefe gesunken, das Meer iſt in die Hohlformen eingetreten, und wir sehen so den südlichſten Teil des Faltenlands, der sich mit ausgeprägter Halbinselnatur mit 300 km breiter Basis zwischen dem Golf von Saloniki und Avlona an das feſtländische Trapez angliedert, in drei rhombische Figuren zerfallen, Nordgriechenland bis zu der nur 117 km breiten Einschnürung zwischen den Golfen von Arta und Lamia, Mittelgriechenland bis zu der den Golf von Korinth und den Saronischen trennenden Landenge von Korinth (4 km) und die Peloponnes. Wir haben so ein im Kleinen, in der Wagerechten wie in der Senkrechten, reich gegliedertes, wahres maritimes Gebirgsland vor uns, ein Norwegen des Südens. Denken wir uns die Wasserhülle weg, so würde dieser Teil der Erdrinde noch mehr wie zerhackt erscheinen. Es wiederholen sich im Kleinen in Griechenland die Charakterzüge des rumelischen Schollenlands sowohl wie die des illyrischen Faltenlands. Griechenland besteht so aus einer Fülle kleiner Einzellandschaften, bald Hochtäler, bald Schwemmland, gefüllte Beckenlandschaften, grüne Oasen inmitten öder Felsgebirge, alle nach Meereshöhe, Boden und Beziehungen zur Umgebung und zum Meere und dergleichen mehr von einander verschieden, eine Fülle von Gegensätzen auf engem Raume, dicht nebeneinander, ein wahrer Mikrokosmos, ein Organismus aus lauter Einzelzellen, deren jede eine besondere Aufgabe zu haben scheint, welche die eine früh, die andere spät löſt. Die abgelegenen, bergumwallten und daher, trotz geringer Meerferne — in der Peloponnes größte Meerferne 80, in Mittel-Griechenland 60 km — erſt spät zu wirtschaftlicher und kultureller Entwicklung gelangenden Landschaften spielen gleichsam die Rolle von Reservezellen. Als Attika abgewirtschaftet hat, blüht noch Lakonien, dann Böotien, dann Arkadien und Aetolien, dessen Bewohner zu Thukydides' Zeit noch lebten wie einſt die homerischen Helden. Welcher Gegensatz z. B. zwischen dem dem Meere erschlossenen, hafenreichen, an der dem Seeverkehr günſtigſten Bucht gelegenen Attika mit seiner trocknen, sonnedurchglühten Luft, seiner Armut an Quellen und dem faſt gänzlichen Fehlen fließender Gewässer, mit seinem mageren, ſteinigen Boden, der nur dem Ölbaum, dem Feigenbaum, der Rebe, der Ziege günſtig iſt, aber reiche Schätze im Innern birgt, die die Mittel zur Schaffung einer mächtigen Flotte liefern, und dem in wenigen Stunden erreichbaren, vom Meere abgesperrten Böotien, das ein weit weniger mildes, namentlich durch die Verdunſtung seiner großen ſtehenden Gewässer feuchtes, ja zum Teil ungesundes Klima hat aber weite Ebenen mit fruchtbaren Ackerboden besitzt. Nicht blos die Stammesunterschiede sind es, welche die Athener, die sich der Schiffahrt, dem Handel, der Gewerbtätigkeit der Pflege von Künſten und Wissenschaften widmen, als rührig und rasch fortschreitend erscheinen lassen, während die Böotier als schwerfällig geschildert werden, langsam der allgemeinen Kulturbewegung folgen und nur einmal unter dem Einflusse eines einzigen großen Mannes eine politische Rolle gespielt aber nie großen Einfluß auf das geiſtige Leben Griechenlands ausgeübt haben.

Am weiteſten vorgeschritten iſt die Zerſtückung des Landes an der Oſtseite und dort wieder in der Mitte, wo sich der saronische Golf öffnet und über die schmale heute durchbohrte Landenge von Korinth

einen Weg nach Weſten bietet, der das gefürchtete Kap Malia zu vermeiden erlaubte. Hier ſetzen ſich von einer Querbruchküſte die Halbinſeln in Inſeln fort, die, unmerklich den Nahverkehr zum Fernverkehr entwickelnd nach der ebenfalls geöffneten Querbruchküſte von Kleinaſien hinüber leiten. Liegen doch an Griechenlands Oſtſeite nicht weniger als 483 Inſeln, gegen nur 116 an der Weſtſeite! Die Oſtſeite Griechenlands iſt ſeine Stirnſeite. Hier vor allem entwickelt ſich das griechiſche Seeweſen und lernt der Menſch, auch unter dem Einfluſſe der Eteſien, Wind und Meer beherrſchen. Hier werden die Bewohner förmlich von den vorherrſchenden Kalkgebirgen an die Küſte und aufs Meer gedrängt. Hier lagen Chalkis und Eretria, Aegina, Epidauros, Trözen, Korinth und Athen! Von hier gingen die Koloniegründungen aus. Noch heute verkehrt man im leichten Segelboot von Ort zu Ort. Straßenbau war ſchwierig und iſt lange vernachläſſigt worden, ebenſo Eiſenbahnbau der Neuzeit. Der geſchichtlich ſo wichtige Weg, der von Makedonien durch Theſſalien und Böotien, immer wieder durch Engpäſſe und Querriegel erſchwert, bis nach Attika führte, hat im friedlichen Verkehr eine geringe Rolle geſpielt, wie er auch heute noch nicht durch eine Eiſenbahn belebt iſt. Das bergige Land eignet ſich mehr für Baum- (und Vieh-) Zucht, von deſſen Ertrage auch das heutige Griechenland ſeine Einfuhr bezahlt. Den bei dem Mangel fruchtbarer Ebenen mit Verdichtung der Bevölkerung eintretenden Mangel an Brotſtoffen deckt zunächſt Theſſalien, aber auch zur See, dann die Länder an der Nordküſte des Inſel- und Marmara-Meers, dann die am Pontus. So wird Griechenland im Altertum zum Brennpunkte des immer weiter ausgreifenden Welthandels, in Nordſüd- wie in Oſtweſt-Richtung, zum Sitze der höchſten geiſtigen Kultur, die bald die Welt des Altertums durchtränkt, und deren Erzeugniſſe neben dem Chriſtentum bis auf den heutigen Tag den größten Einfluß auf die Kulturentwicklung der Menſchheit ausübt. Aber noch bedeutungsvoll iſt, daß dies kleine Land dieſen gewaltigen Einfluß erſt auszuüben vermag, als es ſeine politiſche Freiheit verloren hat, als alle ſeine Kräfte in einer ſtarken Hand vereinigt ſind: Alexanders des Großen und ſeiner Nachfolger, dann der Römer. Erſt als die Griechenland nächſte großräumige Landſchaft, Makedonien, helleniſiert iſt und Griechenland unterworfen hat, beginnt der Siegeszug griechiſcher Kultur und Sprache, die ſich ganz Vorder-Aſien bis an den Fuß des Tiën-Schan und die Grenze des tropiſchen Indiens unterwirft. Das kleine Heer Alexanders des Großen iſt ähnlich als ein höchſtes Erzeugnis griechiſcher Kultur anzuſehen, wie etwa ein Panzerſchiff der Gegenwart. Das kleine Heer Alexanders des Großen war nach Bewaffnung, Taktik, Schulung des einzelnen Mannes uſw. den Scharen des vorder-aſiatiſchen Herrſchers, den höchſten Erzeugniſſen der feſtländiſchen Kulturherde Süd- und Vorder-Aſiens, deren Kulturkeime Griechenland ſelbſtändig weiter entwickelt hatte, in ähnlicher Weiſe überlegen, wie die Handvoll Spanier den Scharen, welche das höchſtſtehende Kulturvolk der Neuen Welt ihr in Mexiko entgegenſtellte. Die Helleniſierung Vorder-Aſiens verlieh Syrien das Verſtändigungsmittel, in welchem die Lehre Chriſti aus dem weltentlegenen Winkel Paläſtina aller Welt zugänglich gemacht wurde. Und das Weltreich der Römer erleichterte auch die Übertragung der Lehre Chriſti nach Weſten, wie es ſchon die Übertragung der geiſtigen Errungenſchaften Griechenlands nach Weſten gefördert hatte. Jahrhunderte hindurch war Griechenland der geiſtige Mittelpunkt der Welt. Zu ſeinen Orakelſtätten, zu ſeinen Feſtſpielen, zu ſeinen hohen Schulen ſtrömte herbei, wer immer auf höhere Bildung Anſpruch machte oder ſolche ſuchte. Durch koſtbare Weihgeſchenke, durch Prachtbauten in griechiſchem Stile, die ſie durch griechiſche Baumeiſter ausführen ließen, durch Sichzuſchreiben griechiſcher Herkunft u. dgl. m. ſuchten halbbarbariſche Herrſcher und Völker ihr Anſehen zu heben.

Aber nur in der Welt des Altertums und nur während einer beſtimmten Periode der Geſchichte war eine ſolche Rolle Griechenlands möglich. Die Lage, bei weitem nicht mehr im Brennpunkte der Welthandelsſtraßen, die Enge des Raumes bei der großen Rolle, die heute die Großräumigkeit ſpielt, die Dürftigkeit der inneren Hilfsquellen, ja das völlige Fehlen der eigentlichen Träger des Wirtſchaftslebens der Gegenwart, die geringe, auch nur bis zu einem gewiſſen Grade zu ſteigernde Menſchenzahl (jetzt 37 Köpfe auf 1 qkm), die verhältnismäßige Armut werden Griechenland niemals wieder, auch nur in

der engen Welt des Mittelmeergebiets, eine Rolle zu spielen erlauben, auch nur entfernt der ähnlich, welche es im Altertum gespielt hat. Aber auch in der Neuzeit kann Griechenland als besonders lehrreiches Beispiel des gewaltigen Einflusses dienen, welchen die Landesnatur auf die Landesbewohner auszuüben vermag. (Schluß folgt.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Kopenhagen.

Moderne Kultur- und Reformbestrebungen in Island.

Der Versuch einer Charakteristik des isländischen Volkes begegnet großen Schwierigkeiten. Der beste Kenner Islands, Poestion, ist selbst niemals in Island gewesen, er war daher bei der Charakteristik, die er gab, auf fremde Quellen angewiesen. Der Schreiber dieses hat sich bei weitem nicht lange genug in Island aufgehalten, als daß er den Versuch einer allgemeinen Charakteristik wagen dürfte. Dagegen ist kürzlich ein Buch »Islands Kultur« aus der Feder des isländischen Sprach- und Rechtsgelehrten Dr. Walter Gudmundsson erschienen, das zu dem allerbesten gehört, was über Island geschrieben worden ist. Gudmundsson, der an der hiesigen Universität Isländisch lehrt, ist selbst geborener Isländer und kennt Island gründlich genug aus eigener Anschauung. Er nun entwirft eine Schilderung des isländischen Volkscharakters, der folgender Passus entnommen sei: »Als ein gemeinsamer Charakterzug aller Isländer darf eine durchgehende stark entwickelte Intelligenz und ein lebhaftes Selbstbewußtsein hervorgehoben werden. Der Isländer hat keinen Respekt vor Autoritäten, sondern will stets sein eigner Herr und Meister sein, im Denken wie im Handeln. Er ist von Natur oppositionell und in der Politik ein Vollblutdemokrat, der das Recht der Individualitäten bis zum Äußersten verteidigt. In gleicher Weise ist sein Unabhängigkeitssinn und seine Freiheitsliebe ohne Grenzen. Er ist gegen Zentralisation gesinnt und empfindet jede Führung von oben als einen Druck. In der Religion ist er Rationalist. Er fordert vollständige Freiheit für jede Persönlichkeit. Dem Durchschnitt nach sind die Isländer recht lebhaft und mit einem nicht geringen Humor und Spottlust begabt.«

Nach dieser Charakteristik wird man sich nicht wundern, zu hören, daß auf Island nicht nur von einer modernen Literatur, sondern auch von einer modernen Kultur im allgemeinen die Rede sein darf. Sogar einen jungen isländischen Maler lernte der Schreiber dieser Zeilen persönlich kennen und suchte ihn in seiner Wohnung auf. Sein Name ist Thorarinn Thorlakssen. Er ist Landschaftsmaler und hat in der hiesigen Akademie studiert. Seine Bilder tragen denn auch den Charakter der dänischen Malerschule. Sie lassen Talent erkennen, aber stehen in technischer Beziehung noch nicht auf der Höhe der Zeit. Bei dieser Gelegenheit sei auch der isländische Maler Sigurdur Gudmundsson erwähnt, der ebenfalls Schüler der hiesigen Akademie war und lange in Dänemark lebte. Er starb 1874 in Reykjavik.

Im Parlamentsgebäude sind auch ein paar Werke eines isländischen Bildhauers, Einar Jonsson. Er war Schüler Stephan Sindings, wie man auch aus seinen Werken, besonders aus seiner allegorischen Darstellung »Der Triumph über das Unrecht« sieht, aber auch Thorwaldsen scheint ihn beeinflußt zu haben (vergl. seinen »betenden Knaben«). Sein bestes Werk soll »Die Friedlosen« im hiesigen Schloß Charlottenburg sein.

Natürlich war ich sehr interessiert, den isländischen Althing zu sehen, und es traf sich auch, daß gerade Sitzung war. Ich ging auf die Gallerie und schaute mir eine Zeit lang die Sache an. In einem hübschen, ziemlich großen Saale war hufeisenförmig eine Tafel aufgeschlagen, vor der etwa dreißig Althingmänner saßen. In der Mitte saß der Präsident, rechts und links neben ihm ein Schriftführer, weiter der Gouverneur in Uniform*) und davor zwei Stenographen. An der Wand hing das Bild des Politikers Sigurdsson, dem Island es zu verdanken hat, daß es wieder frei aufatmen kann.

Das Museum von Reykjavik ist nur dreimal in der Woche geöffnet. Da ich es schlecht traf, mußte ich zu dem Direktor gehen, dem mich Herr Jonsson vorstellte. Er wohnte in einem der hübschesten villenartigen Häuser am See. Herr Jacobsson — dies sein Name — war auch gern bereit, eine Ausnahme zu machen und bestellte mich auf den folgenden Morgen um 10 Uhr. Das Museum befindet sich im ersten Stock des Bankgebäudes und enthält eine kleine, aber interessante Sammlung isländischer Altertümer, wenngleich ein ganzer Teil der letzteren vor mehreren Jahren dem Nordischen Museum in Kopenhagen einverleibt wurde. Besonders reich ist das Museum in Reykjavik an alten Holzschnitzarbeiten wie Trafaöskjur (Büchsen für den Kopfputz) und Trafa-Kefli (Mangeln) mit prächtigen Ornamenten und figürlichen Darstellungen in Kerbschnitt ausgeführt. Nächst dem sind Goldschmiedearbeiten für den altisländischen Frauenschmuck sehr reich vertreten. Auch einige interessante Teppiche aus dem 17. und 18. Jahrhundert finden sich. Man sieht, zu welcher reichen Entwicklung das isländische Kulturleben es schon einmal gebracht hatte und wie das Kunsthandwerk, besonders das Goldschmiedehandwerk, blühte, wenn auch die Anregungen in der Hauptsache wohl von Norwegen ausgingen. Ich bedaure, daß ich aus Mangel an Raum hier darauf verzichten muß, dieses isländische Kunsthandwerk näher zu beleuchten. Was heute davon geblieben ist, ist ziemlich wenig, aber es ist wohl kein Zweifel, daß es zu einer erneuten Blüte kommen wird. Ich besuchte auch eine Mädchenschule, in welcher Webeunterricht erteilt wird, u[nd]

*) Uniformen bekommt man in Island wenig zu sehen. De[nn] Island hat kein Militär, und Polizisten gibt es in ganz Reykjavik nur drei.

ließ mir von der Lehrerin die Webstühle und Arbeiten zeigen. Man hatte vier moderne Webstühle und arbeitete mit dem Schiffchen. Aber was man arbeitete, war ohne jeden künstlerischen Wert, wenigstens insofern, als jede Originalität fehlte und nach fremden Mustern schablonenmäßig gearbeitet wurde. Aber gerade Island wäre der Ort, wo die alte und zwar primitive Webekunst in der Art, wie sie die Kunstwebeschule in Scherrebek und nach ihrem Vorgang die ungarischen und krainischen Webschulen neu belebt haben, gepflegt werden sollte.

Auch das Gymnasium sah ich mir an. Es ist ein besonders hübsches, etwas erhöht liegendes Gebäude in der üblichen Stilweise und zählt ca. 150 Schüler in sechs Klassen. Nicht weniger als sieben Sprachen werden gelehrt. In der Tat war es mir während meines ganzen Aufenthaltes in Island überraschend wahrzunehmen, welche Sprachkenntnisse ganz gewöhnliche Leute in diesem Lande haben. Neben dem Isländischen und Dänischen kann fast jedermann englisch und jeder Gebildete deutsch fließend sprechen. Eine Universität besitzt dagegen Island bisher noch nicht, wohl aber eine theologische und eine medizinische Fakultät.

Da ich über den gegenwärtigen Stand der Landwirtschaft in Island und insbesondere zu wissen wünschte, ob das Genossenschaftswesen auf Island bekannt sei, begab ich mich zu Thorhallur Bjarnarson, dem Vorsitzenden der Bunadarfelag Islands, das heißt der isländischen Landwirtschaftsgenossenschaft, der mir über diese Materie nicht nur eine Fülle wertvoller Mitteilungen machte, sondern auch reiches Material mitgab; leider mangelt mir hier der Raum, mich darüber zu verbreiten. Es genüge die Tatsache, daß es nicht nur seit dem 1. November 1900 eine Meiereischule in Island gibt, sondern daß auch das Genossenschaftswesen sowohl in der Fischerei als in der Landwirtschaft seit langen Jahren seinen Einzug in Island gehalten hat, und daß es gegenwärtig zwölf Meiereigenossenschaften in Island gibt, die nach England Butter exportieren.

Über die neue Bewegung auf politischem Gebiete wurde ich bestens informiert durch eine Unterhaltung mit Dr. Valtyr Gudmundsson. Zuvor mag bemerkt werden, daß Island, dessen norwegische Besiedelung um das Jahr 920 abgeschlossen war, bis zum Jahre 1264 unabhängig war, im genannten Jahre in den Besitz Norwegens überging und im Jahre 1380 durch die kalmarische Union an Dänemark fiel, indessen nach wie vor als ein eigenes Land mit eigener Gesetzgebung und Verwaltung erschien. Auch nach dem Gesetze vom 2. Januar 1871 ist Island ein »untrennbarer Teil des dänischen Staates mit besonderen Landesrechten«. Die gesetzgebende Macht ist in der Hand des Königs in Verbindung mit dem Althing und die ausübende Macht beim König. Der König nun übte seine Macht durch Vermittelung eines Ministers für Island aus. Letzterer war — und namentlich hieraus entstanden die folgenden Verfassungskämpfe — indessen niemand anders als der dänische Justizminister, ohne Rücksicht, ob dieser irgendwelche Kenntnis der isländischen Sprache und Verhältnisse hatte. Dr. Valtyr Gudmundsson brachte nun im Jahre 1897 beim Althing einen Gesetzesvorschlag zur Lösung der isländischen Frage ein, nach welchem ein besonderer Minister für Island ernannt werden sollte, der, der isländischen Sprache mächtig, selbst im Althing sitzen solle. Dieser Vorschlag wurde zuerst mehrere Male verworfen, darauf aber im Sommer 1901 angenommen mit der Zusatzbestimmung, daß der besondere isländische Minister nicht in Kopenhagen, sondern in Reykjavik präsidieren solle. Der König selbst gab in einer Botschaft vom 10. Januar 1902 zu wissen, daß es sein Wunsch sei, daß das isländische Ministerium in Island seinen Sitz habe. Letzteres soll bestehen neben dem Minister aus einem Departementsdirektor, zwei Kontorchefs und mehreren Assistenten. Diese neue Ordnung ist im Sommer 1903 in Kraft getreten*), sie scheint sich indessen für die Dauer nicht zu bewähren, denn bald darauf und mit Nachdruck im Sommer 1908 machten sich Bestrebungen geltend, Island ganz und gar unabhängig zu machen. Auf der andern Seite versucht Norwegen die Stimmung der Isländer gegen Dänemark neuerdings auszunutzen, als ob die Möglichkeit vorliege, Island wie einstmals wieder an Norwegen anzugliedern. Dr. Gudmundsson meinte dagegen, daß die beste Lösung der Verfassungsfrage die sein würde, daß Island eine Verfassung nach Art der britischen Kolonien, z. B. Australiens haben würde. Jedenfalls ist es der Wunsch jedes aufrichtigen Freundes Islands, insbesondere der Deutschen, daß Island so viel Freiheit und Unabhängigkeit wie möglich genießen solle.

Die wirtschaftliche Energie des isländischen Volkes wird heute in der Hauptsache für die Fischerei ausgebildet. Hierin liegt eine große Gefahr. Dazu kommt die Auswanderung, die allerdings in den letzten Jahren nachgelassen hat, während noch im Jahre 1896 allein nach Amerika 900 Isländer auswanderten. So kommt es, daß in einzelnen Teilen des Landes, in denen die besten Bedingungen für Landwirtschaft gegeben sind, die Ansiedler fehlen. Und doch liegt Islands Zukunft in der Landwirtschaft. Dieser Ansicht ist auch Dr. Valtyr Gudmundsson, und der Staat scheint diese zu teilen, da er in der Tat viel tut, um die Landwirtschaft zu heben.

In mancherlei Reformfragen steht das kleine Island hinter großen Ländern des Kontinents nicht zurück. Bereits im Sommer 1902 wurde im isländischen Althing ein Gesetzesvorschlag angenommen, nach welchem die Frau, welche schon früher in allen kommunalen Angelegenheiten Wahlrecht hatte, für alle öffentlichen Ämter, das Althing ausgenommen, wählbar ist.

Einen großen Aufschwung hat ferner die Abstinenzbewegung in Island genommen. Die Herstellung spirituoser Getränke war in Island von jeher verboten. Nach einem neueren Gesetze ist der Ausschank von Spirituosen an Personen unter 16 Jahren verboten, ebenso an notorische Trinker und an Personen, die ihrer Sinneskraft nicht Herr sind. Der Konsum und Import von Spirituosen ist infolgedessen sehr zurückgegangen, zumal nach

*) Der erste Minister war der Dichter und Buchhändler Hannes Hafstein, den ich in seinem eigenartigen Heim besuchte, der zweite seit 1909 der frühere Redakteur von „Isafold" Björn Jonson, der, seit er Minister ist, Dänemark freundlich gesinnt ist.

dem Gesetz vom 11. November 1890 jeder, der mit Spirituosen Handel treibt, jährlich 500 Kronen Steuer, außerdem 500 Kronen für fünf Jahre für das Ausschankrecht und 200—300 Kronen jährlich an die Landeskasse zahlen muß. Der Guttemplerorden zählt gegenwärtig 4000 Mitglieder in Island.

Ganz besonders entwickelt sich endlich in Island die kommunale Altersversicherung und der Armenschutz, letzterer sogar vielleicht in übertriebenem Maße. H. P.

Mitteilungen.

Vor nicht langer Zeit haben wir an dieser Stelle auf die Lückenhaftigkeit des Materials hingewiesen, die uns oft an der richtigen Beurteilung und im Zusammenhange damit an der erfolgreichen Bekämpfung sozialer Mißstände hindert, und hatten jede Veröffentlichung, die uns auf ihrem besonderen Gebiete zu der nötigen Kenntnis verhelfen will, willkommen geheißen. Erfreulicherweise mehren sich u. a. die wichtigen Arbeiten auf dem Gebiete der sozialen Medizin. Konnten wir in Nr. 42 des vorigen Jahrganges Biesalskis Tafelwerk über »Umfang und Art des jugendlichen Krüppeltums und der Krüppelfürsorge in Deutschland« anzeigen, so liegen jetzt, als Veröffentlichung aus dem von Geheimrat v. Czerny geleiteten Institute für Krebsforschung in Heidelberg, »Statistische Untersuchungen über das Vorkommen des Krebses in Baden und ihre Ergebnisse für die ätiologische Forschung« vor. Ihr Verfasser ist der Privatdozent der Chirurgie und erster Assistenzarzt am Samariterhause in Heidelberg Dr. R. Werner. Das stattliche, von der Lauppschen Buchhandlung in Tübingen herausgegebene, gut ausgestattete Werk setzt sich aus zwei Hauptabteilungen zusammen: einer Morbiditäts- und Mortalitätsstatistik der Jahre 1904 und 1906 und einer Amtsbezirks- und gemeindeweisen Mortalitätsstatistik des Krebses im Großherzogtum Baden für die Zeit von 1883—1907, d. h. für ein Vierteljahrhundert. Wir brauchen wohl kaum zu erwähnen, daß auch in diesem Werke die Tabellen und graphischen Darstellungen einen großen Raum einnehmen.

Im Vorwort bemerkt der Verfasser, daß nach den bisherigen statistischen Untersuchungen über das Vorkommen der bösartigen Neubildungen, die in vielen Kulturstaaten und auch in einigen Kolonialgebieten vorgenommen worden sind, dem Krebsleiden wahrscheinlich eine Ausbreitung über das ganze Menschengeschlecht zugeschrieben werden müsse, daß aber die Zahl der Erkrankungen, wenigstens der tötlich verlaufenden von Gegend zu Gegend sehr schwanke und sich am selben Orte im Laufe der Zeit sehr verändere. Eine Statistik habe daher nur Beweiskraft, wenn sie möglichst ins Einzelne gehe und gleichzeitig größere Raumbezirke und Zeitabschnitte umfasse. Die Bedingungen sind hierfür nur in wenigen Gebieten gegeben, und eines dieser Gebiete ist eben das Großherzogtum Baden; hier sind langjährige Aufzeichnungen mit besonderer Sorgfalt vorgenommen worden, und auf Grund der schon vor Jahrzehnten getroffenen amtlichen Einrichtungen zur Sicherstellung der ärztlichen Beglaubigung und Sammlung der Todesursachen war es möglich, mehr als 1500 Gemeinden bis zum Jahre 1883 zurück auf ihre Krebssterblichkeit zu untersuchen. Die Veranstaltung von Erhebungen über die Häufigkeit der bösartigen Neubildungen in Baden wurde 1905 vom badischen Landeskomitee für Krebsforschung beschlossen. Die Statistik wurde zunächst amtsbezirksweise angelegt; dann sollten zwei benachbarte, aber orographisch und klimatisch grundverschiedene Landesgegenden, z. B. der südliche Schwarzwald und die obere Rheinebene miteinander verglichen werden, wobei eine Untersuchung der einzelnen Gemeinden nötig wurde, deren Ergebnisse so überraschend waren, daß sie schließlich dazu führten, die Studien auf das ganze Großherzogtum zu erstrecken.

Es ist natürlich an dieser Stelle nicht möglich, auf die Einzelheiten der durch eine Fülle von Zahlen belegten Ergebnisse des Werkes einzugehen. Wir bemerken nur, daß der erste Hauptabschnitt sich in sieben Unterabteilungen gliedert, in denen wir erhalten: die Territorialstatistik nach Alter und Geschlecht, die Häufigkeit der Todesfälle an Sarkom im Jahre 1906, die Verteilung der Krebs- bezw. Sarkomtodesfälle auf die einzelnen Monate und Jahreszeiten des Jahres 1906, die Verteilung des Krebses nach dem Familienstand, die allgemeine und territoriale Statistik nach Organen und Organgruppen, die Berufsstatistik der an Krebs 1904 und 1906 erkrankten und 1906 gestorbenen Personen und schließlich Mitteilungen über die Metastasenbildung, die Sicherung der Diagnose, das Vorkommen der Krankheit bei Verwandten, in benachbarten Wohnungen, über den Verdacht der Ansteckung und das Vorhandensein prädisponierender Momente. Aus dem den Abschnitt abschließenden Resumé sei angeführt, daß unter den Berufsgruppen die der im häuslichen Dienste beschäftigten Männer ihre hohe Krebssterblichkeit auszeichnet, ohne daß dies durch bekannte Umstände zu erklären wäre, ferner daß die auf chronischen Reizungen beruhenden prädisponierenden Faktoren bei der Entstehung des Krebses eine größere Rolle spielen als die erbliche Belastung, soweit sie als Häufung innerhalb derselben Familie sich kundgibt, und daß der Verdacht auf Entstehung des Leidens durch direkte Übertragung von Mensch zu Mensch 1904 in 4,8, 1906 in 10,7 % aller daraufhin erforschten Fälle geäußert wurde. Die Frage der Entstehung des Krebses durch Übertragung von Mensch auf Mensch, vom Tier oder auch von pflanzlichen Parasiten auf den Menschen usw. wird auch in dem zusammenfassenden Schlußabschnitte des zweiten Hauptteiles noch genauer behandelt. »Die bösartigen Neubildungen«, sagt der Verfasser, »entstehen nach unsern Untersuchungen nicht durch Kontaktinfektion von Menschen oder von Tieren resp. Pflanzen, deren Verbreitung bekannt ist, werden nicht durch Vererbung oder Inzucht erworben, beruhen nicht auf bestimmten oder eruierbaren Nahrungs- oder Wohnungsverhältnissen, hängen nicht mit klimatischen Einflüssen zusammen, werden aber von unbekannten, lokal sich häufenden Faktoren begünstigt oder erzeugt«, »in erster Linie existieren besonders enge Beziehungen der Krebshäufungen zum Alter und zum Wohnorte.«

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 14
2. April 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Ibsens Thesen.

Von Oskar F. Walzel, Professor an der Technischen Hochschule in Dresden.

Ein neues Bild von Ibsens Schaffen ist in den letzten Jahren uns geschenkt worden. Ibsen teilte mit der großen Mehrzahl seiner Dichtergenossen das Schicksal, zu Lebzeiten auch da auf Mißverständnis zu stoßen, wo man bereit war, sich willig zu ergeben und eine neue künstlerische Gedanken- und Formenwelt nach bestem Können zu begreifen. Wieweit die einzelnen Schöpfungen Ibsens und seine ganze dichterische Art mißdeutet worden sind, ließ sich schon erkennen, als im Winter 1904/05 seine Briefe in größerer Anzahl gesammelt hervortraten. Neue Quellen besseren Verständnisses kamen im verflossenen Herbst hinzu: die vier Bände seiner »Nachgelassenen Schriften«. Auf ihnen fußt schon der zweite, wenig später ausgegebene Band von Roman Woerners geistvollem Buche über Ibsens Werke, abschließend zugleich und zu erneuter Betrachtung hinlenkend. Diesen Arbeiten sind auch die folgenden Betrachtungen dankbar verpflichtet.

Der Ibsen, den wir alle in den beiden letzten Jahrzehnten des 19. Jahrhunderts vor uns sahen oder zu sehen glaubten, ist nicht der wahre Ibsen. Damals konnte ein feiner und vielseitiger Kenner alter und neuer Literatur noch unter allgemeiner Zustimmung behaupten, Ibsens Dramen seien fast durchaus Lehrstücke, zögen aus gewissen Problemen allgemeine Schlüsse und schöpften daraus sittliche Grundsätze. Die Erörterung einzelner Sittengesetze, ihres Zusammenhangs, ihrer Rangverhältnisse, ihrer bedingten oder unbedingten Geltung mache nicht nur oft den Inhalt seiner Tragödien aus, vielmehr gehe er bis zur Aufstellung ethischer Thesen weiter. Heute wissen wir, daß Ibsen solcher Auffassung nicht beistimmen konnte. So ergibt sich etwa aus Ibsens Brief an Björn Kristensen vom 13. Februar 1887, daß die Aufforderung zur Arbeit wohl ein Leitmotiv von »Rosmersholm« sein sollte, daß das Stück aber vor allem »natürlich eine Dichtung von Menschen und Menschenschicksalen« sei. Und noch ausdrücklicher versicherte Ibsen am 4. Dezember 1890 dem Grafen Moriz Prozor, er habe in »Hedda Gabler« nicht eigentlich sogenannte Probleme behandeln wollen. »In der Hauptsache ist es mir darum zu tun gewesen, Menschen, menschliche Stimmungen und menschliche Schicksale auf Grund gewisser gültiger sozialer Verhältnisse und Anschauungen zu schildern.« Also Menschen und nicht bloß Probleme! So tönt es aus Ibsens Selbstbekenntnissen heraus. Und am wenigsten Thesen!

Keinem der Dramen Ibsens hatte man seine vorgebliche These so schlimm verdacht

wie dem »Puppenheim«. Noch im Jahre 1898 warf eine gute und verständnisvolle Kennerin nordischer Dichtung dem Stücke vor, es bringe einen Ausnahmefall, der nichts beweise, und wolle an ihm etwas lehren. Das geschehe auf Kosten der dichterischen Wahrheit. Sie verstieg sich zu der Frage, ob es eines Dichters würdig sei, seine Menschen zu toten Kleiderstöcken zu machen, auf die er nach Bedürfnis seine eigenen Ideen hänge. Sie schalt über die »falsche, verlogene, glänzende« Schlußszene, die ein vortreffliches Charakterstück zu einem Tendenzdrama verzerre. »Gerade diese Szene hat ‚Nora' berühmt gemacht. Sie wurde das Vorbild für eine Menge häuslicher Szenen. Jede ‚denkende Frau' untersuchte nun die Grundlagen ihrer Ehe.« Ibsen hingegen hatte sich schon 1890 zu dem Berliner Korrespondenten des »Daily Chronicle« abwehrend gegen die Annahme ausgesprochen, daß das »Puppenheim« ein abstraktes Lehrgebäude sein solle. Es sei vielmehr aus dem Leben geschöpft, Nora habe existiert und er selber nie beabsichtigt, die strenge und feste Regel aufzustellen, daß alle Frauen, die in ähnlichen Verhältnissen wie Nora leben, auch so wie Nora handeln sollten oder müßten.

Ibsen hat also den Frauen nicht zugerufen: »Geht hin und tut desgleichen!« Trotzdem konnte die zeitgenössische Generation das »Puppenheim« so deuten. Sollte vielleicht gar dieser starke und allgemeine Eindruck, diese unzweifelhaft bezeugte programmatische Wirkung gegen Ibsens eigene Worte ausgespielt werden? Gewiß nicht! Wer tragische Vorgänge, wer »Ausnahmefälle« aus der nächsten Gegenwart holt, entgeht selten der Gefahr, zur Nachahmung zu treiben, ein ungewolltes Programm zu liefern. Goethe schrieb seinen »Werther«, um von Stimmungen sich künstlerisch zu befreien, die ihn dem Selbstmord nahe gebracht hatten. Überzeugt, der Welt dargetan zu haben, daß solche Stimmungen sich überwinden lassen, mußte er gegen seinen Willen mitansehen, wie durch den »Werther« der Selbstmord aus unglücklicher Liebe zur Modesache wurde. Wie schwer, wie bitter beklagte er das Mißverständnis und seine traurigen Folgen. Aus der Weite historischer Distanz heraus scheint uns heute das kulturhistorische Ergebnis des »Werther« kaum noch begreiflich. Noch seltsamer freilich käme uns heute vor, wenn irgend jemand aus Lessings »Emilia Galotti« die These herausgeholt, sie in Tat umgesetzt hätte: »Väter, tötet Eure Töchter, damit sie nicht der Verführung lebenslustiger Fürsten verfallen!« Gleichwohl war die Emiliafrage damals ebenso aktuell wie heute die Norafrage. Lessing indes wollte sicher keine These bieten, sondern lediglich eine zeitgemäße Umformung, eine Umkostümierung der alten römischen Erzählung des Livius, der Geschichte von Virginius und Virginia und von dem Dezemvir Appius Claudius, schaffen. Ein Ausnahmefall bei Lessing, ein Ausnahmefall bei Ibsen! Da wie dort spannt der Dichter alle Muskeln an, sein Schiff zu einem Ziel zu lenken, das es nicht unbedingt und notwendig erreichen muß. Da wie dort spürt der aufmerksame Leser einen gewissen Zwang. Die Motivierung steht auf Spitzen. Künstlerische Einwände können erhoben werden. Doch beidemal gilt es, das tragische Irren seelisch bedrückter Menschen aus bestimmten Voraussetzungen heraus begreiflich zu machen, nicht aber es zur Nachahmung zu empfehlen. Wohl greift Helmers und Noras tragisches Irren tief in die Seele des Miterlebers. Denn Dichtungen, die der Seele des Menschen so starke Eindrücke geben, enthalten immer etwas wie eine Warnung, eine sittliche Belehrung. Nicht in ihr liegt das Künstlerische der Dichtung. Doch über das Künstlerische hinaus kann man aus »Antigone«, aus »Nathan«, aus »Tasso« lernen, und ebenso aus »Herodes und Mariamne«, aus »Gyges«; aber doch nur ein »Hütet euch!«, nicht ein: »Tut desgleichen«. Warum sollte es mit dem »Puppenheim« anders sein?

Oder sollen vielleicht die kühnen Paradoxe Frau Alvings als Thesen und Programmworte Ibsens gelten? Frau Alving wäre bereit, Oswald mit der unehelichen Tochter seines Vaters ehelich zu verbinden. Wüßte sie nur, daß Oswald es ernst meint, und wäre Regine Engstrand doch eine bessere Natur! »Hand aufs Herz«, sagt Frau Alving zu Pastor Manders, » . . . glauben Sie nicht, daß es hierzulande nicht wenige Ehepaare gibt, die gerade so verwandt sind?« Und sie fügt hinzu: »Wir entstammen übrigens samt und sonders solcher Art Verbindungen, heißt es. Und wer hat es denn so auf der Welt eingerichtet?« Soll Ibsen durch diese Worte zum

Anwalt der Geschwisterehe werden? Daß er tatsächlich gegen ähnliche Zumutungen Stellung hat nehmen müssen, sagt der Brief an Sophus Schandorph vom 6. Januar 1882: Man mache ihn verantwortlich für Ansichten, die einzelne Gestalten der »Gespenster« aussprechen. Und doch stehe in dem ganzen Buche nicht eine einzige Ansicht, nicht eine einzige Äußerung, die auf Rechnung des Autors komme. Ibsen berief sich da nicht nur auf das selbstverständliche Recht jedes Dichters, seine Menschen reden zu lassen, wie sie selber denken, nicht wie der Dichter es meint. Schlagend wies er vielmehr nach, wie unvereinbar seine wohlbekannte Absicht, den Eindruck hervorzurufen, daß man ein Stück Wirklichkeit erlebe, wie unvereinbar also sein sogenannter Naturalismus mit einer Technik wäre, durch die der Verfasser im Dialog selber zum Vorschein käme. So viel dramaturgische Kritik, um dies einzusehen, glaubte er zu besitzen. In keinem seiner Schauspiele stehe der Autor so fern, sei er so durchaus abwesend, wie in den »Gespenstern«. Und diese »Gespenster«, fährt er fort, sollten den Nihilismus verkünden? Sie gäben sich überhaupt nicht damit ab, etwas zu verkünden, sie wiesen nur darauf hin, daß der Nihilismus unter der Oberfläche gäre. »Und so muß es mit Notwendigkeit sein. Ein Pastor Manders wird immer eine Frau Alving zum Kampf herausfordern. Und eben weil sie Weib ist, wird sie, wenn sie einmal angefangen hat, bis an die äußerste Grenze gehen.«

Wer Ibsen zum Thesendichter stempelt, macht seine Dichtungen zu einer langen Kette von Widersprüchen. Ich greife ein Lieblingsproblem Ibsens heraus: die Frage nach dem Recht der Wahrheit und der Lüge. In den »Stützen der Gesellschaft« führt Lona Hessel einen erbitterten Kampf gegen die Lüge. Sie stellt an Bernick die Frage: »Also auch der Gesellschaft zu Gefallen hast Du diese fünfzehn Jahre in der Lüge ausgehalten?« Im gleichen Sinn sagt Frau Alving zu Pastor Manders: »Ich hätte kein Geheimnis aus Alvings Lebenswandel machen sollen. Aber damals wagt' ich so was nicht — auch um meiner selbst willen nicht. So feige war ich.« Während dort die Frau den Jugendgeliebten mit der Forderung bedrängt, die Lebenslüge von sich zu weisen, hier eine Frau sich selber die Lüge ihres Lebens reuig vorwirft, sagt Relling in der »Wildente« zu dem Wahrheitsapostel Gregers Werle: »Nehmen Sie einem Durchschnittsmenschen die Lebenslüge, und Sie nehmen ihm zu gleicher Zeit das Glück?« Wäre dies alles als These vorgebracht, man müßte Ibsen einen Wirrkopf schelten.

Auch ein anderes Lieblingsproblem Ibsens ist nicht einfach vom Thesenstandpunkt aus zu erledigen: die Kaufehe. Im »Fest auf Solhaug« lernt Frau Margit alle Bitternisse auskosten, die eine Kaufehe ihr bringt. Gleich darauf gehen in der »Komödie der Liebe« Schwanhild und Goldstad mit vollem Bewußtsein und doch wohl unter ganzer Zustimmung des Dichters eine Kaufehe ein. Die »Gespenster« wiederum zeigen die üblen Folgen der Kaufehe; und in der »Frau vom Meere« wird trotzdem eine Kaufehe zu einer richtigen Ehe. Hedda Gabler und Tesman offenbaren von neuem nur die Schattenseiten eines solchen Bundes. Wer Ibsen zumutet, daß er in seinen Stücken immer etwas zu verkünden habe, der beantworte doch einmal die Frage, was Ibsens Dichtung über die Kaufehe denn eigentlich verkünde! Doch Ibsen wollte nicht verkünden, sondern dichten. Er sagt es selbst in immer neuen Wendungen. Als Verkünder käme er ja mit sich selber in böse Konflikte. Noch ein Beispiel! Der Schluß des »Puppenheims« bringt Noras unzweideutige Erklärung, daß eine Gattin und Mutter nicht in erster Reihe Gattin und Mutter sei, nicht deren Pflichten allein, sondern vor allem die Pflichten gegen sich selbst zu erfüllen habe. In der »Wildente« ist Hjalmar Ekdal bereit, auf Gregers' Rat die Pflichten zu erfüllen, die er als Mensch in seiner Ehe gegen sich hat, und allen Rücksichten zum Trotz seine Ehe zu einer wahren Ehe zu gestalten. Er will genau dasselbe wie Nora. Relling aber hält ihm entgegen: »Ich bin ja nie, was man so nennt, verheiratet gewesen; deshalb kann ich diese Dinge nicht beurteilen. Aber so viel weiß ich doch, daß bei einer Ehe das Kind auch mit dazu gehört. Und das Kind werdet Ihr mir in Frieden lassen ... Ja, Hedwig, die laßt mir gefälligst aus dem Spiel. Ihr seid zwei erwachsene Leute; Euer eheliches Verhältnis, das verhudelt und verschandelt in Gottes Namen, so viel Ihr wollt. Aber mit Hedwig müßt Ihr vorsichtig sein, das sag' ich Euch, sonst könnt Ihr sie eines Tages unglücklich machen.« Der Ausgang gibt

ihm Recht. Hedwig wird unglücklich — weit unglücklicher, als Relling voraussehen konnte, obwohl Hjalmar zuletzt nicht einmal den Mut hat, seine Ehe zu verhudeln und zu verschandeln, obwohl er nur in sentimentaler Selbstbespiegelung mit dem Gedanken der wahren Ehe spielt. Nora hat diesen Mut, sie verhudelt und verschandelt ihre Ehe, ohne auf Glück oder Unglück ihrer Kinder Rücksicht zu nehmen. Es ist gewiß möglich, daß Ibsen aus Rellings Mund an Noras Handeln Kritik übt; aber eine These hatte er mit Rellings Worten nicht zurückzunehmen, weil er in der Schlußszene des »Puppenheims« keine aufgestellt hatte. Rellings Worte sind nicht eine Palinodie Ibsens, kein »pater, peccavi« eines Thesenmenschen.

Selbstverständlich soll Ibsen nicht alle und jede Weltanschauung abgesprochen, soll er nicht bloß zum teilnahmslosen Kopisten des Reichtums wirklichen Lebens herabgedrückt werden. Doch Ibsens eigentliche These zu finden, herauszubekommen, was er tatsächlich vom Weltwirrwesen gemeint hat, ist nicht leicht. Und nicht der rasch Zugreifende, der einen oder den anderen Satz aus Ibsens Dichtungen herauszieht, findet Ibsens Grundbekenntnis. Eher weisen seine Briefe den rechten Weg.

Mehrfach wehrt Ibsen in Briefen die Zumutungen seiner Freunde ab, die in ihm einen Vertreter freiheitlicher politischer Anschauungen erblickten. Mehrfach scheidet er die »Freiheit«, für die er kämpft, von der politischen Freiheit oder — wie er es nennt — von den Freiheiten, die man in Norwegen der großen Masse verschaffen wolle. In Briefen an Brandes vom 17. Februar 1871 und 3. Januar 1882, an Björnson vom 12. Juli 1879 kehrt die Gegenüberstellung von Freiheit und Freiheiten wieder. Was Ibsen unter Freiheit meinte, zeigen Wendungen wie: »Der Staat ist der Fluch des Individuums. . . Es werden größere Dinge fallen als er; alle Religion wird fallen. Weder die Moralbegriffe noch die Kunstformen haben eine Ewigkeit vor sich.« Oder: »Befreit die Geister vom Mönchstummal; entfernt das Zeichen der Vorurteile und Kurzsichtigkeit und der Blödsichtigkeit und der Unselbständigkeit und des grundlosen Autoritätsglaubens.« Das Streben nach Freiheiten, sagt der Brief vom Jahre 1882, der Versuch, das norwegische Volk zu einer demokratischen Gesellschaft zu machen, habe es zu einer Plebejergesellschaft herabgedrückt. »Die Vornehmheit der Gesinnung scheint . . . in der Abnahme begriffen zu sein.« Am 14. Juni 1885 vertrat Ibsen dieselbe Meinung, freilich mit einer Wendung ins Positive, vor den Drontheimer Arbeitern: ein adeliges Element müsse in Staatsleben, Regierung, Volksvertretung, Presse kommen. Nicht Geburts- oder Geldadel, nicht Adel der Wissenschaft, der Fähigkeit und Begabung meine er, sondern Adel des Charakters, des Willens und der Gesinnung. »Der allein ist es, der uns frei machen kann.« Zehn Jahre früher, am 30. Januar 1875, hatte Ibsen an Brandes geschrieben: »Wir Skandinavier sind . . . noch nicht über den Gemeinderatsstandpunkt hinausgekommen. Aber nirgends befaßt sich der Gemeinderat damit, ‚das dritte Reich' zu erwarten und zu fördern.« Und schon damals dachte er an ein kommendes Adelsmenschentum.

Freiheit, Adel, nicht Plebejertum, das dritte Reich — die Schlagworte kehren in Ibsens Dichtung wieder. Doktor Stockmann, der »Volksfeind«, will seine Jungen »nicht irgend welches gleichgiltiges Zeugs« lehren, sondern sie zu »freien, vornehmen Männern« machen. Vom Adelsmenschentum spricht Rosmer. Das »dritte Reich« erscheint als Leitgedanke in »Kaiser und Galiläer«.

In wenigen Worten möchte ich diese Vorstellungswelt und ihre Schlagworte deuten:

Längst hat man nachgewiesen, daß schon Lessings Spätwerk »Die Erziehung des Menschengeschlechts« (§ 87 ff.) zwar nicht von einem künftigen dritten Reich, wohl aber von einem kommenden »dritten Zeitalter« berichte. Selbst in den Elementarbüchern des Neuen Bundes, erklärte Lessing, werde ein neues, ewiges Evangelium versprochen. Gewisse Schwärmer des 13. und 14. Jahrhunderts (er meint die Mystiker des Mittelalters) hätten in ihrer Lehre von dem dreifachen Alter der Welt und in ihrer Überzeugung, daß der Neue Bund ebenso veralten müsse wie der Alte, keine leere Grille gezeitigt. Nur darin hätten sie geirrt, daß sie den Ausbruch des neuen, ewigen Evangeliums zu früh ansetzten, »daß sie ihre Zeitgenossen, die noch kaum der Kindheit entwachsen waren, ohne Aufklärung, ohne Vorbereitung, mit eins zu Männern machen

zu können glaubten, die ihres dritten Zeitalters würdig wären!«

Auffallend eng berührt sich mit Lessings Andeutungen die Lehre, die in Ibsens »Kaiser und Galiläer« der Weise Maximos vertritt. Im ersten Teil des großen Zehnakters verkündet Maximos seinem Schüler Julian: »Es gibt drei Reiche ... Zuerst jenes Reich, das auf den Baum der Erkenntnis gegründet ward; dann jenes, das auf den Baum des Kreuzes gegründet ward ... Das dritte ist das Reich des großen Geheimnisses, das Reich, das auf den Baum der Erkenntnis und des Kreuzes zusammen gegründet werden soll, weil es sie beide zugleich haßt und liebt, und weil es seine lebendigen Quellen in Adams Garten und unter Golgatha hat.« Also ein drittes Reich, das den Alten und den Neuen Bund überholen, aus beiden ein höheres Dritte erschaffen wird. Maximos glaubt, daß Julian berufen sei, dieses dritte Reich zu stiften. Doch wie die »Schwärmer des 13. und 14. Jahrhunderts« hofft er zu früh auf den Ausbruch des neuen, ewigen Evangeliums. Julian vergreift sich in den Mitteln und kann den großen Gedanken nicht durchführen. Im zweiten Teile muß er sich von Maximos vorhalten lassen: »Du weißt, ich habe nie gebilligt, was du als Kaiser unternommen hast. Du hast den Jüngling wieder zum Kinde umschaffen wollen. Des Fleisches Reich ist verschlungen vom Reiche des Geistes. Aber das Reich des Geistes ist nicht das abschließende, ebensowenig wie der Jüngling es ist. Du hast das Wachstum des Jünglings hindern wollen, — ihn hindern wollen, Mann zu werden. O Tor, der du das Schwert wider das Werdende gezogen hast, — wider das dritte Reich, wo der Zweiseitige herrschen soll!«

Die Vorstellungen der zitierten Stelle von Lessings Werk kehren wieder; doch noch weiteres tritt hinzu. Zunächst denkt Maximos, wie Lessing, beim zweiten Reich wohl an das Christentum, beim ersten aber auch, ja in erster Linie an die Antike. Mit diesem Gegensatz tritt in Ibsens Gedanken vom dritten Reich eine Vorstellungsreihe, die für die Kulturgeschichte des ausgehenden Mittelalters und der Neuzeit von außergewöhnlicher Bedeutung ist.

Die Gegensätze der sinnenfrohen Antike und des übersinnlichen Christentums zu überwinden, war — in offenem oder geheimem Widerspruch gegen die Askese und Weltflucht des katholischen Mittelalters — ein Leitgedanke aller Renaissancebewegungen. Auf dem Felde des Wissens und auf dem Felde des Wollens suchten die italienische Renaissance und ihre Schwestern die Sinnenfreude der Antike wieder zu gewinnen. Die Welt sollte wieder mit den Sinnen erfaßt, nicht nur aus religiöser Spekulation heraus begriffen werden. Die Sinne sollten sich in der Welt ausleben. Frucht solchen Strebens aber war das große Individuum der Renaissance, der »uomo universale« mit seiner Freude am Dasein, mit seinen starken Instinkten und seinem ungebrochenen Willen.

Durch die verschiedenen historischen Erscheinungsformen der Renaissance leitete sich der Gedanke von dem Vollmenschen, der Sinnliches und Übersinnliches in sich vereint, von Jahrhundert zu Jahrhundert weiter, bis dem deutschen Klassizismus in Goethe ein wiedergeborener Grieche erstand, ein Mann von starken und feinen Sinnen, ausgestattet mit einem unvergleichlichen Auge, mit einer ungewöhnlichen Gegenständlichkeit der Anschauung, und doch wieder auch Sohn einer Zeit, der das Übersinnliche eine Macht bedeutete, einer Zeit, deren Trieb nach dem Übersinnlichen sich in das Gewand der Sentimentalität hüllte. Darum konnte Goethe die Idee der Harmonie, der Verschmelzung antiker und christlicher Kultur in sich wie kein zweiter verwirklichen und damit zugleich Hamanns und Herders Wunsch nach allseitigen Menschen erfüllen, besser noch als Heinse, dessen Vollmenschentum stark nach der Sinnenseite neigte. Schiller formte dann die Idee des Allmenschen im Sinne seines Gebotes ästhetischer Erziehung um: die Kunst erziehe Vollmenschen, sie ermögliche Sinnlichkeit und Vernunft zu verbinden. Goethes Persönlichkeit bewies Schillern die Möglichkeit, seinen ästhetisch-ethischen Imperativ in Wirklichkeit umzusetzen. Die Romantik knüpfte an dieselben Ideen und an dasselbe Beispiel an; sie faßte unter dem Worte »Bildung« ihre Wünsche nach menschlicher Allseitigkeit zusammen. Doch dieselbe Romantik, die den »uomo universale« der Renaissance neu ins Leben rufen wollte, endete im Lager mittelalterlicher Askese und Weltverleugnung. Und so blieb es dem Jungen Deutschland vorbehalten, wieder wie

einen ganz neuen Ruf den Wunsch nach ſtärkerem Sinnenleben erklingen zu lassen. Heine rief das »Hellenentum« auf zum Kampf gegen den »Nazarenismus«. Mehr als einmal gab er kund, was er unter den gegensätzlichen Schlagworten verſtand. Nazarener (nicht Juden oder Chriſten) nannte er Menschen mit asketischen, bildfeindlichen, vergeiſtigungssüchtigen Trieben; unter Hellenen verſtand er Menschen von lebensheiterem, entfaltungsſtolzem und realiſtischem Wesen. Er wollte da nicht nationale und hiſtorische Gegensätze aufſtellen; er betonte, daß es Hellenen in deutschen Predigerfamilien gegeben habe, und Nazarener, die in Athen geboren waren und vielleicht von Theseus abſtammten. Dennoch schwebte auch ihm die alte Gegenüberſtellung griechischer Sinnenfreude und chriſtlicher Sinnenflucht vor. Dabei blieb ihm indes der Gedanke einer Verknüpfung der Gegensätze nicht so wichtig, wie er seinen Vorläufern gewesen war. Sohn eines Zeitalters, das dem Materialismus zueilte, opferte er die Nazarener den Hellenen auf, huldigte er mit den Pariser Saint-Simoniſten einem schrankenlosen Verlangen nach Sinnenglück. Das junge Deutschland forderte mit ihm nicht mehr den uomo universale, sondern es emanzipierte das Fleisch.

Dieselbe Einseitigkeit kehrt in Nietzsches Übermenschentum wieder. So vielfach und verschieden Nietzsche den Gedanken des Übermenschen geformt hat, er bleibt doch im ganzen auf dem Boden sinnenfreudiger Lebensbejahung ſtehen und fordert wie Heine weniger den Vollmenschen als den Träger ſtarker glücksbewußter Sinnlichkeit. Dem chriſtlich-übersinnlichen Zusatz des Vollmenschentums wird er nicht gerecht. Schiller sah den Menschen im Leben vor die bange Wahl geſtellt, durch Sinnenglück zu sinken oder dem Seelenfrieden das Glück zu opfern; nur der Kunſt geſtand er das Recht zu, beide Gegensätze in dieser Welt zu vereinen. Nietzsche bemitleidet beſtenfalls den Menschen, der um des Seelenfriedens willen das Sinnenglück preisgibt, wenn er ihn nicht vollends verachtet. Zarathuſtra sagt: »Sie nannten Gott, was ihnen widersprach und wehe tat; und wahrlich, es war viel Heldenart in ihrer Anbetung! — Und nicht anders wußten sie Gott zu lieben, als indem sie den Menschen ans Kreuz schlugen! — Als Leichname gedachten sie zu leben, schwarz schlugen sie ihren Leichnam aus; auch aus ihren Reden rieche ich noch die üble Würze der Totenkammer.«

Der heiße Wunsch nach Glück treibt den Übermenschen Nietzsches zurück in die Sinnenwelt der Antike und läßt die großen Errungenschaften chriſtlicher Übersinnlichkeit in Nietzsches Denken nicht aufkommen. Zurück, nicht vorwärts sahen sich die Anhänger Nietzsches gewiesen. Nicht Harmonie, sondern eine Einseitigkeit für eine andere wurde ihnen gepredigt.

Dazu kam, daß Nietzsche für die Idee des Übermenschentums keine Form fand, die im Leben zu verwirklichen wäre. Er verkündete in heißem Drange den Gedanken, der ihn beseelte. Doch wenn eine neue Moral an die Stelle einer alten treten soll, genügt es nicht, den Grundgedanken feſtzulegen. Das Gedankengold will in kleine Münze umgesetzt sein. Die Wege, die der einzelne Mensch im Leben zu wandeln hat, zeigt ihm eine Idee allein nicht. Darum war es dem Übermenschentum Nietzsches beschieden, traurige und bedauernswerte Folgen bei der großen Mehrzahl wachzurufen, die dem Rufe Nietzsches folgte — einem Rufe, der nur die Richtung wies, nicht aber eine sichere Führung auf den verschlungenen Pfaden des Lebens gewährleiſtete.

Diese Gefahren einer neuen Moral, eines zum Materialiſtischen neigenden Vollmenschentums hatte Ibsen erkannt, ehe Nietzsches Lehren sein Ohr erreichen konnten. Sie spiegeln sich in »Kaiser und Galiläer«. Julian iſt überzeugt, eine neue Offenbarung müsse kommen oder eine Offenbarung von etwas Neuem. Die alte Schönheit sei nicht mehr schön, und die neue Wahrheit sei nicht mehr wahr. Das dritte Reich, das Maximos ihm verkündet hat, sucht Julian mit glühendem Eifer. Allein er kann nicht finden, was die alte Schönheit der Antike mit der neuen Wahrheit des Chriſtentums so harmonisch verbände, daß ein siegreiches Dritte zuſtande käme. Er möchte die antike Sinnenfreude der chriſtlichen Welt zurückgeben; und er kann nur gemeine Sinnlichkeit entfesseln. Er möchte wieder den alten lebensfreudigen Göttern opfern; aber zu seinem Opferdienſt finden sich nur Dirnen und Gaukler ein. Er will vorwärtsdrängen und erliegt, indem er tatsächlich nur das Rad der Zeit zurückzudrehen sich abmüht. Er gelangt dazu,

das Wachstum des Jünglings zu hindern, ihn zu hindern, daß er Mann werde; er möchte ihn zum Kinde umschaffen. Und dabei hatte er doch das Werdende fördern wollen; tatsächlich zieht er nur sein Schwert gegen das Werdende, gegen das dritte Reich, wo der Zweiseitige herrschen soll.

Julian geht an einer Gefahr zugrunde, die fast allen Erneuerern antiker Sinnenfreude bedrohlich geworden ist. Die Renaissance verfiel zuletzt in seelenlosen Sinnenkult. Die Romantik gelangte in ihrem Streben nach Allseitigkeit gleichfalls in die Sphäre des Dirnentums, ganz wie ihr Lehrer und Vorläufer Heinse. Heine trieb, als er rückhaltlos der Emanzipation des Fleisches huldigte, die Kokottenpoesie seiner ersten Pariser Jahre. Und Anhänger Nietzsches bewiesen längst und beweisen jeden Tag von neuem, daß, wer Aphrodite wiederzuerwecken trachtet, bei der Dirne landet.

Das macht: der Sinnenkult ist durch die moderne, die christliche Kultur derart entwertet worden, daß seine Wiedererweckung fast immer hinunter- und nicht hinaufgeführt hat. Im Hintergrund mag dabei wie bei Julian der große Gedanke stehen, daß Christentum und Antike zu einem Neuen, Höheren, Besseren verschmolzen werden soll. Tatsächlich wurde fast durchaus für die moderne höhere Kultur nur eine veraltete und entwertete eingesetzt.

Julian mißversteht seinen Lehrer Maximos. Doch auch Maximos irrt; denn auch er hält das dritte Reich zu Julians Zeiten schon für durchführbar. Ibsen weiß, daß es auch heute nur eine Hoffnung, ein Zukunftstraum ist. Das sagt uns die Tragödie »Rosmersholm«.

Das Adelsmenschentum, der ethische Inbegriff des dritten Reiches, lebt als großer und reiner Gedanke in Rosmers Kopf und Herzen. Doch, »Wachs« in Rebekkas Hand, hatte er die ganze Vorstellung von einer Umwertung der Moral nur von Rebekka übernommen. Rebekka indes verkörperte die neue Moral im Sinne ihres Vaters Doktor West, als sie Rosmersholm betrat. Der rücksichtslose Egoist West hatte das Mädchen, das ahnungslos in ihm nur den Freund, nicht den Vater sah, zu seinen neuen Anschauungen erzogen, um sie zu seiner willigen Geliebten zu machen. Mit solcher Bestienmoral kommt Rebekka zu Rosmer; sie möchte den nachgiebigen, leicht lenkbaren Mann für sich gewinnen. Sie nimmt den Kampf mit der Gattin Rosmers auf und treibt sie, halb bewußt, halb widerwillig, in den Tod. Wohl wird sie dann von Rosmer, der ihr Vorleben nicht kennt, seelisch »geadelt«. Seine reine Denkerseele läutert Doktor Wests neue Moral zum Adelsmenschentum und nähert die Verkündigerin jener neuen Moral dem Adelsmenschen. Doch eben weil Rebekka anders geworden ist, kann sie, die Mörderin Beates, nicht Rosmers Lebensgefährtin werden. Und wenn sie gar noch erfährt, daß sie die Geliebte ihres Vaters gewesen sei, bleibt ihr nur noch der Weg in den Tod und als einziges Glück die Möglichkeit übrig, diesen Weg mit Rosmer zu gehen.

Wieder zeigt Ibsen, daß der Gedanke des Adelsmenschentums unsäglich schwer in Tat umzusetzen sei. Ibsen, der doch selbst eine neue Moral suchte, erzählt als Dichter hier wie in »Kaiser und Galiläer« nur von den Gefahren, die dieser neuen Moral im Leben drohen: nicht ein Berater, nicht ein Wegweiser, nur ein Warner erhebt seine Stimme.

Den dichterischen Prozeß, der sich in Ibsen aus solchen Erwägungen heraus abspielte, zu verdeutlichen, sei noch ein Wort über die Entstehung seines Julian gesagt: Augenscheinlich reizte es zuerst Ibsen, einen großen Rebellen künstlerisch zu erfassen. Dann wurde ihm Julian zum Träger des Gedankens vom dritten Reich. Immer stärker drängte sich ihm die Vorstellung auf, daß Julian den Gedanken nicht ausdenke und deshalb dem dritten Reich nur zum Hemmnis werden müsse. Jetzt verfuhr er mit dem Apostaten, der fortan bloß als tragisch Irrender ihn künstlerisch fesselte, immer härter und rücksichtsloser. Im zweiten Teil des Zehnakters lieh er ihm nur noch wenige sympathische Züge. Nur daß hinter allen großen Worten Julians ein schweres, schier unerträgliches Leid lauert, läßt den Leser und den Zuschauer nicht dieses Julian überdrüssig werden. Im letzten Augenblick endlich reicht der Dichter dem Schwergeprüften versöhnt die Hand, dem Dulder, der an einem großen Gedanken zugrunde gehen muß, weil er ihn nicht auszuführen versteht.

Dieser Vorgang läßt den charakteristischen Rhythmus erkennen, in dem die Entstehung einer Dichtung Ibsens fast immer sich voll-

zieht. Er findet einen Gedanken, der ihm lieb ist. Er unterwirft ihn strengster und schwerster Prüfung, indem er die Gefahren ergründet, die im einzelnen Falle der Verwirklichung des Gedankens im Wege stehen. Die Gestalt, die den Gedanken ins Leben tragen will, wird ihm alsbald nur noch zum Opfer eines tragischen Irrtums. Er verfährt mit ihr um so strenger, je näher er sich im Innersten mit ihr verwandt fühlt. Den Naturen Ibsens, zu denen er selbst Modell gesessen hat, ergeht es in seiner Dichtung am schlimmsten.

Ibsen steckt in Julian. Was er selbst in seinen »besten Augenblicken« in sich sah, das hat er in Brand verkörpert. Brands Leitwort: »Alles oder nichts!« war auch Ibsens wichtigster Glaubensartikel gewesen. Ihn zu vertreten, schickte er sich an, ein Epos von Brand zu dichten. Es ist nur zu einem kurzen Fragment gediehen. An seine Stelle trat die Tragödie, die nur von der Tragik des Gedankens zu berichten, nur einen tragisch irrenden Brand zu versinnlichen hat.

Das Epos »Brand« war als politische Mahndichtung gedacht. Den Kompromißlern der eigenen Heimat wollte Ibsen mit einem drohenden »Alles oder nichts!« entgegentreten. Er wollte die Phrasen der Nationalromantiker Norwegens treffen, die in dem Augenblick versagten, da eine Tat nötig war. Die Ereignisse des Jahres 1864 standen im Hintergrund; Norwegen hatte sich der nationalen Pflicht entzogen, Dänemark im Kampfe beizustehen. Die epische Verherrlichung des »Alles oder nichts« wich dann in Ibsens Schaffen einer Tragödie des »Alles oder nichts!«. Das Politische trat in den Hintergrund. Ibsen hatte allein von dem Irren und von dem Leid des Menschen zu berichten, der, rücksichtslos und grausam gegen sich und andere, seinen sittlichen Idealismus durchführen möchte.

Brand läßt um seines Rigorismus willen die eigene Mutter ohne geistlichen Trost sterben. Er tut aus gleichem Grunde nichts, den Tod seines Söhnchens zu hindern, und zwingt die Gattin, auch dieses schwerste Opfer freudig auf den Altar des »Alles oder nichts!« zu legen. Wenn sein Weib stirbt, hat auch er sein letztes Glück seinem grausamen Gotte hingegeben. Endlich zerstört er sein Lebenswerk, weil auch dieses ihm durch Schwäche und Kompromißlertum entwertet erscheint. Er richtet andere und richtet sich selbst durch seinen rigorosen sittlichen Idealismus zugrunde. Das Endergebnis ist: auch ein erschütternd hoher Gedanke wie die Forderung des »Alles oder nichts!« kann im Leben zu einem großen Irrtum werden, ganz wie Julians Versuch, das dritte Reich zu stiften. Und nur in letzter Stunde läßt auch hier Ibsen dem tragisch Irrenden das versöhnende Wort, das Wort vom »deus caritatis«, troftreich ertönen. Im Laufe der Tragödie packt er den Helden grausamer und immer grausamer an.

Ibsen war das Modell Julians und Brands. Sich mit dem Helden zu identifizieren, ist auch für den jungen Goethe Voraussetzung dichterischer Konzeption. Götz, Faust, Werther, Prometheus, Egmont wurden Vorwürfe goethischer Dichtung in dem Augenblicke, da Goethe sich in diesen Gestalten wiedererkannte. Und vom »Götz« ab war Goethe bemüht, sich in den Helden hineinzuleben, um eine Rettung zu leisten.

Noch weit stärker zeigt sich der Wunsch, eine Rettung zu geben, bei dem jungen Schiller. Karl Moor, der »deutsche Jüngling« Ferdinand, Don Karlos zuerst und dann Posa — alle sind zugleich dichterische Formungen von Schillers eigener Persönlichkeit; er lebte und webte mit seinen Gefühlen und mit seinen Gedanken in ihnen. Mühsam versuchte er später, das Übermaß subjektiven Anteils zu dämpfen. Als reifer Künstler hat er darum mit Absicht und mit dem ausgesprochenen Willen, objektiver zu sein, Personen, die ihm unsympathisch waren, zu Helden seiner Dramen gemacht. Wie weit steht der Realist Wallenstein, wie weit auch Maria Stuart von Schillers eigenem Wesen ab, mindestens wenn er die Dichtung beginnt. Dann freilich gewinnen sie mit jeder Szene stärker die Sympathie des Dichters; und so wurde auch der reife Schiller trotz allem — wie in seiner Jugend — zum Anwalt des Helden oder der Heldin.

Ein ganz besonderer Ausnahmefall liegt in Goethes »Tasso« vor. Natürlich war, als Goethe den Stoff anpackte, Tassos Leid das Leid Goethes. Der Dichter in seinem Gegensatz zu den Weltleuten: das Thema hatte auch Goethe schmerzlich ausgekostet. Dann aber wuchs Goethe im Laufe einer Arbeit, die sich durch viele Jahre hinzog, über seinen Helden, über dessen Schmerzen und damit

über die Identifikation mit ihm hinaus. Mehr und mehr trat er auf die Seite des Weltmanns Antonio. Er hatte gelernt, daß auch der Dichter zur Lebenskunst sich erziehen müsse, er hatte sich selbst die Lebenskunst des Weltmanns zum Ziel gesetzt. Als das Werk hervortrat, warf man Goethe vor, daß er den Dichter dem Weltmann aufopfere. Mindestens fühlte man sich nach den warmherzigen Rettungen, die in älteren Dichtungen Goethes vorlagen, von der »Teilnahmslosigkeit« des »Tasso« schwer enttäuscht. Wir allerdings schätzen heute an der Tragödie die strenge Lebenskunst Goethes ebenso wie die objektive Stilkunst des Dichters.

Was in Goethes Dramen einmal und verhältnismäßig spät erscheint, obendrein veranlaßt durch die eigentümliche Entstehungsart der Dichtung und durch die Wandlung, die in Goethe während der umfangreichen Entstehungszeit des »Tasso« sich abgespielt hat, wird bei Ibsen zum Prinzip und zeigt sich, weil es Prinzip ist, in umso stärker ausgeprägter Form. Ibsen ist in der großen Mehrheit seiner Werke sein eigenes Modell gewesen. Er benutzt sich selber, aber nur um noch deutlicher das tragische Irren seines Helden darzutun. Denn teils schon beim Beginn der Ausarbeitung, teils im Verlauf des dichterischen Gestaltens ist er über seinen Helden hinausgewachsen. Wenn er Julian oder Brand künstlerisch ausführt, ist er selbst nicht mehr Julian, nicht mehr Brand. Seine Briefe beleuchten diesen seelischen Vorgang, der dem Künstlererlebnis des Dichters von »Torquato Tasso« entspricht, von verschiedenen Seiten. In einem Schreiben an Peter Hansen vom 28. Oktober 1870 führte er sein Schaffen ausdrücklich auf »Selbstanatomie« zurück und wies auf die ihm eigenen Züge Peer Gynts und Stensgårds hin; an derselben Stelle bezeugte er, Brand sei er selbst in seinen besten Augenblicken. Und dann bediente er sich eines drastischen Bildes: »In der Zeit, als ich 'Brand' schrieb, hatte ich auf meinem Tisch einen Skorpion in einem leeren Bierglase stehen. Ab und zu wurde das Tier krank. Dann pflegte ich ihm ein Stück weiches Obst zuzuwerfen, auf das es sich ganz rasend stürzte, um sein Gift darin zu verspritzen. Danach wurde es wieder gesund«. »Ist es nicht ähnlich so«, setzte Ibsen hinzu, »mit uns Poeten? Die Naturgesetze gelten auch auf dem geistigen Gebiete.« Natürlich meinte Ibsen nicht, daß er in »Brand« seine Galle gegen seine Gegner verspritze. Sondern der dichterische Vorgang enthüllte sich ihm als ein Absondern angesammelter Krankheitsstoffe. Wie Gift erscheint ihm, was er an Durchlebtem und Überwundenem in sich trägt; er befreit sich von ihm, wenn er dichtet.

Deutlicher noch sagt eine andere mehrfach wiederkehrende Wendung von Ibsens Briefen, daß er nur in dem innerlich Überwundenen den Gegenstand seiner Dichtung erblicke: nicht aus dem Erlebnis heraus dichtet er, sondern das Durchlebte wird ihm zum künstlerischen Objekt. An Magdalene Thoresen schreibt er am 29. Mai 1870, Aufgabe des Dichters sei, »für sich selbst klar das Erlebte von dem Durchlebten zu unterscheiden; denn nur das letztere kann Gegenstand der Dichtung sein.« Kurz darauf nennt er gegen Laura Kieler (11. Juni 1870) »Brand« das »Resultat von etwas Durchlebtem — nicht Erlebtem« und erklärt klipp und klar: »Es war mir eine Notwendigkeit, mich durch dichterische Formen von etwas zu befreien, womit ich in meinem Innern fertig war.« Und abermals kehren die Worte wieder, wenn er am 16. Juni 1880 Passarge versichert: »Alles was ich gedichtet habe, hängt aufs engste zusammen mit dem, was ich durchlebt, — wenn auch nicht erlebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich selbst den Zweck gehabt, als geistiger Befreiungs- und Reinigungsprozeß zu dienen.« Im Zusammenhang mit dieser Erklärung zitiert der angeführte Brief Ibsens Leitwort:

Leben heißt — dunkler Gewalten
Spuk bekämpfen in sich.
Dichten — Gerichtstag halten
über sein eignes Ich.

Jetzt läßt sich auch erkennen, wie die Entstehung einer Dichtung Ibsens von dem Werden einer Schöpfung Goethes sich im allgemeinen unterscheidet. Goethe hat ein starkes Erlebnis; um über die Tragik dieses Erlebnisses hinausschreiten zu können, um sich von dem Erlebnis zu befreien, setzt er es in Dichtung um. Sobald der Einklang, der aus dem Busen dringt, die Welt in sein Herz zurückgeschlungen, sobald das wirre und verwirrende Erlebnis durch seine künstlerische Formung in Harmonie sich aufgelöst hat, ist auch Goethe menschlich von ihm be-

freit. Dichten wird ihm mithin zu einer Selbstbefreiung. Ibsen steht dem Erlebnis schon weit ferner, wenn er zu dichten beginnt. Zuweilen war der Akt der Selbstbefreiung auch schon ganz vorbei, wenn er ans Dichten ging. Etwas Durchlebtes lag hinter ihm, und er gestaltete es künstlerisch aus. Goethe schuf auf gleiche Weise nur seinen »Tasso«. Darum spürt der Leser und Zuschauer in Goethes meisten Dramen den persönlichen Anteil des Dichters immer noch weit mehr als in Ibsens Dichtungen. Die größere Distanz machte Ibsen kälter und härter gegen seine Helden.

Nur kurze Andeutungen können an dieser Stelle zeigen, wie die Methode, das Durchlebte zu verwerten, in Ibsens Schaffen sich auswirkt. In der »Komödie der Liebe« ist Falk Ibsens Ebenbild: der junge, kampfesfrohe Dichter, der mit kühnen Paradoxen für eine neue Sittlichkeit ficht. Alle Ehe, verkündet Falk, treibt ins Philisterium und ist das Grab der Liebe. Dennoch meint er mit Schwanhild eine höhere Ehe eingehen zu können, die nicht ins Philisterium versinken, die das starke, beide durchströmende Liebesgefühl rein bewahren werde. Falk jedoch wird von einem reifen Manne mit seinen eigenen Waffen geschlagen: auch Falks und Schwanhilds Liebe trage trotz ihrem hohen Schwunge nicht die Gewähr in sich, in der Ehe zu dauern. Da biete eine Verbindung, die auf bloße Zuneigung und auf den Wunsch gegenseitiger Anpassung sich gründe, weit bessere Gewähr. Falk muß dies zugeben und verzichtet auf Schwanhild, er überläßt sie der Vernunftehe mit dem klugen Berater, damit die Schönheit seiner Liebe zu Schwanhild, der Liebe Schwanhilds zu Falk nie im Alltagsschmutz untergehe. Das Ebenbild Ibsens, der Träger eines Gedankens, der Ibsen selbst einst teuer gewesen war, zieht den Kürzeren.

(Schluß folgt)

Das Südostbecken des Mittelländischen Meeres.

Von Theobald Fischer, Professor an der Universität Marburg.

(Schluß)

Noch heute ist das Leben des griechischen Volkes an das Meer gebunden, ganz festländische albanesische Einwanderer sind hier zu Seehelden geworden, Scharen von Slawen sind im griechischen Volkstume untergegangen, und ihm vor allem, noch in höherem Maße als dem Volkscharakter, der Bildungsfähigkeit und dem alle Schichten durchdringenden Bildungstriebe verdankt es Griechenland und das griechische Volk, daß es unter dem türkischen Drucke niemals so tief gesunken ist, wie fast alle andern Völker, namentlich Bulgaren und Serben. Die Landesnatur verhinderte, daß das griechische Volk, wie jene, völlig hinter den Grenzen des türkischen Reiches von der Berührung mit der rasch fortschreitenden christlichen Welt des Westens abgesperrt in Unkultur versinken konnte. Nur zur See ist Griechenland zu erobern und zu beherrschen! Daher haben es die durchaus festländischen Türken erst spät und nur auf kurze Zeit und unvollkommen zu erobern vermocht. Wichtige Teile Griechenlands, vor allem die jonischen Inseln, blieben im Besitze Venedigs und bildeten das Bindeglied mit der abendländischen Kultur, die somit niemals in Griechenland ganz verloren gegangen ist. Sie konnte daher nach der Befreiung vom türkischen Joche, als das bildungsbedürftige Volk sich Lehrer aus Europa, namentlich aus Deutschland, heranzog, rasch wieder aufblühen. Und so ist heute Athen, das schon wieder zur Großstadt, vielleicht volkreicher als in der besten Zeit des Altertums, herangewachsen ist und mit dem Piraeus 180,000 Einwohner zählt, mit seiner Universität und seinen zahlreichen sonstigen, meist von Auslandsgriechen gestifteten Bildungsanstalten wieder ein Herd, von welchem aus in griechischem Gewande und griechischer Sprache europäische Kultur weithin im Orient verbreitet wird, bis tief nach Kleinasien hinein, nach Ägypten usw., freilich nur innerhalb der griechischen Welt, die aber ihrerseits einen nicht zu unterschätzenden Einfluß auf die übrigen Völker des Orients ausübt.

Die natürliche Fortsetzung sowohl des griechischen Faltensyftems wie der rumelischen Scholle, obwohl dies letztere noch einer näheren Begründung bedarf, ift, wie wir sahen, Kleinasien. Von dieser echt eurasische Züge tragenden weftlichften Halbinsel Asiens aus ift ja der Name auf den ganzen gewaltigen Erdteil übertragen worden. Man führt ihn, recht bezeichnend, auf das griechische Inselmeer und die dortigen Seefahrer zurück, die dort zuerft Açû (Assyr.? Phoen.?), das Land des Aufgangs — also genau wie die späteren Griechen, Byzantiner und nach ihnen die Türken von Anadoli, die Italiener von der Levante sprechen — von Erab (Europa), dem Lande des Dunkeln, des (Sonnen-) Untergangs, unterscheiden lernten.

Aus der gewaltigen durch Scharung mehrererFaltenbündel und hochgradige vulkanische Tätigkeit entftandenen Gebirgsfefte von Armenien ftrahlen etwa unter $38^1/_2{}^0$ ö. L. v. Gr. die taurischen Faltenzüge aus, die, bald divergierend, aber mit im wesentlichen weftlicher Richtung gegen Europa hinftreben, um dann in einem etwa zwischen dem 27. und dem 26. Mer. ö. v. Gr. gelegenen Gürtel an den Querbrüchen des Archipels und des Marmarameers zu enden. Da diese Faltengürtel sowohl gegen Norden in der mittleren Breite von etwa $41^1/_2{}^0$ N. gegen den tiefen Einbruchskessel des Schwarzen Meeres wie gegen Süden in etwa $36^1/_2{}^0$ N. gegen das sich dort fteil zu großen Tiefen senkende levantische Becken des Mittelmeeres von Längsbrüchen begrenzt werden, so erscheint Kleinasien als in den Bruchgürtel des Mittelmeeres hineingeschobener, sich auch zuletzt in Halbinseln und Inseln auflösender Steg, als ein Sprungbrett nach Europa hinüber, als ein Durchgangsland von etwa 550 km nordsüdlicher, annähernd doppelt so langer oftweftlicher Erftreckung. Aber wie alle Mittelmeerhalbinseln von ihrem Erdteil durch eurasische Faltengebirge geschieden sind, so ift auch der Zugang zu diesem Stege von Asien her schwierig. Auch die hohen, selbft aus dem Innern schwer zu überfteigenden Faltungsketten des Nord- wie des Südrands weisen dem Verkehr oftweftliche Richtung über das offene Tafelland des Innern an. Nach Weften neigt sich im allgemeinen auch die Halbinsel zu den Bruchgebieten des Marmarameers und des Archipels, nach Weften neigen und öffnen sich die allerdings zum Teil als Grabenversenkungen aufzufassenden großen Täler, in die man vom innern Hochlande kaum merkbar hinüber- und zum Meer hinabfteigt. Von Querbrüchen zerftückt, die den Verkehr auch in meridionaler Richtung erleichtern, endigen die Parallelketten des vorderen Kleinasien in gebirgigen, sich in hohen Inseln fortsetzenden Halbinseln, zwischen denen das Meer, wenn auch bereits wieder durch die Schwemmgebilde der Flüsse zurückgedrängt, in das Land eingreift. Hier, wo sich echt mediterran, auch im Kleinen, Land und Meer harmonisch mischen, auf der Grenze asiatischer Großräumigkeit, Einförmigkeit und Stoffülle und griechischer Kleinräumigkeit und Gegensätzlichkeit, haben wir die Stirnseite Kleinasiens, die geschichtsreichften Landschaften, haben wir die Wiege der geographischen Wissenschaft in dem älteften Brennpunkt griechischen Welthandels, Milet, zu suchen. Das Innere der Halbinsel scheint die Stelle eines großen Sees der Neogenzeit einzunehmen, annähernd die Zeit, in welcher das Taurussyftem emporgefaltet wurde, der noch in einem Reft, dem flachen, an Größe etwa einem doppelten Genfer See gleichenden, ftark salzigen und danach benannten Tüz Tschöllü, erhalten zu sein scheint, dessen sandige und tonige, vielfach gips- und salzhaltige Ablagerungen den Boden des inneren Hochlandes bilden.

So zerfällt Kleinasien in vier große natürliche, an Gegensätzen reiche Gebiete: das pontische Faltenland im Norden, das taurische (in engerem Sinne) im Süden, das innere Tafelland und Vorder-Kleinasien. Ift aber schon seine Eigenschaft als Durchgangsland der Schaffung eines einheitlichen selbftändigen Staatswesens ungünftig, so wirken auch die Abschließung begünftigenden Faltenlandschaften und vor allem die Benachteiligung des zentralen Gebietes in gleichem Sinne. Bei einer mittleren Höhe von 900—1000 m, durch die hohen Gebirgswälle von den Meeren geschieden, mit völlig kontinentalem Klima, heißen Sommern und kalten Wintern, dürftigen, vorzugsweise im Frühling fallenden Niederschlägen, weithin salz- und gipshaltigem Boden sind gerade diese zentralen Landschaften die ödeften der ganzen Halbinsel, einer Verdichtung der Bevölkerung außer ganz örtlich in Berieselungsoasen nicht fähig, ja zum Teil auch Nomaden nur im Frühling zu ernähren im Stande. Sie vermögen also nicht die Rolle

eines Kastilien zu spielen. Nur als Teil eines größeren, namentlich die südosteuropäische Halbinsel mit umfassenden Staatswesens ist daher Kleinasien, soweit wir seine Geschichte kennen, politisch geeint gewesen, und auch die osmanischen Türken haben sich erst zu Herren der ganzen Halbinsel zu machen vermocht, nachdem sie sich Konstantinopels, der natürlichen Hauptstadt beider Schwester=halbinseln, bemächtigt hatten.

Das nördliche Randgebirge bildet einen gebirgigen, verschlossenen Landgürtel, den wir in die ostpontischen Bögen und die west=pontischen Parallelketten zerlegen können. Beide scheinen sich in der nordanatolischen Scharung, dem für den Verkehr und als Wetterscheide so wichtigen Landvorsprung von Sinope, aneinander anzulegen. Die ostpontischen Bögen steigen so steil, bis an 4000 m, vom Schwarzen Meere auf, daß die Kunststraße, die vor dem Ausbau des russisch gewordenen Batum als Hafen und der Gangbarmachung des dort mündenden Tschoruktales von Trapezunt aus fast allein den Verkehr mit dem Innern und Armenien, ja Persien vermittelte, schon 40 km vom Meere 2000 m erreicht hat. Niederschlags=reich auch im Sommer, und mit so milden Wintern, daß der Ölbaum und selbst Apfel=sinen in geschützten Tälern gedeihen, bildet dieses von steilen Tälern reichgegliederte ost=pontische Küstenland eine scharf ausgeprägte, etwas entlegene Sonderlandschaft, die oft und lange politische Selbständigkeit gewahrt hat, namentlich dem trockenen Innern gegen=über, dessen vorwiegend nomadische Bewohner durch das feuchte Klima und die üppigen, in den tieferen Regionen immergrünen Wälder förmlich zurückgeschlagen wurden.

Haben wir es hier mit einem im Mittel nur etwa 60 km breiten Gürtel zu tun, dessen westlichere niedrigere Ketten die großen Flüsse des Hochlands, der Jeschil und der Kizil Irmak, in engen, ungangbaren, gewundenen Tälern durchbrechen, so bildet das west=pontische Parallelsystem mit seinen zahlreichen westsüdwest streichenden Ketten einen im Mittel etwa 150 km breiten Gürtel, ein noch heute waldreiches, verschlossenes Bergland, die Landschaften Paphlagonien und Bithynien des Altertums, das auch erst im Westen, schon dem Bosporus nahe, von dem Hochlandflusse Sakaria, in breitem, offenen Tale durchbrochen wird. Die Bewohner dieses Berglands traten immer erst spät in die Kulturbewegung ein. Das Vorhandensein fester Burgberge in Tal=weitungen (Boli, Zaffaranboly, Kastamuni=Castra Comneni, Stammsitz der Komneni) begünstigte die staatliche Zersplitterung, wie hier noch im 19. Jahrhundert mächtige Dere Beys ihre Sitze hatten. Wie an der ostpon=tischen, so lagen auch an der westpontischen Küste blühende griechische Kolonien im Altertum, und italienische im Mittelalter, von denen die bedeutendste Heraclea Pontica, einst durch seinen künstlichen Hafen ein mächtiger griechischer Seestaat, heute Eregli, das wegen der in der Nähe erschlossenen Steinkohlevorkommen auch eine Zukunft haben dürfte.

Etwas besser haben wir neuerdings das südliche Randgebirge kennen gelernt, das sich vom armenischen Hochlande bis zum Kap Krio, nordwestlich von Rhodos gegenüber auf 1100 km erstreckt und Kleinasien gegen Syrien und das Mittelmeer abschließt. Auch diesen im Mittel etwa 100 km breiten Falten=gebirgsgürtel müssen wir in zwei verschieden=altrige und verschieden gebaute Systeme zer=legen. Den älteren nordost=südwest streichen=den Antitaurus und den unter mehrfachen Richtungsänderungen im allgemeinen westlich verlaufenden Taurus. Ersterer, vom Dschihar und den Quellflüssen des Seihun in engen, gewundenen, meist ungangbaren Tälern durch=brochen, endigt teils am Karatasch, dem mächtigen, den Eingang in den Golf von Iskanderun bezeichnenden Felsblock, nachdem seine steil aufgerichteten Schichten schon vorher unter dem miocänen Senkungsfelde der kili=kischen Ebene untergetaucht waren, teils in der Imbaruskette am Südrande des wegen seiner Karstnatur so genannten rauhen Kilikien am Golf von Adalia. Die beiden die Ge=stalt von Cypern bestimmenden Ketten sind seine südlichen Vorlagen. So bildet auch Kilikien, »außerhalb des Taurus« gelegen, eine ausgeprägte, wiederholt in der Geschichte in selbständiger Staatenbildung (Klein=Armenien) hervorgetretene Sonderlandschaft. Ein ganz junges zu 3500 m Höhe ansteigendes, nach innen zu dem noch mindestens 1000 m hohen lykaonischen Senkungsfelde steil abbrechendes Faltengebirge ist der kilikische Taurus, eine Verkehrsschranke ersten Ranges auf dem Wege vom Bosporus nach Syrien und Mesopotamien, die man bisher mehr unter Benutzung der cañonartigen Durchbruchstäler (die kilikischen

Tore Gülek Boghas) als über Pässe überwand, die die Bagdadbahn in Tunneln durchbohren wird. Der Golf von Adalia entspricht der südanatolischen Scharung des pisidischen und lykischen Taurus, beide reich an Karftseen und nur unterirdisch entwässerten abgeschlossenen Becken.

Im grellften Gegensatze zu diesen verkehrsfeindlichen Randgebirgslandschaften ift das vordere Kleinasien von Parallelketten durchzogen, die sich kaum merklich vom inneren Hochlande ablösen, in weiten zum Teil auf Grabenbrüche zurückzuführenden fruchtbaren Tälern zwischen sich den Verkehr zum Meere und an eine insel- und hafenreiche Querküfte leiten, aber auch Querverbindungen nicht ausschließen. Die windungs- und sinkftoffreichen Flüsse sind freilich eine ftete Gefahr für die Häfen. Wie Milet und Ephesus verlandet sind, so war auch Smyrna, heute der Knotenpunkt aller Land- und Wasserftraßen, bedroht, bis man den Gedis (Hermos) nach Weften ablenkte. Auch nach Klima und Boden bevorzugt, eine Fülle der verschiedenften Erzeugnisse hervorbringend, reich an Thermalquellen, an Erzvorkommen, die schon im Altertum eine Rolle spielten, ift das vordere Kleinasien eine der reichften Mittelmeerlandschaften, wo heute, eine Seltenheit im türkischen Reiche, die Volksdichte auf 50 Köpfe geftiegen ift. Die noch hierher gehörigen Küftenlandschaften am Marmara-Meere unterliegen schon dem Einflusse von Konftantinopel, das von dort vorwiegend ernährt wird.

Das innere Hochland mit seinen weiten baumlosen Ebenen, die schon Strabon als charakteriftisch hervorhebt, seinem völlig kontinentalen Klima und besonders, auch infolge der Höhe von 900—1000 Metern, kalten Wintern, seinen besonders im Frühling fallenden Niederschlägen, erlaubt noch auf ungeheuren Flächen lohnenden Getreidebau, ift aber vorwiegend Weideland, da bisher mangelnde Verkehrswege den Absatz unmöglich machten. Salzboden und Trockenheit erzeugen auch wirkliche Steppen. Viele der in weiten flachen Tälern träge und wasserarm dahinfließenden Flüsse sind salzhaltig und danach benannt (Halys). Dem Verkehr bieten sich hier, außer durch gelegentlichen Wassermangel im Sommer, keine Schwierigkeiten. Er ftrebt teils, wie im Altertum, ausschließlich der Weftküfte, teils dem Bosporus zu, wie heute vorwiegend. Im Altertum als Glied des römischen Weltreichs zu hoher Blüte gelangt, verödete Kleinasien, und am meiften das Innere, als innerasiatische Steppenvölker hier einzogen. Aber die Landesnatur begünftigte vielfach die Erhaltung der früheren Bewohner, und so ift die Bevölkerung Kleinasiens, wenn auch durch das Überwiegen des Islams und der türkischen Sprache, die hier etwa 6 Millionen Menschen sprechen, einheitlich erscheinend, ethnisch doch außerordentlich gemischt. Zu den Bekennern des Islams, wirklichen, aber bis zur Verwischung der Mongolenähnlichkeit ethnisch gemischten osmanischen Türken, noch hochgradig mongolenähnlichen Turkmenen, mohammedanischen Sekten, den Yürüken, Kyzylbaschen u. a. m., kommen die jüngften mohammedanischen Einwanderer, Tscherkessen und die sogenannten Muhadschirs, d. h. Flüchtlinge, aus Bulgarien geflohene Mohammedaner meift slawischer Herkunft, sehr brauchbare Elemente, 1½ Millionen Griechen, auch vielfach nur angeähnlichte, an den Küften und im vorderen Kleinasien, Armenier, Levantiner, Juden. Das Land ift außerordentlich reich an inneren Hilfsquellen der verschiedenften Art, die viel mehr unentwickelt als verwüftet sind. Es hat nicht nur eine große Vergangenheit, sondern auch eine große Zukunft, die bereits angebahnt ift. Es ift nach der iberischen Halbinsel (586,000 qkm) mit 515,000 (nach anderer Grenzziehung 528,000 qkm) die größte der Mittelmeerhalbinseln, zu etwa 75 Prozent anbaufähig, wovon freilich nur etwa 25 Prozent wirklich angebaut sind. Abgesehen von einem, wegen Salzgehalts des Bodens und zu geringer Niederschläge (nur etwa 200 mm) als nur im Frühling ergrünende Steppe daliegenden Tale des inneren Hochlands ift der Boden meift äußerft fruchtbar und könnte bei besserer Verwaltung und guten Verkehrswegen ungeheure Mengen von Weizen, Mohn (Opium), Baumwolle, Tabak, Seide, Olivenöl, Feigen, Rosinen, vor allem auch Äpfel und Birnen, die zu den wohlschmeckendften gehören, die man überhaupt kennt, Flachs, Hanf, Schafwolle, Haar der auf dem Sakaria-Hochlande einheimischen Angoraziege u. a. m. hervorbringen. Was die mit europäischem Gelde und Unternehmungsgeift, besonders deutschem, gebauten Eisenbahnen zur Erschließung der Hilfsquellen des Landes beitragen, möge nur der Hinweis

beleuchten, daß in Angora vor Eröffnung der Eisenbahn (1892) eine Tonne Weizen 40 bis 60 Mark kostete, in Konstantinopel, trotz billiger Zufuhr zur See, etwa von Südrußland und Rumänien 130 Mark. Es lohnte nicht mehr anzubauen, als man brauchte, da die Fracht die Frucht unerträglich verteuerte. Heute siedeln die Bauern sich an der Eisenbahn an, und immer größere Flächen werden angebaut. Auch der Waldreichtum Kleinasiens in den Gebirgen ist noch groß.

Vor allem ist aber Kleinasien reich an inneren Schätzen, wie wir noch heute sprichwörtlich von einem Krösus und dem Gold des Paktolus sprechen. Alle Edelmetalle sind in reichen Vorkommen vertreten. Dazu auch Steinkohlen, Eisen, Salz, Schmirgel und Meerschaum, der fast allein auf der Welt von den bei Eski Schaher auf dem Sakaria-Hochlande gelegenen Gruben geliefert wird. Es sind so auch die Rohstoffe für eine vielseitige, gegen früher durch europäischen Wettbewerb zurückgegangene Gewerbstätigkeit vorhanden: Seidenwebereien, Baumwoll- und Wollenwebereien, Teppichwebereien, Töpfereien, Lederverarbeitung und dergleichen mehr.

Wenn die Bevölkerung Kleinasiens auf $8^1/_2$—$9^1/_2$ Millionen, 16—18 Köpfe auf 1 qkm geschätzt wird, also sehr dünn ist, so ist das nur ein Bruchteil der möglichen Volksdichte. Selbst bei rein ackerbauender Bevölkerung könnte Kleinasien gewiß 50 Millionen Menschen ernähren. Es enthält daher auch nur eine Großstadt, Smyrna, durch die von dort ins Innere führenden Eisenbahnen heute noch mehr als früher der Knotenpunkt des gesamten Verkehrs mit etwa 200,C00 Einwohnern. Mittelstädte sind im Innern zahlreich. Sie sind alle Knotenpunkte der durch die Bodenplastik teils westöstlich, teils diagonal vom Bosporus zu den kilikischen Toren verlaufenden Verkehrswege und haben sich aus dem Altertume durch alle Stürme hindurch zu erhalten vermocht durch eine die meisten kennzeichnende natürlich feste Lage auf und um einen Burgberg.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Amerikanisches Universitätswesen.

Die Immatrikulation an den größeren Universitäten und Colleges des Landes ist jetzt so weit vorgeschritten, daß eine genaue Vergleichung der Zahlen für 1909 mit denen des Vorjahres ermöglicht ist. Danach weisen im allgemeinen die Universitäten einen erheblicheren Zuwachs an Studenten auf als die Colleges. Von den Universitäten haben nur vier, Iowa, Minnesota, New York University und Yale, im Vergleich mit 1908 eine Abnahme des Besuchs erlitten. Den größten Zuwachs, den Besuch der betreffenden Sommerschulen mit eingerechnet, haben die folgenden Universitäten erfahren: Columbia, Chicago, Wisconsin, California, Cornell, Ohio und Pennsylvania. Jede einzelne derselben zählt heute über 300 Studenten mehr als im Vorjahr, jedoch nur e i n e, Columbia, hat über 400 Studenten in diesem Jahr gewonnen, während im vorigen Jahr nicht weniger als a c h t eine so bedeutende Zunahme der Immatrikulation zeigten.

Wenn man den Besuch der Sommerschulen außer Betracht läßt, ergibt sich der größte Gewinn, nämlich von je 200 Studenten und mehr, für Pennsylvania, Cornell, Wisconsin, California, Ohio und Nebraska. Vergleicht man die Gesamtzahlen für dieses Jahr mit denen für 1902, so findet man, daß Pennsylvania, Columbia, Cornell, Wisconsin, Syracuse, Chicago und Missouri die bedeutendste Zunahme aufweisen, und zwar wird jede einzelne dieser Anstalten heute von über 1000 Studenten mehr besucht als im Jahre 1902. Die ebengenannten Anstalten gehören zu ungefähr gleichen Teilen dem Westen und dem Osten des Landes an, aber die drei an der Spitze stehenden, Pennsylvania, Columbia und Cornell gehören dem Osten an, sodaß die gewöhnliche Annahme, daß die westlichen Universitäten schneller und auf Kosten der östlichen wachsen, als irrtümlich bezeichnet werden muß.

Die folgende Tabelle zeigt die Zahl der Studenten der Jahre 1909 und 1908 auf 28 Universitäten des Landes, die nicht notwendigerweise die größten und führenden Anstalten sind. Bei jeder Anstalt sind die Studenten der Sommerschule 1909 eingerechnet, ausgenommen diejenigen, welche die Universität im Herbst wieder bezogen.

	1909	1908
1. Columbia	6,132	5,675
2. Harvard	5,558	5,342
3. Chicago	5,487	5,114
4. Michigan	5,259	5,188
5. Cornell	5,028	4,700
6. Pennsylvania	4,857	4,555
7. Illinois	4,502	4,400
8. Minnesota	4,351	4,607
9. Wisconsin	4,245	3,876
10. California	4,084	3,751
11. New York University .	3,843	3,951
12. Nebraska	3,402	3,154
13. Yale	3,276	3,466
14. Syracuse	3,248	3,204
15. Northwestern	3,197	3.113

	1909	1908
16. Ohio State	3,012	2,700
17. Missouri	2,589	2,558
18. Texas	2,492	—
19. Iowa	2,246	2,356
20. Indiana	2,231	2,113
21. Kansas	2,144	2,086
22. Tulane	1,882	—
23. Stanford	1,620	1,541
24. Princeton	1,398	1,314
25. Western Reserve	1,083	1,016
26. Washington (St. Louis)	1,003	—
27. Virginia	767	757
28. Johns Hopkins	710	698

Aus der vorſtehenden Tabelle ergibt sich, daß Chicago und Michigan ihre Stellen vertauscht haben, daß Pennsylvania und Illinois Minnesota übertroffen haben, daß Wisconsin und California New York University übertroffen und daß Yale und Syracuse von Nebraska überflügelt worden sind. Zum zweiten Mal in der Geschichte der Hochschulen des Landes iſt die Zahl 6000 überschritten, und es iſt wahrscheinlich, daß die Zahl der Studenten in Columbia am Schluß des Jahres 6300 betragen wird. Harvard hatte im Jahre 1903 6013 Studenten, hat aber diese Zahl seitdem nicht wieder erreicht. Cornell iſt nunmehr die fünfte Universität, die die Zahl 5000 überschritten hat. Harvard überschritt diese Zahl vor einigen Jahren, Columbia im Jahre 1907, Chicago und Michigan letztes Jahr.

Die Reihenfolge der 28 Universitäten verschiebt sich naturgemäß, wenn man die Statiſtik der Sommerschulen außer acht läßt, und wir haben dann die folgende Tabelle:

	1909	1808
1. Columbia	4,650	4,540
2. Michigan	4,631	4,637
3. Pennsylvania	4,608	4,223
4. Harvard	4,518	4,336
5. Cornell	4,514	4,246
6. Illinois	4,173	4,052
7. Minnesota	4,036	4,355
8. Wisconsin	3,495	3,237
9. California	3,454	3,199
10. New York University	3,424	3,457
11. Yale	3,264	3,448
12. Syracuse	3,138	3,084
13. Northwestern	3,129	2,992
14. Nebraska	3,121	2,921
15. Chicago	2,804	2,663
16. Ohio State	2,644	2,442
17. Missouri	2,226	2,220
18. Iowa	2,024	2,122
19. Kansas	1,922	1 866
20. Texas	1,795	—
21. Stanford	1,604	1,532
22. Indiana	1,417	1,367
23. Princeton	1,398	1,314
24. Tulane	1,156	—
25. Western Reserve	1,083	1,016
26. Washington	1,003	—
27. Virginia	767	757
28. Johns Hopkins	710	698

Aus dieser Tabelle ersieht man, daß Columbia und Michigan seit dem letzten Jahr ihre Plätze vertauscht haben, daß Pennsylvania die Universitäten Minnesota, Harvard und Cornell und daß Illinois auch Minnesota übertroffen, während New York University von Wisconsin und California überflügelt worden iſt. Die Abnahme für Minnesota erklärt sich ohne Zweifel daraus, daß die für den Kursus in der Landwirtschaftslehre immatrikulierten Studenten im vorigen Jahr in die Statiſtik einbezogen waren, während sie in diesem Jahr außer acht gelassen sind.

Was die Zahl der akademischen (College) Studenten betrifft, so führt Harvard nach wie vor; es folgen Yale, Princeton, Michigan, Chicago, Wisconsin, Columbia und Minnesota. Rechnet man die Studentinnen mit ein, so iſt die Reihenfolge: Harvard, Michigan, Wisconsin, Minnesota, California, Chicago, Syracuse, Yale, Columbia, Kansas und Iowa. Jede der genannten Anſtalten hat mehr als 1000 Collegeſtudenten. An den Colleges von California, Illinois, Iowa, Kansas, Minnesota, Northweſtern, Tulane, Washington und Wisconsin iſt die Zahl der Studentinnen größer als die der Studenten.

Die technischen (Ingenieur-) Schulen zeigen einen allgemeinen Rückgang. Nur Stanford hat einen nennenswerten Gewinn erfahren, während die Zunahme für Illinois, Syracuse, Virginia und Yale unbedeutend iſt und Cornell weder zu- noch abgenommen hat. Alle anderen Universitäten haben aber, und zum Teil erhebliche Verluſte erlitten. Columbia hat zwar einen Zugang von 10 % an jungen Studenten aufzuweisen, diesem Zugang ſteht aber ein Abgang von alten Studenten gegenüber, der eine Folge erhöhter wissenschaftlicher Anforderungen iſt. Cornell hat wie früher die größte Zahl technischer Studenten; es folgen Michigan und Illinois, die einzigen Universitäten mit mehr als 1000 Studenten in den Ingenieurschulen; dann kommen Yale, Ohio, Pennsylvania, California, Wisconsin, Columbia, Minnesota, Missouri und Nebraska.

In der medizinischen Fakultät sind an 13, in der juriſtischen an 10 Universitäten Verluſte zu verzeichnen, während an 10 Anſtalten die Zahl der Studenten der Medizin und an 12 die der Studenten des Rechts geſtiegen iſt — im ganzen ein Abgang von 85 Studenten der Medizin und von 79 Studenten des Rechts. Die Anſtalten des Oſtens haben nur 3 Studenten der Medizin und 8 des Rechts verloren, während die weſtlichen Universitäten eine Einbuße von 182 Studenten in der Medizin und 71 im Recht erlitten haben. Die meiſten Juriſten zählt New York University, und es folgen Harvard und Michigan, Minnesota, Yale, Pennsylvania, Columbia und Texas. Northweſtern hat Pennsylvania an Zahl der medizinischen Studenten überflügelt, und es folgen Illinois, New York University, Tulane, Johns Hopkins, Michigan, Harvard und Columbia. Alle diese Anſtalten haben mehr als 300 Studenten im Recht bezw. in der Medizin.

Die sogenannten graduierten Schulen haben 393 Studenten gewonnen. Harvard iſt die einzige Universität, die einen nennenswerten Verluſt an Graduierten erlitten, am meiſten zugenommen haben Norweſtern, Indiana und Columbia. Die Columbia-Universität ſteht an der Spitze mit nahezu 1000 Graduierten, dann kommen Chicago, Harvard, Yale, Pennsylvania, California, New York University, Wisconsin, Cornell und Illinois. Minnesota iſt dieses Jahr die führende Anſtalt für Landwirtschaftslehre, Illinois für Architektur, New York University für Handelswissenschaft, Pennsylvania für Zahnheilkunde, Northweſtern für Theologie, Minnesota für Forſtwissenschaft, Syracuse für Musik, Columbia für Pharmazie, Ohio für Tierarzneikunde; Columbia hat die größte Lehrerbildungsanſtalt mit nahezu 1000 Studenten in diesem Jahr.

In den Neuengland-Staaten ſtellen sich die Zahlen für die Colleges für weibliche Studierende besser

als die für die männlichen und die für beide Geschlechter, Smith, Wellesley und Mount Holyoke haben alle gegen das vorige Jahr zugenommen, während Dartmouth, Brown, die Univerſität von Maine, Amherſt, Tufts und Bowdoin abgenommen haben. Maſſachuſetts Inſtitute of Technology, Wesleyan und Williams haben einen Gewinn gegen das Vorjahr. Vaſſar und Bryn Mawr, Lehigh und Lafayette und Oberlin haben ebenfalls gewonnen, Purdue und Haverford haben verloren. Vergleicht man die heutigen Zahlen mit denen vor 5 Jahren, so haben faſt alle dieſe Inſtitute eine Zunahme erfahren, wie aus folgender Tabelle erſichtlich:

	1909	1908	1904
Amherst	526	528	412
Bowdoin	419	420	363
Brown	974	993	988
Bryn Mawr	412	393	—
Dartmouth	1,197	1,233	926
Haverford	157	160	146
Lafayette	468	455	422
Lehigh	657	662	609
Mass. Inst. of Techn.	1,480	1,462	1,561
Mount Holyoke	752	748	674
Oberlin (college only)	953	855	652
Purdue	1,782	1,717	1,359
Smith	1,609	1,566	1,067
Tufts (college only)	428	434	375
University of Maine	850	884	563
Vassar	1,039	1,014	979
Wellesley	1,319	1,282	1,050
Wesleyan	343	322	305
Williams	528	487	443

R. T. jun.

Mitteilungen.

Die neue Sanherib-Stele. Das British Muſeum hat vor kurzem einen neuen Tonzylinder erworben, der eine große Inſchrift mit Taten des Königs Sanheribs trägt. Es iſt ſchon in verſchiedenen engliſchen Zeitſchriften über dieſe hochwichtigen Inſchriften berichtet worden. Nunmehr hat der engliſche Aſſyriologe Dr. Pinches in der Sitzung der Royal Aſiatic Society vom 8. Februar darüber geſprochen, namentlich mit Rückſicht auf die auf dem Zylinder verzeichneten Feldzüge Sanheribs im Nordweſten des aſſyriſchen Reichs und ſeine Taten in Ninive ſelbſt. Sanherib gibt in der Inſchrift nach den üblichen Einleitungen im Stile des »Protocole« einen Bericht über ſeine erſten fünf Feldzüge, denen zwei Abſchnitte folgen, welche ſeine Feldzüge gegen Cilicien und die Stadt Til-Garimmu betreffen. Wie Polyhiſtor erzählt, war der aſſyriſche König in Perſon mit gegen Cilicien gezogen. Aus dem neuen Text geht jedoch hervor, daß die erfolgreichen Taten in der Hauptſache Sanheribs Generälen anzurechnen ſind. Polyhiſtor berichtet auch, daß Sanherib die Stadt Tarſus neu aufbaute und ſie Tharſis nannte. Wenn das wirklich der Fall iſt, ſo können Ausgrabungen Licht auf dieſes Faktum werfen, da die neue Inſchrift eine Aenderung in der Namensform nicht erwähnt. Der Bericht über den zweiten der nordweſtlichen Feldzüge iſt leider ſchlecht erhalten. Dieſer fand drei Jahre ſpäter ſtatt und war gegen Til-Garimmu gerichtet, eine Stadt an den Grenzen von Tubal, die mit dem bibliſchen Togarmah identifiziert worden iſt. In der üblichen, ſyſtematiſchen Weiſe der aſſyriſchen Kriegführung wurde die Stadt belagert und zerſtört und das Volk mit ſeinen Göttern als Beute fortgeführt. Unter der Beute ſind die Waffen und die Kriegsvorräte ſpeziell aufgeführt. Der längſte Abſchnitt des wichtigen, aus dem Jahre 694 datierten Dokuments berichtet über Sanheribs Bauten in Ninive mit beſonderer Berückſichtigung der Mauerbauten, ſodaß die Annahme Berechtigung hat, daß der Zylinder aus den Mauern der Stadt ſelbſt ſtammt. Nachdem Sanherib davon geſprochen hat, wie er die Tempel und Heiligtümer der Götter verſchönert habe, rühmt er ſich, daß er wie keiner der Könige ſeiner Vorväter, welche vor ihm das aſſyriſche Reich regiert hatten, die Stadt vergrößert, das Straßennetz erweitert, Kanäle gezogen und Bäume gepflanzt habe. Nachdem der Fluß Tebiltu den alten Palaſt zerſtört hatte, ſo habe er, der König, beſchloſſen, einen viel größeren an der gleichen Stätte zu erbauen. Nach ausgedehnten Vorarbeiten wurde der Palaſt errichtet und mit Gold, Silber, Bronze, koſtbaren Steinen und wohlriechenden Hölzern ausgeſchmückt. Kunſtgeſchichtlich wichtig iſt ſeine Behauptung, daß er eines der Tore des Palaſtes in hettitiſchem Stile ausgeſchmückt habe, womit er wahrſcheinlich die geflügelten Tiere und Löwen, die wir aus der hettitiſchen Architektur kennen, meinte. Es ſcheint, daß Fenſteröffnungen nicht allein in den Kapellen und Tempeln, ſondern auch in den Gemächern des Palaſtes angebracht und mit gebrannten Ziegeln und koſtbarem Stein ausgeſchmückt waren. Bäume wurden aus den verſchiedenſten Gegenden, die er mit Namen bezeichnet, herbeigebracht. Weißer Kalkſtein für die geflügelten Tierfiguren kam aus der Nähe von Ninive, und für jedes einzelne der Tiere wurde ein Einzelblock gebrochen. Wie man ſie nach Ninive transportierte, iſt auf den Reliefplatten aus Sanheribs Palaſt, die ſich jetzt im British Muſeum befinden, erſichtlich. Von weiterem kunſtgeſchichtlichem Intereſſe iſt die Beſchreibung, wie man Bronze goß; in dieſem Verfahren ſcheint man unter Sanherib durch einen »göttlichen Prinzen« mit Namen Nin-Itsi-Adagar bedeutende Fortſchritte gemacht zu haben. Dann beſchreibt der König den großen Park, der ſo groß war wie der Berg Amanus, und in dem er zahlreiche, bisher in Meſopotamien unbekannte Bäume und Sträucher anpflanzte. Es iſt von King nachgewieſen worden, daß unter dieſen Bäumen auch der Baumwollbaum figurierte, da von Wolle der Bäume, die zur Herſtellung von Kleidungsſtücken gebraucht wurde, die Rede iſt. Wir haben alſo in dieſem Zylinder einen der früheſten Belege für Baumwollkultur, und zwar auf Bäumen, nicht durch Sträucher. Ein etwa 100 Jahre früherer Beleg iſt aus Indien bekannt, wo aus der Wolle des Baumwollbaums gefertigte Fäden zu Prieſterſchmuck verwandt werden mußten. Endlich ſpricht Sanherib noch von der großen Stadterweiterung von Ninive, die er durchgeführt hatte, von dem Mauerbau, von den 15 Toren, die er in den Mauern anlegte, und von denen jedes einzelne mit Namen bezeichnet iſt, und von ſeinen großen Bewäſſerungsanlagen.

M.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 15
9. April 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Kulturbedeutung des Calvinismus.

Von Ernst Troeltsch, Professor an der Universität Heidelberg.

I.

In einer Abhandlung über »Kalvinismus und Kapitalismus« hat Felix Rachfahl in Nr. 39 ff. des vorigen Jahrganges dieser Zeitschrift sich gegen Max Weber und mich gewendet. Er hat gleichzeitig dabei v. Schulze-Gävernitz, Gothein und v. Schubert gestreift und sie, wenigstens mit ihren dieses Thema berührenden Sätzen, unter das gleiche Urteil gestellt. Es ist also eine Art Kollektiv-Verurteilung, bei der freilich Max Weber und ich allein ausdrücklich vernommen werden.

Nun hat in der Tat eine besonders glücklich sich ergänzende Arbeitsgemeinschaft in Heidelberg eine Anzahl von Gelehrten zu verwandten wissenschaftlichen Neigungen und Problemstellungen geführt. Sie verknüpfen sich in dem Interesse an soziologischen Problemen. So schwankend die Definitionen der Soziologie sind, und so chaotisch bis jetzt noch die Methoden durcheinander gehen, so unzweifelhaft ist doch schon heute die ganze Einstellung des Interesses und des Horizontes auf diese Betrachtungsweise von der fruchtbarsten Wirkung, sowohl auf die historischen als auf die systematischen Disziplinen. Derartige Interessen und Fragestellungen sind es, die bei den genannten Forschern mitunter besonders deutlich hervortreten. Selbstverständlich soll nicht gesagt sein, daß die soziologische Befruchtung des wissenschaftlichen Denkens grade dieser Südwestecke Deutschlands eigentümlich sei, die Bewegung geht allenthalben durch die ganze Wissenschaft. Aber wie es bei jungen wissenschaftlichen Richtungen zu geschehen pflegt, wo fertige Lehrbücher und überhaupt eine große literarische Tradition noch nicht vorliegen, so hat allerdings der persönliche Austausch der Gedanken und die Zufälligkeit der persönlichen Nähe eine gewisse Bedeutung, die denn auch in den Arbeiten selbst erkennbar wird. Vielmehr soll damit nur erklärt werden, wie es zu einer derartigen auffallenden Kollektivpolemik kommen konnte.

Von einem solchen Gedankenkreis aus ist es neben vielem anderen ein besonders brennendes Problem, das Verhältnis des realen, wirtschaftlich-sozialen »Unterbaues« der neuzeitlichen Entwicklung zu ihrem ideologischen wissenschaftlich-ethisch-religiösen »Überbau« klar zu machen, eine Fragestellung, die durch das geschichts-philosophische Dogma der Sozialdemokratie eine ganz außerordentliche theoretische und praktische Bedeutung erlangt hat. Es ist dabei stets die Frage, wie weit ideelle Elemente schon in jenem enthalten sind, und wie viel reale Elemente sich in diesen hineinerstrecken; und zwar wird das aller Wahrscheinlichkeit nach bei jedem besonderen Gegenstand auf besondere Weise der Fall sein. Die Berechtigung und Fruchtbarkeit

der Fragestellung ist heute außer allem Zweifel, die Beantwortung steckt überall noch in den ersten Anfängen der Untersuchung.

Aus diesem Zusammenhange sind die Arbeiten von Max Weber über »den Geist des Kapitalismus und die protestantische Ethik«*) zu verstehen, der Rachfahls Angriffe in erster Linie gelten. Aus dieser ganzen Lage ist es aber auch zu verstehen, daß meine durchaus andere Ziele ins Auge fassenden Arbeiten über die Geschichte des Protestantismus vielfach mit denen von Weber sich berühren, nicht nur im Stoff, sondern auch in der wissenschaftlichen Denkweise, und daß es so für Rachfahl möglich wurde, trotz aller Unterschiede meine Arbeiten mit denen Webers gleichzeitig in diese Kritik hineinzuziehen.

Indem ich mit dieser Kritik im Folgenden mich näher auseinandersetze, möchte ich vor allem meine und Webers wissenschaftliche Arbeit von einander trennen, da wir beide sehr verschiedene Gegenstände und sehr verschiedene Erkenntnisziele haben. Es ist durchaus irreführend, wenn wir, Weber und ich, bei Rachfahl beide als eine gemeinsame wissenschaftliche Firma erscheinen, wo man jeden mit den wirklichen oder vermeintlichen Passiven des andern belasten kann.

Webers Arbeit geht von einer rein wirtschaftsgeschichtlichen Fragestellung aus und behandelt hier gerade das große Problem, wie weit wirtschaftliche und soziale Erscheinungen ihrerseits in einem konkreten Fall etwa selbst schon ideell beeinflußt und durchwirkt sind, ehe sie rückwirkend wieder das ideologische Element unter ihren Bann bringen. Er wählte als Spezialfall für die Veranschaulichung und Lösung dieses Problems das große, in den verschiedensten Richtungen heute hervortretende Problem des modernen Kapitalismus und zeigte, wie — neben anderen, längst bekannten und analysierten Ursachen — auch die innere religiös-ethische Verfassung des Calvinismus bedeutsam in dieser Richtung gewirkt habe und einen der wichtigsten Haupttypen des modernen Kapitalismus, den bürgerlich-puritanischen Kapitalismus, vor allem Englands und Amerikas, wesentlich mitbestimmt habe. Es galt, den modernen Arbeits- und Berufsmenschen zu erklären, der die Verpflichtung gegen seine Arbeit und sein Vermögen wie eine objektive Notwendigkeit empfindet und damit innerhalb des modernen Kapitalismus einen besonders bedeutsamen Grundstock bildet. Um die dabei treibenden Motive herauszustellen, wies Weber einerseits auf die Gegensätze des Katholizismus und des Luthertums, anderseits auf die Analogieen in der Entwicklung klösterlicher Wirtschaft und der Sekten hin. Den ganz entsprechenden Sachverhalt beim Pietismus behandelte er so ausführlich wie den ganzen Calvinismus. Dabei hob er ausdrücklich hervor, daß es sich nicht um eine unmittelbare Wirkung des primitiven Genfer Calvinismus, sondern um eine solche des späteren puritanischen Calvinismus handle, daß hier nicht von einer bewußt gewollten, sondern von einer tatsächlich sich ergebenden Entwicklung zu reden sei, die denn auch dem religiösen Element auf die Dauer sehr gefährlich geworden ist.

Man wird in alledem nichts als das Ziel eines psychologisch-genetischen Erkenntnisversuches gewisser Hauptformen des Kapitalismus erkennen können, neben denen verschiedene andere nachdrücklich anerkannt wurden und der zu allen Zeiten wirksam gewesene »Erwerbstrieb« als nichts spezifisch Modern-Kapitalistisches außer acht bleiben konnte. Ich halte meinerseits den Nachweis Webers heute noch, auch nach Rachfahls Kritik, für glänzend gelungen und das Ganze für ein Meisterstück historisch-genetischer Analyse, das gerade für das schon genannte prinzipielle historisch-soziologische Problem von lehrreichster methodologischer Bedeutung ist.

Den Absichten und Zielen Webers gegenüber haben nun aber meine eigenen Untersuchungen, wie sie in der Rede auf dem Stuttgarter Historikertag, in der eingehenden Entwicklungsgeschichte des Protestantismus in Hinnebergs Kultur der Gegenwart und in den zuletzt erschienenen Studien zu den »Soziallehren der christlichen Kirchen«*) niedergelegt sind,

* Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik XX und XXI.

*) Die Bedeutung des Protestantismus für die Entstehung der modernen Welt, Rede, gehalten auf dem Stuttgarter Historikerkongreß, abgedruckt in der Hist. Zeitschrift Bd. 97; auch selbständig; die zweite Auflage ist in Vorbereitung. — Protestantisches Christentum und Kirche der Neuzeit in Hinnebergs Kultur der Gegenwart I, IV, zweite Auflage 1909. — Die Soziallehren der christlichen Kirchen, im Archiv f. Sozialwissenschaften XXVII–XXX; die Abhandlungen werden in Bälde selbständig erscheinen und dann auch Calvinismus und Täufertum umfassen, die ich im Archiv bei Seite gelassen habe, da dieser Gegenstand, wenigstens in den Hauptpunkten

ein völlig anderes Stoffgebiet und ein völlig anderes Erkenntnisziel. Es sind wesentlich religionsgeschichtliche Untersuchungen, wenn sie naturgemäß auch freilich die Abhängigkeiten des religiösen Elementes von den realen Lebensbedingungen wie umgekehrt die Wirkung jener auf diese sich zum Gegenstand machen müssen. Hier habe ich nun gegenüber landläufigen Überschätzungen der Kulturwirkungen des Protestantismus diese in ihrer Abhängigkeit und in ihrer Begrenzung nachzuweisen gesucht, andererseits aber auch wieder ihre positive Wirkung hervorgehoben, wo sie meines Erachtens unleugbar zu Tage liegt. In dieser letzteren Hinsicht versuchen namentlich meine Untersuchungen über das Aufklärungszeitalter zu zeigen, wie dieses zwar einen radikalen Gegensatz gegen die bisherige kirchliche Welt bedeutet, aber doch zum großen Teil gerade aus gewissen Grundelementen dieser selbst herauswächst. Bei einer solchen Untersuchung habe ich natürlich von den allgemeinen methodologischen Ergebnissen Webers gelernt, und konnte ich insbesondere seinen sachlichen Ergebnissen betreffs des Calvinismus nicht aus dem Wege gehen. Da ich sie in allem Wesentlichen für richtig hielt und halte, habe ich sie übernommen ohne jeden Anspruch auf selbständige wissenschaftliche Förderung der Erkenntnis dieser Zusammenhänge. Ich habe seine Ergebnisse lediglich in einen anderen, von meinem Erkenntnisziel aus bestimmten Zusammenhang eingestellt. Die bescheidenen Bedenken, die ich dabei betreffs einzelner Punkte äußerte, und der Versuch, mit Hilfe der mir bekannten Literatur den — von Weber absichtlich nicht dargestellten — Gang der Dinge anzudeuten, haben in meinem Zusammenhang ganz peripherische Bedeutung und beanspruchen keinerlei fachwissenschaftliche Autorität. Darin mögen Irrtümer enthalten sein, wie auch Rachfahl bei dem — übrigens unvermeidlichen — Betreten eines ihm nicht fachwissenschaftlich vertrauten Gebietes solche untergelaufen sind. Darüber später mehr. Jedenfalls aber lagen meine Aufgabe und Erkenntnisziele in der Darstellung des religiösen Elementes des Protestantismus und seiner Stellung zu den kulturgeschichtlichen Umgebungszusammenhängen. Bedeutung und Wirkung des religiösen Zentrums positiv und negativ zu zeigen, war meine Aufgabe, wobei dann freilich Webers allgemeine Ergebnisse über das Verhältnis wirtschaftlicher und religiöser Elemente wie seine besondere Durchleuchtung des Calvinismus für mich von hoher Bedeutung sein mußten. Aber es handelte sich für mich doch um das Verständnis des Protestantismus in dem großen Gesamtumfang seiner Beziehungen, nicht um ein wirtschaftsgeschichtliches Problem. Was bei Weber das zentrale Thema ist, das ist bei mir nur ein in das Ganze einzuarbeitendes Einzelphänomen. Das erste ist eine fachwissenschaftliche Arbeit, das zweite eine Benützung durch den Nicht-Fachmann und unter anderen Gesichtspunkten und Zusammenhängen. Ich hätte erwarten dürfen, daß Rachfahl das mehr berücksichtigt.

durch Weber bereits behandelt war. Ich muß mich freilich hier auch auf diese beiden noch nicht erschienenen Schlußabhandlungen beziehen.

II.

Es kann mir daher nicht einfallen, Webers Darstellung, d. h. die von ihm unternommene Erklärung des tatsächlich vorliegenden engen Zusammenhanges von Calvinismus (zugleich aber auch Sekten und Pietismus) mit gewissen Formen kapitalistischer Entwicklung, hier verteidigen zu wollen. In seiner Theorie handelt es sich am Hauptpunkt um die Kenntnisse des nationalökonomischen Fachmannes. Weber hat dementsprechend auch bereits selbst in seinem Archiv geantwortet. Auf diesen Aufsatz »Antikritisches zum Geiste des Kapitalismus« (Archiv für Sozialwissenschaften und Sozialpolitik. XXX. S. 176—202) sei daher hier lediglich verwiesen. Ich habe meinerseits bei der Wiedergabe der Weberschen Sätze vielleicht manchmal unzulässig generalisiert, wie in dem von Rachfahl Sp. 1255 angeführten Satze, und insbesondere bei dem Versuch einer Darstellung von der Art der Durchsetzung und Ausbreitung des calvinistischen Kapitalismus vielfach auch zu allgemein geurteilt. Allein mit diesen Irrtümern, so groß oder klein sie sein mögen, darf Webers Theorie nicht belastet und widerlegt werden. Weber hat über den Gang der Dinge im einzelnen nichts geäußert, aus Gründen, die er nun in seiner Antikritik deutlich ausspricht, und hat manches derartige inzwischen ebendort nachgeholt. Seine Theorie ist in ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit völlig unabhängig von diesen bei mir sich findenden Sätzen. Ich habe die

erwähnten Bemerkungen über den Gang der Dinge meinerseits nur aufgenommen, weil man bei einer Gesamtdarstellung eben auch Gegenstände berühren muß, die man nicht fachmännisch beherrscht, und Rachfahl hat diesen Versuchen des Nicht-Fachmanns ein Gewicht für die Beurteilung der Weberschen Lehre beigelegt, das ihnen nicht zukommt. Bei mir bedeuten ja diese Dinge nur einen peripherischen Zug meiner Darstellung und fallen für das, was ich zur Erkenntnis bringen will, nicht entscheidend ins Gewicht. Denn an der Hauptsache, der Tatsache, daß der Calvinismus in einem eigentümlich nahen Verhältnis zur modern-kapitalistischen Entwicklung steht, zweifelt ja auch Rachfahl nicht.

Dagegen kann ich allerdings eintreten für denjenigen Teil von Webers Untersuchungen, der sich mit meinem Fachgebiet berührt, für die dogmatischen und religionspsychologischen Analysen des Calvinismus. Diese sind durchaus zutreffend, und eben, weil ich sie für so schlagend richtig halte, konnte ich auch die daraus gefolgerten Übergänge zur Psychologie des ökonomischen Verhaltens in diesen Kreisen so einleuchtend finden. Überdies unterscheidet Weber vollkommen scharf den primitiven Genfer Calvinismus von dem späteren englisch-puritanischen, zeigt aber auch an diesem deutlich, wo er mit der Religion Calvins zusammenhängt. Um die praktische Bedeutung dieses Puritanismus handelt es sich allein. Warum Weber bloß »meinen« soll, daß die bei Baxter niedergelegte seelsorgerliche Weisheit das praktische Leben »entscheidend beeinflußte« (Sp. 1229), dafür gibt Rachfahl keinen Grund an. Er hat, wie gleich näher zu zeigen, eben ein unüberwindliches Mißtrauen gegen die praktische Wirksamkeit religiöser Lehren. Jedenfalls hat er ihre Unwirksamkeit in diesem Falle nicht bewiesen, und die Übereinstimmung von Theorie und Praxis, für die Weber Beispiele genug bringt, braucht daher hier gar nicht in Frage gestellt zu werden. Dieser wichtigsten Frage geht aber auch Rachfahl gar nicht weiter nach. Es erscheint ihm von vornherein bedenklich und unwahrscheinlich, und er behält sich für später eine andersartige, die Religion weniger in Anspruch nehmende Erklärung der Beziehung von Calvinismus und Kapitalismus vor. Er begnügt sich vielmehr bei der Bestreitung der religiösen Herleitung lediglich damit, Webers Auffassung Calvins und des primitiven Genfer Calvinismus zu bemängeln und zu behaupten, daß von diesem aus keine besondere Disposition des Puritanismus für den Kapitalismus gefolgert werden könne, Sp. 1253—1264. Calvin habe nur eine »freiere Betrachtung der ökonomischen Verhältnisse« gehabt, damit »einer freieren Berufsethik auch für die kapitalistische Unternehmung die Bahn geebnet«. Damit sei er aber nur der in Genf schon immer üblichen Praxis gefolgt, im übrigen habe er diese Freiheit mit den schärfsten Einschränkungen umgeben und habe das Volk in Armut erhalten wissen wollen, damit es im Gehorsam bliebe. Unter Berufung auf Elster faßt er die Wirtschaftsethik Calvins dahin zusammen, daß die »Durchdringung der Arbeit mit dem Geiste christlicher Sittlichkeit dasjenige gewesen sei, was in Calvins Lehre eine Entwicklung des kapitalistischen Geistes und der volkswirtschaftlichen Verhältnisse im kapitalistischen Sinne fördern konnte, aber ihnen auch, im Zusammenhang seiner Lehre und seines Wirkens, hin und wieder hemmend in den Weg treten mußte«. Das ist nun aber eine sehr schiefe und ungenügende Zeichnung des Sachverhaltes, die zudem offenbar nur auf Kampschulte und Elster beruht. Die Bedeutung der Wirtschaftsethik Calvins ist eine viel größere und hängt sehr viel innerlicher, trotz aller großen Unterschiede, mit der des von Weber geschilderten Puritanismus zusammen. Hier darf ich mich auf meine demnächst in den »Soziallehren« erscheinende Darstellung des Calvinismus berufen. Im Folgenden seien nur die Hauptpunkte hervorgehoben.

Calvin »hat eine freiere Betrachtung der ökonomischen Verhältnisse«. Gewiß, aber was heißt das? Freier als wer? und frei wovon? Und kann man eine solche größere Freiheit an einem einzelnen Punkte haben, ohne daß davon die organische Einheit des gesamten ethischen Denkens betroffen wird? Um solche Frage zu beantworten, muß man sich an den Vergleich mit Luther halten, von dessen Ideenwelt Calvin überall ausgeht. Luther hatte entwickelte ökonomische Verhältnisse gleich denen der Genfer genug vor Augen. Allein er blieb beim kanonischen Zinsverbot und bei der scholastischen Geldlehre, bei einem agrarisch-handwerkerlichen Gesellschaftsideal, nicht aus mangelnder Einsicht oder [illegible]

freiheit, ſondern aus innerlichſten Gründen der chriſtlichen Ethik, wie er ſie verſtand. Sie forderte ihm die Ausſcheidung des Kampfes ums Daſein, die möglichſte Stillſtellung der ſozialen Bewegung, die möglichſte Unmittelbarkeit der Produktion und den Zuſammenhang mit den Gaben der Natur, weil das Vertrauen auf die Vorſehung und die chriſtliche Liebe ihm dies unbedingt zu verlangen ſchienen. Er ſtellte ſich damit der tatſächlichen ökonomiſchen Bewegung aus Gründen einer Ethik entgegen, die, ähnlich wie der Katholizismus, in der Geldwirtſchaft die Entfeſſelung der Habſucht, die Unperſönlichkeit des Verkehrs, das Vertrauen auf menſchliche Kunſt und die willkürliche Zerrüttung der geordneten ſtändiſchen Gliederung ſah. Wenn nun Calvin freier war als Luther, und zwar frei von der ſcholaſtiſchen Geld⸗ und Zinslehre, ſo ſteht das bei ihm in der Tat damit im Zuſammenhang, daß ſeine ganze Ethik trotz aller Verwandtſchaft anders orientiert war. Sie ging nicht auf die Gewinnung der inneren Rechtfertigungsſeligkeit und auf deren Betätigung in einer der Bergpredigt entſprechenden radikalen Liebesgeſinnung, ſondern auf die Verherrlichung Gottes in einer das Geſamtleben umfaſſenden und organiſierenden Gemeinde, wobei ſie nicht ſowohl auf den Radikalismus der von Perſon zu Perſon zu erweiſenden Liebe, als auf die geſunde, ſtrenge und ernſte, ſolidariſche und ſich gegenſeitig ergänzende Verfaſſung des Geſamtlebens abzielte. Ebendaher hielt ſie ſich an die Bergpredigt nur ſo, wie ſie mit der altteſtamentlichen Moral identiſch iſt und aus ihr gedeutet werden kann. Von einer ſolchen Moral aus konnte die Genfer Wirtſchaft akzeptiert und chriſtianiſiert werden, was Luther nicht hätte tun können. Die bekannten Einſchränkungen bleiben dabei ſelbſtverſtändlich; in ihnen ſetzte Calvin nur die chriſtliche Liebesmoral fort, ſo wie ſie auf dieſer Baſis ſich dann geſtalten mußte. Macht man ſich das klar, dann wird erſichtlich, wie überaus wichtig und organiſch bedeutſam für den ganzen ethiſchen Gedanken die »freiere« Haltung Calvins iſt. Dann iſt aber auch deutlich, wie nichtsſagend die Phraſe iſt, Calvin habe nichts gelehrt als die »Durchdringung der Arbeit mit dem Geiſte chriſtlicher Sittlichkeit«. Welches iſt denn der »Geiſt chriſtlicher Sittlichkeit« und vor allem in Hinſicht auf die ökonomiſch⸗produktive Arbeit? Jeder Kenner weiß, daß es hier einen einheitlichen chriſtlichen Geiſt nicht gegeben hat und heute noch nicht gibt. Das Verhältnis der chriſtlichen Perſönlichkeits⸗ und Liebesmoral gerade zu Arbeit und Beſitz iſt von Anfang an eines der ſchwierigſten Probleme des chriſtlichen Ethos geweſen, und gerade in der Löſung dieſes Problems ſcheiden ſich ſoziologiſch vorzugweiſe die verſchiedenen Gruppen. Calvin hatte keinen allgemeinen Geiſt chriſtlicher Sittlichkeit, mit dem er die Arbeit durchdringen konnte. Er konnte ſie mit dem katholiſchen, mit dem lutheriſchen, dem täuferiſchen oder dem humaniſtiſch⸗chriſtlichen Geiſt durchdringen, wenn er nicht etwa vielleicht zufällig einen eigenen Geiſt hatte. Dieſen aber hatte er in der Tat, und deſſen Weſen und Wirkung iſt das eigentliche Problem, von dem Rachfahl nichts zu ahnen ſcheint.

Unter dieſen Umſtänden iſt dann der Zuſammenhang der von Calvin eingeſchlagenen Richtung mit dem puritaniſchen Geiſte wohl etwas durchſichtiger, als er Rachfahl erſcheint, und es bedarf gar nicht der komplizierten Auseinanderſetzung über die »Askeſe«. Weber hatte an dieſem Begriff in ſeiner beſonderen reformierten Geſtaltung den Umſchlag einer rigoros überweltlichen Denkweiſe in ökonomiſch⸗kapitaliſtiſche Betriebſamkeit religionspſychologiſch klar gemacht. Auf Worte kommt es nicht an. Der Sachverhalt iſt klar. Eine Askeſe oder Selbſtopferung für Gott, der die Berufsarbeit zum methodiſchen Mittel der Bändigung des Fleiſches und der Sinne, der Zerſtreutheit und Genußſucht, der Gefühlsweichheit und Unſtetigkeit wird, kann da, wo der kapitaliſtiſche Erwerb mit unter die erlaubten Berufe gehört, ſehr leicht zur Hypertrophie des Erwerbslebens führen, vor allem zu jenem Berufs⸗ und Arbeitsbewußtſein einer objektiven Verpflichtung gegen Arbeit und Beſitz. Das iſt ſchon in den arbeitenden Klöſtern ſo geweſen und iſt bei einer Überweltlichkeit, die prinzipiell in der Strenge des Berufsgehorſams ſich bewegt, erſt recht der Fall. Hier ſcheint mir alles klar und deutlich.

Undeutlichkeiten treten erſt ein, wenn man dieſe lediglich die Arbeits⸗ und Beſitzpſychologie betreffende Deutung der Askeſe mit dem viel allgemeineren Problem zuſammenwirft, das ich als das Problem der Stellung des Proteſtantismus überhaupt zur Kultur auf⸗

geworfen habe, und wo ich im Altproteſtantismus aller Konfessionen die altchriſtliche und katholische Jenſeitigkeit als fortwirkend, aber in die Kulturarbeit ſelbſt eindringend bezeichnete. An diesem Punkte liegt einer der Hauptunterſchiede der geſamten genuin chriſtlichen und der modernen Welt, wie ihn begreiflicher Weise Rachfahl ſelbſt bemerkt, wenn er in der letzteren »die Welt und ihre Ordnungen als etwas Göttliches und doch unabhängig von der transzendenten religiöſen Idee anerkannt« sein läßt. Es iſt ein längſt eingebürgerter Sprachgebrauch, jene überweltliche Richtung des chriſtlichen Denkens als »Askese« im weiteren Sinne im Unterſchiede von den asketiſchen Übungen im engeren Sinne zu bezeichnen. Der Proteſtantismus hat nun die Eigentümlichkeit, einerseits im Zuſammenhang mit den Sünden⸗, Erlöſungs⸗ und Jenſeitslehren einen ſtark peſſimiſtiſch weltabgewandten Zug zu haben und gleichzeitig doch das innerweltliche Leben ſelbſt mit diesem Zuge durchdringen zu wollen. Darin beſteht seine Doppelſtellung in der europäiſchen Kulturgeſchichte, und Rachfahl wird nicht leugnen, daß es sehr angebracht iſt, gegenüber der landläufigen Verherrlichung des Proteſtantismus als Kulturprinzip diese negative Seite des Altproteſtantismus ſtark zu betonen. Das iſt nun aber etwas anderes als Webers Verwertung des Begriffs der Askese für die psychologiſche Analyſe der beſonderen Arbeits⸗ und Wirtschaftsethik des Calvinismus und der Sekten. Rachfahl hat den Unterschied dieser beiderseitigen Darlegungen wohl bemerkt, aber er hat ihn nicht auf seine Gründe in einer ganz verschiedenen Problemſtellung zurückgeführt, sondern kritiſch ausgebeutet als angeblichen Selbſtwiderspruch unserer Auffassungen. Es iſt eben sein Prinzip, Weber und mich zuſammen zu behandeln und den einen dieser Heidelberger Konſtrukteure durch den andern abzutun.

Dabei aber bedenkt er nicht, daß seine eigenen Kenntniſſe der Entwicklungsgeſchichte des Chriſtentums höchſt unbeſtimmt sind, und daß er über Probleme, wie das der Askese, kaum zu urteilen im ſtande iſt. Man bedenke folgenden Satz: »Die Aszese des Mittelalters war eine Sondermoral, die der Proteſtantismus nicht übernommen, sondern verworfen hat. Er hat vielmehr die allgemeine chriſtliche Ethik, wie sie für jedermann ohne Ausnahme gilt, nach beſtimmten Richtungen fortgebildet; dazu gehört es, daß die Berufslehre auf einem neuen Fundament aufgebaut wurde, indem die Arbeit eine neue Wertung erhielt, indem sie zur höchſten sittlichen Betätigung des Menſchen erklärt und allen zur Pflicht gemacht wurde.« Also der Katholizismus iſt allgemein chriſtliche Ethik plus Sondermoral der Askese, der Proteſtantismus iſt dasselbe ohne hinzukommende Sondermoral, überdies aber eine Fortbildung in beſtimmten Richtungen, die trotzdem gleichzeitig doch auch ein neues Fundament sind; und das Ergebnis von alledem iſt die Arbeit als höchſte sittliche Betätigung! Hier iſt jeder Satz falsch und geht alles drunter und drüber. Ich könnte Rachfahl die Worte vom »phantasievollen Autor« und von dem »Nicht⸗mehr⸗Geschichte sein« solcher Darſtellung zurückgeben, wenn ich nicht bedächte, daß er hier sich auf einem ihm fachwissenſchaftlich nicht vertrautem Gebiete befindet, und daß er außerdem noch die religiösen Ideen für etwas hiſtoriſch verhältnismäßig unwichtiges hält. Dann iſt es ja freilich auch nicht nötig, viel von ihnen zu wiſſen. Aber daß die Berufsarbeit für den Proteſtanten nicht höchſte sittliche Leiſtung iſt, wie er mehrfach angibt, sondern nur die natürliche Form, innerhalb derer die eigentlich sittliche Leiſtung der Gottesliebe und Nächſtenliebe sich zu bewegen hat, das dürfte er schon aus den theologiſchen Schriften entnehmen. In der Art, wie diese eigentliche Leistung der christlichen Sittlichkeit sich zu ihrer Betätigkeitsform in der Berufsarbeit verhält, liegt dann der Unterschied der beiden Konfessionen; hier hat das Luthertum einen Zwiespalt offen gelassen, den der Calvinismus überbrückt hat. Auch die Meinung, daß jeder Beruf sich seine Ethik mit Leichtigkeit selber schaffe und so auch der Kapitalismus sie ohne religiöse Anlehnung wohl selber geschaffen haben werde, iſt nicht sehr tiefsinnig. In Wahrheit liegt in solchen Fällen ſtets eine Heranziehung allgemeiner ethiſcher oder metaphysiſcher Vorſtellungen für diese beſtimmten Zwecke vor. Die Rachfahlschen Sätze würden zum barſten Geschichtsmaterialismus führen, der doch bei den ſtarken allgemein moralischen Allüren seiner Abhandlung nicht seinem Sinne zu entsprechen scheint. Über solche Probleme ist er offenbar nicht gewohnt, viel nachzudenken. Er mag das nicht für die Aufgabe des Hiſtorikers halten.

III.

Damit sei das wirtschafts-geschichtliche Gebiet überhaupt verlassen, und ich komme zur Erwiderung auf diejenigen Punkte, wo nicht Webers, sondern meine Thesen vor allem angegriffen sind, die nun freilich wiederum Rachfahl nicht von denen Webers gesondert hat. Das Wesentliche dieser liegt einerseits in der Einschränkung der Kulturbedeutung des Protestantismus für die Bildung des modernen Staates, der modernen Gesellschaft und Wirtschaft, der Wissenschaft und Kunst. Hier habe ich behauptet, daß alle diese Dinge bereits in einer eigenen selbständigen Entwicklung begriffen waren und durch den Wegfall der kirchlich-hierarchischen Bindung zwar freigestellt und befördert, aber nicht positiv hervorgebracht worden sind. Das religiöse Element habe seinen Lauf und seine Bedeutung daneben selbständig und eigentümlich für sich. Gegen diese von anderen viel angefeindeten Sätze hat Rachfahl nichts einzuwenden, sie sagen ihm höchstens noch nicht genug. Denn andererseits ist meine wesentliche Grundbehauptung, daß dieses zwar an sich selbständige und in ein bereits eröffnetes Kräftespiel eintretende religiöse Element nun doch wieder jene von ihm selbst nicht geschaffenen Entwicklungen stark mit seinem Geist durchdrungen und — auf jedem Kulturgebiet übrigens in verschiedener Art und Stärke — in gewisse Richtungen gelenkt habe. Besonders habe ich hier die konfessionellen Unterschiede hervorgehoben. Das Luthertum habe einen Typus politischer Passivität und agrarisch-konservativer Gesellschaftsauffassung erzeugt, der heute noch in der Gestaltung der deutsch-preußischen Dinge sehr fühlbar sei. Dagegen habe der Calvinismus sich mit der politisch-liberal-demokratischen und der modern bürgerlich-kapitalistischen Gesellschaft innerlich verschmolzen und damit den calvinistischen Völkern bis heute eine religiös gerechtfertigte und begründete soziale Haltung ganz eigener Art gegeben. Das Täufertum und der Spiritualismus schließlich habe das Freikirchentum vorbereitet und mit diesem Ideal den Calvinismus erobert und gründlich verwandelt, der Spiritualismus insbesondere in seiner Verbindung mit dem Humanismus den modernen religiösen Individualismus unserer Intellektuellen vorbereitet.

In der zweiten Gruppe dieser Behauptungen erkennt nun Rachfahl die Neigung zur Überschätzung des religiösen Elementes in der Geschichte. Es sind ihm Übertreibungen und Konstruktionen. Leben und Bedürfnisse, meint er, kümmern sich nicht soviel um die religiöse Idee und bahnen sich ihre Wege selbst. Insbesondere der Calvinismus des ersten Jahrhunderts war eine naturwidrige, beinahe pathologische Exaltation, die nicht dauern konnte, und der daher allzu tiefe Wirkungen nicht zuzuschreiben sind. »Die Übertreibung des Einflusses religiöser Momente und Lehren auf die reale Entwicklung — das ist der charakteristische Zug der Troeltsch-(Weber)schen These« sagt Rachfahl (Sp. 1327). Ähnlich wird gegen Häussers Satz, daß der passive Widerstand Luthers den Caraffas, Philipps und Stuarts nicht hätte entgegenwirken können, eingewandt: »das ist wieder einmal die Überschätzung kirchlicher Lehren, wo sie über das rein Religiöse hinausgehen« (Sp. 1359). Anderwärts heißt es: »Man sieht daraus, wie wenig sich die Mitglieder eines bestimmten Bekenntnisses, wo ihre realen Interessen ins Spiel kamen, um die Lehren ihrer Theologen kümmerten, insofern diese die Sphäre des rein Religiösen überschritten« (Sp. 1327). So ist auch der Sieg der Orthodoxie zu Dortrecht »gar nicht der eigenen Kraft« zu verdanken, »sondern nur einer Allianz mit Machtfaktoren, nämlich dem Statthalter und einer Kapitalistenklique, die mit ihr nichts gemein hatten, die dabei ihre Sonderziele verfolgten und sich ihrer nur als Waffe zur Vernichtung zufällig gemeinschaftlicher Gegner bedienten« (Sp. 1291). Daher besteht auch das eigentlich Neue und Eigene, was Rachfahl in seinem Aufsatz bringt, in dem Versuche, nun seinerseits die Beziehungen von Kapitalismus und Calvinismus (Sekten und Pietismus fallen dabei ganz unter den Tisch) richtig zu erklären, die Weber und ich infolge unserer Übertreibung der Religion falsch erklärt hätten. Das Geheimnis ist erstens die Emanzipation des Staates von der kirchlichen Herrschaft im Protestantismus, der damit seine eigenen Interessen ungehemmter verfolgen kann, und zweitens die Toleranz, die bei Zurückdrängung der religiösen Leidenschaften die natürlichen Bedürfnisse wieder zur Geltung kommen läßt und den Wettbewerb der verschiedensten Gruppen freigibt. Also gerade die religiöse Indifferenz, der Humanismus und das Täufertum, sofern das letztere zur Toleranz wirkte,

sind die Ursachen der höheren Entwicklung der protestantischen Völker, und der Calvinismus ist zu allgemeiner Kulturbedeutung überhaupt erst vermöge seiner Zersetzung durch täuferische Toleranz und humanistischen Latitudinarismus gelangt. Die Niederlande insbesondere sind zu ihrem ihnen eigentlich natürlichen Geiste, der erasmischen Aufklärung, und damit zu historischer Größe erst durch den Arminianismus gelangt, dessen Beseitigung durch die Orthodoxie bloß ein »sogenannter Sieg«, ein Scheinsieg war. Damit man aber aus dieser Anschauung doch nicht ganz klug werde, krönt Rachfahl diese Äußerungen durch den salomonischen Satz: »Die weltlichen Dinge gehen im großen und ganzen ziemlich selbständig ihren Weg; sie werden durch die religiösen Momente wohl beeinflußt, je nach der momentanen Kraft, die das religiöse Prinzip zu einer bestimmten Zeit entfaltet, bald stärker, bald schwächer; ihre Wirkung ist bald eine fördernde, bald eine hemmende, aber in beiden Fällen doch nicht ganz unbegrenzt. Wirken sie hemmend, so können sie doch die Entwicklung selten aufhalten, man findet sich dann eben mit ihnen irgendwie ab...; wirken sie fördernd, so sind in der Regel schon in den Dingen selbst liegende Triebkräfte an der Arbeit, denen sie nur zu sekundieren brauchen... Wo sich religiöses Prinzip und Wirklichkeit stoßen, da ist es nicht immer jenes, welches siegt, und mag es auch eine noch so gewaltige Kraft im Menschen entfalten, so sieht es sich doch auch oft genug zu Kompromissen mit der Praxis gezwungen«, Sp. 1328. Das letztere ist einigermaßen selbstverständlich, und »eine ganz unbegrenzte Wirkung« religiöser Kausalitäten habe ich wahrlich nie behauptet. Allein der eigentliche Sinn auch dieses Satzes ist doch wohl die Empfehlung möglichsten Mißtrauens gegen jede Heranziehung religiöser Kausalitäten als Maxime des echten, menschenkundigen Historikers, der sich von Doktrinären und Idealisten nicht so leicht etwas vormachen läßt. Seine Zusammenfassung von allem ist daher: »Aus alledem erhellt, wie wenig sich die politische, wirtschaftliche und weltliche Entwicklung überhaupt durch religiöse Lehren binden läßt, wenn diese das rein religiöse Gebiet überschreiten« (Sp. 1329).

Alles das geht aus Rachfahls Aufsatz in dieser Zeitschrift und aus seiner großen Darstellung der niederländischen Kämpfe in seinem »Wilhelm von Oranien« deutlich hervor. Es ist daran unverkennbar eine persönliche Auffassung der religiösen Dinge beteiligt, derzufolge die Wirkung der Religion auf das Leben nicht bloß heute, sondern auch früher eine verhältnismäßig geringe ist und positive Kulturwirkungen nur von einem dogmenfreien und aufgeklärten Toleranz- und Moralchristentum ausgehen können.

Demgegenüber möchte ich nun zunächst feststellen, daß das schon für die Gegenwart nicht zutrifft. Freilich in den Kreisen unserer Intellektuellen ist die Bedeutung der Religion für das praktische Leben überaus gering. Das ist eine altbekannte Tatsache. Aber man darf daraus auf das analoge Verhältnis in anderen Volkskreisen nicht ohne weiteres schließen. Es genügt doch, die politische Lage in Deutschland allein ins Auge zu fassen, um sich vom Gegenteil zu überzeugen. Hier ist alles beherrscht durch das Zentrum einerseits, das ganz unzweifelhaft wesentlich durch religiöse Motive zusammengehalten ist und sein besonderes Programm der Verbindung von Demokratie und Autorität, von Sozialreform und ständischer Gebundenheit gerade aus der Überlieferung seiner Ethik und Soziologie herleitet. Ich glaube, das in meinen »Soziallehren der christlichen Kirchen« (Archiv XXVII und XXVIII) deutlich und unwiderleglich gezeigt zu haben. Auf der anderen Seite ist die Lage beherrscht durch die lutherischen Konservativen, denen erst ihr Zusammenhang mit der Orthodoxie die starke populäre und ideelle Grundlage gibt, und deren politisch-soziales Programm ebenso historisch aufs engste mit allen Instinkten und Grundgefühlen des Luthertums zusammenhängt, wie ich gleichfalls im Archiv (XXIX und XXX) völlig klar gemacht zu haben glaube. Was nun aber den modernen Calvinismus anbetrifft, so stellt auch dieser gerade auf dem Grunde seiner religiösen Eigentümlichkeiten eine besonders starke und eigentümliche politische, soziale und wirtschaftliche Kulturmacht dar. Man braucht nur Tocquevilles heute noch wunderbares Buch über die »Démocratie en Amérique« zu lesen oder Morleys Biographie von Gladstone, die diesen großen Staatsmann vom toryistisch-anglikanischen Standpunkt zu dem freikirchlichen und politisch-liberalen der Dissenter übergehend und auf diese vor allem sich

stützend zeigt. Dabei ist das Freikirchentum allerdings eine täuferische Einwirkung. Aber das Freikirchentum bedeutet nicht Toleranz an sich, sondern nur die Preisgabe des Staatskirchentums und des Staatszwanges, den Rückgang auf die Selbständigkeit der Einzelkirche, innerhalb deren dann aber erst recht die strengste dogmatische Kontrolle geübt wird. Es ist die gegenseitige Duldung verschiedener Kirchen nebeneinander, aber die dogmatische Strenge und Gebundenheit nach innen. Auch von einer Verbindung dieses mächtigen gegenwärtigen Calvinimus mit dem Humanismus und der Aufklärung ist nicht die Rede. Denn die Anwandelungen des Rationalismus des 18. Jahrhunderts sind im modernen Calvinismus wieder ausgeschieden, er ist unter dem Einfluß des Methodismus und Pietismus wieder orthodox geworden. Bloß den politisch-sozialen Liberalismus hat er beibehalten, eine Verbindung, die in England und Amerika den deutschen Besucher in der Regel vor allem zu befremden pflegt. Auch ein Mann wie Gladstone ist bei allem politisch-sozialen Liberalismus doch religiös in einer Weise orthodox gewesen, die dem gebildeten deutschen Professor unfaßbar zu zu sein pflegt. Ein neuerer Darsteller des englischen Liberalismus (Ostrogorski, La démocratie et l'organisation des partis politiques I. 1903 S. 93) sagt bei Gelegenheit des Methodismus: »Dès le moment où l'âme individuelle se fut réveillée pour s'affirmer en face de Dieu et de la société, 'l'homme' etait entré sur la scène sociale et politique de l'Angleterre pour ne plus la quitter. Il est entré en Angleterre par l'ouverture de la morale, comme il a pénétré en France par celle de la logique«. Morley in seinem Life of Gladstone I, S. 163 schildert das 19. Jahrhundert: »Philantropic reform still remained with the evangelical school that so powerfully helped to sweep away the slave trade, cleansed the prisons and aided in humanising the criminel law. It was they who helped to form a conscience, if not a heart, in the callous bosom of English politics.« Außerdem sei erinnert an des niederländischen Exministers Kuypers Vorlesungen über den Calvinismus, die er an der Hochburg calvinistischer Orthodoxie, an der Princeton University, gehalten hat (deutsch von Jäger »Reformation wider Revolution« 1904), und deren Ideen auch nicht auf dem bloßen Papier geblieben sind. Die heißen niederländischen Kämpfe drehen sich um sie bis heute, obwohl die Dordrechter Synode nach Rachfahl wirkungslos geblieben ist und Erasmus den niederländischen Nationalgeist darstellt. Das letztere muß ich meinerseits für eine unbegreifliche Übertreibung halten. Wer im Arminianismus den Geist der Niederlande zu sich selber kommen sieht, könnte ebenso gut behaupten, daß der deutsche Geist erst im Altkatholizismus sich erfaßt habe. Jedenfalls lebt im heutigen Holland eine starke, auch politisch und kulturell höchst einflußreiche Orthodoxie. Es kann also sogar für die Gegenwart gar keine Rede davon sein, daß »kirchliche Kräfte ihre Wirksamkeit über das eigentlich Religiöse nicht hinaus zu erstrecken pflegen«.

Überhaupt dürfte es Rachfahl schwer fallen, zu sagen, was denn dies »eigentlich Religiöse« sei, über das kirchliche Kräfte nicht hinauswirken. Gehört die religiöse Ethik mit ihren Anschauungen über Familie, Staat, Gesellschaft, Wirtschaft und Kultur zum »eigentlich Religiösen«, dann sind dessen Grenzen schwer festzustellen. Es ist das überhaupt eine ganz unmögliche Vorstellung von der Sache. Wer den absoluten Wahrheitsanspruch der kirchlichen Dogmen, die einschneidenden Konsequenzen der christlichen Ethik in ihren verschiedenen kirchlichen Ausprägungen kennt, wer die alles beherrschende Tendenz dieser leidenschaftlichen Gefühlsmächte in der Nähe gesehen hat, der wird sich nicht wundern, wenn all das über die Grenzen der bloßen Kultgemeinschaft hinaus auf das allgemeine Leben zu wirken strebt. Dieses Streben ist wahrhaftig nicht erfolglos, wie die immer erneuerten sogenannten Kulturkämpfe zeigen, und die praktische Rolle, die das tolerante dogmenfreie Moralchristentum spielt, ist, so hoch man es schätzen mag, zwischen den kirchlichen Absolutisten und den radikalen Kirchenfeinden doch eine sehr bescheidene.

Das geistige Leben, besonders in Hinsicht der Religion, bewegt sich in Pendelschlägen. Auf Zeiten höchster Energie und Konzentration folgen solche der Ermattung und der Ausweitung. Etwas derartiges mag auch wieder auf unsere gegenwärtige Periode der unzweifelhaften Ermattung folgen, worüber bei Jakob Burckhardt in seinen »Weltgeschichtlichen Betrachtungen« lehrreiche Andeutungen

zu lesen sind. Jedenfalls aber ist die Gegenwart eine Zeit der Religionsschwäche. Wenn nun aber schon hier die weit über das kirchliche Gebiet hinausreichende Wirkung religiöser Energien unverkennbar ist, so war das erst recht der Fall in jenen Zeiten, die, wie das 16. Jahrhundert, ganz und gar von der religiösen Leidenschaft erfüllt sind. Freilich wird ein skeptischer Menschenkenner auch hier zeigen können, daß nichts so heiß gegessen wird, wie es gekocht ist, daß das Leben über Theorien und Dogmen sich unter Umständen hinwegsetzt, daß die religiöse Motivierung oft ein Mäntelchen ist, das die Zeit verlangt, und das oft sehr äußerlich höchst weltlichen Dingen umgehängt wird. Und auch eine dem Gegenstand innerlich verwandtere Betrachtung wird darauf hinweisen müssen, daß zwar die Dogmen vollständig zum Siege kamen, daß aber gerade die ethischen Kulturideale meist so hoch gegriffen, die realen Lebensbedingungen so weit überfliegende Utopien waren, daß sie praktisch nur sehr gebrochen durchführbar waren. Immerhin, das Zeitalter hat sie doch in sehr erheblichem Umfange verwirklicht. Für beides, für die unumgänglichen Kompromisse mit einer dem lutherischen Ideal gar nicht entsprechenden Wirtschaftsethik und für die rücksichtslos alles opfernde Behauptung des religiösen Systems im Ganzen gibt Gotheins Schilderung der »Markgrafschaft Baden im 16. Jahrhundert« 1910 ein charakteristisches Beispiel. Vollends der Calvinismus, wenn man ihn nicht bloß aus dem ihm innerlich abgeneigten Kampschulte studiert, hat mit einer rücksichtslosen Energie die Einzelheiten des Lebens nach seinen Idealen geformt. Hier ist Calvins Briefwechsel ein den modernen Menschen immer von neuem erschütterndes Beispiel, und die beiden Schriften von Choisy (La théocratie à Genève o. J. und besonders L'état chrétien calviniste à Genève aux temps de Bèze o. J.) zeigen bis ins einzelne die christlich-soziale Durcharbeitung des Genfer Staates. Ich kann und brauche das im einzelnen gar nicht näher zu beweisen. Ich wende mich nur gegen die einzelnen Beispiele, in denen Rachfahl mit einem an sich gewiß schätzenswerten gesunden Menschenverstand die Unwirksamkeit des religiösen Elementes gegenüber dem allgemeinen Leben veranschaulichen wollte.

(Schluß folgt)

Ibsens Thesen.

Von Oskar F. Walzel, Professor an der Technischen Hochschule in Dresden.

(Schluß)

Die Angriffe, denen Ibsen dank der »Komödie der Liebe« sich ausgesetzt sah, erweckten in ihm Zweifel an seinem Berufe. Dieser an sich zweifelnde Ibsen tritt in Ibsens Dichtung als Jarl Skule hinein. Aber schon hat Ibsen sich von zweifelnder Verzagtheit befreit, wenn er Skule gestaltet. Er hat sich inzwischen mit dem Skalden Jatgejr über den Zweifel emporgekämpft und ist zu Håkons großem Königsgedanken hinaufgestiegen. Skule versinnbildlicht nur noch, was Ibsen einst gewesen war. Wie ein ähnlicher Vorgang die Entstehung des »Brand« bedingt, wurde oben gezeigt. Nachdem Ibsen die Tragik des »Alles oder nichts« erkannt und dichterisch verwertet hatte, mußte er notwendig von einer Stimmung sich befreien, die ihn zum Kompromiß zu treiben drohte. Als etwas Durchlebtes liegt die Entwicklungsstufe hinter ihm, auf der er das tragische Irren des unerbittlichen Idealisten Brand zeichnete. Jetzt galt es auch diese durchlebte Entwicklungsstufe künstlerisch zu erfassen; und Ibsen erschuf aus sich selber Peer Gynt und Stensgård, zeigte dichterisch, wohin der Mensch gelangt, der dem »Alles oder nichts« in weicher Anschmiegsamkeit sich entzieht. Ibsens Dichtung wurde in dieser Zeit geradezu ein Fortschreiten in dialektischen Gegensätzen; und auch später blieb etwas dieser Art bestehen. Er stellte Ideale auf und zertrümmerte sie. Immer wieder entdeckte er eine Illusion, die an das Ideal sich heftet. Was ihm eben noch hoch und heilig gewesen war, verlor vor seinem kritisch scharfen Auge den verklärenden Schimmer. Illusion um Illusion fiel dahin. Die Genesis von »Kaiser und Galiläer« hat

uns schon gezeigt, wie Ibsen auch seine liebſten Gedanken opferte, weil er ihren tragischen Folgen nachzuspüren nicht müde wurde.

Auf die Tragödie von Ibsen-Julian folgen drei Dramen, die keine Selbſtporträte ent- halten, Dramen, in denen die Frau herrscht. Das erſte, zugleich seine erſte Gesellschafts- tragödie, die »Stützen der Gesellschaft«, iſt das einzige Stück Ibsens, das eine unge- brochene These durchführt. Die Wahrheits- orderung wird ohne Einschränkung auf- geſtellt und erfüllt. Sehr richtig hat man rkannt, daß die »Stützen der Gesellschaft« atsächlich das einzige Tendenzdrama Ibsens ind. Die Wendung vom Auferſtehungstag u den Porträtbüſten, wie Rubek es im pilog nennt, der Übergang von der hohen Poesie zur realiſtischen Gesellschaftskritik ınd zu Gegenwartstragödien, iſt wohl die oraussetzung dieser neuen, aber auch sofort ieder aufgegebenen Tendenzdramatik. Gleich n »Puppenheim« kehrt Ibsen wieder zur ichterischen Geſtaltung des »Durchlebten« urück und bleibt fortan dauernd bei ihr ehen. Wieder sind es Lieblingsgedanken bsens (die wahre Ehe und die Rechte der rau), deren tragische Wirkung zutage tritt. den »Gespenſtern« ſteigert sich zu Unter- ang und Zusammenbruch, was im »Puppen- eim« dargeſtellt war. Eine Nora, die das eben kennt, möchte ihren Sohn retten; d in tragischem Irren scheitert sie, scheitert ch weit schlimmer als Nora, die nur ihre he »verhudelt und verschandelt«.

Wiederum ſtürmte alles gegen den ichter los. Bewußt, als Volksfreund ge- ndelt und gedichtet zu haben, wurde er e ein Volksfeind behandelt. In der immung, diese Angriffe auf's schärfſte zu widern, ging er an sein nächſtes Werk. ermals liegt all diese Kampfesluſt wie ein rchlebtes hinter ihm, wenn er den »Volks- nd« fertigſtellt. Nur humorvolle Resig- tion iſt übrig geblieben. Das Drama wird Luſtspiel. Nicht ein siegreicher Vor- mpfer der Wahrheit, nur ein tragi- mischer Doktor Stockmann erſteht aus m Modell Ibsen. Gleich darauf iſt auch se Stimmung überwunden. Der Wahr- tsforderer Stockmann zeigt noch nicht die gik, die aus den Ansprüchen des Wahr- tsfanatikers für andere erwachsen kann. rum schuf Ibsen in Gregers Werle das grausamſte Selbſtporträt, das er sich je ge- leiſtet hat. In der »Wildente« iſt das »Durchlebte«, das »Gift«, das Ibsen aus sich herausschleudert, der ihm einſt so wichtige und heilige Wunsch, Wahrheit gegen die Lebenslügen der Menschheit auszuspielen und die Lebenslügner zur Wahrheit zu er- ziehen.

In gleichem Rhythmus schreitet Ibsens Schaffen zunächſt weiter: Die Illusion des »Adelsmenschentums« fällt in »Rosmers- holm«. Dann folgen wie eine Ruhepause abermals zwei Frauendramen. Die Selbſt- kritik scheint zu schweigen; es iſt, als ob Ibsen nicht das Durchlebte vorführen, son- dern nur Frauenseelen begreifen möchte. Dennoch spürt der sorgsame Betrachter in der »Frau vom Meere« und in »Hedda Gabler«, wie viel einſt hochgehaltene Illu- sionen auch hier preisgegeben werden; dort in Episodenfiguren wie Lyngſtrand, hier in der Heldin, die ja wie einſt Julian antike Sinnenschönheit verwirklichen möchte und in solchem Streben nur Tod und Verderben ſtiftet. Mit ungebrochener Macht aber setzte von neuem die Selbſtkritik in den vier letzten Dramen ein; und diesmal erreichte sie ihre höchſte Höhe. Kritisch zog Ibsen das Fazit seines ganzen Lebens. Und nun mußte er erkennen, daß dieses Leben nicht bloß einzelne Illusionen gezeitigt habe, daß es samt und sonders eine große Illusion ge- wesen sei. Jetzt lag als Überwundenes, Durchlebtes dieses Leben hinter ihm; und er überschaute es mit Augen, die nicht milder geworden waren, seitdem er Julian und Gregers Werle gezeichnet hatte.

Zu Solneß, Allmers, Borkman, Rubek hat abermals Ibsen Modell geſtanden. Und mit Schrecken erkennt man, daß die Zweifel an seiner künſtlerischen Vollbürtigkeit, die Ibsen »durchlebt« und überwunden zu haben meinte, als er Jarl Skule künſtlerisch formte, im Alter ihn mit neuer Kraft gepackt haben. Aus den vier letzten Dramen spricht das erschütternde Bekenntnis, daß Ibsen sein Lebenswerk für mißlungen hielt. Einſt habe er Großes geschaffen, dann aber dem Publikum billige und minderwertige Ware hingeworfen. Eine heiße und unerfüllbare Sehnsucht nach Tat und Leben, ein julia- nischer Drang nach dem Großen, Schönen, Freien ſteht hinter diesen Bekenntnissen! Nie hat Ibsen erreicht, was er eigentlich

suchte; und er wird es auch nie erreichen! Im Hintergrund aber lauert alte Schuld: die wahre Liebe hat er versäumt. So vereinigt sich alles zu der bitteren Klage: Ibsen hat sein Leben nicht gelebt.

Eindringlich erzählen diese letzten Werke Ibsens von dem schweren Menschenleid, das mit der Zeichnung des Durchlebten und Überwundenen in seinen Schöpfungen sich verbindet. Dieses Menschenleid war ja auch früher nicht zu kurz gekommen. Der leidende Julian, der leidende Gregers Werle durfte seine Seelenqual bewegend und ergreifend kundgeben. Stärker noch tun gleiches die Helden der vier letzten Stücke. Die Macht, mit der trotz aller herben Selbſtkritik das seelische Leid des Menschen aus Ibsens Stücken spricht, läßt erkennen, wie wichtig ihm der Mensch in seinen Dramen war. Wohl durfte er zu M. G. Conrad sagen, daß er immer vom Individuum ausgehe. »Bevor ich ein Wort niederschreibe, muß ich meinen Menschen durch und durch in meiner Gewalt haben, ich muß ihm bis auf die letzte Falte der Seele sehen … Die Szene, das Bühnenbild, das dramatische Ensemble, das alles ergibt sich von selbſt und macht mir keine Sorge, sobald ich mich des Individuums in seiner ganzen Menschlichkeit versichert habe. Auch äußerlich muß ich's vor mir haben, bis auf den letzten Knopf, wie es ſteht und geht, wie es sich benimmt, welchen Klang seine Stimme hat. Dann lass' ich's nimmer los, bis sich sein Schicksal erfüllt hat.« Dieses ſtarke, alle Denkarbeit beim künſtlerischen Schaffen überholende Interesse an dem Menschen wird auch bezeugt durch Nachrichten, die über andere Modelle Ibsens von den Herausgebern des Nachlasses und von Roman Woerner uns geschenkt werden. Die Frauen, voran Nora, Ellida Wangel, Hedda Gabler, sind aus dem Leben geschöpft, ebenso Hjalmar Ekdal, Ejlert Lövborg und ihre Genossen. Ja, wenn Ibsen sich selbſt zum Modell nahm, so ſtellte er gern weitere Modelle daneben, um den Menschen deſto farbenreicher und lebendiger zu geſtalten. Er suchte zugleich seine eigenen Wesenszüge an anderen zu ſtudieren, um die Wahrheit und Echtheit seiner Beobachtung feſter zu begründen. So bei Brand, bei Stockmann, bei Rosmer.

Dennoch wird auch aus den oben gegebenen Andeutungen über die Entſtehung von Ibsens Dichtungen begreiflich, daß William Archer aus Ibsens eigenen Worten den Eindruck gewonnen hat, in der Entwicklung seiner Werke gebe es eine gewisse Stufe, auf der ebenso leicht eine Abhandlung wie ein Drama entſtehen könne. Ibsen selbſt habe ihm zwar nicht zugegeben, daß in der Regel zuerſt die Idee des Stückes konzipiert werde und dann erſt die Personen und die Geſtalten feſte Form annähmen. Dennoch glaubte Archer behaupten zu dürfen, Ibsen müsse die Idee sozusagen erſt in Person und Handlung realisieren, ehe das eigentliche Schöpfungswerk beginne.

Wie sehen heute schärfer, wir können jetzt, was Archer noch 1906 vorbrachte, in einer Form erfassen, die dem Künſtler Ibsen gerechter wird und seiner Zuſtimmung sicherer gewesen wäre als Archers Beobachtung. Schon die knappe, in ihrer Kürze zum Schematischen neigende Betrachtung, die ich hier anſtellen konnte, beweiſt, daß Ibsen in dauernder Denkarbeit sich bewegte. Stets von neuem ſtrebte er nach der Lösung der Frage, wie eine groß gemeinte Idee in Wirklichkeit umzusetzen sei; der Gedanke einer künftigen Adelsmenschheit, eines kommenden dritten Reiches ſtand dabei im Vordergrund.

Ibsens unbeſtechliches Auge erkannte sofort die Gefahren, die in der Verwirklichung solcher Ideen sich bergen. Seine peinlich scharfe Selbſtkritik geſtattete ihm nie, sich selbſt zu belügen und eine Tat nur darum anzuerkennen, weil sie aus einem schönen ihm lieben Gedanken erwuchs. Das Verhängnisvolle, das in ihr lag, brachte er sich denkend und sinnend immer mehr zum Bewußtsein. So enthüllte sich ihm ſtärker und ſtärker die Wahrheit des Wortes: »Dem Herrlichſten, was auch der Geiſt empfangen Drängt immer fremd und fremder Sto[ff] sich an.«

All diese Denkarbeit könnte auch in ein[er] Abhandlung ihren Niederschlag finden. Do[ch] Ibsen durchlebte den ganzen Überwindung[s]prozeß in sich selber. Schon dieses Erleb[en] führte ihn aus der Welt der Begriffe i[n] Lebendige dichterischer Erfassung hinei[n] Lebensprobleme traten in Ibsens Leben; [er] erfuhr am eigenen Leibe, wie schmerzlich s[ie] werden können. Der Dichter sah nic[ht] abſtrakte Möglichkeiten, sondern konkre[te] Einzelfälle vor sich; er beobachtete sich selb[st] wie er mit den Gefahren hoher Gedank[en]

rang und kämpfte. Was im Leben aus den schönen Schlagworten einer neuen, höheren Sittlichkeit werden kann, hatte er in sich durchlebt, ehe er in Brand oder in Julian, in Rosmer oder in Brendel sein eigenes Erlebnis objektivierte, oder ehe er es in eine Frauenseele, sei es Nora oder Frau Alving oder Hedda Gabler, hineinverlegte. Immer galt es, einen Lieblingsgedanken in strengster Selbstkritik innerlich zu überwinden, und wäre es der berechtigte Wunsch, die Lebenslügen der Menschen zu zerstören und die Welt zur Wahrheit zu erziehen.

Darum konnte — mit einer Ausnahme, den »Stützen der Gesellschaft« — die ganze Welt von Ibsens Lieblingsgedanken (Adelsmenschentum, Wahrheit, Recht der Frau, wahre Ehe usw.) nie als Tendenz in sein Werk hineingelangen, nie zu Thesen sich verdichten. Der Dichter hatte nur den Einzelfall vor sich, der die Gefahr solcher Gedanken beweist, er sah nur den Menschen, der kämpft und leidet, weil er einen großen Gedanken nicht in Leben umzusetzen vermag. Da die Dichtung Ibsens immer wieder den einzelnen menschlichen Fall gegen die These ausspielte, konnte sie nicht der unkünstlerischen Form der Thesendramatik verfallen.

Die Kampfesstimmung, die trotzdem in Ibsens Werken waltet, sei drum gewiß nicht bestritten. Weil er so streng mit sich und mit seinen Lieblingsgedanken verfuhr, weil die Träger dieser Lieblingsgedanken in seinen Dramen nur als fremde und leidende Menschen sich darstellten, fühlte er sich auch berechtigt, mit den Vertretern der Gegenpartei streng ins Gericht zu gehen, mit den Herolden der Alltagssittlichkeit, die satt und bequem im Lehnstuhl konventionellen Brauches sitzen, und denen niemals die Notwendigkeit aufgegangen ist, für Veraltetes und Verkommenes das notwendige Neue zu suchen. Kennen sie doch auch nicht die Seelenqual der Ringenden und Vorwärtsstrebenden! Es ist Ibsens bitterste Ironie, wenn diesen Menschen von selbst in den Schoß fällt, was er und seine Kampfgefährten vergeblich suchen; wenn etwa der alte Werle und Frau Sörby in bequemer und weltkluger Vorsicht sich ihre Vergangenheit offen bekennen und so die Forderung der Wahrheit und in ihr eine Vorbedingung wahrer Ehe erfüllen. Wäre Nora so klug gewesen, sie hätte die große Enttäuschung nie duldend zu erleben gehabt.

Seine Lieblingsideen hat Ibsen nie ungebrochen in Dichtung umgesetzt. Aber auch ins eigene Leben ließ ihn rückhaltlose Selbstkritik diese Lieblingsideen nicht hineintragen. Er ist ein Moses, der ins verheißene Land des dritten Reiches sehnsüchtig seine Blicke sendet, es aber nicht betritt.

Wir stehen vor der Tragik seiner eigenen Existenz. Frei wollte er den Menschen wissen, nicht gebunden an die zahllosen Rücksichten und Vorschriften religiöser und juridischer Tradition. Doch für sich selbst nahm er diese Freiheit nicht in Anspruch. Er blieb der Korrekte, der Mann der strengen überkommenen Formen. Denn er wußte, daß er anders nicht der guten Sache dienen könne. Er wollte nicht das Schicksal Julians teilen, der einen hohen Gedanken schädigt, weil er ihn mit unzulänglichen Mitteln in Tat umwandeln will.

Seine Dichtung erwog in eherner Folgerichtigkeit die Frage: welche Konflikte ergeben sich dem Übergangsmenschen, der eine neue Sittlichkeit ahnt und wünscht, im Zusammenstoß mit der alten? Sein Leben kannte diese Konflikte wohl, doch in strenger Selbstzucht vermied er eine Lösung zu suchen, die ihn im Leben über die enggezogenen Grenzen anerkannter und geltender Sittlichkeit hinausgeführt hätte.

Vor allem auf dem Felde des Verhältnisses von Mann und Weib! Einst hatte er erkannt, daß der Dichter sich nicht binden soll, wenigstens nicht in der Form alter Sittlichkeit. Das Problem der femme d'artiste — Goethe und Heine haben es frei zu lösen versucht — spiegelt sich in der »Komödie der Liebe?« Ibsen band sich dennoch in der überkommenen Form. Die Seelenkämpfe, die ihm deshalb erwuchsen, ahnen wir aus den Erlebnissen Rosmers, Solneß', Borkmans, Rubeks mit Rebbekka, Hilde Wangel, Ella Rentheim, Irene. Doch Ibsen bändigte mit fester Hand diese Stimmungen und ließ sie nicht ans Tageslicht treten. Nur im Sehnsuchtstraum wagte er die streng gezogene Grenze zu überschreiten; ich meine das Gossensasser Erlebnis vom Jahre 1889. Damals hatte der Alternde, wie Solneß, eine »liebe Prinzessin« gefunden. Ihr bekannte er: »Daß wir einander entgegengekommen sind, war einfach eine Naturnotwendigkeit.

Und es war ein Fatum zugleich.« Dann aber brach er den Briefwechsel ab »als das einzig Richtige, als eine Gewissenssache«. Und doch konnte er nach acht Jahren noch beichten: »Der Sommer in Gossensaß war der glücklichste, schönste in meinem Leben! Wage kaum daran zu denken. Und muß es doch immer. Immer!«

Das Drama »Kaiser und Galiläer« berichtet von der Versäumnis des Lebens aus christlicher Zaghaftigkeit. Ibsens Selbstzucht birgt etwas von dieser Zaghaftigkeit in sich. Im Bewußtsein eigener Zaghaftigkeit ist Ibsen merkwürdig mild und nachsichtig gegen die Lebensbejaher mit robustem Gewissen, auch wenn sie ans Zuchtlose streifen: gegen Hilde Wangel, gegen Rita Allmers, gegen Frau Wilton in »John Gabriel Borkman«, gegen Maja Rubek. Weit schlimmer geht es allen, die aus der Welt der Gedanken in die Welt der Tat und des Lebens hinüberblicken. Doch eben wegen dieser Zaghaftigkeit mußte er zuletzt sich sagen, daß er wohl ein Dichter gewesen, zu Tat und Leben indes nie gelangt sei. Und doch ruft von Anfang an alles in Ibsen nach Tat und Leben, drängt es ihn hinaus aus dem Reich der Tinte und des Papiers. In Falk nährt Schwanhild den Wunsch, von Worten zu Handlungen weiterzugehen:

Von heut' ab fliegen Sie aus eigner Kraft
Und stellen sich auf Biegen oder Brechen.
Papierne Dichtungen sind Pultbestand,
Nur das Lebendige gehört dem Leben,
Nur ihm sind alle Pässe preisgegeben.

Als Ibsen an »Brand« arbeitete, glaubte er das Ästhetische endgiltig aus sich ausgetrieben zu haben. Hier heißt es: »Es prägt sich eine Tat Mehr ein als tausendfacher Rat.« Und trotzdem mußte er gerade damals erfahren, daß auch sein »Brand« nur Dichtung, nur Wort sei, während andere hingegangen waren, um ihr Leben für eine Sache in die Schanze zu schlagen, die Ibsen bloß in Versen vertreten konnte. Darum zeichnete er in Julian mit der unerbittlichen Schärfe, die er diesem seinem Ebenbild gegenüber walten läßt, den Tintenmenschen, der über Worte und Schriften es nicht zur Tat bringt. Im vierten Akt des ersten Teils schaudert die wahnsinnige Helena vor dem Gatten Julian zurück: »Jetzt will er wieder forschen — Tinte an den Fingern — Bücherstaub im Haar — ungewaschen . . .« Im zweiten Akt des zweiten Teils erscheint dieser machtlose Schriftgelehrte auf der Bühne; er trägt einen zerlumpten, mit einem Strick zusammengebundenen Mantel; Haar und Bart sind ungekämmt, die Finger von Tinte beschmutzt; in beiden Händen, unter den Armen und im Gürtel trägt er Pergamentrollen und Papier. Eine wahre Jammergestalt, dieser papierne Streiter gegen Christus! Erbost über den Spott des Herakleos, der Julians Mühen belächelt, ruft er aus: »Weißt Du, was ich unter meinem linken Arm hier habe? Nein, das weißt Du nicht. Es ist eine Streitschrift wider Dich . . . Deine Verse waren schlecht; — ich habe es in dieser Schrift hier bewiesen.« Immer nur Tinte, immer nur Schriften setzt Julian gegen die Christen in Bewegung. Bis endlich dies Fechten mit Worten zu einem ohnmächtigen Gestammel wird: Im dritten Akte erstirbt dem Erbosten das Wort auf der Lippe, wenn er den Christen seinen Erfolg einreden möchte: »Ich hörte hier etwelche sagen, der Galiläer habe gesiegt. Es könnte so scheinen; aber ich sage Euch, es ist ein Irrtum . . . Ich werde —! ich werde —! ja, wartet nur! Ich bereite schon eine Schrift wider den Galiläer vor. Sie soll sieben Kapitel enthalten; und wenn seine Anhänger die zu lesen bekommen, — und wenn noch dazu »Der Barthasser« — —.«

Auch Ibsen war nicht zur Tat vorgeschritten; er hatte nur Schrift auf Schrift in die Welt gesandt. Nicht in sieben Kapiteln, aber in fünf Akten war er stets von neuem in den Kampf gezogen und hatte das Leben darüber versäumt. Darum wollen die Menschen seiner letzten Dramen von Büchern und Papier weg und ins Leben hinein. Schon Rosmer zieht es fort von seiner Denkerarbeit. Allmers wirft sein philosophisches Werk von sich, um zu handeln und zu wirken, zunächst um seinen Sohn zu erziehen, dann aber um die Armen zu schützen und zu fördern. Solneß will nicht länger Heimstätten für Menschen bauen, sondern das Leben genießen. Und in wildem Glücksverlangen ruft Erhard Borkman: »Leben, leben, leben!« Der Epilog aber verkündet als letzte Weisheit: Wer nur für seine Kunst gelebt, hat nie das wirkliche Glück gefunden. Wie sehr dieses Bekenntnis aus Ibsens eigenster Erfahrung geschöpft war, zeigt ein Brief an Jonas Collin vom 31. Juli 1895. Schon damals gestand Ibsen sich ein, daß seine ganze Schöpfung ihm nicht das

»Glücksgefühl« gebracht habe, ohne das »das Ganze nichts wert ist«.

Ibsen ist im Leben zur Tat nicht durchgedrungen, nur als Dichter konnte er das Gebot der Tat aussprechen, besser gesagt: nur klagen, daß die Menschen der Tat vergessen und in Worten allein sich ausgeben. Dennoch darf heute behauptet werden, daß sein Leben nicht allein der Kunst dienstbar war.

Wohlbemerkt! Es ist ein Ruhmestitel Ibsens, daß er der Kunst gedient hat. Was an dieser Stelle über seine Werke vorgebracht worden ist, sollte ja vor allem zeigen, um wieviel mehr Ibsen Künstler ist, als man einst anzunehmen geneigt war. Neben der künstlerischen Leistung indeß, die in jedem einzelnen Werke Ibsens vorliegt, besteht eine Leistung, eine Tat zurecht, die über die Grenzen der Dichtung hinausgreift. Diese Leistung, diese Tat war die Befreiung, die den Zeitgenossen aus Ibsens Schaffen erwachsen ist.

Goethe nannte sich einmal in stolzem Rückblick über sein Wirken einen Befreier. Er wußte, daß er seine Zeit von der Engherzigkeit einer ängstlichen und unaufrichtigen Weltanschauung befreit hatte. Etwas Ähnliches hat Ibsen geleistet.

Ihm war das Leid des Übergangsmenschen aus seinem eigenen Denken und Erleben aufgegangen, denn er war selbst ein Übergangsmensch. Er versetzte dieses Leid in seine Dichtung und schenkte dadurch der Welt Verständnis für die Seelenkämpfe der Übergangsmenschen. Das Evangelium des dritten Reiches hat er zwar nie in starken Akkorden und ungebrochen verkündet. Doch er öffnete ihm die Ohren der Welt, indem er die Seelenvorgänge und die Tragik der Menschen versinnbildlichte, die im Herzen den Gedanken des dritten Reiches tragen und ihn nicht verwirklichen können.

Seine strenge Selbstkritik ließ ihn diese Tragik in ihrer vollen Stärke erleben. Diese strenge Selbstkritik hielt ihn auch ab, bei der Zeichnung seiner Leidensgenossen, der Übergangsmenschen, in weichmütige Selbstverteidigung zu versinken. Um so eindringlicher konnte er ihr Leid mitfühlen lassen. Hier wurzelt seine Befreiungstat, die niemals zu gleichem Erfolge gelangt wäre, wenn Ibsen den kämpfenden und leidenden Übergangsmenschen nur zum Gegenstand tränenseliger Rührung mißbraucht hätte.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Die ärgsten Feinde des englischen Buchhandels: Automobil und billige Buchausgaben.

Die englischen Buchhändler sind mit ihren Einnahmen ebensowenig zufrieden wie die deutschen. Auch sie suchen nach Abhilfe, sehen sich aber zunächst, wie es so Mode ist, nach ein paar Sündenböcken um. Diese glaubt man nun in zwei Dingen gefunden zu haben, die miteinander nicht das geringste zu tun haben, ja in förmlichem Gegensatze zu einander zu stehen scheinen: in den Automobilen und in den billigen Buchausgaben.

Daß die Automobilleidenschaft unserer Tage die Vorliebe für das Lesen zurückdrängen oder gar ersticken muß, kann allerdings wohl nicht bestritten werden. Mr. James Milne, der Herausgeber der Monatsschrift »Book Monthly«, äußert sich darüber in einem längeren Aufsatze in der New York Times. Der überwiegende Teil der jungen und älteren Damen der Gesellschaft, die früher fast den ganzen Tag zu Hause saßen, falls sie nicht Gesellschaften besuchten oder anderen Einladungen folgten, und die einen erheblichen Teil ihrer Zeit mit Lesen verbrachten, ziehen es heute vor, über die Landstraßen und durch die Gebirge zu sausen und das Leben statt durch das Medium der Bücher auf diesem direkten Wege kennen zu lernen. Ob es allerdings möglich ist, daß sie es dabei wirklich kennen lernen, ist natürlich sehr die Frage. Durch die Werke großer Dichter, ja auch nur geschickter Schriftsteller mag man doch wohl in das Leben der Gegenwart sehr viel tiefer eindringen, als wenn man in einem Automobil an Menschen vorbeisaust, mit denen man kaum in Berührung kommt — von dem Leben und der Geschichte früherer Zeiten ganz zu schweigen. Jedenfalls glaubt der englische Buchhandel, und man muß ihm darin wohl Recht geben, daß er durch das Automobil schwer geschädigt wird.

Wie steht es nun aber mit den billigen Buchausgaben?

Die Geschichte des englischen Buchhandels im 19. Jahrhundert zeigt zunächst für Jahrzehnte eine eigentümliche Vorliebe für den dreibändigen Roman, der für $1^1/_2$ Guineen verkäuflich war. Jeder Schriftsteller, der einen Roman absetzen wollte, wußte, daß er ihn auf drei Bände zuschneiden mußte, um überhaupt einen Verleger dafür zu finden. Und der Preis von $1^1/_2$ Guineen hatte sich so eingebürgert, daß alle Verleger in stillschweigendem Übereinkommen an ihm festhielten. Viele prächtige Bücher der englischen Dichtung (man denke z. B.

an die Meisterwerke von Dickens oder an Thackerays humoristisch-satirischen Roman »Vanity Fair«) haben deshalb einen Umfang erhalten, der uns modernen Menschen, die wir nicht genügend Zeit zum Lesen haben, fast als zu groß erscheint.

Die Form des dreibändigen Romans mochte damals jedem Engländer recht sein, sein Preis konnte aber immerhin nur von wohlhabenden Leuten bezahlt werden. Aus diesem Grunde entwickelte sich das Leihbibliothekswesen in England zu ganz besonderem Umfange: ihre Besitzer wußten eben, daß ein sehr großer Teil des gebildeten Publikums danach schmachtete, die neuesten dreibändigen Romane zu lesen, ohne doch das Geld für ihren Ankauf zu besitzen. So entstanden die großen Leihbibliotheken von Mudie, Smith, Boots und wie sie alle heißen, denen ja in den letzten Jahren noch Leihbibliotheksunternehmungen der großen Zeitungen an die Seite getreten sind. Die Bedeutung dieser Bibliotheken für das Kulturleben Englands ist jahrzehntelang sehr groß gewesen. Haben sie es doch erst ermöglicht, daß die Mehrzahl der Gebildeten mit den Schöpfungen der neuesten englischen Literatur bekannt wurde. Das Volksbibliothekswesen hat sich in England erst etwa seit den 70er Jahren des 19. Jahrhunderts reger entwickelt, dann allerdings auch sehr viel größeren Umfang angenommen als in Deutschland, und ist auch seinerseits als weiterer Kulturfaktor neben jene älteren Bibliotheken getreten, die nur gegen Entgelt benutzt werden konnten und Privatunternehmen darstellten, während die »Public Libraries« für jedermann frei zugängig sind und fast überall von den Stadtverwaltungen unterhalten werden.

Im Publikum machte sich indessen immer mehr der Wunsch geltend, Bücher, die man gelesen hatte, und die besonders Gefallen erregt hatten, auch persönlich zu besitzen. Wer zum Beispiel »Vanity Fair« von Thackeray, um dieses wundervolle Buch noch einmal zu nennen, einmal gelesen hat, wird von dem Wunsche nicht loskommen, es nochmals zu genießen und es persönlich zu besitzen. Das war wohl einer der Hauptgründe für die Entstehung des sogenannten Sechs-Shilling-Romans. Der Preis dieses neuen einbändigen Romantypus war nicht zufällig zustande gekommen: er schloß sich an den in den Vereinigten Staaten üblichen Preis von 1½ Dollars für Neuerscheinungen der schönen Literatur genau an.

Nun behauptete sich einige Jahrzehnte lang der Roman für sechs Shilling auf dem englischen Büchermarkte. In den letzten Jahren ist aber eine Entwicklung eingetreten, die jener früheren Entthronung des dreibändigen 1½-Guineen-Romans durch den einbändigen Sechs-Shilling-Roman analog ist: letzterer ist nun durch billige Zweitdrucke immer mehr verdrängt worden. Die Gewohnheit, Bücher zu kaufen, hat in England ganz entschieden erheblich zugenommen. Da das Publikum nun aber nicht nur die Klassiker in billigen Ausgaben zu haben wünscht, sondern auch Werke der schönen Literatur der Gegenwart, so kommen einzelne Verleger ihm dadurch entgegen, daß sie einige Jahre nach dem Erscheinen eines Romanes, der ursprünglich (wie üblich) sechs Shilling kostete, einen billigen Neudruck veranstalten, der zu 1 Shilling oder zu 8.7 oder gar 6 Pence käuflich ist. Daß die »Sixpence-Editions« in Druck und Papier keineswegs befriedigen können, weiß jeder, der solche Bücher in Händen gehabt hat. Indessen kommen sie doch einem Bedürfnis weiter Volksschichten entgegen. Die billigen Buchausgaben haben sich daher in England in noch höherem Grade eingebürgert als in Deutschland. Große Verlagshäuser wie z. B. das von Nelson, haben ihren ganzen Geschäftsbetrieb darauf aufgebaut.

In den allerletzten Jahren sind billige Buchausgaben gerade auch moderner Bücher in so reichem Maße erschienen, daß nun der Buchhandel dagegen Front zu machen sucht. Einer der größten Londoner Verleger, der allerdings nicht genannt sein will, hat sich nach der Angabe von Mr. James Milne dahin ausgesprochen, daß er von den Romanen des Sechs-Shilling-Typus während des Jahres 1908 für etwa 30 % weniger verkauft habe als 1907. Andere Verleger singen dasselbe Klagelied, und die Sortimenter sind auf die billigen Buchausgaben erst recht schlecht zu sprechen, da sie behaupten, an ihnen nicht genug zu verdienen.

Kürzlich fand deshalb unter dem Vorsitz des bekannten Verlegers C. J. Longman in London eine Versammlung des englischen Verleger-Vereins (Publishers Association) statt, deren Verhandlungen zwar geheim waren, aus denen indessen doch bekannt wurde, daß man einen Beschluß angenommen habe, der die Herausgabe der billigen gebundenen Volksausgaben verwirft und die Geschäftsstelle auffordert, sich mit den Schriftstellern zu vereinigen, um diesem für jeden Teil schädlichen Buchtypus, der sich in neuester Zeit so sehr eingebürgert habe, ein Ende zu machen. Man glaubt mit Sicherheit auf die Unterstützung der letzteren rechnen zu können.

In den meisten Verlagsverträgen war bisher ausgemacht, daß der Verleger das Recht habe zwei Jahre nach Erscheinen der Sechs-Shilling-Ausgabe eine billigere herauszubringen. Man beabsichtigt nun, diese Schutzfrist der teureren Ausgabe auf fünf Jahre auszudehnen. Ein Ausschuß der Publishers Association, dem nach einer Zuschrift des »Standard« z. B. die Herren Macmillan, Hutchinson und Heineman angehörten, hat mit einer Anzahl der bekanntesten Schriftsteller Fühlung genommen und entgegenkommende Antworten erhalten. Außerdem beabsichtigt man, den Mindestpreis für gebundene Exemplare der billigen Volksausgaben, der gegenwärtig sieben Pence beträgt, um einen Shilling zu erhöhen, weil unter diesem Preise ein gewinnbringender Vertrieb dieser Art von Büchern unmöglich sei.

Indessen haben sich auch gegnerische Stimmen erhoben: manche Schriftsteller meinen mit Recht, daß die Herausschiebung des Erscheinens einer billigen Ausgabe von zwei auf fünf Jahre bedeuten würde, daß dem Buche das Eindringen in diejenigen Volksschichten erschwert werde, in denen es eben nur in billiger Gestalt heimisch werden könne.

Es wird interessant sein, zu verfolgen, wie man in England einen Ausweg aus dem Dilemma finden wird, das man in Deutschland eigentlich noch kaum kennt.

E. S.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 16
16. April 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Begriff und Aufgaben der staatswissenschaftlichen Fortbildung.

Eröffnungsrede des Frühjahrskursus der Vereinigung für ſtaatswiſſenſchaftliche Fortbildung zu Berlin, gehalten am 30. März 1910 von Otto Gierke, Professor an der Univerſität Berlin.

Wiederum eröffnet die Vereinigung für ſtaatswiſſenſchaftliche Fortbildung zu Berlin einen ſechswöchigen Frühjahrskurſus, zu dem Sie, meine Herren, aus den verſchiedenſten Gauen zahlreich herbeigeeilt ſind. Sie unterbrechen Ihre tägliche Berufsarbeit und wollen eine Zeitlang ſich einem durch Anſchauungsunterricht ergänzten theoretiſchen Studium widmen, um Ihre Kenntniſſe zu erweitern und Ihre Bildung zu vertiefen.

Das beſonders reiche und gehaltvolle Programm, das Ihnen diesmal geboten wird, gibt Ihnen hierzu vortreffliche Gelegenheit.

Im Mittelpunkte ſtehen wie immer die Fachvorleſungen, die Sie in den Vormittagsſtunden von 5 Tagen jeder Woche zu gründlicher wiſſenſchaftlicher Beſchäftigung rufen.

Den Hauptinhalt derſelben bilden Gegenſtände der Volkswirtſchaftslehre. Nach einem in ſich abgeſchloſſenen, umfaſſenden Plane ſollen die Vorleſungen Ihnen das Ganze unſeres deutſchen Wirtſchaftslebens in ſeiner gegenwärtigen Geſtaltung vor Augen führen, Sie über die gewaltige Bewegung, die es durchflutet, orientieren und die äußeren und inneren Zuſammenhänge zwiſchen den auf den verſchiedenen Einzelgebieten hervortretenden neuen Erſcheinungen Ihnen enthüllen. Eine grundlegende Vorleſung wird Ihnen das Weſen und die Funktionen, die Formen und die Wirkungsweiſe des modernen wirtſchaftlichen Unternehmens in ſeinem Gegenſatz zur Eigenwirtſchaft und zur Gemeinwirtſchaft darlegen und damit den Schlüſſel zum Verſtändnis des Ganzen liefern. Andere Vorleſungen werden Sie in die Gebiete von Handel und Verkehr führen, das moderne Bankweſen und insbeſondere die von ihm beſorgte Geldbeſchaffung für Unternehmungen, das deutſche Geldweſen, die Stellung Deutſchlands in der Weltwirtſchaft nebſt den Rückwirkungen des Welthandels auf die nationale Wirtſchaft, die Aufgaben der deutſchen Handelspolitik behandeln. Unter den weiteren Vorleſungen, die in die Gebiete der Produktion hineinführen, werden zunächſt einige ſich mit der modernen Technik und der durch ſie bedingten Produktionsſteigerung beſchäftigen, insbeſondere einerſeits den techniſchen Fortſchritt in der modernen Landwirtſchaft, andererſeits die Quellen der motoriſchen Kraft in Deutſchland — Waſſerkräfte und Brennſtoffe — und ihre Nutzbarmachung zum Gegenſtande haben. Sodann ſoll eine Gruppe von Vorleſungen ſich den wichtigſten Fragen der Landwirtſchaft widmen: den Beſtrebungen zur Verbreitung des techniſchen

Fortschrittes in der Landwirtschaft; dem landwirtschaftlichen Genossenschaftswesen; der inneren Kolonisation in Oſtdeutschland, ihrer wirtschaftlichen und sozialen Bedeutung für Groß- und Kleinbetrieb und für die ländlichen Arbeiter; der Reform des agrarischen Privatrechts in Ansehung der Verschuldung und Entschuldung des Grundbesitzes und der Praxis des Entschuldungsverfahrens.

Eine andere Gruppe von Vorlesungen aber wird das eigentliche Gewerbe, Induſtrie und Handwerk betreffen. Zunächſt das Verhältnis von Groß- und Kleinbetrieb im Gewerbe überhaupt. Dann speziell die großinduſtrielle Organisation mit besonderer Berücksichtigung der weſtdeutschen Eiseninduſtrie. Weiter den gewerblichen Unterricht und die Gewerbeförderung in Preußen, wobei die Handwerksbetriebe in den Vordergrund treten. Hierauf die große Frage der Koalitionen der Arbeitgeber und der Arbeiter und der Umgeſtaltung des Arbeitsvertrages durch die Tarifverträge. Endlich die kommunale Wirtschafts- und Sozialpolitik und damit die Grenzen zwischen privatem und öffentlichem Unternehmen und die Übergänge zur Gemeinwirtschaft.

So wird die Volkswirtschaftslehre den Löwenanteil davontragen. Aber die Staatslehre wird nicht leer ausgehen. Greift sie überall in die nationalökonomischen Fragen ein, wo sie sich zur Volkswirtschaftspolitik, der Frage nach dem Verhalten des Staates und der Gemeinde zu den wirtschaftlichen Vorgängen, zuspitzen, so iſt die Finanzwissenschaft von Hause aus ein integrierender Beſtandteil der Staatslehre und nur zugleich, weil sie von der Staatswirtschaft handelt, ein Stück der Wirtschaftslehre. In dieses Gebiet werden Sie die beiden Vorlesungen über Anleihewesen und Finanzpolitik der Großmächte und über die bevorſtehende preußische Steuerreform in Staat und Gemeinde führen. Reine Staatslehre iſt die Verwaltungslehre. Hier soll Ihnen eine Vorlesung über die Verwaltungsorganisation in England, Frankreich und Deutschland in geschichtlicher Betrachtung den feſten hiſtorischen Boden schaffen, auf dem eine andere Vorlesung Sie in die Probleme der Reform der ſtaatlichen Verwaltungen in Preußen einführen wird.

Schließlich wird auch die Rechtslehre nicht unvertreten sein. Es verſteht sich ja von selbſt, daß in faſt alle wirtschafts- und ſtaatswissenschaftliche Untersuchungen juriſtische und rechtspolitische Fragen hineinspielen. Ihnen werden aber auch zwei speziell rechtswissenschaftliche Fachvorlesungen dargeboten, die sich mit der bevorſtehenden Reform unseres Strafrechtes und unseres Strafprozeßrechtes befassen sollen. Außerdem wird ein wichtiges Problem des Staatsrechtes in einem der Einzelvorträge behandelt werden, der eine objektive Darlegung der Wahlsyſteme zum Ziel hat.

Solche Einzelvorträge, die bis auf einen in die Nachmittagsſtunden fallen, werden diesmal, wie bisher immer, den Fachvorlesungen zur Seite treten. Sie dienen zweierlei Aufgaben. Zum Teil wollen sie durch Erörterungen über Themata allgemeinen Inhalts ergänzend, vertiefend oder belebend wirken. So die auf die geiſtigen Wurzeln zurückgreifenden Vorträge über den Anteil der Ideen an dem Aufbau der modernen Kultur und über die Psychologie der Arbeit; der die soziale Struktur der modernen Gesellschaft beleuchtende Vortrag über Stadt und Land als Sitze der Induſtrie; die den Blick in weite Fernen eröffnenden Vorträge über die soziale Frage in Japan und Auſtralien. Zum anderen Teil wollen sie eine spezielle Vorbereitung für die Ausflüge und die mit ihnen verbundenen Besichtigungen gewähren. So die Vorträge über die Kolonialerzeugnisse, über das lenkbare Luftschiff, über die wirtschaftliche und soziale Bedeutung der landwirtschaftlichen Maschinen, über die ſtädtische Arbeiterwohnung in Deutschland und England und die zur Vorbereitung der diesmaligen Studienreise beſtimmten Vorträge über das Moselgebiet in Vergangenheit und Gegenwart, über die moderne Eisenhüttentechnik und über die Maschinentechnik der Eisenhüttenwerke.

Denn einen wesentlichen Beſtandteil des Programms bilden auch in diesem Frühjahrskursus wieder die Ausflüge. Sie führen ihre Teilnehmer für einen ganzen oder halben Tag aus den Hörsälen hinaus an die Stätten der Arbeit, der wissenschaftlichen und technischen Veranſtaltungen, der Fachschulen, der Einrichtungen für Volksbildung und Volkswohlfahrt. Unter kundiger Leitung wollen sie das theoretische Studium durch lebendige Anschauung ergänzen und erläutern, eine Brücke schlagen zwischen den Begriffen und der Wirklichkeit.

Daneben bieten die Führungen durch die Königlichen Museen erwünschte Gelegenheit

zu erfrischendem und erhebendem Genuß der Werke der Kunſt und des Kunſtgewerbes und zu fruchtbarer Erweiterung des Kunſtverſtändnisses.

Am Schlusse des Kursus endlich winkt die gründlich vorbereitete und großartig angelegte Studienreise in das Moselgebiet — für sich allein ein geschlossenes Ganze, ein Wanderkursus, der dem, der in der glücklichen Lage iſt, sich zu beteiligen, eine dauernde Lebensbereicherung verspricht.

In der Tat, ein schönes, verlockendes Programm! Ich kann nicht leugnen, daß ich schwer ein Gefühl des Neides unterdrücken kann, wenn ich angesichts desselben an meine eigene Assessorzeit zurückdenke. Nicht durchweg bin ich frei von der Vorliebe für die gute alte Zeit, nicht alles, was seit meiner Jugend der brausende Strom des modernen Lebens an Wandlungen gebracht hat, iſt mir sympathisch. Aber hier vergeht mir die Luſt, als laudator temporis acti aufzutreten.

Denn eine Vereinigung für ſtaatswissenschaftliche Fortbildung oder etwas Aehnliches gab es damals nicht. Wer das Universitätsſtudium während des praktischen Dienſtes ergänzen wollte, war ausschließlich auf Selbſtſtudium angewiesen. Nun verdanke ich dem Universitätsunterricht unendlich viel — viel mehr, als ich mir während der schnell vorübergerauschten sechs Semeſter zum Bewußtsein brachte. Allein ich glaube, daß er für mich noch fruchtbarer geworden wäre und jedenfalls sein Ziel mit geringeren Umwegen erreicht hätte, wenn mir eine Vereinigung wie die unsere ermöglicht hätte, nach dem Eintritt in die Praxis noch einmal eine Art von geſteigertem Universitätsſtudium höherer Ordnung zu betreiben, noch einmal mich von den anerkannten Meiſtern ihres Fachs in lebendiger Rede belehren zu lassen, noch einmal in unmittelbare Berührung mit dem fortschreitenden Werden der Wissenschaft zu treten.

Wie vieles von der noch so eifrig aufgenommenen Theorie bleibt blutleer und schemenhaft, bis man aus eigener Anschauung und Tätigkeit das Leben kennen lernt, dessen Beherrschung die Theorie erſtrebt! Und andererseits: wie schärft die praktische Erfahrung den Blick für den Wert der Theorie, so daß sich das volle Verſtändnis für die führende und ordnende Macht der Wissenschaft erſt dem erschließt, der mit der chaotischen Fülle der ſtofflichen Wirklichkeit gerungen hat! Wohl mag der, dem die Praxis zur Routine erſtarrt iſt, sich in absprechenden Urteilen über die Unfruchtbarkeit der Theorie gefallen. Wer dagegen seine Berufserfüllung als freie, schöpferische Tätigkeit erfaßt, der wird erkennen und würdigen, welche befruchtende Kraft auch für sein Alltagswerk der Wissenschaft entſtrömt. Oft wird erſt der im Leben Gereifte, falls nur er sich Frische der Empfindung und Elaſtizität des Geiſtes bewahrt hat, den tieferen Sinn wissenschaftlicher Frageſtellungen begreifen, die ihm früher vielleicht als müßige Doktorfragen erschienen.

So beglückwünsche ich Sie zu diesem reizvollen Intermezzo eines kurzen, aber intensiven zweiten Studiums, zu dem Sie die in praktischer Berufstätigkeit gewonnenen Kenntnisse und Erfahrungen mitbringen.

Es iſt, wie mein flüchtiger Hinweis zeigte, viel, sehr viel, was Ihnen geboten wird. Aber, so könnte man fragen, iſt es nicht vielleicht zu viel, weil es vielerlei iſt, das den verschiedenſten Wissensgebieten angehört?

Hierüber möchte ich noch einige Worte sagen. Ich möchte im Anschluß an das diesmalige Programm darlegen, wie sich die einzelnen Wissenszweige zu dem Begriff und den Aufgaben der ſtaatswissenschaftlichen Fortbildung verhalten.

Zunächſt iſt vor allem zu betonen, daß das Ziel unserer Vereinigung Fortbildung iſt. Fortbildung, nicht Fachbildung! Handelte es sich um einen Kursus für Studenten, so würde ich von einem derartigen Lehrplan Zersplitterung und Verwirrung befürchten. Hier aber wird Fachbildung vorausgesetzt. Was gefördert werden soll, iſt Ihre Fähigkeit, die erworbenen Fachkenntnisse zu erweitern und zu vertiefen, sie zu beleben und zu vergeiſtigen, sie in freier Weise nutzbar zu machen. Wohl werden Sie auch hier manches Neue lernen. Allein ein zusammenhängendes Syſtem positiver Kenntnisse, über das in einem Examen Rechenschaft abgelegt werden müßte oder doch könnte, wird hier nicht überliefert. Die Hauptsache bleibt hier Anregung zu eigenem Denken und Schauen und zu weiterem Selbſtſtudium.

Den inneren Zusammenhang aber des mancherlei Wissenswerten, das Ihnen hier geboten wird, begründet das von unserer Vereinigung ins Auge gefaßte Ziel ſtaats⸗

wissenschaftlicher Fortbildung. Wenn unsere Vereinigung sich »Vereinigung für staatswissenschaftliche Fortbildung« nennt, so ist, wie wir sehen werden, dieser Name unter dem Gesichtspunkte der begrifflichen Abgrenzung der Wissenschaften zu eng. Er rechtfertigt sich aber unter dem Gesichtspunkte der zu lösenden Aufgabe. Denn die Auswahl und Zusammenfassung der einzelnen hier behandelten Gegenstände erfolgt vorzugsweise nach Maßgabe des Dienstes, den das Wissen von ihnen für das Leben des Staates zu leisten vermag. Widmet sich ja doch unser Lehrplan in erster Linie der wissenschaftlichen Fortbildung von Männern, die sich den Staatsdienst zum Lebensberuf erwählt haben und den obersten Leitstern ihres Sinnens und Trachtens im Staatswohl erblicken.

Gleichwohl ist es zur Vermeidung von Unklarheiten erforderlich, vom Begrifflichen auszugehen. Es gilt, gegenüber einem eingebürgerten verschwommenen Sprachgebrauch den Begriff der Staatswissenschaft in seiner Reinheit zu erfassen. Damit allein wird es möglich, das Verhältnis der Staatswissenschaft zu Nationalökonomie und Jurisprudenz und zu anderen in unserem Programme vertretenen Wissenschaften klarzustellen.

Begrifflich nun ist offenbar Staatswissenschaft nicht das Wissen, das dem Staate dient, sondern das Wissen vom Staat.

Das Wissen vom Staat ist ein Teil des Wissens vom menschlichen Gemeinleben. Die Staatswissenschaft gliedert sich also den Gesellschaftswissenschaften ein. Als Gesellschaftswissenschaft gehört sie zu den Geisteswissenschaften und tritt in einen Gegensatz zu den Naturwissenschaften. Man kann freilich zweifeln, ob nicht auch der Naturwissenschaft ein Stück Gesellschaftswissenschaft zuzuweisen ist. Denn Objekt der Naturwissenschaft ist auch der Mensch nach seiner leiblichen Seite; neben dem physischen Organismus des menschlichen Individuums aber sind auch die physischen Zusammenhänge unter den Menschen der wissenschaftlichen Untersuchung zugänglich. Allein die Staatswissenschaft als solche ist jedenfalls reine Geisteswissenschaft. Denn der Staat ist ein geistig-sittlicher Organismus. Freilich baut er sich auf natürlicher Grundlage auf und ist darum auch naturgesetzlich bedingt und bestimmt. Aber die Erforschung seiner Naturgrundlage in Land und Volk ist nicht Teil, sondern Hilfsmittel der Staatswissenschaft. — Innerhalb der Geisteswissenschaften steht den Gesellschaftswissenschaften das Wissen vom geistigen Wesen des einzelnen Menschen gegenüber. Es ist wiederum selbstverständlich, daß für alle Gesellschaftswissenschaft und somit auch für die Staatswissenschaft die Wissenschaft vom individuellen Seelenleben eine unentbehrliche Grundlage bildet. Nicht minder selbstverständlich aber, daß es töricht wäre, deshalb etwa die Psychologie oder die Erkenntnistheorie der Staatswissenschaft einzuverleiben.

Ist die Staatswissenschaft Gesellschaftswissenschaft, so ist sie doch nur ein begrenzter Ausschnitt aus dem ungeheuren Ganzen des Wissens vom menschlichen Gemeinleben. Denn der Staat ist nicht die Gesellschaft. Er ist nur der höchste unter den organisierten Verbänden. Eine Fülle von sozialem Leben aber spielt sich in unorganisierten Zusammenhängen ab. Und auch die Organisation des Gemeinlebens erschöpft sich keineswegs in der spezifischen Machtorganisation, vermöge deren der Staat ein Volksganzes zur einheitlich wollenden und handelnden Person erhebt. So bedarf es denn auch einer begrifflichen Abgrenzung der Staatswissenschaften von den übrigen Gesellschaftswissenschaften.

Wir werden zunächst darüber einig sein, daß die Grundlegung aller Gesellschaftswissenschaft durch die Philosophie einerseits und die Geschichte andererseits vollzogen wird. Allein in den Kreis der Staatswissenschaften tritt die Philosophie nur als Staatsphilosophie und die Geschichte nur als politische Geschichte ein. Die Staatsphilosophie ist der älteste und ehrwürdigste Zweig der Sozialphilosophie, aber eben doch nur einer ihrer Zweige. Die Geschichtswissenschaft hat von je das Schicksal der Staaten, ihr inneres und äußeres Werden als den vornehmsten Gegenstand ihrer Forschung betrachtet, aber mehr und mehr doch sich auch eine unübersehbare Fülle anderer Aufgaben gesetzt, die den Entwicklungsgang der gesamten materiellen und geistigen Kultur der Menschheit umspannen.

Auf philosophischer und historischer Grundlage baut sich die systematische Staatswissenschaft auf. Wir unterscheiden sie heute in Staatslehre und Staatsrecht. Die Staatslehre, für die auch der ältere Name »Politik« noch

in Uebung iſt, beschäftigt sich mit dem positiven Inhalt des Staatslebens, das Staatsrecht beschäftigt sich mit den Normen, die das Staatsleben ordnend und beschränkend durchdringen.

Blicken wir zuerst auf die Staatslehre, so faßt sie alle Vorgänge des Staatslebens unter dem Gesichtspunkte einer Zwecktätigkeit auf. Sie erblickt in dem Staate das handelnde Gemeinwesen, das an der Lösung ſelbſtgesetzter Aufgaben arbeitet. Sie fragt nach Inhalt und Umfang dieser Aufgaben, nach den Einrichtungen und Verfahrensarten, die ihrer Erfüllung dienen, nach den Erfolgen der zur Zweckerreichung verwandten Mittel. Als reine Wissenschaft hat sie es zunächst nur mit der Erkenntnis des Seienden zu tun; frei von Haß und Liebe hat sie die Tatsachen der Wirklichkeit feſtzuſtellen, ihren Zusammenhang zu begreifen und das Verhältnis von Ursache und Wirkung in den komplexen Erscheinungen aufzudecken. Als praktische Wissenschaft aber bringt sie an ihren Stoff Zielvorstellungen heran, übt sie Kritik und fällt sie Werturteile. Damit wird sie über die Erkenntnis des Seienden hinaus zur Formulierung des Seinsollenden gedrängt und geht in Klugheitslehre über, für die das Wissen nur Hilfsmittel des Könnens ist; in Kunſt, in Staatskunſt gipfelt die Politik! In diesem Sinne sagt Aristoteles von der Politik, sie sei τῶν ἐπιστημῶν ἢ δυνάμεων κυριωτάτη καὶ μάλιστα ἀρχιτεκτονική.

Unermeßlich ist das Gebiet, das die Staatslehre zu bearbeiten hat. Von der die Gesamterscheinung ins Auge fassenden allgemeinen Staatslehre zweigen sich als besondere Wissenschaften die innere Verwaltungslehre, die man früher »Polizeiwissenschaft« nannte, die äußere Politik, die Finanzwissenschaft oder Finanzpolitik ab. Hier überall handelt es sich um das Eigenleben des Staates und seiner Gliedverbände und somit um Stoff, der ganz in den Bereich der Staatswissenschaft fällt. Allein darüber hinaus hat die Staatslehre sich mit dem Verhalten des Staates zum nichtstaatlichen Gemeinleben zu beschäftigen. Und da der Staat und vor allem der moderne Staat seinen Daseinszweck universell faßt, da er von sich sagt »nil humani a me alienum puto«, so gibt es überhaupt kein gesellschaftliches Lebensgebiet, das nicht irgendwie auch in das Gebiet der Staatslehre hineinreichte. Dies gilt in erster Linie vom gesamten wirtschaftlichen Leben.

Darum tritt in den Kreis der Staatswissenschaften die Volkswirtschaftspolitik ein, die sich wieder in Verkehrspolitik, Handelspolitik, Agrarpolitik, Gewerbepolitik verzweigt. Es gilt aber ebenso von allen Seiten des geiſtigen Lebens. Darum gehört zu den Objekten der Staatslehre auch die Einflußnahme des Staates auf den geiſtigen Kulturprozeß. Man kann diesen Teil der Staatslehre als Kulturpolitik bezeichnen. Sie umfaßt Religions- und Kirchenpolitik, Schulpolitik, die ſtaatliche Pflege von Kunſt und Wissenschaft, die ſtaatliche Einwirkung auf die öffentliche Sittlichkeit, auf die Sitte und auf das Leben der Sprache. Und faßt man schließlich das durch wirtschaftliche und geiſtige Faktoren geſtaltete gesellschaftliche Leben als Ganzes ins Auge und fragt nach der Stellungnahme des Staates zu den gesellschaftlichen Interessengegensätzen, zu seiner Klassenbildung und seinen Klassenkämpfen, so ergibt sich der Begriff einer in die Staatslehre eingegliederten Sozialpolitik.

Soll nun aber darum die wissenschaftliche Behandlung aller dieser Lebensfunktionen der menschlichen Gesellschaft der Staatslehre einverleibt werden? Unmöglich. Selbſtändig ſtehen der Wissenschaft vom Staat die Wissenschaften von allen Einzelgebieten der materiellen und geiſtigen Kultur gegenüber. Jede von ihnen hat ihr eigenes Zentrum, von dem aus sie autonom ihr Reich begründet und ausgeſtaltet. Dies scheint ohne weiteres einzuleuchten. In der Tat wird es ja niemandem einfallen, um der Beziehungen zum Staate willen etwa die Religions- und Kirchengeschichte oder gar die Kunſt- und Literaturgeschichte oder die Pädagogik oder die Sozialethik oder die sogenannte Volkskunde oder gar die Sprachwissenschaft zur Staatswissenschaft zu ſtempeln! Allein nicht in gleichem Maße iſt anerkannt, daß es sich nicht anders mit der Wirtschaftswissenschaft verhält. Nicht bloß der vulgäre, sondern auch der offizielle Sprachgebrauch zählt die ganze Nationalökonomie zur Staatswissenschaft, betrachtet sie sogar als deren Hauptſtück. Ich brauche nur an die rechts- und ſtaatswissenschaftlichen Fakultäten einzelner Universitäten, an den Doctor rerum politicarum oder auch an das Handwörterbuch der Staatswissenschaften zu erinnern. Dadurch aber wird der wahre Sachverhalt verdunkelt. Man kann freilich sagen, daß es

sich dabei nur um eine terminologische Frage handelt, auf deren Lösung nicht viel ankommt. Allein immerhin iſt es von Wert, die Inkongruenz von Wort und Sache klarzuſtellen. Denn begriffliche Klarheit iſt niemals ein Superfluum!

Offenbar iſt die Wirtschaftswissenschaft von Hause aus eine vollkommen ſelbſtändige Wissenschaft, die eine besondere Seite des menschlichen Gemeinlebens autonom erforscht. Aus der Beobachtung der wirtschaftlichen Vorgänge leitet sie ihre Grundbegriffe her, die ihr eigenſtes Werk sind und mit dem Staate als solchem nichts zu tun haben. Oder sollen Begriffe wie Gut, Wert, Arbeit, Kapital, Einkommen, Rente, Produktion, Konsumtion und so fort in langer Reihe im Staate wurzeln? Und wenn sie die Organisation und die Funktionen der wirtschaftlichen Sozialgebilde untersucht, so handelt sie keineswegs durchweg oder auch nur vorzugsweise vom Staat, sondern auch von der Hauswirtschaft, von dem privaten Unternehmen in allen seinen Formen, von Welthandel und Weltverkehr. Nur insoweit sie den Staat ſelbſt und dessen Gliedverbände als Wirtschaftssubjekte ins Auge faßt, somit eben innerhalb der Volkswirtschaftslehre eine Staatswirtschaftslehre aufſtellt, tritt sie ganz in die Staatswissenschaft ein. Die Finanzwissenschaft als Staatswirtschaftslehre gehört in ihrem ganzen Umfange zugleich der Wirtschaftswissenschaft und der Staatswissenschaft an. Im übrigen dagegen beschränkt sich der ſtaatswissenschaftliche Teil der Nationalökonomie auf die ſtaatliche und kommunale Wirtschaftspolitik, mit der so wenig die ganze Wirtschaftslehre ihren Einzug in die Staatslehre hält, wie mit der Schulpolitik die ganze Pädagogik!

Als den anderen großen Zweig der Staatswissenschaft bezeichneten wir gegenüber der Staatslehre das Staatsrecht. Das Staatsrecht mit Einschluß des gesamten Verwaltungsrechtes, das ja nur aus äußeren Gründen von ihm abgespaltet wird, iſt integrierender Beſtandteil der Staatswissenschaft, weil es die Rechtsnormen in sich schließt, die das Eigenleben des Staates und seiner Gliedverbände im Sinne eines Teiles des Rechtslebens konſtituieren, ordnen und begrenzen. Es iſt zugleich, weil es eben durch und durch Recht iſt, ein integrierender Beſtandteil der Rechtswissenschaft. Gerade wie die Finanzwissenschaft zugleich Staats- und Wirtschaftswissenschaft iſt oder das Kirchenrecht gleichzeitig der Rechts- und der Kirchenwissenschaft, das Handelsrecht gleichzeitig der Rechts- und der Handelswissenschaft angehört.

Allein das Staatsrecht iſt nur ein Teil der Rechtsordnung. Keineswegs daher darf die ganze Rechtswissenschaft als Zweig der Staatswissenschaft aufgefaßt werden. Das gesamte Privatrecht, die eigentliche Mutter der Jurisprudenz, empfängt ja gerade durch den Gegensatz zum Staatsrecht seine begriffliche Prägung und seinen praktischen Wert. Neben ihm hat das Strafrecht trotz seiner Verſtaatlichung dem Staatsrecht gegenüber eine grundsätzliche Selbſtändigkeit bewahrt. Mit dem Privatrecht und dem Strafrecht sind die ihrer Verwirklichung dienenden Verfahrensarten, der Zivilprozeß und der Strafprozeß, das Objekt vom Staatsrecht gesonderter Disziplinen geblieben. Auch das Kirchenrecht und das Völkerrecht gehen keineswegs im Staatsrecht auf.

Allerdings gibt es kein Rechtsgebiet, das nicht irgendwie in das Gebiet der Staatswissenschaft hineinreichte. Denn Objekt der Staatswissenschaft iſt die Lehre vom Verhalten des Staates zum Rechtsleben, die wir Rechtspolitik nennen können. Und da der Staat kraft seiner Gesetzgebungsgewalt befugt iſt, die Rechtsordnung in allen ihren Teilen souverän zu geſtalten, und heute energischer als je von dieser Befugnis Gebrauch macht, so erwächſt insbesondere in der Gesetzgebungspolitik der Staatswissenschaft eine so gut das Privatrecht wie das öffentliche Recht umspannende Aufgabe. Dabei geht wieder, wie überall, wo nach dem Seinsollenden gefragt wird, die Wissenschaft in Kunſt über; juriſtische Kunſt und Staatskunſt verbinden sich zur Gesetzgebungskunſt.

Durchaus verfehlt aber wäre es, um dieser innigen Beziehungen willen die Rechtswissenschaft überhaupt in der Staatswissenschaft aufgehen zu lassen. Das Recht iſt ein eigenartiges geiſtiges Sozialgebilde; es entspringt einem spezifischen menschlichen Triebe und dient der Verwirklichung einer genuinen Idee, der Idee der Gerechtigkeit. Recht und Macht sind aufeinander angewiesen, aber sie sind nicht aus einander ableitbar, sondern gleich ursprünglich und also einander ebenbürtig. Auch der Staat als souveräne Machtorganisation iſt immer nur der Geſtaltgeber, nicht der Schöpfer des Rechts. Wenn er

das Recht seinerseits erst vollendet, indem er ihm seinen starken Arm leiht, so empfängt doch auch er seine Vollendung erst vom Rechte, das seine Macht zur rechtlichen Macht stempelt. So schöpft denn auch die Rechtswissenschaft ihre obersten Begriffe und Prinzipien aus originären Quellen, baut ihr System mit eigenen Methoden autonom aus und bringt, soweit sie in den Bereich der Staatswissenschaft eintritt, etwas hinzu, was diese aus sich nicht hervorbringen könnte. Hier stimmt ja auch der Sprachgebrauch mit der wahren Sachlage durchaus überein. Wir sprechen von Rechts- und Staatswissenschaften, wir kennen rechts- und staatswissenschaftliche Fakultäten, wir würden es niemals für angängig halten, die Jurisprudenz eine Staatswissenschaft zu nennen oder in dem Namen »staatswissenschaftliche Fakultät« den zureichenden Ausdruck für eine Fakultät zu finden, in der die juristische Fakultät enthalten wäre.

Fassen wir die Ergebnisse dieser begrifflichen Erörterungen zusammen! Der Begriff der Staatswissenschaft wird dadurch bestimmt, daß ihren Gegenstand der Staat und nur der Staat bildet. Was jenseits dieser Grenzen liegt, ist der Gegenstand anderer Wissenschaften, von denen manche die für das wissenschaftliche Verständnis des Staates unentbehrlichen Voraussetzungen schaffen, die aber immer, weil sie nach Ausgangspunkt und Ziel in ihrem eigenen nichtstaatlichen Gebiet beschlossen sind, für die Staatswissenschaft nur als Hilfswissenschaften in Betracht kommen. Alles dagegen, was diese Grenzen einschließen, ist das Gebiet der Staatswissenschaft. Doch besteht hier wieder ein Unterschied. Nur zum Teil ist dieses Gebiet der Staatswissenschaft ihr ausschließliches Reich. Zum Teil ist es ihr und einer anderen Wissenschaft gemeinsam. Man kann hier von einem wissenschaftlichen Kondominium reden oder die verschiedenen Wissensgebiete mit sich schneidenden Kreisen vergleichen, deren jeder seinen eigenen Mittelpunkt hat, die aber in der Schnittfläche zusammenfallen. Die umfangreichsten Gebietsgemeinschaften sind zwischen der Staatswissenschaft und der Nationalökonomie einerseits, der Jurisprudenz andererseits begründet. Allein die Zentralgebiete dieser Wissenschaften werden von der Gemeinschaft nicht ergriffen.

Blicken wir nun zurück auf unser Programm, so ist ohne weiteres klar, daß es die begrifflichen Grenzen eines staatswissenschaftlichen Kursus nicht einhält. Unsere Vereinigung will ja aber auch nicht eine Lehranstalt für Staatswissenschaft sein. Sie erstrebt staatswissenschaftliche Fortbildung. Damit aber stellt sie sich eine zugleich engere und weitere Aufgabe. Einerseits denkt sie nicht daran, das Ganze der Staatswissenschaften in systematischem Aufbau vorzuführen. Denn sie setzt ja eine bereits erworbene staatswissenschaftliche Bildung voraus. Andererseits greift sie vom staatswissenschaftlichen Zentrum aus in mancherlei andere Wissensgebiete hinüber. Denn eine wahrhafte Förderung der staatswissenschaftlichen Bildung läßt sich niemals durch deren Isolierung erzielen. Eine isolierte staatswissenschaftliche Bildung wäre vielleicht das Ideal der reinen Bürokratie. Sie würde dem Standpunkte des Obrigkeitsstaates und des Polizeistaates entsprechen. Unser Staat aber ist Volksstaat, und er ist Rechtsstaat. Sein Verständnis fordert eine breitere wissenschaftliche Grundlage. Eine staatswissenschaftliche Bildung, die ihren Träger befähigen soll, die Stellung des Staates im modernen Leben zu begreifen, bedarf der Ergänzung durch eine gesellschaftswissenschaftliche Gesamtbildung.

In dieser Hinsicht läßt sich nun sagen, daß es kein Gebiet der geistigen oder materiellen Kultur gibt, dessen Kenntnis nicht auch der staatswissenschaftlichen Bildung förderlich wäre. Dieser Gedanke kommt ja auch in unserem Programm zum Ausdruck. Allein es besteht doch zwischen den einzelnen Wissensgebieten ein tiefgreifender Unterschied. Als schlechthin wesentlich für jede volle staatswissenschaftliche Bildung erscheint uns ihre Verbindung mit nationalökonomischer und mit juristischer Bildung. Hierauf beruhen alle unsere Studieneinrichtungen. Auf diesen Gebieten verlangen wir Fachkenntnisse, wie sie nur ein gründliches Studium verschafft. Im übrigen dagegen sehen wir ein Wissen von den sich mit dem Staatsleben berührenden Tatbeständen und Vorgängen zwar als wünschenswert an, halten aber einen gewissen Grad von Allgemeinbildung für ausreichend, um die staatswissenschaftliche Bildung zu vervollständigen. Fachkenntnisse auf allen möglichen Gebieten gehören dazu nicht. Fachkenntnisse auf dem einen oder dem anderen Gebiet muß freilich erwerben,

wer sich eine ſtaatswissenschaftliche Spezialbildung beſtimmter Art aneignen will. Allein die ſtaatswissenschaftliche Bildung überhaupt iſt durch derartige Fachbildung nicht bedingt. Dies gilt für die Einzelgebiete der geiſtigen Kultur, für Religion, Schule, Literatur, Kunſt usw. Es gilt aber ebenso für die Einzelgebiete der technischen Wissenschaften.

Gerade die Belehrung über technische Dinge nimmt in unserem Programm einen breiten Raum ein. Die ungeheure Umwälzung, die die ſtaunenswerten Fortschritte der Technik in allen wirtschaftlichen und rechtlichen Verhältnissen, in der ganzen Struktur der Gesellschaft überhaupt hervorgebracht haben und weiter in Aussicht ſtellen, macht es erforderlich, dem Träger ſtaatswissenschaftlicher Bildung eine lebendige Anschauung der modernen Technik zu verschaffen. Nur soll das nicht etwa einen Rückfall in das alte Sammelsurium der Kameralwissenschaften bedeuten. Der Studiosus juris et cameralium, der hier und da auf Visitenkarten noch ein Schattenleben führt, soll nicht wieder Fleisch und Blut empfangen! Die der Einrichtung des kameraliſtischen Studiums zugrunde liegende Vorſtellung, der künftige Verwaltungsbeamte müsse geschult werden, auch eine Domäne zu bewirtschaften, ein Bergwerk abzubauen, einer Handlung vorzuſtehen und eine Fabrik zu leiten, war schon zu ihrer Zeit verfehlt. Ihre Wiederaufnahme bei der heutigen Kompliziertheit aller Betriebe wäre widersinnig. Dies zu betonen, wäre überflüssig, wenn nicht immer wieder Stimmen laut würden, die für die Vorbildung unserer richterlichen und adminiſtrativen Beamten allgemein die Einweihung in die Geheimnisse der kaufmännischen Buchführung oder der Banktechnik oder der Verkehrstechnik oder der land- und forſtwissenschaftlichen Betriebslehre oder der Maschinenkunde oder was sonſt noch heischen. Die Aufgabe ſtaatswissenschaftlicher Fortbildung schließt solche Ziele nicht ein. Der Versuch, dem nicht fachmännisch Vorgebildeten mit einem bißchen Theorie und etwas Demonſtration technische Sachkunde beizubringen, würde nur Dilettantismus züchten. Die lebendige Anschauung soll vielmehr umgekehrt dem Nichtfachmann die Erkenntnis verschaffen, daß er der Sachkunde entbehrt und den Sachverſtändigen nicht zu ersetzen vermag. Aber sie soll zugleich ihn so weit mit dem Gegenſtande vertraut machen, daß er befähigt wird, den Sachverſtändigen zu verſtehen, ihn zu bewerten und mit ihm zusammenzuwirken. Und darüber hinaus mag sie ihn anregen, sich wirkliche Sachkunde in dem Umfange, in dem er sie etwa in seinem Spezialberufe braucht, durch eindringlicheres Studium anzueignen.

Warum verhält es sich nun anders mit Nationalökonomie und Jurisprudenz? Warum gilt uns nationalökonomische und juriſtische Fachbildung als unentbehrliches Komplement ſtaatswissenschaftlicher Bildung überhaupt?

Blicken wir zuerſt auf die Nationalökonomie, so läge die Antwort auf diese Frage auf der flachen Hand, wenn der sogenannten materialiſtischen Geschichts- und Gesellschaftsauffassung beizutreten wäre. Sind alle ſtaatlichen Verhältnisse nur das notwendige Produkt der jeweiligen ökonomischen Zuſtände, alle Verfassungs- und Verwaltungsänderungen nur Folgeerscheinungen wirtschaftlicher Verschiebungen, alle politischen Kämpfe nur Ausdruck wirtschaftlicher Interessenkollisionen, so verſteht es sich von selbſt, daß, wer die Wirkung begreifen will, die Ursache ergründen muß. Eine solche einseitige Auffassung iſt von Grund aus falsch. Zwischen wirtschaftlicher und ſtaatlicher Entwicklung beſteht nicht ein einfaches Kausalitätsverhältnis, sondern ein kompliziertes Verhältnis der Wechselwirkung. Aber eine Wechselwirkung findet eben ſtatt. Wirtschaftliche Verhältnisse wirken in der Tat verursachend auf ſtaatliche Lebensvorgänge ein. In welchem gewaltigen Umfange dies der Fall iſt, erfahren wir ja täglich gerade in der Gegenwart mit ihrer Zerklüftung der Gesellschaft durch die Gegensätze zwischen Kapital und Arbeit, zwischen Landwirtschaft, Handel und Induſtrie, zwischen Groß- und Kleinbetrieb, mit ihrer Zusammenballung wirtschaftlicher Interessentengruppen zu einflußreichen Machteinheiten, mit ihrer Verfärbung der politischen Parteien durch den wirtschaftlichen Klassenkampf. Wie sollte da politisches Verſtändnis erworben werden können, ohne in die innere Struktur dieses übermächtigen Grundelementes des sozialen Lebensprozesses einzudringen?

Von der anderen Seite her muß die Erwägung, daß nach dem Gesetze der Wechselwirkung auch das ſtaatliche Leben verursachend

auf die wirtschaftlichen Verhältnisse einwirkt, erſt recht zu der Erkenntnis führen, daß zur ſtaatswissenschaftlichen Bildung nationalökonomische Fachbildung gehört. Der Staat hat keineswegs nur das Fazit einer naturgesetzlichen wirtschaftlichen Entwicklung zu ziehen, sondern greift seinerseits geſtaltend und richtunggebend in die wirtschaftliche Entwicklung ein. Hierzu iſt er als Verkörperung des Allgemeinwillens sowohl befähigt wie berufen. Er iſt dazu befähigt, weil nicht blinde Naturgewalt, sondern menschliche Willenstat die Volkswirtschaft aufbaut, somit auch der höchſten irdischen Willensmacht sich hier ein Feld der Betätigung öffnet. Ja er vermag auf diesem Gebiete weit unmittelbarer, als etwa auf dem Gebiete des geiſtigen und sittlichen Lebens, einen gewollten Erfolg zu verwirklichen, weil die ihm zu Gebote ſtehenden Mittel des äußeren Zwanges da, wo menschliches Handeln beſtimmt werden soll, nicht versagen. Er iſt aber dazu auch berufen, weil er als Hüter des öffentlichen Wohls das allgemeine Interesse gegen die Sonderinteressen, den dauernden nationalen Nutzen gegen die augenblicklichen Vorteile, die idealen Güter gegen das materielle Gewinnſtreben zu vertreten hat. Dies alles hat besondere Bedeutung gerade wiederum für die Gegenwart. Denn unser Staat hat zielbewußt die oberſte Leitung des Wirtschaftslebens in die Hand genommen. Er iſt Volksſtaat und will darum auch unsere Wirtschaft zu wahrer Volkswirtschaft ſtempeln. Er will das Seinige zur Förderung des Nationalreichtums, zur Mehrung der Güter und zur Entfaltung aller wirtschaftlichen Kräfte beitragen. Aber er will auch dem freien Spiel der Kräfte gegenüber eine feſte wirtschaftliche Ordnung gründen und durchführen, die das Heil des Ganzen im Sinne eines ethischen Kulturideals wahrt. Darum sucht er die durch wirtschaftliche Vorgänge erzeugte soziale Gärung durch Sozialpolitik zu überwinden, den Klassenkampf durch Friedensordnungen zu mildern, die wirtschaftlich schwachen Volksglieder zu schützen und zu heben, die geſtörte Harmonie durch Maßregeln der ausgleichenden Gerechtigkeit wieder herzuſtellen. Unter allen Aufgaben des Staates erscheinen so heute seine wirtschaftlichen Aufgaben als die dringendſten und zugleich als die schwierigſten. Ihre Lösung aber setzt gründliche Vertrautheit mit dem zu bewältigenden Stoffe und somit eben mit der Struktur des wirtschaftlichen Lebens voraus.

Noch ein äußerer Grund tritt hinzu, der speziell in einem ſtaatswissenschaftlichen Fortbildungskursus eine besonders eingehende Behandlung nationalökonomischer Fragen anrät. Er liegt darin, daß noch immer das Studium der Nationalökonomie auf der Universität von einem großen Teil der künftigen Träger des Staatslebens über Gebühr vernachlässigt wird. Für ihre überwiegende Mehrzahl bildet ja doch das juriſtische Studium den gewiesenen Weg. Bei diesem aber sorgt in Preußen schon die Einrichtung des abschließenden Staatsexamens dafür, daß die Nationalökonomie nicht zu ihrem vollen Rechte kommt. Um so höheren Wert hat die hier gebotene Möglichkeit einer Vertiefung und Belebung der nationalökonomischen Bildung. Denn die juriſtische Bildung behält ſtets etwas Einseitiges und Halbes, wenn sie nicht durch wissenschaftliche Einsicht in die vom Recht normierten Lebensverhältnisse und daher vor allem in die wirtschaftlichen Verhältnisse ergänzt wird. Ihr droht, wenn sie sich davor verschließt, die Gefahr formaliſtischer Entartung. Oft gesagt und niemals widerlegt, iſt dies heute faſt schon zum Gemeinplatz geworden. Woran es gebricht, das iſt nur die Befolgung des als richtig Erkannten. Darum will ich auch heute nur allen, die es angeht, diese Angelegenheit von neuem ans Herz legen, auf weitere Ausführungen darüber aber verzichten.

Dagegen muß ich zum Schluß noch Ihre Aufmerksamkeit auf die umgekehrte Frage richten, warum zur ſtaatswissenschaftlichen Bildung juriſtische Fachbildung unentbehrlich iſt.

Die nächſtliegende Antwort iſt schnell gefunden. Alle ſtaatlich gesetzte Ordnung iſt Rechtsordnung. Auf die Schaffung, Anwendung und Durchführung von Rechtssätzen richten sich Gesetzgebung, Rechtsprechung und Verwaltung. Keine Reform politischer, wirtschaftlicher oder sozialer Art vollzieht sich ohne Rechtsänderung. Das Recht iſt es, das für die gesamte ſtaatliche Zwecktätigkeit die Mittel liefert. Es iſt also selbſtverſtändlich, daß schon aus ſtofflichen Gründen das Wissen vom Staat Rechtskenntnis voraussetzt.

Allein Rechtskenntnisse kann man sich auch ohne tiefere wissenschaftliche Grund-

legung aneignen. Käme es nur hierauf an, ſo genügte anſtatt unſerer hiſtoriſch und philoſophiſch fundierten Jurisprudenz bloße Rechtskunde. Mit ihr hätte ſich freilich eine den einzelnen Zweigen des praktiſchen Staatsdienſtes angepaßte rechtstechniſche Schulung zu verbinden. Sie aber fällt nicht in den Rahmen der allgemeinen ſtaatswiſſenſchaftlichen Bildung.

Zu einer höheren Bewertung des Rechtsſtudiums führt uns die Betrachtung der geſtaltgebenden Funktion des Rechtes. Das Recht gießt die von ihm normierten Lebensverhältniſſe in eine feſte Form. Es iſt abſtrakt und plaſtiſch zugleich. Es erbaut eine in ſich geſchloſſene Begriffswelt, ſeine Begriffe aber ſind erfüllt von dem in ſie gebannten realen Leben. Inſoweit politiſche, wirtſchaftliche oder ſoziale Phänomene zum Rechtsinhalte werden, verſchwindet das Geſtaltloſe und Zerfließende, das ihnen anhaftet. Die rechtliche Formgebung verleiht ihnen greifbare Geſtalt und ſichere Umgrenzung. Man kann die Form nicht ohne den Inhalt, aber auch den Inhalt nicht ohne die Form verſtehen. Darum muß, wer in ſtaatlichen Dingen klar und ſcharf ſehen will, im Schauen des Rechtes geübt ſein. Hierzu aber bedarf es einer auf das Ganze des Rechtes gerichteten, aus ſeinen Quellen geſchöpften und von ſeinem Geiſte durchtränkten juriſtiſchen Fachbildung. Nur ſie erzieht zu jenem ſchwer definierbaren und doch in ſeiner Eigenart ſo unvergleichlichen, aus logiſchem und intuitivem Vermögen kombinierten »juriſtiſchen Denken«, das erfahrungsmäßig vor allem befähigt, die bunte Fülle der geſellſchaftlichen Lebenserſcheinungen geiſtig zu beherrſchen.

Und doch iſt dies nicht das Höchſte, was das Rechtsſtudium geben ſoll!

Das Recht iſt mit nichten bloße Form. Das neuerdings beliebt gewordene Dogma, die Wirtſchaft ſei die Materie und das Recht die Form, und darum ſeien beide zuletzt identiſch, iſt grundfalſch. Von vornherein ſind es ja nicht blos ökonomiſche, ſondern auch perſönliche, natürliche wie geiſtig-ſittliche Beziehungen, die den Stoff des Rechtes bilden. Nicht nur ebenbürtig, ſondern mit höherem Range ſteht dem Vermögensrechte das Perſonenrecht gegenüber. Man denke an die Hauptmaſſe des Staatsrechts, an den Kern des Familienrechts, an den privat- und ſtrafrechtlichen Schutz der Perſönlichkeit! Und auch in das Vermögensrecht reichen überall ideale Verhältniſſe hinein. Man denke an Grundeigentumsrecht, Erbrecht oder Arbeitsvertragsrecht! Demgemäß ſchöpft das Recht den Inhalt, aus dem es ſeine Gebilde formt, nicht wahllos aus dem wirtſchaftlichen Leben, ſondern auch aus den Reichen der Sittlichkeit und der Sitte. Vor allem aber bringt es einen eigenen geiſtigen Inhalt hinzu, den es ſeinem Guſſe einſchmilzt, und durch den erſt ſein Gebilde zum Rechtsgebilde wird. Ihn kann es nirgend außer ſich, ſondern nur in ſich ſelbſt finden. Denn ihn ſchöpft es aus der ſpezifiſchen Idee, die Grund und Ziel ſeines Daſeins bildet: aus der Idee der Gerechtigkeit.

Die immanente Kraft der Gerechtigkeitsidee iſt es, die dem Rechte zugleich mit dem Berufe zur Verwirklichung des Gerechten die Möglichkeit verſchafft, von ſeinem Zentrum aus ſelbſtändig auf alle geſellſchaftlichen Lebensverhältniſſe einzuwirken. Sie verleiht der Rechtsordnung die Fähigkeit, der politiſchen, wirtſchaftlichen und ſozialen Macht nicht blos die Stütze der Legitimität zu gewähren, ſondern auch Maß und Schranken zu ſetzen, zwiſchen den widerſtrebenden Intereſſen als abwägende Mittlerin einen Ausgleich zu erwirken, den Hader der Einzelnen und der Klaſſen als erhabene Friedensſtifterin zu ſtillen. Unüberwindlich iſt freilich die Kraft des Rechtsgedankens nicht. Nur allzu oft verſagt ſie gegenüber elementaren Strömungen, brutaler Gewalt oder entfeſſelter Leidenſchaft! Aber auf die Dauer wird dennoch das Recht ſich ſiegreich behaupten, ſolange es als gerecht empfunden wird. Und nur darin liegt die ungeheure Gefahr unſerer Zuſtände, daß die Vorſtellungen von dem, was gerechtes Recht iſt, in breiten Volksſchichten immer weiter auseinander zu gehen drohen.

Das Verſtändnis für die eigenartige Miſſion des Rechtes und die Durchdringung der ganzen Perſönlichkeit mit der Gerechtigkeitsidee, — dies iſt das Höchſte, was das Rechtsſtudium ſeinen Jüngern zu geben hat. Dadurch erſt gewinnt die juriſtiſche Bildung ihren unvergleichlichen Wert für die Theorie und Praxis des Staatslebens. Denn unſer Staat iſt Rechtsſtaat. Er ſtellt ſich in den Dienſt des Rechtes, deſſen innere Kraft er

in äußere Macht umsetzt. Aber er nimmt zugleich das Recht in seinen Dienſt, auf daß es seine Macht heilige und all sein Tun beſtätige. Und sein Wohl und Wehe hängt daran, daß und wie das Recht diese Aufgabe erfüllt, die zu erfüllen es immer nur nach dem Maße seiner aus der Gerechtigkeitsidee ſtrömenden inneren Kraft vermag. So hat der Juriſt auch um des Staates willen bei aller Berufsarbeit auf den möglichſten Einklang des Rechtes mit der Gerechtigkeit hinzuwirken. Er bedarf aber der vollen, hiſtorisch und philosophisch fundamentierten rechtswissenschaftlichen Bildung, um inmitten der brandenden Wogen des modernen Lebens das gerechte Recht zu finden. Gegenüber der verderblichen Trübung und Spaltung des Rechtsbewußtseins unter dem Einflusse politischer, wirtschaftlicher und sozialer Gegensätze muß er auf hoher Warte ſtehen. Er muß das Ganze des Volkes in seiner unſterblichen Einheit erschauen und aus der Tiefe der Volkseele herausholen, was in ihr als unverlierbare Gesamtüberzeugung vom Gerechten lebt.

Doch ich breche ab. Sollte es mir gelungen sein, in dem einen oder anderen Punkte Ihr Verſtändnis für Begriff und Aufgaben der ſtaatswissenschaftlichen Fortbildung zu klären, so wird dies hoffentlich auch dazu beitragen, Ihren Eifer für die Benutzung des diesmaligen Kursus zu spornen, Ihre Freude an dem geiſtigen Neuerwerb zu mehren und Ihre Wertschätzung ernſter wissenschaftlicher Fortarbeit zu erhöhen. Ich schließe mit dem Wunsch, daß Ihnen und dem Staate der Frühjahrskursus des Jahres 1910 zum Segen gereichen möge!

Die Kulturbedeutung des Calvinismus.

Von Ernſt Troeltsch, Professor an der Universität Heidelberg.

(Schluß)

Rachfahl weiſt darauf hin, daß Luther den Chriſten die Anrufung der Obrigkeit untersagt habe, auch wenn ihnen Unrecht geschähe. »Haben deshalb«, fragt er, »in den lutherischen Territorien die Gerichte ihre Tätigkeit eingeſtellt?« (Sp. 1329) Gewiß nicht. Allein Luther hat jenen aus seinen spiritualiſtischen Anfängen ſtammenden Satz später ausdrücklich widerrufen, und die Rechtfertigung des ordentlichen Gerichts und seiner Anrufung gehört zu den Grundlagen seiner reifen Staats- und Berufslehre. Luther habe den aktiven Widerſtand gegen die gottlose Obrigkeit perhorresziert, aber, wie er sich selbſt damit mehr und mehr befreundet habe, so hätten seine Anhänger um sein Gebot sich nicht eben immer bekümmert (Sp. 1329). Hierzu lese man bei v. Schubert »Bündnis- und Bekenntnisbildung 1529/30« (Zeitschr. f. Kirchengesch. 1909) nach über die heißen Kämpfe, die es gekoſtet hat, und über den Ausweg, den man gefunden hat, indem man den Widerſtand nur für den Fall erlaubt erklärte, wo auch das positive Recht eine Handhabe für solchen bietet. Das religiöse Gewissen hat sich so leicht mit diesen Dingen nicht abgefunden. Die Nürnberger blieben gar bei der Opferung für den Satz von der Nichtresiſtenz. Wenn Rachfahl weiter als Beweis der Gleichgültigkeit religiöser Theorien für die Praxis erzählt, daß die niederländischen Geusen sich ſtatt an den abmahnenden Beza an ein deutsches Buch gehalten hätten, das die Resiſtenztheorie mit den Mitteln der Schmalkaldener rechtfertigte (Sp. 1360), so iſt das doch wiederum nur ein Beweis dafür, daß das Gewissen eine religiöse Rechtfertigung und Grundlage wollte. Diese deutschen Theorien sind zudem auch von Genfern übernommen und insbesondere von Beza in seiner berühmten (anonymen) Schrift De jure magistratuum als Grundlage reformierter Auffassung syſtematisch entwickelt worden. Guſtav Adolf (Sp. 1339) hat gewiß eine sehr wenig quietiſtische Angriffspolitik getrieben, allein seine Grundsätze waren in diesem Punkte auch nicht wesentlich lutherisch; er berief sich auf des Grotius De jure belli ac pacis, welches Buch er Tag und Nacht bei sich gehabt haben soll. Die

Motivierungen, die der österreichische Adel seinen Aufständen gab, sind mir allerdings unbekannt, aber ich vermute, daß sie wie die Hugenotten das positive ständische Recht für sich angerufen haben werden. Wenn die Lutheraner in alledem nur im Notfall das positive Recht geltend gemacht, die Reformierten aber die Kontrollinstanz der unteren Behörden zu einer systematischen Christianisierung der Politik ausgebaut haben, so liegt der Grund dafür ganz offenkundig in den Grundunterschieden von Genf und Wittenberg, und es ist mir unbegreiflich, wie Rachfahl die ganz überwiegende Passivität des Luthertums auf den Zufall zurückführen will, daß an seiner Spitze gerade einige schlaffe und unfähige Fürsten standen (Sp. 1361), zu denen übrigens der Hauptträger des sächsisch-lutherischen Konservatismus, Kurfürst Friedrich August, sicherlich nicht gehörte. Ähnlich bestreitet Rachfahl den Zusammenhang des lutherischen wirtschaftsethischen Konservatismus mit der naturalwirtschaftlichen Reaktion des 16. und 17. Jahrhunderts und macht mich besonders darauf aufmerksam, daß Lamprechts »Werke für Theologen, die das Grenzgebiet der Geschichtswissenschaft streifen, nicht gerade als Orientierungsmittel zu empfehlen seien«. Gewiß, Bedenken gegen Lamprecht sind auch mir nicht ganz ungeläufig, wie Rachfahl inzwischen beobachtet haben wird; aber die Tatsache einer Steigerung des agrarischen Charakters in den lutherisch östlichen Landen und die Entstehung des Großbetriebes entnehme ich auch dem großen Artikel Gotheins über Agrargeschichte (Religion und Geschichte in Gegenwart I, 1909), und wer den lutherischen Patriarchalismus kennt, der wird nicht leugnen, daß er der Erweiterung der Untertänigkeiten günstig war. Um eben dieses Patriarchalismus willen habe ich auch — »ebenso kühn wie falsch« nach Rachfahls Meinung — den alles bevormundenden Polizeistaat und den patriarchalischen Absolutismus als ein echtes Kind des Luthertums bezeichnet; die Analogien in Frankreich waren mir nicht unbekannt; allein die katholische Ethik kennt auch ihrerseits den Patriarchalismus ähnlich wie das Luthertum, während auf dem Boden des reformierten Individualismus meines Wissens derartige Entwicklungen nicht eingetreten sind. Das ist sicherlich kein Zufall. Man braucht nur Seckendorffs Fürstenstaat zu lesen, um die Übergänge mit Händen zu greifen (vergl. dazu Jäger, Politische Ideen Luthers und ihr Einfluß auf die innere Entwicklung Deutschlands, Preuß. Jahrbb. 1903). Es mag an diesen Beispielen genug sein, ich glaube, in keinem Fall hat hier Rachfahl gegen mich die Bedeutungslosigkeit der religiös-ethischen Ideale für die Praxis des Lebens erwiesen.

Sein Haupttrumpf ist nun freilich die neu von ihm vorgelegte Theorie über die Gründe des unleugbar engen Verhältnisses von Kapitalismus und Calvinismus. Die Gründe liegen nach seiner Meinung gerade in der Bändigung der religiösen Energieen durch die Weltlichkeit eines hierarchisch nicht mehr gefesselten Staates, in der Aufklärung und Toleranz, die aus dem ursprünglichen, durch Orthodoxie und Staatskirchentum zwar gebundenen, aber doch nicht erdrückten protestantischen Individualismus hervorgehen mußten (Sp. 1532). Aus eigenem habe der Calvinismus zu alledem nur die »allgemein christliche Ethik« des Fleißes, der Treue, der Ordnung und der Solidarität mitgebracht, was ja allerdings für den Kapitalismus günstig gewesen sei. Es ist das auch bei Rachfahl reine Konstruktion, deren sicherstes Beweisstück das vorher an allerhand Beispielen erprobte Mißtrauen gegen die Überschätzung religiöser Kausalitäten ist. Konstruieren ist in solchen Fällen gewiß unumgänglich, auch für den »Historiker«. Aber ich halte diese Konstruktion für falsch. Unrichtig ist schon der Satz, daß der Protestantismus wesentlich religiöser Individualismus ist. Er ist ebensosehr kirchliches Denken und als solches die Einbefassung des Staates und der gesamten Kultur nicht unter hierarchische Mächte, aber unter religiöse Normen. Rachfahls »verweltlichter Staat« arbeitet immer noch von religiösen Voraussetzungen aus, es sind nur eben andere als die des Katholizismus. Nicht von der religiösen Ungebundenheit des Staates, sondern von seiner religiösen Auffassung und Beeinflussung des Staates her erwächst dem Calvinismus da, wo er überhaupt nicht im Kampf mit der Staatsgewalt lag, die Richtung auf die Selbstverständlichkeit und das Recht der wirtschaftlichen Arbeit. Übrigens sind nun aber die stärksten Träger des bürgerlichen Kapitalismus gerade die im Kampf mit dem Staate befindlichen Gruppen der Hugenotten und der englischen Dissenter, daneben die bloß geduldeten Sekten- und

Täufergruppen, bei denen allen also nicht der Staat, sondern gerade ihre Abdrängung vom Staate die Wendung zu wirtschaftlicher Arbeit bewirkt. Weiterhin ist die Toleranz unzweifelhaft ein Mittel der ökonomischen Förderung gewesen. Aber nicht die Toleranz an sich bewirkt Intensität der wirtschaftlichen Arbeit, sondern die Eigenart der Menschen, denen die Toleranz zugute kommt, und es bleibt immer noch die Frage, woher diesen die besondere Art und Richtung ihres wirtschaftlichen Charakters zukommt. Wenn heute in Spanien die volle Toleranz eingeführt würde, so würde sie vermutlich an dem wirtschaftlichen Charakter der Bevölkerung wenig ändern; und zöge damit vielfach ein die wirtschaftliche Arbeit begünstigender Geist ein, so würde immer noch die Frage nach dessen Herkunft und Bildung übrigbleiben samt allen Verwicklungen, in welche die Beantwortung einer solchen Frage hineinführt. Daß die Toleranz als Wegfall kirchlicher Bindungen dann einem natürlichen und normalen, überall vorhandenen Erwerbstrieb damit eo ipso Raum schaffen würde, das wäre doch eine sehr kindliche längst überwundene »Psychologie«. Überdies hat es mit der calvinistischen Toleranz ihre besondere Bewandtnis. Sie ist auch nach meiner Meinung aus dem Täufertum erst eingedrungen, was Rachfahl aus dem glänzenden Buche Weingartens gelernt haben will, wo jedoch gerade davon nichts steht; es ist von Lezius (Der Toleranzbegriff Lockes und Pufendorfs 1900) und von mir ausgeführt worden. Aber diese Toleranz ist, wie bereits bemerkt, Mehrheit und Nebeneinander verschiedener Kirchen nach außen und strengste Gebundenheit nach innen. Mit der rationalistisch-aufklärerischen Toleranz, die Rachfahl so hoch schätzt, hat sie nichts zu tun, und die englischen und amerikanischen Mittelklassen, an die beim calvinistischen Kapitalismus vor allem zu denken ist, sind orthodox, aber nicht aufgeklärt. Wie weit die Aufklärung vor den physiokratischen, merkantilistischen und schottischen Theorien das Wirtschaftsleben beeinflußt hat, weiß ich nicht zu sagen. Doch glaube ich den Satz wagen zu dürfen, daß sie für den Charakter jener Mittelklassen bedeutungslos war und jedenfalls ist. Es bleibt also bei Rachfahls neuem Erklärungsversuch das Problem ungelöst, und das Durchdenken seiner Konstruktion führt wieder erst recht dazu, nach den ethisch-religiösen Komponenten jenes Verhältnisses von Kapitalismus und Calvinismus zu suchen, um so mehr, als die Erscheinung — wie stets zu wiederholen — ja nicht dem Calvinismus allein eigentümlich ist. Ähnlich steht es aber auch mit den andern Kulturwirkungen des Calvinismus und der Sekten, wie der Demokratisierung des politischen Denkens und der Ausbildung der Idee der Kirchenfreiheit und der Menschenrechte, für die Rachfahl die Anführung eines Versuchs der Erklärung aus religiösen Motiven sich glaubt verbitten zu dürfen. Ich kann darauf hier nicht näher eingehen und verweise auf Figgis, From Gerson to Grotius 1907, sowie auf die ausführliche Darstellung in meinen Soziallehren. Das Problem ist allerdings verwickelt, aber in allen Verwickelungen leuchtet doch die mitbestimmende Macht des religiösen Gedankens stark hervor.

Noch eines ist zum Schluß in Kürze zu erwähnen. Rachfahl bestreitet kultur**fördernde** Wirkungen des Calvinismus und der Konfessionen überhaupt. Der erstere ist für ihn wie für Kampschulte ein widernatürlicher Erregungszustand, der nicht dauern konnte und, wie ich in seinem Sinne wohl hinzufügen darf, nichts dauerndes hervorbringen konnte. Ich habe aber nicht von Förderungen, sondern von Bestimmungen der Kultur oder von Einflüssen des religiösen Elementes auf die Gestaltung nicht-religiöser Elemente gesprochen. Ob diese Einflüsse fördernde waren oder zu beklagen sind, ist mir gleichgiltig. Ich wollte nur den tatsächlichen Einfluß und die tatsächliche Bedingtheit klar machen, wobei für mich das Wort »Kultur« ein neutraler Terminus ist und nicht meine sachliche Zustimmung bedeutet. Denn Kultur bedeutet nicht Kulturideal. Was für ein Kulturideal man hat, ist natürlich Sache persönlicher Lebensanschauung, und so würde ich meinerseits niemals ohne weiteres sprechen von einer Förderung des Kulturideals durch den Calvinismus und die Konfessionen. Ich meine bei meiner Fragestellung nur die Abmessung der Einwirkung auf das, was gerade als Kultur bezeichnet wird, gleichviel ob sich das mit dem deckt, was die Kultur nach unserer Meinung sein sollte. Daß aber nichtreligiöse Lebensgebiete im weitesten Umfang von der religiösen und konfessionellen Seelenverfassung bestimmt waren und noch sind, das, glaube ich, ist völlig unbestreitbar. Umgekehrt scheint mir,

daß Rachfahls These von einer allein wirklich kulturfördernden Macht der Toleranz und Aufklärung mehr sein persönliches Kulturideal betrifft als die tatsächliche Kultur, die wir leben, und die bekanntlich unter uns sehr verschieden gedeutet wird. Das sagt sein übrigens auch viel Unbeſtimmtes enthaltender Schlußsatz deutlich: »Es iſt der Geiſt jener freien chriſtlichen Religiosität, die, dogmatisch relativ uninteressiert oder doch wenigſtens nur das Fundamentale betonend, das freilich verschieden bemessen werden kann, die Welt und ihre Ordnungen als etwas Göttliches und doch als unabhängig von der transzendent-religiösen Idee anerkannt, für welche die Grundsätze autonomer Vernunfterkenntnis, individualiſtisch gerichteter Weltanschauung und daher vollkommener Toleranz feſtſtehen ... Und mit ihm war sehr wohl vereinbar das, was der Nachwelt als das beſte Erbteil des genuinen Calvinismus überkommen iſt, — unermüdliches Schaffen und Wirken in tief innerlichſt empfundenem Streben nach Gottes Dienſt, Ruhm und Ehre als höchſtes Ideal chriſtlicher Sittlichkeit; es hat seine unverrückbare Geltung.« Sp. 1366. Das iſt offenbar Rachfahls Kulturideal. Daß es in der Gegenwart nicht eigentlich herrscht, liegt auf der Hand. Es kann also nicht so bleiben, aber es könnte vielleicht so werden. Ich hätte dagegen — vorausgesetzt, daß Toleranz und Aufklärung dabei nicht zu seicht und oberflächlich verſtanden werden — gewiß nichts einzuwenden. Auch würde ich niemals sagen, daß die Heraufführung dieses Ideals, in erſter Linie das Werk der chriſtlichen Konfessionen sei. Aber darauf muß ich beſtehen bleiben, daß die Konfessionen zwar für dieses Ideal nicht entscheidend waren und sind, wohl aber vielfach für die tatsächliche Geſtaltung der heutigen, ja recht uneinheitlichen Kultur, und daß umgekehrt die tatsächlichen wirtschaftlichen, politischen und sozialen Entwicklungen der Gegenwart von den auf Rachfahls Ideal zuſteuernden hiſtorischen Kräften der Aufklärung und Toleranz nicht ausschließlich und wohl auch nicht einmal wesentlich beſtimmt worden sind. Es gibt jedenfalls große und bedeutsame Gruppen innerhalb unserer Kultur, die direkt oder indirekt von den religiösen und ethischen Ideen her verſtanden werden müssen, wie sie die Kirchen und Sekten ausgebildet haben, und es gibt indirekte Wirkungen der religiösen Geſtaltungsperiode des 16. Jahrhunderts, die sich auch dahinein erſtrecken, wo man von diesem Zusammenhang nichts mehr ahnt.

Ich darf vielleicht die Sache umkehren und von Rachfahl sagen, daß er die Wirkungen der Toleranz überschätzt. Die Intoleranz der Kirche war und iſt wenigſtens zum Teil ihre Größe und ihre Kraft, und auch die heutigen wissenschaftlichen, philosophischen, ethischen und politischen Richtungen sind in dem Maße, als sie an sich selbſt glauben, intolerant. Auch die heutige wie die frühere Aufklärung iſt keineswegs durchaus tolerant. Ja, ich möchte glauben, daß die Animosität, die Rachfahls Aufsätze durchzieht, nicht bloß in der von mir bereitwillig anerkannten Überlegenheit seines hiſtorischen Wissens, sondern auch ein ganz klein wenig in der Intoleranz seiner Aufklärung ihren Grund hat.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Greytown.

Die Entwertung des Panamakanals.

Die Erkenntnis von der Wichtigkeit eines Kanaldurchstichs durch die mittelamerikanische Landenge geht bis auf das Jahr 1528 zurück. Damals machte Cortez Karl V. darauf aufmerksam, von wie hoher Bedeutung die künſtliche Schaffung einer Wasserſtraße zwischen dem Atlantischen und dem Stillen Ozean sein würde, nachdem er selbſt faſt ein Jahrzehnt hindurch vergeblich nach einer natürlichen Verbindung zwischen beiden Meeren gesucht hatte. Cortez' Wunsch iſt bisher noch nicht in Erfüllung gegangen. Aber es wird nur noch etwa fünf Jahre dauern, bis der von den Amerikanern gebaute Kanal vollendet sein wird. Bei dem außerordentlichen Eifer, den die Vereinigten Staaten bei der Durchführung dieses Kulturwerkes entfalten, und bei den sehr reichen, faſt unerschöpflichen Mitteln, die jenseits des großen Wassers für die Herſtellung nationaler Großtaten auf dem Gebiete der Verkehrstechnik zur Verfügung ſtehen, kann es heute nicht mehr zweifelhaft sein, daß in wenigen Jahren der Kanal vorhanden sein wird.

Und dennoch mehren sich die Stimmen in Europa, wie gerade auch in Amerika, die behaupten, die beſte Zeit für die Anlage des Kanalunternehmens,

die Zeit, in der die Panama-Wasserstraße eine Bedeutung hätte gewinnen können, wie der Suezkanal, sei bereits verpaßt! Vor 100 und vor 80, ja selbst noch vor 50 Jahren wäre er durch den mittelamerikanischen Isthmus, gleichviel an welcher von den fünf in Betracht gezogenen Stellen er geschaffen worden wäre, von einer wirklich umwälzenden Bedeutung für den ganzen Weltverkehr gewesen. Er wird zwar heute zweifellos auch noch eine hohe Bedeutung behaupten, aber von einer umwälzenden Rückwirkung auf das ganze Verkehrsleben der Kulturnationen wird doch kaum mehr die Rede sein können. Andere Faktoren, die man vor 100 Jahren noch nicht kennen und ahnen konnte, sind hinzugekommen und haben die Rolle, die der Panamakanal damals gespielt hätte, großenteils übernommen.

Der wichtigste unter diesen Faktoren sind die Eisenbahnen. Für die Westküste Nordamerikas, die dereinst den weitaus größten Vorteil vom Panamakanal gehabt hätte, haben inzwischen die Pacificbahnen der Vereinigten Staaten und Kanadas eine enorme Wichtigkeit erlangt, die ihnen kein Kanal wird jemals rauben können. Ein Passagier- und Postverkehr zwischen dem westlichen Nordamerika und der Ostküste Amerikas bezw. den Ländern Europas wird niemals mehr den amerikanischen Bahnen abspenstig gemacht werden können. Die strategische Bedeutung des Kanals wird von amerikanischen Autoritäten selbst recht gering eingeschätzt, da eine Flotte von der Ost- zur Westküste durch den Kanal 17—20 Tage unterwegs sein würde, so daß die Notwendigkeit einer starken amerikanischen Pacificflotte durch den Kanal keineswegs aufgehoben wird. Selbst der Güterverkehr von der Westküste Nordamerikas zum Atlantischen Ozean wird dem fertigen Kanal nur in beschränktem Maße zufließen, weil erstens die seit Januar 1907 im Betrieb befindliche, neue Tehuantepecbahn im südlichen Mexiko eine wesentlich schnellere und doch nur wenig teurere Beförderung der Transporte ermöglicht, weil zweitens Segelschiffe ohnehin den Panamakanal ebenso wie den Suezkanal werden meiden müssen, um nach wie vor ihren Weg ums Kap Horn zu suchen, und drittens, weil auch für die Dampfer die Panamaroute wenig Verlockendes hat, da das Klima in Panama vielleicht ungesunder als irgendwo sonst auf Erden ist, und da überdies die Seefahrt in den an den Kanal östlich angrenzen Teilen des Karaibischen Meeres sehr wenig angenehm zu sein pflegt.

Ebenso wird aber der Kanal für Südamerika nur beschränkte Bedeutung gewinnen, denn noch bevor der Kanal fertiggestellt sein wird, vermag auch Südamerika seine ersten Überlandbahnen aufzuweisen, denen von vornherein der ganze Personen- und Postverkehr ausschließlich zufließen wird: in kurzer Zeit ist die große Transandinische Bahn fertiggestellt die Buenos Aires und Valparaiso miteinander verbinden wird, und der der größte Teil des chilenischen Verkehrs ohne jede Frage schon heute gesichert ist. Andererseits dürfte aber in längstens zwei Jahren auch ein fortlaufender Schienenweg von Buenos Aires zur peruanischen Küste führen, der auch für Peru und Bolivia den Panamakanal zum nicht kleinen Teil überflüssig macht. Der Güterverkehr der südamerikanischen Westküste hat den Weg ums Kap Horn sehr viel weniger zu scheuen, als der der nordamerikanischen Küste; auch er wird daher wohl zum großen Teil seinem alten Weg treu bleiben, so daß der Panamakanal auch von ihm nicht viel erwarten darf. Somit sind die Aussichten des kostspieligen Kanalunternehmens in rein finanzieller Hinsicht nicht eben die günstigsten, und eine Kulturnotwendigkeit, wie der Suezkanal, wird der Panamakanal nie werden!

Zu allen anderen Faktoren, die seinen Wert zu beeinträchtigen geeignet sind, gesellt sich nun neuerdings noch ein weiterer, der die amerikanischen Kanalinteressenten ganz besonders unangenehm berührt hat. Ein europäisches Konsortium, an dessen Spitze die Rotschilds stehen sollen, soll nämlich einen Konkurrenzkanal zum Panamakanal noch weiter südlich auf kolumbischem Gebiet durch den Isthmus von Darien hindurchzutreiben beabsichtigen. Das Projekt ist in aller Stille schon so weit gediehen, daß die kolumbische Regierung um eine Konzession ersucht worden ist, was die Vereinigten Staaten veranlaßt hat, durch ihren diplomatischen Vertreter in Bogota die dringendsten Vorstellungen gegen eine solche Konzession bei den kolumbischen Behörden erheben zu lassen. Ob diese geneigt sein werden, den Vorstellungen Gehör zu geben, erscheint mindestens zweifelhaft; denn der kolumbischen Regierung kann es nur erwünscht sein, wenn auf ihrem Staatsgebiet eine Weltverkehrstraße geschaffen und aus fremder Tasche bezahlt wird. Im übrigen gönnt man in Bogota den Nordamerikanern sicherlich die Enttäuschung, die mit der Erteilung der genannten Konzession verbunden sein würde, denn man hat es noch nicht vergessen, daß das Gebiet von Panama, wo heute der Kanal gebaut wird, bis 1903 zu Kolumbien gehörte, und daß der Aufstand, der am 3. November 1903 zur Unabhängigkeitserklärung der jüngsten mittelamerikanischen Republik führte, von nordamerikanischen Panama-Interessenten inszeniert worden war, die in einer »unabhängigen« Republik Panama eine ganz andere Rolle spielen konnten, als im großen Staat Kolumbien.

Überraschend kommt die Nachricht von dem neuen Kanalplan in jedem Falle, wenn auch die für ihn in Aussicht genommene Route schon lange vor dem Auftauchen des Lesseps'schen Panamakanalprojekts zu wiederholten Malen für die Schaffung eines etwaigen Kanals empfohlen worden war, zuletzt noch in den Jahren 1870-71. Der Kanal soll im Golf von Uraba, an der äußersten Wurzel der mittelamerikanischen Landenge, beginnen und zunächst dem schiffbaren Lauf des für Seeschiffe befahrbaren Atratoflusses folgen. Dieser Fluß entspringt auf der Westseite der südamerikanischen Kordilleren, ist 665 km lang, von denen 400 für Dampfer, 155 für Seeschiffe befahrbar sind, und zeichnet sich im größten Teil seines Laufes durch ein nur schwaches Gefälle und großen Wasserreichtum aus. Ihm fließt von links als südlichster Zustrom der Adagueda zu, der seinerseits einem zum Stillen Ozean gehenden Küstenfluß, dem Rio San Juan, sehr nahe kommt. Der Adagueda und der San Juan sind nur durch einen schmalen, wenig hohen Hügelrücken, der bis zu 320 m Meereshöhe aufragt und einen nur 110 m hohen Paßübergang

aufweiſt, voneinander getrennt. Somit iſt hier ein Waſſerweg von einem Ozean zum andern vorgezeichnet, der kaum ebenſo große Schwierigkeiten bieten wird, wie der Panamadurchſtich, zumal die kolumbiſchen Flüſſe durch geſundere Gegenden fließen.

Wenn ſchon für einen einzigen Kanal unter den heutigen Umſtänden wirtſchaftlich die Ausſichten nicht übermäßig roſig ſind, ſo iſt es klar, daß der Verkehr niemals ausreichen wird, um zwei Kanäle ausreichend zu ernähren, und es iſt daher zu vermuten, daß mindeſtens eines von den beiden Kanalunternehmungen ein Fiasko darſtellen wird. Die neue Unternehmergruppe wäre wohl kaum mit ihrem Plan hervorgetreten, wenn ſie ſich nicht mit der Gewißheit trüge, daß der kolumbiſche Kanal den Panamakanal zu erdrücken im ſtande iſt. Tatſächlich wird, wenn es wirklich einmal dahin kommen ſollte, daß zwei Kanäle den mittelamerikaniſchen Iſthmus ſprengen, der ſüdamerikaniſche Vekehr wohl von vornherein dem kolumbiſchen Kanal geſichert ſein, während der nord- und mittelamerikaniſche dem Panamakanal verbleibt. Der erſtere iſt aber bei der heutigen Lage der Dinge für die Waſſerwege ſicher der wichtigere, denn die zahlreichen, nördlich vom Panamakanal verlaufenden Überlandbahnen Amerikas bieten eben gegenüber der Benutzung des Panamakanals gar zu merkliche Vorteile, als daß der letztere Ausſicht haben könnte, ſie in wirklich ausgiebigem Maße in der Gunſt des Publikums zu verdrängen.

Somit wird man vom Panamakanal mit vollem Recht ſagen können, er habe hundert Jahre zu ſpät das Licht der Welt erblickt!

Mitteilungen.

Die Royal Asiatic Society zu London veröffentlicht ſoeben eine kleine Arbeit, die, ſo anſpruchslos ſie auftritt, warm begrüßt werden darf, da ſie den Einblick in eine eigenartige, merkwürdige Literatur eröffnet. Es iſt das Werk einer engliſchen Orientaliſtin, Miss Mabel H. Bode, *The Pali Literature of Burma* (London 1909). Das Pali, ein indiſcher Volksdialekt, iſt, wie bekannt, die heilige Sprache des ſüdlichen Buddhismus. In Pali iſt die älteſte uns erreichbare Redaktion der buddhiſtiſchen heiligen Texte verfaßt: die Redaktion, in der dieſe Texte in Ceylon überliefert ſind und in der ſie noch heute von den Buddhiſten dieſer Inſel ſtudiert werden. Neben Ceylon iſt Burma eine wichtigſte Heimat des ſüdlichen Buddhismus, der Kenntnis des Pali und der heiligen Palitexte. Die Berührung mit dieſen großen Schöpfungen der indiſchen Kultur iſt das entſcheidende Ereignis für Burma geweſen; dem geiſtigen Leben des Volkes wurde der buddhiſtiſche Stempel aufgeprägt, und ſo bietet ſich das Schauſpiel, das auf ſo vielen Schauplätzen durch Aſien hindurch ſich abgeſpielt hat — das Aufeinanderwirken der indiſchen Weltreligion und eines außerindiſchen Volkstums — auch hier in inhaltsreicher Geſtalt der Betrachtung dar.

Vom Studium des Pali und der Palitexte nun ſchritten die begabten, raſch dem neuen Ideenkreiſe ſich anpaſſenden Burmanen bald dazu fort — dies geſchah im elften Jahrhundert n. Chr. — in jener Sprache, die für ſie die Trägerin aller höheren Intereſſen war, ſelbſt zu ſchreiben, ehe ſie den weiteren Schritt wagten, der dann nicht ausbleiben konnte, die eigene Landesſprache literariſchen Zwecken dienſtbar zu machen. Von jenen Anfängen bis zur Gegenwart verfolgt Miss Bode — faſt ohne Vorgänger, wenn man von einem 1879 der indiſchen Regierung von dem früh verſtorbenen E. Forchhammer erſtatteten Bericht abſieht — die Geſchichte dieſer Paliſchriftſtellerei. Neben Kommentare zu den heiligen Texten ſtellen ſich bald Arbeiten über die Grammatik des Pali; Geſetzbücher, Sammlungen von Maximen der Lebensweisheit. Chroniken ſchließen ſich an. Die Reiche der Poeſie werden nur geſtreift; Liebeslyrik iſt der Volksſprache vorbehalten geblieben.

Die mühevolle und mutige Arbeit der Dame, die von dieſen Dingen berichtet, wird den gebührenden Dank finden. »Die moderne Erforſchung des Buddhismus«, ſagt die Verfaſſerin, »iſt, wie einſt die Miſſionare des Königs Aſoka, nach Hinterindien, China, Japan, Tibet, Siam und dem franzöſiſchen Indochina vorgedrungen: ſo reich an Geduld, wie jene an gläubiger Überzeugung, ſo feſt entſchloſſen zu lernen, wie jene zu lehren entſchloſſen waren.« In dieſem Vordringen der Forſchung ſtellt das Buch Miss Bode's einen erfreulichen Schritt dar. H. Oldenberg.

•

Vom 30. Mai bis 2. Juni 1910 findet der 9. Internationale Wohnungskongreß in Wien ſtatt. Er wird ſich mit der Erörterung der folgenden vier Fragen beſchäftigen: 1. Welche Schlüſſe ergeben ſich aus den bisher gewonnenen Erfahrungen für die Entwicklung der kommunalen Wohnungspolitik, und in welcher Weiſe ſind ihre Aufgaben zu löſen? 2. Wie iſt der Kredit für die gemeinnützige Bautätigkeit zu organieren? 3. Kleinhaus oder Miethaus? 4. Welche Maßregeln empfehlen ſich zur Verbilligung der Baukoſten für Kleinwohnungen? Das Bureau des Kongreſſes iſt Wien I, Stubenring 8.

•

Der Internationale Kongreß für Bibliographie und Dokumentation wird vom 25. bis 27. Auguſt in Brüſſel tagen. Der Kongreß der Archivare und Bibliothekare wird dann vom 29. bis 31. Auguſt folgen. Die Verhandlungen werden in vier Abteilungen den gegenwärtigen Stand der Bibliographie und Dokumentation, die Internationale Union für die Dokumentation, die Verteilung und Ordnung der Arbeiten und die Feſtſtellung internationaler Methoden behandeln.

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 17
23. April 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die persische Baukunst des Mittelalters.

Von Dr. Woldemar von Seidlitz, Geheimem Regierungsrat in Dresden.

Unsere Stellung zu der asiatischen Kunst hat sich seit einem Menschenalter von Grund aus gewandelt. Während früher die Erzeugnisse Chinas, Japans und der islamischen Welt, um nur die Hauptgebiete zu nennen, wesentlich vom ethnographischen Standpunkt aus betrachtet wurden, beginnt man jetzt zu erkennen, daß sie Kreisen von Kunstanschauungen angehören, denen eine selbständige Bedeutung innewohnt, und die ebenso gut verdienen, einer historischen Betrachtungsweise unterzogen zu werden, wie diejenigen, welche bisher schon in unseren Gesichtskreis getreten waren. Die Schwierigkeiten, dieser neuen Gebiete Herr zu werden, sind freilich groß, da die Zahl der erhaltenen und für das Ausland überhaupt zugänglichen Stücke gering ist, wie andererseits die historischen Nachrichten auf Quellen beruhen, die uns ganz fremden Anschauungskreisen angehören und nur von wenigen Spezialisten erschlossen werden können. Da aber die Werke, um welche es sich dabei handelt, zum Teil zu den vollendetsten Leistungen gehören, die der Menschengeist auf dem Gebiete der Kunst hat hervorbringen können, und da die Kunstanschauung, von der sie Zeugnis ablegen, geeignet ist, unsere eigene Wirksamkeit nach der Seite der Farbigkeit wie der stilisierenden Behandlung der Naturformen auf das glücklichste zu ergänzen und zu befruchten, so werden allerorten, in Amerika wie in Europa, die größten Anstrengungen gemacht, um die Erkenntnis dieser asiatischen Kunst durch Sammlungen, Ausstellungen, Forschungen zu erschließen und zu erweitern.

Im Hinblick auf die große Ausstellung mohammedanischer Kunst, welche in diesem Sommer in München stattfinden wird, ist es mit besonderer Freude zu begrüßen, daß die Geschichte der persischen Baukunst des Mittelalters, welche das eigentliche Gerüst für eine solche Ausstellung zu bilden hat, soeben durch eine des höchsten Lobes würdige Publikation klargestellt worden ist. Es handelt sich um das große Werk des Professors Friedrich Sarre, dessen Erscheinen sich durch die letzten zehn Jahre hingezogen hat, und das nun mit seinen 123 Tafeln in Folio, von denen viele in unübertrefflichen Farbendrucken hergestellt sind, und seinen 229 Textabbildungen abgeschlossen vorliegt.*) Die ganze Entwicklung der persischen Baukunst vom 11. bis zum 17. Jahrhundert wird da in ihren über das ausgedehnte Gebiet Vorderasiens verstreuten Resten vorgeführt und erweist sich in der Mannigfaltigkeit ihrer Ver-

*) Fr. Sarre, Denkmäler persischer Baukunst, Berlin, E. Wasmuth, 1901—1910, in Groß-Folio, 166 S. Text.

zierungsweisen wie in der Vorbildlichkeit ihrer Muster als von so unverlierbarem Gehalt, daß sich gar nicht abschätzen läßt, wieweit sie noch berufen ist, auf die künftige Gestaltung unseres eigenen Schaffens bestimmend einzuwirken.

Ergänzend tritt dazu die Ausstellung mohammedanischer Miniaturkunst, die während der Monate Februar und März im Berliner Kunstgewerbemuseum veranstaltet worden ist. Hier konnte man die Entwicklung der persischen Buchkunst kennen lernen, die im 15. und 16. Jahrhundert sich aufs engste der gleichzeitigen Baukunst angeschlossen hat.

Mit Hilfe dieses reichen neuen Materials läßt sich ein klarer Überblick über die allmähliche Gestaltung der persischen Kunst in ihren mannigfachen Abwandlungen gewinnen. Denn wenn auch Sarre aus praktischen Gründen die Ergebnisse seiner fünf, während der Jahre 1895 bis 1900 ausgeführten Reisen, die sich von Kleinasien bis nach Samarkand erstreckten, nach Provinzen geordnet hat, so helfen seine Register, wie überhaupt der Geist, in welchem er seine Untersuchungen abgefaßt hat, den historischen Kern leicht herausschälen.

In größerer Stärke als irgend welches andere Gebiet hat das ausgedehnte persische Hochland während des Mittelalters die Stürme der gewaltigen Völkerverschiebungen an sich verspüren müssen, da es für die zentralasiatischen Horden das Einfallstor nach Vorderasien bildete: trotz aller Wandlungen in den Herrschaftsverhältnissen und trotz aller Verheerungen hat aber das persische Volk, wie es sich im Altertum behauptet hatte, so auch in der nachchristlichen Zeit seine Eigenart zur Geltung zu bringen gewußt, was besonders von dem Gebiete der Kunst gilt. Vorausgegangen war dieser Entwicklung die Herrschaft des mächtigen Sassanidenreiches, das um die Mitte des 3. Jahrhunderts n. Chr. durch die Arsakiden, nach der Zurückdrängung der Parther, begründet worden war, dann aber, nachdem es in Anknüpfung an alt-mesopotamische Überlieferungen eine hohe Blüte der Kunst gezeitigt hatte, im Jahre 642 dem mit unwiderstehlicher Gewalt sich ausbreitenden Islam zum Opfer zu fallen berufen war.

Unter der hierauf folgenden Herrschaft der Omajaden und weiterhin der Abassiden blieb freilich die Eigenart des Volkes, ähnlich wie in den übrigen von den Arabern eroberten Gebieten, im wesentlichen noch gewahrt. Dann aber begannen mit der Zeit um 1000 durch das Vordringen der von Bochara kommenden Seldschuken bis nach Kleinasien hin jene fünf Jahrhunderte umfassende Periode der Überflutungen, welche eine Fremdherrschaft auf die andere folgen ließ, ohne freilich der einheimischen Kultur mehr als nur vereinzelte neue Bestandteile zuführen zu können. Vielmehr wurden gerade während dieser bewegten Zeiten die persische Baukunst dadurch zu ihrer höchsten Höhe emporgeführt, daß die fremden Bedrücker sie zur Mehrung des Glanzes ihrer Herrschaft verwendeten, wie die häufigen Inschriften mit den Namen eingeborener Künstler es bezeugen. Was vor dem Jahre 1000 liegt, ist meist den Kriegswirren zum Opfer gefallen. Von da an aber beginnt unsere genauere Kenntnis der persischen Baukunst.

Während der folgenden Jahrhunderte lösten einander Mongolen, Mameluken, Turkmenen in der Herrschaft ab. Nachdem Dschengis-chan 1258 die Seldschuken verdrängt und die Städte Tebriz und Maraga im nördlichen Persien zu seinen Residenzen gemacht hatte, stieg die Kunst zu ihrer höchsten Blüte empor, deren Wirkungen sich bis nach Mosul und Bagdad erstreckten. Noch zu Timurs Zeiten (er starb 1405) befand sie sich in voller Entwicklung. Dann endlich kam zu Anfang des 16. Jahrhunderts die Zeit, wo die Perser wieder in den Besitz ihres Landes gelangten. Zum zweiten Male wurde Tebriz zur Residenz erhoben, um dann dem südlicher gelegenen Isfahan zu weichen. Die Schaffenskraft des Volkes fand aber keine Aufgaben mehr vor, an denen sie weiter hätte erstarken können; sondern allmählich leitet sich der Rückgang ein.

In ihrer ältesten und zugleich kraftvollsten Gestalt zeigt sich die persische Baukunst an jenen reinen Ziegelbauten, die noch zumeist ohne die Verwendung buntglasierter Steine nur durch das mehr oder weniger starke Vorkragen der Ziegel Muster zu bilden bestrebt sind, welche an den entscheidenden Stellen, meist [illegible] von Bändern, die glatte Mauerfläch[illegible]rechen und beleben. Mehrere[illegible] gehen noch in das 11. J[illegible] ein jetzt verfallener [illegible] der Landschaft

Tabariſtan am Südende des Kaſpiſchen Meeres, welche infolge der Üppigkeit ihrer Vegetation als das Paradies des Landes bezeichnet wird, ſoll ſogar noch das Datum 1026 gezeigt haben. Er iſt auch dadurch bemerkenswert, daß er in ſeinem Innern bereits Stuckverzierungen enthielt, wodurch der Zuſammenhang dieſer Bauweiſe mit den altüberlieferten Techniken Meſopotamiens erwieſen wird. An dem gleichen Ort haben ſich weiterhin zwei Minarete erhalten, deren Gliederung durch mehrfache gemuſterte Gürtel gerade wegen der Einfachheit und Selbſtverſtändlichkeit des Ziegelmoſaiks noch jetzt als Vorbilder für neue Bauten, beſonders für Fabrikſchornſteine, empfohlen zu werden verdienen. Eines dieſer Minarete trägt übrigens an ſeinem oberen Rande bereits ein Schriftband aus grünblau glaſierten Fayenceplatten. Andere Bauten dieſer Art und Zeit befinden ſich in dem zu der gleichen Landſchaft gehörenden Semnan, ferner bei Termes am Amu Darja und endlich in Iſfahan (das Minar-i-Ali).

In das 12. Jahrhundert fällt die Blütezeit dieſer Ziegelbauten. Da ragen namentlich die vieleckigen Grabtürme hervor, die eine Eigentümlichkeit der perſiſchen Baukunſt ausmachen. Einer von 20 m Höhe, der über kreisförmigem Grundriß 22 in ſpitzem Winkel nach außen vortretende Pfeiler von äußerſt ſorgfältiger Arbeit bildet, ſteht noch in Rhages bei Teheran; zwei ähnliche in Veramie, mit kegelförmigem Dach; ihr Inneres iſt in ſpäterer Zeit (1262) mit Lüſterfayencen verziert worden.

Die beiden Hauptwerke dieſes bei aller Einfachheit durch Kraft und Schönheit bewundernswürdigen Stils befinden ſich aber in dem ſeit 1828 zu Rußland gehörenden Nachtſchewan. Das achteckige Mauſoleum des Juſuf Ibn Kutaijir daſelbſt von 1162 hat einen Durchmeſſer von $7^1/_2$ m und iſt äußerlich ganz mit einem Syſtem geradliniger Verzierungen überſponnen, die in leichtem Relief, meiſt ſogar in zwei verſchiedenen Abſtufungen, aus dem Backſteinwerk hervortreten, in der Mitte Sterne bilden, am Rahmenwerk aber als verſchlungene Mäander geſtaltet ſind; auch der reiche, aus Schriftzügen gebildete abſchließende Fries iſt in ſolcher Technik hergeſtellt.

Bei dieſen Ziegelornamenten bediente man ſich des folgenden einfachen und ſinnreichen Verfahrens. Man zeichnete zunächſt für einen einzelnen Teil der Wandfläche das Muſter auf den Grund eines horizontal gelegten Formkaſtens auf, nagelte auf den Stellen, welche vertieft erſcheinen ſollten, Holzplättchen von einer beſtimmten Dicke auf, dort aber, wo eine noch ſtärkere Abſtufung erzielt werden ſollte, zwei ſolcher Plättchen übereinander. Dann ſtellte man die das Muſter bildenden Ziegel hochkantig in den Kaſten und goß die Zwiſchenräume zwiſchen ihnen mit Stuck aus. War dieſer Stuck getrocknet, ſo ſtürzte man die ganze Form aus und verſetzte das Stück an der Wand, wobei deſſen Boden die in der gewollten Abſtufung vor- oder zurücktretende Verzierung bildete. In der gleichen Weiſe wurden dann die weiteren Teile der Wand hergeſtellt.

Das zweite Bauwerk dieſer Art in Nachtſchewan iſt das zehneckige Mauſoleum der Mumine Chatun von 1186, mit einem Durchmeſſer von 10 m. Hier treten bei dem Inſchriftfries und den Umrahmungen bereits türkisblau glaſierte Ziegel zu den unglaſierten hinzu, wodurch die Wirkung weſentlich bereichert wird; auch ſind die vertieften Teile nicht bloß mit Stuck ausgegoſſen, ſondern zudem noch mit Fayenceplatten belegt: in ſolcher Weiſe behandelte Wandverzierungen wurden ſchon frühzeitig mit Blumenbeeten verglichen.

In ſpäterer Zeit kommen backſteinerne Grabtürme dieſer Art nur noch gelegentlich vor. In Kuin, auf dem Wege von Teheran nach Iſfahan, befinden ſich deren vier aus dem 13. bis 14. Jahrhundert, die unten achtſeitig gebildet ſind, dann in einen ſechzehneckigen Tambour übergehen und mit einem Dach von türkisblauen Kacheln gedeckt ſind; im Innern enthalten ſie eine reiche in Stuck geſchnittene Dekoration. In Bochara aus der gleichen Zeit der 60 m hohe ſogenannte Verbrecherturm; in Boſtam ein Turm mit 28 vorſpringenden Ecken, ähnlich wie der von Rhages, von 1300; endlich in Amol die halbverfallene Moſchee Mir Buzurg von etwa 1600.

Einen weiteren Schritt über dieſe Ziegelbauten hinaus machen die mit bunten Fayenceverzierungen geſchmückten, welche der perſiſchen Baukunſt ihr dauerndes Gepräge verliehen haben und überhaupt einen Höhepunkt farbiger Dekorationsweiſe darſtellen. Um zu den älteſten der uns erhaltenen Denkmale dieſer Art zu gelangen, muß man das

einst von den Seldschuken beherrschte Konia, das alte Iconium, im südlichen Kleinasien aufsuchen, wo zu Anfang des 13. Jahrhunderts mit Hilfe aus Persien herbeigeholter Baumeister eine eigene Baukunst erblühte. Daß dort neben dem Mauerwerk noch eine besondere Steinskulptur sich entwickelte, welche besonders bei den Schmuckteilen der Fassaden, an den Portalen, in Form von Säulen usw. ihre Verwendung fand, wie namentlich die Moschee Sultan Han von 1229 es zeigt, ist als eine durch das Vorhandensein des Steinmaterials bedingte Besonderheit aufzufassen, welche auf die sonstige Entwicklung der persischen Baukunst keinen weiteren Einfluß ausgeübt hat.

Mehrfarbige Glasuren finden sich dort bereits an der Moschee Sultan Ala eddin von 1220; das schönste Fayencemosaik weist dann die Sirtscheli-Medresse (Religionsschule) von 1242 auf; es ist wesentlich in zwei Farbtönen, einem hellen und einem dunklen, gehalten, wie z. B. helle Schriftzeichen auf dunklen Grunde oder umgekehrt, meist in türkisblau und manganviolett, wobei neben gradliniger Musterung auch schon schön verschlungenes Rankenwerk vorkommt. Diese farbigen Teile sind gewöhnlich auf die Einfassungen und die Friese beschränkt; ihre Muster schließen sich meist zu regulären oder länglichen Sechsecken zusammen; daneben kommen ineinander verschlungene Mäander vor, auch regelmäßig verteilte tiefblaue Kreuze auf hellblauem Grunde: die sonstigen Wandflächen sind mit einem ruhig wirkenden Rautenmuster aus glasierten und unglasierten rechteckigen Ziegeln bedeckt. Von dem gleichen Baumeister dürfte auch die Medresse des Kara Tai von 1251 herstammen. Bei ihr tritt zu dem Türkisblau und dem Manganviolett noch ein dunkles Blau hinzu, ja sogar vereinzelt schon kleine weißglasierte Stückchen; der Mäander wird durch sich ineinander verschlingende Palmettenranken ersetzt. Bezeichnend für diese älteren Bauten ist, daß bei ihnen das geometrische und das Pflanzenornament noch völlig unvermischt nebeneinander stehen. Im übrigen werden die Mauerflächen mit teppichartigen Mustern überspannt, die sich gleich unsern Tapeten im »unendlichen Rapport« ausdehnen, also ohne auf einen bestimmten Mittelpunkt hin komponiert zu sein; dabei macht sich mit der Zeit in zunehmendem Maße die Neigung geltend, dem ursprünglich neutralen Grunde durch die Färbung eine selbständige Bedeutung zu verleihen, so daß er immer mehr als »komplementäres« Element neben das eigentliche Muster tritt.

Bei den Bauten der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts macht sich bereits eine gewisse Vergröberung des Geschmackes bemerklich, indem plastische und naturalistische Bestrebungen stärker zutage treten, geometrischer und vegetabilischer Stil sich zu vermischen beginnen. Um die Wirkung zu bereichern, werden die Glasuren teilweise ausgekratzt, so daß der helle Grund zutage tritt; auch schwarze Glasuren kommen auf. In der Hatunie-Medresse zu Karaman (bei Konia) von 1381 ist der Grund endlich ganz in das Muster umgeschlagen, während dieses selbst verkümmert, indem es klarer und nüchterner wird.

Seine Hauptblüte fand dieses Fliesenmosaik erst im nördlichen Persien im Laufe des 14. Jahrhunderts. Bevor jedoch hierauf näher eingegangen werden kann, muß einiger Techniken gedacht werden, die sich bereits in früherer Zeit entwickelt hatten.

Dazu gehören vor allen die Stuckverzierungen, von denen bereits mehrfach im Vorhergehenden die Rede gewesen ist. Ihre Überlegenheit über das von den Arabern befolgte Verfahren erweisen sie dadurch, daß sie nicht wie bei jenen in Formen gepreßt wurden, was eine Vervielfältigung der Muster wesentlich erleichtert, sondern mittels der mühsameren Technik des Schneidens hergestellt wurden, wodurch sie schärfer und individueller ausfallen. Solche Verzierungen kommen bereits im 11. Jahrhundert vor. In besonders reicher Musterung treffen wir sie dann an der mit Arabeskenwerk gezierten Gebetsnische von 1261 in der Moschee Schech Bajezid zu Bostam (in der Landschaft Tabaristan), wo sich auch eine den Ziegelverband nachahmende Wandbekleidung in diesem Material mit darüber laufendem Schriftband von 1313 befindet. Andere prachtvolle Stuckverzierungen enthält die verfallene Moschee Masdschid Dschuma zu Veramin (südlich von Rhages) von 1322 und in der Moschee von Marand (in derselben Gegend) von 1330. Natürlich konnte diese Art der Dekoration wegen ihrer Empfindlichkeit gegen die Witterungseinflüsse nur im Innern der Gebäude Verwendung finden.

In demselben 13. Jahrhundert, das in künstlerischer Beziehung überhaupt den Höhe-

punkt der vorderasiatischen Entwicklung bezeichnet, erlebte auch die reichste Verzierungsweise, welche die Perser angewendet haben, die mittels Lüsterfliesen, ihre Blütezeit. Sind solche Fliesen auch erst vom 12. Jahrhundert an im persischen Hochlande nachweisbar und stammt das früheste datierte Stück, das auf uns gekommen ist, erst aus dem Jahre 1217, so reicht doch diese Technik bis in die Anfänge des Islams zurück, und nur die Spärlichkeit der Nachrichten verhindert uns daran, sie bis in die vorhergehenden Zeiten der Sassaniden und der Parther zu verfolgen. Schon 894 sollen Fliesen von Bagdad aus nach Kairuan in Tunis eingeführt worden sein; wie Scherben in den Schutthaufen des 1168 zerstörten Fostat und des 1212 zerstörten Rhages beweisen, waren solche Fayencen im 12. Jahrhundert bereits über die ganze muhammedanische Welt verbreitet: an frühromanischen Bauten Italiens und Frankreichs finden wir sie als besondere Kostbarkeiten eingemauert. Der Dekoration und den Schriftzeichen nach müssen sie in Mesopotamien und Syrien während des 10.—11. Jahrhunderts geblüht haben.

Wie die bemalten Gläser und die tauschierten Metallgeräte so werden auch die schimmernden Lüsterfayencen ihre Entstehung einer Lehre des Korans verdanken, der den Gebrauch von Gold- und Silbergerät verpönte, weil solches nach Mohammeds Ausspruch den Lohn der Seligen bilde, während diejenigen, die sich ihrer auf Erden bedienen, nicht in das Paradies kommen könnten. Durch eine einem Hauch gleichende Schicht von Kupferoxyd, das durch Beimischung von Silber den goldigen Ton erhält, wird dieser Lüster hervorgebracht. Fliesen solcher Art kommen sowohl in polygonaler wie in rechteckiger Form vor. Die polygonalen sind meist achteckig und lassen bei ihrer Zusammenfügung kreuzförmige Zwischenräume übrig, die durch besonders dafür geformte Fliesen ausgefüllt werden. Gleich den Stuckverzierungen werden sie nur für die Wandverkleidung im Innern, besonders für den Sockel von Gebetnischen verwendet, reichen dann aber bis zu drei Meter empor. Jetzt sind keine Fliesen dieser Art mehr in den persischen Moscheen zu finden, da sie alle ausgeführt worden sind. In der Zeichnung sind sie durchaus den gleichzeitigen sogenannten Mossulgefäßen vergleichbar: Wasservögel, Fische, Kaninchen, Füchse beleben sie, auch menschliche Figuren, die bei den schiitischen Persern nicht durchaus verpönt waren. Mit dem 14. Jahrhundert beginnt schon die Feinheit und Frische ihrer Zeichnung allmählich abzunehmen; statt durch Arabesken werden die Hintergründe durch Blattranken belebt; das Relief wird immer stärker und bringt eine unruhige Wirkung hervor.

Eine besondere Art von Reliefkacheln, die die reichste und stärkste Wirkung ausüben, kam endlich noch im 14. Jahrhundert auf. Das sind die von kobalt- oder türkisblauer Farbe, deren Grund mit weißen Ranken und leichten Streuornamenten verziert ist, während die vorstehenden Teile, gleichsam zum Ersatz des Lüsters, mit Blattgold vergoldet waren. Sie fanden besonders bei Inschriftfriesen Verwendung und kommen gerade an den Bauten vor, welche zugleich die höchste Blüte des Fliesenmosaiks darstellen, den Prachtmoscheen von Sultanieh und Tebriz.

Die Anfänge des Mosaiks aus bunten geschnittenen Fliesen, dieser eigenartigsten und verbreitetsten Verzierungsweise der persischen Baukunst, haben wir schon an den Bauten von Konia kennen gelernt. Seit den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts entwickelte sich nun diese Technik in dem nördlichen Persien, der Landschaft Adarbaidschan, wo Sultanieh und Tebriz liegen, zu ihrer höchsten Vollkommenheit. Das älteste Bauwerk dieser Art in der dortigen Gegend, die Grabmoschee des Gazan Chan (1295—1304), einige Kilometer von Tebriz, liegt freilich in Trümmern; in dem südlicher gelegenen Sultanieh aber, jenem wichtigsten Stapelplatz des persischen Handels, der 1305 von den Mongolenfürsten zu ihrer Residenz erwählt und 1385 von Timur zerstört wurde, steht noch die prächtige Grabmoschee des Chodabende Chan (1304—16), ein Hauptwerk dieses Stils; und von dem Wunderbau der Blauen Moschee in Tebriz, die freilich erst um die Mitte des 15. Jahrhunderts erstand, hat sich wenigstens das ganz mit Fayencedekoration bedeckte Hauptportal nebst einigen Mauern erhalten.

Diese Technik besteht darin, daß die Muster aus verschiedenfarbig glasierten Platten ausgeschnitten und fast fugenlos zusammengesetzt wurden. Man bediente sich dabei, ebenso wie bei dem gewöhnlichen Ziegelmosaik, der Formkästen und befestigte die zusammengestellten Teile nacheinander an der

Wand. Auch dieser Schmuck fand vor allem im Innern und an geschützten Stellen Verwendung. Durch die freie Führung zarter Rankenverschlingungen, die er ermöglichte, kam seine Wirkung der der feinst gezeichneten Teppiche fast gleich. In Sultanieh blieben die Farben auf wenige, die sich aber um so harmonischer verbanden, beschränkt: entweder hoben sich hell- und dunkelblau von weißem Grunde ab, wobei die Umrisse nicht durch Einfassungslinien betont wurden; oder in weiß und hellblau von dunkelblauem Grunde, mit schmalen gelben Einfassungen. Zur Belebung der Wirkung wurden dann aus einzelnen glasierten Ziegeln noch Teile, die weiß erschienen, herausgekratzt. Die Blaue Moschee in Tebriz führte ihren Namen von dem vorherrschenden Kobaltblau, das in Weiß gemustert und mit Türkisblau umrandet war; solche bunte Platten, bei denen auch gelb, hellgrün, manganviolett und schwarz Verwendung fanden, waren in das rote Ziegelwerk eingelassen. Dabei war das Gelb hier einst mit Blattgold belegt. Als naturalistische Bestandteile der Zeichnung machen sich bereits narzissenartige Sternblumen und päonienartige Blüten bemerklich.

Während in dem Vorhergehenden vorwiegend von der farbigen Verzierungsweise, als dem entwicklungsfähigen Bestandteil der persischen Baukunst die Rede gewesen ist, muß nun auch ein Blick auf deren Bauformen geworfen werden. Abgesehen von den Grabtürmen und den Minars handelt es sich dabei wesentlich um die Gestalt der Moscheen, die in der einfachen und wirkungsvollen Zusammensetzung ihrer Bestandteile fast durch alle Zeiten und Gebiete hindurch sich gleich bleiben. Immer bildet ein im Spitzbogen geschlossenes Eingangsportal von gewaltiger Höhe, mit zierlichen Minarets zu den Seiten, den Hauptschmuck der Schauseite. In Tebriz hat diese Schauseite eine Länge von 52 m. Daran schließt sich entweder ein innerer Hof, oder es folgt gleich das vier- oder achteckige Hauptgebäude, das von einer bienenkorbförmigen Kuppel überdeckt ist. In Sultanieh handelt es sich dabei um ein Achteck von 17 m Seitenlänge; die dortige Kuppel hat bei einem Durchmesser von $25^1/_2$ m im Lichten eine Höhe von 20 m. Im Innern wird der Übergang von dem Vieleck zu dem Rund der Kuppel durch Stalaktitenwölbungen vermittelt, wie auch die Nische, welche das Eingangsportal bildet, durch Stalaktiten ausgefüllt zu werden pflegt.

Ihre weitere Entwicklung fand diese Baukunst in dem fernen Samarkand, von wo aus Timur († 1405) sein weites, ganz Vorderasien und Indien umfassendes Reich beherrschte, und wohin persische Künstler berufen wurden. Hier erstand 1399 die Medresse Bibi-Hanum, das gewaltigste Bauwerk der damaligen mohammedanischen Welt, das einen Innenhof von 120 zu 90 m umfaßt und dessen Portalnische 30 m hoch ist. Auch hier besteht die Verzierung wesentlich aus dunkel- und hellblau glasierten Fliesen, die geometrische Muster und Inschriftfriese bilden und sich von dem roten Ziegelgrunde abheben. Die Inschriftfriese, ein Stolz der hochentwickelten asiatischen Kalligraphie, sind aus Platten zusammengesetzt, die gerade längs der hochgeführten Buchstaben abgeschnitten werden, so daß sie fast fugenlos aneinander stoßen. Zwei andere große Medressen, die eine von 1434, die andere von 1610, befinden sich an demselben Hauptplatz der Stadt, dem Registan.

Eine Eigentümlichkeit Samarkands bildet das ausgedehnte, auf ansteigendem Boden angelegte Gräberviertel, dessen Portal die Jahrzahl 1434 trägt. Unter den zahlreichen Mausoleen sind etwa zwanzig mit besonderer Pracht ausgeführt. Sie sind meist nach dem Muster des für Timur errichteten Gur-Emir hergestellt; das nach der Amme Timurs und das nach seinen beiden Schwestern benannte ragen darunter namentlich hervor. Ihr Hauptschmuck besteht in Reliefflιesen, die noch vor dem Brande in weichem Zustand geschnitten und dann mit einer dicken, undurchsichtigen Zinnglasur, sei es in hell- oder dunkelblau oder grün, weiß oder manganviolett, bezogen wurden.

Hier ist der Ort, um einen Blick auf die Entwicklung der persischen Miniaturmalerei zu werfen, da sie unter den Nachfolgern Timurs während des 15. Jahrhunderts, gleichzeitig mit der Teppichweberei, zu ihrer höchsten Blüte gelangte. Bereits nach dem Fall Bagdads im Jahre 1258 hatten die Perser die Führung innerhalb der islamischen Buchmalerei übernommen, wobei sie sich der sogenannten Talikschrift (seit der Mitte des 15. Jahrhunderts in der abgeänderten Form des Nastalik) bedienten, im Gegensatz zu

dem bei den Arabern herrschenden Naskh, welches seit etwa dem Jahre 1000 die kufische Schrift Mesopotamiens abgelöst hatte. In der zweiten Hälfte des 15. Jahrhunderts erreichte nun diese Miniaturmalerei unter dem Meister Behsád aus Herat († 1514) ihren Höhepunkt: ungebrochen leuchteten ihre Farben, in ihrer mosaikartigen Zusammensetzung an die Werke der späteren Giottesken erinnernd; dabei waren die Hauptblätter von breiten Umrahmungen eingefaßt, die in freiem Spiel der Phantasie feinste Goldranken sich auf farbigem Grunde entwickeln ließen. Ähnlich wie die Baukunst bildete sich dann diese Malerei im Laufe des 16. Jahrhunderts und bis in die Mitte des 17. hinein zu immer größerer naturalistischer Treue aus, büßte aber dabei von ihrem Farbenzauber ein, indem sie sich zusehends der farblosen Tuschzeichnung näherte.

In dieser späteren Zeit entwickelte sich auch in dem mohammedanischen Indien eine Abart der persischen Miniaturmalerei, die ihr äußerlich sehr nahe kommt, aber durch eine der Natur mehr entsprechende Perspektive, ein stärkeres Betonen der Landschaft, ein besseres Zusammenstimmen der Farbtöne und vor allem durch die Treue und Sorgfalt, womit die Bildnisse und alle Einzelheiten der Kleidung wiedergegeben sind, sich deutlich von ihr unterscheidet.

Nachdem Persien endlich im Jahre 1502 durch das einheimische Geschlecht der Safiden wieder zurückerobert war, erlebte es unter Schach Abbas dem Großen (1587—1629) eine letzte Blüte. Das bedeutendste Denkmal, das dieser Herrscher sich gesetzt hat, bildet die Moschee des Schach Safi in Ardebil, einer Stadt, die zwischen Tebriz und dem Kaspischen Meere etwa in der Mitte liegt. Diese Moschee war freilich schon im 14. Jahrhundert durch einen Sohn des frommen Schechs Safi eddin († 1334) als dessen Grabstätte errichtet worden, und zwar mit Hilfe eines Baumeisters aus Medina. Sie bestand aus einem achteckigen, von einer Kuppel bekrönten Gebetraum, an den seitlich das prächtige Mausoleum, ein an das Schiff einer christlichen Kirche erinnernder länglicher Raum angefügt war. Die dem Vorhof zugewendete Außenwand dieses Mausoleums war nun in der Mitte des 16. Jahrhunderts wie eine Palastfassade ausgebildet worden, und zwar gleichfalls in Anlehnung an europäische, namentlich italienische Vorbilder. Dabei war ihr reicher blauer Fayenceschmuck auf die wesentlichen Teile, die Fensterumrahmungen, die seitlich angelegte Tür und den abschließenden Fries beschränkt worden, während die ganze übrige Wandfläche den warmen Ton der Ziegel zeigte.

Um 1600 ließ dann Schach Abbas der Große in diese Moschee einen von einer Kuppel überwölbten Porzellanraum einbauen, der in seiner Art einzig dasteht und durch die Fülle des dort aufgesammelten alten chinesischen Porzellans eine besondere Sehenswürdigkeit bildet. Dieses Porzellan war für Speisezwecke bestimmt, da den Mohammedanern ja, wie angeführt, die Verwendung edler Metalle untersagt war. In zahlreichen, den Formen der einzelnen Gegenstände angepaßten Wandnischen war es dort, ähnlich wie in den europäischen Porzellangalerien des 18. Jahrhunderts, bis an die Decke hinauf untergebracht, zusammen mit jener berühmten Bibliothek, von der im Jahre 1828 bei der Eroberung des nördlichen Persien durch die Russen 160 Bände nach der Petersburger Bibliothek übergeführt wurden.

Ein Wandel in der Verzierungsweise macht sich hier insofern bemerklich, als neue Elemente, wie das chinesische Wolkenband, hinzutreten; Vasen, selbst einzelne Tiere, wie z. B. Pfaue, finden Verwendung; das Gelb findet stärkere Verwendung als früher; die Muster aber überziehen nicht mehr gleichmäßig die ganze Fläche, sondern schließen sich zu abgesonderten Gebilden zusammen. In der Mitte des 17. Jahrhunderts wurde dann noch das tiefe mit Stalaktiten geschlossene Hauptportal der Moschee durch einen Künstler aus Isfahan hinzugefügt. Doch ging es von da ab mit der persischen Baukunst unaufhaltsam bergab, indem das mühsame Fayencemosaik immer mehr durch gemalte Verzierungen ersetzt wurde.

Nur in den Ruinen einer großartigen Palastanlage in Aschraf am Südende des Kaspischen Meeres, die derselbe Schach Abbas begründet hatte, flackert noch der Geist der alten Zeiten auf. Innerhalb einer Vegetation von Zedern, Zypressen, Orangenbüschen, Zitronen- und Granatbüschen waren hier Gärten geschaffen, die sich in sieben Terrassen abstuften und überall durch Pavillons von der mannichfaltigsten Gestalt belebt waren; das Erdgeschoß dieser Pavillons aber diente dazu, das durch die ganze Anlage geleitete

Wasser in Becken zu sammeln und dadurch die nötige Erfrischung zu bieten. Die Malereien im Innern waren freilich hier bereits durch schwache europäische Künstler ausgeführt.

Hat sich infolge der fortgesetzten Kriegswirren und der andauernden Vernachlässigung auch nur ein geringer Teil dieser Zeugen einer jahrhundertelangen Entwicklung erhalten, so lassen doch der hohe Kunstsinn, der sie erfüllt, und die Mustergültigkeit der in ihnen angewandten Techniken die Zuversicht hegen, daß das hier Erreichte nicht völlig für die Menschheit verloren gehen wird, da es dazu angetan zu sein scheint, an anderem Ort und in neuer den Bedürfnissen angepaßter Form wiederum zum Leben erweckt zu werden. Möchte hier also die Wissenschaft sich als Bahnbrecherin für die Praxis erweisen.

Gegenseitige Annäherung oder Entfernung der Kultursprachen.

Von Wilhelm Münch, Professor an der Universität Berlin.

Natürlich ist mit dem »oder« dieser Überschrift eine Frage angedeutet. Ob sie schon irgendwo aufgeworfen oder beantwortet wurde, sei dahingestellt. Aber fern scheint sie nicht zu liegen in einer Zeit, wo die Nationen ihrerseits zugleich in so lebhafter Bemühung um gegenseitige Annäherung begriffen sind und innerer Gegensatz zwischen ihnen sich immer wieder so leidenschaftlich kundtut. Was an Austausch der Kultur jetzt leichter und allgemeiner geworden ist als je zuvor, gibt darum doch noch keine Gewähr für Ausgleichung oder Annäherung der Seelen, obwohl ein Ausdruck wie die von Zeit zu Zeit hie und da auftauchende *entente cordiale* zwischen einigen Nationen das zu besagen scheint und mitunter ein besonders guter Wille, sich gegenseitig zu lieben, offenbar wird. Aber selbst bei aller etwaigen intimen Befreundung verbleibt das tiefste Stück seelischen Lebens ohne Zweifel in seiner Selbständigkeit und Trennung.

Selbstverständlich denkt man ja auch gar nicht daran, den allumfassenden Ausdruck des Innenlebens, die Sprache, in das Ausgleichsgebiet einzubeziehen. Sehr viel schon und sehr schön, wenn man sich in seiner beiderseitigen Sprache wirklich verstehen lernt, was viel mehr bedeutet als die meisten glauben. Indessen abgesehen von derartigen bewußten guten Bestrebungen, wie ist es mit dem natürlichen Verlauf der Dinge? Ist nicht doch zu erwarten, daß, wo menschliche Kultur sich allmählich über die Mannigfaltigkeit der Völker verbreitet und also jedenfalls in einem gewissen Grade über deren ungleiche Natur siegt, mit der Angleichung der Anschauungen, der Maßstäbe, der Strebensziele, der Kulturwerte auch eine Annäherung der Sprachen von selbst erfolgt? Und wenn davon eine praktische Wirkung von Belang auch nicht unmittelbar zu gewärtigen wäre, ohne solche Wirkung überhaupt könnte sie doch nicht bleiben.

Es braucht sich also nicht einmal um die bestimmte Beeinflussung einer Sprache durch eine andere zu handeln, oder um die Vorherrschaft einer einzelnen und die Unterwerfung anderer. Eine gewisse Gleichartigkeit der Entwicklung ist etwas Natürliches, ist auf kultureller wie auch auf psychologischer Grundlage zu erwarten. Und sie läßt sich denn auch unschwer beobachten. Schon die Vorgänge der nie stillstehenden, wenn auch unmerklichen Lautveränderung weisen bei großer und anscheinend vielleicht wirrer Mannigfaltigkeit doch nicht wenig Gleichartiges auf: bestimmte Übergänge des Vokalcharakters, Schwinden des Vollklangs, Konsonantenerweichung, Angleichung zusammentreffender Laute, Umsetzung anderer, Abstoßen peripherischer Wortbestandteile, das und vieles andere wiederholt sich in ganz ähnlicher Weise, und jedes System der allgemeinen Phonetik kann seine Beispiele aus den verschiedensten Sprachen entnehmen; auch wer mit neuen Volksmundarten in Berührung kommt, findet immer wieder Erscheinungen der gleichen Art, wie sie ihm aus der Sphäre alter oder neuer literarischer Sprachen bekannt sein mögen. Naturnotwendigkeit sind diese einzelnen Vorgänge nicht, denn sie bewegen sich zum Teil auch in entgegengesetzten Richtungen, aber Wege

der Natur sind es darum doch. Wandlungen der Flexion hängen damit zusammen. Ein fortschreitender Verschleiß volltönender Bildungssilben, ein allmähliches Sichbegnügen mit bloßen Andeutungen, bloßen Resten dessen, was einstmals vollständige Ausdrucksform war, vielfach auch völliger Verzicht auf den bestimmten Beziehungsausdruck, den man nunmehr aus dem Zusammenhang zu erraten oder aus der Wortstellung zu entnehmen sich gewöhnt hat: das sind Vorgänge, die wir in einer ganzen Reihe bekannter Kultursprachen haben beobachten können. Hier haben auch romanische und germanische Sprachen ohne gegenseitige Abhängigkeit sich in sehr ähnlichen Bahnen bewegt.

Weit allgemeiner noch läßt sich parallele Entwicklung gewahren auf dem Gebiet der Bedeutungslehre, der »Semasiologie«. Dieselben Verschiebungen der Wortbedeutung oder Wortanwendung kehren in den verschiedensten Sprachen wieder, Verengerung eines allgemeinen Begriffsinhaltes wie Erweiterung eines engen, Verteilung auseinandergehender Funktionen an ursprünglich gleichbedeutende Worte, Erhebung eines Ausdruckes in eine edlere Sphäre oder zu einer vollkräftigeren Bedeutung und Entwertung eines andern, und wie diese regelmäßigen Vorgänge weiter zu verfolgen wären: wirken doch auf die Sprachveränderung gleichartige menschliche Seelenzustände, geistige oder Verkehrsbedürfnisse. Ähnlich sind die Kultursprachen einander auch in der Bewegung von konkretem Ausdruck zu abstraktem. Es mag das ein Prozeß menschlichen Reifens heißen, vielleicht auch Alterns. Nicht bloß werden erst allmählich die abstrakten Begriffe gebildet und in bestimmten Ausdrücken festgelegt; es nimmt namentlich auch die Gewöhnung zu, sich in abstrakter Sprache zu bewegen, wie diese Gewöhnung übrigens innerhalb der einzelnen Nation den Gebildeten vom Volke scheidet. Allerdings ist die Neigung nach dieser Seite bei den verschiedenen Nationen nicht gleich stark: wir Deutschen stehen in dem Rufe, es in dem Gebrauche abstrakter Ausdrucksweise besonders weit gebracht zu haben, was uns nicht zum Lobe angerechnet wird und wir selbst uns schwerlich so anrechnen dürfen, wenn es auch mit guten Seiten unser geistigen Begabung zusammenhängen mag: aber die immer breitere Rolle der Hauptwörter auf ung z. B. erfährt auch aus unserer Mitte heraus sehr begreifliche Angriffe. Was unsere Nachbarn darüber bei uns vermissen, ist Lebendigkeit, Anschaulichkeit, Unmittelbarkeit. Daß eine Sprache auf hoher Stufe der Ausdrucksfähigkeit stehen kann ohne den Besitz derartiger abstrakter Prägungen, zeigt die lateinische und noch mehr die altgriechische: so deutlich wir bei dieser die Bewegung zum abstrakten Denken hin gewahren, so bleiben ihre Mittel doch noch weit konkreter als die der heutigen Kultursprachen.

Um aber auf die Parallelen in der Entwicklung der letzteren zurückzukommen, so lassen sich solche auch für den literarischen Stil nicht vermissen, so wenig wie für den Stil der gesprochenen Sprache. Man kann von vornherein erwarten, daß dieser letztere sich von einer gewissen mühseligen Deutlichkeit, Vollständigkeit, Umständlichkeit, Gleichförmigkeit zu Leichtigkeit, Sicherheit, Beweglichkeit durcharbeiten wird, wie denn ungefähr der gleiche Unterschied sich findet zwischen der Sprache der Kinder und der Erwachsenen, zum Teil auch des Volkes und der Gebildeten. Und daß der literarische Stil sich von schwerfälligen und naiven Anfängen, von tastender Ausdrucksweise zur Durchsichtigkeit und Präzision erhebt, von Eintönigkeit und Armut zur Fülle, aber auch von falscher Überfülle zu Maß und Einfachheit, das ist wiederum eine Entwicklung, die sich bei sehr verschiedenen Sprachen und in verschiedenen Zeiten so wiederholt, wobei es allerdings nahe liegt, daß die eine sich von der andern beeinflussen läßt, daß von der fortgeschrittenen die noch zurückgebliebene lernen will. Endlich werden auch darin die Kultursprachen von selber eine gleiche Entwicklung nehmen, daß ihr Wortschatz sich stetig bereichert. Freilich stirbt manches einzelne Wort aus, kommt außer Gebrauch; aber nicht bloß die zu benennden zahlreichen neuen Gebilde der Kultur bringen Bereicherung mit sich, sondern auch die weiter schreitende Differenzierung menschlichen Fühlens sowie eindringenden oder schöpferischen Denkens.

Daß solche Ähnlichkeit der inneren Geschicke keineswegs eine gegenseitige Annäherung der Sprachen einschließt, ist schon durch den Ausdruck »parallele Entwicklung« angedeutet. Mindestens brauchen sie über jener Ähnlichkeit einander nicht näher zu kommen. Nicht ausgeschlossen aber sind

darum verbindende Linien, oder, um das Bild zu verlassen, gegenseitige Beeinflussung an einzelnen, vielleicht zahlreichen Punkten. Und diese Beeinflussung, die ja für bestimmte Fälle allbekannte Tatsache ist, könnte nun doch oder müßte sogar zu einer allmählichen Angleichung oder Annäherung führen! Es fragt sich, ob nicht gleichzeitig entgegengesetzte Kräfte stärker wirken. War nicht vielleicht ein großer Gemeinbesitz ehedem da, der von seiner Bedeutung mit der Zeit viel eingebüßt hat? In der Tat, einen solchen gemeinsamen Besitz stellt zunächst das Christentum dar, nicht bloß mit seinen heiligen Schriften (die ja heute anscheinend noch über viel weitere Sprachregionen hinaus vereinigend wirken könnten), sondern mit seiner ganzen älteren, ja auch der mittelalterlichen Literatur, namentlich aber mit dem kirchlich ausgearbeiteten Begriffsschatz, dem ethischen wie dem religiösen, den umzuschmelzen schwerlich jemandem in den Sinn kommen konnte. Und gleichzeitig wirkte die Ausgestaltung der Wissenschaften wesentlich auf der gleichen antiken Grundlage, also namentlich der Logik, Psychologie, der Rhetorik, neben allem andern. Es wirkte ferner die Einheit des römischen Rechts, die Einheit des Feudalsystems, die Ausdehnung des Frankenreichs und später des heiligen römischen Reichs: alles dies zusammen aber um so mehr, als damals die Individuen noch viel williger geistig in dem Ganzen aufgehen, nicht den Drang fühlen, sich gegen die alles überschattende Autorität zu setzen. Dadurch endlich, daß über den Nationalsprachen die lateinische Sprache als Sprache der Kirche, der Theologie, der Wissenschaft, der staatlichen Kanzleien, der Beredsamkeit waltete und für alle bestimmtere begriffliche Unterscheidung und Gestaltung maßgebend blieb, bewegten sich diese Nationalsprachen ihrerseits nur halbwegs selbständig: ihre abstrakteren Ausdrücke entsprachen einander fast völlig, weil sie sämtlich lateinischen Urbildern entsprachen.

Die Renaissance birgt auch in dieser Hinsicht die Keime großer Neuerung. Zunächst aber erwuchs in der nun so allgemein studierten und nachahmend verarbeiteten klassischen Literatur der Alten ein von neuem verbindender Besitz, dessen Gedankengehalt und Begriffsschatz wie stilistische Formen weithin auch da maßgebend blieben, wo man in eigener Sprache statt in der lateinischen schrieb. Immerhin, so weit eine literarische Loslösung von dieser Fremdsprache allmählich eintrat, bedeutete das einen hochwichtigen Schritt auch für die weitere Entwicklung des Verhältnisses der Kultursprachen untereinander. Daß die deutschen Humanisten sich am zähesten an die lateinische Sprache klammerten und darüber die ganze deutsche Geisteswelt nicht recht zu sich selbst kommen ließen, dafür sind wir ihnen wahrlich keinen Dank schuldig. Und daß die Franzosen alsbald das nötige Selbstgefühl hatten, mit ihrer eigenen Sprache den Lateinern zur Seite zu treten, ist für sie eins der Mittel geworden, zur geistigen Vorherrschaft in der europäischen Kulturwelt zu gelangen. Schrieb ein französischer Gelehrter wie Budaeus noch vorwiegend lateinisch und nur schwerfällig französisch, so versuchte er sich doch auch in dem letzteren; hat Calvin seine *Institutio religionis christianae* zunächst lateinisch abgefaßt, so hat er sie alsdann doch in französischer Form erneuert; ahmte Pierre Ronsard die Aeneis sowie sonstige antike Dichtung etwas äußerlich nach, so tat er es doch in seiner französischen Sprache. Und so gewann diese Nationalsprache vor andern, namentlich der unsern, jenen Vorsprung, der sie im 17. Jahrhundert auf eine so vornehme Höhe der literarischen Ausdrucksfähigkeit gelangen ließ, daß man von ihr wiederum einen Eindruck der Vollendung empfing, wie von den Sprachen der Alten.

Es wirkte ja freilich noch anderes mit ein: aber jedenfalls tritt an die Stelle des gemeinsamen Besitzes nun die Vorherrschaft einzelner Nationalsprachen und ihre Kraft, andere zu beeinflussen. Also immerhin wieder ein Weg zur Angleichung, aber freilich ein mißlicher, dessen Wirkung auch viel begrenzter bleiben mußte. Hier sei nicht im einzelnen verfolgt, wie die italienische, die spanische Sprache auf einander und zeitweilig auf die französische eingewirkt haben in Zeiten, wo eben die eine oder die andere Mode geworden war und bewundert wurde, ferner welche Gruppen von Wörtern z. B. das Französische jenen Nachbarsprachen entnommen hat, oder auch welche derartige Gruppen sonst hinüber und herübergegangen sind, zwischen romanischen Sprachen, dem Deutschen sowie andern germanischen Idiomen. Es handelt sich eben immer wesentlich um

Gruppen von Wörtern eines bestimmten Sachgebiets etwa, womit noch kein tiefgehender Einfluß geübt wird. Als Quelle für gleichartige Sprachbereicherung öffnet sich allerdings noch einmal das Lateinische nebst dem Griechischen, denen mehr wissenschaftliche Ausdrücke weithin entnommen oder mit deren Mitteln sie gebildet werden. Ja, man kann auch daran denken, daß doch die Philosophie oder daß die Wissenschaft überhaupt international blieb, daß Descartes und Spinoza ungefähr für alle Kulturländer gleichbedeutend wurden, daß die großen englischen Denker und Forscher auch ihrerseits sich die Welt eroberten, daß Leibniz in verschiedenen Sprachen schrieb, daß das ganze Jahrhundert der Aufklärung und Vernunft einen ziemlich internationalen Geistesstand darbietet. Es ist also des geistig Verbindenden immer nicht wenig, und in den Sprachen muß es ja sich so zu sagen materialisieren. Wer heute etwa italienische und französische oder französische und englische oder auch französische und deutsche Texte aus dem 18. Jahrhundert vergleicht, wer sie herüber oder hinüber zu übersetzen versucht, wird sich schwerlich vor unüberwindlichen Schwierigkeiten sehen.

Der besondere Einfluß, den eine einzelne dieser Sprachen auf eine andere ausgeübt haben kann, der Prozeß einer Art von Unterwerfung, von ausgeübter Fremdherrschaft tritt uns ja zumeist als Wirkung des Französischen auf unser Deutsch entgegen. Tatsächlich ist dieser Einfluß der allerstärkste gewesen, den wir von einer fremden Sprache empfangen haben, zum Teil immerhin ein wohltätiger, aber zum andern Teil ein fühlbar schädigender. Wohltätig durch die Hilfe, die die französische Sprache unsern Schriftstellern leistete zur Befreiung aus den Banden des schwerfälligen Gelehrtenstils. Es ist ja nicht bloß Wieland, sondern auch Lessing, und auch (namentlich in seinen historischen Schriften) Schiller, bei denen sich dieser Einfluß fühlbar macht. Und der Einwirkung auf unsere führenden Klassiker ist dann im Laufe des 19. Jahrhunderts eine weitere auf unsere wissenschaftliche Prosa gefolgt. Ein Historiker z. B. wie H. v. Sybel hat nicht bloß den Gegenstand seines Hauptwerkes in Frankreich gefunden. Gleichwohl handelte es sich bei dem allen keineswegs um unmittelbare Nachahmung; zur Lebendigkeit, Durchsichtigkeit, Präzision lernte man hinstreben, Eigenschaften, in denen unser Deutsch nicht bloß hinter einer der fremden Kultursprachen zurückgeblieben war. Wie aber diesem fördernden Einfluß ein hemmender zur Seite gegangen ist, weiß jedermann. Die Fremdsprache im regelmäßigen Verkehr der höheren Stände, ihre namentlich lange festgehaltene Anwendung beim Briefschreiben hat zunächst den sehr bekannten Schaden gebracht, daß auch nach der Rückkehr zum Deutschen dieses noch vielfach die Zeichen der langjährigen Gewöhnung in Gestalt von zahlreichen französischen Einzelausdrücken und Wendungen an sich trug; allmählich sind ja die meisten derselben, nachdem sie freilich auch in den Sprachgebrauch der mittleren und selbst unteren sozialen Schicht hinübergeglitten waren, doch als eine Art von Fremdkörper wieder ausgestoßen worden, mindestens aus der irgendwie gewählteren Sprache, oder sie sind wenigstens im Absterben begriffen. Man denke an *jaloux*, an *bouteille*, auch *plaisir*, *égal* und viele andere. Festgesetzt haben sich manche Wendungen in deutscher Nachbildung; mitunter ist es auch die bloße Betonung, in der die fremde Art nachwirkt (wie bei »Musik«, »Kritik«). Also abgefärbt hat die so weitgehende Berührung mit dem Französischen auf unsere Sprache an nicht wenig Punkten, wie das bekanntlich auch das Lateinische getan hat. (Vielleicht haben wir übrigens von keiner einzigen fremden Sprache so starken Einfluß erfahren wie von einer bis jetzt noch gar nicht erwähnten: der hebräischen nämlich, deren Wendungen durch die Verbreitung und Bedeutung der deutschen Bibelübersetzung tausendfältig uns vertraut und geläufig geworden sind, ohne daß wir dabei an der Ursprünglichkeit unseres Sprachgutes zu zweifeln pflegten.) Auch setzt sich jenes Abfärben immer noch hie und da fort oder erneuert sich. Ein »Aber ja« als Antwort, im Anschluß an das französische *Mais oui*, oder ein »Unnötig zu sagen, daß« als anknüpfende Wendung entsprechend dem *Inutile de dire que* mögen ein paar Beispiele aus der Gegenwart sein.

Indessen all das zusammengenommen bedeutet doch keine wirkliche Annäherung der Sprachen im ganzen, es bleibt gleichsam ganz am Rande und läßt sich jedenfalls wieder ausschalten. Für den allgemeineren Kampf um die Fremdwörter liegt die Sache aller-

dings psychologisch wie kulturell keineswegs so einfach, wie man sichs gerne vorſtellt. Vielleicht könnte man sogar — um hierbei sogleich ſtehen zu bleiben — in dem Besitz einer größeren Anzahl von Fremdwörtern, d. h. von international gebrauchten Ausdrücken, das natürliche Mittel einer verhältnismäßigen Annäherung der Sprachen sehen? Tatsächlich haben sie in diesem Sinne eine Bedeutung und werden in diesem Sinne verteidigt. Sie fehlen auch in keiner unserer Kultursprachen ganz, aber werden doch in den meiſten durchaus nicht begünſtigt. Am beſten ſtehen sich hier wieder die Engländer: für sie gibt es den Begriff der Fremdwörter kaum. Abgesehen von vereinzelten deutschen, französischen und italienischen Wörtern, die sie gelegentlich, aber mehr im Sinne des Zitierens anwenden (aus dem Deutschen z. B. *Kindergarten*, neuerdings auch *Weltanschauung*), machen sie eben beliebige Wörter romanischen Sprachſtamms auf ihre Art zu englischen, wie ihre Sprache sich ja aus der zwiefachen großen Quelle des Germanischen und Romanischen zugleich gebildet hat und nährt. Nebenbei gesagt, haben sie sich auch die sprachlichen (syntaktisch-ſtiliſtischen) Normen der verschiedenſten Kultursprachen miteinander zu eigen gemacht, und in ihrer Grammatik findet sich die Einwirkung von Griechisch, Lateinisch, Französisch und Germanisch durcheinander. Sie haben die Aneignung im Großen betrieben und sind damit auch auf diesem Gebiet sehr weit gekommen. Aber ihren eigenen Charakter hat ihre Sprache darüber doch durchaus gewonnen und mit Sicherheit bewahrt.

Und wie schon angedeutet, alle jene gelegentliche Übernahme von Einzelſtoff, alle damit erfolgte Annäherung bleibt von ganz geringer Bedeutung, wenn man auf das Gesamtleben der Sprachen blickt. Freilich iſt ja im Laufe des 19. Jahrhunderts und bis in die Gegenwart hinein eine neue Bewegung in die internationale Geiſteswelt gekommen, die der Angleichung auch der Nationalsprachen förderlich erscheinen muß. Das iſt die Blüte der exakten Wissenschaften und der Technik nebſt ihren Wirkungen auf die Organisation des Lebens. Exakte Wissenschaft iſt aber im Unterschied von den Geiſteswissenschaften von der variierenden Geſtaltung menschlichen Geiſteslebens unabhängig, und ihre Begriffe ſtehen feſt inmitten aller Verschiedenheit der sprachlichen Bezeichnung. Daß man mehr und mehr den Charakter des Exaktwissenschaftlichen auch den ehemals mehr spekulativ oder intuitiv behandelten Forschungsgebieten zu geben trachtet, kommt hinzu; und so wird z. B. die moderne Psychologie zu einer durchaus internationalen Wissenschaft, wie sich das von der Medizin von selbſt verſteht, auch von der Nationalökonomie gilt und von manchen andern mehr oder weniger. Internationale Methoden wenigſtens sind für solche Wissenschaften wie die Geschichtsforschung durchgedrungen. Überhaupt aber muß ja die gesamte konkrete Kultur unserer Zeit als großer Gemeinbesitz zur Angleichung der verschiedenen Nationen sehr erheblich wirken. Und dennoch: es handelt sich dabei für die Sprachen immer nur um ein beschränktes Maß ihres Begriffsvorrats, und das eigentliche seelische Leben der einzelnen Idiome wird davon weniger als man glaubt berührt. Dieses seelische Leben nimmt seine Entfaltung, weitere Entwicklung und Darſtellung nach wie vor wesentlich aus seinen eigenen Kräften, aus dem in ihm angelegten, und während es neue Zweige, Blüten und Früchte treibt, senkt es sich zugleich mit seinen Wurzeln um so feſter in seinen beſtimmten Boden.

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Die „griechische Frage" in Oxford.

Während der letzten Wochen vor den Oſterferien iſt an der Oxforder Universität die »chronische griechische Frage« wieder einmal in ein akutes Stadium getreten. Man kann nicht umhin, sich einem intensiven Gefühle der Befriedigung hinsichtlich der in Preußen im Jahre 1901 durchgeführten Reform des höheren Schulwesens hinzugeben, wenn man die englischen Bemühungen beobachtet, den feindlich einander gegenüberſtehenden Ansprüchen der klassischen Humaniſten, der Neuphilologen und der Mathematiker und Naturwissenschaftler gerecht zu werden. Die für uns in der Geſtalt von drei verschiedenen Formen des Abiturientenexamens gefundene Lösung dieser Schwierigkeiten iſt für England natürlich unmöglich, da es kein solches Examen gibt, und da in An-

betracht der chaotischen Mannigfaltigkeit der auf die Universität vorbereitenden Lehranstalten auch in absehbarer Zukunft nicht an die Einführung eines solchen zu denken ist. In England findet also nach wie vor eine Aufnahmeprüfung an der Universität statt, wie sie ja auch in Deutschland erst im Jahre 1834 endgültig abgeschafft wurde.

Die Einrichtung des Abiturientenexamens hat an den zwischen den deutschen und den alten englischen Universitäten bestehenden Gegensätzen einen viel erheblicheren Anteil, als man auf den ersten Blick glauben möchte. Denn es kann kein Zweifel bestehen, daß erst die Entlassungsprüfung die Verbannung alles Schulmäßigen oder Schulmeisterlichen von der Universität ermöglicht hat. In Oxford und Cambridge dagegen setzen die einzelnen »Colleges« in denen die Studenten einer schulmäßigen Disziplin unterworfen sind, auch ebendiese Art des Unterrichts fort, während von der »Universität« nur Vorlesungen dargeboten werden. Allerdings gibt es daneben auch sogenannte »College-Vorlesungen«, die zum Teil nur für die Studenten des betreffenden einzelnen College, zum Teil aber auch für alle Studierenden der Universität oder also sämtlicher Colleges bestimmt sind. Man darf nie vergessen, daß alle einzelnen Colleges selbständige Körperschaften darstellen, ebenso wie auch die Universität eine besondere selbständige Körperschaft ist. Es handelt sich vorwiegend um eine Personal-Union: alle Mitglieder eines jeden College sind Universitätsmitglieder; und fast alle Universitätsmitglieder gehören einem College an. So erwirbt denn auch der angehende Student das Recht der Matrikulation an der Universität durch den Eintritt in ein College, und die Aufnahmeprüfung ist in erster Hinsicht eine College-Prüfung. Wir fassen hier speziell Oxforder Verhältnisse ins Auge.

Doch findet nun eine gewisse Parallelität zwischen diesen Aufnahmeprüfungen der einzelnen Colleges (bei denen nicht überall die gleichen Anforderungen gestellt werden) und der ersten eigentlichen Universitätsprüfung, den sogenannten »Responsions«, statt Das Bestehen der »Responsions« ist die »Conditio sine qua non« für die Zulassung zu den zwei weiteren Universitätsprüfungen, den »Moderations« und den »Greats«, die ihrerseits zur Verleihung des ersten akademischen Grades, des »B. A.« (bachelor of arts, baccalaureus artium liberalium), erforderlich sind. Manche Colleges lassen diese »Responsions« an Stelle einer eigenen Aufnahmeprüfung gelten, so daß der Kandidat nur einmal examiniert wird; andere geben ihm anheim, die »Responsions« unmittelbar vor oder nach der College-Aufnahmeprüfung zu bestehen; doch werden sie oft erst im Laufe der ersten Studiensemester erledigt.

Auf diese »Responsions« nun bezieht sich auch der Streit um die Frage des Griechischen. Groß sind die gestellten Anforderungen nicht zu nennen. Die Prüfung erstreckt sich überhaupt nur auf drei Lehrgegenstände: Latein, Griechisch und Mathematik. In letzterer steht dem Kandidaten die Wahl frei zwischen Algebra oder Geometrie: in jenem Falle genügt das Pensum bis zu den einfachen Gleichungen mit zwei Unbekannten und den Quadratwurzeln; in diesem die beiden ersten Bücher Euklids. In Latein und Griechisch wird in Grammatik geprüft, und zwei Autoren, die der Kandidat aus einer geraume Zeit vorher veröffentlichten Liste auswählen kann, werden zum Übersetzen vorgelegt: unter Umständen genügen schon vier Bücher aus Caesars Bellum Gallicum und ebensoviele aus Xenophons Anabasis. Außerdem wird eine Übersetzung ins Lateinische angefertigt. Ein deutscher Abiturient möchte da Mühe haben, ernst zu bleiben, wenn er von Überbürdung reden hörte! Doch ist gleich hinzuzufügen, daß die besten englischen höheren Schulen ihre Zöglinge viel weiter führen, als hiermit angedeutet zu sein scheint. Nach dem mehrfach bestätigten Zeugnis J. J. Findlays, der jetzt die Professur für Pädagogik in Manchester bekleidet, haben die englischen Primaner meist mehr lateinische und griechische Klassiker gelesen und sind im lateinischen Ausdruck gewandter als deutsche Gymnasialabiturienten. Das wird allerdings nur durch die an der Oberstufe englischer Anstalten durchgeführte Spezialisierung in eine klassische und eine moderne Seite ermöglicht, so daß nun andererseits auch englische Primaner der modernen Seite oft deutsche Realabiturienten durch die Leistungen in ihrem Spezialfache übertreffen. Es handelt sich also hier nicht um Dinge, über die man ohne weiteres absprechen kann: sind doch von maßgebendster Seite auch für die Oberstufe deutscher Lehranstalten ähnliche Vorschläge gemacht worden. Vor allem aber handelt es sich hinsichtlich der »Responsions« offenbar nicht um die Frage, ob die Prüfung »leicht« oder »schwer«, sondern ob es zu rechtfertigen ist, Studenten, die sich in Oxford der Mathematik, den Naturwissenschaften oder den neueren Sprachen widmen wollen, zu zwingen, sich erst die — natürlich schnell genug wieder vergessenen — Anfangsgründe des Griechischen anzueignen. Sechs Monate werden als die Zeit genannt, innerhalb deren sich ein Student, der auf der Schule kein Griechisch gelernt hat, bei einigermaßen angestrengter Tätigkeit die erforderliche Fertigkeit erwerben kann: immerhin eine höchst lästige Unterbrechung seines eigentlichen Studienganges!

Ihr bisher akutestes Stadium erreichte diese Frage im Jahre 1904. Damals wurde der Vorschlag, Studierende der Mathematik und Naturwissenschaften vom Griechischen zu dispensieren, von der Congregation durch Stimmenmehrheit abgelehnt. Bekanntlich sind es drei Instanzen, die ein derartiger Gesetzesvorschlag zu durchlaufen hat: das Hebdomadal Council, die Congregation und die Convocation. Der Convocation gehören alle an, die in Oxford den Grad eines Magisters (»M. A.«) erworben haben. Der engere Kreis innerhalb dieser Zahl, der alle die umfaßt, die während des akademischen Jahres mindestens 140 Tage in Oxford ansässig sind, bildet die Congregation; einige Mitglieder gehören ihr »von Amts wegen« an. Das Hebdomadal Council setzt sich zusammen aus dem Kanzler, dem Vizekanzler, noch einigen anderen Universitätsbeamten und achtzehn von der Congregation gewählten Mitgliedern. Das Hebdomadal Council ergreift die Initiative; der von ihm genehmigte Gesetzesvorschlag hat zunächst die Congregation zu passieren; die Convocation fungiert dann sozusagen als Berufungsbehörde. Der Reformversuch von 1904 scheiterte also in der zweiten Instanz.

In Cambridge, wo die moderne Seite mehr entwickelt ist als in Oxford, liegen die Dinge hinsichtlich der uns interessierenden Frage ebenso wie dort. Auch hier wurde vor einigen Jahren vom »Senat« ein ähnlicher Vorschlag hinsichtlich der (den Oxforder »Responsions« entsprechenden) »Previous Examination« (in der Studentensprache »Little-go« genannt) abgelehnt. An allen übrigen englischen Universitäten ist das Griechische kein obligatorischer Gegenstand der Aufnahmeprüfung; aber viele Studierende entschließen sich nicht leicht, auf ein Studium an einer der beiden alten Universitäten zu verzichten — aus Gründen, die allgemein bekannt sind, und auf die einzugehen uns hier zu weit führen würde.

Die jüngste Erneuerung der Diskussion der griechischen Frage in Oxford wurde durch ein von einem früheren Fellow des dortigen St. John's College, T. C. Snow, veröffentlichtes Buch »How to save Greek; and other paradoxes of Oxford Reform« veranlaßt. Er macht den Vorschlag, die »Responsions« dadurch zu erleichtern, daß man die Übersetzung ins Lateinische fallen lasse — ebenso wie man bereits die früher geforderte Anfertigung griechischer und lateinischer Verse sowie die Übersetzung ins Griechische fallen gelassen hat. Snow empfiehlt ferner u. a., das Schwergewicht auf das sachliche Verständnis der klassischen Autoren zu legen, und das Eindringen in ihren Geist durch den ausgedehnten Gebrauch guter Übersetzungen zu befördern. Auf diese Weise hofft er, zu erreichen, daß ein Geschäftsmann, der sich heute vielleicht höchstens noch erinnert, daß er auf der Schule »einmal ὁ ἡ τό .... gehabt hat«, in späteren Generationen vielleicht sagen kann, daß er einmal von Hektor und Andromache im Urtext gelesen hat.

Dieses Buch veranlaßte zunächst den geistvollen griechischen Literarhistoriker Gilbert Murray, der seit zwei Jahren die Oxforder Professur des Griechischen innehat, und der auch einem weiteren Kreise als Euripides-Übersetzer bekannt geworden ist, in den Spalten der »Times« an die Öffentlichkeit zu treten. Er hatte bisher zu den weitherzigeren Philologen gehört, die den Mathematikern und Naturwissenschaftlern die gewünschte Dispensation zu erteilen willens waren. Nun aber nahm er dieses Zugeständnis öffentlich zurück. Die Position, in der Snow das Banner des klassischen Humanismus aufgepflanzt hatte, erschien ihm momentan uneinnehmbar, und so eilte er, sie zu behaupten. Er bezeichnete seinen neuen Standpunkt hauptsächlich durch einen Gegensatz zu dem Lord Curzons, des früheren Vize-Königs von Indien, der vor drei Jahren zum Kanzler der Oxforder Universität gewählt wurde. Lord Curzon hatte es als unumgänglich notwendig bezeichnet, daß Oxford nicht die Fühlung mit allen denen verliere, die sich auf einen praktischen Beruf vorbereiten, da diese sonst leicht ihre Sympathien ganz und gar den moderneren Universitäten zuwenden möchten: schon letzthin seien die Schenkungen von seiten der Fürsten des Handels und der Industrie fast immer diesen letzteren zugefallen. Er beantragte u. a. die Einrichtung eines zweijährigen Handelshochschul-Kursus. Dem gegenüber verlangt Murray, die beiden alten Universitäten sollten sich den moderneren nicht in der Form des Wettbewerbs, sondern der Arbeitsteilung zur Seite stellen: es sei doch wohl nicht zu viel verlangt, daß von sechzehn englischen Universitäten zwei den klassischen Humanismus als Spezialität betrachten dürften, ebenso wie etwa die Hochschule in Birmingham das Schwergewicht auf ihren Charakter als Polytechnikum lege usw. Murray war aber nicht sehr vorsichtig in der Wahl seiner Ausdrücke. Er sprach u. a. davon, daß es nicht die Aufgabe der Universität sein könne, durch Hinwegräumung von Hindernissen geistig unbedeutenden Menschen den Eintritt zu erleichtern! Man kann sich nicht wundern, daß die Naturwissenschaft dazu nicht schwieg! Der Oxforder Professor der Astronomie H. H. Turner beeilte sich, auf dieses krasse Beispiel von »Philologen-Arroganz« hinzuweisen: als gebe es geistig bedeutende Menschen nur in ihrer eigenen Wissenschaft. Murray verlor keinen Augenblick, zu erklären, daß er gänzlich mißverstanden worden war: er habe bei jenen Worten überhaupt nicht an Mathematiker und Naturwissenschaftler, sondern nur an Philologen gedacht. Freilich hatte er damit seine neue Position auch schon wieder aufgegeben, und so erklärte er denn auch ausdrücklich, daß er auf seinen früheren Standpunpt zurückgehe und bereit sei, den Studierenden jener realen Fächer Dispens vom Griechischen zu erteilen. Somit wäre also alles beim alten geblieben. Aber der Stein war nun wieder ins Rollen gekommen.

Ein wuchtiger Vorstoß erfolgte demnächst von seiten des berühmten Zoologen Sir Edwin Ray Lankester, des früheren verdienstvollen Direktors des Naturgeschichtlichen Museums in South Kensington — eine Stellung, die er vor ein paar Jahren unter aufsehenerregenden Umständen niederlegte. Er fragte entrüstet, ob eine Universität, an der vor 250 Jahren von Männern wie Robert Boyle, Willis, Petty, Wren die Royal Society begründet wurde, berechtigt sein könne, die Naturwissenschaften gering zu achten. Er machte sich lustig über den »griechischen Geist«, wie er durch das bißchen Grammatik und Lektüre vermittelt werde: der echte griechische Geist werde durch die Worte bezeichnet »Nullius jurare in verba magistri!« Der Geldgier Lord Curzons und der Zwangsjacke Murrays stellte er die deutsche Universität als Muster zur Nacheiferung gegenüber. Er möchte mit dem ganzen Unterrichtsbetrieb der Colleges aufräumen und sie nur als Wohnungs- und Beköstigungsanstalten bestehen lassen. Jedes einzelne College solle etwa 100,000 Mark Jahreseinkommen behalten, seinen sonstigen Reichtum aber der Universität zur Verfügung stellen, so daß diese in der Lage sei, Lehrstühle und Institute für alle Fächer einzurichten gleich den deutschen Universitäten. Dann könnten wir es vielleicht noch einmal erleben, »daß sich nicht nur die liebenswürdigen Reichen, sondern die Lernbegierigen aller Stände und Völker in Oxfords Mauern drängten«.

Verstärkt wurde Sir Edwins Position durch den Vorsitzenden des Meteorological Council, W. N. Shaw. Dieser betonte, zwangsmäßige Studien einzurichten, könne niemals Sache einer Universität sein. Eine Universität könne immer nur Vorlesungen in allen Fächern anbieten. Ob aber etwa Mediziner Griechisch lernen müssen, darüber zu entscheiden

müsse dem General Medical Council obliegen, ebenso wie dem Vorsteher von Eton College die Frage überlassen bleiben müsse, ob es nötig sei, daß alle Schüler der führenden höheren Schule des Landes griechische Autoren lesen.

In den weiteren Erörterungen zeichnete sich auf humanistischer Seite der Rektor von Exeter College in Oxford, W. W. Jackson, durch weitherzige und weitsichtige Ausführungen aus. Eine noch mehr entgegenkommende Haltung nahm A. C. Benson, ein Sohn des früheren Erzbischofs von Canterbury, ein, der früher fast zwei Jahrzehnte hindurch im Eton College als Lehrer tätig war und vor wenigen Jahren gemeinsam mit Lord Esher die Briefe der Königin Victoria herausgab. Er hat auch als Schriftsteller auf literarhistorischem und popularphilosophischem Gebiete einen ausgedehnten Leserkreis.

Die klassische Orthodoxie dagegen wurde außer von Snow noch von einem Mitgliede von Magdalene College in Oxford, A. D. Godley, vertreten, der u. a. eine »Geschichte Oxfords im 18. Jahrhundert« geschrieben hat. Murray selbst erklärte anfangs, er könne sich Jackson anschließen, fand aber dann doch wieder, daß dieser ihm zu weit gehe.

Bevor wir noch ein paar Hauptpunkte aus diesen Erörterungen hervorheben, sei auf die enge Beziehung aufmerksam gemacht, in der alle diese Fragen zu einer andern äußeren stehen: der finanziellen. Oxford braucht dringend Geld. Niemand kann bestreiten, daß die Universität ohne eine Erweiterung ihrer finanziellen Mittel ein modernes Studium der Naturwissenschaften nicht einrichten kann. So betont auch Snow: nicht ein odium theologicum gegen die Naturwissenschaft beseele ihn, sondern nur die Einsicht in die brutale finanzielle Sachlage. Oxford werde mehr erreichen, wenn es spezialisiere, als wenn es seine pekuniären Kräfte zersplittere; und da sei es doch wohl angebracht, daß der sonst nirgends in den Vordergrund gestellte klassische Humanismus hier und in Cambridge eine Heimstätte finde. Unter diesem Gesichtspunkte sind auch jene vorhin angeführten Äußerungen Lord Curzons zu beurteilen: als Kanzler der Universität hat er für ihre finanzielle Wohlfahrt zu sorgen. Auch die Bemerkungen Sir Edwin Ray Lankesters spielen auf anderweitige finanzielle Reformpläne an: die Beschneidung des Reichtums der zum Teil sehr wohlhabenden Colleges zu Gunsten der Universität.

Was nun zunächst die zu Zugeständnissen bereiten Philologen anlangt, so möchte Murray den »ausnahmsweisen« Charakter eines Eintritts in die Universität ohne Kenntnisse im Griechischen betont sehen. Nicht nur wer in der Mathematik, sondern wer überhaupt in irgendeinem Fache eine sehr hohe Befähigung an den Tag legt, soll die Erlaubnis erhalten, ausnahmsweise für einen ihm nicht liegenden Prüfungsgegenstand einen anderen eintreten zu lassen. Demgegenüber vertritt Jackson die Ansicht, daß den neueren Sprachen nicht jeder »humanistische« Wert abzuerkennen ist, und daß sie die Stellung, die sie an den Universitäten erobert haben, mindestens behaupten werden. Er fordert daher, daß den Mathematikern und Naturwissenschaftlern, die statt des Griechischen eine moderne Sprache eintreten lassen, trotzdem die (allein zu den verschiedenen akademischen Privilegien berechtigenden) Grade der »freien Künste«, also zunächst der Grad eines B. A., zugänglich bleiben sollen, und nicht nur der Grad eines B. Sc. (Bachelor of Science), wie andere Philologen wollen, die, was sie mit der einen Hand geben, mit der andern wieder nehmen. Wie gemäßigt übrigens selbst Jacksons Reformideen sind, geht daraus hervor, daß er die Prüfung im Griechischen nicht nur für Altphilologen und Theologen, sondern auch für Studierende der neueren Sprachen und der modernen Geschichte beibehalten wissen will. Demnach müßte also ein Student der Germanistik und Anglistik, der auf der Schule kein Griechisch gelernt hätte, nach wie vor sein Studium zunächst ein halbes Jahr unterbrechen, um sich für die Xenophon-Lektüre zu befähigen.

Immer wieder tritt bei diesen Erörterungen die Frage, ob das Griechische »leicht« oder »schwer« zu lernen sei, in den Vordergrund. So betont Murray, jeder, der den ernsten Willen habe, könne die sehr mäßigen Anforderungen im Griechischen erfüllen. Werde die Wahl gestellt zwischen einem »leichteren« und einem »schwereren« Kursus zur Erlangung derselben Privilegien, so werde der leichtere den schwereren schließlich ganz verdrängen! Und Godley betont im Anschluß an Snow, die Übersetzung ins Lateinische sei viel mehr gefürchtet, als griechische Grammatik und Lektüre; er weist darauf hin, daß in Cambridge, wo diese Übersetzung schon jetzt zu umgehen sei, die Agitation gegen das Griechische weit hinter der in Oxford betriebenen zurückbleibe.

Zugleich schlägt nun Godley einen seltsamen Kompromiß vor: zur Prüfung im Griechischen soll eine ebenso obligatorische in den Naturwissenschaften hinzutreten! Murray ist damit ganz einverstanden. Dagegen meint Jackson, die Eintrittsprüfung werde dadurch nicht weitherziger, sondern noch engherziger gestaltet, und Turner stimmt dem aus vollem Herzen bei: den Naturwissenschaftlern sei es aus eigenster Erfahrung zu gut bekannt, was es bedeute, einen unsympathischen Gegenstand zwangsweise zu lernen zu haben, als daß sie das irgend jemand zumuten würden! Er kann sich dabei das Vergnügen nicht versagen, auf die freilich fast unglaublich klingende Tatsache hinzuweisen, daß in Godleys »Geschichte Oxfords im 18. Jahrhundert« Männer wie Halley und Bradley — durch Abwesenheit glänzen! Godley weist zur Verteidigung seines Vorschlags darauf hin, daß man sich Griechisch und Physik oder Chemie im späteren Leben nicht mehr so leicht aneignen könne wie etwa die neueren Sprachen. Man könnte sich bei diesen Darlegungen manchmal beinahe in die Ära des Schulzeschen Ideals der »allseitigen« Bildung zurückversetzt fühlen, und im Geiste vieler deutscher Schulmänner werden sich sehr lebhafte Ideen-Assoziationen geltend machen, wenn sie Murray sagen hören, der griechische Geist sei wertvoller als die lateinische »Geistesgymnastik«!

Natürlich sind auch die höheren Schulen an der ganzen Frage lebhaft interessiert. Es ist nicht zweifelhaft, daß viele das Griechische fallen lassen würden, sobald es aufhörte, obligatorischer Prüfungsgegenstand zu sein. Snow beklagt schon im voraus, daß dann die Schuldirektoren nicht mehr imstande sein werden, den Schuleigentümern oder den

zahlenden Eltern gegenüber die Anstellung eines Lehrers des Griechischen durchzusetzen, eine Stellungnahme, die Benson einer naheliegenden und nichts weniger als liebevollen Kritik unterzieht. Ganz andere Töne aber läßt der gegenwärtige Vorsteher von Eton College, der frühere Kanonikus E. Lyttelton, hören. Er meint, es sei die höchste Zeit, daß die geistig weniger regsamen Knaben und jungen Leute entlastet würden. Es sei aber keine Entlastung, wenn für das Griechische eine moderne Sprache eintrete: vielmehr müsse in solchem Falle die Prüfung auf das Lateinische als einzige Fremdsprache beschränkt werden! Benson bemerkt dazu ironisch, es gehe aus Lytteltons Äußerung nicht klar hervor, ob Griechisch und Französisch überhaupt Unterrichtsgegenstände in Eton College bleiben sollen oder nicht. Man kann jedenfalls nicht umhin, zu fragen, ob junge Leute, die es nicht über eine einzige Fremdsprache hinauszubringen vermögen, wirklich durchaus auf die Universität gehören, bloß weil es die Söhne durch Geburt oder Besitz privilegierter Eltern sind! Erwägenswerter sind die nachdenklichen Erfahrungen, die Jackson vorlegt. Er teilt einen Fall mit, in dem zwanzig hochbegabte Schüler der obersten Klasse einer höheren Lehranstalt Anspruch auf Oxforder mathematisch-naturwissenschaftliche Stipendien gehabt hätten, wenn sie nicht durch das obligatorische Griechische abgeschreckt worden wären. Sollen wir in Oxford, so fragt er, auf die begabtesten Studierenden dieser Fächer verzichten?

Diese Frage geht in die andere über: Sollen wir uns damit begnügen, daß Oxford nur für einige Fakultäten eine vollwertige Universität ist? Jackson meint: Möge immerhin Birmingham für die praktisch angewandten Naturwissenschaften überlegen bleiben, so müsse es Oxford doch hinsichtlich der theoretischen Naturwissenschaften mit jeder anderen Universität aufnehmen können, wenn es seine Stellung nicht aufgeben wolle. Die Entwicklung drängt von allen Seiten her auf die deutschen Verhältnisse hin, wenn auch Oxford und Cambridge sich ihr College-Leben (vielleicht in etwas modifizierter Form) erhalten werden. Das deutsche Muster wurde kürzlich auch in einem Leitartikel der »Morning Post« hervorgehoben. Diese konservative Tageszeitung spielt seit langer Zeit in Fragen des Bildungswesens eine hervorragende Rolle; der Hauptredakteur Fabian Ware ist selbst ein Fachmann auf diesem Gebiete. Der Verfasser der auf das Heerwesen bezüglichen Leitartikel eben dieses Blattes Spenser Wilkinson wurde kürzlich zu der neugegründeten Professur der Kriegsgeschichte an der Oxforder Universität ernannt; er ist ein Anhänger des zwangsweisen Militärdienstes; seine Feder hat wohl nicht immer dazu beigetragen, den englischen Lesern Vertrauen gegenüber Deutschland einzuflößen. Es scheint fast, als meine der Verfasser jenes Leitartikels, daß sich die deutschen Universitäten im Niedergange befinden. Denn es ist die Lehr- und Lernfreiheit der »deutschen Universitäten vor dreißig bis vierzig Jahren, als sie auf ihrer Höhe standen«, die er zur Nacheiferung empfiehlt. Sehr interessant ist seine Bemerkung, daß man in Deutschland von »Studenten« redet, d. h. von Leuten, die sich irgendeinem Studium widmen, in England dagegen von »undergraduates«, d. h. von Leuten, die noch keinen Grad erlangt haben! So schildert er denn auch das Oxforder Leben als ein immer erneutes Sich-Vorbereiten auf immer neue Prüfungen.

Den wundesten Punkt in dieser Hinsicht bilden die sogenannten »Pass-men«, in Cambridge »Pol-men« (von *οἱ πολλοί*) genannt — die sich von vornherein damit begnügen, in den Prüfungen ein »rite« zu erlangen, während die »Honours-men« sich um ein »summa cum laude«, »magna cum laude« oder »cum laude« bewerben — um hier der Kürze halber in den in Deutschland üblichen Begriffen oder Ausdrücken zu reden. Für beide Klassen von Studierenden sind ganz verschiedene Prüfungen eingerichtet: die Prüfung für den »pass-degree« eines B. A. stellt geringere Anforderungen als das deutsche Abiturientenexamen. Sie ist für alle die bestimmt, denen der Titel nur als soziale Dekoration wertvoll ist. Es sind wohl nicht die schlechtesten Berater, welche die Abschaffung dieser »pass-degrees« verlangen oder wenigstens die Beschränkung des Magistergrades (M. A.) auf solche bachelors of arts befürworten, die als »Honours-men« promoviert haben. Bekanntlich ist die Magisterwürde an keine weiteren wissenschaftlichen Leistungen geknüpft, sondern nur an eine bestimmte Wartezeit und an die Erlegung einer bestimmten Geldsumme, so daß unter gegenwärtigen Verhältnissen auch die »pass-men« zur Abstimmung in der Convocation berechtigt sind. Aber auch sie haben begreiflicherweise ihre Verteidiger. Scheinbar hatte auch Benson bei seiner Befürwortung der Abschaffung des Griechischen als eines obligatorischen Prüfungsfaches ihre Interessen im Auge. Man wird sich dem anschließen können, was Snow dazu bemerkt: »Auch ich möchte ebenso wie Mr. Benson etwas für den Pass-man tun, nämlich — ihn abschaffen! Doch es handelt sich zwischen uns nur um einen Wortstreit. Denn wenn Mr. Benson empfiehlt, ihn für irgend einen Lehrgegenstand zu interessieren (anstatt ihn zu einem Studium zu zwingen), so empfiehlt er ja der Sache nach, ihn in einen Honours-man zu verwandeln; und da stimmen wir überein!«

So verzweigen sich die Probleme, um die es sich bei der »griechischen Frage« in Oxford handelt. Hinsichtlich der Zukunft ist Jackson optimistisch. Er vertraut in letzter Hinsicht auf das gesunde Urteil der Convocation. Worauf denn freilich Godley mit gutem Grunde erwidern konnte: von einer Berufung an die Convocation könne doch erst im Falle einer Annahme des Vorschlages seitens der Congregation die Rede sein. Uebrigens sei er überzeugt, daß in diesem Falle die Convocation das Griechische in seine Rechte wiedereinsetzen würde. Die Ansichten darüber, auf welcher von beiden Seiten die größere Wahrscheinlichkeit liegt, werden natürlich von subjektiven Erfahrungen abhängen. Wer Gelegenheit gehabt hat, zu beobachten, wie viele der glaubenseifrigen Geistlichen, die zu jeder solchen Abstimmung aus den Provinzen nach Oxford strömen, von einem Odium theologicum gegen alles was »Science« heißt, beseelt sind, wird geneigt sein, den Optimismus der theologico-philologischen beati Possidentes für berechtigt zu halten, auch wenn seine Sympathien der anderen Seite gehören. Doch nur die Zukunft kann das lehren.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 18
30. April 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Deutschland und Amerika.

Bismarck und Carl Schurz.

Festrede, gehalten beim Berliner Bismarckkommerse in der Philharmonie am 2. April 1910 von Eugen Kühnemann, Professor an der Universität Breslau.

Der Bismarckkommers in der Reichshauptstadt ist zu einem jährlichen Feste geworden, an welchem deutsche Männer aller Stände, aller Parteien, jedes Geistes und jeder Lebensrichtung sich zusammenfinden zum Gedächtnis des Helden, der uns das neue Deutschland gab. Dies ist vor allem Andern ein Fest der Dankbarkeit. Aber jede wahre Dankbarkeit ist eine tätige. Wir sollen uns nicht an Worten begnügen über das, was wir Bismarck schulden. Wir sollen hier aus der Tiefe unseres Lebens das Bekenntnis ablegen, das unsere Handlungen bestimmt. Wenn die Deutschen überall in der Welt den Geburtstag ihres Kaisers feiern, so feiern sie in ihm den Ausdruck der Lebenseinheit des deutschen Volkes. Sie feiern diese Einheit ihres Lebens in einem Verhältnis der unbedingten Hingabe von Person zu Person. Sie genießen die lebendige Einheit ihres Seins als unmittelbare Freude an der Persönlichkeit. Darum ist und bleibt der Tag der große nationale Festtag der Deutschen. Der jährliche Gedenktag Bismarcks betont in unserem vaterländischen Bewußtsein den geschichtlichen Zug. In seinem Namen lassen wir uns daran mahnen, daß diese lebendige Einheit unseres Daseins nicht von selbst und von Ewigkeit war, als das Geschenk eines gütigen Schicksals, sondern daß sie errungen, daß sie geschaffen wurde in einer weltgeschichtlichen Tat. Wir erinnern uns, daß wir, das älteste Volk im heutigen Europa, zugleich in ihm das jüngste Volk sind. So vergessen wir, in einer Stunde wie dieser, in einer Versammlung wie dieser einmal alles, was uns trennt: alle die Verschiedenheiten des Berufes und der Arbeit, der Lebensstellung und der Glücksgüter. Wir fühlen uns in dem, worin wir eins sind, fühlen uns mit frohem und gleichsam verjüngtem Gefühl als Deutsche. Wir genießen gemeinsam das Geschenk, das Bismarck in gleicher Weise jedem unter uns hinterließ, und in dem er mit seinem Leben uns allen angehört: das Heldenleben, das von ihm geführt ward in einer Epoche verkleinerter Menschheit, und das eine neue Freude am Menschlichen, einen Hauch von Größe in unser Aller Leben hineinstrahlt.

Darum wird auch der Redner dieser Stunde seine Aufgabe nicht fassen als eine Aufgabe der Gelehrsamkeit. Bismarck gehört nicht allein der gelehrten Historie. Frage sich jeder, worin er in der Tiefe und Weite seines Lebens seine Beziehungen findet zu dem, was Bismarck war und schuf. Dieser Beziehungen freilich sind unendliche. Denn das ist das

königliche Vorrecht der seltenen Genien, welche die ganze Lebensform ihres Volkes mitbeſtimmen, daß sie jedem Einzelleben neue Grundlagen schaffen und in dem Leben Aller unzählige neue Aussichten eröffnen. Mag es uns erlaubt sein, in diesem Augenblick einer neuen Beziehung zu gedenken, die viele und besonders diejenigen, die an ihr mitarbeiten, als eine hoffnungsreiche empfinden, und in der es nicht schwer iſt, das Nachwirken des Bismarckschen Werkes zu erkennen, — der neuen geiſtigen Beziehung Deutschlands zu Amerika. Wir Deutsche können doch nicht vergessen, daß das heutige Amerika zu einem guten Teil auch das Werk deutscher Männer iſt. Wir sollten alle lernen, ihre Arbeit als einen Teil der deutschen Arbeit in der Welt, als ein Stück deutscher Geschichte zu begreifen. In Rückblick und Ausblick rollt es das Schauspiel deutschen Werdens in der Zeit Bismarcks und des Hinüberflutens von deutschem Leben nach Amerika vor uns auf, wenn wir unserm Helden den größten der Deutsch-Amerikaner gegenüberſtellen und sprechen über Bismarck und Carl Schurz.

I.

Es waren die gleichen Zeiten der deutschen Revolution von 1848, welche beide Männer mit Entschiedenheit hineinwarfen in das politische Leben, den preußischen Junker so gut wie das Kind des rheinischen Volkes. Wären sie einander damals gegenüber getreten und hätten sich in die Augen geblickt, die beiden hochgewachsenen elaſtischen Geſtalten in die feſten, blitzenden, bedeutenden Augen, sie hätten sich als Todfeinde gehaßt und einander im äußerſten Gegensatz gefühlt als junkerlichen Reaktionsmann und roten Revolutionär. Aus Schurz' Lebenserinnerungen wehen uns noch einmal in erſter Frische die großen Hoffnungen jener revolutionären Jugend entgegen, die Hoffnung des freien und einigen Deutschlands. Hier iſt der schönſte Reichtum der Jugend, die unbedingte Hingabe des ganzen Lebens an eine große begeiſternde Idee. Hier ſtrömt ein echter Schillerscher Idealismus in die Welt der Wirklichkeit und der Taten hinüber, Geiſt vom Geiſte der deutschen Klassiker. Man hat sich gewöhnt, Bismarck in einem bewußten Gegensatz zu diesem idealiſtischen Geiſte zu denken, in dem Gegensatz des Realpolitikers zu den Ideologen. Diese Auffassung, an der Oberfläche richtig und vielleicht notwendig, so lange das Neue, das er brachte, noch von der Nation anzueignen und zu lernen war, muß jetzt aufgegeben werden. Es iſt Zeit, die Dinge tiefer zu begreifen. In Wahrheit war er allein, was alle die um Schurz sein wollten, der letzte Fortsetzer der tiefen und mächtigen Richtungen deutschen Lebens und deutscher Geschichte. Was bei ihnen nur sittlicher Impuls war, wurde in Bismarck schöpferische Tat. Auf die Genialität des Glaubens in Luther und die Genialität des Dichtens und Denkens in Goethe und Kant folgte in ihm die Genialität der Tat. Es iſt sogar die gleiche Lebensidee, die in diesen Genien fortschreitend ihren Ausdruck erfahren hat und zur geſtaltenden Idee deutschen Daseins geworden iſt: die Idee der Selbſtbeſtimmung, der Autonomie. Sie erscheint bei Luther als die Idee der in sich selbſt und aus sich selbſt in ihrem Gott sich gründenden Seele. Sie erscheint bei Kant als die Idee des sich selber das Gesetz gebenden sittlichen Willens, d. h. der sittlichen Persönlichkeit. Sie erscheint bei Goethe als die Idee des von innen heraus alle Widerſtände überwindenden und auf das Rechte von innen immer wieder sich einſtellenden Lebens. Sie erscheint bei Bismarck als die Idee der Selbſtbeſtimmung und Autonomie des nationalen Daseins.

Seine Arbeit iſt genau so sehr die eines Künſtlers wie die der großen Bildner vor ihm. Der Unterschied liegt darin, daß er sein Werk nicht in Worten und Gedanken, sondern in Wirklichkeiten und Lebenstatsachen, in der Formung von Menschen und Völkern zu geſtalten hat. Aber wie es das Kennzeichen der Genialität iſt, so beherrscht auch bei diesem Genius der Tat **ein** durchgehender Gedanke sein ganzes Leben. Er kündigt sich im Anfang mit einer inſtinktiven Sicherheit an und arbeitet sich durch zu der Bewußtheit der leitenden Lebensidee. Der Gedanke behauptet sich in seiner Unabhängigkeit und Freiheit gegen alle überkommenen Begriffe. Er gibt in jedem Augenblick und bei jedem weiteren notwendigen Schritt auf dem Wege die unfehlbar sichere Stellung zu den Menschen und Mächten, die zu beſtimmen waren, König, Parteien, Volk und Völkern, und lehrt sie einſtellen in die einheitliche Bewegung zum Ziele. Er macht die Tat seines Lebens, die Schöpfung Deutschlands, zu einer höchſt persönlichen Aufgabe, ja im vollſten Sinne

zu einem einzigen schöpferischen Erlebnis. Das Werk wird Tat und Ausdruck der schöpferischen Persönlichkeit — bei diesem Genius der Tat nicht anders als bei den Genien der Kunſt und des Gedankens.

Der beherrschende Gedanke iſt der des vaterländischen Staates als Macht und als einer im Zusammengreifen der Völker sich selbſt behauptenden und sich selbſt beſtimmenden Lebenseinheit. Dieser Gedanke gibt ihm seine Stellung zu den Menschen. Er führt als das einheitliche Motiv durch alle Bismarckschen Taten hindurch. Sie finden ohne Reſt ihre Erklärung in der Idee des als Einheit und Macht erſt zu begründenden und dann zu behauptenden und zu entwickelnden vaterländischen Staates. Für dieses Ziel spart er sich mit seiner früheſten Klugheit auf den rechten Moment und läßt sich nicht vor der Zeit verbrauchen als Miniſter Friedrich Wilhelms IV. Er ſtärkt die Kräfte, auf denen zunächſt Einheit und Macht des Staates ruhen mußten, Königtum und Armee. Er erringt für Preußen die Stellung des führenden Staates in Deutschland in dem Kriege mit Öſterreich. Er begründet das neue Deutschland als europäische Großmacht im französischen Kriege. Er kämpft für die Autorität des Staatsgedankens mit der katholischen Kirche. Er eröffnet neue Quellen für den deutschen Wohlſtand und damit neue Möglichkeiten eines machtvollen deutschen Lebens durch die Umformung unseres Wirtschaftssyſtems. Er will ein neues Interesse am Staat und seiner Erhaltung entwickeln in alle Schichten des arbeitenden Volkes hinein in seiner Sozialpolitik. In jeder einzigen Tat gibt der Gedanke des als lebendige Machteinheit zu schaffenden Staates die Richtung. In diesen Gedanken arbeitet er die beſtehenden Wirklichkeiten hinein. Er wahrt das preußische Königtum gegen übergreifende Ansprüche des Parlamentes, als jenes den Machtgedanken durchzusetzen hatte, gegen ein vorzeitiges Demokratisieren. Aber er sichert dem neuen Reich den lebendigſten Anteil des Volkes im allgemeinen Wahlrecht. Er baut es so, daß Fürſten und Völker in ihm die lebendige Beſtätigung ihrer Eigenart und ihres Eigenrechtes finden. Der deutsche Sinn verlangt in seinem Staat die höchſte Mannigfaltigkeit des Eigenlebens in der Einheit. In jeder künſtlerischen Arbeit heißt es, die widerſtrebenden Stoffe zwingen. Sie gehen nicht ohne Widerspruch auf in der Idee. Das künſtlerische Bilden muß in allem Beherrschen auch ewiges Anpassen sein. Der widerſtrebende Stoff des Staatskünſtlers iſt der unersättliche Eigenwille der Menschen, Parteien und Völker. Viele empören sich gegen den Gedanken selber, unzählige hier oder dort gegen die Art der Durchführung und Anpassung. Kein Wunder, wenn das Werk nicht in allen Teilen als ein reiner Guß erscheinen will, und wenn der Streit um das Werk nicht enden kann.

Hierin liegt es begründet, daß seine Tat nicht nur im Sinne alles großen Schaffens ein Erlebnis für ihn war, sondern in einem ganz besonders persönlichen und erschütternden Sinne des Wortes. Einem großen Gedanken entgegenleben heißt vereinsamen. Es gilt den Abschied von allen Anhängern des Alten. Es gilt den Abschied von den teuerſten Freunden, für welche das, was für uns eine Durchgangsſtufe gewesen, der Endpunkt war. Bismarcks Weg bedeutete diesen immer neuen Abschied. Er bedeutete Jahre oft völliger Einsamkeit, der schwerſten der Einsamkeiten, der Einsamkeit der furchtbaren Verantwortung für ein ganzes Volk. Er fühlte wie am eigenen Leibe den Gesamtzuſtand Europas in seiner Rückwirkung auf die Lage Preußens und Deutschlands. Er hatte zu kämpfen gegen das Volk, nacheinander gegen alle Parteien, auch gegen die eigenen alten Parteigenossen, gegen die Generale, gegen die eigenen Mitarbeiter, gegen die Königin, ja selbſt gegen den König. Wohl schuf er sich das neue Volk, das in ihm das Gewissen Deutschlands sah. Aber jede neue Geſtaltung weckte die ingrimmige Wut der gebändigten und bezwungenen, aber nicht zur Ruhe gebrachten Geiſter. Leben geſtalten heißt auslesen und ausschließen. Die Ausgeschlossenen gaben sich nicht zufrieden. In jedem Augenblick fühlte er seine Stellung angenagt und unterwühlt. Der grenzenlos Verehrte und Geliebte fühlte selber faſt nur den Schwall des Hasses und der Feindschaft. Denn diese waren Mächte, gegen die er kämpfen und sich wehren mußte. Er erfuhr an sich, was er sein Volk lehrte, daß alles ſtaatliche Dasein der beſtändige Kampf auf Tod und Leben um die Selbſtbehauptung iſt. Wie bei den andern höchſten Geiſtern der Erde, zeigt sich bei ihm Menschenleben als

der furchtbare Kampf einer heroischen Tragödie. Die mächtige Statue seines Daseins, die er in seinen »Gedanken und Erinnerungen« vor der Nachwelt errichtet hat, zeigt nicht nur die dunklen Adern, sondern sie ist überdeckt von vernarbten und unvernarbten Wunden.

Dafür hinterließ er seinem Volke den höchsten Gedanken nationaler Politik: daß der Staat in seinem Wesen Tat ist und Tat sein muß. Er hat den Gedanken des sterbenden Faust als höchste Weisheit nationalen Lebens verwirklicht. Die unermüdliche Tätigkeit, die den Staat als Macht im Rate der Völker behauptet und stets aufs neue lebendig erweist, die Tätigkeit, die alle Schichten und Glieder des Volkes als mitverantwortliche Teile im Ganzen sich lebendig entfalten läßt — sie belebt jeden einzelnen Bürger und macht die Unzufriedenheit unmöglich in der höchsten Freude, der Freude am Wachsen unseres nationalen Seins.

Ja, man darf sagen, über die zufälligen ersten Formen seines Werks hinaus erwies er sich im tiefsten Sinne des Wortes als der Staatsbürger, wie er sein soll. Für ihn war dieser Staat im vollsten Sinn ein Freistaat, — für ihn waren seine Institutionen freie Institutionen. Denn das Höchste in jener wundervollen Treue für seinen König, die die eigentliche sittliche Schönheit seines Lebens ist, war gerade dies, daß er sich auch ihm gegenüber die Freiheit der eigenen Verantwortung völlig vorbehielt. Noch über dem Gehorsam des königlichen Dieners stand die Notwendigkeit des Staates. Er handelte, wie der rechte Bürger es soll, beständig in dem Bewußtsein, daß er höchst persönlich verantwortlich war in jedem Augenblick für das Wohl und die Entwicklung des Staates. Der verantwortliche Anteil aller am Staat ist das Wesen der politischen Freiheit. So war sein Staat für Bismarck nicht nur Tat. Er war auch Freiheit.

Die größten Mächte in der Erziehung eines Volkes sind die Taten der Genien, die Lebensgedanken und Lebensrichtungen, die sie in das Dasein pflanzen. Auch in dieser Beziehung reiht sich Bismarck den großen Genialitäten der Vergangenheit an. Er ist wie sie zum großen Erzieher seines Volkes geworden. Er hat einen Markstein gesetzt für das deutsche Gedächtnis. Ist es doch, als verschwände alles Geschehen vor der Gründung des Reichs für die neuen Generationen Deutschlands in verschwommener Erinnerung. Er hat das ganze Lebensgefühl der Deutschen verändert. Man vermag kaum noch mitzufühlen, wie es war, ehe Deutschland als Weltmacht gleichberechtigt neben die größten Völker trat. Er hat die Grundrichtung der Aufgaben für alle lebenden Deutschen festgestellt. Wer die Tausende der deutschen Studenten am 80. Geburtstag Bismarcks bei der Huldigung in Friedrichsruh gesehen, der begriff wie in einem Symbol: er hat sie alle, wie sie da stehen, geformt in seiner eisernen Faust.

Einzig aber war das Verhältnis des Volkes zu ihm, wie es mehr noch als in den Tagen seiner Herrlichkeit gerade in den Tagen des Falls, in den Huldigungszügen aus allen Gauen des deutschen Landes, ja der deutschen Welt sich offenbarte. Es war, als hätte in ihm das Sehnen der deutschen Seele die Erfüllung gefunden, ja, als wäre er die Tat und Schöpferkraft gewordene Sehnsucht der deutschen Seele selber. So lebte mit ihm die Seele des Volkes selbst im deutschen Staat, dem erreichten Ziel ihrer Sehnsucht; so war der Staat ein beseeltes lebendiges Leben. Nun war es, als vermißte man die schaffende, helfende Seele, als blieben die leeren toten Formen zurück. Man sehnte sich nach den Zeiten der Lebendigkeit. Oder sollen wir lieber sagen: man kam zum Bewußtsein, daß die höchste Aufgabe wieder neu vor dem Volke stand, — die Aufgabe, an die Stelle des Helden zu treten in selbstbewußter Arbeit der Nation, — den Staat zu erfüllen und zu durchdringen mit der eigenen Seele, ihn zu tragen in eigener Verantwortung, ihn auszugestalten zum vollen Ausdruck der Arbeit des Volkes?

Es war der reine Ausklang des künstlerischen Werkes, als das wir die Lebensarbeit dieses Genius der Tat verstehen, — der großen Dichtung vom Helden und seinem Volk.

II.

Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen« sind geschrieben wie von einem Staatsmann, der nach so vielen Jahren die große Reihe der politischen Aufgaben so durchdenkt, als ob sie sich zum ersten Male vor ihm erhöben, und als ob sie jetzt zu lösen wären. Sie sind ein geschichtlich eingekleidetes Lehrbuch der praktischen Politik von einem Meister. Die Lebenserinnerungen von Carl Schurz sind das

Gedicht eines unvergleichlich bewegten Lebens, das ſich im Rückblick ſeines eigenen Reichtums freut.

Schurz ſtammte vom Rhein, ein echtes Kind des Volkes, und nahm die bunten Bilder des rheiniſchen Volkslebens jener Tage als früheſte Eindrücke in ſeine empfängliche Seele auf. Er erfuhr in Köln die wohltätige geiſtige Stählung des deutſchen Gymnaſiums und ſtudierte in Bonn. Jetzt ergriff ihn der Rauſch des großen Erweckungsjahres, wie er es genannt hat, des Jahres 1848, aber als ein Rauſch der aufopfernden Taten. Er hat in der Revolutionsarmee in Baden mitgekämpft und iſt, da dem Hochverräter der Tod durch Erſchießen gewiß war, aus der Feſtung Raſtatt in einer Flucht entwichen, deren Bericht ſich wie ein romantiſches Heldengedicht lieſt. Er wagte Freiheit und Leben für die Rettung ſeines Freundes Gottfried Kinkel aus dem Zuchthaus in Spandau und ſah ſich nach dem Gelingen unvermutet umgeben von dem Schimmer europäiſchen Ruhmes. Noch Jahre führte er das entſagende Leben des Flüchtlings. Er verlor als einer der beſten unter ſo vielen ſein Vaterland, weil er gekämpft hatte für ſeine Freiheit und Einheit. Mehr als ein anderes Zeugnis bringen ſeine Jugenderinnerungen uns die große Stimmung jener Jahre wieder und laſſen uns zweifeln, ob die Seele unſerer gegenwärtigen Jugend nicht gegen jene Zeit verarmt iſt an dem ſittlichen Schwung der Hingabe an das Vaterland als an eine Idee, die zu verwirklichen iſt durch Einſetzen unſeres ganzen Lebens unter der eigenen Verantwortung unſerer Perſönlichkeit.

Schurz brachte nach Amerika nicht nur die in deutſchem Geiſte geſchulte Begabung. Er brachte als Leitſtern ſeiner Tätigkeit und als koſtbares Geſchenk den deutſchen Idealismus mit. Aller Idealismus iſt Gläubigkeit. Er glaubte an dieſes Land als an das Land der bürgerlichen Demokratie, das Land der Freiheit und bürgerlichen Selbſtbeſtimmung. Dieſer Glaube war ein Entſchluß. Er nahm die volle Mitverantwortung auf ſich für dieſes Land. Sein ganzes öffentliches Leben wurde zu einem einzigen Dienſte ſeiner Idee, einem einzigen Kampf, daß dies Land ſeiner Beſtimmung treu ſei, daß es ſich bewähre und entwickle als das Land der Freiheit, der Menſchlichkeit und des Rechtes.

Auch an ihm bewies ſich das Geheimnis der Größe Amerikas, das zugleich der tiefſte Grund der amerikaniſchen Vaterlandsliebe iſt. Denn der amerikaniſche Patriotismus iſt der felſenfeſte Glaube an die Idee Amerika. Das Geheimnis der Größe Amerikas aber liegt darin, daß es jeder wirklichen Kraft, der kleinen wie der großen, die Möglichkeiten der vollſten Entfaltung bietet. Die öffentliche Diskuſſion der großen Fragen vor dem Volk iſt das Lebenselement der Demokratie. Darum iſt die Beredſamkeit, bei uns faſt die entbehrlichſte aller Gaben, dort eine unmittelbar lebendige, eine wahrhaft lebenweckende Kraft. Kaum wurde die elementare Beredſamkeit Schurzens zunächſt in kleineren Kreiſen bekannt, ſo rückte er auch in die vorderſte Reihe derer, die das Volk leiteten. Von der Stätte, an der damals ſo recht das neue Amerika ſich geſtaltete, vom Mittelweſten, von Wisconſin aus begann ſeine Wirkſamkeit.

Er erlebte es wie eine Erfüllung ſeiner Jugendträume mit, wie das Volk, in ſeinen Abgeſandten zuſammentretend, ſich ſelber den Herrſcher gab. Es handelte ſich um den größten der amerikaniſchen Präſidenten, um Lincoln, die größte Kriſis der amerikaniſchen Geſchichte, der Bürgerkrieg, rückte heran, und der junge Deutſche, der von Rechts wegen an Bismarcks Seite hätte ſtehen ſollen im Kampf um Deutſchland, wurde einer der beſten Mitarbeiter Lincolns im Kampf um die Union. Das Schickſal hatte ihn wie in die Mitte zwiſchen die beiden größten Staatsmänner des 19. Jahrhunderts geſtellt.

In dieſer größten Kriſis nahm Amerika genau das Erlebnis voraus, das Deutſchland einige Jahre ſpäter erfuhr: den Bruderkrieg um die richtige Formung des Einheitsſtaates. Nur daß es ſich in Amerika um mehr handelte als um die politiſche Form. Die letzten Grundlagen des ſozialen Lebens waren in Frage bei der Abſchaffung der Sklaverei. So drang auch die zerſtörende Wirkung des Krieges weit tiefer. Ein völlig verwüſteter und verarmter Süden blieb ſchließlich zurück. Für Schurz war dieſer Kampf, was auch ſonſt noch für Gründe zu ihm treiben mochten, durchaus ein Kampf um die höchſten Ideale amerikaniſchen Lebens. Die Sklaverei mußte aufhören, weil ſie ein Hohn im demokratiſchen Freiſtaat war. Ihm galt es die Durchführung der amerikaniſchen Idee. Zuerſt als Geſandter Amerikas in Spanien, dann als General arbeitete er an der großen Entſcheidung mit. Er hat mehrere der größten

und blutigsten Schlachten des Krieges mitgeschlagen. Hätte er darauf geachtet, ihm hätte nicht entgehen können, daß auch hier, da der Staat als Macht und Einheit in Frage, die politischen Notwendigkeiten Verhältnisse hervorbrachten, die den deutschen auffallend ähnlich waren. Denn auch hier wie im Preußen Bismarcks ruhte die ganze Verantwortung und Entscheidung in Wahrheit auf einem Manne, auf Lincoln. Der Präsident war mit einer mehr als Bismarckschen Machtfülle bekleidet. Schurz aber blickte mehr auf dieses eigentümliche und in den Staaten eigentlich unerhörte Schauspiel des amerikanischen Volkes in Waffen — nicht preußische Regimenter, in eisernen Formen der Subordination wunderbar diszipliniert, eherne Organe eines von oben herrschenden Willens, sondern freiwillig, fast zufällig zusammengeordnete Kameraden, auf einem Fuß der Vertraulichkeit von gleich zu gleich mit ihren Offizieren, aber getragen von dem stärksten Pflichtbewußtsein der eigenen Verantwortlichkeit und bald unermüdlich in Strapazen und löwenmutig in der Schlacht. Er sah auch in Lincoln mehr den gütigen und sorgenvollen Vater. Man muß sie sich einander gegenüber denken, die beiden so gleichen und ungleichen Gestalten, Bismarck und Lincoln, den vornehmen preußischen Aristokraten und den Sohn der Ärmsten und Niedrigsten, der in einer Blockhütte geboren war; sie erscheinen beinahe wie die Symbole deutschen und amerikanischen Wesens: beide groß und alle Männer überragend, der eine straff emporgerichtet, das Urbild der Selbstdisziplin, der andere hager, formlos, ungelenk, der eine mit dem Antlitz voll unbeugsamer Energie und den starken bezwingenden Augen, der andere mit den kummervoll gefurchten Zügen und dem tief melancholischen Blick, der eine mit seiner Uniform und dem Stahlhelm ein Krieger selbst in der Politik, der andere in seiner unscheinbaren schwarzen Kleidung mit dem unverwüstlichen riesigen Zylinder ein Bürger selbst als der Führer des größten Krieges. Denn Lincoln fühlte diesen Krieg als seine Pflicht zugleich und als das große Unglück seines ganzen Volkes, fühlte mit den Südländern als Brüdern wie mit den Seinigen als Söhnen. Er sah als Ziel nach all den blutigen Greueln die neue Einheit wahrer Bruderliebe zwischen Norden und Süden. Der heiter Gutmütige, der bedächtig Vorsichtige nahm auf sich als wahrer Held die Verantwortung der furchtbarsten Revolution und des blutigsten Krieges. Aber sein Heldentum war Märtyrertum, und unter den Strömen von Blut war er ein Heiliger an Liebe und Milde.

Noch in langen Friedensjahren hat Carl Schurz dem Vaterlande seiner Wahl gedient — als Senator, als Minister des Inneren, als, wie die Amerikaner sagen, der größte amerikanische Bürger von fremder Geburt, stets im gleichen Dienste der amerikanischen Idee, der reinen demokratischen Republik. Ob man die deutschen Erinnerungen merkt, wenn er sich mit seinem ganzen Gewicht einsetzte für den Schutz der Wälder gegen den amerikanischen Raubbau, oder wenn er die Reform des Zivildienstes mit Feuereifer in die Hand nahm, um gegen das Beutesystem mit seiner Korruption einen geschulten, pflichtgetreuen Beamtenstand zu gewinnen? Seine letzten Kämpfe gingen gegen den Rooseveltschen Imperalismus. Hier liegt der wesentliche Unterschied seiner politischen Arbeit von derjenigen Bismarcks. Er dachte nicht in erster Linie den Staat als Macht in seinem Verhältnis zu den anderen Staaten und zur Welt, wie der Leiter der auswärtigen Politik den Staat von oben sieht. Sondern er dachte ihn, wie in Amerika als einem für sich bestehenden Kontinent natürlich, zunächst in seiner Aufgabe der inneren Ausgestaltung von unten aus dem Volk, als Ausdruck der Freiheit und des Rechtes für alle.

Auf der Höhe seines Ruhmes, in dem Jahre, in dem er Senator der Vereinigten Staaten wurde und damit die vielleicht höchste amerikanische Würde — nächst der Stellung des Präsidenten — erreichte, hat er die Erfüllung seiner Jugendsehnsucht, die Begründung des deutschen Reiches erlebt. Er hat sie mit der dröhnenden Beredsamkeit des alten Achtundvierzigers begrüßt. »Das war ein Schauspiel, wie der einst so verspottete deutsche Michel plötzlich aus dem Schlafe erwachte; wie er die gewaltigen Glieder reckte; wie er seinen Schild schüttelte, daß er klang wie alle Donner des Firmaments; wie das Stampfen seines Fußes den Boden Europas erzittern machte; wie er mit mächtigem Schwertschlag den übermütigen Feind vor sich in den Staub warf; wie er mit Posaunenstimme ausrief: »»Das ganze Deutschland soll es sein!««, und wie die Menschheit staunend auf-

blickte an der riesigen Heldengestalt.« Im Jahre 1868, als Schurz in Deutschland weilte, lud Bismarck ihn zu sich ein. 20 Jahre später haben sich die Männer noch einmal gesprochen. Beide unvergleichliche Unterhalter und Männer des reichsten Lebens, sprachen sie bis weit über die Mitternacht hinaus. Bismarck erzählte Schurz von allen Feinheiten seiner Politik und prophezeite im Januar 1868, daß wir in zwei Jahren den französischen Krieg haben würden, daß wir siegen würden, und daß die Einigung Deutschlands und der Sturz Napoleons wahrscheinlich aus dem Kriege folgen müßten. Er sah mit durchdringendem Scharfblick die kommenden Schwierigkeiten der Vereinigten Staaten, die Gefahren der Plutokratie in Zeiten, wo die natürlichen Hilfsmittel nicht mehr gleich unerschöpflich allen Kräften Betätigung gewähren. Die alten Gegner begrüßten sich auf der Höhe ihres Lebens als Freunde. Ja, Bismarck legte Schurz nicht undeutlich die Rückkehr in die alte Heimat nah. Jetzt konnte man die Einheit anerkennen zwischen den Bestrebungen der Schurzschen Jugend und dem erreichten Ziel. Jetzt hätte man gern die großen Kräfte wiedergewonnen, die die Jahre der Irrung in die Fremde abgestoßen, wo sie nach uraltem Germanenschicksal deutsche Stärke für fremdes Volkstum verbrauchten. Aber Schurz blieb Amerikaner. Er hat noch bei der deutschen Gedenkfeier in New York nach Bismarcks Tod die mächtige Gedächtnisrede gehalten, Meister deutscher Gedanken und deutschen Wortes bis an sein Ende, der lebendige Ausdruck der Lebensgemeinschaft zwischen Deutschland und Amerika, ein Klassiker in zwei Sprachen. Doch fehlten seinem Ende nicht die Schatten der Vereinsamung, und die Zugehörigkeit zu zwei Welten, die seine Größe war, blieb schließlich vielleicht doch ein unausgeglichener Zwiespalt, eine stille Tragödie.

Uns will es im Rückblick wohl zunächst erscheinen, als begriffen wir in dem Schicksal von Carl Schurz etwas von den schweren Menschenopfern, die die Begründung des Deutschen Reiches gefordert hat. Aber das neue Deutschland ist nun bereits in seine zweite Epoche getreten. Es ist nicht mehr allein das Deutschland Bismarcks. Es ist das Deutschland Wilhelms II. Jener gab uns den Staat als eine sich selbst bestimmende Großmacht in Europa. Dieser ergriff die Aufgabe Deutschlands als einer sich selbst bestimmenden Macht in der Welt. Der nationale Gesichtskreis umfaßt die Länder jenseits der Meere. Wir rechnen zu unserm deutschen Leben auch den Anteil deutscher Arbeit an dem Aufbau der fremden Völker, nicht zum wenigsten an dem Aufbau Amerikas. Uns sind die deutschen Amerikaner nicht mehr verlorene Kinder, sondern ein Teil des unpolitischen Weltreichs der deutschen Kultur. Uns ist Carl Schurz einer der deutschen Helden. Ja, selbst in den Zielen seiner Arbeit erkennen wir nicht mehr einen Gegensatz zu Bismarckschem Wesen. Das Höchste an Bismarcks Werk ist uns endlich nicht der fertige Besitz, den er uns gab, sondern, daß er uns den Rahmen für unendliche, immer neue nationale Aufgaben hinterließ. Das Gelübde seines Volkes, das wir in dem Jubel um den greisen Schöpfer spürten, will erfüllt werden. Der gläubige Idealismus, den Schurz aus Deutschland mitbrachte, für den Staat als die Freiheit und Gerechtigkeit für alle, er soll auch in unserem Deutschland seine Aufgabe begreifen. Der deutsche Staat soll mehr und mehr zum freien Ausdruck werden des gesamten deutschen Wesens, des gesamten deutschen Volkes. Ein jeder an seiner Stelle soll zu unserem Staate stehen, wie Bismarck es tat, mit dem vollen Bewußtsein der persönlichen Verantwortung für das Ganze. Ein freier und stolzer Bürgersinn aller seiner Glieder soll seine unerschütterliche Stütze sein. Dann blüht in Bismarcks Werk auch der Geist derer vom Schlage Schurzens fort. Denn nichts darf verloren gehen von der großen Arbeit der gesamten deutschen Geschichte. Wir wollen unseren Staat als den vollen und freien Ausdruck für den ganzen Reichtum des deutschen Wesens.

Gegenseitige Annäherung oder Entfernung der Kultursprachen.

Von Wilhelm Münch, Professor an der Universität Berlin.

(Schluß)

Übernahme von Terminologie nicht nur, sondern auch von dem Begriffsvorrat für ein beftimmtes Sachgebiet hat ja auch in der Vergangenheit nicht gefehlt. Um nicht bei dem zu verweilen, was unsere Nationalsprachen an Bezeichnungen für mannigfache Kulturgüter dem Lateinischen verdanken, und was sich in der großen Anzahl unserer »Lehnwörter« niedergeschlagen hat: wie viel hat das Italienische geliefert für die Sprache der kaufmännischen Technik und des Briefverkehrs, aber auch für die Sprache der Musik, wie viel das Französische des 17. Jahrhunderts für das Militärwesen (so daß wir ja heute trotz allem guten nationalen Willen noch zwischen lauter französischen Bezeichnungen der Heereseinteilung, der »Chargen«, der »Manöver« usw. ftecken); wie viel das Französische ferner für alles, was die Geftaltung des gesellschaftlichen Lebens der höheren Stände angeht, samt den Vergnügungen! Wie vieles ferner lieferte das Englische für die Sprache der Politik, für die der Marine und selbft früher schon für die des Sports! Das letztere Gebiet ift ja nun ungemein erweitert worden, aber daß die Lawn-Tennisspieler sich mit englischen Brocken anrufen, oder daß man bei Wettrennen aller Art die Vorgänge ftandhaft englisch benennt, daß man in den sportlichen Abteilungen der Tagesblätter zwischen lauter englischen Bezeichnungen sich hindurchwindet, das alles hat doch auf das eigentliche Wesen unserer Sprache keinen Einfluß. Denn dieses eigentliche Wesen ftellt sich nicht im Munde der Alltagsmenschen und über ihrem alltäglichen Tun und Fühlen dar. Da ift gewissermaßen nur Scheidemünze im Umlauf, aus geringwertigem Metall. Da bleibt auch über der ftandesgemäßen Liebhaberei ein höheres, geiftiges Interesse außer Kraft: läuft doch der ganze übereifrige Sportbetrieb der Gegenwart auf eine Art von Entgeiftigung der Gesellschaft (wenigftens dieser sich nun heraushebenden Sonderschicht) hinaus. Das wahrere Wesen und vollere Leben der Sprache also kann sich nur in gewählteren Gebilden kund tun. Und da gerade ift es, wo die Kultursprachen sich vielmehr von einander entfernen als einander annähern.

Es ift das nur ein Stück oder eine Folge einer Reaktion in dem geiftigen Leben der neueren Völker, die im späteren Teil des 18. Jahrhunderts einsetzte und seitdem trotz jener entgegengesetzt wirkenden Faktoren im Fortgang geblieben ift oder doch sich immer erneuert hat. Man mag an die »Originalgenies« in Deutschland denken, an den jungen Goethe insbesondere, oder auch an Rousseau in Frankreich und so viele, die von ihm abhängen, an die Romantiker nebft ihren Vorläufern und Ausläufern, hüben und drüben, auch an das Bedürfnis, wieder in die Natur des Volkes einzudringen, das Volkstümliche zu Ehren zu bringen, an das Erftarken des Nationalitätsbewußtseins, an all die Protefte der Subjektivität gegen die allgemein bindende Autorität, der Individualität gegen die Universalität: es ift eine Fülle von untereinander sehr verschiedenen und — keineswegs sämtlich erfreulichen — Regungen, die aber alle dahin zielen, über einen gemeinsamen gleichmäßigen Geiftesinhalt und dessen sanktionierte Form hinaus oder von ihm hinwegzuftreben. Man will sich überall auf sich selbft besinnen, auf sich selber ftehen, sich in sich selber regen, und die Folge kann nur eine fortschreitende Differenzierung der Seelen sein und damit der Sprachen, der Individual- wie der Nationalsprachen, denn beides ift nicht ohne Zusammenhang.

Zu dieser ganzen Bewegung bildet die frühere der Renaissance nur eine Art von Vorftufe, oder sie bildet deren erfte Stufe, war gleichsam die erfte Welle. Die Menschen der Renaissance übten sich gewissermaßen nur in der freien Selbftbewegung, und die gleichzeitige Reformation verschob anscheinend und vorläufig nur die Autorität und zum Teil auch den Inhalt ihrer unbedingt bindenden Normen. Aber von da aus dringt der Individualismus allmählich tiefer; die Herrschaft der »Vernunft« ift nur eine Etappe auf diesem Wege, denn der hiftorisch gewordenen Autorität ift ja auch sie entgegengesetzt. Selbft die Philosophie wird sub-

jektiver: in gewissem Sinne gilt das schon für Kant, der so viel selbſtzufriedene Autorität zerſtört und doch so innerliche Grundlagen gefunden hat. (Wie viel schwerer war es doch auch, ihn in fremde Sprachen zu übersetzen, als dies für die ganze Reihe der vorhergehenden Philosophen galt!) Und dann Fichte und Schelling! Es braucht nicht verfolgt zu werden, wie viel weiter nun überall die individuellen Geiſter auseinander treten, als Dichter, als Künſtler (man denke z. B. auch an Beethoven als Eröffner einer ganz neuen Reihe), als Schriftſteller schlechthin. Die Gelehrten sind nicht mehr ſtolz auf ihr allgemein gültiges Wissen, sondern — hier kommt ihnen Lessing ahnend zuvor — auf den Ernſt ihres persönlichen Forschens, und allerwärts fühlen die Begabteſten sich vor allem als Werdende und finden gerade darin ihre Befriedigung.

Es kann gar nicht anders sein, als daß darüber auch die Nationalsprachen weiter von einander abrücken. Wenn die einzelne in mannigfache individuelle Ausdrucksweisen auseinandergeht, wenn die einzelne Stammlinie sich mehr und mehr veräſtelt und verzweigt, so kann sie um so weniger einer anderen parallel laufen. Allerdings wirkt ja gleichzeitig mit der Tendenz zur Geltendmachung der Individualität eine entgegengesetzte, eine solche zur geiſtigen und also auch sprachlichen Nivellierung. Der ganze Charakter des heutigen Kulturlebens kann gar nicht anders als einen ſtarken Einfluß in diesem Sinne ausüben. Die Reichlichkeit des Verkehrs, das beſtändige Durcheinanderwirbeln der Personen, die jede Vertiefung oder Verinnerlichung erschwerende Haſt der Berührungen, das Bedürfnis des sich Zusammenballens vieler zum Zweck der Erlangung irgend einer praktischen Bedeutung und eines Erfolges innerhalb des Gesamtlebens, das ſtarke Anwachsen der Städte und die ganze Einwirkung großſtädtischen Zusammenlebens auf die Individuen: das alles muß zum Abschleifen und Angleichen des Denkens und Fühlens und mithin namentlich auch der Sprache wirken. Die ungeheure Zahl derer, die als Tagesschriftſteller der Oeffentlichkeit haſtige Dienſte leiſten, und deren Wendungen in den Ohren von tausenden wiederklingen, iſt von besonders fühlbarem Einfluß. Stark angleichend wirkt auch schon der allgemeine Besuch gleichartig eingerichteter Schulen mit dem ganzen Banne, den deren planmäßiger Unterricht über die sich erſt entwickelnden Individuen ausübt. Auch der Parlamentarismus mit seinen für sprachlich-geiſtige Wertleiſtungen wenig günſtigen Bedingungen und der Oeffentlichkeit seiner Verhandlungen gehört hierher. Indessen um so mehr gerade drängt es diejenigen, die wirklich eine eigene Seele in sich fühlen und allerdings auch sie fühlbar machen wollen, auch eigene Sprachtöne zu suchen, und leicht kann man es manchem Schriftſteller anmerken, wie es sein großes Anliegen iſt, die Dinge irgendwie anders, irgendwie auf eigene Weise zu sagen. Bei den Lyrikern hat das Suchen nach Neuem, tief Persönlichem, ahnungsvoll Primitivem bekanntlich mitunter zu Formen geführt, die mehr lächelndes Kopfschütteln hervorriefen als Sympathie und Würdigung. Die sich zeitweilig breit machende Verachtung klassischer Dichter hängt zum Teil mit der Allgemeingültigkeit zusammen, die deren Ausdrucksmittel haben oder zu haben scheinen (in Wahrheit vielleicht erſt allmählich erworben haben).

So also wird jene nivellierende Wirkung doch wieder ausgeglichen: sie beſteht in der Tat nur für die große Menge (zu der freilich viele sozial sehr Hochſtehende gehören können), oder für den gewöhnlichen Gebrauch, nur da, wo die Sprache nichts als alltägliches Verkehrsmittel sein soll. Dort aber, wo sie einen Gehalt an Gefühl und Gedanken zur Erscheinung bringen oder wo sie durch ihre Formung etwas sein will, wird sie um so eher sich differenzieren. Iſt übrigens doch, abgesehen von allem Gewollten, nicht bloß ſtete ſtille Veränderung, sondern auch fortgehende Differenzierung dem Leben der Sprachen um so natürlicher, als sie überhaupt allem Lebendigen eigen iſt. Wie die Welt des Seienden unter dem immer schärfer werdenden Mikroskop immer weitergehende innere Organisation zeigt, ebenso läßt sich ſtets weitergehende Differenzierung des Werdenden innerhalb der organischen Welt beobachten. Sie iſt namentlich unaufhaltsam in der Welt der menschlichen Individuen. Für das Zusammenleben in den natürlichen Gruppen, wie Ehe und Familie, aber auch ſtaatlichen Parteien, iſt das ungünſtig, iſt es erschwerend. Dort gegenseitiges Nichtverſtehen, hier Zersplitterung in immer kleinere Parteigruppen, beides iſt nicht zufällig so

viel häufiger geworden. Die Körperschaften des Mittelalters waren in ihrem Zusammenschluß etwas viel Natürlicheres und Haltbareres, als ihre Nachahmungen heute sein können. Heute haben solche Vereinigungen mehr den Charakter des Korrektivs oder des berechneten Mittels zu bestimmtem Zweck. Und dem Menschen im Altertum war es viel leichter als uns, einer der vorhandenen Parteien anzugehören, ja überhaupt in der Volks- und Staatsgemeinschaft als solcher aufzugehen.

Nun wäre es freilich denkbar, oder es könnte sogar wahrscheinlich dünken, daß, wenn die großen Gemeinschaften innerlich so mannigfaltige Wesensart ermöglichen und zulassen, daß diese größeren Gemeinschaften sich weniger im ganzen voneinander scheiden müßten. Aber alle die nach und nach gezüchteten Rosenarten und alle die mannigfach gefärbten Arten von Tulpen lassen ganz und gar nicht irgendeine der Rosen zur Tulpe werden oder umgekehrt. Eine Nationalsprache ist doch etwas so bestimmt Geartetes, daß selbst bei anscheinend ganz naher Berührung und durchgehender Ähnlichkeit, wie z. B. zwischen Spanisch und Portugiesisch, von einer Vermischung, von möglichem Aufgehen der einen in die andere nicht die Rede sein kann, und zwar heute viel weniger als vor tausend Jahren. Wie sehr sich Verschiedenheit in aller Stille, gewissermaßen im geheimen, zwischen den fortlebenden Sprachen herausbildet und steigert, das wird man freilich leichter bei Sprachen von nicht so naher Verwandtschaft beobachten können. So gewiß den verschiedenen heutigen Kultursprachen ein gemeinsamer Besitz an abstrakten Begriffen in der christlich-kirchlichen und der damit zusammenhängenden ethischen wie psychologischen Terminologie überkommen und immerhin geblieben ist, so deckt sich doch heute durchaus nicht dasjenige genau und völlig, was man hüben und drüben empfindet bei Worten wie (französisch) *religion* und Religion, *adoration* und Anbetung, *grâce* und Gnade, *saint* und heilig, *charité* und Nächstenliebe, ja sogar *âme* und Seele, *cœur* und Herz, *passion* und Leidenschaft, *amour-propre* und Eigenliebe und so endlos weiter. Oder es ist doch nur ein Teil der deutschen Menschen, der hier mit der französischen Auffassung zusammentrifft. Die [illegible]n der Menschen und der Nationen wandeln sich eben mehr als die Worte in ihrem Munde.

Kann man sagen, daß sie sich vertiefen? Fühlen etwa die Menschen eines Jahrhunderts voller als die eines vorhergehenden, müssen sie an innerem Reichtum, an Bestimmtheit, Stärke, Echtheit gewachsen sein? Diesen Schluß zu ziehen oder diese Annahme zu machen, ist man offenbar ganz und gar nicht berechtigt. Manchmal dünkt uns die entgegengesetzte Veränderung das tatsächlich Zutreffende. Aber im ganzen geht dies wohl hin und her: nur daß das Seelenleben der einzelnen komplizierter wird, das ist das Unverkennbare. Und damit — wir müssen darauf zurückkommen — hängt es zusammen, daß auch der Ausdruck alles tieferen und originalen Seelenlebens sich mannigfacher gestaltet, und daß es vielmehr schwerer als leichter wird, sich gegenseitig völlig zu verstehen.

Nur ein kurzer Blick noch auf die uns besonders berührende Wirklichkeit. Die Nationalsprachen stehen ja nicht gleichartig da, was das Maß der Stildifferenzierung innerhalb ihrer betrifft. So fein die gebildeten Franzosen die stilistische Art jedes ihrer Schriftsteller unterscheiden, so ist für den außerhalb Stehenden doch der nationale französische Sprachstil ein verhältnismäßig einheitlicherer als z. B. der englische. Immerhin haben auch jene im Lauf des 19. Jahrhunderts die literarischen Töne sich im Verhältnis zu früher sehr vervielfältigen lassen, und ihre Dichter wie Erzähler bewegen sich mit mehr subjektiver Freiheit um die gemeinsame Ausdrucksnorm herum als zuvor; ist doch auch der Volkssprache und den Stammesmundarten ein wachsender Einfluß zugestanden worden. Besonders aber hat in dieser neuen Zeit die englische Sprache eine Entfaltungsfähigkeit, eine reiche Vitalität, eine Elastizität bewiesen wie schwerlich eine andere. Nicht bloß jenes ihr doppeltes Reservoir, der romanische Sprachschatz neben dem germanischen, sondern auch die energische Unbefangenheit, mit der die Ausdruckswege alter und neuerer Sprachen miteinander übernommen worden sind, weiterhin aber die ganze Kraft des englischen Kulturlebens und nicht zum wenigsten die Verbreitung der Sprache über so viele, so umfassende, so weit auseinander liegende, so ungleichartige Territorien, ja Menschheitstypen, das zusammen

macht die wachsende Vielgeſtaltigkeit engliſcher Sprache — trotz der zunächſt erſcheinenden Simplizität, Geschloſſenheit, ja Monotonie der gewöhnlichen Umgangsſprache — zu etwas sehr Begreiflichem. Wer sich ihrer völlig bemächtigen will, dem entgleitet gewiſſermaßen ihr vielgliedrig geſchmeidiger Organismus doch immer wieder, weiſt ihm immer wieder neue Seiten, neue Wortglieder, neu emporgekommene Wendungen und Nüancen auf.

Selbſt im alltäglichen schriftlichen Gebrauch übrigens ſtehen schon die Knappheit der Geschäftssprache und die ſtrotzende Fülle der Leitartikel in den Zeitungen, mit den ausgeſponnenen und phraseologisch schön gerundeten, oft auch endlos aneinander gereihten Perioden als schroffe Gegensätze neben einander. Und derartigen Gegensatz kann man noch vielfach sonſt verfolgen. Die Fähigkeit, seine Rede gewiſſermaßen aufzublasen, ſteht neben der, sie zusammenzudrücken. In klassischer Weise deutete sich die so ungleiche Möglichkeit einſt an in Macaulay und Carlyle. Aber das sind nur Urtypen, die sich dann mannigfach verzweigen. Ob es also leichter oder schwerer geworden iſt, einen Dichter von heute zu übersetzen als von früher, aus dem 18. Jahrhundert etwa? Einen franzöſischen, einen engliſchen? Oder einen Redner, einen Essayiſten, auch einen Novelliſten? Robert Browning oder Matthew Arnold oder Swinburne oder auch Meredith, gegenüber etwa Thomson, Pope, Young, Goldsmith? Die Frage braucht nur getan zu werden, um sich für den irgend Sachkundigen aufs entschiedenſte zu beantworten. Und mit den franzöſischen Autoren von jetzt und damals ſteht es doch nicht viel anders.

Das alles iſt ja aber nur Symptom für das innere Verhältnis der Sprachen und der in ihnen sich ausdrückenden Seelen*). Es liegt nicht an zufälligen äußeren Bedingungen, daß die Nationen zwar in manchen Stunden recht zum Frieden im Zusammenhang mit gegenseitigem Verſtändnis ſtreben und dann doch wieder sich tief abweichender Auffassung der Dinge bewußt werden. Zum Glück gehört ja zu friedlichem Auskommen keineswegs eine volle innere Harmonie, und selbſt Harmonie schließt ja etwas anderes als identische Töne ein. Ein Beweis für oder gegen politische Möglichkeiten sollte aus den vorſtehenden Gedankenreihen nicht entnommen werden. Höchſtens geht daraus hervor, daß es zum Verſtändnis des Fremden gehört, zu wissen, wie wenig leicht dieses wirkliche Verſtändnis iſt.

*) Freilich liegt den meiſten — und sogar den meiſten, die Übersetzungen veröffentlichen, die rechte Vorſtellung von dem wirklichen Grade der Schwierigkeit ferne. Der beſte Kenner der Sprachen fühlt auch am deutlichſten den immer verbleibenden Abſtand.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Konstantinopel.

Wirtschafts- und Finanzverhältnisse der Türkei und ihre internationalen Beziehungen.

Während sich die Türkei in einer politischen Krisis befindet, hat die türkische Volkswirtschaft einen frischen Anſtoß erhalten, die alte Stockung scheint überwunden zu sein und das Vertrauen auf die Zukunft zurückkehren zu wollen. Da auch die Ernte — mit wenigen Ausnahmen — gut ausgefallen iſt, so beſteht die Hoffnung, daß die langjährige ungünſtige Wirtschaftslage ein Ende genommen hat.

Von wohltätigſtem Einflusse auf die Volkswirtschaft iſt die Tatsache, daß der türkische Staat jetzt endlich ein feſtes Budget besitzt, nach dem der Staatshaushalt geregelt werden kann. Auch unter dem Absolutismus wurde zwar alljährlich ein Budget aufgeſtellt, aber nicht eingehalten: es war nur der Form halber da. Es hat den Finanzkünſtlern der neuen Türkei viel Mühe gemacht, einen brauchbaren Staatsvoranschlag aufzuſtellen, aber schließlich iſt es doch gelungen. Die Einnahmen wurden mit 25 294,151 lt und die Ausgaben mit 29,100,322 lt feſtgeſtellt, so daß sich ein Fehlbetrag von faſt 4 Millionen lt ergibt, Da die Einnahmen nicht geſteigert werden können — die Leute im Innern, hauptsächlich in Kleinasien, legen sich die Einheit dahin aus, daß sie jetzt keine Steuern mehr zu zahlen brauchen —, mußten die Ausgaben verringert werden, um den Fehlbetrag möglichſt herabzudrücken, und das ging hauptsächlich auf Koſten der Beamten. Tausende von Beamten wurden entlassen, andern das Gehalt gekürzt, selbſt den hohen, aber noch immer sind die Ausgaben für die Verwaltung viel zu hoch und werden allmählich vermindert werden müssen. Die vielen entlassenen Beamten bilden übrigens eine nicht geringe Gefahr für den türkischen Staat, der vermeintlich ihre Exiſtenz vernichtet hat, und den sie deshalb naturgemäß mit ihrem Hasse verfolgen.

Der neue Finanzminiſter Dſchawid Bey iſt bemüht, den Fehlbetrag im Staatshaushalte durch außerordentliche Einnahmen zu decken; die $2^1/_2$ Millionen Pfund von Öſterreich-Ungarn und die in Yildis-Kiosk gefundenen 1,600,000 Pfund dienten zur Ausgleichung des außerordentlichen Budgets, das die dringendſten Erfordernisse der Heeresverwaltung befriedigt. Weiter sucht sich der Finanzminiſter durch Verkauf von unbrauchbarem Staatseigentum Geld zu machen; so hat er bereits den großen Exerzierplatz auf dem Taxim, die gegenüberliegende Artilleriekaserne und Galata-Serail zum Verkauf angeboten; eine französische Finanzgruppe interessiert sich angeblich für dieses Geschäft, das 20 Millionen Francs ausmachen soll. Im vorigen Jahre, wo die Bodenpreise bedeutend höher waren, hätte aus diesen Liegenschaften mehr erzielt werden können. Weiter ſtanden zum Verkauf große Poſten Altmaterial, so 66 Kriegsschiffe, darunter die alten Holzschiffe mit viel Kupfernägeln, 1830 Bronzekanonen im Gewicht von 1571 t, 1424 Eisenkanonen im Gewicht von 1269 t und 29,000 t Geschosse, $44^1/_4$ Millionen Berdankapseln, 132,573 alte Gewehre, 220,151 alte Säbel, 50,275 alte Bajonette und 20,726 alte Piſtolen. Sonſtige Einnahmequellen bilden die 69 Millionen Francs von Bulgarien, die 7—8 Millionen Francs, die Abdul Hamid zurückerſtattet hat.

Die Regierung hat augenscheinlich kein Vertrauen in die ſtaatliche Unternehmungstätigkeit und will die ſtaatlichen Betriebe möglichſt verkaufen oder verpachten: so 6 große Domänen, die Gaswerke von Dolmabaghtuh, die Pera und Galata mit Gas versehen und heute von der Großmeiſterei der Artillerie betrieben werden, ferner die Kohlenminen von Heraklea und die Hedschasbahn. Was mit dem übrigen ſtaatlichen Bodenbesitz geschehen soll, der durch die Abdul Hamid abgenommenen Landgüter keine wesentliche Vergrößerung erfahren hat, iſt noch nicht entschieden; einmal beſtand die Idee, eine eigene Domänenverwaltung für sie zu errichten, dann wieder sie nach ägyptischem Muſter an eine fremde Gesellschaft zu verpachten. Die Wakufgüter, d. h. die Güter der toten Hand, die sich in einem Zuſtand großer Vernachlässigung befinden, sollen in Zukunft besser verwaltet werden, damit auch sie größere Erträge abwerfen. Mit den vom Arbeitsminiſter geplanten großen Eisenbahnbauten und Bewässerungsanlagen geht es noch nicht recht vorwärts; eine einzige Eisenbahn, die von Panderma am Marmara-Meer nach Soma, einer Station der Smyrna-Kassababahn, iſt bisher ausgeschrieben worden. Der Staat leiſtet keinerlei finanzielle Unterſtützung. Wahrscheinlich wird die Konzession hierfür einer belgischen Finanzgruppe erteilt werden, die sich schon seit vielen Jahren darum bewirbt. In Mesopotamien beschäftigt sich der englische Wasserbaumeiſter Willcocks an den Vorarbeiten für die Bewässerungsanlagen; wann diese aber selbſt in Angriff genommen werden, iſt vollſtändig ungewiß, die Vorarbeiten für einzelne Projekte sind schon fertig.

In letzter Zeit iſt eine große Anzahl von Bergwerkskonzessionen vergeben worden, und die Ausbeute einiger schon in Angriff genommenen Minen iſt ausgeschrieben, wie die der silber- und gold-[illegible]tigen Minen von Bulgandagh im Vilajet von Konia und der im Küleg Boghas im Vilajet von Adana und der silberhaltigen Bleiminen von Gimmisch-Hadschiköj im Vilajet von Sivas. Die Vergebung erfolgt auf 60 Jahre, der Reingewinn wird zwischen der Regierung und der Gesellschaft geteilt. Nach einem Bericht des Kaiserlichen Generalkonsulats in Konſtantinopel haben dort etwa 50 Besitzer von Minen und sonſtige am Minengeschäft beteiligte Interessenten eine Vereinigung unter dem Namen Chambre Syndicale Minière gegründet, die sich zur Aufgabe geſtellt hat, den Mißbräuchen und Ungesetzlichkeiten zu begegnen, die bei Bewerbungen um die Erteilung von Schürfscheinen und Minenkonzessionen zutage getreten sein sollen, ferner will man in ſtändiger Fühlung mit den maßgebenden Behörden auf eine Änderung und Verbesserung der in der Türkei beſtehenden Berggesetzgebung hinarbeiten. Diese Nachrichten sind geeignet, auch das Interesse in der deutschen Induſtrie und der deutschen Bankwelt nachhaltig auf den türkischen Erzbergbau hinzulenken; die schon vor einigen Jahren erfolgte Gründung einer deutschen Studiengesellschaft zur Vorbereitung bergbaulicher Unternehmungen in der Türkei ließ darauf schließen, daß sich das deutsche Kapital an der Ausbeutung der türkischen Bodenschätze ernſtlich beteiligen wolle; daß dieser Studiengesellschaft die Nationalbank für Deutschland, die die Deutsche Orientbank gegründet hat, und die Deutsche Levantelinie angehörten, für die das Erz ein wichtiges Transportgut bildet, bietet die Gewähr dafür, daß die Sache auch von deutscher Seite mit dem rechten Geschick und Ernſt angefaßt wird. Für die Errichtung von Elektrizitätswerken in Konſtantinopel wird das Laſtenheft vorbereitet, so daß bald an die Vergebung der Konzessionen und der Bauten herangetreten werden kann. Für Konſtantinopel sind auch Erlaubnisscheine für den Betrieb von Automobillinien ausgegeben worden. Ein großes Geschäft nähert sich seinem Abschlusse, nämlich die Umwandlung der ſtaatlichen Mahsurseh-Schiffahrtsgesellschaft in eine Aktien-Gesellschaft mit einem Kapital von 800,000 Pfund (15 Millionen Mark). Auch die Goldene Horn-Schiffahrtsgesellschaft soll in eine Aktiengesellschaft umgewandelt werden. Andere große Projekte reifen jetzt langsam heran, und man hofft, durch die Schaffung neuer Unternehmungen der Arbeitslosigkeit ſteuern zu können.

Eine der wichtigſten volkswirtschaftlichen Fragen, die die neue Türkei zu lösen hat, betrifft das Tabakmonopol. Die Konzession der Tabakregie-Gesellschaft läuft in vier Jahren ab, und die Regierung ſteht vor der schwierigen Entscheidung, ob das Tabakmonopol überhaupt aufrecht erhalten werden soll, und wenn ja, wem seine Ausbeutung zu übertragen sein würde. Gegen die Beibehaltung des Monopols wendet sich die ganze öffentliche Meinung, weil der Tabak jetzt schlechter und teurer sei als unter dem Banderole-Syſtem. Die Tabakpflanzer beklagen sich über die niedrigen Preise, die ihnen die Regie bietet, die Tabakhändler über die Schwierigkeiten, die sie ihnen in den Weg legt, und die leitenden politischen Kreise über die Mitwirkung der Staatsgewalt bei Bekämpfung des Schmuggels und die geringen Einkünfte aus dem Monopol. Die Tabakhändler beweisen in einer Eingabe an die

Regierung, daß sie aus dem Banderole-System 7 Millionen Pfund ziehen könne, während sie jetzt nur 1.2 Millionen aus dem Tabak hat; ob diese Beweisführung zutrifft, ist allerdings eine andere Frage. Um die neue Konzession für das Tabakmonopol bewirbt sich eine ganze Anzahl von Finanzgruppen, darunter auch der amerikanische Tabaktrust: sie alle bieten dem Staat größere finanzielle Vorteile als die gegenwärtige Regie-Gesellschaft. Wie die Verhältnisse liegen, wird diese, wenn das Monopol beibehalten wird, wohl die neue Konzession erhalten, allerdings unter ungünstigeren Bedingungen als bisher; sie ist indes auch bereit, den berechtigten Wünschen entgegenzukommen und sich mit einem bescheideneren Gewinne zu begnügen. Wann die Entscheidung, ob Monopol oder nicht, fallen wird, ist ungewiß, zurzeit finden darüber eifrige Beratungen im Ministerium statt; der Finanzminister hat in seinem Programm seine Ansicht darüber nicht verraten, sondern nur gesagt, daß diese Frage nicht von heute auf morgen entschieden werden könne, und daß man mit Mäßigung vorgehen müsse. Zum Teil in der Hoffnung, daß die neue Aera einen besseren Gang der Geschäfte herbeiführen werde, zum Teil, weil Europa in jeder Hinsicht der verfassungsmäßigen Türkei unter die Arme greifen will, sind neue europäische Bankinstitute in Konstantinopel teils in der Errichtung begriffen, teils schon im Betriebe. Wie in der Türkei alles ein »Politikum« ist, so auch das Bankengründen. Da jeder Staat seinen Einfluß in der Türkei vermehren und stärken will und als geeignetes Mittel hierzu der Besitz einer eigenen Bank angesehen wird, so wollte jede Großmacht natürlich eine Bank haben, und so ist denn die Zahl der Banken so beträchtlich geworden, daß es deren eigentlich schon zuviel gibt für die verhältnismäßig geringe geschäftliche Tätigkeit. Trotz dieser Überfülle tauchen fortwährend neue Projekte auf, und die türkische Regierung ist mit dieser Bankgründungssucht sehr zufrieden, denn sie erhält dadurch eine größere Auswahl bei Befriedigung ihrer Kreditbedürfnisse. Auch die Kaufmannschaft ist mit der Überfülle von Banken zufrieden, denn sie findet dadurch gleichfalls bei Befriedigung ihrer Bedürfnisse Vorteile; jede Bank will natürlich Geschäfte machen und sucht die Kundschaft durch möglichstes Entgegenkommen an sich zu ziehen. Dieses Entgegenkommen ging 1907 so weit, daß es eine der Ursachen der letzten schweren Krise war, die immer noch nicht ganz überwunden ist: damals drängten die Banken den Kaufleuten das Geld förmlich auf, diese machten große Bestellungen in Europa über ihren Bedarf hinaus und sahen sich dann plötzlich, als der Absatz den Erwartungen nicht entsprach — die Ernte war sehr schwach gewesen — von den Banken verlassen. Es ist zu hoffen, daß aus der letzten Krise gute Lehren gezogen werden.

Die größte und tonangebende Bank ist die Ottomanbank (Banque Impériale Ottomane), die Staatsbank; sie wurde im Jahre 1863, zur Zeit des größten Finanzelends in der Türkei, von einem englisch-französischen Syndikate, bestehend aus 15 französischen und 6 englischen Kapitalisten, das auch in Wien die Anglo-Oesterreichische Bank gründete, durch Umwandlung der schon seit 1856 bestehenden Ottomanbank als Staatsbank ins Leben gerufen. Das Kapital der neuen Bank betrug 2,700,000 türkische Pfund, die zur Hälfte eingezahlt wurden. Noch in demselben Jahre brachte sie eine 6%ige türkische Anleihe von 200 Millionen Frcs. auf den Markt, 1865 folgte eine andere Anleihe von 150 Millionen. Ihre erste Konzession vom 4. Februar 1836 wurde am 5. Februar 1874 bis 1913 und im Oktober 1895 bis 1925 verlängert. Das Aktienkapital beträgt heute 11 Millionen türkische Pfund, wovon die Hälfte eingezahlt ist. Die Ottomanbank ist der General-Zahlmeister des türkischen Reiches und hat ein ausschließliches Vorrecht auf die Ausgabe von Banknoten, deren Höhe den dreifachen Betrag des Kassenbestandes nicht übersteigen darf; sie hat auch ein Vorzugsrecht vor allen andern Banken bei der Vergebung von öffentlichen Anleihen. Die Regierung verzichtet während der Dauer der Konzession der Ottomanbank auf die Ausgabe von Papiergeld, auch will sie keinem andern Bankinstitute ähnliche Rechte einräumen. Die Geschicke der Bank werden von einem Verwaltungsrate geleitet, der sich aus einem Generaldirektor, einem Vize-Generaldirektor, einem oder zwei Direktoren und drei Mitgliedern zusammensetzt, die von einem Komitee von 20 bis 23 Mitgliedern (10 Franzosen und 10 Engländer) ernannt werden. Ein Unterkomitee, bestehend aus vier englischen und vier französischen Mitgliedern, ist mit der Ausführung der Beschlüsse betraut. Die Zentrale befindet sich in Konstantinopel; in Paris und in London gibt es je eine Direktion. Die Ottomanbank unterhält in der Provinz gegen 50 Zweigniederlassungen und Bureaus.

An Geschäftsumfang kommt hinter der Ottomanbank die Niederlassung des französischen Crédit Lyonnais in Konstantinopel; sie betreibt nur das laufende Bankgeschäft und läßt sich auf Geschäfte mit der Regierung nicht ein. Unter dem alten System war sie bei den Türken sehr beliebt für Vermögenshinterlegungen, weil an diese das Palais nicht rühren konnte. Die Deutsche Orientbank ist 1906 aus der 1905 gegründeten Banque d'Orient entstanden, einer gemeinsamen Schöpfung der Nationalbank für Deutschland und der Nationalbank für Griechenland. Die Umwandlung erfolgte durch die Nationalbank für Deutschland mit der Dresdner Bank und dem Schaaffhausen-Bankverein. Das Aktienkapital beträ[illegible] 16 Millionen Mark. Sie unterhält Niederlassungen — außer in Konstantinopel — in Brussa, Alexandrien, Kairo, Tanger und Hamburg, der Sitz ist in Berlin; sie hat schon mehrmals den Staatsgrößen Vorschüsse gewährt. Im Laufe dieses Jahres wird in Konstantinopel eine zweite deutsche Bank entstehen, eine Niederlassung der Deutschen Bank; bisher hat die Generaldirektion der Anatolischen Eisenbahn gewissermaßen als solche gedient. Die Deutsche Bank unterhält schon seit langer Zeit nahe Beziehungen zur türkischen Regierung, nicht nur als Geldgeberin, sondern auch als Unternehmerin großer öffentlicher Bauten, wie der Anatolischen, der Orientalischen, der Saloniki-Monastir- und der Bagdadbahn, des Hafens von Haidar-Pascha und der Bewässerungsanlagen von Konia. In der Türkei arbeitet noch eine dritte deutsche Bank, die Deutsche Palästina-Bank, die, eng verbunden mit der Deutschen Levantelinie,

ihren Geschäftsbetrieb erweitern will; sie hat im vorigen Jahre ihr Aktienkapital von 1 auf 5 Millionen Mark erhöht und besitzt Filialen in Jerusalem, Jaffa und Haifa.

Österreich ist durch den Wiener Bankverein in der Türkei vertreten, der in Konstantinopel seit 1906 eine Niederlassung unterhält; diese scheint aber große Pläne für die Zukunft zu haben, da sie ein eigenes großes Gebäude in günstiger Lage aufführen läßt. Die Wiener Union-Bank ist Kommanditär eines Bankhauses in Konstantinopel.

Mit österreichischen und französischen Geldern wurde 1888 die Bank von Saloniki gegründet, ihr Sitz ist in Saloniki, Zweigniederlassungen befinden sich in Konstantinopel, Monastir, Kavalla, Üsküb und Smyrna. Das Kapital beträgt 10 Millionen Franken und kann auf 20 Millionen erhöht werden. Sie ist eine türkische Gesellschaft wie auch die Bank von Mytilini, die 1891 mit einem Kapitale von 264,000 türkischen Pfunden gegründet wurde; das Kapital wurde später auf 168,000 Pfund ermäßigt. Die Bank von Mytilini, die dort ihren Sitz hat, unterhält Niederlassungen in Konstantinopel, Smyrna, Saloniki, (Athen), Rivali, Dikely, Sokia, Nasli und auf dem Mont Athos.

Von nationalgriechischen Banken arbeiten in der Türkei die Bank von Athen mit Niederlassungen in Konstantinopel, Saloniki, Smyrna und Kavalla, die Banque du Crédit industriel mit Niederlassung in Konstantinopel und die Banque d'Orient mit Niederlassung in Mazedonien. Seit 1907 gibt es in Konstantinopel auch eine italienische Bank, die Società Commerciale d'Oriente mit einem Kapitale von 3 Millionen Lire. Der Sitz befindet sich in Venedig. Sie ist eine politische Bank erster Ordnung, und ihre erste politische Tat war der Versuch, in die französischen Besitzverhältnisse im Kohlenbecken von Heraklea einzudringen. Die Russen, die bisher in der Türkei keine eigene Bankvertretung besaßen, haben diesem Mangel durch die Gründung einer Niederlassung der Russischen Bank für den ausländischen Handel in Galata abgeholfen. Eine zweite russische Bankgründung steht in Aussicht. Die russische Bank hat sich in erster Linie mit dem russischen Einfuhrgeschäft (Mehl, Zucker, Holz) zu beschäftigen, das bisher im Namen der genannten Gesellschaft von der Ottomanbank geführt wurde; das laufende Bankgeschäft und die türkische Ausfuhr wird daneben betrieben.

Viel Staub hat vor einiger Zeit die Reise englischer Finanzleute nach Konstantinopel aufgewirbelt, vor allem, weil es bald bekannt wurde, daß der englische Entschluß, in der Türkei mehr als bisher Bankgeschäfte zu betreiben, nicht etwa auf eine private Regung zurückzuführen sei, sondern dem ausdrücklichen Wunsche der englischen Regierung entspreche. Die Engländer sind mit den Geldgeschäften in der Türkei, auch jenen, die der Staat macht, am wenigsten vertraut, und als sie vor einigen Monaten an einem Vorschußgeschäfte nach vielem Zögern im Verein mit Deutschen und Franzosen teilnahmen, beeilten sie sich, ihren Anteil möglichst bald auf die französischen Gläubiger abzuwälzen; auch sträuben sie sich, in Konstantinopel das laufende Bankgeschäft zu betreiben. Das Ergebnis ist, daß unter dem Namen Banque Nationale eine vorwiegend englische Gründung für das Hypothekengeschäft in Aussicht genommen ist. Vor dem Winter wird sie allerdings wohl nicht erfolgen, namentlich weil ihre Grundlage die Änderung des jetzigen Hypothekengesetzes bildet, dessen Modernisierung erst vorgenommen werden muß. Unter dieser Voraussetzung verspricht man sich eine günstige Entwicklung des Hypothekengeschäfts, denn große Strecken liegen heute wegen Mangels an Geldmitteln brach; allerdings auch deshalb, weil der Bauer noch immer gewöhnt ist, nicht mehr zu arbeiten, als er für seinen Unterhalt gerade nötig hat, denn alles andere nimmt ihm der Steuerpächter doch ab.

Alle die genanten Banken sind teils fremde, teils von Fremden gegründete Banken; einheimische sind eigentlich nur zwei: die schon genannte Bank von Mytilini und die Türkische Landwirtschaftsbank. Diese ist eine Regierungsbank, und ihr Kapital soll 333 Millionen Piaster (62 Millionen Mark) betragen. Ein guter Teil davon besteht aus Schuldverschreibungen des Staates, der in seinen Finanznöten oft seine Zuflucht zu ihr nimmt. Der Zweck der Landwirtschaftsbank ist die Gewährung von Darlehn an Grundbesitzer gegen Hypothek oder sichere Bürgschaft auf 1 bis 10 Jahre zu 6 Prozent Zinsen und 1 Prozent Verwaltungskosten-Beitrag. Der Sitz ist in Konstantinopel, und in allen Vilajets-Hauptstädten befinden sich Filialen. Die Landwirtschaftsbank gibt auch Lose aus.

Außer der bereits erwähnten Nationalbank soll übrigens noch eine Hypotheken-Bank gegründet werden, zu welchem Zwecke die Ottoman-Bank und die Banque de Paris et des Pays-Bas ein Abkommen getroffen haben, so daß das Zustandekommen der neuen Bank gesichert erscheint.

Die deutsche Ausfuhr nach der Türkei ist im Jahre 1908 erheblich zurückgegangen. Nach der deutschen Handelsstatistik wurden aus Deutschland nach der Türkei ausgeführt 1906 für 68,5 Millionen Mark, 1907 für 81,7 Millionen Mark und 1908 für 64 Millionen Mark Waren. Zum Teil wird dieser Rückgang wohl durch die im Jahre 1907 durchgeführte allgemeine Erhöhung der türkischen Einfuhrzölle von 8 auf 11 Prozent des Wertes verursacht worden sein. Unmittelbar vor dieser Zollerhöhung war die Einfuhr nach der Türkei noch beträchtlich gesteigert worden, und daher rührt wohl auch die hohe Ziffer der deutschen Ausfuhr nach der Türkei vom Jahre 1907. Die 3prozentige Zollerhöhung dürfte bei verschiedenen Artikeln eine dauernde Minderung des deutschen Exports nach der Türkei zur Folge haben. Vor einiger Zeit hat die Pforte den Wunsch ausgesprochen, die Einfuhrzölle noch weiter, von 11 auf 15 Prozent des Wertes, zu erhöhen, sie glaubt, daß sie damit bei der Mehrzahl der Mächte, vor allem bei Deutschland, Rußland, Österreich-Ungarn und Frankreich, auf keinen ernstlichen Widerstand stoßen werde. Wenn dem Verlangen der Türkei stattgegeben werden sollte, so würde sich der türkische Zolltarif binnen wenigen Jahren um nicht weniger als 7 Prozent des Wertes erhöht haben; das wäre also beinahe eine Verdoppelung des bis vor zwei Jahren giltigen Satzes. Eine solche Erhöhung, zu der noch die hohen Unkosten kommen, mit denen der Handel der Türkei zu rechnen hat, erscheint nicht unbedenklich, namentlich wenn man

sich den Rückgang im Jahre 1908 vor Augen hält. Die Türkei wird natürlich bei ihrem Wunsche von finanziellen Gründen geleitet. Aber die Mächte, von deren Zustimmung die Änderung des türkischen Zolltarifs abhängig ist, werden es sich doch zu überlegen haben, ob sie beziehungsweise ihre Handeltreibenden jedesmal die Kosten tragen sollen, wenn die Türkei ihre Staatsfinanzen aufbessern will. Eine Voraussetzung für die Zustimmung der Mächte zu der Zollerhöhung im Jahre 1907 war die Reorganisation des gesamten türkischen Zollwesens. Von einer solchen Reorganisation hat man freilich bis jetzt noch nichts gemerkt. Sie liegt aber durchaus im Interesse des Handels und auch der türkischen Staatsfinanzen. Die türkische Regierung sollte wenigstens den Versuch machen, mit den bestehenden Zuständen aufzuräumen. Gelingt ihr das und erreicht sie damit, daß die Zolleinnahmen auch wirklich in voller Höhe in den Staatssäckel gelangen und nicht unterwegs versickern, so wird sie die erstrebte Mehreinnahme zweifellos auch ohne Erhöhung der Zollsätze erlangen.

Mitteilungen.

Ausgrabungen in Ägypten in dieser Wintersaison. Der vor kurzem erschienene Archaeological Report 1908/1909 des Egypt Exploration Fund hatte von den bis in die Mitte des Jahres 1909 in Ägypten geleisteten archäologischen Ausgrabungen und Wiederherstellungen nicht sehr viel Interessantes zu berichten gehabt. Dagegen bringt das Athenaeum vom 19. März eine Aufzählung der im Winter 1909/1910 ausgeführten Arbeiten, der bedeutende Ergebnisse enthält. Wir entnehmen diesem autoritativen Bericht das Folgende, das wir durch den schon zitierten Report des Egypt Exploration Fund ergänzen. Ich verweise auch noch auf meine letzten Berichte in dieser Zeitschrift (1909, Sp. 377 und 1559). In Oberägypten sind wertvolle Ausgrabungen vollendet worden. Naville hat in der ihm zu Abydos zugewiesenen Sphäre, dem südlichen Teil der Begräbnisplätze bis zu dem Seti-Tempel, zu der auch die sogen. Königsgräber gehören, zunächst eifrig begonnen, die Königsgräber der ersten Dynastie gründlich aufzuräumen, um dadurch die Stätte aus der Konfusion, die frühere Ausgräber hinterlassen hatten, zu befreien. Die Notwendigkeit, dazu eine kleine Eisenbahn zur Verfügung zu haben, wurde auch von Maspero eingesehen, und dieser Gelehrte und oberste Leiter des ägyptischen Altertumswesens hat daher die während neun Jahren zu Deir el-Bahari benützte kleine Feldeisenbahn zur Verfügung gestellt. Neben Naville war auch Hall in Abydos tätig. Es gelang, die Gräber des Den auf der einen Seite und die des Perabsen auf der andern Seite des Königsfriedhofs vollständig auszugraben, was um so schwieriger war, weil die früheren Ausgräber allen Schutt auf das Grab des Perabsen abgeladen hatten, wozu dann noch der Flugsand sein Möglichstes getan hatte. Die Schwierigkeiten sind aber doch überwunden worden. Man hat unter den Trümmern eine ganze Anzahl von Tonsiegeln des Perabsen und des Sekhemab gefunden. Des weiteren kamen eine Anzahl Topfsiegelverschlüsse, eine größere Anzahl Elfenbeinnadeln, Holz- und Elfenbeinintarsien, eingeschnittene Zeichnungen auf Schiefer und Schmuckgegenstände und eine Masse von Steinwerkzeugen zutage, worunter eines von ganz unbekannter Form in ausgezeichneter Arbeit zu erwähnen ist. Aus der Inschrift einer Krystallvase (?) glaubt man zu lesen, daß Den mit Usaphais nicht identisch ist, und ein Horusname auf einer Tonvase scheint der eines bis jetzt noch nicht benannten Königs der ersten Dynastie zu sein.

Auf der östlichen Seite der Königsgräber von Abydos hat Naville in Fortsetzung seiner vorjährigen Arbeiten eine größere Fläche aufgedeckt, auf der größere noch vollständig erhaltene Gefäße in regulärer Ordnung aufgetürmt waren. Hier scheint der Eingang zu den Gräbern in der Zeit der Restaurierungen durch Seti I. gewesen zu sein. Zwei Eingänge sind aus solchen horizontal aufeinander gestellten Gefäßen hergestellt. In den Schutthügeln, die über diesen Eingängen sich aufgehäuft hatten, wurden Tausende von Tonbechern, die niemals in Gebrauch gewesen zu sein scheinen, gefunden. Naville hat hier auch mehrere größere Osiris-Statuetten gefunden, die noch ganz frisch in der Farbe waren, während Überreste von sehr starken Tonöfen darauf schließen lassen können, daß hier das Töpferquartier war, in dem die Votivtöpfe, die auf die Gräber gestellt wurden, in solch großer Zahl hergestellt worden sind. Mit diesen Arbeiten hat der Egypt Exploration Fund die interessante Stätte der Wissenschaft wiedergewonnen.

Außer an den Königsgräbern hat der Exploration Fund durch Herrn Peet, der als Nachfolger des jetzt auf einem wichtigen archäologischen Posten nach Ceylon berufenen Herrn Ayrton die Arbeit aufgenommen hat, auch die nördlich von den Königsgräbern liegenden Stätten untersucht, da wo Garstang im vorigen Jahre gearbeitet hatte. Hier wurden eine große Anzahl Gegenstände, die von der VI. bis zu der XVIII. Dynastie datieren, ausgegraben, darunter einige ganz ausgezeichnete Alabasterfiguren, für die Zeremonie der »Öffnung des Mundes« bestimmte Utensilien, eine ganze Sammlung von Skarabäen, zwei sehr fein ausgeführte Ushebtis, endlich Töpfereien, von denen die wichtigsten aus der sogenannten »Korbgrabperiode« sind. Goldringe, Schmuck und Spiegel, bemalte und andere Stelen würden genügen, aus diesen Ausgrabungen ein ganzes neues Museum zu bilden. Außerdem ist aber Peet noch über einen Friedhof geraten, in dem prähistorische Gräber von Leichen in Hockerstellung auch mit sehr ausgedehnten Grabanlagen des alten und mittleren Reichs vermischt sind, so daß daraus zu schließen ist, daß prähistorische Beisetzungsgewohnheiten weit in die dynastische Periode hinein weitergedauert haben. Versuchsbohrungen haben dann gezeigt, daß fast das ganze Plateau der Wüste bei Abydos, von der kultivierten Gegend an bis zu dem Gebirge, voll von solchen prähistorischen Gräbern ist, die man aller Wahrscheinlichkeit nach als solche der gewöhnlichen Bevölkerung aus der unterworfenen Rasse der Frühzeit ansehen muß. Dies ist ein Faktum von großer historischer Wirkung.

Näher bei Theben haben die Franzosen Raymond Weill und A. J. Reinach die Sensation der Aus-

grabungssaison durch ihre Arbeiten zu Quft (Coptos) geliefert, wo sie eine Menge Stelen mit Namen von Königen der VIII. Dynaftie entdeckt haben, die man so lange Zeit als nur nominelle Herrscher ohne größere Macht für das Gebiet südlich vom Delta angesehen hatte. Einige dieser Namen waren uns schon durch die Königslifte in der Seitenkapelle für den Kultus der alten Könige zu Abydos bekannt. Von einem anderen Namen ift auch Maspero der Ansicht, daß er ganz neu ift; und wenn diese Inschriften und Denkmäler einmal vollftändig veröffentlicht sein werden, werden wir wohl in die Lage versetzt werden, unsere Ideen über die Schwäche und beschränkte Herrschaft dieser VIII. Dynaftie zu reformieren. Denn alle neuen Entdeckungen bekräftigen die Ansicht, daß die Chroniken, aus denen Manetho und andere ihre Informationen zogen, im ganzen genommen richtig sind, und daß es nicht mangelnde Genauigkeit der Schreiber, sondern eher das Fehlen der Bekräftigung durch Monumente war, was uns verhindert, die ägyptische Geschichte durchaus zu rekonftruieren. Auch hier hat es sich verwirklicht, daß von früheren Ausgräbern verlassene Stätten noch sehr wertvolle Resultate zeitigen können.

Im Tal der Könige haben Davis und sein Assiftent Harold Jones syftematisch weiter geforscht. Neue Gräber wurden aufgedeckt, die leider schon durchaus ausgeraubt waren. Andererseits wurde eine Entdeckung von hiftorischer Wichtigkeit mit Rücksicht auf die Regierung des Tutankhamen (»das lebende Abbild des Amon«, nachdem er vorher »Tutankaten« geheißen hatte), des Schwiegersohnes des großen Reformators Khuenaten (Echnaton) gemacht. Aus einem vor wenigen Jahren gefundenen großen Gefäße konnte jetzt ein Stück Mumienleinwand herausgezogen werden, dessen Inschrift folgende Worte erhielt: »In dem 6. Jahre des Pharao Nebkheperu-Ra, des Fürften der beiden Länder, des erleuchteten Gottes«. Da nun Nebkheperu-Ra der Sutenbatname (d. h. als Herrscher des Südens [Suten] und des Nordens [Bat]) des Tutankhamen ift, so ift kein Zweifel, daß dieser Schwiegersohn und Nachfolger des Khuenaten mindeftens sechs Jahre regierte. So scheint es möglich, daß die Nachfolger des häretischen Königs gar nicht so ephemer regierten, wie man bis jetzt angenommen hat, und daß der Kampf zwischen den Neuerern und der Amonspriefterschaft für eine beträchtliche Zeit andauerte, bis man unter dem Usurpator Horemheb zu der alten Religion zurückkehrte, welche die völlige Rehabilitation des Amon brachte.

Mit üblicher Energie hat Legrain seine Reftaurierungsarbeiten zu Karnak fortgesetzt, und die berühmte Hypoftylhalle fteht nun faft wieder da, wie ihre Erbauer sie vor Jahrtausenden verlassen haben. Sie ift jetzt frei von allen Rampen und Erdhügeln, die man zu ihrer Wiederherftellung benützt hat. Zwischen der Hypoftylhalle und dem Heiligen See hat Legrain eine Kolossalftatue Usertesen I. (Sesostris I.) entdeckt, von der aber bis jetzt nur der Kopf herausgeholt worden ift, während der Körper zwar sichtbar ift, aber noch nicht gehoben wurde. Der Kopf ift von ungewöhnlich vollendeter Erhaltung. Er trägt die Atef- oder weiße Krone von Oberägypten, und nur der Knoten am oberften Ende ift etwas beschädigt, doch nicht, ohne daß man die Möglichkeit der vollftändigen Reftaurierung hat. Das Gesicht zeigt weitgeöffnete Augen von ftarken Augenbrauen überdeckt, eine schön geformte hochbrückige Nase und einen weiten Mund mit etwas dickeren und fleischigeren Lippen, als man diesem ftark männlichen Typus zutrauen sollte. Das ftark vorspringende Kinn trägt den üblichen falschen Bart, dessen Zusammensetzung erkenntlich ift. Das ganze Gesicht war mit lebhaften roten, gelben und blauschwarzen Farben bemalt, von denen Spuren geblieben sind. Infolge des großen Salzgehalts des Bodens hatte das Mineral auch den Kopf ftark imprägniert. Durch direktes Aussetzen an die Sonnenftrahlen hofft Legrain, ohne die Farbspuren zu zerftören, das Salz aus dem Stein herausziehen zu können.

Zu Sheik Abd el-Qurneh und in anderen Teilen Thebens haben Newberry und Weigall verschiedene Gräber aufgedeckt und sie mit Türen abschließen lassen. Bei El-Assassif — weftlich von dem Hathor-Tempelchen, aus dem die vor einigen Jahren gefundene wundervolle Hathorkuh ftammt — zu Deir el-Bahari hat Whitaker das Grab eines gewissen Men Keper-Ra-Senb, eines Amons-Hohenpriefters aus der Zeit des Thutmosis III., entdeckt, dessen Kenotaph zu Sheik Abd el-Qurneh (No. 35 Grab des Rekmere) lange Zeit schon wegen der Fresken, die es ausschmücken, und die, gleich den Thutmosis-Inschriften, auch Darftellungen der Keftiu und anderer fremder Völkerschaften aufweisen, bekannt ift. Das wirkliche Grab, das in sehr guter Erhaltung ift, enthält Details aus Familienereignissen, die die Genealogie des Men-Keper-Ra-Senb vollftändig wieder herftellen lassen.

Von weiteren Ausgrabungen, die Lord Carnarvon und Howard Carter, ferner die Herren Robert Mond und Jelt an verschiedenen Stätten vorgenommen haben, kann noch nichts berichtet werden. Daß Garftang vom Archaeological Institute of Liverpool in Nubien den von Herodot beschriebenen Sonnentempel von Meroe entdeckt hat, ift bereits durch die Tageszeitungen bekannt geworden. F. Ll. Griffith soll auf einer Reise durch Nubien und den Sudan das Material gewonnen haben, um die neumeroïtische Schrift wenigftens einigermaßen entziffern zu können. M.

•

Wie in den Vorjahren werden auch in diesem Spätjahr an der Universität **Freiburg i. B. Fortbildungskurse für praktische Ärzte** durch die Professoren und Dozenten der Universität abgehalten werden. Die Kurse finden vom 10. bis 22. Oktober ftatt. Das Nähere ift aus den in den medizinischen Fachblättern veröffentlichten Ankündigungen zu entnehmen. Anmeldungen zur Teilnahme an den Kursen sind späteftens bis 15. September 1910 bei dem Schriftführer des Lokalkomitees für die ärztlichen Fortbildungskurse in Freiburg, Privatdozenten Dr. Oberft in Freiburg, Albertftraße 15 einzureichen, der auch bereit ift, weitere Auskunft über die Kurse zu erteilen. An der Universität Heidelberg finden in diesem Jahre Fortbildungskurse nicht ftatt.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 19
7. Mai 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Das Hamburgische Kolonialinstitut.

Von Professor Dr. Karl Rathgen, Hamburg.

Durch Gesetz vom 6. April 1908 ift in Hamburg ein Kolonialinftitut geschaffen und im Oktober 1908 eröffnet worden, das für Deutschland etwas ganz Neues war und auch im Vergleich mit den Einrichtungen, welche andere Länder für den kolonialen Fachunterricht geschaffen haben, manches Eigenartige bietet.

Als im Jahre 1884 Deutschland in die Reihe der Kolonien besitzenden Staaten trat, dachte man zunächft nicht daran, besondere Studieneinrichtungen zu schaffen, welche der Ausbildung derjenigen dienen sollten, die in die Kolonien als Beamte, als Pflanzer, als Kaufleute, als Missionare, als Forscher zu gehen hatten. Jeder mußte, so gut oder so schlecht es ging, selber zusehen, wie er sich die nötigften Vorkenntnisse aneignete. Es dauerte faft ein Jahrzehnt, bis man anfing, ernftlich die Frage zu erörtern, wie eine ausreichende Berufsbildung für die Kolonien, insbesondere von den Beamten, erworben werden könnte. Das ift nicht verwunderlich, wenn man bedenkt, wie neu für Deutschland alle die Probleme waren, die mit dem Besitz und der Verwaltung von Kolonien zusammenhängen. Merkwürdiger ist schon, daß auch in anderen, älteren Kolonialftaaten die gleichen Erörterungen um dieselbe Zeit auftauchten. Eine geordnete berufliche Vorbereitung der Kolonialbeamten kannten von früher her nur die Engländer und Holländer für ihre indischen Besitzungen. Die Notwendigkeit, dichtbevölkerte Länder alter Kultur zu verwalten, hatte hier schon länger zu einer geordneten Fachbildung geführt. Aber außerdem gab es bis in die neuefte Zeit nirgends eine solche Fachbildung für die Kolonien, selbft in Staaten, welche daheim durchaus eine feftgeordnete Beamtenlaufbahn besaßen, wie etwa in Frankreich.

Mit der um 1880 einsetzenden neuen Kolonialära, mit der wieder auflebenden ftärkeren Einschätzung des Wertes der Kolonien, mit der Notwendigkeit, die neuen Kolonialreiche nutzbar zu machen, mußte sich das ändern. Die wissenschaftliche Erforschung des Wesens und der Einrichtungen der Kolonien nahm einen neuen Aufschwung, der in der Begründung des Institut Colonial International seinen ftärkften Ausdruck fand. So regten sich auch überall die Beftrebungen, Bildungsanftalten für das Kolonialwesen ins Leben zu rufen oder die vorhandenen Unterrichtsanftalten dafür nutzbar zu machen. Es handelte sich dabei um verschiedenartige Ziele und Aufgaben. Es handelte sich um die Fachbildung der kolonialen Beamten. Es handelte sich um die technische Bildung namentlich der Landwirte. Es handelte sich um die Aufnahme kolonialer Studien in das allgemeine Bildungswesen.

I.

In Deutſchland*) blieb das erſtgenannte Ziel, die Ausbildung der kolonialen Beamten, zunächſt ganz im Hintergrunde, wie es auch nicht zur Ausbildung einer beſonderen Laufbahn für Kolonialbeamte kam. Zur Ausbildung praktiſcher Landwirte und Pflanzer, die ſich in den Kolonien betätigen wollen, entſtand die Kolonialſchule in Witzenhauſen. Im Rahmen des allgemeinen Bildungsweſens war es die naturgemäße Aufgabe der Univerſitäten, ſich um das Kolonialweſen zu kümmern. Seit etwa 1890 tauchten in deren Vorleſungsverzeichniſſen hie und da Vorleſungen über Kolonien und Kolonialpolitik auf. Wenn ſo an den Univerſitäten gelegentlich verſucht wurde, dem neuen Bedürfnis gerecht zu werden, ſo ging das ausſchließlich aus der privaten Initiative einzelner Univerſitätslehrer hervor. Weder die Unterrichtsverwaltungen noch die Fakultäten zeigten Verſtändnis dafür. Es gab im Gegenſatz zu dem beginnenden Aufſchwung kolonialer Studien an den franzöſiſchen Univerſitäten keine Lehraufträge, und koloniale Angelegenheiten exiſtierten nicht für die Prüfungsordnungen. Für den, welcher die Gedankengänge der Maſſe der Studenten kennt, iſt es deshalb nicht überraſchend, daß wir keinen eingehenden Fachvorleſungen oder Seminarübungen begegnen, ſondern regelmäßig nur kurzen öffentlichen Vorleſungen, die nicht mehr bieten konnten als eine ſummariſche Einführung. Zu eingehendem Studium hätten auch die Univerſitätsbibliotheken und Seminare die unentbehrlichen Hilfsmittel nicht geboten. Jedenfalls bleibt es ein Verdienſt der vereinzelten Geographen, Nationalökonomen, Ethnologen, durch ihre private Initiative ein ernſteres Intereſſe an den Kolonien in der ſtudierenden Jugend und bei manchem Gebildeten wach erhalten zu haben, in einer Zeit, in der das Intereſſe breiterer Kreiſe des Publikums über eine vage Neugier nicht hinausging. Wenn an einigen Univerſitäten eine Anzahl meiſt jüngerer Dozenten ſich zu einer Gruppe vereinigte, um in die Kolonialvorleſungen etwas Plan und Zuſammenhang zu bringen, ſo war das an ſich gewiß verdienſtlich. Aber es konnte bei dem Mangel jeder amtlichen Unterſtützung für weitergehende Studien doch nicht ganz genügen. Auch die ſo nötige lebendige Anſchauung des gewaltig pulſierenden wirtſchaftlichen Lebens unſerer Zeit konnten Städte wie Jena, Göttingen, ſelbſt Halle unmöglich vermitteln. Es iſt doch bezeichnend, daß gleichzeitig in Frankreich, neben der nur der Beamtenbildung dienenden Ecole Coloniale in Paris, Kolonialinſtitute für die wirtſchaftlichen Berufe in den großen Mittelpunkten des Handels und der Induſtrie entſtanden, in Marſeille, in Lyon, in Bordeaux. Allerdings beſtand in Berlin das Seminar für das Studium orientaliſcher Sprachen. Aber während dieſes ſich für ſeine unmittelbaren Zwecke der Sprachſtudien in hervorragender Weiſe entwickelt hat, war es eine völlige Enttäuſchung für alle die, welche gehofft hatten, daß es ſich zu einer umfaſſenden Lehranſtalt für überſeeiſche Angelegenheiten überhaupt entwickeln würde.

Das Neugebilde der Handelshochſchulen gewährte naturgemäß auch dem Unterricht über koloniale Dinge einen größeren Raum. Aber mit beſonderer Energie hat ſich zunächſt keine von ihnen dieſem Gebiete zugewendet. Für ſie waren andere Intereſſen und Ziele näherliegend. Ihnen fehlte naturgemäß auch der große Apparat, der für die naturwiſſenſchaftliche Seite der Kolonialſtudien unentbehrlich iſt.

Inzwiſchen hatte die Forderung, daß für koloniale Studien und beſonders für die Ausbildung der Kolonialbeamten beſſere Fürſorge getroffen werden müſſe, nie ganz geruht. Als dann um 1906 die kolonialen Intereſſen ihren großen neuen Aufſchwung nahmen, an dem der Staatsſekretär im Reichskolonialamt Dernburg einen ſo hervorragenden Anteil genommen hat, der rechte Mann im rechten Augenblicke, erhielten auch die kolonialen Bildungsbeſtrebungen überall einen neuen ſtarken Impuls. Es kam endlich dazu, daß wenigſtens an der Berliner Univerſität eine außerordentliche Profeſſur für Kolonialrecht, ſpäter eine zweite für koloniale Wirtſchaftspolitik errichtet wurde. Aber einige Überlegung mußte klarmachen, daß mit einzelnen Kolonialprofeſſuren überhaupt nichts Rechtes zu erreichen ſei, da es ſich um

*) Die neueren Beſtrebungen, außerhalb Deutſchlands eine Berufsbildung für Kolonialbeamte zu ſchaffen, hat der Verfaſſer in ſeiner bei der Eröffnung des hamburgiſchen Kolonialinſtituts gehaltenen Feſtrede überſichtlich darzuſtellen geſucht, erſchienen unter dem Titel: Beamtentum und Kolonialunterricht, Hamburg, L. Voß, 1908.

äußerst vielseitige, mannigfaltige Studiengebiete handle, die in dem einen Brennpunkt der Anwendung auf die Kolonien zusammengefaßt werden müßten. Und ebenso klar war es, daß ein solches vielseitiges Institut an einen der großen Sammelpunkte des Handels und der überseeischen Interessen gehöre.

Man konnte daran denken, ein großes Institut für diesen Zweck neu zu gründen mit großen eigenen Sammlungen, Laboratorien usw. Für ein Kolonialinstitut in Berlin wäre dieser Weg sicher der richtige gewesen. Denn bei der ohnehin bestehenden Überlastung der großen Berliner wissenschaftlichen Anstalten und Sammlungen wäre die koloniale Ausbildung kaum zu ihrem Rechte gekommen, wenn sie von jenen nebenher mit besorgt wäre. Man hätte doch besondere Lehrkräfte dort in größerer Zahl neu beschaffen müssen, um etwas Rechtes zu leisten. Ein neues Zentralinstitut wäre dann schon besser gewesen, und tatsächlich sind umfassende Pläne dazu aufgestellt worden, bei denen eine gewisse Verwandtschaft mit den — jetzt aufgegebenen — gigantischen Entwürfen zu der Ecole Mondiale in Tervueren bei Brüssel nicht zu verkennen war. Mit der Gründung des Imperial Institute in London war ähnliches bezweckt und hatte zu einem völligen Mißerfolg geführt. Der große Aufwand steht dort in gänzlichem Mißverhältnis zu dem Stilleben, das in den Mauern des stattlichen Baues herrscht. In Deutschland verbot schon die Rücksicht auf die Finanzlage die Errichtung eines solchen Rieseninstitutes, dessen Kosten außer jedem Verhältnis zu der bisherigen wirtschaftlichen Bedeutung der deutschen Kolonien standen.

Der gegebene Weg war, an Vorhandenes anzuknüpfen und es auszubauen, natürlich Gewachsenes dem neuen Zwecke anzupassen, ohne übermäßigen Aufwand. Es war der Abgeordnete Dr. Semler, der in einer Sitzung der Budgetkommission des deutschen Reichstages im April 1907 zuerst aussprach, daß die Voraussetzungen für ein Institut, dem die Ausbildung der Kolonialbeamten anvertraut werden könnte, in Hamburg vorhanden seien.

Daß Hamburg ein günstiger Boden für ein wissenschaftliches Lehr- und Forschungs-Institut sein sollte, war auch in Deutschland für manche überraschend. Handel und Reederei, Schiffbau und andere große Industrien, die ein Welthafen an sich zieht, ein wichtiger Geldmarkt und ein auch äußerlich sich behäbig darstellender Wohlstand: das sind die Dinge, die der Fernstehende ohne weiteres mit dem Namen Hamburg verbindet. Daß es der Sitz großer Bibliotheken, großer wissenschaftlicher Sammlungen und naturwissenschaftlicher Institute ist, welche der Forschung ebenso wie den praktischen Zwecken des großen Welthandels dienen, war doch nur dem engeren Kreise der Fachleute bekannt. Das Institut für Schiffs- und Tropenkrankheiten war in den für die sanitären Verhältnisse der Kolonien interessierten Kreisen rühmlichst bekannt und diente bereits der Fortbildung der für die Tropen bestimmten Ärzte. Darüber hinaus machten sich aber gerade damals weitergehende Bestrebungen in Hamburg geltend, die Einrichtungen für wissenschaftliche Studien neu zu beleben und weiter auszudehnen. Seit einer Reihe von Jahren wurden zahlreiche Vortragskurse aus allen Gebieten des Wissens gehalten, die teils der allgemeinen Bildung, teils der Fortbildung der bereits im Berufsleben stehenden Geistlichen, Juristen, Mediziner, Lehrer usw. dienten. Diese freien Kurse hatten allmählich einen so großen Umfang angenommen, daß zu ihrer Vertiefung die Errichtung mehrerer ständiger wissenschaftlicher Lehrstühle und wissenschaftlicher Seminare nach Art der Universitätsseminare teils erfolgt, teils vorgeschlagen war. Der Ausbau dieser Einrichtungen zu einer geschlossenen Hamburgischen Hochschule wurde lebhaft erörtert, wobei das zu verfolgende Ziel freilich sehr verschieden aufgefaßt wurde, dem einen eine Handelshochschule, anderen eine Universität vorschwebte, noch andere von etwas ganz Neuem, Eigenartigem träumten. Alle solche Bestrebungen aber erhielten einen festeren Boden durch zwei Ereignisse, in denen Hamburger Bürgersinn sich gemeinnützig betätigte. Ein Hamburger Kaufmann und Reeder, Edm. Siemers, erbot sich, ein Gebäude zu schenken, in welchem das ganze Vorlesungswesen konzentriert werden und sich auch äußerlich einheitlich darstellen könnte. Auf der anderen Seite wurde unter dem Namen der »Hamburgischen wissenschaftlichen Stiftung« ein Fond begründet, zu dem der erste ansehnliche Beitrag von dem verstorbenen Alfred Beit gestiftet worden war. Der Zweck der Stiftung war, »die Wissenschaften und deren Pflege

und Verbreitung in Hamburg zu fördern«. Daß sie der Vorbereitung der Errichtung einer Hochschule dienen sollte, fand in der Stiftungsurkunde einen deutlichen Ausdruck.

In dem Augenblick, in dem diese Ereigniſse in Hamburg eintraten, tauchte der Plan eines dort zu errichtenden Kolonial-Inſtitutes auf. Er wurde gleichmäßig im Reichskolonialamt, im Reichstag und in Hamburg lebhaft aufgegriffen. Durch Zuſammenfaſſung der ſchon vorhandenen Inſtitute, Lehrſtühle und Seminare ließ ſich faſt allen an eine höhere koloniale Lehranſtalt zu ſtellenden Anforderungen genügen. Nur einige zum Teil ſchon länger erwünſchte Lehrſtühle waren neu zu ſchaffen. Schon im Oktober 1908 wurde die neue Lehranſtalt eröffnet.

Es war natürlich, daß eine ganz eigenartige neue Hochſchule mit neuen Zielen, die nicht aus einem ſchon vorhandenen geſchloſſenen Lehrkörper hervorging und ſich nicht unmittelbar an ein Muſter anlehnen konnte, nicht mit dem Anſpruch in die Welt trat, fertig und abgeſchloſſen zu ſein. Eine biegſame Organiſation, die immer bereite Hülfe der hamburgiſchen Oberſchulbehörde, das Entgegenkommen von Senat und Bürgerſchaft, die unbeſtreitbare Popularität des Inſtituts in allen maßgebenden Hamburger Kreiſen haben es ermöglicht, von Semeſter zu Semeſter den neu auftauchenden Anforderungen an den Ausbau des Inſtituts gerecht zu werden. Sind die Dinge auch jetzt noch andauernd im Fluß, ſo iſt es doch ſchon möglich, ein Bild von der Tätigkeit des Inſtituts zu geben.

II.

Das hamburgiſche Kolonialinſtitut iſt eine Einrichtung des hamburgiſchen Staats. Hamburg trägt alle Koſten der Anſtalt. Die Profeſſoren ſind vom Hamburger Senat angeſtellt. Die oberſte Leitung liegt in der Hand eines Senators als Kommiſſars des Senats. Als ſolcher fungiert der Präſes der Oberſchulbehörde. Da die Mehrzahl der beteiligten wiſſenſchaftlichen Inſtitute und Lehrkräfte der Oberſchulbehörde unterſteht, iſt auf dieſe Weiſe die nötige innere Einheit geſichert.

Um dem Kolonialinſtitut die wünſchenswerte ſtändige Fühlung mit der Kaufmannſchaft zu ſichern, iſt ein kaufmänniſcher Beirat beſtellt, der aus drei von der Handelskammer zu delegierenden Mitgliedern beſteht.

Dadurch, daß das Inſtitut vom hamburgiſchen Staate errichtet wurde, iſt das Reich außerordentlich billig zu einer für ſeine Kolonialverwaltung nötigen Einrichtung gekommen. Denn das Reich trägt zu den Koſten nur inſofern bei, als für jeden vom Kolonialamt an das Inſtitut entſandten Hörer eine mäßige Gebühr gezahlt wird. Da der Kern der Hörerſchaft die vom Kolonialamt entſandten Hörer bilden und das Inſtitut zunächſt in erſter Linie der Ausbildung der Beamten dient, ſo war nötig, dauernde Fühlung mit dem Kolonialamt herzuſtellen. Zur Wahrung der Intereſſen des Kolonialamtes iſt ein Kommiſſar des Reichskolonialamtes beſtellt. Dieſer wird auch zur Teilnahme an den Prüfungen eingeladen, ſoweit es ſich um Prüfungen der vom Kolonialamt entſandten Hörer handelt.

Dieſer Abmachung iſt auch das Reichsmarineamt beigetreten für den Fall, daß es Beamte nach Hamburg entſendet, die nach dem Schutzgebiet Kiautſchou beſtimmt ſind*). Es hat ſeinerſeits einen Kommiſſar beſtellt.

Was nun das Inſtitut ſelbſt betrifft, ſo iſt es nicht einfach eine Fachſchule, die ein beſtimmtes Maß praktiſchen Wiſſens einpaukt. Es hat freilich nicht an guten Freunden gefehlt, die den Rat gaben, ſich rein auf ſolche »praktiſche« Tätigkeit zu beſchränken, etwas verblüffend in einem Lande, das in der ganzen Welt als der Träger des Prinzips gilt, daß höherer Unterricht und wiſſenſchaftliche Forſchung ſtets Hand in Hand gehen müſſen. In Hamburg ſelbſt hat jener in Wahrheit höchſt unpraktiſche Gedanke keinen Boden gehabt. Das Kolonialinſtitut ſelbſt iſt ja nur eine Zuſammenfaſſung von Anſtalten und Gelehrten, die unabhängig vom Kolonialinſtitut ihre Aufgaben haben, die gleichmäßig der reinen Wiſſenſchaft wie den großen Hamburger Handels- und Schiffahrtsintereſſen dienen und die durch die Gründung des Inſtituts nur den Anſtoß bekommen haben, ſich noch mehr als bisher der Erforſchung kolonialer Dinge zuzuwenden. Auch im Inſtitut ſelbſt hat dieſe doppelte Aufgabe einen eigenartigen Ausdruck darin gefunden, daß neben den Lehrbetrieb eine »Zentralſtelle« geſetzt iſt, die beſtimmt iſt, als eine Sammelſtelle wiſſenſchaftlichen Materials und

*) Der ausländiſche Leſer möge ſich erinnern, daß dieſes Schutzgebiet nicht dem Reichskolonialamt, ſondern dem Reichsmarineamt unterſteht.

als Auskunftſtelle zu dienen. Ihr Arbeitsgebiet muß ſich die Zentralſtelle naturgemäß allmählich erſt ausbauen. Schon jetzt iſt durch planmäßige Tätigkeit ein ſehr reichhaltiges Material dort vereinigt. Es iſt kaum nötig, hervorzuheben, daß dieses ſich nicht auf die deutſchen Kolonien beſchränkt. Zu wünſchen wäre nur, daß die Exiſtenz dieser Auskunftſtelle noch allgemeiner bekannt wäre. In der Perſon ihres Leiters, eines ſo verdienſtvollen und erfahrenen Afrikaners wie Franz Stuhlmann, liegt die Gewähr für den ebenso wiſſenſchaftlichen wie zweckmäßigen Ausbau der Zentralſtelle.

Der Lehrbetrieb ſteht unter der Leitung des Profeſſorenrats, dem von Anfang an in weitherziger Weiſe die Selbſtverwaltung ſeiner Angelegenheiten nach dem Vorbilde deutſcher Hochſchulen übertragen worden iſt. Er wird gebildet aus den dauernden Vertretern der Hauptfächer, zurzeit den Profeſſoren der Botanik, Mineralogie und Geologie, Geographie, Zoologie, Aſtronomie, Tropenmedizin, Völkerkunde, Geſchichte, afrikaniſchen Sprachen, Geſchichte und Kultur des Orients, Sprachen und Geſchichte Oſtaſiens, Nationalökonomie, des öffentlichen Rechts. An den Sitzungen des Profeſſorenrats nimmt auch der Leiter der Zentralſtelle teil.

Der Lehrplan wird in einer gemeinſchaftlichen Sitzung mit allen Dozenten feſtgeſtellt. Die Zahl der nicht zum Profeſſorenrat gehörenden Dozenten mit Lehrauftrag betrug nach dem Vorleſungsverzeichnis für dieſen Sommer nicht weniger als dreißig.

Um die Geſchäftsführung des Profeſſorenrats zu erleichtern, wählt dieser immer auf zwei Jahre aus ſeiner Mitte einen Ausſchuß, der aus dem Vorſitzenden, ſeinem Stellvertreter und dem Schriftführer des Profeſſorenrats beſteht.

Der Lehrplan des Kolonialinſtituts iſt dadurch beſtimmt, daß dieses nicht bloß der Ausdildung von Kolonialbeamten, ſondern auch von Privatperſonen, die ſich irgend einem kolonialem Berufe widmen wollen, dienen ſoll. Die mancherlei Schwierigkeiten, die dies naturgemäß bietet, treten ganz zurück hinter dem großen Vorteil, daß Beamte und Nichtbeamte von vornherein in dauernder Fühlung miteinander ſind, ſich gegenſeitig kennen und achten lernen. Es iſt zu hoffen, daß hier eines der Mittel liegt, dem kaſtenartigen Abſchluß der verſchiedenen Berufe in den Kolonien entgegenzuwirken, einem Mißſtand, über den ja mit Recht in den Kolonien geklagt wird, und an dem wohl nicht die Beamten allein die Schuld tragen. Auch der gemeinſchaftliche Unterricht der verſchiedenen Arten der Beamten ſoll dem Klaſſengegenſatz entgegenwirken.

Vermindert wird die Schwierigkeit, die aus der heterogenen Zuſammenſetzung der Zuhörerſchaft entſteht, auch dadurch, daß dieſe ganz überwiegend aus Perſonen beſteht, die eine Berufsbildung ſchon erworben haben. Schon jetzt zeigt die Erfahrung, daß dadurch der Lehrbetrieb ſich ſehr viel glatter abwickelt, als man anfangs zu hoffen wagte.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß die Fülle des gebotenen Lehrſtoffes nicht von allen Hörern gleichmäßig aufgenommen wird. Zunächſt gaben die beamteten Hörer und ihre Bedürfniſſe den Maßſtab für den Umfang des Unterrichts. Die Rückſicht auf die nichtbeamteten Hörer beugte der Gefahr vor, daß er zu mechaniſchem Drill wurde. Eine mehr individuelle Behandlung der Hörer war durch ihre relativ nicht große Zahl ohnehin erleichtert.

Mehr und mehr paßt ſich aber der Lehrplan mit dem Ausbau des Inſtituts den verſchiedenartigen Zwecken der Beſucher an. Neben grundlegenden Vorleſungen, deren Beſuch für jeden wünſchenswert iſt, ſteht eine wachſende Zahl von ſolchen, die für den Beamten, den Kaufmann, den Landwirt beſonders geeignet ſind.

Den Wünſchen des Kolonialamts entſprechend iſt zunächſt ein Normallehrplan aufgeſtellt, der eine Abſolvierung in zwei Semeſtern ermöglicht. Eine Ausbreitung des Studiums für die nichtbeamteten Hörer auf eine längere Zeit bahnt ſich an und wird notwendig für die, welche von der gebotenen Gelegenheit zu kolonialer Ausbildung vollen Gebrauch machen und ſie auch wiſſenſchaftlich vertiefen wollen.

Der Unterricht iſt beherrſcht von dem Gedanken, die Hörer in die überaus vielſeitigen praktiſchen Fragen des Koloniallebens einzuführen, ihnen die Augen zu öffnen für all' die neuen Dinge, die ihnen entgegentreten werden. Kolonialgeſchichte, Kolonialrecht, Kolonialpolitik und Wirtſchaftspolitik, Landes- und Völkerkunde, Islamkunde, Tropenhygiene, Kenntnis der kolonialen Nutzpflanzen, die nutzbaren Mineralien, die Tierwelt der Ko-

lonien: das etwa waren die erſten grundlegenden Gebiete, zu deren Studium die Sammlungen, die Laboratorien, die Seminare neben den theoretiſchen Vorleſungen die Gelegenheit boten. Beſichtigungen und Exkurſionen erweitern die praktiſche Anſchauung und bieten gleichzeitig Gelegenheit zu perſönlicher Einwirkung. Daneben kommt es darauf an, die Hörer zu vielſeitig brauchbaren Menſchen zu machen, wie es das Leben draußen verlangt. Auf der einen Seite wirken darauf hin: Unterricht im Reiten, Rudern und Segeln, Kochkurſus und Samariterkurſus, photographiſcher Kurſus, auf der andern Seite: Anleitung zu topographiſchen Aufnahmen und geographiſchen Ortsbeſtimmungen, zum Häuſer- und Brückenbau, zum Anlegen von Nutzgärten, zum Sammeln und Konſervieren von Tieren und Pflanzen, zum geographiſchen und ethnographiſchen Zeichnen uſw.

Ihre Ergänzung findet die Tätigkeit der ſtändigen Dozenten durch kurze Kurſe von eigens dazu herangezogenen Lehrern. Die Miſſion, wie die Kriegführung in den Kolonien, die Verhältniſſe der Eingeborenen, beſondere Fragen des Wirtſchaftslebens, ſpezielle Gebiete einzelner Kolonien finden ſo ſachverſtändige Behandlung. Zur Kenntnis der Fiſcherei bieten die Hamburg benachbarten Gewäſſer, zur Kenntnis der Tierwelt geben Demonſtrationen in Hagenbecks Tierpark Gelegenheit.

In dieſer loſen Form wurde vor allem Eins ermöglicht: wenngleich die große Mehrzahl der ſtändigen Dozenten überſeeiſche Verhältniſſe aus längerer eigener Erfahrung kennt, ſo iſt eine dauernde lebendige Fühlung mit den Kolonien erwünſcht. Unter dem Namen »Verwaltungspraxis« werden nach Ratſchlägen des Kolonialamts erfahrene Beamte aus den Kolonien während ihres Aufenthaltes in Deutſchland zu ſolchen Kurſen und Vorträgen herangezogen.

Nach verſchiedenen Richtungen iſt eine weſentliche Erweiterung des Unterrichts ſchon jetzt über das urſprüngliche Programm hinaus erfolgt, rein aus dem unmittelbar ſich aufdrängenden Bedürfnis heraus. Sprachunterricht war anfänglich nicht in Ausſicht genommen. Den Bedürfniſſen des Kolonialamts genügte begreiflicherweiſe das Orientaliſche Seminar in Berlin. Aber alsbald erwies ſich, daß für die nichtbeamteten Hörer Unterricht in den Kolonialſprachen unentbehrlich war, da ihnen nicht zugemutet werden konnte, auch noch das Orientaliſche Seminar zu beſuchen. Es war namentlich die Hamburger Handelskammer, welche Forderungen in dieſer Richtung ſtellte und unterſtützte. Daneben war auch die Kenntnis der wichtigſten europäiſchen Sprachen für das Studium der kolonialen Literatur und für das praktiſche Bedürfnis häufig nicht ausreichend. So weiſt jetzt das Vorleſungsverzeichnis Unterricht im Engliſchen, Franzöſiſchen, Spaniſchen, Portugieſiſchen und Neugriechiſchen, ſowie im Suaheli, Arabiſchen und Türkiſchen, im Chineſiſchen und Japaniſchen auf. Auch die Phonetik mit beſonderer Berückſichtigung afrikaniſcher Sprachen hat Aufnahme gefunden. Soweit für dieſen Unterricht nicht bloß Lektoren beſtellt, ſondern wiſſenſchaftliche Profeſſuren errichtet ſind, ſollen dieſe gleichzeitig dem Studium der Kultur ihrer Sprachgebiete dienen.

Das zweite wichtige Gebiet, das aus dem praktiſchen Bedürfnis heraus Befriedigung verlangte, war die tropiſche Landwirtſchaft. Von der botaniſchen und warenkundlichen Seite her war ſie von Anfang an ausgiebig berückſichtigt worden. Doch konnte das auf die Dauer nicht genügen. Beabſichtigt iſt natürlich nicht, Landwirte auszubilden. Aber ausgebildeten Landwirten Gelegenheit zu bieten, die Nutzanwendung auf Tropen und Subtropen zu ſtudieren, war ebenſo notwendig, wie Nichtlandwirten Verſtändnis dafür zu vermitteln. Das neue Vorleſungsverzeichnis weiſt ein Dutzend hierhergehörige Vorleſungen auf.

Endlich war es wünſchenswert, gewiſſe techniſche Hilfskenntniſſe zu übermitteln. Bilanzkunde einerſeits, Einführung in das Maſchinenweſen und die chemiſche Technologie in ihrer Bedeutung für die Kolonialwirtſchaft gehören hierher.

Ein Wort endlich über die Vorbildung der Hörer. Zwei Forderungen waren miteinander zu verſöhnen. Ein gewiſſer Bildungsgrad war unentbehrlich. Und doch durfte nicht aus formalen Gründen jungen Leuten des praktiſchen Lebens der Zugang zu der neuen Bildungsſtätte zu ſehr erſchwert werden. Die Beamten, die das Kolonialamt auf das Inſtitut ſchickt, werden von dieſem nach ſeinen Anſichten ausgewählt. Die nicht beamteten Hörer müſſen entweder den Anforderungen zur Zulaſſung zu anderen deutſchen Hoch-

schulen genügen oder, wenn sie eine mittlere Bildung besitzen (Einjährigen=Zeugnis, Besuch einer Bürgerschule), müssen sie eine mindeſtens dreijährige geregelte Berufstätigkeit hinter sich haben. Die Erfahrungen, welche mit dieser Regelung bisher gemacht sind, haben gezeigt, daß im wesentlichen das Richtige getroffen iſt.

Daß neben den regelmäßigen Hörern eine wachsende Zahl von Hospitanten, meiſt Kaufleute und Beamte, einzelne Vorlesungen besucht, sei der Vollſtändigkeit halber erwähnt.

Zur Ergänzung und Erweiterung der allgemeinen und der Fachbildung iſt den Besuchern des Kolonial=Inſtituts reichliche Gelegenheit gegeben in dem allgemeinen hamburgischen Vorlesungswesen, von dem schon die Rede war. Je mehr dieses sich seinem Umfange nach entwickelt und feſtere Organisationsformen annimmt, um so ſtärker wird der Rückhalt werden, den die kolonialen Studien in Hamburg erhalten, und um so breiter der Kreis derjenigen, welche der neuen Hochschule sich zuwenden. Einſtweilen geht sie den Weg, den so manche jetzt blühende Einrichtung Hamburgs gegangen iſt, indem sie sich von innen heraus nach dem Bedürfnis entwickelt. Ein solches allmähliches Aufbauen entspricht dem vorsichtigen und doch dabei weitschauenden Kaufmannssinne der Hamburger besser, als die Errichtung eines Prachtbaues, für den der Inhalt erſt gefunden werden sollte, wie ihn die früheren Berliner Pläne im Auge hatten. Wie aber auch die zukünftige Entwicklung der Hochschulbildung in Hamburg sein wird: die Erforschung und das Studium überseeischer Völker und Staaten wird ihr immer ihr eigenartiges Gepräge geben.

Richtige und falsche Palästina-Ausgrabung.

Von Dr. Hermann Thiersch, Professor an der Universität Freiburg i. Br.

Leider sehe ich mich genötigt, auf den kürzlich in dieser Zeitschrift (Nr. 12 vom 19. März) von Professor Sellin in Roſtock veröffentlichten Aufsatz hin »Noch einmal Ausgrabungen in Paläſtina« zur Verwahrung gegen die darin gegen mich erhobenen Vorwürfe und die zugleich versuchten Mißdeutungen meiner Vorschläge das Wort zu ergreifen. Es erscheint dies um so gebotener, als mein bisheriges Schweigen auf eine ähnliche, bereits früher (im Memnon II, 213 ff.) gegen mich angeſtrengte Polemik von meinem Gegner offenbar falsch aufgefaßt wurde. Wenn ich damals nicht erwiderte und auch später (Archäol. Anzeiger 1909, 404) möglichſt schonend darüber hinwegging, so geschah dies in der Erwägung, daß solche Zurückhaltung einer im Ton spürbar noch ab irato verfaßten Abhandlung gegenüber vorerſt das Richtige sei. Jetzt aber muß ich mich erklären, um zu verhindern, daß Sellins unrichtige Aufſtellungen weiterdringen und bei denen, die der Sache fernerſtehen, ein falsches Bild entſtehen lassen. Meine Abwehr und Richtigſtellung bezieht sich auf folgende drei Hauptpunkte: die ägyptologische Seite des Problems, die Vorwürfe des Altteſtamentlers und die Frage der Heranbildung besonderer Paläſtina=Archäologen.

I.

Wie auch mein Gegner offen zugibt, gibt es wirkliche paläſtinensische Archäologen bis jetzt nicht. Da dessen ungeachtet im Laufe der beiden letzten Jahrzehnte große archäologische Aufgaben, d. h. größere Ausgrabungen an nicht weniger als acht verschiedenen Orten (Lachis, Tell es Safi, Tell Dschudeide, Tell Zakarija, Tell Sandahanna, Megiddo, Thaanach, Gezer) in Paläſtina von dazu nicht geschulten Kräften, von Anfängern in solcher Arbeit unternommen wurden, so mußten diese Arbeiten in archäologischer Hinsicht notgedrungen an bedenklichen Schwächen leiden. Diese Schwächen anzumerken, damit sie fernerhin bei ähnlichen Unternehmungen vermieden werden möchten, war meine Pflicht, als mir die Aufgabe zuteil ward, jene Grabungen vom archäologischen Standpunkt aus und für einen archäologisch interessierten Leserkreis in einer archäologischen Fachzeitschrift zu besprechen (im Arch. Anzeiger 1907—9). Um weiteren Schäden der gerügten Art vorzubeugen,

empfahl ich für die Fortsetzung der Grabungen die energische Heranziehung erfahrener Fachleute, von Architekten und Archäologen. Da nun Altpaläſtina bekanntlich nur lose mit der hellenisch-klassischen Gebietssphäre zusammenhängt und überwiegend der altorientalischen Welt angehört, so war bei den von mir desiderierten Archäologen von Anfang an natürlich nicht nur an solche gedacht, welche die griechisch-römische Kulturwelt kennen, sondern besonders auch an Forscher des orientalischen Altertums. Und da nun von allen Ländern des alten Orients sich bis jetzt allein Ägypten einer wirklich nach allen Richtungen hin ausgebildeten Altertumswissenschaft erfreut, und zudem gerade dies Nachbarland mit seiner hohen Kultur zu allen Zeiten auf Altpaläſtina einen bedeutenden Einfluß ausgeübt hat, so empfahl ich besonders auch die Heranziehung ägyptologischer Kenntnisse. Dementsprechend forderte ich schon im Herbſt 1907 (Arch. Anzeiger 1907, 309), daß der künftigen Ausgrabungsleitung von Megiddo »ein Mann nicht nur mit genauen Kenntnissen der cyprisch-phönikischen Altertümer, sondern auch mit einer gründlich ägyptologischen Schulung beigegeben werde«.

Ebenso hob ich im Frühjahr 1908 mit Nachdruck hervor (Arch. Anz. 1908, 3ff.), wie sehr richtig es war, daß die Engländer gleich für die erſte ihrer paläſtinensischen Grabungen einen erfahrenen Ägyptologen, Flinders Petrie, engagierten. Im April 1909 habe ich dann gelegentlich des zweiten Internationalen archäologischen Kongresses in Kairo auf besondere Veranlassung des Deutschen Paläſtinavereins einen Vortrag gehalten, um speziell für die ins Stocken geratene Ausgrabung von Megiddo neues Interesse zu wecken. Ein kürzendes Referat jenes Vortrags iſt in dieser Zeitschrift (1909, Sp. 1625 ff.) erschienen. Dort in Kairo, auf ägyptischem Boden, im Kreise so vieler ausgezeichneter ägyptologischer Kollegen, benutzte ich diese seltene Gelegenheit natürlich mit besonderer Freude, eben den Ägyptologen als den Nächſtbeteiligten und, wie die Entwicklung der orientalischen Altertumswissenschaft vorerſt immer noch liegt, tatsächlich auch Nächſtberechtigten, die Mitarbeit an den archäologischen Aufgaben des paläſtinensischen Nachbarlandes warm ans Herz zu legen. Daß ich dabei über den speziellen Fall von Megiddo hinausgreifend auch das übrige Paläſtina ins Auge faßte, besonders soweit seine älteren Perioden und seine von Ägypten zeitweise immer wieder okkupierten Landesteile in Betracht kommen, war selbſtverſtändlich. Es hatte also sehr wohl seine Berechtigung, wenn ich im Zusammenhang mit meinen früher schon geäußerten Ratschlägen gerade auf dem Kairener Kongreß das ägyptologische Poſtulat in den vorderſten Vordergrund ſtellte.

Wie völlig ferne aber es mir dabei lag, nun in irgendeiner Weise summarisch generalisieren oder ein ſtarres Syſtem von ausschließlicher Gültigkeit aufſtellen zu wollen, erhellt für den Unbefangenen schon daraus, daß ich eben damals in Kairo die Beteiligung der klassischen Archäologen bei den paläſtinensischen Grabungen keineswegs ausschloß, sondern nur sagte, daß diese nicht die vor allem hier notwendigen, nicht die in erſter Linie zu findenden Leute seien (Sp. 1630). Und zu dieser Ansicht, der auch die damals anwesenden Kollegen, nicht nur die ägyptologischen, durchaus zuſtimmten, ſtehe ich auch heute noch. In diesem Sinne empfahl ich damals, speziell die Fortsetzung der Megiddograbung »unter Beihilfe, wenn nicht am beſten unter Leitung eines Ägyptologen zu unternehmen« (Sp. 1631).

Auch aus anderen Momenten wäre deutlich zu ersehen gewesen, daß ich nicht im entfernteſten daran dachte und denke, so einseitig zu schematisieren, wie es mir jetzt vorgeworfen wird, oder den klassischen Archäologen auf Koſten des Ägyptologen aus Paläſtina zu eliminieren.

Als im Jahre 1905 die Deutsche Orient-Gesellschaft in Berlin daran ging, auf Grund eines von mir und Herrn Dr. G. Hölscher (Halle) aufgeſtellten Arbeitsprogrammes mit eigenen Ausgrabungen auf paläſtinensischem Boden sich zu betätigen, da habe ich ihr, weil ich selbſt durch andere Verpflichtungen anderweitig gebunden war, einen klassischen Archäologen, meinen Freund Professor Dr. Watzinger, empfohlen. Zu allernächſt freilich handelte es sich um einen speziell den Helleniſten erfordernden Fall: die Untersuchung der galiläischen Synagogenruinen. Aber das war nur der Anfang. Als dann die Grabung von Jericho kam — und dieser Ort war ein Hauptpunkt auf unserm Arbeitsprogramm, bevor Sellin ihn zum nächſten Ziel seiner

Untersuchungen machte —, da habe ich der Entsendung eben jenes klassischen Archäologen für diese neue, andersartige Mission durchaus zugeftimmt. Ich hatte meine guten Gründe dafür, damals nicht einen Ägyptologen in Vorschlag zu bringen. Daß die Beiordnung der beiden Fachleute zur Jerichograbung ftark auf meine Anregungen hin erfolgte, hat Sellin selbft empfunden. Daß sie auf eine einschneidende besondere Intervention von meiner Seite mit zuftande kam, ift aus Schonung für ihn bisher mit Stillschweigen übergangen worden. Daß die (also gerade auf meinen, mit Nachdruck geltend gemachten persönlichen Einfluß) erfolgte Erweiterung der Ausgrabungsleitung in Jericho die beften Erfolge erzielt hat, wird Sellin selbft nicht müde zu rühmen. Auch daß sie in richtiger Voraussicht und nicht in unklaren Vorftellungen des zu Erwartenden gerade so konftituiert war, dürfte er jetzt anerkennen.

Im Herbfte 1908 ferner habe ich an einem schlagenden Beispiel gezeigt, wie unentbehrlich die Mitarbeit des klassischen Archäologen selbft in einem so ftark ägyptisierten Teile Paläftinas wie der Schefela ift. Nur durch das Fehlen eines solchen ift es zu erklären, daß die allerdeutlichft mykenischen Charakter tragende Philifterkeramik aus Tell es-Safi so lange hat unerkannt bleiben können (Arch. Anz. 1908, 378 ff.).

Im letzten Winter endlich habe ich (Arch. Anz. 1909, 403) es unzweideutig zum Ausdruck gebracht, daß auch die englische Grabung in Gezer sowohl die Beteiligung eines Ägyptologen wie eines Kenners der ägäischen Kulturwelt, also eines klassischen Archäologen, nicht zum Vorteil der ganzen Unternehmung vermissen ließ.

Wenn ich also von Anfang an und beftändig die Beiziehung archäologischer Hilfskräfte für Paläftina forderte, so geschah das mit nichten in jenem einseitigen Sinne, wie ihn mein Gegner mir jetzt unterschieben möchte, sondern ftets den jeweiligen Bedürfnissen und Umftänden entsprechend in einer **beide** Seiten des Landes, bald die nach dem Orient, bald die nach Weften gravitierende, berücksichtigenden Weise. Wenn also Sellin nun behauptet, ich sei in Kairo »plötzlich« mit einem »neuen« Programm hervorgetreten, und nun mit »einem solch angeblich schnellen Programmwechsel« meine Aufftellungen zu diskreditieren sucht, so wird jeder aufrichtige Beobachter nach dem eben dargelegten Sachverhalt zugeben müssen, daß Sellin »die ernfte Pflicht der Nachprüfung«, die er an meinen Darlegungen geübt zu haben am Anfang und Schluß seines letzten Aufsatzes so laut verkündet, doch nicht ernft genug genommen hat. Hätte er meine Darlegungen nicht nur obenhin, hätte er sie mit etwas weniger Voreingenommenheit verfolgt, so hätte er sich zweifellos scheuen müssen, mir hier einen Vorwurf zu machen, der nicht irgendwelche von mir eingeschlagenen Irrwege trifft, sondern in Wirklichkeit eine von ihm selbft auf auffallend sorgloser Orientierung aufgebaute und mir angedichtete Konftruktion.

II.

Ein zweiter Versuch Sellins, meiner Kritik der paläftinensischen Grabungen den Boden des Vertrauens zu entziehen, befteht darin, daß er, ähnlich wie auch früher, mir vorhält, ich meinte offenbar, »die paläftinensische Geschichte und Kulturgeschichte sei so fabelhaft einfach, daß jeder Ägyptologe oder klassische Archäologe sie spielend beherrschen könne«, daß er mir »einen höchft bedenklichen Mangel an Kenntnissen paläftinensischer Geschichte und Kulturgeschichte«, »eine ganz kritiklose Verwendung der biblischen Quellen«, »falsche kulturgeschichtliche Voraussetzungen«, die »Einführung populärer, aber durchaus unwissenschaftlicher Vorftellungen«, »gerade nicht eingehende Kenntnis der proteftantischen Theologie« usw. zum Vorwurf macht.

Darauf habe ich folgendes zu erwidern: Eine so leichtfertige Auffassung der altteftamentlichen Wissenschaft, wie sie mir nach Sellin eigen sein soll, ift mir niemals auch nur in den Sinn gekommen. Ich kann dafür mit Tatsachen dienen. Als ich im Sommer 1902 das Glück hatte, das an Inschriften und Wandmalereien weitaus reichfte und interessantefte aller bis heute aus Paläftina bekannten Gräber zu entdecken, da zögerte ich keinen Augenblick, für die Veröffentlichung desselben mich möglichft auf die archäologische Seite dieser Aufgabe zu beschränken und alles andere, aber irgendwie mit dem speziell altteftamentlichen Gebiet Zusammenhängende meinem damaligen theologischen Reisegefährten, Dr. John P. Peters (St. Michael Church, New York), dem bekannten amerikanischen Altteftamentler, zu

überlassen.*) Dabei handelte es sich keineswegs um einen eng mit Alt-Israel verknüpften Stoff, sondern um eine heidnisch-hellenistisch-sidonische Enklave auf altjüdischem Gebiet und nur locker mit diesem verbunden.

Als ich das Jahr darauf im Auftrag der Deutschen Orient-Gesellschaft in Berlin einen großen archäologischen Rekognoszierungsritt kreuz und quer durch Paläftina unternehmen sollte, war meine erfte Bitte und eigenfte Bedingung dazu die Beigabe eines Altteftamentlers, die mir in der Person meines schon einmal genannten Freundes, Herrn Dr. G. Hölscher, auch alsbald zuteil ward. In gegenseitigem Austausch der Meinungen haben wir uns jene fünf Monate hindurch redlich bemüht, der großen Aufgabe mit dem, was uns unsere beiderseitigen Disziplinen an die Hand gaben, nach Kräften zu dienen.

Ich kenne eben doch zuviel von diesen Dingen, in denen solche Unkenntnis mir eigen sein soll, um nicht auch sehr wohl zu wissen, daß die altteftamentlichen Probleme nicht so im Nebenamt gleichsam abgetan werden können, daß der Altteftamentler für alle solche Arbeiten natürlich ganz unentbehrlich ift. Gerade, weil ich die dieser Wissenschaft gebührende Hochachtung habe, wie ich wohl ohne Überhebung sagen darf, und im Bewußtsein dessen, wie auf diesem Gebiete die rein-hiftorisch-archäologischen mit den altteftamentlich-theologischen Fragen aufs allerengfte verwachsen sind, habe ich auch nur mit innerem Widerftreben den mir gewordenen Auftrag zu einer kritischen Übersicht der Paläftinagrabungen übernommen, obwohl sich diese Revue, wie schon hervorgehoben, in möglichft archäologischer Sphäre bewegt. Daß ich diese Besprechungen zudem an einem Orte ausarbeiten mußte, an dem mir kein evangelischer Altteftamentler erreichbar ift, habe ich selbft beftändig nur schmerzlich empfunden. Es lag und liegt mir also völlig ferne, irgend welche besonderen Kenntnisse auf altteftamentlichem Gebiete beanspruchen zu wollen. Bei der Heranziehung altteftamentlicher Stellen habe ich mich nach Möglichkeit auf die wichtigften beschränkt, auf die, die mir notwendig schienen, um auch dem nicht theologischen, dem archäologischen Leserkreis das jeweilige Kultur- und Zeitbild im allgemeinen vorzuführen oder besonders wichtige Einzelfunde in ihrer zum Teil noch ftrittigen Bedeutung zu charakterisieren. Auf Vollftändigkeit ift dabei niemals Anspruch gemacht worden, konnte und durfte es gar nicht. Daß der Theologe nun da und dort anders verfahren wäre, ift selbftverftändlich. Wenn mir als Laien auf diesem Gebiet dabei keine Unrichtigkeit untergelaufen wäre, würde ich mich selbft darüber wundern. Aber ebenso sehr muß ich mich auch verwahren gegen die durchaus ungerechtfertigte Erwartung und Unterftellung, bei mir irgend welche altteftamentlich-textkritische Fragen berührt zu finden. Ich mußte, so ungünftig wie die Dinge nun einmal für mich lagen, mich beschränken auf den Text, wie er ift, d. h. wie er einem, der dessen Ursprache nicht selbft beherrscht, zugänglich, oder besser gesagt, unzugänglich ift.

Daß ich die unrichtige Äußerung eines anderen über Mazzeben für richtig nahm, rügt Sellin mit vollem Recht. Daß ein Ort wie Thaanach im Jahr 700 — wenn man meinen absichtlich unbeftimmten Ausdruck »um« 700 pressen soll — natürlich nicht mehr zum selbftftändig-jüdisch-israelitischen Gebiet gehören konnte, ebenfalls. Aber ein »Haus«- oder »Privat«altar so großen Kalibers um jene Zeit — und das war der eigentliche Punkt, gegen den ich mich damals (Arch. Anz. 1907, 354) wandte — scheint mir nach dem von Sellin dafür Beigebrachten immer noch unerwiesen. Bei dem von den Propheten so vielfach gerügten Götzendienft ihrer Stammesgenossen, von dem ich selbftverftändlich auch wußte, handelt es sich, soviel ich sehe, meift um größere Kreise mit gemeinsamem, kommunalem oder ftaatlichem Heiligtum, nicht eigentlich um Opferftätten einzelner Privatleute. In dem einen Fall aber, in dem ein wirklich einzelnes auf sich beftehendes, also privates Heiligtum geschildert wird (Richter 17), fehlt bezeichnender Weise gerade die Erwähnung des Altars. Auf die Möglichkeit einer sakralen Deutung des fraglichen Geräts in Zusammenhang mit den besonders seit Jeremias' Zeit belegbaren, speziell auf den flachen Dächern aufgeftellten Libations- und Räucheraltären (Jer. 19, 13; 32, 29; 44, 17, 18) werde ich an andrer Stelle zurückkommen.

Daß es bei der Besprechung von Gezer offenbar nicht meine Absicht war, die in

*) Painted Tombs in the Necropolis of Marissa, by J. P. Peters and H. Thiersch, London, Palestine Exploration Fund 1905.

den bisherigen Berichten anderer und in den Handbüchern zusammengeſtellten Sammlungen der Textſtellen des Alten Teſtamentes über die heiligen Steine zu wiederholen, hätte Sellin eigentlich merken können. Daß ich aber die jedem Kind bekannte und überall, wo von Mazzeben lehrhaft die Rede iſt, geradezu zu Tode gehetzte Stelle von dem Stein, den Jakob nach dem bekannten Traume aufrichtete, nicht noch einmal mit Umſtändlichkeit erwähnte, sondern die Gezerſteine unter einem neuen Geſichtspunkte und in größerem, weiterem Zusammenhang, auch hinausgreifend über die speziell altpaläſtinensiche Gruppe, zur Betrachtung empfahl, das hat seinen Tadel keinesfalls verdient. Daß ich »Bethel« aber sehr wohl erwähnt habe, und zwar gleich an allererſter Stelle der zu vergleichenden israelitischen Malſteine (neben Gilgal und Ebenezer) (Arch. Anz. 1909, 376), iſt Sellin wiederum ganz entgangen.

Ein aufregendes Ärgernis iſt es ihm ferner, daß ich von einer »Eroberung« Gezers gesprochen habe. Wie ſteht es damit? Die Bedeutung der von mir zum Teil auch selbſt zitierten (Sp. 351) Stellen Richter I, 29 und I. Kön. 9, 15—17 waren mir natürlich wohl bekannt, und der Ausdruck »Eroberung« iſt allerdings nur cum grano salis hier richtig. Aber Tatsache iſt es doch, daß die kananitische Stadt Gezer schon damals, 300 Jahre vor Salomo, die israelitische Oberhoheit hat anerkennen müssen. Jos. 16, 10 heißt es doch ausdrücklich, daß die Kananiter »zinsbar« wurden, d. h. zu dienſtbaren Fröhnern, Laſtdienern gemacht wurden. Dieser ſtarke, speziell für unterworfene Völkerschaften sonſt gebrauchte Ausdruck scheint vorauszusetzen, daß die Stadt, ihres führenden Hauptes und ihrer beſten Mannschaften, die in der Schlacht gefallen (Josua 10, 33), beraubt, ihre politische Selbſtändigkeit nicht weiter behaupten konnte. Denn es iſt derselbe Ausdruck, der Deut. 20, 11 in dem dort aufgeſtellten Kriegsprinzip wiederkehrt: »Wenn du dich zur Belagerung einer Stadt anschickſt, so sollſt du ihr ein gütliches Abkommen anbieten, und wenn sie dann einwilligt und dir die Tore öffnet, so soll dir alles in ihr befindliche Volk fronpflichtig und untertan sein.« Der Nachdruck, mit dem Jos. 16, 10 betont wird, daß die Kananiter von Gezer den Ephraimiten »zinsbar« wurden — und dieses Teſtimonium, über das Sellin selbſt sich ausschweigt, irgendwie als verdächtig oder unecht eliminieren zu sollen, muß ich, wie gesagt, von vorneherein ablehnen — setzt also, wenn auch nicht die äußeren Begleiterscheinungen, so doch die Konsequenz einer »Eroberung« voraus. Darüber, daß ich die Deutung der Gezermonolithe als israelitische Votivſtelen keineswegs als die mir allein richtig erscheinende Lösung hingeſtellt, sondern sie mit aller Vorsicht nur neben der anderen Erklärung (als kananitische Kultmale) in Vorschlag gebracht habe, geht Sellin in einer Weise hinweg, die zu denken gibt, wenn er unmittelbar darauf fortfährt: »ich könnte diese Belege mit Leichtigkeit bedeutend vermehren.« Daß er dies könnte, muß man ihm nach den vorausgehenden Proben leider nur zu sehr glauben. Aber es iſt ehrenhaft von ihm, daß er es nicht getan. Solche Taktik iſt zu durchsichtig. Sellin hat das offenbar auch selbſt empfunden.

Die Stelle Micha 1, 13 endlich wird von mir nach Sellin »ganz falsch« auf den Iſtar=Hathor=Kult in Lachis bezogen. Solange ich aber Leute wie Hieronymus, denen s. Z. doch gute Auskünfte zur Verfügung ſtanden, und der Lachis in seinem Kommentar zu jener Stelle als »urbs *idolis* dedita« hervorhebt, auf meiner Seite habe, iſt mir um meine Deutung nicht bange. Um so weniger, wenn, wie mir von kompetenteſter Seite beſtätigt wird, die von Sellin und anderen angenommene Auslegung der Stelle auch jetzt noch keineswegs die allein mögliche iſt. Es iſt ja ohne weiteres klar, daß die Flucht der Bewohner von Lachis im Gegensatz zu der der anderen vorher genannten Städte als auf dem für Lachis gerade charakteriſtischen Fortbewegungsmittel, Rossen und Wagen, vorsichgehend geschildert wird. Aber ob eben dieser Rennsport auch die auch auf Jerusalem und Samaria übergreifende Sünde war, welche in Vers 5 vorher mit solcher Wucht als Götzendienſt getadelt wird, bleibt zum mindeſten noch fraglich. Herr Professor E. Kautzsch in Halle hatte die Freundlichkeit, mir dazu zu notieren: »Die Beziehung von Micha 1, 13 auf die Wagen und Rosse von Lachis als die Sünde der Bewohner Zions iſt allerdings jetzt herrschend, aber absolut zwingend iſt sie nicht. Die Beziehung auf Kultsünden (also Götzendienſt!) iſt nicht absolut ausgeschlossen.

Übrigens iſt der Text ganz offenbar verderbt, und faſt allgemein iſt zugeſtanden, daß hier eine Einschaltung in den ursprünglichen Michatext vorliegt.«

Wenn Sellin endlich, nachdem ich zum erſtenmal die Reſte weiträumiger Stallungen in Lachis wieder erkannt, auf die Bedeutung dieser Stadt als eine der salomonischen »Wagen- und Reiterſtädte« hinweiſt, so sehe ich darin ein schönes Beispiel dafür, wie Archäologe und Theologe sich in die Hände arbeiten sollen und können, wie eine richtige Beobachtung des einen durch eine glückliche Kombination des anderen beſtätigt werden kann. Von dem klassischen Archäologen iſt aber nur die erſte Leiſtung zu erwarten, nicht auch die zweite. Nicht er, sondern der Altteſtamentler hat sich da, d. h. nachdem der archäologische Tatbeſtand feſtgeſtellt, »nichts entgehen zu lassen«. Ob der Theologe aber damals bei der Grabung selbſt von sich aus auf die richtige Deutung verfallen wäre, oder nicht vielmehr in den Reihen der Pfeilersockel Untersätze von Massebenreihen oder Reſte von Säulenſtraßen mit Eifer verteidigt hätte, muß nach den Leiſtungen der »Mazzebologie« in Thaanach — das Neckwort haben die Ägyptologen geprägt — noch dahinſtehen.

Das also sind die Vorhaltungen meines Gegners von seinem eigenſten Gebiete aus. Schwerwiegend, wie man sieht, sind sie nicht. Aber gerade weil sie wiederum etwas flüchtig-sorglos und wiederum mit so lautem Pathos vorgebracht wurden, mußte ihnen hier mit mehr Ausführlichkeit auf den Grund gegangen werden, als sie es an sich verdienen.

III.

Gegen den ebenso unverſtändigen wie ungerechten Vorwurf, daß ich die Mitwirkung des Altteſtamentlers bei den paläſtinensischen Grabungen als überflüssig ausscheiden wolle, brauche ich mich nach dem Vorſtehenden kaum mehr zu verteidigen. Wenn ich zu erkennen gab, daß mir, so wie die Verhältnisse einſtweilen liegen, am Ausgrabungsplatze selbſt die Tätigkeit der Archäologen und Architekten vorerſt noch wichtiger erscheint als die des Theologen, so ſteht das mit meiner Grundanschauung von der Unentbehrlichkeit eben dieses nicht im mindeſten Widerspruch. Ich halte das auch weiterhin durchaus aufrecht. Jene Schärfe der Formulierung war wohl erwogen und war notwendig, um dem einſtweilen noch notwendigen Prinzip Geltung zu verschaffen, gerade einer Abneigung gegenüber, die auch Sellin erſt zu überwinden hatte. Ohne solch »dankenswerte Offenheit« und solch »erquickende Rücksichtslosigkeit«, wie mein Gegner meine »Warnungstafel« selbſt schon empfand (Memnon II, 226), wäre wohl auch der so dringend notwendige und heilsame, rasche Organisationswechsel in der Ausgrabungsleitung von Thaanach zu Jericho kaum erfolgt.

Daß Sellin mich übrigens viel besser verſtanden hat, als er offenbar glaubte, von vornherein zugeben zu dürfen, ohne sich etwas zu vergeben, beweisen seine eigenen Worte, wenn er im letzten Teil seines Artikels sagt, daß er auch künftighin Ausgrabungen in Paläſtina zu unternehmen gedenke, »aber nur unter Heranziehung eines klassisch-archäologischen oder ägyptologischen Beirats — je nach der Gegend — unter Umſtänden beider«; wenn er ferner zugibt, daß »eine von einem praktisch erfahrenen Ägyptologen geleitete Ausgrabung in Paläſtina, gerade z. B. die Fortsetzung der Arbeit in Megiddo in jeder Richtung befriedigend ausfallen könnte — unter paläſtinensisch-archäologischem Beirat«; und wenn er endlich fortfährt: »Ich sehe vorläufig kein besseres Programm als das früher von Thiersch entworfene und auch von der Deutschen Orient-Gesellschaft akzeptierte: Leitung durch eine aus einem altteſtamentlichen Theologen, einem Archäologen und einem Architekten kombinierte Kommission . . . Ich denke, diese Organisation hat sich in Jericho bewährt. Ich werde sie auch weiter befolgen.«

Was wollte ich denn mehr?! Das war ja doch genau das, was ich anſtrebte. Wozu also all das Sträuben vorher?! Der ganze Wortaufwand wäre unnötig gewesen. War er doch im Grunde nicht mehr als ein etwas geräuschvolles Rückzugsgefecht. Indes auf die Worte kommt es nicht so viel an, wenn die Hauptsache erreicht iſt, das rechte Tun. Und das iſt hier der Fall. Im Kern der Sache verſtehen wir uns und reichen uns also die Hände. Und damit verſtehen wir uns auch vorzüglich im letzten Punkte, in dem Programm für die weitere Zukunft.

Unsere ganze bisherige Diskussion hat sich erſtreckt auf die gegenwärtig noch dringenden Fragen, auf das, was jetzt und

zu allernächſt noch nottut. Daß es sich dabei nur um ein Provisorium handeln kann, wie Sellin mit Recht hervorhebt, wird jedermann klar sein. Nur die gegenwärtige Notlage, die daher kommt, daß es eben die für die paläſtinensischen Grabungen berufenſten Fachleute, die eigentlichen paläſtinensischen Archäologen, noch nicht gibt, daß sie vorerſt noch in einer Art Hilfsaktion durch klassische Archäologen und Ägyptologen ersetzt werden müssen, nur dieser drückenden Notlage verdanken unsere Vorschläge und Versuche doch überhaupt erſt ihre Entſtehung. Weiter zu gehen oder anders vorzugehen war und iſt nicht meine Absicht; einmal weil ich es für richtiger halte, zuerſt eben nicht für die fernerliegenden, sondern die nächſtliegenden Bedürfnisse zu sorgen, und dann die darüber hinausliegende Zukunft zu ordnen, wenn einmal das leidige Provisorium überwunden sein wird, weil dies dann der andern, der theologischen Disziplin zukommt, und ich es für eine Anmaßung halten müßte, ihr da hineinzureden. Denn die Zukunft gehört hier unbedingt den Theologen. Aus der altteſtamentlichen Disziplin heraus muß die paläſtinensische Archäologie ebenso hervorwachsen, wie die klassische Archäologie aus der klassischen Philologie heraus entſtanden iſt, wie die Ägyptologie im umfassendſten Sinne aus den Hieroglyphenentzifferern und den Erforschern der ägyptischen Sprache, und wie die mesopotamische Archäologie sich noch herauszuentwickeln hat aus den »Assyriologen«. Es fällt mir nicht ein, dieser ganz selbſtverſtändlichen These zu widersprechen, und auch meinem Gegner soll es nicht gelingen, mich in Widerspruch damit zu bringen. Dies Prinzip für die glücklichere Zukunft aber aufzuſtellen, war nicht meine, sondern des Theologen Sache. Daß Sellin es nun einmal offen getan hat, begrüße ich mit Freuden und wird ihm gewiß als ein dauerndes Verdienſt angerechnet werden dürfen. Alle Vorschläge, die er nach dieser Richtung hin macht: Ausbau des von Dalman so vorzüglich geleiteten Inſtituts in Jerusalem, Einrichtung besonderer paläſtinensisch-archäologischer Seminare an den deutschen Universitäten und Vertiefung der theologischen Vorlesungen im selben Sinne, all dem möchte ich auch von der Nachbardisziplin aus baldige Verwirklichung aufrichtig wünschen. Diese Organisation aber haben die Theologen selbſt zu schaffen, wenn auch unter mancherlei Entlehnungen unseres Rüſtzeugs. Je früher sie beginnen, die dazu schon vorhandenen Ansätze energisch — viel energischer als bisher! — auszubauen, um so besser. Sobald aber auf diese Weise die paläſtinensische Archäologie zu einer vollwertigen eigenen Disziplin herausgewachsen sein wird, sobald sie die Rolle der Herrin im eigenen Hause wirklich übernehmen kann, so werden wir andern, die wir einſtweilen ihre Funktionen aushelfenderweise zu erfüllen suchen, uns gerne zurückziehen und uns wieder ungeteilt anderen, für uns lohnenderen, dankbareren Aufgaben zuwenden. Dann iſt unsere Schuldigkeit getan, der Mohr kann gehen

Meinerseits droht also diesem Zukunftsprogramm keineswegs irgend »ein nicht gutzumachender Schaden«. Auch ſteht es nach diesen leider notwendig gewordenen Klarlegungen wohl nicht mehr zu befürchten, daß etwa mein Gegner selbſt durch »einseitige« Auffassung meines »neuen« Programmes dazu beitragen werde.

Wir erwarten keinen Dank für das, was wir zum Beſten der Sache in Paläſtina jetzt noch beizutragen suchen. Aber gegen Entſtellungen unserer aufrichtigen Bemühungen müssen wir aufs energischſte Verwahrung einlegen, von welcher Seite sie auch kommen mögen. Auch erwarte ich keine weitere Erklärung von Sellin hierüber — die Sache iſt für mich hiermit abgetan —, aber ich will mich freuen, wenn er auch weiter fortfährt, so rasch nützliche Vorschläge anderer zu beherzigen und in die Tat umzusetzen wie bisher. Möge es seiner vorwärtsdrängenden Energie gelingen, die Ausgrabungen in Paläſtina wirklich so populär zu machen, wie er sie jetzt schon gerne sehen möchte! Dann wird er zweifellos der erwachenden paläſtinensischen Archäologie mitverhelfen zu der Anerkennung und Achtung, die ihr bei gesunder Entwicklung neben den älteren Schweſtern, der klassischen Archäologie und der Ägyptologie, mehr und mehr gebühren wird.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Die Carnegie-Stiftung zur Förderung des Unterrichts.

Während die geplante großartige Rockefeller-Stiftung, deren Ankündigung vor wenigen Wochen die ganze Welt in Erstaunen gesetzt hat — denn es handelt sich dabei um Hunderte von Millionen für philanthropische Zwecke — vorläufig noch in der Luft schwebt, kann die Carnegie-Stiftung bereits auf eine nahezu fünfjährige segensreiche Tätigkeit zurückblicken. Wenigstens sind in diesen Tagen grade fünf Jahre verflossen, seit Carnegie seine Stiftung ankündigte, wenn auch die eigentliche Organisation der Stiftung erst vom 15. November 1905 datiert. Am 16. April 1905 richtete Carnegie den Brief an eine Anzahl Präsidenten und Professoren der führenden Universitäten sowie hervorragende Finanzmänner des Landes, in dem er auf die mangelhafte Besoldung der Lehrer der Colleges und Universitäten hinwies, für deren Alter auch nur sehr wenig Anstalten Fürsorge treffen. Die Folge dieses Zustandes sei beklagenswert, denn fähige Männer würden dadurch vielfach abgehalten, sich der akademischen Laufbahn zu widmen, und viele Professoren in vorgerücktem Alter, deren Plätze jüngeren Kräften eingeräumt werden sollten, könnten nicht in den Ruhestand treten. Er habe daher beschlossen, die Summe von zehn Millionen Dollar zu stiften, aus deren Zinsen Ruhegehälter für die Lehrer von Universitäten, Colleges und technischen Hochschulen in den Vereinigten Staaten, Canada und Neufundland bezahlt werden sollen, soweit solche Anstalten nicht vom Staat unterhalten würden oder mit einer kirchlichen Sekte in Verbindung stünden. Und zwar sollen diese Ruhegehälter nicht als mildtätige Unterstützungen angesehen werden, sondern als solche, auf welche jeder Professor einer Anstalt, die von der Stiftung anerkannt ist, ein Recht hat. Durch die Stiftung dieses Fonds, so schließt der Brief, hoffe er die höhere Bildung zu fördern und zugleich einem Stande zu nützen, der am höchsten unter allen Berufen stehe, aber am armseligsten versorgt sei.

Die 25 Männer, an die Carnegies Brief gerichtet war, bildeten den ersten Verwaltungrat der unter dem Namen »The Carnegie Foundation« unter den Gesetzen des Staates New York*) inkorporierten Stiftung und berichteten am 15. November durch ein Spezialkomitee über die vorbereitenden Schritte zur endgiltigen Organisation der Stiftung. 389 Anstalten hatten die erbetenen statistischen Daten geliefert. Nach Ausschaltung der Anstalten mit staatlicher Unterstützung oder religiöser Aufsicht verblieben 105 Anstalten. Der wissenschaftliche Charakter dieser Anstalten ist aber so ungleich, daß das Komitee sofort die Notwendigkeit erkannte, nur solche Anstalten an den Wohltaten der Stiftung teilhaftig werden zu lassen, deren Leistungen den höchsten an ein College zu stellenden Anforderungen entsprach. Damit war der Grundton für den Geist der Carnegie-Stiftung angeschlagen und diese von einer materiellen Versorgungsanstalt zu einer ideellen Schöpfung erhoben, die das höhere Bildungs- und Erziehungswesen des Landes zu fördern sucht und einen ähnlichen Einfluß auf die Hebung und gleichmäßigere Gestaltung der Leistungen einerseits des College und anderseits der auf das College vorbereitenden Mittelschulen auszuüben berufen ist wie der einige Jahre früher ins Leben gerufene Prüfungsausschuß zum Eintritt in ein College (College Entrance Examination Board) und die Vereinigung amerikanischer Universitäten (The Association of American Universities) sowie insbesondere der Allgemeine Erziehungs-Auschuß (The General Education Board), eine Stiftung Rockefellers aus dem Jahre 1902, die ähnliche Zwecke wie die Carnegie-Stiftung verfolgt und hauptsächlich der Förderung des höheren Unterrichts im Süden des Landes dient.

Seit der denkwürdigen Sitzung vom 15. November 1905 entfaltet der Vorstand, an dessen Spitze der Präsident Dr. Henry S. Pritchett, früher Präsident des Massachusetts Institute of Technology, steht, eine äußerst rührige Tätigkeit, die darauf gerichtet ist, den wahren Charakter der Anstalten des Landes, die sich Colleges und Universitäten nennen, ans Licht zu bringen. Da wurde in alle Winkel hineingeleuchtet und der Status jeder einzelnen Anstalt, die Ansprüche macht, in die Liste der von der Stiftung bedachten Anstalten aufgenommen zu werden, aufs genaueste untersucht. Die Ergebnisse sind in den vom Präsidenten und Schatzmeister herausgegebenen Jahresberichten der Stiftung niedergelegt, von denen bis jetzt vier erschienen sind, und deren jeweiliges Erscheinen von manchen akademischen Kreisen mit gemischten Gefühlen, von allen wahren Bildungsfreunden mit größtem Interesse begrüßt wurde. Sie sind ebenso wie die zwischen den Jahresberichten gelegentlich erschienenen Einzelveröffentlichungen wertvolle Dokumente und bilden wahre Marksteine für die Entwicklungsgeschichte des höheren Unterrichts in Amerika.

Aus dem ersten Jahresbericht ersehen wir, daß von den oben erwähnten 105 Anstalten zunächst 52 in die Berechtigungsliste aufgenommen wurden, und daß bis zum 1. Oktober 1906 an Professoren dieser Anstalten 45 Pensionen im Betrag von 69,875 Doll. bezahlt wurden, ferner an Pensionen für einzelne verdiente Professoren anderer Anstalten 45,585 Doll., an Witwenpensionen 6670 Doll., im ganzen 122,130 Doll., so daß auf die Vertreter der ersten Kategorie durchschnittlich je 1387 Doll., auf die der zweiten Kategorie 1552 Doll. und auf die Witwen je 833 Doll. jährlich kommen. — Was die Verteilung auf einzelne Staaten betrifft, so sind von den 52 Colleges und Universitäten je elf in Massachusetts und New York, je vier in Pennsylvania und Ohio, drei in Wisconsin, je zwei in Connecticut, New Jersey und Vermont, je ein in Colorado, Illinois, Iowa, Indiana, Louisiana, Maryland, Missouri, California, New-

*) Im Jahre 1906 wurde die reorganisierte Stiftung auf Grund eines Gesetzes des Kongresses und unter Zustimmung des Präsidenten der Vereinigten Staaten unter der Bundesregierung inkorporiert und der Name der Stiftung dahin geändert, daß er künftig Carnegie-Stiftung zur Förderung des Unterrichts (The Carnegie Foundation for the Advancement of Teaching) lauten sollte.

Hampshire, District of Columbia, Minnesota, Province of Quebec, Nova Scotia. — Ferner werden in dem Bericht die Bestimmungen für die Pensionierung der Offiziere des Heeres und der Marine mitgeteilt, das System für die Pensionierung der Lehrer und Professoren in europäischen Staaten erörtert, wobei namentlich ein Vergleich mit dem in Deutschland geltenden System für Lehrer-, Witwen- und Waisenpensionen gezogen wird, und eine Übersicht über die Grundsätze gegeben, die an einzelnen Universitäten des Landes bisher galten, wenn Professoren in den Ruhestand traten. — Aus den Regeln der Stiftung sei hervorgehoben, daß diese nur eine solche Anstalt als College anerkennt, die finanziell genügend dotiert ist, an der mindestens sechs Professoren wirken, die ihre ganze Kraft der Anstalt widmen, die ferner einen vollständigen vierjährigen klassischen oder wissenschaftlichen Kursus hat und als Aufnahmebedingung die Absolvierung eines vierjährigen Kursus einer Mittelschule (High School) verlangt. Dieser vierjährige Kursus der Mittelschulen muß mindestens 14 Unterrichtseinheiten (Units) umfassen, wobei unter Einheit ein Jahreskursus in einem Unterrichtsgegenstand mit je fünf wöchentlichen Unterrichtsstunden verstanden wird. Diese Anforderungen stimmen im allgemeinen mit denen des oben erwähnten College Entrance Examination Board überein.

Der 2. Jahresbericht, der Ende September 1907 abschließt, macht zunächst Mitteilungen über die im Laufe des Berichtsjahres eingegangenen zahllosen Gesuche um Aufnahme in die Liste der berechtigten Anstalten. Die Mehrzahl der Gesuche geht natürlich von Anstalten des Landes aus, aber auch ausländische Institute bewarben sich, u. a. die Universitäten von New Zealand, Adelaide, Melbourne, Sydney und Tasmania. Es wurde indes nur über 3 Colleges der Vereinigten Staaten vom Vorstand günstig berichtet und diese danach aufgenommen, so daß die Zahl der berechtigten Anstalten am Schluß des Berichtsjahres 55 betrug. Bis zum 30. September 1907 zahlte die Stiftung $234 660 an Jahrespensionen, und zwar $146.150 an Professoren und Witwen von Professoren der berechtigten Anstalten und $88.510 an solche Professoren, die nicht diesen Anstalten angehören, im ganzen an 166 Personen, darunter 15 Witwen. Ausführliche statistische Tabellen belehren uns aufs genaueste über die Organisation, den finanziellen und wissenschaftlichen Stand jeder einzelnen der 55 Anstalten. Aus einer der Rubriken erfahren wir die Zahl der Lehrkräfte dieser Anstalten: in Harvard wirken z. B. nicht weniger als 576 Lehrkräfte, darunter 183 Professoren, in Columbia 562 Lehrkräfte mit 195 Professoren usw. Der Bericht verbreitet sich ferner über die Unzuverlässigkeit der Kataloge vieler Colleges des Landes, aus denen eine genügende Kenntnis über den Charakter der Anstalt nicht gewonnen werden kann. Er erklärt insbesondere auch eine allgemeine Verständigung über den Begriff des special student (Hörer, Hospitant) für dringend wünschenswert. Einen wesentlichen Teil des Berichts bilden sodann Artikel über die zahlreichen Colleges des Landes, die mit irgendeiner Kirche in statutenmäßiger Verbindung stehen, und solche, welche das Verhältnis der Stiftung zu diesen Colleges betrifft, und endlich Artikel über die Bedingungen zur Aufnahme ins College und über den Unterschied zwischen College und Universität.

Der 3. Jahresbericht umfaßt die Zeit vom 1. Oktober 1907 bis 30. September 1908. Aus dem geschäftlichen Teil des Berichts ist folgendes hervorzuheben: Herr Carnegie fügte seiner Stiftung weitere fünf Millionen hinzu, damit auch solche Colleges und Universitäten, die vom Staat unterhalten werden, die Vorteile der Stiftung genießen können. Die Staatsanstalten waren bisher von den Wohltaten der Stiftung ausgeschlossen, unter der Annahme, daß die betreffenden Staaten selbst für Pensionen Sorge tragen würden. Die zahlreichen Petitionen von Gouverneuren gewisser Staaten und ihrer Legislaturen bewogen indes den Stifter, künftig auch die Staatsanstalten zu berücksichtigen und zu dem Zweck den Fonds der Stiftung auf 15 Millionen zu erhöhen. Ferner beschloß der Verwaltungsrat, den Maximalbetrag eines Ruhegehalts von $3000 auf $4000 zu erhöhen und die Pension einer Witwe, die bisher willkürlich bestimmt wurde, auf die Hälfte der Summe festzusetzen, zu der ihr Gatte berechtigt sein würde. Vorausgesetzt ist dabei, daß die Witwe 10 Jahre mit dem verstorbenen Gatten verheiratet war. Zu den bereits bestehenden Pensionen wurden 78 neue bewilligt, darunter 15 an Witwen. Die durchschnittliche Höhe der Pension betrug $1603. Es wurden im ganzen $303,505 für Pensionen verausgabt gegen $202,145 im Vorjahr, ein Mehr von $101,360. Sieben weitere Colleges und Universitäten des Landes, deren Geschichte und Organisation ausführlich mitgeteilt wird, wurden während des Berichtsjahres in die Liste der berechtigten Anstalten aufgenommen, so daß es am 1. Oktober 1908 62 berechtigte Anstalten gab. Ein eigener Abschnitt des Berichts handelt von dem Lehreraustausch zwischen den Vereinigten Staaten und Preußen. Einem Wunsch des preußischen Unterrichtsministers entsprechend, wurde der Präsident der Carnegie-Stiftung im November 1907 beauftragt, diesen Lehreraustausch zu vermitteln. Der Präsident ernannte ein Komitee zur Prüfung der Tauglichkeit solcher amerikanischen Kandidaten, die als Austauschlehrer einer preußischen höheren Schule zu wirken wünschten.

In dem Berichtsjahr wurden acht amerikanische Lehrer preußischen höheren Schulen zugewiesen. Dieser Lehreraustausch hat sich vorzüglich bewährt, er wirkt gleich anregend auf Lehrer wie Schüler und dient ebenso wie der Professorenaustausch dazu, das geistige Band zwischen Deutschland und Amerika fester und fester zu knüpfen.

Weitere Kapitel des Berichts behandeln die Fortschritte in der Herbeiführung gleichmäßiger Bedingungen zur Aufnahme in ein College, die bedingungsweise Zulassung von Studenten, welche die Aufnahmeprüfung nicht in allen Fächern bestanden haben, das Verhältnis der sogenannten special students, die Vorbildung der Studenten des Rechts und der Medizin und ähnliche Fragen. Ein äußerst interessantes Kapitel beschäftigt sich mit der Frage der Organisation des höheren Unterrichts. Von einer solchen sind die Vereinigten Staaten noch weit entfernt. Das vortreffliche Unterrichtssystem Deutschlands, bei dem alle Schularten organisch ineinandergreifen, ist das Ergebnis einer Entwicklung von hunderten von Jahren. Die Ver-

einigten Staaten dagegen sind jung. Vielfach herrschen noch soziale und politische Verhältnisse, die an die Pioniertage erinnern. Von einem allgemeinen gleichen Unterrichtssyſtem iſt keine Rede. Es sind ungefähr 1000 Unterrichtsanſtalten im Lande, die sich Colleges nennen, von denen viele nicht einmal so viel leiſten wie eine gute Mittelschule (High School). Welch ungeheure Verwirrung bringt ein solcher Zuſtand mit sich! Welche Probleme erwachsen da für die Freunde nationaler Erziehung! Einer der Hauptmängel beſteht darin, daß eine Beaufsichtigung der Schulen faſt vollſtändig fehlt. Das Bundeserziehungsbureau in Washington iſt eine ſtatiſtische Behörde, kein Kultusminiſterium. Der Staat New York iſt der einzige, der eine Art ſtaatliche Aufsicht über die höheren Unterrichtsanſtalten führt. Im übrigen sind die meiſten Colleges und Universitäten des Landes Privatinſtitute, niemand verantwortlich, von keiner Behörde beaufsichtigt. Ferner iſt der Mangel an guten Lehrkräften zu beklagen. Es gibt nur wenige eigentliche Lehrerseminare im Lande. Der Zusammenhang zwischen College und Universität kann auf die Dauer nicht beſtehen, wenn nicht die Zeit der Vorbereitung auf das College erheblich gekürzt wird, denn jetzt kommt der Collegeabiturient erſt in einem Durchschnittsalter von 22⅔ Jahren auf die Universität.

Der vierte und letzte Jahresbericht der Stiftung geht bis zum 30. September 1909, iſt aber erſt vor wenigen Wochen erschienen, eine Verzögerung, über die von vielen Seiten bitter geklagt worden iſt, weil das Collegejahr bereits zu weit vorgeschritten iſt, als daß die Empfehlungen des Berichts noch berücksichtigt werden könnten. Auch dieser Bericht beschränkt sich nicht auf geschäftliche und Verwaltungsangelegenheiten der Stiftung, sondern diskutiert höhere Erziehungsfragen von aktueller Bedeutung und weittragendem Interesse, wie die Frage der Politik in den ſtaatlich unterhaltenen Anſtalten, die Stellung der ſtaatlichen landwirtschaftlichen Akademien, die Tätigkeit des College-Truſtee, die Aufgabe des College-Präsidenten und des Regiſtrars, die Notwendigkeit eines einheitlichen Verfahrens bei Aufſtellung der Finanzberichte, das Verhältnis des College zur Mittelschule u. s. w.

Während des Berichtsjahres wurden 115 Pensionen im Betrag von $177,000 bewilligt. Im ganzen zahlt die Stiftung jetzt 318 Pensionen zum Betrage von $466,000. Die Professoren, die diese Ruhegehälter beziehen, kommen von 139 Colleges, die über 43 Staaten der Union und Canadas verbreitet sind. 7 Colleges bezw. Universitäten wurden im Laufe des Jahres in die Liſte der berechtigten Anſtalten aufgenommen, darunter 5 Staatsuniversitäten, eine derselben in Canada. 2 Anſtalten sind ausgeschieden, sodaß die Zahl am 1. Oktober 1909 67 betrug. Die eine der ausgeschiedenen Anſtalten hat freiwillig die Verbindung mit der Stiftung aufgegeben, nachdem ihr kirchlicher Charakter durch den Beschluß entschieden worden, daß ein Mitglied des Verwaltungsrats von der Methodiſten-Konferenz betätigt werden müsse. Die andere Anſtalt, die George Washington-Universität in Washington, D. C., wurde von der Liſte geſtrichen, besonders aus dem Grunde, weil sie zwei Professoren willkürlich entlassen hatte. Diese hatten eine 25jährige Dienſtzeit hinter sich und waren nach den bisher für die Gewährung von Pensionen geltenden Beſtimmungen ohne weiteres zu Pensionen berechtigt. Durch die Entlassung war die Universität aber in die Lage gesetzt, an Stelle der älteren jüngere Lehrkräfte mit geringerem Gehalt anzuſtellen und auf diese Weise erhebliche Summen zu sparen. Das unglaubliche Vorgehen der Universität fand allgemeine Verurteilung, und der Verwaltungsrat traf die Beſtimmung, daß künftig ein Professor nicht, wie bisher, nach einer 25jährigen Dienſtzeit ohne weiteres in den Ruheſtand versetzt werden kann, sondern nur, falls er dienſtunfähig iſt; im anderen Fall soll er erſt im Alter von 65 Jahren Anspruch auf Pension haben.

Im erſten Hauptteil des Berichts ſteht noch ein höchſt interessanter Artikel über den Lehreraustausch zwischen Preußen und den Vereinigten Staaten. Dieser beſteht nun zwei Jahre, und es bedarf natürlich weiterer Erfahrung, ehe die Einrichtung in ihrem vollen Wert gewürdigt werden kann. Aber schon jetzt läßt sich sagen, daß sie außerordentlich erfolgreich iſt. Die amerikanischen Austauschlehrer sprechen sich in ihren ausführlichen Berichten an die Stiftung zumeiſt in begeiſterter Weise über die Aufnahme aus, die sie in Deutschland gefunden haben, und die Direktoren der deutschen Anſtalten, denen sie zugeteilt waren, erkennen die Fähigkeit der Lehrer und ihren guten Einfluß auf die Schüler rückhaltlos an. Die Berichte der deutschen Lehrer über ihre Erfahrungen und Beobachtungen an amerikanischen Schulen sind hier noch nicht bekannt geworden, doch hat Geheimrat Dr. Karl Reinhardt, der die Auswahl der nach Amerika gesandten deutschen Austauschlehrer getroffen, baldige Mitteilungen hierüber in Aussicht geſtellt.

Ein anderer Hauptteil des Berichts beschäftigt sich hauptsächlich mit den ſtaatlich unterhaltenen Anſtalten, insbesondere mit dem Einfluß der Politik, der politischen Parteien auf die Entwickelung solcher Anſtalten. In manchen Staaten sind die ſtaatlichen Landwirtschaftsschulen mit Ingenieurkursen Konkurrenten der Staatsuniversitäten mit denselben Kursen. Um möglichſt viele Schüler zu gewinnen und dadurch Eindruck auf die Staatslegislatur zu machen, setzen sie die Aufnahmebedingungen herab, ein demoralisierender Zuſtand, der dringend der Abhilfe bedarf.

Es werden in dem Bericht noch verschiedene Probleme erörtert, namentlich solche, die mit der Aufnahme ins College zu tun haben. Sie im einzelnen zu besprechen, würde zu weit führen. Eines geht aus dem Vorſtehenden doch zur Genüge hervor: die Kritik, welche die Carnegie-Stiftung an unseren Unterrichts- und Erziehungszuſtänden ausübt, iſt scharf, iſt schneidig wie das Messer des Chirurgen, aber sie trägt zur Heilung bei wie dieses, und die wahren Freunde einer nationalen amerikanischen Erziehung werden die Tätigkeit des Inſtituts auch in Zukunft mit größtem Interesse verfolgen.*)

R. T. Sr.

*) Der letzte Jahresbericht wird auf Wunsch zugesandt durch die Carnegie Foundation, 576 Fifth Ave., New York. Die Auflage dürfte aber wie die der früheren Publikationen bald vergriffen sein

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 20
14. Mai 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Weltkultur-Bewegung.*)

Vorlesung, gehalten vor der Universität Berlin am 12. Mai 1910

von **Theodor Roosevelt.**

Ich begrüße mit großer Freude die Gelegenheit, vor der Universität von Berlin in dem Jahr, in welchem sie das erste Jahrhundert ihres Bestehens abschließt, eine Ansprache halten zu dürfen. Es ist für Sie in der alten Welt schwer, die Gefühle eines Mannes, der von einer noch im Werden begriffenen Nation in ein Land mit einer in unvordenkliche Zeiten zurückreichenden Vergangenheit kommt, zu verstehen; und das ist besonders der Fall, wenn dieses Land, mit seiner alten Geschichte hinter sich, dennoch voll stolzen Vertrauens in die Zukunft blickt und in der Gegenwart all die überschäumende Kraft froher Jugend zeigt. Das ist der Fall mit Deutschland.

Mehr als ein Jahrtausend ist es her, seit das römische Westreich tatsächlich ein deutsches Kaiserreich wurde. Während des ganzen Mittelalters bildeten das Deutsche Reich und das Papsttum die beiden Brennpunkte in der Geschichte des Okzidents. Mit den Ottonen und den Heinrichen begann der langsame Aufstieg jener Herrschaft des Westens, welcher seither das moderne Europa und somit schließlich die moderne Welt gestaltet hat. Deren Aufgabe war es, die Gesellschaftsklassen zu gliedern und vor dem Auseinanderfallen zu bewahren. Sie bauten Burgen, gründeten Städte, legten Wege an; sie kämpften hart, um die sie umschäumende Brandung in geordnete Zustände zu verwandeln; und zu derselben Zeit drängten sie erst das Heidentum zurück, und dann entrissen sie ihm langsam seine Besitzungen.

Nach dem Sturz Roms und dem Zerfall des römischen Kaiserreichs erfolgt die erste Kristallisation derjenigen Kräfte, welche an der Heranbildung einer neuen Kultur im westlichen Europa tätig waren, um das Haus der Karolinger und besonders um den großen Kaiser, Karl den Großen, dessen Kaisersitz in Aachen war. Unter den Karolingern wurden die Araber und die Mauren bis jenseits der Pyrenäen zurückgetrieben; die letzten der alten heidnischen Germanen wurden gewaltsam zum Christentum bekehrt, und die Avaren, wilde Reiter aus Asiens Steppen, die lange ihr Zeltleben in Mitteleuropa geführt hatten, wurden gänzlich vernichtet. Mit dem Zerfall des Reichs der Karolinger kehrte das Chaos zurück und damit ein neuer Einbruch wilder Horden: Vikinger aus dem eisigen Norden und neue Scharen fremdartiger Reiter aus Asien. Es waren die ersten Kaiser des eigentlichen Deutschland, welche

*) Autorisierte Übersetzung von Günther Thomas, Berliner Spezialkorrespondent der Newyorker Staatszeitung.

diese Barbaren unterdrückten; zu ihrer Zeit wurden die Dänen und Magyaren und Normannen zu Christen und ebenso die meisten Slavenstämme, so daß Europa die Gestalt anzunehmen begann, die wir heute noch kennen. Seitdem sind die Jahrhunderte vorbeigerollt, mit seltsamen Wechselfällen des Glücks, zeitweise gänzlich öde und dann wieder erfüllt mit deutschen Errungenschaften in kriegerischer und zivilisatorischer Tätigkeit, in Kunst und Wissenschaft. Die Zentralgewalt wurde innerhalb der deutschen Lande hierhin und dorthin verschoben; das große Haus der Hohenzollern stieg empor, das Haus, welches endlich Deutschland in eine gebietende Stellung in der vordersten Front der Völker der Menschheit hat einrücken sehen.

In dieses Land einer ruhmvollen Vergangenheit und glänzenden Gegenwart, in dieses Land großer Erinnerungen und starker Hoffnungen komme ich als Angehöriger eines jungen Volkes, das mit jeder der großen Nationen des mittleren und westlichen Europas blutsverwandt und doch wieder von jeder verschieden ist; welches von jeder viel ererbt oder erworben hat, aber doch jede Erbschaft und jede Erwerbung in etwas Neues und Fremdes verändert und entwickelt. Der deutsche Anteil an unserm Blut ist groß, denn fast von Anbeginn an ist das deutsche Element unter den einander folgenden Wogen von Ankömmlingen, deren Kindeskinder in die amerikanische Nation verarbeitet worden sind und noch werden, groß gewesen; und ich selbst führe meine Abstammung auf jenen Zweig der Niederdeutschen zurück, welcher Holland aus der Nordsee empor gehoben hat. Und noch mehr, wir haben von Ihnen nicht nur einen großen Teil des Blutes, das durch unsere Adern rinnt, entnommen, sondern auch einen großen Teil der Gedankenwelt, durch welche unsere Denkarbeit bestimmt wird. Generationen amerikanischer Studenten sind zu Ihren Universitäten gezogen, und Dank der vorausschauenden Weisheit Seiner Majestät des gegenwärtigen Kaisers ist das innige und freundschaftliche Verhältnis zwischen beiden Ländern jetzt in jeder Beziehung enger, als es je zuvor war.

Deutschland ist ganz besonders ein Land, in welchem die Weltkultur-Bewegung von heute in all ihren vielfachen Erscheinungsformen deutlich sichtbar wird. Das Leben dieser Universität fällt mit der Periode zusammen, während welcher jene Bewegung sich verbreitet hat, bis sie auf jedem Kontinent zu spüren war, während sie an Schnelligkeit zugenommen hat, so daß sich das Antlitz der Erde verändert hat und noch verändert, wie nie zuvor. Es ist daher wohl angebracht und passend, hier von diesem Gegenstand zu sprechen.

Als im langsamen Vorschreiten der Zeitalter auf unserm Planeten der Mensch entwickelt wurde, war die Einwirkung, welche sein erstes Erscheinen ausübte, nur gering. Weitere Zeitalter gingen vorüber, während deren er sich in unendlich kleinen Stufen durch die unteren Grade der Tierähnlichkeit vorwärts schob und kämpfte, denn es gilt das allgemeine Gesetz, daß das vorgeschrittenere und kompliziertere Leben, welcher Art es auch immer sei, sich schneller verändert, als einfachere und weniger vorgeschrittene Formen. Das Leben der Wilden verändert und entwickelt sich mit ungemeiner Langsamkeit, und Gruppen von Wilden beeinflussen einander nur wenig. Die ersten rudimentären Anfänge jenes Gemeinschaftslebens, welches wir Zivilisation nennen, bezeichnen eine Periode, zu welcher der Mensch schon lange das bei weitem wichtigste Geschöpf auf dem Planeten gewesen war. Die Geschichte der lebendigen Welt war tatsächlich die Geschichte des Menschen geworden und daher etwas ganz Verschiedenes, an Art sowohl wie an Ausdehnung, von dem, was sie vorher gewesen war. Es gibt interessante Analogien zwischen der Entwicklung des Lebens im Allgemeinen und der Entwickung der menschlichen Gesellschaft, und sie werde ich anderwärts besprechen. Aber die Unterschiede sind tief und reichen bis zum Ursprung der Dinge.

Während der ganzen frühen Stadien waren die Kulturbewegungen — denn korrekterweise kann man nicht von einer einzigen Bewegung sprechen — sehr langsam, örtlich beschränkt und nur partiell in dem Sinne, daß sich jede nur auf wenigen Linien vollzog. Aus den zahllosen Jahren, über welche sich diese ersten Stadien erstreckten, besitzen wir keine Zeugnisse. Es waren das die Jahre so außerordentlicher Entdeckungen und Erfindungen wie des Feuers, des Rades, des Bogens und der Züchtung von Haustieren. Diese Erfindungen waren aber örtlich so beschränkt, daß heute noch wilde Stämme vegetieren, die

das halbtierische Leben einer unendlich weit zurückliegenden Vergangenheit führen, die keine von jenen — mit Ausnahme des Feuers — kennen, und die Entdeckung und der Gebrauch des Feuers mag nicht den Beginn der Kultur, wohl aber den Beginn des Zeitalters der Wilden bezeichnet haben, welches den Menschen vom Tier schied.

Selbſt als Zivilisation und Kultur eine verhältnismäßig hohe Stufe erreicht hatten, blieben sie rein lokaler Natur und daher waren sie heftigen Erschütterungen unterworfen. Neuere Forschungen haben die Exiſtenz von Völkern in vorgeschichtlichen oder wenigſtens urgeschichtlichen Zeiten ergeben, die in beſtimmten Gegenden eine hohe und eigenartige Kultur erreichten, eine Kultur, welche später so vollſtändig zerſtört wurde, daß es schwer iſt, zu sagen, ob überhaupt und eventuell was für Spuren sie in den nachfolgenden Kulturen hinterlassen hat, aus denen wir unsere eigene entwickelt haben, während es schon schwer iſt, genau zu beſtimmen, wie weit irgend eine dieser Kulturen irgend eine andere beeinflußt hat. In vielen Fällen, in denen Eindringlinge mit Waffen aus Bronze oder Eisen ſteinzeitliche Völker besiegten, wurde die niedere Kultur oder Barbarei von der höheren Kultur vollſtändig vernichtet, sobald sie mit ihr in Berührung kam. In andern Fällen, in welchen zwar im Anfang die kulturelle Überlegenheit ihren Trägern auch eine erhebliche kriegerische und adminiſtrative Überlegenheit über die Nachbarvölker verlieh, war sie doch früher oder später von einer gewissen Verweichlichung oder entnervenden Wirkung begleitet, welche das kulturell höher ſtehende Volk der Gnade kräftiger und besitzneidischer Nachbarſtämme preisgab, in deren wilden Seelen die Habgier allmählich Angſt und Schrecken überwand. Dann wurde das früher aufwärts ſtrebende Volk verschlungen, und die nivellierenden Wogen der Barbarei schlugen über ihm zusammen. Wir sind aber noch nicht in der Lage, mit Beſtimmtheit hierüber zu sprechen. Erſt die Forschungen der letzten Jahre haben uns in den Stand gesetzt, den Lauf der Dinge im vorgeschichtlichen Griechenland etwa zu vermuten, während wir noch kaum einen Versuch unternehmen dürfen, zu vermuten, wie z. B. die Hallſtätter Kultur entſtanden und untergegangen iſt, oder wie sich Geschichte und Schicksal der Erbauer jener seltsamen Ruinen geſtaltete, als deren Typus Stonehenge gilt.

Die erſten Kulturen, von denen wir unzweideutige Zeugnisse besitzen, entſtanden in jener rauhen geschichtlichen Periode, welche geologisch zur unmittelbaren Gegenwart gehört — und welche nur um Spanneslänge von der Gegenwart entfernt iſt, selbst wenn man sie mit der Länge der Zeit mißt, während welcher schon der Mensch auf unserm Planeten gelebt hat. Diese erſten Kulturen waren diejenigen, welche in Mesopotamien und im Niltal etwa vor sechs- oder achttausend Jahren entſtanden. Soweit wir es beurteilen können, waren es faſt gänzlich isolierte Mittelpunkte kultureller Entwicklung, und unsere gegenwärtige Kenntnis geht nicht weit genug, um es uns zu ermöglichen, eine von ihnen entweder mit den frühen kulturellen Bewegungen im südweſtlichen Europa auf der einen Seite und in Indien auf der andern Seite oder mit jener chinesischen Kultur, welche durch indische Einflüsse so ſtark berührt worden iſt, in Verbindung zu bringen.

Verglichen mit denjenigen Kulturen, die uns am bekannteſten sind, sind die hervorſtechendſten Eigenschaften der mesopotamischen und der Niltal-Kultur ihre Zeitdauer und ihre vergleichsweise Starrheit. Die Könige, Prieſter und Stämme, die am Nil oder Euphrat wohnten, haben ungefähr die gleiche Gedankenarbeit geleiſtet, die gleichen Taten vollbracht und zum mindeſten sehr ähnlich lautende Zeugnisse hinterlassen, während Jahrtausende vergingen. Gewiß, es gab auch Veränderungen; gewiß, sie und ihre Nachbarn beeinflußten sich auch gegenseitig, und die Schnelligkeit des Wechsels, der materiellen, intellektuellen und religiösen Entwicklung war viel größer, als je zuvor während der Äonen bloßer Barbarei. Aber im Gegensatz zu der modernen Zeit war diese Bewegung doch in der Tat sehr langsam, und, mehr noch, sie war in jedem einzelnen Fall gänzlich lokalisiert, während das Arbeitsfeld begrenzt war. Der Mensch errang gewisse Siege über die Natur; es gab gewisse Eroberungen auf rein intellektuellem Gebiet; es erfolgte auch eine gewisse Expansion, durch welche das Gebiet menschlicher Zivilisation erweitert wurde. Aber es wäre doch sehr schwer, überhaupt davon als von einer Weltbewegung zu sprechen, denn der bei weitem größte Teil der bewohnbaren Erdkugel war nicht nur unbekannt, sondern

man ahnte nicht einmal sein Vorhandensein, soweit die einigermaßen zivilisierten Völkerschaften in Betracht kommen.

Mit dem Zusammenbruch dieser alten Kulturen rückten die Völker in den Vordergrund, mit denen unsere eigene Kulturgeschichte gewissermaßen beginnt. Diejenigen Ideen und Einflüsse in unserem Leben, die wir überhaupt auf andere zurückführen können, sind in der großen Mehrheit aller Fälle rückführbar auf die Juden, die Griechen oder die Römer, und wenn man im gewöhnlichen Leben von den Völkern des Altertums spricht, so hat man besonders diese drei Völker im Auge, obwohl ihr Altertum, selbſt an der Geschichte gemessen, welche durch Aufzeichnungen beglaubigt iſt, ein ziemlich junges iſt.

Der Fall der Juden war ziemlich exzeptionell. Sie bildeten ein kleines Volk von kaum größerer Bedeutung als die Schweſternationen der Moabiter und der Leute von Damaskus, bis alle drei samt den anderen kleinen Staaten desselben Landſtrichs unter das Joch der Fremdherrschaft kamen. Dieses überlebten die Juden, während die Stammesgenossen untergingen. Auf geiſtigem Gebiet ſteuerten sie eine Religion bei, welche der ſtärkſte aller Faktoren in der Einwirkung auf die weitere Entwicklung der Menschheit gewesen iſt, aber kein andrer Beitrag der Juden kann sich mit dem messen, was uns die Griechen und Römer hinterlassen haben.

Die griechisch-römische Welt erlebte eine bei weitem glänzendere, mannigfachere und intensivere Kultur, als irgend eine ihrer Vorgängerinnen besessen hatte, und zwar eine, welche einen bedeutend größeren Teil der Erdoberfläche umfaßte. Zum erſten Mal begann da etwas, was wenigſtens eine Weltbewegung in dem Sinn andeutete, daß es einen erheblichen Teil der Erdoberfläche betraf, und daß es das unverhältnismäßig wichtigſte aller Ereignisse der Weltgeschichte jener Zeit repräsentierte. Das Feld geiſtiger Betätigung hatte wesentlich an Breite und Tiefe zu derselben Zeit gewonnen, in welcher sich das geographische Gebiet, das von der Kultur berührt wurde, ebenfalls erweiterte. An der Stelle einer Kultur, welche nur ein Stromtal oder einen Winkel des Mittelmeergebietes berührte, entſtand eine Kultur, welche direkt oder indirekt die gesamte Menschheit von der Wüſte Sahara bis zur Oſtsee, vom atlantischen Ozean bis zu den weſtlichſten, vom Himalaya auslaufenden Bergketten beeinflußte. Über den größten Teil dieses Gebietes wurden Einflüsse ins Werk gesetzt, welche wohl mit ſtark wechselnder Intensität, aber doch einen großen Teil der Menscheit betrafen. Auf vielen Gebieten der Wissenschaft, auf faſt allen Gebieten der Kunſt herrschte lebhafte Tätigkeit. Neben großen Feldherren wirkten große Staatsmänner und Politiker, die sich um die grundlegenden Fragen des sozialen und bürgerlichen Lebens sorgten. Von dieser Breite und Mannigfaltigkeit intellektueller Betätigung und allgemeiner Kenntnis hatte man früher nichts gewußt; und zum erſten Male begegnen wir den großen geiſtigen Führern, Philosophen und Schriftſtellern, deren Werke einen Teil all dessen bilden, was in der heutigen Geiſteswelt am höchſten gilt, deren Werke heute noch so lebendig sind wie zur Zeit ihres Erscheinens. Und es gab andere von noch lebhafterem und ursprünglicherem Temperament, einen Philosophen wie Demokritos, einen Dichter wie Lucretius, deren Gedanken Jahrhunderte vorauseilten und errieten, was keiner ihrer Zeitgenossen erriet, die jedoch durch ihre Umgebung so behindert waren, daß es für sie physisch unmöglich war, einer späteren Welt viel greifbaren Wissenszuwachs zu hinterlassen. Diese Kultur war, an der von Babylon und Memphis gemessen, verhältnismäßig schnellen Änderungen unterworfen. Sie war in ſtändigem Fluß und, mehr noch, das Ganze ging mit einem Krach zu anscheinend dauernder Zerſtörung unter nach einer kurzen Zeitdauer, wenn man sie mit der vergleicht, welche von der Herrschaft eines Dutzend ägyptischer Dynaſtien oder von dem Zeitraum ausgefüllt iſt, der zwischen einer Niederlage der Babylonier durch Elam und einem sechzehn Jahrhunderte später erfolgenden Rachekrieg liegt.

Diese Kultur blühte mit ſtrahlendem Glanz. Dann ging sie unter. In ihrem nördlichen Teil wurde sie von einer Woge des Barbarismus überschwemmt, die von jenen halbwilden Völkern ausging, von denen Sie und ich, meine Zuhörer, unsere Abſtammung herleiten. Im Süden und Oſten wurde sie später zerſtört, aber gründlicher, von Eindringlingen einer ganz anderen Art. Beide Eroberungen waren von großer Bedeutung, aber die nördliche wurde in ihren

endgültigen Wirkungen von bei weitem größerer Wichtigkeit.

Mit dem Beginn des dunklen Zeitalters hörte die Bewegung natürlich auf und es dauerte Jahrhunderte, bis sie von neuem begann, während ein volles Jahrtausend verging, bis sie wieder in vollem Fluß war, soweit die europäische Kultur, soweit die Weltkultur von heute in Betracht kommt. Während all dieser Jahrhunderte war die zivilisierte Welt, oder was wir heute darunter verstehen, damit beschäftigt, langsam wieder zu jener Höhe emporzuklimmen, von welcher sie nach dem Zeitalter der Antonine herabgestürzt war. Selbstverständlich muß eine solche allgemeine Behauptung mit gewissen Einschränkungen aufgefaßt werden. Es gibt keine feste und gerade Grenzlinie zwischen zwei Zeitaltern, zwischen einer Periode und einer anderen, und zu keiner Zeit findet ein gleichmäßiger Rückschritt oder Fortschritt in allen Dingen statt. In mancher Hinsicht übertraf das Mittelalter aus dem einfachen Grunde, daß es christlich war, die glänzende heidnische Kultur der Vergangenheit; und es gibt einige Punkte, in welchem die nachfolgende Kultur unter das Niveau des Zeitalters gefallen ist, welches so gewaltige Meisterwerke der Dichtkunst, der Architektur — ganz besonders der Kirchenarchitektur — und so erhabene Leistungen geistlicher und kraftvoller weltlicher Führerschaft hervorgebracht hat. Aber es waren trotzdem Jahrhunderte voll roher Gewalt, Raubes und grausamer Rechtspflege, und die Wahrheit galt so wenig, daß die edlen und kühnen Geister, die ihr nachspürten, namentlich auf wissenschaftlichem Gebiet, dies mit stetem Bangen vor Rad und Scheiterhaufen taten.

In diese Periode fallen mehrere außereuropäische Bewegungen, von denen eine oder zwei Europa tief trafen. Der Islam erhob sich, verbreitete sich weit und verschmolz im Grunde verschiedene Rassen in eine Gefühlsgemeinschaft, welcher gleichzukommen das Christentum nie imstande gewesen ist, und beeinflußte zur Zeit der Kreuzzüge tief die europäische Kultur. Er brachte eine eigene glänzende Kultur hervor, die hier und da nützlich, aber im Vergleich mit derjenigen, deren Erben wir sind, hoffnungslos beschränkt war. Die großen Kulturvölker des südöstlichen und östlichen Asiens setzten ihre wechselvolle Entwicklung fort, gänzlich unberührt und ohne Kenntnis von irgendwelchen europäischen Einflüssen.

Während dieser ganzen Periode kamen aus den unbekannten Weiten Zentralasiens nach Europa eine endlose Folge von seltsamen und furchterregenden Erobererscharen, deren Aufgabe lediglich Zerstörung war — Hunnen und Avaren, Mongolen, Tataren und Türken. Diese wilden und schmutzigen Scharen kriegerischer Reiter züchtigten die Menschheit mit Strömen Blutes, verwüsteten und zerstörten und verschwanden dann von dem Grund und Boden, den sie überflutet hatten. Aber für den Fortschritt der Menschheit sind sie in keiner Weise erwähnenswert.

Endlich, vor etwas über vierhundert Jahren, wurde die unterbrochene Bewegung in der Richtung auf eine Weltkultur von neuem aufgenommen. Der Beginn dieser neuen Bewegung kann als ungefähr mit der Erfindung der Buchdruckerkunst und mit der Reihe von kühnen Seeabenteuern, welche in der Entdeckung Amerikas gipfelten, zeitlich zusammenfallend angenommen werden; und nachdem diese beiden epochemachenden Ereignisse begonnen hatten, ihre volle Wirkung auf das materielle und intellektuelle Leben auszuüben, wurde es unvermeidlich, daß von da an die Kultur nicht nur dem Grade, sondern auch der Art nach sich wesentlich von allem Vorhergegangenen unterschied. Unmittelbar nach den Reisen des Columbus und des Vasco da Gama begann eine gewaltige religiöse Gährung; das Erwachen des Intellekts ging Hand in Hand mit moralischer Erhebung; die großen Namen Kopernikus, Bruno, Kepler und Galilei deuten an, daß der Geist des Menschen die Fesseln brach, die ihn umklammert hatten; und zum ersten Male wurde das Experiment zur Kontrolle von Beobachtung und bloßer Theorie benutzt. Seitdem haben, Jahrhundert für Jahrhundert, die Änderungen an Schnelligkeit und Kompliziertheit zugenommen und in dieser doppelten Hinsicht im letzten Jahrhundert ihren Höhepunkt erreicht. Anstatt von ein oder zwei vorherrschenden Völkern geleitet zu werden, wie es in allen ähnlichen Bewegungen der Vergangenheit der Fall war, nehmen an der neuen Bewegung viele verschiedene Völker teil. In jeder Beziehung ist sie von unendlich größerer Wucht, als man je vorher gesehen. Nicht bei einem, sondern bei vielen

verschiedenen Völkern ist eine außerordentliche Zunahme an Reichtum, Bevölkerung, an organisatorischer Stärke, wie in der Meisterung mechanischer Kräfte und natürlicher Hilfsquellen wahrnehmbar. Alles dies ist von einer gewaltigen Entfaltung von Energie und rastloser Tätigkeit begleitet und gekennzeichnet worden. Das Ergebnis ist ebenso mannigfaltig wie augenfällig.

Erstens wurden die Vertreter dieser Kultur durch ihre Eroberung des Raumes instand gesetzt, sich auf alle eigentlich leerstehenden Kontinente auszudehnen, während sie zur selben Zeit durch ihre Erfolge in bezug auf Organisation wie mechanische Erfindungen eine unerhörte kriegerische Überlegenheit im Vergleich zu ihren früheren Rivalen errangen. Diesen beiden Tatsachen ist vornehmlich die weitere Tatsache zu verdanken, daß zum erstenmal etwas vorhanden ist, das sich einer Weltkultur, einer Weltbewegung nähert. Die Ausdehnung der Völker Europas hat sich seit den Tagen Ferdinands des Katholischen und Iwans des Schrecklichen über alle Ozeane und alle Kontinente erstreckt. An einigen Stellen sind die Eroberungen ethnologischer Natur gewesen, d. h. es hat eine Völkerwanderung stattgefunden und neue Staaten sind entstanden, deren Bevölkerung ganz oder hauptsächlich von europäischem Blut abstammt. Das gilt für die gemäßigten und subtropischen Zonen der westlichen Hemisphäre, für Australien, für Teile des nördlichen Asiens und des südlichen Afrikas. An andern Stellen ist die Eroberung rein politisch gewesen, indem die Europäer zum großen Teil nur aus einer kleinen Zahl von Soldaten und Verwaltungsbeamten bestanden, wie meist im tropischen Asien und Afrika und vielfach im tropischen Amerika. Endlich zeigen sich hier und da Beispiele dafür, daß eine Eroberung überhaupt nicht stattgefunden hat, sondern daß ein fremdes Volk durch die bloße Einfuhr von westlicher Kultur gründlich und vollständig verändert worden ist. Das außerordentlichste Beispiel hierfür ist natürlich Japan, denn Japans Wachstum und Umwandlung während des letzten halben Jahrhunderts ist nach vieler Hinsicht die auffallendste Erscheinung der gesamten Geschichte. Gewaltig stolz auf die Geschichte seiner Vergangenheit, tief ergeben gewissen Überlieferungen seiner Vergangenheit, hat es sich mit einem einzigen Ruck von allen alten hemmenden Fesseln befreit und mit einem Sprung seinen Platz unter den führenden Kulturnationen der Menschheit eingenommen.

Selbstverständlich gibt es verschiedene Abstufungen zwischen diesen verschiedenen Arten von Beeinflussung, aber das schließliche Ergebnis von all dem, was sich während der letzten vier Jahrhunderte ereignet hat, ist doch, daß heute die europäische Kulturart so ziemlich auf die gesamte Welt eine mehr oder minder tiefe Wirkung ausübt. Es gibt Winkel und Ecken, in welche sie noch nicht vorgedrungen ist, aber es gibt augenblicklich keinen großen Landstrich, auf welchem sich nicht die allgemeine Bewegung kultureller Tätigkeit geltend macht. Das bedeutet etwas gänzlich anderes, als es früher der Fall war. In den größten Tagen der Herrschaft Roms wurde der römische Einfluß nur auf einem verhältnismäßig kleinen Teil der Erdoberfläche fühlbar. Für den größeren Teil der Welt blieb der Wandlungs- und Entwicklungsprozeß unberührt von allem, was im römischen Kaiserreich vorging, und diese Staatengebilde, deren gegenseitige Beeinflussung sich in Handlungen, Gegenhandlungen und gemeinsamen Handlungen äußerte, gruppierten sich unmittelbar um das Mittelmeer. Jetzt jedoch ist die gesamte Welt so eng miteinander verbunden wie nie zuvor; das Band besteht manchmal mehr aus Hass, denn aus Liebe, aber es besteht.

Ob mit Widerstreben oder gern, heute muß jeder Mensch, der in der Welt der Gedanken oder auf dem Gebiet des Handelns eine führende Stellung einnimmt, über die Grenzen seines engeren Vaterlandes hinausblicken. Wer Sozialpolitik treibt, ob er nun in Berlin oder St. Petersburg, Rom oder London, Melbourne oder San Francisco oder Buenos Ayres lebt, muß die Studien derjenigen, die in irgend einer andern Stadt wohnen, beachten. Wenn wir in Amerika Arbeiterfragen studieren und versuchen, uns mit solchen Gegenständen zu beschäftigen, wie Altersversicherung von Lohnarbeitern, so wenden wir uns dem zu, was Sie hier in Deutschland tun, und wir wollen ebenfalls wissen, was der so weit entfernte Staat Neu-Seeland tut. Wenn ein großer deutscher Führer der Wissenschaft Krieg führt gegen die gefürchtetsten Feinde der Menschheit, gegen Kreaturen von unendlicher Kleinheit, deren Vorhandensein im Blut ihm das Mikro-

skop enthüllt, so verbringt er die Festtage seiner Studienzeit in Zentralafrika oder in Ostasien,, und er muß wissen, was man in den Laboratorien von Tokio erreicht hat, ebenso wie er die Einzelheiten jener praktischen Anwendung der Wissenschaft kennen muß, mit deren Hilfe der Isthmus von Panama gewissermaßen aus einer Fieberhölle in einen Luftkurort verwandelt worden ist. Jeder Fortschritt in China hat die Einführung westlicher Methoden im Auge, und heute werden hunderte von europäischen und amerikanischen Büchern ins Chinesische übersetzt. Der Einfluß europäischer Regierungsgrundsätze wird drastisch dadurch illustriert, daß deren Bewunderung sogar die eisernen Wehren des moslemitischen Konservativismus niedergebrochen hat, so daß ihre Einführung die brennende Tagesfrage in der Türkei und in Persien geworden ist, während gerade die Unruhe, die Ungeduld über europäische oder amerikanische Herrschaft in Indien, Ägypten oder den Philippinen die Gestalt des Verlangens annimmt, daß sich die Regierungsform mehr derjenigen Englands oder der Vereinigten Staaten nähere. Die Taten und Leistungen eines jeden großen Staatsmannes, die Lehren eines jeden großen ethischen, sozialen oder politischen Führers finden heute ihr Echo in beiden Hemisphären und auf jedem Kontinent. Von einer neuen wissenschaftlichen Entdeckung bis zu einer neuen Methode der Bekämpfung oder Anwendung des Sozialismus gibt es keine bemerkenswerte Bewegung, welche in irgend einem Teil der Erdkugel stattfinden könnte, ohne gewaltig die Volksmassen in Europa, Amerika und Australien, in Asien und Afrika zu berühren. Zum Guten und zum Schlimmen sind die Völker der Menschheit enger denn je zuvor mit einander verbunden.

Soviel über die geographische Seite der Ausbreitung moderner Kultur. Aber hierbei haben nur wenige der vielseitigen und intensiven Wirkungen moderner Kultur ihren Ausdruck gefunden. Die Bewegung war ebenso augenfällig in der Besiegung von Naturkräften, in der eindringenden Erforschung des Wesens der Dinge.

Die Besiegung der Natur schließt eine außerordentliche Zunahme in jeder Art von Kenntnis der Welt, in der wir leben, ein und ebenso eine außerordentliche Zunahme in dem Geschick, die Naturkräfte nutzbar zu machen. In beiden Richtungen ist der Fortschritt während der letzten vier oder fünf Jahrhunderte sehr groß gewesen und in beiden Richtungen ist er während des letzten Jahrhunderts mit immer wachsender Schnelligkeit erfolgt. Nachdem das große Zeitalter Roms vorüber war, zogen sich die Grenzen der Verbreitung von Bildung enger zusammen, und in vielen Fällen ist erst zu unserer Zeit wieder ihre Herrschaft über die alten Landmarken hinausgerückt worden. Ungefähr im Jahr 150 veröffentlichte der Geograph Ptolemäus eine Karte von Zentralafrika und den Nilquellen, und diese Karte war genauer, als irgend eine andere, die wir bis zum Jahre 1850 besaßen. In den Tagen des Plinius wußte man mehr von der Physik und kam man durch Vermutungen der Wahrheit über physikalische Erscheinungen näher, als bis zum Beginn der modernen Bewegung. Dieselbe Erscheinung trifft auch für die Kriegswissenschaft zu. Am Ende des Mittelalters waren die Waffen dieselben, die sie immer gewesen waren: Schwert, Schild, Bogen und Speer, und jede Verbesserung derselben wurde mehr als wett gemacht durch die Einbuße an militärischem Wissen, an kriegerischer Organisation und an Eigenschaften militärischer Führung seit den Tagen Hannibals und Cäsars. Vor hundert Jahren, zur Zeit der Gründung dieser Universität, unterschieden sich die Transportmittel im wesentlichen nicht von dem, was sie unter den hochzivilisierten Völkern des Altertums gewesen waren. Reisende und Waren wurden auf dem Lande in Fahrzeugen mit Rädern oder auf Lasttieren befördert, auf See in Fahrzeugen, die durch Ruder oder Segel fortbewegt wurden; Nachrichten wurden in derselben Weise übermittelt wie stets zuvor. Was für Fortschritte immer gemacht worden waren, es waren stets nur Fortschritte dem Grade, nicht der Art nach, und in mancher Hinsicht hatte sich eher ein Rückschritt als ein Fortschritt eingestellt. Es gab viele Gegenden Europas, in welchen die Wege sicherlich schlechter waren, als die alten römischen Poststraßen, und das Mittelmeer erfreute sich z. B. keinesfalls einer so vortrefflichen Seepolizei wie zu den Zeiten Trajans. Heute haben Dampf und Elektrizität einen vollständigen Umschwung herbeigeführt, und die sich daraus ergebende unendlich erhöhte Leichtigkeit des Verkehrs hat wiederum

einen vollständigen Wechsel auf allen physischen Gebieten des menschlichen Lebens hervorgebracht. Eine Reise von Ägypten nach England war im achtzehnten Jahrhundert ein fast ebenso schwieriges Unternehmen wie im zweiten Jahrhundert, und die Übermittlung von Nachrichten zwischen beiden Ländern war nicht wesentlich verbessert worden. Ein Zögling Ihrer Universität kann heute mit sehr viel größerer Gemütsruhe nach Mittelasien oder Mittelafrika gehen, ohne das Gefühl zu haben, damit etwas Besonderes zu vollbringen, als vor hundert Jahren ein Student, der nach Sizilien oder Andalusien reiste. Außerdem hat die Erfindung und der Gebrauch von Maschinen, die durch Dampf oder Elektrizität getrieben werden, in der Industrie eine ebenso große Umwälzung hervorgebracht, wie im Transportwesen, so daß auch hier wieder der Unterschied zwischen alter und neuer Kultur nicht nur einer des Grades, sondern mehr noch der Art ist. In mancher vitaler Hinsicht unterscheidet sich die moderne Riesenstadt mehr von allen früheren Städten, als sich diese untereinander unterschieden, und die gigantische Fabrikstadt bildet aus und in sich selbst eins der furchtbarsten Probleme des modernen Lebens.

Dampf und Elektrizität haben unserer Rasse die Herrschaft über Land und Wasser gegeben wie nie zuvor, und zurzeit steht die Eroberung der Luft unmittelbar bevor. Wie Gedanken für alle Zeiten in Büchern niedergelegt werden, so werden sie heute durch Telegraph und Telephon über den Raum, der verschwindet, übermittelt, und so werden heute Ideen von einander abhängig gemacht ohne Rücksicht auf Beschränkung durch Raum und Zeit, welche früher zu verhältnismäßig isolierter Arbeit zwang. Das gilt für den Körper ebenso wie für das Gehirn. Die Maschinenarbeit in Fabriken und in der Landwirtschaft vervielfacht körperliche Kraft und Geschicklichkeit ganz enorm. Zahllose wohlgeübte Intelligenzen lehren uns, wie wir den Wirkungen von Verschwendung von Material und Kraft zu begegnen oder sie zu vermeiden haben. Natürlich beschäftigen sich die Förderer der modernen wissenschaftlichen Entwicklung moderner Hilfsquellen mit Hilfsquellen von solcher Art, daß deren Entwicklung auch ihre Erschöpfung bedeutet, so daß die Ausbeutung in großem Maßstabe eine gewaltige Beschleunigung der Entwicklung mit schneller Erschöpfung bezahlt. Die riesige und stetig zunehmende Förderung von Kohlen und Eisen bedeutet notwendigerweise das Nahen des Tages, an welchem unsere Kindeskinder oder deren Kindeskinder in einem eisenlosen Zeitalter und — später — in einem kohlenlosen Zeitalter leben werden und versuchen müssen, neue Quellen für die Erzeugung von Wärme und Kraft zu finden und zu entwickeln. Aber in bezug auf viele andere natürliche Hilfsquellen lehrt uns die moderne Wissenschaft, wie wir sie bei ständigem Gebrauch zu erhalten vermögen. Die beste Ausnutzung von Feld und Wald erhält sie Dekade für Dekade, Jahrhundert für Jahrhundert, fruchtbarer, und wir haben kaum erst begonnen, die unzerstörbare Kraft des ins Joch gespannten Wassers zu nutzen. Die Eroberungen auf dem Gebiet der Chirurgie, der Medizin, die Eroberungen auf dem weiten Feld der Hygiene, des Sanitätswesens sind buchstäblich wundervoll; die Fortschritte des letzten Jahrhunderts oder der letzten beiden Jahrhunderte erstrecken sich auf weitere Gebiete, als jemals vorher in der gesamten Geschichte der menschlichen Rasse erschlossen wurden.

Die Fortschritte im Bereich des reinen Intellekts sind von gleicher Bedeutung gewesen, und sie waren sowohl intensiv wie extensiv. Große jungfräuliche Gebiete der Kenntnis und des Wissens sind von einzelnen entdeckt worden; zur selben Zeit ist die Bildung der Massen in einem früher ungeahnten Maß verbreitet worden. Die Älteren unter uns haben noch mit ihrer eigenen Generation den ersten Anfang einer rationellen Wissenschaft von der Evolution der Lebewesen miterlebt. Der Astronom und der Chemiker, der Psychologe und der Historiker und alle ihre Mitstreiter auf vielen mannigfaltigen Gebieten menschlichen Strebens arbeiten mit einer Vorbildung und Kenntnis und Methode, welche tatsächlich Präzisionsinstrumenten gleichkommen, indem sich ihre Arbeit von der ihrer Vorgänger ebenso unterscheidet, wie sich das gezogene Gewehr vom Bogen unterscheidet.

Das Spiel der neuen Kräfte ist in der moralischen und religiösen Welt ebenso sinnfällig wie in der Welt des Verstandes und des Körpers. Kräfte des Guten wie des Bösen treten überall hervor, jede mit hundert- oder tausendfach vermehrter Intensität gegen

die früherer Jahrhunderte wirkend. Über die ganze Erde gehen die Pendelschwingungen immer schneller und schneller, die Hauptfeder zieht sich zusammen und schnellt vorwärts in immer schnellerer Bewegung, die gesamte Weltkulturbewegung nimmt beständig an Geschwindigkeit zu.

In dieser Bewegung gibt es Anzeichen von vielem, das Übles verheißt. Die Maschinerie ist so verfeinert, Spannung und Druck sind so groß, Leistung und Nutzung sind so gewaltig, daß man den Ruin fürchten muß, der von irgend einem großen Unfall, von einem Maschinendefekt kommen könnte, auch den Ruin, der die Folge bloßer Abnutzung der Maschine selbst sein könnte. Die einzige frühere Kultur, mit welcher unsere heutige verglichen werden könnte, ist jene Periode der griechisch-römischen Kultur, die sich, sagen wir, von dem Athen des Themistokles bis zum Rom des Marcus Aurelius erstreckt. Viele der Kräfte und Tendenzen, die damals am Werke waren, sind auch heute am Werk. Bildung, Luxus und Raffinement, große materielle Güter, großer Landbesitz, Zunahme in der Meisterung mechanischer Hilfsmittel und angewandter Wissenschaft — das sind alles Kennzeichen unserer Kultur, wie sie Kennzeichen der wundervollen Kultur waren, die vor zwanzig Jahrhunderten an den Gestaden des Mittelmeers blühte, und sie gingen dem Zusammenbruch der älteren Kultur voraus. Doch auch die Unterschiede sind zahlreich, und einige von ihnen sind ebenso auffallend, wie die Ähnlichkeiten. Die einzige Tatsache allein, daß die alte Kultur auf Sklaverei basierte, zeigt die weite Kluft, die zwischen beiden gähnt. Lassen Sie mich noch einen andern und sehr bedeutenden Unterschied in der Entwicklung der beiden Kulturen hervorheben, einen Unterschied, der so klar ist, daß es erstaunlich ist, daß er noch nicht von Männern der Wissenschaft erörtert worden ist.

Eine der Hauptgefahren der Kultur ist stets ihre Tendenz gewesen, den Verlust an männlichen Kampfeigenschaften, an Kampflust herbeizuführen. Wenn die Leute zu bequem werden und ein zu luxuriöses Leben führen, so ist immer die Gefahr vorhanden, daß diese Verweichlichung sich wie eine Säure in die Mannesfiber einfrißt. Der Wilde ist gerade durch seine unmittelbaren Lebensbedingungen gezwungen, gewisse abhärtende Eigenschaften zu entwickeln und zu erhalten, welche der Kulturmensch zu verlieren neigt, ob er nun Angestellter, Fabrikarbeiter, Kaufmann oder selbst Landarbeiter sei. Ich will nun nicht behaupten, daß die moderne zivilisierte Gesellschaft diese Tendenzen vollständig unterdrückt hat, aber ihre Unterdrückung ist mit sehr viel größerem Erfolg versucht worden, als unter den alten Kulturen. Das wird ganz merkwürdig illustriert durch die Kriegsgeschichte der griechisch-römischen Periode im Vergleich zu der Geschichte der letzten vier oder fünf Jahrhunderte hier in Europa und der Völker von europäischer Abstammung. In der griechischen und römischen Kriegsgeschichte zeigt sich ein andauernder Übergang von einem Heer von Landeskindern zu einer Armee von Söldnern. In den Tagen der frühen Größe von Athen, Theben und Sparta, in den Tagen, in denen die römische Republik die damals bekannte Welt eroberte, wurden die Heere von Landeskindern gebildet. Aber allmählich verweigerten die Bürger den Heeresdienst oder sie wurden untauglich zu richtigem Dienst. Die von Polybius beschriebenen griechischen Staaten mieteten sich mit geringen Ausnahmen Andere, um für sie das Kämpfen zu besorgen. Die Römer in den Tagen des Augustus hatten völlig aufgehört, Reiterei zu stellen, und sie hörten bald danach auch auf, Fußvolk zu den Legionen und Kohorten zu stellen. Als ihre Kultur ihr Ende erreichte, gab es keine römischen Bürger in den Reihen der Soldaten mehr. Der Übergang von einem Heer aus Bürgern zu einer Söldnerarmee war vollständig.

Jetzt aber, in unseren modernen Zeiten, ist das gerade Gegenteil der Fall. Vor ein paar Jahrhunderten war der Söldner die Hauptfigur in den meisten Heeren, und in einer großen Zahl von Fällen war der Söldner zugleich Ausländer. In den französischen Religionskriegen, im dreißigjährigen Krieg in Deutschland, in den Kriegen, die unmittelbar danach den Zerfall des großen polnischen Königreichs kennzeichneten, bildeten Regimenter und Brigaden aus ausländischen Soldaten einen auffallenden und wesentlichen Bestandteil einer jeden Armee. Zu oft spielten die Bewohner des Landes, in welchem die Kämpfe stattfanden, nur die unrühmliche Rolle der Opfer, Bürger und Bauern standen nur in beschränkter Zahl in den Reihen der Armeen, von denen sie ausgeplündert wurden. Allmählich hat sich das geändert, bis heute

im wesentlichen eine jede Armee eine solche aus Landeskindern geworden und der Söldner fast ganz verschwunden ist, während die Armeen selbst weit stärker sind als je zuvor. Das gilt für die Militärmonarchien Europas. In unserem eigenen Bürgerkrieg der Vereinigten Staaten vollzog sich dieselbe Erscheinung, ein so friedliebendes Volk . wir sind. Zu jener Zeit waren mehr als zwei Generationen seit dem Unabhängigkeitskriege dahingegangen. Während dieser ganzen Zeit hatte das Volk keinen Kampf auf Leben und Tod zu bestehen gehabt, und doch zeigte sich, nach einigen kostspieligen und bitteren Lehren zu Anfang, der Kampfmut des Volkes in besserem Licht als je zuvor. Der Krieg wurde hauptsächlich um Grundsätze geführt, jede Seite kämpfte für ein Ideal, und während es unter den Mitstreitern reichliche Fehler und Unvollkommenheiten gab, war doch verhältnismäßig wenig Niedrigkeit der Beweggründe wie in dem Betragen der Leute vorhanden. In einem solchen Riesenkampf, in dem so mannigfache Interessen mit so vielseitigen Zwecken verwoben sind, greifen dunkle und glänzende Fäden immer ineinander über; unvermeidlich gab es hier und da im Bürgerkrieg Korruption; aber alle Führer auf beiden Seiten und die Mehrheit der Riesenmassen von Kämpfern ließen pekuniäre Rücksichten gänzlich beiseite und blieben von solchen gänzlich unbeeinflußt. Natürlich gab es auch Ausländer, die herüberkamen, um als Soldaten des Glücks für Geld oder aus Luft an Abenteuern zu dienen; aber die im Ausland geborenen Bürger dienten in genau demselben Verhältnis und aus denselben Motiven wie die eingeborenen Bürger. Im ganzen genommen war er sogar noch mehr als der Revolutionskrieg ein richtiger Bürgerkrieg, und die Armeen Grants und Lees waren ebenso entschieden Bürgerarmeen, wie die athenischen, thebanischen oder spartanischen Heere im großen Zeitalter Griechenlands oder wie irgendeine römische Armee in den Tagen der Republik.

Ein anderer starker Gegensatz zwischen dem Lauf der Entwicklung moderner Kultur im Vergleich mit den späteren Stadien der griechisch-römischen oder klassischen Kultur ist in den Beziehungen zwischen Reichtum und Politik zu finden. In den klassischen Zeiten, als sich die Kultur ihrem Höhepunkt näherte, wurde die Politik ein anerkanntes Mittel zur Erwerbung großer Reichtümer. Cäsar stand immer wieder am Rande des Bankerotts; er gab ein enormes Vermögen aus und entschädigte sich dafür durch das Geld, welches er durch seine politische Laufbahn erwarb. Augustus stellte das römische Kaiserreich auf feste Grundlagen mit dem riesigen Vermögen, das er durch Plündern erworben hatte. Was für einen Gegensatz bietet hierzu die Laufbahn eines Washington und Lincoln! Es gab auch in alten Tagen einige Ausnahmen, aber die riesige Mehrheit der Griechen und Römer betrachteten, im Höhepunkt ihrer Kultur, den Gelderwerb in großem Maßstab als Teil einer erfolgreichen politischen Laufbahn. Das alles steht in schroffem Gegensatz zu dem, was sich in den letzten zwei oder drei Jahrhunderten ereignet hat. Während dieser Zeit hat sich ein stetiges Abrücken von der Ansicht, daß Gelderwerb in einer ehrenhaften öffentlichen Laufbahn zulässig sei, bemerkbar gemacht. In dieser Hinsicht hat sich das Niveau ständig gehoben, und Dinge, die zu tun vor drei oder zwei Jahrhunderten kein Staatsmann gescheut hätte, und welche noch vor hundert Jahren eine öffentliche Laufbahn kaum ernstlich geschädigt hätten, sind heute völlig unmöglich. Reiche Leute üben immer noch einen großen und manchmal unlauteren Einfluß auf die Politik aus, aber es ist meist ein indirekter Einfluß, und in den vorgeschrittenen Staaten wird der bloße Verdacht, daß der Reichtum von Männern des öffentlichen Lebens durch ihre öffentliche Laufbahn erworben oder vermehrt worden sei, sie von weiterer Betätigung im öffentlichen Dienst ausschließen. Allgemein gesprochen, kann Reichtum das öffentliche Leben stark beeinflussen, aber er wird nicht mehr im öffentlichen Leben erworben. Die Kolonialleiter, deutsche und amerikanische, französische und englische, unserer Generation, weisen Laufbahnen auf, die im Vergleich zu denen anderer Männer von gleicher Fähigkeit eher zu wenig als zu viel Liebe zum Gelderwerb zeigen, und heute würde es buchstäblich einen Weltskandal geben, wenn einer das tun wollte, was ein römischer Prokonsul als mäßig betrachtet haben würde, und das sogar in der englischen Kolonialverwaltung vor anderthalb Jahrhunderten als ungewöhnlich gegolten haben würde. Im Ganzen sind die großen Staatsmänner der letzten Generationen entweder Männer von geringen Mitteln oder, wenn sie reich waren, solche

Männer gewesen, deren Reichtum durch ihre Teilnahme am öffentlichen Leben eher vermindert als vermehrt worden iſt.

Ich habe lediglich bei dieſen Punkten verweilt, weil es angemeſſen zu ſein ſcheint, aufs nachdrücklichſte die Tatſache zu betonen, daß in mancher Hinſicht ein vollſtändiger Mangel an Analogien zwiſchen der Kultur von heute und jener einzigen anderen Kultur, mit der ſie überhaupt verglichen werden kann, mit der der alten griechiſch-römiſchen Länder, beſteht. Natürlich gibt es auch viele Punkte, in welchen die Ähnlichkeit groß iſt, und in vielen dieſer Punkte iſt die Ähnlichkeit ebenſo verhängnisvoll, wie ſie groß iſt. Aber am meiſten fällt doch die Tatſache in die Augen, daß in Bezug auf geographiſche Ausbreitung, die Mannigfaltigkeit der Intereſſen und die äußerſte Schnelligkeit der Bewegung die heutige Kultur mit nichts verglichen werden kann, was vor ihr war. Sie iſt jetzt buchſtäblich eine Weltbewegung geworden, und dieſe Bewegung wird immer ſchneller und unterwirft ſich immer neue Gebiete. Jeder beträchtliche, an einem Ort ausgeübte Einfluß macht ſich ſicherlich mit größerer oder geringerer Wirkung an faſt jedem andern Ort geltend. Jeder, menſchlicher Intelligenz beſchreitbare Pfad wird mit einem nie zuvor erträumten Eifer und Erfolg beſchritten. Wir haben vollſtändige Gewiſſensfreiheit etabliert und als Folge davon vollſtändige Freiheit geiſtiger Betätigung. Alle freie und wagemutigen Seelen haben ein ſo ziemlich unbegrenztes Feld für Beſtrebungen jeder Art vor ſich.

Bisher iſt jede Kultur, die entſtand, nur fähig geweſen, einige, verhältnismäßig wenige Arten der Betätigung zu entwickeln, d. h. ihr Betätigungsfeld iſt ſowohl der Art wie dem Raum nach beſchränkt geweſen. Gewiß gab es große Bewegungen, aber ſie betrafen tatſächlich nur e i n e Form der Betätigung, und obwohl dadurch gewöhnlich auch andere Formen der Betätigung in Bewegung geſetzt wurden, ſo war das doch nicht immer der Fall. Die großen Religionsbewegungen ſind die hervorragendſten Beiſpiele dieſer Art. Aber es ſind nicht die einzigen. Völker wie die Mongolen oder die Phönizier, auf faſt entgegengeſetzten Kulturpolen, repräſentieren Bewegungen, in welchen nur e i n Element, das kriegeriſche oder das kommerzielle, alle andern Elemente ſo überſchattete, daß die Bewegung ausſtarb, hauptſächlich weil ſie ſo einſeitig war. Der außerordentliche Tätigkeitsdrang der Mongolen des dreizehnten Jahrhunderts war faſt rein kriegeriſchen Charakters, ſogar ohne jeden großen adminiſtrativen Zug, und er wurde daher lediglich zu einer deſtruktiven Bewegung. Die individuelle Körperkraft und Abhärtung der Mongolen und die Vervollkommnung ihrer kriegeriſchen Organiſation machten ihre Heere denjenigen irgend eines europäiſchen oder irgend eines andern aſiatiſchen Landes jener Zeit unverhältnismäßig überlegen. Ihr Eroberungszug ging vom gelben Meer nach dem Golf von Perſien und dem adriatiſchen Meer; ſie ſchlugen den Kalifen von Bagdad; ſie gründeten Dynaſtien in Indien; chriſtlicher Fanatismus und der Fanatismus der Mohammedaner waren gleich machtlos gegen ſie. Die Tapferkeit der beſten Kämpfer Europas war außerſtande, ſie aufzuhalten. Unter den Hufen ihrer Pferde zerſtampften ſie Rußland zu einem blutigen Sumpf, ſie zogen blutige Furchen der Zerſtörung durch Polen und Ungarn; ſie warfen mit Leichtigkeit jede weſteuropäiſche Macht, die ſich ihnen in den Weg zu ſtellen wagte, nieder. Und doch hatten ſie keine dauernde Wurzel geſchlagen; ihr Werk war übel, ſolange es dauerte, und es dauerte nicht lange; und als ſie verſchwanden, ließen ſie kaum eine Spur von ſich zurück. So war die außerordentliche Kultur der Phönizier eine faſt rein merkantile, eine Geſchäftskultur, und obwohl ſie einigen Eindruck auf das, was ihr nachfolgte, hinterließ, ſo war doch tatſächlich dieſer Eindruck ſehr viel ſchwächer, als derjenige, den z. B. die Griechen mit ihrer vielſeitigeren Kultur hinterließen. Und doch ging auch die griechiſche Kultur unter, weil ihre vielſeitige Entwicklung zu ausſchließlich als eine der Intelligenz auf Koſten des Charakters, auf Koſten der fundamentalen Eigenſchaften, welche Männer inſtand ſetzen, ſich ſelbſt und andere zu regieren, erfolgt war. Als die Griechen ihre robuſteren Tugenden einbüßten, als ihre Soldaten die Kampfluſt verloren, als ihre Staatsmänner korrupt wurden, als das Volk eine von Parteien zerriſſene, vergnügungsſüchtige Horde wurde, da war Griechenland dem Untergang geweiht, und all ſeine Kultur, ſeine glänzende intellektuelle Blüte, ſeine künſtleriſche Entfaltung, ſeine Errungenſchaften auf dem Gebiete ſpekulativer Wiſſenſchaften konnten

die hellenischen Völker nicht retten, als sie vor dem Schwert des eisernen Römers niedersanken.

Was ist diese Lehre für uns heute wert? Sollen auch wir den Weg der alten Kulturen gehen? Die riesige Zunahme des von der zivilisierten Menschheit bewohnten Gebietes, so daß es beinahe gleichbedeutend mit der Erdoberfläche ist, die gewaltige Zunahme in der mannigfachen Verschiedenheit ihrer Betätigungen, die gewaltige Zunahme in der Geschwindigkeit der Kulturbewegung der Welt — soll das alles nur bedeuten, daß der Krach um so vollständiger und schrecklicher ist, wenn er kommt? Wir dürfen nicht sicher sein, daß die Antwort verneinend lauten wird; aber dessen können wir sicher sein, daß wir nicht untergehen werden, es sei denn, daß wir unser Ende verdienen. Unser Sturz ist nicht notwendig; wir können uns unser Geschick selbst gestalten, wenn wir nur den Witz und den Mut und die Ehrlichkeit dazu besitzen.

Ich persönlich glaube nicht, daß unsre Kultur untergehen wird. Ich glaube, daß wir im ganzen besser und nicht schlimmer geworden sind. Ich glaube, daß im ganzen die Zukunft für uns noch mehr sogar enthält, als die große Vergangenheit für uns enthalten hat. Aber sicherlich werden sich die goldenen Ruhmesträume der Zukunft nicht erfüllen, wenn wir sie nicht mit hochgemutem Herzen und mit starker Hand, durch unser eigenes tatkräftiges Handeln zur Erfüllung bringen. Wir können es uns nicht erlauben, eine besondre Reihe von Eigenschaften, eine besondre Reihe von Betätigungen zu entwickeln und dafür andre, gleich wichtige verschwinden zu zu sehen. Weder die kriegerische Leistungsfähigkeit der Mongolen, noch die außerordentliche Geschäftstüchtigkeit der Phönizier noch die subtile und fein geschliffene Intelligenz der Griechen hat ihnen geholfen, den Untergang abzuwenden.

Wir, die Männer von heute und der Zukunft, bedürfen vieler Eigenschaften, wenn wir unser Werk gut tun wollen. Wir bedürfen zuerst und am wichtigsten von allem derjenigen Eigenschaften, auf welchen das Leben des Individuums, der Familie beruht — der hausbackenen, alltäglichen, allgemein wichtigsten Tugenden. Wenn der Durchschnittsmann nicht arbeiten will, wenn er in sich nicht den Willen und die Kraft hat, ein guter Gatte und Vater zu sein, wenn die Durchschnittsfrau nicht eine gute Hausfrau ist, eine gute Mutter vieler gesunder Kinder, dann beginnt der Staat zu wanken, dann wird er untergehen, gleichgültig wie glänzend seine künstlerische Entwicklung oder seine materielle Leistung ist. Aber diese hausbackenen Eigenschaften reichen nicht aus. Es muß jene Organisationskraft hinzukommen, jene Fähigkeit, gemeinsam zu einem gemeinsamen Ziel hinzuarbeiten, welche das deutsche Volk im letzten halben Jahrhundert in so hervorragender Weise gezeigt hat. Außerdem aber, die Nahrung des Geistes ist noch wichtiger als die des Leibes. Wir können wohl ohne die schroffe Intoleranz und fruchtlose intellektuelle Verflachung auskommen, welche die theologischen Systeme der Vergangenheit ausfüllten, aber nie ist ein größeres Verlangen nach hohem und feinem religiösem Gefühl notwendig gewesen, als zur heutigen Zeit. So, während wir gutlaunig über einige Prätentionen der modernen Philosophie in ihren verschiedenen Zweigen lachen können, würde es mehr als töricht sein, unsererseits unser Bedürfnis nach geistiger Führerschaft zu ignorieren. Ihr eigener großer Friedrich sagte einst, wenn er eine Provinz bestrafen wollte, so würde er sie von Philosophen regieren lassen; der Spott hatte ein Element der Gerechtigkeit in sich; und doch kannte keiner besser als der große Friedrich den Wert der Philosophen, den Wert der Männer der Wissenschaft, der Schriftsteller, der Künstler. Es würde in der Tat wenig empfehlenswert sein, Tolstoy als Führer in sozialen Fragen und in solchen der Moral anzunehmen; aber es wäre in der Tat schlimm, keinen Tolstoy zu besitzen oder nicht von der erhabenen Seite seiner Lehren zu profitieren. Es gibt genug Männer der Wissenschaft, deren schroffe Arroganz, deren zynischer Materialismus, deren dogmatische Intoleranz sie auf dieselbe Stufe mit den bigotten Kirchenlehrern des Mittelalters stellen, die sie verurteilen. Und doch ist unsere Dankesschuld an die Männer der Wissenschaft unberechenbar, und unsere heutige Kultur wäre all dessen beraubt, was sie am höchsten auszeichnet, wenn die Arbeit der großen Meister der Wissenschaft der letzten vier Jahrhunderte ungeschehen oder vergessen wäre. Nie haben Philanthropie und Humanität eine solche Entwicklung wie heute ge-

sehen, und während wir uns alle vor der Torheit und vor der Schlechtigkeit bewahren müssen, die nicht schlimmer als Torheit ist, die denjenigen kennzeichnet, der an die Vollkommenheit des Menschen glaubt, wenn sein Herz mit dem Verstand durchgeht, oder wenn Eitelkeit sich an die Stelle des Gewissens setzt, so müssen wir uns doch auch daran erinnern, daß wir nur durch Arbeit auf den Linien, die von Philanthropen, von Menschenfreunden niedergelegt worden sind, sicher sein können, unsere Kultur auf eine höhere und dauerndere Grundlage des Gedeihens zu bringen, als je zuvor von irgendeiner vorhergehenden Kultur erreicht worden ist. Ein ungerechter Krieg ist zu verabscheuen; aber wehe der Nation, die sich nicht bereit hält, sich in Zeiten der Not gegen alle zu behaupten, die ihr schaden wollen, und dreimal wehe der Nation, in welcher der Durchschnittsmann den Kampfesmut verliert, die Kraft, als Soldat zu dienen, wenn der Tag der Not herankommen sollte.

Es ist nicht unmöglich, davon zu träumen, eine Kultur aufzubauen, in welcher Moralität, ethische Entwicklung und ein aufrichtiges Gefühl der Brüderlichkeit gleichmäßig von falscher Sentimentalität und den häßlichen und üblen Leidenschaften getrennt wären, welche sonderbar genug so oft Beteuerungen von sentimentaler Verehrung der Menschenrechte begleiten, in welcher eine hohe materielle Entwicklung in Dingen des Leibes erzielt werden kann ohne die Unterordnung von Dingen der Seele, in welcher ein aufrichtiger Wunsch nach Frieden und Gerechtigkeit ohne Verlust jener männlichen Eigenschaften, ohne welche keine Friedensliebe oder Gerechtigkeit einer Nation etwas nützt, denkbar ist, in welcher die vollste Entwicklung wissenschaftlicher Forschung, diese große auszeichnende Errungenschaft unserer Kultur, nicht den Glauben erweckt, daß Intelligenz je den Charakter ersetzen kann — denn vom Standpunkt der Nation sowohl wie des Individuums ist Charakter das eine vitale Besitztum.

Schließlich sollte diese Kulturbewegung der Welt, diese Bewegung, deren Pulsschlag jetzt in jedem Winkel der Erde gefühlt wird, die Völker der Erde zusammen bringen, während sie doch im Einzelbürger jene Vaterlandsliebe unberührt läßt, welche im gegenwärtigen Stadium des Weltfortschritts wesentlich für das Gedeihen der Welt ist. Sie, meine Hörer, und ich gehören verschiedenen Nationen an. Unter modernen Verhältnissen dienen die Bücher, die wir lesen, die Nachrichten, die wir unsern Zeitungen telegraphieren, die Fremden, die wir treffen, die Hälfte der Dinge, die wir jeden Tag sehen und tun — alles das dient dazu, uns mit andern Völkern in Berührung zu bringen. Jedes Volk kann sich selbst nur dann Gerechtigkeit widerfahren lassen, wenn es gegen andre gerecht ist; aber jedes Volk kann nur dann sein Teil an der Kulturbewegung der Welt beitragen, wenn es zunächst seine Pflicht in seinem eigenen Haushalt erfüllt. Der gute Bürger muß zuerst ein guter Bürger seines eigenen Landes sein, ehe er mit Vorteil ein Bürger der ganzen Welt werden kann. Ich wünsche Ihnen Gutes. Ich glaube an Sie und Ihre Zukunft. Ich bewundere und staune an die außerordentliche Größe und Mannigfaltigkeit Ihrer Errungenschaften auf so weiten und so vielen Gebieten; und meine Bewunderung und meine Anteilnahme sind um so größer, weil ich so fest an die Einrichtungen und an das Volk meines eigenen Vaterlandes glaube.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus St. Petersburg.

Seeverbindung zwischen Schwarzem und Kaspischem Meer.

Unter den großartigen Binnenlandkanalprojekten der Erde sind nur ganz wenige von ebenso hohem oder höherem Alter als der Plan einer Wasserstraße zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer, denn schon der große Alexander von Mazedonien trug sich mit diesem Gedanken, der zwar nie verwirklicht, kaum in Angriff genommen worden ist, der aber dennoch immer wieder die Gemüter weitschauender Männer beschäftigte. Im Mittelalter, wo die Schätze des fernen Orients auf außerordentlich mühsamen Landwegen den an Europa angrenzenden Meeren zugeführt werden mußten, hätte ein solcher Kanal, wenn er vorhanden gewesen wäre, eine unabsehbar große Bedeutung erlangen können, denn Chinas Schätze gelangten ja vielfach auf dem Wege übers Kaspische Meer nach dem europäischen Westen, und man scheute nicht

die Beförderung der Waren auf dem Landwege von der Wolga ins Dongebiet, um unter möglichst ausgiebiger Benutzung der Schiffahrt auf den russischen Flüssen, auf dem Kaspischen, dem Schwarzen, dem Mittelländischen Meer den Güteraustausch zwischen dem asiatischen Osten und den damaligen Kulturländern Europas zu vermitteln. Don und Wolga kommen sich in der Gegend von Zarizyn auf rund 70 km nahe, aber dennoch wurde 2000 Jahre keine Hand gerührt, um des großen Alexander Idee in Wirklichkeit umzusetzen, obwohl z. B. auch der türkische Sultan Selim I. (1512–1520) zeitweilig Alexanders Plan wieder aufnahm. Erst im Jahre 1696 verfügte der jugendliche Zar Peter der Große die Inangriffnahme des Kanals und betraute den Fürsten Boris Galizyn mit der Leitung des Baues, für dessen Herstellung 35,000 Arbeiter angeworben wurden. Ein Engländer, Thomas Baily, war der erste technische Leiter der Kanalanlage; ihm folgte der deutsche Oberst v. Brückel. Beide hatten jedoch nur wenig Erfolg, und Zar Peter sah sich veranlaßt, bei seinem Besuch in England im Jahre 1698 wieder einen englischen Ingenieur von Ruf, John Perry, zu engagieren, um dem Unternehmen Förderung angedeihen zu lassen. Aufs neue wurden 12,000 Arbeiter angeworben, und Perry hätte wohl auch seine Aufgabe lösen können, aber sein in Aussicht gestelltes, für die damalige Zeit sehr hohes Gehalt von 300 Pfund Sterling jährlich wurde ihm, trotz wiederholter Mahnung, nicht gezahlt, und so sah er sich denn veranlaßt, seinen Posten zu verlassen und aus Rußland heimlich zu entweichen, obwohl der Zar ihm für den Fall einer unerlaubten Einstellung der Arbeiten mit Hinrichtung gedroht hatte. Damit scheiterte Peters großzügige Absicht.

Späterhin ist dann zwar der kleine Kanal von Jepifa geschaffen worden, der den Don mit der Upa verbindet, einem Nebenfluß der in die Wolga mündenden Oka. Doch gewährt dieser winzige Kanal nur Schiffen von kleinsten Dimensionen eine Durchfahrt und kann für einen größeren Durchgangsverkehr nicht in Frage kommen. In gewissem Grade trägt auch die 1862 angelegte Bahn Zarizyn-Donskaja dem Verkehrsbedürfnis zwischen den beiden großen Hauptströmen Rechnung. Doch vermochte natürlich auch sie nicht entfernt den fehlenden Kanal von größeren Dimensionen zu ersetzen. Die Herstellung eines solchen wurde aber immer wieder vertagt, weil man einen technisch sehr schwierigen und recht kostspieligen Schleusenkanal hätte bauen müssen. Denn zwischen beide Ströme schieben sich die nördlichen Ausläufer der Jergeni-Hügel ein, deren Vorhandensein den Don verhindern, in die Wolga einzumünden, und ihn zwingt, südwestwärts zum Asowschen Meer auszuweichen.

In den letzten Jahrzehnten macht sich nun die Notwendigkeit eines Kanals, der das Schwarze und das Kaspische Meer miteinander verbindet, immer deutlicher fühlbar; ja, die Erörterung derartiger Projekte nimmt in Rußland kaum einen geringeren Raum ein, als der Meinungsaustausch über die projektierten Großschiffahrtsstraßen zwischen dem Schwarzen Meer und der Ostsee bzw. zwischen der Ostsee und dem Weißen Meer. Für Deutschland und für Nordeuropa überhaupt mögen die letztgenannten Kanalpläne von wesentlich größerer Bedeutung sein, aber für Rußlands internes Wirtschaftsleben nimmt es der geplante Kanal Schwarzes Meer–Kaspisches Meer mit jedem der beiden anderen Kanalpläne auf.

Zur Verwirklichung der Idee ließ man den ursprünglichen Plan eines Wolga und Don verbindenden Kanals längere Zeit hindurch ganz fallen und strebt an einer anderen Stelle die Lösung des Problems an. Zwar kommen die schiffbaren Wasserstraßen, die den beiden Meeren zugehören, nirgends wieder annähernd einander so nahe, wie in der Gegend von Zarizyn, dennoch aber gibt es noch eine weitere Stelle, an der eine Kanalverbindung zwischen den beiden Meeren und ihren Flußsystemen geschaffen werden kann, nämlich dort, wo die gewaltige Manytsch-Seenkette einen fast gradlinigen Wasserlauf zwischen der Mündung des Don ins Asowsche und der Mündung des Kuma ins Kaspische Meer vorzeichnet. In vorhistorischer Zeit muß hier eine natürliche Wasserverbindung zwischen beiden Meeren bestanden haben, deren Überreste jene langgestreckten Seen sind. Die Manytsch-Seen erhalten von Süden her den Kalaus als wichtigsten Zufluß und weisen sowohl nach Westen wie nach Osten intermittierende Abflüsse auf: zur Zeit des Wasser-Reichtums im Frühjahr geht ein Arm westwärts in den Don und mit ihm ins Asowsche Meer, und ein anderer wendet sich westwärts dem Huiduck, einem Nebenfluß des Kuma zu, den er aber nur ganz selten einmal erreicht, da sein Wasser in der Regel schon vorher in der dürren Steppe versiegt.

Im Jahre 1860 wies nun der Salinendirektor Bergsträßer darauf hin, daß man eine gute und kurze Schiffahrtsstraße von Odessa bis nach Astrachan und Krassnowodsk herstellen könne, wenn man die schmale Landenge von Perekop, die die Halbinsel Krim mit dem übrigen Festland verbindet, durchstäche und außerdem einen den Manytsch-Seen folgenden Kanal schüfe. Die Landenge von Perekop ist tatsächlich im Juni 1888 durchstochen worden; aber der zweite Teil des Bergsträßerschen Programms ist bis heute nicht verwirklicht worden. Zwar wurde 1880 vom Ingenieur Daniloff ein sehr eingehendes Kanalprojekt entworfen: vom östlichen Ende der Seenkette, das nur noch 84 km vom Kaspischen Meere entfernt ist, sollte zum Kuma und zum Terek durch die flache Steppe ein Kanal gegraben werden; der westliche Abfluß sollte gleichfalls kanalisiert und außerdem zwei Kanäle neu geschaffen werden, deren einer vom Manytsch zur Wolgamündung, deren anderer über Jekaterinodar am Kuban nach Anapa am Schwarzen Meer laufen sollte. Die Ausgrabung der Kanäle hätte durchweg nur sehr geringe technische Schwierigkeiten gemacht, dennoch ist das an sich sehr verlockende Projekt, obwohl es noch in den letzten Jahren mit geringfügigen Modifikationen abermals aufgetaucht ist, bisher daran gescheitert, daß man nicht wußte, wie man dem Kanal dauernd eine genügend große Wassermenge verschaffen sollte. Daniloff wollte den 55 km langen See Schara Chulussun, der den höchsten Punkt der Manytschkette darstellt und der überdies den Hauptfluß Kalaus aufnimmt, als Speisereservoir des Kanals benutzen, doch hat man bei dem sehr trockenen Klima der Steppe keine genügende Gewähr, daß

dem Kanal aus diesem Reservoir dauernd genügende Wassermengen zuftrömen, und somit ift denn bisher das Projekt nicht zur Ausführung gekommen, ja, es gewinnt neuerdings mehr und mehr den Anschein als wolle man es, so reizvoll es an sich ift, endgültig verlassen und zu Gunften des obengenannten Wolga-Don-Kanals in den Hintergrund treten lassen. Neueren Berechnungen zufolge würde ein Schleusenkanal auf dem Wege Zarizyn-Kalatsch einschließlich der notwendigen Regulierungsarbeiten im Don etwa 136 Millionen Rubel koften, und auf Grund dieser Voraussetzung hat denn auch bereits Fürft Schtscherbatow, der frühere Vorsitzende der Landwirtschaftlichen Gesellschaft, zusammen mit dem Rechtsanwalt Lychin einen Antrag auf Konzessionierung eines zu bauenden Kanals beim russischen Verkehrsminifterium eingereicht. Im Minifterium fteht man dem Plan durchaus freundlch gegenüber und hat eine eigene Kommission eingesetzt, die alle in Betracht kommenden Einzelheiten auf ihre Durchführbarkeit und ihre Zweckmäßigkeit genaueftens prüfen soll. — Gesichert ift die Herftellung des Großschiffahrtskanals zwischen dem Schwarzen und dem Kaspischen Meer noch nicht, aber die Wahrscheinlichkeit, daß das nun schon weit über 2000 Jahre alte Projekt einmal zur Tatsache wird, ift doch durch die neuefte Entwicklung, die die Angelegenheit genommen hat, beträchtlich größer geworden.

Mitteilungen.

Neuentdeckte Wildfanggruben der Eiszeitjäger. Bei Laugerie haute sind neuerdings durch den Schweizer Archäologen O. Hauser nicht weniger als 21 alternierende Wildfanggruben entdeckt worden, die uns neue Fingerzeige auf die Jagdweise der vorgeschichtlichen Jäger der Dordogne in Südweftfrankreich geben. Wir haben hier ein nach allen Seiten fteil abfallendes Hochplateau, das einft zur Steppenzeit während der zweiten Hälfte der letzten Zwischeneiszeit außerordentlich wildreich gewesen sein muß; denn aus den Unmengen von Wildpferd- und Büffelknochen, die sich im Wegwurf an den Lagerplätzen der Steppenjäger jener Periode fanden, dürfen wir diesen Schluß ohne Vorbehalt ziehen. Dieses Wild mußte nun, um seinen Durft zu löschen, zur Tränke, die sich ihm in den recht trockenen Kreidekalkgebiet einzig an dem Vézèreflusse darbot. Zum Abftiege boten sich ihm zwei Wege: der eine führt durch den Einschnitt der Gorge d'enfer, der aber vom scheuen, durch den Menschen gehetzten Wilde nicht eingeschlagen wurde, weil er auf beiden Seiten mit den ftarkriechenden Lagerplätzen des Menschen eingefaßt war; der andere führt weiter talaufwärts bei Laugerie haute zum ziemlich breiten Flusse, der gerade an dessen Fuß langsam dahinzieht. Dieser war nicht nur der nächfte, sondern auch von menschlichen Ansiedlungen mit deren abschreckenden Düften frei. Nur eine Steinwurfweite davon entfernt befand sich die Niederlassung von Laugerie haute, deren Bewohner begreiflicherweise auf den Gedanken kommen mußten, diese Durchgangsftelle für das durftige Wild seitlich durch einige niedergeworfene Baumftämme zu sperren und an der freigelassenen Passage zwei Reihen von Fanggruben in der Weise anzubringen, daß diejenigen Individuen, die glücklich die erfte Reihe passiert hatten, mit Sicherheit in die zweite fallen mußten. Diese für jene unkultivierten Jäger ganz ingeniöse Idee wurde mit allem Raffinement durchgeführt, obschon sie sich nicht allzuleicht verwirklichen ließ, denn hier beftand die Unterlage aus hartem Kalkftein, in den die Gruben höchft mühsam durch Klopfen mit Feuerfteinhammern eingegraben werden mußten. Man kann sich denken, welche Arbeit das für jene nur mit Werkzeugen und Waffen aus Stein und Horn ausgerüfteten Menschen war. Es sind deren 21 an der Zahl mit heute noch, trotz der seitherigen ftarken Verwitterung vorhandenen Tiefen von durchschnittlich 1.6 m bei einem oberften Durchmesser von 2.3 m und einem unterften Durchmesser von 0.6 m. Die niedrigfte derselben ift noch 0.75 m tief bei einem oberften Durchmesser von 1.8 m. Selbftverftändlich waren sie bei ihrer Entdeckung ganz mit vom Regen herabgeschwemmter Erde gefüllt; als man sie ausgrub, fanden sich an ihrem Grunde allerlei einft von den Jägern verlorene oder weggeworfene Feuerfteingeräte, deren Technik sie mit Sicherheit der Solutréenzeit zuwies. Dadurch sind wir in den Stand gesetzt, das Alter dieser vorgeschichtlichen Wildfanggruben zu beftimmen. Sie gehören der am Ende der letzten Zwischeneiszeit als direkte Fortsetzung des Aurignacien währenden Solutréenzeit an und können auf ein Alter von wenigftens 100,000 Jahren Anspruch machen, wie ich an anderer Stelle nachgewiesen habe. Nicht minder interessant ift ein von demselben Forscher gemachter, allerdings einer sehr viel jüngeren Zeit, nämlich dem Magdalénien der frühen Nacheiszeit, die vor etwa 18,000 Jahren zu Ende ging, angehörender Fund, der uns einen Arbeitsplatz der Mammut- und Renntierjäger der hochgewachsenen Gro Magnonrasse vorführt (s. u.). An der einftigen Wohnftelle jener zur Winterszeit wie die Eskimos in Felle der getöteten Beutetiere gehüllten Jäger in Laugerie basse, eine Büchsenschußweite von den Wildfanggruben von Laugerie haute entfernt, fand sich bei der Untersuchung der Kulturschichten ganz oberflächlich ein größerer Stein, der den Leuten als gemeinsamer Ambos bei der Arbeit diente. Um ihn herum lagen, wie sie einft beiseite gelegt wurden, die Klopffteine und andere Werkzeuge aus Feuerftein mit den mannigfaltigften Arbeitsspuren, zusammen mit den damit erzeugten feinften Knochenartefakten, die nun eine Zierde des Kölner Prähiftorischen Museums bilden. Diese Station bewohnten Spezialiften für die Herftellung von Knochenartefakten, die denn auch eine verblüffende Geschicklichkeit darin erlangt hatten und Erzeugnisse für den Tauschhandel mit den Nachbarn erzeugten, die heute noch unsere Bewunderung erregen.

L. Rhdt.

•

Der Lagerplatz der Mammutjäger von Longueroche in Südweftfrankreich. Eine Viertelftunde nördlich von Le Mouftier, der berühmten Fundftelle des älteften bis jetzt gefundenen menschlichen Skeletts des jugendlichen Eiszeitjägers

der Acheuléenperiode aus dem Ende der vorletzten, außerordentlich lange währenden Zwischeneiszeit, befindet sich dicht neben der Landſtraße der Lagerplatz der Mammutjäger von Longueroche, der es wohl verdient, daß wir ihm kurz unsere Aufmerksamkeit schenken. Waren doch die bisher dort vorgenommenen Ausgrabungen des Archäologen O. Hauser außerordentlich ergiebig und interessant. Als ich bei Gelegenheit eines im vergangenen Sommer vorgenommenen Besuches der verschiedenen vorgeschichtlichen Fundplätze der Dordogne jene Station besuchte und einige Stunden selbſt grabend darin verweilte, wurde eben inmitten eines mit Kohlen- und Ascheresten durchsetzten ehemaligen Herdplatzes ein allerdings außerordentlich mürber Mammutzahn, den man zu seiner Erhaltung mit Wasserglas durchtränken mußte, geborgen. Merkwürdig sind unter den Feuerſteingeräten hauptsächlich verschiedene Rundschaber von recht großen Dimensionen, so daß sie von recht kräftigen Armen müssen gehandhabt worden sein. Sehr zahlreiche kleinere Schaber und Messer nebſt Pfriemen, Bohrern, Tätowiermesserchen und anderen Feuerſteingeräten kamen ebenfalls zu Tage, obschon natürlich die tadellosen, intakten Stücke auch hier, wie überall anderwärts, recht selten sind. Besonders auffallend sind die aus Tierknochen und Renntierhorn geschnitzten Werkzeuge und Waffen, unter denen eine Anzahl von Harpunenspitzen mit Widerhaken und teilweise auch Rinnen zum Anbringen von Gift vor allem auffallen. Wie man an diesen ersehen kann, waren sie meiſt an ihrer Basis konisch zugespitzt, um in einen entsprechend ausgehöhlten Holzschaft geſteckt zu werden. In diesem saßen sie aber nur ganz lose, um nach dem Eindringen in den Körper des getroffenen Wildes den Schaft abzuwerfen, der an einem Lederriemen nachgeschleift wurde und dem alsbald nach der Verwundung durch rasches Nachspringen verfolgten Wilde durch Hängenbleiben an Bäumen und Sträuchern, wie auch am Graswuchs und allen Unebenheiten des Bodens die größten Schwierigkeiten des Fortkommens und unsägliche Pein verursachte. Bald wird es sich überhaupt ganz verfangen haben, wurde so vom behende herbeieilenden Jäger geſtellt und mit dem spitzen Dolche aus Horn oder Bein vollends zu Tode gebracht. Daß die Harpunenspitze mit dem Holzschafte durch einen Lederriemen verbunden war, wissen wir nicht bloß von den ganz ähnlich hergeſtellten Waffen heute noch lebender Menschen, sondern wir können solches direkt den aufgefundenen Harpunen entnehmen. Zum Feſthalten des Riemens an der Harpunenspitze iſt die Basis in der Regel verdickt, damit er beim ſtarken Daranzerren nicht etwa abgleite und der schwere nachschleifende Holzschaft abfalle und das Wild so entweichen könne; nur ausnahmsweise, wie in dem einen hier mitgeteilten Falle, findet sich ſtatt der Verdickung an der Basis der Harpune ein Schlitz zur Aufnahme des Riemens. Letztere Art der Verbindung findet sich dann ausschließlich bei denen der auf das Magdalénien folgenden Periode des Asylien, während welcher der Edelhirsch das Renntier ganz verdrängt hatte und die Harpunen aus dessen Horn ſtatt aus Renntierhorn, wie früher, verfertigt wurden. Ausnahmsweise sind die Harpunen ſtatt beidseitig nur einseitig mit Widerhaken versehen. Eine dreispitzige Harpune wird wohl zum Speeren von Fischen gedient haben, während ein spitziger Angelhaken mit einer Verdickung an der Basis zum Feſthalten der aus Tiersehnen gedrehten Schnur offenkundig zum Fischfang gedient haben muß. Ein aus Renntierhorn geschnitzter Stab iſt mit allerlei Strich- und Wolfszahnornamenten versehen. Auch verschiedene Pfriemen und feine Nadeln, wie auch zum Umhängen dienende Amulette aus Knochen und Tierzähnen mit Durchbohrungen an dem einen Ende, um sie an Tiersehnen aufzureihen, haben sich in den verschiedenen Kulturschichten gefunden. Endlich kam auch ein schön geglätteter, in der Mitte zum Durchſtecken eines Holzſtieles durchbohrter Hammer zum Vorschein. Jedenfalls wird diese Station, an der noch eifrig ausgegraben wird, mit der Zeit noch viel Wertvolles liefern. L. Rhdt.

•

Die Papyrussammlung der ägyptischen Abteilung der Königlichen Museen zu Berlin hat 15 große und ausgezeichnet erhaltene demotische Urkunden von Herrn Georg Hauswaldt in Magdeburg zum Geschenk erhalten, die zu dauernder Erinnerung an ihren Stifter den Namen »Papyrus Hauswaldt« führen sollen. Schon äußerlich können, wie W. Schubart in einer vorläufigen Mitteilung in den »Amtlichen Berichten aus den königlichen Kunſtsammlungen« schreibt, nur wenige Papyrus mit diesen neuen demotischen Urkunden an Größe und Erhaltung verglichen werden; mißt doch die längſte von ihnen mehr als 4 m. Und nur selten kommen Texte von solcher Ausdehnung in unsere Hände, die so lückenlos erhalten sind, wie es bei faſt allen diesen Stücken der Fall iſt. Überdies bilden sie eine eng verbundene Gruppe, denn sie ſtammen sämtlich aus Efdu und ſtehen zu dem großen, noch heute wohl erhaltenen Tempel des Horus in Beziehung. Der Zeit nach verteilen sie sich über die Königsregierungen des zweiten, dritten und vierten Ptolemaios, etwa über die Jahre 265 bis 211 v. Chr.

Es sind überwiegend Pachtverträge (Verpachtung von Ländereien, die dem Tempel oder dem Könige gehören). Vielfach treten als Pächter oder Verpächter Beamte des Tempels auf, so daß sich ein lehrreicher Einblick in die Verwaltung dieses Heiligtums eröffnet. Teilen alle diese Urkunden eine Eigentümlichkeit demotischer Verträge, nämlich die doppelte Ausfertigung in einer »Kaufurkunde« und einer »Abtretungsurkunde«, so finden wir in mehreren von ihnen eine altertümliche Formulierung, für die es sonſt faſt kein Beispiel gibt. Denn auf die notariell beglaubigte Niederschrift der »Kaufurkunde« folgen vier weitere Abschriften desselben Textes von verschiedenen Händen, jedesmal eingeleitet durch den Namen einer Person, mit dem Zusatze »er bezeugt«, und dasselbe sehen wir bei der »Abtretungsurkunde«. Außerdem ſtehen auf der Rückseite wie bei den gewöhnlichen demotischen Verträgen die Namen von 16 anderen Zeugen. Neben der außerordentlichen Verschwendung des Papyrus fällt besonders die Umſtändlichkeit des Verfahrens auf, die sich selbſt in dem schreibseligen Ägypten nicht auf die Länge halten konnte.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57. | 4. Jahrgang Nr. 21 21. Mai 1910 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Roosevelt-Feier der Berliner Universität.

Ansprachen des Rektors, Geheimen Regierungsrats Prof. Dr. Erich Schmidt und des Dekans der philosophischen Fakultät, Geheimen Regierungsrats Prof. Dr. Gustav Roethe.*)

Ansprache des Rektors.

Eure Kaiserlichen und Königlichen Majestäten!

Hochverehrter Herr Roosevelt!

Meine Damen und Herrn!

Wir neigen uns ehrfurchtsvoll vor Ihren Kaiserlichen und Königlichen Majestäten, die in tiefer, allgemein mitempfundener Trauer dennoch diesem Festakt beizuwohnen geruhen, weil er ein glänzendes Merkmal ist der warmen Beziehungen zwischen den Vereinigten Staaten und dem Deutschen Reich, Preußen voran.

Wir begrüßen mit dankbarem Stolz den großen Staatsmann, den Seine Majestät der Kaiser und König gestern einen »ausgezeichneten Amerikaner« und seinen »Freund« genannt hat. Vom sausenden Webstuhl der Weltpolitik in ferne Jagdgründe geeilt, verschmäht er es nicht, auf dem friedlichen Triumphzug durch Europa hier anzuhalten und das Katheder unsrer, ach so engen, Aula zu besteigen.

Berlins Alma mater ist mit der glorreichen Bildungsstätte des jungen Theodore Roosevelt, der Harvard-Universität, durch innigen Wechselverkehr verbunden. Sie rühmt sich daneben einer besonderen, von dem früheren Präsidenten der Vereinigten Staaten geschaffenen Roosevelt-Professur, die ihr schmuckes Roosevelt-Zimmer und ihre bedeutende Roosevelt-Bibliothek mit eigenhändigen Widmungen des Stifters und Verfassers besitzt. Diese Roosevelt-Professur hat vorerst im Allerhöchsten Beisein Ihrer Majestäten der treffliche Burgess feierlich angetreten und sie aufs würdigste verwaltet; zuletzt der uns allen durch seine frische Klugheit und heitere Anmut wahrhaft ans Herz gewachsene Benjamin Wheeler. Herr Wheeler sprach in Berlin von nichts lieber als von zwei führenden Männern, deren einer Theodore Roosevelt hieß. Zum Abschied hielt er in dem Roosevelt-Zimmer, wo das lebendige Bildnis des früheren Präsidenten prangt und Lincolns Büste stummberedt an sittlich-politische Pflichten mahnt, einen zwanglosen Vortrag über den Heros Eponymos des

---

*) Die vorige Nummer enthielt den offiziellen Wortlaut der Rede, die der ehemalige Präsident der Vereinigten Staaten von Nordamerika am 12. Mai bei der Feier der Überreichung des philosophischen Ehrendoktor-Diploms in der Aula der Berliner Universität in Gegenwart Ihrer Majestäten des Deutschen Kaisers und der Deutschen Kaiserin gehalten hat. Wir lassen heute die beiden Ansprachen im Wortlaut folgen, mit denen der Rektor und der Dekan der philosophischen Fakultät an jenem Tage Herrn Roosevelt begrüßt haben. D. Redaktion.

Raumes, ſchon auf den heutigen Feſtakt aus⸗blickend und warm bekennend, welche Hu⸗manität dem impulſiv durchgreifenden, un⸗verwüſtlichen Mann eigen ſei.

Die Umriſſe Ihres gewaltigen Wirkens und Ihrer nicht mißkennbaren Perſönlichkeit, Herr Rooſevelt, ſtehn vor aller Augen. Niemand im Volke, der nicht den kühnen Roſſebändiger, den großen Nimrod in zahl⸗reichen Bildern geſchaut hätte. Auch dem Reiz Ihrer lebensſprühenden Schriften haben wir uns willig hingegeben: mögen ſie auto⸗biographiſch von den Cowboyzeiten im wilden Weſten und einem gerechten, nie drauflosmordenden Weidwerk zeugen und reine Andacht für Mutter Natur, für heilige Altwälder atmen; mögen ſie ohne jede Spur von Ruhmredigkeit ein Stück eigenen Helden⸗tums des Colonel auf Cuba in der präch⸗tigen Darſtellung der von Ihnen disziplinierten und zu ſiegreichem Anſturm befeuerten »Rauhreiter« wiedergeben; mögen ſie großen Männern Amerikas und anderer Länder ein Ehrenmal gründen, den Seekrieg von 1812 oder als Ihr geſchichtswiſſenſchaftliches Haupt⸗werk »The Winning of the Weſt« erzählen; mögen ſie aus ſtarker Seele »American ideals« predigen, die nichts mit gleißendem Globe⸗trottertum, nichts mit atem⸗ und ſkrupelloſem Gelderwerb gemein haben, ſondern »the ſtrenuous life«, dieſen Imperativ Ihrer ganzen Energie und Weisheit, ins Gewiſſen prägen.

Civis Americanus sum! Ihre Vaterlands⸗liebe kennt nichts Höheres. Sie ſind zugleich davon durchdrungen, daß nur, wer wie der Erdenſohn Antäus feſt auf ſeinem Mutter⸗boden ſtehe, die Art anderer Völker richtig und gerecht ſchätzen, daß dem Frieden unter den Kulturnationen nie die empfindſam ein⸗lullende Schalmei der Schwärmer, nie die dünne Stimme der Schwachen oder der Feigen förderlich ſein könne, ſondern nur die gewappnete Stärke, daß der Friede kein fauler ſein dürfe.

Was Sie den Vereinigten Staaten ſeit Ihrem erſten tapferen Auftreten als Ab⸗geordneter von dreiundzwanzig Jahren, in der reinigenden und aufbauenden Zivilverwaltung, als ein in jedem Sinn ſchlagkräftiger Polizei⸗gouverneur New Yorks, im See⸗ und Heeres⸗weſen terra marique, als Vizepräſident und Präſident der Vereinigten Staaten geleiſtet haben: dies auch nur anzudeuten, iſt nicht meines Amtes und nicht meines Vermögens. Ich ſchweige von allem, was das Gemein⸗wohl, was auch die notleidenden Klaſſen, was nicht zuletzt die Kinder Ihrer Umſicht und Ihrer humanen Milde, der rechten Weichheit des Starken, verdanken.

Aber ich darf ein bündiges Wort ſagen von Ihrer durch farbenreiche Bilder aus dem Tierleben betätigten Naturforſchung und von Ihrer Pflege der Geſchichte, die Ihnen früh aufgegangen iſt als Heldenverehrung, die Ihre »Hero tales from American history« auch in die Kinderſtube gepflanzt haben und die Sie als ganzer Amerikaner mit ehernem Nationalſtolz vertreten. »Das Beſte, was wir an der Geſchichte haben, iſt der Enthuſiasmus, den ſie erregt« — dies Goethiſche Wort, Herr Rooſevelt, iſt auch Ihr Glaube. Sie meſſen der Geſchichte, anders als unſer Meiſter Leopold Ranke, vielmehr in der Art edler Feuerſeelen von Schiller bis in unſre Tage und auch gerad' in unſre Univerſität hinein — Sie meſſen ihr ein verpflichtendes Amt, eine ſtählende Kraft bei und fordern deshalb von jedem rechten Menſchen, daß er Geſchichte treibe. Sie ſind allzeit ein großer Leſer geweſen; auch deutſche Dichter von den Nibelungen bis zu den Klaſſikern Weimars und darüber hinaus blieben Ihnen nicht fremd, vor allem aber waren es die Hiſtoriker, denen Sie ſchon vor Ihren reichen Cambridger Tagen ſich hingaben. Wie mußte es Sie freuen, wenn Sie bei Xenophon den Perſerſpruch laſen: »Reite, ſchieße und rede die Wahrheit!« Wie iſt Ihnen ſtets das Herz aufgegangen bei Ihrem Liebling ſeit frühen Studentenzeiten, bei demſelben Plutarch, der einſt junge deutſche Brauſeköpfe emportrug über ein »tintenkleckſendes Säkulum«!

Große Männer ſind Ihnen vorbildlich für die Bereicherung und Feſtigung des Nationalcharakters.

Dieſer Geſchichtsbegeiſterung und fort⸗reißenden Geſchichtſchreibung iſt innig ver⸗mählt Ihr geſunder Haß gegen allen lähmen⸗den trüben Peſſimismus und der Appell, jedermann müſſe tätigen Gemeinſinn und Gemeindrang bekunden.

Es ſei mir geſtattet, mit einem Wort in deutſche Vergangenheit zurückzuweiſen. 1792, ein Jahr nach dem Abſchluß oder Abbruch ſeines geſchichtsphiloſophiſchen Hauptwerkes, hat Johann Gottfried Herder in einem wei⸗

mariſchen Verein, deſſen Protokollführer Goethe war, verleſen und ſchön erläutert Benjamin Franklins, des »erſten Volksſchriftſtellers unſres Jahrhunderts«, »Rules for a Club established in Philadelphia«. Er blüht noch heute, wir hoffen ihn beim herbſtlichen Jubiläum zu begrüßen. Herder mahnte nun die Deutſchen zu einem ſolchen Bunde der Humanität, keiner verblaſenen, denn davon hatten wir übergenug, ſondern einer tätigen, und ich füge vor unſerem Hörerkreiſe laut hinzu, daß er in dieſem Bund auch den Schatten des großen Königs von Preußen als des Siegers unter den Humaniſten erblickte.

Sie kamen, Herr Rooſevelt, zum erſten Mal, auch damals von Ägypten her, nach Deutſchland 1873, und Sie kamen — wer möchte das heute glauben! — als ein bleicher, kränklicher Knabe. Durch unbeugſame, ſelbſtbewußte Willenskraft, durch nimmermüde Übung manches ſtählenden Sports, der Ihnen niemals Selbſtzweck, ſondern ein Jungborn iſt für die mens sana in corpore sano, ſind Sie ein Mann geworden, der als Haupttugend die Kraft verkörpert. Jeder Müßige gilt Ihnen für ſchädlich, mindeſtens für unnütz. Das Fauſtwort: »Die Tat iſt alles«, »Genießen macht gemein« bezeichnet Ihr ganzes Denken und Schaffen. Sie ſind dankbar für das Eiſen im Blut Ihrer Väter, die aus Holland nach Amerika gezogen und dort opfermutige Bürger in vorderſter Reihe geworden ſind. Der Abkömmling niederländiſcher Deichbauer hat den Panamakanal geſichert, der Weltmeere und Völker verbinden ſoll.

Nochmals: »the strenuous life, ein immer bewegtes Walten und Wirken der tätigen Kraft, des willensſtarken Mutes, der ewigen Energie, iſt Ihr Lebensideal, die Vita activa, zu der ſich Luther und unſre großen neueren Dichter und Philoſophen ſtets bekannt haben.

Wir hegen nicht die falſche Beſcheidenheit, die gerad' Ihnen am wenigſten gefallen möchte, unſre Ideale aus dem Ausland, ſei es auch von Bluts⸗ und Geiſtesverwandten, zu borgen. Uns fehlt gottlob daheim nicht das leuchtende Vorbild des Vereins von Konzentration der höchſten, ſtärkſten Pflichten und weitem Bildungstriebe, von beſonnener Friedensarbeit und ſtolzer Kraft. Aber bewundernd blicken wir, Alt und Jung, auf die bei uns heut eingekehrte Verkörperung jenes wahrhaften und wehrhaften Lebensideals.

Die akademiſche Jugend Deutſchlands, der Sie ſelbſt, Herr Rooſevelt, einſt an der Clarke⸗Univerſität ſchöne Worte der Anerkennung gewidmet haben, trägt in ihrem Torniſter nicht den Marſchallſtab eines künftigen Staatsoberhauptes. Sie kann Ihren großen Lebensgang nicht nachahmen, wohl aber kann und muß ſie nacheifern Ihrem großen Lebensideal. Die Kommilitonen ſollen aus dieſem beredten Mund ein herzhaftes »Go ahead!« vernehmen, wenn jetzt der frühere Präſident eines der mächtigſten Staatengebilde, der »representative man«, der die beſten Tugenden des amerikaniſchen Oſtens und Weſtens harmoniſch vermählt, wenn Theodore Rooſevelt, deſſen Wort Vollgewicht hat in jedem Erdteil, hier ſprechen wird von Weltbewegung, von Ziviliſation.

Anſprache des Dekans der philoſophiſchen Fakultät.

Ohr und Auge haben Ihnen, Herr Rooſevelt, zugetragen, mit welcher Freude wir Ihnen gelauſcht, wie lebhaft wir den Reiz empfunden haben, aus dem Munde eines Mannes, der ſelbſt am Steuerrad der Weltgeſchichte geſtanden hat, Weltgeſchichte zu hören. Wenn die Energie Ihrer Stimme einmal nicht Schritt halten wollte mit der Energie des Gedankens, die beredten Mienen, die lebhaft mitſprechenden Hände haben eindrucksvoll nachgeholfen; ſtark hat auf uns gewirkt die urſprüngliche Kraft, die Vielſeitigkeit Ihres Geiſtes. Ja, Sie ſind reich in dieſer Vielſeitigkeit! Sie ſind ein Demokrat vom reinſten Waſſer, nicht ganz frei von demokratiſchem Hochmut, und doch fühlen Sie mit, was uns der Kaiſer bedeutet; wir ſahen es Ihrem lachenden Blick an, wie auch Sie ihn lieben und ehren; ja, Sie ahnen etwas von den beſonderen Mächten, die in dem Bunde von König und Volk wohnen. Und weiter: Die Wogen des großen internationalen Weltlebens, das Ihnen zuſagt, tragen Sie gerade in dieſen Wochen Ihrer

Europafahrt hoch empor, und doch halten Sie fest an der Überzeugung von dem entscheidenden Wert des nationalen Gefühls, aus dem einst diese Hochschule erwachsen ist. In kritischer Stunde der Weltgeschichte waren Sie ein Friedensstifter, und doch wissen Sie, selbst ein rüstiger Krieger, die völkerstählende Kraft des Krieges voll zu würdigen, von der wiederum die Geschichte unserer Hochschule Zeugnis ablegen kann. Wir spürten es an Ihren Mienen, als Sie mit guter Laune zurückblickten um 100 und um 1000 Jahre, daß Sie froh sind, nicht hundert und tausend Jahre früher gelebt zu haben, daß Sie sich wohl fühlen in unserer rapid entwickelten Kultur, zu der Sie gute Zuversicht haben. Und doch haben Sie oft schon, auch heute mit ernster Mahnung die schlichten Grundlagen alles dauernden Heiles betont, die Sehnsucht zu Gott, das treue Zusammenwirken der Geschlechter in der Ehe, den persönlichen Mut, den Willen und die Kraft des Mannes zu Arbeit und zu Kampf.

Endlich: Sie führen ein Leben der Tat, und doch lieben Sie die Wissenschaft. Der Verehrer Goethes, der in jungen Jahren an den Gestalten deutscher Heldensage sich den Glauben an die Helden der Geschichte erworben hat, haben Sie es als einen Segen für Ihr Vaterland gerühmt, daß Generationen amerikanischer Studenten durch die Schule des deutschen Geistes, der deutschen Wissenschaft gegangen sind. Die deutsche Wissenschaft erwidert die Schätzung, die Sie ihr zollen. Schon ziert Sie seit einem Jahre der juristische Doktorhut Leipzigs. Wenn heute die philosophische Fakultät dieser Hochschule sich entschlossen hat, zu dem Ehrendoktorat, das Ihnen allerjüngst die norwegische Schwester geschenkt hat, den dritten Kronreif der akademischen Tiara, die freilich keine Unfehlbarkeit verbürgt, hinzuzufügen, so tut sie es nicht nur, weil wir allwinterlich hier Roosevelt-Professoren unter uns sehen; sie hat ernsteren Anspruch an Sie.

Die philosophische Fakultät ehrt an Ihnen den geschichtlichen Sinn, mit dem Sie, eines jungen Volkes stolzer Sohn, die Überlegenheit des geschichtlichen Reichtums alter Völker anerkennen; ehrt den geschichtlichen Sinn, mit dem Sie — nicht nur mit Herrschergewalt und wohl auch ein wenig Herrscherlaune über die Jahrtausende hinwegschreitend wie heute — auch in der strengeren Einzelarbeit biographisch, kulturgeschichtlich, kriegsgeschichtlich das Werden Ihres Volkes dargestellt haben. Wir ehren an Ihnen den naturwissenschaftlichen Sinn, der die Tiere der Wildnis, die Kuguars und Wapitis und Grislybären und wie sie alle heißen, nicht nur vor die sichere Büchse des Farmers und Jägers lud, sondern auch vor das scharfe Auge des ruhigen Beobachters ihrer Lebensgewohnheiten und vor die glückliche Feder ihres gewissenhaften Darstellers; wir ehren den naturwissenschaftlichen Sinn, mit dem Sie Ihre starke Stimme einsetzten, um aussterbende Tiergeschlechter dieser Welt zu erhalten.

Und mehr als alles: Wir Philosophen, in deren Doktoreid das Bekenntnis zur Wahrheit durchaus den Kern bildet, ehren an Ihnen, dem ausgezeichneten amerikanischen Bürger, den sittlichen Mut zur Wahrheit, mit dem Sie, ein Erzieher Ihres Volkes, Mißbräuche der Heimat erkennend, nicht schwiegen, sondern von der Erkenntnis zum Willen, vom Willen zur heilenden Tat fortschritten, gleich unbekümmert um Beifall und um Widerstand.

So ehren wir Sie und uns, wenn wir heute, dankbar für diese Stunde, Ihnen die in unseren Augen sehr wertvolle Würde verleihen, zu deren ersten Trägern Helden unserer Geschichte wie Blücher, Gneisenau, Hardenberg gehört haben.

Ich vollziehe die Promotion nach alter Weise in der ehrwürdigen Gelehrtensprache, in deren feierlichem Gebrauch die Hochschulen der neuen Welt noch immer einig sind mit den Universitäten der alten.

Das Doktordiplom hat folgenden Wortlaut:

Quod felix faustumque sit
auspiciis laetissimis et saluberrimis
serenissimi ac potentissimi principis
GUILELMI II
imperatoris Germanorum
Borussiae regis

* * *

rectore magnifico
ERICO SCHMIDT

* * *

ex decreto unanimo ordinis amplissimi
philosophorum
promotor legitime constitutus
GUSTAVUS ROETHE
ordinis philosophorum h. t. decanus

THEODORO ROOSEVELT
qui oriundus ab atavis Rheni effluentis accolis
eruditus Americanis Germanisque scholis
universitatis dein Harvardensis decus
patriae suae non modo regiones et animalia
ut pastor strenuus venatorque audax
scienter simul et venuste descripsit
sed etiam instituta, mores, heroas
ut iudex integer et civis bonus
ad historiae veritatem vitaeque utilitatem
egregio stilo illustravit
equiti duro fortiter in hostes, fortius in improbos cives invecto
viro iusto, propositi tenaci, veritatis ideoque scientiae amanti
docti trans Oceanum commercii fautori
Unionis Americanae nuper praesidi intra et extra patriam laudatissimo
philosophiae doctoris et artium liberalium magistri
dignitatem et ornamenta
die XII. m. Maii MCMX
honoris causa contulit.

Geistige Kultur in Australasien.*)

Von Professor Dr. Alfred Manes in Berlin.

Wenn die Literatur über die Kulturverhältnisse der Auſtralier und Neuseeländer an sich schon eine äußerſt dürftige iſt, so fehlt es an besonderen Darſtellungen des geiſtigen Kulturlebens bei unseren Antipoden, insbesondere was Schriften in deutscher Sprache anbelangt, so gut wie vollſtändig.**) Darum glauben die folgenden Ausführungen, welche, abgesehen von persönlichen Reiseerfahrungen, vor allem auf die Darſtellungen in den offiziellen Jahrbüchern des auſtralischen Bundesſtaates und des neuseeländischen Dominiums sich ſtützen, auf das besondere Interesse der Leser dieser Zeitschrift rechnen zu dürfen.

* * *

Außerordentlich ſtark iſt der Gegensatz zwischen der hochentwickelten sozialen Fürsorge für alle Klassen der fünf Millionen Auſtralaſier und ihrer geiſtigen Kultur. In keinem Lande der Welt iſt man bisher weiter gegangen in bezug auf gesetzgeberische Bemühungen, die materielle Lebenshaltung der arbeitenden Klassen zu heben, und nirgendwo in der Welt vielleicht geht es tatsächlich dem Arbeiter auch besser als hier; er hat im allgemeinen nirgendwo kürzere Arbeitszeit, bessere Nahrungs- und Wohnungsbedingungen. Die Sterblichkeitsziffern sind im fünften Erdteil ebenso günſtig wie die Gesundheitsverhältnisse. Ein schöner ſtattlicher Menschenschlag iſt es, der einem überall entgegentritt.

Dieses ganze ideale Bild des Auſtralaſiers männlichen wie weiblichen Geschlechts wird aber außerordentlich beeinträchtigt, sobald man nicht nur die Oberfläche prüft, sondern in die geiſtige Regsamkeit der Menschen dort drüben einzudringen versucht. Dann zeigt sich — von rühmlichen Ausnahmen selbſtverſtändlich abgesehen — eine geiſtige Öde, eine Interesselosigkeit für faſt alle die Dinge, ohne die wir vielleicht etwas verwöhnten Mitteleuropäer uns ein Leben gar nicht lebenswert vorſtellen können, eine Gleichgültigkeit gegenüber den großen Fragen der Menschheit, die den Forscher auf dem Gebiete der geiſtigen Kultur Auſtralaſiens immer wieder verblüfft und traurig ſtimmt.

Man wende nicht ein, Auſtralien und Neuseeland seien so jung, daß ihre Bewohner im Kampf um die Exiſtenz keine Zeit gehabt hätten, geiſtige Werte zu schaffen. Gerade

*) Siehe hierzu die Aufsätze des Verfassers über »Auſtralaſische Probleme« im Jahrgang 1909, Nr. 42 und 48.

**) Ein kurzer Abriß der Kultur des fünften Erdteils findet sich in Schachners 1909 erschienenem, höchſt beachtenswertem Buch »Auſtralien« (Jena, Guſtav Fischer). So begeiſtert Schachner, welcher zwei Jahre Land und Leute ſtudierte, über die radikale Sozialreform Auſtraliens urteilt, so scharfen Tadel hat er für dessen Bildungswesen.

das Gegenteil könnte man behaupten: so unendlich viele Probleme, an welchen andere Völker und Staaten laborieren, sind für die auftralasischen Staaten überhaupt niemals aufgetaucht; England hat sie für sie bereits gelöft gehabt. Auch hatten die Auftralier und Neuseeländer niemals gegen einen äußeren Feind zu kämpfen, und ihre Ausgaben für Heeres- und Flottenzwecke waren bis in die allerneuefte Zeit nur verschwindend gering.

Ich habe in den verschiedenften Gegenden Auftralasiens den teilweise äußerft gescheiten und gelegentlich auch über einzelne europäische Dinge orientierten Arbeiterführern immer wieder die Frage vorgelegt: Was macht ihr mit eurer vielen freien Zeit? Ihr habt in großem Umfange euer Ideal: acht Stunden Arbeit, acht Stunden Schlaf und acht Stunden Erholung bei acht Schilling Lohn erfüllt bekommen; was tut ihr in den freien acht Stunden, um euch geiftig zu heben; treibt ihr irgend etwas anderes damit, als daß ihr dieses eine Drittel des Tages mit Sport, mit Spiel, mit Trinken, mit Wetten ausfüllt? Es ift vielleicht charakteriftisch für die ganze Auffassung der Auftralasier, daß man diese meine Fragen, welche ich auch gegenüber einigen Pressevertretern zur Sprache brachte, in verschiedenen Zeitungsaufsätzen unter der Überschrift behandelte: »Ein neues Achtftundenproblem«. In diesen Aufsätzen wurde die von mir gegebene Anregung erörtert, daß von den Arbeitervereinigungen aus etwas geschehen müßte, um den Arbeiter weiterzubilden. Ich hatte von Volksunterhaltungsveranftaltungen, von populären Konzerten, von der Errichtung ftädtischer oder ftaatlicher Theater, von Theatervorftellungen zu volkstümlichen Preisen, von Vereinen zur Verbreitung gemeinnütziger Kenntnisse und ähnlichen uns in Deutschland wohlbekannten Einrichtungen gesprochen. Von allen diesen Dingen weiß man in den Demokratien Auftralasiens so gut wie nichts.

* * *

Eine eigentliche Kulturpolitik beginnt in Auftralien — und zwar in der Mutterkolonie Neusüdwales — erft im Jahre 1866; vorher überließ man das Bildungswesen, das Schulwesen der Kirche. Zwar erhielten die von den Konfessionen errichteten Schulen Unterftützungen aus ftaatlichen Mitteln, sie waren aber im übrigen vollkommen unabhängig, wurden weder überwacht, noch hatten sie sich irgendwelchen ftaatlichen Vorschriften zu fügen. Nur da, wo konfessionelle Schulen nicht gegründet wurden, errichtete man einige wenige minderwertige ftaatliche Schulen. Eine neue Epoche begann zuerft in Neusüdwales, unter dem Einfluß des Minifteriums Parkes. Der seit 1848 währende Zuftand, daß neben den konfessionellen ftaatliche Schulen gegründet, beide aus ftaatlichen Mitteln bezahlt wurden, beide sich gegenseitig bekämpften, weil die Entwicklung der Schulen des einen Syftems den Rückgang der Schulen des anderen Syftems bedeutete, wurde durch das 1867 in Kraft tretende Gesetz, den Public School Act, der auch die Bezeichnung führte Act to make better provisions for Public Education, wenigftens teilweise beseitigt. Die Staatsschule rückt in den Vordergrund, die konfessionelle Schule befteht aber weiter, hat jedoch nur dann Anspruch auf ftaatliche Zuschüsse, wenn ein Bedürfnis für sie vorhanden ift, weil die nächfte Staatsschule zu weit entfernt liegt. An allen Orten, wo mindeftens 25 Kinder in schulpflichtigem Alter waren, sollten jedoch Staatsschulen errichtet werden. Nun tobt noch dreizehn Jahre der Kampf zwischen kirchlichen und ftaatlichen Schulen; er endete im Jahre 1880 mit dem New South Wales Public Instruction Act. Dieses Gesetz ftellte das gesamte Schulwesen unter die alleinige Verantwortung eines Minifters, die Lehrer werden Staatsbeamte und ausschließlich aus öffentlichen Mitteln bezahlt. Die Staatsmittel werden nur noch für ftaatliche, nicht mehr für konfessionelle Schulen verwendet. Für Kinder zwischen 6 und 14 Jahren wird ein beschränkter Schulzwang eingeführt, der sich auf 70 Tage in jedem halben Jahre erftreckt, falls die Kinder innerhalb zwei Meilen von der Schule wohnen. Der Besuch des Religionsunterrichts wird vollkommen freigeftellt. Die Schulkinder dürfen die Eisenbahn zum Besuch der nächften Staatsschule unentgeltlich benutzen. Eine wichtige Ergänzung erhielt dieses Muftergesetz 1906 durch die Beftimmung, daß der Unterricht in den niederen Schulen unentgeltlich erteilt wird. Dies ift die Geschichte des Schulunterrichtswesens in Neusüdwales; die Entwicklung kann aber als typisch für alle auftralischen Staaten angesehen werden, wo überall zuerft die konfessionelle, eventuell ftaatlich unterftützte Schule herrschte, dann der Kampf zwischen ihr und der ftaatlichen

Schule entbrannte, bis die letztere ſiegte, ein Schulzwang eingeführt und die Unentgeltlichkeit des Unterrichts ausgeſprochen wurde. Daneben beſtehen bis heute überall gleichberechtigte konfeſſionelle Schulen, aber ohne Staatsunterſtützung.

Nur wenige Einzelheiten aus der Geſchichte der Schulgeſetzgebung der anderen Staaten mögen hier Erwähnung finden. In Victoria iſt 1873 unter einem Miniſter des öffentlichen Unterrichts eine freie ſtaatliche Zwangserziehung eingeführt worden. Erziehungsbeiräte erhielten die Macht, darüber zu entſcheiden, ob Religionsunterricht außerhalb der Schulſtunden gegeben werden durfte oder nicht. Der freie Unterricht erſtreckte ſich auf Leſen, Schreiben, Rechnen, engliſche Grammatik, Geographie, Turnen und für Mädchen Handarbeit. Die Lehrer wurden in eigenartiger Weiſe außer mit feſten Gehältern nach den Erziehungsreſultaten bezahlt, indem ſie bis zur Hälfte des feſten Gehalts nach den bei den jährlichen Prüfungen der Schüler ſich ergebenden höheren oder geringeren Leiſtungen (Punkten) beſondere Vergütungen erhielten. Erſt ein Geſetz von 1901 hat die Bezahlung nach dem Prüfungsergebnis beſeitigt. Damals wurde auch die Zahl der Tage, auf welche ſich der Schulbeſuch mindeſtens erſtrecken mußte, erhöht, nämlich von vierzig Tagen im Vierteljahr bis auf 75 Prozent der Tage, an welchen Schulunterricht ſtattfindet. Das ſchulpflichtige Alter wurde vom 13. auf das 14. Lebensjahr hinaufgeſetzt, die Einrichtung von Fortbildungsſchulen und Kindergärten gefördert, wie überhaupt der deutſche Kindergarten unter unveränderter deutſcher Bezeichnung, welche in den engliſchen Sprachſchatz aufgenommen worden iſt, in dem ganzen Erdteil rühmlichſt bekannt iſt und, wie ich mich wiederholt perſönlich überzeugen konnte, ſehr erfreuliche Ergebniſſe zeitigt.

Im übrigen aber herrſcht allenthalben blinde Ehrfurcht vor britiſchen Lehrmethoden; die engliſche Schablone wird faſt ausnahmslos benutzt. Nur einzelne führende Politiker haben einen über die Grenzen Auſtraliens hinausgehenden Blick, der auch in der Welt noch etwas anderes als ausſchließlich engliſche, britiſche Einrichtungen ſieht. So hebe ich beiſpielsweiſe den Premierminiſter Murray von Victoria hervor, mit dem ich in Melbourne mehrfach zuſammentraf, und der ein großes Intereſſe für deutſches Bildungsweſen an den Tag legte. Eine ſeiner Töchter ließ er an der Berliner Univerſität ſtudieren, und das Fortbildungsſchulweſen Preußens findet ſeine ungeteilte Bewunderung. Er hat die Abſicht kundgegeben, dieſes, wenn auch natürlich mit gewiſſen Abänderungen, nach Victoria zu verpflanzen.

Die folgende Tabelle gibt Auskunft über die im Jahre 1907 in den einzelnen auſtraliſchen Staaten vorhandenen ſtaatlichen Volksſchulen, die Zahl der Lehrer, die Zahl der angemeldeten Schüler und den Beſuch der Schulen:

Staat	Schulen	Lehrer	Anmeldungen	Durchſchnittlich. Schulbeſuch
Neuſüdwales .	3050	5648	213 709	152 607
Victoria . . .	1974	4681	203 782	147 270
Queensland .	1067	2393	87 098	66 849
Südauſtralien .	707	1278	54 560	37 861
Weſtauſtralien .	381	830	29 679	24 950
Tasmanien . .	350	584	23 162	14 464
Commonwealth	7529	15 414	611 990	444 001

Anmeldungen und Beſuch in den auſtraliſchen Staatsſchulen:

Jahr	Geſamtbevölkerung	Anmeldungen	Durchſchnittlicher Schulbeſuch
1891	3 240 000	561 153	350 773
1897	3 618 000	586 037	411 913
1898	3 665 000	594 916	397 027
1899	3 716 000	608 431	424 214
1900	3 765 000	623 707	441 924
1901	3 826 000	638 478	450 246
1902	3 883 000	636 888	455 482
1903	3 927 000	629 269	446 539
1904	3 984 000	625 594	445 709
1905	4 052 000	621 534	442 808
1906	4 119 000	609 592	442 440
1907	4 197 000	611 990	444 001

Es wäre nun aber ungerecht, eine große Schwierigkeit zu verkennen, unter welcher namentlich die auſtraliſche, weniger die neuſeeländiſche Schulpolitik zu leiden hat: das iſt die eigenartige Bevölkerungsverteilung. Von den 4,2 Millionen Auſtraliern wohnen 1,1 Millionen in den zwei größten Städten des Landes, in Sydney (577 000) und Melbourne (538 000). Weitere 1,2 Millionen verteilen ſich auf 78 Städte (davon zwei mit mehr als 100 000 Einwohnern, 11 mit 20 bis 100 000, 11 mit 10 bis 20 000, 21 mit 5 bis 10 000, die übrigen mit 3000 bis 5000). Der erhebliche Reſt der ganzen Bevölkerung, alſo faſt 2 Millionen Menſchen, wohnen aber außerordentlich zerſtreut auf einer ſo großen, vier Fünftel Europas umfaſſenden Fläche,

daß oft Tagereisen erforderlich sind, um von der Niederlassung einer Familie zur Niederlassung einer anderen Familie zu kommen.

Man hat daher die verschiedenartigsten Versuche gemacht, den dünnbevölkerten Teilen des Landes Schulunterricht zu bringen. Zunächst hat man sogenannte provisorische Schulen eingerichtet, das sind solche Schulen, in welche nicht mehr als etwa ein Dutzend Kinder gehen. Diese provisorischen Schulen werden in reguläre Staatsschulen verwandelt, sobald der Besuch ein stärkerer wird. Reicht die Zahl der Kinder auch nicht aus, eine provisorische Schule einzurichten, so werden sogen. Halbzeitschulen errichtet, in welchen der Unterricht nur jeden zweiten Tag stattfindet. In noch spärlicher besiedelten Gegenden macht der Lehrer nach einem bestimmten P an von Haus zu Haus die Runde. In Neusüdwales ist den Eltern in dünnbevölkerten Gegenden gestattet, sich zu vereinigen und eine Schule zu gründen, welche dann von der Regierung jährliche Zuschüsse und das Lehrmaterial geliefert bekommt. Schließlich hat man in einem Teil desselben Staats eine Wanderschule eingerichtet. Der Lehrer zieht mit einem Reisewagen, auf welchem er ein Zelt für sich und ein solches für die Schule hat, herum, hat auch alle Bücher und Lehrmittel bei sich, welche für einen Volksschulunterricht erforderlich sind. Diese Einrichtung ist jedoch noch zu neu, als daß man über ihre Ergebnisse Mitteilung machen kann.

Aber nicht nur ein solcher Wanderlehrer, sondern wohl alle Landlehrer führen, wie Schachner plastisch darstellt, »ein entsagungsreiches Dasein: die Unterkunft besteht oft nur in einem elenden Raum neben der Schule, den der Lehrer in Ordnung zu halten hat, meist muß er sich selbst verköstigen und froh sein, wenn er von etwas anderem als Konserven leben kann. Auch die Reinigung der Schule, meist auch ihre baulichen Reparaturen obliegen ihm. Gesellschaft hat er keine, denn die Buschpioniere haben nichts übrig für einen gelehrten Herrn, denken wohl auch verächtlich von ihm, da sie nicht begreifen, wie er sich um 100 Pfund plagen mag, wo er mit dem Pflug oder der Goldgräberschaufel das Vielfache zu ernten die Möglichkeit hätte. Ein trauriges Bild entwirft der Schulbericht von Neusüdwales von 1904 für eine Schule im Narrabibezirk: ein Platz in tiefster Einsamkeit, das Wasser muß 6 Meilen weit herbeigeschafft werden, das Haus baufällig, daß es jeden Augenblick einzustürzen droht, die Türen fallen bei dem Versuch, sie zu öffnen, nach innen oder außen, Moskitos machen den Platz zur Qual. — Im Februar 1907 hat die Zeitung Age für Victoria die gleichen unhaltbaren Verhältnisse nachgewiesen und der Regierung Bent, die immer mit ihren Überschüssen prahlte, vorgehalten, daß »80 Prozent aller Landlehrerwohnungen in unerhörtem Zustand sich befinden, daß die Bewohner in Angst sein müssen, daß das Dach über ihrem Kopfe zusammenbricht, daß der nötigste Komfort, selbst Bad, Waschhaus, Wasserfaß und Stall fehle, daß meist nicht genug Raum sei, um die erwachsenen Kinder der Lehrer nach ihrem Geschlecht in gesonderten Schlafräumen unterzubringen, so daß sie oft in den Schulräumen gebettet werden.«

Unter diesen Umständen kann es nicht überraschen, daß es in den meisten australischen Staaten an der erforderlichen Zahl geeigneter Lehrkräfte fehlt, und auch da, wo man das Lehrerbildungswesen zu heben versucht hat, wie in Neuseeland und Südaustralien, woselbst es eng mit der Universität verknüpft ist,. hat man keine günstigen Ergebnisse erzielt, weil Studierte naturgemäß nicht gern Volksschullehrer werden. Gern aber renommiert man dem gestrengen, hinter die Kulissen blickenden Kritiker gegenüber mit einigen Volksschullehrern in den großen Städten, die hinter ihren Namen den Universitätsgrad setzen können. Eine allgemeine staatliche Prüfung für Lehrer hat nur Victoria 1906 eingeführt. »Welches Material sich Lehrer in Privatschulen nennen und als solches wirken will, geht (nach Schachner) wohl daraus hervor, daß von 63 Kandidaten, die sich in Victoria bei der ersten Staatsprüfung für Privatschullehrertätigkeit meldeten, nur vier die Qualifikation für die Volksschule erbrachten, einer für die Mittelschule «

Ein weiterer großer Mangel des australischen Volksschulwesens ist der schon angedeutete ungenügende Schulzwang und die leichte Möglichkeit vorzeitiger Schulentlassung; auch sind die Strafen für Übertretung des Schulbesuchsgesetzes durchweg ganz unzulänglich. Ich habe einigen Sitzungen von Jugendgerichtshöfen in Australasien beigewohnt und war überrascht, wie häufig auf die an

die Eltern des jugendlichen Übeltäters geſtellte Frage des Richters, wie es mit dem Schulbeſuch des betreffenden Jungen beſtellt geweſen ſei, ich die Antwort hörte, daß er aus dieſem oder jenem nichtsſagenden Grunde aus der Schule entlaſſen worden ſei, ſehr häufig nach eingeholter Genehmigung des Lehrers!

Eigenartig berührt uns auch die Vereinigung von Kindern der verſchiedenſten Alter in derſelben Schulklaſſe, ſo daß, da in den meiſten Staaten bereits Kindern von drei Jahren an die Schulen offen ſtehen, eine ſolche Schulklaſſe gelegentlich zur Kinderbewahranſtalt wird. Schachner erzählt, daß er Kinder von drei bis ſechzehn Jahren in derſelben Klaſſe nebeneinander ſitzen geſehen habe, und berichtet von einer Lehrerin Weſtauſtraliens, welche ihm mit bewegten Worten erzählte, wie ungünſtig es ſchon pädagogiſch einwirke, dieſe verſchiedenen Altersſtufen nebeneinander zu belehren.

So zeigt denn auch die Statiſtik, ſoweit ſie vorhanden iſt, wie außerordentlich gering der Prozentſatz derer iſt, welche über mehr als die allerelementarſte Bildung verfügen. Die ungünſtigen Ergebniſſe des Volksſchulunterrichts werden namentlich auch dadurch herbeigeführt, daß von der an ſich knappen Schulzeit ein unverhältnismäßig großer Teil auf Sport und Kadettenſpiele verwendet wird. Die übertriebene Sportluſt ſteckt im Auſtralier ſchon derartig drinnen, daß es meines Erachtens kaum noch Aufgabe der Schulen zu ſein braucht, dieſe Sportluſt auf Koſten des weniger entwickelten Verlangens nach geiſtiger Nahrung zu erhöhen.

Über die Zahl der Analphabeten im auſtraliſchen Bundesſtaat gibt folgende Zuſammenſtellung Auskunft:

Von 100 Auſtraliern konnten:	1861	1871	1881	1891	1901
Leſen und ſchreiben	57,52	62,39	70,73	75,43	80,04
Nur leſen	12,17	10,68	6,15	3,43	2,08
Weder leſen noch ſchreiben	30,31	26,93	23,12	21,14	17,88

Die Verhältniſſe in Neuſeeland illuſtrieren nachſtehende Ziffern:

Von 100 Neuſeeländern konnten:	1874	1886	1896	1906
Leſen und ſchreiben .	68,15	74,01	80,60	83,50
Nur Leſen	8,09	4,80	2,89	1,60
Weder leſen noch ſchreiben . . .	23,76	21,19	16,51	14,90

In vielen Beziehungen ſtechen die Volksſchuleinrichtungen in Neuſeeland von denen der auſtraliſchen Staaten vorteilhaft ab, da Neuſeeland ein recht zweckmäßig eingerichtetes dezentraliſiertes Schulverwaltungsweſen hat, welches namentlich auch die Eltern für die Schule intereſſiert, die in einem örtlichen Schulausſchuß, in welchem übrigens auch die Frauen Sitz und Stimme haben können, vertreten ſind. Leider machen aber die Frauen gerade von dieſem Wahlrecht ziemlich unerheblichen Gebrauch.

* * *

Hinſichtlich des Mittelſchulweſens liegen die Verhältniſſe auch nicht viel beſſer. Am günſtigſten wird außer in Neuſeeland hierfür in Neuſüdwales, Victoria und Südauſtralien geſorgt, während in Queensland, Weſtauſtralien und Tasmanien bisher überhaupt keine ſtaatlichen Mittelſchulen vorhanden ſind. Nur Neuſeeland hat ein ſtaatliches, recht gut ausgeſtattetes Mittelſchulweſen, welchem insbeſondere ein Geſetz von 1901 zugute kommt, das die Schulgeldfreiheit eingeführt und damit den Söhnen armer Eltern den Weg zur Univerſität geebnet hat.

In Bezug auf Handfertigkeitsunterricht ſteht Neuſeeland wieder allen anderen Staaten voran. Hier iſt der Beſuch dieſes Unterrichts frei, während in den übrigen Staaten Schulgeld erhoben wird. Neuſeeland beſitzt nicht weniger als 180 Schulſchreinerwerkſtätten, Victoria dagegen nur den zehnten Teil, Neuſüdwales noch viel weniger. Neuſeeland blickt mit Stolz auch u. a. auf 192 Kochſchul-Unterrichtsklaſſen uſw. Ferner hat man in bezug auf Unterweiſungen in Ackerbau, Obſtbau und Gärtnerei vieles in Neuſeeland, einiges auch in den auſtraliſchen Staaten getan.

Wo immer man Gewerbeſchulen eingerichtet hat, findet der Unterricht meiſtens nur abends ſtatt, leidet durchweg unter zu hohen Gebühren und noch mehr an dem Mangel, daß die Kunſt vollkommen außerhalb dieſer Lehrſtätten bleibt.

Daher kommt es, daß »auch die Reichen ihr Heim nicht vom auſtraliſchen Gewerbe künſtleriſch ausgeſtalten laſſen können; ich habe — ſagt Schachner — nirgends in ganz Auſtralaſien ein ſchmiedeeiſernes Gitter geſehen«.

* * *

In eigenartigem Kontraſt zu den Leiſtungen des unteren und mittleren Schulweſens ſtehen nun die Univerſitäten, aber nicht etwa in Bezug auf ihre Leiſtungen, ſondern hinſichtlich ihrer Zahl. Für die vier Millionen Auſtralier beſtehen nämlich vier Univerſitäten, und zwei weitere ſollen errichtet werden. Neuseeland hat für ſeine eine Million Bewohner ebenfalls eine Geſamtuniverſität, welche jedoch ihre vier Fakultäten auf die vier größten Städte des Landes verteilt.

Die älteſte Univerſität befindet ſich in Sydney; ſie iſt, ſoweit ich ſehe, 1852 als die überhaupt erſte Kolonialuniverſität des britiſchen Weltreichs ins Leben getreten. Es bedarf kaum der Hervorhebung, daß dieſe Univerſität, ebenſo wie die von Melbourne, Adelaide und Hobart und die Fakultäten in Wellington, Auckland, Chriſtchurch und Dunedin genau nach engliſchem Vorbild eingerichtet ſind.

Ueber den Beſuch der Univerſitäten und die Zahl der Dozenten gibt die nachſtehende Tabelle Auskunft:

Univerſität	Dozenten	Hörer	Von den Beſuchern der Vorleſung waren:		Beſucher insgeſamt
			Immatrikuliert	Nichtimmatrikuliert	
Sydney . .	15	74	871	307	1178
Melbourne	15	64	636	258	894
Adelaide .	10	26	378	266	644
Hobart . .	3	5	—	—	101

Über die Finanzlage ſind folgende Ziffern mitzuteilen:

Univerſität	Staatszuſchüſſe £	Gebühren £	Sonſtige Einnahmen £	Insgeſamt £
Sydney	13,750	17,220	16,713	47,683
Melbourne	21,000	18,839	3,914	43,753
Adelaide	6,990	9,075	7,352	23,417
Hobart	4,000	869	151	5,020

Die Einzelheiten über die Verwaltung der Univerſitäten, die Lehrfächer, das Titel- und Gebührenweſen ſind von Schachner ſo ausführlich geſchildert, daß ich mich damit begnügen kann, auf dieſe Darſtellung zu verweiſen. Hervorheben möchte ich nur in Übereinſtimmung mit dieſem Autor, daß die Ausſtattung der Univerſitäten mit Lehrfächern, Lehrkräften und Lehrmitteln, wie auch die Bildung, die dort geſpendet wird, höchſt unvollſtändig iſt. Nur wenige ſtudieren aus Intereſſe an der Wiſſenſchaft; wer aber dennoch mit ſolcher Abſicht die Univerſität bezöge, würde wegen der gänzlich verfehlten Vorbildung mit ihren unzweckmäßigen Prüfungen uſw. kaum ſein Ziel zu erreichen vermögen.

Nicht nur von deutſcher, ſondern auch von amerikaniſcher Seite iſt das Kolonial-Univerſitätsweſen im fünften Erdteil mit ſeinem übertriebenen Examensdrill, ſeiner Einſchränkung der freien Entwicklung der Studenten, ſeinen mangelhaften wiſſenſchaftlichen Apparaten ſcharf kritiſiert worden. Es kann unter ſolchen Umſtänden auch nicht überraſchen, daß, von vereinzelten Ausnahmen abgeſehen, nicht gerade Größen erſten Ranges auf den Lehrſtühlen jener Univerſitäten ſitzen.

Die Eiferſucht der einzelnen auſtraliſchen Staaten aufeinander trägt zum großen Teil die Schuld an den wenig erfreulichen Zuſtänden. Eine große Bundes-Univerſität in nur einer auſtraliſchen Stadt, alſo ſtramme Zentraliſierung der höchſten Bildung von Bundes wegen an Stelle der bei den unzureichenden Mitteln ſehr verfehlten Dezentraliſation brächte des Problems Löſung näher! Auch für Neuſeeland würde ſich eine ſolche Zentraliſierung wohl empfehlen.

* * *

Was ſich an Mitteln zur Förderung geiſtiger Kultur außerhalb der Schulen und Univerſitäten findet, iſt ebenfalls recht dürftig. Hervorzuheben ſind hier nur die Univerſitätsausdehnungsbeſtrebungen, welche ſich in Sydney ſeit 1892, in Melbourne ſeit dem Jahr vorher finden. Auch die beiden anderen auſtraliſchen Univerſitäten leiſten auf dieſem Gebiet einiges.

Das Bibliotheksweſen iſt wenigſtens in großen Städten mehr entwickelt, als ich bei dem Stand der Bildung im allgemeinen erwartete. Auch der Beſuch war in all den Bücherſammlungen, die ich aufſuchte, ein offenbar recht guter. Die Regierungen unterſtützen auch die öffentlichen Bibliotheken, welche ſich ſelbſt in den kleinſten Orten finden.

Ein eigenartiges Erlebnis in einer auſtraliſchen Parlamentsbibliothek, die übrigens ganz aus leichtem Holz gebaut iſt, möchte ich aber doch mitteilen. Ich fand dort von den verſchiedenſten offiziellen deutſchen Publikationen nur die letzten Jahrgänge, die früheren hatte man wegen Platzmangels — verbrannt!

Wenig Gutes läßt ſich von Kunſtſammlungen und Muſeen berichten. Wo ſich ſolche finden, zeugen ſie nicht gerade

immer von ausgeſuchtem Geſchmack und Kunſtverſtändnis, oft aber von Geldverſchwendung. Neben engliſchen und franzöſiſchen Künſtlern ſind deutſche nur in ſehr beſcheidenem Maße vertreten.

Um ſo mehr herrſcht Deutſchland auf dem Gebiete der **Muſik**, welche in Auſtralien ſehr ſtark erzeugt wird. Rühmen ſich doch die auſtraliſchen Staaten pro Kopf der Bevölkerung mehr Klaviere zu haben, als irgend ein anderes Land. Dieſer Quantität der Muſikproduktion entſpricht allerdings die Qualität nur wenig. Aber die Muſik iſt wenigſtens ein Gebiet, auf welchem man Deutſche neidlos zu Worte kommen läßt. Dennoch gibt es kein Opernhaus im fünften Erteil. Die vorhandenen **Theater** bringen gelegentlich eine Operette, und was ſie an Dramen bieten, ſteht dieſen womöglich noch nach. Ab und zu kommt freilich eine mehr oder minder gute europäiſche oder amerikaniſche Truppe in die auſtralaſiſchen Hauptſtädte. Dieſen Theatervorſtellungen macht aber der Kinematograph neuerdings ſtarke Konkurrenz; dazu kommt n den größeren Städten das Tingel-Tangel, welches allerdings, wenigſtens in Bezug auf Ausſtattung, recht annehmbar erſcheint.

* * *

Das Hauptmittel zur Förderung der geiſtigen Kultur in Auſtralaſien iſt die **Preſſe**. Wollte man nach der Zahl der Zeitungen, hrem Format und Umfang auf die Bevölkeungszahl jener fernen Länder ſchließen, ſo würde man dieſe wohl um das Zehnfache öher taxieren, als ſie tatſächlich iſt. Nicht ur in den größten Städten, ſondern auch i den kleineren Orten erſcheinen ſehr mfangreiche Tageszeitungen, ganz in engſchem Stil. Daß der engliſche Einfluß auch i der deutſchfeindlichen Haltung dieſer lätter ſich geltend macht, namentlich daurch, daß alle telegraphiſchen Meldungen ber europäiſche Angelegenheiten von einer nter engliſchem Einfluß ſtehenden Kabel-Ionopol-Geſellſchaft in den fünften Erdteil elangen, mag hier unerörtert bleiben. Ich abe an anderer Stelle darüber genug eſagt. Hier möchte ich einmal der ıſtraliſchen Preſſe etwas Lob zollen, und as iſt inſofern möglich, als ich ſelbſt zahliche Journaliſten kennen gelernt habe, welche ne umfaſſende weltmänniſche Bildung ihr gen nennen und, ſofern es ſich nicht etwa m Deutſchland handelt, in objektiver und wirklich aufklärender Weiſe gut geſchriebene Zeitungsartikel ihren Leſern zu bieten vermögen. Es ſind namentlich die Wochenausgaben einzelner großer Tageszeitungen, welche in ſehr ſtarkem Umfang, mit vielſeitigem Inhalt und häufig mit einer Fülle guter Illuſtrationen verſehen bis in die entfernteſten Niederlaſſungen gelangen und hier die Kenntnis von allen wichtigeren Geſchehniſſen auf den verſchiedenſten Gebieten menſchlicher Tätigkeit verbreiten helfen.

Manches Wort der Anerkennung wäre auch über die keimende **belletriſtiſche Literatur** zu ſagen; ich muß mir vorbehalten, darüber in einer beſonderen Abhandlung zu berichten.

* * *

Die ſatte Behaglichkeit, in welcher weite Schichten dort drüben leben, ſchläfert ihre geiſtige Regſamkeit in ganz außerordentlicher Weiſe ein. Nur für politiſche Dinge ſcheint das Hirn der Mehrzahl der Bevölkerung zu arbeiten; an politiſchem Verſtändnis fehlt es bei den Auſtralaſiern nur wenigen. In bezug auf politiſche Bildung übertreffen meines Erachtens die arbeitenden wie die ſogenannten oberen Klaſſen die entſprechenden Bevölkerungsſchichten Deutſchlands bei weitem. Dies erklärt ſich aber einfach aus der ultrademokratiſchen Staatsform der auſtralaſiſchen Kolonien.

So ungern ich es ſage, ſo ſchwer es mir als einem Freund und Anhänger ſozialpolitiſchen Fortſchritts fällt, ſo muß ich doch meiner Überzeugung Ausdruck geben, daß unter Umſtänden eine ſehr weitgehende Sozialpolitik, die den Erfolg haben ſollte und in Auſtralaſien tatſächlich gehabt hat, die ſozialen Extreme auszugleichen, nicht nur auf geſellſchaftlichem, ſondern auch auf geiſtigem Gebiete eine Mittelmäßigkeit ſchafft, welche ſehr zu denken gibt. Es ſcheint etwas Wahres an der Behauptung zu ſein, daß nur da, wo durch ſtarke Unterſchiede in den Vermögensverhältniſſen eine bevorzugte Klaſſe über große Kapitalien verfügt, die zur Befriedigung von anderen als den notwendigen Bedürfniſſen verwendet werden können, viel für die Förderung geiſtiger Kultur, für die Ausbildung des Unterrichtsweſens, für Kunſt und Wiſſenſchaft, für Muſeen, Bibliotheken uſw. geſchieht. Ein Stück Erklärung dafür, wie es kommt, daß die wirtſchaftlich und ſozial-

politisch hochstehenden Bewohner des fünften Erdteils geistig nur wenig leisten, liegt darin, daß sie den großen Fehler gemacht haben, mittelalterliche, versteinerte Formen englischen Bildungswesens ihren ganz neuen, in jeder Beziehung von dem englischen Wirtschaftsleben abweichenden Einrichtungen aufzupfropfen. Ganz andere Ergebnisse wären wahrscheinlich erzielt worden, wenn man statt des englischen das deutsche System des Unterrichts nach Australasien übernommen hätte. Aber dagegen sträubte sich der Nationaldünkel.

So hervorragende Eigenschaften und Erfolge auf ökonomischem Gebiet der australasische Arbeiter haben mag, so hat er bisher ebensowenig wie der Unternehmer den Wert geistiger Kultur erkannt. Es fehlt zwar, so weit ich sehe, an Statistiken, aus denen sich einwandfrei für das ganze Land die Bezahlung der geistigen Arbeit ersehen ließe, aber nach dem, was ich selbst erfragt habe, steht jedenfalls soviel fest, daß diese im Verhältnis zur körperlichen jedenfalls nicht besser bezahlt wird als in vielen anderen Ländern, eher im Gegenteil weit geringer. Auch die soziale Stellung der Vertreter geistiger Arbeit ist keineswegs eine besonders hervorragende.

Daß die Zukunft auf diesem oder jenem Gebiete Besserungen bringen wird, ist kaum zu bezweifeln; eine radikale Umgestaltung ist aber so gut wie ausgeschlossen. Man wird bald hier, bald dort etwas flicken, das englische System aber wird ebensowenig aufgegeben werden, wie es etwa auf dem Gebiet der radikalen Sozialreform ein Halt gibt. So wird auf absehbare Zeit hinaus Australien, in geringerem Maße Neuseeland nach wie vor das Paradies für den Handarbeiter*), aber eine Hölle für den Kopfarbeiter bleiben.

*) Vergl. dazu das im Herbst dieses Jahres bei E. S. Mittler u. Sohn in Berlin erscheinende illustrierte Reisewerk des Verfassers: »Ins Land der sozialen Wunder«.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Bochum.

Ausblick in die Zukunft der deutschen Eisenindustrie.

Schon seit einiger Zeit sind unverkennbare Zeichen für eine Besserung der wirtschaftlichen Verhältnisse in den Vereinigten Staaten hervorgetreten, und zwar in einem Maße, daß auch das deutsche Wirtschaftsleben, insbesondere die Börse, voran die Berliner Börse, an dieser Tatsache nicht vorübergehen konnte, ohne sie entsprechend zu bewerten. Zunächst mochte die Erinnerung an trübe Zeiten und an den letzten wirtschaftlichen Niedergang jenseits des Ozeans an sich wenig dazu anreizen, den Lockungen der Union zu folgen, aber bald zeigte sich die Börse ebenso geneigt, den günstigen Nachrichten aus den Vereinigten Staaten ein williges Ohr zu leihen, wie auch die Berichte aus der heimischen Industrie, insbesondere der Montanindustrie, über die Maßen günstig zu bewerten.

Als das Hauptmoment für den Aufschwung der Wirtschaftsverhältnisse wurde die Besserung in der Eisenindustrie betrachtet. Die amerikanische Eisenindustrie, die noch vor wenigen Monaten insbesondere hinsichtlich der Preise einen Tiefstand erreicht hatte, erhöhte vom Rohprodukt bis zum Fertigfabrikat ihre Preise nicht unbeträchtlich. Die günstige Lage der Eisen- und Stahlindustrie in der Union wird vornehmlich durch die Entfaltung der Bautätigkeit und durch den Schienenbedarf der Eisenbahnen bedingt. Viel beachtet und erörtert wurden die Meldungen, wonach amerikanische Hochofenwerke in Schweden einen Posten Eisenerze gekauft hätten, weiter, daß von Amerika nach Deutschland erhebliche Spiegeleisenaufträge hereingekommen, und schließlich, daß bedeutende Mengen an Schienen bei den amerikanischen Werken bestellt seien. Nachdem diese Nachrichten hinreichend »eskomptiert« waren, stellte sich heraus, daß es sich bei dem Spiegeleisen nur um zwei vorliegende Anfragen von Amerika handle, und daß die Schienenaufträge bei weitem nicht die angegebenen Ziffern erreichten. Es ist zwar anzunehmen, daß einzelne Zweige der Eisen- und Stahlindustrie bis etwa Ende dieses Jahres befriedigend beschäftigt sind, aber zahlreichen Zweigen dieser Industrie fehlt es nach wie vor noch an Arbeit. Wenn trotzdem die Schwingen des Unternehmungsgeistes, vom Winde der Spekulation getragen, einen immer höheren Flug versuchen, so kann es leicht kommen, daß sie als Ikarusschwingen erkannt werden und zu einem bösen Absturz führen.

Ueberproduktion und Ueberspekulation sind zwei Begriffe geworden, mit denen sich leider die deutsche Wirtschaftsgeschichte in den letzten Jahrzehnten wiederholt zu beschäftigen gehabt hat. Noch liegt die Zeit nicht weit zurück, daß namhafte Fachleute und Volkswirtschaftler die Möglichkeit einer Ueberproduktion schlechthin leugneten. Bei geeigneten Verkehrsmitteln, bei verständnisvoller Gesetzgebung und richtiger Handelspolitik, so hieß es damals, könne von einem Überschuß an Erzeugnissen der Eisenindustrie so lange keine Rede sein, als noch immer weite, ja die weitesten Gegenden der Welt der befruchtenden Kultur entbehrten, als noch immer Millionen von Menschen ungenügend wohnten, ernährt und bekleidet würden. Es sei

immer nur von einem Zustande der Unterkonsumtion, niemals aber von einem solchen der Überproduktion zu reden. Diese Ansicht mag, rein theoretisch angesehen, auch heute noch richtig sein: in Asien, in Afrika, Australien und Südamerika, ja auch in einigen Distrikten Europas ist noch immer Raum für Eisenbahnen, Gas- und Elektrizitätswerke, Maschinenfabriken und dergl. mehr. Für den Praktiker aber steht das Wort »Produktion« in unmittelbarer Beziehung zu dem Begriffe des Marktes und seiner Aufnahmefähigkeit. Überproduktion ist in dem Augenblick vorhanden, wo mehr erzeugt als verlangt wird. Dem Fabrikanten ist nicht mit der hypothetischen Möglichkeit der Unterbringung seiner Ware gedient, sondern er muß sich an die tatsächlichen Voraussetzungen halten. In diesem Sinne aber hat gerade die Eisenindustrie ein gutes Recht darauf, die Theorie in den Wind zu schlagen und sich an die nüchterne Wirklichkeit zu halten.

Die Lehren der wirtschaftlichen Krisis, mit der das neue Jahrhundert einsetzte, sind unvergessen oder sollten es wenigstens sein. Aber es sprechen verschiedene Anzeichen dafür, daß auch der wiederholte wirtschaftliche Niedergang noch nicht zu einer genügenden Beherrschung der auf unablässige Vergrößerung und Vermehrung industrieller Unternehmungen gerichteten Tendenzen geführt hat. Gewiß sollen die Gründe, die für einen solchen, auch unter widrigen Umständen fortgesetzten und darum an sich doppelt bewundernswerten Ausdehnungsdrang in Betracht kommen, nicht unterschätzt werden. Man glaubt, der ungünstigen Konjunktur durch gesteigerte Leistungsfähigkeit entgegenwirken zu können; man empfindet in schlechten Zeiten die Schärfe des Wettbewerbes noch mehr als sonst und hofft ihn dadurch aus dem Felde zu schlagen, daß man durch die Vergrößerung oder Modernisierung der Fabrikanlagen einen neuen Anreiz auf die Kundschaft ausübt. Bezeichnend dafür ist der Wettbewerb zwischen der rheinisch-westfälischen, der südwestdeutsch-luxemburgischen und der oberschlesischen Eisenindustrie. Der Generaldirektor der Königs- und Laurahütte hat kürzlich mit eindringlicher Deutlichkeit dargelegt, mit welchen Schwierigkeiten die oberschlesische Eisenindustrie zu kämpfen habe; trotzdem wird gemeldet, daß das Borsigwerk mehrere Millionen für Vergrößerungen ausgeworfen hat, daß die Oberschlesische Eisenindustrie-Aktiengesellschaft verschiedene Neu- und Umbauten vornimmt u. a. m., und naturgemäß bleiben die übrigen Werke nicht zurück. Auch sonst regt sich in dem Bereich der Eisenindustrie und der Industrie überhaupt ein Unternehmungsgeist, der, psychologisch und ethisch betrachtet, die höchste Anerkennung verdient, der aber volkswirtschaftlich die schwerwiegendsten Bedenken hervorruft. Dabei werden der Industrie noch immer neue Anregungen zur Ansiedlung gegeben; so sind es namentlich die Städte an der Wasserkante, die unter angeblich besonders günstigen Bedingungen den Verkauf ausgedehnter Grundstücke ausschreiben, die aber nur für die Anlage industrieller Unternehmungen verwandt werden dürfen. Dem »Zuge an die See« folgend, werden seit einer Reihe von Jahren Hüttenwerke an der Küste errichtet; bekannt ist das sogenannte Kraftwerk des Fürsten Henckel v. Donnersmarck in Kratzwiek bei Stettin, das den Roheisenmarkt seit Jahren beunruhigt und zur Auflösung des Rheinisch-Westfälischen Roheisensyndikats wesentlich mit beigetragen hat; in Erinnerung ist aber auch noch der Zusammenbruch der Nordischen Elektrizitäts- und Stahlwerke in Danzig, die Ende der 90er Jahre unter der Devise »Industrialisierung des Ostens« ins Leben gerufen wurden. Neuere Anlagen dieser Art sind die Hüttenwerke in Lübeck, Bremen und Emden. Wenn der Wunsch der Industrie, sich in der Beschaffung der erforderlichen Rohmaterialien, namentlich Kohle, Koks und Erz, möglichst frei zu machen, angesichts der in den letzten Jahren befolgten Syndikatspolitik auch verständlich ist, so erscheint es doch in hohem Grade bedenklich, daß diese Küstenunternehmungen sich eigentlich ganz auf ausländische Rohstoffe stützen, und daß dafür nicht unbeträchtliche Summen außer Landes gehen. Schon diese Tatsache muß mit Recht gegen die Erweiterung der Küstenindustrie geltend gemacht werden, der gegenüber die an sich wünschenswerte Dezentralisation der Industrie, die Gunst der Lage am Wasser und schließlich auch die vermeintliche Emanzipation von der Syndikatsherrschaft nicht ausschlaggebend ins Gewicht fallen darf. Die Tendenz, die Küstengegenden um jeden Preis industrialisieren zu wollen, ist außerordentlich fragwürdig, denn ohne Erze und Kohlen oder wenigstens ohne den einen von beiden Rohstoffen ist auf die Dauer an eine wirtschaftliche Industrialisierung nicht zu denken, und nach wie vor mag an der Küste der Handel und im Binnenlande die Industrie das Szepter führen; bei dieser Arbeitsteilung wird die »nationale« Arbeit am besten gedeihen.

Man läßt die unvermeidlichen hygienischen und sozialen Folgen dieser intensiven Industrialisierung ganz außer acht und ist allein von der Sehnsucht beherrscht, möglichst viele Schornsteine rauchen zu sehen, mögen die glücklichen oder unglücklichen Besitzer dieser stolzen Werkstätten zusehen, wie sie auf ihre Rechnung kommen, und wie sie ihre Erzeugnisse absetzen. Daß die Küstenwerke schwere Zeiten durchgemacht haben und noch durchmachen, ist bekannt.

Es ist nun nicht ohne Interesse, daß selbst Zeitungen und Zeitschriften, die in der Eisen- und Stahlindustrie nahestehen, nachdrücklich darauf hinweisen, daß in den letzten Jahrzehnten sowohl die Produktion an Rohstoffen der Eisenindustrie wie die maschinellen Hilfsmittel zu ihrer Verarbeitung eine Vermehrung erfahren haben, die zum mindesten ein ruhigeres Tempo der Entwicklung wünschenswert erscheinen lassen. Beispielsweise entwirft das »Zentralblatt der Hütten- und Walzwerke« an der Hand der Statistik ein Bild von der gewaltigen und mit dem Anwachsen des Konsumentenkreises in keinem Verhältnisse stehenden Entwicklung der Eisenerzeugung und Eisenverarbeitung.

Die Gewinnung von Steinkohle ist im Deutschen Reiche in den Jahren von 1888 bis 1908 von 65 Millionen Tonnen auf 148 Millionen Tonnen gestiegen, — eine Vermehrung, wie sie in keinem anderen europäischen Lande zu verzeichnen ist. Die Roheisengewinnung hat sich in der gleichen Zeit beinahe verdreifacht, sie ist in runden Zahlen

von 4 Millionen Tonnen auf 12 Millionen Tonnen gestiegen. Den richtigen Wert gewinnen diese Zahlen aber erst, wenn man den auf den Kopf der Bevölkerung entfallenden Verbrauch berechnet: für Steinkohlen ist dieser von nur 850 kg im Jahre 1876 auf 2691 kg im Jahre 1907 gestiegen. Der Verbrauch an Braunkohlen hat sich von 320 kg auf 1147 kg gehoben. An Roheisen entfielen im Jahre 1876 51.4 kg auf den Kopf der Bevölkerung, während heute mit der vierfachen Menge, d. h. mit 200,8 kg gerechnet werden muß. Diese Zahlen besagen, daß der inländische Verbrauch an Kohle und Eisen jedenfalls eine außerordentlich schnelle Steigerung erfahren hat, deren Tempo kaum in dem gleichen Maße fortgesetzt werden könnte, und man geht nicht fehl in der Annahme, daß der inländische Markt so ziemlich an der Grenze seiner Aufnahmefähigkeit angelangt sein dürfte. Diese Annahme gewinnt eine erhöhte Wahrscheinlichkeit, wenn man vergleichsweise den Eisenverbrauch in den verschiedenen Ländern gegenüberstellt:

Staaten	Eig. Erzeugung auf den Kopf kg	Einheim. Verbrauch überhaupt in je 1000 t	Einheim. Verbrauch auf den Kopf in kg
Deutschland	154.8	7,377	134.1
Großbritannien . .	220.8	5,438	132.6
Frankreich	71.0	2,631	69.3
Österreich-Ungarn	31.4	1,457	31.0
Belgien	145.6	655	93.6
Schweden	105.4	294	58.8
Italien	0.4	578	18.1
Rußland	22.2	3,417	25.8
Vereinigte Staaten von Amerika . .	175.1	12,775	159.7

Deutschland marschierte also in Bezug auf den Eisenverbrauch — von Amerika abgesehen — bereits vor zehn Jahren an der Spitze aller Industriestaaten. Was Amerika anlangt, so hat sich auch dort ein überschneller Industrialisierungsprozeß vollzogen: während vor nicht allzu langer Zeit die landwirtschaftliche Erzeugung noch immer die Hauptrolle spielte, und demnach füs industrielle Produkte eine starke Aufnahmefähigkeit vorhanden war, scheinen sich neuerdings die Dinge erheblich zu ändern. Nach einer i. J. 1905 veranstalteten Erhebung betrug der Wert der in Amerika geförderten Eisenerze etwa 75 Millionen Dollar, das daraus gewonnene Roheisen stellte einen Wert von 382 Millionen Dollar dar, und die daraus hergestellten Fertigerzeugnisse wurden auf 2 Milliarden Dollar geschätzt. Diese gewaltige Steigerung der industriellen Tätigkeit läßt erkennen, daß Amerika auf dem besten Wege ist, seinen gesamten Bedarf für sich selbst herzustellen und darüber hinaus auch den Weltmarkt stark in Anspruch zu nehmen. Die Landwirtschaft wird in absehbarer Zeit nicht mehr die erste und wichtigste Einnahmequelle der Vereinigten Staaten sein, die Industrie rückt auf den ersten Platz, und auch das Land der unbegeenzten Möglichkeiten wird sehr bald den Zeitpunkt erleben, wo Erzeugung und Verbrauch sich die Wage halten. Zieht man dazu die in dem neuen amerikanischen Zolltarif deutlich hervorgetretene Tendenz in Betracht, das Land nach außen hin durch hohe Zollmauern abzuschließen, so kann kein Zweifel darüber bestehen, daß auf eine weitere Aufnahmefähigkeit des amerikanischen Marktes, zumal für ausländische Erzeugnisse, schwerlich zu rechnen ist. Im Gegenteil, Amerika wird seine Bemühungen, den Weltmarkt möglichst zu beherrschen, mit allen Kräften fortsetzen; und wie hoch man auch die Güte der deutschen Erzeugnisse einschätzen mag, so kann doch die amerikanische Gefahr nicht von der Hand gewiesen werden.

Innerhalb zwei Jahrzehnten hat sich der Wert der deutschen Roheisengewinnung von 163 Millionen Mark auf 455 Millionen M. gehoben, in der Eisengießerei waren 1880 94 Millionen M., 1900 330 Millionen M. angelegt, der in den Erzeugnissen steckende Wert hat sich schätzungsweise von 437 Millionen M. auf 1217 Millionen M. erhöht, die Zahl der Arbeiter ist in der Roheisengewinnung von 21,117 auf 36,334, in der Eisengießerei von 35,667 auf 91,613 und in der Eisenerzeugung von 106,968 auf 250,263 gestiegen.

Über die Vermehrung der Roheisenerzeugung in den außerdeutschen Ländern gibt die nachstehende Übersicht Auskunft:

	in 1000 t 1888	in 1000 t 1908
Vereinigte Staaten . . .	6594	16,191
Deutschland	4337	11,805
Großbritannien und Irland	8127	10,277
Frankreich	1683	3,409
Rußland	667	2,811
Österreich-Ungarn . . .	790	1,873
Belgien	827	1,206
Schweden	457	563
Spanien	165	381
Italien	12	112
Japan	18	45

Danach hat die Eisengewinnung und Eisenverarbeitung Deutschlands in den beiden letzten Jahrzehnten eine außerordentlich schnelle Entwicklung genommen, und es ist, wenn dieses Tempo fortgesetzt würde, mindestens die Frage gerechtfertigt, ob für die erzeugten Mengen auf die Dauer ein genügender Absatz vorhanden sein wird. Weiter hat sich ergeben, daß in den außerdeutschen Ländern, die allenfalls als Absatzgebiete betrachtet werden könnten, gleichfalls eine rasche Industrialisierung stattfindet; auch hier sind also für den Außenhandel nicht unerhebliche Schwierigkeiten in Rechnung zu stellen. Diese Momente, insbesondere die Tatsache, daß der Eisenverbrauch Deutschlands auf den Kopf der Bevölkerung bereits ein recht hoher ist, geben Anlaß zu den ernstesten Besorgnissen. Die deutsche Industrie und das deutsche Kapital sollte es sich daher reiflich überlegen, bevor man neue Geldmittel in der Industrie festlegt, bevor man, dem industriellen Zuge folgend, immer neue Werke errichtet und die bestehenden maßlos vergrößert.

Auf der anderen Seite darf nicht übersehen werden, daß Deutschland mit einem jährlichen Bevölkerungszuwachse von annähernd 900,000 Menschen zu rechnen hat. Dieser Umstand verbürgt einmal einen stetig wachsenden Bedarf, nicht nur an Lebensmitteln, sondern auch an Industrieerzeugnissen und er legt ferner der Volkswirtschaft die Verpflichtung auf, für neue Arbeitsgelegenheit und neuen Verdienst zu sorgen, mit einem Worte, immer von neuem für Millionen von Menschen Brot zu schaffen. Die

Statistik beweist, daß kein anderes europäisches Land — außer Rußland — auch nur annähernd über eine solche Bevölkerungszunahme zu verfügen hat. In Rußland aber komnen auf das Quadratkilometer 6, in Deutschland 112 Einwohner. Somit steht das dicht bevölkerte und immer neue Millionen hervorbringende Deutschland vor der unabweisbaren Notwendigkeit, durch intensive Arbeit immer neue Werte zu schaffen. Es wird aber in Zukunft mehr als bisher darauf Bedacht nehmen müssen, nicht übergroße Massen von Waren, für die auf die Dauer kein Markt vorhanden sein wird, sondern feine Qualitätswaren herzustellen, die auf dem Weltmarkte auch bei schärfstem Wettbewerbe einen angemessenen Preis behaupten können.

Die deutsche Eisenindustrie ist noch immer ausdehnungsfähig, aber vielleicht weniger nach der quantitativen, als nach der qualitativen Seite hin; bei dem heutigen Stande der Welterzeugung an Eisen und Eisenwaren liegt die Gefahr einer allgemeinen Sättigung mit Massenartikeln nicht allzu fern, wohingegen für Qualitätsartikel immer noch genügend Platz vorhanden sein wird. Unter dieser Bedingung und mit dieser Einschränkung muß sogar eine Ausdehnung der Industrie stattfinden, denn es gilt an die Zukunft zu denken, an die 80 Millionen Menschen, die in 20 Jahren auf dem immer enger werdenden dentschen Boden ihr Leben fristen wollen. Es ist zu wünschen und nach den bisherigen Leistungen zu hoffen, daß die deutsche Industrie dieser großen und schweren Aufgabe gerecht werden wird; jedenfalls muß sie mit der nötigen Vorsicht und ohne Übereilung ihren ferneren Ausbau, ihre Vertiefung und Vervollkommnung betreiben und Expansionsgelüste möglichst zurückstellen. Wie im politischen, so zeigt sich auch im wirtschaftlichen Leben der Meister in der Beschränkung.

Mitteilungen.

Der historische Hintergrund des irischen Epos. In der letzten Sitzung der Britischen Akademie der Wissenschaften sprach der Cambridger Archäologe Professor William Ridgeway über den historischen Hintergrund des späteren irischen Epos (Zyklus von Finn und Ossian). Er stellte zuerst die Behauptung auf, Irland besitze in seinem Epos die bei weitem älteste unter allen nördlich von den Alpen entstandenen Literaturen. Diese Epen Altirlands zerfallen in zwei große Zyklen: der frühere hat die Taten des Conchobar und Cuchulainn zum Mittelpunkt, der spätere die des Fin Mac Cumhal und der Fiana. Der frühere Zyklus kann nicht später als im 1. Jahrh. n. Chr. seine erste Gestaltung gewonnen haben. Von den Ossianischen Gedichten hat man bis jetzt angenommen, daß die darin zu erkennende Kultur von der vorhergehenden nicht verschieden sei; aber genaue Prüfung führt zu dem Schluß, daß die Kultur und die Art der Kriegführung der Fiana sich ganz bedeutend von der des älteren Zyklus unterscheiden. Die Fiana waren in erster Linie Speerwerfer, und sie kämpften zu Fuß, obwohl es eine Erzählung gibt, wie sie sich Pferde zu verschaffen wußten. Einige Gelehrte sind auch der Ansicht, daß die Kultur im Ossianischen Zyklus identisch mit der dänischen sei, indem die erhaltenen Aufzeichnungen nicht vor das 10. Jahrhundert zurückgehen. Diese Behauptung läßt sich aber nicht aufrechterhalten, da die von den Dänen in Irland gebrauchten Waffen, nämlich Streitaxt und Schwerter (auch Fibulen) von denjenigen, die man den Fianas zuschreiben muß, wesentlich verschieden sind. In dem »Book of rights« ist ein historischer Beleg über die von Irland gezahlten Tribute niedergelegt; und dieses Rechtsbuch geht unbedingt auf heidnische Zeiten zurück, obwohl seine endgültige Rezension erst aus dem Jahre 912 n. Chr. stammt. Die in dem Rechtsbuch enthaltene Kultur stimmt mit der, die wir aus der Ossianischen Dichtung kennen lernen, und Ridgeway kommt zu dem Schlusse, daß es wirklich Fianas und eine eigene Kultur derselben gegeben hat, die sich von der vorhergehenden sowohl wie von der dänischen in wesentlichen Punkten unterschied. M.

*

Hebung versunkener Ladungen durch Elektromagneten. Der nordamerikanische Stahltrust (United States Steel Corporation) hat erfolgreiche Experimente mit der Hebung versunkener Schiffsladungen durch Elektromagneten gemacht. An verschiedenen Stellen haben sich diese Versuche als erfolgreich erwiesen, so daß man in Zukunft häufig dieses Mittel anwenden wird, wo es sich um wertvolle Eisengüter handelt, die an der Küste oder im Bette eines Flusses versunken sind. Der Stahltrust benutzt dazu einen Elektromagneten, der 3000 Pfund wiegt und 3½ Fuß Durchmesser besitzt. Er wird in die Oberfläche des Wassers getaucht und der elektrische Strom dann angestellt. Auf diese Weise barg man kürzlich bei New Orleans eine ganze Schiffsladung von Faßnägeln, die dort durch den Untergang eines Mississippi-Dampfers verloren waren. Hätte man versucht, die Ladung auf andere Weise wiederzuerlangen, etwa durch Taucher, die Trossen unter den Fässern hätten befestigen müssen, um diese dann durch Maschinenkraft von Schiffen aus emporzuheben, so würde die Bergung sehr viel größere Kosten verursacht haben. Außerdem würde wahrscheinlich eine große Anzahl der Fässer, in denen die Nägel enthalten waren, dabei beschädigt oder gar zerbrochen worden sein, so daß im letzteren Falle die Nägel doch trotz aller Anstrengungen verloren gewesen wären. Mit Hilfe des Elektromagneten jedoch war es möglich, fünf oder sechs Fässer auf einmal aus einer Tiefe von 70 Fuß emporzuheben. So kommen die Fäßchen ohne Verletzung oben an, nur daß einige Nägel etwas verrostet sind. Bei Benutzung eines Baggers wären die Fässer sicherlich zerbrochen worden, so daß der größte Teil der Ladung verloren gewesen wäre. Mit Hilfe des Elektromagneten vermochte man in diesem und in anderen Fällen etwa 85 bis 95 Prozent der Ladung zu retten. Der Wert der versunkenen Ladung stellte sich auf 45 Dollars für die Tonne.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 22
28. Mai 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Heilige Nacht.

Von Ernst Maaß, Professor an der Universität Marburg.

In seiner vor kurzem erschienenen schönen Schrift »Die Römerstadt Nida bei Heddernheim und ihre Vorgeschichte« hat der Limesforscher Georg Wolf das religiöse Leben der Limeskolonien aus den Funden kurz geschildert und dabei festgestellt, daß der orientalische Götterglaube darin eine große Rolle gespielt hat. Neben zahlreichen Widmungen an einen obskuren syrischen Lokalgott, den kleinen Baal von Doliche, begegnet man vor allem dem persischen Sonnenkult des großen Mithras. Der syrische Gott aus der Landschaft Kommagene hat sich seit den Tagen der Antonine anscheinend durch das viel herumgeworfene Militär, das zeitweise im Osten gestanden hatte, und zwar Militär aller Chargen, über die westlichen Provinzen außerordentlich stark verbreitet. Mithras ist gleichfalls Import aus dem Orient, dem Christentum allerorten, besonders im Westen, in Italien und Germanien ein äußerst anspruchsvoller und gefährlicher Konkurrent seit Nero und den Flaviern. Auch hier hat sich das Militär, und zwar wieder laut den zahllosen Denkmälern das Militär aller Chargen, sehr stark beteiligt. Reizen mußten die Masse ja auch die in diesem Sonnenkult gepflegten Jenseitshoffnungen in der Trübsal des Diesseits. Ferner aber trieb den Mithraskult in die Höhe die Stellung des Kaiserhauses, dessen Schutzgott Mithras, sicherlich seit dem zweiten Jahrhundert, geworden war. Ja, der Kaiser selbst ist am Ende »der neue Mithras«, der Mithras auf Erden geworden. Auf einem der Reliefs von einem wahrscheinlich auf den parthischen Feldzug Kaiser Mark Aurels (165 n. Chr.) zu beziehenden Ehrendenkmal zu Ephesos besteigt der siegreiche Kaiser den ihm von Helios übergebenen Sonnenwagen.[1]) In den antiken Quellen lesen wir ausführlich von Tiridates, König von Armenien, Magier und Mithrasdiener zugleich, der 66 n. Chr. mit aufsehenerregendem Gefolge zu Lande durch die östlichen Provinzen nach Rom, begleitet von orientalischen Fürsten, im Triumphzuge kam, um Nero als zweiten Mithras anzubeten.[2]) So wuchs der Mithraskult machtvoll empor, so hat er gerade auch in Germanien, dieser wichtigsten Stütze der Kaiser als solcher, seine vielen Grottentempel. In Nida sind mehrere gefunden aus dem Ende des zweiten und dem dritten Jahrhundert, und ebenso im ganzen rechtsrheinischen Limesgebiet. Es ist eine üppig aufgeschossene Pflanzendecke, was aus der Religion des Orients in West- und Mitteleuropa während der ersten Jahrhunderte der

[1]) von Schneider: »Ausstellung von Fundstücken aus Ephesos im unteren Belvedere«. Wien 1905, S. 16 mit Abb.

[2]) Dio 63,1 u. a. Dieterich, Z. f. neutest. Wiss., 1901. S. 1 ff.

römischen Kaiserzeit die Blicke überrascht, in dünner Erdschicht erzeugt und eine Weile erhalten, aber vergänglich, kein tiefes Wachstum mit feſten Wurzeln, kein Erdgeruch der Urzeit.

Das veranlaßt zu der Frage: wo finden wir das eigentlich Bodenſtändige in der Religion der Nidaer und des ganzen Limesgebietes, Gallisches oder Germanisches, das auch im Christentum und trotz des Chriſtentums Dauerhafte? Oder sollte alles untergegangen sein im Strom der Zeit? Robuſte Zeiten halten feſt die Stimmung zur Mutter Erde als zur Allernährerin. Mutter Erde — die ſtille Existenz, an der unsere literarische, durch die blendenden Erscheinungen der Oberfläche gefesselte Berichterſtattung faſt teilnahmlos vorübergeglitten iſt! Indes gerade der Hiſtoriker, der das weithin Sichtbare im Volksleben aus der Tiefe der Dinge erkennen will, wird sich den unscheinbaren, aber unmittelbarſten, in die verborgenen Schachte führenden Zeugnissen der Vergangenheit gern zuwenden, um ein echtes ungetrübtes Bild der antiken Welt ſtückweise zu gewinnen. Nach G. Wolf u. a. fehlen in Nida die Spuren heimischer Religion beinahe ganz. Gemeinsam mit allen Teilen des Dekumatenlandes zeige Nida im Gegensatz zu den linksrheinischen Gebieten die Erscheinung, daß sehr wenig Spuren von Verehrung sei es keltischer, sei es germanischer Gottheiten, sei es in nationaler Gestalt, sei es in römischer Verkleidung, entgegentreten. Das spreche dafür, daß eine lebensfähige vorrömische Kultur nicht mehr vorhanden war. Allein diese Behauptung kann, an den Tatsachen gemessen, nicht für richtig gelten. Der Baal von Kommagene und der persische Mithras sind nicht vor dem Ende des 2. Jahrhunderts in diesen Gegenden nachweisbar. Aber die Menschen, die Eingeborenen heimischer Nationalität beginnen doch nicht erst damals ihr Leben. Und die Religion gehört zum Leben. Jene beiden späten Religionen haben etwas Lautes, Aufdringliches, Blendendes, Äußerliches. Die echte, die Volksreligion dagegen schlägt mehr nach innen, sie ruht im Gefühl vornehmlich, wenn sie auch der Exponenten nicht entbehrt und nicht entbehren kann. Man darf also nicht schnell verneinen, sondern muß vielmehr fragen: gibt es auch hier solche ſtillen Exiſtenzen? Gibt es unmittelbare, wenn vielleicht auch unscheinbare und bescheidene Denkmäler der religiösen Vergangenheit der Limesbevölkerung in Nida-Heddernheim und sonst in den von Rom gesicherten Strichen auch des rechtsrheinischen Germaniens, oder fehlen solche Denkmäler? Die Antwort muß lauten: sie fehlen nicht, sie sind sogar reichlich da. Es sind die sogenannten Matronensteine, die ich meine. Auch Nida hat einen solchen Fund, eine Weihung an die Mütter,[3]) aufzuweisen. Matronae oder Matres oder Matrae, mit und ohne vorgesetztes deae oder augustae, sind Muttergottheiten, die zu dreien, zweien und in der Einheit vorkommen, wie ja auch anderswo eine ursprüngliche Vielheit desselben Gottesbegriffes (Dreiheit oder Zweiheit) sich später zur Einheit herausentwickelt hat.[4]) Rechtsrheinisch pflegen diese Mütter in der Dreiheit zu begegnen. Sie sind zwar augenscheinlich bei dem niederen Volke beliebt, aber eben gerade darum eine noch unausgeschöpfte Quelle religionsgeschichtlicher Belehrung und wegen ihrer unmittelbaren zum Herzen sprechenden Innigkeit in ihrem Wesen leicht verständlich. Die Attribute — Füllhorn mit allerlei Früchten, auch lose Äpfel, Ähren u. a. — weisen auf göttliche Naturwesen; daß sie auch um die lebendigen Geschöpfe sorgen, lehrt zwingend schon der Name Mütter. »Mutter« iſt in der Religion natürlich die segnende göttliche Frau, »Matrone«, dieses mit jenem in dieser Sphäre ziemlich wechselnd, nach Analogie von Bellona »die kriegerische«, von patronus »der wie ein Vater iſt«: »die wie eine Mutter«, so gut und sorglich und ehrfurchtgebietend. Der in Südgallien häufige Zusatz »auguſtae« will anerkennen, daß diese göttlichen Mütter auch als römische Reichsgottheiten galten.[5]) Urkunden wie die Mütterſteine lesen sich nicht flüchtig mit den Augen; es iſt etwas Jämmerliches, wenn man ein Buch nur mit dem Verſtande verſteht, und es iſt entweder an dem Leser oder an dem Buche nichts weiter. Wem aber das höhere Verſtehen mit der Phantasie (das Herz iſt

[3]) CIL XIII 7357 Matribus Firmus decurio [civitatis] in suo fecit (Heddernheim).

[4]) Während im Limesgebiet die drei Matres, besteht im Moselgebiet nach Ausweis des Trierer Katalogs die Religion der einen Mater (No. 98 ff. Hettner), Matronae Gabiae um Köln neben Mater Gabia (Haupts Zeitschrift, I. S. 140).

[5]) Siebourg hat in der Weſtdeutsch. Zeitschr. 1888 S. 98–116 diese Dinge ausgezeichnet entwickelt.

mit darunter begriffen) gegeben iſt, der kann jenes Kleinere, wie Schleiermacher in seinen Briefen sagt, je nachdem er will, leicht lernen oder leicht entbehren.

Mutter Erde iſt so lieblich, so reich, im Schaffen doch von allen die größte Künſtlerin, daedala Tellus nennt sie der geniale Lukrez. Mutter Erde hat immer Erbarmen und Liebe. Was iſt in alter Zeit das Gottesurteil anders als die geglaubte Verteidigung der Hilflosen durch die große Mutter Natur? Die Landesfeinde treibt sie, wie Germania den Drusus, hinaus; Hilfe ruft sie herbei, wie bei Tibull (II 5, 42) Italia den troischen Aeneas. Solche Dichtermotive sind darum so wirksam, weil sie eins sind mit der Stimmung der Volksseele. Unsere großen Dichter sahen alles mit Religion, die ihnen durch und durch Religion des Herzens war: daher ihre überwältigende Kraft der Seelen. Und wie lieb und traulich, daß die naturbelebende Phantasie so alter Zeiten anmutende Geselligkeit zu drei oder zwei hineinlegt in die Geheimſtätte dieser Mütter; wie hübsch, wenn auf den Denkmälern die eine etwa ihre Hand auf den Arm der Nachbarin ſtützt!

Auf den Matronenſteinen des Weſtens wird die Einwirkung der griechischen Kunſt, ihrer Formen und ihrer Motive deutlich. Schon das vielfach beigegebene Attribut des Füllhorns weiſt auf diese Quelle, und Opferdiener pflegen an den Schmalseiten der Steine abgebildet zu werden, in einer Geſtalt, die z. B. auf den attischen Reliefbildern der großen Mutter schon der älteren Zeit entsprechend wiederkehrt.[6]) Die Matronenſteine haben mit der griechischen Kunſt Kleinasiens gesicherten Zusammenhang. Die öſtlichen Griechen vermochten ihre Kultur nach dem fernen Weſten zu tragen und ihr dort, am Rande der antiken Welt, zu neuer Entfaltung zu verhelfen. Das eben lehrt die Kunſt.[7]) Geschichtlich aber iſt alles dies erklärt durch die Abwanderung der Phozaeer nach Massalia. Die Phozaeer kannten selber diese »Mütter«, zwei an der Zahl;[8]) und in der Massaliotenſtadt Agathe hat sich eine Widmung an dieselben Mütter auf einer griechischen Inschrift gefunden.[9]) Das phozäische Massalia also war auch hier die Vermittlerin zwischen Oſt und Weſt.

II.

In Tacitus' »Agricola« 32 sagt der Führer der britannischen Nationalpartei, zu jener Zeit, unter Domitian, setze sich das römische Heer in Britannien aus Galliern, Germanen und heimischen Britanniern zusammen; unter italischen Offizieren und Unteroffizieren, haben wir ergänzend hinzuzufügen.[10]) Nur natürlich ist es also, wenn ein höherer römischer Legionsoffizier im dritten Jahrhundert der Kaiserzeit »Matribus Italis Germanis Gallis Britannis« ein Heiligtum wieder herſtellte: das vor ihm also vorhanden, im Laufe der Jahre zusammengefallen war oder sonſt ſtark gelitten hatte. Die erſte Errichtung dieses Heiligtums mag noch unter Domitian oder etwas später ſtattgefunden haben.[11]) Beide Zeugnisse, Tacitus und der Inschriftſtein, unter sich verbunden, beweisen: es gab nicht nur italische (norditalische) gallische, britannische Muttergottheiten, sondern auch germanische. Der lange Streit und die in den beteiligten Wissenschaften dadurch entſtandene, nur schwer zu übersehene Schriftenmasse müssen schon jetzt als überflüssig und erledigt bezeichnet werden.[12])

Es bedurfte nicht erſt der Kombination. In Ihms trefflicher, heute aber nach 23 Jahren begreiflicherweise nicht mehr vollſtändiger Sammlung der Mütter- und Matronendenkmäler (Bonner Jahrbücher 83) ſtehen die Belege. Wenn No. 273 ein Kölner Händler unter seine Widmung schreibt »Matribus meis Germanis Suebis« und 289 eine andere Person aus Deutz »Matribus Suebis«, so hat unter den Germanen jedenfalls der mächtige Stamm der Sueben den Kult jener Muttergottheiten besessen. Sodann sind im Ubierlande und unter den Batavern, also deutschen Stämmen, dieselben Mütterſteine sehr zahlreich. Sie kommen sogar mit beibehaltener deutscher Sprachform gerade wieder im unteren Rheingebiet vor. Eine

[6]) Vgl. z. B. Haug »A. Z.« 1876, S. 62. Einmal trägt der Camillus auf den von Conze a. a. O. gesammelten Denkmälern den Hermesſtab: wie in Lebadeia die dort auch Hermes genannten Tempeldiener. (Paus. IX 39,7.)

[7]) »Bonner Jahrb.« 95 S. 261 (Loeschcke).

[8]) Paus. I hat den wohl hieratischen Namen *Γενναΐδες*.

[9]) IG S. 1 . . . *Μητριάς*.

[10]) Mommsen im »Hermes« XIX S. 19.

[11]) CIL VII 5.

[12]) E. Hübner, Römische Herrschaft in Weſteuropa, 1890, S. 145.

ede Landschaft, jedes Tal und jeder Berg und jeder Rain hatte in Niedergermanien seine nach den Örtlichkeiten beibenannten Mütter. Soll man nun sagen: diese Deutschen haben sich den in dieser Masse von Denkmälern gerade auch für die niederen Schichten der Bevölkerung bezeugten Kult erst durch Übernahme anderswoher angeeignet? Wenn man den Niederrhein überhaupt als Heimat und Ausgangsgebiet dieser Religion angesehen hat[12]), so war das gewiß zu schnell geurteilt; eine Heimat des Kultus war er aber doch ohne jeden Zweifel. Und weiter. Die Gardereiter, deren stadtrömische Kaserne am Lateran für die Zeit von Hadrian bis auf Pius nachgewiesen ist, pflegten bei ihrer Verabschiedung Weihungen an ihre heimischen, aus Niedergermanien mitgebrachten Götter darzubringen. Unter ihren Gottheiten führen die Inschriften auf auch die Mütter. Wir sind Mommsen alle dankbar verpflichtet, daß er mit glücklichem Griff diese Tatsache hervorgezogen[13]); nur kann seine Schlußfolgerung, der Kult sei eben gerade deßhalb im Grunde niedergermanisch, in dieser Einseitigkeit nicht gebilligt werden. Britannien, Gallien, Norditalien, sogar Spanien und andere Länder besaßen nach Ausweis der hier ausgezeichnet ergiebigen Steinschriften denselben Kult.

III.

Damit haben wir zugleich des Rätsels Wort für einen viel und vergeblich besprochenen Satz Bedas über die heilige Nacht der heidnischen Germanen gefunden. Beda schreibt: »Die Angeln begannen ihr Jahr am achten Tage vor dem 1. Januar, an welchem wir jetzt Christi Geburt feiern. Sie nannten die jetzt uns heilige Nacht damals mit heidnischem Ausdruck ‚Modranicht' d. h. Matrum noctem (die Nacht der Mütter), wie wir vermuten, aus Anlaß der Zeremonien, welche sie jene ganze Nacht hindurch begingen.«[14]) Die germanischen Angeln waren im fünften Jahrhundert aus Holstein nach England gekommen; die Germanen aber besaßen, wie wir sahen, den Mutterkult. Das Fest »Modranicht« der Angeln stammt also aus ihrer deutschen Heimat, hat nicht erst in der Fremde, in England, Eingang bei ihnen gefunden.[15]) Die göttlichen »Mütter« der heiligen Nacht der Germanen sind dieselben germanischen Mütter, wie z. B. auf der Inschrift von Winchester und bei den Batavern, Ubiern und Sueben.

Ganz ohne Polemik geht es leider auch bei dieser Frage nicht ab.[16]) Mogk dachte bei der Bedastelle an menschliche Mütter, Ahnenseelen und nächtlichen Totenkult. Diese Auffassung scheitert aber schon an Bedas bindender Erklärung »Modranicht, Matrum noctem«; Beda war gerade hier sachverständig, denn er war Germane.[17]) Auch A. Tille[18]) lehnte die Beziehung der von Beda genannten Mütter auf die Muttergottheiten der römisch-deutschen Gebiete ab mit dem mehr als absonderlichen Argument: »denn in Skandinavien und Island fehlen diese Muttergottheiten gänzlich«. Tille fährt fort: »Beda selbst sagt, er wisse nicht, warum die Angeln jene Festnacht ‚Modra-

[12]) Hübner, Römische Herrschaft in Westeuropa, 1890, S. 145.

[13]) Korresp.-Bl. der Westdeutschen Zeitung 1886 Sp. 123.

[14]) »De mensibus Anglorum« in »De temp. rat.« XV: »Et ipsam noctem nunc nobis sacrosanctam, tunc gentili vocabulo Modranicht, i. e. Matrum noctem, appellabant, ob causam, ut suspicamur, ceremoniarum quas in ea pervigiles agebant.« Er spricht dann noch von den heidnischen Monatsopfern und endet: »Gratias tibi, bone Jesu, qui nos ab his vanis avertens tibi sacrificia laudis offerre donasti«.

[15]) Riegel »Quartalschrift des hist. Ver. f. d. Großherzogtum Hessen«, 1882 S. 12.

[16]) J. Grimm »G. D. S.« [1] (1848) S. 79 ff. erläutert Bedas Monatsnamen und sagt über Modranicht: »Mir fallen dabei Heimdalls neun Mütter ein; also das Fest seiner wunderbaren Geburt«! Verwirrend auch A. Tille »Geschichte der deutschen Weihnacht«, wo die Bedastelle »Modranicht mater noctuum« falsch wiedergegeben und dann Beda getadelt wird. (Gute Kritik gegen Tille bei Vogt »Schles. Weihnachtspiele« S. 188 ff.) Ich habe auch die Arbeiten von Panzer »Beitr. z. Myth.« I, Kauffmann »Der Matronenkult in Germanien« (Z. d. V. f. Volkskunde III, 1892, S. 24 f.), Mogk in Pauls »Grundriß« I S. 1126, U. Jahn in »Germ. Abh. her. von Weinhold« III u. a. m. gelesen, bin aber meinen Weg selbst gegangen. Mit Much »Z. f. d. A.«, 1891, S. 324 bin ich — ohne daß er Gründe angeführt — teilweise zusammengetroffen. Nur hat er die Beinamen der niederrheinischen Matronen, die meist örtlich sind, zu Tätigkeitsbeiworten machen wollen. Auf Schmellers vorbildliche Sammlungen im »Bayerischen Wörterbuch« (z. B. I [2] Sp. 269 ff.) sei noch besonders verwiesen.

[17]) Mogk a. a. O., der aber Beda und die Matronensteine — welche deabus Matribus und augustis gewidmet sind, nicht mütterlichen Seelen — unrichtig einschätzt.

[18]) »Yule and christmas« 1899 S. 152.

nicht' benannten. Beda gebe seine Erklärung nur vermutungsweise, indem er den Heidennamen »Modranicht« von dem nächtlichen Festritual ableitet und nicht von dem Kultgegenstande des Nachtfestes. Es werde in jener heiligen Nacht eine Kultusszene aufgeführt worden sein, in welcher sterbliche Mütter eine Rolle spielten. Nach ihnen trage das Fest den Namen »Nacht der (menschlichen) Mütter«. Es entbehrt der Komik nicht, was Tille schreibt: »There is only one explanation tenable: these ceremonies were of a maternal character being either exercised by human mothers or having as their chief constituent something maternal or referring to the natural functions of motherhood.« S. 155 »A kind of obscene cult, in which the motherhood of the virgin Mary and the peculiarities of Christ's birth were not only made the object of veneration, but were expressed in visible symbols in the shape of cakes. In such celebrations human mothers no doubt took the leading part. From the night of birth to the night of motherhood and the night of mothers there are only two small steps. That the night of the birth of a child should be dedicated to all mothers or to motherhood is only natural.« Es wurden ja desgleichen auch bekämpft im Konzil von Trullus (706) in bezug auf die Geburt Jesu von der Jungfrau die, »qui propter ignorantiam aliquid faciunt, quod non decet«. So gerät denn endlich Tille (S. 156) auf die Nacht des Ewigweiblichen, das in der neuen Religion noch fehlte und darum »aus den wüsten Phantasien der alten Religionen« ergänzt wurde; dabei spielt nach ihm die Nachgeburt mit, so etwa: die Kirche erklärte Christi Geburt immer aufs neue für ein Wunder, also auch ohne Nachgeburt und Mutterkuchen. Da aßen denn — alles dies nach Tille — die Angeln und die Sachsen in England in der heiligen Nacht vergnügt zur Ergänzung des Fehlenden — einen gebackenen Mutterkuchen!

Soweit die Polemik. Nach Analogie von »Berchtennacht«, Nacht der deutschen Göttin Berchta, ist »Modranicht«, genau wie Beda auslegt, Nacht der (für Germanien ja erwiesenen) göttlichen Mütter. Nach Tille wäre eine schriftstellerische Gewohnheit Bedas dieser Auffassung im Wege: wo er die Monate der Angeln aus ihrem Heidentum erläutere, da fehle nicht der Hinweis auf die Göttlichkeit der Wesen, denen die Monate zugehören, da sage Beda »Rhedmonath a dea illorum Rheda«, »Eosturmonath a dea illorum quae Eostre vocabatur« u. s. f. Dagegen lasse Bedas Erläuterung zu »Modranicht« den Namen der Gottheit vermissen. Also habe er keine Gottwesen dieses Nachtfestes gekannt.[19]) Dieser Schluß ist verfrüht. Bedas Worte von den Angeln »sie machten eine Festfeier« (ceremonias peragebant) sind aus dem zu erläuternden Festnamen Modranicht im Sinne Bedas notwendig durch »den Müttern« (Matribus) zu ergänzen. Beda will sagen, es liege im Namen Modranicht, daß man annehmen müsse, diesen göttlichen Müttern nämlich sei in jener heiligen Nacht ein Festritual gewidmet gewesen. Beda vermutet aber im Grunde nur, was selbstverständlich ist. Wirklich liegt im Namen ausgesprochen, daß die göttlichen »Mütter« der Angeln die Festinhaberinnen am 24./25. Dezember waren.

Auch die römische Religion kennt diese »Mütter«; nur ziehen die Römer den gleichwertigen Namen »Parcae« vor, d. i. Par(i)cae (von parĕre [gebären]), Geburtsgöttinnen also. Auf einer britannischen Inschrift steht verbunden »Matribus Parcis«, »den Geburtsmüttern«.[20]) »Den drei Schwestern oder Parzen, wie das dumme Volk sie nennt, soll man nicht opfern oder zu ihnen beten«, schreibt um 1000 in seinem Bußspiegel der Wormser Bischof Burchard, Hesse von Geburt, für seine Diözese im Lande der deutschen Vangionen; und bei Oppenheim, in nächster Nähe der Bischofstadt, hat »deabus Parcis«, den Geburtsgöttinnen ein römischer Veteran einen Altarstein geweiht.[21]) In Sizilien und andern griechisch sprechenden Gegenden begegnen sie als Μητέρες »Mütter«, und Geldner weist mir aus dem altindischen Volksglauben göttliche »Ambas« nach, d. i. genau wieder die »Mütter«. Er schreibt: »Mutter (mātar = μήτηρ) ist im Indischen oft Beiwort weiblicher Gottheiten, besonders der Naturgottheiten wie der Erde (sicher indogermanisch) und der Flüsse resp. Gewässer

[19]) Tille hat sich durch Stellen Bedas wie »Solmonath dici potest mensis placentarum, quae in eo diis suis offerebant«, »Blotmonath« mensis immolationum, quia in eo pecora quae occituri erant diis suis voverent« verführen lassen, S. 154.

[20]) CIL V.

[21]) No. 524 Ihm.

überhaupt. Im spätern Hinduismus sind ‚die Mütter‘ eine besondere Göttergruppe, die personifizierten Kräfte der Götter. Mit dem Lallwort ambā = Mama wird gleichfalls eine Göttergruppe bezeichnet, die mehr dem Volksglauben angehört und ihrem Wesen nach dunkel ist. Sie werden nur in einer Upanishad erwähnt neben den Apsaras (Nymphen). In einer Opferformel werden ihre Namen genannt: ambā, ambikā und ambālikā, d. h. Mama resp. Mamachen. Es waren also drei.« Die Indogermanen also müssen vor der Trennung diese Gruppe von Müttern in ihrem Kultglauben besessen haben. Es hätte seinen hohen Reiz, neben den blendenden Erscheinungen des dichterischen Olymp der Völker der indogermanischen Familie auch die Sonderentwicklung der stillen Existenzen in den Einzelreligionen bei aller Gleichheit der treibenden Grundvorstellung zu verfolgen, wenn es nur möglich wäre.

IV.

Den Gegensatz des antiken Götterglaubens und des übersinnlichen Christentums irgendwie mit Gewalt zu beseitigen, das war und blieb der Leitgedanke der neuen religiösen Bewegung. Innerliche Überwindung der Heidentümer durch das Evangelium hat die Kirche nicht durchgehends erreicht. Wie auch oft anderswo, so hat sie dem Kulte der heidnischen Mütter gegenüber schließlich einen schlechten Frieden gemacht; alle die Feindseligkeit, die ein solcher Zustand zwischen den Gegnern beläßt, blieb nach innen gedrängt bestehen. Im Volksglauben Westeuropas dauerten die ehrwürdigen Gestalten auch der göttlichen Mütter fort. Es schlafen in diesen Steinen der Matres und Matronae Litaneien und Gebete, flehentliche und Dankgebete, vergangener Menschen, die zum Teil unseres Geschlechtes waren. Und auch schlafend, so zu sagen, haben sie ihre Wirkung nicht eingebüßt. So bringt auf einem römischen Steindenkmal[22]) die Einwohnerschaft eines Metzer Stadtviertels den Müttern eine Weihung dar zu Ehren des Kaiserhauses. Der Heidenstein wurde, bis ins XVIII. Jahrhundert, von der inzwischen christlich gewordenen Bevölkerung ehrfurchtsvoll behandelt als ein Denkmal der drei Marien, jener zuerst und besonders in Südgallien hochgehaltenen Dreiheit, die nie existiert hat; denn zwei Marien, nicht drei, kennen die Evangelien außer der (hier nicht mit gemeinten) Mutter Jesu. Auf der Sumpfinsel „Camargo im Rhônedelta liegt die von den Provençalen vielbesuchte, befestigte Strandkirche »Les Saintes Maries«, auch Notre dame de la mer genannt, durch Mistrals Schlußgesang der »Mirèio« der übrigen Welt bekannt. Gerade auch in der Umgebung der Camargo sind Weihungen an die heidnischen Muttergottheiten gefunden, zum Teil wieder verloren gegangen oder zerstört.[23]) Aber noch Gregor von Tours, der der nächste dazu gewesen wäre, wußte nichts vom Anlanden des Wunderschiffes mit den angeblichen drei Marien und den südgallischen Heiligen unmittelbar nach Christi Kreuzestod aus Palästina; er setzt den Arleser Heiligen und Märtyrer Trophimos in die Verfolgung unter Decius. Die ganze nähere und entferntere Umgebung von Arles — Tarascon, Nîmes, Avignon — besaß nach Ausweis der in den wenig ausgenutzten Lokalmuseen der Provence vorhandenen Denkmäler den heidnischen Mütterkult; sie heißen hier wie in Metz gern auch Matrae (die Dativform der Widmungen »Matrabus« tritt so nah heran an »Mariabus«); und die Felsenstadt der Troubadours Li Baux am Rande der Alpinen, wie eine Gigantenburg am Berge hängend, besitzt in lebendigen Felsen eingemeißelt unter dem Namen »die drei Marien« (Les Trémaiés) ein roh umgearbeitetes Denkmal des bekannten Typus der Müttersteine. Otto Hirschfeld hat seinerzeit die Umgestaltung erkannt,[24]) die sich wie die Metzer Inschrift einfach als eine rohe Umfälschung charakterisiert.

Diese so tiefgewurzelte Mütter- und Matronenverehrung hat die Kirche in ihre Hallen aufgenommen, äußerlich umgekleidet, maskiert und mit neuen, den Christen als solchen vertrauten Namen neu ausgerüstet. Immer weckt der Klang alter, einst gewohnter Namen aus der Tiefe der Menschenbrust Erinnerungen, die gefährlich werden können, weil der Name eine Art Programm und von magischer Wirkung ist. Shakespeares Julia fragt, ob die Rose nicht ganz so lieblich

[22]) Nr. 385 S. 162 Ihm: »In honorem domus divinae dis Matrabus vicani vici Pacis«. Dieselbe Dativform kommt bekanntlich besonders auf südgallischen Steinen vor.

[23]) Sitzungsber. Wien 1884 (CIII) S. 238.

[24]) Sitzungsb. Wien a. a. O., S. 318.

duften würde, wenn man sie auch mit einem anderen Namen nennte. Darauf hat ein feiner Kopf geantwortet:[25]) »Die Rose würde allerdings süß duften unter jedem Namen, aber man könnte ihr nicht ihren alten Namen entziehen, ohne eine arge Verwirrung in der Phantasie aller derer anzustiften, welche ihren süßen Geruch nicht unmittelbar riechen, sondern sich seiner nur durch Vermittlung der Sprache erinnern sollen. Die Ideenverbindungen eines Lebens, die Poesie von Jahrhunderten, die Übereinstimmung aller Sprachgenossen in der Auslegung der beiden Silben, alles das verleiht diesen Silben eine geheimnisvolle, aber darum nicht minder wirkliche Kraft, die durch keine neue Erfindung sich ersetzen ließe.« In Schlesien und anderswo deckt man noch heute in der Christnacht den Tisch, damit die Geister (Engel und Seelen) kommen und speisen. In einer schwäbischen Sage treten in der Weihnacht drei weiße Frauen auf.[26]) Man mag sie ruhig »Nornen« weiter nennen oder auch jetzt mit Beda »Mütter«. Und damit sind wir zur »Modranicht« der Angeln und zu ihrer Feier, wie sie Beda mehr andeutet als beschreibt, zurückgekehrt.

Die Vergangenheit reift der Gegenwart entgegen; die Gegenwart ist ihr jüngstgebornes Kind, rechter Erbe der vergangenen Jahrtausende mit allem, was sie an sich hatten im Guten wie im Bösen. Es gilt für Germanien wie für Gallien: in diesen damals abseits der lauten Weltwege liegenden Gegenden haben noch Jahrhunderte lang die heidnisch heimischen Götter wie die nationalen Sitten eine sichere Zuflucht vor dem Römertum und vor dem Christentum gefunden. Die heidnischen Parzen in Worms erhielten noch während der Zeit des Bischofs Burchard, des ersten Domgründers, um die Wende des Jahres — abends, wie anzunehmen — in den Privathäusern einen gedeckten Tisch. Auch Chortänze lustigen Charakters waren um dieselbe Zeit üblich in Germanien wie in Gallien. Das mag uns wohl erinnern an den Doppelchor am Feste des Paares mütterlicher Gottheiten bei den alten Griechen in Aegina und Epidauros, welchen Herodot als ausgelassen komisch schildert.[27]) Hieronymus bezeichnet als einen »durch alle Städte und besonders in Ägypten und in Alexandrien verbreiteten Götzendienst« das Bereiten der Speisetische am letzten Tage des Jahres um der Fruchtbarkeitsdämonen willen. Der Kult der Mütter spielt hier gewiß hinein; wir dürfen uns der Beinamen dieser Gottwesen erinnern als Suebae, Treverae, Noricae, Afrae, als Pannoniorum, Delmatarum, omnium gentium.[28])

Burchard von Worms weiß auch, daß Steine in den Privathäusern der Christen am Festschmaus der Jahreswende auf die den göttlichen Gästen gerüsteten Tische kamen.[29]) Was das für Steine waren, zeigt eine bestehende Tiroler Sitte. Nicht bloß vor die Kruzifixe gewisser Wegkapellen legen die Wallfahrer noch heute, z. B. im Pustertale, Steinchen, die sie in der Nähe aufgelesen und geküßt, als Opfer nieder: an der sog. Jungfernrast derselben Landschaft steht eine Kapelle »der drei Jungfrauen«, welcher genau dasselbe Steinopfer dargebracht zu werden pflegt; das ist die altheidnische Dreiheit.

Über diese Dinge hat Marie Andree-Eysn »Volkskundliches aus dem bayrisch-österreichischen Alpengebiet«, S. 13, 35 ff., 58 f. mit einer Reihe von modernen Bildern dieser Dreiheit aus Meransen, St. Wolfgang u. a. gut gehandelt. Auch das Wormser Dombild der Hl. Einbede, Warbede, Willibede hat sie richtig in diesen Zusammenhang gezogen, S. 59; über das lokale Zusammentreffen dieser christlichen Dreiheit und

---

25) O. Gildemeister: »Aus den Tagen Bismarcks«, S. 61 f.

26) Weinhold »Weihnachtspiele« S. 26. Saxo VI schildert die Nornen, welche er Parzen nennt: in ihrem Sacellum sitzen sie orakelnd auf Stühlen, die eine schenkt Schönheit und Wohlgefallen bei den Menschen, die andere milde Art, die dritte ist böse. Die Hexen Macbeths nennt Riegel gut die tiefsinnigste Darstellung der Parzen. S. 17 ff.

27) In Epidauros war dasselbe Paar unter den Namen Damia Auxesia heimisch und in Thera unter den Sondernamen Damia und Lochaia (vom Getreide).

28) Beispiele bei Ihm. Die Hieronymusstelle steht im Jesaias-Kommentar (Basel 1537) S. 240. — Ob die heilige Nacht der Muttergottheiten bei den Germanen mit einem Speiseopfer an die Verstorbenen verbunden war, bleibt ungewisse Vermutung. Im Vogtlande nennt man die Nächte um die Jahreswende »Unternächte«, d. i. die den Unterirdischen, den Toten, geweihten (nach Mogk). Anm. 17.

29) Vgl. Boese »Superstitiones Arelatenses«, Marburger Diss. 1909, S. 54. Rieger denkt sich lapis aus sahs — d. i. Messer — irrig (durch Verwechslung mit saxum) hervorgegangen.

der heidniſchen Muttergottheiten handelt Klinkenberg in der Zeitſchrift für chriſtliche Kunſt, XIX (1906), S. 154.

Die nach altheidniſchem Opferritus auf die Speiſetiſche der Geiſter gelegten Steine (cum epulis et lapidibus) ſcheinen mir nicht unverſtändlich. Eigentlich ſind dieſe aus Religion zuſammengetragenen Steine, wie immer, z. B. im arabiſchen Heidentum, das Wellhauſen erläutert hat (Reſte arabiſchen Heidentums, S. 109 ff.) der Altar. Wenn ſie neben dem Opfertiſch oder (was daſſelbe iſt) neben dem Speiſetiſch zu ſtehen kommen, ſo iſt das eine Doppelung, Altes neben Jungem. Auch Bild und Altar iſt eine Doppelung. Da der Altar die Gottheit urſprünglich und eigentlich vergegenwärtigt, ſo haben wir in den dem Altar gleichwertigen Steinen unſerer Stelle etwas wie die Epiphanie des Göttlichen enthüllt zu finden. Wenn auf dem Lyoner Matronenſteine den Muttergöttinnen ein Heiligtum mit Speiſeſofa und Tiſch für drei (cum discubitione et tabula) hergerichtet wird, ſo ſehen wir — was freilich nur natürlich iſt —, wie ſolche Speiſungen heidniſcher Göttinnen nicht etwa allein oder vorwiegend in Privathäuſern erfolgten.[30]) Mitunter tritt noch heute, z. B. im bayriſchen Volksglauben,[31]) die Weſensgleichheit der drei Jungfrauen mit jenen alten Muttergottheiten auch in den Ackergebräuchen der Landbevölkerung auf das deutlichſte hervor; ſo, wenn drei ſtehende Halme unter den Ähren mit dem Spruch »das gehört den drei Jungfrauen« zuſammengebunden oder drei von der Beſitzerin zuſammengebundene Ähren auf das abgeerntete Feld als Opfer »für die drei Jungfrauen« niedergelegt wurden u. a. m.

Es muß dabei verbleiben: »die Metropole aller Chriſtenfeſte«, wie unſere Weihnacht genannt worden,[32]) iſt in Deutſchland an die Stelle der altgermaniſchen »Modranicht« getreten. Dieſe Nacht war bei den Germanen die heiligſte des ganzen Jahres, die Hauptzeit für die Weiſſagung und für Zauber, vorbedeutend für Wetter und alles Menſchenſchickſal, jeden Traum erfüllend; darum wurden damals die göttlichen Mütter geſpeiſt. Auch die Iranier kannten wie die Germanen u. a. die Heiligkeit der letzten fünf und der erſten fünf Tage des Jahres, welche ganz den Schutzgeiſtern gewidmet waren.[33]) Ich möchte noch auf das Zuſammentreffen einer Tacitusſtelle und eines nordiſchen Brauches verweiſen. Der Juleber erſcheint noch heute auf dem Weihnachtsgebäck in Schweden,[34]) und Tacitus bezeichnet den Eber als ein beſonders auch zu Amuletten verwendetes heiliges Tier der Göttermutter, d. i. Erdgöttin, bei den deutſchen Eſten.[35]) Damit dürfte auch der religiöſe Wert der Eberfahne bei den Galliern, ihre Zugehörigkeit zu den galliſchen Erdweſen, erklärt ſein, die ſo vielfach auf den Denkmälern begegnet: beſonders auf dem prächtigen Bogen von Orange aus der Zeit des galliſchen Aufſtandes des Sacrovir.

Die Mutter Erde der Germanen wie der Kelten haben die lateiniſch ſchreibenden Schriftſteller gern mit dieſem oder mit gleichwertigen Namen bezeichnet, welche der großen Welt aus Schrift und Kunſt geläufig waren.

Gregor von Tours erzählt,[36]) in Autun habe es ein Götzenbild der Berecynthia gegeben (er meint mit dieſem Fremdnamen die göttliche Mutter der dortigen Landſchaft); dieſes Bild habe man durch die Felder und Weinberge, um ſie zu ſegnen, auf einem Wagen gefahren: wie dergleichen mit den Bildern der Landesgötter unter den galliſchen Bauern verbreitete Sitte war.[37]) Da in Autun der Kult der Muttergottheiten inſchriftlich feſtſteht,[38]) ſo muß geſagt werden: neben der Mehrheit (hier

---

[30]) CIL XII 394 löſt ein Tribun ſein Gelübde an die Mütter (die dargeſtellt ſind) loco exculto cum discubitione et tabula. Das iſt: Drei Liegeſofas und ein Tiſch.

[31]) Panzer »Beiträge«, I, S. 60, 280 ff.

[32]) Von Chryſoſtomos (Uſener »Weihnachtsfeſt«, S. 216).

[33]) Die Fravaſchi's (Grundform Fravarti = Φραόρτης) ſind die Schutzgeiſter der iraniſchen Religion. Sie werden als weibliche Engel gedacht. Ihnen ſind die zehn letzten Tage des Jahres, d. h. die letzten fünf Tage des 360tägigen Jahres und die fünf Ergänzungstage geweiht. Im iraniſchen Kalender fallen dieſe zehn Tage auf den 10—20. März. An dieſen Tagen kommen ſie herab auf die Erde zu ihren Clanen und Häuſern und laſſen ſich von den Menſchen mit Liedern und Gaben feiern (Geldner).

[34]) Weinhold »Weihnachtsſpiele«. S. 26.

[35]) Tacitus, Germania 45.

[36]) Gloria confeſſorum 76.

[37]) Sulpicius Severus »Vita Martini« XII.

[38]) No. 394a Ihm.

Dreiheit) der Wesen ſtand die Einheit. Und so redet in derselben Zeit, wo Poseidonios und der Siziliote Diodor zwei göttliche »Mütter« des Ortes Engyon im Innern Siziliens erwähnen, der hier auch aus eigener Erkundung gut unterrichtete Cicero von der einen Mutter, und zwar der großen »Idaeischen«; auch die Inschriften der Gegend haben bald die Einheit »Mutter«, bald die Mehrheit »Mütter«.[39])

Das iſt nicht fehlerhaft oder ungenau: es ſteht vielmehr das Jüngere neben dem Älteren, das Ältere iſt die Mehrheit; und wo die orientalische Bezeichnung — Idaea oder Berecynthia — vorgezogen wird, da mag der früh im Weſten eingedrungene orientalisch-griechische Kunſttypus des Götterbildes mitbeſtimmend gewesen sein. Der Löwe als Begleiter dieser Göttin entſtammt notwendig dem Oſten, in Europa war in der Tierfabel König ursprünglich der Bär.[40])

Unwahrheit iſt eine jede Zusammenschweißung von antiken Heidengöttern und Kalenderheiligen, die faſt romantische Umgeſtaltung der als verlebt erklärten und doch nicht verlebten Göttergeſtalten, die aus der Volksseele auszurotten eine Unmöglichkeit war. Sie ſtammen nun einmal aus dem Gemüte, und so kurz das Leben iſt, das Gemüt iſt unendlich. Eigentlich gibt es keinen größeren Gegenſtand als das Gemüt.

Nur der geschichtliche Zug schützt vor Barbarei. Den doch auch ehrwürdigen, durch die Jahrtausende nur geadelten Heidenglauben unserer Vorfahren sollen, wollen und müssen wir verſtehen, ihrem ſtimmlosen, aber so gegenſtändlichen Empfinden und Denken die Stimme geben. Darum müssen wir den durch die Kunſt kirchlicher Auslegung denaturierten Symbolen dieses inwendigen Volkslebens ihren Gehalt zurückerſtatten und ihr hiſtorisches Recht.

Nochmals Kalvinismus und Kapitalismus.

Von Felix Rachfahl, Professor an der Universität Kiel.

Auf meinen Einspruch*) gegen die Art und Weise, wie die Heidelberger Gelehrten Weber und Troeltsch einen kausalen Zusammenhang zwischen dem die ökonomische Entwicklung der Neuzeit beherrschenden »kapitaliſtischen Geiſte« und gewissen Richtungen der Reformation feſtſtellen zu dürfen vermeinten, haben sich nunmehr beide Autoren zum Worte gemeldet.**) Indem sie beide heftig dagegen proteſtieren, daß ihre Ausführungen zu diesem Thema »Kollektivarbeit« seien, haben sie sich in die Aufgabe, mich zu widerlegen, im großen und ganzen geteilt: Weber wendet sich ausschließlich gegen meine Kritik der von ihm behaupteten Herleitung »kapitaliſtischen Geiſtes« aus Kalvinismus und anderen proteſtantischen Sekten, Troeltsch in der Hauptsache gegen den letzten Teil meiner Abhandlung*), der dazu beſtimmt war, häufig auftretende Vorſtellungen über die Beziehungen des Kalvinismus zu beſtimmten Entwicklungsreihen der modernen Kultur auf ein richtiges Niveau zurückzuführen. Ausdrücklich überläßt er das Problem »Kalvinismus und Kapitalismus« seinem Kollegen Weber als dem »nationalökonomischen Fachmanne« und begnügt sich hier mit einigen Einwendungen, die ihm als Theologen besonders nahe liegen. Der Schwerpunkt meiner Replik wird also in der Auseinandersetzung mit Webers Aufsatze liegen, und sie gliedert sich von selbſt in drei Abschnitte. Zuerſt werde ich den übereinſtimmenden Proteſt von Weber und Troeltsch dagegen, daß bei ihnen eine »Kollektivarbeit« vorliege, beleuchten müssen; dann werde ich auf die Ausführungen von

[39]) Poseidonios bei Plutarch »Marcellus« 20. Diodor IV 79. IG I S. 2407 abc. 2514. Cicero »Verr.« IV 97. V 186. Anders Hülsen PW Sp. 2568. Conze »Arch. Zeitung« 1880 S. 101.

[40]) J. Grimm »Reinhart Fuchs« S. XLIII.

*) Vergl. meine Abhandlung »Kalvinismus und Kapitalismus« in dieser Zeitschrift Jahrg. 3 Nr. 39 bis 43, fortan zitiert »Abhandlung« mit Angabe der betreffenden Spalte.

**) Weber, Antikritisches zum »Geist des Kapitalismus« im »Archiv für Sozialwissenschaft«. XXX, S. 176 ff., fortan zitiert »Webers Antikritik«. — Troeltsch, Die Kulturbedeutung des Kalvinismus, in dieser Zeitschrift Jahrg. 4 Nr. 15 und 16.

*) Abhandlung, Heft 43 Sp. 1349 ff.

Troeltsch bezüglich der »Kulturbedeutung des Kalvinismus« antworten. Zum Schlusse kommt als letzter und Hauptteil nochmals eine Erörterung über die Frage »Kalvinismus und Kapitalismus«; er wird sich im wesentlichen mit Weber beschäftigen und daneben die hierher gehörigen Bemerkungen von Troeltsch auf ihre Stichhaltigkeit hin prüfen.

I.

Mit großer Energie proteſtieren Weber und Troeltsch dagegen, daß man ihre Ausführungen über den konfessionellen Ursprung des modernen kapitaliſtischen Geiſtes als »Kollektivarbeit« behandele, um beide »füreinander verantwortlich zu machen«, — oder wie Troeltsch sagt, es iſt »durchaus irreführend«, wenn sie beide bei mir »als eine gemeinsame wissenschaftliche Firma erscheinen, wo man jeden mit den wirklichen oder vermeintlichen Passiven des Andern belaſten kann«. Weber bezeichnet das sogar als »eine, beiläufig bemerkt, wenig loyale Praxis«. Demgegenüber ſtellen sie vielmehr feſt, daß bei ihnen »keinerlei, auch keine latente, Kollektivarbeit vorliege: beide seien sie ganz selbſtändig, bei durchaus unabhängiger Forschung, von völlig verschiedenem Ausgangspunkte und bei völlig verschiedener Frageſtellung zu den gleichen Ergebnissen gelangt«. Und für sich selber fügt Weber noch hinzu, daß er schon seit langen Jahren Ausführungen im Kolleg vertreten habe, die seiner jetzigen These entsprächen, und daß er dazu nicht erſt die Anregung aus Sombarts »Kapitalismus« geschöpft habe.

Wie es sich gebührt, nehme ich von diesen Äußerungen Notiz. Daß Sombarts Kapitalismus Einfluß auf Webers These ausgeübt hätte, berichtete Troeltsch selber: wie hätte ich auf die Vermutung kommen können, daß er in einem für die Herkunft von Webers These so wichtigen Punkte so vollkommen falsch orientiert wäre? In seiner Rede auf dem Hiſtorikertage von 1906*) hat Troeltsch die Entdeckung »der eigentlichen Bedeutung des Kalvinismus für den Aufschwung des modernen Kapitalismus«, nämlich durch die Einflüsse der proteſtantischen Askese, ausdrücklich auf das Verdienſtkonto von Weber gesetzt; er hat über Ursprung, Wesen und Bedeutung dieser Entdeckung in einer Weise gesprochen, die niemand anders als dahin auffassen konnte, daß er sich hier lediglich referierend verhalte, und zwar zuſtimmend; nirgendswo findet sich eine Zeile oder auch nur ein Sterbenswörtchen, worin die leiseſte Andeutung ſteckt, daß er auch seinerseits, und zwar unabhängig, zur selben »Entdeckung« gelangt sei. Im Gegenteil; er sagt sogar noch jetzt (Internat. Wochenschr. Sp. 453), er habe bei seinen speziellen Studien »den sachlichen Ergebnissen Webers betreffs des Kalvinismus nicht aus dem Wege gehen können«, und fährt fort: »da ich sie in allem wesentlichen für richtig hielt und halte, habe ich sie **übernommen.**« Ganz anders freilich ſtellt Weber den Sachverhalt dar (Antikritik S. 177): »Es mag schon sein, daß Troeltsch, der auf völlig eigenen Wegen eben**falls** schon lange vorher dem ihn**) interessierenden Thema nachging, wie durch andere Schriftſteller, so auch durch einzelne Bemerkungen meiner Aufsätze zum Überdenken mancher seiner Probleme unter ökonomisch-soziologischen Gesichtspunkten mit angeregt wurde, wie er dies gelegentlich ausgesprochen hat. Aber keinerlei **‚Übernahme'** einer Theorie des einen durch den andern.«

Man sieht den Widerspruch, in den die beiden wiederum gefallen sind. Weber lehnt jede Übernahme irgendeiner »Theorie« des einen durch den andern ab, also auch der Theorie von der Entſtehung des »kapitaliſtischen Geiſtes« der Neuzeit aus der reformierten Berufsethik. Troeltsch dagegen sagt nur, daß es ganz andere Probleme sind, die im Mittelpunkte seines Interesses ſtehen, wie das bei Weber der Fall iſt, und daß das, worauf Webers Augenmerk hauptsächlich gerichtet iſt, für ihn eine nur peripherische Bedeutung habe, daß er aber eben deshalb Webers »sachliche Ergebnisse« in diesem Falle »übernehme«, zumal da er sie auch für richtig halte. Wer hat nun recht von beiden? Wo es sich um Vorgänge im Innern Webers handelt, da muß ich, wo die Aussagen beider auseinandergehen, wie z. B., was das Verhältnis von Webers These zu Sombart betrifft, mich schon an die Erklärungen von Weber selber halten, nicht aber da, wo Troeltsch Aussagen darüber macht, wie sich die Dinge in seinem Geiſte entwickelt haben; da iſt er

*) Historische Zeitschrift 97, S. 42–46.

**) Die Sperrungen in den Zitaten aus Webers Antikritik rühren von diesem selbst her; ebenso verhält es sich bei Zitaten aus der Antwort von Troeltsch.

doch schließlich ein besserer Gewährsmann als Weber. Und da Troeltsch noch jetzt ausdrücklich versichert, er habe die These über die Provenienz des »kapitaliſtischen Geiſtes« von Weber »übernommen« und eben hier dessen »Ergebnisse lediglich« in einen andern, von seinem eigenen »Erkenntnisziel aus beſtimmten Zusammenhang eingeſtellt«, so nehme ich das unbedenklich als unumſtößlich sicher an. Inwieweit man in einer solchen »Übernahme« eine »Kollektivarbeit« erblicken will, lasse ich dahingeſtellt. Ich habe diesen Ausdruck nie gebraucht, und noch viel weniger iſt es mir eingefallen, eine »Kollektivarbeit« der beiden Autoren in irgend einem andern Punkte als eben in der sogenannten »Weber-Troeltschschen Hypothese« zu behaupten. Wenn die Kritik die »Übernahme« einer These eines Autors durch einen andern feſtſtellt und zwar auf Grund der eigenen Äußerungen dieses zweiten, wenn dieser zweite auch noch ausdrücklich nachher die Richtigkeit dieses Sachverhaltes anerkennt und beſtätigt — inwiefern darf man das als eine »wenig loyale Praxis« brandmarken? Iſt sich Weber der Schwere dieses Vorwurfes wohl überhaupt bewußt geworden?

Selbſt wenn den Versicherungen von Troeltsch zuwider eine »Übernahme« nicht vorläge, wenn zwischen ihm und Weber in diesem Punkte nicht der geringſte Zusammenhang beſtünde (unmöglich wäre es ja keineswegs, daß Troeltsch auch in diesem Punkte sich selber noch einmal in Zukunft desavouiert), so wäre ich doch berechtigt gewesen, auf die Unterschiede aufmerksam zu machen, die sich — bei aller Gleichheit des Resultats — zwischen beiden Autoren in der Begründung und in der Ausführung der Einzelheiten konſtatieren lassen. Das iſt ein gutes Recht der Kritik bisher jederzeit gewesen, das zu beſtreiten noch Niemandem eingefallen iſt. Nehmen wir an, daß zwei Gelehrte ganz unabhängig voneinander zum gleichen Ergebnis gelangt sind — eine Prüfung darauf hin, was bei ihnen miteinander übereinſtimmt, und worin sie voneinander abweichen, iſt dann nicht nur zulässig, sondern geradezu geboten; denn es iſt der sicherſte Weg, um zu einer Gewißheit über die Stichhaltigkeit des gemeinsamen Resultats zu gelangen. Es handelt sich ja darum, die sachliche Richtigkeit eines beſtimmten Satzes zu ermitteln, nicht etwa darum, feſtzuſtellen, ob der oder jener recht oder unrech
Und darin soll ein Mangel an Lo
liegen? Es müßte denn überhaupt
sein, die Geiſtesprodukte eines Max W
mit demselben Maßſtabe zu messen, wi
an die Erzeugnisse anderer angelegt w
worauf er offensichtlich Anspruch ma
Nicht eine illoyale Usurpation der Kritik hier also im Spiele, sondern der Anspruch Webers auf ein Privileg, auf ein Ausnahmerecht in der kritischen Behandlung seiner Expektorationen, und ich wüßte nicht, welchen Grund er für die Bewilligung eines solchen geltend machen könnte — er, der doch selber sonſt mit andern nicht eben sehr sänftiglich umzugehen pflegt. Oder meint er, daß, wenn er sich zu einer Befruchtung der Hiſtorie herbeiläßt, dieser nichts anderes geziemt, als in ſtummer und ehrfürchtiger Bewunderung den ungeahnten Segen in sich aufzunehmen?

Das Schönſte aber iſt: indirekt gibt Weber selber zu, daß eine »Übernahme« seiner Ansichten bei Troeltsch vorliegt, — freilich nur, um dabei abermals gegen mich den Vorwurf der Illoyalität schleudern zu können. Er bemerkt nämlich (S. 177 Anm. 2) wörtlich: »Dabei sind Troeltsch wohl in einigen wenigen (für s e i n Thema gänzlich irrelevanten) Punkten Formulierungen untergelaufen, die, wie es bei solchen notgedrungen ſtark verkürzten Wiedergaben fremder Ansichten kaum vermeidlich iſt, nicht ganz meinen Aufsätzen entsprechen. Es blieb der illoyalen Kleinlichkeit einer »hiſtorischen« Kritik vorbehalten, diesen Umſtand zu fruktifizieren. Rachfahl war über jenen Sachverhalt in k e i n e m Punkt in Z w e i f e l.« Man sieht: Weber gibt hier zu, daß es sich bei den Ausführungen von Troeltsch über die Provenienz des »kapitaliſtischen Geiſtes« (denn etwas anderes kann dabei nicht in Betracht kommen, und es iſt ganz gleichgültig, ob es sich dabei für Troeltsch um Fragen von nur peripherischem Werte handelt; für Weber sind sie von zentraler Bedeutung) um eine »Wiedergabe fremder Ansichten« handelt, und gerade in den Fällen, wo ich auf Differenzen zwischen beiden aufmerksam machte. Aber eine »Wiedergabe fremder Ansichten« iſt um Gottes Willen keine »Übernahme«, und »kleinlich« und »illoyal« iſt meine Gegenüberſtellung dieser Differenzen auf jeden Fall! Ich meine freilich, daß die Kritik nicht nur das Recht, sondern

auch die Pflicht hatte, hier »den einen gegen den andern auszuspielen« — und das um so mehr, als ich nie daran gezweifelt habe, daß es sich bei diesen Differenzen keineswegs nur um ungenaue Exzerpte handelt, vielmehr um Korrekturen, die Troeltsch stillschweigend, aber bewußt an Webers Ausführungen vornahm, wo sie ihm mit der historischen Wirklichkeit in allzu grellem Widerspruche zu stehen schienen.*) Durch eine inzwischen erfolgte Erklärung von Troeltsch hat sich zu meinem großen Erstaunen gezeigt, daß diese Auffassung irrig war; ich komme darauf alsbald noch näher zu sprechen. Trotzdem bleibt bestehen, daß ich sie gehabt habe, und niemand, der den darauf bezüglichen Passus meiner Abhandlung unbefangen gelesen hat, wird eine andere Ansicht vom Sachverhalte haben. Weber freilich — derselbe, der sich noch jetzt nicht einmal über das Verhältnis der Ausführungen von Troeltsch zu seinen eigenen zur Gewißheit durchgerungen hat — hegt keinen Zweifel daran, daß ich die Abweichungen bei Troeltsch für irrige Exzerpte gehalten habe; wenn er nun also auch über die Vorgänge, die sich in mir abspielten, besser Bescheid weiß, als ich selber, so geht es wohl doch etwas zu weit, wenn er dem Gegner Illoyalität beimißt, wo für diesen höchstens eine sehr beklagenswerte Ignoranz in Dingen seines eigenen Selbst gelten könnte. Ich mußte »den einen gegen den andern ausspielen«, weil es meine Aufgabe war, zu zeigen, daß jeder Versuch, auch der von Troeltsch, die These Webers für die historische Wirklichkeit durchzuführen, mißglückt ist, und darin eine »illoyale Kleinlichkeit« zu erblicken, dazu gehört wieder der Anspruch Webers auf besondere Schonung durch die Kritik. Schwerlich wird er auch auf allgemeine Zustimmung für seinen lapidaren Satz rechnen dürfen, daß bei der »Wiedergabe fremder Ansichten« im Exzerpte »Formulierungen kaum vermeidlich sind«, die der Vorlage nicht entsprechen. Die historische Kritik wenigstens wird bei der »Kleinlichkeit«, die ihr nun einmal anhaftet, nicht so schnell, wie ich fürchte, den Mut haben, sich auf diesen ebenso erhabenen wie angenehmen Standpunkt emporzuschwingen.

*) Vergl. z. B. Hist. Zeitschr. 97 S. 45: »Der Nachweis ist m. E. Weber vollständig gelungen, wenn man vielleicht auch stärker betonen darf« ... sowie ebenda den Passus über Ungarn, Ostfriesland, die bäuerlichen Provinzialstaaten der Niederlande und »das gut lutherische Hamburg«.

Die Frage der »Kollektivarbeit« von Weber und Troeltsch dürfte somit zur Genüge geklärt sein; ich knüpfe daran nur noch einige Bemerkungen über die Art und Weise, wie Troeltsch speziell sein Verhältnis zur Weberschen These jetzt aufgefaßt wissen will.

Unumwunden erklärt er sich, was die These Webers anbelangt, jetzt als nicht kompetent; er gibt seine früheren Ausführungen, durch die er sie zu stützen und auszugestalten versuchte, rückhaltslos preis, und er läßt, wie schon erwähnt wurde, für ihre Verteidigung Weber als »dem nationalökonomischen Fachmanne« das Wort. Er betont, ich hätte mehr berücksichtigen sollen, daß seine Ausführungen, insofern sie sich auf »den Gang der Dinge«, d. h. auf die tatsächliche historische Entwicklung, beziehen, für das Hauptthema seiner Untersuchungen, die Geschichte der christlichen Soziallehren, nur von peripherischer Bedeutung sind, keinerlei fachwissenschaftliche Autorität beanspruchen, und daß ihm daher Irrtümer im einzelnen untergelaufen sein können. Aber er erachtet doch die sachlichen Aufstellungen Webers, betreffend die Herkunft des modernen kapitalistischen Lebensstils, im wesentlichen für richtig; er beteuert, daß er seinerseits »den Nachweis, heute noch, auch nach Rachfahls Kritik für glänzend gelungen und das Ganze für ein Meisterstück historisch-genetischer Analyse« hält. Er geht noch viel weiter: er gesteht ein, daß er bei der Wiedergabe der Weberschen Sätze »vielleicht manchmal unzulässig generalisiert, und insbesondere bei dem Versuch einer Darstellung von der Art der Durchsetzung und Ausbreitung des kalvinistischen Kapitalismus vielfach auch zu allgemein geurteilt hat«. Trotzdem sei, dabei beharrt er, Webers Theorie in ihrer Richtigkeit oder Unrichtigkeit völlig unabhängig von den Irrthümern, die sich bei ihm selber fänden, nämlich in seinem Versuche, mit Hülfe der ihm bekannten Literatur den von Weber absichtlich nicht dargestellten Gang der Dinge anzudeuten: diesen Irrtümern nun hätte ich »ein Gewicht für die Beurteilung der Weberschen Lehre beigelegt, die ihnen nicht zukommt«.

Mit anderen Worten: Troeltsch bekennt sich, was »den Gang der Dinge«, d. h. die tatsächliche historische Entwicklung, anbelangt, als Nichtfachmann; er gesteht ein, in dieser

Richtung Irrtümer begangen, ja sogar Weber nicht immer ganz richtig verſtanden und wiedergegeben zu haben. Sollte nicht unter diesen Umſtänden die unumwundene Zuſtimmung und Anerkennung, die er Weber von neuem auszusprechen sich gedrungen fühlt, etwas an Wert verlieren? Kommt sie doch von einem Manne, der als Einziger den Versuch gemacht hat, die Webersche These wirklich an der Hand des geschichtlichen Materials durchzuführen, und der nunmehr rund aussprechen muß, daß er dabei gescheitert iſt! Die gesamte Erörterung zeugt aber auch von einer völligen Verkennung der für die hiſtorische Arbeit maßgebenden methodologischen Gesichtspunkte. Webers These gipfelte, wie Troeltsch einmal*) ganz richtig sagt, im Versuche, »die eigentliche Bedeutung des Kalvinismus für den Aufschwung des modernen Kapitalismus« zu ermitteln. Da muß denn doch zuerſt feſtgeſtellt werden, ob und in welchem Umfange ein »Aufschwung des Kapitalismus« unter dem Einflusse des Kalvinismus ſtattgefunden hat; dann erſt kann untersucht werden, welchen speziellen Faktoren innerhalb des kalviniſtischen Syſtems diese Wirkung zuzuschreiben iſt. Aber nur der zweiten Aufgabe dieses Doppelproblems hat sich Weber zugewandt, indem er die reformierte Berufsethik als eine mögliche Triebfeder für die Entwicklung des kapitaliſtischen Geiſtes nachwies; die erſte hat er durchaus vernachlässigt. Das giebt auch Troeltsch nunmehr zu; er sagt ausdrücklich, Weber habe zunächſt (in seinen Aufsätzen über die proteſtantische Ethik usw.) »über den Gang der Dinge im einzelnen nichts geäußert« und auch jetzt (d. h. in seiner »Antikritik«) nur manches derartige inzwischen nachgeholt«. Trotzdem erklärt er »den Nachweis Webers für glänzend gelungen«. Fühlt er denn nicht selbſt den klaffenden Widerspruch, der in solcher Argumentation liegt? Um so weniger wird seine erneute Zuſtimmung eine andere Bedeutung als die einer bloßen, sachlich belanglosen, weil unbegründeten Sympathiebezeugung beanspruchen können. Denn für Thesen und Theorien auf dem Gebiete der hiſtorischen Forschung gibt es nur eine Form des »Nachweises«: an der Hand des geschichtlichen Materials zu zeigen, daß für die Entwicklung tatsächlich eben der Gesichtspunkt maßgebend war, von dem die Theorie das supponiert, und zwar in der von ihr behaupteten Intensität. Daran hat sich Weber überhaupt zunächſt nicht gewagt, und die Versuche, die er jetzt neuerdings in seiner »Antikritik« in dieser Richtung gemacht hat, sind vereinzelt, ungenügend und teilweise verfehlt, wie noch gezeigt werden wird. Nur Troeltsch iſt im Zusammenhange an diese Aufgabe herangetreten; aber er selber hat seine Lösung als unrichtig preisgegeben und widerrufen.

*) Histor. Zeitschr. a. O. 43.

Was Weber »gelungen« iſt, das habe ich von vornherein ausdrücklich konſtatiert: der Nachweis, daß die kalviniſtische Berufsethik (und zwar nicht nur die puritanische, sondern, worauf ich noch zu sprechen komme, auch die Kalvins selber) Elemente enthält, die der Entwicklung des kapitaliſtischen Geiſtes Vorschub zu leiſten geeignet waren. Darüber hinaus hat er nichts bewiesen, sondern lediglich manches angedeutet, wovon einiges wahr sein kann, das meiſte aber falsch und übertrieben iſt. Und da nach Troeltschs eigenem Eingeſtändnis eine Rekonſtruktion des »Ganges der Dinge« vom Autor der These selbſt nicht vorliegt, sollte es da nicht das gute Recht des Kritikers sein, falls eine solche von anderer Seite gemacht iſt, und zwar unter ausdrücklicher Berufung auf Weber eben als den Autor dieser These, sich damit zu beschäftigen, um zu zeigen, daß der einzige zusammenhängende Versuch, das Webersche Schema dem hiſtorischen Verlauf als zu Grunde liegend aufzudecken, keineswegs als geglückt anzusehen iſt, welches auch immer die Bedeutung sein möge, die ihm im Verhältnis zu dem eigentlichen Thema der Studien von Troeltsch zukomme? Wie recht ich dabei hatte, zeigt ja der Erfolg, nämlich der Widerruf, zu dem sich Troeltsch für seine Rekonſtruktion der Entwicklung verſtanden hat. Jedenfalls hat Troeltsch durch seine Argumentation weder die Position der Weberschen Theorie gefeſtigt und gebessert, noch auch für meine Kritik seiner Ausführungen über Kalvinismus und Kapitalismus irgend welchen Mangel an Berechtigung dargetan.

II.

In der Hauptsache iſt die Polemik von Troeltsch, wie schon bemerkt wurde, dem Problem der »Kulturbedeutung des Kalvinismus« gewidmet. Er meint, daß ich hier seine Thesen bekämpft habe, ohne sie freilich von

denen Webers gesondert zu haben. Darin täuscht er sich; ich habe garnicht daran gedacht, ihn im Schlußkapitel meines Aufsatzes zur Zielscheibe irgendwelcher Angriffe zu machen. Ich habe darin lediglich auf Wunsch der Redaktion im Anschluß an meine Kritik der Weberschen Theorie aus Anlaß des Kalvin-Jubiläums eine allgemeine Charakteristik der geschichtlichen Bedeutung Kalvins und seines Werkes gegeben. Meine Auffassung weicht nun freilich in dieser Hinsicht mehrfach von der von Troeltsch ab; insbesondere bewerte ich den Einfluß des humanistisch-rationalistischen Elements höher, als das bei Troeltsch wenigstens zum Ausdruck kommt; ich sehe auch manches nicht als eine Schöpfung der konfessionellen Faktoren an, was Troeltsch dafür erachtet. Das aber ist noch lange keine Unterschätzung des Kalvinismus und hatte auch keineswegs die Bestimmung einer Polemik gegen Troeltsch, dessen Name in diesem ganzen Abschnitt auch nicht ein einziges Mal erwähnt worden ist.

Ob nun aber die Ausführungen, an denen Troeltsch Anstoß genommen hat, als Angriffe von meiner Seite gegen ihn intentioniert waren oder nicht, — ich bin der Letzte, der ihm das Recht absprechen würde, sich mit ihnen auseinanderzusetzen, wenn er die darin enthaltenen Ansichten nicht teilt. Tatsächlich aber ist die ganze Polemik, die Troeltsch gegen mich entfaltet, nur dadurch möglich geworden, daß er mir Ansichten unterschiebt, die ich nie geäußert habe, und die ich auch garnicht besitze, sowie daß er unbestreitbare Wahrheiten ausspricht, deren Spitze sich offenbar gegen mich kehren soll, die ich aber nie bestritten habe und auch garnicht zu bestreiten willens bin. Wenn ich gegen handgreifliche Übertreibungen hinsichtlich des Einflusses der religiösen Lehren auf dem Gebiet des Nichtreligiösen protestiere, so macht Troeltsch (Sp. 460) daraus, daß ich »die religiösen Ideen für etwas historisch verhältnismäßig unwichtiges halte«. Wo habe ich denn das — direkt oder indirekt — gesagt? Wo habe ich denn »kulturfördernde Wirkungen des Kalvinismus und der Konfessionen überhaupt« (Sp. 506) geleugnet, wo die »These einer allein wirklich kulturfördernden Macht der Toleranz und Aufklärung« aufgestellt? Und wenn mir Troeltsch darauf erwidern wollte, ich hätte das zwar nicht verbis expressis behauptet, das wäre aber der Grundton, der aus meinen Erörterungen herausklänge, so müßte ich ihm darauf zurückgeben, daß ein solcher Eindruck nur auf Grund einer recht flüchtigen und voreingenommenen Lektüre entstanden sein könnte.

Immerhin könnte man die Entstellung meiner Ansichten in diesen Fällen noch durch eine Annahme solcher Art, nämlich eines unrichtigen Allgemeineindruckes auf Grund flüchtiger Lektüre, einigermaßen erklären. Anders aber steht es, wenn er einen Passus über die Macht, die das konfessionelle Element noch heutzutage entfaltet, mit dem Satze abschließt: »Es kann also sogar für die Gegenwart gar keine Rede davon sein, daß ‚kirchliche Kräfte ihre Wirksamkeit über das eigentlich Religiöse nicht hinaus zu erstrecken pflegen'«. Troeltsch vindiziert mir hier eine Äußerung als wörtlich von mir getan, die ich vergeblich in meiner Abhandlung suche*). Ich könnte sie sogar nach der Grundanschauung, die mir Troeltsch — fälschlich — zuschreibt, nicht einmal getan haben: denn ich, der ich ja doch, wie er meint, die kulturfördernde Wirkung des konfessionellen Elementes in Abrede stelle, werde doch nicht etwa aber deshalb auch jede Wirksamkeit des Religiösen über das eigentlich religiöse Gebiet heraus, also auch einen kulturhemmenden Einfluß, bestreiten wollen? Die Anführungszeichen können doch nur den Zweck haben, den Leser glauben zu machen, daß ich solche Ungereimtheiten tatsächlich behauptet hätte; da ist es freilich leicht, zu polemisieren. Wenn Troeltsch bekennen muß — schüchtern genug, wie aus den Worten »vielleicht manchmal« hervorgeht, — die Sätze seines Freundes Weber ungenau wiedergegeben zu haben, so darf ich mich ja nicht wundern, wenn mir durch ihn ein Gleiches widerfährt; aber von da bis zur Anführung falschen Wortlautes ist es doch noch ein starkes Stück Weges. Mir fällt es übrigens, nebenbei hier noch bemerkt, keineswegs »schwer, zu sagen, was denn dieses ‚eigentlich Religiöse' sei, über das die kirchlichen Kräfte nicht (vielleicht gestattet mir Troeltsch hier behufs richtiger Wiedergabe der Erörterungen auf Spalte 1327 meiner Abhandlung die daselbst sich findenden, keineswegs belanglosen, von

*) Meines Erachtens handelt es sich dabei um eine schiefe Wiedergabe meiner Ausführungen, Abhandl. Sp. 1327 ff., deren Sinn natürlich ein ganz anderer ist.

ihm freilich bezeichnenderweise unterdrückten Wörtchen ‚ganz unbedingt' einzuschieben) hinauswirken.« Aber das hat wohl seinen Grund darin, daß ich »offenbar nicht gewohnt bin, über solche Probleme nachzudenken, und daß ich das nicht für die Aufgabe des Hiſtorikers halten mag.« Um die Tiefe dieses Problems zu würdigen, muß man eben mehr als bloß Hiſtoriker sein.

Wie Troeltsch mir beſtimmte Ansichten und Urteile mit und ohne Anführungszeichen supponiert, um dagegen mit Mut und Eifer zu kämpfen, so ſtellt er sich für gewisse Wahrheiten in Verteidigungspositur, gleich als ob ich sie angegriffen hätte, obwohl mir das nie eingefallen iſt. »Unrichtig«, so iſt bei ihm zu lesen (Sp. 504), »iſt schon der Satz, daß der Proteſtantismus wesentlich religiöser Individualismus iſt. Er iſt ebensosehr kirchliches Denken und als solches die Einbefassung des Staates und der gesamten Kultur nicht unter hierarchische Elemente, aber unter religiöse Normen.« Das glaubt er mir vorhalten zu müssen, der ich (Abh. Sp. 1354) gerade davor gewarnt hatte, den Anteil des Kalvinismus an der Entwicklung einer freieren chriſtlichen Religiosität auf der Grundlage einer wirklichen Durchführung des individuellen Prinzips und an der Ausbildung des modernen, religiös relativ weniger beeinflußten Staates zu überschätzen. Er tritt ein für die »mitbeſtimmende Macht des religiösen Gedankens« bei der Ausbildung der Idee der Kirchenfreiheit und der Menschenrechte wie bei der Demokratisierung des politischen Denkens, während ich doch nur versucht habe, gewisse Behauptungen, die darüber weit hinausgehen, auf ein bescheideneres Maß zurückzuführen (vgl. Abh. Sp. 1357 f.). Auf demselben Blatt ſteht es, wenn Troeltsch sich nicht genug tun kann, die Rolle der konfessionellen Momente als Kultur- und vollends gar als Machtfaktoren zu unterſtreichen. Es soll eben der Eindruck im Leser erweckt werden, als ob ich davon überhaupt nichts wissen wollte, und zu diesem Zwecke muß mir die Meinung vindiziert werden, »daß positive Kulturwirkungen nur von einem dogmenfreien und aufgeklärten Toleranz- und Moralchriſtentum ausgehen können«. Daß ich das nie gesagt und sogar nicht einmal gedacht haben kann, erhellt schon daraus, daß ich die Möglichkeit eines Einflusses reformierter Berufsethik auf die wirtschaftliche Kultur anerkannt habe. Freilich was das Maß dieser Kulturwirkungen im einzelnen anbelangt, so wird zwischen Troeltsch und mir schwerlich Übereinſtimmung herrschen: das gibt ihm aber noch lange nicht die Befugnis, mir schlechthin eine Verneinung alles Einflusses konfessioneller Momente auf die Kulturentwicklung nachzusagen. Und wenn er mir gar die Machtſtellung der kalvinischen Orthodoxie des Kuyperschen Schlages in Holland und des Zentrums in Deutschland vor Augen führt, um mich an die Bedeutung des konfessionellen Elementes als Machtfaktor zu erinnern, so scheine ich ihm doch wohl der Belehrung etwas allzu bedürftig.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Lehrkanzeln für Philanthropie.

Vor mir liegt der letzte Bericht der New York Charity Organisation Society. Er zeigt, wie die moderne Philanthropie hierzulande aufgefaßt wird. Sie iſt heute eine Wissenschaft geworden, die neueſte Wissenschaft, die an eigens dafür beſtimmten Hochschulen der Philanthropie gelehrt wird.

Die älteſte dieser Schulen iſt die New Yorker Schule, die schon im Jahre 1898 unter den Auspizien der New York Charity Organisation errichtet wurde und heute der Columbia-Universität affiliiert iſt, so daß der erfolgreiche Absolvent der Schule einen akademischen Grad erlangt. Die Gegenſtände, die dort vorgetragen werden, geben ungefähr einen Begriff von den geſteckten Zielen. Es sind: Private Wohltätigkeit, häusliche Armenpflege, Pflege verwahrloſter Kinder, öffentliche Wohltätigkeit, Pflege mittelloser Kranker, öffentliche Wohlfahrtseinrichtungen, Sträflingsfürsorge, Jugendgerichte, Pflege zurückgebliebener und krüppelhafter Kinder, Arbeiterwohnhäuser, Bekämpfung der Tuberkulose, Wohltätigkeits-Finanz, Kinderarbeit, allgemeine Lebenshaltung.

Daran knüpſt sich dann für die vorgeschrittenen Hörer die Arbeit in dem Bureau für die Untersuchung sozialer Mißſtände, in welchem die Ursachen dieser Mißſtände und die Prinzipien, die ihrer Bekämpfung zugrunde gelegt werden müssen, einer eingehenden Analyse unterworfen werden.

Als diese Schule begründet wurde, ſtellte sie einen Versuch dar, dessen Resultat recht zweifelhaft war. Heute iſt jeder Zweifel an der Zweckmäßigkeit dieses wissenschaftlichen Philanthropie-Betriebes geschwunden, und die Schule, an deren Spitze der durch seine praktische Tätigkeit auf dem Gebiete der öffentlichen Wohlfahrtspflege bekannte Dr. M. L. Lindsay ſteht, zählt jetzt im Winterkurs 100 Schüler, im Sommerkurs, der für Vorgeschrittene berechnet iſt und die theoretischen Grundlagen der philanthropischen Arbeit behandelt, etwa 70 Hörer. Die Schule hat ihr prächtiges Heim in dem »United Charities«-Gebäude.

In Chicago, Boſton und St. Louis beſtehen ähnliche Schulen mit ähnlichem Lehrplane, doch wird in Chicago mehr auf die psychologische, in Boſton mehr auf die praktische Seite der Frage Rücksicht genommen, während man in St. Louis vorläufig nur einige Spezialfächer: Tuberkulose, Trunksucht und Kinderschutz behandelt. Die Boſtoner Schule iſt dem Harvard College affiliiert.

Die Philanthropie als wissenschaftliche Disziplin iſt ein Novum, aber niemand, der über die Sache nachdenkt, wird beſtreiten können, daß die amerikanische Auffassung dieser ethischen Beſtrebung als exakter Wissenschaft gerechtfertigt iſt. Sobald wir auf dem Standpunkte angelangt sind, die Armut mit allen ihren Folgeerscheinungen nicht mehr als eine Sache des Einzelnen anzusehen, sondern als Krankheitssymptom des sozialen Organismus, dann tritt uns auch die Notwendigkeit entgegen, dieses Krankheitssymptom zu ſtudieren, wie der Arzt die Krankheit ſtudiert, und den erkrankten Körper von innen aus durch die Anwendung der richtigen Heilmittel, eventuell auch der richtigen Chirurgie zu kurieren. Wir sehen, daß, unter diesem Gesichtswinkel betrachtet, unsere übliche Wohltätigkeit, die sich nur im Geben äußert, nicht als eigentliche Philanthropie betrachtet werden kann. Es handelt sich nicht um das Was, sondern um das Wie, nicht die Größe der Summe, sondern die Art ihrer Verwendung iſt das Maßgebende.

Dieses höhere Ziel der Philanthropie, das weniger das sichtbare Elend als die Ursachen des Elends bekämpft, kann nur durch Organisation der Wohltätigkeit erreicht werden, der einzelne muß da mit dem größeren Körper, der Gemeinde, der Stadt, dem Lande zusammenarbeiten, sonſt kreuzt eine Beſtrebung die andere, und die Mühe iſt vergebens. Es kann aber auch nur von dem erreicht werden, der mit dem nötigen Wissen ausgeſtattet iſt, das ihn befähigt, den einzelnen Fall, den er behandelt, unter dem Gesichtspunkt des Ganzen zu betrachten, der für die Hunderttausende arbeitet, während er das Elend des einzelnen zu mildern sucht.

Zu diesem Zwecke wird an den Lehrkanzeln der Philanthropie der »social worker«, der soziale Arbeiter, herangebildet, als wissenschaftlicher Bekämpfer der Armut, des Elendes aller Art. Er soll für den Volkskörper der soziale Arzt werden, wie es der Mediziner für den Körper des einzelnen iſt.

Mitteilungen.

Die elsässische Ausstellung alter Porträte in Straßburg. In den hiſtorisch denkwürdigen Räumen des alten Rohanschlosses, dieses herrlichen, wahrscheinlich von Robert de Cotte entworfenen Prachtbaues des frühen Rokoko, gibt sich zurzeit die Straßburger Gesellschaft von Jahrhunderten ein Rendezvous. Freunde der Koſtümkunde können hier die wertvollſten Studien machen. Die vornehmen graziösen Rokoko- und Empiretrachten der elsässischen Demokratie und Aristokratie nehmen den breiteſten Raum ein. Eine Reihe origineller Erscheinungen aus dem dreißigjährigen Krieg und bis zurück in die Reformationszeit schließt sich an. Noch interessanter ist die Ausſtellung für den Hiſtoriker, der sich vor den Gemälden in lebendig gewordene Familienchroniken versetzt sieht. Da sind besonders die Gemäldegruppen der Familien Rohan und Türckheim bemerkenswert. Wir sehen vier Kardinäle aus dem Hause Rohan; des einen Kardinals geiſtvolle Freundin, die schöne Baronin von Oberkirch, die durch ihre das Leben an den europäischen Höfen charakterisierenden Memoiren berühmt wurde. Von der Familie Türckheim fesselt natürlich das Bildnis der Lili von Türckheim, geb. Schönemann — Goethes Lili! — am meiſten; desgleichen eine von ihr geschnittene Silhouette der Pfarrersköchin Luise Scheppler. Vom künſtlerischen Standpunkt aus iſt die Ausſtellung nicht minder bedeutend, da sie uns mit einigen noch wenig genannten lokalen Meiſtern bekannt macht. Da iſt besonders die Künſtlerfamilie Guérin zu merken; sie iſt durch Miniaturen und Handzeichnungen bedeutend vertreten. Von Chriſtophe Guérin iſt u. a. Lilis Bildnis. Auch der Schlettſtädter Kéman ragt durch Miniaturen hervor, und die Schweſtern Monica und Ursula Daniche sind zwei ausgezeichnete Porträtmalerinnen des späten 18. Jahrhunderts. Von berühmteren Namen finden wir Graff, Elisabeth Vigée-Lebrun und Winterhalter, letzteren durch eine größere Sammlung glänzend vertreten. Eine frühe altdeutsche Gruppe endlich zeigt uns einige charakteriſtische Bildnisse aus der Renaissance, zwei Männerbildnisse von Hans Baldung aus dem Straßburger Museum, einen »jungen Mann« eines unbekannten, vielleicht französischen Meiſters und ein ebenfalls an französischen Stil anklingendes Damenbildnis. Eine große Anzahl von Medaillen und Silhouetten vervollſtändigt die sehr reichhaltige (700 Nummern umfassende) Ausstellung, mit der sich die Veranſtalter — die Gesellschaft der Kunſtfreunde — ein nicht geringes Verdienſt um die Förderung des künſtlerischen Interesses im Elsaß erworben haben. M. E.

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 23
4. Juni 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Ästhetik und Kunstphilosophie.

Von Hugo Spitzer, Professor an der Universität Graz.

Der gegenwärtige Stand der Ästhetik bietet ein eigentümliches Bild dar. Während in vielen wichtigen Sachfragen die erfreulichste Übereinstimmung erzielt wurde, herrschen hinsichtlich der Aufgaben, die dieser Wissenschaft zuzuweisen sind, Ratlosigkeit und Verwirrung wie nur je zuvor. Man ist völlig eines Sinnes in der Leugnung des objektiven Schönen; man bestimmt die Natur des ästhetischen Verhaltens wesentlich in einerlei Weise; man hat zumeist die nämliche Auffassung von den psychologischen Faktoren, aus welchen der Reiz gewisser einfacher Formen oder zusammengesetzter Eindrücke entspringt, aber man kann sich nicht darüber verständigen, mit welchen Arbeiten man die »Philosophie des Schönen« betrauen solle. Hauptsächlich nach zwei Richtungen erstreckt sich der Streit. Stellt die Ästhetik einfach einen Teil der Psychologie vor, — eine Disziplin, die nichts weiter zu tun hat, als die Tatsachen des ästhetischen Gefallens und Mißfallens zu ermitteln und die Gesetze zu enthüllen, welchen diese Gefühlsregungen unterworfen sind? Oder hat sie außerdem Regeln aufzustellen, die nicht nur der schaffende Künstler beobachten muß, sondern die auch Geltung beanspruchen gegenüber dem ästhetischen Gefühl selber, so daß der jeweilige, in psychologischen Gründen mit Notwendigkeit wurzelnde Geschmack an ihnen gemessen und als guter oder schlechter Geschmack beurteilt werden kann? Je nach der Beantwortung dieser Fragen in dem einen oder anderen Sinne treten sich die rein erklärende und die normative Ästhetik mehr oder weniger schroff gegenüber.

Ein weiterer Punkt aber, der die Ästhetiker entzweit, ist die Festsetzung des Verhältnisses ihrer Wissenschaft zur Kunstphilosophie. Denn wenn auch in unserer Zeit der Arbeitsteilung und der scharfen Sonderung der Gebiete diejenige Position, deren Vertreter Ästhetik und allgemeine Kunstwissenschaft trennen und mit Dessoir nur eine äußerliche Verbindung zwischen beiden herstellen, sich unverkennbar im Vorteil befindet, so sind doch auch die Kämpfer für den entgegengesetzten Standpunkt noch keineswegs gänzlich und endgültig geschlagen; ja, wollte man bloß auf die numerischen Verhältnisse achten, so würde sich die Schätzung der Stärke der zwei feindlichen Heerlager vielleicht umkehren: die Menge der Schriften, in welchen die Kunsttheorie zur Ästhetik gerechnet und dieser nicht etwa nur angehängt, geschweige denn gänzlich aus ihr entfernt wird, dürfte noch immer größer sein als die Zahl derer, die sich für die innere Homogeneität jeder der Disziplinen und daher für ihre reinliche Scheidung aussprechen.

Es ist aber leicht einzusehen, daß die Stellungnahme den erstbezeichneten methodologischen Fragen gegenüber nicht ganz gleichgültig ist für die Lösung des Problems der Beziehungen zwischen Ästhetik und Kunstwissenschaft, und daß nicht minder die Ansichten von der Zulässigkeit oder Unzulässigkeit einer Verschmelzung dieser Fächer unvermeidlich auf die Behandlung der Ästhetik in blos psychologischem, Tatsachen feststellendem oder in zugleich normativem Sinne zurückwirken müssen, wenn auch nicht gerade ein strenges und ausnahmsloses Zusammenfallen der Entscheidungen stattfindet. Denn die ästhetischen Normen haben ihre Bedeutung doch unstreitig vor allem darin, daß sie sich der Künstler für seine Produktion zur Richtschnur nimmt, und verläßt die Ästhetik einmal teilweise den psychologischen Boden, indem sie eines ihrer Felder als Normwissenschaft ausgestaltet, dann braucht ja auch die psychologische Ungleichartigkeit des Stoffes, die Verschiedenheit des ästhetisch genießenden und des künstlerisch schaffenden Bewußtseins sie nicht weiter zu kümmern und nicht von der Vereinigung mit der Kunstphilosophie abzuhalten. Umgekehrt wird die philosophische Kunstwissenschaft so ungern sich auf die Rolle einer bloßen Kunstpsychologie beschränkt sehen und so schwer darauf verzichten, dem Künstler Vorschriften zu erteilen, denen er zur Sicherung seines Erfolges und des inneren Wertes seiner Schöpfung gehorchen muß, daß die Ästhetik, sobald die Verschmelzung vollzogen worden, die normativen Funktionen ganz von selber ausüben wird. Zu solcher Ausübung, zur Erweiterung ihres Amtes in dieser Richtung aber mag sie um so unbedenklicher bereit sein, als sie an sich ja doch nicht verhehlen kann, daß sie ihren Gegenstand von vorneherein anders behandele und, will sie nicht mit ihrer ganzen Überlieferung brechen und sich selbst aufgeben, anders behandeln muß, als in der reinen theoretischen Psychologie zu geschehen pflegt. Schon ihre, namentlich früher üblichen, aber in Frankreich auch heute noch stark in Gebrauch stehenden Bezeichnungen »Wissenschaft vom Schönen« »Science du beau« deuten auf den objektivistischen Zug hin, durch welchen sie im Gegensatz zu einer grundsätzlichen Bewußtseinsforschung stets charakterisiert ist. Die Ästhetik ist eben nicht bloß reine, sondern zum großen Teil angewandte Gefühlspsychologie.

Bei dieser Lage der Dinge wäre es gleichwohl das gröbste Mißverständnis, zu meinen, daß nur Laien in der Psychologie Anhänger jener Gebietserweiterung sein könnten, welche auf der einen Seite zur Ästhetik die gesamte Kunsttheorie hinzufügt und auf der anderen auch das seiner Natur nach unpsychologische, weil weder beschreibende noch erklärende normative Verfahren dem Ästhetiker zumutet. Es ist vielmehr eine Tatsache, daß einige der bestgeschulten Psychologen sich mit ganz besonderer Entschiedenheit für einen derartigen, kombinatorischen Charakter der Ästhetik einsetzen, und der Grund der Tatsache läßt sich ja unschwer erraten. Da es nämlich dem schärferen Blicke nicht verborgen bleiben kann, daß die Aufstellung der »ästhetischen Gefühle« als einer besonderen Klasse von Emotionen durch keinen sogenannten »natürlichen« Einteilungsgrund gerechtfertigt und nur aus einem im Sinne der Systematik künstlichen Gesichtspunkte möglich ist, da also in dieser Hinsicht das psychologische Fundament ohnedies preisgegeben werden muß, so scheint es nichts auf sich zu haben, wenn man die genannte Basis noch rücksichtsloser verleugnet, indem man die allgemeine, von allem Historischen gesäuberte Kunstwissenschaft gleichfalls der »Ästhetik« einverleibt. Unweigerlich werden ja Gefühle sehr verschiedener Artung: sinnliche und Vorstellungsgefühle, Inhalts- und Formalgefühle, besänftigende und erregende, spannende und lösende, unter dem Titel der »ästhetischen« zusammengebracht; was verschlägt es da, noch einen Schritt weiter zu gehen und von einem ähnlichen artifiziellen Standpunkte aus auch die Erforschung von allerlei Phantasie-, Verstandes- und Willenstätigkeiten und von äußeren, sinnlichen Objekten, die durch solche Tätigkeiten hervorgebracht wurden, der Untersuchung jener Emotionen anzugliedern? Das mixtum compositum wird noch etwas buntscheckiger; allein die Buntheit war schließlich auch früher schon auffallend genug. So erscheint, wie gesagt, das Verfahren der kundigen und scharfdenkenden Psychologen, die sich nicht scheuen, in der Ästhetik Stücke der Gefühls- mit solchen der Vorstellungs- und Willenspsychologie zusammenzuschweißen, recht wohl verständlich.

Für das Faktum selbst aber, dafür, daß

in solches Verfahren zuweilen wirklich von ıutoritäten hohen Ranges geübt wird, liegt in sehr interessantes Zeugnis aus allerꞌingſter Zeit vor. Meumann iſt bereits in :iner Studie: »Die Grenzen der psycholoꞌischen Äſthetik«, einem Beitrage zur Heinzeꞌeſtschrift, für die Verbindung der Lehre on den äſthetiſchen Gefühlen mit der ınzen, also nicht bloß den Kunſteffekt etrachtenden allgemeinen Kunſttheorie, ja :lbſt mit der Wiſſenſchaft vom Kunſtꞌ:werbe, mit der äſthetiſchen Pädagogik usw. ngetreten, und dieser Meiſter der exakten ıychologie hat nun in der Sammlung Wiſſenſchaft und Bildung« eine »Einꞌhrung in die Äſthetik der Gegenwart«*) :röffentlicht, worin er neuerlich der Unterꞌingung aller dieser Wiſſenszweige in einem ızigen Rahmen das Wort redet. Da die hrift hiſtoriſch kritiſch gehalten iſt, nämlich nächſt eine Überſicht über die modernen :ſtrebungen auf dem Felde der Äſthetik ben und eben hierdurch in diese Disziplin ıführen will, deren syſtematiſche Darſtellung ; Fortsetzung und Abſchluß des vorliegenꞌn Werkchens geplant iſt, so macht sich : erweiterte Begriffsfaſſung natürlich vor em in der Zahl und Mannigfaltigkeit der ·beiten geltend, welche Meumann in den eis seiner Beſprechung zieht. Immerhin llt sich das Buch als der erſte Versuch ıer Durchführung jener Anſchauungsweise r, deren prinzipielle Geſichtspunkte die ›handlung aus der Feſtſchrift zu Heinzes . Geburtstag erörtert hatte, und iſt sie inꞌern von höchſtem Intereſſe. Beſſer als theoretiſchen Raisonnement muß sich hier, ichsam in der Praxis zeigen, ob und inꞌ:weit die fraglichen Geſichtspunkte richtig d. Die Vorteile wie die Nachteile, die ɿuemlichkeiten wie die Unzukömmlichꞌten der vom Verfaſſer befürworteten bietsumſchreibung müſſen deutlich hervorꞌen, je nachdem das Material der wiſſenꞌaftlichen Bemühungen, über die berichtet d, sich dem unbefangenen Urteil als ein ırliches, in sich geſchloſſenes Ganzes oder eine künſtliche, gewaltsame Zuſammenꞌıgung ungleichartiger Dinge kundgibt.

Wenn aber Meumanns »Einführung« ch die Betrachtung der wiſſenſchaftsꞌgeſchichtlichen Fakta, nach den einzelnen äſthetiſchen Spezialwiſſenſchaften, die sich zufolge seiner Fachabgrenzung ergeben, eine erwünſchte Handhabe für die Kritik seines eigenen Standpunkts bietet, so beruht der Wert des Buches doch wahrlich nicht bloß auf diesem Umſtande. Neben der Zuſamꞌmenfaſſung und Gruppierung der hiſtoriſchen Tatsachen kommt ja auch deren einfache Kennzeichnung in Betracht und nicht minder endlich die Kritik, die der Verfaſſer an den mitgeteilten Anſchauungen übt. Und in der erſteren dieser beiden Rückſichten, also beꞌzüglich der Charakteriſtik der Hauptſtröꞌmungen in der modernen Äſthetik durch Vorführung der bedeutendſten jetzt lebenden Vertreter dieser Wiſſenſchaft, ihrer Arbeitsꞌgebiete und ihrer eigenartigen Ideen, darf nun wohl, ohne daß man den Vorwurf allzu großer Worte zu scheuen braucht, die Darſtellung Meumanns faſt unübertrefflich genannt werden. Es scheint in der Tat kaum möglich, auf so knappem Raum ein lichtvolleres Bild der Tendenzen und Leiꞌſtungen zu zeichnen, in welchen sich die Äſthetik der Gegenwart verkörpert. Mit einer sehr gründlichen, genauen Kenntnis der Werke verbindet Meumann, der selber durch muſtergültige Unterſuchungen die Äſthetik, und zwar gerade in ihren ſtrengſten und exakteſten Partien, gefördert hat, ein außerordentliches Geſchick, aus dem Inhalte der einzelnen Schriften das Weſentliche, Bedeutsame herauszuziehen. So kann man über die Richtung, welche dermalen die äſthetiſche Forſchung einſchlägt, über die Theorien, die auf ernſtliche Berückſichtigung Anſpruch machen dürfen, über die Perſönꞌlichkeiten, die an der Spitze ſtehen oder die sich wenigſtens erfolgreich an der Diskuſſion der Probleme beteiligen — über alles das kann man nicht beſſer belehrt werden als aus dem Meumannſchen Buche. Nur in seltenen Ausnahmsfällen werden Erſcheinunꞌgen, die nach dem Urteile anderer Fachleute nicht zu übergehen wären, vollſtändig ignoꞌriert, und wo dies geſchieht, da scheinen den Verfaſſer ganz beſondere Gründe beꞌſtimmt zu haben, hinſichtlich deren man sich freilich auf bloße Mutmaßungen angeꞌwiesen sieht.

Nicht so leicht iſt es, über die kritiſchen Maßſtäbe Meumanns sich mit wenig Worten zu äußern. Einer kurzen und einfachen

) E. Meumann, Einführung in die Äſthetik der :nwart, Leipzig, Quelle & Meyer.

Kritik seiner Kritik steht die Tatsache im Wege, daß er zwar in sehr vielen Fällen die Vorzüge und Schwächen der geprüften Ansichten mit bewunderungswürdiger Schärfe herausfindet, in anderen jedoch unzweifelhaft fehlgreift, indem er teils den Standpunkt der Ästhetiker, die er bekämpft, nicht nach den innersten Motiven würdigt, teils auf rein Sprachliches, auf bloße Ausdrücke ungebührliches Gewicht legt. Daß eigentlich nur die Imitation von Worten, Geberden, Handlungen, nicht aber die Herstellung von »Bildern«, d. h. von Gegenständen, die einem andern, als »Vorbild« dienenden Gegenstande ähnlich sind oder entsprechen, »Nachahmung« heißen soll, ist ja ganz richtig, und ebenso gewiß ist es, daß man bei der Verschiedenheit dieser Akte den Trieb zu jener ersteren, wahren Nachahmung, der allenfalls die dramatische Kunst verständlich machen könnte, nicht auch unter den Erklärungsgründen für die Lust an der Produktion, geschweige denn am Genusse der malerischen und plastischen Abbildungen und der poetischen Schilderungen anführen sollte, wie dies doch sogar noch von Fechner geschehen ist. Aber da man sich einmal gewöhnt hat, das Darstellen oder Gestalten nach einem Muster »Nachbilden«, »Nachahmen«, die Künste, die in solcher Weise darstellen, »nachahmende«, »imitative Künste zu nennen, so scheint es nicht billig, über Lehren bloß deshalb den Stab zu brechen, weil sie sich eines Ausdrucks bedienen, der für den Uneingeweihten zu Mißverständnissen Anlaß geben könnte. Entscheidend bleibt, daß in jenen Lehren selbst, wenn auch unter Verschiebung eines Wortsinnes, die zutreffende Auffassung von der Sache zur Geltung gebracht wird. Ähnlich wie zum altehrwürdigen Nachahmungsgedanken stellt sich Meumann zu Konrad Langes Illusionsidee. Auch hier hat er mit der Verwerfung der Formeln Recht; auch hier muß ihm ohne weiteres zugestanden werden, daß die wissenschaftliche Psychologie die Erscheinungen, um welche es sich handelt, vielfach anders zu bestimmen, oder das, was der Tübinger Kunstgelehrte als etwas Einfaches betrachtet, auf Grund sorgfältiger Analyse zuweilen in eine ganze Reihe von Phänomenen aufzulösen genötigt ist. Dessenunggeachtet dürfte das Illusionsprinzip die Ästhetiker auf gewisse überaus wichtige und interessante Verhältnisse hinweisen, und dürfte sich hierdurch der Urheber des Prinzips ein Verdienst erworben haben, welchem Meumann mit den harten Worten, er stehe nicht an, die Theorie Langes »als die schlechteste Theorie des ästhetischen Gefallens zu bezeichnen, die in der Gegenwart aufgetreten ist«, keineswegs gerecht wird. In diese Kategorie einseitig terminologischer Kritik gehört endlich auch noch die dritte der Ausstellungen, die der Verfasser im zweiten Kapitel an den Grundlehren Fechners macht. Und hier dürfte er sich vollkommen, sogar nach der sprachlichen Seite hin, im Unrechte befinden kann. Denn daß ein assoziativer »Faktor« »in jedem Eindruck als ein wesentlicher Bestandteil wirksam sein« müsse, die Annahme eines solchen »Faktors« daher »einen anderen Sinn« habe als das Assoziationsprinzip, das »nur ein Prinzip neben vielen anderen« sei, so daß es »möglicherweise auch einmal in einem Eindruck nicht wirksam sein kann« — dies möchte ich durchaus nicht einräumen —: auch die Bezeichnung des assoziativen Einflusses mit dem Namen eines »Faktors« erheischt die Anerkennung der Tatsächlichkeit des Einflusses nur in jenen Fällen, wo sich eben der ästhetische Effekt zufällig aus den zwei Komponenten, der direkten und der assoziativen, zusammengesetzt zeigt. Es gibt dann zweierlei ästhetische Wirkungen; die einen sind sozusagen einfache Größen, die anderen Summen oder Produkte.

Ein Einwurf gegen Fechner, den Meumann an derselben Stelle erhebt, läßt einen weiteren, gelegentlich fühlbaren Mangel seines kritischen Verfahrens zutage treten. Der Verfasser verlangt oft mehr, als von der wissenschaftlichen Unternehmung, die er beurteilt, in der Tat geleistet zu werden braucht. Den Nachweis, daß es überhaupt noch andere als assoziative ästhetische Eindrücke gibt, konnte sich Fechner um so mehr ersparen, als ja schon vor 100 Jahren Dugald Stewart schlagend und unwiderleglich dargetan hat, daß ohne direkte Gefühle auch assoziierte unmöglich sind, und die Leugnung des direkten Faktors durch Lotze, auf die sich Meumann beruft, ist nur verständlich unter der Hilfsvoraussetzung, daß alle jene gefühlstragenden Vorstellungen, deren gleichzeitiges Auftauchen mit dem Eindrucke des Gegenstandes diesem Eindrucke den emotionellen Ton gibt, ursprünglich der außerästhetischen Sphäre angehören,

daß mithin, wie es auch die älteren Engländer geglaubt haben, die ästhetische Lust stets an Phantasieregungen gebunden ist. Des Zuvielforderns fast in dem nämlichen Stücke macht sich Meumann gegenüber Witasek schuldig: nicht dieser hatte zu zeigen, daß »nicht alles ästhetische Gefallen auf Einfühlung beruht«, sondern die Beweislast war nach dem »affirmanti incumbit probatio« im Gegenteil den Vertretern der Einfühlungslehre zuzuschieben.

Daneben kommt es dann und wann vor, daß sich Referat und Beurteilung zu wenig deutlich voneinander abheben und daß der Verfasser eine immanente, nicht von seinem eigenen Standpunkte aus erfolgende, sondern lediglich der Konsequenz der geprüften Lehren nachgehende Kritik nicht genügend als solche kenntlich macht. Dieser freilich bloß formelle Fehler stört insbesondere bei der Darstellung der Lippsschen und verwandter Theorien. Es gewinnt da nämlich den Anschein, als ob Meumann auch für seine Person die Theorie vertrete, und man kann ziemlich weit in dem Buche lesen, bis zum Schlusse der Auseinandersetzung mit Lipps, ohne dahinter gekommen zu sein, daß der Verfasser die Verallgemeinerung und ausschließliche Verwendung des wichtigen Prinzips durchaus nicht billigt. Erst auf S. 59, wo er, gegen Lipps polemisierend, mit bestimmten Worten erklärt, »daß die Einfühlung zwar bei ästhetischen Eindrücken häufig mitwirkt, daß sie aber vielleicht nur ein Bestandteil des ästhetischen Eindrucks ist und nicht den ganzen ästhetischen Eindruck ausmacht«, zeigt es sich, daß er zuvor nicht im eigenen, sondern im Namen der Anderen gesprochen hat. Derlei provisorische Anbequemungen an einen fremden Standpunkt sind aber, wo sie sich nicht sofort als dies ankündigen, fürs erste immer irreführend, wenngleich die Korrektur des Irrtums späterhin nicht ausbleibt.

Auf der anderen Seite offenbart sich gerade in der Behandlung von Lipps auch die oben gerühmte kritische Meisterschaft des Verfassers. Man kann nicht glücklicher die Art dieses geistvollen und doch so oft zum Widerspruch herausfordernden Denkers kennzeichnen, als es Meumann in seiner Kritik der Lippsschen Theorie des Komischen tut. Wenn er anläßlich der Adjektiva, womit Lipps die Lust am Komischen zu schildern sucht, hervorhebt, daß der Münchener Ästhetiker »hier, wie so oft, die Worte häuft«, um seine Vorstellung verständlich zu machen, »bildliche Redensarten aber keine wissenschaftlichen Bestimmungen« sind, so paßt diese für einen speziellen Fall gegebene Charakteristik in der Tat auf die Methode von Lipps überhaupt, die den sonst so modernen Philosophen der spekulativen Richtung viel mehr annähert, als er selber wohl glauben mag, und Meumann hätte nicht unterlassen sollen, gewisse faktische, d. h. auf einzelne Ideen gehende, nicht blos den geistigen Habitus betreffende Übereinstimmungen ans Licht zu ziehen. Er erwähnt zwar an späterer Stelle Lipps' Einteilung der Künste in »abstrakte« und »konkrete« und äußert mit gutem Fug Bedenken hinsichtlich der rechtmäßigen Anwendung der Begriffe; aber er verschweigt, daß diese sicherlich ungehörige Anwendung aufs genaueste dem Sinne entspricht, in welchem die nämlichen Termini »abstrakt« und »konkret« von den Ästhetikern der Hegel-Schule, z. B. von Vischer und Schasler, gebraucht wurden.

So treffend wie jene Bemerkung über Lipps sind aber gar manche kritische Wendungen des Buches. Legt der Verfasser schon nicht alle Mißgriffe eines Autors bloß, so bezeichnet er doch wenigstens den einen oder andern — wie bei Külpe das Gewagte der Ineinssetzung der ästhetischen Kontemplation und der angeblich zum einfachen Inhalt hinzukommenden Auffassung, und oft gelingt es dem hervorragenden Psychologen, mit ein paar Worten in überzeugendster Weise die Absurdität, weil psychologische Unmöglichkeit einer Konzeption, z. B. der Witasek-Langeschen Gefühlsvorstellung, aufzudecken. Im Allgemeinen aber kann man sagen, daß Meumann eher zu mild und schonend als zu absprechend ist. Mit den Spielereien der »physiologischen« und »biologischen« Ästhetik verfährt er fast über Gebühr glimpflich, indem er sie des öfteren unter den ernst zu nehmenden Betrachtungsweisen abhandelt. Allerdings jedoch muß, um ein solches Übermaß von Nachsicht zu verstehen, zwischen den Leichtfertigkeiten deutscher Literaten und den Lehren der Engländer, insbesondere Grant Allans, unterschieden werden. Denn es ist nicht zu leugnen, daß der Letztgenannte neben abenteuerlichen, in der Luft schwebenden Hypothesen auch vorzügliche, von tiefstem Verständnis des ästhetischen Lebens zeugende

Gedanken entwickelt hat, und die wenigen Sätze, die Meumann aus Grant Allans Werken mitteilt, enthalten zweifellos solche Gedanken.

Schließlich verdient noch ein Moment Berückſichtigung. Da und dort rührt der Schein, als wenn der Verfaſſer in der Abſchätzung des relativen Wertes der Leiſtungen nicht ganz glücklich wäre, möglicher Weiſe blos daher, daß in dem Buche überhaupt der Bericht vorwiegt, und daß ſehr beſtimmte Urteile nur ſelten gefällt werden. Der Leſer kann Meumanns Stellungnahme vielfach nur erraten; er vermißt bald den Tadel, bald die entſchiedene Anerkennung, und er fühlt ſich manchmal durch dieſes Ausbleiben der erwarteten Kritik in der Tat ein wenig befremdet. Beiſpielsweiſe nimmt es Wunder, daß die Tiefe der Wundtſchen Kunſteinteilung und ihre Überlegenheit über alle anderen diesbezüglichen Verſuche mit keiner Silbe ausgeſprochen wird. Da Meumann indeſſen ſeinem Buche eine ſyſtematiſche Bearbeitung der Äſthetik folgen laſſen will, ſo darf man wohl annehmen, daß er aus dieſem Grunde in der meritoriſchen Kritik, durch die ſich jedesmal ein größeres oder geringeres Stück ſeiner Anſchauungen verraten müßte, ſparſamer und zurückhaltender iſt, als er ſonſt vielleicht ſein würde. Viele ſeiner fundamentalen Überzeugungen ſickern ja trotzdem durch. Daß er den Begriff des äſthetiſchen Verhaltens in der Hauptſache richtig faßt, erſieht man ſchon aus den erſten Zeilen des Vorwortes, und die kritiſchen Einwürfe gegen die Hypotheſen, welche er Revue paſſieren läßt, fördern nach und nach zahlreiche ſeiner pſychologiſch-äſthetiſchen Sonderanſichten zu Tage. Es ſind ſelten Auffaſſungen darunter, mit denen man ſich nicht ganz oder doch in den weſentlichen Punkten könnte einverſtanden erklären. Wo dies aber nicht der Fall iſt, wo der Verfaſſer aller Wahrſcheinlichkeit nach irrt, da kommt ihm wenigſtens der Umſtand zugute, daß er philoſophiſche Autoritäten erſten Ranges auf ſeiner Seite hat und alſo Lehren vorträgt, deren Unhaltbarkeit nicht blos nicht allgemein anerkannt iſt, ſondern vielmehr nur im Widerſpruch mit der herrſchenden, auf eben dieſe Autoritäten geſtützten Meinung behauptet werden kann. Ich denke hier namentlich an die Idee einer unmittelbaren Erzeugung von Affekten durch Wahrnehmung und Nachahmung der entſprechenden Ausdrucksbewegungen, — eine Idee, die Meumann im Anſchluß an die Darſtellung der Volkeltſchen Äſthetik niedergelegt hat, und mit deren Entwicklung er ſich gänzlich im Fahrwaſſer von Herbert Spencer, Jodl und den anderen berühmten Evolutioniſten bewegt. Freilich iſt die Hilfe des Lamarkismus für ſeine Abſichten ebenſo unentbehrlich, wie die Heranziehung des Deszendenzprinzips gerade zu dieſen Zwecken bedenklich. Dann hält Meumann im Ernſte jene ſeit Clifford als »ejektiv« bezeichneten Urteile für möglich, in welchen ſofort die Miene oder Gebärde ohne irgendeine vorausgegangene Erfahrung richtig interpretiert wird, und von deren Stattfinden bereits der alte Home überzeugt war. Läßt er alſo in derlei Fällen auf Grund oder aus Anlaß des Geſichtsbildes von Ausdrucksbewegungen und der durch dieſes Bild halb reflektoriſch angeregten gleichartigen eigenen Bewegungen den Affekt in der Totalität ſeines pſychologiſchen Weſens entſtehen, dann bleibt ihm nichts übrig, als eine ſpontane Vorſtellungsproduktion und zu deren ſchicklichſter Begründung die vererbten Erfahrungen nach dem Muſter von Herbert Spencers phylogenetiſchem a priori anzunehmen, woferne er nicht in Widerſpruch mit ſich ſelbſt treten will. Beſtreitet er doch in ſehr wirkſamer Weiſe die ſenſualiſtiſche Äſthetik Carl Langes, indem er ihr gegenüber die Forderung einer pſychologiſchen, d. h. höhere pſychiſche Faktoren als Körperempfindungen in Anſpruch nehmenden Beſtimmung der Affekte erhebt! Dieſe Forderung, die Ablehnung der Lange-Jamesſchen Affekttheorie, wäre jedoch hinfällig oder nur möglich bei gleichzeitiger Zuſtimmung zur Ideenvererbungslehre wenn ſich aus dem optiſchen Eindrucke de[r] Mienen und den phyſiſchen Tätigkeiten, di[e] der Eindruck nach ſich zieht, von ſelbe[r] ohne weiteres, ohne das Hinzutreten pſychologiſcher Elemente, welche der Erfahrung de[s] Individuums entſtammen, die Gemütsbewegung erzeugte. Man wäre dann vo[r] die Alternative geſtellt: entweder ſind di[e] Senſationen, welche durch die Muskelbewegungen und die vielleicht in dere[n] Gefolge auftretenden vaſomotoriſchen un[d] viszeralen Vorgänge ausgelöſt werden, a[n] und für ſich ſchon der Affekt — die[s] aber ſtatuiert eben die Lange-Jamesſche Hyp[o]theſe — oder es müſſen die »ideae innatae« d[...]

Vorlockeschen Psychologie neuerlich zu unerwarteten Ehren gebracht werden, wie es der Verfasser im Geiſte der beliebten evolutioniſtiſchen Auffassung versucht. Indessen hält es doch recht schwer, sich für letztere Vorſtellungsart zu erwärmen, selbſt wenn man von allen Zweifeln an der Berechtigung des Larmarkischen Prinzips absieht; — eine Identität des Affekts mit seinen bloßen Ausdrucks⸗ und physiologischen Begleiterscheinungen aber iſt so wenig vorhanden, daß im Gegenteil bei der abſtrakten Natur des Merkmals der einzelnen von der Vorſtellungsseite betrachteten Affekttypen das konſtante Zusammensein gewisser Gemütsbewegungen mit gewissen, doch wohl auf der Erregung ganz beſtimmter Zentren beruhenden organischen Prozessen für denjenigen, welcher gehirnphysiologisch zu denken gewohnt iſt, eines der unfaßlichſten Myſterien vorſtellt.

(Schluß folgt.)

Nochmals Kalvinismus und Kapitalismus.

Von Felix Rachfahl, Professor an der Universität Kiel.

(Fortsetzung)

Einen ziemlich breiten Raum in der Polemik von Troeltsch (Sp. 502 ff.) nimmt der Widerspruch ein, den er gegen die einzelnen Beispiele einlegt, mit denen ich »mit einem an sich gewiß schätzenswerten, gesunden Menschenverſtande*) die Unwirksamkeit des religiösen Elementes gegenüber dem allgemeinen Leben veranschaulichen wolle«. Das iſt zunächſt wiederum eine durchaus falsche Supposition: ich habe nicht Beispiele zum Belege für »die Unwirksamkeit des religiösen Elementes gegenüber dem allgemeinen Leben« beigebracht, sondern habe lediglich Beispiele für Übertreibung des Einflusses religiöser Momente angeführt: das iſt doch wohl etwas ganz anderes. Ich werde die einzelnen Fälle nach einander prüfen, die er heranzieht; vorher muß ich indes noch einen Einwand allgemeiner Natur gegen diesen Passus bei Troeltsch erheben. Er wirft nämlich hier zwei ganz verschiedene Dinge durch einander: meine Zurückweisung des Übertreibens der religiösen Einflüsse und meinen Widerspruch gegen die Häussersche Formulierung des Gegensatzes zwischen Kalvinismus und Luthertum in ihrem Verhältnisse zur Lehre vom Widerſtandsrechte. Selbſtverſtändlich habe ich die Berufung der Geusen auf die deutsch⸗lutherische Publiziſtik ſtatt auf Beza nicht als Beleg »der Gleichgültigkeit religiöser Theorien für die Praxis erzählt«. Das iſt abermals eine falsche Unterſtellung von Troeltsch, die lediglich beweiſt, daß er meine Abhandlung mit einer Flüchtigkeit gelesen hat, die denn doch selbſt, um mit Weber zu reden, für die Zwecke einer »effektvollen Polemik« zu weit geht.*) Und es iſt, um nochmals mit Weber zu reden, geradezu »unerhört«, wenn Troeltsch den Zweck der »Beispiele«, die ich in diesem Zusammenhange angeführt habe, darin erblickt, »die Bedeutungslosigkeit der religiös⸗ethischen Ideale für die Praxis des Lebens« zu erweisen. Ich habe beſtimmte konkrete Fälle vorgebracht, in denen Übertreibungen des Einflusses religiöser Momente auf dem Gebiet ſtaatlicher und allgemein⸗kultureller Entwicklung begangen worden sind; daraus habe ich aber keinen allgemeinen Schluß nach der von Troeltsch behaupteten Richtung hin gezogen, und wenn er mir einen solchen unterschiebt, so iſt das ein Verfahren, das ich hier lieber nicht charakterisieren will, da ich dann sehr bittere Worte wählen müßte.

Nun aber zu den einzelnen »Beispielen«! Troeltsch behauptet, das Luthersche Verbot der Anrufung der Obrigkeit durch die Chriſten, auch wenn ihnen Unrecht geschähe, ſtamme aus seinen spiritualiſtischen Anfängen und sei durch ihn später ausdrücklich widerrufen worden. Der größeren Sicherheit halber wandte ich mich um Auskunft an Erich Brandenburg, in dessen spezielles Forschungsgebiet diese Dinge ja fallen; ich gebe seine Ansicht darüber mit seiner Erlaubnis wieder.

*) Etwas wohlwollend herablassend! Aber immer noch besser, als wenn einem der gesunde Menschenverſtand abgesprochen werden könnte!

*) Man vergl. z. B. den ersten Satz auf Sp. 1359 meiner Abhandlung.

Darnach findet sich das besagte Verbot in der Schrift »von weltlicher Obrigkeit« von 1525; in der Auslegung des Matthäus von 1532 ſtatuierte Luther davon zwei Ausnahmen, nämlich wenn der zu Unrecht Betroffene durch seine Stellung als Obrigkeit, Gatte, Hausvater, Dienſtherr usw. zum Eintreten für andere verpflichtet iſt, oder wenn sein Motiv nicht im Streben nach Rache und persönlicher Genugtuung, sondern nach Wiederherſtellung des gekränkten Rechtes als solchen beſteht. Das iſt aber noch kein Widerruf des Verbotes: Luther bleibt vielmehr seiner Grundanschauung völlig treu, daß der Chriſt als solcher und für sich selbſt zur Verhütung seines Schadens oder Sicherung seines Vorteiles die Gerichte nicht anrufen soll, sondern nur als Beschützer Anderer und als Verteidiger des Rechtes als solchen; dabei aber warnt Luther selber vor der Gefährlichkeit des letzten Argumentes. — Niemals habe ich behauptet, daß sich die Lutheraner mit ihren religiösen Skrupeln, betreffend das Widerſtandsrecht, »so leicht abgefunden hätten«. Auch mir iſt es nicht ganz unbekannt, wie sehr durch solche Skrupel die Aktionskraft der deutschen Lutheraner geschwächt worden iſt; aber man hat sich schließlich doch damit abgefunden, sogar Luther selber: die realen Bedürfnisse waren eben hier einmal ſtärker, als das anfängliche religiöse Poſtulat. Und wenn man dabei verlangte, daß dazu das positive Recht eine Handhabe biete, so brauchte man da in der Regel nicht lange zu suchen. — Als Beleg dafür, daß auch Luthertum und Heroismus zusammengewirkt und große Erfolge erzielt hätten, verwies ich auf Guſtav Adolf. Troeltsch entgegnet mir darauf, daß die Grundsätze des Königs »in diesem Punkte auch nicht wesentlich lutherisch waren«, daß er vielmehr unter dem Einflusse der Lehren von Hugo Grotius ſtand. Er beweiſt damit eben nur die Richtigkeit meiner These, daß nämlich religiöse Momente oft da ausgeschaltet werden, wo ihre Befolgung den realen Interessen schädlich sein würde. Gewiß war Guſtav Adolf ein guter Lutheraner; aber in seiner Politik ließ er sich durch die lutherische Lehre, wo diese über das »eigentlich Religiöse« hinausging, nicht binden: wo dieses aufhört, dafür haben die handelnden Personen der Geschichte oft einen merkwürdig feinen Inſtinkt bewiesen, wenngleich dem modernen Theologen die Abgrenzung schwer fallen mag. Im Übrigen iſt doch Grotius nichts weniger als ein »genuiner Kalviniſt«; jedenfalls hatte der Widerſtand gegen die katholische Reſtauration auch noch andere Wurzeln als die kalviniſtische Resiſtenzlehre. — Gegenüber meiner Bemerkung, die Passivität des Luthertums in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts sei zum guten Teile auf die Tatenscheu und Saturiertheit der Fürſten jener Generation zurückzuführen, macht Troeltsch geltend, daß doch zu diesen »der Hauptführer des sächsisch-lutherischen Konservativismus, Kurfürſt Auguſt, sicherlich nicht gehörte«. Er irrt sich; gerade auf diesen bezieht sich mein Urteil in erſter Linie. An seinem Mangel an Mut und Energie, an seinem kleinlichen Geize iſt das Beſtreben Wilhelms von Oranien, die lutherischen Fürſten Deutschlands in den niederländischen Aufſtand hineinzuziehen, vornehmlich gescheitert, und seine religiösen Grundsätze hätten dem Kurfürſten das Eingreifen nicht verboten; hätte es heimlich, ohne Gefahr und Koſten geschehen können, so war er wohl dafür zu haben. Wenn man über den »Gang der Dinge« so wenig orientiert iſt, sollte man etwas vorsichtiger sein. — Entſtehung landwirtschaftlicher Großbetriebe und Steigerung der agrarischen Produktion waren, wie ich Troeltsch nochmals (vergl. Abh. Sp. 1327) vorhalten muß, keineswegs eine »naturalwirtschaftliche Reaktion«, sondern bedeuteten im 16. Jahrhundert geradezu eine Entwicklung im Sinne kapitaliſtischer Unternehmung. Worauf es ankommt, das hat er bei diesem Punkt, wie man sieht, immer noch nicht erfaßt. — Daß die lutherische Staatslehre der absolutiſtischen Tendenz Vorschub zu leiſten geeignet war, wird Niemand leugnen wollen, aber deshalb darf man noch lange nicht den bevormundenden Polizeiſtaat des patriarchalischen Absolutismus als »ein echtes Kind des Luthertums« bezeichnen. Wenn von einer Parallelentwicklung in der katholischen Welt gesprochen wird, so wird man in erſter Linie nicht an Frankreich denken, sondern an die größeren katholischen Territorien in Deutschland, vor allem die habsburgischen Gebiete und Bayern. In den lutherischen Ländern kommt für diese Inſtitutionen dem religiösen Element eben nur eine »fördernde« Bedeutung zu, und eine solche hat es auch in Ländern reformierten Bekenntnisses gehabt.*) Wenn der Kalvinis-

*) Troeltsch bemerkt (Sp. 503), dass seines »Wissens auf dem Boden des reformierten Individualismus

mus in Holland, Schottland und England in antimonarchische, republikanische oder ständisch-parlamentarische Bahnen einlenkte, so dürfte die Ursache dafür weniger in seiner speziellen Staatslehre zu erblicken sein, als vielmehr in der Notwendigkeit, sich überhaupt als religiöses Prinzip durchzusetzen, d. h. zunächst seine Existenz gegenüber dem andersgläubigen Herrscher zu behaupten; von da bis zur »politisch-liberal-demokratischen Gesellschaft« (Sp. 461) ist es noch recht weit, so daß ihre und des Kalvinismus »innerliche Verschmelzung«*) ein Problem ist, das vielleicht noch etwas schwieriger ist, als es nach dem recht bequemen Konfessions-Schema ist, wie Troeltsch es sich zurechtlegt. Und bekanntlich ist in zahlreichen lutherischen Staaten das »echte Kind des Luthertums«, der absolute Staat, nicht in die Erscheinung getreten, sondern es haben sich hier die Landstände im Besitz einer geschützten verfassungsmäßigen und auch starken politischen Position erhalten. Diese Dinge sind ja so bekannt, daß ich sie für den einigermaßen Kundigen nur anzudeuten brauche.

Man wird es verstehen, wenn ich es vermeide, auf die Schlußbemerkungen von Troeltsch einzugehen, daß meine These von einer allein wirklich kulturfördernden Macht von Toleranz und Aufklärung mehr mein persönliches Kulturideal betreffe, als die »tatsächliche Kultur, die wir leben«, daß nicht nur die Konfessionen intolerant seien, sondern auch die heutige Aufklärung, und daß meine Leugnung der kulturfördernden Wirksamkeit der Konfessionen eben einer intoleranten Animosität rationalistischer Grundauffassung als meines Kulturideals entspringe. Schon die Voraussetzungen sind falsch, nämlich die Behauptung, daß ich Toleranz und Aufklärung als die allein wirklich kulturfördernden Faktoren erklärt, den konfessionellen Elementen dagegen diese Bedeutung abgesprochen hätte*); falsch ist daher erst recht, was Troeltsch aus diesen Prämissen für die Motive und grundlegenden Gesichtspunkte meiner Ausführungen zu folgern unternimmt. Ob diese den »Gang der Dinge« richtig wiedergeben oder nicht, lediglich darauf kommt es an. Die Frage des persönlichen Kulturideals scheidet so lange aus, bis mir schiefe und unrichtige Vorstellungen und Urteile nachgewiesen sind, die sich als unbewußte oder gar als bewußte Ausflüssse meines angeblichen »Kulturideals« entpuppen würden. Es handelt sich hier um eine Kontroverse rein sachlicher Natur; was soll da die Verquickung mit dem Momente der persönlichen Weltanschauung, eine Gewissensriecherei solcher Art? Mit Recht könnten sich Weber und Troeltsch beschwert fühlen, wenn jemand z. B. zur Erklärung ihrer Stellungnahme zum Luthertum einerseits, zum reformierten Kirchentum andererseits auch nur auf die Möglichkeit der Existenz persönlicher Beweggründe hinweisen würde.

Eine bequeme, freilich nicht gerade in ihren Mitteln sehr wählerische Polemik ist es, dem Gegner den Vorwurf der »Animosität« wider gewisse Einrichtungen entgegenzuschleudern, die gerade das Objekt der Diskussion sind. Wenn man die Hauptbedeutung eines bestimmten positiven Bekenntnisses in dem erblickt, was von ihm für die Fortbildung christlicher Religiosität geleistet worden ist,

derartige Entwicklungen (im Sinne von Patrimonialstaat und Absolutismus) nicht eingetreten sind«. Da darf ich ihn vielleicht auf ein Beispiel in seiner nächsten Umgebung aufmerksam machen. In der Abhandlung von R. Sillib, Stift Neuburg bei Heidelberg (N. Arch. f. d. Gesch. der Stadt Heidelberg und der Rhein. Pfalz V, Heidelberg 1903), findet sich (S. 201) der Satz: »In der kommenden Epoche (sc. seit der zweiten Hälfte des 16. Jahrh.) steht die Geschichte Neuburgs unter dem Zeichen der kurfürstlichen Herrschaft. Die Reformation erwies sich in ihren Folgen für die weitere Ausbildung der fürstlichen Machtentfaltung günstig, ja der Absolutismus fand gerade in den Theologen seine wirksame Stütze. Er wurde zur herrschenden Staatsform.«

*) Daß das wieder eine der unzulässigen Generalisierungen ist, wie sie Troeltsch so sehr liebt, geht aus dem Beispiel der von ihm selbst so oft angeführten antirevolutionären, kalvinistisch-orthodoxen Partei Hollands von Groen van Prinsterer bis Kuyper hervor. Die Existenz dieser Partei hindert ihn aber nicht, (Sp. 465) zu behaupten, daß der moderne Kalvinismus zwar die Anwandlungen des Rationalismus des 18. Jahrhunderts ausgeschieden habe und wieder orthodox geworden sei, daß er aber den »politisch-sozialen Liberalismus« beibehalten habe!

*) Troeltsch fällt über mein Buch »Wilhelm von Oranien« (Sp. 464) das Urteil: »Es ist daran unverkennbar eine persönliche Auffassung der religiösen Dinge beteiligt, derzufolge die Wirkung der Religion auf das Leben nicht bloß heute, sondern auch früher eine verhältnismäßig geringe ist und positive Kulturwirkungen nur von einem dogmenfreien und aufgeklärten Toleranz- und Moralchristentum ausgehen können.« Was man nicht alles aus einem Buch heraus- oder (richtiger gesagt) in ein Buch hineinlesen kann!

wenn man ihm nicht alle diejenigen Wirkungen zuzuerkennen vermag, die ihm auf Gebieten zugeschrieben werden, welche mit dem Religiösen nur in losem und indirektem Zusammenhange stehen — ist das wirklich eine »Animosität«? Je vollkommener sich in einem Bekenntnisse das religiöse Prinzip darstellt, um so wohltätiger werden seine Ausstrahlungen auf die übrigen Lebensgebiete sein, auch wo diese ihm gegenüber ihre Selbständigkeit behaupten, und gerade dafür bietet der Kalvinismus genug der Beweise. Gewiß ist weder die frühere noch auch die heutige Aufklärung »durchaus tolerant«. Aber die Toleranz verdankt nichts anderem in höherem Grade ihre Entstehung, Ausbildung und Aufrechterhaltung, als der Aufklärung, und sie ist hinwiederum das Prinzip, auf dem die Aufklärung beruhte, der Boden, aus dem sie ihre Nahrung saugte. Wenn die Aufklärung nicht tolerant war, dann oft genug nur deshalb, weil es sich um eine notgedrungene Abwehr handelte, da Toleranz nicht gleichbedeutend mit kampfscheuer Kapitulation vor feindlichen Mächten ist. Was die Frage der relativen Intoleranz der Aufklärung mit meinen Aufsätzen zu tun hat, ist mir freilich schlechterdings unfaßbar; denn in ihnen wird kein Unbefangener eine Spur von »Animosität« gegen den Kalvinismus als positiv-christliches Bekenntnis finden.

Gewiß, ein scharfer Hauch, das gebe ich zu, mag Troeltsch aus meinen Blättern entgegengeweht haben. Aber diese »Animosität« hat nichts mit dem Objekte der Diskussion zu tun. Sie ist nichts weiter als der Ausdruck der Stimmung, die den Historiker befällt, wenn er sieht, wie der »Gang der Dinge« zu Gunsten konstruktiver Theorien mitunter vergewaltigt wird. Voreiliges, unbefugtes Generalisieren auf Grund unzulänglicher Kenntnis des Sachverhaltes, — das ist das Merkzeichen der Art und Weise, wie sich Troeltsch auf dem historischen Gebiete betätigt. Und ebenso verhält es sich mit seiner Praxis des literarischen Kampfes: warnt der Gegner davor, den Einfluß des religiösen Momentes auf die weltlichen Dinge in einzelnen ganz bestimmten Punkten zu überschätzen, so macht Troeltsch daraus eine von der Intoleranz der Aufklärung eingeblasene Geringschätzung der positiven Bekenntnisse im Allgemeinen, ihrer Macht- und Kulturwirkungen, ja sogar der Bedeutung der religiös-ethischen Ideale für die Praxis des Lebens überhaupt, der Wichtigkeit der religiösen Ideen schlechthin. So konstruiert er sich ein Phantom, gibt es für die Ansicht des Gegners aus und schlägt wacker drauf los. Eine Polemik dieser Art ist zur Unfruchtbarkeit verdammt.*)

III.

Mit Troeltsch wäre somit in der Hauptsache die Abrechnung vollzogen. Insoweit als noch von ihm Äußerungen zum Thema »Kalvinismus und Kapitalismus« im engeren Sinne vorliegen, werden sie berücksichtigt werden bei der nunmehr folgenden Auseinandersetzung mit Weber. Bei eben dieser wird es sich vornehmlich um drei Punkte handeln, um die sogenannte protestantische Askese, sodann um das Verhältnis von Toleranz und Kalvinismus für die Entwicklung des neuzeitlichen Kapitalismus und endlich um die Art und Weise, wie Weber den Begriff des »kapitalistischen Geistes« aufgefaßt wissen will.

Der Ethik gewisser Richtungen innerhalb des Protestantismus, die er als »asketisch« bezeichnet, schreibt Weber eine bestimmte Bedeutung für die Entwicklung des »kapitalistischen Geistes« zu. Er versteht unter »Askese« eine an Gottes Willen orientierte rationale Gestaltung des ganzen Daseins,

---

*) Zum Schlusse dieses Abschnittes noch einige Bemerkungen: Auf Sp. 1353 meiner Abhandlung hatte ich gesagt: Weingarten habe gezeigt, wie in England »durch die Synthese kalvinistischer und täuferischer Religiosität das Prinzip der Toleranz erzeugt und in einem großen, gewaltigen Anlaufe zum Siege geführt und statuiert wurde.« Das glossiert Troeltsch (Sp. 505) mit den Worten: »Die kalvinistische Toleranz ist auch nach meiner Meinung aus dem Täufertum erst eingedrungen, was Rachfahl aus dem glänzenden Buche Weingartens gelernt haben will, wo jedoch gerade davon nichts steht.« Was ich in meinem Satze gesagt habe, wird allerdings durch Weingarten belegt; er ist geradezu das Thema des ersten Teiles. Bei dieser Gelegenheit belehrt mich Troeltsch auch über die Unterschiede zwischen der kalvinistischen und der rationalistisch-aufklärerischen Toleranz. Ich bin ihm dafür natürlich sehr dankbar, möchte aber hinzufügen, daß sich bekanntlich die Toleranzbewegung in England selbst im Zeitalter der ersten Revolution nicht nur mit der Rechtfertigung der nichtkonformistischen Freikirchenbildungen begnügte, sondern auch die Forderung der individuellen Gewissensfreiheit statuierte, ohne Rücksicht auf die Zugehörigkeit zu bestimmten Sekten, und das auch von independentistischer Seite; vgl. u. a. Weingarten S. 110 ff. insbesondere S. 112 Anm. 1.

eine methodisch gepflegte und kontrollierte Lebensführung und bezeichnet als asketische Richtungen im Proteſtantismus Kalvinismus, Methodismus, Baptismus und Pietismus.

Durchaus korrekt hatte ich (Abh. Sp. 1228) Webers Ansicht über den Umfang der »asketischen Richtungen« im Proteſtantismus mit den Worten wiedergegeben: »Der Kalvinismus iſt die bedeutendſte, aber nicht die einzige Richtung des Proteſtantismus, die eine solche methodisch-gepflegte und kontrollierte, d. h. asketische Lebensführung vorschreibt; sie iſt auch, wenngleich in verschiedenartiger Begründung und Abſtufung . . . im Pietismus, im Methodismus, im Baptismus zu finden.« Nun erklärt Weber, daß ich viel zu lange bei seinen Ausführungen über den Kalvinismus, nicht auch bei denen bezüglich der übrigen asketischen Denominationen verweilt und dadurch ein falsches Bild von seiner These gegeben hätte: »Die Schiefheiten der Rachfahlschen Polemik beginnen schon mit dem erſten Worte der Überschrift seines Aufsatzes »Kalvinismus und Kapitalismus«. Denn er handele, so setzt Weber auseinander, nicht nur vom Einflusse des Kalvinismus auf die Entwicklung des kapitaliſtischen Geiſtes, sondern des asketischen Proteſtantismus, da den asketischen Sekten in dieser Hinsicht vollſte Gleichſtellung mit dem Kalvinismus zukomme. Er bezichtigt mich demgemäß (S. 182) einer »Verdrehung des Diskussionsobjektes«.

Nicht nur in meiner Kritik, sondern auch in Webers These ſteht tatsächlich der Kalvinismus im Mittelpunkte der Erörterung. Denn aus seinem Schoße iſt ja eben die Ethik entsprungen, der Weber solchen Einfluß auf die Entwicklung des neuen kapitaliſtischen Stils zuschreibt, — nämlich die Lehre vom Gnadenſtande und von der Bewährung und damit des Antriebes für den Einzelnen zur methodischen Kontrolle seines Gnadenſtandes in der Lebensführung: das eben iſt ja die »Askese« im Sinne Webers. Die »asketischen« Sekten, die in England im 17. Jahrhundert entſtanden, sind in diesem entscheidenden Punkte einfach die Erben des Kalvinismus, und dasselbe gilt nach Webers eigener Auffassung vom Pietismus.*) Nicht anders wie ich haben Webers Freunde und Anhänger, Troeltsch und Gothein, den Zusammenhang aufgefaßt; sie haben nicht anders wie ich die Webersche These in dem Schlagworte »Kalvinismus und Kapitalismus« zusammengefaßt. Und da ich nicht nur gegen Webers These allein und an und für sich kämpfen wollte, sondern auch gegen die Art und Weise, wie sie in der wissenschaftlichen Literatur Geltung zu gewinnen begann, mußte ich meinem Aufsatze eben jene Überschrift geben.

Troeltsch sekundiert anscheinend Weber in diesem Punkte, wenigſtens bis zu einem gewissen Grade. Er bezeugt (Sp. 452), Weber habe ausdrücklich hervorgehoben, »daß es sich nicht um eine unmittelbare Wirkung des primitiven Genfer Kalvinismus, sondern um eine solche des späteren puritanischen Kalvinismus handele«, und an einer andern Stelle sagt er (Sp. 455): »Überdies unterscheidet Weber vollkommen scharf den primitiven Genfer Kalvinismus von dem späteren englisch-puritanischen ... Um die praktische Bedeutung dieses Puritanismus handelt es sich allein.« Aber ob »primitiver Genfer« oder »späterer englisch-puritanischer Kalvinismus«, — die Berechtigung meiner Überschrift wird dadurch nicht in Frage geſtellt; hat doch eben derselbe Troeltsch vorher (Hiſt. Zeitschrift 97, 43) schlechthin von einer »eigentlichen Bedeutung des Kalvinismus für den modernen Kapitalismus« gesprochen. Und die Position der Weberschen These wird durch die neue Einschränkung von Troeltsch keineswegs gebessert; durch die Einschränkung, daß es sich bei ihr lediglich »um die praktische Bedeutung des Puritanismus handele,« wird der Kreis ihrer Geltung noch mehr eingeengt. Für den Kapitalismus in der reformierten Schweiz, bei den Hugenotten und in den Niederlanden wird dadurch die Provenienz aus der »Askese« revoziert: wir haben hier also den Fall der Koexiſtenz von Kalvinismus und Kapitalismus, aber ohne kausale Verknüpfung; in diesen Geltungsgebieten reformierter Religiosität iſt wohl also der Kapitalismus noch auf Grund des »zu allen Zeiten wirksam gewesenen Erwerbstriebes« ohne »spezifisch modern-kapitaliſtischen« Habitus entſtanden? Oder »belaſtet« Troeltsch hier wieder einmal die These Webers »mit Irrtümern«? Nimmt man noch dazu, daß, wie wir noch sehen werden, nach dem Geſtändnisse beider Autoren der puritanische Kapitalismus in England und Nordamerika auf die Mittelklassen beschränkt blieb, so muß man allerdings sagen, daß sehr wenig vom modernen Kapitalismus in diesem

*) Vergl. z. B. Archiv 21 S. 39 f. und Antikritik 184.

»spezifisch modern-kapitalistischem« Geiste wurzelt. Was bleibt dann überhaupt von den praktischen Wirkungen noch übrig, die er angeblich gehabt hat?

In meiner Kritik hatte ich die Frage gestellt: paßt für eine am Gotteswillen orientierte rationale Gestaltung des Daseins, für eine methodisch gepflegte und kontrollierte Lebensführung der Name »Askese«, den Weber ihr beilegt? Daß ich sie verneinte, hat Weber mit Groll erfüllt. Das Einzige, so führt er in seiner Antikritik aus, was ich selber zum Schlusse meiner »seltsamen« Kritik aufrechterhalte, sei mein Widerspruch dagegen, daß er der von ihm analysierten Lebensführung den Namen »Askese« beilege. Um so steriler sei diese Polemik über den Namen, als ich ihn schließlich für die gleiche Sache anwende, nur daß ich ihn in Gänsefüßchen setze. Er kann sich das nicht anders erklären, als dadurch, daß »die Professoreneitelkeit grundsätzlich der Akzeptierung irgend einer nicht von dem betreffenden selbst geprägten Bezeichnung widerstrebt«. Als Eideshelfer dafür, daß zwischen der katholischen Askese und der von ihm analysierten »innerweltlichen Askese« des Protestantismus eine innere Verwandschaft bestehe, zitierte er Sebastian Frank mit seinem Ausspruche, daß »jeder Mensch fortan eine Art von Mönch sei«, und Ritschls Äußerung von den »katholischen Resten« im Protestantismus. Er betont nochmals, das Eigentümliche in der protestantischen Askese, was zugleich die Anwendung eben dieses Namens rechtfertige, bestehe eben im Bedenken gegen den Genuß als solchen, sowohl gegen den sinnlichen als auch gegen den ästhetischen, und in der rationalen Durchdringung des Lebens innerhalb der Ordnungen der Welt: Familie, Erwerb, soziale Gemeinschaft; er protestiert dagegen, daß ich ihm die Meinung supponiere, der Protestantismus habe diese seine »Askese« einfach vom Katholizismus übernommen, und rügt das niedrige Niveau, auf das ich die Diskussion hinabgezogen habe.

Wenn Weber meint, die Polemik gegen den Namen »Askese« sei das einzige, was ich zum Schlusse selber von meiner Kritik aufrechterhalten habe, so hat er von ihr doch wohl einen allzu optimistischen Eindruck empfangen, und seine übrigen Erörterungen gegen mich stimmen mit dieser seiner Behauptung schlecht überein. Verfehlt ist es, wenn er mir einen Widerspruch insofern zuschreibt, als ich selbst ohne das Wort »asketisch« nicht auszukommen vermöchte, nur daß ich ihm Gänsefüßchen beifüge. Denn diese sind hier das Entscheidende; sie sollen dem Leser natürlich zum Bewußtsein bringen, daß ich den Ausdruck hier in einem Sinne anwende, wie er populär oft vorkommt, wie er aber nur uneigentlich zu verstehen ist, oder eben im Sinne Webers. Es ist mir gar nicht eingefallen, das Wort in der von mir reprobierten Weberschen oder in seiner populär-uneigentlichen Bedeutung von mir aus zu gebrauchen. Oft gebraucht man die Bezeichnung »asketisch«, um irgendwelche Unbequemlichkeiten, ein wenngleich geringes Maß von Enthaltsamkeit, eine gewisse durch Rücksicht und Einsicht diktierte Diskretion gegenüber dem Lebensgenusse zu charakterisieren. Der starke Raucher redet wohl schon von »Askese«, wenn er sich auf Gebot des Arztes nur noch eine Importe am Tage gönnen darf: solch populären Sprachgebrauch*) aber darf man nicht in die wissenschaftliche Terminologie einschmuggeln. Bei dieser Gelegenheit, da von Askese in solchem Sinne die Rede ist, will ich mich alsbald mit Webers Tadel abfinden, ich hätte das Niveau meiner Kritik »nicht sonderlich hoch gegriffen«. Dem von ihm als Idealtypus der Unternehmer »neuen Stils« herangezogenen reichen Geschäftsmanne, der, »asketisch« gestimmt, nur mit Mühe zum ärztlich verordneten Austerngenuß zu bewegen war, hatte ich nämlich die gewißlich größere Zahl von Kapitalisten gegenüber gestellt, die dazu nicht erst ärztlicher Vorschrift bedürfen, ohne doch deshalb »kapitalistischen Geistes« zu ermangeln. Nun, das Niveau der Kritik ist dem Niveau der Argumente, die durch sie bekämpft werden sollen, vollkommen angemessen. Sicherlich gibt es Kapitalisten, die »von asketischen Bedenken gegen den Genuß als solchen« erfüllt sind; aber sie sind nicht typisch für die Kapitalistenklasse der Neuzeit, auch im Weberschen Sinne des »Unternehmers neuen Stils«, und ihre »asketischen Bedenken« sind nicht charakteristisch für den kapitalistischen Stil der Neuzeit und seine Entstehung. Ich

*) Die Literatur bietet dafür unzählige Beispiele. Besonders häufig findet er sich bei Keller; so läßt z. B. im »Grünen Heinrich« (II 10) eine »asketische Laune« dem Helden eine Wanderung durch Nacht, Kot und Regen als eine Wohltat erscheinen.

habe jedenfalls nicht damit angefangen, die Modalitäten des Aufterngenusses für die Erkenntnis von Entftehung und Wesen des kapitaliftischen Geiftes zu verwerten.

Handelt es sich hier aber wirklich nur um eine »fterile Namens-Polemik«, und ift von meiner Seite lediglich »Professoreneitelkeit« im Spiele, wenn ich gegen diesen Weberschen Terminus Einspruch erhebe? Niemals würde ich es wagen, bei Weber ein gleiches Motiv dafür vorauszusetzen, daß er mit solcher Zähigkeit und Vaterfreude an dem Worte »innerweltliche Askese« fefthält. Aber es ift in der Tat nicht nur der Name, der meine Bedenken erregt. Aus Webers neueften Ausführungen (179) geht ja abermals hervor, daß er den Namen für sachlich vollkommen berechtigt erachtet, nämlich wegen der inneren Verwandtschaft zwischen katholischer und proteftantisch-innerweltlicher Askese: es soll also tatsächlich durch den Namen ein sachlicher Zusammenhang angedeutet werden. Prüfen wir die Gründe, die Weber neuerdings dafür beigebracht hat.

Wenn Sebastian Frank die Leiftungen der Reformation dahin kennzeichnet, daß jeder Mensch fortan »sein Leben lang eine Art von Mönch sein müsse« (Antikritik 179), so geht schon aus der ganzen Art dieser Äußerung hervor, daß es sich lediglich um einen Vergleich, um eine Redefigur handelt, die er zur Wiedergabe seines subjektiven Eindruckes verwendet; darauf läßt sich keine wissenschaftliche These begründen. Ohne Zweifel hat Ritschl Recht, wenn er von »katholischen Resten« im Proteftantismus, zumal im Pietismus spricht; es finden sich hier Züge, die man als »asketisch« bezeichnen kann, und zwar im Sinne der echten katholischen Askese, nämlich in der Richtung zu Weltflucht und zu Erwerbung besonderen Verdienftes: das sind gewiß katholisierende Tendenzen, wenn man so will, »katholische Refte«. Ein gleiches gilt von den Täufern und den von ihnen abgeleiteten Sekten. Was sie vom eigentlichen Proteftantismus unterscheidet, das ift ja gerade ihre in des Wortes eigentlichfter Bedeutung »asketische« Grundauffassung im Sinne mittelalterlicher Weltflucht, und auch darin findet ein Kenner der Reformationsgeschichte, wie Kawerau*), den Beweis, daß sie im Gegensatz zum Proteftantismus noch von der »katholischen Stufe des Chriftentums« sich nicht vollständig emanzipiert hatten: gerade der Mangel an »Askese« ift somit nach Kawerau das entscheidende Merkmal, welches die proteftantische von der katholischen Religiosität trennt; einer Auffassung dieser Art aber würde die Annahme einer »inneren Verwandtschaft« reformierter Berufsethik mit katholischer Askese wahrlich nicht entsprechen. Weber verwahrt sich dagegen (S. 180), daß ich ihm »die törichte Behauptung unterschiebe, daß der Altproteftantismus als Ganzes die Askese vom mittelalterlichen Katholizismus übernommen habe«. Daß ich ihm diese Behauptung nicht untergeschoben haben kann, geht daraus hervor, daß gerade ich auf die Meinungsdifferenz aufmerksam gemacht habe, die zwischen Weber und Troeltsch insofern vorliegt, als nur dieser von einer Askese des Altproteftantismus als eines Ganzen spricht, — und was die Berechtigung des schmückenden Beiwortes »töricht« anbelangt, so überlasse ich die Äußerung darauf dem Autor des Satzes: »Aber auch noch ein weiteres Hauptcharakteriftikum dieser Kultur (sc. der supranaturalistischen Kultur des katholischen Mittelalters) dauert fort, die Askese«.*) Wie sich Weber mit der von mir konftatierten, soeben erwähnten »Meinungsdifferenz« zwischen ihm und Troeltsch abfindet, werden wir alsbald erfahren; hier sei nur noch einmal speziell zu Webers kalviniftischer »Askese« bemerkt: keineswegs beftehen in der kalviniftischen Ethik Bedenken gegen den Lebensgenuß an und für sich, weder in sinnlicher, noch auch in äfthetischer Hinsicht; weit davon entfernt, ihn zu verbieten, hat Kalvin ihn sogar für geboten erklärt, in Ansehung, daß es sich dabei um Geschenke Gottes handelte, insofern nur die Freude an diesen Genüssen das Übermaß vermeide. Eine rationalistisch geregelte Lebenshaltung, die an Gottes Willen orientiert ift, ift keine Askese; sie wird auch vom katholischen Laien gefordert, und noch viel weniger dürfen wir eine unter religiösen Gesichtspunkten methodisch gepflegte und kontrollierte Lebensführung deshalb Askese nennen, weil es im Katholizismus eine besondere Art der Askese gibt, deren Kenn-

*) Möller-Kawerau, Lehrbuch der Kirchengeschichte. III[2] 1899. S. 83.

*) Troeltsch, Bedeutung des Proteftantismus, Hiftor. Zeitschr. 97. S. 24.

zeichen methodiſche Regelung und Kontrolle iſt.

Zur Frage der Askeſe hat ſich auch Troeltſch ſehr eingehend (Sp. 458 ff.) geäußert; ſie iſt faſt das einzige Kapitel im Thema »Kalvinismus und Kapitalismus«, das er jetzt noch im Zuſammenhange behandelt, und er tut das, weil er ſich hier als theologiſcher Fachmann auf ſeinem Gebiete fühlt, über das ich als Laie »kaum zu urteilen« imſtande bin. Sowohl er wie auch Weber erkennen an, daß ſie mit dem Worte »Askeſe« verſchiedenartige Vorſtellungen verbinden. Troeltſch ſucht dieſe Differenz dadurch zu erklären, daß ſie beide »von einer ganz verſchiedenen Problemſtellung« ausgegangen ſeien. Das mag ja ganz richtig ſein; aber eine Tatſache iſt es, daß beide unter »Askeſe« im Proteſtantismus etwas ganz anderes verſtehen, und ich habe eben lediglich dieſes Faktum konſtatiert. Noch bequemer findet ſich Weber mit der Schwierigkeit ab; indem er meine Feſtſtellung erwähnt, bemerkt er (S. 182 Anm. 1): »Freilich töricht genug: Es handelt ſich einfach um Unterſchiede in der Terminologie, nicht in der Sache.« Das iſt freilich eine billige Manier, Meinungsverſchiedenheiten in grundlegenden Fragen unter einen Hut zu bringen. Für den einen iſt jedenfalls die ganze altproteſtantiſche Ethik »Askeſe«, für den andern nur die des Kalvinismus und beſtimmter Sekten: iſt das wirklich nur ein Unterſchied der Terminologie? Auch Troeltſch meint freilich: »Auf Worte kommt es nicht an. Der Sachverhalt iſt klar.« Ganz kann man doch wohl nicht der paſſenden »Worte« für die Feſtſtellung des Sachverhalts entbehren. Im übrigen formuliert er jetzt einen Unterſchied zwiſchen »asketiſchen Übungen im engeren Sinne« und zwiſchen »Askeſe im weiteren Sinne«, indem er hierunter »die überweltliche Richtung des chriſtlichen Denkens« verſteht; er erklärt, daß das »ein längſt eingebürgerter Sprachgebrauch« ſei. Da hätten wir nun alſo glücklich die dritte Art »proteſtantiſcher Askeſe«.

Allerdings über die »Askeſe« mitzureden, habe ich kein Recht; das iſt ein mir »fachwiſſenſchaftlich nicht vertrautes Gebiet«, auf dem mir ebenſolche Entgleiſungen widerfahren, wie Troeltſch auf dem meinigen. Er führt das auch dem Leſer eindringlich genug vor Augen. In meiner Abhandlung (Sp. 1263) hatte ich das Urteil gefällt: »Die Askeſe des Mittelalters war eine Sondermoral, die der Proteſtantismus nicht übernommen, ſondern verworfen hat. Er hat vielmehr die allgemeine chriſtliche Ethik, wie ſie für jedermann ohne Ausnahme gilt, nach beſtimmten Richtungen fortgebildet. Dazu gehörte es, daß die Berufslehre auf einem neuen Fundamente aufgebaut wurde, indem ſie zur höchſten ſittlichen Betätigung des Menſchen erklärt und allen zur Pflicht gemacht wurde.« Das gloſſiert Troeltſch mit den Worten (Sp. 460): »Alſo der Katholizismus iſt allgemeine chriſtliche Ethik plus Sondermoral der Askeſe, der Proteſtantismus iſt dasſelbe ohne hinzukommende Sondermoral, überdies aber eine Fortbildung in beſtimmten Richtungen, die trotzdem gleichzeitig doch ein neues Fundament ſind; und das Ergebnis von alledem iſt die Arbeit als höchſte ſittliche Betätigung!« Wenn er hinzufügt: »Hier iſt jeder Satz falſch und geht alles drunter und drüber«, ſo hat er damit ganz recht, wenn er nämlich ſeine Verdrehung meiner Erörterung meint. Urteile über beſtimmte Entwicklungsvorgänge in das Gewand einer arithmetiſchen Formel kleiden, — das kann nichts anderes als ein Zerrbild geben. Er korrigiert weiterhin die letzte Wendung in dem aus meiner Abhandlung zitierten Paſſus dahin, die Berufsarbeit ſei für den Proteſtanten nicht die höchſte ſittliche Leiſtung, ſondern nur »die natürliche Form, innerhalb deren die eigentlich ſittliche Leiſtung der Gottesliebe und Nächſtenliebe ſich zu bewegen hat.« Ich akzeptiere dieſe Belehrung ſehr gern, wundere mich aber, warum er ſie nicht in erſter Linie an die Adreſſe Webers gerichtet hat, dem ich in dieſem Falle nur gefolgt bin*); ich will es mir aber merken, daß nicht einmal auf die Partien Webers unbedingter Verlaß iſt, die ich bisher im Gefühle meiner Unzuſtändigkeit nicht angezweifelt habe. Im übrigen bin ich mir der Grenzen meiner Kompetenz ſehr wohl bewußt, und ich greife nicht gern auf Gebiete hinüber, wo ich zu den Urteilen eigentlicher Fachleute Stellung nehmen muß. Hier liegt nun die Sache ſo, daß ich mit meiner Auf-

*) Vergl. Weber, Archiv 20, S. 41: »unbedingt neu war jedenfalls (sc. in der Reformation) zunächſt eines: die Schätzung der Pflichterfüllung innerhalb der weltlichen Berufe als des höchſten Inhaltes, den die ſittliche Selbſtbetätigung überhaupt annehmen konnte«. Man ſieht: ich referiere in dem durch Troeltſch beanſtandeten Paſſus lediglich Webers Anſichten.

fassung, insofern ich mich damit in Widerspruch gegen die Autorität von Troeltsch setze, keineswegs allein als Nichtfachmann dem Fachmanne gegenüberstehe; ich schließe mich hier lediglich gegen Troeltsch anderen Fachleuten an, wie Loofs, Lang, Scheel und Kawerau, die von einer protestantischen Askese im Sinne von Troeltsch nichts wissen und sie zum Teil direkt ablehnen**), und das um so lieber, als sich mein historisches Gefühl gegen die Vermengung zweier so grundverschiedener Erscheinungskomplexe, wie der katholischen Weltverneinung und der protestantischen Ethik, durch das Bindeglied einer gemeinsamen Benennung sträubt. Ich kann es wohl verstehen, wenn gerade bei diesem Probleme Troeltsch das Bedürfnis nach einer kleinen Revanche anreizt, nun einmal mir gegenüber den Fachmann herauszukehren; ich fürchte nur, daß die Gelegenheit vielleicht nicht ganz glücklich gewählt ist. Sollte seine Lehre von der protestantischen Askese erst einmal in der theologischen Wissenschaft allgemein anerkannt sein, so will ich mich einer vox communis der Fachmänner schließlich beugen; vorderhand scheint es mir geraten, erst noch ein Weilchen eine abwartende Haltung einzunehmen und nichts zu übereilen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Hamburg.

Der Kampf um den Buchhändler-Ladenpreis in den Vereinigten Staaten.

Der Streit um den Ladenpreis gedruckter Bücher und um die Rabatte, die darauf gewährt werden dürfen, ist nicht auf Deutschland beschränkt geblieben. In England wird ein scharfer Kampf zwischen dem Buchhandel und den großen Zeitungen geführt, die Leihbibliotheken mit außerordentlich entgegenkommenden Abonnementsbedingungen einrichteten, um für sich Reklame zu machen und neue Leser und Abonnenten heranzuziehen. Auch in den Vereinigten Staaten ist der Kampf zum offenen Ausbruch gekommen. Drei gerichtliche Entscheidungen von grundsätzlicher Bedeutung, die kürzlich gefällt wurden, haben ihm für die Zukunft bestimmte Richtlinien gegeben.

Vor etwa 8 Jahren gründeten die führenden Verlagsbuchhandlungen in Nordamerika den amerikanischen Verlegerverein (American Publishers Association), der zum Ziele haben sollte, die Interessen der Verlagsbuchhandlungen und zugleich diejenigen der Verkaufs-(Sortiments-)Buchhandlungen und der Bücherkäufer wahrzunehmen. Damals war das Bücherverkaufsgeschäft in eine üble Lage geraten. Alle Arten von Rabatten und Skontoabzügen wurden den Bücherkäufern gewährt. Am schlimmsten war der Einbruch der großen Warenhäuser in das Verlags- und Bücherverkaufsgeschäft. Denn die Warenhäuser vekauften eine Reihe besonders beliebter Bücher, inbesondere der schönen Literatur, zu so außerordentlich niedrigem Preis, daß die Konkurrenz irgend einer Verlagsbuchhandlung ausgeschlossen war.

Der amerikanische Verlegerverein beabsichtigte nun, um die Desorganisation der Bücherverkaufspreise wieder zu beseitigen, den Versuch zu machen, feste Ladenpreise durchzusetzen, indem allen Buchhändlern und Verkaufsgeschäften, die die bestimmten Ladenpreise nicht innehielten, weitere Bücher von den Mitgliedern des Verlegervereins nicht geliefert erhalten sollten. Diese Bestimmung hätte sich also mit den Maßnahmen des Börsenvereins der deutschen Buchhändler gedeckt, der sie für Deutschland mit aller Strenge durchgeführt hat — trotz des Widerstandes der großen Bibliotheken, deren Macht gegenüber dem Börsenverein unterlag, zumal ja das große Heer der persönlichen Bücherkäufer selbst in keiner Weise organisiert ist. Nach deutschem Recht sind die Beschlüsse des Börsenvereins deutscher Buchhändler zur Festsetzung eines bestimmten Ladenpreises durchaus statthaft. Der amerikanische Verlegerverein aber mußte von der Einführung ähnlicher Bestimmungen Abstand nehmen, weil dadurch das sogenannte Sherman-Gesetz (Antitrust-Gesetz) verletzt worden wäre. Dieses wurde im Jahre 1887 von den beiden Häusern des Parlaments der nordamerikanischen Union erlassen, um die übermächtig gewordenen großen amerikanischen Wirtschaftsgesellschaften, insbesondere die Eisenbahnen, zu verhindern, eine noch größere wirtschaftliche Macht zu gewinnen. Man glaubte dies erreichen zu können, indem man durch das Antitrust-Gesetz bestimmte, daß geschäftliche Korporationen nicht das Recht haben sollten, falls sie ihre Wirksamkeit auf mehr als einen Einzelstaat der Union ausdehnen, unter einander Vereinbarungen zu treffen, die die freie Konkurrenz ausschließen und dadurch die Rechte der Konsumenten schädigen. Man versuchte also durch dieses Gesetz die freie Konkurrenz in viel größerem Maßstabe auszuschließen, als dies von europäischen Staaten versucht worden ist. Das Gesetz war hauptsächlich auf die Eisenbahngesellschaften berechnet, dann auch auf den Petroleumtrust und andere große Kapitalgesellschaften, die eine übermäßige Macht

**) Kattenbusch in dem soeben erschienenen Referate »Kirchengeschichte« in der »Theolog. Rundschau«, Jahrg. 1910, Heft 4, S. 144, schließt die »innerweltliche Askese« gleichfalls in Gänsefüßchen und fügt hinzu: »wie er (sc. Weber) es nannte — eine recht skeptische Nuance.

über die Konsumenten erhalten hatten. Aber der amerikanische Verlegerverein mußte befürchten, daß man das Shermansche Antitrust-Gesetz nun auch auf den Verlagsbuchhandel anwandte, wenn dieser versuchen wollte, durch einen gemeinschaftlichen Beschluß der Verleger bestimmte Ladenpreise zu erzielen.

Man gab daher den ursprünglichen Plan auf und überließ jeder einzelnen Verlagsbuchhandlung, die Preise ihrer eigenen Bücher festzusetzen. Damit fiel aber auch die Notwendigkeit, für die Innehaltung dieser Ladenpreise zu sorgen, auf die Schultern des einzelnen Verlegers, der zur Durchführung der festgesetzten Preise naturgemäß bei weitem nicht die Macht besitzt wie eine wirtschaftliche Körperschaft etwa nach Art des Börsenvereins deutscher Buchhändler.

Denn eigentlich bleibt dem einzelnen Verleger ja nichts anderes übrig, als es abzulehnen, einer Sortimentsbuchhandlung oder einem Warenhaus überhaupt Bücher seines Verlags zu liefern, wenn diese sich nicht verpflichten wollen, den Ladenpreis innezuhalten. Nichts ist selbstverständlicher, als daß die Abgewiesenen dann ihren Bücherbedarf bei anderen Verlagsbuchhandlungen decken, so daß nur sehr große Verlagsbuchhandlungen und nur solche, die eine Art tatsächliches Monopol für bestimmte Verlagsgebiete haben, sich herausnehmen können, in dieser Weise vorzugehen. Der Verlagsbuchhandel mußte also ähnliche Mittel zu benutzen suchen, die sonst im kaufmännischen Leben angewandt werden; so ist beispielsweise der Preis für leinene Herrenkragen in den Vereinigten Staaten jahrelang durch die größte Kragenfabrik auf einer bestimmten Höhe gehalten worden, indem sie ablehnte, ihre Erzeugnisse an Firmen zu verkaufen, die unter dem von der Fabrik festgesetzten Ladenpreise verkauften. Es lag dann also ein bestimmter Kontrakt zwischen der Fabrik und den Verkaufsfirmen vor, und diesen konnte der Bezug weiterer Waren erschwert werden, wenn sie den Kontrakt brachen. Die Frage ist oft vor Gericht gebracht worden, da die Verkaufsfirmen einen Einbruch in ihre wirtschaftliche Freiheit darin sahen, daß sie die Waren, die von ihnen bezahlt wurden, zu einem nicht von ihnen festgesetzten Preise verkaufen sollten. Die Gerichtshöfe haben aber ausnahmslos in solchen Fällen die Forderung der Fabrik für rechtmäßig erklärt, weil eben ein bestimmter Kontrakt geschlossen war.

Im Buchhandel wurde deshalb vom amerikanischen Verlegerverein eine Agitation entfaltet, um die Sortimentsbuchhändler und die Warenhäuser zur Anerkennung der festzusetzenden Ladenpreise zu bewegen. Im eigensten Interesse erklärten sich die letzteren auch größtenteils bereit, sich an diese Verkaufspreise zu halten. Nur wenige Firmen weigerten sich. So blieb das große Warenhaus von R. H. Macy & Co. in New York dabei, daß es sich selbst vorbehalten müsse, zu welchem Preise es die von ihm gekauften Bücher verkaufe. Darauf sperrte eine Anzahl von Verlagsbuchhandlungen dem Warenhause R. H. Macy & Co. den Bezug weiterer Bücher. Das Warenhaus klagte und verfolgte die Streitfrage durch mehrere Instanzen. Die Gerichtshöfe haben indessen im Sinne der Verleger entschieden, soweit es sich um Bücher handelt, deren Verlagsrechte ausschließlich einem bestimmten Verleger zustehen. Über die gleiche Rechtsfrage für verlagsfreie Bücher hat das Gericht eine klare Entscheidung noch nicht gefällt, sondern der Firma R. H. Macy & Co. zunächst aufgegeben, wenn sie den Rechtsstreit fortsetzen will, erst noch zu beweisen, daß sie durch die Weigerung einzelner Verleger, solche Bücher zu liefern, einen Schaden erlitten habe.

Wenn die amerikanischen Verleger hier gesiegt haben, so haben sie an zwei anderen Stellen vor Gericht eine Niederlage erlitten. In den ersten der beiden Fälle handelte es sich um die Frage, ob Sortimentsbuchhändler, die einen bestimmten Kontrakt über Innehaltung der Ladenpreise nicht unterzeichnet haben, verpflichtet sind, nicht unter den Ladenpreis hinunterzugehen, falls dieser auf dem Buch selbst aufgedruckt ist. Die Verleger hofften, eine solche gerichtliche Entscheidung durchsetzen zu können, da kürzlich von einer Grammophon-Gesellschaft ein ähnlicher Rechtsstreit erfolgreich durchgefochten worden war. Die Grammophon-Fabrik hatte auf jedem von ihr gelieferten Grammophon den Verkaufspreis angebracht und lieferte den Verkaufsläden nur unter der Bedingung, daß dieser Ladenpreis innegehalten würde. Ein Verkäufer hatte den Preis unterboten und war wegen Verletzung des Kontrakts verurteilt worden. Auf Grund dieser Vorentscheidung klagte eine der größten Verlagsbuchhandlung des Westens, die Bobbs-Merrill-Company, gegen das Warenhaus R. H. Macy & Co. in New York, das den amerikanischen Verlegern ein ganz besonderer Dorn im Auge zu sein scheint. Die Bobbs-Merrill-Company druckte auf die Rückseite des Titelblatts ihrer Bücher den üblichen Copy-right-Vermerk, ohne den das Nachdrucksrecht nicht gesichert ist, und fügte diesem Vermerk den Ladenpreis mit der Ankündigung hinzu, daß jeder Verkäufer, der das Buch unter dem Ladenpreis verkaufen würde, eine Klage wegen Verletzung des Copy-right zu erwarten habe. Das Warenhaus R. H. Macy & Co. verkaufte mit seiner gewöhnlichen Kühnheit dennoch unter dem Ladenpreis und ließ sich verklagen. Gleichzeitig wurde es auch von der bekannten Verlagsfirma Charles Scribner's Sons in New York verklagt, weil es Bücher dieser Verlagsbuchhandlung, deren Ladenpreise auf Rechnungsformularen und in Katalogen genau angegeben waren, unter diesem Ladenpreis verkauft habe. Die Verlagsbuchhandlung behauptete, daß die ausdrückliche Aufführung des Ladenpreises die Verpflichtung für den Wiederverkäufer in sich schlösse, nicht unter dem Ladenpreis zu verkaufen, weil damit ein bestimmter Kontrakt eingegangen sei.

In beiden Fällen wurde der Rechtsstreit bis zum obersten Gerichtshof des Staates New York durchgeführt. Der Gerichtshof erklärte, daß ein bestimmter, rechtlich bindender Kontrakt nicht vorliege. Der Präzedenzfall der Grammophon-Gesellschaft muß also doch wohl klarer gelegen haben. Die amerikanischen Verleger werden sich daher, um das Unterbieten des Ladenpreises unmöglich zu machen, in jedem einzelnen Falle, in welchem sie mit einer Verkaufsfirma in Verbindung treten, erst einen Verpflichtungsschein ausstellen lassen müssen, der kontraktlich bindende Rechtskraft besitzt.

E. S.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 24
11. Juni 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Besitz und Vermögen bei den primitiven Völkern.

Von Josef Kohler, Professor an der Universität Berlin.

Mit der ursprünglichen Form der Gemeinverhältnisse der Völker ist auch eine völlige Gemeinsamkeit des Vermögens verbunden, nur allmählich löst sich aus dem allgemeinen Recht das Recht des einen oder anderen Einzelwesens heraus, und die eine oder die andere Lebenssache tritt zu der einen oder anderen Person in eine nähere Beziehung. Die frühere Ansicht, daß durch Arbeit von jeher das Einzeleigentum entstanden sei, ist eine naturrechtliche Verirrung, denn der einzelne diente der Gesamtheit mit seiner Person und mit seiner Arbeit. Der Gedanke der Einzelarbeit und die Meinung, daß jeder Person das Resultat der eigenen Arbeit gebühre, ist ursprünglichen Völkern noch fern. Ein jeder geht in der Gesamtheit auf. Erst wenn sich die einzelne Persönlichkeit zur Selbständigkeit entwickelt hat, tritt auch der Gedanke der Einzelarbeit und das ihr entsprechende Einzeleigentum hervor. Ursprünglich sind es religiöse Motive, die eine Verknüpfung der Person mit einzelnen Gegenständen bedingen. Hat die Person ihren eigenen Schutzgeist, so sind diejenigen Gegenstände, mit denen sie dem Schutzgeist dient, der Einzelperson verfallen und stehen im Dienste dieser.

So geht auch die Geschichte des Grundeigentums allüberall von dem Gemeineigentum aus, sobald überhaupt der Gedanke der Aneignung von Grund und Boden aufgetaucht ist. Dieser Gedanke aber steht im Zusammenhang mit der Bodenpflege, welche der Menschheit eine ganz neue Richtung gegeben und ihre Lebensverhältnisse tief verändert hat, so daß man sagen muß, die Bodenpflege ist die Grundlage der Kultur: Völker, die zu einer ordentlichen Bodenpflege nicht gelangt sind, konnten auch nicht zu einer höheren Kultur, jedenfalls nicht zu einer Vermögenskultur emporsteigen, und da die Vermögenskultur mit ein Erfordernis höherer menschlicher Bildung ist, so ist von der Pflege des Bodens unendlicher Segen ausgegangen.

In den Zeiten der regellosen Frucht- und Tierokkupation liegt der Gedanke des Bodeneigentums völlig fern; höchstens daß ein Stamm den übrigen den Eintritt in seine Jagdgründe verwehrt; ebensowenig wie das Wild einem besonderen Gelände angehört, ebensowenig kann die Vorstellung entstehen, daß der Boden irgendwie dem einzelnen zum Alleinrecht zustehen könnte.

Anders wurde es mit der Bodenpflege: hier entwickelte sich von selbst ein regelmäßiges Verhältnis zum Grund und Boden.

Die Art, wie sich dieses Verhältnis entwickelte, war verschieden, je nachdem die Bodenkultur eine systematische oder nur eine

Zufallskultur war. Wo es nicht nötig war, den Boden mit allen Kräften in Anspruch zu nehmen, sind die Völker dahin gekommen, dem einzelnen zu überlassen, ob er in mehr oder minder ausreichendem Maße kultivieren will, und haben ihm, wenn er es wollte, Land aus der Stammgemarkung zugewiesen, in der Art, daß ihm das zugewiesene Stück allein und getrennt von allen angehören sollte. Der auf solche Weise Zugewiesene bekam Besitzesschutz, Niemand durfte ihm ins Gehege kommen, aber er war dabei nur so lange geschützt, als er den Boden kultivierte; kultivierte er nicht, dann mußte er ihn wieder der Allgemeinheit überlassen. Von einem veräußerlichen oder vererblichen Eigentum war keine Rede. Dies hat sich erst entwickelt mit der Verschiedenheit des Bodens, mit der intensiveren Bodenkultur, wodurch Ungleichheiten entstanden und namentlich einzelne Teile des Bodens begehrenswerter erscheinen mußten als andere.

Wo immer aber die Kultur eine intensivere war, hat sich die Menschheit herdenweise auf die Bodenpflege geworfen, und es waren ganze Horden oder mindestens Hordenabteilungen, welche den Boden bestellten. Man mußte ihn der Natur in der Art abringen, daß man Wald und Busch abbrannte und dann in die Asche säte. Der auf solche Weise bebaute Boden wurde aber nach ein oder zwei Jahren wieder erschöpft, und die Hordenabteilung wandte sich nach einer anderen Seite hin, und so ging es weiter, bis man oft im Umkreise wieder zum Anfang zurückkehrte. Das ist überall auf der Erde nachweisbar, vor allem bei den Indogermanen, welche von jeher sehr starke Ackerbauer gewesen sind und in der Bodenkultur Heil und Segen erwarteten. Von diesem System der Gemeinkultur sind die Völker sodann zum System der Einzelkultur übergegangen, aber so, daß immer von Zeit zu Zeit die einzelnen Familien einander Hilfe leisteten und aushalfen. War man aber zu einer Einzelkultur gelangt, dann kam man auch dazu, den Boden abzuteilen, und das geschah in der Art, daß der Gesamtboden alle paar Jahre neu zerlegt und dem Gewinngenossen zugewiesen wurde. Das ist das System des Wesch in Indien, wie das Rebningsverfahren in Deutschland, wie das hamarskipt in Schweden, wie das chamahad der Kelten. Dieses periodische Abteilungsverfahren, welches natürlich auf der einen Seite die Gemeindegenossen einander sehr nahe brachte, auf der anderen Seite aber auch wieder ein sehr konservatives und Neuerungen abholdes Element bildete, hat jahrhundertelang fortgedauert, bis man allmählich der ständigen Abteilung überdrüssig wurde und die Zuweisung zur endgültigen ward.

Die primitiven Völker zeigen hier die verschiedensten Stufen. Bald fehlt die Bodenpflege völlig, wie bei den Australiern und Eskimos, bald ist sie selten und unbedeutend gegenüber dem Jagd- und Beutegang; meist aber verweilt sie auf dem Stande der Zuweisung an den Einzelnen zum zeitweiligen Besitze, selten ist sie weiter gediehen. Die Zuweisung zum Besitz ist besonders in Afrika bedeutsam; sie ist für unsere Kolonisation äußerst wichtig, denn die ungeheuren Verkäufe der Häuptlinge an die Kolonialgesellschaften hatten diese Natur: sie waren nicht den Afrikanern aufgedrungen, sie beruhten auf dem uralten afrikanischen System.

Intensive Kultur findet sich bei den Malayen und Polynesiern, und hier findet sich vielfach neben dem Bodenrecht das Baumrecht: der Baum hat vielfach einen anderen Eigentümer als der Boden, und die Früchte stehen gewöhnlich unter dem besonderen Schutze eines Geistes, dessen Bild man anheftet (matakau), und der dem Früchtedieb Tod und Verderben sendet.

Mit der Entwicklung des individuellen Lebens und des individuellen Vermögens entwickelt sich auch das Erbrecht. Solange nur Gemeineigentum herrscht, ist natürlich von Erbrecht keine Rede, denn sein Wesen besteht darin, daß Sonderrechte auch nach dem Tode des Berechtigten als Sonderrechte fortdauern und nicht in das Gesamteigentum zurückkehren. Diese Erscheinung stellt sich sofort ein, sobald man den Gedanken der Rückkehr an das Gesamtvermögen aufgibt und danach trachtet, das Sondervermögen wesentlich Sondervermögen bleiben zu lassen. Jetzt muß sich natürlich die Frage erheben, an wen dieses im Sonderrecht verbleibende Vermögen falle; mit anderen Worten, die Frage des Erbrechts wird dringend. Hier kommt natürlich der Genossenverband der Familie vor allem zur Geltung: statt an die ganze Familie fiel das Vermögen an die im Familienkreise Zunächststehenden; man teilte die Familie in Gliederungen und ließ die näheren vor den ferneren zu. Manche

Völker blieben auch bei der Zuweisung an den ersten Kreis stehen — die Neffen bei Mutterrecht, die Abkömmlinge bei Vaterrecht.

Wie überall, hat auch hier religiöse Idee mitgespielt, und wenn man das Vermögen übergehen ließ, so betrachtete man das Vermögen als das Gewand der Seele, und mit dem Tode trat ein Übergang der Seele ein, der einen Übergang des Vermögens mit sich zog.

Die wenigsten primitiven Völker sind zu einem geordneten Erbrecht gelangt. Von einem Erbrecht in bezug auf unbewegliches Vermögen ist meist noch nicht die Rede, und was die bewegliche Habe betrifft, so hat das Erbrecht mit der Vorstellung zu kämpfen, daß das dem Einzelwesen Eigene ihm über das Grab hinaus verbleiben muß. Diese Vorstellung führt zur Vernichtung der Habe, der man sich dann allmählich durch alle möglichen Fiktionen zu entziehen sucht, z. B. dadurch, daß man statt der Sache ein Bild opfert oder den Schatten der Sache aufs Grab fallen läßt.

Die ursprüngliche Vertragsbindung ist eine religiöse, und zwar nach doppelter Richtung hin: entweder ist der Schuldner in seiner Persönlichkeit durch einen unbezwingbaren Zauber an den Gläubiger gekettet und in seinem ganzen Wesen von ihm abhängig und ihm dienstbar; er übergibt sich ihm, indem er ihm seine Götzen weiht, oder indem er ihm den Zauberstab überantwortet; dieser verleiht dem Gläubiger die Macht über Körper und Seele. Oder aber die Verbindung vollzieht sich in der Art, daß ein höheres geistiges Wesen als Beschützer des Vertrages hervortritt und den Schuldner beim Wort hält, ihn bestraft und vernichtet, wenn er sein Wort bricht; daher sehr häufig die dem Vertrage beigefügten Verfluchungsformen und daher auch die Herbeiziehung des Zaubers durch besondere Weihehandlungen, so z. B. durch das sogenannte Eidesessen (bei den Bantus), indem ein Bissen dem Gott geweiht und dann verzehrt wird, oder indem man sonst in irgend einer Weise den Vertrag an die Gottheit heftet.

Diese beiden Arten der Verfangenheit der Persönlichkeit entsprechen den zwei Stufen, welche die religiöse Entwicklung der Menschheit bis zu den Kulturreligionen hin überschritten hat. Die erste Art entkeimt der dumpfen, unbewußten Scheu der Völker, dem Glauben an geheimnisvolle Zauberkräfte, auf die man einwirken und die man gegen einen Mitmenschen kehren könne, so daß die magischen Formen, die mystischen Werkzeuge, die geheimnisvollen Medien als die Vermittler dieser über dem Menschen waltenden höheren Macht gelten. Die zweite Art eignet jener religiösen Anschauung, bei welcher die Geister ein selbständiges Leben gewinnen: hier ruft die Phantasie und der Gestaltungstrieb die vergöttlichten Wesen herbei, und sie breiten über den Vertrag die schirmende Hand.

Die Vertragsbindung ist daher ursprünglich eine Verhaftung der Person, eine Auffassung, die bis tief in die späteren Zeiten fortwirkt und auf der einen Seite zur Verstärkung der Verträge beigetragen, auf der anderen Seite es herbeigeführt hat, daß die Menschheit sich quälte, marterte, folterte; denn der dem Gläubiger verfangene Schuldner war eben auf Leben und Tod preisgegeben, und es mußte schon als eine Verbesserung der Lage betrachtet werden, wenn ein besonderer Verpfändungsvertrag zustande kam, in der Art, daß der Schuldner nur Pfändling wurde und nicht für immer seine Existenz verlor. So entwickelte sich das Pfändlingswesen, das sich auf der ganzen Erde findet, sobald das Schuldrecht einigermaßen zur Entfaltung gelangt ist. Der Schuldner ist Pfändling mit seiner Familie. Es besteht aber für ihn die Möglichkeit, sich von der Schuld zu befreien und dadurch wieder seine Selbständigkeit zu erlangen. Diese Möglichkeit kann allerdings mehr und mehr in die Ferne gerückt sein durch zwei Umstände: 1. dadurch, daß die Schuld den Wert einer menschlichen Persönlichkeit übersteigt und 2. dadurch, daß die Schuldarbeit zuerst die Zinsen tilgt und dann erst das Kapital. Das erstere System wird aber bei vielen Völkern dadurch gemildert, daß der Schuldner nicht auf mehr haftet, als der Wert eines Menschen beträgt, und daß er sich daher lösen kann, indem er diesen Menschenwert bezahlt. Das zweite Prinzip wird dadurch einigermaßen gemildert, daß nur die ordentliche Arbeit des Sklaven den Zinsen gleichgestellt wird, sodaß jede Überarbeit vom Kapital abgeht. Auch wird mitunter ein Teil der ordentlichen Arbeit, z. B. das erste Zehntel, dem Kapital gutgeschrieben. Andererseits muß man berücksichtigen, daß der Gläubiger auch die Familie

des Schuldners zu erhalten hat, und daher werden die Kinder die Lage des Schuldners verschlimmern und die Auslösung erschweren, solange bis sie selbst Arbeit leiſten und mit⸗helfen können, die ganze Familie auszulösen. So verwendete der Gläubiger den Pfändling wirtschaftlich. Das war aber nicht die ein⸗zige Weise: vielfach war es ihm hauptsäch⸗lich darum zu tun, ihn zu vergewaltigen und damit seine Übermacht zur Geltung zu bringen. Denn die Freude an der Qual des anderen gehört von jeher zur Luſt der Menschen und das Recht, eine solche Marter aufzuerlegen, galt für vollinhaltliche Vermögensbefugnis, als vollberechtigte Äußerung des menschlichen Kraftbeſtrebens.

Auf solche Weise entſtand das Schuld⸗recht als ein Recht am Schuldner oder am Bürgen auf Leben und Tod unter freier Be⸗nutzung der Arbeitskraft. Dies iſt ein Kelch, der der Menschheit nicht erspart bleibt. Es gibt kaum eine Bedrängnis, die man dem unglücklichen Schuldner nicht angetan hat, und die Übermacht des Gläubigers tritt in immer neuen Zügen hervor.

Allmählich hört allerdings die Vorſtellung, daß der Schuldner sich dem Gläubiger ver⸗pfände, auf, und an ihre Stelle tritt der Ge⸗danke, daß der Schuldner gesellschaftlich zur Erfüllung seiner Verbindlichkeiten verpflichtet sei. Damit taucht eine neue Stufe des Schuld⸗rechtes auf: der Schuldner iſt nicht mehr Pfand des Gläubigers, er haftet nicht mehr, sondern er iſt dem Gläubiger verpflichtet.

Aber allerdings, die Lage des Schuldners wurde damit keineswegs erleichtert, denn wie früher der Gläubiger den Schuldner als Pfand behandelte, so glaubte man jetzt die Befugnis zu haben, ihn mit den äußerſten Mitteln zur Erfüllung zu zwingen, und der Umſtand, daß er kein Zahlungsmittel habe, vermochte die Gläubigerschaft nicht zu besänftigen, denn die Entschuldigung der Unmöglichkeit der Erfüllung ließ man nicht gelten, und eine gewisse Voreingenommenheit und Rachesucht gegen den, der nicht für die Erfüllung der Mittel gesorgt hatte, brach durch alle diese Beſtrebungen hindurch. Tatsache iſt es, daß man auch jetzt den Schuldner in aller Weise persönlich mißhandelte, ihn folterte, marterte, ja tötete, ihn aus dem Lande verſtieß, ihn mit Hohn und Spott verfolgte. Es kam jetzt die Zeit, wo man den Schuldner in Haft nahm, wo man ihn wie ein Gesinde zur Arbeit zwang, ihn verbannte, ihm die schimpflichſten Gebräuche aufzwang und ihm noch den Frieden des Todes raubte, indem man ihm die ehrliche Beſtattung vorenthielt, bis er zahlte; dies war sehr bedeutsam, denn ohne ehrliche Beſtattung fehlte ihm nach dem Glauben der Völker der Frieden im Jenseits.

In diesem Stande findet sich das Schuld⸗recht bei den meiſten Naturvölkern, soweit sie ein Schuldrecht entwickelt haben, und insbesondere für etwaiges Darlehn sowie für die Schulden aus Vergehungen trat die be⸗zeichnende Verknechtung oder Mißhand⸗lung ein.

Der Handel iſt in den Urzeiten entweder ein sogenannter ſtillschweigender Handel, welcher sich in der Art vollzieht, daß beide Teile einfach ihre Waren an einen beſtimmten Ort legen, wo sie dann jeweils vom andern Teile abgeholt werden. Daß dabei eine gewisse Ordnung und Sicherheit herrscht, beruht auf hergebrachter Sitte, die durch reli⸗giöse Ideen hervorgerufen und durch die Überzeugung gefördert wird, daß es nur auf solche Weise einem jeden Volke möglich iſt, gewisse vorzügliche Dinge zu erlangen, die das fremde Land hervorbringt. Die zweite Art des Handels iſt die des Wanderhandels, indem der Fremde Ware in das Land bringt. Dieser Wanderhandel findet ursprünglich große Schwierigkeit; denn der Fremde iſt rechtlos, ja er wird auch beargwöhnt, weil man immer befürchtet, daß er die Aufmerk⸗samkeit der Götter auf sich lenkt und es dadurch bewirkt, daß es dem Volke selber an einem Teil des ihm nötigen Segens gebricht.

Die Schwierigkeit wird überwunden durch das Fremdenasyl und die Klientel. Der Fremde wird zeitweilig in die Klientel eines der Bürger aufgenommen und genießt, solange er in diesem Verbande lebt, den Asylschutz. Während dieser Zeit kann er seine Waren ausbreiten, und haben die anderen Zeit, sich die Gegenleiſtung zu verschaffen und ihm zu übermitteln. So iſt auch der Wanderhandel zuerſt Klientel⸗ und Asylhandel. Später wird das Asyl auch hier verörtlicht und es dem Fremden ermöglicht, in gewissen Gegenden des Landes unbeschadet und unangefochten zu verweilen. So entwickelt sich der Handel als Niederlassungshandel. Ein weiteres Sta⸗dium iſt es, wenn an diesen Niederlassungs⸗ſtätten das fremde Volk ſtändige Unternehmen gründen und ſtändige Vertreter des Handels

dorthin entsenden darf. Dann kann der Wanderhandel in einen Versendungshandel übergehen, indem die Ware einfach an einen derartigen Vertreter im fremden Lande übersandt wird. Ein ferneres Stadium ist es, wenn anstelle dessen Personen des Inlandes ausgewählt werden, an welche man die Ware schickt, und welche für ihre Verbreitung sorgen. So wird der Handel zum Kommissionshandel; das letzte Stadium ist es, wenn die Verbindung so sehr angebahnt ist, daß der Versendungshandel direkt an die Käufer und Bezieher des fremden Landes erfolgen kann.

Die verschiedenen Stufen des Handels bis zum Kommissionshandel sind bei den Urvölkern nachweisbar. Der Asylhandel ist in den verschiedensten Teilen der Erde heimisch, in Afrika wie auf Borneo. Andererseits haben Völker, wie die Makassaren und Buginesen, bereits überseeische Niederlassungen gegründet, und im indischen Archipel ist auch der Kommissionshandel meist in der Art entwickelt, daß die Kommissionsware abgeschätzt wird und der Verkaufskommissionär alles behalten kann, was er über diese Schätzung hinaus erzielt.

Ästhetik und Kunstphilosophie.

Von Hugo Spitzer, Professor an der Universität Graz.

(Schluß)

Gesellten sich, was bekanntlich durchaus nicht der Fall ist, zu den Gesichts- und Gehörsempfindungen wie zu den Reproduktionen der Eindrücke dieser Sinne eigentümliche, für einen jeden Sinn charakteristische Muskelbewegungen und Zustände im Gefäßsystem oder böten, was jedoch ebenso wenig den Tatsachen entspricht, auch nur alle durch Gesichtswahrnehmungen geweckten Affekte ganz bestimmte Ausdruckssymptome dar und zeigten sich alle durch Gehörseindrücke veranlaßten von anderen, nicht minder bestimmten Symptomen begleitet, so wäre dies zur Not verständlich: denn sowohl von der Sehsphäre des Hinterhauptlappens wie von dem psychoakustischen Zentrum des Schläfenlappens könnten Faserzüge, Verbindungsbahnen gerade zu den in Anspruch genommenen untergeordneten Zentren gehen. Daß aber die Gemütsbewegungen, so wie sie alle Welt unterscheidet, spezifische Äußerungsformen besitzen, daß sich der nämliche Komplex physiologischer Vorgänge bei Gefühlen herstellt, deren repräsentative Grundlagen nichts mit einander gemein haben, als daß sie sich auf Lust oder Unlust erzeugende Gegenstände richten, die in demselben zeitlichen Verhältnis zum Subjekt stehen, dafür fehlt gegenwärtig wohl noch jede Spur einer Erklärungsmöglichkeit. Ja, man muß viel kritischen Sinn haben, man muß das Für und Wider der Meinungen mit großer Behutsamkeit abzuwägen verstehen, um sich nicht angesichts dieses Rätsels, in dessen Dunkel die moderne Gehirnforschung vergebens hineinleuchtet, dem Platonismus und Spiritualismus in die Arme zu werfen. Wer will da glauben, daß die physischen Affektäußerungen in den Sensationen, die sie mit sich führen, die Gemütsbewegungen selber sind, wenn man nicht einmal die regelmäßige Verbindung, das stete Einhergehen der Gemütsbewegungen mit jenen Äußerungen zu begreifen vermag?! Meumann wird hierdurch nicht getroffen, da er ja den Affekt aus den Muskelkontraktionen mit deren Empfindungsfolgen nicht bestehen, sondern kraft eines ererbten Mechanismus gleichsam automatisch entstehen läßt. Allein auch das ist, wie gesagt, eine kühne und auf mancherlei Schwierigkeiten stoßende Auffassung. Diejenige Seite der Meumannschen Ansichten, die am bestimmtesten und mit voller Klarheit schon in dieser historisch-kritischen Einführung sichtbar wird, betrifft natürlich die Umgrenzung der Ästhetik. Hier bedarf es nicht erst des ausgeführten Systems, um den Standpunkt des Verfassers erkennen und beurteilen zu lassen: nach dem eingangs Erörterten ist das Maß, in welchem die Auswahl und Zusammenfassung des Stoffes im vorliegenden Werke einleuchtet oder verwirrt, als zweckmäßig oder als unzweckmäßig empfunden wird, bereits eine vortreffliche Probe auf die Richtigkeit der

von Meumann empfohlenen Grenzabsteckung. Wenn es nun noch irgend eines Beweises bedürfte, daß die Einfügung der ganzen Kunstwissenschaft mit Ausnahme der reinen Kunstgeschichte in das Gebiet der Ästhetik schwere Nachteile mit sich bringt, und wenn mich irgend etwas in der Überzeugung bestärken könnte, daß die von mir vorgeschlagene, und auch von Dessoir seinem großen Werke zugrunde gelegte engere Fachumschreibung, also die Lostrennung der Kunstwissenschaft als der Theorie der künstlerischen Produktion von der eigentlichen Ästhetik, die sich natürlich ebenfalls zum Teil mit der Kunst, aber nur mit dem ästhetischen Fühlen des Künstlers und vor allem mit den Wirkungen der Kunst aufs Publikum beschäftigt, in methodischem Interesse vorzuziehen ist, so würde ich in der Meumannschen Schrift einen solchen Beweis und eine solche Bekräftigung finden, Der Verfasser zieht für seine Person die Grenzen der Ästhetik nicht bloß nicht enger als herkömmlich zu geschehen pflegt, sondern rückt sie noch weiter hinaus, indem er, getreu dem Programm, das er in der Heinze-Festschrift entworfen, zur Lehre vom ästhetischen Gefühl und zur Kunstwissenschaft als drittes Stück noch die Wissenschaft von der ästhetischen Kultur hinzugibt. Mit dieser Neuerung, der Anhängung eines erst auszugestaltenden Faches an die Subdisziplinen der Ästhetik, geht jedoch Hand in Hand eine Erweiterung des Kunstbegriffs. Und die Folgerichtigkeit des Verfahrens, das Meumann hierbei befolgt, scheint über jeden Zweifel erhaben. Unstreitig ist sein Vorgehen weit konsequenter als das der meisten neueren Ästhetiker, die ohne Bedenken die Architektur abgehandelt, sich aber nicht entschlossen haben, von jenen Hervorbringungen wesentlich dekorativer, mithin einer ästhetischen Absicht dienender Werke Notiz zu nehmen, welche man noch zu Anfang des vorigen Jahrhunderts vielfach mit Bau- und Gartenkunst zusammengestellt und gleich diesen als »verschönernde Künste« bezeichnet hat. Kommt es nur auf die ästhetische Bestimmung des Produkts und die größere oder geringere Ausschließlichkeit dieser Bestimmung an, dann ist wirklich nicht abzusehen, warum die Baukunst besseren Anspruch auf Berücksichtigung seitens der Kunsttheorie haben soll als Goldschmiedetechnik oder Weberei zu rein ornamentalen Zwecken. Das hat schon Semper begriffen. Indem er technische und tektonische Künste zusammenfaßte, brach er resolut mit der Überlieferung und antezipierte er im wesentlichen eben den Kunstbegriff, welchen der Verfasser stillschweigend entwickelt und durchführt. Kein Wunder daher, daß Meumann die Dienste, welche Semper der Wissenschaft der ästhetischen Kultur geleistet hat, an den Erklärungen der Formen von Schöpfeimern, von Gefäßen zur Aufbewahrung des Getreides, von Amphoren, von Teppichmustern usw. erläutert. Allein so gewiß Semper und Meumann unter Voraussetzung des obbezeichneten Prinzips, das Kriterium des Kunstwerks einzig den Absichten seiner Gestaltung zu entnehmen, im Rechte sind, ebenso gewiß scheint es, daß die Bedenklichkeit der unabweisbaren Folgen das Prinzip selber wankend macht. Alle Gebrauchsgegenstände des täglichen Lebens sucht man nicht nur zweckmäßig, sondern auch hübsch, gefällig herzustellen. Hat nun die Ästhetik neben dieser Gefälligkeit und den psychologischen Gesetzen, worauf sich dieselbe gründet, noch die ganze Produktionstechnik mit all den Ursachen, welche die Form der Artefakte bestimmen, zum Gegenstande ihrer Untersuchung zu machen und zwar deshalb, weil einerseits, wie Meumann mit Recht betont, die Auffassung des Zwecks, der Gebrauchsweise oft in die ästhetische Beurteilung einfließt und andererseits auch bei der Schätzung von Kunstwerken höherer Art nach des Verfassers gutem Ausdrucke »viel latentes Wissen von der Technik und dem Material« »fortwährend« mit im Spiele ist, wie soll dann die Disziplin, die man doch stets zu den philosophischen gerechnet hat, diesen ihren philosophischen Charakter weiterhin bewahren, wie soll sie gegen die Kunde von der Warenverfertigung und den praktischen Gewerben abgegrenzt werden?! Wie soll es dem einzelnen überhaupt möglich sein, eine Lehre zu beherrschen, die nicht mehr und nicht weniger als die Erzeugung aller auch äußerlich ansprechenden Produkte von Menschenhand festsetzen und in ihren Gründen erforschen will?!

Und wenn so die Ästhetik als Kunstwissenschaft mit der Technik und Gewerbelehre zusammenfließt, so geht diese zur

Technik gewordene Kunstwissenschaft ohne die Möglichkeit irgend einer bestimmten Sonderung gleichzeitig in die Lehre von der ästhetischen Kultur über, die nach Meumanns ausdrücklicher Erklärung ebensowohl das Streben »nach gefälliger Kleidung, schöner Wohnung, schönen Geräten, Werkzeugen, Möbeln« als dasjenige »nach schöner Sitte, schönen Lebens- und Verkehrsformen, schöner Sprache und Rede« wissenschaftlich betrachtet. Oder soll etwa die Scheidung in der Weise vollzogen werden, daß die Herstellung und ästhetische Beurteilung der schönen Geräte die Kunstwissenschaft, die Weckung des Sinnes für solche Schönheit dagegen die Lehre von der ästhetischen Kultur angeht? Aber läßt sich beides für eine gründliche und möglichst weit zurückgreifende Kausalbetrachtung trennen? Muß nicht ästhetischer Sinn an der Hervorbringung der Geräte beteiligt sein, damit uns diese wirklich gefallen, führt also nicht die Produktionsfrage von selber auf die Frage der Entwicklung und Verbreitung des Schönheitssinnes? Und sind wir auf der andern Seite nicht gerade früher von Meumann belehrt worden, daß die Kenntnis der Herstellungsart zugleich die Bedingung der richtigen und scharfen, sich nicht bloß auf ein »unbestimmtes Staunen« beschränkenden ästhetischen Beurteilung ist? Kann aber die vollste Bewährung ästhetischen Sinnes gegenüber den fraglichen Objekten in etwas anderem liegen als eben in dem Vermögen solch' feiner, ihrer Gründe bewußter Beurteilung? Kurz, wenn man die Ästhetik so faßt und umschreibt, wie der Verfasser will, so hört sie auf, eine philosophische Wissenschaft zu sein; sie wird völlig uferlos, und während sie, als ganzes genommen, mit allen erdenklichen Partieen der Technik verschmilzt, quirlen auch innerhalb ihres eigenen Gebiets die einzelnen Teile zu einer chaotischen Masse zusammen. Die Schuld an diesem chaotischen Zustande trägt aber nicht etwa eine ungeschickte oder unzulängliche Durchführung des Programms von Seiten Meumanns, sondern jenes Programm selbst, das ohne Frage in der Konsequenz der bisher geltenden Grundsätze liegt. Der Vorwurf fällt also vom Verfasser zurück auf die ganze traditionelle Behandlung der Ästhetik, und nur deshalb springt die Unhaltbarkeit des Standpunktes bei ihm vielleicht stärker und störender ins Auge, weil er logischer und prinzipientreuer als die andern zu Werke geht.

Indeß, gewisse Fehler der Stoffeinteilung hätten sich doch auch bei Aufrechthaltung der Prinzipien Meumanns und ohne jede Einengung des von ihm der Ästhetik angewiesenen Terrains vermeiden lassen; die betreffenden Unebenheiten sind mithin tatsächlich auf sein Konto zu setzen. Es soll nicht darüber mit ihm gerechtet werden, daß er für die Untersuchungen, die sich an das fertige Kunstwerk knüpfen, die Bezeichnungen »Kunstwissenschaft«, »Kunsttheorie« reserviert und demnach der »Kunstwissenschaft« die »Psychologie des Kunstschaffens« gegenüberstellt, obschon schließlich auch die letztere Anspruch hätte, mindestens als ein Teil der Kunsttheorie oder allgemeinen Kunstwissenschaft zu gelten: — solche terminologische Dinge sind ja wirklich belanglos. Meumann denkt aber, wenn von »Kunst« schlechtweg die Rede ist, blos an die äußeren, gleichsam aus dem Künstlergeiste entlassenen, toten und erst wieder in der Seele des Kunstgenießenden belebten Gebilde; er kennt daher nur eine Psychologie der Kunstproduktion, wogegen ihm nach seiner wörtlichen Versicherung »eine psychologische Kunstforschung ein Unding« ist. Hält er aber an diesen Begriffen fest, dann darf er auch die Lehre vom Kunstgenuß, die doch gewiß eine psychologische Lehre ist, nicht zur Kunstwissenschaft oder Kunsttheorie zählen, denn dann ist Kunstwissenschaft nichts als die Erforschung der Werke von ihrer rein materiellen Seite und nach ihren äußerlich historischen Beziehungen. Und ferner: wenn Meumann, wie es sich ja in der Tat gebührt, die Ansichten über das künstlerische Schaffen und diejenigen über die ästhetische Auffassung der Kunstwerke in verschiedenen Abschnitten vorführt, dann müßte er wenigstens dafür Sorge tragen, daß eine richtige Verteilung der Materien stattfindet, daß in seiner Darstellung nicht ausschließlich der eine Zweig der Wissenschaft mit der Erörterung von Fragen belastet scheint, die ebensosehr oder noch mehr in den andern einschlagen. Indem er aber in dem Kapitel von der Kunstwissenschaft nicht nur die modernen Versuche einer Klassifikation der Künste mit den diesbezüglichen, unvermeidlich wieder auf die Psychologie zurückführenden Einteilungsfundamenten bespricht und gelegentlich die Tainesche Lehre

vom Milieu streift, welches offenbar nur auf dem Weg durch die Künstlerseele und mittelst seiner Spiegelung in derselben, also mittelst Beeinflussung des künstlerischen Schaffens die Struktur der Kunst eines Landes bestimmen kann — indem er nicht nur diese kleinen Verstöße begeht, sondern vor allem auch und in eingehender Weise die genetische Methode Sempers, sowie die ganz besonders auf die Erforschung des Ursprungs der Kunst gerichteten Bemühungen der ethnologischen Forschung und der sogenannten evolutionistischen Ästhetik erörtert, wird die teilweise Einfügung der Materien am falschen Orte oder zum mindesten die willkürliche, unnatürliche Zerreißung der Gebiete handgreiflich. Man kann ja die Entstehung der Kunst in der Geschichte der Menschheit nicht begreifen, wenn man sich nicht darüber klar geworden ist, was heute noch den Menschen zu künstlerischem Gestalten drängt; da das Menschengeschlecht nur in den Individuen Bestand hat, so müssen auch die Kunsttriebe des Geschlechts als Kunsttriebe von Einzelmenschen, als die Neigungen und Impulse dieser Menschen zur Kunstproduktion in die Erscheinung treten. Wie Ontogenie und Phylogenie gehören somit die Psychologie des Kunstschaffens und die anthropologische oder evolutionistische Ästhetik innerlich zusammen. Und wendet man die Sache auch so, daß man für das Zustandekommen des sozialen Phänomens der Kunstentwicklung die Luft der anderen Menschen an der Schöpfung des Künstlers fordert, erkennt man also den Satz Grosses an, wonach in jedem Falle ein Kunstwerk ebensosehr ein Publikum als einen Künstler voraussetzt, so bleibt es doch immer wahr, daß in der Frage nach dem Ursprung der Kunst auf die Kräfte und Antriebe des schaffenden Künstlers nicht weniger Rücksicht genommen werden muß als auf die Wirkungen der fertigen Produkte.

Allein — und das ist die Hauptsache — auch das Studium dieser Wirkungen, des Kunstgenusses, des ästhetischen Effekts der Kunstwerke gehört selbstverständlich nicht zu der von Meumann so genannten »objektiven Ästhetik«, daher sich nach dem zuvor Dargelegten die kritische oder referierende Hinweisung auf Arbeiten, die diesem Studium gewidmet sind, in dem Abschnitte von der Kunstwissenschaft gleichfalls, gerade so wie die Einbeziehung von Beiträgen zur Psychologie des Kunstschaffens, verbieten würde. Und diesem Postulate, demzufolge die ganze moderne Kunstästhetik nach dem strengen, eigentlichen Sinne des Wortes schon in dem Kapitel »Die Psychologie des ästhetischen Gefallens« hätte abgehandelt werden müssen, tut nun der Verfasser keineswegs Genüge. Kunstphilosophen, wie Grant Allen, Guyau usw., sind ja in erster Linie Ästethiker: indem Meumann ihre Werke als kunsttheoretische oder kunstwissenschaftliche Leistungen zur Sprache bringt, desavouiert er sich neuerdings und durchbricht er die lästigen, den freien Blick hindernden Schranken, die er aufgerichtet. Dadurch aber erhält der Ausdruck »ästhetische Betrachtung der Kunst«, wie er als Titel dem Abschnitte vorgesetzt ist, eine gewisse, den Leser irreführende Zweideutigkeit. Unwillkürlich denkt man an die Betrachtung der Kunstwerke, um daraus ästhetischen Genuß zu schöpfen, also an den Gegenstand der Kunstästhetik oder auch wohl an die wissenschaftlichen Betrachtungen, die eben dieser den Kunstgenuß zergliedernde Zweig der echten, vor Zeiten unter dem Namen »Geschmacklehre« ausgebildeten Ästethik anstellt. Darauf, daß der Titel »Die ästhetische Betrachtung der Kunst« und nicht, wie es die Analogie mit den vorangegangenen Kapitelüberschriften: »Die Psychologie des ästhetischen Gefallens«, »Die Psychologie des künstlerischen Schaffens« verlangen würde, »Die Lehre von der ästhetischen Betrachtung der Kunst« lautet, legt man um so weniger Gewicht, als ja Meumann, vielleicht in seiner Beachtung des eminent normativen Wesens gerade dieser Subdisziplin, auch das folgende, letzte Kapital einfach »Die ästhetische Kultur« überschreibt. Und wollte man schon den Wink benützen, so würde doch immer nur die erste, nicht aber auch die zweite Bedeutung unmöglich. Der Verfasser scheint indessen weder die eine noch die andere im Sinne zu haben: ihm ist »ästhetische Betrachtung der Kunst« durchaus nicht einfach Betrachtung der Formen und Quellen des Kunstgenusses oder der ästhetischen, auf Gefühlserregung ausgehenden Kontemplation von Kunstwerken, noch viel weniger aber — setzt er sie ja doch synonym mit Kunstwissenschaft! — dieser Genuß, diese contemplative Aufnahme oder »Betrachtung«

selbst; ihm handelt es sich vielmehr um die Betrachtung der Kunst unter den Gesichtspunkten jener Gruppe von Wissenschaften, die er in ihrer Vereinigung Ästhetik nennt, deren Aufgabenkreis eine Fülle außerpsychologischer Ermittelungen in sich faßt, und die speziell in dem Stücke, das Kunstwissenschaft heißen soll, mit Psychologie und Ästhetik, so wie diese früher verstanden wurde, nach Meumanns Ansicht nichts oder wenig zu tun hätte. Bei der inneren Verbindung der Probleme jedoch, bei der faktischen Unmöglichkeit, allgemeine Kunstwissenschaft zu treiben, ohne immerfort die Fragen der alten psychologischen Kunstästhetik und der Ästhetik überhaupt aufzurollen, vermischen sich, wenn nicht für den Verf. selbst, so doch für sein minder geschultes Lesepublikum, die Begriffe, und diese Vermischung bedeutet natürlich auch eine Verwischung des scharfen Gepräges jedes einzelnen. Meumann hätte zweifellos eine andere Methode einschlagen, Autoren, die er nur einmal erwähnt, wiederholt anführen und auf diese Weise mannigfache Zerstückelungen der Schriften wie der Lehren vornehmen müssen, um jedem Vorwurf verwirrender Darstellung zu entgehen. Und eben diese Ängstlichkeit und Umständlichkeit des Verfahrens, zu dem er gezwungen gewesen wäre, entschuldigt einigermaßen die Inkonsequenzen der Durchführung, entlastet ihn sonach gewissermaßen persönlich, während sie die durchzuführende Auffassung um so empfindlicher bloßstellt und um so schwerer diskreditiert.

Ein weiterer Mangel der Disposition liegt darin, daß der Schlußabschnitt »Die ästhetische Kultur« zunächst wieder von der Kunst, von ihrer Popularisierung und der Ausbildung des spezifisch künstlerischen Geschmacks, d. h. des Geschmackes an eigentlichen, höheren Kunstwerken handelt. Nun ließe sich freilich auch dieses Vorgehen mit leichter Mühe rechtfertigen, ohne daß Meumanns Begriff der ästhetischen Kultur als einer von der Kunstwelt verschiedenen Sphäre preisgegeben werden müßte. Man brauchte nur zu betonen, daß die Übung in der Betrachtung von Kunstwerken der sicherste Weg zur Entwicklung jenes universellen Schönheitssinnes ist, dessen Bewährung auf allen möglichen, außerkünstlerischen Gebieten eben die ästhetische Kultur ausmacht. So jedoch, ohne die ausdrückliche Hervorhebung dieses Zusammenhanges, scheint abermals ein und derselbe Gegenstand grundlos an mehreren, getrennten Orten abgehandelt zu werden, oder es entsteht anderenfalls die befremdliche Meinung, als ob sich Kunstwissenschaft bzw. Psychologie des ästhetischen Gefallens und Lehre von der ästhetischen Kultur in der Weise unterschieden, daß die erstere neben ihren sonstigen Objekten den richtigen, verständnisvollen Kunstgenuß, die letztere aber die Anleitung zu solchem Genusse oder die Verbreitung der Kunst im Volke studierte. Eine derartige Distinktion, also die Loslösung der pädagogischen und soziologischen Partieen von der übrigen Kunstpsychologie, hätte viel Mißliches. Jedenfalls wäre es recht seltsam, wenn die Theorie des Gefallens an Kunstwerken — gar nicht zu reden von einer Kunstästhetik, der zugleich normative Ziele vorschweben! — nur das Verhalten des Kenners und nicht auch das des Laien, sowie die Mittel, aus dem Laien einen Kenner zu machen, in den Kreis ihrer Untersuchungen zöge.

Je wertvoller und wichtiger ein Buch, je größere Verbreitung ihm zu wünschen ist, um so sorgfältiger muß die Kritik es prüfen. Und die Meumannsche Schrift steht auf einer so hohen wissenschaftlichen Stufe. Sie liefert wieder einmal den bündigen Beweis, daß der Wert einer Arbeit nicht von ihrem Umfange und der mehr oder weniger gelehrten Haltung abhängt. Mit ihren 151 Seiten und ihrem populären Tone hat sie eine außerordentliche Bedeutung nicht nur für den weiten Kreis der Allgemeingebildeten, sondern auch für den Fachmann, der von einer wissenschaftlichen Autorität hier einen neuen, zu weiteren Forschungen anregenden Begriff der Ästhetik entwickelt findet.

Nochmals Kalvinismus und Kapitalismus.

Von Felix Rachfahl, Professor an der Universität Kiel.

(Fortsetzung)

IV.

Nur eine »einzige ernsthafte These«, so dekretiert Weber (Antikritik S. 182), setze ich der seinigen entgegen, und auch für diese, fügt er hinzu, »bietet überhaupt erst die Möglichkeit« die von mir beliebte »ganz willkürliche Beschränkung des Diskussionsobjektes auf den Kalvinismus.« Dieser Zusammenhang leuchtet mir nicht ganz ein; ich halte dafür, daß ich auch, wenn ich statt »Kalvinismus« den Titel »asketische Denominationen im Protestantismus« gesetzt hätte, der Toleranz ganz dieselbe Rolle für die ökonomische Entwicklung hätte zuschreiben können, von der Weber hier spricht. Wenigstens gibt er hier doch zu, daß ich eine »ernsthafte These« aufgestellt habe, wenngleich sie die »einzige« ist und bleibt, und er geht daran, sie zu »erledigen«. Nicht viel später (S. 190) hat er dieses kleine Zugeständnis aber schon wieder vergessen, indem er mir vorwirft, ich hätte überhaupt keinen Standpunkt, mit dem man sich auseinandersetzen könnte: »Man kaut bei ihm (sc. Rachfahl) auf Sand!« Wohl bekomm's!

Sowohl Weber wie auch Troeltsch sind mit der Rolle nicht einverstanden, die ich der Toleranz zuschreibe; ihre Argumentation ist ganz dieselbe; ich halte mich hier an die Formulierung bei Troeltsch (Sp. 505): »Die Toleranz ist unzweifelhaft ein Mittel der ökonomischen Förderung gewesen. Aber nicht die Toleranz an sich bewirkte Intensität der wirtschaftlichen Arbeit, sondern die Eigenart der Menschen, denen die Toleranz zugute kommt . . . Wenn heute in Spanien die volle Toleranz eingeführt würde, so würde sie vermutlich an dem wirtschaftlichen Charakter der Bevölkerung wenig ändern . . . Daß die Toleranz als Wegfall kirchlicher Bindungen dann einem natürlichen und normalen, überall vorhandenen Erwerbstriebe damit eo ipso Raum schaffen würde, das wäre doch eine sehr kindliche, längst überwundene ‚Psychologie'.« Und ebenso führt Weber aus: »Für die Entwicklung desjenigen Habitus, den ich (ad hoc und lediglich für meine Zwecke) ‚kapitalistischen Geist' getauft habe, kommt es ganz offenbar darauf an, wem die Toleranz im konkreten Fall zugute kam.« Waren das, so fügt er hinzu, die asketischen Richtungen im Protestantismns, so wirkten sie regelmäßig im Sinne der Verbreitung dieses Geistes; aber diese Wirkung war nicht eigentlich Folge der Toleranz als solcher: »wo ‚asketische' protestantische Denominationen mit anderen christlichen Denominationen gleichberechtigt konkurrieren, war die Regel, daß die ersteren die Träger des Geschäftslebens sind.«

Das ist wieder einmal das bewährte Fechterstückchen, — einen Popanz herzustellen, als Meinung des Gegners auszugeben und wacker drauf los zu pauken. Wo habe ich denn auch nur mit einem Wort die Toleranz als solche als Trägerin »kapitalistischen Geistes« oder als wirkende Ursache kapitalistischer Entwicklung hingestellt? Wer immer meine Abhandlung mit einiger Aufmerksamkeit gelesen hat, wird mir zugestehen, daß ich die Toleranz für die ökonomische Entwicklung lediglich zu den kulturfördernden Faktoren rechne. Ich muß es mir doch sehr verbitten, daß mir eine so »kindliche Psychologie« zugeschrieben wird, als ob ich meinte, es gäbe einen überall gleichmäßig vorhandenen und normalen Erwerbstrieb, der mit dem Wegfall kirchlicher Bindungen sofort eo ipso in Aktion träte. Kann man mit Gegnern, die mit derartigen Suppositionen arbeiten, überhaupt noch diskutieren? Mit solchen Ungereimtheiten haben meine Ausführungen über Toleranz und Wirtschaft nichts gemeinsam. Ich habe lediglich (Abh. Sp. 1372 ff.) ausgeführt, wie für die ökonomischen Schicksale der großen Nationen das Verhältnis von Einfluß war, in welchem bei ihnen Religion und Politik standen, und wie die freiere Gestaltung dieses Verhältnisses in der Tendenz zur Ausbildung einer staatlichen Toleranz in religiösen Dingen dem wirtschaftlichen Gedeihen der protestantischen Völker Vorschub leistete; sie war der Boden, dessen der kapitalistische Geist bedurfte, um feste Wurzel zu fassen und nicht der Verkümmerung ausgesetzt zu sein, und das ist nicht Konstruktion, sondern historische Tatsache.

Es iſt ſelbſtverſtändlich, daß da, wo die reformierte Ethik unter der Herrſchaft des Toleranzprinzipes die ökonomiſche Entwicklung vorwärts getrieben hat, das »nicht einfach Folge der Toleranz als ſolcher war«. Ich gebe auch weiterhin zu, daß unter der Herrſchaft der Toleranz reformierte und pietiſtiſche Minderheiten vielfach vor den anderen chriſtlichen Gruppen einen Vorſprung gewonnen haben, Träger kapitaliſtiſcher Entwicklung geworden ſind, und daß dafür ihre ſpezielle Berufsethik eine Rolle geſpielt haben mag.*) Aber leugnen muß ich, daß es da, »wo 'asketiſche' proteſtantiſche Denominationen mit anderen chriſtlichen Denominationen gleichberechtigt konkurrierten, die Regel war, daß die erſteren die Träger des Geſchäftslebens ſind.« Wenn Weber jetzt abermals dieſe Behauptung ausſpricht, ſo ignoriert er einfach denjenigen Teil meiner Abhandlung, worin ich für die Länder Weſteuropas und für die Vereinigten Staaten von Nordamerika nachgewieſen habe, daß Weber und Troeltſch die Bedeutung des Kalvinismus, ſowohl des genuinen als auch des puritaniſchen, für die Entwicklung des »Geſchäftslebens« übertreiben, daß vielmehr als Träger des kapitaliſtiſchen Geiſtes und der Kapitalbildung libertiniſtiſche, rationaliſtiſche, indifferente und aufkläreriſche Elemente in viel größerem Umfange in Betracht kommen, als man nach dieſen beiden Autoren annehmen ſollte.**)

Es lohnt ſich, die Antikritik Webers, insoweit ſie ſich mit dieſem Teile meiner Abhandlung beſchäftigt, etwas ſchärfer unter die Lupe zu nehmen. Ich richte, ſo hält er mir vor, das Augenmerk viel zu ſehr auf die »großen Geldleute, die ökonomiſchen Übermenſchen«, während doch die Repräſentanten des kapitaliſtiſchen Geiſtes vielmehr gerade »in den bürgerlichen aufſtrebenden Mittelſtänden« zu ſuchen ſind, welche die Träger der puritaniſchen Lebensauffaſſung waren. Gewiß kann auch ein Flickſchuſter in der Verwertung ſeiner Arbeit Gaben entfalten, die man »kapitaliſtiſchen Geiſt« zu nennen ſich verſucht fühlen möchte: aber ſollten ſich nicht — wir kommen noch darauf zu ſprechen — Unterſuchungen über die Geſchichte des »kapitaliſtiſchen Geiſtes« lieber ſolche Verhältniſſe zum Objekte wählen, wo wirklich der Kapitalismus das Subſtrat des »kapitaliſtiſchen Geiſtes« iſt? Die »bürgerlichen Mittelklaſſen«, wie ſehr ſie auch aufſtrebten, ihre ökonomiſche und ſoziale Poſition verbeſſerten, ſind doch als ſolche nicht zu Trägern des Kapitals und des kapitaliſtiſchen Syſtems geworden, und ſo dürfte es für Fragen, die im weiteſten Umfange mit der Geſchichte des Kapitals zuſammenhängen, doch geraten ſein, den Blick vornehmlich auf die »großen Geldleute« und »auf die ökonomiſchen Übermenſchen« zu lenken, d. h. auf die Entſtehung der großen Vermögen*) und den »Geiſt« zu ergründen, der dabei wirkſam war.

*) Mehr als die Möglichkeit (allerdings in einem hohen Grade der Wahrſcheinlichkeit) wird man, wie bisher die Sachlage immer noch iſt, nicht behaupten können. Damit iſt nun freilich Troeltſch nicht zufrieden. Ich hatte Webers Theſe, daß die Lehre Baxters das praktiſche Leben entſcheidend beeinflußt hätte, als eine »bloße Meinung« gekennzeichnet. Troeltſch iſt damit nicht einverſtanden: »dafür gibt Rachfahl keinen Grund an. Jedenfalls hat er ihre Unwirkſamkeit in dieſem Falle nicht bewieſen, und die Übereinſtimmung von Theorie und Praxis, für die Weber genug Beiſpiele bringt, braucht daher hier garnicht in Frage geſtellt zu werden«. Eine ſonderbare Art von hiſtoriſcher Methode! Die Verpflichtung des Beweiſes liegt doch wohl dem Autor einer Theſe ob. Wo ſind denn übrigens die Beiſpiele Webers für die Übereinſtimmung zwiſchen Theorie und Praxis zu finden? Auch habe ich gar nicht die »Unwirkſamkeit« von Webers Theſe »in dieſem Falle« behauptet.

**) In meinen Aufſätzen hatte ich zur Korrektur der zumal von Weber vertretenen Anſicht vom kalviniſtiſchen Monopol für die kapitaliſtiſche Entwicklung auf das lutheriſche Hamburg hingewieſen. Dem gegenüber begnügt ſich Weber (S. 184) »für jetzt von einer freundlichen brieflichen Mitteilung des Herrn Kollegen Adalbert Wahl in Hamburg Gebrauch zu machen«. Darnach reicht in charakteriſtiſchem Gegenſatz zu dem ihm (A. Wahl) von früher bekannten Verhältniſſen in dem reformierten Baſel mit ſeinem ſparſam feſtgehaltenen Reichtum des alten Patriziates, in Hamburg »keines der bedeutenden Familienvermögen, auch der als altvererbt geltenden, in das 17. Jahrhundert zurück, — mit einer einzigen Ausnahme: und dieſe bildet eine bekannte reformierte Familie.« Ich weiß nicht, ob Weber dem Briefſchreiber einen beſonderen Dienſt mit der Wiedergabe dieſer Äußerung erwieſen hat. Einmal iſt, worauf mich ein Kollege von auswärts aufmerkſam macht, der Reichtum einer Überſeehandelsſtadt viel beweglicher und unſicherer, als der einer Induſtrieſtadt, wie Baſel. Sodann kommt es in dieſem Falle auf die ökonomiſche Stellung und Bedeutung Hamburgs nach der Mitte des 16. Jahrhunderts an, auf den ſeit dieſem Zeitpunkte unverkennbaren wirtſchaftlichen Aufſchwung der Stadt, nicht auf die Provenienz des heutigen Hamburger Großkapitals.

*) Anderwärts weiß Weber freilich ſehr genau, daß dies das wahre Problem iſt, wenigſtens benutzt

Einen ernsthaften Versuch, meinen Nachweis, daß kapitalistische Entwicklung und »kapitalistischer Geist« in seinem Sinne keineswegs in dem von ihm angedeuteten Verhältnisse stehen, im einzelnen zu bestreiten, hat Weber nicht einmal gewagt. Was Frankreich betrifft, so begnügt er sich mit dem Ausrufe: »Noch schlimmer freilich, daß er (sc. Rachfahl) von der Bedeutung des Hugenottentums und seiner Beziehungen zur Industrie einfach gar nichts weiß!« Noch nie ist mir meine Ignoranz so fürchterlich zum Bewußtsein gekommen. Für England hatte ich (Sp. 1203) darauf hingewiesen, daß Kapitalismus und »kapitalistischer Geist« schlechthin bereits im 16. Jahrhundert wirksam waren, also vor dem Eindringen der reformierten Berufsethik, und daß auch später, unbeeinflußt von dieser, Kapitalismus und kapitalistischer Geist ihre Wege gegangen sind. Das veranlaßt Weber abermals zu einem Ausrufe, der meine ganze Torheit an den Pranger stellt: »Was aber ist das für ein Methodiker, der die sonderbare These aufstellt: in England sei die ‚Existenz des kapitalistischen Geistes auch ohne dies' (das religiöse Moment) zu begreifen, ‚obschon wir keineswegs seinen Einfluß leugnen wollen'. Also ein ‚Moment', welches kausal wichtig war, welches aber dennoch der ‚Historiker' auch als irrelevant beiseite lassen kann, wenn er jenen Zusammenhang ‚begreifen' will.« Was mit meinem Satze gesagt sein sollte, ist wohl jedermann klar, außer dem wahren »Methodiker« Weber: der kapitalistische Geist ist nicht einfach, wie Weber behauptet, in England aus der kalvinistischen Berufsethik hervorgegangen; aber diese kann seine Ausbildung in der Folgezeit gefördert und seine Wirkungen erhöht haben.

Aber nicht nur als »Methodiker« errege ich Webers Anstoß, sondern auch als »Historiker«. Weil mir die puritanische Berufsethik, so läßt sich Weber vernehmen, nicht sympathisch ist und nicht in das begriffliche Schema hineinpaßt, welches ich mir vom Gange der Entwicklung der protestantischen Ethik gemacht habe, »wie er — eigentlich hätte sein sollen«, bewerfe ich sie mit Werturteilen, wie Verzerrung u. dgl.; entrüstet fragt er: »was ist das für eine Art von ‚Historiker'?« Der Satz, dem Webers Entrüstung gilt, lautete (Sp. 1325): »Und gewisse Eigenschaften, die Weber bereits im puritanischen Kapitalismus feststellt, wie selbstgerechte und nüchterne Legalität, Bewußtsein der Tadellosigkeit, formalistisch harter Charakter, pharisäisch gutes Gewissen usw., sind, wenn sie wirklich von ihren Trägern aus der kalvinischen Berufsethik abgeleitet, oder, wenn diese von ihnen als Rechtfertigung und Basis solcher Handlungsweise herangezogen wurde, als Auswüchse und Verzerrungen zu bezeichnen, als eine Verkümmerung des wahren Wesens reformierter Sittlichkeit.«

Man erkennt aus dem Wortlaute, aus dem beigefügten Wörtchen »wirklich«, daß ich hier nur hypothetisch spreche*); ich lasse deutlich genug den Zweifel durchblicken, ob diese Züge, wenn sie sich gleich im puritanischen Kapitalismus finden, so ohne weiteres auch zur puritanischen Berufsethik gehören. Wenn mir Herr Weber auf diese Sachlage hin die Qualität als »Historiker« abspricht, so werde ich das zu ertragen wissen; darin aber eine »Bewerfung« puritanischer Ethik**) zu erblicken, dazu gehört eine Aufgeregtheit, die Augenmaß und billiges Urteil ganz und gar geraubt hat.

Nicht minder unsubstanziiert ist Webers Antikritik hinsichtlich der Entwickelung in den Vereinigten Staaten. Er hilft sich hier mit einer längeren Anmerkung (188 Anm. 14), worin er sich in Erörterungen ergeht, die mit dem, was ich ihm entgegengehalten habe,

er sehr gern Wahls Mitteilung über Hamburg bezüglich der jetzt »bedeutenden Familienvermögen, auch der altererbten«; vergl. die vorige Anmerkung.

*) Als einen weiteren Beleg dafür, wie Weber mit hypothetisch verschränkten Urteilen des Gegners umspringt, führe ich an seinen Satz S. 194 Anm. 23: »Wo ich von einer ‚absoluten' Herrschaft des Puritanismus im englischen Wirtschaftsleben gesprochen haben soll, ist mir unverständlich.« Meine Bemerkung (Sp. 1293) lautete: »Nur eine Episode in der politischen Geschichte Englands war die volle Herrschaft des Puritanismus, und keineswegs ist die Frage schon vollkommen spruchreif, welches seine Bedeutung für die englische Wirtschaftsgeschichte ist, ob er auch auf diesem Gebiet jemals eine so absolute Herrschaft ausgeübt hat, wie es nach Weber der Fall sein müßte«, d. h. wenn die Webersche These von Wesen und Herkunft des »kapitalistischen Geistes« richtig wäre. Das ist wohl doch etwas ganz Anderes.

**) Troeltsch hinwiederum schreibt auf Grund dieser Ausführungen (ich wüßte nicht, welche Stellen er sonst dabei im Auge haben könnte) meiner Abhandlung »starke allgemein moralische Allüren« zu; in pikantem Kontrast dazu findet er, daß manche meiner Sätze »zum barsten Geschichtsmaterialismus« führen könnten. Ich notiere das nur, um die »Allüren« der Polemik von Troeltsch zu beleuchten.

zum Teile keine Beziehung haben, und auf die ich einzugehen daher keinen Anlaß habe.*) Hier insbesondere variiert er das Thema, daß sein Habitus des kapitalistischen Geiſtes es gar nicht mit dem Großkapitalismus zu tun habe. Für die Exiſtenz eines »kapitaliſtischen Geiſtes« in Nordamerika im 17. Jahrhundert, der diesen Namen verdienen würde, bringt er auch jetzt noch keinen Nachweis, sondern nur dafür, daß hier ein Geiſt des Fleißes, der Sparsamkeit, Strebsamkeit und ernſter Berufsauffassung gewaltet hat; darin aber wird man schwerlich schon die Spuren eines »kapitaliſtischen Geiſtes« entdecken und höchſtens daraus schließen, daß Webers Habitus »kapitaliſtischen Geiſtes« gar nicht als »kapitalistischer Geiſt« gelten kann. Es iſt ihm sehr unangenehm, daß ich ihn darauf feſtgenagelt habe, daß er hier aus der frühen Blüte des Handwerks auf die Exiſtenz kapitaliſtischen Geiſtes geschlossen hat. Da zieht er denn flugs wieder meine Hiſtoriker-Qualität in Zweifel: »daß ein Hiſtoriker kein Unterscheidungsvermögen für die ökonomischen Exiſtenzbedingungen des Gewerbes in einem Kolonialland, wie das alte Neuengland es war, und im europäischen Mittelalter hat — wie die höhnische, aber meines Erachtens etwas lächerliche Bemerkung Sp. 1294 unten zeigt — iſt schlimm genug«. Hier handelt es sich einfach um die Frage, ob kapitaliſtischer Geiſt nachweisbar iſt, und aus einer noch so frühen Blüte des Handwerkes darf das eben noch nicht geschlossen werden. Das Handwerk des deutschen Mittelalters mußte sich gleichfalls aus primitiven ökonomischen Bedingungen, aus dem Zuſtande der Naturalwirtschaft heraus in die Höhe arbeiten, wie das im amerikanischen Koloniallande; im Gegenteile konnten hier durch die Beeinflussung von Europa aus mit seinen entwickelteren Zuſtänden viel schnellere Fortschritte erzielt werden. Die Quintessenz der Ansichten Webers über das Verhältnis von puritanischem Lebensſtil und kapitaliſtischem Syſteme in Nordamerika gibt jetzt der folgende Satz (192 Anm. 22a): »Ich habe aus dem Auftauchen des ‚kapitaliſtischen Geiſtes' (in meinem Sinne!) an einer Stelle, wo die ökonomischen Bedingungen dafür (damals noch!) so ungünſtig wie möglich waren, gerade geschlossen, daß die Methodik der Lebensführung, welche (damals) Neuengland und Pennsylvanien beherrschte, von sich aus die Antriebe dazu in sich barg. Daß ein solcher Keim dann der erforderlichen ‚Bedingungen' bedurfte, um zur Entſtehung eines kapitaliſtischen ‚Wirtschaftsſyſtems' mitwirken (mitwirken!) zu können.... habe ich ... gesagt.« Tatsächlich sind für die Entſtehung und Entwicklung des kapitaliſtischen Wirtschaftsſyſtems, als die »Bedingungen« dafür gegeben waren, in Nordamerika in der Hauptsache ganz andere Faktoren maßgebend gewesen, und die Mitwirkung der »Methodik der Lebensführung« war, wenn sie ſtattfand, eine recht bescheidene.

Am luftigſten sind die Vorſtellungen, die sich Weber über den Gang der Dinge in Holland gebildet hat, und der Kommentar, den ich dazu geliefert habe, hat Webers hellſten Zorn entfacht. Ich muß hier etwas länger verweilen, zumal da Weber für Holland — abermals mit Freundeshilfe — ein neues Argument vorgebracht hat, dem er zugleich eine fundamentale Bedeutung für seine These überhaupt zuschreibt. Weil er in dem bekannten Ausspruche, »die Ketzerei« begünſtige den Handelsgeiſt, unter »Ketzerei« schlechtweg Kalvinismus verſtand, hatte ich ihm bedeutet, daß er von der eigentlichen Art der holländischen »Ketzerei« wenig wisse. Darüber iſt er sehr entrüſtet. Er nennt das »ein ſtarkes Stück«, da ich selber »nichts Neues von Belang« darüber beigebracht habe, und erwidert, daß er sehr wohl vom Arminianismus in den führenden Schichten des holländischen Großbürgertums geredet habe. Ich kann darauf nur antworten, daß das Problem der »holländischen Ketzerei« mit dem späteren Gegensatze zwischen Arminianismus und kalvinisch-orthodoxer Theo-

*) So hält er mir vor, daß mir »die innere Entwicklung Pennsylvaniens, die tragischen Konflikte der Quäkerethik mit der ‚Welt' und ebenso die ... Intensität der aus Askese und Rationalismus gemischten Lebensluft ... in ihrer Rolle für Lebensstil und Berufsauffassung völlig unbekannt zu sein scheint« u. dgl. m. Meine Aufgabe war es, den wirklichen Manifestationen »kapitaliſtischen Geiſtes« nachzugehen, nicht aber über Sachen zu reden, die Weber interessieren, mit meinem Thema aber eben nicht viel zu schaffen haben. Wer wird die Einwirkungen des Puritanismus auf die gesellschaftliche Entwicklung in den Vereinigten Staaten, auf den hier noch heutzutage herrschenden Lebensſtil leugnen? Aber er war nicht der Boden für die Anfänge des kapitaliſtischen Systems im 18. Jahrhundert.

logie noch keineswegs erschöpft ist.*) Mit welcher Kunst es Weber versteht, aus den Schriften des Gegners etwas ganz anderes herauszulesen, als drin steht, dafür hier ein besonders schlagendes Beispiel. Ich hatte (Sp. 1290 f.) von dem »Siege« gesprochen, den die Orthodoxie mit Hilfe des Prinzen Moritz und einer bestimmten Amsterdamschen Kapitalistenklique auf der Synode zu Dordrecht über den Arminianismus errang, und hinzugefügt, daß ihr dieser »Sieg«, da sie ihn nicht aus eigener Kraft gewonnen hatte, keine Frucht auf die Dauer zu bringen vermochte: es ist bekannt, daß die Orthodoxie trotz ihres damaligen Triumphes nicht einmal den Arminianismus auszurotten, geschweige denn eine wirkliche Herrschaftsstellung durch Unterdrückung aller abweichenden freieren Regungen zu behaupten im Stande war. Damit habe ich natürlich nicht bestreiten wollen, daß sie auch weiterhin noch große Massen hinter sich hatte, ein starker Machtfaktor blieb; aber sie hat weder dem Staate noch auch der Kultur in Holland ihr eigentümliches Gepräge aufzudrücken vermocht. Was macht Weber (S. 187, Anm. 14) daraus? »Daß ein Historiker von den Dordrechter Dekreten als von etwas für Holland fast Irrelevantem reden kann, ist nur verständlich, wenn er von der modernen holländischen Kirchen- und politischen Geschichte keine Ahnung hat.« Jede Bemerkung darauf ist überflüssig. Kurz zuvor hatte er bezweifelt, daß ich über die holländischen Dinge mehr wisse als er. Das ist sehr unvorsichtig, denn das gibt immerhin der Deutung Raum, daß der eine ungefähr soviel wisse wie der andere, und da er mir andererseits hinwiederum vorwirft, daß ich »gar keine Ahnung« habe, so könnte man daraus den Schluß ziehen, daß es nach seinem eigenen Eingeständnis mit seiner Kennerschaft auf diesem Gebiete nicht gerade von sehr weit her ist.

Aber Weber hat noch einen neuen Beweis nicht nur für die Richtigkeit seiner Auffassung der holländischen Verhältnisse, sondern auch für seine These überhaupt. Er hat ihn nicht selbst gefunden; er verdankt ihn der Mitteilung seines »Herrn Kollegen H. Levy«, wodurch also die »besonders glücklich sich ergänzende Arbeitsgemeinschaft in Heidelberg« um ein neues Mitglied bereichert worden ist. Das von Herrn Levy gelieferte Argument stammt aus Pettys Political Arithmetic (S. 23), einem Werk, das ich, wie Weber mir strafend vorhält, doch sonst »recht gut« kenne und sogar einmal als Autorität gegen ihn, wenngleich »sehr verkehrter Weise«, verwertet habe. Indem nämlich Petty davon spricht, daß die Holländer mit Spanien gebrochen hätten, um dem Drucke des Klerus zu entrinnen, fährt er fort: »Dissenters of this kind, are for the most part, thinking, sober and patient Men, and such as believe that Labour and Industry is their Duty towards God.« Triumphierend ruft Weber nun aus: »Mir scheint fast, daß die Stelle so sehr geeignet ist, eine der Grundthesen meines Aufsatzes zu einem, leider unbewußten, Plagiat an Petty zu stempeln, daß ich dem Leser die Wahl zwischen der Autorität Pettys und derjenigen meines modernen Kritikers überlassen darf, und scheide also meinerseits aus dieser Diskussion aus.« Ich freue mich einerseits, Weber von diesem Selbstvorwurfe des Plagiates entlasten zu dürfen, bedaure aber andererseits lebhaft, nicht zugestehen zu können, daß er aus der Diskussion ausscheidet. Denn was sagt denn Petty eigentlich? Nichts weiter, als daß die Holländer »Arbeit und Fleiß« als ihre Pflicht gegen Gott betrachten. Das hat aber nichts mit irgendwelcher »asketischer Berufsethik« zu tun; das hat auch Luther gelehrt, der dem Christenmenschen den Müßiggang verbot,

*) Nicht minder verzerrt gibt Troeltsch meine Ansichten hier wieder. Spalte 463 schiebt er mir den Satz unter, daß die Niederlande »zu ihrem ihnen eigentlich natürlichen Geiste, der erasmischen Aufklärung, und damit zur historischen Größe erst durch den Arminianismus gelangt« seien! Wo habe ich solchen Unsinn gesagt? In dieselbe Kategorie gehört es, wenn er behauptet, ich sähe »im Arminianismus nur den Geist der Niederlande zu sich selber kommen«. Gegen diesen Ausspruch, den ich, nebenbei gesagt, nie getan habe, erhebt er den Einwand, mann könne dann »ebensogut behaupten, daß der deutsche Geist erst im Altkatholizismus sich erfaßt habe«. Sollte nicht immerhin der Arminianismus in der holländischen Geistesgeschichte eine etwas andere Rolle spielen, als in der deutschen der Altkatholizismus? Wenn er endlich die Meinung, daß »Erasmus den niederländischen Nationalgeist darstellt, für eine unbegreifliche Übertreibung hält, so mag er sich doch mit Busken-Huet, der sonst Webers Autorität für Holland ist, auseinandersetzen, der (Rembrandts Heimat I 120) das Urteil gefällt hat: »Trotz der reformierten Staatskirche und des Heidelberger Katechismus läßt sich die allgemeine Denkweise der Holländer mit den Worten bezeichnen: La Hollande est de la religion [illegible]sme.«

nicht nur, um der Übung seines Leibes willen, sondern seiner göttlichen Bestimmung halber, weil er »zum Arbeiten geboren ist, wie der Vogel zum Fliegen«.*) Keinesfalls hat das etwas mit dem »kapitalistischen Geiste« von irgendwelchem »Habitus« zu tun; es gilt ebensogut für den Tagelöhner, der von der Hand in den Mund lebt, und hat nicht im geringsten etwa die Bedeutung, wie die von Weber herangezogenen Aussprüche Baxters über die Profitlichkeit des Kapitals. Daß Petty dabei an Kapitalismus und Kapitalisten nicht denkt, zeigt der bei ihm auf die zitierte Stelle folgende Passus: »These people believing the Justice of God, and seeing the most licentious persons, to enjoy most of the World, and its best Things, will never venture to be of the same Religion, and Profession with Voluptuaries, and Men of extreme Wealth and Power, who they think have their Portion in this World.« Weber verbirgt diese Stelle keineswegs vor dem Leser; er findet sich aber mit ihr in seiner Weise ab, indem er eben daraus schließt, die Träger des kapitalistischen Geistes (daß es sich darum handelt, wird einzig aus den Worten labour and industry geschlossen) seien eben nicht die Großkapitalisten, sondern deren Gegner, die wesentlich breiteren Schichten bürgerlicher, aufsteigender Mittelstände. Dabei passiert ihm das Mißgeschick, daß er die Worte »these people«, welche sich offenbar auf die Holländer zur Zeit des Aufstandes beziehen, ganz sinnwidrig glossiert: »nämlich die puritanischen Dissenter« (Antikritik S. 188). Die »holländische Ketzerei« zur Zeit des Bruches mit Spanien hat mit den puritanischen Dissenters gar nichts zu tun, und Weber »hob«, wie ihm Troeltsch (Sp. 452) bezeugt, »ausdrücklich hervor«, daß es sich bei seiner These »nicht um eine unmittelbare Wirkung des primitiven Genfer Kalvinismus, sondern um eine solche des späteren puritanischen Kalvinismus handle«. Oder gibt Troeltsch hier einmal wieder Webers Intentionen unrichtig wieder? Keinesfalls ist es leicht, aus diesem Labyrinth der Irrsale und Widersprüche einen Ausweg zu finden. Dazu kommt aber noch etwas ganz anderes: Petty schrieb sein Buch etwa hundert Jahre nach dem Bruche Hollands mit Spanien, zu einer Zeit, da die Engländer bereits die Holländer zu überflügeln begannen und jene Entwicklung einsetzte, derzufolge der Holländer vom Unternehmer »kapitalistischen Geistes« zum Rentner, d. h. zum Kapitalisten des »traditionalistischen« Typus Webers, herabsank; er kann also keineswegs als eine Quelle für diejenige Epoche der holländischen Wirtschaftsgeschichte angesehen werden, in welche die eigentlichen Manifestationen kapitalistischen Geistes für Holland fallen; was er gibt, trägt überhaupt den Charakter einer zufälligen subjektiven Bemerkung, und er denkt dabei an eine bestimmte — nicht kapitalistische — Klasse der holländischen Bevölkerung zu seiner eigenen Zeit, der er ganz willkürlich für die Ausbildung des Toleranzgedankens in Holland eine Bedeutung zuschreibt, die den tatsächlichen Verhältnissen nicht unbedingt entspricht. Aber solche Erwägungen verursachen dem korrekten »Methodiker« Weber keine Bedenken. Wie man sieht, hat Weber mit seinen freiwilligen Mitarbeitern wenig Glück; er sollte sich doch ihre Beiträge etwas näher ansehen, ehe er sie, allzu gutgläubig, akzeptiert. Und der neueste Akt »soziologischer Befruchtung des wissenschaftlichen Denkens gerade dieser Südwestecke Deutschlands« hat ein recht bescheidenes Produkt gezeitigt.*)

*) Vergl. z. B. K. Eger, Die Anschauungen Luthers vom Beruf. 1900. S. 152.

*) Nicht einmal beim Ausbruche des Aufstandes war das kalvinistische Element in der Geschäfts- und Handelswelt alleinherrschend. Wenn Weber die Publikationen Groens van Prinsterer wirklich kennen würde (daß er sie nicht kennt, hindert ihn freilich nicht, Prinsterer als Autorität auf wirtschaftsgeschichtlichem Gebiete gegen mich auszuspielen), würde er über die »holländische Ketzerei und ihr Verhältnis zur kapitalistischen Entwicklung« einigermaßen besser gegründete Vorstellungen haben. Sehr interessant ist z. B. (Archives de la maison d'Orange-Nassau I, T. II S. 328 ff.) die Note sur la situation d'Anvers, in der sich ein Verzeichnis der hervorragendsten Kalvinisten und Lutheraner Antwerpens findet. Für beide Bekenntnisse ist die Zugehörigkeit zu den einzelnen Berufsständen ungefähr dieselbe, und reiche Kaufleute finden sich hier wie da. Es gab wohl einige sehr reiche Kaufleute, die sich zu den Kalvinisten hielten (darunter einige spanische Judenchristen, bei denen der kapitalistische Geist also vom »Judaismus«, nicht von der reformierten »Askese« kam); aber bei den Straßenkämpfen im März 1567 machten die Kaufleute, und nicht nur die fremden, gemeinsame Sache mit den Katholiken gegen die Kalvinisten, zu denen »la plus grande partie des citoyens des mestiers« gehörte, und die sich zumeist aus dem raublustigen Proletariat rekrutierten. Was es mit der »holländischen Ketzerei« jener Zeit für eine Bewandtnis hat, das zeigt der

V.

Ich komme jetzt zum Hauptvorwurf, den Weber meiner Kritik macht, und in den Troeltsch natürlich (Sp. 452) einſtimmt, gleich als ob er nie den Genossen mißverſtanden hätte, daß ich nämlich gegen etwas polemisiere, was er (Weber) nun und nimmer gesagt hätte. Niemals, so betont Weber mit Energie, habe er behauptet, daß man das kapitaliſtische Wirtschaftssyſtem aus religiösen Motiven überhaupt oder aus der Berufsethik des »asketischen« Proteſtantismus ableiten könne. Er selber habe, wie er hinzufügt, diese Unterſtellung »töricht« genannt und hervorgehoben, daß es kapitaliſtischen Geiſt ohne kapitaliſtische Wirtschaft und umgekehrt geben könne: trotzdem hätte ich in meiner Kritik diese »Unterſtellung« gegen ihn gebracht.

Nichts iſt unrichtiger als das. Ausdrücklich habe ich im Eingange meines Resumés seiner Theorie (Sp. 1219) erklärt: »Nicht als ob Weber den Kapitalismus schlechthin aus dem Kalvinismus ableiten wollte. Er verwahrt sich dagegen, ‚eine so töricht=doktrinäre These‘ verfechten zu wollen, ‚wie etwa, daß der kapitaliſtische Geiſt oder wohl gar der Kapitalismus nur als Ausfluß beſtimmter Einflüsse der Reformation hätte entſtehen können.‘«

(Schluß folgt.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Klimatische Einflüsse in Ägypten und dem Sudan.

Vor kurzem hat der frühere ägyptische Kartograph Capt. H. G. Lyons, jetzt Professor für Geographie in Liverpool einen Vortrag über klimatische Einflüsse in Ägypten und dem Sudan in der englischen meteorologischen Gesellschaft gehalten. Schon die Griechen haben die ausgesprochenen klimatischen Unterschiede zwischen dem Mittelmeer und dem afrikanischen Gebiet beobachtet, und Aristoteles hat den äthiopischen Regenfall als die Ursache des jährlichen Steigens des Nils bereits anerkannt. Forschungsreisende haben unsere Kenntnisse von diesen Verhältnissen von Zeit zu Zeit ergänzt. Aber erst in den letzten zehn Jahren hat ein ganzes Netz meteorologischer Stationen unsere Ansichten präzisiert und eine Basis für weitere Forschungen geliefert. Die verhältnismäßig niedere Reliefierung des Landes, das als ein gewaltiges Niedergebiet daliegt, und der Effekt nordöstlicher Winde, die über es hinwehen, haben die heißen und trocknen Charakteristika des nordöſtlichen Afrikas hervorgebracht. Im Norden sind sie allerdings durch die warmen Gewässer des Mittelmeers ebenso modifiziert wie im Süden durch die Monsunregen im Sommer. Die höchsten Temperaturen und die trockensten Verhältnisse liegen zwischen Wadi Halfa und Dongola vor, wo nördliche Winde, reiner Himmel und hohe Temperaturen durch das ganze Jahr vorherrschen. Wichtige Regenfälle sind die von Uganda, die Regen der südlichen Sudanebene und diejenigen, die auf dem Tafelland von Abessinien fallen, da sie den ganzen Wasserzufluß des Nils und seiner Zuflüsse liefern und kontrollieren. Die südöſtlichen Luftſtrömungen, die vom indischen Ozean herüberkommen, bringen diese Monsunregengüsse hervor, welche das Wasser für die äquatorialen Seen und die Nilzuflüsse liefern. Am allerwichtigſten iſt das abessinische Tafelland mti seinem gewaltigen Sommerregen; denn dieser bringt das ganze Wasser für die Nilflutung auf und setzt diesen Strom inſtand, sich durch 2200 Kilometer Wüſtenland zu erhalten. Diese abessinischen Regenfälle sind die einzige Quelle der Nilflut; von ihnen aus wird die ägyptische Ernte reguliert, sodaß dieses klimatische Problem von ungeheurer Wichtigkeit iſt. Aber kaum weniger wichtig iſt in diesen Tagen der intensiven Baumwollkultur auch das Studium der Winterſturmregen, die zeitweise im Sudan und in Abessinien ausbrechen, und die das Niveau der Flüsse heben und so auch den Zufluß des Nils wachsen lassen in einer Zeit, wo der normale Zufluß nicht auf der Höhe iſt. Das Klima dieser Region beeinflußt aber nicht allein den Wasserzufluß, sondern die gewaltige Temperaturhöhe läßt zu gleicher Zeit auch die Felsen in rapider Weise abbröckeln, sodaß das leichtere Material von dem Wind weggetragen wird. Dadurch sind denn auch die Wüſtengegenden in beſtändiger Modifizierung [illegible]griffen, und große Sanddünen häufen sich auf [illegible]teilung der Vegetation iſt somit ebenso [illegible] die Feuchtigkeit wie durch den physi[illegible] des Landes beeinflußt. M.

auf der kalviniſtischen Liſte befindliche Name: »Me Jan Rubens echevin de leur temps«. Es iſt dies jener Dr. Rubens, der nachher im Exil der Geliebte der Prinzessin Anna von Oranien wurde: dieses Muſter von »Askese« hielt sich später in Deutschland zum Luthertum und gab von seinem Gefängnisse in Dillenburg aus der Gattin den Rat, nach Antwerpen zurückzukehren und »katholisch zu leben«; das tat sie denn auch nach seinem Tode, wodurch ihr Sohn, der berühmte Maler, zum Katholizismus zurückgeführt wurde. Und unter den niederländischen Exulanten, die als Träger höheren Wirtschaftslebens wirksam in Deutschland waren, gab es auch Lutheraner. In Frankfurt a. M. sind Großkaufmannſtand, Induſtrie und Exporthandel durch die niederländische Einwanderung entſtanden; an ihr waren wohl großenteils, nicht aber ausschließlich Kalviniſten beteiligt, worauf Heldmann in seiner im letzten Heft der Jahrb. für Nat.=Oek. erschienenen Besprechung von Bothe (Beiträge zur Wirtschafts= und Sozialgeschichte der Reichsſtadt Frankfurt [1906]) aufmerksam macht.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 25
18. Juni 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Friedrich Paulsen.

Von Dietrich Schäfer, Professor an der Universität Berlin.

Unter dem Titel »Aus meinem Leben. Jugenderinnerungen« wurde uns im vorigen Jahre von den Hinterbliebenen eine Selbstbiographie des fleißigen Mitarbeiters dieser Zeitschrift geschenkt, die den Knaben, den Jüngling und den Mann »bis zum akademischen Lehrer« begleitet.*) Es würde eine Unterlassungssünde sein, wenn Wert und Bedeutung des Büchleins an dieser Stelle nicht gebührend gewürdigt würden.

Friedrich Paulsen genießt als Pädagoge und vor allem als Führer zu höherer Bildung in weiteren Kreisen ein wohlverdientes Ansehen. In Steglitz, das ihn während der letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens den Seinen nennen durfte, bewahrt ein neues städtisches Realgymnasium seinen Namen, und bald wird auch auf der Höhe des Fichtenberges, von wo der zu früh Dahingeschiedene so gern den reizenden Fernblick auf die weithin sich breitende märkische Landschaft und ihre städtischen und ländlichen Orte genoß, eine Büste, die der Dankbarkeit akademisch gebildeter Lehrer ihre Entstehung verdankt, seine Züge in der Erinnerung der Nachwelt lebendig erhalten. Als Pädagoge angesehen zu werden, war auch der Gedanke, der Paulsen selbst vorschwebte, als er niederschrieb, was jetzt der Öffentlichkeit gehört; seine »Vorbemerkung« ist dafür Zeugnis. Und sicher werden seine Aufzeichnungen, abgesehen von dem Reiz, der in dem Erlebten an sich liegt, Anlaß geben zu Versuchen, dem unerschöpflichen Probleme der Erziehung neue Seiten abzugewinnen.

Seit einem halben Jahrhundert und länger kämpft die Pädagogik um eine selbständige Universitätsstellung. Man kann nicht sagen, daß sie in diesem langen Zeitraum auf der betretenen Bahn wesentlich weiter gekommen wäre. Andere Disziplinen, Wissensdisziplinen, sind längst an ihr vorbei zum Ziele gelangt. Sie blieb im allgemeinen, was sie um die Mitte des vorigen Jahrhunderts war, ein Annex der Philosophie. Der Grund ist, scheint mir, nicht allzuschwer aufzuzeigen. Er liegt wirklich nicht im Beharrungsvermögen oder Widerwillen der Regierungen oder gelehrten Körperschaften. Die Pädagogik geht in der Universität, wie sie nun einmal geworden ist, nicht völlig auf. Sie ist ebensosehr, wenn nicht mehr, eine Kunst wie eine Wissenschaft. Die wissensmäßige Überlieferung ihrer Theorie genügt nicht; es muß die kunstmäßige Übung hinzukommen. Sie kann überhaupt nicht in der Weise gelehrt werden, wie das bei den herkömmlichen Universitäts-Disziplinen üblich und berechtigt

*) Friedrich Paulsen. Aus meinem Leben. Jugenderinnerungen. Jena, Eugen Diederichs, 1909.

ist. Zur Lehre muß das Vorbild hinzutreten. Und dazu gehört die Persönlichkeit, die volle Persönlichkeit, nicht allein Tiefe und Umfang des Wissens und Lehrgabe, sondern der ganze Mann, der durch alles, was an ihm ist, zum Eindruck zwingt und zur Nacheiferung reizt. Wo sich aber solche Männer finden, die berufene Vertreter der Erziehungslehre sind, ist noch lange nicht gesagt, daß sie sich bequem und restlos in den Rahmen der Universität einfügen; die volle Entfaltung ihres Könnens möchte ihnen hier keineswegs unter allen Umständen gesichert sein.

Auch Friedrich Paulsen ist vom Philosophen zum Pädagogen geworden. Durch die Schule hat ihn sein Weg nicht geführt. Er hat dann aber von seinen Lebens- und Weltanschauungen aus der Schule sein Denken zugewandt und sich mit ihrem Aufbau und ihren Erfordernissen vertraut gemacht. Er hat das getan mit einer gewissen Unabhängigkeit, die ihn befähigte, unbeirrt von herkömmlichen Vorstellungen und überlieferten Meinungen die Dinge mit eigenen Augen zu sehen und demgemäß zu bewerten. So ist sein Urteil als das eines klaren und selbständigen Kopfes, dessen Denken auch stets in Fühlung blieb mit natürlicher Herzenswärme und nie Gefahr lief, in irgendwelcher Form beeinflußt zu werden von Streberei, den Zeitgenossen, soweit sie keine anderen als sachliche Ziele im Auge hatten, wertvoll und vielfach Richtschnur geworden. Art und Stellungnahme des Mannes aber zu verstehen, erleichtern seine »Jugenderinnerungen« außerordentlich. Ihren Reiz wird jeder empfinden, der Gefühl hat für eigenartige menschliche Entwicklung. Dem Pädagogen geben sie besonders zu denken; kein Schulmann sollte sie ungelesen lassen.

Es hat schwerlich jemals eine Zeit gegeben, die so mächtig und erfolgreich am Ausgleich vorhandener Kulturunterschiede und Lebensformen gearbeitet hat wie die Gegenwart. Durch tausend Kanäle strömen großstädtische Denkweise und großstädtischer Lebenszuschnitt hinaus bis in die entlegensten Orte des flachen Landes und geben seinem Dasein neue Formen und neuen Inhalt. Rascher und kräftiger als irgendwo sonst hat diese Entwicklung im letzten Mittelalter in Deutschland Platz gegriffen, ob unserem Volke zum Segen oder Unsegen, darüber können die Meinungen auseinandergehen, sicher geschah es unvermeidlich. Freunde unserer überlieferten Volksart und ihrer so bunten und mannigfaltigen Eigentümlichkeiten sind bemüht, zu erhalten, was irgend zu retten ist, gewiß mit Recht, ob mit Erfolg, wird die Zukunft entscheiden. Mit dem Bewahren oder Wiederausgraben wirklicher oder sogenannter alter Volkstrachten ist es auf diesem Felde nicht getan. Wer Paulsens »Jugenderinnerungen« liest, wird sich einem Manne gegenüberfinden, der weiß, was ihm die heimische Art bedeutete, der einsieht, daß sie schwinden mußte, der sich ihres Scheidens aber nicht ohne Wehmut bewußt wird.

Man wird im weiten Gebiet deutscher Zunge nicht allzuviel Gegenden finden, die sich noch in jüngster Vergangenheit einer so ausgeprägten und dabei in sich gesunden und berechtigten Eigenart erfreuten wie Friedrich Paulsens engere Heimat, auf dem Boden unseres Reiches schon gar nicht. Der Küstenstrich von Husum bis Hoyer, von der Hever bis zur Widau ist der einzige Festlandsbezirk im Deutschen Reiche, wo sich die friesische Sprache bis heute erhalten hat. Sie ist aber auch dort fast ganz auf den Hausgebrauch zurückgedrängt; im Verkehr machte ihr in Paulsens Jugend das Plattdeutsche, jetzt auch das Hochdeutsche den Rang streitig, in Kirche und Schule und in den Beziehungen zu den Behörden dieses und zeitweise auch das Dänische. Wem sich das Dasein nicht in den allerunterstem Lebenskreisen abspielt, wird hier von vornherein in eine ungewöhnliche Vielsprachigkeit mit all ihren Vorteilen und Nachteilen hineingestellt. Da Kirche und Schule seit Jahrhunderten hochdeutsch und ziemlich ebensolange, den Zeitverhältnissen entsprechend auf der Höhe ihrer Aufgabe waren, ist dort die Grundbedingung für eine einheitliche Bildung gegeben.

Man kann aber sagen, daß Friedrich Paulsen in dieser eigenartigen Welt noch wieder einen besonderen Stempel aufgedrückt erhielt, dessen Gepräge doch auch wieder wesentlich durch diese beiden Faktoren, Kirche und Schule, mitbestimmt wurde. Langenhorn, das langgestreckte friesische Dorf am Rande der Geest und der nordfriesischen Marsch, war nur die zweite Heimat seiner Familie. Sie entstammte den Halligen. Erst Paulsens Vater ist als zwanzigjähriger junger Mann durch die entsetzliche

Dezemberflut des Jahres 1825 von der Hallig Oland auf das gegenüberliegende Feſtland hinübergetrieben worden, und die altherkömmlichen Schiffer haben sich so in Landleute umgewandelt. Die Eigentümlichkeiten der Halligen kennt seit Biernatzkis Schilderung jedes Schulkind; von der Sonderart des geiſtigen Lebens ihrer Bewohner wissen doch nicht allzuviele. Friedrich Paulsen hat ſelbſt aus den Aufzeichnungen seines Urgroßvaters im 35. Bande der Zeitschrift für Schleswig-Holſteinische Geschichte »Lebenserinnerungen des Grönlandfahrers und Schiffers Paul Frercksen« mitgeteilt, die ein lebendiges Bild geben von dem Seemannsdasein des Halligbewohners um die Mitte des 18. Jahrhunderts. Es hat sich in anderen Formen ins 19. hinüber und in einem gewissen Reſt bis in die Gegenwart erhalten. Wie es sich noch bis in Paulsens Zeit hinein abspielte, führte es zu einer eigentümlichen Verbindung von Weltkenntnis und Weltklugheit mit rührender Anhänglichkeit an Heimat und Familie und treueſter Erfüllung der Pflichten in dem kleinen Kreise, in dem der Mensch auf dieser Welt vor allem seine »Nächſten« zu suchen hat. Auch eine mehr als gewöhnliche »Bildung« war und iſt dieser Bevölkerung Gemeingut und wird durch engſten persönlichen Verkehr mit Pfarrer und Lehrer, besonders in den Wintertagen, auch heute noch immer neu erworben und bewahrt. Wollte man fragen, wo im Deutschen Reiche, alles in allem genommen, der Stand der Volksbildung (und zugleich der Volkswohlfahrt, der durchschnittlichen, gleichmäßigen Wohlhabenheit) am höchſten sei, man müßte den Halligen den Preis zuerkennen. Jedenfalls müßten unsere Großſtädte, keine ausgenommen, aus dem Wettbewerb sofort zurücktreten.

Es war solche Überlieferung, die in der Familie fortlebte, die Paulsens Vater 1845 durch Verheiratung mit Chriſtine Ketelsen aus der Langenhorn benachbarten Gemeinde Enge begründete. Den erſten Unterricht hat der Knabe, der einziges Kind blieb, im elterlichen Hause erhalten, und diesem und seiner engſten Fühlung mit Religion und Sitte verdankt er auch die grundlegenden Eindrücke für sein späteres Leben. Wie sich das im einzelnen vollzog, darüber höre man Paulsen selbst. Schlicht und doch überaus reizvoll weiß er die Welt zu schildern, in der er aufwuchs. Wir werden bekannt mit den Persönlichkeiten und faſt noch näher mit den Verhältnissen, die seine Vorſtellungswelt beeinflußten. Sie sind so ganz anders geartet als die üblichen; auch wenn kein Paulsen aus ihnen hervorgegangen wäre, hätte ihre Schilderung Wert und Berechtigung. Wir würden sie dankbar begrüßen als eine wertvolle Darſtellung deutscher Volksart in einer ihrer ansprechendſten und gesundeſten Formen. In ihrer Beziehung zum Verfasser erklärt sie uns nicht nur so manches in seiner Eigenart, sondern weiſt auch immer wieder auf das allgemeine Problem der Entwicklung eines bedeutenden Menschen.

Die »Jugenderinnerungen« führen über die Heimat hinaus, auf das Gymnasium, das Paulsen erſt im 18. Lebensjahr bezog, und weiter auf die Universität und in die akademische Laufbahn. Der ungewöhnliche Bildungsgang hat auch, soweit gelehrtes Wesen in Frage kommt, seine Spuren zurückgelassen; er gibt dem Pädagogen in mehr als einem Punkte reichen Stoff zum Nachdenken. So hat die Frage, wie weit der unentbehrliche Zwang in der Schule mit einer gewissen Lernfreiheit vereinbar iſt, die sich unwillkürlich beim Lesen der Erinnerungen aufdrängt, Paulsen später oft beschäftigt und ſteht auf der Tagesordnung der schwebenden Schulfragen mit an oberſter Stelle. Im ganzen wird aber der Leser der erſten, größeren Hälfte der »Jugenderinnerungen« den größeren Reiz abgewinnen. Sie haben den erfrischenden Vorzug völliger Neuheit. Was Gymnasium und Universität zu bieten pflegen, iſt Hunderttausenden bekannt, und der einzelne kann für seine Erlebnisse und Erfahrungen nur ein begrenztes Interesse beanspruchen. Auch sieht er die Dinge leicht mit Augen, die anders eingeſtellt sind als die anderer, und gewinnt so Bilder, deren Treue zweifelhaft erscheint, ohne daß doch die Feſtſtellung solcher Urteilsunterschiede eine allgemeinere Bedeutung beanspruchen könnte. So gern wir hören, wie Paulsen über diese seine Lebensjahre dachte, so möchten seine Mitteilungen doch nicht in dem Maße als wertvolle und genußreiche Belehrung entgegengenommen werden, wie das sicher mit der Schilderung seiner Knabenzeit der Fall sein wird.

Wer das Glück gehabt hat, Paulsen im Leben näher zu treten, der konnte ja nicht anders als ihn lieb gewinnen. Seine aufrechte,

feste Art, seine lautere, sachliche Gesinnung, seine schlichte, allem falschen Schein abholde Persönlichkeit haben auf gleich gestimmte Naturen nie ihren Eindruck verfehlt. Und dazu die männliche Kraft, die in seinem geschlossenen Wesen körperlich wie geistig gesammelt war! Wer sich vergegenwärtigen will, wie das alles geworden ist, sich von innen heraus entwickelt hat und doch auch von außen her geformt wurde, der kann nichts Besseres tun, als die »Jugenderinnerungen« in die Hand nehmen. Er wird dem werdenden Mann in die Augen blicken und sich an ihm nicht weniger freuen als an dem fertigen. Wer Paulsen im Leben aber ferne stand, der wird nicht ohne warme Teilnahme scheiden von dem Entwicklungsgange einer echten, nach oben gerichteten Menschennatur.

Nochmals Kalvinismus und Kapitalismus.

Von Felix Rachfahl, Professor an der Universität Kiel.

(Schluß)

Wenn es auch kapitalistischen Geist ohne kapitalistisches Wirtschaftssystem geben kann, so hat es doch für die Wirtschaftsgeschichte der Neuzeit nur Wert, den Manifestationen kapitalistischen Geistes nachzugehen, wenn er von der Tendenz getragen war und dazu beigetragen hat, Kapital zu sammeln, das kapitalistische Wirtschaftssystem zu statuieren, aufrecht zu erhalten und auszubauen. Und gewiß hat Weber ausgesprochen, daß es kapitalistische Wirtschaft ohne kapitalistischen Geist gebe. Ich habe ihm aber gar nicht »unterstellt«, daß er das kapitalistische Wirtschaftssystem nur aus religiösen Motiven abgeleitet habe; bloß darauf habe ich vielmehr aufmerksam gemacht, daß es bei Webers Fassung des kapitalistischen Geistes unendlich viel Kapitalismus gibt, der ohne kapitalistischen Geist entstanden sein müßte, und daß sein »kapitalistischer Geist« eben nicht imstande ist, die Kapitalsbildung und das kapitalistische Wirtschaftssystem der Neuzeit auch nur annähernd zu erklären, daß er ihm weiterhin einen viel zu großen Einfluß auf diesem Gebiete zugeschrieben hat.

Es ist aber nicht nur eine falsche Unterstellung, so setzt Weber auseinander, wenn man ihm vorwirft, er hätte den Kapitalismus der Neuzeit aus der Reformation ableiten wollen, sondern auch wenn man von ihm behauptet, daß er das gleiche bezüglich des kapitalistischen Geistes für die Neuzeit versucht hätte: keineswegs habe er die ursprünglich religiös bedingten Momente asketischen Charakters mit dem kapitalistischen Geiste identifiziert, sondern sie nur als einen konstitutiven Bestandteil neben andern hingestellt. Es war, wie er versichert, lediglich sein Ziel, »eine bestimmte konstitutive Komponente des Lebensstiles, der an der Wiege des modernen Kapitalismus stand, an dem sie — mit zahlreichen anderen Mächten — mitgebaut, zu analysieren und in ihren Wandlungen und ihrem Schwinden zu verfolgen«. Der kapitalistische Geist, wie er ihn versteht, ist also nicht der kapitalistische Geist der Neuzeit in seinem ganzen Umfange, sondern nur eine bestimmte Art oder ein bestimmter »Habitus kapitalistischen Geistes«, der durch Aktivität im Berufsleben und asketischen Sparzwang charakterisiert wird, und nur diesen will er auf Wesen, Herkunft und Wirkungen untersuchen. Kapitalistischer Geist ist ihm somit identisch mit Berufsethik, angewandt auf das Erwerbsleben und verbunden mit asketischem Sparzwang. Die ganze Frage spitzt sich (S. 183) für ihn zu nach der Entwicklung desjenigen Habitus, den er (ad hoc und lediglich für seine Zwecke) ,kapitalistischen Geist' getauft hat. Und feierlich wäscht er seine Hände in Unschuld, wenn seine scheinbaren Anhänger durch eine falsche Auffassung seiner These Unheil gestiftet haben: »Dafür verantwortlich zu sein, wenn andere die von mir ausdrücklich und mit denkbar größtem Nachdrucke als eine Einzelkomponente bezeichneten religiösen Momente verabsolutieren und mit dem ,Geist'

des Kapitalismus überhaupt identifizieren oder gar den Kapitalismus daraus ableiten, — habe ich schon einmal abgelehnt. Ein solcher Versuch wird nicht dadurch bekämpft, daß man eine Reihe anderer Komponenten aufzählt, die zu jeder Zeit kapitaliſtiſche Expansion begleitet haben, wie kein Mensch bezweifelt.«

Der »kapitaliſtiſche Geiſt«, von dem Weber gehandelt hat, iſt also gar nicht der »kapitalistische Geiſt« schlechthin, sondern eine besondere Spezies von »kapitalistischem Geiſt«, der erſt in der Neuzeit aufgekommen iſt*), oder anders ausgedrückt, ein Zug des allgemeinen kapitaliſtiſchen Geiſtes, den dieser in der Neuzeit unter dem Einflusse des »asketischen« Proteſtantismus angenommen hat; daneben iſt auch der ältere Typus beſtehen geblieben. Webers »kapitaliſtiſcher Geiſt« iſt also nicht einmal identisch mit dem »kapitaliſtiſchen Geiſte« der Neuzeit in seiner Totalität. Er bedeutet lediglich eine Redefigur, und zwar diejenige, die man schulgemäß pars pro toto nennt. Noch niemals hat sich Weber so beſtimmt und klar über das Verhältnis seines kapitaliſtiſchen Geiſtes zum kapitaliſtiſchen Geiſte überhaupt ausgesprochen, mit aller Schärfe anerkannt, daß es sich dabei nur um einen besonderen Zug, eine beſtimmte Nuance des kapitaliſtiſchen Geiſtes auch in der Neuzeit handelt. Er hat sich vielmehr bisher über diesen Punkt nur ziemlich schwer faßbar geäußert; denn sonst hätte er doch wohl nicht allein von seinen Gegnern, sondern auch gerade von seinen Anhängern so bedauerlich mißverſtanden werden können; wir kommen darauf noch bald zurück. Früher hatte er**) gesprochen von der aus dem Geiſte der chriſtlichen Askese geborenen rationalen Lebensführung auf Grund der Berufsidee als einem »konſtitutiven Beſtandteil des kapitalistischen Geiſtes«. Dieser Ausdruck ließ noch zwei Deutungen Raum. Wollte er damit sagen: Das religiös-asketische Moment und das Produkt seiner Säkularisation iſt im modernen kapitaliſtiſchen Stile eine konſtitutive Komponente, und zwar, wie er jetzt ausdrücklich betont, »neben anderen«, und nämlich solchen (so fügen wir hinzu), die ihm gleichwertig sind? Oder gibt es andere gleichwertige Komponenten nicht, so daß es ein konſtitutiver Faktor iſt, nämlich in dem Sinne, daß es ein Faktor neben anderen iſt, aber der konſtitutive, durch den schließlich das Wesen des kapitaliſtiſchen Geiſtes in der Neuzeit beſtimmt wird? Ich glaube, daß die zweite Deutung ursprünglich seinen Intentionen in höherem Grade entsprach. Denn das bezeichnete er ja von Anfang an als seine Aufgabe, die religiösen Einflüsse feſtzuſtellen, die »bei der qualitativen Prägung und quantitativen Expansion« des kapitaliſtiſchen Geiſtes mitbeteiligt gewesen sind. M. a. W.: er nahm an, daß beſtimmte Züge, die für das Wesen des kapitaliſtiſchen Geiſtes der Neuzeit charakteriſtisch seien, aus den von ihm ins Auge gefaßten religiösen Momenten ſtammten, und daß diese weiterhin die räumliche Verbreitung des Kapitalismus, wo wir ihn immer seit der Reformation diesseits und jenseits des Ozeans finden, zum mindeſten ſtark gefördert haben.

Dem gegenüber muß ich feſtſtellen: Ich habe nirgends die von Weber reprobierte Identifikation von Beſtandteilen, die aus religiös-»asketischer« Wurzel ſtammen, und kapitaliſtiſchem Geiſte der Neuzeit überhaupt vorgenommen. Ich habe im Gegenteil ſtets zwischen »kapitaliſtiſchem Geiſte« im Sinne Webers und »kapitaliſtiſchem Geiſte« im üblichen Sinne oder schlechthin unterschieden. Weber hat diese meine Ausführungen, indem er sie zitierte, mit einem Ausrufungszeichen versehen; er wird aber wohl nicht behaupten wollen, daß der Begriff vom kapitaliſtiſchen Geiſte, wie er ihn geprägt hat, der »übliche« sei; denn bisher hat noch niemand asketisches Verhalten gegenüber dem Reichtum (wie Weber das beim Unternehmer »neuen Stils« getan hat) als ein wesentliches Merkmal des Begriffes vom kapitaliſtiſchen Geiſte gehalten. Ich leugne es nicht, daß diese Verbindung oft genug vorkommen mag, und daß sie in hohem Grade geeignet iſt, wo sie vorhanden iſt, sei es bei einem einzelnen, das Emporkommen, sei es wo sie gleichsam als Massenerscheinung auftritt, die kapitaliſtiſche Entwicklung ganzer Gruppen und der gesamten Volkswirtschaft zu fördern. Charakteriſtisch iſt sie aber nicht für das Wesen des kapitaliſtiſchen Geiſtes, wie sehr sie auch seine Wirksamkeit zu verſtärken imſtande iſt, und er vermag ihrer auch recht gut zu entraten,

*) Vgl. S. 200: »Geiſt des (in meinem Falle: des neuzeitlichen) Kapitalismus«; dazu Anm. 34: »Denn nur von diesem iſt ja bei mir die Rede«.

**) Archiv 21, S. 107.

wo er sonst mit der nötigen Intensität ausgestattet ist, und wo schon vorhandene Kapitalansammlung es erlaubt.

Keineswegs habe ich somit, um den von Weber gebrauchten Ausdruck zu akzeptieren, die von ihm als Einzelkomponente bezeichneten religiösen Momente »verabsolutiert«. Ich habe nur darauf hingewiesen, daß diese Einzelkomponente nicht bestimmend ist für das Wesen des kapitalistischen Geistes in der Neuzeit, daß sie also keine »konstitutive« Bedeutung hat, und daß sie nicht entfernt ausreicht, das kapitalistische System der Neuzeit zu erklären. Eben dies gibt ja Weber jetzt selber zu, wenn er jetzt ausführt (S. 193 f.): Der kapitalistische Geist, mit dem er sich beschäftige, beziehe sich gar nicht auf die großkapitalistische Entwickelung: von jeher gebe es den Typus der skrupellosen moneymaker vom Altertum an bis zum Imperialismus der City. Mit andern Worten: Es gibt, wie Troeltsch (Sp. 452) sagt, einen zu allen Zeiten wirkam gewesenen Erwerbstrieb*), der aber für den »kapitalistischen Geist« als nichts spezifisch modern-kapitalistisches außer Acht bleiben kann.

Demgemäß erklärt es Weber (S. 186 Anm. 14) für falsch, wenn bei der Untersuchung über die Geschichte des kapitalistischen Geistes, das »Auge nur an den, in Nichts Wesentlichem von den Erscheinungen aller Zeiten und Länder unterschiedenen großen Geldleuten haftet«. . . »Es sind eben nicht die, in allen Zeitaltern kommerzieller oder kolonialer Expansion immer wiederkehrenden ganz großen Konzessionäre und Monopolisten: ökonomische ‚Übermenschen', sondern deren Gegner: die wesentlichen Schichten bürgerlicher, aufsteigender Mittelstände, welche typische Träger der puritanischen Lebensauffassung waren.« Den Inhalt des letzten Satzes wird niemand bezweifeln, wohl aber, worauf wir schon hinwiesen, daß diese Mittelklassen allgemein wieder Quelle und Träger des Reichtums geworden sind, und wir werden weiterhin fordern müssen, daß eine Untersuchung die sich mit der Entwicklung des kapitalistischen Geistes in der Neuzeit beschäftigt, die »ganz großen Konzessionäre und Monopolisten, die ökonomischen Übermenschen« nicht unter den Tisch fallen lasse: denn Träger kapitalistischen Geistes sind sie ohne Zweifel gewesen, und es kann noch viel weniger Ungewißheit darüber herrschen, wer für die Ausbildung des kapitalistischen Systems mehr geleistet hat, sie oder die aufstrebenden bürgerlichen Mittelklassen. Mit Emphase erinnert Weber daran, er habe stets betont, »daß der ganze Typus, wie ihn die großen italienischen, deutschen, englischen, holländischen und überseeischen Finanziers darstellen, eben ein Typus ist, den es gegeben hat, so lange wir überhaupt eine Geschichte kennen, der in seiner Eigenart schlechterdings gar nichts dem ‚Frühkapitalismus' der Neuzeit irgendwie charakteristisches ist«. Wenn diese Elemente für Weber bei seinen Studien über die Geschichte des kapitalistischen Geistes in der Neuzeit ausscheiden, so ist das ungefähr dasselbe, wie wenn jemand über das »Pferd« schreiben will; aber er bemerkt von vornherein: ich verstehe unter »Pferd« nur Schimmel; wo man bei mir von »Pferden« liest, sind also nur »Pferde in meinem Sinne«, d. h. Schimmel, zu verstehen. Vielleicht findet Weber dieses Niveau meiner Argumente wieder einmal zu »niedrig«, oder auch zu »trivial« oder »subaltern« (zur Abwechslung würde ich hier »banausisch« vorschlagen); aber es ist schwer, in solchem Falle nicht drastisch zu werden. Zum mindesten hätte Weber seinen Lesern und zumal seinen Anhängern manche fatale Mißverständnisse erspart, wenn er von Anfang an, um seine These hier nun mal ganz schlicht wiederzugeben, seine Aufgabe klar und deutlich dahin bestimmt hätte: es hat sich unter dem Einfluße reformierter Berufsethik eine bestimmte Abart kapitalistischen Geistes im Laufe der Neuzeit entwickelt; ich will ihren

*) Die Schwäche der psychologischen Position des »Erwerbstriebes« ist mir sehr wohl bekannt. Aber Weber sagt selbst (S. 153) »Ganz entbehrlich ist er wohl nicht«, und auch Troeltsch (s. o.) kommt nicht um ihn herum. Seine Erhebung von einem »naiv-triebhaften, irrationalen Faktor auf das Niveau des Rationalen« innerhalb der christlichen Kulturwelt ist aber keineswegs lediglich das Werk »asketisch«-reformierter, Berufsethik oder eines Prozesses ihrer Säkularisierung. Wenn mir Weber weiterhin vorhält, er habe sich über das Verhältnis des Erwerbstriebes zum kapitalistischen Geiste »so eindeutig ausgesprochen, daß ich diese Erörterung nur aus bösem Willen oder Vergeßlichkeit nicht beachten konnte«, so könnte ich ihm mit gleicher Münze heimzahlen, wenn ich ihn erst daran erinnern muß, daß ich mich des längeren (Sp. 1234 ff.) gerade mit seinen Erörterungen über das Verhältnis von Erwerb und Erwerbstrieb zum kapitalistischen Geiste auseinandergesetzt habe.

Ursprung, die Grenzen ihrer Expansion feststellen, sowie der Frage der »qualitativen Prägung« nachgehen, d. h. zu ermitteln trachten, ob der »kapitalistische Geist«, der das kapitalistische Wirtschaftssystem der Gegenwart geschaffen hat, aus dieser Quelle bestimmte Züge empfangen hat, die für sein Wesen von »konstitutiver« Bedeutung geworden sind.

Nehmen wir einmal an, daß sich Weber das Problem in dieser Formulierung gestellt hätte, und sehen wir zu, was er zu seiner Lösung beigetragen hat. Wertvoll ist seine Untersuchung über den Ursprung des Sondertypus, dem er nachgeht auf grund seiner Analyse der einschlägigen religiösen Schriften, wenngleich man ihm nicht folgen kann, wenn er dabei die reformierte Berufsethik als eine »Askese« bezeichnet. Dagegen war ich nicht in der Lage, mich seinen Ausführungen über die räumliche Expansion des kapitalistischen Geistes in seinem Sinne anzuschließen. Ich hatte darauf hingewiesen, daß sie teils zu unbestimmt, teils zu weitgehend waren, und daran die Forderung geknüpft, daß wenigstens der Versuch gemacht würde, die Stärke ihrer Wirkung im Verhältnis zu der anderer Komponenten des kapitalistischen Geistes im allgemeinen Sinne abzuschätzen. Das bezeichnet Weber nunmehr als eine »schwerlich lösbare Aufgabe«; er fügt hinzu: »Rachfahls Zumutung vollends, hier eine Art Statistik zu treiben, halte ich meinerseits, und muß jeder . . . für etwas reichlich harmlos halten.« Ein neuer Beleg dafür, wie Weber mit den Argumenten des Gegners umspringt! In seinen Aufsätzen hatte Weber bemerkt, daß, was den Einfluß des Kalvinismus auf die Kapitalbildung anbelange, ziffernmäßig naturgemäß »jede exakte Bestimmung« unmöglich sei; das hatte ich mit den Worten glossiert: »Immerhin hätte der Versuch einer approximativen Schätzung gemacht werden können«. Was ich damit sagen wollte, liegt auf der Hand; der Nachdruck liegt auf der Gegenüberstellung von »exakter Bestimmung« und »approximativer Schätzung«. Natürlich wäre es Unsinn, wenn man daran gehen wollte, Tragweite und Wirkungen eines »weltanschauungsmäßigen Motivs zu messen«. Das habe ich aber auch gar nicht gefordert; ich habe nicht von »messen« gesprochen, sondern von »schätzen«. Was ich verlangte, das lief darauf hinaus: die kapitalistischen Erscheinungen in Holland, England und Nordamerika daraufhin zu prüfen, ob bei ihrer Entstehung die reformierte Berufsethik beteiligt war oder beteiligt sein konnte, und in welchem Verhältnisse ungefähr zu den anderen »Komponenten« kapitalistischen Geistes. Es hätte sich dann herausgestellt, und ich habe in meiner Abhandlung das angedeutet, indem ich die Skizze einer solchen »approximativen Schätzung« dort gab, daß bei einer großen Masse kapitalistischer Phänomene der Einfluß der Weberschen »Askese« direkt ausgeschlossen ist, sodaß der in den genannten Ländern tatsächlich vorhandene Kapitalismus gar nicht auf eben dieses Moment ohne weiteres zurückgeführt werden kann. Weber und Troeltsch hatten sich in dieser Hinsicht ihre Aufgabe von vornherein viel zu leicht gemacht, indem sie für die Länder reformierten Bekenntnisses in so unbestimmter und weitgehender Fassung von den Wirkungen des religiösen Momentes sprachen, den Anteil der libertinistisch, aufklärerisch und religiös indifferent gesinnten Elemente an der kapitalistischen Entwicklung daselbst so vollkommen ignorierten, daß da eine ins einzelne gehende Prüfung der Verhältnisse unumgänglich notwendig wurde.*) Größere Exaktheit war da sehr wohl zu fordern; von einer »ziffernmäßig« herzustellenden exakten Bestimmung war nie die Rede.**)

*) Noch jetzt operiert Troeltsch mit seinen unbestimmten Redensarten. So sagt er (Sp. 451/2), für Weber handele es sich bei seiner These darum, »den modernen Arbeits- und Berufsmenschen zu erklären, der die Verpflichtungen gegen seine Arbeit und sein Vermögen wie eine objektive Notwendigkeit empfindet und damit innerhalb des modernen Kapitalismus einen bedeutsamen Grundstock bildet«, mit anderen Worten: der moderne Kapitalist stammt als Arbeits- und Berufsmensch aus der Askese (vgl. darüber die folgenden Ausführungen oben im Texte), und diese hat also »einen bedeutsamen Grundstock des Kapitalismus« geschaffen. Und ebenso spricht er daselbst im Sinne Webers vom »bürgerlich-puritanischen Kapitalismus vor allem Englands und Nordamerikas« als einem »der wichtigsten Haupttypen modernen Kapitalismus«. Dann müßte er zum mindesten den Versuch machen, sich mit meinen Ausführungen über den Anteil von Puritanismus und Aufklärung für Entstehung und Entwicklung des nordamerikanischen Kapitalismus auseinanderzusetzen. Aber es ist seine Maxime: nur immer flott die alten Behauptungen zu wiederholen, gleich als ob darüber kein Zweifel bestände und bestehen könnte, — das macht doch schließlich Eindruck!

**) Wo sich Kapitalismus kalvinistisch-puritanischer

Wir kommen nun zur Frage des Maßes der religiös-»asketischen« Einflüsse bei der »qualitativen Prägung« des kapitaliſtischen Geiſtes im allgemeinen, d. h. des Verhältnisses zwischen kapitaliſtischem Geiſte überhaupt und solchem im Sinne Webers. Hat der Zug des neuzeitlichen Kapitalismus, den Weber willkürlich »Geiſt des Kapitalismus« nennt, den gesamten Geiſt des Kapitalismus der Neuzeit in dem Grade beherrscht, wie Weber behauptet? Welches war der Einfluß, den er tatsächlich ausübt? Hat Weber Recht, wenn er behauptet, daß seinem »kapitaliſtischen Geiſt« zum mindeſten für den kapitaliſtischen Geiſt im allgemeinen die Rolle eines »konſtitutiven Faktors« zukommt?

Berufsethik, angewandt auf das Erwerbsleben, in Verbindung mit einem »asketischen Sparzwange«, das sind die charakteriſtischen Merkmale des »kapitaliſtischen Geiſtes« im Sinne Webers. Was wir bereits oben (Sp. 85) vom »asketischen Verhalten« gegenüber dem Reichtum gezeigt haben, das gilt auch vom »asketischen Sparzwange«. Er iſt keineswegs von »konſtitutiver« Bedeutung für den Begriff des kapitaliſtischen Geiſtes, sondern lediglich ein akzessorisches Moment, das von großem praktischen Werte sein kann. Er iſt aber auch nichts, was dem kapitaliſtischen Geiſt der Neuzeit im Gegensatze zur Vergangenheit eine charakteriſtische Eigenart verleiht. Denn der Geiſt der Sparsamkeit iſt zu allen Zeiten als Hilfskraft des kapitaliſtischen Geiſtes aufgetreten; er hat gewirkt zu jeder Zeit. Keineswegs soll geleugnet werden, daß er, wo er in der Neuzeit wirksam gewesen iſt, ganz besonders gut auf dem Boden der reformierten Sittlichkeit gedieh und seine fördernde Kraft zu entfalten vermochte; aber so liegt doch die Sache nicht, daß er, sei es erſt als Produkt reformierter Sittlichkeit, aufkam, sei es, wo er in neuerer Zeit bis in die Gegenwart hinein tätig iſt und obwaltet, ohne weiteres als eine »Säkularisation« religiös-»asketischer« Motive betrachtet werden konnte. Es handelt sich vielmehr bei ihm um einen konſtanten Faktor, der unter dem Einflusse jener Motive ohne Zweifel geſteigert und für die Entfaltung kapitaliſtischen Geiſtes besonders fruchtbar geſtaltet worden iſt.

Ebensowenig, wie Sparsamkeit, iſt ethische Auffassung des Berufes, Hingabe an den Beruf, Aktivität im Berufe erſt ein Produkt reformierter Sittlichkeit, und ebensowenig iſt die Verbindung dieser beiden Momente bereits »kapitaliſtischer« Geiſt. Auch jetzt behauptet Weber wiederum: der »asketische« Proteſtantismus habe für den (von jeher vorhandenen) Kapitalismus erſt die entsprechende »Seele« geschaffen, nämlich die Seele des Berufsmenschen, der sich einig fühle mit seinem Tun, was im Mittelalter nicht der Fall gewesen sei. Er hält mir vor, daß die Berufsethik für eine beſtimmte Tätigkeit nicht immer dieselbe sei, sondern mit der hiſtorischen Entwicklung wechsle. Das habe ich natürlich nie bezweifelt; wenn er mir aber weiterhin nachsagt, ich hätte zum Schlusse meiner »Kritik« behauptet, daß die Berufsethik, wie sie der »asketische« Proteſtantismus kannte, schon im ganzen Mittelalter herrschend gewesen sei, so iſt das wiederum eine jener Entſtellungen gegnerischer Ausführungen, aus denen sich leider seine ganze Antikritik zusammensetzt. Ich hatte im Einklange mit Troeltsch selber (Sp. 1321) nichts anderes behauptet, als daß Berufsethik und sogar mit religiöser Färbung nicht erſt ein Produkt der Reformation sei, sondern daß durch diese lediglich für die Berufsethik die mönchisch-asketischen Einschränkungen in Wegfall kämen; daraus hatte ich geschlossen, daß ethische Auffassung des Berufes, geschweige denn Hingabe an den Beruf, Aktivität im Berufe keineswegs erſt als Wirkungen einer Säkularisation reformierter Sittlichkeit in den kapitaliſtischen Geiſt der Neuzeit eingedrungen wären. Wenn das unrichtig sein sollte, müßte sich Weber mit seinem Freunde und Kollegen Troeltsch auseinandersetzen, auf dessen Lehre meine Ansichten fußen; hatte ich sie doch mit ausdrücklicher Erwähnung seines Namens übernommen.*) Was aber macht Weber? E

Provenienz konſtatieren läßt, da kommen übrigens für den darin herrschenden Geist als Quelle in Betracht nicht nur die »asketische Berufsethik«, sondern auch der Einfluß einer an alttestamentlichen Traditionen und Vorbildern orientierten Lebensführung, also Momente judaistischen Ursprungs. Hier kann darauf nicht eingegangen werden.

*) Im übrigen hatte ich darauf aufmerksam gemacht, daß sich jeder Beruf seine besondere Ethik schafft; diese Bemerkung reizt Troeltsch (Sp. 460) zum Ausfalle, das sei »nicht sehr tiefsinnig«: »In Wahrheit liegt in solchen Fällen ſtets eine Heranziehung allgemeiner ethischer oder metaphysischer Vorſtellungen für diese beſtimmten Zwecke vor.« Er wirft m…

schiebt mir die Behauptung unter, daß ich die Berufsethik des »asketischen« Protestantismus schon rückwärts in das Mittelalter projiziert habe. Solche Kampfesweise beweist nichts anderes, als die innere Schwäche der Position desjenigen, der sie zur Anwendung bringt.**)

dabei vor, meine »Sätze würden zum barsten Geschichtsmaterialismus führen«. Als ob ich je geleugnet hätte, daß die besondere Berufsethik, wie sie aus den speziellen Bedürfnissen und Verhältnissen eines bestimmten Berufes resultiert, zumal in gewissen Zeitaltern, eine allgemein-ethische oder metaphysische Färbung getragen hat! Daß das nicht der Sinn meiner »Sätze« gewesen sein kann, geht schon daraus hervor, daß ich — eben unter Berufung auf Troeltsch selber — davon spreche, daß es im Mittelalter bereits nicht nur eine Berufsethik, sondern noch dazu eine solche mit religiöser Motivation gegeben habe, da ja die christliche Rechtfertigung des Erwerbslebens nicht erst von Luther stamme. Was sich wohl Troeltsch unter »Geschichtsmaterialismus« vorstellen mag?

**) Noch einige drastische Belege für Webers Polemik. In seinen Aufsätzen hatte Weber die Äußerung Jakob Fuggers herangezogen, »er wolle gewinnen, dieweil er konnte«. Daraus hatte Weber geschlossen, Fugger habe noch nicht den richtigen »kapitalistischen Geist« gehabt, da diesem Ausspruch noch der »Charakter einer ethischen Maxime, die Idee der Berufspflicht« fehle. Darauf hatte ich erwidert, daß diese Folgerung übereilt sei, da der Ausspruch für sich allein noch nichts beweise; ich hatte gefragt: »Woher weiß denn Weber, daß sich Fugger nicht seinem Berufe innerlich verpflichtet fühlte, daß nicht auch ihm die Idee vorschwebte, der Mensch habe die Pflicht, seine Aufgabe treu und gewissenhaft zu erfüllen, vor die ihn das Leben nun einmal gestellt hätte?« Was macht Weber (S. 188, Anm. 15) daraus: »Rachfahl fragt, woher ich denn wisse, daß der von ihm (nach mir) zitierte Ausspruch Jakob Fuggers Ausdruck einer anderen (als der puritanischen) »Berufsethik« sei. Das ist keine richtige Wiedergabe meines Gedankens. — In meinen Ausführungen über den erwähnten Ausspruch Fuggers findet Weber (S. 181, Anm. 7) einen Widerspruch: »Das gleiche Streben nach dem Gewinn um des Gewinnes willen, welches auf Sp. 1320 (bei Fugger) sehr wohl einer »ethischen Maxime der Lebensführung« entsprungen sein kann, kann auf Sp. 1250, 1255 überhaupt nicht »ethisch« genannt werden, weil es R. verwerflich findet.« Ich habe es Sp. 1250 (auf Sp. 1255 habe ich über diese Dinge gar nicht gehandelt) als zweifelhaft erklärt, ob eine Wirksamkeit, die den Gelderwerb als reinen Selbstzweck statuiert, überhaupt noch das Prädikat »ethisch« verdienen würde, da aus solcher »Berufsethik« Handlungen entspringen könnten, die sich nicht mit den allgemein ethischen Grundsätzen vertragen; auf Sp. 1320 habe ich ausgeführt, daß Abscheu vor bloßem Genusse ohne Arbeit den Wert einer ethischen Maxime haben könnte: worin liegt da ein Widerspruch?

Tatsächlich sind die charakteristischen Züge des »kapitalistischen Geistes« der Neuzeit dieselben, wie sie es zu allen Zeiten waren. Es gibt solchen mehr »triebhafter Natur« und solchen, der rationalisiert und von einer bestimmten Berufsethik getragen ist, von jeher, und sie bestehen noch heutzutage neben einander. Ein gewisses Maß von Rationalisierung aber ist immer erforderlich, damit sich der bloße Erwerbstrieb auf das Niveau eines wahren »kapitalistischen Geistes« erhebe, aber nicht eine Rationalisierung der Lebenshaltung schlechthin, sondern des Erwerbstriebes selber, indem das spekulativ-rechenhafte Moment als regulierender Faktor bei der Betätigung eben des Erwerbstriebes zur gebührenden Geltung gelangt. Und daß dieses Moment nicht aus einer Säkularisation reformierter Berufsethik entstanden ist, liegt auf der Hand, wenngleich sie ihn, wie ich schon so oft und von vornherein zugegeben habe, zu fördern in hohem Grade geeignet war. Aber der kapitalistische Geist der Neuzeit ist das, was er ist, nicht erst auf dem Umwege über die protestantische »Askese« geworden; diese ist nicht die Wurzel der Rechenhaftigkeit, die das charakteristische Merkmal am Geiste des Kapitalismus ist. Bei weitem übertreibt Weber (S. 196) die Zerrissenheit und die Notwendigkeit von Beschwichtigungsmitteln für den Kapitalisten der vorreformatorischen Zeit: nicht erst und nicht nur durch die Einflüsse religiöser »Askese« ist der Kapitalist zum »Berufsmenschen« geworden, der sich innerlich eins fühlt mit seinem Berufe.*)

*) Ich setze mich hier am besten mit den Ausführungen von Troeltsch (Sp. 455 bis 458) zur Frage der Berufsethik auseinander. Ihnen zufolge begnüge ich mich, »bei der Bestreitung der religiösen Herleitung (sc. des Kapitalismus aus dem Kalvinismus) lediglich damit, Webers Auffassung Kalvins und des primitiven Kalvinismus zu bemängeln und zu behaupten, daß von diesem aus keine besondere Disposition des Puritanismus für den Kapitalismus gefolgert werden könne«. Das ist eine totale Verschiebung meiner Ansichten. Ich habe nirgends das »behauptet«, was mir Troeltsch zuschreibt; ich habe vielmehr selber (Sp. 1324) gezeigt, daß der Satz von der Profitlichkeit des Kapitals in allgemeiner Wendung schon von Kalvin gelehrt worden ist; aber ich habe zugleich (ebd. und Sp. 1254) betont, daß zwar solche und ähnliche Äußerungen förderlich auf die kapitalistische Entwickelung wirken konnten, daß jedoch sowohl bei Kalvin als auch bei den Puritanern die Berufsethik, insoweit sie dem Kapitalismus günstig war, eine Norm und Grenze an den Anforderungen der allgemeinen Ethik, an

Nicht energisch genug kann Weber jetzt versichern, daß er die religiös-»asketischen« Einflüsse nur als eine Komponente für den modernen kapitaliſtiſchen Geiſt angesehen wissen will. Sein Ziel war es lediglich, so beteuert er, Bedeutung und Wirksamkeit gerade dieser einen Komponente feſtzuſtellen, und ein solcher Versuch, so beschwert er sich, wird nicht dadurch bekämpft, daß man »eine Reihe anderer Komponenten« aufzählt, die zu jeder Zeit kapitaliſtiſche Expansionen begleitet haben, »wie kein Mensch bezweifelt«. Oder, wie er mir in das Stammbuch schreibt: »Solch erſtaunliche Wahrheiten allerdings, wie: »daß das Streben nach ‚Glück', nach ‚Nutzen', nach ‚Genuß, Ehre, Macht, Zukunft der Nachkommen' und dergleichen bei der Auslösung des Strebens nach dem Höchſtmaß von Gewinn überall in sehr verschiedenen Kombinationen mitbeteiligt waren und sind, hätte Rachfahl, glaube ich, sich sparen können, da schwerlich

den Geboten der chriſtlichen Nebenliebe fand, und daß daraus Züge flossen, die mit dem modernen kapitaliſtiſchen Geiſte unvereinbar sind. Das zu widerlegen, haben weder Weber noch auch Troeltsch versucht. In diesem Zusammenhange wird auch die Haltlosigkeit gewisser weiterer Vorwürfe von Troeltsch offenbar: meine Würdigung der wirtschaftlichen Ethik Kalvins als einer Anbahnung freierer Betrachtung des ökonomischen Lebens und damit einer freieren Berufsethik auch für die kapitaliſtische Unternehmung sei ebenso unvollſtändig und nichtssagend, wie meine »Phrase«, daß Kalvin die »Durchdringung der Arbeit mit dem Geiſte chriſtlicher Sittlichkeit« bewirkt habe. Troeltsch bringt dabei eine lange Erörterung über das Verhältnis lutherischer und kalvinischer Ethik zu Arbeit und Besitz, die ich zu beſtreiten ebensowenig Grund habe, wie ich Grund hatte, meinerseits auf diese Probleme einzugehen. Wie konnte ich leugnen wollen, daß die freiere Stellung Kalvins zum Wirtschaftsleben aus seiner besonderen Berufsethik folgt? Denn ich erkenne ja vollkommen die Exiſtenz einer besonderen kalviniſtiſch-puritanischen Berufsethik an und behaupte nur, daß sie ſtets an der allgemeinen Ethik dieser Richtung in der Reformation orientiert war und blieb, und eben dazu hatte ich (im Gegensatze zu Weber, der diesen Punkt ganz unberücksichtigt ließ) allen Anlaß. Troeltsch sagt (Sp. 458) kategorisch: »Kalvin hatte keinen allgemeinen Geiſt chriſtlicher Sittlichkeit, mit dem er die Arbeit durchdringen konnte«. Nun, schließlich iſt ja doch die besondere Berufsethik Kalvins nur eine Applikation seiner allgemeinen Ethik, und diese war (bei allen ihren Besonderheiten, bei allen Abweichungen von der der anderen chriſtlichen Richtungen) ein Ausfluß des allgemeinen Geiſtes chriſtlicher Sittlichkeit. Oder iſt dieser nur eine veraltete Utopie, an die nur noch der »Nicht-Fachmann auf theologischem Gebiete« glaubt? Es bleibt trotz

jemand zu finden sein wird, der sie beſtreitet.« Weber hat Recht: man sollte meinen, ich hätte mir diese erſtaunlichen Wahrheiten sparen können; aber er irrt sich, wenn er sagt, daß schwerlich jemand zu finden sein wird, der sie beſtreitet: eben deshalb, weil sich jemand fand, der sie beſtritt, konnte ich mir ihre Aufzählung nicht »sparen«, — und dieser jemand war niemand anders, als — Herr Weber selber, der demnach ein sehr kurzes Gedächtnis zu haben scheint. Erinnert er sich denn gar nicht an seine lebhafte und temperamentvolle Schilderung des »Unternehmers neuen Stils«, der im Gegensatze zum »traditionaliſtiſchen« Kapitaliſten der Träger des wahren »kapitaliſtiſchen Geiſtes« iſt, der die Geschäfte nur aus der »irrationalen Empfindung der Berufserfüllung« heraus betreibt, dem von seinem Reichtum nichts für seine Person bleibt, der Oſtentation und Aufwand scheut, dem nichts an bewußtem Genuß von

Troeltsch dabei, daß die Durchdringung der Arbeit mit dem Geiſte chriſtlicher Sittlichkeit nebſt der freieren Stellung zum Wirtschaftsleben charakteriſtische Züge der allgemeinen Wirtschaftsanschauungen Kalvins waren, wozu dann aber noch seine spezielle Berufslehre kam. Und es bleibt weiterhin dabei, daß der »eigene Geiſt«, mit dem er die Arbeit durchdrang, an der allgemeinen chriſtlichen Liebesmoral in einem Grade orientiert war, der nicht nur vom triebhaften Erwerbsdrange, sondern auch vom kapitaliſtischen Stile der Jetztzeit (als dessen rationalisierter Form) in entscheidenden Punkten ebenso abwich, wie späterhin die Soziallehren der Puritaner. »Unerhört« aber iſt es — leider sehe ich mich hier genötigt, diesen von Weber gegen mich gerichteten Ausdruck im vorliegenden Falle auf Troeltsch zu beziehen, — wenn dieser mir (Sp. 456) vorwirft, ich hätte mir betreffend die Stellung Kalvins zum Wirtschaftsleben meine Belehrung »bloß« aus Elſter und Kampschulte geholt. Ausdrücklich habe ich die Übereinſtimmung meiner Ansichten mit Lang, dem Autor der jüngſten beſten zusammenfassenden Biographie Kalvins, konſtatiert und die entscheidende Stelle aus Lang (Sp. 1329 f.) zitiert. Der Unterschied zwischen gesicherten Ergebnissen hiſtorischer Einzelforschung und »reiner Konſtruktion« scheint für Troeltsch noch nicht aufgegangen zu sein, wenn er als solche (Sp. 504) meine, wie gesagt, mit Lang sich deckende Charakteriſtik des Einflusses von Kalvin auf die ökonomische Entwickelung Genfs und überhaupt erklärt. Gewiß wird niemand dem reformierten Theologen Lang »innerliche Abneigung« gegen Kalvin nachsagen können. Aber es gehört nun eben zu den polemischen »Allüren« von Troeltsch, durch die Zeilen (Sp. 468) durchblicken zu lassen, ich hätte den Kalvinismus »bloß aus dem ihm innerlich abgeneigten Kampschulte ſtudiert«. Das iſt eine Insinuation, deren Motiv mehr als durchsichtig iſt.

Macht und gesellschaftlichem Ansehen liegt, der, ein wahrer Asket, Austern kaum auf ärztliche Verordnung hin ißt?*)

Wie gesagt, immer wieder betont Weber, daß er nur eine Komponente des kapitalistischen Stils zur Erkenntnis hat bringen wollen. Aber ist dem wirklich so? Von Anfang an betont er die Wichtigkeit dieser Komponente für die quantitative Expansion und die qualitative Prägung des kapitalistischen Geistes mit dem denkbar stärksten Nachdrucke; er weist ihr bei der Durchführung seiner These im einzelnen, sowohl was die begriffliche als auch was die historische Erörterung anbelangt, eine Rolle zu, derzufolge sie tatsächlich, um Webers eigenen Ausdruck zu gebrauchen, »verabsolutiert« erscheint; es wird im Leser der Eindruck erweckt, zumal da ihr ja auch der Name des Ganzen beigelegt wird, als ob es sich bei dieser Komponente nicht nur um eine Teilerscheinung, sondern eben um das Ganze handelt, als ob dieser konstitutive Faktor so bedeutsam sei, daß er dem Ganzen seinen Stempel aufprägt und es gleichsam restlos in sich aufnimmt. So und nicht anders haben Webers Freunde und Anhänger die Sache aufgefaßt. Sie haben nicht daran gezweifelt, daß Webers »kapitalistischer Lebensstil« wirklich identisch sei mit dem kapitalistischen Geist der Neuzeit in seinem ganzen Umfange. Die Schriften von Troeltsch sind von dieser Ansicht, wie wir sahen, getragen; jetzt hat er allerdings erklärt, Webers These unzulässig generalisiert zu haben; aber die Tatsache bleibt bestehen, daß er sie zuerst in diesem Sinne aufgefaßt hat. Auch Gothein hat einfach den Geist des Kapitalismus aus dem Geiste des Kalvinismus heraus entstehen lassen, und v. Schubert sagte in Beziehung auf Weber: »Mit Recht hat man den ‚Geist des Kapitalismus', den Kern moderner Wirtschaftsgeschichte,*) abgeleitet aus dem entschlossenen Individualismus der Puritaner.« Weber erklärt jetzt, er habe solche mißverständliche Auffassung durch andere schon einmal mit aller Schärfe abgelehnt, und zwar, wie er hinzufügt, »ohne daß Rachfahl die Pflicht fühlte, dies, obwohl er es weiß, zu berücksichtigen«. Ich muß dazu bemerken, daß ich das keineswegs »weiß«; mir ist, als ich meine Abhandlung niederschrieb, von dieser Ablehnung nichts bekannt gewesen; ich muß sie wohl übersehen haben, und ich habe sie auch bis jetzt noch nicht zu finden vermocht. Es ist jedenfalls sehr sonderbar, daß noch vor zehn Monaten, zu der Zeit, als ich mit der eingehenden kritischen Nachprüfung der Weberschen These begann, diese ihre irrtümliche Interpretation in der Aula der Heidelberger Universität durch den Festredner bei der Kalvin-Säkularfeier vorgetragen worden ist: daraus ist zu schließen, daß die besagte Aufklärung oder Desavouierung selbst am Wohnorte des Autors, im Kreise seiner Kollegen und Anhänger, damals noch unbekannt war oder auch übersehen worden ist. Wenn solches aber am Sitze der »glücklich sich ergänzenden Arbeitsgemeinschaft« möglich war, so wird man mir es wohl auch verzeihen, daß ich von jener »Ablehnung« nichts erfahren habe.

Bei Weber mögen sich seine Anhänger bedanken, wenn er sie jetzt also rauh abschüttelt, wenn er sie, die doch nur seiner Entdeckung Apostel, seines Ruhmes Verkünder sein wollten, grausam bezichtigt, ihn nicht verstanden zu haben. Daß dadurch ihre Anhänglichkeit und Begeisterung nicht erschüttert worden ist, zeigt das Beispiel von Troeltsch, der die Zurechtweisung, die ihm zu Teil geworden ist, mit gebührendem

*) Noch ein Beitrag zur Charakteristik Weberscher Polemik! Er sagt S. 197 Anm. 29: »Schier unglaublich ist es, wenn Rachfahl (Sp. 1251) die ‚agonalen Triebe', von denen ich hervorgehoben habe, daß sie heute vielfach an die Stelle des erloschenen asketischen ‚Geistes' getreten sind, mir als einen von mir übersehenen Bestandteil im Begriffe vom ‚Geist' des Kapitalismus entgegenhält.« Zunächst tue ich das gar nicht an der zitierten Stelle, sondern anderswo (Sp. 1222), und zwar konstatiere ich da lediglich einen Unterschied zwischen Webers Charakteristik des Unternehmers neuen Stils, dem er tatsächlich das Streben nach bewußtem Genusse der Macht abspricht, der doch aber für ihn der wahre Träger »kapitalistischen Geistes« ist, und der Schilderung, die Troeltsch vom modernen Kapitalismus gibt, und worin diesem ein »agonales Siegesbedürfnis« zugeschrieben wird. Weber selbst hat, soviel mir erinnerlich ist, nur einmal von »rein agonalen Leidenschaften« (Archiv 21 S. 109) gesprochen, die sich in den Vereinigten Staaten heutzutage mit dem Erwerbsstreben »assoziieren und ihm nicht selten geradezu den Charakter des Sportes aufprägen«. Nach seinen eigenen neuesten Erklärungen würde das aber nicht in die Sphäre des »kapitalistischen Stils« in seinem Sinne, sondern des wilden, ungezügelten Erwerbstriebes fallen, der in »allen Stadien der Kulturentwicklung« auftritt.

*) Dazu gehören nun freilich nach Webers neuester Kundgebung die ökonomischen Übermenschen, die großen Finanziers usw., nicht mehr.

Danke hingenommen hat. Da nun aber auch ich (was ich freilich zurückweisen muß) von Weber beschuldigt worden bin, auf der gleichen Spur zu wandeln, so muß ich mich umsomehr der Genossen meines Unglücks annehmen, als ich ja dadurch auch für mich, wenn der Vorwurf doch berechtigt wäre, mildernde Umſtände erwirken könnte. Bei allem Vorbehalt, daß er keineswegs den Kapitalismus und den kapitaliſtischen Geiſt »nur als Ausfluß beſtimmter Einflüsse der Reformation« betrachte, hatte er diesen doch, wie wir sahen, für die Ausprägung des modernen kapitaliſtischen Lebensſtils eine solche Rolle zugeschrieben, daß der Leser den Eindruck erhalten mußte, er sei durch sie im Wesentlichen geschaffen worden. In derselben Richtung wirkte seine Schilderung vom Unternehmer neuen Stils, die Gegenüberſtellung dieses Typs als alleinigen Trägers kapitaliſtischen Geiſtes im Verhältnisse zum »traditionaliſtisch« gebundenen Kapitaliſten, seine Auseinandersetzung, daß der richtige kapitaliſtische Geiſt (gegenüber dem nur »triebhaften« Erwerbsdrange) auf einer »ethisch gefärbten Maxime« beruhe, nämlich auf der irrationellen Idee einer besonderen Berufspflicht, die ihrerseits wieder das Produkt der Säkularisation der innerweltlichen Askese des reformierten Proteſtantismus sei, des Puritanismus, der also »an der Wiege des modernen Wirtschaftsmenschen ſtand.« Und wenn ein Autor fortwährend von kapitaliſtischem Geiſte spricht, dabei aber nicht diesen schlechthin und in seinem ganzen Umfange, sondern nur einen besonderen Habitus meint, dürfte das nicht dem Leser zur Entschuldigung dienen, wenn er den wahren Intentionen des Verfassers gegenüber in Konfusion gerät?

Aber noch jetzt iſt es mir nicht absolut sicher, ob Webers Anhänger und eventuell auch ich selber wirklich auf Irrpfaden gegangen sind. Wie sehr er jetzt auch betont, das religiös-»asketische« Moment sei nur eine Komponente »neben andern«, so iſt er im geheimſten Winkel des Herzens doch noch immer der Überzeugung, daß diese Komponente die anderen so überragt und zurückdrängt, daß sie das Wesen des modernen kapitaliſtischen Lebensſtils erschöpfend in sich darſtellt. Sogar noch in seiner letzten Polemik gegen mich, in der er doch (m. E. allerdings mit Unrecht) zeigen will, daß ich demselben Mißverſtändnisse verfallen bin, wie Troeltsch, Gothein und v. Schubert, entschlüpfen ihm einige Stellen, die schlecht zu seinen sonſtigen Proteſten und Beteuerungen passen. So auf S. 183: »Für die Entwicklung desjenigen ‚*Habitus*', den ich (ad hoc und lediglich für meine Zwecke) „kapitaliſtischer Geiſt" getauft habe, kam es ganz offenbar darauf an, *wem die Toleranz im konkreten Falle zu Gute kam*. Waren dies z. B. Juden oder ‚asketische' chriſtliche Denominationen, *dann* wirkte sie regelmäßig im Sinne der Verbreitung dieses ‚Geiſtes'.« Hier iſt noch immer scheinbar lediglich von einem »Habitus« die Rede; aber was bedeutet dieser »Habitus« in Wahrheit? Durch ihn bzw. durch das ihm zugrunde liegende religiös-»asketische« Moment wird nicht nur das Streben nach Gewinn seines »triebhaften« Charakters entkleidet, »rationalisiert« und zugleich in die Sphäre einer »irrationellen« Berufsethik hinübergeleitet, d. h. der kapitaliſtische Stil der Jetztzeit in seinen charakteriſtischen Merkmalen in Wahrheit geschaffen; sondern Weber sagt noch dazu selber geradezu: »Nicht um die triebmäßige Gier nach Geld, nach Glück, nach dem splendor familiae usw. handelt es sich, . . . sondern darum, daß der ‚asketische' Proteſtantismus für den **Kapitalismus** auch die entsprechende **‚Seele'** schafft, die Seele des ‚Berufsmenschen'.« Also iſt der Webersche »Habitus« kapitaliſtischen Geiſtes doch schließlich die »Seele des Kapi-lismus«, allerdings in Gänsefüßchen.

Was nun? Deutlich ſteht hier zu lesen: Der Kapitalismus der Jetztzeit hat seine »Seele« empfangen durch den asketischen Proteſtantismus; dabei müssen wir in Rücksicht auf seine soeben zitierten Ausführungen allerdings die Einschränkung hinzufügen, insoweit er nicht jüdischen Ursprungs iſt. Judaismus und »asketischer« Proteſtantismus sind somit für Weber die beiden Wurzeln des heutigen Kapitalismus; die Erforschung der erſteren überläßt er bekanntlich Sombart. Insoweit der Kapitalismus also nicht jüdischer Provenienz iſt, hat er schlechthin und in seinem ganzen Umfange seine »Seele« erhalten durch das »asketische« Element in der Reformation. Ich will nicht noch einmal in ausführlicher Wiederholung auseinandersetzen, daß das eine bloße Behauptung iſt, für die Weber den Beweis nicht erbracht hat: der »Berufsmensch« iſt keineswegs erſt ein Produkt reformierter Ethik. Aber ganz davon abgesehen: Iſt die

»Seele« denn nur eine Komponente, die nicht mehr bedeutet, als die andern Komponenten auch? Wenn der Kapitalismus der Jetztzeit, d. h. der nichtjüdische, seine »Seele« aus dieser Quelle empfangen hat, haben denn nicht doch die, welche die von Weber so herb gerügte »Verabsolutierung« der einen Komponente vornahmen, einigermaßen Recht, und wird man es nicht mindestens verzeihlich finden, wenn sie in so schweren Irrtum verfielen, Webers Intention dahin aufzufassen, daß der kapitalistische Geist der Neuzeit schlechthin und in seinem ganzen Umfange aus der protestantischen »Askese« hervorgegangen sei? Oder ist hier die »Seele«, weil sie in Gänsefüßchen gerückt ist, etwas anderes als das, was man sonst unter »Seele« versteht? Handelt es sich hier wiederum, wie bei dem Wörtchen »Geist« um einen Kunstausdruck, den er »ad hoc und lediglich für seine Zwecke« angewandt hat, um also irgend ein Ding zu »taufen«, das ihm dabei gerade vorschwebte? Oder bedeutet »Seele« etwas anderes als »Geist«? Ich bin zu wenig »Fachmann« auf dem Gebiet der Nationalökonomie, um zu wissen, ob man hier zwischen »Geist« und »Seele« irgendwelche feinen Unterschiede macht, die auf den vorliegenden Fall zutreffen könnten. Ich bin nur Historiker, dem vom Anfange seiner Studien an stets eingeprägt worden ist, daß historische Methode nichts anderes ist, als lediglich Anwendung des gesunden Meschenverstandes auf das unserer Forschung zugewiesene Gebiet menschlichen Erkennens, und unter dem Drucke des Bewußtseins dieses meines trivial-subalternen Standpunktes*) bescheide ich mich, aus diesem Labyrinth der Zweifel und Möglichkeiten keinen Ausweg mehr zu finden.

* * *

Mögen mir meine Leser verzeihen, wenn ich von meinem »Antikritiker« nicht Abschied nehmen kann, ohne ihnen in kurzer Übersicht das ganze Maß der Verworfenheit und der Ignoranz vorzuführen, das er bei mir festgestellt hat. Des wuchtigeren Eindruckes halber wiederhole ich dieses und jenes, wovon ich schon in den vorhergehenden Zeilen en passant Notiz genommen hatte; erst in ihrer Totalität vermag diese Symphonie des Zornes und der Verachtung ihre ganze Wirkung zu entfalten. S. 176 »wenig loyale Praxis«. — S. 177 Anm. 2 »illoyale Kleinlichkeit«. — S. 178 »denkbar größte Breite«. — S. 179 kann sich Weber keine »sterilere Polemik« denken. — »Professoreneitelkeit«. — S. 182 »eine ziemlich (warum diese Einschränkung?) wertlose Art der Diskussion«. — »Rachfahls verschwommenes Plädoyer«. — »Er lebt von der durch bloße Wortkritik künstlich und absichtsvoll angerichteten Konfusion«. — S. 186 »etwas lächerlich«, — »ganz oberflächliche Sentiments«. — S. 190 »eine durch fünf Artikel dauernde wunderliche Kanonade«. — S. 191 »Reichlich harmlos«. — S. 192 »recht anmaßende Bemerkungen«. — S. 195 Rachfahl behauptet »ins Blaue hinein«. — »Völlige Verständnislosigkeit für das, worum es sich bei diesen Problemen handelt«. — S. 197 »schier unglaublich«. — S. 202 »recht subaltern«.

Diese Blütenlese dürfte wohl für einen Artikel von etwa 25 Druckseiten genügen. Der Leser weiß jetzt, was er von mir zu halten hat, und ich bin zerschmettert von solcher — Geistesüberlegenheit. Wenn ich mich mit ihm auf einen Wettstreit in der Anwendung solcher Kraftausdrücke einlassen wollte (daß ich es so gut könnte, wie er, bezweifle ich freilich), könnten wir ein Bild darbieten, wie weiland die homerischen Helden, oder wie man es wohl mitunter auf dem

*) Er kommt mir so recht niederschmetternd zum Bewußtsein, wenn ich Webers zornige Philippika (S. 196 Anm. 28) lese: »Beiläufig: der Einfluß religiöser Momente ist denn doch auf politischem Gebiete von ganz anderer, fundamentalerer Bedeutung, als nach dem Eindrucke der »Nichts-als-Politiker« unter den Historikern, die unter den »großen Mächten« nur die großen Bataillone verstehen, mit denen freilich der liebe Gott auf dem Schlachtfelde zu gehen pflegt. Noch so viele »Mächte« dieser Art haben z. B. den einen Satz der Bibel »Man soll Gott mehr gehorchen als den Menschen«, solange er den Glauben entschlossener Männer, und seien es auch kleine Minderheiten, wie die Puritaner fast überall es waren, beherrschte, nicht außer Gefecht zu setzen vermocht. An ihm scheiterten die »Kulturkämpfer« des 17. und 19. Jahrhunderts, und beide Male hatte ihre Niederlage Konsequenzen von einer in Generationen nicht zu überwindenden Tragweite.« — Welche Fülle der Anregungen für uns »klugen Leute«, die wir uns solche Dinge nie hätten »träumen lassen«. Eine neue Epoche bricht an nicht nur für die Wirtschaftsgeschichte, nein, auch für die politische Geschichte! Ganze Generationen von Historikern werden zu tun haben, um diese neuen und originellen Ideen zu verarbeiten.

Gemüsemarkte sehen kann. Etwas unvorsichtig ist Webers Verfahren doch wohl aber: ein naiver Leser, der mit den Gepflogenheiten wissenschaftlicher Polemik nicht zur Genüge vertraut ist, könnte gar auf den Glauben verfallen, daß mein Herr Antikritiker eines solchen Tones bedarf, weil er sich in seiner Position nicht übermäßig sicher fühlt. Ich habe ein Anderes gar nicht erwartet; wer die »Anmaßung« hat, Webersche »Entdeckungen« zu bezweifeln, muß sich schon auf so etwas gefaßt machen; auch ist mir der Hut schon mehr als einmal naß geworden. Einigermaßen sonderbar mutet es an, wie Weber auf meine Eigenschaft als Professor anspielt. Er ist doch selber Professor und zwar älteren Datums als ich. Oder will er etwa zum Ausdrucke bringen, daß es zwei Arten von Professoren gibt: den professor communis vulgaris, der mit allen schlechten Eigenheiten seiner Kaste behaftet ist, wozu übler professoraler Ton, Überhebung, Professoreneitelkeit usw. gehören, — und dann den Überprofessor, der als Höhenwanderer in der bengalischen Beleuchtung seiner eigenen Geistesgröße einsam seine Straße zieht, und der, seines besonderen individuellen Wertes bewußt, für den er einer offiziellen Etikette nicht bedarf, auf die Plebs der Nur- und Kommiß-Professoren mit unendlicher Geringschätzung herabschaut? Und so wundere ich mich auch nicht, wenn er es für nötig hält, mir das Zeugnis auszustellen, daß man aus meinen Ausführungen »nichts lernen kann«; ich kann auch meinerseits nur bestätigen, daß er wenigstens nichts daraus gelernt hat. Woher ich alle meine Weisheit habe, verrät er seinen Lesern: »Alles (mit gänzlich irrelevanten Ausnahmen), was Rachfahl gesagt hat, hat er meinen Aufsätzen entnommen und ‚verballhornt'.« Dafür gibt er auch im einzelnen Belege: Wenn ich z. B. seiner These eine bedingte Richtigkeit zugestehe, so macht er (S. 196 Anm. 28) daraus, daß ich sie »mir selbst aneigne«. Oder er macht darauf (vgl. z. B. S. 188 Anm. 15 und S. 190) aufmerksam, daß das oder jenes Zitat aus älteren Schriften schon bei ihm zu lesen steht. Daß es mir in solchen Fällen gar nicht darauf ankommt, Webers Priorität zu verschleiern, geht doch wohl schon daraus hervor, daß ich gegen die Deutung polemisiere, die Weber diesen Aussprüchen zuschreibt, oder daraus Beweise für meine davon abweichende Meinung zu holen versuche. Aber das geniert Weber nicht: für ihn bin ich gleichsam ein Geier, der sich vom Aas des Gegners nährt.

Weber faßt das Ergebnis der Kontroverse dahin zusammen: »Es ist bedauerlich, daß die Antwort auf eine ganz sterile, mit dem höhnischen Tone, den sie anschlägt, wie mit ihrem Nichtverstehenwollen einen üblen professoralen Typus darstellende Kritik auch ihrerseits steril ausfallen mußte.« Daß ihm meine Kritik »übel« gefallen hat, glaube ich recht gern, muß aber die Verantwortlichkeit dafür auf das kritisierte Objekt abwälzen. Und da ich leider bisher in der Regel so unhöflich sein mußte, anderer Meinung zu sein wie Weber, so ist meine Freude um so größer, daß ich ihm nun einmal, ich will nicht gerade sagen, beistimmen kann, aber wenigstens nicht gerade zu widersprechen Anlaß habe — nämlich in seinem eigenen Urteile über seine »Antikritik«. Und eben deshalb, weil dem so ist, hat es schwerlich einen Wert, die Diskussion fortzusetzen. Ich kann mit ihrem Ergebnisse durchaus zufrieden sein. Mein Zweck ist erreicht: die Aufrichtung einer Warnungstafel, damit die »Weber-Troeltsch'sche These« (als solche wird sie doch trotz des Einspruches beider auch weiterhin gelten) nicht unbesehen akzeptiert werde, und damit sie nicht noch mehr Verwirrung anrichte, wie bisher, sei es, daß der eigentliche Urheber daran unschuldig ist oder nicht. So vollständig habe ich diesen Zweck erreicht, daß Weber selbst die Folgerung, die Freund und Feind, ob mit Recht oder Unrecht, aus seinen Erörterungen herauslesen zu dürfen vermeinten, förmlich desavouiert hat. Und so darf man sich wohl der Hoffnung hingeben, daß die »Entdeckung«, die wenigstens andere zu einer solchen stempeln wollten, ein für allemal beseitigt ist. Die schillernde Seifenblase, die am Neckarufer aufstieg, ist geplatzt. Der Beifall, den ihr Erscheinen hervorrief, war blinder Lärm, und vom ersten Rausche der Begeisterung wird den Beteiligten vermutlich auf die Dauer nicht viel mehr bleiben, als ein nicht gerade sehr behagliches Gefühl der Ernüchterung.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Brüssel.

Der Weltkongreß der internationalen Vereinigungen.
(Congrès mondial des associations internationales)

Bei Gelegenheit der Lütticher Ausstellung vom Jahre 1905 waren über achtzig Kongresse, fast alle internationalen Charakters, versammelt. Diese Konzentration einer gewaltigen Masse internationaler Kräfte, Arbeiten und Bestrebungen veranlaßte die belgische Regierung nach Mons einen Weltkongreß einzuberufen, um der jungen Bewegung des kulturellen Internationalismus eine feste Basis zu schaffen. In Mons beschloß man die Fortsetzung der Zusammenkünfte, um in der eingeschlagenen Richtung gedeihlich weiterarbeiten zu können. Daraufhin ergriff der Office central des Associations internationales (Brüssel) die Initiative zu einem auf Mai 1910 anberaumten Weltkongreß der internationalen Vereinigungen, von dem die erste praktische Arbeit auf dem neuen Gebiet geleistet werden sollte. Schon 1853 hatte Belgien einen statistischen, 1862 einen soziologischen Kongress internationalen Charakters beherbergt; 1873 fand in diesem Lande eine bedeutsame Tagung über die Revision und Modifikation des Völkerrechts statt, als Grundlage einer Bewegung, unter deren Früchten die Union interparlementaire und die Friedenskonferenzen zu nennen sind. Eine erste Versammlung, die mit an der Spitze der Friedensbewegung steht, hatte, allerdings noch ohne praktische Resultate zu erzielen, 1874 auf Rußlands Initiative hin in Brüssel über die Kriegs- und Neutralitätsgesetze verhandelt. So war Belgien der gegebene Schauplatz und kam Brüssel, das schon seit längerer Zeit der Sitz einer beträchtlichen Zahl internationaler Gesellschaften ist, in erster Linie in Betracht, als es galt, die Summe friedlicher Kulturarbeit, die internationale Vereinigungen aller Art auf dem Gebiet der Geistes- und Naturwissenschaften, des Rechts, der Wohltätigkeit usw. heute leisten, zu zentralisieren, ihre Erfahrungen zu sammeln und zu verwerten, ihre zukünftige Entwicklung durch gemeinsames Arbeiten zu fördern, die Leiter der verschiedenen Organismen in den Einzelländern miteinander in Beziehung zu bringen.

Dies ist in kurzem die Vorgeschichte des Weltkongresses, der in der zweiten Maiwoche in Brüssel tagte; der präsidierende belgische Staatsminister Beernaert wies in seiner Eröffnungsrede mit Recht darauf hin, daß hier eine Bewegung von der größten Tragweite vorliegt, die sich seit langem vorbereitete, und in der das Moment des vereinten praktischen Handelns nun gekommen ist. Dank der vorzüglichen Vorbereitung durch den Office central war es gelungen, die Vertreter von 123 internationalen Organismen zu vereinigen, so daß positive Resultate erzielt werden konnten. Zum Teil waren hervorragende Persönlichkeiten von wissenschaftlichem Rufe zu der Tagung erschienen, darunter eine Anzahl von Trägern des Nobelpreises. In der Eröffnungssitzung sprachen General Sébert, vom Institut de France, und Professor Ostwald aus Leipzig.

Zur Erledigung der recht komplizierten Aufgaben, die sich der Kongreß gestellt hatte, waren mehrere Sektionen gebildet, in denen sich die eigentliche Arbeit vollzog. Die Behandlung der für alle internationalen Gesellschaften gleichmäßig wichtigen Frage, wie ihre juristische Position zu regeln ist, lag der ersten Sektion (section juridique) ob. Eine Schwierigkeit und vielfach ein großes Hemmnis für die Tätigkeit der Vereinigungen ist es, daß sie fast stets einen offiziösen oder privaten Charakter tragen, geduldete Einrichtungen sind, die überall da, wo es sich darum handelt, Schenkungen entgegenzunehmen, Verträge zu schließen, juristisch zu handeln, gezwungen sind, sich so gut es eben geht aus der Affäre zu ziehen. Es handelt sich darum, ihre Rechte und Pflichten gegenüber der einzelnen Nation in gewisse Formen und Normen zu fassen. Auch bei den Beziehungen von Nation zu Nation, zu den ausländischen Mitgliedern, bei der Tätigkeit im anderen Lande gibt es Schwierigkeiten aller Art; am schlimmsten sind diejenigen internationalen Organismen dran, die in keinem Lande ihren festen Sitz haben, mit keiner Nationalität etwas zu tun haben, die gemeinsamen Interessen mehrerer Staaten umfassen. Für sie prägte man das Wort »supernational«. Es gilt, einen juristischen, internationalen Modus zu finden, der allen Organismen die Tätigkeit von Nation zu Nation erleichtert. So wurden von dieser Sektion die folgenden Beschlüsse gefaßt und vom Gesamtkongreß akzeptiert: Ein »statut supernational« zugunsten und zum Gebrauch derjenigen internationalen Organismen, die keine Erwerbszwecke verfolgen, muß geschaffen werden. Um dies nach und nach zu ermöglichen, verwandelt der Kongreß sein Bureau in ein permanentes Komitee als Geschäftsstelle, der die Vollmacht übertragen wird, einen ersten Entwurf für ein solches Statut auszuführen. Der Entwurf soll den einzelnen Gesellschaften zur Begutachtung vorgelegt werden. Durch Vermittlung der belgischen Regierung wird das Statut den anderen Staaten zur Genehmigung übermittelt. — Im Zusammenhang hiermit soll ein Office central de documentation juridique geschaffen werden, dessen Aufgabe es ist, schon bestehende Rechtsnormen, die sich auf die internationalen Gesellschaften beziehen, aus allen Ländern zu sammeln.

Von der zweiten Sektion, der speziellere und internere Fragen zugewiesen waren, wird die Forderung aufgestellt, daß die internationalen Vereinigungen, in deren Tätigkeitsbereich die Uniformierung der Maße noch nicht durchgeführt werden konnte, diese Uniformierung fördern sollen und zwar auf der Basis des Dezimalsystems. Eine besondere Kommission soll diesen Beschluß allen Vereinigungen, die er angeht, übermitteln. Es soll ferner darnach gestrebt werden, daß in allen wissenschaftlichen Nomenclaturen jeder Begriff stets durch denselben Ausdruck bezeichnet werde, jeder Terminus stets die gleiche Sache bezeichne. Endlich wurde beschlossen eine conférence géologique internationale ins Leben zu rufen.

Die dritte Sektion beschloß den Anschluß der internationalen Vereinigungen an den Office inter-

national de bibliographie herbeizuführen, unter Zusammenschluß der »sources de renseignements«. Gleichzeitig soll eine »Union internationale de documentation« geschaffen werden, der ihre Unterstützung zu leihen die belgische Regierung gebeten wird. Ein Code international de règles catalographiques soll im Zusammenhang damit ausgearbeitet und verbreitet werden. Die Notwendigkeit wird betont, eine Übereinstimmung zwischen der classification décimale und der von den Mathematikern verwandten Klassifikation anzustreben und im Bereich mathematischer Arbeiten die Klassifikation vorwiegend nach der méthode décimale vorzunehmen. Das alles sind Wege, die bereits von der Brüsseler Zentralgeschäftsstelle gangbar gemacht worden sind durch die schon bestehende Einrichtung des internationalen bibliographischen Instituts und sein Katalogsystem, das methodisch aufgebaut ist, durch die dort bereits begonnene Dokumentation, das heißt Sammlung nicht nur der Titel, sondern der Publikationen und gedruckten Unterlagen in natura und eine Reihe sonstiger praktischer Maßnahmen, die dem Organisationstalent und dem weitschauenden Blick der Leiter der Bewegung ein rühmliches Zeugnis ausstellen. Hierher gehört die Publikation des »Annuaire de la vie internationale«, der in einer Stärke von 1370 Seiten vor kurzem herauskam und auf einer umfassenden Enquête über die internationalen Organismen beruht. Seine Anlage zeigt, welch riesiges Arbeitsfeld der Internationalismus heute darstellt. Unter Ausschluß der zu Erwerbszwecken gegründeten Vereinigungen behandelt er in den zwei großen Abteilungen des öffentlichen und privaten internationalen Lebens die »Conférences intergouvernementales« (z. B. Friedenskonferenzen, panamerikanische Konferenzen), die »internationale Administration«, in der u. a. die intergouvernementalen Bureaux Zentral- und Südamerikas, das Zollwesen, die mannigfachen Verkehrsunionen, die offiziellen Beziehungen von Staat zu Staat auf dem Gebiet des Unterrichts berücksichtigt sind, ferner die internationale Gesetzgebung (Kriegsrecht, internationales Straf- und Privatrecht, internationale Rechtsprechung); die internationalen Erscheinungen in der Bibliographie, Dokumentation, im Bibliothekswesen und schließlich die lange Reihe der Kongresse, Gesellschaften, Vereinigungen usw. auf den verschiedensten Gebieten des Wissens (Philosophie, Moral, Religion, Sozialwissenschaften, Organisation der Arbeit, Recht, Verwaltung, Hygiene, Wohltätigkeit, Versicherung, Handel und Verkehr, Frauenbewegung, Volkskunde, Philologie, Naturwissenschaften, angewandte Wissenschaften, Kunst usw.). Das Jahrbuch ist ein gewaltiger, schier unerschöpflicher Auskunftgeber für jeden, der durch seine Tätigkeit und seine Interessen zu anderen Ländern in Beziehung steht; durch Fortführung der Umfragen und Publikation weiterer Bände soll es immer mehr vervollkommnet werden. Trotz der Fülle von Material, die bereits vorliegt, wird eine beträchtliche Erweiterung und Vertiefung sehr wohl möglich sein. Es haben auf diesen ersten Appell viele Vereinigungen und Institutionen internationalen Charakters — mag dieser besonders ausgesprochen sein oder nur faktisch existieren — noch nicht geantwortet; vielleicht ist er auch noch nicht überall hin gelangt. Dies gilt besonders von vielen Einrichtungen und Publikationen, auch Kongressen, auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung, die sich zwar nicht »international« nennen, in Wirklichkeit aber einen einzelstaatlichen Charakter nicht besitzen, weit über die Landesgrenzen hinaus ihre Wirksamkeit erstrecken und in ganz besonderem Maße von einem Zusammenfassen gleichartiger Bestrebungen und von einem Anschluß an die von Brüssel aus geleitete Bewegung Nutzen ziehen könnten. Das neue, schon jetzt imposante, aus einem tatsächlichen Bedürfnis entsprungene Unternehmen hat hier noch ein sehr großes Feld vor sich, auf dem es der »Weltkultur« Förderung bringen kann. Ein weiteres Zusammenfassen der Kräfte, eine internationale Zentralisation auf dem Felde der Forschung, die in einzelnen Disziplinen, besonders den naturwissenschaftlichen, durch periodische internationale Zusammenkünfte bereits angebahnt wurde, ist für alle eine dringende Notwendigkeit; nötig ist insbesondere ein engeres Zusammengehen in der bibliographischen und kritischen Berichterstattung, im Publikationswesen, in den Fragen des wissenschaftlichen Unterrichts und der methodischen Schulung, als es bis heute konstatiert werden kann. Ein solches kann nach Fächern gruppiert sein und hat vor allem als wichtige Aufgabe die Heranbildung zurückgebliebener Nationen zur vollen Teilnahme an der wissenschaftlichen Forschung. Internationale Organismen dieser Art sind im »Annuaire« und waren auf dem Kongreß vertreten, aber eine planmäßige Propaganda und Organisation, von der Zentrale des Internationalismus aus betrieben, wird hier gewiß noch reiche Früchte zeitigen. Neue wissenschaftliche Organismen internationaler Art sind zu schaffen insbesondere im Hinblick auf kleinere, der europäischen Kultur ferner liegende Staaten, in denen die Zahl der wissenschaftlichen Arbeiten zu gering, die Mittel zu klein, das Schritthalten mit modernen Fortschritten zu schwierig sind. Dazu gehören in unserem eigenen europäischen Hause Spanien, Portugal, die Türkei; in der neuen Welt fast ganz Südamerika. Auch die Bekämpfung nationaler Eitelkeit, von der die Wissenschaft nur zu sehr geschädigt wird, dürfte im Rahmen eines solchen planmäßigen Internationalismus liegen. Mögen die hervorragenden Persönlichkeiten Belgiens, die dem schönen Werk ihre beste Kraft widmen, mit Unterstützung der geeigneten Sachverständigen anderer Kulturländer auch in dieser Richtung das erfolgreich begonnene Werk ausbauen.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 26
25. Juni 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Albrecht Dürers Denkzettel über seine Herkunft und seine Lehrzeit.

Von Ernst Höpfner, Wirklichem Geheimen Ober-Regierungsrat in Göttingen.

Im Jahre 1515 raffte der Tod den vornehmen Ratsherrn und Probst von S. Lorenz in Nürnberg Dr. jur. und theol. Anton Kreß, einen aus der Mitte derer dahin, die sich als die ersten »ingenia« in der ehrwürdigen Reichsstadt fühlten, wie sie nicht mit Unrecht die Gewißheit in sich trugen, Ritter des schon geraume Zeit zuvor jenseits der Berge erwachten neuen Geistes zu sein. Waren die meisten dieser Herren geeint durch das Band einstigen Besuches italienischer Universitäten — Pirkheimer, der Mittelpunkt des Kreises, hatte in Padua und Pavia, Christoph Scheurl, der Rührigste unter ihnen, in Bologna studiert —, so ließen sie auf ihren Stuben in geistbelebtem Gespräch und Umgang doch auch das neue Element des Künstlers gelten und mehr als das, — Albrecht Dürer, der etwa ein Jahrzehnt früher in Venedig gegen Ende seines langen Aufenthaltes heimdenkend noch geseufzt hatte: »wie wird mich nach der Sunnen frieren! Hier bin ich ein gentiluom, daheim bin ich ein Schmarutzer« — Albrecht Dürer schritt zu jener Zeit schon stolzen Hauptes als ein mit Zeuxis und Apelles verglichener Genius unter ihnen daher, der die hohe fast vergessene Kunst der Malerei zu vormals nie erreichtem Leben erweckt habe, und von dem man sich vorstellen könne, daß die Annalen der Vaterstadt ihn dereinst als ihren größten Sohn feiern würden.

Das Jahr 1515, mit dem ich soeben einsetzte, zeigt uns Dürer auf strahlender Höhe seines Lebens, wie seiner Kunst. Weitaus das meiste von allem, was seines Namens Glanz und Ehre ausmacht, war in diesem Zeitpunkte vollendete Tatsache.*) Die großen Holzschnittfolgen (in ihnen beschlossen der klassische Stil des deutschen Holzschnittes, wie ihn nach Wölfflin Dürer gefunden) waren um 1511 abgeschlossen; im Kupferstich hatten die hohen Werke der Melancholie und des Hieronymus im Gehäus (beide von 1514) das Licht der Welt erblickt; aus demselben Jahre wie der letztere Stich rührt das ergreifende Bildnis seiner Mutter (Handzeichnung) her. Die drei großen Altartafeln, die seit 1507, 1509 und 1511 auf ihren Altären in Venedig, in Frankfurt und in Nürnberg feststanden, waren inzwischen von Tausenden beschaut und bewundert worden, wie der Meister Tausende von Bewunderern in allen Ländern Europas besaß, zu denen seine Einzelblätter allmählich in großer Zahl gelangt waren.

Es steht außer Frage, daß Dürer der Anerkennung, die er fand, sich höchlich

*) H. Wölfflin, Die Kunst Albr. Dürers 1905, S. 11 fg.

freute. Er wußte, daß seine Persönlichkeit sich sehen lassen konnte; man denke an seine zahlreichen Selbstporträts. Er wehrte dem Kultus nicht, den man mit seiner Kunst zu treiben begann, zumal wenn er von den Männern der neuen Zeit geübt wurde, an die er Anschluß gesucht und gefunden hatte. Von ihnen stand ihm damals kaum einer näher als der jugendfrische Rechtskonsulent des Rates, Christoph Scheurl. Nürnberger Kind, wie Dürer, in Dürers Nachbarschaft, unter der Veste, geboren, aber um ein beträchtliches jünger als der Künstler, war er diesem in Bologna (1506) näher getreten und Zeuge der Huldigungen gewesen, die dem deutschen Meister von den Malern Mittelitaliens dargebracht wurden. Wenn Dürer sich einige Jahre später (1508) gefallen ließ, daß eine Erinnerung an diese Vorgänge in eine akademische Prunkschrift verwoben wurde, die Scheurl, mittlerweile (Mai 1507) Rektor der Wittenberger Universität geworden, Friedrich dem Weisen überreichte, so hatte darin gelegen, daß er Scheurl als Herold seines Ruhmes willkommen hieß. Seinen Namen in die Literatur der akademischen Welt eingeführt zu sehen war immerhin eine große Genugtuung und Dürer durfte sich auch sagen, daß es von Wert für ihn sein konnte, einen getreuen Wortführer zu besitzen, wenn es einmal vor den Gelehrten etwas aufzuklären oder abzulehnen für ihn geben sollte, zumal man dort in dem Latein verkehrte, dessen ernsthafte Handhabung ihm versagt war.

Eine eigne Erfahrung, die hierauf hinwies, lag für Dürer bereits vor. Ein namhafter Gelehrter hatte irriges in Bezug auf seine Herstammung wie auf seinen Lebens- und Bildungsgang verschuldet. Das vermochte Dürer nicht ruhig anzusehen, schon die einfache starke Wahrheitsliebe des Mannes hätte das nicht gelitten. Schon drei Jahre nämlich bevor Scheurls soeben erwähnte Lobpreisungen in Leipzig gedruckt wurden, hatte der gefeierte Humanist und Patriot Jakob Wimpheling bei Prüß in Straßburg (1505) das älteste Handbüchlein über deutsche Geschichte herausgegeben, das die moderne Literatur besitzt: ein Werkchen, das dank seinem innern Werte und dank dem bereits berühmten Namen seines Verfassers viele Beachtung gefunden hatte. Lehrbuchartig gehalten und dabei doch anmutig in der Form, in der Knappheit und Helle ihrer Darstellung manchmal an Johannes von Müller erinnernd, bot diese Epitome rerum Germanicarum in ihrem § 68 unter der Überschrift De pictura et plastice eine Auslassung über den damals 36-jährigen Dürer, die diesen als geschichtliche Gestalt in die Weltliteratur einzuführen geeignet war; sie bleibt, indem sie dem Meister schon 1505 den Kranz reicht, einer der schönsten Ruhmeskränze, die Dürer je geflochten worden sind; nur schade, daß Wimpheling in einem Punkte schwer irre ging, daß er geglaubt hatte aussprechen zu dürfen, Dürer sei der Lehrjunge des großen Elsasser Meisters Martin Schongauer gewesen — discipulus der terminus technicus für Junge, Lehrjunge, Lehrling in der Zunftsprache —, wozu noch der beinahe seltsame Zusatz geraten war, daß auch Dürer, wie Schongauer, Allemanne sei. »Der erste ist dessen Lehrling Albrecht Dürer, ebenfalls (wie Schongauer) ein Alemanne, der hervorragendste Maler und führt in Nürnberg hochvollendete Bilder aus, die von den Händlern nach Italien hinübergebracht und dort von den bewährtesten Malern nicht minder geschätzt werden als die Gemälde des Parrhasius oder Apelles.«*)

Wie würde diese Fanfare seines Ruhmes Dürer erfreut haben, hätte sie sich von dem großen Schnitzer freigehalten, daß Dürer eine Lehrlingszeit bei Schongauer durchgemacht haben sollte. Ejus discipulus — ohne daß ein wahres Wort daran war. Wie war hierbei das schöne geistige Verhältnis verkannt, dessen Dürer sich zu Schongauer bewußt war. Dürer stand, auch schon als er 1505 nach Venedig ging und als die Epitome herauskam, in so überlegener Art und Größe da, daß seine Anknüpfung an den älteren Meister als dessen discipulus ihn überraschen, ja befremden durfte. Auch andere Mißklänge vernahm Dürer aus dem wohlgemeinten Lobe Wimphelings heraus. Wie seine Familienchronik von 1524 beweist, wußte er gar wohl Bescheid über die Zuwanderung seiner Vorfahren aus Ungarn, und die Nieder-

*) Ejus discipulus Albertus Durer et ipse Alemannus hac tempestate (d. h. bei Abschluß des Buches, 1504) excellentissimus est et Nürenbergae imagines absolutissimas depingit quae a mercatoribus in Italiam transportarentur (sic) et illic a probatissimis pictoribus non minus probantur quam Parrhasii aut Apellis tabulae. Epitome b. c.

lassung seines Vaters in Nürnberg war ihm eine heilige Sache, er wollte ganz und gar nicht, daß man im weiten Reiche ihn für einen Alemannus halte. Und noch minder wollte er es hier üblich werden sehen, daß man die gute Schule, die aus seinen Stichen und Schnitten so wunderbar herausleuchtete, in einer fremden Werkstatt suche, statt in der seines etwas trocknen, aber hoch ehrsamen und tüchtigen, richtigen Lehrherren, seines Nachbarn Michael Wohlgemut.

Die Auslassung in der Epitome war eine Lesefrucht Scheurls gewesen. Wie mag er bei dem Lobe Dürers triumphiert haben. Aber auch die fehlerhafte Behauptung über Dürers Lernung konnte ihm nicht entgehen. Selbstverständlich war, daß er eilte, Dürer Mitteilung zu machen. Dabei deutete er wohl schon auf eine Richtigstellung der Elsasser hin. Jedenfalls säumte Dürer nicht zur Feder zu greifen und Scheurl mit durchschlagender Sicherheit schriftlich darzulegen, was er in der Lage war auf Wimphelings Irrtümer zu erwidern. Knapp, klar, zwingend in den angegebenen Tatsachen, muß diese Niederschrift, deren Original uns leider nicht erhalten ist, ein Meisterstück der Briefgattung gewesen sein, die Dürer selbst seine Denkzettel nannte*), worin er denen, die Aufträge übernahmen, bündig zeigte, wonach sich zu richten; wie gemacht zur Unterlage für eine Wimpheling zu gebende Antwort. Daß dieser von Nürnberg aus vor der gelehrten Welt zurecht zu weisen sei, war dort nicht schwer geltend zu machen; galt es doch auch die Ehre der Vaterstadt, und der alte Michael Wohlgemut lebte noch unter Dürers Freunden und wird genug von seinem einstigen discipulus Albrecht zu erzählen gehabt haben, um für sie alle Dürers angebliche Colmarsche Lehrjungenzeit in ein Hirngespinst Wimphelings zu verwandeln. Auch Dürer selbst kam wiederholt auf die Sache zurück (saepe coram testatur). Aber die Gelegenheit etwas zu tun fand sich nicht eben rasch. Stand man doch erst vor Ausgang des ersten Halbjahrhunderts des Bücherdrucks, und noch war jedes gedruckte Buch in Vergleich mit heute eine Art von Schwergeburt. Füglich konnte die Abführung Wimphelings ihrem schicklich kleinen Umfange nach doch nur in eine umfänglichere Veröffentlichung eingeschoben oder daran angehängt werden. Da setzte dem Warten auf solche Möglichkeit der Tod des Lorenzer Probstes Dr. Kreß 1515 endlich ein Ziel. Mit diesem Ereignis fand sich die Gelegenheit, die Buchdruckerpresse für Dürer arbeiten zu lassen. Dürers Freundeskreis war es ja, dem der Tod in dem Lorenzer Probst ein hochverehrtes Mitglied entriß, und Kreß hatte in der Reichsstadt ein Ansehen genossen, das die Sicherung seines Andenkens in besonderer Weise rechtfertigte. Nahmen also seine gelehrten Freunde für ihn die Errichtung eines biographischen Denkmals in die Hand — natürlich war es lateinisch zu schreiben —, wie solche Gedächtnisschriften eben anfingen Gebrauch zu werden, so würde man auch Gelegenheit finden, von Dürer zu sprechen; hatte doch Kreß an dessen Werken besonderes Wohlgefallen bezeigt; das dürfte genügen, um bei seinem Tode auch von Dürer zu reden. Kurz, die Sache nahm ihren guten Fortgang: für die Abfassung einer vita Kressii, die nun auch Dürers Wünsche bezüglich Wimpheling erfüllen sollte, war in Scheurl rasch der Mann gefunden, dem die Aufgabe wirklich wunderbar gut lag. Was die Hauptsache, Kreßens Leben anlangte, so strömte ihm dank seiner Familienverbindungen des Materiales die Fülle zu; was aber Wimpheling betraf, da lag ja längst in seinem Schreibpult der erwähnte Denkzettel Albrecht Dürers, den das gelehrte Nürnberg gewiß längst kannte, eine vernichtende Aussage Dürers über Wimphelings Behauptungen in der Epitome von seiner Lehrlingszeit und Herkunft. Hier stand Scheurl auf beneidenswert festem Grunde, und es trat an ihn fast nur die Forderung heran, was Dürer deutsch niedergeschrieben, in eine taktvoll einzuleitende lateinische Fassung zu bringen. Das wollte sagen, die Erwiderung durfte Wimpheling in keinem Falle allzu wehe tun, womöglich mußte sie mit einem Kratzfuß verbunden sein; so viel ließ sich Dürer schon an seiner Niederschrift gefallen, seinen gelehrten Freunden, den Humanisten zu Liebe. Auch wurde Scheurl durch seine allerseits anerkannte Wahrheitsliebe empfohlen; es hätte ihm nie einfallen können, an einem Schriftstück von Dürer etwas ändern zu wollen; wo er sagte, Dürer

*) Vgl. Lange & Fuhse, Dürers schriftl. Nachlaß. 1893. S. 60 die Niederschrift für Christoph Kress, auf der Rückseite von Dürers Hand bezeichnet als »Albrecht Dürers Denkzettel«.

schreibt, da hatte auch Dürer so geschrieben, und Scheurls Text ist nahezu gleichwertig einem Autograph von Dürer. Sein Latein konnte ihn kaum empfehlen, es war vielfach unbeholfen und nicht selten inkorrekt, aber solch' eine Gedächtnisschrift wurde von jeher flüchtig gelesen, und man konnte sich darüber hinwegsetzen. Genug, Scheurl erhielt den ehrenvollen Auftrag, des seligen Probstes Vita mit der Einlage für Dürer zu schreiben, und noch ehe der Juli 1515 zu Ende ging, lieferte der Nürnberger Buchhandel die Vita Anthonii Kressen*), in der Scheurl nun glücklich angebracht hatte, was Dürer und seinen Freunden schon lange am Herzen lag. Wo der Biograph sich über den frommen Charakter und Wandel seines Helden ergangen, knüpft er scheinbar ungezwungen an: »Auch hat er an den hohen Geistern unseres Zeitalters seine Freude gehabt und in großer Hochschätzung den Albrecht Dürer von Nürnberg gehalten, den ich den deutschen Apelles vor allen andern zu nennen gewohnt bin.**)

Es folgen sodann einige Bemerkungen über Dürer, wie Scheurl sie schon früher in seiner vielzitierten Publikation über Deutschland und die sächsischen Herzöge an den Markt gebracht, namentlich die Erinnerungen an Dürers Erfolge in Italien, schließlich aber werden seine vortrefflichen Eigenschaften hervorgehoben, die nicht minder wertvoll seien, als alle seine hohe Kunst und Wissenschaft: die ingenuina probitas, facundia, comitas, facilitas, humanitas. Und nun folgt mit dem wiederum recht ungezwungenen Übergang »So kann ich denn über eins nicht schweigend hinweggehen usw.« die den Wert der Scheurlschen Publikation allein ausmachende Stelle, die den mehrerwähnten Denkzettel, in schlechtes Scheurl-Latein verkleidet, enthält, die bündige Antwort Dürers selbst auf Wimphelings »et ipse Alemannus« und vor allem auf »ejus discipulus«, eine Antwort, die nach ihrem Inhalt kein anderer als Dürer selbst geben konnte (Scheurl war ganze 10 Jahre jünger als Dürer!), und bei der man Dürers laut erhobene Stimme zu hören meint, — eine

*) Bei Peypus, 1515.

**) Dellectatus etiam est ingeniis nostri temporis: Et in magno precio habuit Albertum Durer Nurenbergen(sem) quem ego Germanum Apellem per excellentiam appellare soleo. L. C.

köstliche Reliquie, der es freilich beschieden sein sollte, in der modernen Kunstwissenschaft oft genug für konfuses Schreibsal erklärt zu werden; — wir werden sehen warum.

»Jacob Vimpheling also«, so lautet der Text der Vita, »dessen Namen ich niemals aussprechen darf, ohne ihm zuvor meine Huldigung darzubringen, berichtet, unser Albrecht habe Martin Schön von Colmar zu seinem Lehrherrn gehabt, aber wie ich Albrecht hierauf aufmerksam mache, setzt dieser mir schriftlich auseinander und verbürgt sich für das mir gesagte auch wiederholt (saepe) vor aller Ohren, sein Vater Albrecht — dieser war aus dem Flecken Cula, nahe bei Wardein, einer Stadtgemeinde Ungarns, gebürtig — habe ihn zwar, wie er ein Bursche von 13 Jahren war, zum Martin Schön seines großen Namens wegen in die Lehre tun wollen und habe an ihn in dieser Sache auch einen Brief gerichtet: da der aber (Schongauer) um diese Zeit hinausgegangen sei, so sei's gekommen, daß Albrecht (ipse) in der Übungsschule (gymnasio) von unser beider Nachbarn und Mitbürger Michael Wolgemut seine drei Jahre Förderung erhalten habe. Und als er schließlich auf seiner Wanderschaft Deutschland durchzogen hatte, und im Jahre 92 nach Colmar gekommen war, da sei er von den Goldschmieden Caspar und Paul und von dem Maler Ludwig, desgleichen auch zu Basel von dem Goldschmied Georg, den Brüdern Martins zwar in gütiger Weise aufgenommen (susceptus) und wohlwollend behandelt worden, aber Martins Lehrjunge sei er schlechterdings nicht gewesen (minime), ja er habe Martin nicht einmal mit Augen zu sehen bekommen: aber sehr habe ihn danach verlangt ihn einmal zu sehen (= aber was gäbe er darum, ihn einmal gesehen zu haben!)«*)

*) Jacobus Vimphelingus nunquam a me sine honoris praefatione nominandus capite LXVIII Epitomatis Germanorum (sic) tradit Albertum nostrum usum esse praeceptore Martino Schoen calumbariensi, caeterum Albertus, ad me, hoc significantem, scribit, saepe etiam coram testatur, patrem Albertum, is ex vico Cula prope Varadium, civitatem Hungariae natus erat, destinasse quidem, se adolescentulum, tertium decimum annum natum, Martino Schoen, ob celebrem famam in disciplinam traditurum fuisse, et ad eum, ejus rei gratia, dedisse etiam literas: qui tamen sub id tempus excessertt, unde ipse in gymnasio, utriusque nostrum vicini et municipis Michaelis Wolgemuts triennio prote-

Hätte die von Dürer-Scheurl, wie wir füglich sagen müssen, gegebene Berichtigung wohl knapper und klarer ausfallen können? Zwei Hauptpunkte nimmt sie fest ins Auge: Dürers Herstammung und sein Verhältnis zu Martin Schongauer. Mit den Angaben über die Herkunft seiner Ahnen aus Ungarn und über die Niederlassung seines Vaters in Nürnberg wird die Behauptung Wimphelings, daß der alemannische Stamm ihn zu den Seinen rechnen dürfe, zurückgewiesen, was auf Dürers Familienpapieren beruht und neun Jahre später in der Familienchronik (1524) ebenso erzählt wird. Das Verhältnis zu Schongauer aber erhält eine fast ausgiebig zu nennende Aufklärung: ja, wenn es nur auf Albrecht Dürer und sein Vaterhaus angekommen wäre, dann wäre er als 13jähriger Bub wohl zu Martin Schongauer nach Colmar in die Lehre gegangen; es war dem Vater ganz ernst damit, er hatte bereits an Meister Martin geschrieben, aber es kam nicht dazu, weil dieser um jene Zeit hinausging (nach außen ging). So ging er denn zum Nachbar Wohlgemut, der pietätsvolle Namensnennung erfährt, in die Werkstatt, wo er drei Jahre vertragsmäßig lernte, und trat einige Monate nach Beendigung dieser Zeit seine Wanderschaft an. Auf der hat er dann nach Durchwanderung Deutschlands die Colmarer Werkstatt und die vier Brüder Martins, zu dreien in Colmar, den vierten als Goldschmied in Basel, wie er in angenehmer Erinnerung hat, kennen gelernt, Martin aber nie im Leben zu sehen bekommen, obwohl er doch ach wie heftige Sehnsucht danach gehabt habe, seiner mit Augen ansichtig zu werden.

Es war nun geschehen, was Dürer und Scheurl gewollt. Ob die Publikation aber Vielen zu Gesichte gekommen sein mag? Die Vita Kressii war in tausend Exemplaren aufgelegt worden; eine zweite Auflage ist schwerlich je erschienen; einen nochmaligen Abdruck aber fand sie meines Wissens nur 95 Jahre später (1610) in der in Frankfurt erschienenen Goldastischen Ausgabe von Pirkheimers Werken. Was aber das Einschiebsel über Dürer betrifft, das sie enthielt, so war dies eine Berichtigung, wie sie von besser orientierter Stelle kaum zu denken gewesen wäre. Von den Zeitgenossen ist auch niemand auf den Gedanken gekommen, an Scheurls Widerlegung Wimphelings einen Makel zu entdecken. Dürer selbst vor allem hätte, wenn Scheurl anders als nach seinen eigenen Angaben über ihn ausgesagt, am wenigsten geschwiegen, und es hätte sich so manche Gelegenheit, wo er selbst Remedur an etwaigem Verfehlten anbringen konnte, in den Jahren nach 1515 hierfür gefunden, ja fast aufgedrungen z. B. bei Niederschrift der schon mehrmals erwähnten Familienchronik von 1524. Kurz, alle Angaben des Dürer-Scheurl tragen den Stempel der Goldechtheit, und wird dies zugegeben, so bilden sie ein wertvolles Stück zu Albrecht Dürers Jugendgeschichte. Aber es hat die Zeit ihnen nicht erspart bleiben sollen, da man Ärgernis an ihnen nahm.

Albrecht Dürers große Erscheinung und die Kunst, die ihre Erhebung seinen Schwingen verdankt hatte, waren unter bekannten lähmenden Einflüssen ausländischen Wesens verhältnismäßig rasch im geistigen Leben der Nation zurückgetreten. Ganze Menschenalter gingen über unser Volk dahin, während deren Dürers Kunst hauptsächlich in den engen Stuben der Gelehrten ihre Pflege fand, bis endlich — und wiederum durch die erweckende Macht des Humanismus, wie einst in Dürers jungen Tagen — die Flammen neuen Geisteslebens in Deutschland emporschlugen und, nachdem sie unsrer großen Literatur Lebensflamme geworden, auch eine deutsche Kunst und, dieser folgend, eine deutsche Kunstgeschichte ins Dasein riefen. Wie aber hätte eine deutsche Kunstgeschichte erwachsen können, ohne unserm größten Meister ein Jahrhundert der Auferstehung zu bereiten? Das Dürerstudium blühte vorn ab empor; noch dieses Tages ist es das gepflegteste Einzelgebiet der deutschen Kunstgeschichte. Auch das Kleinste, das Dürer anging, schien seinen Biographen der Aufspürung und Prüfung wert, und unser Dürer-Scheurl, dessen

---

cerit, tandem peragrata Germania, cum anno nonagesimo secundo Colmariam venisset a Caspare et Paulo aurifabris et Ludovico pictore: item etiam Basileae, a Georgio aurifabro, Martini fratribus, susceptus quidem sit benigne atque humane tractatus: Caeterum Martini discipulum minime fuisse: immo ne vidisse quidem: attamen videre desiderasse vehementer. Sed de Alberto alias plura. — Die unbeholfene Sprache dieses Einschiebsels mag sich damit erklären, daß im wesentlichen Scheurl hier Dürerisches Deutsch und zugleich das eines Denkzettels in Latein zu übertragen hatte — eine Aufgabe, in deren Behandlung er nicht geübt war.

seit Sandrart kaum Jemand gedacht hatte, ward natürlich seiner langen Vergessenheit entrissen. War die Erwartung groß hierbei, die Enttäuschung war noch größer. Schon der Peintre-Graveur hatte 1808 vor unserm Dürer-Scheurl haltgemacht und den langen Reigen Kopfschüttelnder eröffnet, der sich nun bis an unsre Tage heran durch das XIX. Jahrhundert schlängelte. Von vornherein befremdete es ein wenig, daß die Unterbringung des Nürnberger Wunderknaben Albrecht Dürer in einer Colmarer Lehrwerkstätte in allem Ernste sollte erwogen worden sein, und daß nur deshalb nichts daraus geworden sei, weil grade, als der Plan in die Wege geleitet worden, »Martin Schongauer gestorben sei«. Von was anderem hätten die Dürer-Scheurl hier geredet als von Schongauers Tode — und, dies Wort nun einmal ausgesprochen, bildete sich eine Zwangsvorstellung, die ihren Druck auf weite Zeit hinaus fortübte, daß excedere hier sterben heiße, und die Dürer-Scheurl in manchem sonst hell sehenden Auge nahezu entwertete. Wer die Behauptung, Schongauer sei um 1484 (1471+13) gestorben, was allerdings Dürer-Scheurl nicht gesagt hatte — excesserit hatte er gesagt, — wer diese Behauptung aussprechen gekonnt, so sagte man, der habe auch alles übrige, was er zu dieser Frage vortrage, dem begründetsten Mißtrauen anheimfallen lassen. Die Lust, unbefangen an unsern kleinen Text heranzutreten, war von Anfang an erstickt; der Skeptizismus glaubte sich vielmehr damit abquälen zu müssen, dessen Unbrauchbarkeit zu erweisen. Es sei überhaupt ja, hieß es, ein ungeheuerlicher Gedanke, daß Vater Dürer den Albrecht bis nach Colmar in die Lehre hätte bringen wollen. Campe, der bekannte und verdiente Nürnberger Publizist, fragte, wie denn Albrechts Mutter hätte das viele Geld zusammenbringen können, das zu der weiten Reise nötig gewesen wäre! Ein anderer Forscher wieder fand es ganz unannehmbar, daß man den 13-jährigen Albrecht schon hätte in die Lehre geben sollen: aber 13 Jahre waren damals grade, wie es viele Dokumente erweisen, das normale Alter des vom Meister der Zunft zugeführten Lehrburschen, und welches Vertrauen konnte nicht ein Bub rechtfertigen, der das Konterfei von sich zu zeichnen gewußt, das heute in der Wiener Albertina bewundert wird. Oder aber man zieh einen Mann wie Albrecht Dürer in der ersten Hälfte seiner vierziger Lebensjahre der verworrensten uud verblaßtesten Erinnerungen aus seiner Kinderzeit, man wußte viel besser als Dürer, wie Albrechts Bildungsgang ursprünglich von den Eltern geplant gewesen wäre; ohne Verständnis für das innige Familienbild am häuslichen Herde, das Dürer-Scheurl zwischen den Zeilen uns erblicken läßt — wie die Eltern die Zukunft des talentvollen Jungen, der nächstens aus der Schule kam, miteinander besprechen, wie dem kunstsinnigen Vater das Beste für Albrecht grade gut genug erschien, wie Albrecht auf solche Gespräche die Ohren gespitzt und wie sein Herz bei dem Gedanken geklopft hatte, daß seine nächste Zukunft ihn dem großen Meister zuführen solle, dem er die unbändige Lust, ein Maler zu werden, verdankte, und wie der schöne Traum dann zerrann — stumpf hiergegen behauptete man, ohne jede Spur eines Zeugnisses hierfür zu haben, was mit Schongauer beabsichtigt gewesen, das sei alles erst für viel spätere Jahre in Aussicht genommen, — eine Idee von etwas modernem Anstrich, in schroffem Widerspruch stehend mit den damaligen Handwerksgewohnheiten, mit den Angaben des Denkzettels und mit der unerschütterlichen Urkunde der Familienchronik. Die einmal aufgewirbelte Frage wurde bis weit über die Mitte des Jahrhunderts hinaus in unersprießlicher Weise weiter erörtert, wobei man allerdings manches mit ins Gespräch zog, was Dürer und Schongauer anderweit anging und zu fruchtbarer Diskussion geeigneter war. Endlich begann das ehrliche Bemühen um unser Einschiebsel denn doch Frucht zu bringen, man gewann ihm gegenüber etwas mehr Unbefangenheit und hob endlich hervor, daß Scheurl nach seiner ganzen Persönlichkeit den besten Glauben verdiene, und daß seiner Berichtigung von dem Umstande ihres Fußens auf einer Mitteilung von Dürer denn doch eine gewisse Bedeutung verliehen werde. So kam K. Schnaase 1863 so weit, in der Berichtigung Wimphelings beinahe alles in Ordnung zu finden, nur daß er an dem unglücklichen excesserit, der Anführung von Schongauers Tode, doch wiederum scheiterte; sein Endvotum bleibt: die Erzählung Scheurls ergab sich demnach bei näherer Prüfung als sehr unzuverlässig; wahrscheinlich, meint Schnaase, habe Scheurl Dürer mißverstanden und den

Tod als die Ursache suppeditiert, aus der Albrecht Dürers Eintritt in die Lehre bei Schongauer scheiterte. Fern hält er sich der Erwägung, daß excesserit auch etwas anderes bedeuten könne als den Tod. Als aber 1890 die Geschichte der deutschen Malerei von Janitschek, ein gewissermaßen abschließendes Werk, erschien, war das höchste, womit dieser Autor (S. 326) sich zu dieser vielerörterten Frage zu äußern wagte: »so verworren Scheurls Aussage in der Vita Antonii Kressii auch ist, dadurch, daß sie auf einer Mitteilung Dürers fußt, sichert sie die Verbindung zwischen Dürers Vater und Schongauer und stellt den Wunsch von Dürers Vater, daß Albrecht in die Werkstatt Schongauers trete, außer Zweifel.«

Ehren wir Janitschek und danken ihm dafür, daß er als Erster einen Hinweis gibt auf den wirklich herzerquickenden Blick, den das Einschiebsel Dürer-Scheurl uns in das Haus des älteren Dürer werfen läßt. Wie ungerecht aber, daß auch er den Vorwurf der Verworrenheit auf Scheurls Haupt weiter lasten ließ!

Dann ist es von unserm Einschiebsel in der Literatur stiller geworden. Dazu trug vielleicht bei, daß es niemand, auch nicht Janitschek, als einen verkappten Denkzettel Dürers anzusprechen gewagt hatte, der es ja wesentlich ist, daß man vielmehr fast ausschließlich den Verfasser der Vita Kressii auch als Hauptvertreter des darin enthaltenen Berichtigungspassus ansah, obwohl der brave Scheurl außer seinem schlechten Latein nur ein paar schon früher von ihm mitgeteilte italienische Erinnerungen und einige ziemlich inhaltslose Redensarten dazu beigesteuert hatte. Aber die Hauptursache war wohl, daß die Dürerforschung für die Aufklärung von Dürers Lebensgang eine große Zahl neuer Quellen erschlossen hatte, so daß der Wert des Einschiebsels als Quelle für Dürers Biographen ein immer eingeschränkterer geworden war. Aber sollte darum jenes Wort unausgesprochen bleiben, das auch die letzte Dunkelheit, die um Dürer-Scheurl noch schwebt, lichten würde?

Versuchen wir es einmal, auf den Ursprung der Dunkelheiten zurückzugehen, in die Dürer-Scheurl gehüllt worden ist, der sichtlich lexikalischer Natur und in dem bösen Worte »excedere« gelegen ist. Da wir wissen, daß gerade den fraglichen Teilen des Dürer-Scheurl der Denkzettel zugrunde liegt, so liegt nahe, sich auch ohne weitergehende Absichten der Herstellung des Urtextes die Frage vorzulegen, was für ein Wort hat wohl Albrecht Dürer hier in seinem geliebten Deutsch gebraucht? Sollen wir da einen Augenblick schwanken zu antworten »ausgehen« »herausgehen«! Gibt es in zwei verschiedenen Sprachen zwei Ausdrücke, die sich etymologisch genauer decken als »herausgehen« und »excedere«? Weshalb hätte nun Scheurl, als es Dürers »herausgegangen« zu übersetzen galt, an der Feder beißen und sich den Kopf darüber zerbrechen sollen, wie der zunft-offizielle Ausdruck »der Nahrung nachziehen« wohl in seinem Lateinisch lauten möchte. Am Ende wäre dabei herausgekommen, was von keinem verstanden worden wäre. Dagegen war die Wahl der einfachen Latinisierung in excedere doch äußerst einwandfrei. Mochte es sich einen Augenblick als Germanismus empfinden lassen, als etwas Neues vielleicht; die Sache, die es hier ausdrückte, war dem Leser der Vita in Nürnberg und im Reich, besonders in dessen südlicher Hälfte. damals als Scheurl die Berichtigung redigierte, so überaus bekannt, daß jedes Mißverständnis ausgeschlossen war. Ja, sieht man dem lexikalischen Lebenslauf von excedere scharf auf den Grund, so mag sogar dahingestellt bleiben, ob 1515 ein einziger Nürnberger in Gefahr geschwebt hätte, wenn er excesserit las, an den Tod zu denken. Auf eine nähere Ausführung hierüber muß und darf hier verzichtet werden; hier genüge es zu sagen, daß gegen Ende des XV. und im Anfange des XVI. Jahrhunderts der Tod auf lateinischen Grabschriften allgemein durch Mortuus, Defunctus, fast am meisten durch Obiit notiert wird, und daß man erst, als der Stil der Grabschriften überhaupt gesuchter wurde, namentlich um das XVII. Jahrhundert herum nicht gerade selten auch excessit, aber sehr selten ohne den Zusatz e oder ex vita anwandte. Einer noch erheblich späteren Zeit lag es freilich aus leicht erkennbaren Gründen minder fern, bei der Lektüre von excesserit bei unserm Scheurl an die Bedeutung Tod zu denken, vielleicht besonders dann, wenn man dem Wanderleben unserer alten Meister zu wenig Aufmerksamkeit gewidmet hatte. Aber Scheurls Zeitgenossen und Mitbürger lebten und webten mit den Gewohnheiten der

alten Meister; das gehörte ja zu dem schönſten Inhalt ihres Lebens — diese Gespräche mit den Künſtlern auf der Meiſterſtube: wie es dem Hans Pleydenwurff draußen gegangen sei, und ob der Rat von Breslau ihm ob magistralitatem artis suae die Aufnahme-Steuer in die Bürgerrolle erlassen habe; wie lange Peter Vischer nun schon »draußen« sei, ob der wirklich in Krakau gewesen; wann denn Michael Wohlgemut nächſtdem »hinausgehe« und auf wie lange, auf 1 Jahr, auf 2, 3 — ja es heiße sogar, er wolle auf 5 Jahre »hinausgehen«, wenn der Rat ihm die Steuern für die Zeit der Abwesenheit erlasse; und dann — alle die schönen Geschichten, die man auf den Straßen, da man fuhr, und in den fremden Herbergen, wo man verkehrte, den Schranken entflohen, die das Leben in der gar zu ehrsamen Reichsſtadt setzte, »draußen« erlebt oder erzählen gehört hatte, das waren Dinge, die Herrn Wilibald Pirkheimer besonders ansprachen, er war am meiſten Freund der etwas saftigen Geschichten, mag aber im Stillen oft dabei gedacht haben: unter solch einem Künſtlervölkchen »draußen« mag manch armer Bub' argen Schaden nehmen! Und noch ungünſtiger als der und tiefer sorgenvoll dachten von dem verwünschten Hinausgehen die ehrsamen Hausfrauen und Mütter: darum genügte es, nur die Kunde zu erhalten: der Meiſter Schongauer iſt jetzt draußen — und man wußte, iſt der hinausgegangen, so bleibt er geraume Zeit fort —, um den Plan in sich zerfallen zu lassen, daß Albrecht, dieser zartbesaitete Knabe von 13 Jahren, dem Schongauer von Colmar in die Lehre gegeben werden solle. Ihn mit Schongauer hinausgehen zu lassen wäre für ein Haus wie das Dürersche ein ungeheuerlicher Gedanke gewesen, und wenn auch dieser Meiſter, ebenso wie andere, die Werkſtatt daheim während seines Fortseins weiter arbeiten ließ, und Albrecht als discipulus suscipiert worden wäre, so wäre doch der Hauptzweck des Vorhabens, den genialen hoch hoffnungsvollen Sohn Albrecht seine Lehrjahre hindurch unter die großen sinnigen Augen Schongauers zu ſtellen, dabei verfehlt gewesen. Wie gut mögen die Leser der Vita Kressii dies mit einem Blick überschaut haben? Was konnte es Plausibleres für sie geben, als die Kunde: aus Albrechts Vorhaben wurde nichts, da jener um diese Zeit herausgegangen war.

Können wir uns aber hierfür entscheiden, so wollen wir Christoph Scheurl nicht mehr der Suppeditionen und Konfusionen bezichtigen lassen, wir wollen ihm vielmehr Dank wissen dafür, daß er uns eine hochinteressante Aussage Albrecht Dürers zu seinem Leben bei gegebener Gelegenheit für alle Zeiten aufbewahrt hat.

Daß man einer solchen Aussage ein felsenfeſtes Vertrauen entgegenbringen muß, darf ich, da sie in 2 Punkten alleiniges Zeugnis iſt, noch einmal erklären. Dürer war, als er die Zeilen des Gedenkzettels niederschrieb, kaum 44 Jahre alt; nicht bloß ein Mann von seiner Kraft und seiner peinlichen Wahrheitsliebe, sondern sozusagen jedermann weiß in diesem Lebensalter zuverlässig zu unterscheiden und anzugeben, was er mit 13 Jahren erlebte, was mit 18 oder 19. Solcher Verwechselungen also darf man ihn nicht fähig halten.

Ebenso unverdächtig iſt aber auch Scheurl. Wenn dieser Mann Dürersche Mitteilungen so einfacher Art niederschrieb und zwar unter den Augen Dürers und des Dürerschen Kreises, dann war jede Faselei oder leichtfertige Entſtellung ausgeschlossen.

Und daß es sich hier um recht lebendige Erinnerungen und um sehr genaue Angaben gehandelt hat, beſtätigen anderweitige literarische Zeugnisse, wie auch die im XIX. Jahrhundert gemachten Funde in den Archiven von Colmar und von Basel. Nicht eine einzige Angabe enthält unser Zeugnis, die nicht mit der Dürerschen Familienchronik in zwangloseſter Weise zu vereinbaren wäre: das Zitat aus Wimpheling ſtimmt in Kapitelzahl wie Inhalt; die mit so charakteriſtischer Gewißheit uns genannten Namen von Martin Schongauers vier Brüdern werden uns zum Teil schon 1531 von einem wohl unterrichteten, aber von Dürer-Scheurl unabhängigen elsässischen Schriftſteller, dem Humaniſten Beatus Rhenanus, als richtig beſtätigt, und der archivalischen Forschung des XIX. Jahrhunderts iſt es gelungen, sie sämtlich urkundlich nachzuweisen und von ihren Trägern allerlei Einzelheiten zu ermitteln.

Wimpheling aber sei den geneigten Lesern zur Annahme mildernder Umſtände empfohlen.

Organisationsverhältnisse und Kämpfe im deutschen Baugewerbe.

Von Heinrich Herkner,
Professor an der Technischen Hochschule in Charlottenburg.

Es werden nicht leicht Gewerbe genannt werden können, in denen die Arbeiter mit Hilfe mächtiger Berufsverbände innerhalb kurzer Zeit so beträchtliche Verbesserungen der Arbeitsbedingungen durchgesetzt haben wie im Baugewerbe der norddeutschen Großstädte. Nicht allein, daß die gewerkschaftliche Organisation durch den Abschluß von Tarifverträgen seitens der Arbeitgeber anerkannt wurde, auch in den Fragen der Arbeitszeit, der Lohnhöhe und Entlohnungsmethode eilten die Arbeiter von Erfolg zu Erfolg. Schon im Jahre 1896 war in Berlin für Maurer und Zimmerer der Neunstundentag gesichert, der Akkordlohn zurückgedrängt und der Stundenlohn auf 55 Pf. gesteigert worden. Unter Aufrechterhaltung des Neunstundentages hob sich der Stundenlohn schließlich bis auf 75 Pf. im Jahre 1907. Die Putzer, Stukkateure und Töpfer errangen 1904 sogar den Achtstundentag.

Obwohl gerade unter den Bauarbeitern der Gedanke der Lokalorganisation verhältnismäßig fest wurzelte, gelang es dem führenden Zentralverbande der Maurer doch, die Zahl seiner Mitglieder, die 1891 bei der Gründung erst 11322 betragen hatte, schon 1900 auf 82964, 1907 auf 192582 zu erhöhen. Noch günstiger gestaltete sich die Finanzlage. Pro Mitglied entfiel im Jahre 1891 eine Einnahme von Mk. 7,79, im Jahre 1907 aber von 26 Mark.

Abgesehen von dem Einflusse ungewöhnlich günstiger Konjunkturen, lag die Ursache dieser glänzenden Erfolge in dem Umstande, daß die innere und äußere Entwicklung der Arbeiterorganisation diejenige der Arbeitgeber weit übertraf. Während die Arbeiter über einen straff zentralisierten, einheitlich geleiteten, das ganze Reichsgebiet umspannenden Verband verfügten, gab es auf Seite der Arbeitgeber örtliche und regionale Gebilde, die oft nur einen verhältnismäßig geringen Bruchteil der Arbeitgeberschaft als Mitglieder gewonnen hatten. In zahllosen kleinen Angriffstreiks konnten die Arbeiter eine Firma nach der anderen, oder schlimmstenfalls einen Ortsverein nach dem anderen ihren Wünschen gefügig machen. Hinter den örtlichen Zweigvereinen, welche als taktische Einheit den Kampf führten, stand immer die wohlgefüllte Kasse des großen Zentralverbandes. Die Kämpfe waren eigentlich nur scheinbar Kämpfe lokaler Art. Tatsächlich bildeten die Lokalvereine ja nur Abteilungen im Heerbanne der Arbeiterorganisation, die ganz nach den Weisungen des Zentralvorstandes bald hier, bald dort, wo eben die Aussichten am besten standen, in den Kampf gingen.

Erst im Jahre 1899 kam in den Arbeitgeberkreisen die Überzeugung zum Durchbruch, daß man ebenfalls eine Zentralorganisation ausbauen müsse, wenn man gegenüber den zentral organisierten und befehligten Arbeitern noch einen Widerstand versuchen wolle. Der »Deutsche Arbeitgeberbund für das Baugewerbe« trat ins Leben, aber es dauerte noch geraume Zeit, ehe der Bundesvorstand gegenüber den Unterverbänden, die eifersüchtig ihre Selbständigkeit verteidigten, eine angemessene Machtfülle erringen konnte. Noch immer blieb mancher Arbeitgeberverein außerhalb des Zentralverbandes, und die Zahl der Firmen, die überhaupt jede Organisation verschmähten, war keineswegs gering.

Kein Wunder, daß den Arbeitern, die früher ja keine große Macht und somit auch nicht die Möglichkeit besessen hatten, sich im weisen Gebrauche der Macht zu üben, bald kein Ding mehr unmöglich erschien. Auf den Baustellen wurden überhaupt nur noch Leute mit »reiner Wäsche« geduldet, d. h. Leute, welche ein Mitgliedsbuch der führenden Organisation besaßen. Im Jahre 1907 sollte in Berlin der Achtstundentag und eine Erhöhung des Stundenlohnes auf 85 Pf. errungen werden.

Allein schon 1906 hatte der Arbeitgeberbund, allerdings vertraulich, beschlossen, daß dort, wo die Arbeitszeit bereits 10 Stunden oder weniger betrage, weitere Abkürzungen nur nach verlorenem Streik zulässig seien. Die maßgebende Berliner Arbeitgeber-Organisation, der »Verband der Berliner Baugeschäfte« lehnte in Übereinstimmung mit

diesen Beschlüssen die Forderungen der Arbeiter ab. Auch das Berliner Gewerbegericht als Einigungsamt verwarf in seinem Schiedsspruch die achtstündige Arbeitszeit, schlug aber noch Lohnerhöhungen für die nächsten drei Jahre auf 78, 80 und 82 Pfennige vor.

Die Arbeitgeber hatten in den Verhandlungen betont, daß die durchschnittliche Arbeitszeit im Baugewerbe wegen der Unterbrechungen durch kalte Jahreszeit und schlechte Witterung ohnehin nicht viel mehr als $8^1/_4$ Stunden betrage. Infolge des Zeitlohnes sei auch die Arbeitsintensität nicht groß genug, um eine Verkürzung der Arbeitszeit zu rechtfertigen. Die Arbeiter wiesen hauptsächlich darauf hin, daß mit der wachsenden Ausdehnung der Stadt der Weg zur Baustelle erheblich mehr Zeit als früher beanspruche. Dabei wurde aber die Beschleunigung des Verkehrs durch Elektrisierung der Straßenbahnen und neue Verkehrsmittel, wie die Hoch- und Untergrundbahn, nicht gebührend berücksichtigt.

Die Arbeitgeber nahmen den Schiedsspruch des Einigungsamtes an, die Arbeiter verwarfen ihn, obwohl die angesehensten und erfahrensten Gewerkschaftsführer, ja selbst August Bebel, dringend zur Annahme geraten hatten. Die Konjunktur hatte eben bereits eine merkliche Verschlechterung erfahren. Das wollten oder konnten die Arbeiterdelegierten nicht begreifen. Beschimpfungen gröbster Art stellten die Antwort auf die wolbegründeten und gutgemeinten Ratschläge dar.

Diese übermütige Verwerfung des Schiedsspruches bildet den Wendepunkt in der Entwicklung der Bauarbeiterverhältnisse nicht nur Berlins, sondern des ganzen Reiches. Nun folgt Fehler auf Fehler, Mißerfolg auf Mißerfolg. Die Arbeitgeber hatten nach Verwerfung des Schiedsspruches durch die Arbeiter die Aussperrung verfügt. Noch zögerten manche Arbeitgeber diesem Gebot unbedingt Folge zu leisten. Da beschlossen die Arbeiter den Spieß umzukehren und die Aussperrung mit Streik zu beantworten. Der nächste Erfolg dieser törichten Taktik bestand darin, daß alle noch unentschiedenen Arbeitgeber in das Lager des Verbandes getrieben wurden. Obwohl die Arbeitgeber Arbeitswillige in beträchtlicher Zahl zu gewinnen vermochten, trotzten die unverheirateten jüngeren Maurer den Befehlen der Verbandsleitung und verblieben in Berlin. Man wollte von den »Nestern« in der Provinz, die zum Teil aber Großstädte waren, nichts wissen. Schließlich mußte diesen renitenten Elementen die Unterstützung entzogen werden. »Das half etwas, aber doch nicht genug,« bemerkt der offizielle Bericht des Zentralverbandes der Maurer über diese Kämpfe, »es hätten noch viele Hunderte der Streikenden abreisen können und müssen. Daß anderseits diese durchaus notwendige Maßregel der Streikleitung von einigen jungen Burschen, die sich von den ‚Herrlichkeiten' Berlins nicht trennen mochten, pöbelhafte und unflätige Beleidigungen eintrug, sei nur nebenbei erwähnt.« Im August 1907, nach zwölf Wochen des Kampfes, konnte auch von den Arbeitern die Niederlage nicht mehr in Abrede gestellt werden. Schon früher waren die Unterstützungssätze von 1 Mk. auf 70 Pf. pro Tag herabgesetzt worden, und zwar, wie die groteske Begründung lautete, weil die Sache für die Streikenden so gut stehe, daß höhere Sätze nicht mehr erforderlich seien!

Der Sieg war den Berliner Arbeitgebern nicht leicht geworden. Umso größer war die Genugtuung über den errungenen Erfolg nicht nur in Berlin, sondern auch bei allen Berufsgenossen im ganzen Reiche. Es galt aber noch den Sieg auszunutzen. Man begann Arbeitsnachweise einzuführen, die ausschließlich von Arbeitgebern und in deren einseitigem Interesse verwaltet wurden. Selbst Lohnreduktionen fanden hier und da statt. Vor allem suchte man sich aber für das Frühjahr 1908 zu wappnen, in dem die meisten Tarifverträge nach früher getroffenen Anordnungen des Arbeitgeberbundes abliefen. Zum ersten Male konnte die ganze Macht des Arbeitgeberbundes bei dem Abschlusse neuer Verträge mobil gemacht werden. In zielbewußter Klarheit steuerte die Bundesleitung auf eine zentrale Regelung der wichtigsten Arbeitsbedingungen los. Hätte das zentrale Vertragsmuster nur die Forderung einheitlicher Vertragsdauer und Endtermine enthalten, so hätte der Standpunkt der Arbeitgeber nicht leicht angegriffen werden können. Man verstand aber auch auf dieser Seite im Glücke nicht Maß zu halten und brachte Forderungen vor, die der unbefangenen Kritik gegenüber nicht Stand hielten. Es ging entschieden zu weit, wenn keinerlei Verkürzungen

der Arbeitszeit mehr zugeſtanden werden, wenn die Arbeiter auch während der Pauſen ſich nicht mit gewerkſchaftlichen Angelegenheiten befaſſen, wenn die vereinbarten Stundenlöhne nur »tüchtigen« Maurern zugeſtanden werden ſollten, wobei das Urteil des Arbeitgebers allein maßgebend geweſen wäre.

Das waren alſo Bedingungen, auf die im Lager der Arbeiter nicht eingegangen werden konnte. So ſchien eine allgemeine, 200,000 bis 300,000 Arbeiter umfaſſende Ausſperrung ſchon im Frühjahre 1908 unmittelbar bevorzuſtehen. In letzter Stunde gelang es dem taktvollen und umſichtigen Eingreifen des Prof. Dr. E. Francke, des Herausgebers der »Sozialen Praxis«, die Parteien nochmals unter dem Vorſitze eines ad hoc gebildeten Kollegiums unparteiiſcher und ſachkundiger Perſönlichkeiten (Vorſitzender des Berliner Gewerbegerichts von Schultz, Gewerbegerichtsdirektor Dr. Prenner (München) und Dr. Wiedfeldt, damals Beigeordneter in Eſſen, jetzt vortragender Rat im Reichsamte des Innern) zu Verhandlungen zu beſtimmen. Einheitliches Vertragsmuſter und einheitlicher Endtermin ſowie Zuläſſigkeit der Akkordarbeit wurden nach den Wünſchen der Arbeitgeber von den Arbeitervertretern zugeſtanden, während die Arbeitgeber auf das Agitationsverbot während der Pauſen und den Zuſatz »tüchtig« verzichteten. Sie konnten dieſe Konzeſſionen um ſo leichter machen, als ſchon durch andere Beſtimmungen des Vertragsmuſters eine angemeſſene Arbeitsleiſtung geſichert und die Beläſtigung anders oder gar nicht organiſierter Arbeiter ausgeſchloſſen worden war. Unerledigt blieb die Frage der Lohnhöhe. Hierfür ſollten nach wie vor die örtlichen Verbände zuſtändig bleiben. Durch Schiedsſprüche der Unparteiiſchen ſind dieſe Differenzen ſchließlich geſchlichtet worden, und damit war für zwei Jahre, bis zum 31. März 1910, die Ruhe im deutſchen Baugewerbe eingekehrt.

Nun hatten ſich freilich die Parteien ſelbſt mit dieſem Stande der Dinge innerlich nicht ganz abgefunden. Die Arbeiter ſehnten ſich nach ihren früheren Poſitionen, dem ſogenannten örtlichen Abſchluß der Tarifverträge, zurück, während man in den Kreiſen der Arbeitgeber annahm, man habe mit Rückſicht auf die mittlerweile weſentlich beſſer ausgebaute Organiſation eigentlich den Anſpruch auf größere Erfolge erworben.

Als die Verhandlungen über die Erneuerung der Verträge im November 1909 begannen, ergab ſich, daß die Arbeitgeber nicht nur alles, was ſie 1908 ſchließlich preisgegeben hatten, von neuem forderten, ſondern noch einiges dazu. Der Gedanke der zentralen Regelung, d. h. des Reichstarifes wurde noch ſchärfer durch das Verlangen zum Ausdruck gebracht, daß unmittelbar die Zentralvorſtände als Träger der Vereinbarung auftreten ſollten. Auf die vereinbarten Lohnſätze hätten nur »gelernte, tüchtige« Arbeiter Anſpruch. Akkordlohn ſei nicht nur, wie bisher, zuläſſig, ſondern die Arbeiterorganiſationen hätten ſich auch jeder hindernden Beeinfluſſung zu enthalten. Die »Akkordarbeitspreiſe«, hieß es in § 5 des vorgeſchlagenen Vertragsmuſters, »werden jeweils von Fall zu Fall in freier Vereinbarung zwiſchen Arbeitgebern und Arbeitnehmern feſtgeſetzt, inſoweit dieſelben nicht etwa in dieſem Vertrage normiert ſind. Die vertragſchließenden Organiſationen verpflichten ſich ausdrücklich, vor und bei der Vereinbarung der Akkordpreiſe keinerlei Einfluß auf ihre Mitglieder auszuüben. Die tarifliche Arbeitszeit darf bei der Akkordarbeit nicht verkürzt werden«. Dazu trat noch die Forderung, die Arbeitsnachweiſe der Arbeitgeber unbedingt anzuerkennen und ausſchließlich zu benutzen. Nur die Feſtſetzung der Lohnhöhe und die Zeiteinteilung ſollte noch Sache der örtlichen Vereinbarung ſein.

Damit hatte der Arbeitgeberbund, anſcheinend durch Arbeitgeberorganiſationen außerhalb des eigenen Gewerbes mächtig angefeuert, ausdrücklich die Offenſive ergriffen. Das neue Vertragsmuſter konnte nicht als Verhandlungsgrundlage, ſondern nur als Kriegserklärung aufgefaßt werden, um ſo mehr als ihm von vornherein der Charakter eines Ultimatums gegeben worden war.

Die beteiligten Arbeiterverbände, auch die chriſtlichen, wieſen dieſe Zumutungen in übereinſtimmender Weiſe ab. Die Verſammlung des Arbeitgeberbundes, die am 22. März 1910 in Dresden tagte, beharrte auf dem einmal eingenommenen Standpunkte. Damit ſchien der Ausbruch des Kampfes auf der ganzen Linie unvermeidlich geworden zu ſein. Vom 15. April an ſollte die allgemeine Ausſperrung erfolgen.

Auffallenderweise hatten die maßgebenden Persönlichkeiten des Berliner Baugewerbes an der Dresdner Versammlung nicht teilgenommen. Es fanden in der Tat auch bald Verhandlungen zwischen den Parteien vor dem Berliner Gewerbegerichte statt. Der Schiedsspruch lautete dahin, daß das alte Vertragsmuster beizubehalten, mit Rücksicht auf die Verteurung der Lebenshaltung vom 13. August 1910 ab aber eine Erhöhung des Stundenlohnes um 3 Pfennig, vom 1. Oktober 1910 ab um weitere 2 Pfennig zu gewähren sei. Arbeitgeber und Arbeiter nahmen den Vermittlungsvorschlag an. Damit schied das Berliner Baugewerbe aus den Reihen der Kämpfer aus. Dasselbe geschah von Seiten des Vierstädtebundes (Hamburg, Altona, Wandsbek, Harburg), Bremens und einiger kleinerer Orte. So erlitt der Arbeitgeberbund schon bei Beginn des Kampfes eine schwere moralische und wirtschaftliche Niederlage. In unbeteiligten Kreisen mußte es natürlich starke Zweifel an der Berechtigung und Notwendigkeit der Politik des Arbeitgeberbundes auslösen, wenn sich so hervorragende Zweige des deutschen Baugewerbes von ihr lossagten. Hatten die Berliner Arbeitgeber 1907 doch deutlich genug gezeigt, daß sie begründete Forderungen in harten Kämpfen durchzusetzen verständen. Auch den Hamburgern wird Niemand schwächliche Nachgiebigkeit gegen die Arbeiterschaft vorwerfen. Wirtschaftlich erwuchs dem Arbeitgeberbund insofern eine Schädigung, als durch die Einigung in Berlin und im hanseatischen Gebiete die Kassen der Arbeiterschaft nicht nur stark entlastet wurden, sondern durch die Extrasteuern der nicht ausgesperrten Arbeiter noch eine höchst willkommene Einnahme erhielten.

Diese Vorgänge scheinen in den Arbeitgeberkreisen zunächst eine gewisse Entmutigung herbeigeführt zu haben. Die angeordnete Aussperrung setzte nicht überall mit voller Schärfe ein. Erst allmählich und mit starker Unterstützung der außerhalb des Baugewerbes stehenden Arbeitgeberorganisationen gelang es, die wankenden Reihen wieder zum Stehen zu bringen. Ende Mai verkündigte die »Arbeitgeber-Zeitung«, daß die Zahl der Ausgesperrten auf 197,000 gewachsen sei. Von seiten der Arbeiterschaft sind diese Angaben bemängelt worden. In einer Beziehung hatte sich der Arbeitgeberbund sicherlich geirrt. Nicht, wie ursprünglich angenommen worden war, etwa zwei Wochen*) hielten die Arbeiter aus, sondern mehr als sechs Wochen waren bereits verstrichen, ohne daß die Arbeiterschaft gebeugt werden konnte. Wahrscheinlich hat der Umstand, daß viele Bauarbeiter auf dem Lande wohnen und dort in der eigenen Wirtschaft sich beschäftigen können, die Führung des Kampfes erleichtert. Auch war im Winter 1909/10 teils wegen der milden Witterung, teils wegen der bevorstehenden Kämpfe eifrig gebaut worden, so daß die Mittel der Bauarbeiter durch die Saison-Arbeitslosigkeit viel weniger erschöpft waren, als es sonst der Fall zu sein pflegt. Jedenfalls sind aber auch sehr beträchtliche Summen über die eigenen Verbandsmittel hinaus durch Darlehen beschafft worden.

Da der Kampf nicht allein große Bauunternehmer, sondern auch andere Erwerbskreise hart traf, ergingen zu wiederholten Malen von einzelnen Persönlichkeiten an kommunale, Staats- und Reichsbehörden dringende Bitten um Intervention. Anfangs Juni sind durch das Reichsamt des Innern die streitenden Parteien nochmals zu Verhandlungen zusammengeführt worden. Es gelang nun im Gegensatze zu den vor Ausbruch des Kampfes erfolgten Bemühungen, ähnlich wie im Jahre 1908, ein Kollegium unparteiischer Vermittler (Geheimrat Dr. Wiedfeldt, Oberbürgermeister Beutler - Dresden, Gewerbegerichtsdirektor Prenner - München) einzusetzen. Am 6. Juni haben beide Parteien die Vergleichsvorschläge dieses Kollegiums angenommen, die Arbeitgeber allerdings erst nach langen und heftigen Debatten. Danach soll es in Bezug auf Lohnformen, Arbeitsnachweis, Leistungsklausel, Agitations- und Belästigungsverbot beim Alten verbleiben. Den Wünschen der Arbeitgeber wird durch zentralen Abschluß und besseren Schutz der Akkordarbeit entsprochen. Für größere Städte mit schwierigen Wohnungs- und Verkehrsverhältnissen kann über eine mäßige Abkürzung der Arbeitszeit örtlich verhandelt werden. Wo die Arbeitszeit länger als zehn Stunden dauert, ist sie herabzusetzen. Auch über Lohnhöhe und Akkordtarife für wichtigere Arbeiten ist örtlich von

*) Die ersten zwei Wochen hindurch wurde überhaupt keine Unterstützung ausgezahlt.

Organisation zu Organisation zu verhandeln. Führen die örtlichen Verhandlungen zu keinem Ziele, so tritt der Schiedsspruch der Unparteiischen ein.

Sollte damit auch einer der größten Arbeitskämpfe, die sich bis jetzt in der deutschen Volkswirtschaft abgespielt haben, zu Ende gekommen sein, so wird man sich mit dieser, an sich äußerst erfreulichen Tatsache doch nicht zufrieden geben können, sondern noch die Frage aufwerfen müssen, ob sich aus dem Gange der Ereignisse nicht auch einige Lehren allgemeinerer Art ableiten lassen.

Das Baugewerbe befindet sich gleich einigen anderen Gewerben auf dem Wege zum Reichstarif. Damit fallen die Kämpfe lokaler Art, die früher gerade im Baugewerbe so überaus häufig und lästig gewesen sind, mehr und mehr weg. An ihre Stelle tritt entweder Friede oder Krieg auf der ganzen Linie, d. h. für mehr als 20,000 Arbeitgeber und hunderttausende von Arbeitern. Werden in solch' gigantischen Kämpfen die Arbeiterorganisationen überhaupt Stand halten können? Schon sind sozialdemokratische Doktrinäre eifrig an der Arbeit, um den Gewerkschaften klar zu machen, nun sei es mit ihren Erfolgen endgültig vorbei, nun helfe nur noch der politische Kampf, wie ihn die sozialdemokratische Partei führe. Schon seit Jahrzehnten wird aber, wie ältere Sozialpolitiker wissen, den Gewerkschaften von ihren intimsten Feinden immer aufs neue versichert, die Macht der Gewerkschaften gehöre ganz der Vergangenheit an. Trotz all dieser Unkenrufe haben die deutschen Gewerkschaften von Jahr zu Jahr unausgesetzt an äußerer Ausdehnung und innerer Kraft so zugenommen, daß sie heute nahezu ebenbürtig mit den sehr viel älteren englischen Gewerkvereinen dastehen. Gerade jetzt, nachdem der große Kampf für die Arbeiter keineswegs unrühmlich und erfolglos verlaufen ist, wäre nichts übler angebracht als in der Tatsache, daß der Reichstarifgedanke vordringt, das Ende aller Gewerkschaftsmacht zu erblicken.*)

Die Gefahren liegen auf anderen Gebieten. Unsere Gesetzgebung spiegelt mit den §§ 152 und 153 der Gewerbeordnung noch den Stand der Dinge von 1869 wieder, also einer Zeit, in der man weder von großen Zentralverbänden der Arbeiter und Arbeitgeber, noch von Tarifverträgen etwas wußte. Heute gibt es nahezu 2,5 Millionen gewerkschaftlich organisierte Arbeiter, während die Arbeitgeberverbände 115,095 Mitglieder mit rund 3,8 Millionen Arbeitern zählen. Zwischen beiden Teilen sind tausende von Tarifverträgen abgeschlossen worden. In manchen Gewerben lassen die Arbeitgeber überhaupt nur dann, wenn ein Tarif zustande kommt, arbeiten. Wenn auch die Reichsgerichtsentscheidung des dritten Strafsenats vom 30. April 1903, nach der Tarifverträge zu den zivilrechtlich unverbindlichen Koalitionen im Sinne des § 152 der Gewerbeordnung gezählt wurden, durch neuere Erkenntnisse beseitigt worden ist, so stehen doch immer noch die eigentlichen Träger der Tarifverträge, die Arbeitgeber- und Arbeiterverbände selbst, unter der Herrschaft der veralteten, unzeitgemäßen Bestimmungen. Es gibt keine rechtlich wirksamen Mittel, um die Mitglieder der Verbände zur Erfüllung ihrer Verbandspflichten zu zwingen. So greift man zu sehr bedenklichen gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Pressionen, gerät dabei aber leicht in die Fußangeln des § 153, der den Zwang zum Beitritt oder die Verhinderung des Rücktrittes, soweit dabei Drohungen, Verrufserklärungen usw. zur Anwendung kommen, hart bestraft. Nachdem von Seiten der maßgebenden Behörden im Reiche und in den Gliedstaaten die Entwicklung der Tarifverträge oftmals günstig beurteilt worden ist und jüngst der preußische Handelsminister sogar den Innungen den Anschluß an Arbeitgeberverbände gestattet hat, die Tarifverträge abschließen, ist es im höchsten Maße verkehrt, die verantwortlichen Träger dieser erwünschten Entwicklung selbst mit Paragraphen zu drangsalieren, auf die

*) In manchen rechts stehenden Organen der Tagespresse ist der Standpunkt vertreten worden, daß man diesem wirtschaftlichen Kampfe gegenüber zwar neutral bleiben wolle, daß aber doch aus politischen Rücksichten ein Sieg der Arbeiter, d. h. der Sozialdemokratie, zu beklagen wäre. Dabei wird übersehen, daß keineswegs bloß die der Sozialdemokratie nahestehenden »freien« Gewerkschaften, sondern auch die christlich organisierten Bauarbeiter genau in derselben Weise am Kampfe beteiligt waren. Sodann mußte aus den eben angeführten Gründen eine Niederlage der Arbeiter der sozialdemokratischen Partei weit mehr Nutzen bringen, als ein für beide Teile ehrenvoller Friede.

man nur die Verse »Es erben sich Gesetz' und Rechte wie eine ew'ge Krankheit fort« anwenden kann.

Es besteht heute die Anomalie, daß Arbeitgeber und Arbeiterverbände bei Verstößen gegen die Tarifvereinbarungen verklagt werden können, während ihnen selber keine ausreichenden Rechtsmittel zu Gebote stehen, um die Beachtung der Verträge durch ihre Mitglieder sicher zu stellen.

Um in den Kämpfen, die umso gefährlicher werden, je mehr sie den örtlichen Charakter verlieren, das öffentliche Interesse genügend wahrzunehmen, bedarf es heute ganz anderer Mittel. Diese Kämpfe bilden wichtige, unter Umständen selbst die wichtigsten öffentlichen Angelegenheiten. Eine Regierung, die ihnen mit verschränkten Armen und laisser-faire-Redensarten zusieht, hört auf Regierung zu sein. Tatsächlich besteht keine Amtsstelle, welche zur Intervention verpflichtet ist. Die Gewerbegerichte können nur bei örtlich begrenzten Streitigkeiten als Einigungsämter sich betätigen. Sobald die Konflikte über den Bereich mehrerer Gewerbegerichte hinausgreifen, und das wäre beim Übergang zu Reichstarifen mehr und mehr der Fall, hören sie auf, zuständig zu sein. Wenn die Vorsitzenden der Gewerbegerichte sich trotzdem mit derartigen Fällen befassen, so können sie dabei nur als Unparteiische, außerhalb ihrer rechtlichen Beziehungen zum Gewerbegerichte, auftreten und bedürfen zur Übernahme solcher Aufgaben der besonderen dienstlichen Bewilligung der Dienstaufsichtsbehörde.

Seitdem die Entwicklung der Dinge über die örtliche Zuständigkeit der Gewerbegerichte hinaustreibt, ist es unbedingt geboten, ein Reichseinigungsamt zu begründen, das die allgemeinen Konflikte ebenso vor sein Forum ziehen kann, wie die Gewerbegerichte die lokalen Streitigkeiten behandeln. Im Hinblick auf die schwere Schädigung, welche die öffentlichen Interessen durch zentral geführte Kämpfe erleiden, kann sehr wohl die Frage aufgeworfen werden, ob den Parteien überhaupt die Führung eines Kampfes schon gestattet werden soll, ehe noch Verhandlungen vor dem Reichseinigungsamt stattgefunden haben. Im Interesse der Autorität und Würde der Reichsregierung kann freilich nur dann ein Reichseinigungsamt befürwortet werden, wenn dieses in sich selbst eine respektable Machtfülle darstellt. Die Parteien dürfen ihm gegenüber nicht das Gefühl haben, was willst du armer Teufel geben? Wirtschaftlichen Mächten imponiert im allgemeinen nur wirtschaftliche Macht. Die wirtschaftliche Macht der Reichsämter ist nicht sehr beträchtlich. Günstiger stehen die Landesregierungen schon wegen der Beherrschung des Eisenbahnwesens da. Es müßte also ein Reichseinigungsamt mit den maßgebenden Landeszentralbehörden so nahe verknüpft sein, daß ihm deren wirksame Unterstützung sicher wäre.

Die Ereignisse, die wir in den letzten Wochen erlebt haben, dürften auch weiteren Kreisen den gewaltigen Umschwung klarer zum Bewußtsein gebracht haben, der sich in der ganzen Verfassung unserer Volkswirtschaft vollzieht. Es vollzieht sich der Übergang aus dem privatkapitalistischen Systeme der freien Konkurrenz in ein System der Staats- und Verbandswirtschaft. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als um eine Wiedergeburt des Zunftwesens, um eine Verwirklichung uralter zünftiger Gedanken, freilich nicht im Sinne der Innungsbewegung, sondern auf ganz moderner Grundlage. Wie das Zunftwesen des Mittelalters und der neueren Zeit sich an handwerksmäßige Betriebe und stadtwirtschaftlich beschränkte Verhältnisse anschloß, so ruht dieses moderne großgewerbliche Zunftwesen mit seinen Kartellen, Syndikaten, Genossenschaftsverbänden, Arbeitgeber- und Arbeiterverbänden auf den Errungenschaften der Ingenieurtechnik, des Großbetriebes, der Reichs- und Weltwirtschaft.

Es entstehen wieder Staaten im Staate. Die deutsche Geschichte zeigt, wie gefährlich derartige autonome Körperschaften gerade für uns sind. Wir können und wollen die Entwicklung der Verbandsmacht nicht unterbinden. Aber wohltätig ist des Verbandes Macht nur, wenn sie ein wirtschaftlich starker Staat bezähmt, bewacht!

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Stockholm.

Die skandinavische Union und Deutschland.

Seit einer ganzen Reihe von Jahren verfolgt man in weiten Kreisen der skandinavischen Länder die Idee eines skandinavischen Staatenbundes oder einer skandinavischen Union, einesteils aus dem Gefühl der Volkszusammengehörigkeit heraus, andernteils in dem Bewußtsein, daß die kleinen Staaten nur dann etwas bedeuten, wenn sie sich zusammenschließen. Die Oftseeprovinzen sind dazu verurteilt, jeden Gedanken an eine nationale Selbftändigkeit unterdrücken zu müssen, aber es ift klar, daß sie der Idee eines mächtigen skandinavischen Staatenbundes mit dem Gefühl des Frohlockens folgen müssen. Sie geben uns einen Fingerzeig für die Zukunft der skandinavischen Länder, wenn sie ohnmächtig werden. Im Grunde die beften deutschen Siedlungen sind sie heute in russischen Händen. Und Finland geht ihren Weg. Hier sehen wir deutlich die Gefahren der Isolierung der kleinen Länder. Wenn die skandinavischen Länder immer feft zusammengehalten hätten, zum mindeften nach außen, würde Finland heute noch schwedisch sein. Wir Deutschen aber müssen uns immer sagen, daß die skandinavischen Völker unsere Brüder sind, daß wir dagegen mit Rußland keinerlei Blutsverwandtschaft haben, und daß uns mit den Russen keine Kulturgemeinschaft verbindet. Unsere Zukunft liegt nach Norden. Deutschland wird seine Augen nach der skandinavischen Einigung richten müssen.

Die gemeinsamen Interessen der skandinavischen Länder gipfeln darin, daß sie den Zugang zur Oftsee in den Händen haben: Skagen und Helsingör. Rußlands heutige Schwäche beruht wesentlich darauf, daß es weder bis zur Nordsee noch bis zum atlantischen Ozean reicht. Es fteht gewissermaßen außerhalb der europäischen Kultur, und die Tür ift noch dazu verschlossen. Dabei ift zu den Zeiten, als die Oftseeprovinzen von den Deutschen kolonisiert wurden, der schwere, für das Germanentum verhängnisvolle Fehler begangen worden, daß man Rußland nicht gänzlich von der Oftsee zurückgehalten hat. Esthland zwar und Finland waren kolonisiert und gewissermaßen entslawt, aber es blieb den Russen Petersburg: hier hatten sie in das germanische Oftseeland einen Keil hineingetrieben, von dem aus es ihnen gelang, nördlich das schwedische Finland, südlich die deutschen Oftseeprovinzen an sich zu bringen. Aber als germanisches Stammland müssen wir diese Länder heute noch betrachten.

Gerade den tatsächlichen Verhältnissen nach haben die skandinavischen Völker ein gemeinsames Interesse an dem Schutze des Zuganges zur Oftsee und infolgedessen auch an der Frage einer skandinavischen Union.

Zu den skandinavischen Ländern gehört aber nicht nur Schweden, Norwegen und Dänemark, sondern auch Island und Grönland*). Grönland wird über kurz oder lang denselben Kampf kämpfen, den heute Island ausficht. Island will sich losreißen von Dänemark und nur eine Art Personalunion mit Dänemark bilden, und Dänemark dürfte niemals daran denken, ein Kriegsschiff nach Island zu schicken. Also wird Island selbftändig werden.

*) In den Ländern um den Nordpol herum gibt es nicht viele Menschen, aber wirtschaftlich werden diese Gebiete einst noch eine große Rolle spielen, wenn die Schätze des Bodens mit Hilfe einer weiteren Vervollkommnung der Verkehrstechnik zugänglich und abbaufähig gemacht sind. Es sollte daher unsere Aufgabe sein, beizeiten uns da oben möglichst viel zu sichern. Daß uns das schöne und kohlenreiche Spitzbergen von den Amerikanern fortgenommen wird, ist sehr zu bedauern.

Mitteilungen.

Zeitungs- und Zeitschriftentitel. Dem Worte Wagners an Fauft: »Der Vortrag macht des Redners Glück« könnten der Buchhändler und der Bibliothekar mit einigem Rechte das andere zur Seite ftellen: »Der Titel macht des Buches Glück«. Und nicht viel weniger als bei dem Buche kommt es bei der Zeitung und bei der Zeitschrift auf einen anlockenden Titel an. Auszuscheiden sind hier natürlich die wissenschaftlichen wie die Fachzeitschriften; ihre Titel geben im allgemeinen nur an, welches Gebiet sie behandeln, und wie oft sie erscheinen. Da haben wir die Jahrbücher, Jahreshefte, Jahresberichte oder Annalen, die Vierteljahrshefte, z. B. Kölnische ftatiftische und Württembergische für Landesgeschichte, Vierteljahrsberichte, Vierteljahrsschrift, ebenso Monatshefte, z. B. graphologische, keramische, philosophische, proteftantische, Monatsschriften, Monatsblätter, Halbmonatsschriften, Wochenschriften und Wochenblätter. Bei dem Monat mischen sich schon die belletriftischen Blätter mit ein; wir erinnern an Weftermanns und an Velhagen und Klasings Monatshefte. Zahlreicher ift dann die Woche in der belletriftischen Abteilung der Zeitschriften vertreten. Daran schließt sich der »Tag« mit seinen Brüdern, dem Sonntag, der seine Boten als Sonntagsblatt (z. B. Gutenbergs illuftriertes, für die evangelische Jugend usw.), Sonntagsboten, Sonntagsfreund, Sonntagsglocken, Sonntagsgruß, Sonntagsruhe, Sonntagszeitung aussendet, und dem »Montag«. Sind »Woche«, »Tag«, »Montag« in ihrer Kürze vielleicht auch gut gewählte Titel, so kann man doch kaum sagen, daß sie für das Blatt, das sie bezeichnen, Reklame machen. Zu den anpreisenden Namen möchte ich, um mit dem leichteft wiegenden, aber doch unentbehrlichen anzufangen, die Titel unserer Witzblätter nennen, allen voran den Kladderadatsch, der, als er 1848 in die Welt trat, mit dieser Tonmalerei doch sagen wollte, daß er dem Leserkreis vom Umfturz alter, verrotteter Zuftände erzählen zu können hoffte; auch der »Kikeriki« will mit seinem hellen Namen vom Hühnerhofe auf sich aufmerksam machen, und der »Ulk« sagt auch schon im Titel, was wir von ihm erwarten dürfen. Der schwer aussprechliche »Simplizissimus« verkündigt doch auch schon mit dem Namen, daß er sich an der sancta simplicitas reiben will. Um weiter dem unparteiischen Alphabet

zu folgen, so scheinen uns »der Bote des Friedens«, der »Botschafter des Heils in Christo« auch einen etwas reklamehaften Klang zu haben. Leicht in das Gedächtnis prägen sich Titel wie »Bühne und Brettl«, Bühne und Sport«, »Glück auf!«, der gegebene Name für Bergmannszeitschriften, »Fürs Haus«. Leichtverständlich ist die Beliebtheit des Titels »Echo«: er will dem Leser die Überzeugung beibringen, daß ihm aus dem Blatt die eigenen Ansichten widertönen; so haben wir das »Echo. Organ der Deutschen im Auslande. Wochenschrift für Politik, Literatur, Kunst und Wissenschaft«, zwei stenographische und das »Literarische Echo«. In dieselbe Namenreihe gehört der »Eckart. Ein deutsches Literaturblatt«, das mit seinem Namen schon zeigen will, daß es ein getreuer Wegweiser ist, »Der gute Kamerad«, »Der Kinderfreund« und etwa auch die Wochenschrift für junge Mädchen »Komm mit!« Einen anheimelnden Charakter haben die Titel einiger unserer bekanntesten Zeitschriften, wie die »Gartenlaube«, dessen ursprüngliche Titelzeichnung ein Bild stillbeglückten Familienlebens vorführte, zu dem noch der greise Rückert hübsche Verse gedichtet hat, und das »Daheim«. Im Gegensatz dazu weisen auf die weite Welt, auf das gesamte Deutschtum im In- und Auslande hin Titel wie »Nord und Süd«, »Über Land und Meer« und »Vom Fels zum Meer«, vor allem auch die neueren Zeitschriften »Alldeutschland« und »Überall, illustrierte Zeitschrift für Armee und Marine«. Natürlich können wir hier nur einige Proben geben und nicht alle Namen aus dem großen deutschen Blätterwald anführen; zum Schluß wollen wir nur noch auf einige, wie uns scheint, verfehlte Titel hinweisen. Wer zum Beispiel soll, wenn er »Das Äußere« liest, gleich darauf kommen, daß sich ihm eine »Illustrierte Monatsschrift für weibliche Schönheit und Körperpflege« ankündigt? »Berliner Hausfrau« und »Frauenreich« erscheinen uns wohlgebildete Titel, aber mit dem Titel »Dies Blatt gehört der Hausfrau« können wir uns nie und nimmer befreunden; er schlägt allen Titelregeln geradezu ins Gesicht. Und eigentümlich mutet der »Diktator« an. Was soll man in diesem Blatt anders suchen als ein politisches, etwa nach Rußland sich neigendes Organ? Es ist aber eine Zeitschrift für Stenographen aller Systeme.

*

Der Professor am Königl. Neuen Gymnasium in Nürnberg, Dr. phil. **Wilhelm Kalb** ist am 12. Mai von der rechts- und staatswissenschaftlichen Fakultät der Westfälischen Wilhelms-Universität zu Münster zum juristischen Ehrendoktor promoviert worden. Ein Schüler Wölfflins, hat Kalb dessen lexikographische Methode für die römischen Juristenschriften verwertet und so der Forschung vielfach ganz neue Bahnen eröffnet durch seine Schriften: das Juristenlatein (2. Aufl. 1888), Roms Juristen nach ihrer Sprache dargestellt (1890), die Jagd nach Interpolationen (1897) usw., während er in seinen kritisch-gründlichen Fünfjahresberichten über die lateinschreibenden Juristen die neuen Forschungen im Gebiet der römischen Rechtsquellen den Philologen zugänglich machte. Kalbs Ziel, dem auch seine im Druck befindliche »Spezialgrammatik« des Juristenlateins dienen soll, ist, den klassischen Philologen den Weg zu weisen und zu bahnen zu den Werken der Pandektenjuristen, die, einmal befreit von den Interpolationen Tribonians und wiederhergestellt in ihrer klassischen Reinheit, die originellsten und edelsten Sprachschöpfungen des Römergeistes darstellen werden. So wirkt er an seinem Teile zur Überbrückung der Kluft zwischen lateinischer Philologie und römischem Rechtsstudium, die Mommsen 1870 in der berühmten Vorrede seiner Digestenausgabe mit den lapidaren Worten beklagte: »Die Latein können, kümmern sich nicht um das Recht, und die Juristen können kein Latein!« Dementsprechend lautet die Begründung seiner Promotion: »Quod optime meruit de iurisconsultorum sermone, qui inter litteras Romanorum ceteroquin Graecanicas solus elucet genuinus populique Romani vere proprius; quod hunc linguae latinae nobilissimum florem a Triboniana robigine acriter, diligenter, prudenter purgavit; quod philologis iurisprudentiae Latinae sermonem ut barbaricum plerumque despicientibus, quae de eo sermone erueramus iurisconsulti tribus lustris interpres fidus atque incorruptus tradidit; quod nos ipsos in fontibus iuris Romani elimandis, reficiendis philologica arte et disciplina uti docuit; quod felicem illam iurisprudentiae litterarumque latinarum communionem a Theodoro Mommseno resuscitatam per quinque iam lustra indefesso labore promovit, adiuvit, auxit!« (»Weil er sich hochverdient gemacht hat um die Juristensprache, die unter den sonst von den Griechen entlehnten Wissenschaften der Römer als einzig bodenständige und dem römischen Volk wahrhaft eigene hervorleuchtet; weil er diese edelste Blüte der lateinischen Sprache von dem tribonianischen Mehltau scharfsinnig, sorgfältig und vorsichtig gereinigt hat; weil er den Philologen, die das Juristenlatein meist als barbarisch verachten, das darüber von uns Juristen Erforschte in drei Fünfjahresberichten als treuer und unbestechlicher Vermittler überliefert hat; weil er uns selbst bei der Reinigung und Wiederherstellung der Quellen des römischen Rechtes philologische Methode und Selbstzucht zu üben gelehrt hat; weil er jene glückliche Verbindung der lateinischen Rechtswissenschaft und Literatur, die Theodor Mommsen wieder ins Leben gerufen hatte, seit bald 25 Jahren mit unermüdlicher Arbeit gefördert, unterstützt und gemehrt hat!«)

Münster i. W. H. Erman.

*

Die **Gesamtzahl der Studierenden** an den **Schweizer Universitäten** hat im letzten Wintersemester 6991 betragen. Von ihnen waren 3141 (45 %) eingeborene Schweizer, 3850 (55 %) gehörten dem Auslande an. Von den Ausländern waren etwa 30 % Russen, 8 % Deutsche und 2 % Franzosen. Genf hatte etwa 80, Basel etwa 20 % ausländische Studierende. Die Fakultäten waren folgendermaßen vertreten: 442 studierten Theologie, 1325 Jurisprudenz, 2236 Medizin, 2988 waren Zugehörige der philosophischen Fakultät. Zu den immatrikulierten Studenten kommen noch 1884 Auskultanten, so daß die Gesamtfrequenz 8875 beträgt einschließlich 2761 Frauen (1646 immatrikulierte). Die Anzahl der Lehrkräfte betrug 860, darunter 359 Ordinarien und 154 Extraordinarien. Die größte Frequenz weist Bern mit 1626 Immatrikulierten, die kleinste Neuchâtel mit 186 Studierenden auf.

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 27
2. Juli 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Paulus.

Seine Welt und seine Persönlichkeit.

Von Adolf Deißmann, Professor an der Universität Berlin.

I.

Die Welt des Paulus.

Wenn man von Smyrna mit dem russischen Pilger-Dampfer an der Westseite Kleinasiens südwärts fährt, so erreicht man, an der Küste von Ephesos und den kahlen Felsen von Samos vorbeisteuernd und durch die Inselwelt der Sporaden eilend, nach 24 Stunden Rhodos. Und wenn man dann den Kurs nach Osten nimmt, so kann man nach knapp 36 Stunden Fahrt längs der kleinasiatischen Südküste auf der Reede der kilikischen Hafenstadt Mersina vor Anker gehen.

Ein unvergeßlich großartiges Landschaftsbild breitet sich da vor uns aus, während vom Hafen her die Boote zum Ausschiffen heranrudern. Der Lichtglanz der anatolischen Morgensonne zittert über den Wellen und gleißt auf den aus dem Wasser hochgehenden Rudern der buntgekleideten türkischen Bootsleute. In grellem Weiß grüßen die fernen Häuser von Mersina, und wir sehen die Kuppeln und Minarets der Gotteshäuser, während die Flaggen der europäischen Konsulate und der türkischen Behörden luftig im Winde flattern. Am östlichen Ende der Stadt steigen weiße Dampfwolken auf, und der Pfiff der Lokomotive kommt über die Wellen zu uns. Mersina ist der Ausgangspunkt des jetzt im Besitze der Anatolischen Bahn befindlichen Schienenwegs, der durch die weite und fruchtbare kilikische Ebene nach Adana führt.

Und diese kilikische Ebene dehnt sich dann hinter der Stadt grün und üppig in die Weite und Tiefe, da und dort von sanften, ruinengekrönten Hügelwellen belebt, bis ihr endlich durch die massigen Vorberge des trotzig zum Himmel ragenden und den Horizont phantastisch zersägenden Taurus-Gebirges Einhalt geboten wird. Die Konturen dieser gewaltigen Bergkette sind so wildbewegt, daß wir uns nicht leicht zurechtfinden und, während das Auge auf dem sonnigen Schnee der Firnen ausruht, bloß ahnend von der Aeonenarbeit der Elemente und den Katastrophen der Urzeit träumen, die diese Landschaft geschaffen haben, ehe Menschenhände den Acker pflügten oder den Webstuhl bedienten, und ehe Menschenkniee sich beugten vor den Mächten der oberen Welt. Fern im Osten stößt, vom Mittag kommend, der Kamm des syrischen Amanusgebirges mit dem Taurus zusammen, und es ist ein seltsam ergreifendes Erlebnis, wenn man vom Schiff aus am Abend nach Sonnenuntergang die Amanuskette und die Schneespitzen des Taurus in wundervollem Alpen-

glühen über Ebene und Meer herüberwinken sieht, während ein arabischer Sänger einer sich einschiffenden Gesellschaft junger Leute seine leidenschaftlichen Abschiedsweisen singt.

Betritt man, vom Innern Kleinasiens und von der Westküste kommend, den Boden der kilikischen Ebene im März, so überspringt man im Fortschritt der Frühlingstage einige Wochen. Die Feigenbäume, die bei Ephesus und im Mäandertal ihre ersten hellgrünen Spitzen hervortrieben, haben hier schon große, köstlich in der Sonne leuchtende Blätter; der Asphodelos, der in der Ebene von Troia und auf den Trümmerhalden von Ephesus noch im April üppig blüht, ist auf den Feldern der bei Mersina am Meer liegenden Ruinenstadt Soli-Pompeiopolis bereits im Verblühen, und die Anemonen, die uns im Mäandertal und bei Ephesus in ihrer ersten Farbenpracht entzückten, blühen in der kilikischen Ebene schon im Januar. Auch die kleinasiatische Pappel, die mit ihrem schlanken silberigen Stamm im schwesterlichen Wettbewerb mit den Minarets das Wahrzeichen Anatoliens in Stadt und Dorf bildet, ist hier weiter vor, viel weiter als in Konia oder in Angora, und tiefrot erglüht an den grauen antiken Säulen von Pompeiopolis das blühende Gewucher des Judasstrauches. Schnee fällt in der Ebene fast nie, und den ganzen Winter hindurch spendet der Garten dem Haushalt seine grünen Gewächse.

In reichster Üppigkeit tragen später die Getreidefelder und die Baumwollkulturen schwere Ernten, aber unsägliche Schwüle lastet dann auch über den Fluren, und das Fieber wütet landauf, landab. Als wir im März 1909, nach längerer Wanderung auf den Missionswegen des Paulus im inneren Kleinasien und an der Westküste, mit der Adanabahn durch die prachtvollen Weizendistrikte der Ebene fuhren, der Paulusstadt Tarsus zu, da ahnten wir nicht, daß Millionen von Körnern aus diesen Ähren nicht auf die Tenne kommen sollten; wenige Wochen nachher brach in dieser schwülen kilikischen Ebene ein Fieber aus, das schlimmer als die ärgste Malaria die Menschen dezimiert hat, der religiöse und nationale Fanatismus aufgestachelter türkischer Mordgesellen, deren Wüten tausende von armenischen Christen zum Opfer fielen. Und während der reißende Kydnos die Leiber der Gemordeten zu Hunderten dem Meere zutrug und die kilikische Erde täglich aufs neue das Blut christlicher Märtyrer trank, verdarb draußen auf den Feldern die Frucht auf dem Halm oder wurde zerstampft und verbrannt von der blinden Wut der Verfolger.

Uns boten sich damals friedlichere Bilder dar, und es kam uns nicht zum Bewußtsein, daß die schwüle, brütende Glut dieser Ebene seit Jahrtausenden in den Gemütern Leidenschaften ansammelt, die sich, wenn der Funke kommt, entladen in Sengen und Brennen, in »Drohung und Totschlag« (Apostelgesch. 9,1).

Unsere Gedanken wurden damals in der weiten Ebene eigenartig bewegt durch ein ganz seltenes Schauspiel. Vom Meere her kamen hoch in den Lüften in ungeheuren Geschwadern die vom afrikanischen Süden dem Norden zustrebenden Störche von Kleinasien und Europa heran. Durch das Niltal und das Jordantal waren sie über das syrische Antiochien gekommen (wir beobachteten in den nächsten Tagen bei Antiochien und am Paß von Beilan einen Teil des Flugweges der nachfolgenden Geschwader); sie hatten dann wohl die Bucht von Alexandrette überflogen und rüsteten sich nun zum Flug über den Taurus, die einen Heerhaufen auf den weiten feuchten Feldern sich verproviantierend, die anderen in der Höhe prachtvoll manövrierend, wieder andere Legionen bereits in sicherem und ruhigem Kurs auf die Taurus-Pässe hinbrausend. Wer hat den Tieren diese Straße gezeigt, die die Straße der Großkönige des Ostens ist und die Straße Alexanders und der Cäsaren, die Straße der Kreuzfahrer und der mohammedanischen Heere? Hat sich die Straße der Menschen der uralten Bahn der Zugvögel angepaßt? Hörten wir nicht aus dem Rauschen der Fittige über der einsamen kilikischen Ebene den ewigen Rhythmus des Wanderns? Und fanden wir nachmals nicht da, wo das Pflaster einer alten Römerstraße sich durch ein antiochenisches Weizenfeld neben der modernen Straße herzieht, die Fußspuren eines kilikischen Weltwanderers, der vor Zeiten vom syrischen Süden nach dem Norden über den Taurus und vom kleinasiatischen Osten nach dem europäischen Westen gezogen ist über Meer und Land?

In Tarsus selbst hat man den Eindruck, daß die kilikische Ebene eine klassische Stätte uralten Weltverkehrs ist, noch viel deutlicher. Zwar von dem alten Tarsus ist über der Erde wenig erhalten, aber wenn die

Eingeborenen etwa an der alten Stadtmauer beim »Paulustor« nach antiken Werkſteinen graben, so finden sie Terrakotten und Münzen aus der Zeit des Paulus; und vor allem: die verkehrsgeographische Situation iſt unverfälscht dieselbe, wie im Zeitalter der Religionswende. Wie noch heute in der kilikischen Ebene die beiden Kulturen des Islam zusammentreffen, die türkische und die arabische, so war das Land auch vormals die Schwelle zweier Kulturen und die Brücke zweier Welten. Von dem höchſten Punkte der modernen Stadt aus, vielleicht dem Burghügel des alten Tarsus, überblickt man nach allen Seiten die Riesenebene, und, nach Süden sich wendend, hat man zur Linken hinter den blauen Höhen des Amanus und den letzten im flimmernden Duft verſteckten Ausläufern der andern syrischen Kämme die Welt des Semitismus; im Rücken und zur Rechten zieht sich die von Tarsus aus noch najeſtätischere unendliche Kette des Taurus nit dem welthiſtorischen Paß der kilikischen Tore, und dahinter liegt die Welt der ıellenistisch-römischen Kultur. Was von ›yrien kommt und vom Jordan und nach Ephesus soll und nach Korinth, das wird lurch diese Tore hindurchmüssen, wenn es ıicht auf den Wogen des Mittelmeeres hinübergleitet an die weſtlichen Geſtade: durch iese Tore wanderten die Schwertklingen von Damaskus und der Balsam von Jericho, urch diese Tore iſt der Logos gewandert, Iensch geworden in Galiläa und dann rieder Geiſt geworden für die ganze Welt.

Zwei junge Anatolier, die ihre Ausildung in dem trefflichen amerikanischen t. Paul's College in Tarsus erhalten hatten, aren unsere Führer in ihrer Heimatſtadt; s wir dort in einer kleinen Herberge mit ınen beim Mahle saßen, wollte der eine mir ne Artigkeit sagen, rühmte unsere Philo›phie und sprach voll Stolz über sein ʼissen: »Ihr habt Kant!« Ich antwortete m, nicht in konventioneller Phrase, son:rn ganz erfüllt von der Geſtalt, die in der ısamen kilikischen Ebene und auf dem ırgberg von Tarsus angesichts der syrischen ıd kilikischen Pässe lebendig geworden ır: »Ihr habt Paulus!«

Und gewiß, es iſt so: daß Tarsus seinen ulus hat, und daß Paulus aus Tarsus kam, keine Zufälligkeit. Der Weltapoſtel kommt s einer klassischen Stätte des Weltverkehrs, und seine Heimat selbſt iſt ihm von Kind auf ein Mikrokosmos gewesen, in dem die Kräfte des großen antiken Kosmos der Mittelmeerwelt alle vorhanden waren.

Die Mittelmeerwelt, die Welt des Paulus! Wer sie verſtehen will, diese Welt, die Paulus selbſt einmal durch Jerusalem im Oſten, durch Illyricum, Rom und Spanien im Weſten begrenzt (Röm. 15, 19—24), und in deren Norden der Skythe (Kol. 3, 11) wohnt, darf zunächſt nicht von dem Vorurteil ausgehen, als falle sie in zwei Hälften auseinander, eine semitische hier, eine griechisch-römische dort. Man hat vielmehr von der Tatsache der relativ großen Einheitlichkeit mindeſtens der Küſtenkultur dieser Welt auszugehen. Paulus kennt zwar auch ein gut Teil des inneren Kleinasiens, und die im zweiten Korintherbrief gegebene Aufzählung seiner Mühseligkeiten auf den Reisen in Kälte und in Gefahren durch Flüsse und Räuber (2. Kor. 11, 26 f.) spiegelt wohl in der Hauptsache innerkleinasiatische Erlebnisse wieder. Speziell der Kontrast des Klimas iſt dort in den verschiedenen Höhenlagen oft ein jäher; an einem Märztage 1909 hatten wir gegen Abend auf der Höhe eines phrygischen Passes einen heftigen Schneeſturm, und am nächſten Mittag bereits fuhren wir an rosa blühenden Pfirsichgärten vorbei, ähnlich wie auf der Fahrt von Göschenen durch den Gotthard nach Airolo der Übergang vom Winter in den lachenden Frühling innerhalb einer halben Stunde erlebt wird. Auch die Gefahren durch Räuber und tückische Flüsse weisen wohl mehr auf das innere Kleinasien hin.

Aber in der Hauptsache iſt die Welt des Paulus die Küſtenwelt von Kilikien, Syrien, Paläſtina, Kleinasien, Makedonien, Achaia und des weiteren Weſtens gewesen. Wer sich, ohne Geograph von Fach zu sein, diese Welt des Paulus mit einer einzigen plaſtischen Formel charakterisieren will, mag sie nennen die Welt des Ölbaums, und er würde mit dieser Formel auch innerhalb der uns bekannten Beobachtungen des Paulus selbſt bleiben, der im Römerbrief freilich mit ganz anderer Pointe die Heidenwelt mit einem wilden Ölbaum vergleicht (Röm. 11, 17).

Die Welt des Paulus die Welt des Ölbaums! Wer heute aus unserem germanischen Norden südwärts fährt, der bleibt zunächſt lange in seiner eigenen Welt; der Aufdruck der Billette wechselt ein wenig, die Zeitungen

an den Bahnhöfen werden andere, die nord- deutschen und süddeutschen Schaffner lösen einander ab, aber man merkt keine Kultur- grenze. Man fährt schlafend in die Schweiz ein oder nach Frankreich, und man weiß am Morgen nicht sogleich, ob man noch in Baden oder im Elsaß ist oder schon über der Grenze. Dann aber kommt ein Moment, der uns aus dem Norden in den Süden ver- setzt wie mit einem einzigen Ruck. Das ist der Augenblick, wenn man, Genua zueilend, etwa am Luganersee oder, Marseille zueilend, im Rhônetal südlich von Valence und nörd- lich von Avignon, den ersten Ölbaum sieht. Manch einer, der zu Hause als Knabe sich um Ostern Weidenpfeifen geschnitten hat, hat diesen ersten Ölbaum aus der Ferne ver- kannt und ihn für einen alten Weidenbaum gehalten, durch die Ähnlichkeit des Stammes und des Blätterwerks getäuscht. Andere sehen gern in dem mit goldenen Äpfeln be- ladenen Orangenbaum den typischen Baum des Südens und Ostens. Aber für die antike Zeit trifft das nicht zu; der Orangenbaum ist relativ später Import. Vielmehr jener erste Ölbaum von Lugano oder Avignon mit sei- nem knorrigen Wuchs und seinem düsteren Ernst ist der Süden und ist die Levante. Von dieses Baumes Voreltern träufelte der Segen auf die Völker: ein ungeheures Stück mensch- heitlicher Kultur steht, mit dem Ölzweig bekränzt, vor dem Auge der Geschichte. Der Baum Homers, der Baum des Sophokles, ist der Ölbaum als das lebendige Symbol der Einheit der Mittelmeerküstenwelt der Baum auch der Bibel Alten und Neuen Testaments, und in den Namen »Ölberg« und »Gethsemane« (das heißt »Ölkelter«) wie auch in dem Titel und Namen »Messias«, »Christus« (»der Gesalbte«) wirkt der Ölbaum hinein in die tiefsten Werte und hehrsten Worte unserer heiligen Überlieferung. Ohne Olivenproviant wäre übrigens auch die Welt- wanderung des Paulus nicht denkbar; ins- besondere auf seinen Schiffahrten wird die Frucht des Ölbaums dieselbe Rolle gespielt haben, die sie noch heute auf den levanti- nischen Dampfern und Seglern namentlich für die Matrosen und Deckpassagiere hat. Eine Hand voll Oliven, ein Stück Brot, ein Schluck Wasser — mehr bedarf der Levantiner nicht.

Die Welt des Paulus die Welt des Öl- baums! Es gibt eine Karte der Verbreitung des Ölbaums in der Mittelmeerwelt von dem Marburger Geographen Theobald Fischer; diese Karte deckt sich, wenn man von Tunis, Algier und Marokko absieht, fast genau mit der Karte der paulinischen Mission; frappant besonders ist das fast völlige Fehlen des Öl- baums in Ägypten, wo ja auch in ältester Zeit christliche Spuren ganz fehlen. Es kann natürlich zufällig sein, aber es ist doch sehr merkwürdig, daß alle wichtigen Namen aus der Geschichte des Paulus in der Ölbaum- zone liegen: Tarsus, Jerusalem, Damaskus, Antiochien, Cypern, Ephesus, Thessalonike, Athen, Korinth, Illyrikum, Rom, Spanien.

Relativ einheitlich ist diese Welt des Paulus zunächst in ihren klimatischen und sonstigen äußeren Kulturbedingungen; die von uns berührten Kontraste zwischen Kilikien und Ephesus oder zwischen Antiochien und Korinth fallen nicht allzusehr ins Gewicht. In dieser ganzen großen Kulturwelt waren die Lebensmöglichkeiten besonders für den kleinen Mann wohl sehr ähnliche, in Essen und Trinken, in Kleidung und Wohnung und Arbeit.

Und politisch war ja dieser und der noch weiteren gesamten antiken Welt durch das Imperium Romanum ein einheitlicher Stempel aufgeprägt. Die ungeheure Wichtigkeit dieser politischen Welteinheit für die kommende Weltreligion ist längst erkannt worden, und wenn man in Angora, der Hauptstadt des alten Galatien, die Paulus wahrscheinlich doch berührt hat, vor den Wänden des Augustus- tempels steht und den auf ihnen erhaltenen lateinischen und griechischen Text des vom Kaiser Augustus selbst verfaßten Überblicks über seine Regierungstaten liest, so hat man an einer etwas entlegenen Stelle der pauli- nischen Welt ein klassisches, vielleicht auch von Paulus dereinst gelesenes Selbstzeugnis jener politischen Welteinheit.

Obwohl in zwei Sprachen verfaßt, läßt dieses Monumentum Ancyranum doch nicht den Schluß zu, daß die lateinische Sprache damals eben so sehr Weltsprache gewesen sei, wie die griechische. In der Welt des Paulus jedenfalls und speziell bei den Groß- stadtmenschen, an die er sich in dieser Welt gewandt hat, war, wie am deutlichsten sein griechisch geschriebener Brief an die Christen von Rom zeigt, das Griechische die Welt- sprache. Bis tief in Syrien und Palästina hinein war das Griechische vorgedrungen;

namentlich die großen Städte, das eigentlichſte Arbeitsfeld des Paulus, ſtehen unter ſtarkem helleniſtiſchen Einfluſſe, ſprachlich und allgemein kulturell. War auch in Paläſtina die lebendige Landesſprache das auch von Paulus beherrſchte Aramäiſche, ſo ſetzte mit Antiochien der Hellenismus um ſo ſtärker ein, und die größte Schwierigkeit, die ſonſt der Miſſionar hat, die Eroberung der Sprache und damit der Pſyche des Heiden, war für Paulus in ſeiner Welt kaum vorhanden. Wie er den Juden ein Jude war von Kind auf, ſo war er auch dem Helleniſten ein Helleniſt (1. Kor. 9, 20 f.), weil er Sprache und Seele des Hellenismus mit der Luft von Tarſus eingeatmet hatte.

Einheitlich iſt die Welt des Paulus ſchließlich auch durch einen breiten Unterſtrom gemeinſamer volkstümlicher Überzeugungen und Ausdrucksformen der Religion. Das neue geozentriſche Welt⸗ und Himmelsbild iſt allen gemeinſam, im Oſten und Weſten. Jeder kennt ein Oben und ein Unten, das Hinab des Göttlichen vom Himmel zur Erde und das Hinauf des Menſchlichen von der Erde zum Himmel. Durch dieſe ganze Welt des Paulus gehen die Jahrtauſende alten Überlieferungen von ſichtbaren Epiphanien der Gottheit, von Trug und Bosheit der Dämonen, von menſchgewordener Gotteskraft, welche die Mächte der Finſternis bezwingt. Und in dieſer ganzen Welt des Paulus ſehen wir ein gewaltiges Wandern von Pilgern, die an den großen Heiligtümern ihre Sünden abwaſchen und ihrer Not ledig werden wollen. Der aus der Diaſpora des Weſtens nach Jeruſalem reiſende Jude trifft ſich mit dem Epheſuspilger und dem zum Asklepios von Epidauros ſtrebenden Kranken vielleicht auf demſelben Schiff, und jeder preiſt die Wunder ſeines Gottes in gläubiger Inbrunſt.

So iſt die Küſtenwelt des Paulus, wie ſie von der gleichen Woge beſpült und von der gleichen Sonne geſegnet wird, auch von innen heraus nicht ein Chaos künſtlich zuſammengezwängter Fremdkörper, ſondern ein Organismus von relativ großer Geſchloſſenheit.

Daß man dieſe Geſchloſſenheit der Mittelmeerkultur ſo oft verkannt hat, hat ſeinen Grund in einem ähnlichen Doktrinarismus, wie wir ihn ſpeziell in der Paulusforſchung nicht ſelten beobachten können. Man hat die Kultur der Welt des Paulus viel zu ſehr identifiziert mit ihrer Buchkultur, mit ihrer literariſchen Kultur. Und gewiß: wenn man die griechiſch⸗römiſche Literatur des erſten Jahrhunderts der Kaiſerzeit neben die älteſten Aufzeichnungen der jüdiſch⸗rabbiniſchen Wiſſenſchaft aus der Zeit des Paulus legt, ſo empfindet man einen ſtarken Kontraſt, einen Kontraſt nicht bloß der literariſchen Produktionsmethoden, ſondern hauptſächlich auch der ſeeliſchen Stimmung. Legt heute den Vortrag eines islamiſchen Lehrers in einer Moſchee von Damaskus neben das Kollegheft eines modernen italieniſchen Hiſtorikers, und ihr habt auch hier zwei Welten, die auseinander klaffen. Aber vergleicht dann einen Handwerksmann oder Straßenhändler aus Damaskus mit ſeinem Berufsgenoſſen aus Neapel, und ihr habt Menſchen von weſentlich derſelben ſeeliſchen Struktur vor euch.

Die Altertumsforſchung hat lange Zeit den Fehler gemacht, daß ſie den Begriff der antiken Welt aus der antiken Literatur ableitete. Aber die Literatur iſt nur ein Teil der antiken Welt, und ſie ſpiegelt, ſelbſt nur fragmentariſch erhalten, blos Fragmente der Kultur der antiken Oberſchichten.

So iſt denn auch das Bild der Welt des Paulus früher faſt ausſchließlich aufgrund der literariſchen Quellen gezeichnet worden, und es iſt im ganzen ein recht düſterer Hintergrund geworden, auf dem ſich dann die Lichterſcheinung des jungen Chriſtentums um ſo leuchtender abhob. In eine verkommene, ſittlich verfaulte und religiös bankerotte Welt ſei das Evangelium eingetreten, das haben viele, unbewußt auch beeinflußt von den polemiſchen Superlativen der Kirchenväter, gelernt und gelehrt, weil ſie die in der Literatur ſich laut vordrängenden Stimmen der Verneinung, des Zweifels, des Spottes, des zügelloſen Lebensgenuſſes allein vernommen haben. Da die anderen Stimmen ſchwiegen, hat man wohl gemeint, ſie ſeien niemals erklungen. Und Paulus ſelbſt ſchien die düſteren Farben für das Nachtbild ſeiner Welt beſonders reichlich zu ſpenden, wenn er im Römerbrief und ſonſt*) die Verkommenheit ſeiner Umgebung mit dem ganzen Pathos des Bußpredigers ſchildert.

Aber man hat dabei die einfache Wahrheit vergeſſen, daß ſich weder die Einzelerſcheinung, noch ein Kulturkomplex durch eine einzige Formel beſchreiben läßt. Die

*) Vgl. Röm. 1,24 ff. und die häufigen ſonſtigen Laſtertafeln.

Welt des Paulus hat ihre tiefen Schatten, das ist ganz selbstverständlich; aber sie hat auch ihr reiches Licht, das sollte ebenso selbstverständlich sein. In demselben Römerbrief, der jenes Nachtbild großstädtischen Trieblebens zeichnet, ist das ungeheure Wort formuliert von dem ungeschriebenen Gesetz, das im Gewissen des Heiden lebendig sei (Römer 2, 14 f.).

Und nun haben wir, besonders durch die großen archäologischen Entdeckungen des 19. Jahrhunderts, Teile der Welt des Paulus wiedergefunden, die uns gestatten, neben den Schatten auch das Licht zu setzen. Es sind nicht bloß durch die Ausgrabungen in Kleinasien und Griechenland gewaltige Reste der Großstädte aus der Welt des Paulus wieder zu Tage gekommen, imposant besonders das durch britische und österreichische Arbeit enthüllte Ephesus und die durch deutsche Arbeit wiedergewonnenen Städte Pergamon und Milet nebst dem großen Kultort von Didyma, sondern es sind in unliterarischen Texten auf Stein, Papyrus und Tonscherben,*) die zu vielen Tausenden unsere Museen zieren, auch die scheinbar für immer verstummten Stimmen der unliterarischen Menschen aus der Welt des Paulus wieder hörbar geworden; in Briefen, Testamenten, Heirats- und Scheidungsurkunden, Rechnungen und Quittungen, Gerichtsprotokollen, Weihungen, Grabschriften und Sündenbekenntnissen stehen diese Menschen vor uns, lachend und scheltend, liebevoll und kleinlich, geizig und gütig.

Darin scheint mir die Hauptbedeutung dieser neuen Funde zu liegen, daß sie uns neben hochwichtigem Quellenmaterial für Sprachforschung, Rechts- und Kulturgeschichte vor allem lebendige Menschen zeigen, in größter Naturtreue, weil völlig ohne literarische Pose und ganz im Werktagskittel ihrer Arbeit. Daß die als menschliche Dokumente interessantesten Blätter aus Ägypten stammen, hängt mit dem Klima dieses wunderbaren Landes zusammen. In Asien könnten Papyrusblätter nicht in der Erde liegen durch zwei Jahrtausende hindurch; in Ägypten ist das möglich gewesen. Aber wir haben gewiß ein Recht, die psychischen und sonstigen Tatsachen, die sich aus jenen menschlichen Dokumenten des hellenistisch-römischen Ägypten ergeben, zum großen Teil als typisch für die Welt des Paulus zu betrachten.

*) Für diese Texte kann auf des Vortragenden Buch »Licht vom Osten«, 2./3. Auflage, Tübingen 1909, verwiesen werden.

Die Erforschung dieser unliterarischen Texte auf ihren seelischen Gehalt steht noch in den Anfängen; aber schon jetzt kann gesagt werden, daß das herkömmliche Bild jener sittlich und religiös verkommenen antiken Welt sich gerade durch diese Texte als ein Zerrbild erweisen läßt.

Zwar auch sie geben Beiträge zu den düsteren Seiten der Welt des Paulus. Aber reicher sind im ganzen doch die hellen Farben, die sie uns bieten. Das Familienleben in den mittleren und unteren Schichten erscheint hier in durchaus keinem nur ungünstigen Lichte; ganz besonders aber zeigt sich eine starke religiöse Ergriffenheit und Aufgeschlossenheit dieser Menschen, und hier sind namentlich auch die vielen religiösen Inschriften überaus lehrreich. Religiös bankerott war die Welt des Paulus keinesfalls; auch die bekannte Göttermischung und Götterwanderung vom Osten nach dem Westen und vom Westen nach dem Osten ist ein Symptom starker religiöser Erregung. In der Areopagrede des Paulus in Athen wird den Athenern das Zeugnis ausgestellt, daß sie sehr fromm seien (Apostelgeschichte 17, 22); man darf dieses Urteil ruhig verallgemeinern auf die Welt des Paulus überhaupt, und man darf auch vom religionsgeschichtlichen Standpunkt aus sich das geniale Wort der Intuition des Paulus aneignen, wenn er im Galaterbriefe davon spricht, daß das Zeitalter der Sendung Jesu Christi das Zeitalter des Pleroma sei (Galater 4, 4), des gottgewollten normalen Termins für das Kommen des Heils. Wie wichtig innerhalb des religiösen Gesamtbildes der Welt des Paulus speziell das hellenistische Judentum der Diaspora war, braucht nur angedeutet zu werden.

Die Welt des Paulus kann nach allem, was gesagt ist, heute mit einem reicheren Arbeitsmaterial rekonstruiert werden, als es unseren wissenschaftlichen Vorfahren möglich war, die wesentlich mit literarischem Material gearbeitet haben. Und es kann jetzt auch nach demjenigen Stück Welt, aus dem Paulus selbst herausgewachsen ist, wenigstens gefragt werden, ich meine die soziale Schicht des Paulus.

Die ältere Paulinismusforschung mit ihrem einseitigen Interesse an den blutlosen und

zeitlosen Präparaten von Paragraphen der »Lehre« des Paulus hat sich um das Problem der sozialen Schicht des Paulus nicht bekümmert. Erst die Beschäftigung der jüngeren Generation mit dem Riesengespenst der heutigen sozialen Frage hat auch das historische Interesse für die sozialen Dinge der Vergangenheit geweckt und allmählich vertieft. Und mit vielen glaube ich, daß das Problem der sozialen Schicht des Paulus eine bedeutsame Spezialfrage des Themas »Die Welt des Paulus« enthält.

Wenn man einen Menschen verstehen will, so ist es von großer Wichtigkeit, die soziale Schicht zu kennen, aus der er stammt, oder zu der er sich gestellt hat. Nicht, als wäre der Mensch einfach ein Produkt seiner Umgebung, das mechanisch ausgerechnet werden könnte. Das Genie und der Schwätzer können ihre Heimat haben im Palast so gut wie in der Hütte. Das eigentlich Individuelle des Menschen, und ganz besonders des großen Menschen ist ein Mysterium, das sich nicht entschleiert, auch wenn wir das Milieu des Menschen ganz genau kennen.

Aber gerade wenn wir den letzten Gehalt eines Menschen durch die Erforschung seiner Umwelt nicht analysieren zu können glauben, sind wir in der Lage, unbefangen das zu würdigen, was die Milieu-Forschung tatsächlich zu leisten vermag. Kann sie uns auch nicht in das Herz eines Menschen blicken lassen, so kann sie uns doch die Linien und Schwielen seiner Hand deuten und diesen oder jenen interessanten Zug seines Antlitzes verstehen lehren. Wir möchten wahrhaftig die Kunde nicht missen, daß Jesus aus einem Handwerkerhause in ländlicher Umgebung kommt, und daß Luther der Sohn eines Bergmanns und der Enkel eines Bauern gewesen ist. So wollen wir auch den Spuren nachgehen, die auf die soziale Schicht des Paulus hinweisen.

Sicher scheint mir da zu sein, daß Paulus von Tarsus, obwohl seine Vaterstadt ein Sitz hoher griechischer Bildung war, nicht aus der literarischen Oberschicht, sondern aus den handarbeitenden unliterarischen Schichten gekommen und auch bei ihnen geblieben ist. Die unscheinbare Notiz der Apostelgeschichte (Apostelgesch. 18, 3), Paulus sei Zeltmacher gewesen und habe in Korinth als solcher gearbeitet, hat hier eine überaus große Bedeutung. Man muß sich freilich den Zeltmacher Paulus nicht als einen bücherschreibenden Gelehrten vorstellen, der sich zur Erholung von der Kopfarbeit eine Stunde oder zwei als Amateur an den Webstuhl gestellt habe; man muß ihn auch nicht, als sei der Handwerker-Missionar eine Schande für das vornehm gewordene Christentum, mit dem Titel eines »Zeltfabrikanten« verunzieren. Er war vielmehr ein einfacher Mann, der in dem Handwerk die wirtschaftliche Grundlage seiner Existenz hatte. Mehrere mit Stolz ausgesprochene Bekenntnisse der Paulusbriefe zeigen, daß Paulus als Missionar seinen ganzen Lebensunterhalt durch seiner Hände Arbeit verdient hat (1 Thess. 2, 9, 2 Thess. 3, 8, 1 Kor. 4, 12 und das ganze Kap. 1 Kor. 9). Derb werden von dem »Tag und Nacht« arbeitenden (1 Thess. 2, 9, 2 Thess. 3, 8) Manne die frommen Faulenzer von Thessalonike angefahren (2 Thess. 3, 10f.); die große Bedeutung, die der Lohngedanke bei Paulus hat, wird bei der Erkenntnis, daß einem um Lohn Arbeitenden dieser volkstümliche Bilderkreis besonders nahe liegt, verständlicher, und auch das Bild von dem »nicht mit Händen gemachten« Zelt (2 Kor. 5, 1), das wir dereinst von Gott erhalten, ist im Munde eines Zeltmachers doppelt ergreifend. Auch die »große« Handschrift (Gal. 6, 11) des Apostels erklärt sich wohl am besten als die schwerfällige, ungelenke Schrift einer verschafften Arbeiterhand, und von hier aus fällt auch Licht auf die Tatsache, daß Paulus seine Briefe am liebsten diktiert hat: das Schreiben war ihm wohl nicht besonders bequem, und vielleicht hat er manche seiner Briefzeilen bei der Arbeit selbst diktiert.

Im heutigen Orient lebt das antike Handwerk in vielen seiner charakteristischen Erscheinungen gewiß noch fort. Die Beobachtungen, die man da namentlich im Inneren Anatoliens und Syriens machen kann, sind höchst lehrreich. Wenn man in einem Seitengange des Bazars von Damaskus einen Färber mit seinen nackten blauen Armen in die Farbengruben hineinlangen sieht, erinnert man sich, daß man genau dieselbe Färberbude irgendwo schon einmal gesehen hat; jawohl, in Pompeji, wo vor fast zweitausend Jahren die Zunftgenossen dieses Färbers an denselben Gruben standen und mit denselben blauen Armen dasselbe Wollgarn aus der Brühe heraufzogen. Und so mag uns der alte

Weber, den wir in Tarsus in der Nähe des »Paulustors« an seinem ärmlichen primitiven Webstuhl ein grobes Zeug machen sahen, wenigstens die Ahnung vermitteln, wie es in einer antiken Weberwerkstatt ausgesehen hat. Lange wird freilich der schwermütige Takt dieses antiken Webstuhls vielleicht nicht mehr in Kilikien zu hören sein: in der großen modernen Baumwollspinnerei von Tarsus surren die englischen Maschinen längst von einem anderen technischen Zeitalter.

Es wäre nun aber doch verfehlt, den handarbeitenden Paulus in dem bei uns üblichen Sinne des Wortes einen »Proletarier« zu nennen. Schon die Tatsache, daß er als römischer Bürger geboren war (Apostelgesch. 22, 28), weist darauf hin, daß seine Familie nicht in ganz kleinen Verhältnissen gelebt haben wird. Auch als Freigeborener steht er sozial über den vielen Sklaven seiner Gemeinden. Und wir haben eine Möglichkeit, uns an diesem Punkte noch besser zu orientieren, in der Sprache des Apostels.

Eine genaue Prüfung des Wortschatzes der paulinischen Briefe hat gezeigt, daß Paulus kein literarisches Griechisch schreibt; und diese Beobachtung ist eine Bestätigung unserer These, daß seine Heimat und sein historischer Standort unterhalb der literarischen Oberschicht liegen. Aber bei aller starken Volkstümlichkeit des Wortschatzes und bei deutlichem Vorherrschen des Tones der Umgangssprache ist sein Griechisch nicht eigentlich vulgär in der Art, die auf vielen gleichzeitigen Papyri zu Wort kommt. Auf Grund der Sprache ist Paulus vielmehr einer gehobenen Schicht zuzuweisen. Es ist ja gewiß überhaupt unendlich schwierig, das Problem der antiken Schichtung zu beantworten; auch bei unserem Versuch, die soziale Schicht des Paulus zu gewinnen, sind wir uns bewußt, nur tastend vorwärts zu kommen. Aber wer überhaupt das Problem anerkennt, wird wenigstens darin eine relativ sichere Linie erkennen, daß Paulus unterhalb der literarischen Oberschicht und oberhalb der rein proletarischen untersten Schichten gestellt wird.

Wenn man dann schließlich fragt, nach welcher Seite der so in der Mitte stehende Apostel mehr inkliniert, so muß die Antwort lauten: er gehört seiner ganzen Struktur nach, seinen Sympathien und Lebensbedingungen nach viel mehr zu den mittleren und unteren Schichten, als zur Oberschicht. Er ist kein Emporkömmling. Als Missionar vorwiegend in der unliterarischen Masse der Großstädte wirkend, ist Paulus aber auch nicht gönnerhaft herabgestiegen in eine ihm fremde Welt, sondern er ist in seiner eigenen sozialen Welt geblieben.

Wir wollen die ermittelbaren Züge seiner Persönlichkeit noch in einem zweiten Kapitel »Der Mensch Paulus« betrachten; diese Betrachtung wird uns zeigen, daß Paulus, wesens- und blutsverwandt den unliterarischen Schichten seiner Welt, in dem Menschengewimmel der Kleinen nicht untergeht, sondern über die antike Masse als Führerpersönlichkeit weit emporragt.

(Schluß folgt.)

Die welthistorische Bedeutung des Arianismus.

Von Georg Kaufmann, Professor an der Universität Breslau.

Vor einiger Zeit hat Ulrich Stutz in dieser Wochenschrift unter dem Titel »Arianismus und Germanismus« in überaus lehrreicher Weise Probleme behandelt, die sich ihm aus der Beschäftigung mit der kurz vorher erschienenen Schrift des Heidelberger Kirchenhistorikers Hans von Schubert »Das älteste Germanische Christentum oder der sogenannte Arianismus der Germanen« aufgedrängt hatten. Stutz läßt dem Gedankenreichtum und der gewinnenden Darstellung Schubert volle Anerkennung widerfahren. Aber e widerlegt einmal seine Vermutung, daß da für die deutsche Kirche so bedeutsame Eiger kirchenwesen in den arianischen Lande kirchen ausgebildet und als Produkt de Arianismus anzusehen sei. Schon die ein Tatsache, meint er zutreffend, muß entscheide daß sich die Eigenkirche auch bei den Ange sachsen findet, die nie Arianer gewesen sin

und das Christentum von römischen Boten empfangen haben.

Mit gleichem Recht wendet Stutz sich dann gegen Schuberts Annahme, Chlodwig sei zwar zum katholischen Glauben übergetreten, habe aber die Kirchenverfassung der arianischen Staaten angenommen. Diese Frage ist für die Anfänge der deutschen Geschichte im Mittelalter von der allergrößten Bedeutung. Es ist deshalb dringend nötig, ihr weiter nachzugehen und sie noch unter anderen Gesichtspunkten, als dies bei Schubert geschehen ist, zu beleuchten. Ich tue das im Folgenden, indem ich sie zugleich mit der allgemeinen Frage nach der historischen Bedeutung des Arianismus verbinde.

Wir wissen von der Kirchenverfassung des Arianismus in den germanischen Staaten ıerzlich wenig. Schubert glaubt durch folgende Erwägungen weiter zu kommen. »Trat chon«, sagt er S. 25, »im römischen Reich eim Übertritt Constantins die doch schon o gefestete Kirche in die Stelle der alten taatssacra, und half eben diese Analogie ur Überführung der alten in die neuen Zustände, wieviel leichter mußte der arianische plitter der großen Kirche im Germanenstaat die Stelle einrücken, die der alte Kultus m dort anwies! Im Reiche war die Folge, aß die Kirche in ein Dienstverhältnis zum taat oder vielmehr zu dem Kaisertum trat, as den Staat darstellt. Hier mußte in erhöhtem Maße ein Dienstverhältnis daraus erden: der arianische König wird der Herr iner Kirche.«

So überzeugend diese Ausführung klingt, hält sie doch der Prüfung nicht stand. ohl entbehrten die von der Weltkirche gesplitterten arianischen Landeskirchen in n Staaten der Vandalen usw. der Widerandskraft der römischen Kirche, aber der ruck dieser germanischen Staaten war auch cht so groß wie der Druck des Imperiums, d die Frische des germanischen Volksiftes, die in der Heeresverfassung, in der htenden und regierenden Volksgemeinde, der Bedeutung der Familie und der Sippe d in anderen Einrichtungen lebende Traion gab jedem arianischen Bischof dieser rchen, der eine Persönlichkeit war, Antrieb d Gelegenheit, das Recht der Kirche auch n Könige gegenüber zu verteidigen. Wenn ubert S. 25 weiter sagt: »Die vandalischen riarchen Cyrila und Jucundus in Karthago sind die Nachfolger der alten sacerdotes civitatis«, so ist das mehr kühn als sicher. Überdies aber ist auch nicht viel damit gesagt, denn von der Bedeutung der alten sacerdotes civitatis wissen wir auch nicht viel, etwa ebensowenig wie von der amtlichen Gewalt der Patriarchen Cyrila und Jucundus und von ihrer Selbständigkeit oder Abhängigkeit vom Könige.

Gerade die Sorgfalt des mit umfassender Kenntnis der Quellen und echtem Spürsinn ausgestatteten Verfassers bestätigt uns, wie gründlich die siegende Kirche die Zeugnisse vom Leben der arianischen Kirchen vernichtet hat. Trotzdem glaubt Schubert S. 29 behaupten zu können: »Indem er (Chlodwig) Katholik wurde in Dogma und Kultus, nahm er doch vom Arianismus mit entschlossener Hand für seine Kirche die Grundsätze der Verfassung auf.« »Er führte sein bisher an den heidnischen Staatskultus gewöhntes Volk direkt hinein in die christliche Staatskirche arianischen Vorbilds.« Gerade die Merkmale der arianischen Kirchenordnung, die Schubert zusammenstellt, — der Gebrauch der deutschen Sprache in Bibel, Liturgie und Predigt, sowie die Erlaubnis der Ehe für den Klerus, auch für den höheren — kehren in der fränkischen Kirche nicht wieder, und diese Institutionen sind doch von wesentlicher Bedeutung für die Kirchenverfassung, namentlich für den Anteil der Gemeinde und für die Stellung der Geistlichen, namentlich für die Kraft derselben und für die Bedingungen, unter denen sie ihre Selbständigkeit der staatlichen Gewalt gegenüber behaupten konnten.

Sodann aber und vor allem weise ich darauf hin, daß alles, was wir von Chlodwig wissen, einer so künstlichen Konstruktion seiner Politik, wie sie Schubert versucht, im Wege steht.

Wir kennen Chlodwig vorzugsweise aus den Erzählungen bei Gregor von Tours. Gregor schrieb fast drei Menschenalter nach Chlodwigs Tode und sah ihn schon im Bilde der Legende, auch den Vorgang seiner Taufe. Gewisse große Züge treten jedoch mit genügender Klarheit hervor, und dazu kommen noch einige andere Nachrichten. Wie man aber diese Überlieferung auch deuten mag: sicher scheint, daß Chlodwig vorwiegend aus politischer Berechnung Katholik geworden ist. In seinen Kämpfen mit den Goten und Burgunden wollte er

die Römer in diesen Landen für sich gewinnen. Wenn aber dem so ist, so läßt sich doch nicht vermuten, daß er gleichzeitig mit dem katholischen Dogma die arianische Kirchenverfassung angenommen habe, und am wenigsten dann, wenn diese arianische Kirchenverfassung, wie Schubert meint, die katholischen Bischöfe ihrer bisherigen Rechtsstellung beraubte und sie in größere Abhängigkeit von dem Könige gebracht haben würde.

Welch ein Geschrei hätte da ein Avitus von Vienne erhoben, und wie würde sich ein Remigius von Rheims widersetzt haben! Alles spricht dagegen, was ich von Chlodwig und seiner Zeit an festen Vorstellungen zu gewinnen vermag, und es sei mir gestattet, aus meiner Deutschen Geschichte bis auf Karl den Großen (II, 61) einige Sätze des Abschnittes zu wiederholen, in dem ich vor fast 30 Jahren die Bekehrung Chlodwigs schilderte. »Chlodowech ward Katholik. Der Arianismus hatte sich auch bei den Germanen überlebt. Bei den Burgundern bereitete sich schon die Zeit vor, da sie übertraten, und nach und nach sind denn auch die anderen Völker gefolgt. Chlodowechs Gemahlin war eine burgundische Prinzessin, aber sie gehörte zu den Burgundern, die bereits den Katholizismus angenommen hatten. Endlich trieb den Chlodowech dazu auch die Erwägung, daß die Römer in den Reichen der Burgunder und Gothen gegen die arianischen Könige beständig rebellierten. Chlodowech wollte diesen Streit vermeiden, und weiter dachte er bereits der kommenden Kämpfe mit diesen Reichen. Vor seiner kampfbegierigen Seele standen schon die Bilder neuer Schlachten und neuer Siege. Den Burgunder wollte er zu Boden treten und den Gothen: ganz Gallien sollte ihm gehorchen. Bei diesen Kämpfen mußte ihm der neue Gott helfen, das war selbstverständlich, das war sein eigener Vorteil. Und zunächst wollte er so die Römer gewinnen in jenen Reichen. Ward er Christ, so wollte er der Führer der siegreichen Partei werden unter den Christen. Und er hatte den sicheren Instinkt des Staatsmanns auch auf diesem ihm bisher fremden Gebiete.«

Chlodwig hat gewiß mehrfach auch der Kirche gegenüber seinen Willen durch rücksichtslose Anwendung der ausgedehnten Banngewalt des fränkischen Königs zur Geltung gebracht, aber eine grundsätzliche Änderung der in seinen alten und neuen Landen vorgefundenen und jetzt sich über die bekehrten Franken ausdehnenden katholischen Kirchenverfassung hat er sicher nicht eingeführt. Muß ich aber so Schuberts Darstellung widersprechen, so möchte ich doch recht nachdrücklich betonen, daß er sich durch seine Schrift das große Verdienst erworben hat, die Frage nach der welthistorischen Bedeutung des Arianismus der Germanen in ebenso geistreicher, wie energischer Weise neuer Prüfung unterworfen zu haben. Er zeigt einmal S. 13, daß diese Bedeutung nicht auf dem Gebiete der Theologie zu suchen ist, und charakterisiert den Arianismus der Germanen als »kritischen Arianismus«. Das soll heißen: daß die Gemanen die theologischen Subtilitäten in ähnlicher Weise ablehnten, wie einst Kaiser Konstantin das Streiten um die Schlagworte des Athanasius und seiner Anhänger als ein Spiel mit Begriffen bezeichnete, das vielleicht zur Übung des Verstandes nützlich, sonst aber vom Übel sei. Ich habe aus den Quellen auch den Eindruck, daß solch eine kühle und »vernünftige« Auffassung nicht selten bei den Germanen begegnete; aber ganz fehlte die Neigung zu den theologischen Subtilitäten auch bei ihnen nicht. Sie begegnet vor allem auch bei Ulfila selbst, so in dem religiösen Testament, das uns sein Schüler Auxentius überliefert hat, wie ich das vor Jahren in meinen kritischen Untersuchungen zur Geschichte Ulfilas (Zeitschrift für deutsches Altertum XXVII Neue Folge XV Seite 193, besonders Seite 212) gezeigt habe. Aber gleichviel wie hoch man dies Element schätzen mag, im ganzen darf man gewiß nicht anders urteilen wie Schubert: Der Arianismus der Germanen war dogmatisch weniger eifrig interessiert als die römische Kirche, hatte auch weniger Theologen. Er beschränkte sich vielfach nur auf die Negation der künstlichen Konstruktionen der orthodoxen Streiter. Schon deshalb hatte er geringere Bedeutung als die Theologie der Gegner, und darin ist einer der Gründe zu suchen, daß sich die Lehre der römischen Bevölkerung auch in den arianischen Staaten erhielt und schließlich die Kirche ihrer germanischen Herrscher überwand.

Die hiſtoriſche Bedeutung des Arianismus der Germanen findet Schubert mit Recht dagegen vor allem darin, daß er für sie eine nationale Größe geworden war. Während der Arianismus bei den Römern nach Kaiser Theodosius' scharfen Eingriffen schon Ende des vierten Jahrhunderts abſtarb, dehnte er sich auf der Grundlage der von Ulfila verdeutschten Bibel und des Kultus in der Muttersprache über alle größeren Germanenſtämme aus, die im vierten bis sechſten Jahrhundert Chriſten wurden, ausgenommen die Franken. Von jeher hat man betont, daß dieser kirchliche Gegensatz die Entwicklung der Staaten der Goten, Burgunder, Vandalen und Langobarden erschwert und ihren Untergang beschleunigt hat. Schubert hebt die Kehrseite hervor: der arianische Glaube erschien als die germanische Form des Chriſtentums und wurde »eine Hauptträgerin, die Stütze des nationalen Lebens, das Mittel, sich unversehrt als die herrschende Kriegerkaſte über dem römischen Demos der Römer zu erhalten«. Das Ende des Arianismus habe regelmäßig auch das Ende der nationalen Selbſtändigkeit, den Anfang der Romanisierung eines Stammes bedeutet. Irrig iſt dabei nur, daß die Goten und Burgunder im 5. und 6. Jahrhundert als eine Kriegerkaſte aufgefaßt werden, denen gegenüber die Römer nichts als Demos waren.

Die obere Schicht der römischen Gesellschaft hatte in diesen Staaten Anteil an dem kriegerischen und politischen Leben, und erhebliche Teile des Germanenvolks sanken in die wirtschaftliche und rechtliche Abhängigkeit der niederen Römerkreise. Der Gegensatz der Nationalitäten löſte sich so mehr und mehr auf im Gegensatz der Stände. Als die Goten und Burgunden, die Vandalen und Longobarden den Arianismus aufgaben und zur katholischen Kirche übertraten, da bedeutete das nicht den Anfang der Romanisierung.

Es war vielmehr ein Zeichen, daß der Ausgleich in Leben, Sitte und Denkart der Römer und der Germanen schon so weit fortgeschritten war, daß man den kirchlichen Gegensatz als etwas unbegründetes und als unnütze Laſt empfand. Charakteriſtisch iſt, daß König Leovigild den Versuch machte, die Römer mit den Goten im arianischen Bekenntnis zu einigen und, als dieser Versuch an der Überzahl der Römer und der feſteren Organisation der römischen Kirche scheiterte, daß dann Leovigilds Sohn Reccared 586 die entgegengesetzte Maßregel durchführte und die beiden Volksteile im römischen Bekenntnis einigte. Abgesehen von dieser Korrektur freue ich mich, daß hier Schubert eine Auffassung vertritt, die ich in meiner oben erwähnten Deutschen Geschichte (I, 246) in ähnlicher Weise vertreten habe. Die an Zahl den Römern in ihren Staaten bedeutend nachſtehenden Goten, Burgunden, Vandalen und Langobarden haben sich inmitten der überlegenen, ihre Lebensweise und ihre Vorſtellungsweise vielfach umgeſtaltenden Kultur der Römer über ein bis zwei, ja über drei Jahrhunderte in ihrer Nationalität behauptet. Das wäre sicher nicht möglich gewesen, wenn nicht der kirchliche Gegensatz den nationalen verſtärkt und die nationale Theologie auch der beginnenden literarischen Entwicklung selbſtändige Wege geöffnet hätte. Römischer Gottesdienſt hätte jedenfalls ſtark romanisierend gewirkt. Dieser kirchliche Gegensatz hat wesentlich dazu beigetragen, die Germanen auch in ihrem politischen Denken und sonſt geiſtig zu befreien von der römischen Autorität. Es ward ihnen wenigſtens im 5. Jahrhundert noch recht schwer, den Gedanken zu fassen, daß ihre Staaten neben dem Kaisertum selbſtändige Bedeutung haben, nicht mehr Föderativſtaaten in seinem Rahmen sein sollten. Der religiöse Gegensatz lehrte die Notwendigkeit. Dieser Gegensatz trieb ferner die regsamen Geiſter der bis dahin literaturlosen Stämme zu energischer Versenkung in große geiſtige Probleme an und schützte sie zugleich vor einer haltlosen Hingabe an die in der Handhabung literarischer Waffen überlegenen Römer. Die Romanisierung der auf römischem Gebiete Staaten gründenden Germanen iſt durch den Arianismus der Germanen verzögert und dadurch die Bedeutung ihres Einschlags in der Mischung der romanischen Völker erheblich geſteigert worden.

Eine analoge Wirkung hatte der Arianismus zu Gunſten der Selbſtändigkeit der Kirche des Abendlandes, und zwar der ihm feindlichen römischen Kirche in der germanoromanischen Welt. Sic vos non vobis — das alte Wort bewährt sich auch hier. Daß die Kirche in den germanischen Staaten auf

römischem Boden und weiter in den auf dem Boden des fränkischen Reichs entstehenden Staaten des Mittelalters eine freiere Stellung gewann als unter den Kaisern des 4. bis 6. Jahrhunderts und weiter im oströmischen Reiche der folgenden Jahrhunderte: das dankt sie gewiß einesteils dem germanischen Staatsgedanken, der den Korporationen und den aristokratischen Gewalten, trotz der umfassenden Banngewalt des Königs freieren Spielraum gewährte, sodann aber der Tatsache, daß die römische Kirche in den Staaten der Goten, der Burgunden, der Vandalen und der Langobarden Jahrhunderte selbständig neben der von der Staatsgewalt gepflegten und abhängigen arianischen Kirche in eigener Kraft bestanden hatte. Das wirkte nach, auch als nun die katholische Kirche in diesen Staaten und im Frankenreiche Landeskirche wurde.

Wohl war die Banngewalt der fränkischen Könige sehr groß, und gelegentlich haben sie in Bischofswahlen und auch in die inneren Angelegenheiten der Kirche scharf eingegriffen: aber das Selbständigkeitsgefühl der Kirche war doch schon im 6. Jahrhundert gefestigt und beständig im Steigen. Gewiß floß dies Gefühl auch aus anderen Quellen, vor allem aus der steigenden Autorität des römischen Stuhls; aber auch diese Entwicklung wäre nicht zu denken ohne die Unterstützung der Langobarden und der Franken, und beide waren gewöhnt, bei sich oder bei den Nachbarn die römische Kirche in jener Unabhängigkeit neben der arianischen Landeskirche zu sehen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Buenos Aires.

Argentiniens Wirtschaftsverhältnisse und Wirtschaftsbeziehungen zu Deutschland.

Unter den außerordentlich entwicklungsfähigen Märkten Südamerikas steht der von Argentinien an Bedeutung für die Ausfuhr der großen Industriestaaten bei weitem obenan. Die Einfuhr Argentiniens stieg von 95.1 Mill. Goldpesos im Jahre 1895 auf 205.1 Mill. Goldpesos im Jahre 1905 und auf 286 Mill. Goldpesos im Jahre 1907. Diese Ziffern gewinnen aber erst die rechte Bedeutung, wenn man sich vor Augen hält, daß das Land noch nicht 6 Millionen Bewohner zählt. Man berechnet auf den Kopf der Bevölkerung den Wert der

	Einfuhr	Ausfuhr
	auf Goldpesos	
im Jahre 1895 auf	23.8	30.1
„ „ 1900 „	25.1	34.2
„ „ 1905 „	39.3	61.9
„ „ 1907 „	51.5	53.4

Mit einem Außenhandel von durchschnittlich 105 Goldpesos auf den Einwohner wird Argentinien nur von Holland, der Schweiz, Belgien und Großbritannien übertroffen. Die 6 Millionen Bewohner Argentiniens nehmen fast ebensoviel fremde Erzeugnisse auf, wie die 16 Millionen Bewohner von Brasilien.

Die gewaltige Steigerung der Einfuhr kam nicht zuletzt durch das Zuströmen fremder Kapitalien zustande, die in dem aufstrebenden Lande einen reichen Gewinn zu finden hofften, durch die enormen Investierungen, die vor allem in Eisenbahnen, elektrischen Unternehmungen u. dergl. stattgefunden haben, und die in einer fortgesetzten Steigerung der Zufuhr von Verkehrsmitteln aller Art und Erzeugnissen der elektrotechnischen Industrie ihren Ausdruck gefunden haben. Auf das Konto der erhöhten Verbrauchsfähigkeit der Bevölkerung allein kann die so überaus rasche Zunahme der Einfuhr nicht gesetzt werden.

Ein gutes Barometer für die Kaufkraft überseeischer Gebiete, in denen von einer einheimischen Industrie überhaupt nicht oder nur in geringem Umfange die Rede sein kann, ist die Einfuhr von Erzeugnissen der Textilindustrie. Stoffe und Waren aus Baumwolle, Wolle, Seide und Leinen gehen fast ausnahmslos in den Verbrauch im ureigensten Sinne des Wortes über. Wenn eine große Nachfrage nach Kattunen, Tuchen und Seidenzeug herrscht, wenn viel Spitzen, Stickereien, Wollwaren und Hüte gekauft werden, wenn die Konfektion blüht, so ist das ein Zeichen dafür, daß Geld unter den Leuten ist, und verdient wird. In Textilerzeugnissen nun führte Argentinien ein während der Jahre 1904 bis 1907 für 47.13 bzw. 46.22, 54.13 und 47.33 Mill. Goldpesos. Das waren 25.2 bzw. 22.5, 20.0 und 16.6 % des Bezuges von fremden Waren. Die Einfuhr von Textilprodukten hat also mit der Steigerung der argentinischen Gesamteinfuhr durchaus nicht gleichen Schritt gehalten; eine Warenkategorie, die einen so vortrefflichen Maßstab für die Aufnahmefähigkeit des Landes abgibt, ist trotz starker Zunahme an und für sich in ihrer Bedeutung für den Einfuhrhandel ganz wesentlich zurückgegangen.

Eine weitere Kategorie der Einfuhr, die für die Verbrauchskraft eines Landes einen Wink gibt, sind Lebensmittel. Wie steht es mit dieser Gruppe der argentinischen Einfuhr? In der Hauptsache kommen hier in Betracht: Stockfische, eingesalzene Fische,

Konserven, Schinken, Käse, Feigen, Oliven, Mandeln, Kastanien, eingemachte Früchte, Safran, Pilze, Pfeffer und dergleichen. Hiervon führte Argentinien ein 1904 bis 1907 für 13.80, 13.74, 17.66 und 20.92 Mill. Goldpesos, oder in Hundertteilen der gesamten Wareneinfuhr 7.37 bzw. 6.70, 6.54 und 7.32. Auch diese Gruppe nimmt also in ihrer Bedeutung für den argentinischen Bezug von fremden Waren nicht zu. Das Gewicht, das den reinen Verbrauchsgegenständen für den argentinischen Bezug von fremden Waren zukommt, wird nicht größer. Wenn aber auf der einen Seite weder Lebensmittel noch Textilprodukte in ihrer Bedeutung für die argentinische Einfuhr zunehmen, und wenn andererseits ein so gewaltiges Wachstum der Einfuhr festzustellen ist, welche Warengruppen sind es dann gewesen, denen diese Entwicklung zugute gekommen ist?

Vor allem sind da zu erwähnen die Transportmittel, — ein Begriff, der von der argentinischen Statistik, dem Stande des Verkehrswesens des Landes entsprechend, allerdings sehr weit gefaßt wird, insofern hier z. B. auch Sattelzeug, Zügel und Sporen einbegriffen sind. Die Einfuhr erreichte hier den Wert von 6.02 Millionen Goldpesos im Jahre 1901, sank im folgenden Jahre auf 5.70 Mill., stieg dann wieder auf 6.78 im Jahre 1903, auf 13.44 Mill. im Jahre 1904 und schnellte im Jahre 1905 auf 23.36, im Jahre 1906 auf 35.05 und im Jahre 1907 auf 52.32 Mill. Goldpesos empor: das waren 5.28 bzw. 5.53, 5.17, 7.19, 11.39, 12.90 und 18.30% des ganzen Bezuges Argentiniens an fremden Erzeugnissen. Die Beförderungsmittel haben also im Rahmen der argentinischen Einfuhr einen ganz hervorragenden Platz gewonnen; reichlich ein Sechstel der ganzen Einfuhr entfällt jetzt auf diese Warengruppe. Argentinien bezieht mehr Transportmittel vom Auslande als Textilprodukte. Und an der Hand dieser Tatsache findet man wohl auch den besten Maßstab dafür, welche erheblichen Investierungen während der letzten Jahre in Argentinien stattgefunden haben müssen, Investierungen, zu denen natürlich das Ausland die Mittel lieferte. Das fremde Kapital muß also die Aussichten der wirtschaftlichen Entwicklung Argentiniens ungemein günstig beurteilen; sonst könnten nicht in einem einzigen Jahre (1907) für über 200 Millionen Mark Transportmittel ins Land gekommen sein, in ein Land, das noch nicht 6 Millionen Einwohner zählt.

In erster Linie sind natürlich die Engländer an diesen Investierungen beteiligt. Sie haben den weitaus größten Teil der Eisenbahnen am La Plata gebaut und daraus (in doppelter Hinsicht) reichlichen Gewinn gezogen und werden solchen immerfort ziehen.

Denn mit jedem Schienenkilometer, der neu verlegt wird, womit bisher unbesiedelte Gebiete dem Ackerbau und der Viehzucht erschlossen werden, wächst der Ertrag und die Rentabilität der alten, der Hauptlinien. Zu diesem Gewinn des im Auslande arbeitenden Kapitals aber gesellt sich noch der, den die in England ansässige Industrie aus den überseeischen Anlagen englischen Geldes zieht; denn die Leiter der mit englischem Gelde arbeitenden argentinischen Bahnen greifen natürlich in erster Linie wieder auf die englische Industrie zurück.

Wenn man nun die argentinische Einfuhr von Transportmitteln etwas zergliedert und sich ein Bild davon zu machen sucht, welche Warengattungen im einzelnen an der enormen Steigerung in der Hauptsache beteiligt waren, so ist hervorzuheben, daß Stahlschienen eingeführt wurden im Durchschnitt der Jahre 1901/03 für 2.47 Millionen Goldpesos, im Durchschnitt der Jahre 1904/06 aber schon für 6.77 und im Jahre 1907 völlig für 9.95 Mill. Goldpesos. Der Bezug Argentiniens an Schienen hat sich also binnen kürzester Zeit vervierfacht. Großbritannien ist der Hauptlieferant; weit über die Hälfte der argentinischen Bezüge im Jahre 1901/05 stammte aus England. Lokomotiven kamen ins Land im Durchschnitt der Jahre 1901/03 für 0.37 Millionen Goldpesos, im Durchschnitt der Jahre 1904/06 für 2.51 und im Jahre 1907 für 8.07 Millionen Goldpesos. Auch hier ist reichlich die Hälfte englischen Ursprungs. Früher benutzte man in Argentinien beim Eisenbahnbau nur Holzschwellen; solche aus Eisen sind erst in allerjüngster Zeit zur Verwendung gelangt. Während der Jahre 1901 bis 1904 stellte die ganze Einfuhr an Eisenschwellen einen Wert von rund 70,000 Goldpesos dar, im Jahre 1905 aber erreichte er einen Wert von 2.11 Mill. Goldpesos, wozu Deutschland über die Hälfte beisteuerte. Im Jahre 1906 stieg die Einfuhr auf 4.29 Mill. Goldpesos und im Jahre 1907 auf 7.97 Mill. Goldpesos. Die Einfuhr von Laschen schwankte in den Jahren 1901/03 zwischen 1/2 und 3/4 Mill. Goldpesos, stieg 1904 auf 1 und im Jahre 1905 auf 1.28 Mill. Goldpesos, wovon wiederum die Hälfte englischer Herkunft war. Für 1906 verzeichnete man eine Einfuhr im Werte von 2.14 und 1907 von 2.29 Mill. Goldpesos. An Waggons kaufte Argentinien vom Auslande 1901/03 für etwa 1/3 Mill. Goldpesos, im Durchschnitt der Jahre 1904/06 für 2.92 und 1907 für 8.90 Mill. Goldpesos, in der Hauptsache englisches Erzeugnis. Man sieht aus diesen Stichproben, in welcher Weise das argentinische Bahnnetz in den letzten Jahren erweitert und verdichtet worden sein muß, in welchem Umfange der ganze Fahrpark ergänzt und verstärkt wurde. Und doch reicht er zur Erntezeit an manchen Stellen zur Bewältigung der großen Getreidetransporte noch nicht aus.

Neben dem Bau von Eisenbahnen, worin das englische Kapital überwiegt, kommt bei einer Erörterung der Investierungen in Argentinien noch in Betracht der Bau von Elektrizitätswerken, wofür die zunehmende Verwendung des elektrischen Lichtes, der Übergang der Straßenbahn vom Pferdebetriebe zum elektrischen Betriebe maßgebend ist. Auch hier betätigt sich das englische Kapital; sein Interesse aber dürfte von dem des deutschen Kapitals weit übertroffen werden. Bemerkt sei noch, daß nach Argentinien an Erzeugnissen der elektrotechnischen Industrie während der ersten neun Monate der folgenden Jahre eingeführt wurden:

für 1000 Goldpesos:

1908	2478	1905	1658
1907	2487	1904	868
1906	2200		

Auf den Kopf der Bevölkerung betrug die Einfuhr von Erzeugnissen der elektrotechnischen Industrie in Argentinien in den Jahren 1904 1.09 M., 1905 1.59 M., 1906 2.55 M. und 1907 2.43 M.

Argentinien hat in den letzten Jahren das fremde Kapital ganz gewaltig angezogen. Diese Investierungen aber werden in den nächsten Jahren zweifellos auch wieder auf die Einfuhr von Verbrauchsgegenständen im engeren Sinne des Wortes zurückwirken.

Der deutsche Handel mit Argentinien hat in den letzten beiden Jahrzehnten eine erstaunliche Entwicklung genommen. Unsere Einfuhr aus und unsere Ausfuhr nach Argentinien betrug in Millionen Mark:

	1890	1895	1900	1905	1906
Einfuhr	74	118	233	369	372
Ausfuhr	26	36	64	132	170

Von 1890 bis 1906 ist also die Einfuhr um rund 300 Millionen Mark und die Ausfuhr um 144 Millionen Mark gestiegen. Zu dieser gewaltigen Steigerung hat einerseits unser vermehrter Bedarf an argentinischen Erzeugnissen, namentlich Wolle, andererseits der wirtschaftliche Aufschwung des Landes beigetragen. Weiter führte Deutschland aus Argentinien ein: Weizen, Mais, Leinsaat, Quebrachoholz, Quebrachoextrakt, Hafer u. a. Deutschland ist zurzeit der weitaus größte Abnehmer Argentiniens. So erfreulich nun auch die starke Vermehrung der Ausfuhr Deutschlands nach Argentinien ist, so hat sie doch nicht entfernt gleichen Schritt gehalten mit der Vermehrung der Einfuhr aus Argentinien: im Jahre 1890 war die Ausfuhr um 48 Millionen Mark geringer als die Einfuhr, im Jahre 1906 dagegen betrug der Abstand zwischen Ein- und Ausfuhr über 200 Millionen Mark. Unter diesen Umständen müßte beim Abschlusse eines deutsch-argentinischen Handelsvertrages auf Erleichterung unseres Absatzes nach Argentinien hingewirkt werden. Zur Gewährung solcher Erleichterungen scheint aber die argentinische Regierung, abgesehen von den allgemeinen Zollermäßigungen, die sie in den letzten Jahren durchgeführt hat, nicht geneigt zu sein. Ein Zwang wird in dieser Richtung von deutscher Seite auch nicht ausgeübt, da der alte Meistbegünstigungsvertrag unverändert in Kraft geblieben ist, und Argentinien danach alle Zollvorteile bei uns genießt, die wir unseren Vertragsstaaten auf Grund der letzten Handelsverträge gewähren.

Schon im Jahre 1906, bei den Verhandlungen über die Handelsverträge, hieß es, daß von der deutschen Regierung auch eine Revision unseres handelspolitischen Verhältnisses zu Argentinien in die Wege geleitet werden solle. Eine Kündigung des aus dem Jahre 1857 stammenden Meistbegünstigungsvertrages zwischen Deutschland und Argentinien ist allerdings bis jetzt nicht erfolgt, und man scheint zu versuchen, die Revision ohne Kündigung zu erzielen. Bei der Beratung der neuen Handelsverträge im Reichstage wurden seinerzeit von einer Anzahl von Abgeordeten Anfragen wegen Kündigung der Meistbegünstigungsverträge, insbesondere desjenigen mit Argentinien, an den Reichskanzler gerichtet, ja einige Abgeordnete machten sogar ihr Votum über die neuen Verträge davon abhängig, ob der Meistbegünstigungsvertrag mit Argentinien vorher gekündigt würde oder nicht. In der Reichstagskommission, die über die Handelsverträge zu beraten hatte, gab dann Graf Posadowsky eine vertrauliche Auskunft, und da hierauf die Frage der Meistbegünstigungsverträge im Reichstage nicht weiter erörtert wurde, so scheint es in der Tat so, als sei die Reichsregierung bereit, dem wiederholt geäußerten Verlangen nach einer Änderung unseres Handelsverhältnisses mit Argentinien Rechnung zu tragen. Ob eine solche Änderung oder vielmehr Besserung ohne vorausgegangene Kündigung des bestehenden Vertrages zu erreichen sein wird, muß freilich abgewartet werden. Wir stehen, wie gesagt, mit Argentinien zwar im Meistbegünstigungsverhältnis, aber der deutsch-argentinische Handelsvertrag von 1857, aus dem die Meistbegünstigung hergeleitet wird, hat den gleichen Wortlaut wie der preußisch-amerikanische Handelsvertrag vom Jahre 1828, d. h. es ist nur eine sogenannte bedingte Meistbegünstigung vereinbart. Ein Zusatzabkommen zum Vertrage von 1857, das eine gesetzliche Handhabe dafür böte, in den alten Vertrag die glatte Meistbegünstigung hineinzulegen, ist nicht vorhanden. Die »ständige Praxis« aber reicht nicht hin, um das Verhalten der Regierung zu rechtfertigen, die genau so, wie bei dem Vertrage von 1828, auch hier die Reziprozität verkannte und Argentinien alles ohne Gegenleistung zugestand, was dieses von rechtswegen durch Gegenleistungen hätte erkaufen sollen. Folgerichtig könnte man zu dem Schlusse kommen, daß wir bei der Regelung unserer zukünftigen Handelsbeziehungen zu Argentinien nicht den alten Vertrag zu kündigen brauchten, wenn wir ihn nur richtig in dem angeführten Sinne deuten und unter Zugrundelegung von Artikel III, der von Begünstigungen und Befreiungen, Vorrechten und Immunitäten in Handels- und Schiffahrtsangelegenheiten spricht, versuchen wollten, mit Argentinien zu einem Tarifabkommen zu gelangen. Aber eine noch so autoritativ und authentisch gegebene Interpretation verliert ihren Wert, wenn andere diplomatische oder handelspolitische Strömungen die Oberhand gewinnen. Gerade mit Amerika nördlich und südlich des Äquators haben wir in dieser Hinsicht böse Erfahrungen machen müssen. Deshalb sollte man mit allem Nachdruck auf den Abschluß eines neuen Vertrages dringen, der unumwunden die Zollermäßigungen nur bei entsprechenden Gegenleistungen zugestände. Ob zur Erreichung dieses Erfolges eine vorherige Kündigung des alten Vertrages und der dadurch herbeigeführte Druck dienlich ist, mag der Handelsdiplomatie und ihren sachverständigen Beratern aus den Geschäftskreisen überlassen bleiben. Bisher ist allerdings über diplomatische Verhandlungen noch nichts in die Öffentlichkeit gedrungen.

Mitteilungen.

Archäologische Untersuchungen im Süden von Nordamerika. Die amerikanische archäologische Schule hat im Jahre 19[illegible] und 1909 zahlreiche archäologische Arbeiten im Süden von Nordamerika unternommen. In dem Rito de Los Frijoles bei Santa Fé wurden die vier Gemeinschaftshäuser im Tal untersucht; ferner eines auf dem Plateau und eine Reihe von Felsenhäusern, die sich über 2 km lang an der Basis des nördlichen Gebirgsabhanges hinziehen. Von den Gemein-

schaftshäusern ist namentlich das von Tyuonyi von Wichtigkeit. Es ist terrassenförmig aufgebaut, ein Rundbau im rohen abgemessen, und die Mauern sind an und für sich gekrümmt, während man sonst die Kurvatur durch Veränderung der Richtung von Zimmer zu Zimmer herzustellen versuchte. Dabei wurden einige interessante »Kivas«, unterirdische Stammesheiligtümer, aufgedeckt. Eines derselben, das größte bis jetzt entdeckte Kiva, ist ein Rundraum von 13 m im Durchmesser, mit einem Zugangsschacht, d. h. senkrechtem Schacht von ungefähr gleicher Höhe. Die mit den Begräbnisriten zusammenhängenden Probleme sind noch nicht alle gelöst. Die Skelette waren von Töpfereien und Werkzeugen nicht begleitet. Im 16. Jahrhundert lebten dort Indianer, die von den Spaniern Pueblos genannt wurden. Diese Indianer waren mit allen Irrigationsmethoden wohl bekannt und bebauten ihre Felder rationell. Ihre Geschicklichkeit im Herstellen von Webereien und Töpfereien wurde von den Völkern zivilisierterer Staaten im Süden nicht übertroffen. Ihre Religion war von zahlreichen Zeremonien und Ritualien erfüllt, und sie hatten religiöse Gesellschaften und Bruderschaften, in die man nur auf dem Weg regulärer Initiation aufgenommen werden konnte, die in den genannten »Kivas« vorgenommen wurden. Der Pueblo-Distrikt ist mit dem Distrikt der Felsenbewohner verbunden, die in Felsenhöhlungen auf der Höhe von Klippen sich Wohnungen bauten oder über Abgründen sich niedergelassen hatten, auf deren Höhe man nur auf Treppen, Leitern und mit Seilen gelangen konnte.

Die Expedition der amerikanischen Archäologischen Schule im Jahre 1909 untersuchte derartige Klippendörfer oder -städte. Dr. Edgar L. Hewett sprach darüber in der Jahresversammlung des Archaeological Institute of America in Baltimore (ein Bericht liegt in dem kürzlich erschienenen American Journal of Archaeology vor). Dabei wurden zahlreiche Ansichten der Felsenstädte von Kitsil und Betatakin im Bilde gezeigt. Diese Klippenstädte bestehen aus Steingebäuden, die mehrere Stockwerke hoch sind, und die sich so gut erhalten haben, daß die Fußböden, Gewölbe und Dächer noch teilweise in situ sind. Hewett zeigte dann auch noch die Ruinen auf dem Pajarito-Plateau in der Nähe von Santa Fé, wo während dreier Jahre Ausgrabungen gemacht worden sind. Dort waren 1—4 Stockwerke hohe Gebäude gegen die senkrechten Wände der Felsklippen angebaut, sodaß im Rücken Kammern in die Felsen ausgehöhlt werden konnten, die einerseits zu Wohnräumen, aber auch in einigen Fällen als Begräbnisstätten benutzt wurden. Andere Dörfer von ähnlichem Charakter wurden dann an höheren Gebirgslagen errichtet, und auf den Gipfeln und Plateaus standen ganz gewaltige Gemeinschaftshäuser, die man ausgegraben hat. Eines dieser Gemeinschaftshäuser, das unter dem Namen »Puye« bekannt ist, bestand aus vier großen Gebäuden, die zusammen ungefähr 100 Meter nach vier Seiten hin einnahmen. Das Südhaus dieses Viereckes zeigte nicht weniger als 200 Zimmer. Das gibt 800 Zimmer für die ganze Anlage, und da sie sich in drei oder vier Stockwerken erhob, so kann man annehmen, daß das Gemeinschaftsgebäude ungefähr 1500 Zimmer hatte. Andere Ruinen in El Rito de Los Frijoles, von denen oben schon die Rede war, wurden dann auch in Abbildung vorgeführt, ebenso wie die Kivas, die unterirdischen Heiligtümer, wo Ratsversammlungen und die religiösen Zeremonien stattfanden, wohin die Priester sich zum stillen Nachdenken zurückzogen, und wo die Eingeweihten Weisheit von der »Mutter Erde« zu erfahren suchten, von der die ganze Menschheit stammt, wie das Symbol neben dem Altar, »Sipapu« genannt, dartut. — Über die Begräbnisart konnte Hewett nachweisen, daß die embryonische Lage jedesmal angenommen wurde. Die Körper wurden in Baumwolltücher eingewickelt und Grabgewänder aus Biber- oder Otterpelz darübergelegt. Anatomische und kulturelle Ähnlichkeiten und die Tradition beweisen die Verwandtschaft der alten Felsenbewohner mit den modernen Stämmen. Tiefe Fußspuren und Fährten auf den Felsen lassen auf das hohe Alter der ehemaligen Ansiedlungen schließen, die vor sechs oder zehn Jahrhunderten infolge des Versagens der Quellen und des Austrocknens der Flußläufe verlassen wurden. Dafür sprechen die physiographischen Verhältnisse der Gegend, die Legenden der Pueblo-Indianer und der Symbolismus der Dekorationen auf den in den Ruinen gefundenen Töpfereien, auf denen ein Symbol des Awanyu, des Erhalters des Wassers, gewöhnlich dargestellt ist. Die amerikanische Schule hat es unternommen, diese Ruinen zu erhalten und sie so zu restaurieren, daß sie dem reisenden Publikum ein Bild dieser alten Städte wiedergeben. Man hat auch eine ganze Rekonstruktion von Puye im Bild versucht — wo sich die terrassenförmigen Häuser an die Felsenwände lehnen, wo Leitern, Treppen und Fahrrinnen noch zu sehen sind, und wo auf der tafelartigen Höhe das gewaltige Gemeinschaftshaus thront — so wie man sich denkt, daß vor 1000 Jahren dort alles ausgesehen haben mag. M.

•

Amerikanische historische Forschungen. Der Jahresbericht des Departements für historische Forschungen in dem Carnegie-Institut Washington ist soeben erschienen und ein Ereignis, das auf beiden Seiten des Ozeans als wichtig anerkannt ist. Die Tätigkeit dieses Instituts sucht, wie das Athenaeum in einem ausführlichen Artikel darüber sagt, ihresgleichen auch in den alten europäischen Kulturstaaten. Der amerikanische Gelehrte ist aber auch ganz besonders begabt für das Aufsuchen historischer Quellen; und dazu treten die administrative Geschicklichkeit, das weite Interesse und die exakten Methoden, welche den Direktor des Department of historical Research Dr. J. F. Jameson auszeichnen, der seine Erfahrungen einmal als Universitätsprofessor, dann als »Special Commissioner« in einem Staatsamt, aber auch als Herausgeber der American Historical Review, als Präsident der amerikanischen historischen Association und als vielseitiger historischer Schriftsteller gewonnen hat. Der jetzt vorliegende Vierteljahresbericht gereicht dem Direktor und seinem Institut zur höchsten Ehre und verspricht für die Zukunft noch größere Erfolge. Allerdings hat man in Amerika Zweifel über das letzte Resultat des sich an die Öffentlichkeit wendenden Wetteifers, in dem die gelehrte wissenschaftliche

Forschung und die mehr literarische Verfolgung historischer Studien miteinander im Kampfe liegen. Selbstverständlich hat Jameson die alten soliden wissenschaftlichen Prinzipien nicht eingedämmt.

Das Department of historical Research hat zunächst den Ehrgeiz, amerikanischen Gelehrten die Schwierigkeiten im Aufsuchen erschöpfender Informationen über gewisse Studien zu erleichtern. Die Leitung hat ebensogut wie andere Autoritäten im Lehrgebiete erkannt, daß das, was die einheimischen Historiker am meisten brauchen, ein Inventar der Quellen für die nationale Geschichte ist, die in anderen Ländern sich finden. Dazu sollen dann richtige Anleitungen zu nützlichem Gebrauch dieser Inventare treten. Mehrere ausländische Berichte, die von historischen Experten vorbereitet worden sind, haben solche Informationen bereits gesammelt; sie sind z. B. vorhanden über die Archive der amerikanischen Regierung, die der einzelnen Bundesstaaten, die der alten spanischen Kolonien und neuen Republiken und die der Hauptstädte Europas. Unter den bereits erschienenen Bänden nimmt eine bedeutende Stelle der von Professor Andrews und Mrs. Davenport verfaßte Bericht über die auf amerikanische Geschichte bezüglichen Manuskripte im Britischen Museum und in anderen Archiven in London ein; diese gehen jedoch nur bis zum Jahre 1783, dienen aber ebensogut für die Studien englischer wie amerikanischer Gelehrter. Der zweite Teil dieses ausgezeichneten Führers durch die Archive ist der Beschreibung der amerikanischen Manuskripte im Record Office bis zu demselben Datum gewidmet. Jedoch wird dieser weitere Bericht, obwohl er schon druckfertig ist, noch längere Zeit zurückgehalten werden. Mr. Leland hat seinen Bericht über die Pariser Archive, Professor Fish über die des Vatikans und einiger anderer italienischer Archive und der auch in Deutschland durch seine Biographie des Gründers von Germantown bekannte Professor Dexter Learned den über die deutschen Archive mit hauptsächlicher Beobachtung der frühen Auswanderung beinahe zu Ende geführt. Auch über die mexikanischen Archive und Dokumente aus spanischen Archiven sind die Vorarbeiten weit gediehen.

Das Washingtoner Department der Carnegie Institution hat für das laufende Jahr einen weiteren ausführlichen Bericht über die Londoner Archive ins Werk gesetzt, und zwar diesmal von dem Jahre 1783 an bis zu dem letzten Datum, in welchem zur Zeit die englischen Staatsdokumente für das Publikum zur Verfügung stehen, d. h. also bis zu dem Jahre 1848, insoweit das englische Auswärtige Amt, das Kolonialamt, das Kriegsministerium und die Admiralität in Frage kommen. 8 Monate sind für diese Arbeit in Aussicht genommen, zu der Spezialisten im Urkundenwesen, Kriegs- und Seewesen hinzugezogen sind. Das Athenaem bemerkt hierzu, daß man in Europa für diese Arbeit mindestens 2 Jahre bestimmen würde; aber die Amerikaner seien ebenso eifrig wie vortrefflich vorbereitet für solche Arbeit.

Selbstverständlich müssen die englischen Akten seit 1783 nicht allein im Britischen Museum und in anderen Archiven studiert, sondern die Privatsammlungen müssen auch in ausgiebiger Weise mit herangezogen werden, wie natürlich auch die Archive der britischen Gesandtschaft in Washington und in anderen Hauptstädten für die fragliche Periode von Wichtigkeit sind. Der Bericht Dr. Jamesons erwähnt bei dieser Gelegenheit den außerordentlich befriedigenden Zustand der kanadischen Archive zu Ottawa, welche zu studieren eine besondere historische Mission ausgeschickt werden soll. Bei all diesen auswärtigen Archivarbeiten konnte das Department of historical research mit einem Beamtenstab von 4 Gelehrten (worunter 1 Dame) und 2 Hilfsarbeitern eine ganze Anzahl wichtiger historischer Texte publizieren und ist zu gleicher Zeit in der Vorbereitung einer ganzen Anzahl mit Erklärungen zu versehender Texte vom Ende des 15. Jahrhunderts an beschäftigt. Auch soll ein wissenschaftlicher historischer Atlas der Vereinigten Staaten in Angriff genommen werden, zu dem Zweck, auch zukünftigen Grenzstreitigkeiten vorzubeugen. Wie bekannt ist, gehört endlich auch die Herausgabe der »American Historical Review« zu der Tätigkeit des Carnegie-Instituts, das ferner auswärtigen Gelehrten für Anfragen, Besorgung von Abschriften und Photographien zur Verfügung steht. Ein Schema zur Ausarbeitung einer Bibliographie der englischen Geschichte seit dem Jahre 1500 wird von einem anglo-amerikanischen Komitee unter den Auspizien dieses Departements des Carnegie-Instituts ebenfalls ausgearbeitet.

Im Anschluß an die oben eingeflochtene Bemerkung über die Wichtigkeit der Privatarchive und Sammlungen für diese Studien machen wir auf die Entdeckung einer wichtigen Dokumentensammlung aufmerksam, die einiges Licht auf amerikanische Kolonial- und Revolutionsgeschichte wirft. Durch den letzten Bericht der großbritannischen Kommission für historische Manuskripte ist man auf die »Knox« und »Cornwallis«-Manuskripte aufmerksam geworden, die sich jetzt in Privathänden befinden. William Knox war für eine Zeitlang in einer hohen Stellung in Georgia und wurde später Agent für diesen Staat in England. Noch wichtiger ist, daß er Unterstaatssekretär für die Kolonien unter verschiedenen Ministern und über amerikanische Angelegenheiten ganz außerordentlich gut unterrichtet war, über die er auch manches publiziert hat. Der Minister Dartmouth und Lord George Germain hatten das größte Vertrauen zu ihm, und es ist nicht ausgeschlossen, daß Knox und sein Kollege Pownall großen Einfluß auf die damalige englische Politik gegenüber den amerikanischen Kolonien ausgeübt haben. Eine ganze Anzahl von Briefen an die verschiedensten Politiker, unter anderm auch ein Briefwechsel mit George Cressener, dem britischen Agenten, der die deutschen Hilfstruppen auf dem Kontinent anzuwerben hatte, sind vorhanden. — Admiral Cornwallis diente als Kapitän in amerikanischen und westindischen Gewässern während der ersten Jahre des Revolutionskrieges. Obwohl seine Korrespondenz mehr persönlichen Charakter und keinen politischen hat wie die von Knox, so ergänzen doch die von seinem Bruder Lord Cornwallis an ihn geschriebenen Briefe aus den Jahren 1777 bis 1779 gewisse Manuskripte in dem Public Record Office. M.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 28
9. Juli 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Geschichte und Vorgeschichte.

Von Moritz Hoernes, Professor an der Universität Wien.

In einem Vortrage in der Berliner Anthropologischen Gesellschaft über »Alte Geschichte und Prähiſtorie« (Zeitschr. f. Ethnol. XLI, 1909, S. 283 ff.) hat der ausgezeichnete Orientaliſt und Hiſtoriker des Altertums Eduard Meyer den Anthropologen die für sie, speziell für die Prähiſtoriker, belangreichſten Ergebnisse seiner Forschungen über die älteſten schriftlich bezeugten Geschichtsdaten in kurzer Fassung mitgeteilt. Weit ausführlicher sind diese Ergebnisse in der 1909 erschienenen zweiten Abteilung des :rften Bandes der Neuauflage von Ed. Meyers »Geschichte des Altertums« dargelegt. Dieser ıervorragende Hiſtoriker hat richtig erkannt, laß auch die exakteſte Geschichtsforschung ınd Geschichtsschreibung heute den Anschluß n die drei anthropologischen Disziplinen, lie Ethnologie, die Prähiſtorie und die physische Anthropologie, suchen müsse. Daher t faſt die ganze erſte Abteilung der Neuuflage des erſten Bandes den »Elementen der ınthropologie« gewidmet, unter welchen der 'erfasser allerdings blos das verſteht, was ıan sonſt vergleichende Ethnologie oder thnologie schlechtweg nennt, dies freilich ıit Unrecht, da das Ethnische hier vor dem ypischen, Allgemeinen zurücktreten soll, aber ısofern wieder mit Recht, als dieses Typische ıs dem beschreibenden Teile der Völkerkunde, aus der Ethnographie, gewonnen wird. In diesem einleitenden Halbband und namentlich in den abschließenden Kapiteln der zweiten Abteilung des erſten Bandes nimmt der Autor auch Stellung zur vorgeschichtlichen Archäologie und zur physischen Anthropologie, zur letzteren jedoch nur beiläufig, indem er auf körperliche Unterschiede, wie Lang- und Kurzköpfigkeit, hinweiſt, ohne sich auf eine Kritik der so vielbehandelten Beziehungen zwischen Rassenmerkmalen und Kulturformen einzulassen. Diese dunklen Relationen sollen auch hier auf sich beruhen bleiben; dagegen wollen wir zusehen, wie sich der Geschichtschreiber mit den beiden anderen Wissensfächern, namentlich mit der prähiſtorischen Altertumskunde, auseinandergesetzt hat.

Wie man ja, gegenüber einem und demselben Stoffe, verschiedene Stellungen einnehmen kann, so iſt vom Standpunkte des Anthropologen die Geschichte des Altertums der am eifrigſten und gründlichſten, aber — bis vor kurzer Zeit — faſt nur beschreibend oder, in den Erklärungen, mit einer gewissen Vorliebe für dunkle, inkommensurable Ursachen, wie rassenhafte Anlagen, autochthone Entſtehung usw., durchgearbeitete Teil der Paläoethnologie oder der Ethnologie der alten Völker, ja vielleicht der Völkerkunde überhaupt. Denn mit solcher Liebe

und mit solchem, wenn auch einseitigem Erfolge hat man nirgends auch nur das eigene Volkstum wissenschaftlicher Behandlung unterzogen, als zuerst und seit jeher die klassischen Südvölker Europas, dann auch die geschichtlichen Altertümer des nahen Orients. Infolge dessen bietet die Geschichte des Altertums eine Fülle anthropologischen Materials, das nur ein sehr kundiger Philologe und Historiker übersehen und geordnet darstellen kann. Und deshalb sind die »Elemente der Anthropologie«, wie sie sich dem Geschichtschreiber des Altertums auf Grund seiner Spezialstudien darstellen, wissenschaftlich sehr wertvoll, obschon oder vielleicht gerade weil in diesem Versuche, altgeschichtlichen Stoff neuen Gesichtspunkten zu unterwerfen, der kritische und negative Geist stark überwiegt und die Ablehnung oder Einschränkung anthropologischer Theorien sehr weit geht. Die Ausflüsse kritischer Bedenken erstrecken sich bis auf die Anführungszeichen, mit denen der Autor die anthropologischen Fachausdrücke, wie »Naturvölker«, »Totemismus«, »Mutterrecht« und dergleichen, aber auch »Prähistorie«, ausstattet. Diese odiose Stigmatisierung ließe sich ja noch viel weiter treiben, da man fast jeden ähnlichen terminus nur cum grano salis nehmen darf; es könnte dahin führen, daß man auch die Worte Geschichte und Altertum mit nicht ganz unberechtigten Gänsefüßchen versieht. Doch dies nur nebenher. Soviel ich sehen kann, findet Ed. Meyer, daß die Vielförmigkeit der Erscheinungen in seinem Gebiet jeder allgemeinen entwicklungsgeschichtlichen Gliederung widerstrebt, und daß man eigentlich überall alles finde oder wenigstens finden könne. Darauf scheinen mir seine kritischen Betrachtungen hinauszulaufen. Vielleicht ist aber doch alles, was der Geschichtsforscher aus den wenigen und späten Jahrtausenden, die seine Domäne bilden, literarisch bezeugt findet, überhaupt zu jung. Vielleicht ist Altes und Neues in seiner Überlieferung wegen des Fortlebens des Alten neben dem Neuen zu gleichzeitig, als daß er entwicklungsgeschichtliche Phasen von seinem Standpunkt aus erkennen könnte. Er befände sich dann in ähnlicher Lage, wie der Ethnologe gegenüber der gegenwärtigen Bevölkerung der Erde, wenn er aus den verschiedenen Kulturzuständen derselben entwicklungsgeschichtliche Stufen gewinnen will. Wie schwierig das ist, wie leicht man da dem Irrtum anheimfällt, wird heute wohl allgemein eingesehen und zugegeben. Dennoch läßt sich, ganz ohne diesen Stoff, kaum etwas Ersprießliches in der Kulturgeschichte unternehmen. Entschlossener im Sinne der modernen Ethnologie, als Ed. Meyer, hat der universelle Sal. Reinach die Deutung antiker Kulturphänomene in Angriff genommen.*) Indessen von diesem Teile des großen Geschichtswerkes soll hier nicht weiter die Rede sein. Mit jenem Stoffe muß noch weitere Vertiefung, freilich nicht im Sinne einer vorgefaßten Meinung oder Lehre, angestrebt werden. Treffend sind die Betrachtungen über ausgleichende und individualisierende Tendenzen im Völkerleben, über das Wesen der Geschichte und viele andere, in denen die Meisterhand des Verfassers die Summe seiner Erfahrungen aus einer ungeheuren Tatsachenmenge zieht. Die Grundmächte des geschichtlichen Lebens, das Spiel ihrer ewig gleichbleibenden Kräfte und ihre nach allen Richtungen auseinandergehenden Resultierenden sind mit überzeugender Klarheit dargelegt. Vor dieser Überlegenheit, die einem beherrschenden Geist und einem unvergleichlich reichen Stoffgebiet entstammt, beugen wir uns gerne, ehe wir weitergehen. Auch die methodischen (und leider keineswegs überflüssigen) Bemerkungen über die von Völkergrenzen unabhängigen Kulturprozesse älterer und ältester Zeit sind ein Ausfluß reifster Einsicht in den Gang der Dinge. Aber hier soll weiter nur von dem Verhältnis des Historikers zu den vorgeschichtlichen Altertümern die Rede sein, zur »Prähistorie«, wie sie Ed. Meyer nennt. Das Bestreben, auch diese naheliegenden Dinge zur Geschichte und zum Altertum in Beziehung zu bringen, hat ihn offenbar in Verlegenheit gesetzt. Zunächst bekennt er offen, daß ihm das Stoffgebiet fremd ist, was man auch ohnedem aus der Zitierung von Werken, wie L. Reinhardt, »Der Mensch zur Eiszeit« und J. Schlemm »Wörterbuch der Vorgeschichte«, neben denen fast nur noch einige Aufsätze aus der Zeitschrift für Ethnologie angeführt sind, entnehmen würde. Trotzdem ist sein Urteil über die Leistungen der Prähistoriker im allgemeinen wohlwollender und hoffnungsreicher als sonst bei Historikern und

*) Vgl. die in den drei Sammelbänden »Cultes, mythes et religions« vereinigten Abhandlungen Reinachs.

Philologen, die das alte Scherzwort Mommsens von der scienza degli analfabeti noch immer nicht vergessen können. Aber die Angliederung der »Prähiſtorie« an die Hiſtorie versucht er doch auf recht seltsame Weise. Wenn er die jüngeren Abschnitte, etwa vom fünften Jahrtausend vor Chriſti ab, wie einſt Furtwängler, als nur provisorisch »vorgeschichtlich«, in Wirklichkeit aber, nach entsprechender Durcharbeitung, als zur Domäne des Hiſtorikers gehörig ansieht, so wollen wir dagegen nicht viel einwenden. Wenn die jüngere Steinzeit, die Bronze- und erſte Eisenzeit Mittel- und Nordeuropas geschichtliche Zeiten sein sollen, so mögen sie es sein oder werden. Aber die Sache iſt doch nicht ohne Gefahr, und diese wollen wir nur an einem Beispiel erörtern. Dieser Hiſtoriker setzt den Beginn der neolithischen Aera »etwa ins fünfte Jahrtausend vor Chriſto« und findet die Anfänge der neuen Entwicklung in den Kjökkenmöddingern Dänemarks und benacharter Gebiete. Das eine wie das andere iſt anz problematisch. Die neolithische Periode ann viel höher hinaufreichen, und daß die rmseligen älteren Kjökkenmöddingerschichten twas mit der Entſtehung der neuen Kultur zu n haben, iſt sogar sehr zweifelhaft. Denn es nd ſtreng lokale, auf örtlichen Exiſtenzedingungen beruhende Ablagerungen, die ch mit geringen Unterschieden auch nach em Auftreten der neuen Kultur noch fortzen. Aber dem — im engeren Sinne — ſtorisch denkenden und hiſtorisierenden rscher liefern sie, ihres teilweise höheren lters wegen, den trügerischen Anschein von rsprungs- und Ausgangsbildungen, der liglich auf der Lückenhaftigkeit unserer berlieferung beruht. Und in das fünfte rtausend sollen sie gehören, weil wir nach m Hiſtoriker annehmen müssen, daß um 00 v. Chr. das genus homo eine solche fe seiner Entwicklung erreicht habe, daß den Menschengruppen oder Völkern, die er Veranlagung nach überhaupt über dieses dium hinausgelangen konnten, der Eintritt geschichtliche Bahnen möglich gewesen sei. dahin also allgemeine, typische, anthrologische, fortan bei einem Teile der nschheit besondere, individuelle, geichtliche Entwicklung.

Gewiß eine großzügige Betrachtung! Ob aber auch richtig iſt? Sie geht von den lkern des nahen Morgenlandes aus, die allerdings um 5000 v. Chr. sich den geschichtlichen Bahnen mächtig nähern und bald in solche eintreten. Allein hier kann man mit dem oben genannten S. Reinach sagen: L'esprit simpliste n'est pas l'esprit scientifique. Wir wollen alle wirklichen Nachweisungen von Kulturentlehnung in Ehren halten, ohne darum a priori an die Einheitlichkeit der Entwicklung der ganzen Menschheit oder aller Kulturvölker oder an den einheitlichen Ursprung aller höheren Kunſtschöpfungen zu glauben, wobei immer wieder die Umwohner des öſtlichen Mittelmeerbeckens als die schöpferischen und gebenden Faktoren, auch für Oſtasien und Amerika, erscheinen. Der Hiſtoriker sucht den logischen Zusammenhang der Erscheinungen und deren kontinuierliche Entwicklung zu ermitteln und zu verfolgen. Das iſt sein Recht und seine Pflicht. Aber es gibt weite Zeit- und Länderſtrecken, wo dieser Zusammenhang nicht entfernt mit der wünschenswerten Sicherheit und vor allem nicht in der ihm gewohnten Weise zu finden iſt. Und indem der Hiſtoriker auch hier sein Gebiet erweitern und abgrenzen will, verfällt er willkürlichen Definitionen, wie wir gleich noch näher sehen wollen.

Wenn ich Ed. Meyer recht verſtehe, gibt er der geschichtlichen Menschheit, dem Objekt des Hiſtorikers, mit aller gebotenen Vorsicht des Ausdrucks, ein Alter von ungefähr vierzehntausend Jahren. Von etwa 5000 v. Chr. bis auf die Gegenwart können wir die Geschichte und die vorausliegende »Prähiſtorie« überblicken. Einen annähernd mindeſtens gleich langen Zeitraum dürfen wir voraussetzen für die Differenzierung der Völker und Völkergruppen in ihrer sprachlichen, geiſtigen und körperlichen Sonderentwicklung. Eine Folge dieser Annahme wäre, daß wir aus dieser Vorzeit keine archäologischen Zeugnisse besäßen, die sich den Überreſten der Folgezeit, von etwa 5000 an, logisch angliedern lassen. Aber die paläolithischen Denkmäler? Mit diesen verfährt nun Meyer ganz eigentümlich, um sie, seinem Prinzip gemäß, aus der Geschichte auszuschalten. Sein Prinzip beſteht nämlich darin, keine Geschichte anzuerkennen, die sich nicht hiſtoriographisch fassen und in genetische Verbindung mit einer Folgezeit bringen läßt, ohwohl er ausdrücklich bemerkt, daß der Fortschritt der Zeiten keineswegs immer einen

Fortschritt der Kultur bedeuten müsse, weder nach einer früher eingeschlagenen, noch nach einer neuen Richtung. Statt ruhig anzuerkennen, daß die Geschichte der Menschheit im Eiszeitalter ein — in gewissem Sinn völlig gleichwertiges, wenn nicht überlegenes — Gegenstück zur ganzen späteren Entwicklung unseres Geschlechtes bedeutet, hilft er sich damit, die altpaläolithische Menschheit noch nicht als Menschheit gelten und die jungpaläolithische am Ende des Eiszeitalters durch eine kolossale Katastrophe hinwegräumen zu lassen. Nicht nur die tertiären Eolithen-Verfertiger, an die er übrigens glaubt, sondern auch die Erzeuger der ältesten konventionellen Werkzeugformen, der Typen von Chelles und Saint Acheul, betrachtet er noch nicht als Menschen, und selbst, wenn der jetzt in Berlin befindliche Homo Mousteriensis Hauseri rituell bestattet gewesen sei, brauche er deshalb noch kein Mensch gewesen zu sein. Die Frage, wo der Mensch anfängt, ist zwar zu allen Zeiten strittig gewesen, und wir wollen sie hier nicht erörtern, sondern nur bemerken, daß H. St. Chamberlain und seine Anhänger geneigt sind, den Begriff Mensch auf die (allerdings über die gewöhnlichen Grenzen etwas erweiterte) germanische Rasse zu beschränken. Daran wird man durch die Ausschaltung der sog. Primigenius-form aus dem Bereiche der Menschheit wenigstens einigermaßen erinnert, und dabei fällt einem ein, daß Anthropologen, wie Klaatsch und Kollmann, in jener Form gar nichts »Erstgeborenes«, sondern nur das Ergebnis einer besonderen Entwicklungsrichtung, eine Variante der bereits fertig entstandenen Menschheit sehen wollen. Allein dem sei, wie immer; mit der Entwicklung bis zum Beginn der jungpaläolithischen Stufen, d. i. bis zum ersten Auftreten der bildenden Kunst, hat sich der Historiker durch jene Ausscheidung radikal abgefunden; sie gehört nach ihm in die Paläontologie, nicht in die Geschichte der Menschheit. Die rechtliche und bleibende Domäne des Prähistorikers bestünde also in den jungpaläolithischen Kulturstufen und Kulturdenkmälern, etwa vom Aurignacien bis zum Magdalénien. Allerdings bezweifelt E. Meyer zunächst auch das hohe absolute Alter dieser Stufen. Er möchte das Magdalénien, die letzte Stufe des großen troglodytischen Kunstzeitalters, am liebsten in das sechste Jahrtausend v. Chr. setzen, um es nicht allzu weit vor dem Beginn der jüngeren Steinzeit zu haben. Aber es scheint, daß dem geologische Daten im Wege stehen. Tatsächlich schätzt man, nach den letzteren, die seit dem Magdalénien verflossene Zeit rund auf etwa 24,000 Jahre, und die seit dem Maximum der letzten Eiszeit abgelaufene Periode möchte A. Penck lieber auf 50,000 als auf 30,000 Jahre veranschlagen. Den Historikern scheint es eine Art von Sehnervenschmerz zu bereiten, wenn sie ihre Augen auf solche Entfernungen einstellen sollen. Dazu fehlt ihnen die Akkommodationsfähigkeit, und sie lehnen sich dagegen auf, wenn sie auch keinerlei Gründe gegen solche Abschätzungen aufbringen können. Ed. Meyer findet, die höhere Exaktheit, welche man gewöhnlich, aber mit Unrecht den Naturwissenschaften zuschreibe, sei in diesem Falle auf seiten der Geschichtsforschung, die solchen Aufstellungen mit ihrem Zweifel begegne. Allein dabei wird die Verschiedenheit der beiden Richtungen übersehen, die es mit sich bringt, daß die Fragen, die auf der einen Seite gestellt werden, eine exakte Beantwortung von der anderen Seite nicht erfahren können. Auf das, was die Geschichtsforschung von der Naturwissenschaft wissen möchte, kann diese nur in ihrer eigenen Art Aufschluß geben und umgekehrt.

Dem Historiker wäre aber auch wenig damit gedient, wenn die Glazialgeologie so exakt wäre, das Bühlstadium Penck-Brückners statt 24,000 nur 8000 Jahre alt sein zu lassen. Denn das Magdalénien hätte auch dann keinen für den Geschichtsschreiber faßbaren Zusammenhang mit der neolithischen Periode. Und hier stoßen wir hart auf das, was den Unterschied zwischen Geschichte und Vorgeschichte ausmacht: nicht die größere oder geringere Exaktheit, sondern die in den Objekten begründete Verschiedenheit der Betrachtungsweise. Der Historiker sieht, daß es eine geschichtliche Brücke zwischen der älteren und der jüngeren Steinzeit nicht gibt, und darum schließt er die erstere aus der Geschichte der Menschheit im Altertum aus und beginnt diese Geschichte mit dem fünften Jahrtausend vor Christo. Der Prähistoriker sieht dasselbe, aber wenn er recht beraten ist, wird er keines der — leider jetzt beliebten — Kunststücke machen und irgend welches elende, halbwegs intermediäre Zeug zu Zeugnissen einer Übergangsstufe stempeln. Er weiß, daß

es ihm versagt iſt, solche Zusammenhänge zu erkennen, wie sie die Hiſtoriker, auch nicht immer mit aller wünschenswerten Sicherheit, nachweisen. Statt die vorgeschichtlichen Dinge hiſtorisch machen zu wollen, sucht er sie anthropologisch zu begreifen, und das iſt auch etwas. Es iſt das, was durch alle Geschichte hindurch gesucht werden muß und was der jüngeren Vorgeschichte auch bleiben wird, wenn sie sich so weit als möglich in Geschichte verwandelt hat. Er wird z. B. durchaus nicht, wie Ed. Meyer, finden, daß uns in den jungpaläolithischen Denkmälern »eine Kultur entgegentritt, die ihrem geiſtigen Inhalte nach der der folgenden Periode, der neolithischen Zeit, weit überlegen iſt.« Denn dieses Urteil iſt einseitig aus der Vergleichung der bildkünſtlerischen Leiſtungen beider Perioden geschöpft und übersieht den Fortschritt zu Seßhaftigkeit, Feldbau und Viehzucht, um von der Steinglättung und der Keramik, an die Meyer allein gedacht zu haben scheint, wenn er von »äußeren technischen Errungenschaften« spricht, abzusehen.

Die geiſtigen Fähigkeiten der neolithischen Bevölkerung Europas, welche keine naturaliſtische Bildkunſt besaß, können wir mit diesem Maßſtab nicht messen und überhaupt ebensowenig genau abschätzen, wie die der paläolithischen Bevölkerung, die über jene Fähigkeit verfügte. »So scheint die Annahme unabweislich, daß wir es hier mit einer auf französischem Boden sich abspielenden Kulturbewegung des primitiven Menschen zu tun haben, die mit ganz beschränkten äußeren Mitteln eine erſtaunliche Höhe erreicht hat, die dann aber durch eine große Kataſtrophe vernichtet worden iſt und eine Nachwirkung auf die folgende Zeit nicht ausgeübt hat.« Zunächſt hat sich diese Kulturbewegung nicht auf den französischen Boden beschränkt; denn, abgesehen von den Nachbarländern, wie Spanien, der Schweiz, Belgien und Südengland, hat auch das öſtliche Mitteleuropa, wie Funde aus Niederöſterreich und Mähren bezeugen, daran teilgenommen, und vermutlich sind wir noch lange nicht am Ende ähnlicher Entdeckungen in verschiedenen, einſt von der Glaziation der Eiszeiten verschonten Gebieten Europas. Bei solcher Ausdehnung des Phänomens scheint es ferner auch exakter, mit den beſten Kennern der paläolithischen Kunſt, wie H. Breuil, einen allmählichen Verfall und Verluſt derselben anzunehmen, als eine große Kataſtrophe, von der wir sonſt keinerlei Kenntnis haben; es wären denn damit die langsamen klimatischen und fauniſtischen Veränderungen der Nacheiszeit gemeint, in welchen man aber doch keine Kataſtrophe erblicken kann, wie ungeheuer groß ihre Wirkung auch gewesen iſt.

Ed. Meyer hat die Geschichte glänzend definiert; der Vorgeschichte und dem Bedürfnis nach einer organischen Verknüpfung beider iſt er nicht gerecht geworden. Vorgeschichte iſt eine rein, oder faſt ausschließlich, aus archäologischen Quellen geschöpfte Kenntnis von den Zuſtänden älterer und älteſter Zeiten, — hätte er sagen müssen. Um ein Beispiel aus dem lokalen Bereich seiner eigenen Forschungen anzuführen, so sind die vormenesischen Altertümer Ägyptens wirklich vorgeschichtlich, obwohl wir aus späterer Überlieferung vernehmen, daß im Nilland anfangs die Götter, dann die Ahnengeiſter, die »verſtorbenen Halbgötter« regiert hätten, und sogar einige Namen der letzteren genannt werden. Denn auf mythische Überlieferungen, die eine spätere Zeit frei geſtaltet, ſtoßen wir faſt überall; das iſt aber keine Geschichte, und eine brauchbare Kenntnis von den Zeiten, die der Mythus im Auge hat, gewinnen wir doch nur aus den archäologischen Quellen, in diesem Falle aus den Entdeckungen Flinders Petries bei Ballas und Nagada und anderer an anderen Orten seit dem Jahre 1894. Daraus, und nur daraus, wissen wir, daß es schon ein bis zwei Jahrtausende vor dem Beginn der erſten Dynaſtie in Ägypten eine ganz individuell gefärbte neolithische oder äneolithische Kultur gegeben hat, welche uns als die Vorſtufe der älteſten pharaonischen erscheint. Daß sich die Ägypter selbſt als Autochthonen betrachteten und ihren Staat in der Urzeit von Göttern gegründet, von Halbgöttern fortgesetzt glaubten, iſt geschichtlich belanglos und kann in der Frage der Herkunft der hiſtorischen Bevölkerung des Landes nichts entscheiden. Diese und ähnliche Fragen werden aber auch von den vorgeschichtlichen Zeugnissen nicht mit jener zweifelfreien Sicherheit beantwortet, die dem exakten Hiſtoriker behagt. Denn es liegt im inneren Wesen auch dieser anthropologischen Disziplin, auf Fragen, die ihr aus anderen Wissensfächern geſtellt werden, gleichsam nur

in ihrer eigenen Sprache zu antworten. Der Hiftoriker findet die prähiftorischen Forschungen dann am sympathischften und dankenswerteften, wenn sie ihm in die Hände arbeiten, d. h. ihm über die absolute Chronologie der Altertümer und namentlich auch über die Nationalität oder wenigftens die Rasse der betreffenden Kulturträger Aufschluß geben. Kann das geschehen, so wird man es gern tun; man fälscht aber die Prähiftorie und entfremdet sie ihrem eigenen Wert und ihrer Würde, wenn man darin ihr Hauptziel erblickt und jenem Wunsche, wie es leider heute faft allgemein geschieht, viel zu weit entgegenkommt. Denn die traurige Folge davon ift ein höchft unwissenschaftliches und wüftes Würfelspiel mit alten inhaltsleeren Völkernamen und mythischen oder legendären Daten von Ursitzen und Wanderungen und derlei pseudohiftorischem Kram, den man auch früher liebevoll gepflegt hat, und dem jetzt die vorgeschichtlichen Altertümer als willkommene Unterlage dienen sollen. Soweit sie sich dazu eignen, sind sie dem Hiftoriker wertvoll; soweit das nicht der Fall ift, verachtet er sie gründlich. Um das letztere zu vermeiden, beftreben sich viele willfährige Prähiftoriker jetzt, allen Funden eine ethnographische oder wenigftens eine Rassenetikette beizufügen, — gültig zum Eintritt in den Bereich der Geschichte. Vor dem letzteren fteht dann der kritische Torwart und äußert mit Recht vielfache schwere Bedenken. Daß zwei Wissenschaften mit typisch verschiedenem Objekt verschiedene Ziele verfolgen und dabei, da sie aneinandergrenzen, sich doch gegenseitig unterftützen können, ohne daß die jüngere und schwächere ihre Selbftändigkeit aufzugeben braucht, — das sollte man doch schon gelernt haben.

Paulus.

Seine Welt und seine Persönlichkeit.

Von Adolf Deißmann, Professor an der Universität Berlin.

(Schluß)

II.

Der Mensch Paulus.

Über das Äußere des Menschen Paulus ift nichts Sicheres überliefert. Seine jüdische Abkunft, auf die er ftolz gewesen ift, werden ihm die Leute von Ephesus und Korinth gewiß angesehen haben. Und ein Mann, der vielleicht schon das fünfte Jahrzehnt seines Lebens überschritten hatte, ift der Paulus der uns erhaltenen Briefe; er nennt sich selbft einmal den »alten Paulus« (Philemon 9). Eine antike Beschreibung seines Aussehens in einem apokryphen Buch (Paulusakten 3) schildert ihn als eine keineswegs imposante Erscheinung, und denkt man an die zahlreichen Bekenntnisse körperlicher Schwäche, die sich durch seine Briefe ziehen, so mag man finden, daß jene Beschreibung in der Hauptsache, daß Paulus nämlich nicht durch äußere Vorzüge der Statur oder der Gesichtszüge hervorragte, vielleicht richtig ift.

Es gibt weder Bilder noch Büften des Paulus; selbftverftändlich nicht: wer hätte in seiner Zeit daran denken sollen, seine Züge für die Nachwelt feftzuhalten, da man doch nicht einmal das Antlitz des Meifters selbft verewigt hatte? Auch wenn die altjüdische Scheu vor dem Bilde nicht im Wege geftanden hätte, die ganze Stimmung des urchriftlichen Zeitalters war viel zu sehr von dem kommenden neuen Äon beherrscht, als daß man an das Interesse zukünftiger irdischer Generationen für die äußeren Züge des Heilandes nnd seiner Apoftel hätte denken können. Ebensowenig haben sich die Künftler des Marmors und der Farbe, die zahlreiche Bilder der Cäsaren und der kaiserlichen Frauen oder der Feldherren und führenden Literaten geschaffen haben, an Paulus herangedrängt. Wer hat denn in der offiziellen Welt von dem obskuren Wanderprediger Notiz genommen?

Das Chriftentum war zur Zeit des Paulus die verborgene Sache kleiner unbekannter Leute in den Großftädten der Mittelmeerküften. Wenn Paulus gelegentlich schreibt, der Glaube einer chriftlichen Gemeinde sei

»in der ganzen Welt« bekannt (Röm. 1, 8), so meint er in liebenswürdiger Hyperbel den Mikrokosmos der christlichen »Welt«, nicht die große offizielle Welt. Es konnte gar nicht anders sein, als daß die neue Religion und ihre führenden Persönlichkeiten der großen Welt zunächst so gut wie unbekannt waren, und daß wir also weder in der zeitgenössischen Literatur noch in der gleichzeitigen Kunst Reflexe des Menschen Paulus finden.

Es muß uns daher genügen, was Paulus selbst über sein Bild sagt im ersten Korintherbrief (1. Kor. 15, 49): es sei das Bild des aus Erde geschaffenen Adam, und nach diesem irdischen Bild werde er das Bild des zweiten Adam tragen, das Bild Jesu Christi, des zur pneumatischen Herrlichkeit verklärten Herrn.

Also das Antlitz eines Menschen blickt uns an, wenn wir vor Paulus stehen, ein Adamsantlitz, auf dem alles geschrieben steht, was Schicksal der Adamskinder ist; insbesondere lesen wir auf diesem Antlitz von dem Sünden- und Todesgeschick der Adamskinder (Röm. 5, 12 ff.; 1. Kor. 15, 22).

Es ist leider nicht überflüssig, die echte Menschheit des Paulus stark zu betonen; die traditionelle Auffassung hat nur zu oft entweder eine blutleere weltfremde Heiligengestalt aus ihm gemacht, oder den Menschen hinter dem System verschwinden lassen. Es gehört zu den erfreulichsten Fortschritten der Paulusforschung, daß man sich in den letzten Jahrzehnten für den Menschen Paulus stärker interessiert hat, nachdem noch Ferdinand Christian Baur in seinem für seine Zeit klassischen Buche »Paulus« die »die Individualität betreffenden Züge« des Apostels bloß anhangsweise berührt hatte.

Gerade für den Menschen Paulus sind nun die als vertrauliche unliterarische Kundgebungen aufgefaßten Briefe von der größten Ergiebigkeit. Jeder Paulusbrief ist ein Paulusbild, ja in mehreren Briefen wechseln in rascher Folge die Momentbilder des Mannes, die er unbewußt hinterlassen hat, seine Seele nicht bloß, sondern auch das Drohen und Lächeln seines Gesichtes in die Worte hineinprägend.

Ganz werden wir ihn freilich auch trotz dieser trefflichen Selbstzeugnisse nicht rekonstruieren können. Das liegt im Wesen der historischen Forschung begründet, die, soweit sie sich mit Menschen beschäftigt, immer an einem bestimmten Punkte Halt machen muß, weil jenes Mysterium anfängt, das sich auch der raffiniertesten und sensibelsten psychologischen Kunst nicht ganz enthüllt.

Immerhin ist uns ein großes und wesentliches Stück des Menschen Paulus zugänglich. Und der eine tiefe Eindruck ist das Ergebnis jeder auch bloß raschen Beschäftigung mit seinen Briefkonfessionen: der Mensch, von dem diese Fragmente stammen, ist ein großer Mensch, ein ungewöhnlicher Mensch von ungewöhnlichster Begabung. Schon eine rein formale Beobachtung würde das auch denen klar machen, die sich bei der Erkenntnis menschlicher Größe gern von formalen Gesichtspunkten leiten lassen: die geniale plastische Gestaltungskraft, über die Paulus verfügt, und zwar mühelos verfügt, zeigt die quellende Frische seines schöpferischen Wesens. »Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig« (2. Kor. 3, 6), wer bloß diese lapidare Zeile geschaffen hätte, wäre um dieser Zeile willen unsterblich. »Die Juden fordern Zeichen, die Griechen trachten nach Weisheit« (1. Kor. 1, 22), »das Reich Gottes steht nicht in Worten, sondern in Kraft« (1. Kor. 4, 20), »die Gnosis bläht auf, die Liebe erbaut« (1. Kor. 8, 1), »der Geist ergründet alles, auch die Tiefen Gottes« (1. Kor. 2, 10) — hundertmal blitzt und funkelt es so in den Briefen, die doch nicht berechnet sind auf den Beifall der literarischen Salons, sondern anspruchlos und still zu Unbekannten kamen, um ihnen in ihren Nöten zu helfen durch die Kraft von oben. Da haben wir überall nicht die überlegte Künstlichkeit des den Rhythmus abzählenden Rhetorikers, sondern die natürliche Ausstrahlung verborgener Größe.

Die menschliche Größe des Paulus zeigt sich aber noch mehr an den gewaltigen Polaritäten seines Wesens. Paulus hat in seiner Persönlichkeit Raum für Gegensätze, die den kleinen Menschen rettungslos zersprengen würden, und die den kleinlichen Paulusforscher mit so zahlreichen Problemen belasten, daß er sich Luft machen muß durch Broschüren und Bücher über die Unechtheit oder die Interpolationen der Paulusbriefe. Den Paulus haben jene Gegensätze nicht zersprengt; sie gaben seinem Innern die gewaltige Spannung, die sich in der Energie seines großen Lebenswerkes auslöste.

Die deutlichſte Polarität liegt in dem Kontraſt seines Körpers und seiner physischen Leiſtungsfähigkeit. Schwach und krank iſt sein armer Leib gewesen; ein zerbrechliches irdenes Gefäß nennt er ihn selbſt (2. Kor. 4,7), oder der Zeltmacher vergleicht ihn mit dem leichten Zelthaus, das keine Dauer hat (2. Kor. 5,1). Von einem heftigen Krankheitsanfall spricht er im Galaterbrief (Gal. 4,13 ff.), und es scheint eine Krankheit mit ekelerregenden Begleiterscheinungen (Gal. 4,14) gewesen zu sein. Am bekannteſten aber iſt im zweiten Korintherbrief der Hinweis auf ein schweres chronisches Leiden mit zeitweiligen überaus schmerzhaften Anfällen (2. Kor. 12,7); »einen Dorn im Fleisch«, »einen Satansengel, der ihn mit Fäuſten schlägt,« nennt er dieses Leiden, und wir wissen nicht sicher, auf welche spezielle Krankheit diese Symptome hinweisen. Einzelvermutungen sind oft versucht worden, aber ohne genügende Sicherheit; die spärlichen Andeutungen des Paulus selbſt mahnen zur Vorsicht.

Dabei iſt dieser hinfällige Körper bedeckt mit den Narben zahlreicher Mißhandlungen (2. Kor. 11,23 ff.): eine Steinigung hat er erduldet, fünfmal hat er die furchtbare Strafe der 39 Peitschenhiebe von der jüdischen geiſtlichen Gerichtsbarkeit erhalten, dreimal die ſtaatliche Züchtigung durch Rutenschläge. Was das heißt, mag man sich von unseren Zuchthausbeamten sagen lassen, die der disziplinaren Beſtrafung renitenter Sträflinge beiwohnten. Schon nach dem fünften Schlage oft beginnt das Blut zu spritzen, nach zwanzig Schlägen iſt der Rücken eine zerfetzte blutige Masse. Wir besitzen im Mischna-Traktat Makkoth noch die Inſtruktion für den Synagogenwärter, der die Geißelung zu vollziehen hatte »mit seiner ganzen Kraft«, während einer der Richter Bibelworte verlas. Lange nicht jeder Sträfling hatte die physische Kraft, die 39 Hiebe zu ertragen, manche ſtarben unter der Hand des Wärters: darum »schätzte« man den Delinquenten vorher ein, z. B. ob er etwa bloß 18 Hiebe ertragen könne. Die Paragraphen dieses ganzen Traktates sind ein erschütternder Kommentar zu jener einfachen Zeile des zweiten Korintherbriefes.

Zu alledem kommen Entbehrungen in Hunger und Froſt, Durſt, Hitze und Schiffbruch und das Martyrium häufiger Verhaftungen. Die Aufzählung dieser Leiden im zweiten Korintherbriefe spiegelt die klimatischen Schwierigkeiten wieder, denen der kränkliche Mann ausgesetzt war, aber auch den ganzen Fanatismus jener Leidenschaft, die wie ein verborgenes Feuer durch die Geschichte des religiösen Orients geht von der Abschlachtung der Baalspfaffen bis zur Steinigung des Stephanus und bis zu den Massacres von Adana, Tarsus und Antiochien im Jahre 1909.

Und nun sehen wir, daß der kranke, mißhandelte, durch Hunger und vielleicht durch Fieber entkräftete Mann ein Lebenswerk vollbringt, das schon als bloß physische Leiſtung unsere Bewunderung herausfordert. Man messe einmal die Kilometerzahl nach, die dieser Mensch zu Wasser und zu Lande zurückgelegt hat, und man versuche selbſt, diesen Pauluswegen heute nachzugehen. Man sitzt, den Kaiserpaß und diplomatische Empfehlungen in der Tasche, im bequemen modernen Wagen der anatolischen Bahn und fährt in der Abenddämmerung auf dem von Ingenieurkunſt und Dynamit durch die Felsen und über die Ströme gezwungenen Schienenweg dem Ziel entgegen. Während wir, an diesem Ziel telegraphisch angemeldet, mühelos über die Paßhöhe dahinfliegen, sehen wir beim letzten Schein des Tages tief unten die antike Straße schmal und steinig den Paß erklimmen, und auf dieser Straße eilen ein paar Menschen zu Fuß oder zu Esel oder, wenn es hoch kommt, zu Pferd der kärglichen schmutzigen Herberge zu. Sie muß erreicht werden, ehe die Nacht völlig hereinbricht, denn die Nacht iſt keines Menschen Freund, die wilden Hunde der rohen Hirten ſtellen sich wütend in den Weg, Räuber trachten nach dem Mantel und dem Reittier, und die Dämonen der Malaria drohen den Erhitzten und Ermüdeten aus der kalten Nachtluft, die bereits von den Seitentälern herniederweht.

Oder geht einmal aus dem modernen Levante-Hôtel mit Lift und französischer Speisekarte in den armseligen Khan auf der Paßhöhe am Weg nach Antiochien, und schlaft eine einzige Nacht auf dem harten Holz seiner unsauberen Pritschen, gepeinigt von übeler Luft, Kälte und Ungeziefer. Oder fahrt auf einem großen Mittelmeerdampfer des Norddeutschen Lloyd vom Oſten her Italien zu; der Sturm, der euch in finſterer Nacht hin- und herwirft und vielleicht ein wenig seekrank

nacht, der aber das gewaltige Schiff von ieiner Bahn nicht verdrängen kann, schleudert len kleinen Segler, der ohne Gestirn und Instrument das Spiel der Wellen ift, auf Riff oder Sandbank, und tagelang treiben die wenigen Geretteten auf den Trümmern des Wracks verschmachtend umher.

Auf jener dunkel werdenden Straße haben wir Paulus gesehen, auf jenem harten Holz iuchte der müde Paulus Erquickung, und Paulus war es, der auf jener Schiffsplanke hin- und hertrieb, einen Tag und eine Nacht (2. Kor. 11, 25), Paulus, der schwerkranke Mann. Ich hatte das große Glück, 1906 und 1909 auf zwei anatolischen Reisen faft allen Pauluswegen nachgehen zu dürfen; einer der nachhaltigften Eindrücke dieser zumeift mit modernen Verkehrsmitteln gemachten Fahrten ft die unsägliche Bewunderung vor der rein physischen Leistung des Wanderers Paulus, ler wahrhaftig nicht grundlos sagen konnte, laß er seinen Körper als Sklaven bändige (1. Kor. 9, 27).

Eine andere Polarität seines Wesens ift liese. Paulus ift von großer Demut und loch auch wieder fähig, Worte von wahrhaft grandiosem Selbftgefühl auszusprechen. Charakteriftisch ift hier besonders das Bekenntnis les erften Korintherbriefes (1. Kor. 15, 9f.): »ich bin der geringfte von den Apofteln, . . von Gottes Gnaden aber bin ich, was ch bin, . . . ich habe mehr gearbeitet, als ie alle, nicht ich, sondern die Gnade Gottes, lie mit mir ift.« Das sind keine Phrasen, ondern echte Bekenntnisse; mit faft griechischem Schauder vor der Hybris*) verbindet ich männliches Kraftgefühl: vor Gott ein Wurm, vor Menschen ein Adler!

Mit seiner körperlichen Schwäche, aber ewiß auch mit seiner ganzen seelischen truktur hängt es zusammen, daß tiefe innere Depressionen mit gewaltigen Momenten völger Freiheit und sieghaft trunkener Weltberwindung wechseln. Vom ängftlichen Iarren der Kreatur spricht er aus eigenfter rfahrung (Röm. 8, 19ff.), von Niedereworfenwerden, von Beengungen, Nöten, ıngften, schweren Sorgen nicht minder 2. Kor. 4, 8ff., 6, 4ff., 1. Kor. 4, 9ff. und ndere Stellen); Todessehnsucht zittert durch ine Seele (Phil. 1, 23), und doch ift ihm das Abbrechen des irdischen Zeltes ein grauenvoller Gedanke (2. Kor. 5, 2ff.); für alles Menschenleid hat er, aus seinem eigenften Erleben heraus, den einfachften und doch wuchtigften Akkord gefunden in dem de profundis des Römerbriefes (Röm. 7, 24): ταλαίπωρος ἐγὼ ἄνθρωπος, Ich armseliger Mensch! Und derselbe Mann jubelt doch wieder auf in völligem Hinausgehobensein über alle Nöte und Rätsel dieses Lebens (Röm. 8, 35ff. und andere Stellen). Es ift eine üble Psychologie, wenn man die Worte der Depression bloß auf die vorchriftliche Zeit des Paulus deutet, und in den Worten aus der Höhe bloß den Chriften Paulus reden läßt. Auch als Chrift noch ift Paulus von Abgründen verschlungen worden, wie er gewiß auch schon als Jude die Berge geschaut hat, von denen unsere Hilfe kommt.

Enge mit dieser Polarität seines Erlebens berührt sich eine andere. Paulus ift eine weiche Natur. Er weint, und er spricht mit antiker Naivetät von seinem Weinen (2. Kor. 2, 4, Phil. 3, 18, vergl. Apoftelgesch. 20, 19, 31). Er betritt mit Scheu, »mit Furcht und Zittern« eine neue Stätte seiner Missionsarbeit (1. Kor. 2, 3). Er ift der innigften Empfindung fähig, nennt die Mutter eines Freundes seine eigene Mutter (Röm. 16, 13), schreibt wie ein Vater (1. Thess. 2, 11, 1. Kor. 4, 14f. u. andere Stellen), ja er empfindet mütterlich (Gal. 4, 19, vergl. 1. Thess. 2, 7). Worte der rührendften Liebe fließen von seinen Lippen. Denkmäler dieser Weichheit sind besonders der Philipper- und der Philemonbrief, beide voll des treuften Zartgefühls. Auch das große Kapitel 13 des erften Korintherbriefes, das hohe Lied der brüderlichen Liebe, ift aus seiner brüderlichen Seele hervorgeftrömt, und in dem Spiegel dieses Stromes sehen wir das liebevolle zarte Gemüt des Menschen Paulus aufs deutlichfte.

Zu Zeiten aber ift dieser weiche, zärtlich schmeichelnde Paulus hart; er schreibt wie ein Zuchtmeifter, er grollt, und wie Blitze zucken seine Zornesworte auf die Schuldigen hernieder (vergl. den Anfang des Galaterbriefs und viele andere Stellen), und der Eindruck solcher Worte auf die davon Betroffenen ift niederschmetternd (vergl. namentlich die im 2. Korintherbrief angedeutete Wirkung eines jetzt verlorenen Paulusbriefes auf die Korinther, auch das Urteil der Gegner 2. Kor. 10, 10). Namentlich seinen Gegnern

*) Vgl. die wiederholten Warnungen der Paulusriefe vor dem Sichrühmen.

gegenüber iſt er unerbittlich hart; vor dem bitterſten Ton nicht zurückschreckend, prägt er Kampfesworte von einer geradezu fanatischen Derbheit (Gal. 5, 12, Phil. 3, 2 und andere Stellen) und zweifelt am guten Willen der Gegner (Gal. 1, 7; 4, 17).

Besonders eine Beobachtung iſt hier zu verwerten: Paulus iſt voll von Ironie, von unerbittlicher ätzender Ironie. Viele seiner Worte sind nur so zu verſtehen; sie vibrieren wie eine Degenklinge, wenn man sie als ironische Kampfesworte erfaßt hat.

Paulus erinnert mit diesem Nebeneinander von Milde und Härte, wie ja überhaupt, an Luther; man vergleiche den köſtlichen Brief an seinen Sohn Hänsichen und seine tötlichen Streitworte gegen das Papſttum.

Es iſt begreiflich, daß eine solche polare Persönlichkeit auf die Menschen einen sehr verschiedenen Eindruck gemacht hat. Selten iſt wohl jemand zugleich so glühend gehaßt und so leidenschaftlich geliebt worden, wie Paulus.

Er zitiert mitunter Urteile seiner Gegner über ihn, die, obwohl natürlich Karikaturen, höchſt lehrreich sind. In der Nähe sei er demütig, in der Ferne voll Courage (2. Kor. 10, 1. 2); seine Briefe seien schwer und kraftvoll, bei persönlicher Anwesenheit aber sei er schwächlich und sein Wort nichtig (2. Kor. 10, 10); er wolle Menschen beschwatzen (Gal. 1, 10); er schreibe nicht, was er denke (2. Kor. 1, 13). Ja, man iſt nicht davor zurückgeschreckt, ihm Betrug, Unsauberkeit, Liſt nachzusagen (1. Thess. 2, 3f.) und von Veruntreuungen zu zischeln, die er sich in Geldsachen habe zu schulden kommen lassen (2. Kor. 12, 16). Man begreift nun die umſtändliche Vorsicht, mit der Paulus die ganze Kollektensache betrieben hat; die kleinen vom Obolos und Denar lebenden Menschen seiner Gemeinden, diese Mißgünſtigen, die selbſt, wie Paulus einmal sagt, einander beißen und anfressen (Gal. 5, 15), waren ordinärer Verdächtigung und nichtswürdigem Klatsch über einen großen Menschen nicht unzugänglich. So sicher die Gegner mit diesem ganzen Klatsch dem Apoſtel bitteres Unrecht getan haben, so lag in anderen Vorwürfen vielleicht ein Körnchen Wahrheit, freilich unwahrhaftig verwertet; wir können das besonders gut an einem Falle sehen: die Gegner haben einmal die Impulsivität des Paulus, mit der er einen Reiseplan geändert hatte, zu seinen Ungunſten ausgenutzt (2. Kor. 1, 17).

Aber auch Belege für eine geradezu schwärmerische Verehrung fehlen nicht. Paulus erinnert seine Galater an die Zeit ihrer erſten Liebe, als sie ihn wie einen Engel Gottes, ja wie Chriſtum Jesum selbſt aufnahmen und sich selig gepriesen hätten, wenn sie für ihn ihre Augen hätten ausreißen dürfen (Gal. 4, 13ff.); noch tiefer, weil ſtetiger, haben ihn, wie der an sie gerichtete Brief zeigt, die Philipper geliebt.

Aus alledem dürfen wir Rückschlüsse ziehen auf die Persönlichkeit des Paulus: selbſt weich und hart, hat er die Menschen, die mit ihm in Berührung traten, zu Freunden oder zu Feinden gemacht. Die behagliche Ruhe des Alltagsmenschen hat er nicht gekannt; er iſt durch die Gluten und Stürme von Liebe und Haß hindurchgeschritten.

Daß der Mensch Paulus, der uns bis jetzt beschäftigte, ein antiker Mensch gewesen iſt, iſt gewiß selbſtverſtändlich. Aber als Warnung vor jedem Versuche der Modernisierung sei der Satz doch ausdrücklich formuliert. Dabei soll man freilich nicht vergessen, daß in den großen Bewegungen der Menschenseele der Unterschied zwischen dem sogenannten modernen Menschen und dem antiken Menschen kein allzu großer iſt. Aber das hiſtorisch geschärfte Auge erkennt die wirklich vorhandenen Unterschiede. Die Welt des Paulus iſt jene antike Welt, die wir in ihren Umrissen zu zeichnen suchten, und die antike naive Kosmologie mit ihrem Oben und Unten iſt der Hintergrund seiner religiösen Gewißheiten, wie auch die soziale Kultur der antiken Großſtadt der Hintergrund seiner Mission iſt. Seine Bildersprache spiegelt, ſtark verschieden von der taufrisch ländlichen Bildersprache Jesu, diese antike Großſtadtkultur wieder, den Sport des Stadions, das Militärwesen, die Sklaverei, die Szenen vor dem Gericht und in den Theatern. Prachtvoll plaſtisch wird der antike Paulus, wenn wir seine Briefe auf den jetzt aus dem Schutte wiedererſtehenden Trümmern der Schauplätze seiner Arbeit lesen; wenn wir in der schwülen Einsamkeit von Ephesus in dem Theater, das die Volksszene von Apoſtelgeschichte 19 gesehen hat, im erſten in Ephesus entſtandenen Korintherbriefe von den vielen ephesinischen Widersachern des Apoſtels (1. Kor. 16, 9) lesen, oder wenn wir auf der Höhe von Akrokorinth, zur Rechten das die Segler nach Ephesus und

Palästina tragende Meer, zur Linken den nach Rom weisenden korinthischen Golf, den Römerbrief aufschlagen, den Brief, in welchem drunten in Altkorinth Paulus den Blick von Jerusalem bis Rom und Spanien gerichtet hat (Röm. 15, 19 u. 23 f.). Da wird der antike Paulus lebendig, der Untertan des Kaisers Nero, der Zeitgenosse des Seneca.

Der Zeitgenosse des Seneca! Der christliche Epigone, der nachmals einen Briefwechsel zwischen Paulus und Seneca geschaffen hat, hat den Apostel auch direkt zu dem Literaten gestellt; tatsächlich stehen beide nicht nebeneinander. Seneca steht bei der dünnen Oberschicht, Paulus steht bei der Masse der Mühseligen und Beladenen. Er wäre für die aristokratischen Literaten seiner Zeit durchaus der homo novus gewesen, wenn sie ihn überhaupt beachtet hätten. Aber er ist, und damit spinnen wir einen bereits angedeuteten Gedanken weiter, seinem Zeitalter nicht weiter aufgefallen. Kein einziger zeitgenössischer Historiker hat ihn erwähnt. Er war eben kein Mann der Literatur, der durch seine Werke auffiel, kein Mann der Wissenschaft, dessen Theorien der Bildung imponierten. Das Auftreten dieses einen religiösen Wanderagenten ist neben den vielen anderen Sendboten anderer Kulte in den Großstädten der Mittelmeerküsten damals nicht mehr aufgefallen, als heute das Auftreten eines amerikanischen Adventisten in Hamburg oder in Berlin. Das Wort seiner Gegner, er sei ein »Unbekannter« (2. Kor. 6, 9), das wohl heißen soll, man kenne ihn im Kreise der echten Apostel Jesu nicht, enthält, auf die Stellung des Paulus in der Welt angewandt, eine tiefe Wahrheit.

Hier steht Paulus ganz anders als Luther. Luther ist seit 1517 mitten in die große Öffentlichkeit gestellt, als Mann der Literatur, als Reformator, Politiker und Organisator. Paulus ist in der Stille geblieben; zum welthistorischen Menschen wird er erst lange nach seinem Tode.

Wie Paulus den Abstand der überwiegenden Majorität seiner Missions-Christen von der Oberschicht der Bildung, der Macht und der edlen Geburt in prachtvollen Worten des ersten Korintherbriefes (1. Kor. 1, 26 ff.) festgelegt hat, so empfindet er auch für seine eigene Person diesen Abstand und bringt ihn zum Ausdruck, wenn er sich einen Laien in der Rede (2. Kor. 11, 6) nennt, die »Menschenweisheit« (1. Kor. 2, 1 ff. und öfter) ironisch behandelt und sich den Weisen, Schriftgelehrten und Dialektikern gegenüber (1. Kor. 1, 20) als den Verkündiger der göttlichen Torheit bezeichnet (1. Kor, 1, 18 ff.) oder die Weisen als seine Missionsobjekte betrachtet (Röm. 1, 14). Auch aus der Bitterkeit des leidenschaftlichen Bekenntnisses, die Apostel seien von Gott als die »Letzten« hingestellt, als »Kehricht« und »Auswurf« der Menschheit, gut genug, der Welt, den Engeln und den Menschen als Schauspiel zu dienen (1. Kor. 4, 9—13) (wie die wilden Tiere und die Verbrecher des Zirkus) — spricht jene Kontrastempfindung der großen Welt gegenüber, und auf das unliterarische Griechisch der Briefe darf auch hier noch einmal verwiesen werden.

Verliert Paulus etwas, wenn man ihn so als homo novus der führenden Schicht seiner Zeit gegenüberstellt? Ja, er verliert etwas: die Stelzen, die man ihm gegeben hatte. Und er wird auf seine eigenen Füße gestellt, auf den Wert seiner eigenen Persönlichkeit. Wir bemessen ihn nicht mehr nach dem, was er von außen angeblich oder wirklich erhalten hat, sondern nach dem, was er von Hause aus ist. Durch die Persönlichkeitskraft, die in diesem homo novus in unverbrauchter Urwüchsigkeit vorhanden war, ragt Paulus über die Masse, die ihn umgibt, empor, wächst seine Gestalt auch über die berühmten Zeitgenossen aus der Oberschicht hinaus: es gibt keinen einzigen aus den Tagen Neros, der in den Seelen der Menschen dauernd solche Spuren hinterlassen hat, wie der homo novus Paulus.

Der kosmopolitische Zug, den dieser Unbekannte da und dort deutlich zeigt, ist die einzige stille Weissagung auf seine welthistorische Zukunft. Paulus von Tarsus ist nicht eingeengt gewesen durch die Wände seiner Werkstatt oder durch die schmalen Gäßchen seines Ghetto; er ist Weltbürger, den Juden ein Jude, den Hellenisten ein Hellenist (1. Kor. 9, 20 f.); dem römischen Staat steht er freundlich gegenüber (Röm. 13, 1 ff.). Von der ihn umbrausenden Weltkultur des Ostens und Westens hatte seine weite Seele vieles ohne gelehrte Dressur eingesogen, nicht zuletzt ethisches Gemeingut. Das, was man seine weltliche Bildung nennen könnte, ist nicht eingedrillt, sondern eingeatmet. Den Rhetoren hat er manches abgelauscht, von

den Dichtern sind ihm Kernworte und im Volksmund lebende Zeilen (1. Kor. 15, 33; Apostelgesch. 17, 28; Tit. 1, 12) vertraut; mit den Rhythmen klopfenden asianischen Prosaikern hat er sich freilich nicht eingelassen, und das spricht für seine Vernunft. Über das Heidentum hat er, aus eigener Anschauung, seine eigene Meinung: die übliche Polemik des Judentums gegen Bilderdienst und Unsittlichkeit der Völker benutzt auch er (Röm. 1, 18—32, Gal. 2, 15), aber er hat nicht wie ein kleinlich dogmatischer Zelot das Heidentum als solches für völlig gottverlassen gehalten. Er findet bei den Heiden das ungeschriebene Gesetz des Gewissens (Röm. 2, 14 f.), traut ihnen ein sittliches Gefühl zu (1. Kor. 5, 1), und er liest auf den Altären des Heidentums Weihungen, die er als Sehnsuchtsrufe nach dem Einen Gott deutet (Apostelgesch. 17, 23).

Daß er solche Inschriftzeilen nicht wie ein moderner Epigraphiker behandelt, ist selbstverständlich. Paulus betrachtet alles vom Religiösen aus.

Damit sind wir zu dem letzten deutlichen Zug des Menschen Paulus gekommen, zu dem Zuge, der welthistorisch der eigentlich triebkräftige werden sollte. Was diesen bedeutenden Menschen zu dem gemacht hat, was er geworden ist, das ist seine religiöse Begabung.

Paulus gehört zu den wenigen Menschen, auf die man den viel mißbrauchten Ausdruck »religiöser Genius« mit Fug und Recht anwenden darf. Er ist eine mystisch-prophetische Natur, und gegenüber diesem Zug verschwindet das Theologische fast ganz. Er ist mystisch-prophetisch auch in dem außergewöhnlichen Sinne, daß er ekstatischer Erlebnisse fähig ist. Obwohl er ein Grauen hat vor dem wilden Treiben entfesselter Massenekstase (1. Kor. 14, 23) und in Korinth einen Kampf gegen das theoretisch von ihm durchaus anerkannte Zungenreden führt (1. Kor. 14), hat er selbst glossolalische Begabung (1. Kor. 14, 18) und weiß selbst von eigenen datierbaren (2. Kor. 12, 2; Gal. 2, 1; zur Datierung der Ekstase vergl. Jesaia 6, 1: »Im Jahre, da der König Usia starb...«) Ekstasen und besonderen Offenbarungen zu erzählen. Entrückt in den dritten Himmel, in das Paradies, hat er unsagbare Worte gehört, die ein Mensch nicht aussprechen darf (2. Kor. 12, 2—4). In Stunden der Gebetsunfähigkeit hat der Geist plötzlich von dem Schwachen Besitz ergriffen und hat stellvertretend für ihn gebetet in unaussprechlichen Seufzern (Röm. 8, 26 f.). Oder Paulus hört auch in verständlichen Worten die Stimmen der oberen Welt (2. Kor. 12, 9; Apostelgesch. 22, 17 und andere Stellen).

Der aufgeklärte Philister lächelt über die Irrungen der Schwärmer, der korrekte Dogmatiker übergeht das Ekstatische am liebsten oder verweist es in die philosophische oder medizinische Fakultät. Der Religionshistoriker weiß, daß die für ihn rätselvollen Erlebnisse der großen »Schwärmer« die Kraftquellen der Religionsgeschichte sind. Wer dem antiken Menschen Paulus das Ekstatische nimmt, versündigt sich an dem Pauluswort (1. Thess. 5, 19): »Blast den Geist nicht aus!« Wir wollen das heilige Feuer brennen lassen, dessen Glut wir in den Briefen spüren: Paulus ist, im tiefsten Sinne des Wortes, ein homo religiosus.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Paris.

Französische und deutsche Forschung nach den Ursachen der Luftverschlechterung in geschlossenen Räumen.

Wie die nachteiligen Wirkungen schlechter Luft in Versammlungsorten vieler Menschen zu erklären sind, vor allem welche in dieser Luft enthaltenen Bestandteile es eigentlich sind, die solche Wirkungen hervorrufen, darüber gehen die Anschauungen der Fachleute so weit auseinander, daß wir bisher kaum behaupten konnten, wirklich etwas zu wissen. Durch die neuesten Arbeiten eines französischen Forschers, die in dankenswertester Weise jene eines unserer namhaftesten deutschen Gelehrten ergänzen, scheint nun aber ein wesentlicher Fortschritt in der Erkenntnis dieses Problems herbeigeführt zu werden.

Zum Verständnis dieser neugewonnenen Erkenntnis sei es vorerst gestattet, die Vorgänge, um deren Erklärung es sich handelt, kurz zu skizzieren. Der Atmungsprozeß besteht bekanntlich aus zwei Phasen, dem Einatmen und dem Ausatmen. In der ersten Phase dringt die Luft in die Lunge ein und mischt sich dort mit dem Blute, welches den Sauerstoff absorbiert. Die roten Blutkörperchen sind die Träger des Sauerstoffs, die ihn allen Organen des

Körpers zuführen, in denen dann die Verbrennung, die zur Erhaltung des Lebens notwendig ist, stattfindet, wobei der Sauerstoff in Kohlensäure verwandelt wird, die durch die Ausatmung als Abfallstoff den Weg ins Freie findet. Die auf solche Weise nach außen beförderten Gase bestehen aus Stickstoff, nicht absorbiertem Sauerstoff, Kohlensäure (4%) und Wasserdampf.

Die Analyse zeigt uns also eine Zusammensetzung der Ausatmungsprodukte, in welcher nur die Kohlensäure als nicht harmloser Bestandteil erscheint, und es liegt somit die Annahme nahe, daß die toxischen Wirkungen der mit Ausatmungsprodukten überfüllten Luft geschlossener Räume sowohl der Vermehrung des in dieser Luft enthaltenen Kohlensäurequantums als auch der Verminderung des Sauerstoffgehaltes zuzuschreiben sind. Diese Annahme war längere Zeit die herrschende und besitzt auch heute noch Geltung, obwohl sie durch den Nachweis erschüttert wurde, daß ihre Voraussetzungen nicht zutreffen. Man hat nämlich die in der Luft des betreffenden Raumes vorhandene Kohlensäure durch Alkalien absorbiert und frischen Sauerstoff in normalen Mengen hinzugeführt, ohne daß hierdurch die Luft des Raumes im geringsten verbessert worden wäre, obwohl ja jetzt, nach der alten Annahme, alle Bedingungen einer guten Luft vorhanden waren. Neuere Untersuchungen haben dann ergeben, daß auch dann, wenn der Kohlensäuregehalt des betreffenden Raumes weit unter den 4% blieb, die das Charakteristikum der verbrauchten Luft sind, ja wenn er nicht mehr als etwa zwei bis drei Tausendstel — dem Volumen nach — der Luft betrug, also einer Luft, die demnach auch nur eine geringe Menge von Sauerstoff eingebüßt hatte, daß auch dann die gewissen Störungserscheinungen eintraten. Damit war wohl der Beweis erbracht, daß die toxischen Eigenschaften der eingeschlossenen Luft anderen Ursachen als dem Überschuß an Kohlensäure und der Verringerung des Sauerstoffes zuzuschreiben sind. Vor allem lag es nahe, dabei an miasmatische Ausdünstungen unbekannter Natur, die vom menschlichen Körper ausgehen, zu denken.

Diese Anschauung schien durch die Versuche der Herren Brown-Sequard und d'Arsonval bestätigt zu werden, die auf die Idee kamen, den von den Lungen und der Haut ausgestoßenen Wasserdampf zu kondensieren und 12—30 cc. der so erhaltenen Flüssigkeit in den Blutkreislauf von Hasen einzuspritzen. Da die so behandelten Tiere alle starben, schien damit tatsächlich der Nachweis erbracht, daß die aus den Lungen kommende Luft toxische Produkte enthielt.

Gegen diese Anschauung erhob sich aber eine ganze Anzahl von Gelehrten: die Herren Dastre, und Loye, Offmann, Wellenhof, Russeau-Giliberti, G. Alesi und in allerjüngster Zeit der berühmte Hygieniker Professor Dr. Flügge, welche die Meinung verfechten, daß die Luft in geschlossenen, mit Menschen gefüllten Räumen nicht nur keine aus der Atmung hervorgegangenen schädlichen Stoffe enthalte, sondern daß die Ventilation tatsächlich überflüssig, ja in bestimmten Fällen sogar schädlich ist. Nach Flügge sind die unangenehmen Wirkungen des Atmens eingeschlossener Luft einzig und allein der Feuchtigkeit und der Temperatur zuzuschreiben. Feuchtigkeit und Temperatur in freier Luft üben aber diese Wirkung nicht aus, denn wir wissen, daß die Bevölkerung gewisser Teile der Erdoberfläche, wo beide exzessive Werte annehmen, sich recht wohl befinden; woher dann die schädliche Wirkung im geschlossenen Raum?

Um zuerst die Frage zu lösen, ob nicht unter den Ausscheidungsstoffen des Atmungsprozesses neben der Kohlensäure und dem Wasserdampf andere Stoffe vorhanden sind, denen die toxische Wirkung zuzuschreiben wäre, hat in letzter Zeit der französische Chemiker Dr. Henriot zu wichtigen Resultaten führende Versuche gemacht. Er hat den Wasserdampf, der aus den Nasenöffnungen ausströmt, in eine Kühlschlange geleitet und erhielt so durch Kondensation eine Flüssigkeit, die einen leichten Verwesungsgeruch hat, die ammoniakalische Basen und einige organische Säuren mit reduzierenden Eigenschaften enthielt. Er verdampfte viele Flüssigkeit, absorbierte den Dampf durch Schwefelsäure bei einer Temperatur von 15° und erhielt einen Restbestand von etwa einem halben Gramm per Liter Flüssigkeit, der unter dem Mikroskop in der Form kleiner, gleichförmiger Kristalle erschien. Dieser Rückstand verlor, 24 Stunden der Einwirkung einer Temperatur von 36° C. ausgesetzt, 21% seines Gewichtes, bei einer Erhöhung der Temperatur auf 80° C. in demselben Zeitraum aber 54.5%. Bei der Prüfung des nun zurückbleibenden Rückstandes unter dem Mikroskop ließ sich das Verschwinden gewisser Kristalle konstatieren, wobei aber ihr deutlich sichtbarer Abdruck auf dem Uhrglase, das als Unterlage diente, zurückblieb. Als dieses Uhrglas nun über einem Bunsenbrenner erhitzt wurde, bräunte es sich stellenweise, ohne jedoch seinen kristallinischen Glanz zu verlieren, so daß also damit dargetan ist, daß es nur sehr geringe Mengen fixer, nicht kristallisierbarer organischer Materie enthielt. Es ließ sich dann ohne Schwierigkeit nachweisen, daß die auf dem Uhrglase noch vorhandenen Kristalle aus Chlorüren und Calciumsalzen bestanden, Mineralbestandteilen, welche die, die Schleimhäute überziehende Flüssigkeit aussondert, und die von dem aus den Nasenöffnungen ausströmenden Wasserdampf mitgerissen werden.

Diese Versuche zeigten nun deutlich, daß in dem durch die Atmung erzeugten Wasserdampf organische Substanzen enthalten sind, die sich bei 36° verflüchtigen, und die Vermutung liegt nahe, daß die Verschlechterung der eingeschlossenen Luft diesen Substanzen, sowie jenen, die sich aus der Hautatmung ergeben, zuzuschreiben ist. Dr. Henriot steht aber ganz auf dem Boden der von Flügge aufgestellten Grundsätze; wie ließen sich diese mit den Ergebnissen seiner Forschung vereinigen? In einfachster Weise durch die Untersuchung der Bedingungen, unter welchen diese Substanzen die Verschlechterung der eingeschlossenen Luft herbeiführen können, eine Untersuchung, die ihn auf anderem Wege zu denselben Ergebnissen führte, wie Flügge.

Die schädlichen Ausatmungsprodukte, um die es sich hier handelt, sind im Wasser des von den Lungen ausgestoßenen Wasserdampfes enthalten, entstehen mit diesem und verhalten sich wie er

in chemischer Beziehung. Nehmen wir nun an, daß in einem geschlossenen Raume, in welchem eine niedere Temperatur herrscht, der von den anwesenden Personen durch die Atmung erzeugte Wasserdampf seinen Sättigungspunkt erreicht. In diesem Momente tritt Kondensation ein, ohne daß deshalb ein hoher Feuchtigkeitsgrad vorhanden sein müßte. Solange nun die Temperatur des Raumes dieselbe bleibt, verändert sich die Luft in hygienischer Beziehung nicht, dagegen vergrößert sich beständig die Zahl der sich an den Wänden des Raumes niederschlagenden Tröpfchen, welche die organischen Bestandteile der Ausatmung mit sich führen. Die Luft enthält also während dieser Zeit einen unveränderlichen Bestandteil von Wasserdampf, sowie eine entsprechende Menge toxischer Substanzen, und wie lange auch das Zusammensein der Menschenmenge in dem betreffenden Raume dauern mag, es ändert sich an diesem Verhältnisse nichts, solange sich die Temperatur des Raumes nicht ändert. Eine Änderung erfährt nur die Kondensation. Sie nimmt beständig zu, beständig vermehrt sich die Anzahl der die toxischen Substanzen in Lösung enthaltenden Tröpfchen, so daß ein kontinuierliches Herabrieseln an diesen Wänden stattfindet. Man kann also sagen, daß, von dem Momente der Kondensation angefangen, keine weitere Luftverschlechterung stattfindet, solange die Temperatur dieselbe bleibt, d. h. also, für eine bestimmte Temperatur ist der Grad der Luftverschlechterung unveränderlich, konstant. Und da nun bei niederer Temperatur die Kondensation nur mit geringen Mengen von Wasserdampf und toxischen Substanzen stattfindet, so ist der Verschlechterungsgrad der Luft in diesem Falle niemals ein solcher, daß er die erwähnten physischen Störungserscheinungen hervorrufen könnte.

In demselben Maße aber wie die Temperatur steigt, erhöht sich auch die Erzeugung von Wasserdampf, und die Kondensation tritt erst dann ein, wenn der Feuchtigkeitsgehalt der Luft viel größer geworden ist als vorher. Auch dann bleibt in der Luft eine konstante Menge von Wasserdampf und toxischer Substanz zurück, sobald der Sättigungspunkt erreicht ist; diese Menge ist aber viel größer als bei niederer Temperatur, und dann entstehen, wenn die Temperatur eine gewisse Höhe erreicht hat, alle jene Folgeübel des Atmens eingeschlossener Luft, die für schwächere Konstitutionen oft von sehr schädlicher Wirkung sind. Die Resultate, zu denen Dr. Henriots Untersuchungen führten, lassen sich also folgendermaßen kurz zusammenfassen: Für jede Temperatur erreicht der Verschlechterungsgrad der Luft ein Maximum, welches dem Sättigungspunkt der Luft durch den Wasserdampf entspricht, und dieses Maximum hat einen um so höheren Wert, je höher die Temperatur ist. — Wie man sieht, gibt der Kohlensäuregehalt unter diesen Umständen keinen Maßstab für die Bestimmung der Luftverschlechterung, denn er verändert sich beständig, auch dann, wenn der Verschlechterungsgrad der Luft derselbe bleibt. Dr. Henriot hat gefunden — obwohl er seine Untersuchungen noch als unvollkommen hinstellt —, daß erst von 25° C. ab die störenden Erscheinungen in menschenerfüllten Räumen mit Deutlichkeit eintreten, und er hat diese Temperatur deshalb auch die »kritische Temperatur eingeschlossener Luft« genannt.

Nun aber sind auch dann, wenn diese kritische Temperatur nicht erreicht wird, die durch die Kondensation an den Wänden usw. des betreffenden Raumes verursachten Niederschläge von Folgen begleitet, die zum mindesten für unsere Geruchsnerven recht empfindlich sein können. Die Verdunstung der mit dem Wasserdampf niedergeschlagenen Substanzen geht nämlich äußerst langsam vor sich, und sie erleiden mittlerweile chemische Veränderungen, die recht übelriechende Stoffe darstellen. So sind die üblen Gerüche, die den Kasernen, den großen Versammlungssälen, Vergnügungsetablissements, unterirdischen Tunnels usw. anhaften, zu erklären, ja diesen Kondensationen ist es zuzuschreiben, wenn dieser üble Geruch selbst Kleidungsstücke und sonstige Gegenstände durchdringt; es sind das Miasmen, die nur durch Waschen und dann durch Einwirkung höherer Temperatur zu vertreiben sind.

Welche praktischen Resultate lassen sich nun aus den Tatsachen, die Dr. Henriot auf Grund des Flüggeschen Prinzips feststellte, ableiten, inwiefern läßt sich aus ihnen ein brauchbarer Maßstab für die Bestimmung der Verunreinigung bzw. der Güte der Luft in unseren Schul-, Arbeits- und Versammlungsräumen gewinnen?

Die Prüfung des Kohlensäuregehaltes ist natürlich wie vorher unerläßlich, mehr als $^1/_{1000}$ Kohlensäure sollte in der Luft keines Raumes, der dem Aufenthalte mehrerer Menschen dient, geduldet werden, aber wie wir gesehen haben, ist neben dieser Prüfung noch eine zweite, die des Wasserdampfes, der in der eingeschlossenen Luft enthalten ist, nötig.

Nach der eben entwickelten Theorie ist die Verschlechterung der Luft dem absoluten Gewicht oder, was dasselbe ist, der Spannung des Wasserdampfes in dem betreffenden Raume direkt proportional. Direkt ist diese Spannung allerdings nur schwer meßbar, indirekt ist sie aber leicht zu bestimmen.

Bekanntlich ist der hygronometrische Zustand e der Luft gleich dem Verhältnis der Spannung f des in der Luft bei einer Temperatur T enthaltenen Wasserdampfes zur Maximalspannung F, welche der Dampf haben würde, wenn die Luft bei dieser Temperatur T gesättigt wäre.

Also $$e = \frac{f}{F},$$

da aber der zu bestimmende Wert f ist, so erhält man

$$f = e F.$$

e läßt sich direkt mittels des Registrier-Hygrometers erhalten, und für F liefern die Regnaultschen Tabellen den Wert, wenn man T kennt. T ist aber ebenfalls mittels des Registrierthermometers festzustellen, und Produkt $e F$ gibt somit jeden Augenblick den Wert von f.

Um also den zufriedenstellenden Zustand der Luft großer Arbeits- oder Versammlungsräume festzustellen, bedarf es nur zweier psychographischer Instrumente, eines trockenen und eines befeuchteten Thermometers, die e und T angeben, so daß man sofort f bestimmen kann. Auf diese Weise lassen sich Diagramme gewinnen, die zu jeder Zeit die Reinheit der Atmosphäre angeben, so daß sich der

sanitäre Zustand des betreffenden Lokales auf das Genaueste überwachen läßt.

Dr. Henriot setzt die Grenze, jenseits welcher der kritische Zustand der Luft eintritt, mit einem 17—18 Millimeter Quecksilberstand nicht übersteigenden Wert von f fest, was der Maximalspannung des Wasserdampfes bei etwa 20 Graden entspricht. Da aber in großen Arbeitsräumen neben den Athmungsprodukten auch die behandelten Materialien unter Umständen flüchtige Produkte erzeugen, die zur Verunreinigung der Luft beitragen, so ist es immer von Vorteil, den Wert von f so niedrig als möglich zu halten und zu diesem Zweck für eine ausreichende Kühlung der Räume, sei es durch Kühlanlagen, sei es durch Ventilation zu sorgen. Gleichzeitig ist ein oftmaliges Waschen der Wände angezeigt, um die Verdunstung der kondensierten Dämpfe und ihre Mischung mit der Luft des Raumes zu verhindern.

Mit Dr. Henriots Angaben, die mit den Untersuchungen Flügges in Einklang stehen, hätte man also eine praktische, leicht anwendbare und wissenschaftlich begründete Methode gefunden, um den guten Zustand der Luft in geschlossenen Räumen, in denen sich viele Menschen aufhalten, festzustellen, ein Gewinn, der für die sanitären Verhältnisse, insbesondere der Großstädte, nicht hoch genug anzuschlagen ist. A. B.

Mitteilungen.

Das Jahrbuch für Deutschlands Seeinteressen, herausgegeben von Nauticus, ist soeben zum zwölften Male im Verlage von Ernst Siegfried Mittler und Sohn in Berlin erschienen (638 Seiten mit 22 Abbildungstafeln, 36 Skizzen und 1 Kartenskizze, 5 M.). Aus dem ersten Teile, der Politisch-Militärisches behandelt, erwähnen wir die Abhandlungen »Zehn Jahre Flottengesetz«, »Die Steigerung der Wirkung der Schiffsartillerie in den größeren fremden Marinen« und »Zur Entwicklung des Unterseebootwesens«, bei der sich auch eine Abbildung des vor kurzem untergegangenen französischen Unterseebootes »Pluviôse« findet. Von den acht Aufsätzen des zweiten, wirtschaftlich-technischen Teiles sind die beiden letzten der Technik gewidmet; sie beschäftigen sich mit der Weiterentwicklung des Dampfturbinenbaues für Schiffsantriebzwecke und mit der Elektrizität auf modernen Kriegsschiffen. Von den wirtschaftlichen dürften die über Seeversicherung, über die Arbeiterwohlfahrtseinrichtungen der Reichsmarineverwaltung und über den englischen Imperialismus und die letzte Phase seiner Entwicklung wohl den größten Leserkreis finden. Der dritte Teil, die Statistik, beginnt mit einem Verzeichnis der Marinebudgets der größeren Seemächte für die Jahre 1909 und 1910. An der ersten Stelle steht natürlich England; das Budget ist im letzten Jahre um etwas über $97^1/_3$ Millionen Mark gewachsen und beläuft sich zurzeit auf 828,315,480 Mark. Das darnach höchste Marinebudget, das der Vereinigten Staaten von Amerika, ist um fast 26 Millionen herabgesetzt worden und beträgt jetzt 549,237,924 Mark. An dritter Stelle folgt das Deutsche Reich, in ihm haben die Kosten für die Marine nach dem Budget für 1910/11 gegen das vorige Jahr sich um fast $31^1/_3$ Millionen Mark auf 433,883,567 Mark gesteigert. In Frankreich belaufen sich die Kosten für die Flotte jetzt, nach einer Steigerung um etwas über $33^1/_3$ Millionen, auf $300^1/_2$ Millionen Mark. Auch in Italien, Japan und Rußland haben Erhöhungen der Marinebudgets stattgefunden, doch sind sie verhältnismäßig unbedeutend, nämlich nur ca. $3^1/_3$, $8^1/_2$ und $2^1/_7$ Millionen Mark. Die drei Budgets belaufen sich auf rund 139, 160 und $197^1/_2$ Millionen Mark. Auf den Kopf der Bevölkerung kamen an Kosten für die Flotte danach in England 18.41, in den Vereinigten Staaten 6.47 (1909), im Deutschen Reich 6.67, in Frankreich 7.61, in Italien 4.03, in Japan 3.10 und in Rußland 1.30 Mark. Um aber ein Bild von den Kosten der Landesverteidigung in den einzelnen Ländern zu gewinnen, müssen wir hinzufügen, daß die Kosten des Landheeres für den einzelnen in England 12.58, in den Vereinigten Staaten 8.61 (1909 im Deutschen Reich 12.40, in Frankreich 17.66, in Italien 8.28, in Japan 3.51 und in Rußland 6.76 M. betragen. Von den weiteren statistischen Tabellen und Angaben nennen wir die Übersichten der deutschen Handelsflotte und der Welthandelsflotte, des deutschen Schiffbaues und des Weltschiffbaues, des Seeverkehrs in den bedeutenderen deutschen Häfen und in den bedeutenderen Häfen der Welt im Jahre 1908, der Ein- und Ausfuhrwerte des deutschen Zollgebietes im Jahre 1909 und des Welthandels der hauptsächlichsten Handelsstaaten.

•

Der 4. internationale Kongreß für Philosophie wird unter dem Protektorat des Königs von Italien während der Osterferien 1911 in Bologna abgehalten werden. Den Vorsitz wird Professor Federigo Enriques führen, das Generalsekretariat hat Privatdozent Giulio Cesare Ferrari in Bologna, Piazza Calderini 2, übernommen, an den alle Mitteilungen vor dem 1. Januar 1911 gerichtet werden müssen. Die Verhandlungen des Kongresses werden in allgemeinen Sitzungen und Abteilungssitzungen stattfinden. Die acht Abteilungen werden behandeln 1. allgemeine Philosophie und Metaphysik, 2. Geschichte der Philosophie, 3. Logik und Erkenntnistheorie, 4. Moral, 5. Religionsphilosophie, 6. Rechtsphilosophie, 7. Ästhetik und Methodik der Kritik, 8. Psychologie. Nach dem vorläufigen Progamm werden auf dem Kongreß Vorträge halten die Professoren Sv. Arrhenius (Stockholm), G. Barzellotti (Rom), E. Boutroux (Paris), R. Eucken (Jena), P. Langevin (Paris), W. Ostwald (Großbothen b. Leipzig), H. Poincaré (Paris), A. Riehl (Berlin), F. C. S. Schiller (Oxford), H. v. Seeliger (München), G. F. Stout (St. Andrews), F. Tocco (Florenz), W. Windelband (Heidelberg). Die Diskussion über die gegenwärtige Aufgabe der allgemeinen Pilosophie wird durch Professor Henri Bergson (Paris) eingeleitet werden. Das Korreferat hat Professor A. Chiappelli (Neapel) übernommen. Die Diskussion über Werturteile und Tatsachenurteile wird von Professor E. Durkheim (Paris) eingeleitet. — Die Teilnehmerkarte kostet 25 Francs.

Ein Preisausschreiben über die Ausgestaltung der Arbeitsschule veröffentlicht die Verlagsbuchhandlung B. G. Teubner in Leipzig. Sie hat als Preis 1000 M. für die beste Arbeit zur Verfügung gestellt. Für die Behandlung der Aufgabe wird gefordert, daß das Prinzip des schöpferischen Lernens unter weitgehender Heranziehung manueller Betätigung für eine möglichst präzis gehaltene Formulierung des Endziels der Volksschularbeit fruchtbar gemacht, und seine Verwirklichungsmöglichkeit für alle Stufen der Volksschule am besten am konkreten Beispiel eines detaillierten Organisationsplanes nachgewiesen wird, wobei sich die technischen Fertigkeiten organisch in das Ganze einzugliedern haben. Im besonderen ist klarzustellen, inwieweit die neue Unterrichtsweise besser als die bisherige geeignet ist, als Fundament für die Erziehung zu einer geschlossenen Lebensgestaltung zu dienen. Alles Nähere sagt das Preisausschreiben in der vom Verlag herausgegebenen »Pädagogischen Bücherschau«. Preisrichter sind: Direktor Dr. E. Keller (Frankfurt), Stadtschulrat Dr. Georg Kerschensteiner (München), Rektor Robert Rissmann (Berlin), Oberschulrat Dr. E. v. Sallwürk (Karlsruhe), Direktor des Werner-Siemens-Realgymnasiums Professor W. Wetekamp (Berlin).

*

Auf der Internationalen Konferenz für Sozialversicherung, die vom 6. bis 8. September im Haag abgehalten wird, werden nach der jetzt veröffentlichten endgiltigen Tagesordnung folgende Themata behandelt werden: 1. Staatszuschüsse zur Rentenversicherung, Versicherung und Armenunterstützung. Hierüber werden von deutscher Seite Regierungsrat Dr. Pietsch (Berlin) und Ministerialrat Dr. Zahn (München) Bericht erstatten. 2. Der ärztliche Dienst in der Sozialversicherung, Versicherung und soziale Hygiene. Die deutschen Berichterstatter sind: Präsident Dr. Kaufman (Berlin), Amtsgerichtsrat Hahn (Zehlendorf) und Professor Dr. Lennhoff (Berlin). Außerdem werden der Konferenz Denkschriften vorgelegt werden über 1. Versicherung von Privatangestellten und Selbständigen (Berichterstatter Abgeordneter Dr. Potthoff, Berlin), 2. Versicherung von Witwen und Waisen (Berichterstatter Geheimer Regierungsrat Dr. Düttmann, Oldenburg), 3. Versicherung gegen Arbeitslosigkeit (Berichterstatter Regierungsrat Dr. Feig). Ferner wird nach der Zeitschrift für das gesamte Versicherungswesen über den Stand der deutschen Sozialversicherung Geheimer Regierungsrat Dr. Klein (Berlin) einen gedruckten Bericht überreichen und Geheimer Regierungsrat Weymann (Berlin) über die Reichsversicherungsordnung referieren.

*

Unter den Nachschlagebüchern, die dem großen gebildeten Publikum einen Überblick über die Fortschritte auf wissenschaftlichem Gebiete vermitteln, nehmen Herders Jahrbücher eine hohe Stellung ein. Das ältere von ihnen, das Jahrbuch der Naturwissenschaften, hat jetzt das erste Vierteljahrhundert vollendet; im vorigen Jahre ist nach dem Tode des ersten Herausgebers, des Oberrealschuldirektors Professors Wildermann, die Leitung des Jahrbuchs in die Hände des bekannten Astronomen Gymnasialprofessors Joseph Plaßmann in Münster übergegangen. Der ganze Band ist nach den verschiedenen Wissensgebieten in 14 Abschnitte eingeteilt, zu denen dann noch, vom Herausgeber zusammengestellt, ein kurzer Abschnitt »Von verschiedenen Gebieten« und das sehr dankenswerte »Totenbuch« kommen. Einem besonderen Interesse kommen die vom Direktor Dr. Ernst Kleinschmidt in Friedrichshafen verfaßten Abschnitte über Luftschiffahrt und über Meteorologie entgegen. Die Vorzüge und Nachteile der verschiedenen Systeme der lenkbalen Luftschiffe werden ziemlich unbefangen gegen einander abgewogen. Nach dem Unfall des Passagierluftschiffes »Deutschland« wird das Urteil über das Zeppelinsche Luftschiff interessieren: »Wenn auch noch allzu häufig Defekte eingetreten sind, um das Luftschiff als bereits völlig verkehrssicher gelten zu lassen, so sind es doch nur Fehler am Material oder Mangel langer Erfahrungen oder aber auch Umstände, die als vis maior aufzufassen sind, und die jedem andern Luftfahrzeug ebeensogut zustoßen können; kein einziger Unfall ist nur auf Konto des Systems zu setzen«. Das zweite Kapitel des Abschnittes läßt erkennen, wieviel Kräfte bei der Ausgestaltung der Flugmaschine zurzeit tätig sind, zugleich aber auch, mit wieviel Gefahren der Flug heute noch verknüpft ist. Doch auf diesem neuen Betätigungsfelde menschlichen Wagemuts und menschlicher Tatkraft gilt wie auf wenig andern der Spruch: dies diem docet. Im Hinblick auf den Zeppelin-Hergesellschen Plan, mit dem Luftschiff den Nordpol zu erreichen, hat Kleinschmidt dem Abschnitt »Meteorologie« ein Kapitel über die meteorologischen Verhältnisse im nördlichen Polargebiet eingefügt. Aus dem Abschnitt »Anthropologie, Ethnologie und Urgeschichte«, der von dem Privatdozenten Dr. F. Birkner in München bearbeitet ist, erwähnen wir die Mitteilungen über den Homo Aurignacensis Hauseri. Das Skelett sowie die übrigen bei den Ausgrabungen Hausers in Aurignac (Haute Garonne) gemachten Funde, die für unsere Kenntnis von dem Alter und der biologischen Einordnung des Diluvialmenschen von großer Wichtigkeit sind, hat das Museum für Völkerkunde in Berlin kürzlich erworben. Im Kapitel »Mineralogie« wird unter Beifügung von Figuren u. a. über die Diamanten von Südwestafrika und über Goldvorkommen in Deutsch-Ostafrika berichtet. In dem von Dr. Hermann Moeser in Köln herrührenden Abschnitt »Gesundheitspflege und Heilkunde« behandeln die Ausführungen über den Einfluß des Alkohols, über die Übertragungsweise der Tuberkulose und die Erfolge des Marmorek-Serums bei Tuberkulose, über die Serumtherapie der asiatischen Cholera und über Entstehungsursachen und Verhütung der Minderbegabung im schulpflichtigen Alter allgemein interessierende Themata. Von dem letzten Abschnitt »Industrie und industrielle Technik« sind zurzeit besonders die Ausführungen über Wasserbau, vor allem aber Talsperren, aktuell.

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 29
16. Juli 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.
Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Aus der Geschichte der Berliner Universität.*)

Von Max Lenz, Professor an der Universität Berlin.

I.

Fichtes Universitätsplan.

Schon einmal hatte Fichte der preußischen Regierung ähnliche Gedanken vorgetragen, wie diejenigen waren, die er im September 1807 für den Geheimen Kabinettsrat Beyme auf dessen Bitte niederschrieb. Und er hatte schon damals, im Sommer 1806, im Hinblick auf die Universität in Erlangen, wenn nicht auf Hardenberg, für den als den Chef dieser Hochschule sie bestimmt waren, so doch auf seinen Rat Altenstein, dessen spekulativer Geist sich bereits Fichtes Ideen hingegeben hatte, einen tiefen Eindruck gemacht. Damals jedoch nicht, wie in dem Berliner Plan, in der Beschränkung auf Preußen und mit Unterdrückung jeder anderen Hochschule neben dem einen, zentralen Institut, sondern mit dem Ziele, von Erlangen aus nach und nach auch die anderen Universitäten Preußens und des Reiches, ja darüber hinaus sämtliche deutsche und von deutschen Studenten besuchte, von deutschen Lehrern geleitete Universitäten, selbst diejenigen Österreichs und Rußlands, dem gleichen System zu unterwerfen. Den Weg, um innerhalb des Reichs dorthin zu gelangen, hatte Fichte in der Aufhebung des Universitätszwanges gesehen. In Preußen selbst sollte es keine Provinzialuniversität mehr geben, sondern nur noch lauter Landesuniversitäten, und völlig freie Konkurrenz, soweit die deutsche Zunge reiche, herrschen. »Jede deutsche Universität«, so hatte er gefordert, »muß immerfort auf das ganze, wissenschaftlich zu bildende Deutschland wirken können, und sie muß durch nichts Äußeres verhindert werden, jedes Talent anzuziehen, dasselbe zu bilden, und von ihm sich bilden zu lassen, das seine Verwandtschaft zu ihr in sich fühlt; und jeder deutsche Jüngling muß auf dem gemeinschaftlichen Boden Deutschlands diejenige Kultur aufsuchen können, die er für sich am angemessensten findet. Außerdem wird keine deutsche Akademie und kein aufblühendes deutsches Talent alles das, was es werden könnte«. Auf hundert Jahre fürs erste müßten die Souveräne solche unbedingte Freizügigkeit garantieren, und nicht bloß durch gegenseitigen Vertrag, sondern durch eine feierliche Verpflichtung gegen ihre Untertanen, sie in dieser Freiheit nicht zu stören, und als inneres konstitutionelles Grundgesetz verbündeter Staaten und Reiche. Jeder müßte

*) Herr Geheimrat Lenz, der von der Universität Berlin den Auftrag erhalten hat, zum Jubiläum der Hochschule deren Geschichte auf Grund des amtlichen Aktenmaterials zu schreiben, stellt uns im Obigen einige der kultur- und geistesgeschichtlich bedeutsamsten Ergebnisse seiner Forschungen freundlichst zur Verfügung. D. Red.

seinen Vorteil dabei sehen, daß er einwilligte. Rußland freilich werde kaum darauf rechnen können, daß Studenten aus Preußen oder dem südlichen Deutschland sein Dorpat oder sein Charkow oder Kasan besuchen würden; aber es möge an die ſtarke Auswanderung ſtudierter Deutscher seit 100 Jahren in sein Reich denken, und daß es ehemals alle seine Hofmeiſter und vornehmlich auch seine Professoren aus Deutschland bezogen habe. Man würde es durch einen angedrohten Impoſt oder Transitzoll auf diesen Artikel gewinnen können, da es doch fortdauernd unfähig zu bleiben scheine, denselben im eigenen Lande zu erzeugen. Öſterreich, das ohnedies verbunden sei, seinen proteſtantischen Ungarn und Siebenbürgen den Besuch deutscher Universitäten freizugeben, wäre durch die Hoffnung zu gewinnen, daß die deutschen Katholiken seine Universitäten besuchen würden, Wien ganz besonders um seiner medizinischen Inſtitute willen. Selbſt Frankreich hatte Fichte der Idee für den Bereich seiner linksrheinischen Provinzen unterwerfen zu können geglaubt: es werde sich durch das Zuſtrömen der Deutschen nach Paris, auch durch die dort zu erwartende Erziehung deutscher Prinzen und Großen für hinlänglich entschädigt halten und den deutschen Gelehrten immer erlauben, gegen den französischen Esprit, den es jenen beibringen werde, in seinen deutschen Bürgern etwas deutschen Nationalsinn aufrechtzuerhalten. Von den sächsischen Häusern meint er, sie würden bei ihrem eingeſtandenen absoluten Unvermögen, in der Bewerbung um akademische Dozenten die Konkurrenz auszuhalten, bereit sein, gegen gewisse nutritorische und kuratorische Rechte ihre drei Universitäten ganz aufzuheben und sie mit den preußischen zu vereinigen. Bayern endlich werde, zufolge seiner guten Meinung von seinen eigenen Anſtalten, in dem Vorschlage eine Goldgrube für sich selbſt entdecken und ihn mit beiden Händen annehmen. Höchſt merkwürdig der Weg, den Fichte in dem Erlanger Plan für die diplomatische Durchführung seines Garantievertrages vorschlägt. Dalberg, der Chur-Erzkanzler des alten Reiches, müsse die Vermittlung übernehmen. Aus zwei Gesichtspunkten entwickelt Fichte diese sonderbare Idee: aus der Stellung Dalbergs im alten Reich und zu der deutschen Gelehrtenrepublik, in der der deutsche Staat noch alle exiſtiere. Als Träger des Erzkanzleram sei er das einzig übriggebliebene Organ ein deutschen Reiches, als Erzbischof aber d äußere Haupt der deutschen Gelehrtenwel der durch die Wissenschaft selbſt zu Fürſtenhut gekommen sei. Beides gebe ih den Anspruch darauf, eine solche Wiede geburt Deutschlands in der Sphäre der Id vorzubereiten. Als langjähriger Bekannt des Fürſten hatte Fichte sich selbſt dazu e boten, ihn dahin zu überreden.

Es war ein Plan, wie er der Zeit, in d er entſtand, entsprach: ein phantaſtisch Gegenbild zu den Ereignissen jenes Jahre in dem der letzte Schatten des alten Reich verschwand, und zu der Stellung, die Preuße als die einzige unbesiegt und aufrecht g bliebene Macht in der Nation noch bewahrt Eben als der Vormacht des deutschen Wesen als der Besitzerin faſt aller alten und b rühmten Universitäten, neben denen d chur- und herzoglich-sächsischen Universitäte sichtbar verfielen, die hessischen, meckle burgischen usw. nie etwas bedeutet hätte und die in Süddeutschland erneuerten od neuerrichteten nicht recht zu Kräften komme wollten, hatte Fichte der preußischen Kron die Durchführung seiner Ideen anvertraue wollen. So hatte ja auch Johann Jako Engel vier Jahre zuvor durch sein allg meines Lehrinſtitut Berlin zur Hauptſtadt d nördlichen, vielleicht des ganzen Deutsc lands, zum Mittelpunkt »der Nation« mache wollen: »Die Menschen,« so hatte er m feiner Beziehung geschrieben, »neigen sic wie die Pflanzen unwillkürlich dahin, woh ihnen das Licht zuſtrömt, und den Sinne folgt in kurzem das Herz unaufhaltsam. Während aber dieser Norddeutsche, d ganz zum Preußen gewordene Mecklenburge der Erzieher des Hohenzollernkönigs, Preuße Herrschaftsſtellung, die Ausdehnung d preußischen Macht über das nördlic Deutschland im Auge gehabt hatte, iſt es f Fichte, den auf sächsischem Boden Erzogene und nur als Flüchtling, als Gaſt nach Preuß Gekommenen, die deutsche Idee, auf der Weg er den Hohenzollernſtaat hinweiſt: i will er ihn zu allererſt unterwerfen.

Von der Höhe dieser weitgespannt Hoffnungen hatte den Philosophen die Kat ſtrophe des preußischen Staates jäh hera geſtürzt. Ein Moment war gekommen, w

· an der Nation selbſt verzweifeln wollte:
ımals als er jenseits des Meeres sich und
inen Idealen eine neue Exiſtenz hatte
haffen wollen. Noch in den Wochen nach
em Frieden von Tilsit, als er schon die
ückkehr nach Berlin ins Auge gefaßt, war
· von dieser Stimmung beherrscht gewesen.
ı jenem Ausruf, der uns noch heute er⸗
hüttert, hatte sie sich Luft gemacht: »Gottes
7ege waren diesmal nicht die unsern; ich
aubte, die deutsche Nation müsse erhalten
erden; aber siehe, sie iſt ausgelöscht!« Da
ard ihm Beymes Aufforderung, den Plan
ı einer Hochschule zu entwerfen, bei dem
in Geiſt sich ganz frei von allem Zwange
es Gebrauchs und Mißbrauchs entwickeln
önne, zum Weckruf neuer Hoffnungen.
7as er für die Gesamtheit der deutschen
ildung ersonnen hatte, das wollte er nun
ınächſt für Preußen lebendig machen: so
onzentriert, daß keine Bildungsanſtalt mit
eichen Ansprüchen im Staate beſtehen sollte,
ıd so in sich abgeschlossen, daß kein Hauch
ıdersgearteter Meinungen in ihre Mauern
utritt fände. Eine Hochburg sollte es
erden, in der, wie in einem letzten uner⸗
eiglichen Kaſtell, alle Keime des unver⸗
lschten deutschen Geiſtes vereinigt werden
ıd, sicher bewahrt, zu einer neuen Pflanzung
utscher Art emporsprießen könnten.

Nicht als ob dieser Kämpfer, dessen ganzes
in und Wirken auf Eroberung und Unter⸗
erfung gerichtet war, auf das Weiterschreiten
rtan hätte verzichten wollen. Seine Hoff⸗
ngen kannten keine Grenzen, so wenig
e sein Vertrauen zu der weltbezwingenden
aft seiner Idee und sein Glaube an sich
bſt. Wenn er in dem Erlanger Plan den
sonderen Volkscharakter nur als einen Teil,
e Emanation des allgemeinen National⸗
ırakters angeschaut und geliebt hatte, so
eb er sich darin auch jetzt ganz treu. Und
e er zu jener Zeit ein zorniger Verächter
vesen war des »dumpfen und unbeholfenen
riotismus, des Spartanismus, wie man ihn
nen könne«, der nichts anerkenne und
bringen wolle als den engbegrenzten
t, in den hinein wir geboren sind, so
jetzt, da dieser Spartanerſtaat besiegt
zertrümmert war. Von der Stimmung,
ihn in früherer Zeit, als er sich von
t und Gesellschaft im Stich gelassen sah,
furchtbar geschüttelt hatte, daß er der
nwärtigen Welt und dem Bürgertum

hatte abſterben wollen, hatte er sich seit Jahren befreit. Und wenn ihn nach der Kataſtrophe im Sommer die Gefühle staat⸗loser Einsamkeit noch einmal übermannt hatten, so war auch dies nun vorübergegangen. Aber trotz allem blieb er, was er immer ge⸗wesen war: der Kosmopolit. Für ihn existierte kein anderer Patriotismus als ein solcher, der mit Weltbürgersinn gepaart war, der Atti⸗zismus, wie er in dem Erlanger Plan ihn nennt, der in jedem kräftigen Menschen sich notwendig entwickele. Niemals hat Fichte diesen Weltbürgersinn und den Glauben an die Möglichkeit, ihn mit der Treue gegen den Staat und der Liebe zur Nation zu vereinigen, aufgegeben. Er hätte ebensogut seine Philo⸗sophie aufgeben können. Denn mit ihrem Zentrum, mit der Idee, die in ihrem System alles trägt, hängt dieser Glaube zusammen, er iſt ein Ausdruck ihres Wesens. Nur von hier aus können wir, wie den Universitäts⸗plan, so auch die Reden an die Deutsche Nation, deren Verwandtschaft mit ihm von jeher anerkannt wurde (sowenig ihre Ge⸗dankenreihen identisch sind), verſtehen; denn darauf beruht der sie beherrschende Gedanke, daß die Deutschen das Urvolk seien, von Gott geſtiftet und dazu berufen, die Idee der Menschheit zu bewahren, hochzuhalten und zu verbreiten..

Auch Form, Weg und Ziel der Bildung, welche die neue Hochschule vermitteln soll, sind für Fichte die gleichen geblieben. Wie in dem Erlanger Plan, so legt er in dem für Berlin allen Nachdruck nicht auf das empi⸗rische Wissen, sondern auf seine Geſtaltung und Verwertung: nicht eine Summe von Kenntnissen, eine Anhäufung von Wissens⸗stoff iſt das Ziel, sondern der rechte Gebrauch des Verſtandes und demgemäß die Geſtaltung des Lebens selbſt. Der Weg dahin geht über die Erkenntnis, die Durchdringung des Stoffes mit dem Begriff: in ihm wird er zusammengefaßt, verkürzt, vereinheitlicht, und so das reine Wissen, die ins Unendliche sich steigernde Klarheit gewonnen. Denn »wie die einzige Quelle aller menschlichen Schuld und alles Übels die Verworrenheit der Mensch⸗heit über den eigentlichen Gegenſtand ihres Wollens iſt, so iſt die Klarheit darüber ihr einziges Rettungsmittel: eine Klarheit, welche, da sie nicht uns fremd bleibende Dinge er⸗faßt, sondern die innerſte Wurzel unseres Lebens iſt, unser Wollen ergreift und un⸗

mittelbar einfließt in das Leben«. Erreichen aber läßt sich das Ziel nur durch das konzentrierteste Zusammenarbeiten, die engste Gemeinschaft zwischen Lehrern und Schülern. Forschen und Lehren dürfen nicht getrennt werden, und das Lehren selbst muß ein gemeinsames und gleichmäßiges, ein ununterbrochenes Nehmen und Geben, Prüfen, Sichten und Fortschreiten sein. Dieser Meister des Katheders, der erste unter den großen deutschen Universitätsrednern, der durch das lebendige Wort weit mehr gewirkt hat als durch seine Schriften, bekennt sich hier als Feind des Kathedervortrages, der nichts sei als die Wiederholung der Bücherweisheit, welche sich weit bequemer und besser aus den Büchern selbst erlernen lasse. Auch von einer Abtrennung der Akademie, als der reiner Wissenschaftspflege gewidmeten Stätte, von der Universität, als der zum Unterricht, zur Überlieferung des Wissens bestimmten Anstalt, will Fichte nichts wissen. Möge man immerhin ein paar Akademiker anstellen, die in ihrem Leben nichts als Sammler, niemals ordentliche Lehrer waren, »jene lebendigen Repertorien, welche groß und einzig sind in irgend einer seltenen Wisserei, aber unfähig zu einer enzyklopädischen, einheitlichen Ansicht ihres Faches und darum untauglich zur Lehre, literarische Nothelfer, lebendige Bücher, die der ordentliche Lehrer zuweilen nachschlage«: im übrigen darf die Akademie nichts sein als ein Rat der Alten, welche, durch alle besonderen Klassen der Universität verteilt, noch immer Mitglieder des Lehrkörpers sind, soweit man sie begehrt und sie selbst es sein wollen.

Jedoch fordert Fichte gar nicht, daß diese Idealuniversität sogleich, in allen Teilen fertig, ins Leben trete, sondern er setzt vielmehr voraus, daß man zunächst eine Universität in den gewohnten Formen errichte. Aus ihr soll sich erst kraft der Idee das Nationalinstitut entwickeln. Mißglücke der Versuch, so werde man schlimmstenfalls eben eine ganz gewöhnliche Universität behalten. Aber man möge nur den Keim in den Boden senken, so könne es nicht anders sein, er werde sich zu dem Organismus entwickeln, vor dem die alten Formen verschwinden. Dieser Keim aber liegt in der Philosophie. Ein Lehrer muß gefunden werden, »der da fähig wäre, das Philosophieren selber als eine Kunst zu treiben, und der es verstände, eine Anzahl seiner Schüler zu einer bedeutenden Fertigkeit in dieser Kunst zu erheben, mit welcher dann einige dieser wiederum den ihnen anderwärts herzugebenden positiven Stoff der besonderen Wissenschaften durchdrängen und sich auch in diesen zu Künstlern bildeten; von welchen letzteren wiederum diejenigen, die es zu dem Grade der Klarheit dieser Kunst gebracht hätten, daß sie selbst Künstler zu bilden vermöchten, ihre Kunst fortpflanzten. Nachdem dieses letztere über das ganze Gebiet der Wissenschaften möglich geworden, in einer solchen Ausdehnung, daß man auf die sichere Fortpflanzung der gesamten wissenschaftlichen Kunst bis ans Ende der Tage rechnen könnte: alsdann stände die beabsichtigte wissenschaftliche Kunstschule da und wäre errichtet.« Wir verstehen, worauf Fichte hinaus will. Das Philosophieren an sich, nach einem beliebigen System, meint er nicht. Und ebensowenig die Zulassung verschiedener Systeme, eine Mehrheit von Lehrern der Philosophie und, wie man wohl fordere, eine Vollständigkeit der »sogenannten philosophischen Wissenschaften«. Denn es gibt nur eine wahrhaftige Philosophie, die reine Form des Wissens, mit der der gesamte Stoff in seiner organischen Einheit aufgefaßt und durchdrungen werden muß, also daß man danach genau weiß, was zu ihm gehöre oder nicht, und so die strenge Grenze zwischen Wissenschaft und Nichtwissenschaft zu ziehen vermag. Darum darf der philosophische Künstler beim Beginn der Anstalt nur ein einziger sein, und außer ihm kein anderer auf die Entwicklung des Lehrlings zum Philosophen Einfluß haben. Wäre ein zweiter da, der ihm widerspräche, so entstände ja Polemik, und Zweifel und Anarchie wären die Folge. Die Philosophie, wie Fichte sie versteht, ist aber Kunst, Tätigkeit, Erziehung, sie gehört nicht nur der Gedankenwelt an, sondern dem Leben selbst, das in den Ideen wurzelt und seine Einheit in ihnen findet, in das jene fortdauernd überfließen, das sie befruchten und erleuchten: eine Überzeugung ist es, die keine andere neben sich duldet: der einzige Weg, wie zur Erkenntnis, so zur Umbildung der Persönlichkeit, des Staates, der Gesellschaft, der Menschheit: sie ist Glaube, Religion, Welterkennen, Welterlösung. Wenn schon Hufeland, Reil und Wolf ihre Vorschläge für die Universität, wie allgemein sie sie begründen mochten, immer nach ihrer

\uffassung, nach ihren persönlichen Wünschen
:eſtalteten, so überbot Fichte sie darin alle.
Veder Schelling noch Schleiermacher noch
teffens, weder Kantianern noch Naturphilo⸗
ophen noch Anhängern der Popularphilo⸗
ophie gönnt er neben sich einen Platz. Es
;ibt für ihn kein Dogma neben dem seinen,
einen Propheten neben ihm. Er allein will
ler Vater und der geiſtige Leiter der neuen
Jniversität sein, und da von ihr aus Staat
nd Gesellschaft und die Menscheit selbſt neu
egründet werden sollen, der eigentliche
chöpfer des neuen Weltalters, des Zeit⸗
lters des Lichtes, das dem der Verworrenheit,
es Dunkels und der Sünde folgen wird.

Nur wer in seiner Philosophie bewährt
t, soll teilhaben an dem neuen Reiche. Ein
yſtem von Prüfungen soll für Lehrer und
chüler den Zutritt sperren oder öffnen.
)er Philosoph ſtehe an der Pforte jeder Dis⸗
iplin. Er entscheide, ob und wie weit ein
ach, das Anspruch auf Zulassung erhebt,
ufgenommen werden darf. Denn nur soweit
s sich der Forderung, mit dem reinen Be⸗
riff sich durchdringen zu lassen, unterwirft,
eicht sein Recht an die Zugehörigkeit zur
Cunſtschule des rechten Verſtandesgebrauches.
Ceinerlei Recht daran hat die Theologie, sie
nüßte denn darauf verzichten, »noch ferner⸗
in auf einem Gotte zu beſtehen, der etwas
ollte ohne allen Grund; welches Willens
ıhalt kein Mensch durch sich selber be⸗
reifen, sondern Gott selbſt unmittelbar durch
esondere Abgesandte ihm mitteilen müßte;
aß eine solche Mitteilung geschehen sei, und
ıs Resultat derselben in gewissen heiligen
üchern, die übrigens in einer sehr dunklen
orache geschrieben sind, vorliege, von deren
chtigem Verſtändnisse die Seligkeit des
enschen abhänge.« »Nur wenn sie diesen
nspruch auf ihr bekannte Geheimnisse und
ubermittel durch eine unumwundene Er⸗
lrung aufgibt, laut bekennend, daß der Wille
ottes ohne alle besondere Offenbarung er⸗
nnt werden könne, und daß jene Bücher
rchaus nicht Erkenntnisquelle, sondern nur
hiculum des Volksunterrichtes seien«, darf
n sie zulassen. Nicht besser ergeht es der
risprudenz. Soweit sie Hinführung zur
xis iſt, fällt sie ganz außerhalb des Um⸗
ses der Schule, und sollte man die Schüler
in an die ausübenden Richter⸗Kollegien
weisen, unter deren Augen und Ver⸗
wortung sie sich für die künftige Geschäfts⸗
führung vorzubereiten hätten. Wissenschaft⸗lich angesehen, ruht die Jurisprudenz ganz auf der Geschichte. Ihr Stoff iſt ein Kapitel daraus, oder eigentlich nur ein Fragment dieses Kapitels. Ein Fragment iſt auch ihre lediglich praktische Absicht; denn sie wird dadurch nur zur Geschichte der juriſtischen Vorbildung in dem Lande, in welchem wir leben, oder, wenn es hoch kommt, unter den Römern. Sie sollte freilich eine Geschichte der Ausbildung und Fortgeſtaltung des Rechts⸗begriffes unter den Menschen sein, und dieser Rechtsbegriff selber, losgelöſt von dem hiſto⸗rischen Untergrunde, sollte Herrscher, nicht Diener sein und schon vorher durch den Philosophen gefunden sein. Denn ihr letzter praktischer Zweck iſt, den Gesetzgeber zu bilden. Was aber Gesetz sein soll, wird schlechthin a priori erkannt, und nur die Kunſt, die besondere Geſtalt dieses Gesetzes für jede gegebene Zeit zu finden und es ihr anzuschmiegen, muß sich auf die hiſtorische Erfahrung ſtützen. Auch die Heilkunde, so⸗weit sie Praxis iſt, hat mit der Universität nichts zu schaffen und gehört auf ein für sich beſtehendes Inſtitut, wo sie rein und ohne wissenschaftliche Beimischung, die als der Schule angehörend vorausgesetzt wird, be⸗trieben werden mag. Viel zu lange schon haben diese sogenannten höheren Fakultäten, auf ihre Unentbehrlichkeit und ihr Ansehen bei dem Haufen pochend, sich als die vor⸗nehmeren betrachtet, ſtatt in schuldiger Demut ihre Abhängigkeit zu erkennen. Nur, was an ihnen wirklich wissenschaftlichen Geiſtes iſt, gehört auf die Universität. Von der Theologie und der Jurisprudenz also ein paar Stücke zur Geschichte, und außerdem von jener noch, mit den biblischen Sprachen, ein kleiner Teil zur Philologie. Den Anspruch, die heiligen Sprachen zu besitzen, wird diese Theologie aufgeben müssen. Aber für die Entwicklung des Geiſtes wird sie uns um so tieferen Aufschluß geben; sowie ihr hiſtori⸗scher Teil als die Entwicklung der religiösen Begriffe unter den Menschen eine ganz an⸗dere Geſtalt gewinnen wird. Wir werden von nun an sine ira et studio urteilen, es ebenso belehrend und ergötzend finden, den Jesaias zu lesen wie den Äschylos und den Johannes wie den Plato; wir werden jenem wie diesem gerechter werden als mit einer von theologischen Prinzipien abhängigen Exe⸗gese, und die neue Religionsgeschichte wird

uns der Lösung mancher Probleme, wie die über die Verfasserschaft der biblischen Schriften und der Geschichte des Kanons, näher bringen als die von Vorurteilen beherrschte bisherige Kirchengeschichte.

Mit einem Wort — die philosophische Fakultät umschließt alles, was in die Fichtesche Universität gehört: in sie fließt zurück oder in sie hinein, was sich einst von ihr getrennt oder neben ihr sich angesiedelt hat; ihre Prinzipien, die Prinzipien der Philosophie, bilden den Maßstab, an dem jede Disziplin sich messen lassen muß. Alles, was Praxis ist, zu unmittelbarem Dienst an Staat und Gesellschaft bestimmt, ist auszuscheiden. Und mit ihm zu verwerfen jeder Anspruch, von unten her, sei es durch Bücherstudium oder durch Experiment, durch die auf dem Boden der Erfahrung hinkriechende Kleinarbeit den Bau der Wissenschaft emporzutürmen, die Maße zu finden und zu berechnen, nach denen der Tempel der Erkenntnis gestaltet werde. Von einem an Raum und Zeit gebundenen Begriff der Kausalität will Fichte nichts wissen, weder für die historische noch für die natürliche Welt, oder, wie er beide unterscheidet, weder für die fließende noch für die dauernde Geschichte. Beide sind ihm nur so weit Objekt der Forschung, um die Idee, die sie gestaltet, daran zu entwickeln, das Sein in ihnen zu entfalten, das Unermeßlich-Ewig-Eine zur Enthüllung, zu einer ins Unendliche sich steigernden Klarheit zu bringen.

Darum muß auch die Enzyklopädie das Erste sein, und von ihr aus die Bestimmung und Begrenzung der Fachwissenschaften erfolgen; auch für diese soll der Künstler, der die Teile bereits in der Hand hat, der Organisator werden. Mag auch der Mittel- und Schlußpunkt anfangs nicht richtig gewählt sein: bald werden sich Zusammenhang und Einheit klarer herausheben. Aber der Philosoph muß in jedem Falle dem enzyklopädischen Fachmann zur Seite stehen. Beide haben (so zwar, daß jeder an den andern gebunden ist) die Aufsätze zu korrigieren und die Prüfungen abzunehmen derer, die in die Kunstschule einzutreten gewillt sind.

Denn die Freiheit des Entschlusses hierzu soll jedermann gewahrt bleiben. Wer aber in den heiligen Orden aufgenommen ist, gehört ihm an, und niemand außerdem. Dies sind die Regularen, alle vereinigt in einem großen Haushalte, unter eigenen Gesetzen, mit eigenen Einkünften und eigener Verwaltung, alle gleich gehalten und ernähr, angetan Lehrer und Lehrlinge mit der gleichen Uniform, dem Ehrenkleide, das sie gegen die Umwelt abschließt und auszeichnet. Ein Staat im Staate, zu dessen Erhaltung die Provinzen gleichmäßig beitragen. Abgeschlossen auch in seiner literarischen Produktion. Ein Kunstbuch, periodisch erscheinend, wird die Fortschritte der wissenschaftlichen Kunst an der Schule, die Erweiterung des Begriffes — fern von aller Wiederholung — anzeigen, und also die durchgeführte richtige Anwendung der Denkgesetze enthalten, ein Stoffbuch die an der Akademie gemachten neuen Entdeckungen für Geschichte und Naturwissenschaften an die Öffentlichkeit bringen, und Jahrbücher der Fortschritte des Buchwesens, als die Bibliothek der Akademie, werden eine kritische Auswahl der auswärts gemachten Fortschritte enthalten. Lehrer und Schüler werden Anteil daran haben. Den Verkehr mit den fremden Akademieen, des deutschen Vaterlandes wie des Auslandes, werden Korrespondenten vermitteln: Repräsentanten, die wir unter ihnen, oder die sie unter den Unsrigen wählen; daneben aber noch förmliche Gesandte, die wir aus dem Kreise der zu Ministern qualifizierten Regularen ausschicken, damit sie sehen, was die Fremden tun, und uns darüber berichten.

Man sieht, wie Fichte auch in dieser literarischen Republik (die, wie der Bienenstaat aus der Bienenkönigin, so aus dem Schoße seiner Philosophie hervorgehen soll) das Vorbild seines geschlossenen Handelsstaates vor Augen hat. Er selber bezeichnet sie als »das Bild eines vollkommenen Staates: redliches Ineinandergreifen der verschiedensten Kräfte, die zu organischer Einheit und Vollständigkeit verschmolzen sind, zur Beförderung eines gemeinsamen Zweckes«. »An ihr,« sagt er, »sieht der wirkliche Staatskünstler immerfort dieselbe Form gegenwärtig und vorhanden, welche er auch seinem Stoffe zu geben strebt, und er gewöhnt an sie sein von nun an durch nichts anderes zu befriedigendes Auge.«

Denn darin gipfelt ja nun der Plan, daß das Leben, welches in dieser Kunstschule des Verstandes entwickelt wird, in alle Adern und Poren des Staates eindringe, ihn mit seiner Kraft erfülle, ihn zum Träger der neu-

geſchaffenen Ideale mache, von denen nicht bloß ſeine und Deutſchlands Wiedergeburt, ſondern das Heil der Welt abhängen wird: »In dieſer früheren Realiſierung der für alle menſchlichen Verhältniſſe eben alſo angeſtrebten Form iſt ſie Weiſſagung, Bürge und Unterpfand, daß auch das Übrige einſt alſo geſtaltet ſein werde, der ſtrahlende Bogen des Bundes, der in lichten Höhen über den Häuptern der bangen Völker ſich wölbt«.

Aus ihrer Gemeinſchaft alſo ſollen die Lenker des Staates wie der Schule ſelbſt hervorgehen. Um dieſen inneren Kreis der mit ihren Lehrern engverbundenen Schüler ziehen ſich zwei äußere her: derer, die entſchloſſen ſind, die Prüfungen, um in den Kreis der Regularen zugelaſſen zu werden, zu beſtehen — das ſind die Novizen —, und derer, die überhaupt frei von Zwang und Regel an den Segnungen der neuen Erziehung teilhaben wollen. Beide Gruppen ſtehen unter der allgemeinen Polizei; doch können ſie, zumal die Novizen, auch dafür ein gewiſſes Schutzverhältnis ſeitens des Nationalinſtitutes erlangen. Beide haben Zutritt zu allen Lehranſtalten der Schule, und ſo auch zu ihren Würden. Gemeinhin werden freilich den Nichtregulierten nur die unteren Ränge des Staatsdienertums offenſtehen; doch iſt auch ihnen nicht verwehrt, ſelbſt die höchſte Würde, das Meiſtertum, zu erlangen. Nur den Meiſtern — und darum in erſter Linie den Regularen, die durch ihre Erziehung die volle Gewähr dafür bieten — ſtehen die höchſten Würden wie in der Schule, ſo im Staate offen. Und auch als Beamte bleiben ſie freie Mitglieder ihrer Akademie: das Meiſtertum iſt Charakter indelebilis. Obenan aber ſteht überall die Philoſophie. Nur der n ihr zum Meiſter Kreierte iſt wirklicher Doktor, artis magiſter. »Und mögen ſie dann immer Meiſter, ſchlechtweg ohne Beiſatz und ohne das, auch nur verringernde, Herr, angeredet werden und ſich ſchreiben: der Kunſt Meiſter«. Denn ſie ſind die Bildner der Idee, die Inhaber der Kunſt, welche »gar keinen eigentlichen Stoff hat, ſondern nur das allen Stoff der Wiſſenſchaft und des Lebens in Klarheit und Beſonnenheit auflöſende Mittel iſt«. Die empiriſchen Gelehrten können wohl Meiſter heißen, ohne gerade Doktoren zu ſein, doch wären ſie eher docti zu nennen als doctores. Und ar, wenn ſie auch der philoſophiſchen Klaſſe Genüge leiſten, haben ſie Anſpruch auf dieſen Titel. Wer aber in der Philoſophie Meiſter geworden, iſt Doktor ſchlechthin — er iſt der gekrönte Lehrer der Schule.

So die neue Fata Morgana, die ſich vor dem Prophetenauge des deutſchen Philoſophen über dem Trümmerfelde des Staates auftat, der einſt dem Verbannten Zuflucht gewährt hatte, und an den er ſich noch in Sturm und Scheitern klammerte. Ein Gemiſch von Wunderlichkeiten, Paradoxien und Naivetäten, das es uns verſtändlich macht, warum von dieſem Denker ebenſowohl die Plattverſtändigen von dem Schlage der Spalding und ſeinesgleichen ſich abgeſtoßen fühlten, wie die ſpekulativen Köpfe, die, wie Schleiermacher und Solger, ihr Weltbild auf einem ganz andern Boden der Idee errichtet hatten. Und dazwiſchen doch wieder Züge, die in ihrer Tiefe und granitenen Kraft an die »Felsmaſſen von Gedanken« gemahnen, von denen Fichte in den Reden an die deutſche Nation prophezeit hat, daß ſich noch zukünftige Geſchlechter Wohnungen aus ihnen erbauen werden. Nur im Lichte des Propheten iſt ſeine Philoſophie wie ſeine Perſönlichkeit, und nur in Verbindung mit ſeiner Epoche beider Entwickelung zu verſtehen: die Traumgeſtalten und die Wolkenhöhe ſeiner Phantaſie, die Glut ſeiner Rede, der heiße Zorn und die Verachtung, die er jedem Gegner widmet, die Überkühnheit ſeiner Forderungen, und jener eiſenharte Glaube an ſich ſelbſt, der als eine Verſtiegenheit des Hochmuts gelten müßte, wenn er nicht mit einer vor keiner Konſequenz zurückſchreckenden Ehrlichkeit und Tapferkeit ſich paarte und mit dem felſenfeſten Vertrauen auf die welterbauende und welterlöſende Kraft ſeiner Gedanken.

Die Geſchichte hat ihn freilich bisher ins Unrecht geſetzt; und unſere Hochſchule hat dieſen Meſſias, trotzdem ſie ihn zu ihrem erſten Rektor gewählt hat, verleugnet. Die Philoſophie, welche er in das Zentrum alles Wiſſens rückte, und die nach ihm eine Zeitlang — an einem anderen Punkte freilich als den er ihr ſetzte — dieſe Stellung erobern ſollte, hat ihren Rang ſeitdem mehr und mehr verloren, und die verachtete Empirie hat in tauſendfacher Veräſtelung das Feld behauptet. Immer tiefer und breiter ſind die Spalten zwiſchen den Wiſſenſchaften geworden, welche Fichte kaum ſah oder durch das Ge-

zimmer seiner Ideen auszugleichen und zu überbrücken wähnte; immer breiter der Boden, den eine jede einnimmt, immer selbſtändiger und trotziger ihre Haltung, immer berechtigter auch ihr Anspruch, auf dem eigenen Gebiet das erſte Wort zu führen und niemand anzuerkennen, der nicht ihre Methoden und Ergebnisse voraussetzt und zu würdigen weiß. Und dennoch — wer kann dagegen die Augen verschließen — beſtehen auch heute noch Forderungen zu Recht, welche Fichte in seinem Universitätsplan ausgesprochen hat, und werden immer von neuem als Aufgaben sich herausſtellen, mag auch ihre Entwicklung und Lösung ferner Zukunft vorbehalten bleiben.

Autorität und Freiheit.

Von Auguſt Messer, Professor an der Universität Gießen.

»Zurück zur katholischen Kirche!« das iſt die Losung, die der bekannte Züricher Moraliſt Friedrich Wilhelm Förſter in seinem neueſten Buche*) ausgibt. Förſter hat für frühere Schriften, namentlich pädagogischen Charakters, wegen des Freimutes, mit dem er gegen herrschende Anschauungen zu Felde rückte, vielen und in vielen Beziehungen verdienten Beifall gefunden: u. a. iſt kein geringerer als Friedrich Paulsen (in der Deutschen Literaturzeitung 1906 u. ff.) wiederholt als sein Lobredner aufgetreten. Aber der neueſten These Förſters würde sicher auch ein Paulsen, trotzdem er oder gerade weil er Zeit seines Lebens ſtets dem konfessionellen Frieden so lebhaft das Wort geredet hat, seine Zuſtimmung versagt haben.

Während wir Modernen gewohnt sind, mit Kant in der inneren Selbſtändigkeit das Lebensprinzip von Wissenschaft und Philosophie und das ideale Ziel für die geiſtige Entwicklung des Individuums zu sehen, setzt es Förſter sich als Aufgabe, »den Anspruch der individuellen Vernunft und des individuellen Gewissens auf absolute Autonomie zurückzuweisen«, den »modernen Aberglauben an die individuelle Vernunft«, »die dünkelhafte Autonomie« zu bekämpfen.

»Kaum jemals iſt eine verbreitete Lebensanschauung so schlecht begründet gewesen wie der moderne Individualismus.« Er führt »zur blinden Herrschaft von Inſtinkten und subjektiven Erregungszuſtänden«, zu einer »chaotischen Gewaltherrschaft menschlicher Launen und Leidenschaften«. Er bedeutet nichts anderes als »die Herrschaft des absoluten Dilettantismus« in den »fundamentalſten Lebensfragen«. »Jeder Beliebige darf seinen individuellen Nonsens der Erfahrung der Jahrhunderte gleichberechtigt entgegenſtellen.« Der »Moderne« iſt »ganz befangen im Besserwissen; sein sofortiges Proteſtieren und Kritisieren iſt der Ausdruck seines dünkelhaften Glaubens an sich selbſt und nimmt ihm jede Möglichkeit, größer zu werden als er iſt. Die Einbildung verhindert die Ausbildung«. »Die Loskettung von der Autorität der Religion hat keineswegs freie Menschen geschaffen, sondern nur die Autorität der Morgenzeitung und des Modeautors an die Stelle gesetzt, die einſt Religion und Kirche ausfüllten.« »Daß das ganze Leben vom Standpunkt dreiſter Mittelmäßigkeit ausgerichtet werde, iſt die letzte Konsequenz der Omnipotenz der individuellen Vernunft.« Auch führt sie zu einer »geiſtig-sittlichen Anarchie«, durch die alle soziale und persönliche Kultur zusammenbrechen muß. Wenn das nicht schon geschehen iſt, so verdanken wir das nur dem Nachwirken der religiösen Autorität.

Auch Philosophie und Wissenschaft vermögen dem Bedürfnis nach objektiven Normen nicht zu genügen. »Die Möglichkeit einer selbſtändigen wissenschaftlichen Ethik im eigentlichen Sinne iſt eine Illusion.« Die Probleme, auf die es hier ankommt, sind »der wissenschaftlichen Untersuchung nur zum kleinſten Teile zugänglich«. »Der Triumph der wissenschaftlichen Methode in der Erkenntnis der äußeren Lebenserscheinungen hat in weiten Kreisen den Wahn erzeugen müssen, diese Methode sei ein In-

*) »Autorität und Freiheit.« Betrachtungen zum Kulturproblem der Kirche. Kempten und München, J. Kösel, 1910.

trument, mit dem nun jeder Beliebige ohne ichere Führung auch die innerſten Erschei- ıungen und Probleme der Menschenseele lurchdringen könne — ja, diese Methode ;ebe überall die einzig zuverlässige und ob- ektive Art der Erkenntnis. Dieser Wahn vächſt sich geradezu zu einer Kulturgefahr us, es droht uns heute eine ganz neue Art on Barbarei, die unausbleiblich iſt, wenn ıunmehr jeder mechanisierende Kopf, jeder 'amulus Wagner und jeder Philiſter sich auf Grund solcher Methoden zum überlegenen nterpreten der tiefſten Lebens- und Seelen- ragen macht.«

Dagegen sind in Chriſtus, dem »Gott- ienschen«, dem »Welterlöser«, »alle Bedin- ungen am vollkommenſten erfüllt, die das .ebensproblem, seiner innerſten Natur nach, n die Erkenntnis ſtellt«. »Nur Chriſtus ehrt die ganze Lösung.« »So führt uns erade die einfachſte ‚induktive' Methode anz zwanglos und doch ‚zwingend' zur ıöchſten Autorität Chriſti.« Diese Autorität Chriſti aber verschmilzt für Förſter mit der Autorität der katholischen Kirche, insbeson- ere des Papſttums. Und so glaubt er denn nit seinen Ausführungen die Notwendigkeit uch dieser Autorität »induktiv« begründet u haben. Die Rückkehr zu ihr »erscheint ls die einzige Möglichkeit, dem Dilettantis- nus und Impressionismus in fundamentalen .ebensfragen zu entrinnen«.

Ich will nicht beſtreiten, daß Förſter für ie Kritik, die er an dem tatsächlichen Geiſtesleben und Wissenschaftsbetrieb der Gegenwart übt, zahlreiche Einzelheiten als Begründung anführen könnte. Was ich aber eſtreite, iſt die prinzipielle Folgerung, die r aus solchen Tatsachen zieht. Förſter be- lagt es, daß die Freigesinnten sich meiſt loß an die Mißgriffe der Kirche hielten und s versäumten, »sich mit dem tieferen Sinne nd mit der grundsätzlichen Berechtigung des irchlichen Standpunktes verſtändnisvoll aus- inanderzusetzen«; daß die Kirche in weiten Kreisen überhaupt nicht mehr als »Kultur- roblem«, sondern nur noch als Gegenſtand es »Kulturkampfes« gelte. Da er nun aber elbſt der Ansicht iſt, daß die beiden Prin- ipien: Autorität und Freiheit (die Autonomie) m Aufbau einer echten Kultur zusammen- virken müssen, so hätte er selbſt ein Vorbild eben sollen, wie man in ruhiger sachlicher rörterung beiden Prinzipien gerecht werden könne. Das hat er nicht geleiſtet. Bei dem Autoritätsprinzip scheidet er sorgfältig zwischen dem Prinzip als solchem und Mißgriffen seiner Träger. Es soll dabei gern anerkannt werden, daß er über die heute in der katholischen Kirche vielfach herrschende Engherzigkeit, Überängſtlichkeit, Denunziations- und Verdammungssucht manches freimütige und treffende Wort gesagt, die Reinheit der Motive bei den »Moderniſten« nicht in Zweifel gezogen hat. Aber meiſt weiß er für die Ausartungen der kirchlichen Autorität liebevolle Entschuldigungen beizubringen, und jedenfalls wird für ihn dadurch die Gültigkeit des Autoritätsgedankens selbſt nicht erschüttert. Dagegen wird die Bedeutung des Autonomiegedankens von den Unzulänglichkeiten seiner Verwirklichung nicht in entsprechender Weise unterschieden, und hier werden der Idee selbſt alle menschlichen Schwächen ihrer Vertreter zur Laſt gelegt.

Und noch eine weitere Unterscheidung vermißt man: In Förſters Erörterungen fließen die Erörterungen über ein pädagogisches, ein ethisches und ein erkenntnistheoretisches Problem ineinander über. Das pädagogische lautet: Welche Bedeutung kommt der Autorität zu bei Erziehung der Einzelnen — nicht bloß in der Jugend, sondern auch im reiferen Alter? Dies pädagogische Problem setzt seinerseits voraus, daß man Stellung zu einer rein ethischen Frage genommen hat, nämlich der: Gilt der geiſtig selbſtändige Mensch als der ideale oder vielmehr der einer Autorität demütig sich unterwerfende? Für die Entscheidung dieser Frage aber kommt endlich jenes erkenntnistheoretische Problem in Betracht: Kann der menschliche Geiſt überhaupt zu voller innerer Selbſtändigkeit, zur Autonomie gelangen, oder bedarf er allenthalben oder wenigſtens in den sittlichen und religiösen Grundfragen einer göttlichen Erleuchtung und Führung, die ihm durch die katholische Kirche vermittelt wird?

Auf das pädagogische und ethische Problem gehe ich nur kurz ein. Gegenüber Förſters Ausführungen muß betont werden, daß der Pädagog, der das ethische Ideal der Autonomie anerkennt, dadurch nicht im geringſten gehindert iſt, der Autorität eine weittragende Bedeutung zuzumessen in der Hinleitung des Einzelnen zu jener geiſtigen Reife, die ihn befähigt, seine Erziehung selbſt in die Hand zu nehmen. Förſter sieht

einen Fehler »des individualiſtiſchen Standpunkts« in der Annahme, »die individuelle Vernunft ſei ohne weiteres, ohne die große Schule der Selbſterkenntnis, der Demut und der ſittlichen Läuterung des ganzen Menſchen dazu befähigt, die höchſte Weisheit zu verſtehen, und ſei dementſprechend berechtigt, dort, wo ihr Begreifen verſagt, ſofort auch den Gehorſam zu verſagen«. Und dieſer Gedanke, die moderne Pädagogik verführe zu vorlautem und vorſchnellem Abſprechen, verſäume die Erziehung zur Ehrfurcht, wird mehrfach wiederholt. Alle dieſe Ausführungen treffen nicht das Ideal der Autonomie; ſie können darum von dem Pädagogen, der an dieſem Ideal feſthält, als berechtigt nicht anerkannt werden. Aber hält denn Förſter an dieſem Ideal der Autonomie ſeinerſeits feſt? Es wäre zur Klärung ſeiner Stellung wünſchenswert geweſen, wenn er das offen ausgeſprochen hätte. Mir will nach ſeinen Ausführungen ſcheinen, daß er prinzipiell auf dieſes Ideal verzichtet. Doch dieſer Verzicht kommt ihm wohl nicht ſo recht zum Bewußtſein, weil er in ſeinem Menſchenideal die geiſtige Selbſtändigkeit mit dem Gehorſam gegenüber der kirchlichen Autorität vereinigen möchte. Aber ein »Freier«, der zeitlebens abhängig bleibt von einer Autorität, iſt eben kein Freier. Wer wirklich an dem Ideal der Autonomie feſthält, kann in der Autorität immer nur ein Mittel ſehen, um die Menſchen zur inneren Freiheit hinzuleiten. Die katholiſche Kirche iſt aber weit davon entfernt, ihre Autorität nur als pädagogiſches Mittel zu würdigen; für einen Vertreter des Autonomie-Ideals iſt alſo auf ihrem Boden kein Platz.

Aber Förſter wird uns wohl entgegenhalten: Dieſes Autonomie-Ideal iſt eben eine Utopie, es überſteigt das, was für Menſchen auch unter den günſtigſten Bedingungen erreichbar iſt: nicht nur kann das Gute vom Menſchen nie vollkommen in ſeinem Handeln verwirklicht werden — darauf kommt es hier nicht an —, es kann auch nicht einmal vom menſchlichen Geiſt allein erfaßt werden; dieſer bedarf vielmehr notwendig dazu des göttlichen Beiſtandes, den ihm die katholiſche Kirche vermittelt. Damit ſtehen wir aber vor dem erkenntnistheoretiſchen Problem, vor der vielerörterten Frage nach dem Verhältnis von Glauben und Wiſſen. Der Gang unſerer Darlegung zeigt ohne weiteres, daß dies auch die Grundfrage iſt unter allen denen, die zur Diskuſſion ſtehen. Da kann ich aber das Urteil nicht unterdrücken, daß ſich Förſter die Beantwortung dieſer eigentlich entſcheidenden Frage außerordentlich leicht gemacht hat.

Auch hier glaubt er die Löſung des Problems zu finden in einer Verſöhnung von Autorität und Freiheit. Und dieſe ſcheint ihm grundſätzlich in der katholiſchen Kirche gegeben; die Anerkennung der Unfehlbarkeit des katholiſchen Lehramts und die Freiheit der Wiſſenſchaft ſcheinen ihm ſehr wohl vereinbar zu ſein. »Im Prinzip«, ſo erklärt er, »iſt die kirchliche Autorität mit echter Wiſſenſchaft vollkommen vereinbar, die Kirche will nur die Einhaltung der Grenze zwiſchen Wiſſenſchaft und Religion«. »Gäbe es eine oberſte akademiſche Inſtitution zur Wahrung ſtrenger Wiſſenſchaftlichkeit, mit der Aufgabe, jeden Forſcher ſofort anzurufen, ſobald er mit ſeiner Methode Fragen löſen will, zu deren Löſung mehr als bloße Wiſſenſchaft nötig iſt, ſo würde eine ſolche Kontrolle ihr Veto genau bei den gleichen Anläſſen einlegen, wie eine ideal gedachte kirchliche Autorität«. Dies zugegeben, ſo bliebe immer noch ein nicht ganz kleiner Unterſchied: jene ideale akademiſche Inſtitution würde ihre »Anrufe« begründen und Gegenkritik anhören, ſie würde auch nicht meinen, ſelbſt die Löſung dieſer Fragen zu beſitzen, die ſich wiſſenſchaftlicher Einſicht entziehen. Die kirchliche Autorität, auch eine »ideal gedachte«, iſt dagegen überzeugt, die Wahrheit durch göttliche Eingebung zu beſitzen, ſie iſt aber nicht in der Lage, auch einem »ideal gedachten« Wahrheitsſucher ausreichend Rechenſchaft darüber zu geben; ſie würde ja ſonſt ihren Charakter als »Autorität« aufgeben; ſie wird darum ihre »Anrufe« nicht weiter begründen, denn Gründe fordern Kritik heraus. Eine Kritik aber, die ſich gegen Entſcheidungen des höchſten Lehramts regte, wäre ja ein offenkundiges Zeichen menſchlichen Hochmuts. »Was die chriſtliche Kirche im Prinzip fordert, das iſt nicht ein Opfer des Intellekts, ſondern ein Opfer der Arroganz.«

Da nun aber Förſter nicht wohl für ſich ſelbſt die Autorität des kirchlichen Lehramts in Anſpruch nehmen wird, ſo wird er uns ſeine verblüffend einfache Löſung des Streites

zwischen katholischer Kirche und Denk- und Forschungsfreiheit doch etwas näher begründen müssen. Diese »Begründung« vollzieht sich in der Weise, daß die Kompetenz der wissenschaftlichen und philosophischen Disziplinen in ungebührlicher Weise zugunſten der Religion eingeengt wird. In der Bibelkritik z. B. wird der hiſtorisch-philologischen Methode lediglich das Recht zur »Sichtung und genauen Übersetzung der Urtexte« zugesprochen. Ihre Deutung bleibt Sache der Kirche. Aber kann diese der philologisch-hiſtorischen Forschung auch nur in den genannten Aufgaben freie Hand lassen, wenn anders mit »Sichtung der Urtexte« auch die Fragen nach der Echtheit bezw. dem Alter der verschiedenen Beſtandteile gemeint sind? Und entscheidet die Wissenschaft oder die Kirche, ob z. B. an jener Evangelienſtelle von »Brüdern« oder »Verwandten« Jesu die Rede iſt?

Auch die »Grenzprobleme der Biologie« werden als solche bezeichnet, die »nur zum Teil der Wissenschaft angehören«. Es iſt aber aus Förſters Darlegungen nicht zu ersehen, wieweit nun eigentlich die Kompetenz der Wissenschaft hier reichen soll.

In den zahlreichen Bemerkungen über die Unzulänglichkeit einer wissenschaftlichen Ethik vermisse ich zunächſt die klare Unterscheidung verschiedener Grundprobleme. Einmal erscheint es als die Aufgabe, die eine wissenschaftliche Ethik zu lösen hätte (aber nach Förſter nicht lösen kann): »die Feſtſtellung der Wirkung, die beſtimmte Handlungsweisen ihrem Wesen nach auf Gesellschaft und Charakter ausüben«; dann wieder wird es als das — ebenfalls vergeblich angeſtrebte — Ziel der wissenschaftlichen Ethik bezeichnet, sittliche Gesetze zu geben. Das sind aber zwei ganz verschiedene Aufgaben: dort handelt es sich um Seinsfragen psychologischer Art, hier um Aufſtellung von Werturteilen und Formulierung, vielleicht auch Begründung sittlicher Normen. Es könnte sein, daß bei jenen Fragen ein viel höherer Grad von Objektivität zu erreichen wäre als bei diesen. Aber diese Unterschiede kümmern Förſter nicht, ihm ſteht feſt, daß eine wissenschaftliche Ethik sich darauf beschränken müsse, gewisse von der Religion gegebene Erkenntnisse (gemeint sind wohl: Werturteile) vernunftgemäß darzuſtellen und in ihren logischen Konsequenzen zu entwickeln. Und warum kann die Wissenschaft nicht wenigſtens die Wirkungen menschlicher Handlungsweisen feſtſtellen? Weil »die Art von Lebenskenntnis, die für jene Feſtſtellungen nötig iſt, gerade dem Mann der Wissenschaft am seltenſten gegeben iſt«. »Man kann ein Stubengelehrter und Bücherphilosoph erſten Ranges sein, und doch in Lebensfragen ewig ein großes Kind bleiben!« Durch solche wohlfeile Bemerkungen über manche Vertreter einer Wissenschaft wird die Frage der Kompetenz dieser Wissenschaft selbſt zu lösen unternommen!

Noch erſtaunlicher sind Förſters Urteile über die Psychologie. Diejenigen, welche gemeint hatten, man wäre in den letzten Jahrzehnten auf dem Gebiete der Seelenkunde wirklich vorwärtsgekommen, werden eines Besseren belehrt. »Es gibt in unserer Zeit bald gar keine eigentliche Lebens- und Seelenkenntnis mehr, sondern nur noch wissenschaftliches Experimentieren; keine Selbſterkenntnis, sondern nur formelhafte Psychologie.« Die Psychologen, insbesondere die Religionspsychologen, werden darüber aufgeklärt, daß ihnen ihre »abſtrakten Deduktionen« nichts helfen, sondern »die konkrete Beobachtung des wirklichen Lebens in uns und um uns«. Diese Erkenntnis lag natürlich bisher den Psychologen, die ja alle weltfremde Verſtandesmenschen sind, völlig fern!

In solch überzeugender Weise wird dargetan, daß der menschliche Geiſt für sich nicht kompetent sei, die tiefſten Lebensprobleme zu lösen, und daß er sich wieder demütig der Autorität der katholischen Kirche unterordnen müsse. Wie er sich mit all den Schwierigkeiten, die ihm der Inhalt der katholischen Dogmen bietet, abzufinden habe, das wird uns leider nicht mitgeteilt; ebenso wenig wird eingegangen auf die sonſtigen Grenzſtreitigkeiten, die, abgesehen von den berührten bibelkritischen, biologischen und ethisch-psychologischen Fragen noch zwischen kirchlicher Autorität und autonomem Denken beſtehen.*)

Förſter bemerkt einmal, daß »nicht wenige im modernen Geiſt Erzogene sich von dem Drucke der modernen Gedankensyſteme und von dem kritischen Wirrwarr, der das Gehirn beläſtigt und den Geiſt ermüdet, zur chriſt-

*) Vergl. dazu das Schlußkapitel meiner »Einführung in die Erkenntnistheorie«, Leipzig 1909.

lichen Einfachheit und Geradheit hinaussehnen«. Die Vermutung liegt nahe, daß auch bei ihm derartige Gefühlsmomente ausschlaggebend sind für seine Hinneigung zur römischen Kirche. Dazu kommen noch gewisse stillschweigende Voraussetzungen, die einen Menschen auch zum Katholizismus prädisponieren. In der Mannigfaltigkeit der Überzeugungen sieht er nur das Chaos, die Anarchie, nicht auch die erfreuliche Äußerung regen individuellen Geisteslebens. Auf religiös-sittlichem Gebiete ist für ihn die absolute Wahrheit schon vorhanden, und zwar in Christus und in der katholischen Kirche. »Neue Sittlichkeit kann immer nur zur Unsittlichkeit führen.« Lessings tiefsinniges Wort, daß für den Menschen das Suchen der Wahrheit ihrem Besitz vorzuziehen sei, weist er mit der Bemerkung ab, daß der Mensch in Beziehung auf die Grundwahrheiten seines Daseins doch nicht ewig »vagabundieren und experimentieren« dürfe. Damit verkennt Förster die tiefste Eigenart des modernen autonomen Geisteslebens, daß das absolut Richtige auf dem Gebiete der Erkenntnis wie der Sittlichkeit und Kunst nie menschlicher Besitz, sondern immer ideales Ziel, ewig sich erneuernde Aufgabe sei. Und so identifiziert sich ihm das Ideal mit einer historisch gegebenen Erscheinung, Christus und weiterhin der katholischen Kirche. Deren Autoritätsprinzip erscheint ihm aber in um so glänzenderem Lichte, als er selbst sich zu ihm hinentwickelt hat auf dem Wege der — Autonomie. So ist es denn auch bemerkenswert, daß die Autoren, die er mit Vorliebe bei seiner Kritik des modernen Geisteslebens zitiert, Goethe, Schopenhauer, Nietzsche, nichts weniger als — katholisch sind. Das zeigt aber, daß das Autonomieprinzip das Heilmittel für die ihm etwa entwachsenden Übel in sich trägt, und insofern kann uns auch Försters Kritik willkommen sein. Ob aber die von ihm an der gegenwärtigen katholischen Kirche geübte Kritik auch dieser willkommen ist, und ob seine Auffassung von Versöhnung der Autorität und Freiheit bei ihr Anerkennung findet, bleibt abzuwarten.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Die wirtschaftliche Erschließung Kanadas.

Im Februar dieses Jahres hat die sehr tätige kanadische Bundesregierung den Beschluß gefaßt, eine Eisenbahn bis an die Hudsonbai, zu den Orten Port Nelson und Fort Churchill, zu bauen. Die Nachricht kommt nicht unerwartet, dürfte aber, bei der meist nur geringen Bekanntschaft mit den kanadischen Verhältnissen, in ihrer hohen wirtschaftlichen Tragweite nur hier und da erkannt und gewürdigt worden sein. Weitschauende wirtschaftliche Hoffnungen und Pläne knüpfen sich an die neue Bahn, deren Bau, rein technisch betrachtet, keine nennenswerten Schwierigkeiten bieten wird, da der Schienenweg durch ziemlich ebenes Land laufen wird.

Die Hudsonbai wird zurzeit noch an keiner Stelle von Eisenbahnen berührt. Ein Bedürfnis dafür lag auch bisher nicht vor, denn nicht nur im Osten, wo das unwirtliche Labrador die Bai von dem offenen Ozean abschneidet, sondern auch im Westen und Süden sind die angrenzenden Landgebiete klimatisch wenig günstig gestellt und entsprechend dünn bevölkert. Zwar ist Kanada, ähnlich wie das ihm in mancher Hinsicht nahe verwandte Sibirien, dafür bekannt, daß es noch ungeheure Massen von natürlichen Schätzen birgt, die nur aus Mangel an guten Verkehrswegen größtenteils noch nicht der Weltwirtschaft zugänglich gemacht werden konnten, aber die reichen Gebiete Kanadas, soweit sie nicht schon heut, wie vor allem der Süden, dem Verkehr und der Kultur bereits voll erschlossen sind, liegen zumeist in den beiden Provinzen Alberta und Saskatchewan, fern von der Hudsonbai, wenn auch geographisch in gleicher Höhe mit ihr. Die berühmten Kornkammern des westlichen Kanada gruppieren sich vorwiegend um das Felsengebirge, das parallel zur pazifischen Küste und in nicht allzu großer Entfernung von ihr, etwa nordnordwest-südsüdöstlich streichend, das Land in einem verhältnismäßig schmalen westlichen Küstensaum und ein gewaltiges östliches Becken mit nur wenigen und geringen Erhebungen zerteilt. Trotz der z. T. schon sehr hohen geographischen Breite sind die an das Felsengebirge östlich unmittelbar angrenzenden Gebiete von einer vielfach geradezu überraschenden Fruchtbarkeit. Es liegt dies daran, daß die vom Winde herabkommenden Westwinde, hier Chinookwinde genannt, fönartigen Charakter tragen und deshalb unverhältnismäßig warm sind. Diese klimatisch vorteilhafte Wirkung der Chinookwinde erstreckt sich über ein sehr großes Gebiet, verliert sich aber naturgemäß immer mehr, je weiter man nach Osten kommt. So weist das Klima des zwischem dem Felsengebirge und der Hudsonbai gelegenen Landes nicht, wie sonst zu-

meist, eine von Norden nach Süden fortschreitende Temperaturstufe mit ihren entsprechenden Einwirkungen auf die wirtschaftliche Entwicklung auf, sondern ein rasches Rauherwerden des Klimas von West nach Ost. Je weiter man nach Norden kommt, um so auffälliger wird der Gegensatz zwischen den an das Felsengebirge angrenzenden und den der Hudsonbai benachbarten Gebieten. Am deutlichsten macht sich die erwärmende Wirkung des nahen Felsengebirges im oberen Verlaufe des berühmten Peace River geltend, der vom Felsengebirge herabkommt und sich später in der Gegend des Athabaska-Sees mit dem Athabaska River zum Sklavenfluß vereinigt, der seinerseits den Großen Sklavensee durchfließt und schließlich als Mackenziefluß dem Nördlichen Eismeer zuströmt. Der obere Lauf des Peace River ist, obgleich schon unter 56 Grad Nordbreite gelegen, eine unglaublich fruchtbare Landschaft, deren reiche Ertragsmöglichkeiten bisher freilich nicht entfernt voll ausgenutzt werden konnten, teils wegen der äußerst spärlich gesäten Bevölkerung, teils wegen des völligen Mangels an allen Arten von Verkehrswegen, wie er bis jetzt zu verzeichnen war. Der erstere Faktor wird sogleich in Fortfall kommen, sobald der zweite als überwunden anzusehen ist, und tatsächlich strömten schon in den letzten Jahren, sobald es feststand, daß die zweite kanadische Pacificbahn in diese Breiten hinaufgeführt werde, gewaltige Einwandererscharen, die zumeist aus den Vereinigten Staaten kamen, in jene fruchtbaren Bezirke Kanadas, deren Erschließung für das internationale Wirtschaftsleben bevorstand. Die zweite kanadische Überlandbahn, die in wenigen Jahren fertiggestellt sein wird, läuft vom Atlantischen Ozean bis nach Winnipeg, der ersten, die den Süden des Landes durchzieht, etwa parallel, wenn auch erheblich weiter nördlich. Jenseits von Winnipeg aber biegt sie nach Nordwesten allmählich ab und strebt über Saskatoon und Edmonton dem Peace River zu, an dem Fort St. John die wichtigste Station ist. Von dort aus soll sie das Felsengebirge auf dem Peace River-Paß überschreiten und schließlich den Stillen Ozean in Port Simpson erreichen, das, gegenwärtig noch ein kleines Indianerdorf, voraussichtlich eine sehr rasche Aufwärtsentwicklung durchmachen wird.

Nach diesen Ausführungen wird es nun freilich noch immer nicht einleuchten, was denn die Bahn zur Hudsonbai für einen Zweck haben soll, von der wir bei unseren Betrachtungen ausgingen. Das Peace River-Gebiet und die meisten anderen reichen Getreidedistrikte Albertas und Saskatchewans werden ja durch die zweite kanadische Überlandbahn, wenn sie erst einmal fertiggestellt sein wird, die langersehnten Verkehrswege zum Ozean sowohl nach Osten wie nach Westen erhalten — was soll da also eine Bahn an den rauhen, armen Küsten der Hudsonbai? Nun, auch diese Bahn hängt aufs engste mit der kanadischen Wirtschaftspolitik zusammen, welche den Getreideländern Westkanadas den Weltmarkt erschließen will. Man hegt den kühnen Plan, den Frachtverkehr des Landes gen Osten, soweit es angängig ist, unter Ausnutzung der Hudsonbai für Schiffahrtszwecke sich abspielen zu lassen, weil die Eisenbahnfracht zum Atlantischen Ozean das Getreide viel zu sehr verteuern würde, als daß es noch konkurrenzfähig sein könnte. Die Ausfuhr zum Atlantischen Ozean kommt aber für Kanadas Getreide nahezu ausschließlich in Betracht, die Sendungen, die zur Küste des Stillen Ozeans und von dort weiter nach China und Japan gehen, sind als verschwindend gering zu bezeichnen: von 36 Millionen Dollars Getreidewert, die Kanada in einem Jahre, 1906-07, ausführte, entfielen auf Ostasien kaum 200,000 Dollars, während allein nach England für 30 Millionen Dollars Getreide verschifft wurde. Schon heute haben die Getreidebezirke im westlichen Kanada, soweit sie von der Bahn erschlossen sind, eine Reihe von Möglichkeiten, ihre Produkte nach Europa zu versenden. Zunächst ist dies natürlich möglich unter Benutzung der Bahn bis zu den Häfen der Ostküste, also bis Montreal, Quebec oder Halifax; doch stellt sich diese Art des Transports wegen der langen Bahnstrecke viel zu teuer, als daß dieser Weg anders denn in Ausnahmefällen in Betracht kommen kann. Eine Verschiffung nach Europa über die Häfen des Stillen Ozeans würde sich aber noch teurer stellen und eine derartig lange und überdies nicht ungefährliche Reise (durch die Magelhaensstraße) beanspruchen, daß diese Möglichkeit praktisch überhaupt nicht in Betracht kommt.

Doch gibt es außer den genannten Beförderungsmöglichkeiten auch gegenwärtig noch zwei andere Transportwege. Erstens vermag man das Getreide mit der Bahn zu den großen mittelamerikanischen Seen an der Küste, Grenze zwischen Kanada und den Vereinigten Staaten, zu schaffen, um es von dort zu Schiff über die Schiffskanäle Kanadas oder der Union zur atlantischen Küste zu schaffen. Diese Verbindung wurde bisher weitaus am meisten bevorzugt, hatte aber auch ihre schweren Mängel. Zunächst reichte der eine bisher vorhandene Schienenstrang der ersten Kanadischen Pacificbahn nicht entfernt zur Bewältigung der riesigen Getreidemengen in einer verhältnismäßig kurzen Zeit aus. Alljährlich blieben daher Massen von Sendungen so lange liegen, daß sie nicht mehr vor Einbruch des Winters, der die amerikanischen Kanäle und den St. Lorenzstrom schon rechtzeitig mit einer Eisdecke zu überziehen pflegt, zum Seeschiff gelangten; sie mußten dann bis zum nächsten Frühjahr liegen bleiben, bevor sie zur Beförderung gelangten. Daraus ergaben sich natürlich Unzuträglichkeiten mannigfacher Art, die auch die Benutzung der großen Seen und der anschließenden Kanäle als eine Art von Notbehelf erscheinen ließen.

Nun blieb ja zwar noch eine weitere Möglichkeit übrig, der das gar zu zeitige Zufrieren der Schiffahrtsstraßen nichts anhaben konnte: eine Beförderung des Getreides mit der Bahn bis an den Mississippi und dann zu Schiff stromabwärts zum Mexikanischen Golf und von dort weiter auf dem Seeschiff nach Europa. Freilich ist dadurch der Transportweg wieder länger und entsprechend teurer, aber man würde diesen Nachteil vielleicht noch in Kauf nehmen, wenn man dafür eine gesicherte und rechtzeitige Beförderung einzutauschen vermag; aber ein anderes noch größeres, ein nationales Bedenken hält von der Wahl dieses Weges zurück: er würde Kanada von den Vereinigten Staaten wirtschaftlich noch abhängiger machen, als es ohnehin schon, zum

Leidwesen der Regierung, ist — so muß auch der Mississippiweg außer Betracht bleiben!

In ihrem Bestreben, den Ackerbautreibenden billige Ausfuhrmöglichkeiten zu bieten und dennoch den kanadischen Transportwegen das Übergewicht über die Schiffahrtswege der Union zu verschaffen, hat die kanadische Regierung schon manche bemerkenswerte Verfügung getroffen. So machte sie die Konzession zur zweiten Pacificbahn, die sie vor einigen Jahren (1903) der »Canadian Trunk Pacific Railway Company« erteilte, davon abhängig, daß für die Bahnbeförderung der Güter von den großen Seen nach den kanadischen Seehäfen der Ostküste keine höheren Frachtsätze gefordert werden dürfen, als die parallel laufenden amerikanischen Bahnen sie für den Transport von den großen Seen zu den Häfen der Union erheben, obwohl die kanadischen Bahnen eine längere Fahrt zu bewältigen haben. — Die zweite Pacificbahn wird, ja nun natürlich die erste stark entlasten und einen großen Teil der bisher erst im Frühjahr beförderten Güter noch rechtzeitig vor Anbruch des Winters nach den atlantischen Häfen zu schaffen vermögen. Andererseits wird aber auch der Andrang der Güter von Jahr zu Jahr rapide wachsen, wenn die Landwirtschaft jetzt ständig neue Gebiete erobert, wie es bei dem starken neuerlichen Zuströmen von Einwanderern selbstverständlich geschehen wird, und wie es ja doch eben schließlich auch beabsichtigt ist. In den Getreidedistrikten des Nordwestens wohnten noch 1881 nur insgesamt etwa 100,000 Menschen, 1908 hatte sich die Bewohnerziffer bereits verzehnfacht, und in den nächsten Jahren wird die Wachstumsziffer zweifellos noch ungleich stärker sein als bisher. Entsprechend stark, ja noch beträchtlich schneller, nimmt aber die Erzeugung landwirtschaftlicher Produkte zu. So mußte man denn auf neue Mittel und Wege sinnen, um den rasch sich steigernden Verkehrsansprüchen zu genügen. Und eben diesem Zwecke soll nun die Hudsonbai und die neu an sie heranzuführende Bahnlinie dienen.

Ein flüchtiger Blick auf die Karte genügt, um zu zeigen, wie viel leichter und schneller die Hudsonbai von den Getreidegegenden des Westens mit einer Eisenbahn zu erreichen sein würde als die atlantischen Häfen und die großen Seen. Aber ein Bedenken erhebt sich für den Kenner von vornherein: die Schiffahrt in der Hudsonbai hält sich nur in recht bescheidenen Grenzen und wird schon früh im Jahre durch Eis gänzlich unterbunden. Auch die kanadische Regierung verhehlte sich dieses Bedenken nicht und ließ daher, bevor sie sich entschloß, eine Eisenbahn von den Getreideländern zur Hudsonbai zu bauen, in den Jahren 1903 und 1904 die Schiffahrtsverhältnisse der Hudsonbai in bezug auf ihre künftige Ausnutzbarkeit sehr gründlich erforschen. Man betraute mit dieser Aufgabe den Direktor des geologischen Amtes in Ottawa Albert Peter Low. Er stellte fest, daß im allgemeinen nur etwa die Zeit vom 20. Juli bis 1. November für eine gesicherte Schiffahrt in Betracht kommen könne, in besonders günstigen Jahren etwa die Zeit von Mitte Juli bis Mitte November. Das ist an sich recht wenig, und selbst diese kurze Zeitdauer wird gelegentlich durch die ungünstige Beschaffenheit der anschließenden, 820 km langen Verbindungsstraße zum Ozean, der Hudsonstraße, noch weiter beeinträchtigt. Die Hudsonstraße selbst nämlich friert zwar infolge ihrer starken Strömungen niemals ganz zu, aber der Zugang zu ihr wird gelegentlich noch über den Monat Juli hinaus durch Eismassen blockiert; so gelang es z. B. im Jahre 1884 erst im August, die Straße zu durchfahren. Immerhin würden für die kanadischen Getreidetransporte lediglich die beiden Monate September und Oktober, allenfalls noch ausnahmsweise Anfang November in Betracht kommen, denn vor September ist eine Abfuhr des kanadischen Getreides nicht wohl möglich. In den der Schiffahrt verbleibenden zwei Monaten läßt sich immerhin schon manches erreichen, und daß die Befürchtungen vor der Hudsonbai übertrieben sein müssen, geht am besten daraus hervor, daß schon in der Zeit der Segelschiffe, im 17. und 18. Jahrhundert, zwischen dem Hudsonbaihafen Fort Churchill und Europa ein zeitweilig recht lebhafter Schiffsverkehr bestand, der durch die Hudsonbai-Kompagnie aufrechterhalten wurde. Die heutigen kanadischen Ausfallspforten Quebec und Montreal gehörten damals noch den Franzosen und blieben somit der Hudsonbai-Kompagnie verschlossen. So wurde denn ihr Fort Churchill zum Hauptausfuhrhafen erwählt, und es ist auch nichts darüber bekannt geworden, daß ihr ziemlich reger Verkehr über die Hudsonbai zu einem unverhältnismäßig großen Verlust an Fahrzeugen Veranlassung gegeben hätte.

Was aber den Segelschiffen alter Zeit nicht zustieß, ist natürlich für die so viel schnelleren und solider gebauten Dampfschiffe der Jetztzeit erst recht nicht zu befürchten. Somit bestand kein Bedenken, den verkehrspolitischen Plan, der an die Eröffnung der Hudsonbai für das internationale Verkehrs- und Handelsleben anknüpft, in vollem Umfange durchzuführen. Diesem Zweck hat nun eben die Bahn ausschließlich zu dienen, deren Bau vor kurzem beschlossen worden ist. Sie soll von Saskatoon, dem Hauptorte der reichen Provinz Saskatchewan, der eine Station der zweiten Pacificbahn darstellt, über Prince Albert in nordöstlicher Richtung zur Hudsonbai laufen, und zwar scheint sie hier sowohl Port Nelson wie Fort Churchill (das noch etwas nördlicher liegt) berühren zu sollen, nachdem man ursprünglich zwischen beiden Orten geschwankt hatte. — Der Weg von Saskatoon nach Liverpool würde über Port Nelson oder Fort Churchill um volle 1600 km kürzer sein als der über Montreal. Die Ersparnis an Transportkosten würde dabei um so merklicher sein, als es grade die Eisenbahnfahrt sein würde, der die Verkürzung zumeist zugute kommt. Man hofft, daß sogar die Nordweststaaten der Union sich für ihre Ausfuhr künftig vielfach der Hudsonbai-Route bedienen werden, weil sie sich auch für sie möglichenfalls billiger als die bisher benutzten Wege stellen wird.

Freilich, was an Eisenbahnfrachtkosten bei Verschiffung über die Hudsonbai gespart wird, dürfte zu einem nicht unbeträchtlichen Bruchteil für höhere Versicherungsprämien wieder draufgehen. Daß die Versicherungsgesellschaften Schiffe, welche die Hudsonbai befahren, mit ganz erheblich höheren Abgaben als die etwa nach Quebec und New York gehenden Fahrzeuge belasten werden, liegt ja in der

Natur der Sache. Wie diese Entwicklung sich gestalten wird, ist durchaus nicht vorherzusagen, und es ist daher noch durchaus nicht sicher, ob denn wirklich die durch die Benutzung der Hudsonbai ermöglichte Ersparnis an Frachtkosten und an Weglänge bedeutend genug sein wird, um die beträchtlichen Ausgaben zu rechtfertigen, welche die Durchführung des Unternehmens erfordern wird. Es scheint ja aber, als sei die kanadische Regierung zu der Überzeugung gekommen nach langjährigen Erwägungen, daß eine Rentabilität zu erwarten sei: andernfalls wäre der nunmehrige Entschluß, die Bahn Saskatoon—Port Nelson (eigentlich Prince Albert—Port Nelson, denn zwischen Saskatoon bis Port Nelson existiert schon seit längerer Zeit eine kleine Zweigbahn) in Angriff zu nehmen, nicht verständlich. Ein nicht geringes finanzielles Risiko liegt ja naturgemäß auch darin, daß diese eigentlich nur etwa zwei Monate des Jahres hindurch voll beschäftigt sein wird, nämlich im September und Oktober, wenn ihr die großen Getreidetransporte anvertraut werden. Auch im Juli, August und November wird die Bahn ja wohl noch leidlich gut in Anspruch genommen sein, aber mindestens in den sieben Monaten von Dezember bis Juni wird der Bahnbetrieb wohl ohne Schaden völlig eingestellt werden können. Das sind natürlich wenig erfreuliche Aussichten in bezug auf Rentabilität der Anlage! Immerhin könnte es wohl sein, daß schon allein in den beiden Hauptbetriebsmonaten die Bahn genügend viel Einnahmen erzielt, um eine angemessene Verzinsung der Anlage zu gewähren. Es ist dies um so eher zu hoffen, als der Bahnbau in jenen fast wertlosen Gegenden auch technisch nur geringe Anforderungen stellen und daher recht billig sein wird.

Vom Peace River-Tal (Ft. St. John) zur Hudsonbai werden allerdings die Transporte noch immer einen recht beträchtlichen Umweg zu überwinden haben, da sie erst ziemlich weit südlich nach Saskatoon und dann wieder nach Nordosten laufen müssen. Es ist daher nicht ausgeschlossen, daß bei einem starken Aufblühen der Peace River-Gegend dereinst eine direkte Bahn von Fort St. John nach Fort Churchill gebaut werden wird, die wieder ganz neue Landstriche dem Verkehr erschließen würde. Besonders, wenn eine andre gewaltige Bahnlinie, die sehr ernsthaft projektiert ist, geschaffen werden sollte, nämlich eine Verbindung des Peace River-Gebiets mit dem Klondikebezirk an der Grenze von Alaska, dürfte die Frage eines möglichst kurzen Anschlusses vom Peace River-Gebiet an die Hudsonbai bald akut werden.

Wie die wirtschaftliche Entwicklung Kanadas selbst heut noch durchaus nicht übersehen werden kann, so ist auch bezüglich der Gestaltung seiner großen Bahnlinien, die von jener Entwicklung natürlich in hohem Maße abhängt, noch gar nichts Bestimmtes zu sagen. Nur für die nächste Zukunft ist ein Überblick möglich, und dieser ist trotz aller entgegenstehenden Hindernisse bedeutungsvoll genug. Jetzt zunächst werden, wie gesagt, die wichtigsten kanadischen Getreidebezirke der Weltwirtschaft zugänglich gemacht; späterhin dürfte in steigendem Maße eine Aufschließung der ungeheuren Waldungen Kanadas den Anlaß zu neuen Bahnlinien bieten.

Zum Schluß darf darauf hingewiesen werden, daß die in Port Nelson bzw. in Fort Churchill beginnende und nach Saskatoon verlaufende Bahn außer ihrer Bedeutung für Kanadas Wirtschaftsleben auch für die Interessen des übrigen Amerika eine gewisse Bedeutung haben wird. Hat man diese Bahnlinie doch schon seit geraumer Zeit als einstiges Endglied der großen Panamerikanischen Bahn anzusehen sich gewöhnt, die dereinst alle Länder Amerikas, von der Hudsonbai bis zur Laplatamündung, durch einen fortlaufenden Riesenschienenstrang zu verbinden plant. Skeptiker mögen die Idee der Panamerikanischen Bahn als eine Utopie, als eine technische, wirtschaftliche und politische Ungeheuerlichkeit belächeln — daß das Bahnproblem mit einem großen Aufwand an Energie und mit unerschöpflichen Geldmitteln in Angriff genommen und rasch gefördert wird, ist eine Tatsache, und wenn auch die Skeptiker ihre Ansicht mit schlagendsten, unbedingt überzeugenden Gründen zu stützen wissen, so muß man doch immer wieder bedenken, daß Amerika mit andrem Maßstab gemessen werden muß als unser alter Kontinent, und daß es tatsächlich das Land der unbegrenzten Möglichkeiten ist. Im übrigen ist für die Bahnstrecke Fort Churchill—Saskatoon die Frage, ob die Panamerikanische Bahn einst in ganzem Umfang zustande kommen wird, ziemlich bedeutungslos, denn einen Anschluß an das bereits vorhandene Nordstück der Panamerikanischen Bahn, das zurzeit in New York beginnt und bis an die Grenze zwischen Mexiko und Guatemala läuft, wird die neue Kanadische Bahn in jedem Falle dereinst gewinnen. Es fehlen nur ein paar kurze, abkürzende Bahnlinien in den Vereinigten Staaten, die sicher zustande kommen werden, um tatsächlich ohne große Umwege in naher Zukunft von der Hudsonbai bis nach Guatemala und nicht viel später sogar bestimmt bis Costa Rica, vielleicht gar bis Panama, auf der Bahn fahren zu können. Ob man künftig noch weiter südlich die Fahrt wird fortsetzen können, ist zunächst von durchaus untergeordneter Bedeutung. Ist doch die Panamerikanische Bahn, als Ganzes betrachtet, überhaupt kaum viel mehr als eine ungeheure und kolossal kostspielige Spielerei, so wichtig auch ihre einzelnen Teile, jeder für sich, zweifellos einst sein werden und zum Teil schon heut sind.

Mitteilungen.

Die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften hat für das Jahr 1913 folgende Preisaufgabe gestellt: »Die Gesetze der allmählichen Änderung des Momentes von Magneten sind zu untersuchen.« Die Bewerbungsschriften müssen vor dem 1. Februar 1913 an die Gesellschaft der Wissenschaften eingeliefert, mit einem Motto versehen und von einem versiegelten Zettel begleitet sein, der außen das Motto trägt und innen den Namen und Wohnort des Verfassers. Der Preis beträgt 1000 M.

An der Technischen Hochschule in Dresden wird im nächsten Wintersemester ein neues Seminar für Städtebau eingerichtet werden. Zum Direktor des Seminars ist Prof. M. Förster ernannt worden. Am Seminar wird sich eine Anzahl Professoren der Abteilungen für Hochbau und Bauingenieurwesen beteiligen. Es sind dies Dr.-Ing. Berkemeyer, Dr. Benck, Baurat Diestel, Dr. Esche, Prof. Förster, Geh. Baurat Frühling, Geh. Hofrat Dr.-Ing. Cornelius Gurlitt, Geh. Hofrat Lucas, Präsident Geh. Medizinalrat Dr. Renk und Dr. Wuttler. Auch sollen jetzt oder später noch andere, außerhalb der Hochschule stehende Kräfte herangezogen werden.

*

Deutscher Juristentag. Das Programm für den 30. Deutschen Juristentag, der am 12. bis 14. September in Danzig stattfindet, wird jetzt veröffentlicht. Die ständige Deputation hat folgende Beratungsgegenstände auf die Tagesordnung gesetzt: 1) Empfehlen sich gesetzgeberische Maßnahmen, durch welche die Haftung des persönlichen Schuldners für den Hypothekenausfall beschränkt wird, wenn der Gläubiger seine Hypothek nicht ausgeboten und das Grundstück weit unter dem Werte erstanden hat? 2) Empfiehlt es sich, soziale Schutzvorschriften, in der Art der für die Handlungsgehilfen bestehenden, für Privatangestellte überhaupt zu erlassen? 3) Empfehlen sich Vorschriften über die rechtliche Stellung des Sammelvermögens? 4) Die Strafmittel nach dem Vorentwurf zum deutschen Strafgesetzbuch, und zwar a) die Strafmittel im allgemeinen, b) die Freiheitsstrafe im besonderen. 5) Empfehlen sich Sondergerichtshöfe in Streitigkeiten aus dem Gebiet des gewerblichen Rechtsschutzes. 6) Liegt ein Bedürfnis für ein deutsches Reichsverwaltungsgericht vor. Für jeden dieser Beratungsgegenstände sind Gutachter und Berichterstatter ernannt. Für das einzige strafrechtliche Thema zu 4, das besonders wichtig ist, sind Gutachter der Geh. Oberregierungsrat Krohne aus Berlin und der Reichsgerichtsrat Ebermayer aus Leipzig, deren Gutachten bereits in den Verhandlungen des 29. Juristentages abgedruckt sind. Berichterstatter sind für dieses Thema der Senatspräsident Dr. Olshausen am Reichsgericht, der Geh. Justizrat Professor Dr. Kahl und der Professor Dr. James Goldschmidt von der hiesigen Universität und der Landgerichtspräsident Dr. v. Staff aus Breslau.

*

Die vierte Jahresversammlung der Gesellschaft deutscher Nervenärzte wird unter dem Vorsitz von Professor Erb (Heidelberg) und Professor Oppenheim (Berlin) in der Zeit vom 6. bis 8. Oktober in Berlin abgehalten werden. Beratungsgegenstände sind: »Die neueren Fortschritte in der topischen Diagnostik der Erkrankungen der Pons, der Medulla oblongata, des Kleinhirns. Berichterstatter Wallenberg (Danzig) und Marburg (Wien); ferner: »Die Pathologie und Therapie der der nervösen Angstzustände«. Berichterstatter H. Oppenheim (Berlin) und Marburg (Wien).

*

Internationaler Kongreß für gerichtliche Medizin. Die Belgische Gesellschaft für gerichtliche Medizin veranstaltet anläßlich der Weltausstellung in Brüssel einen internationalen Kongreß für gerichtliche Medizin vom 4. bis 10. August d. J., verbunden mit einer Ausstellung von medizinischen Instrumenten und Apparaten. Der Kongreßbeitrag beträgt 20 Franken. Schatzmeister ist Dr. Héger-Gilbert, Brüssel, Place Jean Jacobs 9. Generalsekretär, bei dem Vorträge und Mitteilungen anzumelden sind, ist Dr. C. Moreau, Rue de la Gendarmerie 6, Charleroi. Kongreßsprache ist französisch; in anderen Sprachen gehaltene Vorträge werden, wenn möglich, sofort kurz zusammengefaßt, ins Französische übertragen

*

Zur deutsch-irischen Annäherung in den Vereinigten Staaten wird in der Tagespresse berichtet, daß die gesamten deutschen und irischen Kreise beschlossen haben, am »Deutschen Tage« und am »St. Patricks-Tage« in Zukunft die amerikanischen, deutschen und irischen Fahnen zu hissen. Die Deutschen werden am »St. Patricks-Tage« (17. März) außer dem Sternenbanner die deutschen Fahnen hissen, während die Irländer am Nationalfeiertage der Deutschen in den Vereinigten Staaten außer dem Sternenbanner die irischen Fahnen heraushängen werden. Ferner sind die Deutschen und Irländer übereingekommen, an den Denkmälern der Geisteshelden der beiden Rassen an den erwähnten Feiertagen »Austauschkränze« niederzulegen.

*

Russische Volkshochschulen gibt es in Petersburg und Moskau, Ssamara, Kasan, Tiflis, Woronesch, Smolensk, Ufa und noch mehreren anderen Städten. Wie der Bericht des Vereins für Volkshochschulen mitteilt, weist die Volkshochschule in Ssamara an der Wolga die höchste Besuchsziffer auf. Sie veranstaltete im ersten Jahre ihres Bestehens 106 Vorträge, die von 63,811 Personen besucht wurden. Die Volkshochschule in Woronesch veranstaltete im vergangenen Jahre 171 Vorträge, die von 21,774 Personen besucht wurden. In Kasan wurden 50 Vorträge von 11,539 Personen besucht. Auch in kleineren Gouvernementsstädten erfreuen sich die Volkshochschulen eines verhältnismäßig guten Besuchs. So wurden die von der Volkshochschule in Pskow (Pleskau) im Berichtsjahr veranstalteten 23 Vorlesungen von 5033 Personen besucht.

*

Eine japanische Südpolarexpedition wird augenblicklich vorbereitet, denn Japan überträgt den Wettkampf mit den alten Kulturmächten des Westens nun auch auf das Gebiet geographischer Forschungen. Der japanische Leutnant der Reserve N. Shirafe rüstet die Expedition aus, die an der Eroberung des Südpols teilnehmen soll. Sie wird im Juli oder August auf einem Schoner von 250 t die Ausreise antreten. Das vorläufige Ziel ist König Eduard VII. Land. Hier soll überwintert werden und von da aus das Vordringen mit Schlitten erfolgen, zu welchem Zweck 15 mandschurische Ponys mitgenommen werden. 15 Teilnehmer werden sich der Expedition anschließen.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 30
23. Juli 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Bibelwissenschaft und Religionsunterricht.

Von Rudolf Kittel, Professor an der Universität Leipzig.

Als ich im Herbste des Jahres 1896 das Rektorat der Universität Breslau antrat, hatte ich, allgemeiner akademischer Sitte gemäß, zum Antritt des Amtes eine öffentliche Rede aus meinem akademischen Arbeitsgebiete zu halten. Ich wählte zum Thema derselben: »Die Anfänge der hebräischen Geschichtschreibung im Alten Testament« und führte den Hörern in kurzen, allgemein verständlichen Zügen ein Bild der Entwicklung des althebräischen Schrifttums, soweit es sich auf die Erzählung bezog und so, wie es sich mir damals darstellte, vor Augen.*) Natürlich konnte dabei auch die Frage der Einheitlichkeit der sogenannten mosaischen Schriften sowie der nachfolgenden, in den Büchern Richter, Samuelis und der Könige niedergelegten Geschichtsdarstellung nicht umgangen werden. So wurde aus jener Darlegung von selbst eine kurze Skizze über die wichtigsten durch die neuere literarkritische Untersuchung gewonnenen Schichten innerhalb jener Schriften und eine kurze Charakteristik der wichtigsten auf diese Weise — also durch Literarkritik — ermittelten Schriftstellerpersönlichkeiten.

Kurze Zeit darauf hatte ich bei der ersten der zahlreichen geselligen Zusammenkünfte der sogenannten »Spitzen« erstmals Gelegenheit, mit dem längst schon wegen seiner Klugheit und seiner gemäßigten Haltung bei der preußischen Regierung in hohem Ansehen stehenden Kardinal Kopp, dem heute noch an der Spitze der Diözese Breslau stehenden Breslauer Fürstbischof, zusammenzutreffen. Sein erstes Wort war die Versicherung, mit wie großem Interesse er den Ausführungen meiner Rede gefolgt sei. In weiser Vorsicht unterließ der Kardinal nicht, sofort hinzuzufügen: »Es ist ja wohl ein etwas anderer Standpunkt,« knüpfte aber auch daran wieder die wohlwollende Versicherung: »aber die Sache ist sehr wichtig und interessiert mich in hohem Maße.« Ich verfehlte nicht zu bemerken, daß die Tragweite allerdings außer Zweifel sei, daß daraus für die protestantischen Kirchen schon mancherlei Schwierigkeiten entstanden seien und daß sie meiner Überzeugung nach, sobald die Bedeutung der Sache einmal erkannt sei, auch für die katholische Kirche nicht ausbleiben können. Doch müsse es auch für sie Wege geben, sie zu überwinden.

Wer die Geschichte der Bibelforschung innerhalb der katholischen Kirche der letzten Jahrzehnte einigermaßen mit aufmerksamem Auge verfolgt hat, der weiß, wie hohes Interesse man eine Zeitlang im Vatikan und demgemäß natürlich auch in den Kreisen des

*) Die Rede erschien im Drucke bei Hirzel in Leipzig unter dem oben angegebenen Titel.

deutschen Episkopats an der Beteiligung der katholischen Gelehrten an den Arbeiten der biblischen Wissenschaft nahm. Schon damals konnte ich dem Kardinal die erfreuliche Tatsache bestätigen, daß die katholischen Gelehrten, deren Mehrheit sich lange zugunsten der historischen Disziplinen von den biblischen ferngehalten hatte, sich in neuerer Zeit mit großem Eifer und schönem Erfolge auch wieder den biblischen Fächern zuwenden. Es gehörte aber auch nicht viel prophetische Gabe dazu, den Gang der Dinge, wie er sich inzwischen vor unser aller Augen entwickelt hat, schon damals vorauszusehen. War es einmal in der katholischen Kirche — wie es seit Leo XIII. der Fall war — zum Programm erhoben, daß die biblischen Texte mit Hilfe der modernen Methoden, der historischen und der philologischen, untersucht werden mochten, so konnte selbstverständlich die Anwendung der historischen Kritik auf sie nicht ausbleiben. War sie aber einmal zugegeben, so mußte man aus der Sache selbst heraus nicht minder als nach den Erfahrungen, die innerhalb der protestantischen Kirchen seit Jahrzehnten, ja im Grunde seit mehr als einem Jahrhundert, gemacht waren, mit Sicherheit darauf rechnen, daß auch Konflikte mit der bestehenden Kirche nicht ganz ausbleiben konnten.

Die Erfahrung hat inzwischen längst gezeigt, daß sie wirklich eintraten. Und das schroffe Vorgehen der Kurie gegen die »Modernisten« und alles, was man näher oder ferner zu ihnen rechnete und rechnet, bis herab auf die jüngsten Bestimmungen über die Verpflichtung der Doktoren der Heiligen Schrift — deren wichtigster Punkt wohl ist, daß auch künftig noch zu erlassende Dekrete der päpstlichen Bibelkommission (also zurzeit noch vollkommen unbekannte) gutzuheißen sind und daß jeder Versuch, an den Verpflichtungen selbst Kritik zu üben, dem strengsten Verbote anheimfällt —, alle diese Dinge haben zur Genüge gezeigt, in welcher Weise man in Rom entschlossen ist, die Lösung der Schwierigkeiten anzustreben. Meine oben angeführten Bemerkungen dem Kardinal Kopp gegenüber waren getragen gewesen von der Hoffnung, die zu hegen man damals einiges Recht hatte, es werde auch auf katholischer Seite gelingen, die unausbleiblich eintretenden Schwierigkeiten von innen heraus zu überwinden, und die neu entfachten biblischen Studien auf der Grundlage moderner Methoden werden dazu führen können, auch den Katholizismus neu zu befruchten und seiner Kirche eine Gestalt zu geben, die ihr die Verbindung mit dem geistigen Leben der Gegenwart erleichterte.

Um jedes Mißverständnis abzuwehren, will ich übrigens nicht unterlassen zu bemerken, daß bis zu dem eben ausgesprochenen Gedanken unser Gespräch nicht gedieh und daß im besonderen der Kardinal an jenen Folgerungen und Perspektiven keinerlei Anteil nahm, sich vielmehr auf die — wie es sich an sich und einem andersgläubigen Professor gegenüber von selbst verstand — vollkommen unverfänglichen oben wiedergegebenen Worte beschränkte. Ich selbst bin auch jetzt noch der festen Überzeugung, daß auch für die katholische Kirche aufs neue der Tag kommen wird, wo sie sich der Lösung der Frage nach ihrem Verhältnis zu den Ergebnissen der biblischen Wissenschaften wird nähergerückt sehen. Sind dann jene Ergebnisse noch um einen Grad tiefer in das öffentliche Bewußtsein eingedrungen, als dies heute der Fall ist, dann wird auch die Kurie sich ihrer Anerkennung nicht länger entziehen.

Hier ist der Punkt, wo die gegenwärtig den Protestantismus erregenden Fragen, sind sie einmal hier ihrer Lösung nähergebracht, auch ihre Wirkung auf die Nachbarkirche nicht verfehlen können, und somit der Punkt, von dem aus eine heilsame Wirkung auf die Gesamtchristenheit, die römisch-katholische eingeschlossen, ausgehen wird, wenn einmal die Zeit dazu reif sein wird.

Zunächst aber ist es die Sache der evangelischen Kirchen, die Angelegenheit in die Hand zu nehmen.

Die biblische Wissenschaft hat erheblich mehr als ein volles Jahrhundert emsigster Arbeit hinter sich. Niemand kann sagen, daß sie in dieser Zeit erfolglos gearbeitet habe. Ist auch manches, was sie glaubte festgestellt zu haben, durch die fortschreitende bessere Einsicht wieder verdrängt worden; und ist auch anderes immer noch, und vielleicht für lange hinaus, noch im Flusse, so bleibt doch die Tatsache unleugbar, daß sich ein fester Stamm sicherer Ergebnisse herausgebildet hat, mit denen wir als mit Tatsachen rechnen dürfen. Auch hier ist es ja richtig, daß die Grade der Sicherheit verschieden sind — nicht jedes Ergebnis besitzt den allerersten Grad der Gewißheit —, desgleichen, daß im Zusammen-

hang hiermit dieſe und jene Tatſache, die von der einen Gruppe der Fachgenoſſen als ſolche angenommen iſt, von der andern noch abgelehnt oder nur zögernd anerkannt wird. Aber ſolche Schwankungen, wie ſie in jedem Gebiete menſchlichen Wiſſens natürlich und faſt unausbleiblich ſind, können das Bild als ſolches nicht verändern. Es bleibt beſtehen, daß die bibliſche Wiſſenſchaft, die des Alten und die des Neuen Teſtaments, über einen feſten Stamm geſicherter Ergebniſſe verfügt, deren Zahl, auch wenn nur die allgemein oder ſo gut wie allgemein anerkannten herangezogen werden, immer noch groß genug iſt, um der religiöſen Unterweiſung in Kirche und Schule hinreichenden Stoff zu neuer Frageſtellung und zur Löſung dringender Aufgaben zu liefern.

Dieſe Sachlage iſt längſt erkannt, und es iſt infolgedeſſen immer dringender auf ſie hingewieſen worden. Das Problem, um das es ſich handelt, liegt vollkommen klar. Es läßt ſich mit wenig Worten formulieren. Iſt die Unterweiſung im Chriſtentum, wie es ſich im letzten Grunde, bei allen Verſchiedenheiten im einzelnen, für alle chriſtlichen Kirchen und Konfeſſionen von ſelbſt verſteht, auf die bibliſchen Urkunden gegründet und hat zugleich die fortſchreitende Erforſchung dieſer Urkunden das Bild von ihnen und ihrem Inhalte mit der Zeit umgeſtaltet: ſo kann es auch nicht ausbleiben, daß die Unterweiſung irgendwie ſuchen muß, mit dieſer Umgeſtaltung gleichen Schritt zu halten. Die Art dieſes Schritthaltens und ſein Umfang ſind nun aber eben dasjenige, was den Gegenſtand des Problems bildet. Die Forderung ſelbſt iſt in ſich durchaus klar; das Wie der Durchführung hingegen wird noch lange der Gegenſtand ſchwieriger Erwägung bleiben.

Unter den Schriften über dieſen Gegenſtand, welche die verfloſſenen anderthalb Jahrzehnte hervorgebracht haben, ragen, ſoweit ich ſehe, zwei hervor. Beide befaſſen ſich vorwiegend mit dem Religionsunterricht im Alten Teſtament, was nicht befremden kann, wenn man bedenkt, daß gerade hier die Schwierigkeiten am ſtärkſten und unmittelbarſten zutage treten. Die erſte ſtammt von Friedrich Flöring, damals (1895) Profeſſor am Predigerſeminar in Friedberg in Heſſen, und führt den Titel: »Das Alte Teſtament im evangeliſchen Religionsunterricht.« Der Verfaſſer faßt ſeine Meinung in etliche Leitſätze zuſammen, von denen die drei erſten hier mitgeteilt ſeien. Sie lauten: 1. Das Alte Teſtament, durch die Geſchichte der Kirche als Religionsbuch der Chriſtenheit erwieſen, iſt im evangeliſchen Religionsunterricht unentbehrlich, da es als Zeugnis von der Offenbarung Gottes in ihrer vorchriſtlichen nationalen Entwicklung nicht nur für das theologiſche, ſondern auch für das religiöſe Verſtändnis der Offenbarung Gottes in Jeſu Chriſto das erſte gottgegebene Mittel darbietet und der chriſtlichen Erziehung an und für ſich dauernd wertvolles, pädagogiſch ſehr brauchbares Anſchauungsmaterial liefert. 2. Der altteſtamentliche Religionsunterricht hat die Aufgabe, auf Grund anſchaulicher Vorführung der religiöſen Geſchichte Israels in ihrer durch unvergleichliche Gottesführungen und gewaltige Glaubenshelden beſtimmten Entwicklung, in ihrer Abzielung auf den Neuen Bund, zugleich aber in ihrem Abſtand von demſelben das Verſtändnis des Chriſtentums, vornehmlich der Perſon Jeſu Chriſti, anzubahnen . . . . 3. Die Schwierigkeiten dieſes Unterrichtes, die im Charakter des Stoffes begründet ſind, ſind bei der herkömmlichen theologiſchen Auffaſſung des Alten Teſtaments nur ſcheinbar geringer als bei der neueren kritiſchen. Die erſtere hat das geſchichtliche Verſtändnis des Alten Teſtamentes in ſeinen wichtigſten Teilen nicht gefördert und es nicht hindern können, daß im religiöſen Denken und Leben unſeres Volkes gerade das Alte Teſtament für viele ein Stein des Anſtoßes geworden iſt.«

Man ſieht, wie hier auf der einen Seite mit großer Entſchiedenheit die Beibehaltung der altteſtamentlichen Unterweiſung als für das Verſtändnis des Chriſtentums unentbehrlich gefordert, auf der andern aber einer Reform derſelben auf Grund der kritiſchen Ergebniſſe (der Verfaſſer denkt beſonders an diejenigen Stades) das Wort geredet wird.

Die zweite der genannten Schriften ſtammt von dem unlängſt verſtorbenen Halleſchen Profeſſor Emil Kautzſch, dem in weiten Kreiſen bekannten Herausgeber einer neuen, vielfach verbreiteten Überſetzung des Alten Teſtaments. Sie führt den Titel: »Bibelwiſſenſchaft und Religionsunterricht (zweite Auflage 1903) und faßt ihr Ergebnis in ſechs Theſen zuſammen. Die drei erſten lauten:

1. Die von Tag zu Tag ſich vergrößernde Kluft zwiſchen den — wirklichen, nicht bloß

angeblichen — Reſultaten der Bibelwiſſenſchaft einerſeits und dem landläufigen Betrieb des Religionsunterrichts auf allen Stufen andererſeits begründet einen Notſtand, der dringend nach Abhilfe ruft. 2. Auf allen Stufen des Religionsunterrichts bis hinauf zur oberſten iſt die ſogenannte bibliſche Kritik nicht Selbſtzweck, ſondern immer Mittel zum Zweck, ſofern einerſeits durch ſie das Verſtändnis des Schriftinhalts im einzelnen, andererſeits das Verſtändnis der Offenbarungsgeſchichte im ganzen gefördert wird. Nach dieſem Geſichtspunkt iſt auf den verſchiedenen Stufen des Unterrichts zu bemeſſen, in welchem Umfang von den Ergebniſſen der Bibelwiſſenſchaft Gebrauch zu machen iſt. 3. Die Gefahr einer Verwirrung der Gemüter oder gar eines Ärgerniſſes ſchwindet in dem Maße, als die Unterweiſung von einer chriſtlichen Perſönlichkeit ausgeht, welche die wahren Glaubensintereſſen von irgend welchen kritiſchen Ergebniſſen unberührt weiß, und bei der kein Zweifel beſtehen kann, daß es ihr nicht um das Zerſtören, ſondern um das Erbauen zu tun iſt. Und weiter in dem Maße, als zwiſchen Tatſachen und Hypotheſen unterſchieden wird. Letzteres ergibt von ſelbſt die Notwendigkeit, daß der Unterweiſende das Feld bis zu einem gewiſſen Grade ſelbſtändig beherrſcht.

Hier wird alſo ſofort in medias res gegangen und wird ein Notſtand konſtatiert als die Folge der Spannung zwiſchen den Ergebniſſen der Wiſſenſchaft und der herrſchenden Praxis. Zugleich werden die Grundlinien gezeichnet, nach denen eine Reform des Unterrichts ſich zu vollziehen hat und beſonders die perſönlichen Erforderniſſe betont, die an den Unterweiſenden zu ſtellen ſind. Man wird dabei nicht verkennen, daß die zuletzt ausgeſprochene Forderung ſelbſtſtändiger Beherrſchung des Arbeitsfeldes ſtreng genommen überhaupt nur den Theologen als die zum Unterricht geeignete Perſon erſcheinen ließe. Doch hat, ſoweit ich ſehe, Kautzſch dieſe Forderung nicht direkt aufgeſtellt, um ſo heftiger freilich führt er Klage über die Unzulänglichkeit der Prüfung für höhere Schulen auf deren unterer und mittlerer Stufe — eine Klage, in die jeder Kundige nur einſtimmen kann.

Das etwa war der Stand der Bewegung bis zum Auftreten der Zwickauer Theſen.

Im Frühjahr 1908 tagte in Zwickau der Sächſiſche Lehrerverein und ſtellte auf ſeiner Hauptverſammlung mit großer Einmütigkeit die Forderung einer Reform des Religionsunterrichts. Seine Wünſche faßte er in einer Reihe von Leitſätzen zuſammen, den ſogenannten Zwickauer Theſen, deren achte lautet: »Der geſamte Religionsunterricht muß im Einklange ſtehen mit den geſicherten Ergebniſſen der wiſſenſchaftlichen Forſchung und dem geläuterten ſittlichen Empfinden unſerer Zeit.«

Es darf als bekannt vorausgeſetzt werden, daß zunächſt im Königreich Sachſen, das unmittelbar vor einer geſetzlichen Neuordnung des geſamten Volksſchulweſens ſteht, ſodann aber weit über ſeine Grenzen hinaus die Zwickauer Theſen für längere Zeit der Gegenſtand lebhafteſten Intereſſes aller beteiligten Kreiſe wurden. Wir haben es hier nicht mit einem Urteil über die Theſen als ſolche zu tun, die die verſchiedenen Seiten des Religionsunterrichts zum Gegenſtande hatten. Hier kommt für uns weſentlich die achte Theſe in Frage. In geſchickter Weiſe hatte ſie die von Flöring, Kautzſch und vielen andern längſt aufgeſtellte Forderung ſich zu eigen und damit zur Sache der geſamten ſächſiſchen Lehrerſchaft gemacht, und die letztere hatten ein Recht zu der Erwartung, daß auch die leitenden Kreiſe nicht ſtillſchweigend an jener Forderung vorübergehen werden. Die Lehrerſchaft hatte ſich darin nicht getäuſcht.

Es darf als ein erfreulicher Beweis der Einſicht und Umſicht des königlich ſächſiſchen Unterrichtsminiſteriums angeſehen werden, daß es im Bewußtſein der hohen Aufgabe, die mit der Ausarbeitung eines Entwurfs für ein neues Volksſchulgeſetz ſeiner wartete, raſcher als irgend einer der Beteiligten es wohl erwartet hatte, Hand ans Werk legte, um die Vorbereitungen zur Herſtellung eines Entwurfes auf der breiteſten Grundlage zu treffen. So richtete es denn an eine Anzahl Mitglieder der theologiſchen Fakultät zu Leipzig ſchon im Frühjahr 1909 die Frage, ob ſie geneigt ſeien ſich, da es mit Rückſicht auf die oben erwähnte Theſe erwünſcht ſei, einmal feſtzuſtellen, was denn überhaupt als »geſicherte Ergebniſſe der Wiſſenſchaft« zu gelten habe, in einer Reihe von Lehrkurſen über die wichtigſten theologiſchen Fächer nach dieſer Richtung hin auszuſprechen. Für den Herbſt 1909 ſollten zunächſt die beiden

ɔlischen Hauptfächer, das alttestamentliche
.d das neutestamentliche, den Anfang machen.

Keiner der vier vom königlichen Mi-
ſterium Gebetenen glaubte unter den ob-
ıltenden Umständen, über deren Bedeutung
in Zweifel unter uns herrschen konnte,
:h dem Antrag entziehen zu dürfen; ich
lbst sprach zu Ende September 1909. Die
i diesem Anlaß von mir gehaltenen sechs
ɔrträge für Volksschullehrer erschienen auf
elfachen Wunsch der Hörer im Drucke
ıter dem Titel: »Die Alttestamentliche
'issenschaft in ihren wichtigsten Ergebnissen.
it Berücksichtigung des Religionsunterrichts
ɪrgestellt von R. K.*)

Die Leser mögen nicht von mir erwarten,
ıß ich hier einen Auszug dieser Schrift gebe.
h begnüge mich mit einigen Bemerkungen
ɔer ihre Anlage im allgemeinen und mit
:r Heraushebung einiger Hauptgedanken,
e mir besonders am Herzen liegen. Die
hrift hatte, dem Zweck der Vorträge ent-
ɪrechend, zunächst rein wissenschaftlichen
harakter, wenn auch in allgemein verständ-
:her, keine Fachkenntnisse voraussetzender
ɔrm. Ihr Absehen ist also nicht ein prak-
ːch-pädagogisches. Allein bei dem beson-
ːren Anlaß, dem sie entsproß, und bei dem
ɔhaften Interesse, das die Zuhörer begreif-
her Weise der Frage der praktischen Ver-
ːrtung des Gehörten entgegenbrachten, ließ
sich kaum vermeiden, den letzten Punkt
nz auszuschalten. Vor allem gaben regel-
ißige Besprechungen am Schlusse jedes
ɔrtrags Veranlassung, diese Seite der Sache
m Worte kommen zu lassen. Sie waren
:ht gerade als Diskussionen gedacht, ob-
ɔhl auch Gegenrede zugelassen war, wohl
er als Gelegenheit für die Hörer, einzelne
ınkte des Gehörten durch Fragen an den
dner sich zu weiterer Klarheit zu bringen
d über während des Vortrags oder vorher
ɪfgetauchte Fragen, soweit sie zur Sache
hörten, sich Aufschluß zu erbitten.

*) Leipzig 1910, Verlag von Quelle & Meyer.
e englische Übersetzung erscheint bei Williams
Norgate in London, eine hebräische für Juden,
sich für die Vergangenheit ihres Volkes in-
ssieren, in Wilna im Verlag der internationalen
ischen Wochenschrift Keed Kasemān. — Es ist
bedauern, daß über den entsprechenden neu-
ımentlichen Kursus keine authentischen Nach-
ten in die Öffentlichkeit gelangt sind. Ich selbst
ß mich hier auf das Alte Testament beschränken.

Der Gang der Erörterung war im ganzen der, daß die Ergebnisse unserer Wissenschaft von drei Gesichtspunkten aus dargestellt wurden, auf Grund der Ausgrabungen, auf Grund der Literarkritik, endlich auf Grund der geschichtlichen und religionsgeschichtlichen Forschung. Der erste Teil handelte von der Schöpfung, Sündenfall und den biblischen Urgeschichten, besonders der Fluterzählung, weiterhin von den Anfängen des sogenannten mosaischen Gesetzes im Vergleich zum altbabylonischen des Hammurabi, endlich von der Bedeutung der Funde von el-Amarna oder palästinischen Ausgrabungen für unsere Kenntnis der altkanaaäischen Kultur und Religion. Es versteht sich von selbst, daß diese Dinge wie die biblischen Urgeschichten, vor allem wenn es sich um den Religionsunterricht handelt, auch noch unter ganz anderem Gesichtspunkt, als dem der vergleichenden Geschichts- und Religionsforschung behandelt werden können. Ihr Verhältnis unter sich selbst und zum Gegenstand an sich, weiterhin die auch für Laien und Schüler immer wieder neue Frage nach dem Verhältnis von Schöpfungsglauben und Naturerkennen kommen auf diese Weise weniger auf ihre Rechnung. In den hier in Frage stehenden Lehrervorträgen trat die Debatte in die Lücke. Sie bot ausreichenden Anlaß, auch über diese Themata und speziell über die Anwendung des Ermittelten in der Praxis Erwägungen anzustellen.

Der zweite und dritte Abschnitt gab einen Überblick über die wesentlichen Fragen der alttestamentlichen Literaturgeschichte — in der Sprache der Zunft gewöhnlich »Einleitung ins Alte Testament« genannt — sowie über die Hauptfragen der Geschichte Israels und der israelitischen Religionsgeschichte — »alttestamentliche Theologie« genannt — jedoch wieder mit bewußter Beschränkung auf diejenigen Stoffe, die der Umgestaltung des Religionsunterrichtes und der kirchlichen Unterweisung dienlich sein können. Ich enthebe mich, da die Ausführungen gedruckt vorliegen, jedes Eingehens auf Einzelheiten und bemerke nur, daß der Gesichtswinkel, von dem aus ich die Gegenstände glaube ansehen zu sollen, teilweise ein etwas anderer ist als derjenige, von dem die beiden vorhin erwähnten Autoritäten, Flöring und Kautzsch, ausgehen. Beide sind im wesentlichen abhängig von der zurzeit noch die Mehrheit

unserer Lehrstühle beherrschenden nach Wellhausen genannten Anschauung.

So gewiß diese Bleibendes enthält, so gewiß auch krankte sie von Anfang an an Einseitigkeiten. Es ist nicht ihre Schuld allein, daß es so ist. Einen großen Teil daran tragen die Verhältnisse selbst. Man war, als Wellhausen auftrat, im wesentlichen auf die im Alten Testament selbst vorliegenden Quellen angewiesen. Die Dienste, die Schliemann, Dörpfeld und die anderen dem griechischen Altertum erwiesen hatten, waren dem hebräischen noch nicht getan. Immerhin konnten auch damals schon Weiterblickende sehen, daß die Beschränkung auf das alttestamentliche Material und die aus ihm sich ergebende rein literarische, quellenscheidende und die Quellen nach lediglich literarischen Gesichtspunkten ordnende und ansetzende Methode, die in Wellhausen und seiner Schule ihren Höhepunkt erreicht hatte, nicht zureichte. Wellhausens große und bleibende Verdienste sollen trotzdem gewiß nicht verkannt werden, vor allem was er für die Erschließung des Verständnisses der israelitischen Propheten getan hat. Das Urteil betrifft viel mehr seine Schüler als den Meister selbst; jene haben vielfach nur die eine Seite, und gerade die am meisten der Einseitigkeit zuneigende, der Arbeit des Meisters fortgeführt — das Schicksal fast aller Meister! Heute verfügen wir über ähnliche Hilfsmittel wie die griechische Altertumswissenschaft, und das Ergebnis ist hier wie dort eine ganz ungeahnte Erweiterung unseres Horizontes und eine vielfache Festigung der Fundamente für den Aufbau der althebräischen Literatur-, Profan- und Religionsgeschichte, die ehedem durch die fast ausschließlich literarische und innerhebräische Betrachtungsweise stark ins Wanken geraten waren.

Es bedarf keiner Ausführung darüber, daß, so wenig es gerade auf dem vorliegenden Gebiete an solchen fehlen mag, die in der Weise des trefflichen Schliemann die neuen Funde in naiver Weise verwerten möchten, so wenig auch hier die kritische Sichtung des Materials und seine Verarbeitung mit Hilfe aller uns sonst zur Verfügung stehenden Kunden entbehrt werden kann. Es wird sich dann von selbst zeigen, daß manches an der hergebrachten Auffassung brüchig ist und daß die biblische Überlieferung selbst nicht selten in das Gewand der Sage und selbst des Mythus gehüllt ist. Es wird sich aber nicht minder zugleich ergeben, daß im ganzen doch der vor zwanzig und fünfzehn Jahren noch fast alleinherrschenden Anschauung gegenüber eine rückläufige Strömung zu besonnenerer Beurteilung der älteren biblischen Geschichte sich geltend gemacht hat und daß infolgedessen an die Stelle der naiven Zuversicht zu den biblischen Berichten eine mit strenger Kritik gepaarte und auf sie gegründete, somit eine reife, wissenschaftlich vermittelte Zuversicht getreten ist. Also nicht eine bedingungslose und nicht eine Zuversicht zum Wortlaut als Wortlaut, wohl aber ein wohlbegründetes stärkeres Zutrauen zu einem bedeutsamen historischen Kern, der wichtigen Überlieferungen zugrunde liegt.

Man wird nicht verkennen, daß, wenn die hier ausgesprochenen Sätze richtig sind, sie auch für die Neugestaltung des Religionsunterrichts von nicht geringer Bedeutung sein werden. So sicher an gewissen allgemeinen Grundsätzen festzuhalten sein wird, welche die beiden oben genannten Autoren aussprechen, so sicher wird dann auch die Durchführung im einzelnen sich vielfach anders gestalten müssen, als die Genannten sich denken. Auch ist in den letzten zwei bis drei Jahrzehnten mehr als eine Schrift — von Kundigeren und minder Kundigen verfaßt — erschienen, die sich auf Grund der durch Wellhausen populär gewordenen Anschauungen als Hilfsmittel für den Religionsunterricht anbot. Nach dem vorhin Ausgeführten müßten sie neben Gutem und Richtigem, das sie enthalten, in manchen nicht unwesentlichen Punkten doch einer Revision unterzogen werden, ehe sie einfach als Niederschlag des gegenwärtigen Standes unseres Erkennens erklärt und für die Unterweisung in Kirche oder Schule empfohlen werden könnten.

Man verstehe diese Bemerkung nicht dahin, als sollte nun etwa durch eine Hintertür wieder die alte Praxis eingeführt und die Erneuerung der religiösen Unterweisung preisgegeben werden. Die Befürchtung ist ja wohl, sobald gewisse Einschränkungen gemacht werden, begreiflich, weshalb ich sie niemand verüble, auch nicht einem Provinzialblatt der sächsischen Lausitz, das meine Warnung in der obengenannten Schrift: man solle kritische Erwägungen nicht ohne Not vor Unmündige, die damit nichts anfangen

können, bringen, sofort zu einem Leitartikel verwandte, in dem meine Art Reform zu wünschen als heuchlerisch und jesuitisch gebrandmarkt wurde, als wollte ich zwar Kritik und Wissenschaft für die Professoren und die Gebildeten, aber beileibe nicht fürs Volk. Eine Richtigstellung, um die ich bat, blieb, wie es in solchen Fällen so manchmal geschieht, ohne Erfolg — obwohl der Herausgeber des Blattes den sächsischen Landtag ziert. Es ist durchaus meine Meinung, daß eine Reform dieser Unterweisung in Kirche und Schule eintreten muß. Aber sie hat auch nicht nötig, Positionen preiszugeben, die wissenschaftlich angesehen nach dem, was wir heute durch mancherlei neuen Zuwachs zu unserem Wissen sicherer als früher behaupten können, recht wohl haltbar sind.

Wie wenig ich andererseits geneigt bin, Unhaltbares festzuhalten, mag eine andere Korrespondenz zeigen, die sich aus Anlaß jener Schrift entwickelte. Ein Superintendent der Landeskirche des Königreichs Sachsen teilte mir brieflich mit, daß er an der Bemerkung (auf S. 123 der Schrift) Anstoß genommen habe: Die Überlieferung im Buche Exodus (2. Mose), die Zahl der waffenfähigen Israeliten in der Wüste habe 600 000 betragen, sei auch abgesehen von der Ernährungsfrage unhaltbar, da 600 000 Waffenfähige samt den zugehörigen Weibern, Greisen und Kindern sich nicht eine längere Zeit in der öden Steppe aufhalten, noch eine längere Zeit dort wandern konnten. Er berief sich auf einen französischen und einen norwegischen Gelehrten, beide von höchst fragwürdiger Autorität, welche dieser Überlieferung das Wort reden. Ich gab in meiner Antwort meiner Verwunderung Ausdruck, daß der Briefschreiber aus so trüben Quellen schöpfe, verwies ihn u. a. auf Georg Ebers und bat ihn, von der Ernährungsfrage (auch derjenigen der Wasserversorgung) zunächst ganz abzusehen und sich nur einmal klarzumachen oder durch einen Sachverständigen klarmachen zu lassen, welchen Raum ein Heer von rund drei Millionen Menschen zur Lagerung bedurfte, welche Strecke auf unwegsamen Pfaden ein Zug von dieser Ausdehnung beanspruchen würde, allen Troß eingeschlossen, um zu erkennen, daß ein steinigtes Steppengebiet von 350 Quadratmeilen weder Lagerplätze noch Bewegungsfreiheit für solche Massen darböte. Es wurde mir an der Stelle von Gründen die Antwort: auch Keil und Kurtz seien doch wohl Sachverständige — ich hatte an einen militärischen Sachverständigen gedacht.

Damit bin ich denn von selbst auf die Punkte geführt, an denen die Umgestaltung meines Erachtens einzusetzen hat. Vor allen Dingen sind Stoffe, die zu geschichtlichen Bedenken Anlaß geben, entweder auszuschalten oder als das zu behandeln, was sie sind. Es geht unter keinen Umständen an, sie nach alter Weise, einfach weil sie innerhalb der biblischen Erzählung stehen und lediglich um dessen willen, als geschichtliche Tatsachen zu verwerten. Man mache also ruhig Ernst mit der Erkenntnis, daß auch in dem Erzählungsinhalt der Bibel gelegentlich sagenhafte Stoffe eingedrungen sind, und man scheue sich nicht, auch derjenigen Stufe, auf der ein Schüler diesen Gedanken zu fassen vermag, ihn in aller Ruhe, sowie es der Würde der schlichten Wahrheit entspricht, auszusprechen. Man ist dies der Wahrheit, sich selbst und dem Schüler — vor allen Dingen aber der Achtung vor Religion und Bibel schuldig, die viel zu groß und reich sind, um falscher und unwahrer Stützen zu bedürfen. Hierher gehört natürlich nicht bloß der oben erwähnte einzelne Zug der Wüstengeschichte. Es gehören dazu größere oder geringere Teile der ganzen älteren Geschichtserzählung, der Vätergeschichte und der mosaischen, ferner der Erzählungen über die Richter- und die ältere Königszeit.

Dasselbe gilt für die Stoffe, die aus anderen Gründen nicht urkundliche Geschichte im strengen Sinne sind. Für sie sind typisch die Schöpfungs- und Paradiesgeschichten einer- und die Fluterzählung anderseits. Ich habe in meiner Schrift keinen Zweifel darüber gelassen, daß ich diese Erzählungen durchaus nicht kurzweg für Mythen oder für grundlose Volkssagen halten kann und muß hier auf jene Ausführungen verweisen. Es liegen ihnen teils historische Vorgänge im weitesten Sinn, teils tiefe Wahrheiten und bleibende Gewißheiten zu Grunde. Aber daneben ist unverkennbar, daß teils sagenhafte, teils mythologische, teils der Spekulation entnommene Stoffe mit ihnen verwoben sind, die es unbedingt verbieten, sie kurzerhand in der naiven Weise der älteren Zeit als urkundliche Geschichte anzusehen. Ist das aber der Fall, so dürfen sie auch auf allen den Stufen, die diese Gedanken zu fassen vermögen, nicht

als reine Geschichte behandelt werden. Es muß dem Darsteller ohne plumpes verständnisloses Zufassen doch das Vermögen der Abstufung zur Verfügung stehen, das den wahren Charakter solcher Erzählungen richtig abzuwägen weiß.

Endlich gilt in fast noch höherem Grade die Forderung für die Unterschiede der religiösen und sittlichen Höhenlage der einzelnen Stoffe. Es ist unleugbar, daß das Alte Testament Handlungsweisen billigt und Vorstellungen teilt, die für uns, vom Standpunkt christlicher Religion und Moral aus, nichts weniger als vorbildlich erscheinen können. Es ist kaum nötig, an die sogenannten Rachepsalmen oder an die Sitte der Ausrottung gefangener Feinde und so manches andre zu erinnern. Es geht aber auch hier nicht an, mit advokatischen Künsten solche Dinge beschönigen oder gar als von unserem Standpunkt aus sittlich oder religiös zulässig und richtig darstellen zu wollen. Auch hier gilt es abermals offen und klar den Dingen ins Gesicht zu sehen und den Unterschied der Zeiten ins Auge zu fassen. Auch ein Laie und selbst ein Kind kann leicht verstehen, daß andere Zeiten andere Sitten mit sich bringen und daß ein Zeitalter, in dem sonst Roheit der Anschauung und der Sitten herrschte, nicht mit einem Schlage aus dem Rahmen seiner Gesamtanschauung heraustreten konnte. Vor allem aber wird niemand das Verständnis dafür schwer fallen, daß Jesus selbst die Zeit der Vergangenheit seines Volkes mehrfach als eine Zeit der durch ihn selbst überwundenen sittlichen Anschauung bezeichnet.

Will aber die religiöse Unterweisung derartige Gedanken zum Gemeingut machen, so hüte sie sich nur vor Einem Fehler, der gerade in Zeiten des Kampfes und der Gährung besonders naheliegt, dem Fehler des Verfallens in ausschließliche Kritik und Negation. Wahrheiten, die um ihre Existenzberechtigung ringen müssen, werden begreiflicher Weise leicht stärker betont als solche die fester Besitz geworden sind, auch stärker als sie selbst verdienen. Die religiöse Unterweisung, auch wo sie gegen Vorurteile zu kämpfen hat, darf nie vergessen, daß sie in erster Linie zu bauen hat, nicht einzureißen, daß gerade für religiöse und sittliche Anregung doch schließlich alles auf die Position, nicht auf die Negation ankommt. Sie muß, auch wo sie nimmt, geben und muß mehr geben können als sie nahm. Sie darf den zu Unterweisenden nie mit einer Leere, auch nicht mit einer bloßen Frage entlassen, sie muß imstande sein, ihm stets eine Bereicherung, einen innern Gewinn für Erkenntnis und Leben mitzugeben.

Gerade auf unserem Gebiete wird es nicht schwer fallen, diese Forderung zu erfüllen, wenn man bedenkt, welcher Reichtum an wahrhaft religiösen Gedanken beispielsweise den Urgeschichten innewohnt. Wer sich darauf beschränken wollte, sie einfach wiederzugeben und dann als »Sagen« oder »Mythen« abzutun, der hätte nach mehr als einer Richtung seinen Beruf als Religionslehrer verfehlt. Doch ich breche hier ab. Es kann unmöglich meine Absicht sein, im Rahmen dieser Zeilen die Frage erschöpfend zu behandeln. Ich begnüge mich, die Gedanken und Wünsche eines Freundes von Religion und Kirche, der zugleich wissenschaftlich zu denken gewohnt ist, dargelegt zu haben. Was wird das Ergebnis der Bewegung sein?

Es besteht kein Zweifel daran, daß das geistige, besonders das religiöse Deutschland in unsern Tagen wieder, wie es seit langem nicht der Fall war, vor Zeiten entscheidender Wendung steht. Wer den Puls unserer Zeit zu fühlen weiß, und wer besonders unsere Jugend einigermaßen kennt, dem kann es nicht entgehen, daß ein starkes religiöses Regen durch unsere Gegenwart geht, stärker als lange zuvor. Als die Nation im großen Kriege sich mit dem Schwert in der Hand ihr eigenes Heim geschaffen und sich mit ihm den Platz an der Sonne erworben hatte, da galt es vielfach zunächst das Heim behaglich und wohnlich einzurichten. Technik und alle Künste halfen in mächtigem Aufschwung dazu. Das größere Vaterland und der Aufstieg von Handel und Wandel hatte zugleich die Anspannung aller geistigen Kräfte und die Vertiefung der Wissenschaften zur Folge — kurz auf allen Gebieten des irdischen Daseins ward das Menschenmögliche geleistet, nur die religiösen Interessen und Fragen schienen lange zu schlummern; man hatte hier auf Erden so vielerlei Aufgaben zu lösen.

So konnte es nicht bleiben. Der religiöse Trieb ist viel zu mächtig, um in einem Volke von gesundem, geistigem Gleichgewicht auf die Dauer zurückgehalten zu werden. Er kann immer nur eine Weile anderen Interessen weichen. Die Vertiefung der Wissenschaften, die Erneuerung der philo-

ſophiſchen Intereſſen, die Erweiterung der Religionsgeſchichte und Völkerkunde, alles drängte gebieteriſch dazu, die religiöſe Frage wieder auf den Schild zu heben. Sie iſt heute an der Tagesordnung wie lange nicht. Überall ein Fragen, ein Ringen nach Klarheit, ein Drängen nach Neubildung und richtiger Geſtaltung: es iſt unbedingt richtig, wenn unlängſt mein Amtsgenoſſe Lamprecht in einer Rede an die Leipziger Studentenſchaft von einem »heiligen Wachſen« als dem Kennzeichen unſerer religiöſen Gegenwart redete.

Die geiſtige Geſtalt des Deutſchland der nächſten Zukunft wird zu einem beträchtlichen, weſentlichen Teile durch die Art beſtimmt ſein, wie dieſes heilige Wachſen gedeihen wird. Alſo von der Beantwortung der religiöſen Frage und der richtigen Leitung und Stillung des religiöſen Sehnens und Suchens, das durch unſere Tage geht. Und weiter: Die Beantwortung der religiöſen Frage iſt aufs engſte verſchwiſtert mit der richtigen Geſtaltung der Unterweiſung von Jugend und Volk in religiöſen Dingen. Darin ruht die vielen der Zeitgenoſſen noch lange nicht in ihrer vollen Tragweite zum Bewußtſein gekommene Bedeutung unſeres Gegenſtandes. Die Geſtaltung der religiöſen Unterweiſung iſt nichts mehr und nichts weniger als einer der beſtimmenden Faktoren für die Geſtaltung unſerer geiſtigen Zukunft im zwanzigſten Jahrhundert.

Die Arbeit wird ſo oder ſo von der Geſetzgebung bzw. der Verwaltung in Angriff genommen werden — zunächſt wohl im Königreich Sachſen. Andere Staaten wie das Großherzogtum Baden, wohl auch Württemberg, werden folgen. Preußen wird ſich auf die Dauer nicht zurückhalten können oder wollen. Die Löſung wird wohl nicht überall gleich ausfallen. Schon jetzt beſtehen allerlei, zum Teil erhebliche Verſchiedenheiten der Praxis, deren wichtigſte wohl die iſt, daß da und dort der Hauptanteil des Unterrichts in der Volksſchule der Kirche zufällt. Es iſt hier nicht der Ort, auf die Möglichkeiten im einzelnen einzugehen. Die Stimmen, die für unveränderte Beibehaltung des alten Zuſtands eintreten, werden verhältnismäßig ſelten ſein. Eher werden ſich ſolche melden, die für die Loslöſung des Unterrichts von der Kirche, wo ſie ihn in Händen hat, oder ihrer Aufſicht über ihn, wo ſie eine ſolche übt, eintreten. Ein kleinerer Staat Mitteldeutſchlands iſt darin ſchon vorangegangen. Auch die Beſeitigung des Unterrichts aus der ſtaatlichen Schule wird vielleicht da und dort in Frage gezogen werden, obwohl zurzeit mit wenig Ausſicht auf Erfolg. Wohl aber wird dieſer Gedanke manchem als ein Programm für die Zukunft vorſchweben.

So wichtig die letztgenannte Frage iſt, die religiöſe Unterweiſung an ſich hängt von ihr nicht ab. Sollte der Staat ſie ablehnen, die Kirchen könnten, ſolange ſie ſelbſt ſind, ſie nicht aufgeben, ſondern müßten ſie deſto kräftiger in die Hand nehmen. Ob alſo die innerhalb der ſtaatlichen Schule ausgeübte religiöſe Unterweiſung fallen oder ob ſie — was vorläufig die Wahrſcheinlichkeit für ſich hat — fortbeſtehen wird, die Hauptſache bleibt, neben einer den Anforderungen der Wiſſenſchaft Genüge leiſtenden Geſtaltung und einer hinreichenden wiſſenſchaftlichen Ausrüſtung des Lehrers, immer die Perſönlichkeit des Unterweiſenden. Kein Stoff heiſcht gerade ſie ſo gebieteriſch wie die Religion, das perſönlichſte aller Fächer. Aber gerade hierin liegt ſchließlich eine der größten und eigenartigſten Schwierigkeiten dieſes Gegenſtandes. Allein das Königreich Sachſen hat rund 14,000 Lehrer. Kann irgend jemand vernünftigerweiſe verlangen, daß ſie alle »Perſönlichkeiten« ſeien? Oder ſind es etwa die Pfarrer einer Landeskirche ausnahmlos?

So ſehr daher gerade bei unſerm Gegenſtand immer wieder die Perſönlichkeit betont werden muß, ſo ſehr ſind die Regierenden zu warnen, bei einer neuen Regelung zu viel auf ſie zu bauen. Es gibt keinen andern Weg, als daß auch hier für die Durchſchnittsmenſchen Normen geſchaffen werden, Lehr- und Hilfsbücher, die ihnen Anweiſung geben. Sie ſollen der eigenen Betätigung hinreichend Spielraum laſſen, ſie ſollen aber auch dem minder Selbſtändigen die wichtigſten Richtlinien zeigen. Vor allem aber iſt für ausreichende Vorbildung der Lehrenden zu ſorgen. Seien ſie Theologen, die ſchon länger den Stätten der Arbeit ferngerückt ſind, ſeien ſie Laien, es kann ihnen nicht erſpart werden, ſich ausreichend in die Arbeit zu vertiefen. Nur ſo können ſie der Größe des Gegenſtandes gewachſen ſein. Bei der Ausarbeitung von Anweiſungen und der Ausſtellung von Richtlinien wird es — das gilt für das Alte wie das Neue Teſtament — gut ſein, wenn die Anweiſenden ſich deſſen bewußt ſind,

daß dem tatsächlichen Zustande in unsern heutigen Landeskirchen nur eine gewisse theologische Weite gerecht werden kann. Besonders im Neuen Testament wird das spezifisch Dogmatische der Deutung des Christusbildes und der Heilswahrheiten der kirchlichen Unterweisung zu überlassen sein. Ohne dies wird, so wie die Dinge tatsächlich liegen, die Schule, deren Religionslehrer die Eltern nicht (wie es beim Seelsorger der Fall ist!) frei wählen können, unfehlbar zum Tummelplatz der theologischen Richtungen. Die Schule, hat sich daher über das Tatsächliche des Bibelunterrichts, wie es oben skizziert ist, hinaus auf den religiösen Gemeinbesitz der evangelischen Kirche zu beschränken und die nähere Ausdeutung, also das Dogmatische am Unterricht, der Kirche, in Konfirmation und sonstiger Unterweisung, also dem frei gewählten Seelsorger anheimzugeben. Man mag diesen Zustand unvollkommen nennen, ihn sogar beklagen — er ist der einzige, der unsern wirklichen Verhältnissen angemessen ist und nicht mit utopischen Größen rechnet. Utopien aber haben sich noch immer bitter gerächt. Darum caveant consules!

Auch die kirchlichen Kreise sollten aber endlich nicht vergessen, daß die religiöse Unterweisung sich nicht auf die Schule und etwa die Konfirmandenstunde beschränken darf. Es ist das eine Wahrheit, die zum unermeßlichen Schaden des deutschen Protestantismus in unserem Vaterlande und unseren Landeskirchen fast vergessen ist. Die Klage über die Entkirchlichung der konfirmierten Jugend und weiterhin der Massen hat zum großen Teile hierin ihren Grund. Die religiösen Fragen, die Ergebnisse fortschreitender biblischer Wissenschaft und religiösen Forschens der konfirmierten Jugend und der Gemeinde auch außerhalb des spezifisch erbaulichen Gottesdienstes in belehrender Form mit vollem Freimut, aber in religiöser Wärme darzulegen, das Interesse des denkenden und forschenden Geistes damit in steter Fühlung mit Religion und Kirche zu halten, das ist eine Aufgabe, für die Zeit und Kräfte da sein müßten, und deren Versäumung sich längst bitter gerächt hat. Die Not der Zeiten und der Drang der Umstände wird einmal noch — ob früher oder später — unsere evangelischen Kirchen zu dieser dringenden Aufgabe zurückführen. Möge es dann nicht zu spät sein!

Hier wird dann das Thema »Bibelwissenschaft und Religionsunterricht« eine Behandlung finden, die so wichtig ist, als diejenige, die es nach der heute leider fast allgemein üblichen engen Begrenzung ausschließlich auf die Schule bezieht. Und hier wird sich ihm dann noch manche neue und ungeahnt große Seite abgewinnen lassen.

Aus der Geschichte der Berliner Universität.

Von Max Lenz, Professor an der Universität Berlin.

II.

Humboldts Eintritt in das Ministerium.

Am 8. September 1808 hatte des Königs Bruder, Prinz Wilhelm, in Paris die Konvention unterschrieben, durch welche Napoleon die Räumung des Landes von der Okkupationsarmee gewährte, freilich unter Bedingungen, welche Preußen fast zur Wehrlosigkeit verurteilten, ohne seine Fesseln eigentlich zu lockern. Von französischen Vasallenstaaten umgeben, unter der Last der noch erhöhten und unerschwinglichen Kriegskontribution, von französischen Militärstraßen durchschnitten, die Oderpässe von Stettin bis Glogau in der Hand kaiserlicher Garnisonen, blieb der Staat so ohnmächtig, wie er war. Immerhin, die Provinzen wurden frei. Die französischen Kriegslager, welche noch im Sommer zwischen Elbe und Oder errichtet waren, wurden aufgehoben, nachdem der König den Vertrag unterzeichnet hatte; in der ersten Dezemberwoche verließen die letzten fremden Truppen Berlin. Friedrich Wilhelm konnte wieder in seiner Hauptstadt residieren, ohne die französischen Trommeln vor den Fenstern seines Schlosses hören zu müssen. Von dieser Seite hätte also der Errichtung der neuen Universität nichts mehr im Wege gestanden. Schon aber war der Friede, der in Tilsit erreicht schien, wieder gestört und der Erdteil aufs neue von schwerer Erschütterung bedroht. Spanien war seit dem Sommer im Aufstand, und Österreich rüstete sich, das dreimal verlorene Spiel unter

günſtigeren Sternen zum vierten Male zu wagen. Unter solchen Umſtänden hielt der König es für richtig, die Rückkehr in seine Hauptſtadt, für die sein Miniſter des Auswärtigen, Graf Goltz, seit den Tagen von Erfurt lebhaft eingetreten war, und die auch Stein nicht widerraten mochte, noch einmal zu verschieben. Er wahrte sich dadurch die Möglichkeit, die Gelegenheiten zu benutzen, welche das eben neu aufflammende Kriegsfeuer für Preußen bieten konnte; denn nur, wenn er dem Bereiche der französischen Waffenmacht fernblieb, behielt er einigermaßen die Freiheit des Entschlusses. Aber er reizte aufs neue den Argwohn des Kaisers und vermehrte die Unsicherheit der Lage, zumal da er, ſtatt nach Berlin zu gehen, mitten im Winter mit seiner Gemahlin der Einladung des Zaren nach Petersburg folgte — eine Reise, die den Charakter einer Demonſtration erhielt und bloß der hinterhaltigen Politik Alexanders zugute kam. Nur die ganz unerwartete Niederlage in Spanien hatte Napoleon vermocht, seine Truppen aus Norddeutschland hinwegzuziehen, da er sie gegen die Insurgenten gebrauchte. Er hatte, um die unruhigen Geiſter nördlich vom Main im Zaum und den Rücken gegen Öſterreich sich frei zu halten, keine andern Mittel als Maßregeln der Territion, in denen er ebenso sehr Meiſter war wie im Spiel der Waffen, und die er rücksichtslos anwandte. Von ihnen waren bereits im November, noch vor der Räumung Berlins, auch zwei der treu gebliebenen Professoren betroffen worden, *Schmalz* und *Schleiermacher*, die auf die Denunziation des Zensors, eines Predigers Hauchecorne, hin arretiert und vor Davouſt gebracht wurden, der sie wegen ihrer angeblichen Umtriebe mit Vorwürfen und Drohungen überhäufte. In Königsberg aber kam es zur Entlassung Steins, der sich im Auguſt durch jenen Brief an Fürſt Wittgenſtein unzweifelhaft schwer kompromittiert hatte, nun aber mehr noch dem Hasse seiner einheimischen Feinde als dem Drucke des französischen Kaisers weichen mußte; er war längſt entlassen und wieder in Berlin, wo er bis Mitte Januar bleiben wollte, um dann nach Breslau zu ziehen, als ihn das Achtdekret von Burgos erreichte, das ihn zwang, bei den Feinden Frankreichs seine Zuflucht zu suchen.

Stein hinterließ ein unvollendetes Werk. Die befreienden Gesetze waren gegeben: aber zu ihrer Ausführung fehlte so gut wie alles; und sobald der ſtarke Wille ausgeschaltet war, der sie allein durchsetzen und fortführen konnte, griffen mehr als je Verſtimmung und Unordnung, Verzagtheit und Schwäche um sich. Das galt auch von der neuen »Verfassung«, wie man das Syſtem der zentralen Verwaltung nannte, an dem der große Miniſter seit einem Jahr gearbeitet hatte, und das noch vor seinem Abgang am 24. November auf sein ausdrückliches Verlangen von dem König genehmigt wurde. Zum erſtenmal war darin der Versuch gemacht worden, die Einheit der Regierung, die bisher nur in der Person des Monarchen und in seinem Kabinett realisiert war, in den Spitzen einer harmonisch gegliederten und von der Kraft wie dem Geiſte der Nation erfüllten Beamtenschaft herzuſtellen. In fünf Miniſterien (des Innern, der Finanzen, des Auswärtigen, des Krieges und der Juſtiz) sollte fortan an Stelle der zersplitterten und getrennten oder ineinandergeschobenen alten Organisationen die Verwaltung des Staates zusammengefaßt werden und sein Leben pulsieren. Das Kabinett wurde seinem Wesen nach verändert; denn es war in das *Kollegium der Miniſter* umgebildet, denen wenige, besonders und zum Teil auf Zeit berufene Räte und Abteilungsdirektoren beigeordnet sein sollten; und es ward dem Syſtem, dem es bisher übergeordnet war, eingefügt als die erſte Abteilung des *Staatsrats*, auf den der größte Teil seiner Geschäfte überging, während ihm selbſt nur Funktionen mehr formaler Natur verblieben. In dem Staatsrat fanden sich die Miniſter noch einmal zusammen, hier jedoch nicht als Mitglieder des Kabinetts, sondern als Chefs ihrer Departements, und darum begleitet von ihren Abteilungsdirektoren, die, als solche verantwortlich, an diesem Orte jenen gleichgeſtellt waren und eben daher den Titel »Geheime Staatsräte« führten, der auch den Miniſtern als Mitgliedern des Staatsrats eigentümlich war. In dem Staatsrat, dessen Beratungen in kollegialischer Form erfolgen sollten, fand neben den Prinzen des Königlichen Hauses, die den übrigen Mitgliedern ebenfalls nur gleichgeſtellt waren, auch der König seinen Platz: er aber nicht bloß als der geborene Vorsitzende, sondern mit der Vollmacht ausgeſtattet, die durch Stimmenmehrheit erzielten

Beschlüsse, mochte er anwesend sein oder nicht, zu bestätigen oder zu verwerfen. Hier also war der Punkt, in dem sich die Vollgewalt der Krone mit dem in der Beamtenschaft organisierten und im Staatsrat zusammengefaßten Willen des Staates verknüpfte. Der König war auch gegenüber seiner Bureaukratie kein King in parliament: sein freier Wille, seine Prärogative blieben gewahrt. Er besaß das absolute Veto, und zwar nicht, wie im parlamentarischen Staat, als Chef der Regierung, sondern als der Regent den mitregierenden Staatsdienern selbst gegenüber, als der Erbherr der von seinem Vorfahren erworbenen Krone. Dennoch sollte nach dem Plan Steins in dem Staatsrat das Schwergewicht des staatlichen Lebens liegen. Ihm sollte die Anordnung sämtlicher Grundsätze der Verwaltung, ihre oberste Leitung und ihre oberste Kontrolle gehören. Von ihm aus wollte der Neuschöpfer der preußischen Verwaltung auch die Brücke schlagen zu der Mitarbeit der Nation, mochte sich diese nun in der Form ständischer Versammlungen oder in besonderen Beratungen ihrer Repräsentanten mit den unteren Behörden des Staates vollziehen. Denn das blieb das letzte Ziel des großen Ministers, der Hauptzweck dieses kunstvoll ausgedachten Systems: »der Geschäftsverwaltung die größtmögliche Einheit, Kraft und Regsamkeit zu geben, sie in einen obersten Punkt zusammenzufassen und alle Kräfte der ganzen Nation und des einzelnen auf die zweckmäßigste und einfachste Art für solche in Anspruch zu nehmen.«

Dem Ministerium des Innern war das »Departement« oder, wie man auch sagte, die »Sektion« des Kultus und des öffentlichen Unterrichts eingegliedert: zwei Abteilungen, die zwar unter einen Geheimen Staatsrat als gemeinsamen Chef gestellt wurden, so jedoch, daß neben diesem, der den Unterricht dirigieren sollte, der Kultus einen Leiter von größerer Selbständigkeit als die Direktoren anderer Unterabteilungen der Sektionen erhielt: er hatte nicht bloß eine besondere Verantwortlichkeit für seinen Geschäftskreis, sondern bei Meinungsverschiedenheiten mit dem Sektionschef auch ein Votum suspensivum bis zur Entscheidung im Staatsrat. Zusammen mit dem Medizinalwesen, das fürs erste noch einer andern Sektion des Ministeriums unterstellt war, später aber ebenfalls unter Humboldts Leitung kam, umfaßte dessen Ressort also bereits den gesamten Geschäftskreis desjenigen Ministeriums, das heute von allen das belastetste ist.

Auch auf die Auswahl der Personen, denen er sein Werk anvertrauen mußte, hatte Stein noch einwirken können. So war Beyme, der zum Chef des Justizwesens, als Großkanzler, erhoben wurde, ganz der Mann seiner Wahl; in ihm hoffte er die starke Hand gefunden zu haben, die das Steuer in der von ihm erfaßten Richtung führen und die Reformen weiter entwickeln könnte. Auch bei der Bestallung des Grafen Alexander zu Dohna, der das Hauptstück seiner Erbschaft, das Ministerium des Innern, übernahm, hat Stein mitgewirkt oder doch jedenfalls seiner Ernennung nicht widerstrebt; sowie auch Humboldt von ihm selbst zur Leitung der Sektion für Kultus und Unterricht ausersehen worden ist. Bei diesem jedoch war er nicht ohne Bedenken. Seiner altväterischen, bei allem Freisinn dennoch der Spekulation abgewandten Religiosität war die in der Ätherhöhe der Humanitätsidee freischwebende Weltanschauung des großen Hellenen fremdartig und kaum verständlich. Er besorgte, daß das religiöse Leben der Nation unter seiner Leitung der geistlichen Angelegenheiten Schaden erleiden möchte; und so trug er sich anfangs mit der Absicht, jene beiden Abteilungen ganz voneinander zu trennen, Humboldt zwar das Erziehungswesen anzuvertrauen, Nicolovius aber die Leitung des Kultus und zwar ganz unter eigener Verantwortung, zu übertragen. Dohna, dem wir diese Nachricht verdanken (er hat noch bei seiner eigenen Verabschiedung anderthalb Jahre später den König daran erinnert), bemerkt, daß er selbst bei der Stellenbesetzung die Steinschen Vorschläge bei des Königs Majestät mit Wärme unterstützt habe; denn eine 23jährige Bekanntschaft mit Herrn von Humboldt habe ihn in den Stand gesetzt, die vollkommene Richtigkeit der Steinschen Ansichten anzuerkennen. Das Ergebnis der Beratungen war jedoch, daß die Verbindung in der vorhin angedeuteten Form aufrechterhalten und Humboldt zum Chef der vereinigten Sektion ernannt, Nicolovius aber zwar selbständiger als seine Kollegen gestellt, jedoch nur als einfacher Staatsrat der Kultusabteilung vorgesetzt wurde.

Als Wilhelm von Humboldt im Oktober

Rom verließ, konnte er kaum ahnen, daß damit die glücklichſte Epoche seines Lebens, wie er die römische Zeit noch im Jahre seines Todes genannt hat, abgeschlossen sei, und daß es ein Abschiednehmen auf immer war. Schon im Jahre zuvor hatte er persönlicher Verhältnisse halber (es handelte sich um Vermögensangelegenheiten seiner Frau, die ihn nach Erfurt zu ihrem Vater riefen) um einen Urlaub nach Deutschland gebeten, der ihm für den Frühling bewilligt, dann aber von ihm selbſt bis zum Herbſt 1808 hinausgeschoben war. Zwar hatte ihm sein Chef, Graf Goltz, geschrieben, daß bei der Neuorganisation der Behörden und Gesandtschaften, die im Werke sei, auch seine zukünftige Stellung geregelt werden würde, und ließ ihn der ſtürmisch sich entwickelnde Konflikt zwischen Napoleon und der Kurie schon befürchten, daß seine Mission vielleicht bald mit der Herrschaft des Papſtes selbſt ein Ende nehmen könnte. Aber eigentliche Besorgnis scheint er noch nicht gehabt zu haben. Seine Familie blieb in Rom; nur Theodor, den Älteſten, dessen Inſtruktor, der junge F. G. Welcker, im Frühjahr an das Gießener Gymnasium zurückgekehrt war, nahm er mit sich. Er hoffte, im April oder Mai wieder unter der römischen Sonne atmen zu können; auch den Sohn gedachte er, falls sich für ihn ein geeigneter Lehrer fände, wieder mit sich über die Alpen zurückzuführen. Wohl überkam ihn, als er »den großen Schritt über den Ponte Molle getan« und jeder Tag ihn weiter von allem, was er liebte, trennte, das schmerzliche Gefühl, als könnte ihm das Glück fortan geraubt sein, »die Kolosse zu sehen, nach dem Vatikan zu gehen, den Aventin zu besuchen«. Dies aber entsprang noch mehr der Stimmung des Abschiedes von den Seinen und der ewigen Stadt, von der Welt antiker Herrlichkeit, an die er nur »mit Götterehrfurcht und mit Heimatsehnsucht« denken konnte, als der Furcht, daß die Regierung über ihn anders verfügen möchte.

Erſt auf deutschem Boden, den er nun doch mit dem freudigen Gefühl der Zugehörigkeit zu deutscher Art und Kunſt betrat, in das sich der Schmerz über des Vaterlandes Unglück mischte, erhielt er Gewißheit, daß die Gesandtschaft in Rom unterdrückt und er zurückgerufen werden sollte: in Erfurt, gleich am Abend seiner Ankunft (11. November), von seinem Schwiegervater, dem es der Miniſter selbſt erzählt hatte, als er dort zu dem Kongreß als Vertreter des Königs erschienen war. Und wenige Tage später meldete Kunth, der alte Freund des Humboldtschen Hauses, daß bereits über ihn verfügt, daß er zum Chef des Erziehungswesens ausersehen sei.

Noch einmal glaubte er sich vergebens geängſtigt zu haben, als er Anfang Dezember von seiner Gemahlin die Urlaubsbewilligung nachgeschickt erhielt, welche Stein selbſt unterzeichnet hatte und worin seine Rückkehr nach Rom vorausgesetzt war. Daß Stein, wie er nun hörte, den Abschied wirklich bekommen hatte (am 25. November), machte ihn in dieser Hoffnung nur sicherer, zumal ein Gerücht besagte, daß Wolf die Stelle habe, die man ihm zugedacht hatte. Er lebte sich schon ganz in diesen Gedanken ein und hoffte, im April wieder in Rom zu sein — als am 18. Dezember, wieder durch Kunths Hand, die beſtimmte Nachricht an ihn kam, daß er zum Chef der vereinigten Sektion für Kultus und Unterricht beſtimmt sei. Er war tief erschrocken und, wie er schreibt, in ängſtlicher Verlegenheit. Wie schwer der Antrag abzulehnen sei, sah er wohl ein. Von allen Seiten, auch in Weimar, wo Knebel in diesem Sinne auf ihn einsprach, ward er beſtürmt, ihn anzunehmen; er dürfe sich der Aufgabe nicht entziehen, er müsse das Opfer dem Vaterlande bringen. Er selbſt verkannte diese Pflicht nicht. Auf der anderen Seite aber: wie groß war gerade für ihn das verlangte Opfer! Als Gesandter hatte er von Zeit zu Zeit seine Berichte, und diese, wenn es ihm gut schien, unmittelbar an des Königs Majeſtät, einzureichen gehabt, im übrigen aber ein der Kunſt und den Wissenschaften geweihtes Leben führen können; er war der Vertreter seines Staates gewesen, mochte er nun unter Künſtlern und Gelehrten oder im Kreise der Monsignori und fremden Diplomaten weilen; in jeder Hinsicht war er auf der Höhe des Daseins gewandelt. Der Antrag sicherte ihm nun freilich nach der Verfügung vom 24. November Sitz und Stimme im Staatsrat und ließ ihm die Hoffnung, nach nicht zu langer Zeit zur Freiheit zurückzugelangen; zunächſt aber bot er dem unter der Sonne des Südens Verwöhnten doch nur die Aussicht, vielleicht fern von der Geliebten, in

dem »graulichen Nebel des Nordens«, in dem Staub der Akten und dem Einerlei unsympathischer Geschäfte zu leben, unter denen er bei aller Selbständigkeit seiner Stellung seine Persönlichkeit niemals ganz zur Geltung bringen konnte. Seinen Chef ging er noch einmal an, wenn es möglich sei, den Kelch von ihm zu nehmen, und kündigte ihm an, daß er dem König selbst darum schreiben werde. Aber er war unter Umständen bereit, es auf die Probe ankommen zu lassen. »Ich werde,« schrieb er nach Rom, »mit Klugheit handeln, wirken und nützen, wo ich kann. Denn ist die Probe gemacht, daß ich nur einen Nutzen stifte, der das Opfer einer Existenz wie die unsre nicht wert ist, so hält mich auch niemand und nichts. Nur die Probe muß gemacht werden, wäre es auch bloß, weil die Leute nie so etwas ohne Probe glauben.« Vier Tage später erhielt er, schon wieder in Erfurt, die offizielle Mitteilung von seiner Bestimmung für den neuen Posten, sehr höflich, wie er schreibt, mit sehr vielen Lobsprüchen und nicht in Form einer Ernennung, sondern wieder in Form eines Antrages, auf den aber schleunige Entschließung verlangt war. Dies bestimmte ihn, sogleich nach Berlin zu gehen, da sich die Umstände in Erfurt nicht übersehen ließen. Kaum aber war er in Berlin angekommen, so zog er noch einmal, am 17. Januar, alles zurück und flehte den König persönlich an, ihm die Rückkehr nach Rom zu gestatten. Die Briefe an seine Gemahlin lassen die Gründe dieser neuen Wendung klar erkennen. Es war die Nachricht, daß ihm die Selbständigkeit, die ihm in dem Antrage gewährt war und die ihm allein Entschädigung für die verlorene Freiheit bieten zu können schien, geraubt sei. Am 16. Dezember war in dem Publikandum, worin der König seinen Untertanen die Neuordnung der Staatsverwaltung kund tat, das Hauptstück in Steins Verfassungsentwurf, der Staatsrat, ausgelassen; er war bis auf weiteres suspendiert worden. Nach dem Entwurf, der Steins Namen trug, wäre Humboldt Mitglied eines Conseils geworden, das unter den Augen des Königs beriet und beschloß, in dem seine Stimme so viel galt wie die seines Ministers; und sowenig sich die Last des Amtes und täglicher Geschäfte mit der seligen Muße des römischen Lebens hätte vergleichen lassen, hätte ihn die Aussicht, unter eigener Verantwortlichkeit das Geistesleben der Nation nach seinen Ideen zu gestalten, wohl entschädigen können. Nun aber war ihm jene Möglichkeit genommen. Er sah voraus, daß die Verantwortlichkeit, die ihm in seiner Stellung noch zugeschoben war, mit der Zeit eingeengt und geschmälert, ja schließlich ganz vernichtet werden müßte, wenn er seine Anträge nicht mehr selbst an der entscheidenden Stelle vertreten oder im Falle einer Differenz mit dem Minister rechtfertigen könnte; daß er, ausgeschlossen von dem Zentrum des Staates, keinen seinem Ressort vorteilhaften Impuls geben, keinen Wink von dorther benutzen und Gefahr laufen würde, von anderen Sektionen her in dem eigenen Gange gestört und geschädigt zu werden.

Wir werden noch sehen, welchen Kampf er darüber führen mußte: es ist der Anlaß für ihn geworden, der ihn zur Niederlegung seines Amtes brachte. Um so bedeutsamer aber ist es, daß derselbe schon jetzt das Motiv für ihn ward, von dem schon gefaßten Entschlusse noch einmal zurückzutreten. Er tat es, trotzdem von allen Seiten auf ihn eingeredet wurde, dem Ruf zu folgen. Wolf und andere drohten öffentlich, wegzugehen, wenn er nicht bleibe; von mehreren Schulen kamen schriftliche Petitionen an ihn. Man hörte, daß Beyme die Stelle immer gewünscht habe; und er selbst meinte, es sei nicht unwahrscheinlich, daß jener seine abschlägige Antwort benutzen werde, um sie anzunehmen und mit seinem Ministerium zu verbinden. Gegen Beyme aber war alle Welt, und man machte Humboldt Vorwürfe, daß er diesem den Weg bahnen werde. Direkt sprach er es nicht aus, was ihn zu dem Wechsel seines Entschlusses bestimme. Nur seinem bisherigen Chef bekannte er es; dem Grafen Dohna und dem König deutete er es kaum an; und er erklärte ausdrücklich, daß er dem ausgesprochenen Willen des Königs sich unterwerfen werde. Allein er meinte, es werde sich schon jemand finden; auch liege es nicht im Charakter des Königs, zu zwingen. Am 4. Februar ward ihm auch diese Hoffnung genommen. Vom König freilich war noch keine Antwort da. Die Petersburger Reise war dazwischen gekommen. Aber von Goltz und Dohna kamen Briefe, die ihm das Weigern unmöglich machten. Nur das Versprechen ward ihm gegeben,

daß man ihn auch künftig als zum auswärtigen Departement gehörig betrachten und bei den Vakanzen bedeutender Gesandtschaftsposten zuerst bei ihm anfragen werde. Dohna selbst beschwor ihn bei ihrer alten Freundschaft, das Opfer zu bringen. So sah Humboldt keinen Ausweg mehr. Ein Zurückgehen, so schreibt er, heiße den König und eine bedeutende, ja jede Tätigkeit verlassen. »Ich habe daher das aufgegeben, aber sehr ernst und ein wenig traurig geantwortet, wenn der König befehle, müßte ich gehorchen und würde es, allein ich hoffte, der König würde nun bei meiner gänzlichen Unterwerfung unter seinen Willen auch meine Wünsche erfüllen. Als solche habe ich nur einzig angegeben, daß man mir die Möglichkeit erhalten soll, nach vier, fünf Jahren oder bei eintretenden wichtigen Umständen auch früher auf den römischen Gesandtenposten zurückzugehen. Bedingungen machen wollte ich nicht. Muß ich einmal bleiben, bleibe ich auf eine edlere Art.« Auf der Stelle begann er sich aus den Akten über Art und Umfang seiner Aufgabe zu orientieren. Er war schon in ihr Studium vertieft, als am 28. Februar die Kabinettsorder eintraf, die seine Ernennung zum Chef der Sektion aussprach.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Washington.

Der allgemeine Erziehungsausschuß (The General Education Board).

In meinem letzten Bericht über die Carnegie-Stiftung zur Förderung des Unterrichts habe ich unter den Organisationen, die ähnliche Zwecke wie die Carnegie-Stiftung verfolgen, auch den sogenannten allgemeinen Erziehungsausschuß erwähnt. Dieser Ausschuß wurde am 12. Januar 1903 unter der Bundesregierung inkorporiert und besteht nach dem Freibrief aus nicht weniger als 9 und nicht mehr als 17 Mitgliedern, denen die Verwaltung und Verwendung gewisser, von John D. Rockefeller zu allgemeinen Erziehungszwecken hergegebener Summen anvertraut ist. Zu den 17 Mitgliedern, die den Ausschuß für das laufende Jahr bilden, gehören u. a. John D. Rockefeller jun., Charles W. Eliot, der bisherige Harvard-Präsident, und Andrew Carnegie. Vorsitzender ist Frederik T. Gates Sekretär Dr. Wallace Buttrick.

Eine im Jahre 1902 geschenkte Summe von einer Million Dollar sollte zum Studium und zur Förderung der Erziehungsverhältnisse in den Südstaaten benutzt werden. Rockefeller gab ferner am 30. Juni 1905 zehn Millionen, deren Zinsen zur Hebung der höheren Bildung in den Vereinigten Staaten verwendet werden sollten, und am 5. Februar 1907 abermals 32 Millionen. Dabei bestimmte er, daß ein Drittel dieser letzteren Summe zur Verfügung des Ausschusses stehen solle, während er sich und seinem Sohn die freie Verfügung über die anderen zwei Drittel vorbehielt, die der Ausschuß nur in Verwaltung nehmen sollte. Die letzte Schenkung erfolgte am 7. Juli vorigen Jahres, und zwar wiederum in Höhe von zehn Millionen, die den allgemeinen Zwecken des Ausschusses dienen sollten. Sie war von einem Schreiben begleitet, mit welchem Herr Rockefeller alle Einschränkungen betreffs der Verwendung der geschenkten Summen aufhob, so daß der Ausschuß über dieselben nach Gutdünken verfügen kann.

Während die Carnegie-Stiftung indirekt für die allgemeine Hebung der Leistungen von Colleges und Universitäten wirkt, dadurch daß nur solche Anstalten an den Segnungen der Stiftung teilnehmen dürfen, die finanziell auf einer soliden Grundlage und wissenschaftlich auf einer gewissen Höhe stehen, sucht der allgemeine Erziehungsausschuß Unterricht und höhere Erziehung im Lande direkt zu fördern, und zwar insbesondere im Süden des Landes. Man kann sagen, daß die Tätigkeit des Ausschusses sich in drei Richtungen bekundet: Erstens will er in den Südstaaten die praktische Landwirtschaft fördern, zweitens will er in diesen Staaten ein System von öffentlichen Mittelschulen (sogenannten high schools) gründen und drittens höhere Bildung im ganzen Land verbreiten helfen.

Ein gründliches, auf mehrere Jahre ausgedehntes Studium der öffentlichen Erziehungsverhältnisse in den Südstaaten der Union überzeugte den Ausschuß, daß augenblicklich in den Südstaaten, wo 85% der Bevölkerung von Landwirtschaft leben, eines am meisten not tue, nämlich eine höhere Produktion der Landwirtschaft. Der Ausschuß stellte daher der landwirtschaftlichen Abteilung der Bundesregierung die erforderlichen Mittel zur Verfügung, um zunächst das als boll weevil bekannte, die Baumwollpflanzen in den Staaten Texas und Louisiana schädigende Insekt zu vertilgen. Das geschah auf dem Wege der sogenannten Demonstrationsfarmen, die unter der Oberaufsicht von Dr. S. A. Knapp, dem Vertreter der landwirtschaftlichen Abteilung, standen. Diese Demonstrationsfarmen wurden dann auch in den übrigen Südstaaten zur Demonstration besserer landwirtschaftlicher Methoden im allgemeinen eingeführt. Im laufenden Jahre sind für diesen Zweck $ 102.000 ausgeworfen. Nach dem jüngsten Bericht von Dr. Knapp sind gegenwärtig 135 Mann mit der Beaufsichtigung der Demonstrationsfarmen beschäftigt, und 13,589 Farmer befolgen unter deren Aufsicht die verbesserten landwirtschaftlichen Methoden. Ferner sind in den einzelnen Staaten besondere Staatsagenten tätig, um den Knaben in den öffent-

lichen Schulen vom 12. Lebensjahr an auf den Farmen ihrer Eltern landwirtschaftlichen Anschauungsunterricht zu erteilen.

Demnächst wandte der Ausschuß seine Hauptaufmerksamkeit dem erschreckenden Mangel an öffentlichen Mittelschulen (sogenannten high schools) in den Südstaaten zu. Während die übrigen Staaten diese öffentlichen Mittelschulen, welche an die Arbeit der Volksschule anknüpfen und auf das College vorbereiten, schon seit Jahrzehnten besitzen, fehlten dieselben in den Südstaaten fast gänzlich. Der Ausschuß glaubte sein Ziel am besten mit Hilfe bestehender Organisationen erreichen zu können und stellte daher den Staatsuniversitäten der Staaten Alabama, Arkansas, Florida, Georgia, Louisiana, Mississippi, North Carolina, South Carolina, Tennessee, Virginia und West Virginia die Mittel zur Verfügung, um Vertreter auszusenden, die in den einzelnen Gemeinden und Kreisen ihrer Staaten ein Interesse für Errichtung öffentlicher Mittelschulen wecken sollten. Das Ergebnis war ein über alles Erwarten günstiges. Es sind infolge dieser vom Ausschuß veranlaßten Agitation Mittelschulen errichtet worden:

in Alabama	33
» North Carolina . . .	198
» South Carolina . . .	85
» Tennessee	43
» Virginia	229
» Florida	10
» Georgia	46
» Louisiana	22
» Mississippi	37
	703

Es sind also im ganzen 703 neue Mittelschulen entstanden, zu deren Bau und Ausstattung die Bevölkerung $ 5,487,578 beigetragen hat. Präsident Eliot, der kürzlich die Südstaaten bereist hat, erklärte, die Organisation dieser südstaatlichen Mittelschulen bilde die größte aufbauende Erziehungsarbeit, die gegenwärtig in den Vereinigten Staaten geleistet werde.

Der allgemeine Erziehungsausschuß hat aber nicht nur die Förderung der Bildung in den Südstaaten im Auge. Wo immer im Lande ein College oder eine Universität unterstützungsbedürftig und -würdig ist, da reicht der Ausschuß die helfende Hand. Unter der Voraussetzung, daß die betreffende Anstalt selbst eine gewisse Summe aufbringt, steuert der Ausschuß eine ähnliche Summe zu den Bedürfnissen der Anstalt bei und knüpft an seine Schenkung nicht die geringste Bedingung, sondern überläßt der Anstalt das Geld zu vollkommen freier Verfügung. Selbstverständlich werden, wie bei der Carnegie-Stiftung, nur solche Anstalten bedacht, deren finanzieller und wissenschaftlicher Stand eine Unterstützung rechtfertigt. An solchen Unterstützungen zur Förderung der höheren Bildung in den Vereinigten Staaten hat der Ausschuß bis jetzt ausbezahlt:

in den Südstaaten	$ 1,537,500
» » Weststaaten	» 2,185,000
» » Ost- und Mittelstaaten	» 1,455,000
	$ 5,177,500.

Die Totalsumme, die mit Hilfe dieser Unterstützung von $5,177,500 von den betreffenden Anstalten aufgebracht ist, beträgt nahezu 22 Millionen Dollar.

Mit Recht verzichtet der Allgemeine Erziehungsausschuß, wie aus dem Vorstehenden ersichtlich, auf ein selbständiges Eingreifen in die Erziehungsverhältnisse des Landes. Er überläßt vielmehr die Verwendung und Kontrolle der jeweiligen Schenkungen den zustehenden Behörden und bestehenden Organisationen. Die zur Hebung der Landwirtschaft in den Südstaaten bewilligten Summen werden unter der Beaufsichtigung der landwirtschaftlichen Abteilung der Bundesregierung verwandt, die vom Ausschuß bestrittene Propaganda zur Gründung von Mittelschulen wird von den Staatsuniversitäten und den Unterrichtsabteilungen der einzelnen Staaten geleitet, die Beiträge zur Dotation einzelner Colleges und Universitäten des Landes werden nicht für einen bestimmten Zweck geleistet, nicht zur Förderung eines bestimmten Lehrfaches oder dergl., sie können vielmehr verwendet werden, wie die Trustees der betreffenden Anstalten es für angemessen finden, nur müssen sie einen Teil des regelmäßigen Einkommens der Anstalt bilden, dürfen also z. B. nicht für Errichtung von Gebäuden verwendet werden.

Was private Freigebigkeit und Hochherzigkeit in diesem Lande zur Hebung der Bildung der Nation leistet, ist in diesen Blättern schon wiederholt beleuchtet worden. Jedenfalls nimmt der Allgemeine Erziehungsausschuß Rockefellers unter den hierher gehörigen Organisationen eine hervorragende Stellung ein und verdient die Beachtung und den Dank der Vaterlandsfreunde in hohem Grade. R. T. Sr.

Mitteilungen.

Auf dem 10. Internationalen Geographenkongreß, der vom 15. bis 22. Oktober 1911 in Rom unter dem Protektorat des Königs von Italien tagen wird, sind acht Sektionen eingerichtet und zwar für mathematische Geographie, physikalische Geographie, Biogeographie, Anthropogeographie und Ethnogeographie, Wirtschaftsgeographie, Landeskunde, Geschichte der Geographie und Methodik. Als offizielle Kongreßsprachen gelten Italienisch, Französisch, Deutsch, Englisch.

*

Eine Serbische Geographische Gesellschaft ist in Belgrad gegründet worden; sie wird vom nächsten Jahre an auch eine besondere Zeitschrift herausgeben.

*

Ueber die Eröffnung des Panamakanals gibt die Bauleitung offiziell bekannt, daß der Kanal bereits am 1. Januar 1911 dem Verkehr übergeben werden kann, falls nicht unerwartete Zwischenfälle die Arbeiten verzögern. Die Gesellschaft, der der Bau übertragen ist, hat noch weitere Arbeiter eingestellt, um die Vollendung möglichst zu beschleunigen. Mit dem Bau der Schleusen ist bereits begonnen worden.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 31
30. Juli 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Persönlichkeit und Masse.*)

Von Ernst Bernheim, Professor an der Universität Greifswald.

Wir feiern heute ein seltenes, ein seltsames Fest. Der Wunsch und Wille eines Mannes, der vor mehr als 200 Jahren dahingeschieden ist, führt die Universität hier zusammen und mit ihr erlauchte Gäste.

Herzog Ernst Bogislaw von Croy hat dieses Fest gestiftet zum Andenken an seine Mutter Anna, die Schwester des letzten Pommernherzogs aus dem alten Greifengeschlecht, welche mit dem kaiserlichen General Herzog Ernst von Croy vermählt war, von Croy nach einem Stammsitz dieses halb französisch-, halb niederländisch-deutschen Fürstenhauses im nordwestlichen Frankreich. Mit seiner Mutter Anna lebte Ernst Bogislaw, der unvermählt blieb, lange Zeit auf deren Witwensitz Stolp in Hinterpommern bis zu ihrem Tode am 7. Juli 1660. Nahe Beziehungen bestanden zwischen dem Herzog und der Provinz wie unserer Universität. Er war einige Jahre Bischof — natürlich evangelischer Bischof — von Kammin, 1665—70 Statthalter von Hinterpommern unter dem neuen Brandenburgischen Szepter; in Greifswald hat er studiert und ward nach der Sitte der Zeit zum Ehrenrektor für das Jahr 1634 erwählt. So kam man gern seinem im Frühling 1680 ausgesprochenen Wunsche entgegen:

»ein ewiges Gedächtnis zu stiften zu stetswährendem Lobe der unvergleichlichen Gaben und Tugenden der weiland durchlauchtigen Fürstin und Frauen, Frauen Anna, Herzogin usw., als auch zu unsterblichen Ehren und Nachruhm des ganzen nunmehro leider mit derselben hingefallenen hochfürstlichen Stammes und Hauses zu Pommern, und bei der hochlöblichen Universität zu Greifswald die Anstalt und Verfügung zu treffen, daß von zehen zu zehen Jahren am Tage ihres Abschiedes ein sonderlicher Anniversarius et solemnis actus oratorius gehalten . . . werden solle«.

Der Herzog stiftete dazu ein Kapital von 250 Spezies-Talern, das er in seinem Testament 1684 noch um 1000 Taler erhöhte und der Stadt Stralsund zur Verzinsung überwies. In diesem Testament vermachte er außer anderem der Universität auch den Wandteppich mit der Bestimmung:

»denselbigen auf den Tag des Anniversarii meiner seeligen Mutter in Auditorio aufzuhängen« —

nicht ohne inneren Zusammenhang mit dem Sinne der Feier, denn auch dieser Teppich dient der Verherrlichung des pommerschen Herzogshauses, und zwar in einer seiner bedeutendsten und eigensten Beziehungen, denen zur Reformation.

*) Der obige Aufsatz gibt den Wortlaut der Festrede wieder, die Geheimrat Bernheim bei der Croy-Feier der Universität Greifswald am 7. Juli d. J. gehalten hat. D. Red.

Wir sehen inmitten des Bildes auf hoher Kanzel Martin Luther predigend, lehrend aus der aufgeschlagenen Bibel; zur Rechten, von uns aus, die Mitglieder des pommerschen Hauses, wie es seit Luthers Auftreten bis zum Jahre der Fertigung des Teppichs gelebt; zur Linken die mit den Pommern verschwägerte Familie der sächsischen Kurfürsten von Friedrich dem Weisen an.

Unter den Sachsen ſteht nahe der Kanzel mit dem schwarzen Barett der bescheidene Melanchthon, in der Mitte der pommerschen Gruppe, ebenfalls kenntlich durch das schwarze Barett, Johannes Bugenhagen, der Reformator unseres Landes.

Das Kunſtwerk, um dessen Besitz uns manche Museen beneiden, eins der hervorragendſten Stücke der damaligen Teppichwirkerei, iſt 1554 gefertigt, wie darauf eingewebt ſteht. Das Dunkel, das über der Person des Meiſters und seinem eingewirkten Monogramm P. H. bisher lag, iſt soeben geklärt worden, gerade als sollte es rechtzeitig zu dieser Feier geschehen. Der verdienſtvolle Erforscher und Darſteller unserer pommerschen Landesgeschichte Oberlehrer Prof. Dr. Martin Wehrmann in Stettin teilt in den »Monatsblättern der Gesellschaft für pommersche Geschichte und Altertumskunde« von diesem Juni mit, daß im Stettiner Archiv eine Urkunde gefunden iſt, wonach Herzog Barnim XI. am 21. Mai 1551 einen Meiſter Peter Heymans von neuem »für einen Tapetmacher auf- und angenommen hat« — es kann kein Zweifel sein, daß damit der Meiſter P. H. unseres Teppichs entdeckt iſt: Peter Heymans. Näheres über seine Persönlichkeit, namentlich über seine Herkunft, iſt bis jetzt freilich noch nicht ermittelt worden.

So begeht denn unsere Universität diese Gedenkfeier seit jenen Zeiten für und für. So begehen wir sie heute. Und nach dem Wunsche des Stifters teilen wir gern die menschlich so sympathiche Pietät des Sohnes, gedenken der edlen Fürſtin und des alten Pommernſtammes, der die Reformation in unserm Lande eingeführt, der unserem Hohenzollerngeschlecht die Hand zu folgenreichem Erbvertrag geboten hat.

* * *

Aber können wir unbefangen und wahrhaft wie die Generationen der Vergangenheit diese Feier begehen?

Klingen nicht skeptische, höhnende Stimmen zu uns herein und tönen wieder in unserer Mitte? Pietätlose Stimmen, die jede Ehrung und Verehrung hiſtorischer Persönlichkeiten als veraltet bezeichnen, nicht nur etwa, wenn es Fürſten und Herrschern gilt, sondern auch Männern, wie jenen Reformatoren, Helden des Geiſtes und der Tat, auf allen Gebieten des Lebens? Und noch weitergehend: Stimmen, die jede selbſtändige Bedeutung des Persönlichen, der Persönlichkeit überhaupt in Abrede ſtellen, die sagen: der einzelne iſt nur ein unselbſtändiges Produkt, ein Werkzeug des Zeitgeiſtes, der Umgebung, des Milieus; die Masse iſt es, die wahrhaft wirkt und lebt.

Es ziemt sich wohl, in dieser Stunde, die dem Andenken an rein Persönliches gewidmet iſt, solchen Stimmen unserer Zeit ſtandzuhalten. Denn es sind mehr als Tagesſtimmen, sie lassen sich nicht ohne weiteres abweisen; eines der größten Probleme der Gegenwart tritt uns darin entgegen.

Fürchten Sie nicht, verehrte Zuhörer, daß ich Sie in die dünnen Höhen abstrakter Erörterungen entführen will — die größten Probleme wurzeln tief im Konkreten, Alltäglichen. Dort erfassen wir sie; die wissenschaftliche Betrachtung rückt das Gewöhnliche nur in das Licht seiner allgemeinen Bedeutung, von Stufe zu Stufe, bis wir es als ein Problem vor uns sehen und nach seiner Lösung fragen können.

Das Alltagsleben! — Wie war es vor einem Jahrhundert, noch zur Zeit der Großeltern unserer Generation, so ganz anders persönlich als heute! Da spannen und webten die Frauen noch im Hause und für das Haus, man bereitete selbſt das Brot, goß selbſt seine Wachs- und Talglichte, man reiſte im eigenen einzelnen Wagen. Statt dessen jetzt überall Massenfabrikation, Massenbetrieb, Massentransport! Immer ausgedehnter, massig zentralisierter. Kaum wahrt noch der Handwerker, der Kaufmann eigenen persönlichen Betrieb: er bezieht seine Waren aus Fabriken, aus Engroslagern. Und selbſt die Großbetriebe organisieren sich noch unpersönlicher zu Aktiengesellschaften, Genossenschaften, ſtets umfassender zu Truſts, zu Welttruſts, alles umfassend. Man schenkt der Einzelproduktion schon gar kein Vertrauen mehr; es erscheint als Empfehlung, es dient zur Reklame, daß die Dinge massenhaft produziert und dar-

geboten werden. 2000 Sommerüberzieher, 5000 Strohhüte bietet uns die hauptstädtische Firma an, 10 Millionen Flaschen fassen die Kellereien der renommiertesten deutschen Sektfabrik, das Grand Hôtel in der Schweiz tellt 500 Logierzimmer, 300 Badezellen zur Verfügung, die große Tageszeitung rühmt ich, 183,000 Abonnenten zu besitzen, das Buch, das jeder lesen muß, hat in einem Monat bereits eine Menge Auflagen erlebt; lie neue Operette, die Sensation der Theater aison, ist in der Hauptstadt 300mal hintereinander aufgeführt. Ich sah in Berlin einen leinen Blumenladen, so winzig, daß er überüllt war, wenn drei Personen darin standen - das nannte sich ein Blumenhaus: man soll en Eindrnck haben, daß ein Massenbetrieb ahinter steckt. Daher heißt es überall: Varenhaus, Schuhfabrik, Frühstückshalle. Nicht anders in der Sphäre künstlerischer und eistiger Darbietungen: Monsterkonzerte erden angezeigt, 10,000 Schulkinder singen or dem Kaiser, der sein Jubiläum feiert, imtliche Musikkapellen der Großstadt bringen nen Zapfenstreich, 20,000 Turner produeren sich gleichzeitig in Freiübungen bei nem Zentralgauturnfest. Dutzende von elehrten und Künstlern verbinden sich zur bfassung von Sammelwerken, Handbüchern, nzyklopädien, die Akademien verschiedener ationen reichen sich die Hände zu gemeinmen wissenschaftlichen Unternehmungen. Venn früher jemand eine gute Idee zu haben einte, vertrat und verbreitete er sie durch in persönliches Wirken, seine Schriften, enfalls im Bunde mit Freunden und Geinungsgenossen — wenn jetzt jemand einen edanken propagieren will, gründet er einen erein; der Verein gründet eine Zeitschrift, indet Zweigvereine, dutzende, hunderte, in die kleinsten Städte hinaus; Zusammennfte werden veranstaltet, Provinzialvernmlungen, allgemeine Versammlungen, ein ernationaler Kongreß; Massenresolutionen rden gefaßt, Massenpetitionen arrangiert, n unternimmt Massendemonstrationen, seien auch nur Massenspaziergänge.

Genug! Aber nicht nur der produktive trieb, auch die Konsumtion soll möglichst persönlich sein. Ist doch das Ideal unserer zialdemokratie die Befreiung der Frau von aschfaß, Wiege und Küchenherd — wie gust Bebel in seinem Buche »Die Frau und Sozialismus« sich ausdrückt —, das heißt: die Erziehung der Kinder soll Vater und Mutter abgenommen werden und soll in Staatsanstalten stattfinden; keinen Einzelhaushalt soll es mehr geben, aus einem großen Suppenkessel soll jedes Stadtviertel, womöglich die ganze Gemeinde versorgt werden. Unsere Frauenrechtlerinnen schwärmen wenigstens für das Einküchenhaus und agitieren gegen das häusliche Einschlachten und Einmachen mit der Frage, wozu es denn Konservenfabriken gebe! In keiner Beziehung persönliche Leistung, persönliche Organisation! Kein ständiger Leiter in der Fabrik oder im sonstigen Geschäftsbetrieb, sondern abwechselnd die Leitung der Genossen in bestimmter Reihenfolge; ähnlich bei den Beamtenposten, auch beim Militär oder vielmehr der Volksmiliz. Gehen die Anarchisten doch so weit, in ihrer Proklamation vom Genfer Kongreß 1882 zu sagen: »Wer unter uns ein Führer sein will, ist ein Verräter an unserer Sache«. So erscheint als das Ziel und Ideal dieser Richtung eine völlig gleich erzogene, gebildete, ernährte Menge, in der selbst die (nach diesen Ansichten nur künstlich gezüchteten) Unterschiede der Geschlechter möglichst verschwinden. Sind das auch Extreme, so sehen wir doch um so deutlicher, worauf diese Richtung hinauskommt, wenn sie konsequent verfolgt wird: eine echte rechte Masse möglichst unterschiedsloser Bestandteile, man könnte fast sagen: eine Masse von Atomen.

Eine Masse von Atomen — indem wir dieses Wort »Atome« aussprechen, berühren wir einen naturwissenschaftlichen Begriff, anscheinend nur als Gleichnis, tatsächlich rücken wir damit unsere Betrachtung auf eine allgemeinere Stufe.

Denn der Massenkultus unserer Zeit, den ich in einigen markanten Zügen bis ins Extreme zu vergegenwärtigen suchte, ist nicht etwa nur eine psychologisch zu deutende Eigenart oder Unart unserer Zeit, er ist auch nicht nur zu erklären aus nationalökonomischen, technischen, sozialen Gründen, wie etwa durch die Erfindungen und Wirkungen der Dampfmaschine, der Elektrizität und dergleichen; vielmehr ist er zugleich der Ausdruck einer tiefer greifenden, allgemeinen Richtung des modernen Geistes, die sich auf den verschiedensten Wissens- und Denkgebieten erkennen läßt, am deutlichsten auf denen der Naturwissenschaften.

Auch hier läßt sich das Problem ganz im

Konkreten fassen — wenngleich schon auf wissenschaftlicher Stufe.

Unsere Erde mit ihren Gebirgen, Gletschern und Vulkanen, Tälern und Flüssen, ihre ganze jetzige Oberflächengestalt sei entstanden — so meinte man bis ins 19. Jahrhundert — wesentlich durch einzelne große Katastrophen, durch mächtige Ausbrüche des innerirdischen Feuers, durch gewaltige Überschwemmungen und Durchbrüche des Wassers, unter starken plötzlichen Temperaturveränderungen. Ja früher, als man noch persönlicher dachte, im Mittelalter, glaubte man gar, es sei das Werk des Teufels, wenn ein Bergsturz gigantische Felsstücke aufgetürmt, wenn mitten im Flachland ein Findlingsblock aufragte; und man erfand eine ganz persönliche Geschichte von dem dummen Teufel, der aus Wut über einen vereitelten Seelenfang dergleichen Ungeheuerliches angestellt habe. Die neuere Geologie gesteht weder dem Teufel noch überhaupt Einzelereignissen solche bildnerische Kraft zu; sie erklärt die Oberflächengestalt unserer Erde wesentlich durch die Massenwirkung an sich kaum merklicher kleinster Faktoren: des Windes, des Sandes, des tropfenden, fließenden Wassers, des Frostes, wodurch in Jahrmillionen Felsen gesprengt, abgenagt worden sind, Täler ausgetieft, Dünen und Bergketten aufgehäuft; ganz unbedeutende Temperaturschwankungen nimmt sie an, die in summierter Wirkung Gletscher schaffen und Gletscher auftauen, geringe Hebungen oder Senkungen des Meeresniveaus, zufolge deren Küsten, Inseln, ganze Weltteile aufsteigen oder untertauchen. Einzelnen Eruptionen schreibt die heutige Anschauung der Geologen nur eine untergeordnete Bedeutung als Ausnahmserscheinungen zu.

Ähnlich, doch noch markanter, die moderne Anthropologie, Paläontologie, Biologie. Nach der alt überkommenen Anschauung ging das Menschengeschlecht ja aus einem einzigen Personenpaar, Adam und Eva, hervor. Die modernen radikalen Anthropologen nehmen an, die Menschheit habe sich in massenweis hier und da zerstreuten Horden gebildet und entwickelt. Noch mehr: die Arten und Gattungen aller Lebewesen, sie werden nicht von einzelnen Stammindividuen hergeleitet, die ursprünglich in ihrer jetzigen Verschiedenheit geschaffen sie werden auch nicht als feste, bleibende Typen angesehen, wie noch Cuvier es tat, sondern aus der unendlichen unterschiedlosen Masse einzelliger Lebewesen läßt der heutige Monismus alle Gestaltungen durch unzählige an sich kaum merkliche Abwandlungen entstehen, und er sieht in dem Individuum nur das Produkt der ganzen Stammesgeschichte, die abgekürzte Summierung der Errungenschaften unabsehbarer Massen von Vorfahren.

Und das Individuum selbst, in sich, es ist gewissermaßen in einen Massenorganismus verwandelt worden, seitdem durch die Zellenlehre der Aufbau der pflanzlichen und tierischen Gewebe aus Millionen Zellen und Zellvereinen erkannt worden ist. Im Zusammenhang damit wird die individuelle Einheit der menschlichen Seele, des Geistes, negiert, und es wird das, was man Seele oder Geist nennt, angesehen als die nur begriffliche Zusammenfassung einer Menge im Körper verstreuter Empfindungs- und Motionszentren unter dem äußerst toleranten Präsidium des Großhirns. Selbst die sogenannten Elemente, die bisher für stabile Individuen galten, sind neuerdings z. T. ihres individuellen Wesens entkleidet, seitdem man den Umwandlungen der radioaktiven Elemente auf die Spur gekommen ist, und die Atome hat man in Massen von Uratomen zu zerlegen begonnen.

So arbeitet das naturwissenschaftliche Denken jetzt überall mit Massenelementen, Massenwirkungen, Massenbeobachtung und entsprechenden gesetzesmäßigen Erkenntnismethoden.

Und auf dieser Denkrichtung baut sich ja — ich brauche nur daran zu erinnern — eine analoge Psychologie, Philosophie, Weltanschauung auf. Eine Weltanschauung, so völlig entgegengesetzt der altbestehenden wie nur irgend möglich: hier Gottvater in aller warmen Fülle der Persönlichkeit, dort ein Chaos unendlicher Materie, wirr bewegter Masse. Bis zu welcher Einseitigkeit diese Denkrichtung kommen kann, zeigt ein neuestes Beispiel besonders charakteristisch. Bekanntlich hat Arthur Drews, namentlich in seinem Buche »Die Christusmythe«, behauptet, daß Jesus Christus gar nicht existiert habe, daß es eine solche Persönlichkeit wirklich nicht gegeben habe. Er meint das dadurch beweisen zu können, daß in griechischen, persischen und sonstigen orientalischen Kreisen ganz ähnliche Gottes- und Messiasgestalten mit ganz

ähnlichen Lebens- und Schicksalsumständen zu finden seien, und beseitigt dem zugunsten die positiven Zeugnisse unzweideutiger zeitgenössischer Quellen, indem er sie als Fälschungen oder nachträgliche Einschiebsel anspricht. Das Resultat faßt er am Ende in einer für unsere Betrachtung höchst bemerkenswerten Weise so zusammen:

»Man wird sich zu dem Zugeständnis entschließen müssen, daß der Christusglaube ganz unabhängig von irgendwelchen uns bekannten historischen Persönlichkeiten entstanden ist, als ein Erzeugnis des religiösen Massengeistes.«

Also statt einer Persönlichkeit, die durch Jahrhunderte die Menschen gerührt und getröstet hat — ein Massenphantom, das Geschöpf des Massengeistes.

Hiermit haben wir endlich das Gebiet des Denkens betreten, das für unsere Festbetrachtung das wichtigste ist, das uns veranlaßt, zu dem Problem Stellung zu nehmen: nämlich das historisch-politische Gebiet.

Gerade hier treffen wir auf die schroffsten Gegensätze, wie die französische Revolution sie zuerst formuliert hat. Auf der einen Seite das ancien régime, der absolute Monarch mit dem Wahlspruch »L'état c'est moi«, auf der andern das Donnerwort der revolutionären Masse »La souveraineté appartient à la nation«. Und die Revolution machte die Herrschaft der Masse zur Wirklichkeit. Man kann sagen, daß sich damals die Masse ihrer selbst bewußt geworden, daß sie allgemein entdeckt worden ist, in allen sozialen und politischen Beziehungen, namentlich auch auf dem Gebiete der Geschichts- und Sozialwissenschaften.

Im Kerker der Revolution war es, wo der schwungvolle Girondist Condorcet sein Buch über die Fortschritte des menschlichen Geistes verfaßte, worin er den Grundgedanken dieser Richtung ausgesprochen hat: »Bis jetzt war die Geschichte nur die Geschichte einiger einzelner Menschen; was wirklich das Menschengeschlecht ausmacht, die Masse der Familien, die fast nur von ihrer Arbeit leben, ist vergessen worden.« Ja, nun vergaß man sie nicht mehr: es entwickelte sich jene Geschichtslehre und Soziologie, welche den Massenleistungen, den Massenzuständen ihr Interesse zuwandte, dem was man Kulturgeschichte nennt — eine unendliche Erweiterung und Bereicherung der geschichtlichen Forschung und Erkenntnis. Aber freilich begnügte sich diese Richtung nicht, die bisher vernachlässigten Leistungen und Zustände der Massen zur gebührenden Geltung zu bringen, die Kulturgeschichte gebührend zu bewerten; sondern mit größter Einseitigkeit leugnete man jede Bedeutung der Persönlichkeiten und gab die politische Geschichte der Verachtung preis, da sie wesentlich die Taten der führenden Persönlichkeiten behandelt, bis zu dem Grade, daß man sie aus der Wissenschaft, sogar aus dem Schulunterricht verbannen wollte und sie in die Sphäre der schönen Literatur verwies.

Zugleich entwickelten sich entsprechende Richtungen auf dem sozialwirtschaftlichen Gebiete, auf dem der Staatslehre. Man fragte: Wer bildet denn die Grundlage der Gesellschaft, des Staates, wer ernährt, wer kleidet, wer schützt sie in Krieg und Frieden? Nicht die oberen Zehntausend — die Masse der Arbeiter, der Industriearbeiter, der Landarbeiter! Diesen gebührt der ihnen bisher vorenthaltene Platz an der Sonne! Und nun begnügte man sich wieder nicht, diesen im Schatten Gebliebenen das Licht der ausgleichenden Gerechtigkeit zuzuwenden; sie allein sollten die Organisation des Staates, der Gesellschaft bestimmen bis zur Beseitigung aller unterschiedlicher persönlicher Organisationen, bis ins Familienleben hinein, wie ich das vorhin als Ideal der Sozialdemokratie kennzeichnete. Eine völlige Unterschätzung der persönlichen Leistungen, der angeborenen Fähigkeiten, als ob jeder jedes können müßte, wenn nur allen die gleiche Erziehung, Bildung, wirtschaftliche Existenz zuteil würde! So löste man prinzipiell die menschliche Gesellschaft auf in eine gleichartige Masse, in Atome, etwa wie die Zellenlehre den Tierkörper in Zellen aufgelöst hat, die sich zu verschiedenen Gebilden und Funktionen assoziieren. Es gibt da eigentlich keine Individuen mehr. Das ist nicht übertrieben. Hat doch ein namhafter österreichischer Soziologe, Gumplowicz, die These aufgestellt: »Was in dem Menschen denkt, das ist gar nicht er, sondern die soziale Gemeinschaft, in der er lebt.« Diese Äußerung ist nicht, wie es leicht scheinen könnte, ein geistreiches oder absurdes Paradoxon, es ist vielmehr der Ausdruck jener Grundanschauung, die auf mannigfachen sozialen Gebieten eindringt, vordringt und verhängnisvolle praktische Folgerungen zieht. Der Ver-

brecher ist nicht verantwortlich für seine Tat — so sagen gewisse Kriminalpsychologen —, die Gesellschaft ist es, aus deren mangelhaften Einrichtungen die Verbrechen notwendig hervorgehen. Und folgerecht behauptet die Sozialdemokratie, daß in ihrem Zukunftsstaat die meisten Verbrechen verschwinden werden, weil da unter den vernünftigen Lebensverhältnissen fast alle Anlässe zu Missetaten fortfallen müssen. Ja, man bestreitet von solchen Grundanschauungen aus jede selbständige Willensentscheidung der Individuen überhaupt; die Statistik dieser Richtung glaubt sagen zu können: da durchschnittlich in diesem Lande, in dieser sozialen Gruppe z. B. so und so viel Heiraten jährlich stattfinden, so müssen sich eben so und so viel einzelne jährlich zum Heiraten entschließen, gewissermaßen ob sie wollen oder nicht; nur scheinbar sei das ein freier Willensentschluß, tatsächlich verlange das »Gesetz der großen Zahl« die Auffüllung seiner Rubriken zufolge der Abhängigkeit der Individuen von den allgemeinen Verhältnissen der sozialen Gemeinschaft, in der sie leben. Mit Hilfe solcher Statistik meint man sogar die Ereignisse der Geschichte im voraus berechenbar machen und in mathematischen Formeln ausdrücken zu können. Wirklich schöpferische Taten und Gedanken einzelner gibt es nicht; selbst die Heroen, die Genies sind nur — so drückt es der französische Geschichtsphilosoph Mougeolle charakteristisch aus — sind nur das Produkt, das Resultat unendlich vieler Kleinwirkungen von unten aus der Menge herauf. Ein Bismarck, ein Luther, sie führten nur aus, was die Masse des deutschen Volkes seit langen Zeiten gewollt und gedacht hatte; ein Shakespeare, ein Goethe, sie dichten in den Formen, die von der ganzen Vorzeit geschaffen sind, übernehmen die Stoffe, die sie wesentlich zubereitet vorfinden, mit nur geringen Veränderungen; die berühmten Erfinder, ihr unverdienter Ruhm besteht nur darin, daß sie den Arbeiten ihrer Vorgänger eine geringfügige Modifikation geben, die zufällig die Sache praktisch brauchbar macht. Mougeolle und manche anderen führen das in ganzen Büchern ausführlich aus. Allen Ernstes will einer von ihnen — Henri Bourdeau — die Kunstgeschichte nicht wie bisher gegründet wissen auf die Analyse der Kunstwerke, die Bewertung der einzelnen Meister, sondern auf die statistische Feststellung, wieviel Aufführungen, wieviel Kopien oder Auflagen die Werke im Laufe der Zeit erlebt haben, welche Durchschnittspreise für sie erzielt worden sind — so tritt hier das Motto der Reklame, daß massenhafte Produktion und Konsumtion den Wert der Dinge erweise, geradezu als Grundsatz wissenschaftlichen Urteilens auf.

Das persönliche Empfinden, Tun und Wollen also nur ein Produkt unendlich vieler kleiner Massenwirkungen! Wohl deutlich genug springt hier die Wahlverwandtschaft mit den Grundanschauungen der modernen Geologie, des biologischen Monismus hervor, die ich zu kennzeichnen versucht habe.

In der Tat hat diese naturwissenschaftliche Denkweise einen bis ins einzelne nachweisbaren mächtigen Einfluß auf die Denkweise der Geisteswissenschaften gehabt und hat ihn noch immer, zunehmend. Die Geisteswissenschaften verdanken diesem Einfluß wohl eine unvergleichliche Bereicherung, aber er wirkt verarmend und verödend, wenn er so weit geht wie in der eben geschilderten Richtung; wenn er die Bedeutung des Individuellen ausschalten will auf Gebieten, die das ihrem Stoff und Wesen nach nicht vertragen. Dann artet er aus zu einer modernen Scholastik, kaum anders als die theologische des Mittelalters, deren Grundfehler es auch war, daß sie alle noch so verschiedenen Gebiete durch ihre eine Denkweise beherrschen wollte. Schon jetzt nimmt die Fähigkeit und Neigung, anders als naturwissenschaftlich zu denken, im allgemeinen rapide ab und damit das Interesse an anderen als naturwissenschaftlichen Stoffen. Nur ein Anzeichen dafür will ich anführen: In den Tagungen des »Bundes für volkstümliche Hochschulkurse Österreichs und des Deutschen Reiches« wurde mehrfach als allseitige Erfahrung mitgeteilt, daß Stoffe aus anderen als naturwissenschaftlichen Gebieten durchaus unbeliebt beim Publikum seien und daß man solche, namentlich bei der ersten Einführung von Kursen, möglichst vermeiden, überhaupt sie vorsichtig beschränken müsse. Der einsichtige Naturwissenschaftler wird sich darüber nicht freuen, sondern sich sagen: sollte der naturwissenschaftliche Geist, der so wesentlich zur Befreiung von scholastischem Denken beigetragen hat, eine neue Scholastik aufrichten, die nicht minder einseitig und intolerant sein würde als die des Mittelalters?

Aber **ein** Extrem ruft das **andere** hervor: Die tyrannische **Massen**herrschaft der französischen Revolution wurde abgelöst durch das Extrem tyrannischer **Einzel**herrschaft, eines Gewaltmenschen wie Napoleon I. es war. Das 19. Jahrhundert, welches wie keines zuvor das Prinzip des Massenhaften triumphieren sah, dieses Jahrhundert der Fabrikarbeit, des Massentransportes, der Welttrusts und internationalen Kongresse, der Sozialdemokratie, der atomistischen Denkweise, es ist zugleich das Zeitalter, das auch wie kaum eines zuvor in solcher Fülle geniale Persönlichkeiten und Charaktere von eisern ausgeprägter Eigenart erstehen sah. Gegen das Prinzip des Massenkultus proklamierte Carlyle das der Heldenverehrung, erhob Nietzsche das Ideal des Übermenschen, der sich ganz auf seine eigenste Persönlichkeit stellt, der verächtlich auf die Herdenmoral und den Herdengeist herabsieht — nur solche Herrenmenschen sind des Daseins wert, sind es, die jeden Fortschritt der Kultur herbeiführen; die eigene Persönlichkeit zu rücksichtsloser Geltung zubringen, sich schrankenlos auszuleben, das soll Pflicht und Recht des Einzelnen sein.

Welche Gegensätze! Dort der Triumph des Massenhaften, hier der Kampfesruf des Persönlichen! Überall, in hundert Formen! Unaufhaltsam dringt der Widerstreit ein, selbst in Hochburgen des Individualismus, wie unsere deutschen Universitäten es sind, mitten hinein in den internen Unterricht! Wird doch z. B. der so wertvolle individuelle Charakter unserer praktischen Übungen und Seminare durch die massenhafte Beteiligung der Studierenden zunehmend durchkreuzt und gehindert. Und auf dem ganzen Gebiete des Schulunterrichts tritt immer dringender die Frage hervor, wie gegenüber dem Ziele einer möglichst hohen und allgemeinen Durchschnittsbildung die Rücksicht auf Fähigkeit und Unfähigkeit, Neigung und Abneigung für bestimmte Fächer bei den Schülerindividuen gewahrt werden könne. Wohin sollen wir uns wenden? Wofür uns entscheiden? Auf welcher Seite liegt die Wahrheit, liegt das Heil der Gegenwart und der Zukunft?

Nicht in der kurzen Frist einer Stunde kann die Lösung eines Problems, wie dieses, versucht werden, das sich proteusartig in hundert Gestalten vor unseren Blicken wandelt. Solche Lösung kann überhaupt nicht ausgedacht, sie kann nur erlebt, erkämpft werden. Aber wir können wohl die **Richtung** bezeichnen, in der die Lösung liegen zu müssen scheint. Die ganze Entwicklungsgeschichte des menschlichen Denkens und Lebens weist uns darauf hin; fast triviale Aussprüche sagen es uns mit der Kraft allgemeiner Erfahrungen: »in der Mitte liegt die Wahrheit« — »der Weg der Weltgeschichte führt durch Kompromisse« oder, wie es der alte Hegel ausdrückte: »aus Thesis und Antithesis entwickelt sich Synthesis«. Das heißt hier: Nicht einseitiger Sieg des Massenprinzips, nicht einseitiger Sieg des Individualismus — Versöhnung, Ausgleich der beiden Prinzipien, im Leben und im Denken! Bewertung also des Massenhaften, soweit es ein Anrecht darauf hat, aber auch Bewertung des Persönlichen in dem Schöpferischen, Formgebenden, Leitenden, das sein unersetzliches Eigen ist, in alle dem, was **nicht** von der Menge geleistet werden kann! Nicht die Tyrannei von Massen, welche diese individuellen Eigenwerte ignorieren und unterdrücken wollen, aber auch nicht die Tyrannei von Persönlichkeiten, die sich egoistisch durchsetzen wollen und die Menge verachten, sondern Menschen, die in Freiheit Jedem das Seine geben, wie ein Luther, ein Bismarck, die Führer waren, die ihrer Zeit, ihrem Volke den Stempel ihres Wesens aufdrückten, und doch nur **Diener** ihres Volkes sein wollten.

So dürfen wir am Ende sagen: Nicht irre machen sollen uns die Stimmen eines einseitigen Massenkultus, die uns aus unserer Zeit entgegenklingen; wir können mit voller Überzeugung die führenden Persönlichkeiten der Vergangenheit wie der Gegenwart würdigen, das ewig Persönliche in ihnen ehren. Und ungestört in unseren Empfindungen können wir an diesem Tage der edlen, pflichttreuen Fürstin gedenken, der unsere Feier gilt, ihres pietätvollen, tatkräftigen Sohnes gedenken und des erlauchten Pommerngeschlechtes, dessen letzte Sprößlinge sie waren. Ehre ihnen, Ehre heute und immer!

Aus der Geschichte der Berliner Universität.

Von Max Lenz, Professor an der Universität Berlin.

III.

Humboldts Entlassung.

Am 30. Mai 1810 vollzog der König die Kabinettsordre, welche alle Wünsche erfüllte, die Humboldt für die Eröffnung der Universität im Oktober des Jahres vor die Stufen des Thrones gebracht hatte; und dies ist also nach dem 4. September 1807 und dem 16. August 1809 der dritte, für die Gründung unserer Universität bedeutungsvolle Tag geworden.

Am 2. Juni wurden die Aufträge ausgefertigt, und schon am nächsten Tage erließ Humboldt eine Verfügung über die Bildung einer Kommission innerhalb der Sektion, welche alle weiteren Berufungen und Organisationsfragen in besonderen Konferenzen unter seinem eigenen Vorsitz beraten sollte. Zu Mitgliedern wählte er Süvern, Uhden und Schleiermacher. Es entsprach dies seinem längst gehegten Wunsch, mit einem kleinen Kreis ausgewählter Männer den Aufbau der Universität durchzuführen, sowie seinem stets beobachteten Grundsatz, in persönlichem Austausch mit seinen Räten die Geschäfte zu führen. Ausdrücklich ward in der Verfügung der »Vorteil« betont, dadurch »auch andere sachkundige Männer über die Organisation der Universität bequemer und vollständiger zu Rate zu ziehen und diesem Organisationsgeschäft mehr Zeit widmen zu können, als die gewöhnlichen Sitzungen der Sektion erlauben würden«.

Zum 6. Juni hatte der Chef des Departements die Kommissare in seine Wohnung zu einer vorläufigen Besprechung eingeladen. Aber im letzten Augenblick mußte er ihnen wieder absagen, denn dies war der Tag, an dem die seit Monaten schwebende Krisis innerhalb der Regierung akut wurde. Die von Wittgenstein gelegte Mine sprang: Altenstein, Beyme und Scharnhorst wurden entlassen, und Hardenberg trat als Staatskanzler an die Spitze der Geschäfte. Auch Humboldts Schicksal war damit entschieden. Nicht als ob es mit der Krisis an sich zusammengehangen hätte. Die Differenz, welche ihn zum Ausscheiden aus seinem Amte brachte, war viel älter als der Konflikt, dem das Ministerium zum Opfer fiel, und er selbst war es gewesen, der den Stein ins Rollen gebracht und seine Entlassung gefordert hatte. Der Entschluß dazu hatte, wie bemerkt, seinen Grund in dem schiefen Verhältnis, in welches er durch die Abänderung des Steinschen Verwaltungssystems geraten war. Dohnas freundschaftliches Entgegenkommen und Gewährenlassen und mehr noch die persönliche und geschäftliche Überlegenheit, welche Humboldt vom ersten Moment ab unter seinen Amtsgenossen bewährte, hatten ihn die Abhängigkeit, in die er dadurch versetzt war, amtlich wenig fühlen lassen, aber empfunden hatte er sie dennoch aufs tiefste und zu wiederholten Malen seinem Unmut darüber Ausdruck gegeben. Schon aus dem Juli 1809 haben wir einen Bericht darüber von ihm an Dohna, in dem er auf Änderung seiner amtlichen Stellung durch Herstellung der Verfassung Steins dringt und dies unumwunden als die Bedingung seines Bleibens bezeichnet. Er hatte darin ausgeführt, daß ohne den Staatsrat die Geschäftsführung nach den Steinschen Plänen unzusammenhängend, unhaltbar und verderblich werden müsse, und daß unter solchen Umständen jeder Sektionschef, der es ehrlich mit der Sache meine, wünschen müsse, daß sein Minister selbst ihm seine prekäre Selbständigkeit abnehme und ihn zum bloß vortragenden Rat, ungefähr nach Art der alten Geheimen Finanzräte, mache. Um die Resultate der Administration seiner Sektionen zur Einheit seines Ministeriums zu verbinden, werde der Minister sich selbst in die Administration mischen, er werde nicht bloß von oben her leiten und kontrollieren, sondern selbst ausführen wollen, und damit müsse der Plan des Freiherrn von Stein in seinem Kern verfälscht werden, denn auf die Selbständigkeit der Sektionschefs sei darin alles gestellt, und nur durch den Staatsrat werde diese garantiert und verwirklicht. Es weist in eine viel spätere Zeit, in das Jahr, da Humboldt den Kampf gegen den

Despotismus aufnahm, zu dem Hardenbergs Staatskanzlertum sich ausgewachsen hatte, wenn er am Schluß jener Denkschrift die Alternative zwischen wirklicher Ausführung der Steinschen Verfassung oder ihrer Vernichtung aufſtellt, und in dem zweiten Falle die Miniſter und den Miniſterrat zu den maßgebenden Faktoren im Staatsleben machen will. »Will man,« so schreibt er, »die Einrichtung eines Staatsrats nicht, oder iſt ein Staatsrat mit den Personen, die ihn jetzt ausmachen müßten, entweder nicht ausführbar oder in der Ausführung, die sich erwarten läßt, nicht ratsam, so bleibt nichts übrig, als Vernichtung des Steinschen Plans, Vervielfältigung der Miniſterien, Aufhebung der Sektionschefs und Organisierung eines Staatsrats aus bloßen Miniſtern, denen man aber notwendig einige gar nicht adminiſtrierende Mitglieder zuordnen müßte.« Wer will leugnen, daß damit in der Tat die Linie angegeben war, auf der sich das Syſtem der preußischen Regierung fortentwickelt hat? Andererseits aber iſt es nicht weniger deutlich, daß, wie die Dinge lagen, und in einem auf die Zentralisierung angelegten Syſtem, wie das der preußischen Monarchie, die weitgespannten kollegialen Inſtitutionen Steins auf unüberwindliche Schwierigkeiten ſtoßen mußten.

Graf Dohna hatte dem Drängen seines Freundes zunächſt auszuweichen versucht und Humboldt darauf, im Oktober 1809, gelegentlich eines Balles im Königsberger Schloß, den Versuch gemacht, unmittelbar auf den König einzuwirken. Friedrich Wilhelm hatte ihn sehr gnädig angehört und, wie Humboldt bemerkte, ein wirkliches Wohlwollen und Verſtändnis für seine Ansichten an den Tag gelegt. Die Wirkung davon zeigte sich in einer Kabinettsordre an das Miniſterium vom 9. Dezember 1809, worin der König auf den Ausbau der Organisation drängte, welche nur teilweise ausgefüllt sei und in der er besonders die Einheit sowie die Teilnahme der Nation, soweit sie ſtattfinden könne, vermisse. Aber, wie so häufig, folgte der Einsicht Friedrich Wilhelms nicht die Tat. Humboldt merkte schon im Januar, daß im Miniſterium und in weiteren Kreisen gegen ihn und seine Absichten ſtark gearbeitet werde. Daß Dohna dahinter ſtecken könne, hat er sich damals kaum gesagt; sonſt würde er wohl in den Briefen an seine Frau, die er recht genau über diese ihn ganz erfüllende Angelegenheit orientierte, etwas davon angedeutet haben. Wenn wir aber erwägen, daß Dohna von Anfang an gegen Humboldts Anſtellung gewesen iſt, und an das scharfe Urteil uns erinnern, das er in der Krisis vom Juni 1810 über den Freund ausgesprochen hat, so werden wir kaum fehlgehen, wenn wir gerade in ihm einen der schärfſten Widersacher Humboldts vermuten. Sicher iſt, daß er gegen den Plan mit dem Staatsrat sich aufs ſtärkſte engagiert hat. Daraus machte er auch Humboldt gegenüber kein Hehl mehr und fand darin Zuſtimmung bei seinen Amtsgenossen wie im Kabinett. Am 17. März richteten die Miniſter eine Eingabe an den König, in der die Idee Steins rundum verworfen wurde. Sie suchten dagegen den kollegialen Charakter des Miniſteriums zu verſtärken, indem sie wöchentliche Konferenzen vorschlugen, und zwar gerade mit bezug auf denjenigen Geschäftskreis, der nach Stein dem Staatrat vorbehalten war. Wenn sie in Analogie zu den Napoleonischen Verfassungen ein beratendes Conseil für die Gesetzgebung anrieten, zu dem nicht bloß Staatsdiener, sondern auch aufgeklärte Männer der ganzen Nation zugezogen werden müßten, so beschränkten sie diesen Wunsch sofort durch die Bemerkung, daß bei dem Mangel an ſtändischen Korporationen in einigen Provinzen die Sache noch nicht reif sei; und wenn sie doch noch an einem Staatsrat feſthalten wollten, der sich einmal im Monat versammeln möge und zu dem die sämtlichen Geheimen Staatsräte hinzuzuziehen wären, welche bei der Bearbeitung der vorkommenden Gegenſtände konkurrierten, so reduzierten sie wieder das Stimmrecht der Zugelassenen dadurch, daß diese nur in den Angelegenheiten ihres besonderen Ressorts ein volles Votum, in den übrigen Fragen aber, gleich den Staats- und Geheimen Oberjuſtizräten, nur ein Votum consultativum haben, die Ausfertigung aber nur unter der Unterschrift der Staatsminiſter geschehen sollte. Bei alledem wagten sie noch nicht, auf die völlige Ausscheidung der Steinschen Idee zu dringen, sondern wollten diese nur wieder in suspenso gelassen wissen, Diese Vorschläge genehmigte der König am 31. März, und eine Kabinettsordre, die das Datum des 17. April trug, jedoch erſt am 24. offiziell bekannt gegeben

wurde, sanktionierte die Beschlüsse, nachdem sie noch dahin modifiziert waren, daß bei den Ministerialkonferenzen in der Regel nur ein Geheimer Staatsrat oder ein Geheimer Oberjustizrat aus jedem Ministerium erscheinen sollte: so daß also die Geheimen Staatsräte aus den Wochensitzungen ganz ausgeschlossen und nur für die Sitzungen des monatlichen Staatsrats mit herangezogen werden sollten.

Humboldt hatte bereits am 14. April durch Dohna vertraulich von der neuen Verordnung Kenntnis erhalten. Sein Entschluß war auf der Stelle gefaßt. Er wußte, daß seine Gemahlin an sich gegen das Abschiednehmen war, aber auch, daß sie, wenn sie zugegen wäre, es billigen würde. »Und tätest Du es nicht«, schreibt er ihr, »so könnte ich mir hierin nicht helfen, sondern müßte, so ungern ich es täte, gegen Deinen Willen handeln.« Er empfand die Verfügung, die sogar ohne jede Erläuterung mitgeteilt war, als einen Wortbruch und als schwere persönliche Kränkung. Seine Ehre, so schreibt er wiederholt, dulde es nicht, daß er sich einer solchen Zurücksetzung und Unterordnung füge, sein Ansehen stehe auf dem Spiel, die Geschäfte seines Departements selbst würden durch diese Schwächung seiner Autorität leiden. Er war sich bewußt, daß er vor keinem der Männer, denen er sich unterordnen sollte, zurückzuweichen brauche. »Ich kann jedem von ihnen dreist ins Gesicht sagen, daß es keinem von ihnen nur einfallen wird, eine innere Geistes- oder Charaktersuperiorität über mich zu behaupten, und wollte es einer, möchte er schwerlich viele Stimmen für sich haben. Auch im Äußeren kommt hinzu, daß keiner von ihnen vorher mehr als ich war, eher weniger. Ich begreife also nicht, warum ich mit aller mir allerdings in solchen Sachen nicht viel kostenden Langmut mir dies gefallen lassen sollte.« Seine Neider und Rivalen hatten längst gesagt, daß er nur auf einen Ministerposten aus sei. Und es ist wahr, hätte man sein Departement in ein Ministerium verwandelt, er wäre wohl geblieben. So hatte er es im Oktober dem König selbst frei heraus gesagt: worauf dieser bemerkt hatte, daß er gar nicht meine, ihm nicht das Departement lassen zu können, wenn es ein Ministerium würde, die Sache aber freilich zu wichtig sei, um sich gleich darüber zu entscheiden; doch sei es ihm lieb, seine Wünsche zu wissen, und er werde zu rechter Zeit daran denken. Dennoch würden wir Humboldt ganz verkennen, wenn wir in seinem Verhalten nichts als verletzten Ehrgeiz, in dem gewöhnlichen Sinne des Worts, sehen wollten. Nicht in der Verfassung Steins an sich sah er das wesentliche, sondern in dem, was dadurch gewollt und geschaffen werden sollte. Dazu aber gehörte für ihn Einheit des Aufbaues, klare Gliederung, ein Zusammenwirken aller Teile zu dem Zweck des Ganzen. Nichts war seinem »Perikleischen« Sinn verhaßter als dies System von Halbheiten oder vielmehr diese Systemlosigkeit, welche die Minister an die Stelle der Verfassung ihres großen Vorgängers und Meisters zu setzen sich erdreisteten. Dabei mitzuwirken, deshalb seine Freiheit aufzugeben, hielt er sich allerdings für zu gut. Auch liegt darin, daß er als Minister seinem Departement treu geblieben wäre, gar kein Widerspruch zu seinem Vorgehen; denn dann hätte er eben die Konsequenz gezogen, die er als die andere Seite der Alternative gegen Dohna im Sommer 1809 als notwendig bezeichnet hatte: er hätte als Minister die nötige Einheit in sein Ressort gebracht, hätte die Stellung eingenommen, die er als Geheimer Staatsrat erstrebt und unter Dohna ja auch durchgeführt hatte, die er aber unter einem festeren und vielleicht ihm entgegenarbeitenden Chef in der neubeliebten Ordnung verlieren mußte. Die Minister selbst hatten ja in ihrer Eingabe in diese Richtung gewiesen. Und sie hatten gar nicht so unrecht, wenn sie erklärten, daß der ganze Plan Steins auf einen Premierminister zugeschnitten sei, der das Innere und die Finanzen in seiner Person vereinige: hat doch Hardenberg gerade auf der Höhe seiner Stellung den Versuch gemacht, den Staatsrat Steins ins Leben zu rufen. Aber auch darin waren sie zu keiner festen Entschließung gekommen — und also mußte dem auf Klarheit und Bestimmtheit gerichteten Geiste Humboldts auch dies nur als eine Fälschung und Täuschung erscheinen, welche die übelsten Wirkungen nach sich ziehen werde.

Noch einmal ging er mit sich zu Rate. Sogar der Gedanke ist ihm gekommen, ob er nicht trotz alledem Geheimer Staatsrat bleiben solle, um nur sein Fach immer zu halten und zu retten, alles andere aber gehen zu lassen und mit gänzlicher Hintansetzung jeder noch so gerechten persönlichen Rück-

sicht nur dafür zu sorgen. Auch mit ganz intimen Freunden, z. B. mit seinem alten Erzieher Kunth, sprach er sich aus; aber auch diese erklärten, er könne und dürfe nicht anders handeln. Klare Verhältnisse allein konnte er um sich sehen. Auch an höchster Stelle wollte er keinen Zweifel darüber lassen, was ihn zu seinem Gesuch bewogen habe, und daß er keine andere Entscheidung annehmen könne, als entweder eine Veränderung seiner Stellung oder, da dies nicht mehr zu erwarten sei, einfache Entlassung. So äußerte er es in dem Schreiben vom 29. April, worin er den König um seinen Abschied bat. Noch einmal legte er den Konflikt in seiner ganzen Schärfe dar und bewies damit die sachliche und persönliche Unmöglichkeit, in der von ihrer ursprünglichen Bedeutung herabgedrückten Stellung zu verharren. Er verhehlte nicht, daß er sich auch in seinen Erwartungen getäuscht fühle. »Denn ich scheue mich nicht, vor Ew. Königl. Majestät, deren unparteiische Gerechtigkeitsliebe eine sichere Zuflucht für einen jeden Ihrer Untertanen ist, auch diesen Punkt zu berühren. Er bezieht sich allerdings auf etwas Persönliches. Allein es gibt bei dem Dienste im Staate ein Ehrgefühl, das mit dem Pflichtgefühl so enge verbunden ist, daß sich nicht das eine oder das andere abstumpfen läßt, und wem Ew. Königl. Majestät einen Posten einmal zu erteilen geruht haben, der würde Ew. Königl. Majestät huldreiches Vertrauen nicht ehren, wenn er sich mit Gleichgültigkeit plötzlich die wichtigsten Vorzüge desselben entreißen und sich denen gleichsetzen ließe, welche bis dahin unter ihm standen.« Er verzichtete sogar darauf, den Anspruch geltend zu machen, den ihm das Versprechen, ihm einen diplomatischen Posten offen zu halten, gewährte; es sei ihm zu wichtig, über die Gründe seines jetzigen Entschlusses Seine Majestät nicht zweifelhaft zu lassen, als daß er jene Gunst jetzt in Anspruch nehmen sollte. Er bescheide sich gern, sich in die Einsamkeit zurückzuziehen.

Er wollte überhaupt nie wieder in Dienst gehen. »Denn ich diene einmal,« schreibt er seiner Li, »fest und gewiß keinem anderen Lande wie Preußen.« Sein erster Gedanke war, nach Italien zu gehen, und so schrieb er es sogleich der geliebten Frau. In wenigen Monaten hoffe er bei ihr zu sein; dort könnten sie dann überlegen, ob sie in Italien bleiben oder im Herbst oder Frühjahr »hierher« zurückkehren würden. »Wenn ich sage hierher, meine ich nur Deutschland. Denn in Berlin hat keiner von uns ein Interesse zu leben, und es ist für unser Vermögen verderblich.« Der Tod des Schwiegervaters hatte die pekuniären Verhältnisse günstiger gestaltet, als sie vorher gewesen waren. Aber, wie diese Worte lehren, ganz frei konnte Humboldt doch nicht über seine Zukunft verfügen. Jedoch solche Sorgen ließ er sich am wenigsten anfechten, und ein jeder Tag, jede Stunde bestärkten ihn in der Gewißheit, daß er das Rechte und das Notwendige getan habe. Er hatte das Glück, bei seiner Gemahlin volles Verständnis und eine gleichgestimmte Seele zu finden. Schon auf seine ersten Briefe (vom 14. und 17. April) schreibt sie: »Ich kann den Schritt nicht mißbilligen, wenn die Sache so käme, wie es eingeleitet zu sein scheint, denn Deine Ehre wäre dabei kompromittiert. Mein Motto ist allerdings auch: ‚Bleibt der Ruhm das Höchste doch!‘« Und als die Entscheidung gefallen war: »Die Art, wie Du dem König geschrieben, wie Du Italiens keiner Erwähnung getan, um jetzt wieder hinzukommen, hat mich außerordentlich gerührt. Dein ganzes inneres Sein und Denken ist, mein teures Wesen, im allerschönsten Einklang, daher auch immer diese Übereinstimmung aller Deiner Schritte im Äußeren.« So sehr auch sie an Rom hing, und so gern sie dem Gemahl diesen liebsten Wunsch erfüllt hätte, widerriet sie ihm doch, dauernden Aufenthalt in Italien zu nehmen, auch mit Rücksicht auf die Gesundheit und die Erziehung ihrer Kinder und in Erinnerung an die beiden Knaben, die unter den Zypressen an der Pyramide des Cestius schliefen. Und sogleich stimmte er ihr darin bei: »Ich weiß, wie Du Italien liebst, und doch entscheidest Du Dich im ganzen für das Zurückgehen. Auch ich halte es für notwendig. Du setzest alle Gründe so gut und treffend auseinander, daß ich nichts hinzuzufügen weiß. Für die Kleinen ist das Herkommen moralisch notwendig. Es gibt doch nie ein Vaterland, dem man lieber angehören möchte als Deutschland.« Er dachte nun einige Jahre zunächst in Deutschland zuzubringen und schlug dafür einen Aufenthalt zunächst in Dresden vor.

Bis zu diesem Moment war er in völliger Ungewißheit gewesen. Denn der König, der in diesen Wochen in Potsdam war und nur zuweilen und auf Stunden nach Berlin hinüberkam, hüllte sich in Schweigen. Als Humboldt, des Wartens müde, ihn in einem zweiten Schreiben um die Entscheidung seines Antrages bat, erhielt er (am 28. Mai) die kurze Antwort, daß der Entschluß noch ausgesetzt sei. Am 4. Juni aber hob sich plötzlich der Vorhang. Hardenberg, der seit Wochen mit dem Monarchen in tiefem Geheim konferiert hatte, erschien wieder in der Öffentlichkeit und ward vom König zur Tafel gezogen. Am Tage vorher hatte er den Antrag an den Monarchen geſtellt, die Miniſter, die wir nannten, sowie den Geheimen Staatsrat Nagler, Altenſteins Schwager, ihrer Ämter zu entlassen. Goltz sollte bleiben. Die Juſtiz erhielt Kircheisen, die Finanzen blieben zunächſt unbesetzt, und Hardenberg nahm sie unter die eigene Obhut. Dohnas Ressort aber beantragte er mit dem Geheimen Staatsrat von Humboldt zu besetzen.

Daran also hatte es gelegen, daß die Antwort des Königs auf Humboldts Entlassunggesuch so lange verzögert worden war. Man hatte ihm an höchſter Stelle den Schritt so wenig verdacht, daß man vielmehr damit umging, ihn zum Nachfolger seines bisherigen Chefs und Duzfreundes zu machen. Gerade in Hardenbergs Augen hatte Humboldt der Widerspruch gegen das Miniſterium, dessen Mitglieder ja auch die Gegner des Staatskanzlers waren, nicht geschadet. Sein klares Auge, seine sichere Hand wären dem neuen Leiter der preußischen Politik sehr willkommen gewesen, um den tausend Schwierigkeiten, die seiner zumal im Innern harrten, zu begegnen. Hardenberg hoffte, in diesem Falle Dohna dahin bringen zu können, daß er das bisher von Humboldt verwaltete Departement, nun aber natürlich als Miniſterium, übernähme. Hier aber ſtieß er auf einen Widerspruch, der ebenso ſtark war wie derjenige Humboldts. Graf Dohna erklärte in einem Privatschreiben an den Kabinettsrat Albrecht, daß er einen solchen Tausch unter keinen Umſtänden annehmen werde, nicht ohne unter bitteren Ausfällen gegen Humboldt Nicolovius als den allein geeigneten Mann für die Leitung der geiſtigen und geiſtlichen Interessen des Staates zu bezeichnen. Hierdurch, so werden wir kombinieren dürfen, ward Hardenberg bewogen, sich an Humboldt mit einem anderen Antrage zu wenden: er bot ihm die Gesandtschaft in Wien an. Humboldt hatte sich dem kommenden Mann gegenüber ganz zurückgehalten; er hatte ihn noch gar nicht gesehen. Erſt auf diesen Antrag hin machte er ihm seinen Besuch. Er ward aufs liebenswürdigſte empfangen. Der Staatskanzler erklärte, daß ihm alles daran liege, ihn für das diplomatische Fach zurückzugewinnen; er hat ihm damals oder ein wenig später sogar den Wunsch ausgedrückt, ihn noch einmal an der Spitze des auswärtigen Miniſteriums zu sehen. Dohna aber ward zunächſt noch im Besitz seines Miniſteriums gelassen.

In den Wirwarr dieser Tage hineinzusehen, iſt bis jetzt ganz unmöglich. Auch die Ernennung nach Wien zog sich noch einige Tage hin. Erſt am 9. Juni konnte Humboldt seiner Gemahlin gegenüber die Sache als sicher bezeichnen. Unter dem 14. erhielt er die Ernennung, und zwar in Form einer Antwort auf sein Entlassungsgesuch vom 29. April. Am 23. Juni legte der Miniſter, denn auch dieser Titel ward ihm mit der Ernennung bewilligt, sein bisheriges Amt nieder. Seine letzten Verfügungen von Bedeutung waren zwei Anträge an Hardenberg vom 22. Juni, seinem Geburtstage. Der eine forderte, gemäß einer bereits getroffenen Vereinbarung mit dem Finanzminiſterium, eine Summe von 40 bis 50,000 Talern für die Schulen auf den Generaletat zu setzen. Der andere erhielt den Vorschlag, Schleiermacher zum vortragenden Rat im Unterrichtsminiſterium zu ernennen.

Im Kreise der Freunde und im Departement Humboldts selbſt war man über die Wendung, die sein Schicksal nahm, sehr niedergeschlagen, obschon es jedermann klar war, daß er einen kompletten Sieg über seine Gegner davongetragen habe. Er selbſt fürchtete faſt, daß sein Abgang auf die Errichtung der Universität nachteilig wirken werde; denn, wie er seiner Gemahlin gegenüber bemerkte, das persönliche Vertrauen auf ihn hatte die Leute am meiſten gereizt und und sein persönliches Eintreten die Sache, als niemand daran glauben wollte, zusammengebracht. Reil, der schon ein Haus gemietet hatte, sprach davon, daß auch er nun gehen werde. »Ich halte noch«, schreibt Humboldt, »soviel ich kann, allein ich weiß nicht, wie

es werden wird.« Ihm selbst ward es nicht leicht. Er durfte sich sagen, daß in dem ganzen System der Verwaltung an keinem Orte so viel gearbeitet war und nirgends so viel Ordnung und System herrschte, wie in seinem Departement, und er bekannte, daß, wenn schon im ganzen die innere Verwaltung eines Staates viel, viel wichtiger sei als die äußeren Verhältnisse, so die Bildung der Nation, der er vorgestanden und die unter ihm gut gelungen sei, es noch ungleich mehr wäre. »Ich hatte«, schreibt er, »einen allgemeinen Plan gemacht, der von der kleinsten Schule an bis zur Universität alles umfaßte und in dem alles ineinander griff. Ich war in jedem der Teile desselben zu Hause. Ich nahm mich des Kleinsten und des Größesten, ohne Vorliebe, mit gleicher Tätigkeit an. Ich ließ mich durch keine Schwierigkeiten abschrecken; wo ich für eine Sache augenblicklich schlechterdings nichts tun konnte, wandte ich mich sogleich an eine andere; ich hatte, wie die wirkliche Niedergeschlagenheit bei meinem Abgang beweist, allgemeines Vertrauen.« Auch in den Tagen der größten Spannung hatte er keinen Momen die Arbeit an seinem Werke ausgesetzt. Was jeden andern bis in die letzte Nerve angriff, ging ihm, der seines inneren Seins gewiß war und dem die Geschäfte, in denen jene aufgingen, den reinen Atem des Lebens und die ideale Welt, in der er sein Glück fand, niemals ersetzen konnten, spurlos vorüber. Er sah, wie sehr die Leute sich über den Gleichmut, mit dem er auch in solchen Augenblicken die Geschäfte ununterbrochen fortgehen ließ, verwunderten. »Ich mache es aber, wie Du mich sonst in anderen Arbeiten und Geschäften kennst, und wenn nur noch fünf Minuten übrig sind, scheue ich mich nicht, noch etwas Neues anzufangen, und so kommt auch in diesen ewig unterbrochenen Intervallen etwas zustande.« So schreibt er seiner Li am 22. Mai, in der Stunde, da er den entscheidenden Antrag an den König, die Gründung der Universität zu Michaelis geschehen zu lassen, vorbereitete. »Aber meine innere Sehnsucht nach Dir«, fährt er fort, »läßt sich durch dies äußere Treiben nicht beruhigen oder täuschen. Mehr wie je schweben mir alle Bilder unseres sonstigen einfachen und stillen Beisammenseins vor der Phantasie, und mehr wie je wünsche ich jene schönere Zeit zurück.«

Unter diesen Umständen gereichte es ihm selbst zur Genugtuung, sowie es auch für uns zu den schönsten Erinnerungen gehört, daß er, solange er in Berlin war, bis Mitte August, nicht aufzuhören brauchte, für das Gedeihen der Anstalt, in deren Gründung er den Höhepunkt seiner amtlichen Tätigkeit erblickte, zu sorgen. Denn, wie einst Beyme, war ihm dies ausdrücklich vorbehalten worden. Nicolovius selbst, der mit der interimistischen Leitung der Sektion betraut wurde, die er schon vor Humboldts Eintritt und wiederholt in dessen Abwesenheit in Händen gehabt, hatte von sich aus dringend darum gebeten. Noch auf der Reise nach Wien, in Unterredungen mit den Hallenser Professoren und in Korrespondenzen mit Gottfried Hermann und den heimgelassenen Kollegen, hat Humboldt für seine Schöpfung gearbeitet.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Kopenhagen.

Dänische Großverkehrs-Projekte.

Die Eröffnung des Dampffährenverkehrs zwischen Saßnitz und Trelleborg, die am 6. Juli 1909 erfolgt ist und die seither einen Verkehr der Reisenden zwischen Deutschland und Skandinavien ohne jegliches Umsteigen ermöglicht, bedeutete für Dänemark eine recht empfindliche Einbuße an laufenden Einnahmen. Vor dem genannten Datum stellte der Weg über Kopenhagen und die Benutzung der seit dem 1. Oktober 1903 in Betrieb befindlichen Trajekt-Verbindung Warnemünde-Gjedser die schnellste und bequemste Verbindung zwischen den meisten deutschen und skandinavischen Städten, insbesondere also zwischen Berlin und Stockholm bzw. Berlin und Christiania dar; jetzt, wo die riesigen Fährschiffe die ganzen Eisenbahnzüge von deutschem Boden auf schwedischen oder von schwedischem auf deutschen überführen, benutzen die Reisenden selbstverständlich, so weit es nur irgendwie geht und so weit nicht besondere Gründe vorliegen, die Strecke Saßnitz-Trelleborg. Für Deutschland und Schweden stellt die neue Verkehrserrungenschaft

natürlich eine große Annehmlichkeit und Erleichterung dar; für Dänemark hingegen bedeutet sie aus den angegebenen Gründen einen recht unangenehmen pekuniären Ausfall. Es ist daher nur natürlich, daß man in Dänemark auf Mittel und Wege sinnt, den großenteils abtrünnig gewordenen Passagier-Durchgangsverkehr wieder über dänischen Boden zu lenken und dies dadurch zu erreichen, daß man, in Erinnerung an das Sprichwort, daß das Bessere der Feind des Guten ist, die bestehende Skandinavien-Route, die von Deutschland über Kopenhagen führt, beträchtlich angenehmer als bisher gestalten will, um den Wettbewerb mit dem Saßnitz-Trelleborg-Trajekt dann mit guter Aussicht auf Erfolg neuerdings aufzunehmen.

Die Verbindung von Berlin und Kopenhagen mußte man zwar seit der Eröffnung der Dampffähre Warnemünde-Gjedser als eine selbst in unserem Zeitalter des Verkehrs höchst angenehme und bequeme bezeichnen: abends auf dem Stettiner Bahnhof in Berlin den Schlafwagen besteigen und ihn morgens in der dänischen Hauptstadt wieder verlassen oder umgekehrt — man sollte meinen, das sei ein idealer Zustand, der schlechterdings vollkommen ist! Und dennoch sind weitere Verbesserungen in dieser Verbindung denkbar und wären wohl schon längst vorhanden, wenn nicht bis zur Eröffnung des Saßnitz-Trelleborg-Trajekts die Warnemünde-Gjedser-Route ohne gleichwertige Konkurrenz dagestanden hätte! Und zwar bestehen diese Verbesserungen zunächst in weiteren nicht unbeträchtlichen Abkürzungen der Reisedauer. Solche lassen sich aber erreichen einmal durch ein Abschneiden des recht bedeutenden Bogens, den die Eisenbahn zurzeit noch westlich der Bucht von Kjöge im südlichen Seeland beschreibt, andererseits aber durch eine Ausschaltung des höchst unangenehmen und zeitraubenden Trajektverkehrs über den schmalen, Seeland und Falster trennenden Storströmmen zwischen den Stationen Masuedsund und Orehoved.

Die Abschneidung des Bogens bei Kjöge ist natürlich eine ziemlich einfache Maßnahme, über die weiter kein Wort zu sagen ist, sie kostet eine bestimmte Summe Geld, wird aber zweifellos vorgenommen. Schwieriger steht es mit der Ausschaltung des Trajektverkehrs über den Storströmmen. Die Anlage einer Brücke über diesen Meeresarm ist nicht gut möglich, weil der rege Schiffsverkehr dadurch beeinträchtigt werden würde, und weil die Ufer so flach sind, daß die Anlage einer über die höchsten Schiffsmasten hinwegragenden Eisenbahn-Hochbrücke ganz ungeheure Kosten bedingen würde. Somit ist man auf die Idee verfallen, zwischen Masuedsund und Orehoved einen Eisenbahntunnel unter dem gar nicht tiefen Sorströmen hindurchzutreiben. Die Bodenbeschaffenheit bietet der Herstellung eines Tunnels gar keine Schwierigkeiten, und man hat sich daher in Kopenhagen mit dem eigenartigen Projekt bereits so vertraut gemacht, daß der Reichsrat schon eine größere Summe für die notwendigen Vorarbeiten bewilligt hat.

Mit den genannten Maßnahmen würde der Verkehr zwischen Kopenhagen und Berlin in einer an sich sehr willkommenen Weise an Schnelligkeit gewinnen, aber die Reise zwischen Deutschland und Skandinavien würde sich dennoch auch dann über Saßnitz und Trelleborg noch angenehmer gestalten als über Kopenhagen, denn als ein höchst störendes Moment auf letzterem Wege bleibt nach wie vor der Oeresund bestehen, der Seeland vom schwedischen Festland scheidet. Bei der ziemlich erheblichen Breite des Oeresunds, die an der schmalsten Stelle, zwischen Helsingör und Helsingborg, noch immer etwa 4 km beträgt, und bei dem ungemein regen Schiffsverkehr auf dieser Wasserstraße, ist an den Bau einer Brücke, welche die Eisenbahn ohne Zeitverlust rasch hinüberträgt, nicht zu denken. Eine feste Verbindung zwischen Dänemark und Schweden wäre demnach abermals nur auf dem Wege eines unter dem Meeresarm hindurchgetriebenen Tunnels zu erzielen, und tatsächlich wird auch ein derartiger Plan seit geraumer Zeit eifrig erwogen. Das Projekt knüpft an den Namen des schwedischen Ingenieurs Quistgård an, der einen Tunnel ursprünglich zwischen Helsingborg und Helsingör schaffen wollte, schließlich aber, wegen der dortigen ungünstigen Bodenbeschaffenheit und der daselbst ziemlich erheblichen Tiefe des Sundes, seine ursprüngliche Idee fallen ließ, um statt ihrer einen direkten, von der Insel Saltholm unterbrochenen Tunnel zwischen Amager bei Kopenhagen selbst und Malmö in Aussicht zu nehmen. So reizvoll dieser Gedanke ist und so ausnehmendes Interesse er findet, in Dänemark sowohl wie in Schweden, so ist die Verwirklichung einstweilen doch noch sehr zweifelhaft, weil die Kosten der Ausführung sehr beträchtlich sein würden. Wie man sieht, besteht aber wenigstens die Möglichkeit, dereinst auf dem Wege über Dänemark eine vollkommen ununterbrochene Bahnverbindung zwischen Deutschland und Skandinavien zu erreichen.

Selbst dann aber, wenn die vorgenannten Verkehrsverbesserungen durchweg verwirklicht werden sollten, würde in Deutschlands Personenaustausch mit Skandinavien die dänische Linie dem Saßnitz-Trelleborg-Trajekt doch nur allenfalls erst gleichwertig, nicht aber ihm überlegen sein. Eine wirkliche Überlegenheit wäre nur denkbar, wenn ohne wesentliche Verlängerung des Reiseweges auch der Dampffährenbetrieb, so bequem und angenehm er an sich ist, noch vermieden und statt seiner eine durchweg feste Verbindung geschaffen werden könnte. Eine solche bleibt ja auch dem vollkommensten Trajektbetrieb noch überlegen, da dieser im Winter durch Stürme, ungünstige Eisverhältnisse usw. immerhin behindert und mindestens beträchtlich verzögert werden kann. Von einer festen Verbindung in Gestalt einer Eisenbahnbrücke oder eines Tunnels kann aber natürlich auf der 46 km breiten Strecke Warnemünde—Gjedser ebensowenig die Rede sein, wie auf der noch sehr viel längeren Linie Trelleborg—Saßnitz. Insofern werden also die beiden konkurrierenden Verbindungen niemals dem idealen Zustand nahegebracht werden können. Und dennoch bietet sich eine Möglichkeit, wenigstens vom westlichen und mittleren Deutschland unter Ausschaltung jeglicher Seefahrt und unter Vermeidung allzu großer Umwege auf die dänischen Inseln und weiterhin, wenn der Oeresund untertunnelt wird, auch nach Skandinavien zu gelangen. Zunächst wäre dies möglich auf dem Wege über die jütische Halbinsel und die Insel Fünen, wobei der Kleine

Belt durch eine Hochbrücke, der Große Belt durch eine in Dänemark ohnehin schon geplante Untertunnelung überwunden werden müßte; doch würde dieser Weg einen zu großen Umweg darstellen, als daß er in Erwägung gezogen werden könnte. Es gibt aber noch eine weitere Möglichkeit, im Verkehr zwischen West- und Mitteldeutschland einerseits, den dänischen Inseln andrerseits die Schiffahrt vollständig auszuschalten, wobei der Verkehr mit Skandinavien — die Existenz des Oeresund-Tunnels vorausgesetzt — für viele deutsche Orte auch an Zeitdauer einen erheblichen Gewinn verzeichnen könnte, der für die westdeutschen Städte gegenüber der schnellsten gegenwärtigen Verbindung bis zu fünf Stunden betragen würde.

Dieser neue, durchweg feste Verkehrsweg, dessen Schaffung freilich einstweilen noch fast gänzlich in der Luft schwebt, würde Hamburg und Kopenhagen bezw. Hamburg und Stockholm in nahezu gerader Linie miteinander verbinden. Er würde von Hamburg über Lübeck und Oldenburg in Holstein zum Fehmarn-Sund verlaufen, diese 2—3 km breite Wasserstraße, an Stelle der heutigen Großenbroder Fähre, auf einer Brücke überwinden und weiterhin über Fehmarn hinweg, das bis 1864 noch eine dänische Insel war, und unter dem Fehmarn-Belt hindurch Laaland und Falster erreichen, um dann auf dem vorher skizzierten Wege unter dem Storströmmen hinweg auf Seeland mit Kopenhagen und unter dem Oeresund hinweg auf das schwedische Festland zu gelangen.

Die einzige Stelle, die, außer dem Storströmmen und dem Oeresund, einer solchen durchgehenden, festen Verbindung ein ernstliches Hindernis bereiten würde, wäre natürlich der Fehmarn-Belt, zwischen Fehmarn und Laaland, der die immerhin noch recht ansehnliche Breite von 18 km besitzt. Da aber dieser Belt keine wesentliche Tiefe und eine günstige Bodenbeschaffenheit aufweist, würde seine Untertunnelung geringere Mühe machen, als etwa die des Oeresunds und des Großen Belt, die ja in Kopenhagen schon eifrig in Erwägung gezogen werden. Aber es ist selbstverständlich, daß dem kühnen Projekt erst dann näher getreten werden kann, wenn zuvor der Oeresund und der Storströmmen untertunnelt worden sind. Dann freilich wird höchstwahrscheinlich mit seiner Verwirklichung gerechnet werden dürfen, und es wird dann zwischen Skandinavien und ganz Westeuropa sowie einem Teil von Mitteleuropa eine Verkehrsverbindung geschaffen sein, die an Vollkommenheit und Schnelligkeit mit den heute vorhandenen Verkehrsmitteln schlechterdings nicht mehr überboten werden kann.

Mitteilungen.

Die Gesamtzahl der immatrikulierten Studierenden an den 21 deutschen Universitäten ist jetzt auf 54,847 gestiegen (gegen 51,700 im Vorjahre). Vergleicht man die Zahl der Universitätsstudenten weiter zurückliegender Jahre, nämlich 1872 15,300, 1880 21,000, 1900 33,790, 1905 41,920, so zeigt sich deutlich der gegenwärtige große Zufluß zum akademischen Studium. Dieser starke Zug zur Universität ist übrigens auch in einigen Ländern des Auslandes beobachtet worden. So hat zurzeit Frankreich etwa 32,000, Österreich-Ungarn 30,000, England 25,000, Italien 24,000, Rußland 23,000 und Spanien 12,000 Studenten.

Nach der endgiltigen Feststellung wurden die deutschen Universitäten im laufenden Sommersemester wie folgt besucht: Berlin 7902 (gegen 7194 im Vorjahre), Bonn 4070 (3801), Breslau 2432 (2347), Erlangen 1050 (1158), Freiburg 2884 (2760), Gießen 1334 (1271), Göttingen 2355 (2239), Greifswald 1029 (967), Halle 2451 (2310), Heidelberg 2413 (2171), Jena 1817 (1606), Kiel 1760 (1593), Königsberg 1381 (1293), Leipzig 4592 (4581), Marburg 2192 (2134), München 6890 (6547), Münster 2007 (1760), Rostock 834 (743), Straßburg 1964 (1935), Tübingen 2061 (1921), Würzburg 1429 (1369).

In der Verteilung der Studierenden auf die einzelnen Fakultäten und Studienfächer lassen sich einige große Änderungen im Zufluß zu den einzelnen Berufen konstatieren. Die Zahl der evangelischen Theologen, deren Bestand sich nach langem Tiefstand wieder hebt, beträgt 2507 gegen 2398 im Vorjahre, die der katholischen Theologen 1840 gegen 1766. Die juristische Fakultät hat eine geringe Abnahme zu verzeichnen, sie ging von 11,657 auf 11,323 Studierende zurück. Die Zunahme der Mediziner hat weiter angehalten, ihre Zahl beträgt 10,862 gegen 9462 im Vorjahre. Ganz erheblich ist die Steigerung bei den Philosophen, Philologen und Historikern: 15,475 gegen 13,911 Studierende im Vorjahre. Die Mathematiker und Naturwissenschaftler zählen 7937 gegen 7385, die Kameralisten und Landwirte 2406 gegen 2198 im Vorjahre.

Seit der vor etwa zwei Jahren erfolgten allgemeinen Zulassung der Frauen zum Universitätsstudium ist die Zahl der studierenden Frauen erheblich gestiegen; im Herbst 1908 befanden sich an sämtlichen deutschen Universitäten 1108, im Sommer 1909 stieg die Zahl auf 1432, und heute sind es bereits 2169. Das ergibt in den zwei Jahren also eine Steigerung von beinahe hundert Prozent! Von den 2169 studierenden Frauen sind an den nachstehenden Universitäten immatrikuliert: In Berlin 626 (gegen 417 im Vorjahre), Bonn 104 (144), Breslau 100 (64), Erlangen 22 (16), Freiburg 116 (90), Gießen 36 (30), Göttingen 200 (110), Greifswald 60 (38), Halle 37 (26), Heidelberg 191 (138), Jena 41 (15), Kiel 34 (13), Königsberg 56 (30), Leipzig 51 (56), Marburg 68 (33), München 176 (148), Münster 68 (25), Rostock 5 (0), Straßburg 34 (21), Tübingen 35 (9), Würzburg 9 (9). In der Verteilung auf die einzelnen Fakultäten entfallen auf die evangelische Theologie 4 weibliche Studierende (gegen 4 im Vorjahre), auf Rechtswissenschaft 26 (23), auf das Studium der Medizin 512 (371). Die meisten Studentinnen hat die philosophische Fakultät aufzuweisen: 1217 (699).

Unter den an den deutschen Universitäten immatrikulierten Studierenden befinden sich in diesem Semester 4207 Ausländer, und zwar in Berlin

1210, Bonn 117, Breslau 101, Erlangen 40, Freiburg 143, Gießen 58, Göttingen 149, Greifswald 32, Halle 253, Heidelberg 244, Jena 127, Kiel 28, Königsberg 158, Leipzig 553, Marburg 78, München 702, Münster 11, Rostock 19, Straßburg 110, Tübingen 27, Würzburg 47. Nach den Heimatländern geordnet kommen 3683 aus Europa und 524 aus den außereuropäischen Staaten. Von den ersteren kommen 1789 aus Rußland, 738 aus Österreich-Ungarn, 262 aus der Schweiz, 160 aus Bulgarien, 154 aus England, 125 aus Rumänien, 28 aus Griechenland, 74 aus Serbien, 50 aus Luxemburg, 48 aus der Türkei, 38 aus den Niederlanden, 36 aus Italien, 33 aus Schweden, 31 aus Frankreich, 23 aus Spanien, 20 aus Belgien, 13 aus Dänemark, 7 aus Norwegen und 4 aus Portugal. Von den außereuropäischen Ländern sind 299 aus Amerika, 200 aus Asien, 19 aus Afrika und 6 aus Australien.

*

Hundertjahrfeier der Universität Breslau. Die Universität Breslau wird am 3. August 1911 auf ein hundertjähriges Wirken als Pflegestätte der Wissenschaft im deutschen Osten, als Landesuniversität für Schlesien und Posen zurückblicken. Damals wurde die Hochschule durch Vereinigung der alten Breslauer Jesuitenuniversität, der Leopoldina, und der hierher verlegten protestantischen Universität Frankfurt a. O. neu begründet. Infolge der Gründung der Berliner alma mater war nämlich die alte Universität Frankfurt a. O. in ihrer Lebensfähigkeit aufs höchste bedroht. Die ruhmreiche Hochschule, die erste Hochburg des Luthertums, die 1506 ein Hohenzoller, Joachim I. Nestor, gegründet hatte, kurzerhand aufzuheben, ging nicht wohl an. Im Anschluß an eine Denkschrift von Süvern entschloß sich Friedrich Wilhelm III. dazu, die protestantische Universität Frankfurt mit der katholischen Breslaus zu einer Hochschule zu vereinigen, die keinen konfessionellen Charakter tragen sollte. So wurde denn die jetzige Breslauer Universität eine Neuschöpfung in dem Geiste, der ein Jahr zuvor die Berliner Hochschule begründet hatte. Als bleibendes Denkmal der Jahrhundertfeier soll ein Studentenheim in Breslau errichtet werden. Mit Lesezimmern, einer Mensa academica, einem Fechtsaal usw. ausgestattet, soll es der körperlichen und geistigen Ausbildung, dem geselligen Verkehr und den wirtschaftlichen Bedürfnissen der Studentenschaft dienen.

*

Preisaufgabe. Die Kantgesellschaft (Geschäftsführer Prof. Dr. Vaihinger-Halle) schreibt eine fünfte Preisaufgabe aus mit einem 1. Preis von 1500 Mark, den Geh. Reg. Rat Prof. Dr. Imelmann-Berlin gestiftet hat, und mit einem 2. Preis von 1000 Mark, dessen Stiftung Prof. Dr. Walter Simon-Königsberg, Direktor A. von Gwinner-Berlin und Dr. Ludwig Jaffé-Berlin verdankt wird. Das von Prof. Dr. Vaihinger-Halle formulierte Thema lautet: »Kants Begriff der Wahrheit und seine Bedeutung für die erkenntnistheoretischen Fragen der Gegenwart.« Preisrichter sind die Professoren Otto Liebmann-Jena, Richard Falckenberg-Erlangen und Paul Menzer-Halle. Die näheren Bestimmungen nebst einer Erläuterung des Themas sind gratis und franko zu beziehen durch den stellvertretenden Geschäftsführer der Kantgesellschaft Dr. Arthur Liebert, Berlin W. 15, Fasanenstraße 48.

*

Brüsseler Tuberkulose-Konferenz. König Albert hat das Protektorat über die Internationale Tuberkulose-Konferenz, welche die Internationale Vereinigung gegen die Tuberkulose vom 5. bis 8. Oktober d. J. nach Brüssel einberufen hat, übernommen. Die Vereinigung, deren Präsident Léon Bourgeois-Paris ist, hat ihren Sitz in Berlin. An der Spitze der dortigen Verwaltung steht Geheimrat Prof. Dr. B. Fraenkel; Generalsekretär ist Prof. Dr. Pannwitz. Zur Durchführung der Brüsseler Konferenz hat sich unter dem Ehrenvorsitz der Minister des Innern und der Justiz ein besonderes Komitee gebildet, dessen Leitung in den Händen des Gouverneurs von Brabant Mr. Béco und des Präsidenten der Belgischen Nationalliga gegen die Tuberkulose Dr. Dewez liegt. Die hauptsächlichsten Beratungsgegenstände der Konferenz, die sich speziell auch mit der Vorbereitung des Internationalen Tuberkulose-Kongresses Rom 1911 beschäftigen wird, betreffen die Infektion und Disposition, die Maßnahmen im Kindesalter und die Beteiligung der Frau.

*

Die VI. Generalversammlung des Komitees der Internationalen Vereinigung für gesetzlichen Arbeiterschutz findet vom 26. bis 28. September 1910 in Lugano statt. Es ist von großer Wichtigkeit, daß die Herren Delegierten zu dieser Versammlung vollzählig erscheinen. Sollte einer der Herren Delegierten dringend verhindert sein, so wolle er ungesäumt dies dem Präsidium seiner Sektion mitteilen und die Einberufung eines Ersatzdelegierten veranlassen.

*

Ein internationaler Fürsorgekongreß (American International Humane Conference) wird in den Tagen zwischen dem 10. bis 15. Oktober dieses Jahres zu Washington stattfinden. Der Kongreß wird unter den Auspizien der amerikanischen humanistischen Gesellschaft (American Humane Association) in Verbindung mit der 34. Jahresversammlung dieser Gesellschaft abgehalten. Der Zweck der Konferenz ist, auf dem Boden einer internationalen Aussprache alle diejenigen Probleme zu erörtern, die den Kampf gegen Grausamkeit auf jedem Gebiete, die Erziehung der Jugend in ethischen Prinzipien und die Fragen der Menschlichkeit im allgemeinen behandeln. Ein Teil der deutschen Kinderschutzvereine wird durch Herrn Pastor Bahnson in Hamburg vertreten sein. Die Geschäftsführerin des Berliner Vereins zum Schutze der Kinder vor Ausnutzung und Mißhandlung, Fräulein Sprengel, ist ehrenamtlich zur Schriftführerin des Kongresses ernannt worden. Die Ehrenpräsidentschaft des Kongresses hat der Präsident der Vereinigten Staaten Taft übernommen, die Ehrenvizepräsidentschaft König Georg V. von England. Eine Reihe interessanter Vorträge ist in Vorbereitung. Den Vorsitz führt Dr. William O. Stillman von Albany.

einzelne ist leider nur lückenhaft erhalten und die satirische Pointe nicht mehr kenntlich) beginnt die dritte Fabel in dem nach dem Muster des Hipponax gewählten Hinkjambus folgendermaßen (v. 211 ff.):

So höre meine Fabel! Auf dem Berg Tmolos
Erhuben, wie die alten Lyder uns melden,
Der Lorbeer und der Ölbaum einst ein Wettstreiten.

Der alexandrinische Dichterphilolog, der in der Regel gewissenhaft die Quellen seiner Poesie angibt, verweist uns also auf Lydien, das im siebenten und sechsten Jahrhundert die Brücke bildet für mannigfaltige feindliche und kriegerische Einfälle und Ausfälle nach dem Osten wie nach dem Westen hin. Daß die Mermnadendynastie von dem goldreichen Gyges bis zum letzten Könige Kroisos die griechische Kultur begünstigt und daß Lydien damals für die hellenischen Sänger ein ebensolches Eldorado war wie etwa heutzutage Amerika, beweisen uns die gleichzeitigen Lyriker, besonders Alkman, Sappho und deren Schule. Es läßt sich denken, daß auch das assyrische Nachbarreich nicht nur kriegerische, sondern auch friedliche Eroberungen im Lyderreich gemacht hat. Hier war also ein Treffpunkt hellenischer und semitischer Fabulierkunst; und wie Kallimachos uns mitteilt, ist auf diesem west-östlichen Divan zuerst den Hellenen jene Pflanzenfabel vom Streit der Bäume erklungen, die er nun ausführlich mitteilt*):

Der Lorbeer war ein schöner Baum und hochstämmig,
Er schüttelte die Zweige und begann also:

»Wo ist das Haus, vor dessen Tür ich nicht stände?
Wo Seher oder Priester, der mich nicht brauchte?
Auf Lorbeer sitzend gibt die Pythia Weissagung,
Sie kaut Lorbeeren und sie schläft auf Lorbeeren.
O dummer Ölbaum, heilte nicht Prophet Branchos
Die Kinder Joniens, denen Phoibos Pest schickte
In grimmem Zorne, mit dem Schlag von Lorbeeren,
Wozu er zweimal, dreimal Zauberspruch krächzte?
Und gehts zum Opfermahle, gehts zum Festchortanz
Der Pythaïsten, bin ich stets dabei. Festkranz
Bin ich beim Wettkampf; und sobald die Festfeier
Der Pythien naht, dann schneiden von dem Hochwalde
Des Tempetals die Dorer mich zum Festschmucke.
O dummer Ölbaum, mir bleibt jedes Leid ferne;
Ich kenne nicht den Marterweg der Bittgänger:
Denn ich bin rein und frei von Menschenfußtritten;
Ich bin geweiht. Doch dich will man zum Kranzschmucke,
Sobald zu Scheiterhaufen oder Beisetzung
Der Zug dem Toten nachfolgt, dem man dann Öllaub,
Wie es die Sitte heischt, zur ew'gen Ruh' hinstreut.«

So sprach er prahlend. Doch gelassen abwehrend
Begann des Öles Spender ihm zu antworten:
»O lieber Lorbeer, dem mein Öl so ganz fern liegt,
Ich hört' am Ende deines Lieds den Schwan singen.
Ich störte nicht; so hör' auch mich nun stillschweigend.
Ich darf die tapferen Helden, die im Krieg starben,
Zum Grab geleiten, darf den großen Feldherren,
Die ehrenvoll gefallen, unterm Haupt liegen.
Und wenn die Enkel ihre greise Großmutter
Bestatten oder einen alten Tithonos,
So folg' ich ihnen treulich und bin gern Wegstreu,
Und nütze mehr als du mit deinen Festpilgern,
Die dich von Tempe holen. Doch noch eins höre,
Was du berührtest! Bin ich nicht als Preisgabe
Dir überlegen? Denn der Kampf am Alpheios
Gilt mehr als Delphi. Doch der Rest sei jetzt Schweigen!
Ich will hier gegen dich nichts weiter vorbringen,
Nichts gutes oder schlimmes. Aber wie seltsam!
Ich höre Vögel in dem Laube laut zwitschern
Und gegen dich mit solchen Reden losschwätzen:
»»Wer hat den Lorbeer denn gefunden? Ei, Niemand.
Die Erd' erzeugt ihn wie den Klee, die Eichbäume.
Wer fand den Ölbaum? Pallas, die im Wettstreite
Um Attika durch ihn den Algenfreund*) ausstach.
(Der alte Schlangenfüßler war der Schiedsrichter.)
Das ist des Lorbeers erster Fall. Doch nun weiter!
Wem von den Göttern ist denn jeder Baum heilig?
Apollon ist der Lorbeer und der Zeustochter
Der Ölbaum heilig, den sie fand. Das wiegt gleichviel.
Die Götter richt' ich nicht. Doch beider Nutznießung
Wie stehts damit? Zum Essen, Trinken, Einsalben
Taugt nie der Lorbeer. Doch wie schmeckt das Öl lecker
Als marinierte Frucht, die Theseus schon gern aß,
Die schön im Öl schwimmt, aber auch als Preßware.
Das ist des Lorbeerbaumes zweiter Fall, mein ich.
Was tragen ferner in der Hand die Bittgänger?
Olivenzweige. Dies dein dritter Fall, Lorbeer!««
»Nein, des unendlichen Geträtsches! Still, Krähe,
Du freche! Willst dir wohl den Schnabel wund schwätzen?«
»»Von wem ist doch der Block, der Delier Wahrzeichen?
Vom Ölbaum, der der Leto einst zum Sitz diente.
Ihn schmücken dort die Bürger für die Pilgrime.
So liegt der Lorbeer ganz besiegt am Erdboden,
Und du empfängst den eignen Siegeszweig, Ölbaum.««
(Lücke. Weitere Rede des Ölbaums gegen den Lorbeer.)
So sprach er. Doch dem Lorbeer schwoll die Zornader
Bei diesen Worten, die noch tiefer eintraßen.

*) Die stellenweise lückenhaften Verse sind durch Hunt und v. Wilamowitz meist mit Sicherheit ergänzt worden. Was darüber hinaus vermutet werden kann, beruht auf meiner mehr oder weniger unsicheren Ergänzung. Der Kenner wird das Griechische hoffentlich ohne Mühe rekonstruieren. Einiges ist mittlerweile schon von anderen ähnlich hergestellt worden.

*) Den Meeresgott Poseidon. Der schlangenfüßige d. h. erdentsproßene Erichthonios war Schiedsrichter als ältester König Attikas.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 3[…]

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 32
6. August 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pf.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Orientalische Fabeln in griechischem Gewande.

Von Hermann Diels, Professor an der Universität Berlin.

Es ist ein weitverbreitetes Vorurteil, die klassische Philologie halte sich absichtlich die Augen verschlossen gegen das Licht vom Osten und suche die Autonomie der griechischen Kultur und Literatur um jeden Preis zu retten. Daran ist so viel richtig, daß unsre Wissenschaft, die um einige Jahrhunderte älter ist als die Assyriologie und darum phantasievollen Kombinationen weniger zugänglich, sich ablehnend verhält gegen gewisse Lieblingsideen gewisser Orientalisten. Aber darum ist sie um so geneigter, da orientalische Einflüsse anzuerkennen, wo diese mit Sicherheit nachweisbar sind und wo namentlich auch die Brücke sichtbar wird, auf der der Import von Osten nach Westen stattgefunden hat. Dieser Fall liegt bei der Fabelliteratur vor. Durch zwei bedeutsame Funde der letzten Zeit ist auf die Entstehung und Wanderung dieser Literatur ein überraschendes Licht gefallen, einmal durch die in Elephantine gefundene altaramäische Übersetzung des Achikarromans, die demnächst in der Bearbeitung von Eduard Sachau vorgelegt werden und der Forschung über die für das Buch Tobit ebenso wie für den griechischen Äsoproman wichtige assyrische Urschrift neue Aufschlüsse geben und neue Fragen stellen wird. Zum andern durch den ebenfalls aus Ägypten stammenden Fund einer alten, leider sehr zerrütteten Handschrift des Kallimachos, die uns u. a. bemerkenswerte Fragmente seiner »Jamben« erhalten hat.*)

Für das Rügegedicht (das ist die ursprüngliche Bedeutung des Jambus in der griechischen Poesie) ist die versteckte, anzügliche Darstellung des Falles im Gewand der Fabel hergebracht. Archilochus, der Meister des eigentlichen Jambus, und Hesiod, dessen »Werke und Tage« aus der Form des jambischen Rügegedichts in die heroische Sphäre und Verskunst emporgehoben sind, kennen diese indirekten Angriffe durch die Tierfabel. Aber der älteren griechischen Poesie fehlt wie der indischen, persischen und arabischen Fabeldichtung die Pflanzenfabel, die in den jetzt teilweise wiedergefundenen »Jamben« des Kallimachos eine hervorragende Darstellung gefunden hat. Nach der Erzählung vom Becher des Bathykles, der bei den sieben Weisen herumgeht und schließlich dem Thales als dem Weisesten zugesprochen wird, und nach einer aus Äsop erzählten (uns aber in der späteren Fabelsammlung dieses Namens nicht erhaltenen) Fabel, in der gewisse menschliche Laster auf Beimischung von Vogeltypen wie es scheint, zurückgeführt werden (das

*) Oxyrhynchus Papyri part VII, edited by A. Hunt, London 1910, S. 15—82.

Weh ihm, er bleibt hinfort als Esel feftsitzen.*)
Da sprach ein altes, weitverranktes Dornftrāuchlein,
Das in der beiden Nähe seinen Stand hatte:
»Ift's nicht genug jetzt, arme Freunde? Laßt ja nicht
Den Zwift noch weiter wachsen! Übles, Unschönes
Sei nun genug geredet. Sei'n wir einträchtig!«
Da sprüht der Lorbeer aus den Augen Stierblicke
Und ruft dem Strauche zu: »Verfluchte Schandvettel,
Du willft zu uns gehören und versuchft Frieden
Zu ftiften! Deine Nachbarschaft ift zum Sticken.
Bei Phoibos, bei Demeter, rede nie, niemals
Bei uns von Frieden! Lieber gleich totschlagen!«

Diese Übersetzung kann von der vollendeten Verskunft, durch die sich der alexandrinische Dichter über alle Seinesgleichen ftellt, keine Probe geben. Aber der Inhalt hat in der Komposition manches auffällige. Um diesen Jambus ganz zu verftehen und kein voreiliges Urteil zu fällen, darf man nicht vergessen, daß die alte Fabel auch hier kein selbftändiges Leben führt, sondern als ausgeführte Metapher nur zur Verdeutlichung menschlicher Verhältnisse dient. In den späteren Bearbeitungen des Babrios, Phädrus usw. sind diese Beziehungen verflacht und verallgemeinert. In der älteren Zeit dagegen ift der Stachel gegen beftimmte Persönlichkeiten gerichtet. Freilich Kallimachos versichert im Eingang, er wolle mit seinen Jamben keine »Bupalosschlacht« liefern, wie sein Vorgänger Hipponax die chiische Künftlerfamilie Bupalos und Athenis durch seine Pasquille in den Tod getrieben haben soll. Allein ohne Stachel ift auch der alexandrinische Dichtergelehrte nicht, wie seine Streitigkeiten mit dem Epiker Apollonios und seine eigenen Werke bekunden. Nun ift aber leider der persönliche Teil, der in den Jamben auf die Fabel unmittelbar folgte, so verftümmelt, daß gerade die Hauptsache, die Person des Gegners, nicht kenntlich wird. Allein wenn diese Tenzone einen verfteckten Sinn hat, so bedeutet der Ölbaum, der so bescheiden auftritt und die Anpreisung seiner Vorzüge und die Vernichtung seines Gegners beinahe widerwillig den bösen Vögeln überläßt, offenbar den Dichter selbft, der als Gelehrter den ölspendenden Baum der Athene sich zum Symbol seiner fruchtbringenden Wissenschaft erwählt hat. Der Rivale dagegen wird mit dem prahlerischen Lorbeer des Apollon verglichen, der, abgesehen von seinen prophetischen Gaben, nichts Nützliches zu leiften imftande ift. Nun hören wir in jenem persönlichen Epimythium aus den verftümmelten Versen heraus, daß der betreffende Kollege Tragödien dichtet (V. 312 und 367) und mit Pentametern (wohl reinen Pentametergedichten?) Aufsehen erregt hat. Vermutlich beziehen sich auf denselben und seine Clique die Verse 350 ff., die sehr zerftört, etwa so mit allem Vorbehalt hergeftellt werden können:

Doch wenn's nach Ysop oder Teufelsdreck duftet,
Ein altes Wort des Epos oder sonft Rares,
Das flechten sie hinein und reden dann umschichtig
Bald dorisch bald ionisch bald auch messingisch!
Wie lange sollen diese noch den Mund binden
Selbft ihren Freunden, und Verftänd'gen ihren Gifttrank
Einschütten? Damals wollteft Du ein neu Metrum
Erfinden und versprachft den Richtern Gold. Aber
Die Musen sind nicht käuflich.

Es gibt mehrere Tragiker, auf die diese Schilderung, die ja Kallimachos zum Teil mittrifft, besonders paßt, vor allem die beiden Sterne der tragischen Pleias Lykophron und Alexander Aitolos. Was für den letzteren spricht ift die Beziehung auf den apollinischen Lorbeer. Denn Alexander ift der Dichter einer in der damals beliebten, verzwickten Rätselsprache abgefaßten Elegie »Apollon«, in der der Gott die Schicksale unglücklich Liebender weissagt. Nun wird in dem persönlichen Teile, der auf die erfte Erzählung der Jamben folgt und ebenfalls faft ganz zerftört ift, am Rande eine Erklärung gegeben, die auf einen Alexander hinweift: »Alexander den ungebildeten«. Alle diese Beziehungen reichen nicht hin, um das Bild des alexandrinischen Sängerkampfes uns ganz deutlich zu machen. Doch darf für meine Vermutung, daß Alexander, der Kollege des jungen Kallimachos bei der großen alexandrinischen Bibliothek (Abteilung Tragiker) und der Rivale im Poëtenwettkampf, der die Stellung zum Hofe mitbeftimmte, tatsächlich um 276 Alexandrien verlassen und an den Hof des Antigonos Gonatas übergesiedelt ift. Kallimachos scheint ihn also ebenso wie später den Epiker Apollonios hinausgedrängt zu haben.

Der Wettftreit der Bäume, der hier wohl einer alten Sammlung der »Äsopischen« Fabeln nacherzählt war, weift durch die ausdrückliche Quellenangabe des Kallimachos auf den Orient hin. Ich übergehe daher hier, wo es sich nur um diesen orientalischen

*) Der Verlierende beim Spiel heißt bei den Griechen und Römern Esel. Der Vers ift unsicher.

Ursprung handelt, die vielleicht zum Teil erſt nach Kallimachos gemodelten ſpäteren Fabeln z. B. den Streit der Tanne und des Dornſtrauchs (Aesop 125 Halm, Babrios 64), ferner des Granatbaumes, Apfelbaums und Dornſtrauchs (Halm 385), wo letzterer als unliebsam ſich aufdrängender Vermittler genau der Rolle in dem kallimacheiſchen Jambus entſpricht. Wir fragen alſo, aus welcher Gegend des Orients ſtammt die Pflanzenfabel und zwar gerade in dieſer Tenzonenform? Kallimachos beruft ſich auf die Lyder, die aber nur als Vermittler gedient haben können. Babrios nennt die Syrer, d. h. die Aſſyrer,

Die einſt in Ninos' oder Belos' Reich lebten,

als Erfinder der Fabel überhaupt. So kann es nicht wundernehmen, daß man die aſſyriſche Literatur auf ſolche Stoffe hin durchforſcht hat. Jeremias und ihm nachfolgend Immiſch glaubten nämlich die Urfabel des Kallimachos in einem Fragment des Gilgameſch-Epos gefunden zu haben, in dem ein Streit der Zypreſſe und des Lorbeers erzählt werde. Allein ich entnehme der Belehrung meines Kollegen F. Delitzſch, daß dieſes Fragment wahrſcheinlich nichts mit dem Epos zu tun hat und daß der Zuſammenhang der fragmentierten Tafel nur dies erkennen läßt, daß zwei Bäume einen Streit ausfechten. Der eine der Gegner iſt ein unbekannter Baum *eru*, den mit dem Lorbeer zu identifizieren kein Grund vorliegt, der Name des andern iſt nicht erkennbar. Doch werden zu Anfang Zeder und Zypreſſe genannt. Ein Baum ſpricht zum Erubaum (nach F. Delitzſchs Überſetzung):

So lange Du exiſtierſt (?), o Eru . . .
Sind Deine Wurzeln nicht gefeſtigt . . .
Iſt nicht reichlich (?) Dein Schatten,
Iſt nicht üppig Deine Rinde (?)

Zornig der Eru . . .
Den Streit . . . .
Gleich dem Bînu-baum . . .

Der fragmentariſche Zuſtand dieſes intereſſanten Bruchſtückes, das jenen inſchriftlich bezeugten Tafelſerien angehört haben dürfte, die Pflanzenparabeln enthielten, verhindert zurzeit weitere Schlüſſe zu ziehen. Man darf aber in der Tat annehmen, daß Babrios Recht hat, wenn er die älteſte Quelle dieſer Fabelgattung aus dem Reiche des Ninos ableitet. Dafür ſpricht auch der Achikarroman, der von dort früh aus ſeine Verbreitung zu der [illegible] Gemeinde im Süden Ägyptens wie nach Paläſtina (Buch Tobit) und Griech land (Äſoptradition) gefunden hat. Um Einzelheiten nach R. Smends gründlic Unterſuchung jetzt nach dem Funde altaramäiſchen Überſetzung (5. Jahrh. v. Ch weiter feſtzuſtellen, muß erſt die Sachau'ſc Publikation des Textes abgewartet werd Ich verdanke dieſem Kollegen aber ſch jetzt die Überſetzung eines kleinen Bruc ſtückes, das zeigt, daß der Pflanzenwettſtr auch in dem Achikarmaterial vertreten i Die Fabel, die aus Bruchſtücken rekonſtrui iſt*) lautet ſo:

Der Dornſtrauch**) ſchickte (Botſchaft) zu Granatbaum: »Der Dornſtrauch dem Granatbaun Wie ſehr zahlreich ſind Deine Dornen für den, d Deine Früchte berührt!«

Es hub an der Granatbaum und ſprach zu Dornſtrauch: »Du biſt ganz Dorn für den, d Dich berührt.«

Die berühmteſte dieſer orientaliſche Pflanzenfabeln iſt uns allen von Kindheit a vertraut. Sie enthält auch die jambiſche Spitze die ſich darin verbirgt, in völliger Klarheit ſo daß ſie als das Muſter dieſer Art in meine den hebräiſchen Doppelvers mit dem modernen Reim verbindenden Übertragung hie ſtehen möge. Das Buch Richter 9, 6 ff. erzählt, wie Jotham gegen die Königswahl de Abimelech von ſeiten der Männer von Sichem durch folgende Fabel Verwahrung einlegte:

Vor Zeiten hielten mal die Bäume Rat,
Wer König werden ſollt' in ihrem Staat.

Zuerſt nun luden ſie den Ölbaum ein:
»Willſt du nicht, Beſter, unſer König ſein?«

Allein der Ölbaum ſagte drauf gelaſſen:
»Soll ich mein fettes Öl nun etwa laſſen,

Das Götter ſtets und Menſchen hoch erheben,
Und hingehn, um den Bäumen obzuſchweben?«

Da fragten ſie den Feigenbaum zum zweiten:
Willſt du nicht, Süßer, uns als König leiten?«

Doch auch der Feigenbaum verſetzt gelaſſen:
»Soll ich denn meine Süßigkeit nun laſſen?

Soll meine leck're Frucht ich darum geben,
Und hingehn, um den Bäumen obzuſchweben?«

Da ſprachen ſie zum Weinſtock nun zum dritten
»Sei unſer König, Freund, laß dich erbitten!«

Allein der Weinſtock ſagte: »Meiner Trauben
Und meines Moſtes ſoll ich mich berauben,

---

*) Sachau, Aramäiſche Papyrus und Oſtraka au Elephantine Taf. 48 Col. 1, 7. 8.

**) Aram. כניא = hebr. כנה

Die Götter stets und Menschen froh beleben,
Und hingehn, um den Bäumen obzuschweben?«

Da sprachen sie zum Dornbusch*) allerletzt:
»Sei, bitte, du nun unser König jetzt.«

Der Dornbusch aber sagte zu den Bäumen: »Gut;
Treibt Euch in Wahrheit dahin euer Mut,

Die Herrschaft über euch mir zu gestatten:
So kommt und berget euch in meinen Schatten!

Wo nicht, soll sich mein Dorn in Feuer kehren
Und alle Cedern Libanons verzehren!«

Diese Parabel ergreift nicht nur durch ihre dichterische Kraft, sondern vor allem durch die düstere Prophezeihung, die der Schluß enthält. Das Buch berichtet weiter, wie die Männer von Sichem im Turme durch Abimelech verbrannt wurden »bei tausend Mann und Weib«, und Abimelech selbst bald darauf einen schmählichen Tod fand. »So erfüllte sich der Fluch Jothams,« schließt das Kapitel,

Auch im zweiten Buche der Könige (14,9) findet sich als Warnung des Joas an Amazja eine kurze Fabel:

> Die Distel (חוֹחַ) im Libanon sandte zur Ceder im Libanon und ließ ihr sagen: Gib deine Tochter meinem Sohne zum Weibe! Aber das Wild auf dem Feld im Libanon lief über die Distel und zertrat sie.

Die politisch-persönliche Tendenz der Pflanzenfabel verliert sich natürlich in den späteren griechischen, lateinischen, rabbinischen, syrischen Bearbeitungen. Es bleibt nur eine allgemein gültige Moral übrig, die sich oft höchst abgestanden ausnimmt. Am reichsten scheint die Pflanzenfabel in der armenischen Literatur entwickelt zu sein. In den von F. Macler (aus der auf Mechitar Goch, † 1207, wohl mit Unrecht zurückgeführten Fabelsammlung) übersetzten Stücken*) wähle ich die siebente zur Wiedergabe hier zum Schlusse aus, weil sie eine selbständige Weiterbildung der alten Tenzone darstellt:

> Die Pflanzen hielten einmal Rat, um zu wissen, welche von ihnen die Herrschaft über die anderen verdiene. Einige schlugen die Dattelpalme vor, weil sie hochgewachsen ist und süße Früchte trägt. Der Weinstock widersprach: »Ich bin der Freudenbringer, ich verdiene die Herrschaft.« Der Dornstrauch drauf: »Ich verdiene sie, denn ich steche.« Jede däuchte sich besser als die andere und meinte, sie hätte die andern nicht nötig. Der Dattelbaum dachte nach und begriff, daß man ihm deswegen die Herrschaft mißgönne, weil sie nicht wünschten, daß andere ihre Ehrenstellen bekämen. Er sagte: »Ich bin doch wohl berechtigter als irgend eine andere Pflanze zur Herrschaft.« Die andern sagten alle Ja, fügten aber hinzu: »Du bist hochgewachsen und deine Früchte sind süß. Allein zweierlei Dinge fehlen dir: du spendest deine Früchte nicht zur selben Zeit wie wir, und du taugst nichts als Bauholz. Außerdem bist du so hoch, daß viele Leute deine Früchte nicht kosten können.« Er antwortete ihnen: »Ich will König und ihr sollt zugleich Prinzen werden. Wenn meine Zeit um ist, werde ich noch über eure Söhne herrschen« (?). So ernennt er denn den Weinstock zum Obermundschenk, den Feigenbaum zum Consul, den Dornstrauch zum Oberhenker, den Granatbaum zum Oberarzte, andere Pflanzen zu Heilmitteln, die Ceder zum bauen, die Wälder zu Brennholz, das Buschwerk zum Gefängnis. Und so bekam jede Pflanze ihr Amt.

Aus der Geschichte der Berliner Universität.

Von Max Lenz, Professor an der Universität Berlin.

(Schluß.)

IV.

Der Aufbruch zum Freiheitskampf.

Der Winter 1812 ließ sich an der Universität so an, als ob alles seinen gewohnten und ruhigen Gang gehen sollte. Die Frequenz war im erfreulichsten Wachstum; es gab 146 Immatrikulationen, und die Fakultäten nahmen daran, auch in bezug auf die Ausländer, in dem entsprechenden Verhältnis teil. Man wird nicht zu hoch rechnen, wenn man die Gesamtzahl in diesem Semester auf mehr als 700 Studierende ansetzt. Auch über den Fleiß hatten wenigstens diejenigen,

*) Hebr. אָטָד. Die verschiedenen Dorngattungen sind botanisch schwer zu bestimmen. Auch der griechische $\beta \acute{\alpha} \tau o \varsigma$ (rubus) umfaßt alle möglichen Dorngewächse, wie Hagebutten, Brombeeren und Himbeeren.

*) Journal Asiatique, 9. série. N. S. XIX (1902) S. 457 ff.

die überhaupt auf Zuhörer rechnen konnten, nicht zu klagen; die Auditorien waren voller als je.

Es waren die Wochen, in denen die Nemesis endlich den Titanen erreichte, der die Fürsten und Völker Europas unter seinen Willen hatte beugen wollen. Am 14. September war das kaiserliche Heer, so viel davon noch übrig war, denn zwei Drittel hatten Strapazen und blutige Schlachten bereits aufgerieben, in Moskau eingerückt: am 19. Oktober trat es den Rückzug an, Verwüstung und Trümmer hinter sich lassend und der Verzweiflung und Vernichtung entgegengehend. In Deutschland hielt die fürchterliche Stille zunächst noch immer an. Nur dumpfe Gerüchte drangen über die Grenze. Erst am 12. November meldeten die Berliner Zeitungen, daß der Kaiser Moskau verlassen habe. Dann jedoch häuften sich in rascher Folge die Nachrichten. Am 21. November wußte man in Berlin bereits, daß das Hauptquartier nach Smolensk verlegt sei; am 5. Dezember, daß auch diese Stadt geräumt sei; am 10. erfuhr man das Urteil an der Beresina, kaum 14 Tage nach der Katastrophe; bis das 29. Bulletin auch die letzten Schleier zerriß und das Werk der Vernichtung hüllenlos aufdeckte: die große Armee war aufgelöst, und wie eine Riesenwoge des Verderbens wälzten sich ihre Trümmer gegen die preußische Grenze. Würden sie daran zerschellen oder in grausiger Überschwemmung auch das eigene Land zur Stätte der Verwüstung machen? Schon hatte die Vorhut dieses Zuges des Todes, menschen- und viehverderbende Seuchen, ihren Einzug in Ostpreußen gehalten. Hunderte, so hörte man, darunter Ärzte und Professoren, raffte in wenigen Wochen in Königsberg der Typhus hinweg; Lazarette und Privathäuser waren dort voll von Kranken, und an allen Landstraßen lagen die Opfer. Würden ihnen die erbarmungslosen Sieger folgen, würden die Verfolgten Schutz finden beim König, oder würde das Gottesgericht, das die Unterdrücker in den Eiswüsten Rußlands geschlagen hatte, ihn von dem Rechte überzeugen, die Ketten, die jene über ihn und sein Volk geworfen hatten, zu zerbrechen und für sein Haus, seine Krone, für Preußens und Deutschlands Freiheit den Kampf um Sein und Nichtsein zu wagen? Das waren die Fragen, die auf jeder Lippe schwebten und tausendfache Empfindungen erweckten der Angst und der Sorge, des Kleinmuts und des Zweifels, des Hasses und der Hoffnung auf Freiheit, und jubelnder Begier nach Kampf und Rache. Die Stimmung, welche in den Kreisen der Professoren herrschte, malt ein Brief Solgers an seinen Freund Raumer vom 13. Januar. »Es ist ein schauerlicher Zeitpunkt,« schreibt er: »was als Erlösung erscheint, kann uns das letzte Ende herbeiführen. Sie haben vollkommen recht, daß ein solcher großer Unglücksfall an sich noch gar nichts entscheidet, vielmehr wird sich dadurch erst recht die Schwäche derer offenbaren, die ihn nicht zu benutzen wissen. Ich habe keine Ruhe mehr, Tag und Nacht muß ich an die Weltbegebenheiten denken.« Und nicht lange darauf: »Die Überreste der großen Armee strömen hier durch in dem elendesten Zustande. Es ist ein großes und erstaunenswürdiges Strafgericht Gottes ergangen. Vielleicht wißt ihr dort noch wenig von den einzelnen Umständen. Man schaudert, wenn man Augenzeugen davon hört, und es dürfte schwerlich ein ähnliches Beispiel eines so ungeheuren Elendes in der Geschichte vorhanden sein. Von der Art, wie dieser Zeitpunkt benutzt wird, muß das Schicksal Europas abhängen.«

Am 20. Januar trafen die ersten Flüchtlinge in Berlin ein. Seitdem strömten die jammervollen Reste der gewaltigsten Kriegsrüstung, welche die Welt gesehen hatte, täglich durch unsere Stadt. Viele blieben liegen, und auch hier füllten sich die Lazarette mit Verwundeten und Kranken. Schon aber hatte der Feind neue und unversehrte Truppen zur Stelle. Am 15. Januar war die Division Grenier in einer Stärke von 20,000 Mann in Berlin eingerückt: italienische Truppen, die aus Süddeutschland in Eilmärschen herangeführt waren und im Zentrum des Staates Stellung nahmen, um die zurückflutenden Massen aufzunehmen und die Bundestreue des Alliierten zu sichern. Noch waren die Festungen, welche die Pässe über die Ströme von der Memel bis zur Elbe und alle Straßen beherrschten, in der Gewalt der Fremden; auch Spandau hatte eine französische Besatzung. Aber der Boden begann ringsumher zu erzittern, und das dumpfe Grollen, welches aus der Tiefe hervordrang (seit dem Dezember gab es in Berlin täglich Händel), bewies

den Unterdrückern, wessen sie sich zu versehen hätten, sobald erſt der König den Bann brechen und den Kampfruf erheben würde.

Dennoch darf man nicht glauben, daß in diesem Moment die Nation schon keinen anderen Gedanken mehr als den Kampf um die Freiheit gehabt und in fieberhafter Erwartung auf das erlösende Wort des Königs geharrt habe. Man könnte sich wohl eher an das Wort des Dichters erinnert fühlen, daß der große Moment ein kleines Geschlecht gefunden habe. In der Tat hören wir mehr als einmal aus dem Munde der Patrioten solche Klage. Und wenn man den König und seine Ratgeber nicht ohne Grund anzuklagen pflegt, daß sie es gewesen seien, welche durch ihre Zaghaftigkeit und ihr Unverſtändnis für die Aufgaben der Zeit die große Gelegenheit faſt verpaßt hätten, so finden wir in der Masse nur allzu viele analoge Stimmungen, welche ihre Indifferenz einigermaßen erklären. Die Glut, die es in Flammen zu setzen galt, lag unter dichter Asche, und es bedurfte erſt des ſtärkſten Windzuges, um sie aufschießen zu lassen und von Provinz zu Provinz über das Land hinzujagen. Man lese nur die Briefe, welche Alexander von der Marwitz in dieser Zeit an seine Freundin, die Rahel, geschrieben hat, das was er über den Geiſt des Offizierkorps in Potsdam sagt, über diese »allgemeine Nichtigkeit und Frivolität, die halb aus innerer despondency hervorgeht: nirgends nur ein schmerzliches Andenken der Vergangenheit, ein ernſter Blick in die Gegenwart und Zukunft. Ecossaises und Quadrilles sind die Blüten ihres Daseins, der Mittelpunkt ihrer Gedanken, der einzige ungeheuchelte Ernſt, dessen sie fähig sind«. Innere Gleichgültigkeit und Verdrießlichkeit über die öffentlichen Angelegenheiten und die eigene Stellung, das iſt die Stimmung, in der er sich selbſt unmittelbar vor dem Sturm seiner Freundin gegenüber gibt. Und wenn wir den Geiſt der Freiheitskriege schon in diesen Tagen bei irgendeinem voraussetzen würden, so iſt es doch dieser heldenhafte Jüngling, eine Achillesgeſtalt im Heere der Freiheitskämpfer, der, nachdem er schon 1809 bei Aspern, ein freiwilliger Mitkämpfer in Öſterreichs Heer, geblutet, in dem neuen Kampfe gleich im Frühling abermals schwer verwundet wird und, kaum geheilt, wieder zur Armee geht, wo er nun im Vorkampfe ſteht, bis ihn die tückische Kugel bei Montmirail erreicht. Ähnliches erzählt Ludwig von Gerlach von sich, der Schwager Grolmanns, der mit seinen beiden älteren Brüdern in beiden Feldzügen gegen Frankreich mit war und mehrere Wunden heimbrachte. Er war einer unserer Erſtimmatrikulierten gewesen. Im Sommer 1812 ſtudierte er in Göttingen, und von Michaelis ab in Heidelberg. Sein Fachſtudium war Jurisprudenz. Das aber habe ihn wenig interessiert, mehr Äſthetik, englische Sprache, schöne Natur, Geselligkeit. »Ich denke mit Schmerz daran«, schreibt er noch in seinen alten Tagen, »wie oberflächlich der kolossale Feldzug in Rußland mich berührte, und wie viel mehr zum Beispiel Don Quichote in der Ursprache.« Deutlich erinnert er sich, wie er an einem Dezemberabend 1812 in einem Heidelberger Weinkeller mit anderen Studenten aus den Zeitungen vernommen habe, daß Bonaparte auf dem Wege von seiner Armee nach Paris durch Frankfurt gekommen sei. »Aber auch damals ließen solche Nachrichten uns kalt.« Andere haben solch gutes Gedächtnis nicht gehabt, zumal solche, die weit mehr Ursache hatten als diese Söhne des preußischen Adels, ihre Haltung in dem Kriege um die deutsche Freiheit zu vergessen. Es iſt erſtaunlich, wie rasch und gründlich dies bei Tausenden geschah, wie schnell, man möchte sagen ruckweise die Umwandlung aus Napoleonbewunderern in Napoleonhasser, aus Vasallen Frankreichs in deutsche Patrioten vor sich gegangen iſt. Das »tempora mutantur, nos et mutamur in illis« iſt niemals wahrer gewesen als in diesen Monaten unerhörter Wandlungen, und es gehört zu den interessanteſten, bisher freilich kaum geſtellten Aufgaben, diesen Umschlag in seinen tausendfachen örtlichen, politischen und gesellschaftlichen Abſtufungen durch die ganze Nation hin zu verfolgen. Damals wie zu allen Zeiten waren es nur wenige, welche bereits die neue Zeit, die Ideen, denen die Zukunft gehörte, tief im Herzen trugen.

Zu diesen Heroen gehörte Schleiermacher, der Theolog, der Prediger, der nun seinem Volke als Prophet auf dem Wege zur Freiheit voranschritt. Niemand, auch Gneisenau und Grolman nicht, hatten schwerer getragen an dem Joch, das dem Staate durch das Bündnis mit dem Mörder seiner Ehre, dem Vernichter seiner Größe aufgezwungen

war. »So wie man einem Menschen nicht wünschen mag, länger zu leben, wenn er eine unauslöschliche Schande auf sich geladen hat: so auch dem Staat nicht, wenn er dies duldet. Es gibt Beschimpfungen, welche zu rächen auch der Staat seine Existenz geradezu aufs Spiel setzen und alle, die ihn daran hindern wollen, niederrennen muß.« So hatte er in den Tagen, als das unabwendbare Geschick herannahte, einem seiner vornehmen Freunde geschrieben. An ein Ausweichen vor der Gefahr oder an Selbstverbannung, wie so manche seiner Freunde im Heere, die den Kampf unter fremden Fahnen fortsetzten, hatte er damals nicht gedacht. »Ich gehe nicht weg, wenn ich nicht als Staatsdiener den ausdrücklichen Befehl dazu bekomme. Rücken die Franzosen feindlich hier ein, so erscheint es mir als eine sträfliche Beleidigung des Königs, ja als eine wahre Felonie, wenn ich meinen Posten verlassen wollte, von der Voraussetzung aus, daß er nicht imstande sein werde, seine Staatsdiener zu schützen. Rücken sie freundlich ein, so besorge ich erstlich gar nicht nach ihrer bisherigen Praxis in Gegenden, welche sie völlig unter ihr Regiment nehmen, was doch unstreitig geschieht, daß einzelne für frühere Handlungen sogar — und Handlungen habe ich ja leider nicht einmal aufzuweisen — etwas sollten zu besorgen haben. Hätten sie es aber auf mich ganz besonders abgesehen, was doch wirklich nicht zu begreifen wäre, so kann ich ihnen in einer anderen Provinz ebensowenig entgehen, und mich zu expatriieren kann mir niemals in den Sinn kommen.« Jetzt war die Stunde gekommen, wo alles oder nichts zu gewinnen war, nicht bloß die Herstellung Preußens, sondern auch die Wiedergeburt Deutschlands und aller freiheitlichen Rechte und Güter, die der lodernde Patriotismus dieses herrlichen Mannes ersehnte, in dem preußische Gesinnung und deutsches Vaterlandsgefühl so wunderbar verschmolzen waren. Und abermals preßte sich ihm das Herz zusammen in dem Gedanken, daß auch dieser Moment ungenützt vorübergehen werde. »Ich hoffe übrigens«, so schreibt er an seinen Freund Gaß in Breslau, und der bittere Spott selbst verrät seine Angst, »Ihr seid nicht so sehr obenauf, was die Weltbegebenheiten betrifft, wie die meisten Leute hier. Denn wenn unser Kabinett noch einen Monat unentschieden bleibt, so geht die ganze Sache, wenigstens ganz Deutschland, zum Teufel. Und Gott gebe, daß in der dortigen Luft alles besser gedeihe als hier, und die Schlesier hatten ja Herrn v. Hardenberg ganz besonders lieb. Wenn sie ihm doch eine recht ausgezeichnete Ehre erwiesen, um ihn recht guten Muts zu machen.« In seinem Herzen fand die Stimme des Mitleids mit dem ungeheuren Unglück, das die Alliierten Preußens erlitten hatten, keinen Raum mehr, sondern gleich einem Propheten des alten Bundes fand er für sie nur Worte des Hasses und der Verfolgung. Gott hatte gesprochen, und in seinem Namen handelte, wer die Ketten zerriß und das Schwert in die Hand nahm gegen die Feinde seines Volkes.

Die Idee des heiligen Krieges hatte keinen glühenderen Verkündiger. Auf der Kanzel selbst hielt er kaum mit dem zurück, was ihm die Seele erfüllte. So wenigstens wollten es die Späher der Regierung bemerkt haben, die den gefährlichen Mann schon lange observiert hatten und es dem Staatskanzler hinterbrachten. Am Sonntag nach Neujahr, am 3. Januar, sollte er in der Vormittagspredigt den Satz, daß Verträge, die durch Not oder Gewalt veranlaßt wären, die Verbindlichkeit der Erfüllung und Haltung nicht hätten, auf eine Weise ausgeführt haben, die bei einem Teile der Zuhörer die Überzeugung veranlaßt habe, daß der Satz und seine Ausführung sich auf das Bündnis Preußens und Frankreichs beziehe. Hardenberg war diese Mitteilung wichtig genug gewesen, um den Chef der politischen Polizei, Fürsten Wittgenstein, anzuweisen, sich über den Inhalt der Predigt zu vergewissern, eventuell durch Abforderung des Konzeptes, überhaupt aber auf die Kanzelvorträge Schleiermachers und seine übrigen öffentlichen Äußerungen eine anhaltende, sorgfältige Beachtung zu richten und über beides Bericht zu geben. Der Fürst beeilte sich, der Aufforderung nachzukommen, konnte aber nur zurückmelden, daß Schleiermacher das Faktum in Abrede stelle: Entwürfe zu seinen Predigten mache er nicht; er werde aber bei einem Freunde, von dem er glaube, daß er sie nachschreibe, sich erkundigen und die Abschrift eventuell zustellen. »Der Herr pp. Schleiermacher wird übrigens künftighin in seinen Kanzelreden die größte Vorsicht beobachten.« So der Bericht der Akten, die aus Wittgensteins Nachlaß im Königlichen Hausarchiv vorliegen. Es war die erste Begegnung, die der tapfere

Streiter mit dem Führer der preußischen Reaktion hatte, von dem er noch so manche Anfechtungen erleben sollte. Von da aus erhalten die Worte Schleiermachers über Hardenberg in dem Briefe an Gaß erst die rechte Beleuchtung. Diesmal ließen ihn noch die hochgeborenen Verfolger in Ruhe. »Der Herr p. Schleiermacher hat mir keine Abschrift mitgeteilt und die ganze Sache ist beruhen geblieben«, so lautet eine Nachschrift Wittgensteins zu jener Aufzeichnung.

Denn nun trugen es die Ideen, für welche der Prediger der Freiheit kämpfte, endlich doch über die Zaghaftigkeit und den Kleinmut der anderen davon: am 22. Januar machte sich der König von Potsdam auf den Weg nach Breslau; am 23. folgte ihm der Staatskanzler; und mit ihnen zogen die Garden und alle Truppen, die noch in den Marken standen. Der letzte Schritt war das, wie wir heute wissen, noch immer nicht. Schleiermacher — jene Worte, die er am Tage nach der Abreise des Kanzlers schrieb, zeigen es — glaubte noch nicht an den Ernst der Wankelmütigen. Aber das Eis war gebrochen und der Strom der Ereignisse zwang den König und seine Minister unaufhaltsam in die Bahn hinein, auf welche die Patrioten sie längst gewiesen hatten. Am 28. Januar entriß Hardenberg unter dem Eindruck neuer Nachrichten vom Zaren und dem französischen Kaiser dem König eine Kabinettsordre, welche die schnellste Vermehrung der Streitkräfte des Staates befahl. Und fünf Tage später folgte die Bekanntmachung, welche die wohlhabenden Klassen zum freiwilligen Kriegsdienst aufforderte. Gegen wen die Rüstungen gerichtet waren, die bald durch das Wehrpflichtgesetz und den Mobilisierungsbefehl für die regulären Truppen ergänzt wurden, war in dem Manifest nicht gesagt worden; und noch immer blieb es zweifelhaft, ob es im Grunde den Feinden von heute, die schon in den preußischen Grenzen waren, gelten sollte oder den Alliierten, die, von ihren Festungen abgeschnitten, ihre zerschmetterten Korps über die Oder hinwegzubringen suchten; noch immer schwankte im Rate des Königs die Wage, und man dachte dort mehr noch an die Wiedergewinnung der in Tilsit verlorenen Provinzen als an die Befreiung des deutschen Bodens. Im Volke aber machte man solche Unterscheidungen nicht. Dieses kannte nur einen Feind, an dem es Rache zu nehmen hatte: den, dessen Joch es seit Jahren trug, dessen schwere Hand seinen Wohlstand geknickt hatte und mit gleicher Wucht auf Stadt und Land drückte. Es war eine Erhebung ohne gleichen in der preußischen Geschichte. In allen Klassen der Gesellschaft, bei hoch und niedrig, in den Bureaus der Beamten wie in den Studierstuben der Gelehrten gab es fortan nur eine Stimme: Los vom Joche!

Auch für unsere Universität war es das entscheidende Ereignis. Am Morgen des 9. Februar brachten die Berliner Zeitungen das Manifest, und am Nachmittag um 4 Uhr versammelte sich die Studentenschaft in dem Fechtsaal der Universität, um über die Mittel und Wege zu beraten, wie man dem Ruf des Königs nachkommen könne. Der Plan war, gemeinschaftlich zu handeln und unbekümmert um die Franzosen, die noch in Stadt und Land waren, in einem oder in einigen großen Haufen nach Schlesien zu ziehen. An eine Abmeldung von der Universität dachte, wie es scheint, niemand; ja mancher mochte glauben, daß er mit der Meldung zum Kriegsdienst auch aller andern Verbindlichkeiten, besonders in Schuldensachen, überhoben sein werde. So hörte es Professor Solger als erster aus dem Munde von Teilnehmern. Er säumte nicht, die jungen Leute vor Übereilungen warnen zu lassen und meldete alles sofort Savigny, dem Rektor. Dieser eilte sogleich zum Minister, und beide kamen überein, statt der Abgangszeugnisse, für die es an der Zeit gebrach, und mit Hinblick auf eine spätere Rückkehr zur Universität eine bloße Abmeldung beim Rektor zu fordern. Um jedes Aufsehen zu vermeiden, sollte der diesbezügliche Anschlag lateinisch abgefaßt werden und auf die in den Zeitungen enthaltene Bekanntmachung keinen Bezug nehmen; auch sollten die Studenten zur Vorsicht ermahnt werden und womöglich einzeln oder in kleineren Gruppen die Reise antreten. Am 10. Februar stand der Anschlag am Schwarzen Brett; noch an demselben Tage meldeten sich 25 Studierende beim Rektor ab; bis zum 16. Februar waren es bereits 258. Nicht alle Abgehenden werden übrigens zum Heere gegangen sein. Manche zogen es vor, sei es vorläufig oder definitiv, sich nach ihrer Heimat zu wenden, so vielfach die Mecklen-

burger, auch die Westfalen, Kurländer und Holsteiner. Als erster ist eingezeichnet ein Mediziner, Wilhelm Herrmann aus Berlin; es folgt ein stud. jur. Leopold von der Osten und zwei Juristen Röpel aus der Neumark, an fünfter und sechster Stelle Friedrich Heinrich v. Arnim aus Westpreußen und Gustav v. Below aus Pommern, an siebenter Stelle Alexander von der Osten aus Vorpommern. An 20. Stelle steht der Führer der Fichtechen Partei unter den Studenten, v. Zimietzky aus Schlesien; auch Dreist aus Rügenwalde, ein Lieblingsschüler Schleiermachers, später vortragender Rat im Unterrichtsministerium, ist auf der Liste des ersten Tages verzeichnet. Die des zweiten Tages eröffnet Theoder Ferdinand Julius Helmholtz aus Berlin; weiterhin findet man stud. Meckel aus Halle, Ritschel aus Sachsen, Dr. Peter Krukenberg aus Braunschweig, der zunächst mit der Waffe bei den Lützowern und später als Arzt gedient hat, und so fort.

Schon war unter dem Wetteifer der Behörden und Privaten Ordnung in das Ganze gekommen. Der Magistrat ließ verkündigen, daß er Meldungen zum freiwilligen Dienst auf dem Rathaus von morgens 8 Uhr bis abends 7 Uhr annehme, und bald war, wie Niebuhr schreibt, das Gedränge derer, die sich einschreiben ließen, so groß, wie bei Teuerungen vor einem Bäckerladen. Das Manifest hatte sich besonders an diejenigen Klassen der Staatsbürger gewandt, welche wohlhabend genug waren, um sich selbst zu bekleiden und beritten zu machen. So weit reichte nun freilich der Wechsel bei der Mehrzahl der Studenten nicht, und es handelte sich vor allem darum, Gelder für die Reise und die Equipierung zu beschaffen. Gleich am 10. Februar reichte die Studentenschaft eine Bittschrift an das Departement ein, in der sie um Unterstützung für die Reise bat. Daraufhin forderte der Minister den Rektor auf, ihm besonders Bedürftige unter Beifügung eines Zeugnisses ihrer Lehrer zuzusenden, da bei der Oberregierungskommission ein Fonds zu ihrer Unterstützung vorhanden sei. Unter den Akten findet sich eine Liste, auf der 28 Studierende verzeichnet sind, die bis zu 50 Talern aus dieser Kasse erhielten.

Auch sonst erleichterte die Regierung die Reise auf mancherlei Art; und um den ganz Entblößten Barmittel zu verschaffen, richtete Savigny noch eine besondere Reisekasse ein, von dem rücksichtsvollen Gedanken geleitet, daß es den Studierenden leichter sein werde, diese bare Unterstützung aus einer Art öffentlichen Kasse als aus den Händen einzelner Wohltäter anzunehmen. Mehr aber noch forderte die Ausrüstung der Freiwilligen die Flüssigmachung von Geldmitteln. Savignys Gedanke war zunächst gewesen, die Kollegen zur gemeinschaftlichen Ausrüstung einer Anzahl unbemittelter Freiwilliger aufzufordern. Dazu fehlte es aber nach einer neuen Bekanntmachung (vom 13. Februar) an der Zeit, und so schlug er denn vor, daß jeder Professor für sich geben sollte. Die Waffen wollte nach der neuen Bekanntmachung der König liefern, jedoch nur gewöhnliche Waffen; Jägerbüchsen wurden nicht gegeben; und die Bekleidung eines Fußgängers kam mit Stiefeln auf 40 Taler, die eines Reiters mit Einschluß von Sattel und Zaumzeug auf 67 Taler 8 Groschen, dazu noch das Pferd zum Preise von 80 bis 120 Taler. Bei den Akten befindet sich eine Liste, auf der die Beiträge der Dozenten eingetragen sind. Sie lehren, daß sie in ihrer Opferwilligkeit hinter niemand zurückstanden. Manche hatten schon an anderen Stellen gezahlt, so Rudolphi, der 100 Taler Gold angewiesen hatte, Hermbstädt, der sich für jedes Jahr, solange der Krieg dauerte, auf 250 Taler verpflichtet hatte, sich aber dennoch auch auf dieser Liste eintrug. Wie gering Zeune mit Glücksgütern gesegnet war, und obschon er noch immer — und bis an sein Ende — auf das Gehalt für seine Professur wartete, das ihm doch bereits die Einrichtungskommission der Universität versprochen hatte, verleugnete er nicht das deutsche Gemüt, dem er noch im Winter in seinen Nibelungenvorlesungen enthusiastischen Ausdruck verliehen hatte. »Ich habe«, schreibt er, »zwar schon an junge Leute Waffen geliefert, doch gebe ich gern für eine so gute Sache fünf Taler.« Jeder gab, was er vermochte, mehr als einer sein Fleisch und Blut. »Ich habe bereits meinen Sohn ausgerüstet und kann daher nichts weiter geben,« schreibt Knape, und ihm folgt Eytelwein mit den Worten: »Rüstet seine beiden Söhne aus«, und Thaer, der sogar drei seiner Söhne stellte und equipierte. Auch Fischer rüstete den eigenen Sohn aus, und ebenso Hoffmann, der seinen Ältesten hergab. Gruson hatte für einen Verwandten

zu sorgen, ebenso Friedländer für einen Bruder in Schlesien: »indessen«, fügt er hinzu, »trage ich mit Vergnügen die hier beifolgenden fünf Taler bei.« Und Bellermann schreibt: »Ich rüste meinen Sohn als Freiwilligen und habe viele Veranlassung, den zirka hundert von meinem Gymnasium zum Kriegsdienst Abgehenden zur Ausrüstung beizutragen. Zugleich schlage ich den stud. med. Hecker zur Ausrüstung vor, welcher ebenfalls ein geborener Ausländer ist und sehr gerne dienen will.« Doch waren dies noch nicht alle aus dem Dozentenkollegium, die dem Vaterlande dies schwerste Opfer brachten. So steht schon in der ersten Liste verzeichnet der stud. theol. Friedrich Wilhelm Bernhardi, der Sohn von Fichtes Freund, dem philosophischen Gymnasialdirektor. Der junge Professor Georg Heinrich Bernstein war bereits selbst Husar; als Rittmeister hat er den ganzen Feldzug glücklich durchgemacht. »Ich habe«, schreibt er auf der Liste, »einem meiner vorzüglichsten Husaren 3 Friedrichsdor zur Reise ausgezahlt. Bei folgt noch ein Friedrichsdor und 5 Taler 18 Groschen Courant.«

Die Universität ward nicht geschlossen, aber mit jedem Tage leerten sich die Auditorien mehr. Die meisten Dozenten brachen doch ihre Vorlesungen ab, und wer noch weiter las, hatte bald nur noch wenige Ausländer oder Schwache und Verkrüppelte vor sich. Wer konnte auch in der Erregung dieser Tage an die Wissenschaft denken! Viel lieber stieg man auf den Turm der Marienkirche und hielt nach den Kosaken Umschau, welche sich schon vor der Stadt zeigten. Am 20. Februar, um die Mittagszeit, sprengte sogar eine verwegene Schar, von ein paar jungen Edelleuten herbeigeholt, durch die Tore. Sie drangen bis über die Brücken hinweg, einzelne sollen bis zum Dönhoffsplatz gelangt sein. Die ganze Stadt geriet in Aufregung. Die Bürger und Freiwilligen, darunter gewiß auch Studenten, kamen ihnen zu Hilfe. Es gab Tote und Verwundete auf beiden Seiten, besonders bei dem Kampf um die Brücken, welche die Franzosen mit Kanonen zu sperren versuchten. Hätten sich die Kosaken nicht so hitzig ins Gefecht eingelassen, so hätte es ihnen vielleicht glücken können, den französischen Kommandanten selbst (es war kein geringerer als Marschall Gouvion Saint-Cyr) mit seinem Stabe gefangen zu nehmen. Kein preußischer Soldat war in diesen Wochen in Berlin, nur die Bürger und die sich rüstenden jungen Krieger. Aber die Franzosen, wie übermächtig sie sein mochten, waren wie gelähmt. Ihr alter Übermut war völlig gebrochen. Als die Nationalkokarde, die der König bewilligt hatte, von jedermann an den Hut gesteckt wurde, erwarteten sie eine allgemeine Insurrektion. Sie ließen es geschehen, daß ihre Todfeinde vor ihren Augen sich wappneten und zum Kampfe hinauszogen; am 4. März zogen sie selbst ab, in aller Frühe bei Nacht und Nebel, aus dem Hallischen und Potsdamer Tore, hinter ihnen her die Kosaken, die dann bald mit einem Trupp Gefangener in die Stadt zurückkehrten. Bald darauf kam das Gros der Russen, eine Abteilung vom Wittgensteinschen Korps, die rasch herbeigeeilt war, um einen Rückstoß der Franzosen zu verhindern. Und am 17. März konnten die Berliner ihres Königs Soldaten, Yorks tapferes Korps, in ihre Stadt einholen. Unter der Menge, die ihren General umdrängte, sah man auch Schleiermacher und seinen Freund Reimer; bis in einen der Schloßhöfe, wo er abstieg, begleiteten ihn die Getreuen. Am Nachmittag machte Niebuhr mit anderen Freunden dem General die Aufwartung. Die Dankbarkeit und der Jubel, der ihn umrauschte, hatten, wie Niebuhr schreibt, seinen düsteren Ernst zerstreut. Er rechtfertigte seine Tat: aber die Liebe, so sprach er, die ihm gezeigt werde, könne er erst am Rhein völlig verdienen. Der Jubel erneuerte sich, als der König selbst am 27. März in seine Hauptstadt zurückkehrte, um seine Truppen vor dem Abmarsch ins Feld zu begrüßen. Am folgenden Tage, dem Sonntag Laetare, war Gottesdienst in allen Kirchen zur Feier des Kriegsanfangs, und von den Kanzeln wurde des Königs Aufruf und das Landwehredikt verlesen.

Wer vermöchte die Stimmung, die Seligkeit dieser Tage zu schildern! Wie es uns im Juli 1870 geschah, so damals unseren Vätern; auch ihnen war es, als ob jedermann besser und reiner würde. Es war die Stunde, in der die preußische Idee und die deutsche für immer zusammenwuchsen. Sie kam nicht so, wie es Beyme und Engel, Humboldt und Schleiermacher bei ihren Universitätsplänen sich gedacht hatten: nicht im

friedlichen Kampf der Geister, sondern in dem blutigen der Waffen. Aber der Krieg selbst brachte alle jene tiefen und guten Gedanken ans Licht, die in diesem Staate, auf diesem Boden, der durch Luthers Wort gesegnet war, keimten und wuchsen: Tapferkeit und Treue, Demut und Gottvertrauen und todverachtende Hingabe an den Herrscher und das Vaterland. Und nirgends, wir dürfen mit Stolz daran erinnern, loderten die Flammen der Begeisterung höher und reiner als an unserer Universität, ihrer Schöpfung.

Von der Höhe seiner Philosophie her schaute wie immer Fichte auf die Weltwendung. Auch ihr gegenüber hielt er fest an der Eigenmacht der an die Persönlichkeit allein gefesselten Idee. Noch in diesem Augenblick pries er die über Zeiten und Völker hinwegreichende Kraft der Siege, die durch die Geistesbildung gewonnen werden, und den Mut, mit Verachtung des Urteils der Menge treu zu bleiben seiner Überzeugung, sogar auf die Gefahr hin, des Mangels an Mut beschuldigt zu werden. Ja er erklärte, daß unsere Zeit es nicht fordere, für die Eroberung der Freiheit zur Geistesbildung die Waffen zu ergreifen. »Niemand hat uns verhindert, frei zu forschen in jeder Tiefe und nach allen Richtungen hin, und die Resultate dieser Forschung auszusprechen, und in jeder Weise zu arbeiten, um das aufblühende Geschlecht besser zu bilden als das gegenwärtige gebildet war. Wir haben diese Freiheit, und es bedürfte bloß, daß wir uns derselben recht emsig bedienten.« Und nur weil, wie er es nennt, »die Gesellschaft, der Inhaber der materiellen Kräfte«, sagen wir also der Staat und sein Herrscher den Kampf aufgenommen haben gegen den Vertreter des bösen Prinzips, der die Masse jener noch rohen, aber bildungsfähigen Kräfte in seine Bahn, die durch Ehrgeiz und Eigendünkel bezeichnet ist, hineingezwungen, dürfen auch wir uns diesem Kampfe nicht entziehen; wir müssen an der Befreiung jener Kräfte mitarbeiten, weil wir hoffen dürfen, daß dann der Geist, dem wir dienen, in sie überfließen und sie umgestalten wird.

Aber auch sein großer Antipode, auch Schleiermacher fand jetzt Fichtesche Töne, als er an jenem 28. März von der Kanzel seiner Kirche den Aufruf des Königs und das Edikt über die Landwehr nach dem Worte Gottes auslegte: aus dem Sinken des inneren Wertes bei äußerer Größe leitete er den Zusammenbruch des Staates und allen Jammer der Knechtschaft her, und er feierte den Krieg als den Wecker der sittlichen Kräfte, den Schöpfer der heiligsten Güter. Um ihn her saß und stand dichtgedrängt seine Gemeinde, und unter ihr die Schüler mit ihren Kommilitonen von den anderen Fakultäten und den Kameraden aus allen Berufen; ihre Büchsen standen gelehnt an die Außenwand der Kirche, während sie drinnen den Worten des geliebten Lehrers lauschten. Ein Amtsgenosse Schleiermachers, einer von denen, die ihm später Leides genug zugefügt haben, dem aber auch er (wie er es konnte) saure Tage bereitet hat, Bischof Eylert, hat den Eindruck festgehalten, den die Predigt auf die Zuhörer, welche die Kirche füllten, gemacht hat. Noch in späten Jahren, lange nachdem Schleiermacher die Augen geschlossen, hat er es geschildert, mit reichlicher Salbung, seiner Gewohnheit nach, aber doch so, daß man sieht, wie tief auch in ihm der Eindruck gehaftet hat: »Da stand der körperlich kleine, unscheinbare Mann mit seinem edlen, geistvollen Angesicht, an heiliger Stätte, in heiliger Stunde, und seine sonore, reine, durchdringende Stimme drang durch die feierliche Stille der überfüllten Kirche. In frommer Begeisterung, von Herzen redend, drang er in jedes Herz, und der volle, klare Strom seiner gewaltigen Rede riß alles mit sich fort. Seine freimütigen, kühnen Äußerungen über die Ursache unseres tiefen Falles, sein scharfer Tadel fortgehender Gebrechen, wie sie im engherzigen Kastengeiste des hochmütigen Aristokratismus und in den toten Formen des Bureaukratismus sichtbar herausgestellt, waren Blitze und Donner, die einschlugen, und die Erhebung zu Gott und seiner Hilfe auf den Schwingen der Andacht waren Harfenklänge aus einer höheren Welt.«

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Moskau.

Wesen und Eigenart des russischen Klosterlebens.

Die Tatsache, daß die Großfürstin Sergius vor kurzem den Schleier genommen hat und Priorin eines russischen Frauenklosters geworden ist, hat die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf das Klosterwesen Rußlands gelenkt, das, wie so viele Einrichtungen des Zarenreiches, in Westeuropa noch recht wenig bekannt ist. Und doch spielen die Klöster Rußlands eine große Rolle im Reiche des Zaren, so daß einige merkwürdige Einzelheiten über diese kirchlichen Institute und das Leben in ihnen von Interesse sein dürften.

Man muß in Rußland genau unterscheiden zwischen dem sogenannten weißen Klerus, dem die vielfach auf recht niedriger sozialer und wirtschaftlicher Stufe stehende Weltgeistlichkeit angehört, und dem schwarzen Klerus oder der Klostergeistlichkeit, die entschieden gesellschaftlich höher steht als die Weltgeistlichkeit. Ihr Hauptunterschied besteht nicht etwa in dem Unterschiede der Trachten, da nicht nur die Mönche schwarz gekleidet gehen, sondern auch die weltlichen Geistlichen schwarz tragen, dem sie bräunliche oder andere dunkeltönige Farben beifügen. Mönche wie Popen tragen ohne Unterschied lang herabwallendes Haar und lange Bärte, die ersteren außerdem noch einen großen schwarzen Schleier, den sie nach rückwärts über ihre Frisur herunterhängen lassen. Der wesentliche Unterschied zwischen Popen und Mönchen ist der, daß letztere im Zölibat leben müssen, erstere verheiratet, ja sozusagen zu heiraten gezwungen sind.

Die klösterliche Weihe kann kein Mann vor dem dreißigsten, keine Frau vor dem vierzigsten Jahre empfangen. Kein persönliches Verhältnis, keine Verpflichtung darf sie in der Welt binden, nicht die Ehe, Schulden oder eine gerichtliche Klage. Wollen zwei Gatten zugleich der Welt entsagen, dürfen keine minderjährigen Kinder vorhanden sein.

Der Mönch, der das Kloster verläßt, kann seine frühere weltliche Stellung, Amt, Ehren und Würden nicht zurückfordern; er kehrt in den Stand zurück, dem er von Geburt angehörte. Er darf nicht wieder in den Staatsdienst treten und vor Ablauf von sieben Jahren weder eine der Hauptstädte noch das Gouvernement bewohnen, in dem sich das Kloster befindet, das er verließ. Kein Mensch darf Immobilien besitzen oder Handelsgeschäfte für seine Person betreiben.

Man unterscheidet in Rußland zwei Rangstufen unter den Klöstern. Die vornehmsten und bedeutendsten heißen Lawra (Laura), die übrigen Monastyr (Monasterium). Die Bezeichnung Lawra kommt aus dem Griechischen und bedeutet zunächst Straße, Stadtviertel. Sie wird in den ältesten Zeiten der orientalischen Kirche den Klöstern beigelegt, die aus dem Kranze von Einsiedeleien bestanden, die einen inneren Raum vollständig umschlossen; später heißen so die Klöster überhaupt als rings eingefriedigte Orte. Ihrer Bedeutung nach bilden die russischen Lawren folgende Reihe: Das Höhlenkloster des Heiligen Antonius in Kiew, das ganz besonders die große, wundertätige Heil-Lawra genannt wird, das Dreifaltigkeitskloster des Heiligen Sergei (Troizkaja Lawra), 64 km von Moskau, das Kloster des Heiligen Alexander Newsky (Newskaja Lawra in St. Petersburg), das Kloster zu Mariä Himmelfahrt (Uspénskaja Lawra) auf dem Potschajewschen Berge im Kreise Kremenez des Gouvernements Wolynien. Auch das Tschudow-Kloster in Moskau, in dem der ermordete Großfürst Sergius bestattet worden ist, wird in alten Urkunden Lawra genannt, heut aber nicht dieser Kategorie zugezählt. Jedes Bistum besitzt wenigstens ein Kloster, dessen Vorsteher berechtigtes Mitglied des Diözesan-Konsistoriums ist. Heute gibt es ungefähr 550 Klöster im Reiche mit etwa 11,000 Mönchen und 18,000 Nonnen, also etwa 29,000 Personen beiderlei Geschlechts, die zum schwarzen Klerus gehören.

Noch jetzt wird in Rußland von den Schätzen der Klöster gesprochen: diese Reichtümer muß man näher kennen lernen! Einer der gründlichsten Kenner Rußlands und russischer Verhältnisse, der bekannte französische Schriftsteller Leroy Beaulieu, hat in seinem dreibändigen Werke »L'empire des Tzars« auch über die russischen Klöster eine ganz vortreffliche Abhandlung geschrieben. Nach ihm haben die Klöster die meisten ihrer Ländereien eingebüßt, aber das bewegliche Gut, die Geschenke, die »Exvoto«-Spenden, die sich im Laufe von Jahrhunderten angesammelt haben, sind in ihrem Besitz geblieben. Weder in Italien noch in Spanien findet sich etwas diesem Glanze und dieser Pracht annähernd vergleichbares. Gold und Silber bekleiden die Reliquienschreine und die Ikonostase vor dem Altar; und die Bilder und heiligen Zierate sind mit Perlen und Edelsteinen förmlich übersät. In der Sakristei oder der Gewandkammer (risniza) von Troitza hat man alle diese nutzlosen Gaben, Schmucksachen, kostbaren Vasen, schwere Goldstoffe, Perlen und Kunstwerke aller Art zu einem Museum vereinigt, dem in Europa, außer in der Patriarchen-Sakristei in Moskau, nichts gleichkommt. Neben diesem Schatze verbergen die Gewölbe von Troitza, wie man sagt, noch ganze Berge von Perlen und nicht gefaßten Edelsteinen. Diese Reichtümer gehören den Bildern und den Heiligen; die Mönche sind nur die Wächter dieses Hortes, durch den an ihrer Armut nichts geändert wird.

Die Klöster geniessen als Staatsinstitute die Rechte bürgerlicher Personen; nichts destoweniger bedürfen sie für jede Landerwerbung, gleichgültig, ob sie durch Kauf oder Schenkung vor sich gehen soll, besonderer Erlaubnis. Der Staat gestattete aber meistens nicht allein die Annahme von Spenden, sondern er trat sogar mehrmals den Mönchen Domänen ab, die von dem Krongut losgelöst wurden. Man schätzt, daß die kaiserliche Regierung von 1836 bis 1861 auf diese Weise unter 180 Klöster 9000 Dessjatinen Land und Wiesen und 16,000 Dessjatinen Wald verteilt habe. Gegen das Ende der Regierungszeit Alexander II. wurde der Territorialbesitz des schwarzen Klerus auf nahe an 156,000 Dessjatinen veranschlagt, und seitdem muß er sich

noch vermehrt haben. Die Monasterien des Gouvernements Nowgorod besassen zusammen ungefähr etwa 10,000 Dessjatinen: Sankt Sergius allein 7000. Will man den wahren Wert des Immobilien-Vermögens taxieren, so darf man nicht vergessen, daß es in Rußland, vornehmlich im Norden des Reiches, wo sich die meisten Klöster befinden, Güter von 50,000 Dessjatinen, ja sogar von 100,000 und mehr Hektaren gibt, und daß die Erträgnisse dieser ungeheuren Flächen denen einer zwanzig Mal kleineren Farm im Westen nachstehen. Andererseits ist es richtig, daß gewisse Klöster wieder in dem Maße Großgrundbesitzer geworden sind, daß man sich die Frage hat vorlegen können, ob sie nicht das Recht hätten auf den Kreistagen (Semstwos) vertreten zu sein. Diese Landgüter bilden indessen nur den geringeren Teil des Vermögens oder der Revenuen eines Klosters. Viele unter ihnen besitzen außerdem Kapitalien, die die Vorsteher zu hohen Zinsen anlegen.

Die Hauptquelle der Klostereinkünfte ist den Mönchen geblieben, nämlich die Opfergaben. Sie sind ein uralter, tiefer Quell, der aus allen Schichten der russischen Erde seit Jahrhunderten hervordringt und, statt auszutrocknen, immer kräftiger sprudelt. Den Klöstern gehören die meisten Reliquien und Heiligenbilder von Ruf, und demnach kommen die größten Pilgerscharen zu ihnen; und die reichsten Almosenspenden gelangen in ihre Hände. Die Eisenbahnen und die Aufhebung der Leibeigenschaft, die moralischen und materiellen Zugeständnisse an den Muschik haben das Pilgerwesen in staunenerregender Weise zur Entwicklung gebracht. Vor etwa 20 Jahren brüstete sich Kiew mit dem Besuche von 200,000 Pilgern. Die Ärzte waren, im Hinblick auf die öffentliche Gesundheit, wegen dieser enormen Ansammlung von Menschen bei gewissen Festen mit Besorgnis erfüllt. Man wies darauf hin, daß wie bei den großen Pilgerfahrten in Persien, Arabien und Indien, die Cholera jetzt manchmal die frommen Scharen in Kiew zum Ausgangspunkt genommen zu haben scheine. Heute hat sich die Zahl der Gläubigen, die zu den Katakomben von Petschersk wallen, vervier- oder verfünffacht. Kiew ist der bedeutendste und der erste Wallfahrtsort der christlichen Welt geworden, vielleicht sogar der erste auf dem ganzen Erdenrund. In gewissen Jahren hat man in der heiligen Dnjepr-Stadt, wie versichert wird, gegen eine Million Pilger gezählt, die sämtlich ihre Kerzen kauften und ihren Obulus erlegten.

In St. Sergius ebenso wie in Petschersk ist das Zusammenströmen bei mehreren Festen so groß, daß schließlich keine Kerzen mehr zu haben sind. Den Mönchen von Troiza passiert es nicht selten, daß sie den Pilgern, die am Grabe des heiligen Sergius beten wollen, fünfmal nacheinander dieselbe Kerze verkaufen. Der Absatz von Kreuzen und Heiligenbildern, die im Kloster gefertigt sind, bildet eine weitere Einnahmequelle desselben. Diese frommen Erinnerungsstücke werden an die Gläubigen mit einem Gewinn von wenigstens 100 bis 200 Prozent abgegeben! — Die Almosen, die aus der Überlassung von geweihtem Brot (Prosfora) erzielt werden, belaufen sich in Troiza auf 80,000 bis 100,000 Rubel im Jahre. Anfang der siebziger Jahre zog dasselbe Monasterium aus seinen Weihbroten nur etwa 30,000 Rubel und um 1830 nur etwa 1000 Rubel. Das nennt man einen Aufschwung! Dazu kommt nun noch alles, was die zu jeder Stunde in den zwölf Kirchen der Lawra gleichzeitig gelesenen Messen, die am Reliquienschreine des heiligen Sergius gesungenen Tedeums und die »de profundis« einbringen. Ein Drittel davon gehört den Metropoliten, das übrige fließt dem Kloster zu; die Mönche selbst aber ziehen aus den Gesängen vor anderen Reliquien oder Heiligenbildern ihren Nutzen und die Frömmigkeit der Moskauer Kaufleute läßt sie nicht zur Ruhe kommen.

Die großen Monasterien haben noch eine andere Einnahmequelle; es sind die vor ihren Toren erbauten Herbergen und Schenken, die die Mönche an Unternehmer und Wirte vermieten. So können die Gasthäuser von Troiza Lawra Tausenden von Personen Obdach gewähren. In Troiza, Petschersk und in zahlreichen anderen Klöstern werden unbemittelte Pilger umsonst aufgenommen, oder richtiger: sie lassen bei der Abreise eine Gabe zurück, deren Höhe ihrem eigenen Ermessen anheimgestellt ist. In verschiedenen Klöstern sind die Pilger nicht mit einem flüchtigen Besuche zufrieden; es gibt vielmehr nicht wenige unter ihnen, die, um ein Gelübde zu erfüllen, aus Frömmigkeit oder zur Buße einen langen Aufenthalt nehmen. Von den 10,000 oder 15,000 Reisenden, die den kurzen Sommer von Archangel benutzen, um die Mönchszitadelle am Weißen Meere per Boot zu erreichen, bleibt mehr als einer monate- und selbst jahrelang in Solowezk in freiwilliger Knechtschaft zum Vorteile der Klosterleute.

Neben den großen Wallfahrtsorten gibt es wenige Klöster, die nicht ebenfalls eine, sei es auch beschränkte Zahl von Besuchern in ihren Mauern sehen, wenn dort irgend ein besondere Verehrung genießendes Bild Gegenstand der Anbetung ist; und wenn nicht alle Gläubigen zu diesem letzteren kommen können, so begibt sich dasselbe zu ihnen. Die wundertätigen Jungfrauen, deren jedes Kloster eine besitzt, machen alle Jahre ihre Rundreisen durch das umgebende Land. Von den Mönchen geleitet, ziehen sie mit einer Prozession von Dorf zu Dorf. Dann drängt sich alles herzu, sie zu sehen; man streitet sich um die Ehre, sie zu küssen, zu tragen oder ihnen Nachtquartier zu gewähren, und solche Gelegenheit benutzen die Mönche, um fleißig Kollekten vorzunehmen. Bei dem für Ikonen so begeisterten russischen Volke repräsentiert ein solches Bild ein ganzes Klostervermögen. Es gibt kaum jemand, der Moskau besucht und nicht eine kleine an das Haupttor des Roten Platzes (der den Kreml vom Bazar trennt) angebaute Kapelle gesehen hat. In diesem Kirchlein, an dem wenige Russen vorübergehen, ohne sich zu bekreuzigen, wird die Iberische Jungfrau (Iwerskaja), die berühmteste in ganz Moskau, aufbewahrt. Der Kaiser betritt die alte Hauptstadt nie, ohne jener Kapelle einen Besuch abzustatten und das Bild zu grüßen.

Reliquien und wundertätige Heiligenbilder sind eine Art Monopol des schwarzen Klerus, der es nicht gern sieht, daß ihm hierin seitens der gewöhnlichen Popen Konkurrenz gemacht wird. Zu diesem doppelten Vorzug gesellt sich für die Klöster noch ein weiterer, dritter, der fast ebenso lukrativ

ist. Die Russen lieben es, sich nahe dem Grabe eines Heiligen ihre eigene letzte Ruhestätte herzurichten. Da auch hier, was ursprünglich aus Frömmigkeit geschah, bald zu einer Modesache wurde, so sind die Monasterien in kurzer Zeit die aristokratischsten und bevorzugtesten Begräbnisplätze geworden. Für die Fürsten und Bojaren herrschte in Rußland, wie auch im Okzident, lange die Sitte, beim Herannahen des Todes das Mönchskleid anzulegen und sich in einem Monasterium bestatten zu lassen. Heute zanken sich die Petersburger förmlich um einen Platz auf dem Alexander Newski-Friedhofe oder, wenn es unmöglich ist, dort eine Stätte zu erwerben, denn sie wird sozusagen mit Gold bedeckt — um eine solche auf dem des Klosters St. Sergius bei Strelna an den Gestaden des Finnischen Meerbusens.

Stärker noch besetzt als die Mönchshäuser sind die Frauenklöster; immer mehr steigt die Zahl der Frauen, die den Schleier nehmen. Besonders aus den Familien der Geistlichen und des Adels, dann aber auch aus der Klasse der Kaufleute und der Kleinbürger gehen die meisten orthodoxen Nonnen hervor. Fast alle Frauenklöster leben von Almosen, die durch das Land ziehende Bettelschwestern einsammeln, oder auch von der Arbeit ihrer Bewohnerinnen.

Ein sehr charakteristischer Unterschied der russischen Klöster von denen der katholischen Kirche ist es, daß sie sich nie oder fast nie mit der Armen-, Kranken- und Greisenpflege oder der Kindererziehung befassen, und daß ihnen der Geist der Aufopferung und der Nächstenliebe fehlt.

Mitteilungen.

Der Jahresbericht des Vereins für das Deutschtum im Ausland (Allgem. Deutscher Schulverein) über das Jahr 1909 bringt als Einleitung eine umfassende und übersichtliche Darstellung der gegenwärtigen Lage des Auslandsdeutschtums, nach geographischen Gebieten geordnet, und gibt sodann ausführlich Rechenschaft über die vom Verein im Jahre 1909 geleistete Unterstützungsarbeit sowie über die innere Entwicklung des Vereins im Berichtsjahre. In der Unterstützungsfrage bildete auch im verflossenen Jahre Österreich den Hauptgegenstand der Verkehrsfürsorge, dorthin flossen nicht weniger als 58,2 v. H. aller seiner Unterstützungen. Der Verein hegt die Hoffnung, daß er in Zukunft durch die Millionen der Roseggerspende, die vom Wiener Schulverein ausschließlich für Zisleithanien verwendet werden, nach dieser Seite hin etwas entlastet werden wird. Das aufstrebende Deutschtum in Galizien und Ungarn bedarf gesteigerter Fürsorge. Für die Sudetenländer brachte der Verein im Berichtsjahre insgesamt 57 342 Mark auf, für Galizien 9605 Mark. Besonders erfolgreich ist die Hilfsarbeit des Vereins in Tirol, das im letzten Jahre mit 13 378 Mark bedacht wurde. Der Bericht sagt hierzu: »Alle unsere, dem Abwehrzweck gegen die Irredenta dienenden zahlreichen Schöpfungen und Einrichtungen — auf dem Nonsberg, im Etschtal, zwischen Meran und Salurn, im Faschatul, in Lusern und im Fersental — haben sich bewährt; keine unserer Stellungen brauchte aufgegeben zu werden, im Gegenteil sind wieder erfreuliche Fortschritte zu verzeichnen.« Im übrigen Europa unterstützte der Verein deutsche Schulen in Italien, Rußland, Rumänien, Bulgarien und Bosnien. In Südamerika wurden nicht weniger wie 68, in Südafrika 5 deutsche Schulen unterstützt. Der Verein gab für diese Gebiete 20 612 Mark aus. Die Gründung eines deutschen Theaters für Südamerika wurde vom Verein mit lebhaftem Anteil verfolgt und gefördert. Eine von ihm für die Opfer der Brandkatastrophe von Valdivia eingeleitete Sammlung ergab über 7000 Mark, die der dortigen deutschen Schule zugewiesen werden. Für Stipendien an Auslanddeutsche auf reichsdeutschen Hochschulen, einen Zweig seiner nationalen Arbeit, den der Verein als besonders wichtig und zukunftsreich betrachtet, konnten leider nur 3303 Mark verausgabt werden. Der Verein hofft, daß ihm für einen geplanten besonderen Stipendienfonds das wachsende Verständnis des deutschen Volkes größere Mittel gewähren wird. Durch die Lehrervermittelung des Vereins wurden im Berichtsiahre kostenfrei 20 Stellen an deutschen Auslandschulen besetzt, darunter Direktorenposten in Alexandrien und Caracas. An der von der Reichsgesetzgebung noch immer nicht erledigten dringenden Frage der Abänderung des Gesetzes über Erwerb und Verlust der Reichs- und Staatsangehörigkeit arbeitete der Verein durch Eingaben bei dem Reichskanzler und durch Veranstaltung von öffentlichen Kundgebungen. Die Zahl der Mitglieder wuchs im verflossenen Jahre von 38 492 auf 42 660. Die Zahl der Ortsgruppen von 289 auf 310. Die Summe der insgesamt verteilten Unterstützungen betrug 150 740,21 Mark gegen 146 138,03 Mark im Vorjahre. Das Vermögen des Hauptvereins wuchs auf 264 308,02 Mark an. 251 deutsche Städte und Gemeinden unterstützten den Verein durch Beiträge. Die neue Vierteljahrsschrift des Vereins »Das Deutschtum im Ausland« erscheint in einer Auflage von 45 000. Immerhin ist die Zahl seiner Mitglieder, wie auch die Höhe der ihm zufließenden Beträge gegenüber der Bedeutung seiner Arbeitsaufgaben und gegenüber den 60 Mill. Reichsdeutscher noch mehr als bescheiden. Im Interesse der Ausbreitung und Erhaltung der deutschen Sprache und deutschen Kultur, nicht minder auch deutschen Handels und Gewerbefleißes auf der ganzen Erde ist zu wünschen, daß dem in fast 30jähriger Arbeit bewährten Verein die Mitarbeiterschaft und Förderung des deutschen Volkes in noch weit höherem Maße als bisher zu teil werde.

*

Auf dem Weltkongreß für freies Christentum und religiösen Fortschritt, der vom 5. bis 10. August in Berlin tagt, wird auch eine große Darstellung dessen geplant, was deutsche Theologie und Kirche für die Sache des freien Christentums und des religiösen Fortschritts geleistet haben, was sie dafür heute erstreben und noch zu erreichen hoffen. Adolf Harnack, der Berliner Kirchenhistoriker, ist wohl heute der bekannteste deutsche Professor, den es überhaupt gibt. Wie dieser die

historische, so vertritt Ernst Troeltsch, der Heidelberger Religionsphilosoph und Soziologe, die systematische Theologie auf dem Kongreß (»Die Möglichkeit eines freien Christentums in der Welt«). Über das Alte Testament und seine Stellung in der religiösen Entwicklung spricht Hermann Gunkel aus Gießen, der erfolgreichste unter den Führern der »religionsgeschichtlichen Schule« in Deutschland; das Neue Testament vertritt Freiherr v. Soden aus Berlin. Das Verhältnis von Theologie und Philosophie beleuchtet der Königsberger J. A. Dorner, der Nestor unter den spekulativen Theologen der Gegenwart; Ferdinand Jacob Schmidt, der Berliner Publizist, erörtert in diesem Zusammenhange die weltgeschichtliche Mission des Protestantismus, und die Rückkehr einer ganzen Gruppe moderner Theologen aus dem bloßen »Historizismus« zu einem neuen siegesfrohen Rationalismus wird durch das Thema Wilhelm Boussets aus Göttingen angekündigt. Das Grundproblem der modernen Ethik behandelt Artur Titius aus Göttingen, das der Religionspsychologie Georg Wobbermin aus Breslau. Heinrich Weinel aus Jena, der wie kein zweiter sich bemüht hat, den Ertrag der freien Theologie für eine evangelisch-freie Kirche nutzbar zu machen, redet über Theologiestudium und Kirche. Und wer wäre berufener, über neue Bahnen im Religionsunterricht zu sprechen, als der Kieler Otto Baumgarten, wer über die moderne deutsche Predigt, als der Heidelberger Friedrich Niebergall, wer über das Wesen unserer deutschen Kirchen, als der Frankfurter Erich Foerster, und wer über die soziale Wirksamkeit der deutschen Kirchen, als der Sozialpolitiker und Sozialtheologe Reichstagsabgeordneter Friedrich Naumann? Welche große theologische Frage auch immer heute das Interesse der gebildeten Welt beschäftigen mag: auf dem Weltkongreß wird derjenige Theologe das Wort dazu nehmen, der unter den Ergründern und Erforschern dieser großen Frage in Deutschland zurzeit die Führung hat.

*

Internationaler Geologenkongreß in Stockholm. Vom 17. bis 25. August werden in Stockholm die elfte Tagung des Internationalen Geologenkongreß und gleichzeitig die zweite Internationale agro-geologische Konferenz stattfinden. Vor und nach diesem Kongreß sollen verschiedene geologische Exkursionen ausgeführt werden, die den geologischen Bau des Landes, seine Erzlagerstätten und seine landwirtschaftliche Kultur kennen lehren sollen. Von besonderem Interesse ist unter anderem eine dreiwöchige geologische Exkursion nach Spitzbergen, die unter Leitung des schwedischen Geologen Professors Dr. Baron De Geer-Stockholm stattfinden wird. Die Teilnehmer an dieser Exkursion haben schon Stockholm mit Sonderzug verlassen, um im nördlichen Schweden die Eisenerzlagerstätten von Kiruna und Gelliwara sowie die Glazialablagerungen im Torneträskgebiete zu besichtigen. In Narvik erwartet sie ein Sonderdampfer, der die siebzig Gelehrten aus der ganzen Welt nach Spitzbergen führen wird, wo im Eisfjord und seinen Verzweigungen die tertiären Pflanzenlager, die Juraschichten, die Steinkohlen der Karbonzeit, die devonischen und Triasablagerungen, und vor allen Dingen auch die Gletscher und das Inlandeis studiert werden sollen.

An dieser Exkursion werden von deutschen Gelehrten die folgenden teilnehmen: Professor Dr. Bergt vom Museum für Völkerkunde in Leipzig, Geheimrat Professor Dr. Creder-Leipzig, Oberleutnant Filchner-Charlottenburg, Oberbergrat Fischer-Breslau, Bergrat Graeßner-Berlin, Professor Dr. Gürich-Hamburg, Bergassessor Hoffmann-Berlin, Geheimer Bergrat Professor Dr. Keilhack-Berlin, Dr. Keßler-Saarbrücken, Graf Dr. von Matuschka-Berlin, Ingenieur Neuberger-Charlottenburg, Professor Dr. Oebbecke-München, Geheimrat Professor Dr. Penck-Berlin, Dr. Przybyllok-Potsdam, Professor Dr. Reiser-München, Professor Dr. Rothpletz-München, Professor Dr. Salomon-Heidelberg, Professor Dr. Sapper-Straßburg, Professor Dr. Schenck-Halle, Berghauptmann Schmeißer-Breslau, Dr. E. Schmidt-Berlin, Dr. E. Schulze-München, Hauptmann a. D. Vorwerg-Warmbrunn, Geheimer Bergrat Professor Dr. Wahnschaffe-Berlin, Professor Dr. Weigand-Straßburg, Dr. Wepfer-Freiburg i. B., Professor Dr. Zenetti-Dillingen.

Die Exkursionen während und nach dem Kongresse werden fast sämtliche geologisch interessanten Gebiete Schwedens berühren. Von besonderer Wichtigkeit ist unter ihnen eine vierzehntägige Exkursion zum Studium der eiszeitlichen Bildungen im südlichen Schweden.

*

Vom 13. bis zum 16. September d. Js. wird in Breslau die Versammlung der Internationalen astronomischen Gesellschaft tagen. Es werden gegen hundert Astronomen erwartet, die ziemlich alle Kulturstaaten vertreten werden.

*

Der geschäftsführende Ausschuß des Deutschen Hochschullehrertages hat als Ort der vierten Versammlung Berlin in Aussicht genommen, sieht sich aber dadurch, daß die Universität Berlin im Oktober d. J. ihr Jubiläum feiert, genötigt, den 4. Deutschen Hochschullehrertag im Herbst d. J. nicht stattfinden zu lassen. Nachdem er mit hervorragenden Vertretern der Berliner Universität und der Berliner Technischen Hochschule Fühlung genommen hat, hat er beschlossen, die vierte Versammlung für das Frühjahr 1911 nach Berlin einzuberufen. Unter den Gegenständen, die für die Verhandlungen dieser 4. Tagung in Aussicht genommen worden sind, steht an erster Stelle die Verschiedenheit der Organisation des akademischen Unterrichts an den deutsch-österreichischen und den amerikanischen Hochschulen. Die näheren Mitteilungen über die genaue Zeit und die Tagesordnung der 4. Versammlung des Deutschen Hochschullehrertages werden im Anfang des Jahres 1911 erfolgen.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57. | 4. Jahrgang Nr. 33 13. August 1910 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Luthers theologische Entwicklung bis zum Jahre 1519.

Von Otto Ritschl, Professor an der Universität Bonn.

I.

Die herkömmliche Auffassung von den entscheidenden inneren Erlebnissen und religiösen Erkenntnissen, in denen der Grund für Luthers reformatorisches Auftreten und für seine diesem entsprechende theologische Denkweise zu erkennen ist, hat vor einer Reihe von Jahren der inzwischen verstorbene Dominikaner Heinrich Denifle[1]) energisch in Frage gestellt und durch eine neue Hypothese ersetzen zu können gemeint. Er fordert an sich ganz mit Recht, daß man die Kenntnis von Luthers vorreformatorischer Entwicklung aus seinen ältesten Schriften schöpfen müsse. Indem er sich aber auf diese von ihm selbst jedoch nur höchst unvollständig verwerteten Quellen beschränkt, verwirft er Luthers erst aus späterer Zeit herrührende eigene Angaben über seine frühere Mönchszeit nicht nur als objektiv unzuverlässig, sondern auch als bewußte Fälschungen und Lügen. So suchte er vielmehr, namentlich aus Luthers Kommentar zum Römerbrief (1515/16),[2]) den er als der erste in einer vatikanischen Handschrift benutzt hat, zu erweisen, daß Luthers zum Abfall von Rom führende innere Entwicklung von ganz anderer Art gewesen sei, als wie man es zuvor angenommen habe.

Luther nämlich, so führt Denifle aus, habe im Sommer 1515 den Wendepunkt seiner Entwicklung in der Erkenntnis erlebt, daß er seine starke concupiscentia,[1]) bestehend vor allem in Hochmut, Eigensinn, Jähzorn, fleischlicher Lust, nicht mehr überwinden könne. Daraus habe er geschlossen, daß die concupiscentia überhaupt unbesiegbar sei, und daß in ihr recht eigentlich die Erbsünde bestehe. So sei der »traurige Zustand seines Innern« entstanden, in dem die Erklärung für seine ganze fernere Theologie, für seinen Abfall von der Kirche und für seinen Kampf gegen diese liege. In jenem »moralischen Bankerott« aber habe er auch überhaupt das sittliche Streben nach dem Guten aufgegeben, die Gerechtigkeit nicht mehr als einen durch göttliche Hilfe dem Menschen erreichbaren Zustand eigenen sittlichen Könnens aufgefaßt,

[1]) Heinrich Denifle O. P., Luther und Luthertum in der ersten Entwicklung. 2. Aufl., 1906, Bd. 1, S. 423 ff.

[2]) Inzwischen hat Johannes Ficker Luthers »Vorlesung über den Römerbrief 1515/16 (I. Teil: Die Glosse, 2. Teil: Die Scholien)« in dem Sammelwerk »Anfänge reformatorischer Bibelauslegung« (Band I, 1908) herausgegeben.

[1]) Concupiscentia gibt Denifle mit der häßlichen Wortbildung »Begierlichkeit« wieder, die man ihm nicht nachsprechen und nachschreiben sollte, da die besser gebildeten Worte Begehrlichkeit und Begierde zur Verfügung stehen. Luther selbst gebrauchte für concupiscentia gern Ausdrücke wie böse Lust und dergl.

sondern nur noch als etwas äußerliches. Denn indem er die Gerechtigkeit Christi den Gläubigen von Gott angerechnet werden lasse, habe er es den Menschen erspart wissen wollen, selbst nach Gerechtigkeit zu streben.

In dieser Konstruktion ist nun schon gleich der erste Ansatz unrichtig. Denn Luther hat nicht schlechtweg die concupiscentia für unüberwindlich erklärt. Vielmehr hat er nur gelehrt, sie sei für die natürlichen eigenen Kräfte des Menschen unüberwindlich. Dagegen werde sie in der Kraft des heiligen Geistes, der den Gläubigen gegeben werde und in ihnen wirksam sei, mit zunehmendem Erfolge überwunden, wenn sie auch erst mit dem Tode völlig erlösche. Ferner hat Luther den sündigen Charakter der concupiscentia, die Denifle und seine Autoritäten als etwas an sich indifferentes auffassen, das erst durch das Hinzutreten bestimmter böser Entschließungen des freien Willens aktuell und damit zur wirklichen Sünde werde, gar nicht in erster Linie auf Grund persönlicher eigener Erfahrungen behauptet. Sondern er hat die ganz allgemeine menschliche Erfahrung von dem natürlichen Begehren, das sich trotz aller Bekämpfung durch den Willen doch immer wieder geltend mache, als sündig beurteilt, weil das göttliche Gesetz kategorisch befehle: du sollst nicht begehren, und weil der Apostel Paulus Röm. 7,7 sage: Concupiscentiam nesciebam, nisi lex diceret: non concupisces. So ist nach Luthers Ansicht in der Frage nach der Sündigkeit der concupiscentia das Urteil des göttlichen Gesetzes von primärer, die subjektive Erfahrung dagegen nur von sekundärer Bedeutung. Ja, auch wenn man in sich selbst gar keine Sünde fühle und erkenne, meint Luther, müsse man, da Gott dies nun einmal so geoffenbart habe, dennoch stets glauben, daß man Sünder sei und dem Gesetze Gottes nicht genügen könne.

Vollends verfehlt aber ist Denifles Unterstellung, als habe Luther überhaupt moralische Laxheit befürworten oder zulassen wollen. Vielmehr hat Luther das Ideal des Guten, das er inhaltlich in dem Gesetze Gottes klar und deutlich ausgeprägt fand, stets unzweideutig vertreten und verkündigt. Aber er hat allerdings gemeint, daß dem göttlichen Moralgesetz nicht durch das Tun nur äußerlicher guter Werke und besonders nicht durch zeremonielle, bloß von Menschen ersonnene Leistungen genügt werde, sondern daß der Mensch, um von innen heraus mit freiem Herzen wirklich Gutes tun zu können, selbst bereits gut sein und ein freies gutes Gewissen haben müsse. Ein solches aber gewinnt man seiner Ansicht nach nicht durch gute Werke, weil diese stets mangelhaft sind und mit Sündigkeit behaftet bleiben, sondern lediglich durch den Glauben, in dem man gewiß ist, Gottes Kind zu sein und ihm auch trotz der Sünde wohlzugefallen. In diesem Sinne galt Luther der Glaube als die Voraussetzung aller wirklich guten Werke der Nächstenliebe und der Selbstzucht (mortificatio). Denn der von Gottes heiligem Geist in den Herzen hervorgerufene Glaube wandelt den Menschen innerlich um, so daß er nun das wirklich Gute freiwillig und fröhlich tun kann, während die äußerlichen guten Werke die Person unverändert unfähig zum wahren Guten lassen. Luther drückt das gern so aus: der gute Baum trage gute Früchte, nicht aber machen diese den Baum erst gut. So ist Luthers Ethik im Grunde eine religiös oder supranatural begründete Tugendlehre, in deren Zusammenhang auf die gesetzlichen Motive jeder rational entwickelten Pflichtenlehre grundsätzlich nicht reflektiert wird.

Diesen Standpunkt hat Luther jedoch nicht von Anfang an vertreten. Er vermochte ihn erst zu erreichen, nachdem er mit schweren religiösen Zweifeln und Kämpfen innerlich fertig geworden war und in der Ruhe des eigenen Gewissens seinen Frieden mit Gott gefunden hatte. Daß nun aber solche innere Anfechtungen Luthers späterer religiöser Sicherheit vorangegangen sind, bezeugen einem aufmerksamen und gewissenhaften Leser auch schon manche Stellen in seinen ältesten Arbeiten. Aber freilich bestimmten Zusammenhang und Sinn gewinnen diese Andeutungen doch erst, wenn man sie aus Luthers späteren Angaben über die Lösung jener Zweifel und Kämpfe versteht. Doch gerade diese Erinnerungen Luthers hat Denifle bestritten und als bloße Tendenzlegende hinstellen zu können gemeint. Es bedarf daher der Prüfung der dagegen vorgebrachten Gründe.

Denifles Haupteinwand gegen die Glaubwürdigkeit jener Mitteilungen Luthers richtet sich auf die Bedeutung, die darin der Auslegung der Stelle Röm. 1,17 für seine gesamte fernere Denkweise beigelegt wird. An

dieser Stelle nämlich sagt der Apostel Paulus, Gottes Gerechtigkeit werde geoffenbart aus Glauben zu Glauben gemäß dem Worte des Propheten Habakuk: der Gerechte aber wird aus Glauben leben. Luther nun erzählt[1]) 1545 in der Vorrede zu der ersten zu Wittenberg veranstalteten Ausgabe seiner gesammelten Werke, er habe ursprünglich dieses Wort »Gerechtigkeit Gottes« gemäß der Auffassung aller mittelalterlichen Lehrer im philosophischen Sinne von Gottes formaler oder aktiver Gerechtigkeit verstanden, d. h. von derjenigen, vermöge deren Gott selbst gerecht ist und die Sünder und Ungerechten bestraft. Aber diesen gerechten, die Sünder strafenden Gott habe er, der sich trotz unsträflicher mönchischer Lebensweise vor Gott für einen Sünder mit ruhelos zerrissenem Gewissen gehalten habe, nicht geliebt, sondern gehaßt und ihm unter schrecklichem Murren gegrollt: Sei es doch schon gerade genug, daß die elenden und wegen der Erbsünde ewig verdammten Sünder mit Übeln aller Art durch das Gesetz des Dekalogs belastet und niedergedrückt seien. Nun aber füge Gott ebenso durch das Evangelium Schmerz zu Schmerz, indem auch dieses nur seine Gerechtigkeit und seinen Zorn androhe. So habe er mit rasendem und verstörtem Gewissen getobt, bis ihm endlich in fortwährendem Nachdenken durch Gottes Erbarmen das rechte Verständnis von Röm. 1,17 aufgegangen sei. Er habe nämlich bemerkt, daß in dieser Stelle die Gerechtigkeit Gottes, die in Christo geoffenbart werde, und das Zitat aus Habakuk durch einen inneren Gedankenzusammenhang mit einander verknüpft seien, und nun die justitia Dei als die Gerechtigkeit aufzufassen begonnen, durch die der Gerechte vermöge eines Geschenks Gottes, nämlich aus dem Glauben lebe. Paulus also habe gemeint, durch das Evangelium werde Gottes Gerechtigkeit in dem passiven Sinne geoffenbart, daß uns der barmherzige Gott durch sie vermöge des Glaubens gerecht mache gemäß dem Satze: justus ex fide vivit. Und nun, fährt Luther weiter fort, habe er sich völlig wie von neuem geboren gefühlt, die ganze heilige Schrift habe für ihn ein anderes Aussehen gewonnen. Er habe sie gleich, soweit sie seinem Gedächtnis praesent gewesen sei, in Gedanken durchlaufen und auch in anderen biblischen Begriffen dieselbe Analogie gefunden. Und so groß zuvor sein Haß gegen das Wort justitia Dei gewesen sei, so jetzt seine Liebe zu ihm. So sei ihm die Stelle Röm. 1,17 zur Pforte des Paradieses geworden.

Mit diesem Bericht Luthers stimmen sachlich, soweit sie im ganzen einwandfrei überliefert sind, auch die anderen von Luther selbst herrührenden Mitteilungen[1]) über den Gewinn derselben theologischen Erkenntnis überein. Nur eine Stelle[2]) weicht davon ab. In dieser nämlich heißt es im Unterschiede von den übrigen, mit Ausnahme Augustins hätten alle mittelalterlichen Lehrer in dem Ausspruch Röm. 1,17 justitia Dei im Sinne von ira Dei verstanden. Und gegen diese Angabe nun hat Denifle sogar eine umfangreiche Monographie[3]) geschrieben, in der er zeigt, daß vielmehr alle christlichen Lehrer seit dem Ambrosiaster die Stelle Röm. 1,17 ebenso wie Augustin ausgelegt haben. So wichtig aber auch dieser Nachweis ist, Luther selbst wird durch ihn und durch die ihm entnommenen Folgerungen Denifles gar nicht getroffen. Denn wie schon Walther[4]), so hat soeben auch wieder Scheel[5]) festgestellt, daß jene abweichende Darstellung in Luthers Kommentar zur Genesis nur auf nicht für authentisch zu erachtende Nachschriften zurückgeht, die von Zuhörern in Luthers Colleg über die Genesis aufgezeichnet worden sind. Überdies ist der betreffende Band des Genesiskommentars überhaupt erst eine Reihe von Jahren nach Luthers Tode von anderen veröffentlicht worden, hat also nicht einmal mehr Luther selbst zur Durchsicht vorgelegen. Da nun alle übrigen von Luther selbst herrührenden Angaben statt jener von Denifle mit Recht beanstandeten Variante einen

[1]) Opera latina varii argumenti. Francof. et Erlangae. 1865. t. I p. 22 s.

[1]) Opera exegetica latina. Erlangae t. 10 p. 155. Conrad Cordatus' Tagebuch. Herausg. von Wranpelmeyer 1885. Nr. 1571. Anton Lauterbachs Tagebuch. Herausg. von Seidemann. 1872. S. 130. Luthers Tischreden in der Mathesischen Sammlung. Herausg. von Kroker. 1903. Nr. 393, 585, 607. Vgl. Luthers sämtl. Werke. Frankf. u. Erlangen. 1853. Bd. 58. S. 336, 404.

[2]) Op. ex. lat. t. 7 p. 74.

[3]) A. a. O. Bd. 1, 2. Abt.: Die abendländischen Schriftausleger bis Luther über iustitia Dei (Röm. 1,17) und justificatio. 1903.

[4]) W. Walther, Für Luther wider Rom. 1906. S. 462.

[5]) O. Scheel, Die Entwicklung Luthers bis zum Abschluß der Vorlesung über den Römerbrief. Schriften des Vereins für Reformationsgeschichte. Heft Nr. 100. 1910. S. 106ff.

anderen Text darbieten, so kann auch Luther nicht für jene verantwortlich gemacht werden. Luther nämlich hat die auch von ihm erwähnten sämtlichen mittelalterlichen Lehrer gar nicht als Gewährsmänner für die verkehrte Auslegung von Röm. 1,17 in Anspruch genommen, sondern lediglich für die theoretische Auffassung des allgemeinen Begriffs der Gerechtigkeit Gottes, in der er sich von ihnen beeinflußt wußte. Zur Bestimmung des allgemeinen Begriffs der justitia Dei ging nämlich die mittelalterliche Theologie nicht etwa von Röm. 1, 17 und gleichartigen Äußerungen der heiligen Schrift aus, sondern sie faßte ihn, wie Luther ganz mit Recht hervorhebt, im philosophischen Sinne als justitia distributiva. Das tut sogar Denifles Hauptautorität Thomas von Aquino, indem er es der göttlichen Gerechtigkeit für wesentlich erklärt, unicuique secundum suam dignitatem . . . . reddere debitum.[1])

II.

Fällt so Denifles einziger, wenn auch zunächst scheinbar höchst triftiger Einwand gegen die Treue von Luthers Berichterstattung in sich selbst zusammen, so geben neuerdings doch auch protestantische Lutherkenner zu, daß Luther in seinen späteren Mitteilungen über seine theologischen Anfänge immerhin chronologische Irrtümer mit untergelaufen seien. Insbesondere denkt man dabei an eine vermeintliche Datierung seiner neuen Erkenntnis von dem richtigen Sinne des biblischen Begriffs justitia Dei auf das Jahr 1519. Luther hat nämlich seinem oben wiedergegebenen Bericht über den Gewinn dieser ihn befreienden Einsicht einen Satz vorangeschickt, in dem er auf den Beginn seiner zweiten Vorlesung über die Psalmen im Jahre 1519 hinweist. Und nach der Beendigung desselben Berichts kommt er noch einmal wieder auf diese seine zweite Psalmenvorlesung zurück. Nun meint aber Scheel,[2]) hierin habe sich Luther, wie allgemein zugestanden werde, geirrt, und er beruft sich auf Loofs[3]), der auch schon darauf hingewiesen habe, »daß Luther die erste und die zweite Vorlesung über die Psalmen miteinander verwechselt haben könnte«.

[1]) Summa sacrae theologiae I. qu. 21. art. 1. 4.
[2]) A. a. O. S. 112. 117.
[3]) Vgl. Fr. Loofs, Leitfaden zum Studium der Dogmengeschichte. 4. Aufl. 1906. S. 689.

Diese Auskunft scheint mir jedoch schon aus ganz allgemeinen Erwägungen völlig unhaltbar. Luther hätte doch, als er 1545 jenen Bericht verfaßte, schon ganz senil sein müssen — wovon aber sonst auch seine spätesten Schriften keine Spur aufweisen — wenn er wirklich seine erste Psalmenvorlesung im Sinne gehabt und statt von ihr von seiner zweiten geredet haben sollte. Und wie ereignisreich und folgenschwer waren gerade die sechs Jahre, die zwischen diesen beiden Psalmenvorlesungen lagen! Wie verworren in seiner Erinnerung und wie gedächtnisschwach hätte also Luther gewesen sein müssen, wenn ihm diese wichtige Zeit seines Lebens so unklar geworden sein sollte, daß er imstande gewesen wäre, eine solche Verwechslung zwischen den Jahren 1513 und 1519 zu begehen! Aber ist es denn wirklich so sinnlos gewesen, daß Luther von seinem Rückblick auf das Jahr 1519 zu dem Bericht über sein Erlebnis mit der Stelle Röm. 1, 17 übergegangen ist? Man lese doch einmal aufmerksam, was er 1545 geschrieben hat[1].) Dann wird man zugeben müssen, daß Luther seine neue Erkenntnis des rechten Sinnes von justitia Dei überhaupt nicht auf das Jahr 1519 datiert hat. Vielmehr geht er von diesem Jahre und der in ihm beginnenden zweiten Psalmenvorlesung nur aus, um seinen Blick sofort weiter rückwärts zu richten. So erwähnt er zunächst seine der Psalmenvorlesung von 1519 zuletzt vorangegangenen exegetischen Vorlesungen über den Römerbrief, den Galaterbrief und den Hebräerbrief und holt schon damit bis zum Jahre 1515 aus. Zugleich aber greift er in Gedanken noch weiter zurück. Denn als das in dem Komparativ exercitatior implizierte Vergleichsobjekt kann er doch nur seine erste Psalmenvorlesung, die er 1513 zu halten angefangen hatte, im Sinne gehabt haben. So aber deutet Luther an, daß, als er zum ersten Male die Psalmen auslegte, er dazu noch nicht ebenso exercitatus gewesen war wie 1519, als er zum zweiten Male damit begann. Was jedoch

[1]) Interim eo anno (1519) jam redieram ad Psalterium denuo interpretandum, fretus eo, quod exercitatior essem, postquam S. Pauli epistolas ad Romanos, ad Galatas, et eam, quae est ad Ebraeos, tractassem in scholis. Miro certe ardore captus fueram cognoscendi Pauli in epistola ad Romanos, sed obstiterat hactenus non frigidus circa praecordia sanguis, sed unicum vocabulum, quod est cap. I: Justitia Dei revelatur in illo.

hatte ihm seiner Meinung nach inzwischen die größere Übung eingetragen? Nichts anderes, als die seit 1515 von ihm gehaltenen Vorlesungen über die drei neuteſtamentlichen Briefe. So führt Luther in dem mit Interim beginnenden Satze in knappen Strichen den durch seine beiden Psalmenvorlesungen von 1513 und von 1519 umspannten Gang seiner damaligen theologischen Entwicklung vor.

Und was ihn nun an dieser interessierte, das iſt vor allem der Fortschritt seiner Erkenntnis, den er seiner durch fernere exegetische Leiſtungen geſteigerten Übung zu verdanken sich bewußt war. Denn darauf weiſt er nach dem Abschluß seines nun folgenden weiteren Berichts sehr nachdrücklich hin, indem er hervorhebt, er sei einer von denen gewesen, qui scribendo et docendo profecerint, non ex illis, qui de nihilo repente fiunt summi, cum nihil sint, neque operati neque tentati neque experti, sed ad unum intuitum scripturae totum spiritum ejus exhauriunt. Diese Selbſtbeurteilung Luthers hätte allein schon vor der Annahme warnen sollen, als habe Luther sein Erlebnis mit Röm. 1, 17 in unmittelbare zeitliche Nähe zu seiner zweiten Psalmenvorlesung rücken wollen. Denn er iſt ja eben nicht plötzlich exercitatus genug gewesen, um dieser Aufgabe so gewachsen zu sein, wie er sich dessen 1519 allerdings bewußt gewesen war. Das aber folgt nicht nur aus dem fretus, sondern auch daraus, daß Luthers Psalmenvorlesung von 1519 der erſte, wenn auch unvollſtändig gebliebene größere Kommentar zu einem biblischen Buche war, den er selbſt alsbald im Drucke herausgegeben hat. Also sah er in dieser Arbeit, wie schon 1519, so auch noch 1545, ein in seiner exegetischen Schriftſtellerei epochemachendes Ereignis. Es umfaßte nach seinem Urteil den allmählich gereiften Ertrag seiner bisherigen Fortschritte, während er die früheren exegetischen Arbeiten, die er ja auch nicht selbſt veröffentlicht hat, und die sogar uns noch nicht einmal alle im Druck vorliegen, nur als Vorübungen dazu würdigte. So aber erklärt es sich auch, weshalb Luther, indem er in seiner Vorrede von 1545 sich anschickt, von der theologischen Entwicklung seiner reformatorischen Werdezeit zu reden, gerade mit dem Psalmenkommentar von 1519 einsetzt.

Insofern nämlich ſtellten sich ihm diese Operationes in Psalmos gewissermaßen als der terminus ad quem seiner bisherigen theologischen Fortschritte, als eine Art von Schluß- und Ruhepunkt in der Umbildung seiner ursprünglichen religiösen Überzeugungen dar. Verſtehen wir so aber unter dem von Luther selbſt angegebenen Gesichtspunkt sein reformatorisches Werden als ein durchaus nicht etwa plötzliches Fertigsein, sondern als ein sehr allmählich von Fortschritt zu Fortschritt heranreifendes Wachstum, so gewinnt nun der zweite mit Miro certe ardore beginnende Satz den Sinn, daß Luther in ihm von dem zuerſt erwähnten terminus ad quem seiner theologischen Entwicklung gleich weiter zu deren terminus a quo übergeht. Denn von diesem als einem erſten fruchtbaren Ausgangspunkt handelt ja gerade der dann folgende eingehendere Bericht über die Wandlung seiner ursprünglichen Auffassung von der göttlichen Gerechtigkeit. Aber dieser erſte, für Luthers Empfinden entscheidende, weil die gesamten ferneren Fortschritte begründende Umschwung in seiner religiösen Denkweise iſt allerdings plötzlich erfolgt, gleichwie der durch ihn bedingte Umschlag seiner Stimmung aus völliger Gewissensverſtörung zu dem freudigen Gefühl, von neuem geboren und durch seine endlich geöffnete Pforte in das Paradies eingetreten zu sein. Doch auch hier wieder gilt es zu beachten, daß Luther in der Gesamtbeurteilung seines von ihm geschilderten Werdens das Gewicht nicht auf die Plötzlichkeit einer neuen, wenn auch noch so wichtigen und folgereichen Umſtimmung, sondern auf die daran anschließende und ganz allmählich fortschreitende Ausbreitung seiner theologischen Erkenntnis gelegt hat.

Unter diesen Umſtänden darf man denn auch nicht der doppelten Erwähnung des Römerbriefes in dem erſten und in dem zweiten Satze des mit Interim beginnenden Abschnittes die Schlußfolgerung entnehmen, als ob Luther erſt unmittelbar vor dem Beginn seiner Vorlesung über den Römerbrief, also 1515, das richtige Verſtändnis der Stelle Röm. 1, 17 gewonnen hätte. Denn wohl sagt Luther, diese Stelle habe, solange er sie im Sinne der göttlichen Strafgerechtigkeit mißdeutete, seinem brennenden Eifer, Paulus aus dem Römerbriefe kennen zu lernen, im Wege geſtanden. Aber ein solches Kennenlernen brauchte keineswegs auch sofort die Verwertung der etwa neu gewonnenen Kennt-

nisse in einer akademischen Vorlesung über den Römerbrief zur Folge zu haben. Vielmehr schloß sich nach Luthers ferneren Mitteilungen an den Gewinn seiner richtigen Auffassung von Röm. 1, 17 direkt eine ganz andere Beschäftigung an, nämlich das Studium von Augustins Schrift De spiritu et litera. Und es liegt nahe anzunehmen, daß Luther im Zusammenhange damit auch die übrigen Augustinischen Schriften durchgearbeitet hat, zu denen wir im neunten Bande der Weimarer Ausgabe seine Randbemerkungen mitgeteilt finden. In jener Schrift De spiritu et litera nun sah Luther, wie er weiter erzählt, wider Erwarten seine neue Auffassung von Röm. 1, 17 bestätigt. Denn Augustin legte die Gerechtigkeit Gottes, von der hier die Rede ist, ähnlich aus wie er selbst, und verstand sie als die justitia, qua nos Deus induit, dum nos justificat.

Wir erfahren weiter, daß Luther damals diese Auffassung Augustins zusagte. Doch erwähnt er dies mit der Einschränkung, daß sie immerhin noch unvollkommen gewesen sei, da Augustin in der Frage nach der göttlichen Imputation nicht alles klar genug entwickle. Diese Kritik Augustins ist nun Luther natürlich erst möglich gewesen, als er selbst den Gedanken der Rechtfertigung in erster Linie unter dem Gesichtspunkt einer göttlichen Imputation (= Anrechnung von Gerechtigkeit, oder genauer: Anrechnung der den Menschen von Haus aus fremden Gerechtigkeit Christi) stellen gelernt hatte. Aber man würde irre gehen, wenn man annehmen wollte, erst der Luther von 1545 sei es gewesen, der von seinem damaligen Standpunkt aus nachträglich jenes Urteil über den Augustinismus ausgesprochen hätte. Vielmehr ist es, wie sich aus Luthers Schriften von 1513—1519 ergiebt, für den in diesen Zeitraum fallenden Fortschritt seiner theologischen Entwicklung vor allem charakteristisch, daß er die zunächst von ihm vertretene augustinische Anschauung von der Rechtfertigung durch die den Gläubigen eingegossene und nun in ihnen verdienstliche gute Werke hervorbringende Gnade immer mehr dahin umbildete, daß er noch vor dieser faktischen Erneuerung die Gläubigen von Gott gerecht gesprochen, das heißt für Gott angenehm erklärt werden ließ. Dann aber hat in der Vorrede von 1545 die an dem Augustinismus geübte Kritik auch wieder nur den Sinn, als ein Hauptergebnis der bis 1519 gemachten theologischen Fortschritte angedeutet zu werden. Und wenn nun Luther weiter fortfährt: Istis cogitationibus armatior factus coepi Psalterium secundo interpretari, so nimmt die Wendung Istis cogitationibus vielmehr die unmittelbar vorhergehende Überbietung des Augustinismus durch den reformatorischen Imputationsgedanken auf, als die weiter zurückliegende Erzählung, wie Luther durch die rechte Erkenntnis des Sinnes von Röm. 1, 17 zunächst erst einmal dem noch unberichtigten Augustinismus zugeführt worden ist.

So ergibt es sich, daß Luther in dem hier untersuchten Abschnitt der Vorrede von 1545, wenn auch zum Teil nur in recht knappen Andeutungen, seine theologische Entwicklung bis zu ihrer im Jahre 1519 erreichten reformatorischen Reife skizziert hat. Ausgehend von seiner damals beginnenden zweiten Psamenvorlesung wendet er sich zunächst regressiv zu dem durch die Vorstellung von Gottes Strafgerechtigkeit beherrschten Zustande schwerster Gewissensverstörung in seiner ersten Mönchszeit. Dann kehrt er von da progressiv zu der Psalmenvorlesung von 1519 zurück, indem er zeigt, wie er über Röm. 1, 17 ins klare gekommen und dadurch seiner bisherigen religiösen Not enthoben worden sei, wie er weiter zunächst zum Augustinismus und endlich über diesen hinaus zur reformatorischen Imputationslehre gelangt sei. Diese aber stellte sich ihm als der Ertrag seiner fortschreitenden Beschäftigung mit der heiligen Schrift dar. Denn eben durch diese Fortschritte sah er sich zu seiner zweiten Psalmenvorlesung besser gerüstet, und diese Rüstung hatte er sich, wie er gleich im Anfang bemerkt hatte, durch die Auslegung des Römerbriefes, des Galaterbriefs und des Hebräerbriefes in seiner akademischen Lehrtätigkeit seit 1515 erworben.

Und diesen Gang von Luthers theologischer Entwicklung bis 1519 bestätigen nun auch andererseits seine uns bisher im Druck zugänglich gemachten Arbeiten und Schriften seit 1509. Seine 1509/10 niedergeschriebenen Randbemerkungen zu verschiedenen Schriften Augustins und zu den Sentenzen des Lombarden sind die Denkmäler der durch Augustins Gnadenlehre beherrschten, auch von Denifle als noch ganz katholisch anerkannten vorreformatorischen Theologie Luthers.

Aber auch noch in den Psalmenkommentar von 1513 ff., ja in den Römerkommentar von 1515/16 und teilweise noch weiter erstrecken sich die Einflüsse der augustinischen Denkweise, die erst ganz allmählich hinter Luthers durch den Imputationsgedanken charakteristisch bestimmter reformatorischer Rechtfertigungslehre zurücktreten. Andererseits finden sich auch bereits im Psalmenkommentar von 1513 ff. die ersten Ansätze zu dieser nach Luthers eigner Auffassung um 1519 zum relativen Abschluß gelangenden Umbildung seiner Theologie.

Achtet man so aber auf den Fortschritt in Luthers theologischer Entwicklung, wie denn dieser selbst auf ihn aufmerksam gemacht hat, so kann es auch keinem Zweifel mehr unterliegen, daß der Gewinn des richtigen Verständnisses von Röm. 1, 17 der durch die Randbemerkungen von 1509/10 bezeugten augustinischen Periode Luthers vorangegangen sein muß. Insofern bestätigt sich die neuerdings auch wieder von Böhmer[1]) vertretene Ansicht, daß Luther wahrscheinlich im Winter 1508 09 den für ihn neuen Begriff der Gerechtigkeit Gottes gefunden hat. Böhmer weist dabei mit Recht darauf hin, daß Luther gerade damals in seiner Vorlesung über die nikomachische Ethik des Aristoteles besondern Anlaß hatte, sich mit dem Begriff der Gerechtigkeit Gottes gründlich auseinanderzusetzen. Nur darin hat Böhmer nicht ganz recht, daß er Luthers Erfahrung mit Röm. 1, 17, der herkömmlichen Auffassung entsprechend, bereits als »die Geburtsstunde der reformatorischen Erkenntnis« in Anspruch nimmt. Die reformatorische Erkenntnis ist vielmehr nur mittelbar durch Luthers veränderten Begriff von der göttlichen Gerechtigkeit vorbereitet worden, sofern er von seinem nunmehrigen Augustinismus aus erst allmählich den Übergang zu seiner reformatorischen Rechtfertigungslehre gefunden hat.

Diese Beobachtung ist auch der Grund gewesen, weshalb Scheel die Entstehung von Luthers reformatorischer Erkenntnis unmittelbar vor die Psalmenvorlesung von 1513 verlegen zu müssen gemeint hat. Zum Augustinismus als seiner noch vorreformatorischen Denkweise läßt Scheel aber Luther durch Staupitz' Einfluß, besonders durch dessen Belehrung über die rechte Buße geführt sein, die von der Liebe zu Gott bereits ausgehen müsse.[1]) Allerdings hat dieses Wort seines dankbar verehrten Seelenberaters auf Luther den tiefsten Eindruck gemacht. Doch erscheint es fast wie eine Dublette zu dem Bericht in Luthers Vorrede von 1545, wenn Luther an Staupitz schreibt, er habe die Wahrheit jener Auffassung von der Buße durch Vergleichung der über diese handelnden Stellen in der heiligen Schrift bestätigt gefunden. Denn während ihm bisher in dieser kein Wort bitterer gewesen sei, so klinge ihm nun nichts lieblicher und angenehmer als das Wort Buße. Es ist jedoch psychologisch nicht eben wahrscheinlich, daß Luther etwa vier Jahre später noch einmal ganz in derselben Weise durch Vergleichung der übrigen biblischen Parallelen seinen bisherigen Begriff von Gottes Gerechtigkeit umdenken und berichtigen gelernt haben sollte, wie zuvor schon den Begriff von der wahren Buße. Vielmehr scheint die eine mit der andern höchst nahe verwandte Erkenntnis Luther in derselben Zeit eines nun endlich erfolgreichen Ringens mit seinen bisherigen religiösen Zweifeln aufgegangen zu sein. Dann aber kann es sich für den Gewinn dieser beiden innerlich aufs engste zusammengehörigen Auffassungen auch nur darum handeln, daß sie Luther im Jahre 1508 oder 1509 zuteil geworden sind und damals die Periode seines Augustinismus eingeleitet haben, die dann nach und nach immer mehr unter fortschreitender Vertiefung Luthers in die ihm wichtigsten Bücher der heiligen Schrift in die Periode seiner reformatorischen Theologie übergegangen ist.

[1]) Heinrich Böhmer, Luther im Lichte der neueren Forschung. 2. Aufl. 1910. S. 47.

[1]) Vergl. Luthers berühmten Brief an Staupitz vom 30. Mai 1518 in Luthers Briefen. Herausg. von de Wette. Bd. 1. S. 116 ff.

Napoleons I. erster Regierungsakt.

Von Heinrich Benkert, Profeſſor in Münſter i. W.

Die erſte politiſche Tat des am 18. Mai 1804 durch Tribunat und Senat als Napoleon I., Kaiſer der Franzoſen, erklärten Konſuls Bonaparte war — ein Geldgeſchäft, abgeſchloſſen »St. Cloud le 2 prairial l'an XII (22 mai 1804)«. Die Akten darüber ſchlummern im fürſtlichen Archiv zu Burgſteinfurt, einem Landſtädtchen im nordweſtlichen Teile des Regierungsbezirks Münſter i. W., in Geſtalt einer »Convention« zwiſchen Bonaparte-Napoleon und dem Grafen Ludwig von Bentheim-Steinfurt. Die Entſtehungsgeſchichte dieſes merkwürdigen Dokuments iſt niedergelegt in einem franzöſiſch geſchriebenen umfangreichen Tagebuche des letzteren.

Im Jahre 1752 war die ehemalige Grafſchaft Bentheim, unweit der holländiſchen Grenze in Hannover gelegen, von dem Oheim des Grafen Ludwig an England verpfändet worden. Die von jenem angebotene Einlöſung ward von Georg III. zurückgewieſen: England wollte mit dem Beſitze jener Grafſchaft einen »pied-à-terre« in Deutſchland ſich ſichern.

Als nun im Jahre 1803 infolge der Verletzung des Friedens von Amiens (1802) durch England, das Malta nicht herausgab, die Franzoſen Hannover beſetzten, machte Graf Ludwig dieſen Umſtand ſich zunutze, um mit Frankreichs Hilfe wieder in den Beſitz der Grafſchaft Bentheim zu gelangen. Er begab ſich nach Paris, um »implorer le gouvernement français pour me remettre dans mes droits contre l'usurpation de la Cour de Londres«. — Der Aufenthalt dehnte ſich auf ſechs Monate aus, ſo gut wußte Talleyrand als verſtändnisvoller Diener ſeines Herrn die bedrängte Lage des Deutſchen auszunutzen. Tagesereigniſſe, Theaterkritiken, Wiedergabe der im Verkehr mit hohen und höchſten Perſönlichkeiten — mehr als 50 führt das Tagebuch auf — gewonnenen Eindrücke bilden den Inhalt der ſorgfältig durchgeführten Aufzeichnungen. Im Mittelpunkte ſteht naturgemäß des Grafen Angelegenheit und damit die Perſon des Erſten Konſuls und des Miniſters der äußeren Angelegenheiten.

Eingeführt bei Talleyrand wurde der Deutſche durch den däniſchen Geſandten Dreyer; er hatte nahe Beziehungen zum däniſchen Hofe, war Ritter des däniſchen Elefantenordens, deſſen Inſignien er bei ſeinem erſtmaligen kurzen Aufenthalte in Paris für 66 livres erſtand. Dreyer aber ſtand zu Talleyrand in freundſchaftlichem Verhältnis. Er hatte deſſen am 18 fructidor aus Paris geflohener Gemahlin — damals noch nicht ihm angetraut — Unterkunft gewährt.

Am 3. Dezember 1803 war der Graf in Paris eingetroffen. Der Verkehr zwiſchen Bittſteller und Miniſter geſtaltete ſich bald zu einem äußerſt regen, da Talleyrand den Fremden häufig aufforderte, »à prendre quelque choſe«. Einmal trägt er in den Salons der Mme. Talleyrand ein Flötenſolo vor. So war er auch am 31. Dezember in kleiner Geſellſchaft dort. Er rühmt die Liebenswürdigkeit der »ſchönen« Gaſtgeberin. Im übrigen ging es recht einfach zu, »rien d'extraordinaire«. Derartige Bemerkungen wiederholen ſich nun ſtändig, ſo daß man den Eindruck gewinnt, als ob es mit des Miniſters Finanzen nicht eben glänzend beſtellt ſei. — Die Geldverlegenheit des Erſten Konſuls war bekannt, gleich der ſeines großen Vorbildes einſt in Rom. Seine Finanzen, heißt es (13. März), befanden ſich in einem kläglichen (délabré) Zuſtande. »Er hätte Paris nicht verlaſſen können, wo er ſo viele Schulden hatte« . . . . »So genommen (?), ſo zerronnen.«

Unter ſolchen Umſtänden mußte das Anliegen des Deutſchen für Konſul wie Miniſter eine willkommene Gelegenheit ſein, ihre leeren Börſen zu füllen. Beide aber — und dazu noch Mme. Talleyrand — waren zu gute Rechner, um aus dieſem Handel nicht möglichſt viel herauszuſchlagen; und das erforderte Zeit.

Am 23. Dezember überreicht der Graf Talleyrand ſeine Note betreffs Bentheim, die dieſer »parcourut au galop«, ſo daß er deren Inhalt unmöglich konnte erfaßt haben. Es kam alſo lediglich darauf an, was der Deutſche — zahlen konnte und wollte. Das aber mußte ſorgfältig ſondiert werden.

Am 1. Weihnachtstage iſt Empfang beim Erſten Konſul. Die dazu nötige koſtbare

Hofkleidung (superbe robe en velours) hatte der Graf sich bei Vacher, »Hofschneider des Ersten Konsuls und Mme. Bonaparte«, für 500 livres anfertigen lassen. — Dreyer — »bon papa, im Grunde träge, aber aus Ehrgeiz sehr fleißig« — macht ihn auf kleine Schwächen des Gewaltigen wie des Ministers aufmerksam: jener höre sich gern »General« anreden, dieser »Exzellenz«, was man »so ganz verloren und ungesucht« müsse einfließen lassen. — Aufgeputzt, mit kunstvoller Haarfrisur erscheint der Graf nun in Begleitung von Dreyer im recht dürftigen (passée et sale) Audienzzimmer des Louvre. An den Wänden lehnen Bündel von Standarten und Fahnen. Der preußische Gesandte Lucchesini, »le plus fin, le plus malin de tous nos diplomates«, fragt ihn nach dem General Blücher — der 1795 des Grafen Gast in Burgsteinfurt gewesen — ob er noch immer ein so großer Trinker und Spieler wäre.... Nun bringt das Tagebuch in deutscher, unbeholfener Sprache eine aus dem unmittelbaren Eindruck hervorgegangene, daher nicht uninteressante Charakteristik des Gewaltigen: »Er ist klein, aber ist, sehr blaß, aber doch nicht kränklich, bekommt auch seit einiger Zeit etwas fleisch.... Seine Miene und Anstand bedeuten nichts, so daß man den großen Mann nicht daran erkennen sollte. Sehr sprechende Augen, freundlich, aber grünlich (?), kurze, krause, etwas dunkle Haare und krumme Nase. Sein Anzug in der nationalen Uniform, blau mit hohen, weißen, breiten Klappen, hohe Stiefel, schlecht sitzend, mit einem Paar ten Epauletten: würde auf der Straße mehr einem Unteroffizier als einem Offizier gleichen. Nichts, nichts in der Welt Auszeichnendes.«... Auch der Verlauf der Audienz bringt »nichts Bedeutendes von Anfang bis zu Ende«. Dreyer fragte er, sehr leise sprechend, zweimal »sur le froid de son pays«, Lucchesini nach dem Gesundheitszustande seines Königs; den Grafen »fixierte« er mehrere Male — die Tour war beendet.

Somit war die Verbindung mit der höchsten Stelle in die Wege geleitet. Vier Wochen später ist Cercle im Tuilerien-Schloß (im Kommune-Aufstande, 1871, verbrannt). Es gab nur Eis, Kuchen und einige Früchte, viel Wasser und wenig Wein«. Gegenüber den glänzenden Toiletten, die von einer »élégance incroyable« — alle überstrahlte die Fürstin Dolgoruki — war Mme. Bonaparte äußerst einfach gekleidet.

Des Grafen Angelegenheit macht keine Fortschritte. Die Verfolgung der Verschwörer gegen das Leben des Ersten Konsuls nimmt diesen ganz in Anspruch. Er soll in der schlechtesten Laune und völlig unzugänglich sein. In der Stadt herrscht Unsicherheit. Die Verhaftungen mehren sich. Endlich wird man auch des »Fameux Georges« (Cadoudal's) habhaft, Pichegru's u. a. Allgemeine Entrüstung ruft der Mord an dem bourbonischen Prinzen Herzog von Enghien hervor, den der Erste Konsul aus Ettenheim im Badischen nach Straßburg hatte schleppen und im Schloß Vincennes erschießen lassen. Frau Bonaparte soll ihren Gemahl fußfällig gebeten haben, diesen »meurtre inutile« nicht zu begehen.

Das war gegen Ende März. Noch hatte der Graf nichts erreicht. Allerlei interessante Bekanntschaften waren dafür ein geringer Ersatz. Auf einem Balle bei Lucchesini entzückte ihn die bezaubernde Mme. Récamier; »savoir si elle est telle le jour«, fügt er skeptisch hinzu, mit Unrecht, wie ihr Bild im Louvre zeigt. — Ein »Freund« Friedrichs II. gesellt in einem Café sich zu ihm, der »fameux poète« d'Arnaud. Nach dem Zerwürfnisse mit Voltaire hatte der große König in einem sechszeiligen Gedichte ihn als den aufgehenden Stern besungen. Der Graf, dessen Gutmütigkeit er des öfteren in Anspruch nahm, da er in der Revolution alles verloren habe — er bezog eine leidliche Rente — bezeichnet ihn als »wenig achtungswerte« Persönlichkeit, »ganz ohne Witz (saillie)«.

Talleyrand, dem die Kunst eigen, »de répondre sans rien dire«, verhält sich neuerdings völlig abweisend. Früher hatte er den Grafen zur Verzichtleistung auf Bentheim, gegen eine hohe Rente, bewegen wollen, gewiß nur, um ihn glauben zu machen, welch hohen Wert Frankreich auf Bentheims Besitz lege, das es — bereits inne hatte. Jetzt, hieß es, wolle sein Herr nichts mehr von der Sache wissen. Viermal habe er ihn mit seinem Portefeuille nach Hause geschickt.

Um so überraschender war für den Deutschen der Verlauf einer neuen Audienz (2. April). In leutseliger Weise redet ihn der Erste Konsul an: »Vous voulez que nous ayons quelque chose ensemble?« ... Dann fragte er nach der Höhe der an England zu zahlenden Summe. Das angegebene

Objekt von 1,800,000 livres fand er recht hoch. Als der Graf aber meinte, Mittel und Wege finden zu können . . ., war er sichtlich erfreut und äußerte scherzend: »Sie haben also wohl einen verborgenen Schatz?«

Der berührte Zustand der konsularischen Finanzen mochte zu dieser Wendung der Dinge hauptsächlich beigetragen haben, zumal der Deutsche sich als — zahlungsfähig erwiesen hatte. Auch der Minister segelte jetzt in demselben Fahrwasser. Bei einem Diner (9. April), wo es, wie früher, recht dürftig herging, keine feinen Weine gab und der Tischwein »abscheulich« war, fragte Talleyrand kurzerhand, wieviel der Graf zu zahlen gedenke; bemerkte aber gleich vorsichtigerweise, er dürfe nicht zu niedrig greifen, sonst werde nichts aus der ganzen Sache. »Mit dem Gelde beabsichtigt der Erste Konsul Hannover zu unterstützen in der teuren und wichtigen Unterhaltung der Truppen« (!). Da bot denn der Graf 800,000 livres. Er möge das in einer Note niederlegen, er (T.) werde diese dem Ersten Konsul baldigst unterbreiten.

Um nunmehr schnell zum Ziele zu gelangen, bittet der Deutsche, mit den Gepflogenheiten unter dem Konsulate bekannt, Dreyer, »en ami promettre à Mme. (Talleyrand) un présent de 50,000 livres«. (16. April.) . . . Er als Gesandter könne doch zu einer solchen »Bestechung« nicht die Hand reichen, wendet dieser ein; muß aber schließlich zugeben, daß derartige »Gratifikationen« durchaus gebräuchlich, ja selbst publiziert zu werden pflegten.

Einige Tage später nun brachte Dreyer die überraschende Nachricht, die »hannoversche Deputation« habe den Ansprüchen des Grafen auf Bentheim völlig entgegengesetzte Einwendungen vorgebracht. Der Erste Konsul wolle nach Talleyrands Versicherung die ganze Angelegenheit an Hannover überweisen. — Das war eine arge Enttäuschung, zumal kurz vorher der Graf mit jenem bereits über den Zahlungsmodus verhandelt. Eine Zahlung von vier zu vier Monaten hatte seine Billigung nicht gefunden; er hatte vielmehr wiederholt betont, der I. Konsul brauche sofort das Geld. Auch Dreyer war der Meinung, daß nur so das Ziel zu erreichen sei; er kenne des I. Konsuls Gepflogenheiten in Geldsachen. Bei sofortiger Zahlung ließe er vielleicht noch etwas ab.

Derselbe gilt für »schmutzig geizig«. Der Klatsch weiß sogar von Falschspielen bei Cambacérès (II. Konsul) zu erzählen, wobei er große Summen gewonnen. Der gerade Deutsche bezeichnet das als ein »mensonge infame«. Er soll übrigens in letzter Zeit besser aussehen und »beaucoup d'embonpoint« bekommen, da er nicht mehr so viel arbeite und — »Madame . . . n'était plus si exigeante«.

Den Zweck jener »Deputation« nun sollte der Graf bald erfahren, wie denn auch Freund Dreyer — freilich post festum — ihm offen erklärte, der I. Konsul wolle noch mehr herausschlagen. Er rät, nicht nachzugeben; schließlich würde man sich doch mit den 800,000 livres begnügen. — So war denn in der Tat jene Gegenüberstellung mit den »Deputierten« bei Talleyrand (24. April) eine Farce. Man unterhielt sich — für das damalige frivole Paris »extraordinaire« — über Literatur. Mme. Talleyrand weiß allerlei pikante Einzelheiten aus dem Eheleben des Vergil-Übersetzers Delille (†1813), wie seine Gattin ihm gelegentlich mit dem Pantoffel das Gesicht bearbeite, so daß die Spuren davon deutlich zu Tage träten. Der Geduldige nenne das »plötzliche Aufwallungen seiner Kleinen« (vivacités de la petite). Einer der Deputierten kannte »Klobestoque« — wie man in Paris sagte — sehr gut aus Hamburg: »Er wäre so kleinlich . . . . nicht der unsterbliche Sänger der Messiade.«

Das negative Ergebnis jener Komödie scheint nun den I. Konsul zur Entscheidung gedrängt zu haben. In einer erneuten Audienz (24. April) redet er den Grafen in sehr verbindlichem Tone an: »Nun, Graf Bentheim, Ihre Angelegenheit steht gut (vos affaires s'arrangent)«. . . . . Wieder folgt ein Diner bei Talleyrand. — Zu essen gab es wenig, so daß der Deutsche hungrig aufgestanden wäre, hätte nicht der Gastgeber selbst ihm einiges zugeschickt. Der Madeira war »assez ordinaire«.

Die Abendblätter des folgenden Tages bringen die verfrühte Nachricht von der Erhebung Bonapartes zum Kaiser der Franzosen.

Endlich, am 12. Mai, fällt bei Talleyrand die Entscheidung: Der Graf zahlt innerhalb 6 Wochen 800 000 livres für die Wiedererlangung Bentheims. »Unter Gottes Beistand« unterzeichnet er die »Konvention«. Talleyrand folgt seinem Beispiele und ver-

spricht die Unterschrift des Ersten Konsuls für den nächsten Tag.

Politische Verwickelungen mit Rußland drohen auszubrechen. Talleyrand, den Dreyer wegen der »Konvention« interpelliert, läßt ihn hart an: »Ob denn der Graf Bentheim glaube, daß man seinetwegen die wichtigsten Staatsangelegenheiten hintansetze« (19. Mai).

Auf dem Marsfelde findet die Truppenvereidigung —: »Je jure obéissance aux Con:titutions de l'Empire et fidélité à l'Empereur« – unter starker Bedeckung statt. Am fol;enden Tage, Sonntag, wird der Kaiser n den Kirchen proklamiert. Die Illumiıation abends ist recht dürftig. Keine rechte 3egeisterung kommt auf. . . . »Überhaupt .lles elend und mager; lieber gar nichts wäre veit besser gewesen.«

Am 23. Mai überreicht der Graf Dreyer eine »Trinkgelderliste« (note de distribution); lenn Talleyrand hatte nunmehr des Kaisers Jnterschrift in baldige Aussicht gestellt. Sie nthält 50 000 livres »pour la voisine« (Mme 'alleyrand), 10 000 für Mathieu, Talleyrands ekretär, 20 000 »pour mon ami« (Dreyer).)ieser tut sehr erstaunt, — nicht über die ım zugedachte Gratifikation, sondern über en Ehrentitel, übernimmt aber schließlich as Verteilungsgeschäft.

Endlich atmet der Graf, in jeder Hinsicht ·leichtert, auf. Aber —, er hatte die Rechung ohne Mme. Talleyrand gemacht. Einige age nachher gab Dreyer ihm die Liste zurück it dem Bemerken: »Unglücklicherweise hat :r erste Punkt von 50 000 auf 100 000 Liv. :h erhöht.« Die »épouse du voisin« habe m eine »scène épouvantable« gemacht und den »beleidigendsten Ausdrücken« (les rmes les plus offensants) für sich die 100 000 ·rlangt; oder aber man würde die Konntion zurückgeben. . . . . Der »Freund« : ihm dringend, Madame den Willen zu n. Dazu bemerkt der Graf in seinen Aufichnungen: »Gott weiß; aber es ist zehn gen eins zu wetten, daß er (D.) seinen ıteil (sa quote-part) davon erhielt. Denn, im Begriff zu gehen, zog er Wechsel hervor, die ihm Madame gegeben habe.«

Was nun blieb dem in die Enge Getriebenen schließlich übrig? — Er begab sich zu Talleyrand, erklärte Madame, »ihrer im Gespräche mit Dreyer gestellten Forderung gerecht werden zu wollen . . . . ., um das Wohlwollen (les bonnes graces) des Ministers zu verdienen.« — Wenige Minuten später hatte er die »Konvention« in Händen, prächtig gebunden in blauen Samt, mit den eingepreßten Goldbuchstaben P. F. (peuple français).

Es war dies das — wertvollste an dem so sauer errungenen Dokument. Denn zwei Jahre darauf nahm Murat, Napoleons Schwager, der neue Großherzog von Berg, die Grafschaften Bentheim und Steinfurt in Besitz. Wieder eilte Graf Ludwig nach Paris. Seine Bemühungen waren dieses Mal ergebnislos. Erst 1817 kehrte er nach Burgsteinfurt zurück, wo er kurz darauf starb. In demselben Jahre erhielt das Geschlecht derer von Bentheim-Steinfurt den Fürstenrang.

Jenes Schriftstück, ein Dokument der skrupellosen Willkür des werdenden Kaiserreiches, bietet auch sonst noch bemerkenswerte Einzelheiten. Zunächst fehlt das Siegel. Es war nach Talleyrands Versicherung — noch nicht fertiggestellt. Im Texte findet sich durchweg die Bezeichnung: »le Premier Consul«, während es am Schlusse heißt: ». . . Sa Majesté l'Empereur approuve et ratifie la convention . . .«. Das N in dem Namenszuge, der des später so charakteristischen Duktus mit dem harten Schwertschnörkel noch völlig entbehrt, ist in nicht eben geschickter Weise aus dem ursprünglichen B(onaparte) umgeändert. Der dabei untergelaufene Klex (pâté) war von »Freund« Dreyer, dem der Graf das Schriftstück zeigte, weidlich belacht worden. Das é endlich kommt einem i sehr nahe und erinnert so an die Inschrift auf der Vendômesäule: »Neapolio imperator«, wie an den kleinen »Nabulio« der korsischen Heimat.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Boston.

Das neue Bostoner Museum und seine bedeutsamste Neuerwerbung.

Mitte November 1909 ist das neue Museum of fine arts in Boston eröffnet worden, ein ganz nach modernen und teilweise eigenartigen Prinzipien eingerichteter Musterbau. Zunächst ist es das erste Museumsgebäude, das nicht allein von vornherein das spätere Wachstum der Sammlung vollauf berücksichtigt, sondern das auch eine bestimmte Unterscheidung zwischen Ausstellungs- und Magazins- bezw. Studienobjekten macht. Diese Unterscheidung hat die ganze Einteilung des Gebäudes beeinflußt. Die ausgezeichnet beleuchtete untere Etage enthält Administration, Arbeitszimmer und Magazine von solchen Gegenständen, die entweder wegen ihrer größeren Anzahl oder weil sie nicht speziell hervorragende oder typische Stücke sind, sich mehr zum Studium als zur ständigen Ausstellung eignen. Diese Gegenstände fallen unter den Begriff »Storage-Exhibition«. Im Gegensatz zu diesen Magazingegenständen enthält das obere Stockwerk die Ausstellungsgegenstände von allgemeinem Interesse und exzeptionellem Wert. Es war in jedem Departement des Museums möglich, eine chronologische Folge der Ausstellungsgegenstände herzustellen, während gleichzeitig noch auf einem oder dem anderen Gang für größere Einzelkollektionen, wie z. B. die von chinesischem Porzellan, japanischen Töpfereien, griechischen Vasen und die ägyptische Spezialsammlung, die unter dem Namen »Way-Collection« bekannt ist, besondere Räume geschaffen wurden. Abgesehen von diesen Sammlungen von Spezialgegenständen folgte aber das Arrangement in jedem Departement historischen Prinzipien. So hat z. B. der Raum, der den nahen Orient umfaßt, sowohl Töpfereien als Metallarbeiten, Holzgegenstände, Brokate, Samt usw.; der Raum, der dem griechischen Quattrocento bestimmt ist, umfaßt nicht allein Marmor- und Bronzewerke, sondern auch Vasen, Münzen und Gemmen; ja selbst in einigen der großen Bildergalerien sind Möbel aus der betreffenden Periode mit untergebracht. Es ist kein Zweifel, daß bei so arrangierten Sammlungen die Vielseitigkeit dem Besucher eine angenehme Abwechslung bietet, während doch gleichzeitig verschiedenartige Gegenstände aus derselben Periode und von derselben Herkunft Licht auf einander werfen. Ein Kunstmuseum darf wohl verschiedenartige Gegenstände, in denen der gleiche künstlerische Geist weht, neben einander stellen. Auf diese Weise kommt das Resultat zustande, daß Ausstellungsstücke eines und desselben Raumes, mögen sie auch in dem verschiedenartigsten Material hergestellt sein, vom Standpunkt der Kunst aus wesentlich gleichartig sind. Und weiter, daß die Entwicklung der Kunst in einem Lande auf dem Weg von einem Raum in den andern im gleichen Departement studiert werden kann. — Innerhalb eines jeden Einzelraumes ist der Versuch gemacht worden, die Gegenstände in einer Weise aufzustellen, daß jedes in seinem besten Licht erscheint. Dazu war einerseits nötig, daß die Gegenstände nicht so dicht aufeinander stehen, andererseits, daß die Umgebung dazu harmoniert. Die Räume selbst sind ohne irgend welchen architektonischen Schmuck. Die Wände sind in hellen Tönen hergestellt, so daß das Auge des Besuchers in keiner Weise von den Gegenständen, die in dem Raume zu finden sind, abgezogen wird. Nur eine einzige Ausnahme ist geschaffen worden, und zwar in dem Departement chinesischer und japanischer Kunst, in dem einfache Holzwände eingeführt sind, um für diese Gegenstände einen passenden und natürlichen Hintergrund zu schaffen. Mit einem Wort, die ganze Ausstellung und das Aufhängen der Schätze des Bostoner Museums ist sorgfältig im Hinblick daraufhin studiert worden, daß die Einrichtung den Besucher selbst darin unterstützt, wie er die Gegenstände am besten sehen und genießen kann, und wie ihn die Kunstwerke selbst erziehen können.

Seit längerer Zeit wissen es eingeweihte Kreise, seit dem Dezemberbulletin (1909) des Museum of fine arts auch Fernerstehende und seit dem Junibulletin (1910) die ganze interessierte Welt, daß das Bostoner Museum seit einigen Jahren ein hervorragendes Werk in seinem Magazine aufbewahrt, um das es alle Museen der alten Welt beneiden müssen, am meisten dasjenige Museum, in dem die andere Hälfte des Werkes aufgestellt ist, das Thermenmuseum in Rom. Denn es ist kein Zweifel, das Pendant zu dem weltberühmten Ludovisithron ist heimlich nach Amerika gewandert. Die »Frankfurter Athena« ist ganz regulär aus Italien hinausgebracht worden, das Pendant zum Ludovisithron ganz heimlich. Es ist maßgebenden Kreisen in Italien merkwürdiger Weise erst durch die Publikation im Junibulletin des Museums bekannt geworden, welch unersetzlicher Schaden dem Heimatlande durch ihre Entführung zugefügt worden ist. Und schon schwirren auch wieder allerlei Gesetzesentwürfe durch die Luft. Man möchte alle im Boden Italiens ruhenden Antiken zum Nationaleigentum erklären, man spricht von absoluten Ausfuhrverboten von Antiken und will das Kind mit dem Bade ausschütten, statt daß man besser aufpaßt und schonungslos gegen heimliche Ausführer, Ausfuhrvermittler und ihre Helfershelfer vorgeht.

Eine ausführliche wissenschaftliche Publikation des Bostoner hochbedeutsamen Neubesitzes ist in Vorbereitung (Prof. Franz Studniczka in Leipzig ist für den alten Kontinent damit betraut). Einstweilen gibt aber Arthur Fairbanks in dem Bostoner Junibulletin folgende Details, die wir in Anbetracht der Schönheit des Werkes und seiner Wichtigkeit für die griechische Kunstgeschichte wie für die griechische Mythologie hier wiederholen. Die Ähnlichkeit mit dem sogenannten Ludovisi-Thron wird bei dem Bostoner Werk sofort ins Auge fallen. Die Dimensionen des Marmors korrespondieren, wenn auch nicht bis zur äußersten Exaktheit. Die Höhe des Bostoner Reliefs beträgt ungefähr 5 cm mehr, als die anzunehmende Fortsetzung der Abdachung auf

der Höhe des römischen Reliefs vermuten läßt. Die Breite auf dem oberen Ende des Reliefs ist 7—8 cm größer in Boston. Die Breite des längeren Flügels des Bostoner Reliefs ist genau die gleiche wie die der beiden Seiten des römischen. Die Dimensionen auf der Innenseite stimmen vollständig, abgesehen davon, daß die Seiten des Bostoner Reliefs sich nach oben verschmälern, während die Seiten des römischen sich leicht verbreitern. Petersen hat nachgewiesen, daß der untere Teil des römischen Reliefs abgeschnitten worden ist, vielleicht um mit Metallornamenten versehen zu werden; auf diese Weise ist das untere Ende der Szene etwas in Unordnung. Auf dem Bostoner Relief ersetzen feine, langgezogene Voluten, auf denen Palmetten ruhen, das, was in Rom augenscheinlich verloren gegangen ist. In der ganzen Form, in der Kurve, die das untere Ende der dargestellten Szenen abgrenzt, in der Darstellung selbst, in dem Stil der Arbeit korrespondieren aber die beiden Werke so sehr, daß wir fest annehmen dürfen, daß sie zusammen entstanden sind, und zwar, um zusammen zu gehören. Die Szene auf der Langseite des Reliefs zeigt eine beschwingte Figur, die zwei kleine nackte, jugendliche Gestalten in Gegenwart zweier sitzender Frauen wägt. (Die Wage und ihr Inhalt fehlt auf der Abbildung des Bulletins; die Öffnungen auf der Brust des wägenden Gottes und auf seinen Flügeln zeigen, daß die Wage aufgesetzt war.) Auf einer dem Amasis zugeschriebenen Vase im Louvre-Museum wägt Hermes die Seelen zweier Krieger in Gegenwart einer Frau (Thetis?) und von Zeus; eine zweite, wenig spätere Vase (Kylix) im Louvre zeigt Hermes als Seelenwäger zwischen einem beschwingten Eros und Thetis, während auf der andern Seite der Kylix der Zweikampf zwischen Achilleus und Memnon dargestellt ist. Derartige Szenen sind noch mehrfach nachweisbar. Auch eine im Bostoner Museum; so scheint klar zu sein, daß der Bildhauer seine Inspiration entweder aus Vasenbildern der ersten Hälfte des fünften Jahrhunderts zog, wie sie in großer Anzahl in Italien gefunden worden sind, oder von dem Prototyp dieser Vasengemälde. Diese Gestalt des Hermes, wenn es Hermes wirklich ist, stimmt genau zu den beschwingten Erosfiguren auf den frühen rotfigurigen Lekythen, und die sitzende Figur auf der Rechten ist vom Typus der Penelope auf einer Vase aus Chiusi, wobei man ganz selbstverständlich auch an die vatikanische Penelope denken muß. Haben wir das Recht, die Szene eine Seelenwägung (Psychostasia) mit Thetis zur Linken und Eros zur Rechten des Beschauers zu nennen? Der Fisch am äußersten unteren Ende dürfte vielleicht diese Ansicht bestätigen, während der Granatapfel in der rechten Ecke wohl auf den Tod Memnons Bezug haben kann. Dazu tritt, daß die Geburtsszene auf dem Ludovisi-Thron eine Anspielung auf den Tod in dem dazu gehörigen Bostoner Teil wohl voraussetzen mag. Sicher steht, daß man, wenn es sich um ein Vasengemälde handeln würde, die Mittelfigur mit der Wage Eros nennen würde, daß aber die Miniaturjünglinge in den Vasenschalen unbewaffnete Krieger sind, weil deren Darstellung in Waffen auf einem Relief von solchem Charakter schwierig gewesen wäre.

Der Zusammenhang des Bostoner Marmorwerkes mit dem Ludovisi-Thron tritt aber mit unbedingter Sicherheit zutage, wenn der Kitharaspieler auf dem rechten Seitenflügel mit der nackten Flötenspielerin auf dem römischen Werke verglichen wird. Der eine ist der Kontrepart des anderen, und abgesehen von einigen Verschiedenheiten in der Reliefbehandlung ist der Geist des Werkes ganz der gleiche. Die Oberfläche ist mit der äußersten Schönheit und Grazie ausgearbeitet, wenn auch das anatomische Verständnis fehlt. (Die Form und die Biegung der Kissen, auf denen der Bostoner Kitharöde und die römische Flötenspielerin, wie auch die römische Frau mit dem Weihrauchbecken sitzen, sind ganz genau die gleichen.) Die Szenen sind so nah miteinander verwandt, daß wir auch einen Zusammenhang zwischen der bekleideten Frau vor dem Weihrauchständer auf der anderen Seite des römischen Reliefs und dem so charakteristischen alten Weib auf der zweiten Seite des Bostoner Reliefs zu suchen haben. Der Realismus dieses Gesichtes einer alten Frau hat überhaupt in der frühen Skulptur nichts, was zum Vergleich herangezogen werden kann; höchstens können wir dabei an den sogenannten Seher (»sinnender Greis«) des Olympiagiebels denken. Die Runzeln der alten Frau sind in der gleichen liebevollen Sorgfalt ausstudiert wie die Falten des Gewandes. In der rechten Hand muß die Frau einen gekrümmten Gegenstand erhoben haben, der zum größten Teil jetzt weggemeißelt ist. Das Relief ist hier sehr enge zusammengezogen (die alte Frau sitzt daher viel aufrechter da als die Frau vor dem Weihrauchständer in Rom); die Knie sind ganz heraufgezogen, so daß die Figur mit Ausnahme der vorgestreckten Füße den ganzen Raum ausfüllt. Wenn die Analogie mit dem Ludovisi-Thron festgehalten wird, so muß man für diesen ein fehlendes Marmorstück konjizieren, das die unteren Voluten komplettierte, und das vielleicht einen Altar vorstellte.

M.

Mitteilungen.

Zur Methodologie der Prähistorie.

In einem Schreiben dd. Bayreuth, Haus Wahnfried, 9. Juli 1910 beschwert sich Houston Stuart Chamberlain bei mir bitter darüber, daß ich in meinem Aufsatz »Geschichte und Vorgeschichte« ihm die Ansicht imputiert habe, der Mensch fange erst beim Germanen an. Bei der allgemeinen Bekanntheit, der sich die »Grundlagen« dieses hervorragenden Schriftstellers erfreuen, ist es wohl kaum nötig zu bemerken, daß er jene Ansicht nicht wörtlich so ausgedrückt hat, weder mit Bezug auf den gewöhnlichen, noch auf den ihm eigentümlichen Begriff des Wortes Germanen. Er verweist ausdrücklich auf S. 61 f. des genannten Werkes. Ich glaube also nicht, daß es überhaupt möglich war, ihn durch jene Breviloquenz, die er einen billigen Feuilletonsarkasmus nennt, öffentlich zu verleumden. Sollte es nach seiner Meinung doch geschehen sein, so nehme ich keinen Anstand, mich deutlicher auszudrücken, auf die Gefahr hin, daß dies für einen Widerruf gehalten wird, was es doch

nicht sein soll. In meinem Buche Natur- und Urgeschichte des Menschen I, 464 suchte ich dem Standpunkte Chamberlains mit folgenden Worten gerecht zu werden: »Alle anderen älteren und neueren Völker ...« (d. h. die nicht unter den erweiterten Germanenbegriff fallenden) »haben keine Geschichte, sind kaum Menschen zu nennen, verdienen unsere Beachtung nicht. Vom praktischen Standpunkt einer ungeſtüm aufwärts drängenden, einseitigen, wenn auch höchſt erfolgreichen Kulturrichtung iſt das wohl zu begreifen. Auch vom Standpunkt des Künſtlers« (den Chamberlain ja einnehmen will). »Die Wissenschaft muß zwar einen anderen einnehmen, aber sie darf auch von ihrem Standpunkte aus nicht praktisch werden wollen und irgendeiner Kulturrichtung der Wirklichkeit in den Arm fallen. Daß er dies rügt, darin hat Chamberlain allerdings recht. Unsere eigene Kultur und deren mögliche Ziele dürfen wir uns auch von der Wissenschaft nicht verekeln lassen. Dagegen iſt einiger Kulturſtolz, ja sogar etwas Überhebung, dienlicher, als die von sozialen Anthropologen und Ethnologen gepredigte Demut, oder jene Entsagung, mit der wir einem Sklaven unser Schwert reichen und unser Haupt verhüllen.«

Ich habe Chamberlains »Grundlagen« nicht nur, was er bezweifelt, gelesen, sondern ich glaube, sie, nach dem Angeführten, auch verſtanden zu haben. Sollte mein Verſtändnis mangelhaft gewesen sein, so hätte entweder bei mir die Kraft der Auffassung nicht ausgereicht, oder es wäre überhaupt nicht leicht, seine letzte Meinung kurz zusammenzufassen. Auf keinen Fall wollte ich ihm Unrecht tun, und darüber, wie das Wort Mensch in einer solchen Kontroverse aufzufassen iſt, sollte schon gar kein Zweifel herrschen. Es bedeutet den geschichtlichen Menschen im Gegensatz zum ungeschichtlichen, d. h. zum vorgeschichtlichen oder zu dem auch in späterer Zeit noch geschichtsunfähigen. In diesem Sinne nimmt der geschichtliche Mensch ja allerdings eine höhere Entwicklungsſtufe ein, als die anderen Gruppen. Was mich in dem Aufsatz über Geschichte und Vorgeschichte auf den Namen Chamberlain gebracht hat, war eine gewisse Ähnlichkeit seiner Ideen mit der Geschichtsauffassung Eduard Meyers, die ja beide, wenn auch mit äußerſt verschiedenen Zielen, von der Gegenwart ausgehen und die moderne Kultur der weſteuropäischen Völker als den großen Wandhaken ihres hiſtorischen Interesses feſthalten. Damit haben die Hiſtoriker, zu denen ich auch Chamberlain trotz aller Koketterie mit seiner Ungelehrtheit rechnen muß, als Hiſtoriker unbedingt recht, und die Frage, welche ich in meinem Aufsatz erörterte, war eine ganz andere, nämlich die, ob wir die vorgeschichtlichen Menschengruppen nach Maßgabe ihrer chronologischen und ethnologischen Faßbarkeit in zwei Klassen einteilen sollen: solche, die wegen ihrer tiefſten hiſtorischen Nebelhaftigkeit den Geschichtschreiber nichts angehen und zum Teil nicht einmal Menschen waren, und solche, die dem Hiſtoriker näher liegen, und denen daher nach Möglichkeit (oder auch Unmöglichkeit) Jahreszahlen und Völkernamen aufgeprägt werden sollen. Dagegen habe ich mich ausgesprochen, da es nur sekundäre, in der Überlieferung liegende Gründe sind, welche diese Scheidung rechtfertigen, und da die Prähiſtoriker in Willfährigkeit gegen die Geschichtschreiber auf dem beſten Wege sind, aus der Vorgeschichte Europas eine fable convenue herzuſtellen, die jeder kritische Windſtoß über den Haufen werfen kann. Es iſt faſt noch ein Glück zu nennen, daß diese Märchen einander widersprechen und deren Erzähler sich gegenseitig ziemlich unglimpflich behandeln. Am schlechteſten sind sie allerdings auf den zu sprechen, der jeder Mythenbildung widerſtrebt, und den sie deshalb als anmaßenden Nichtethnologen brandmarken. Diese Bemerkungen beziehen sich natürlich nicht auf Chamberlain, der in seinem Buche allen Ursprungsfragen ausgewichen iſt, da es, wie er mir neuerlich schreibt, »nicht der Wissenschaft, sondern dem Leben, nicht der Theorie, sondern der Tat galt.« Sie beziehen sich auch nicht auf Ed. Meyer; denn dem ernſten Hiſtoriker braucht nicht gesagt zu werden, daß der Gewinn, den ihm die so präparierte Vorgeschichte verschafft, für ihn nur wenig Reiz haben kann.

M. Hoernes (Wien).

*

Zur Geschichte der Donatiſten. Ein zusammenfassender Aufsatz von Paul Monceaux in einer der neueſten Nummern der »Revue de l'hiſtoire des religions« bringt einen summarischen Bericht über die Geschichte der Donatiſten vor dem hl. Auguſtin, der der Führer in der Aktion zur endgültigen Niederlage des Donatismus gewesen iſt, auf Grund der gesamten Literatur über diese gewalttätigen Sektierer. Das donatiſtische Schisma, das ohne Zweifel seine Wurzel in der Armut und dem Elend der afrikanischen Provinz gefunden hat, wurde begünſtigt durch die religiösen Launen einer reichen Spanierin namens Lucilla, einer der frommen Frauen, die einen ganz übertriebenen Glauben in die Kraft der Reliquien hatte. Als ein Geiſtlicher sie deshalb offiziell tadelte, weil sie vor dem Kelchgenuß ein Märtyrergebein geküßt hatte, wurde ihr Haus der Vereinigungspunkt der Unzufriedenen, die endlich den Bischof Donatus von Casae Nigrae überredeten, daß er das Joch der römischen Kirche abwerfen und die Unabhängigkeit der Kirche von Karthago proklamieren solle. Als durch Konſtantins Edikt im Jahre 316 die donatiſtische Kirche heftigen Verfolgungen ausgesetzt wurde, antwortete sie auf die gleiche Weise. Greueltaten wurden auf beiden Seiten begangen, die sich zumeiſt bei Gefechten in den Kirchen der Provinz abspielten. Als der Kaiser später (321) eine gewisse verächtliche Toleranz gegenüber den Donatiſten erkennen ließ, profitierten sie davon, indem sie jene berüchtigten Banden bildeten, die Circumcelliones, die mit dem Kampfruf »deo laudes« die Arbeit ihrer fuſte ihrer Knüppel, heiligten und die plündernd durch Numidien zogen in der Art der Jacqueries des französischen Mittelalters. Wie sie sich so im allgemeinen in der Opposition zu der beſtehenden Ordnung der Dinge fanden, neigten sie auch zu Doktrinen hin, die wir heutzutage als kollektiviſtisch oder soziáliſtisch bezeichnen; und es fehlte auch nicht bei ihnen an Reichen, die alle ihre Güter der

Kirche schenkten. Nachdem Julian den Thron bestiegen hatte, durften sie wieder aufatmen, und sie nützten diese Zeit tapfer aus, so daß sie, wenn wir ihren Gegnern glauben dürfen, es ihren Verfolgern in vollem Maße wieder heimzahlten. Mit dem Tode Julians mußten sie wieder zurückweichen, und als sie sich an der Revolte des Firmus beteiligten, blieb dem Kaiserreich nichts anderes übrig, als sie mit Gewalt zu unterdrücken. Sowohl Valentinian wie Gratian erließen heftige Edikte gegen sie, so daß sie unter sich selbst sich zu bekämpfen begannen und sich in untereinander feindliche Sekten zersplitterten. Nichtsdestoweniger scheinen sie noch weiter bestanden zu haben und in der Zeit, als Augustin zum Bischof geweiht wurde (395), waren sie in Afrika sogar mächtiger als die Katholiken. Die Schwäche und die Zwietracht, die solche religiöse Bewegungen für den ganzen christlichen Glauben mit sich brachten, war sicher mit eine Ursache, daß es mit dem ganzen römischen Reiche abwärts ging, und daß der Osten für die Christenheit verloren ging. —M.

*

Das Eisenland der Zukunft. Die ungeheure Zunahme der Eisen- und Stahlproduktion, die wir in allen Kulturländern insbesondere im letzten halben Menschenalter erlebt haben, läßt die großen Hüttenwerke schon heute besorgte Berechnungen darüber anstellen, wie lange die Eisenvorräte des eigenen Landes ausreichen werden und woher man nötigenfalls Ersatz nehmen könnte. In Ländern mit wenig entwickelter Industrie, aber mit großen Eisenerzlagern wird sich daher aller Voraussicht nach schon bald ein scharfer Konkurrenzkampf der eisenproduzierenden Völker einstellen. Für Schweden gilt dies in gewissem Grade schon jetzt. Man wird daher mit größter Spannung auf dem Internationalen mineralogischen Kongreß, der demnächst in Stockholm stattfindet, die Nachricht vernehmen, daß große Eisenerzlager in einem Lande vorhanden sein sollen, das bisher in dieser Beziehung noch nicht sehr hervorgetreten ist: Brasilien wird den Mitgliedern des Kongresses eine bisher sorgfältig geheim gehaltene Veröffentlichung überreichen, die auf Grund genauer Untersuchungen dartun soll, daß dort ungeheure Eisenerzlager vorhanden sind. Bisher ist das Land in dieser Beziehung wenig hervorgetreten. Seit mehr als 100 Jahren sind zwar verschiedene Hochöfen entstanden, meist aber wieder eingegangen. Auch das Werk, das die Kaiserliche Regierung in Ypanema im Staate Sao Paolo zur Gewinnung von Roheisen errichtet hatte, wurde wieder aufgegeben, da es nicht einmal die Kosten deckte. Augenblicklich sind die wichtigsten Eisenwerke die von Esperança und von Wigg. Man wußte, daß reiche Eisenerzlager in der ganzen Küstengegend von Santa Catharina bis Ceará zu finden sind und im Innern des Landes in Goyaz und namentlich im Staate Minas Geraes. Dort sind insbesondere große Itabirit-Lager in Caraça vorhanden, die so außerordentlich mächtig sein sollen, daß sie den doch heute schon riesenhaften Verbrauch der ganzen Welt an Eisen, der sich auf etwa 50 Millionen Tonnen jährlich stellt, nicht weniger als 160 Jahre hindurch decken könnten. Die nähere Untersuchung, die die brasilianische Regierung veranlaßt hat, soll nun zeigen, daß im Staate Minas Geraes an 52 verschiedenen Orten Eisenerze von solcher Reinheit vorhanden sind, daß sie 60—75 % Eisen enthalten sollen. Der Gesamtbetrag dieser hochwertigen Eisenerze, die noch dazu leicht zugängig sein sollen, also verhältnismäßig geringe Abbaukosten erfordern, wird von den Sachverständigen der Regierung auf mindestens 12 Milliarden Tonnen geschätzt. Außerdem sollen ähnlich hochwertige Eisenerze noch in 7 anderen Staaten in Brasilien zu finden sein, während gute, aber nicht ganz so ausgezeichnete Erze auch in sämtlichen anderen Staaten vorhanden sein sollen; Brasilien setzt sich aus 20 Einzelstaaten (den ehemaligen Provinzen) zusammen. In den Ablagerungen der Staaten Minas Geraes, Sao Paolo, Bahia und Matto Grosso ist hauptsächlich Hämatit zu finden, in den übrigen vorwiegend Magnesit. Die Eisenerzlager des Staates Minas Geraes liegen freilich etwa 500 Kilometer von der Küste entfernt. Es nützt nicht viel, daß sie andererseits inmitten der am dichtesten bevölkerten Gebiete des Innern liegen und an der Straße, die zu den Diamantenbergwerken des nördlichen Teils des Staates führt. Man beabsichtigt deshalb, um eine Ausbeutung der Eisenerzlager von Minas Geraes vornehmen zu können, eine Eisenbahn von dort an die Küste, und zwar nach dem ausgezeichneten Hafen Victoria zu führen. Brasilien könnte bei dem grossen Reichtum dieser Eisenerzlager das reichste Eisenland der Zukunft werden — wenn es genügend Kohlen hätte. Die bisher entdeckten Kohlenlager machen aber die Entstehung einer grossen Industrie noch nicht möglich. Da auch entsprechend große Wasserkräfte in dem überwiegend flachen Lande nicht vorhanden sind, wird Brasilien daher zunächst die Hoffnung aufgeben müssen, eines der ersten Eisenländer der Welt zu werden, und wird sich mit der kleineren, aber immerhin der Bedeutung nicht entbehrenden Rolle begnügen müssen, unter den Eisenerzländern mit in die erste Reihe zu treten. Das Ausland, insbesondere die Vereinigten Staaten von Nordamerika, aber auch die europäischen Eisenproduktionsländer werden das brasilianische Eisenerz gern kaufen, wenn es ihnen billig genug geboten wird. Daher ist der Bau der Bahn vom Staate Minas Geraes nach Victoria überaus wichtig. Viele andere der besten Eisenlager Brasiliens liegen glücklicherweise der Küste sehr viel näher. Brasilien wird also in Zukunft sicherlich eine bedeutende Rolle als Eisenerzland beschieden sein.

*

Im Observatorium auf dem Mount Wilson in Kalifornien wird die vierte Konferenz der »Internationalen Vereinigung zu gemeinsamer Arbeit in der Sonnenforschung« vom 29. August bis zum 6. September stattfinden. Vierzig Astronomen und Physiker aus Europa haben bereits ihre Absicht, an dieser Versammlung teilzunehmen, erklärt. Die Leitung der Veranstaltung hat Professor Bailey von der Sternwarte des Harvard-College in Cambridge übernommen.

Vorlesungen

an der

Königlichen Christian-Albrechts-Universität zu Kiel

im Winter-Semester 1910/11.

Beginn des Semesters am 16. Oktober 1910. — Den unentgeltlichen Vorlesungen ist ein g beigefügt.

Theologische Fakultät.

O. Prof.: A. Klostermann (Dek. v. 1. Jan. ab): Ueb. d. alttest. Sem. (2 g); Gesch. Israels v. Salomo b. Nehemia (4); Erkl. d. nachexil. Prophetenbücher (2); Erkl. d. Hohen Liedes (2); Grammatische Erkl. d. Richterbuches f. Anf. i. Hebräisch. (1). — Baumgarten: Katechet. Ueb. (2); Homiletische Ueb. (2 g); Liturgik (m. Einschl. d. Gesch. d. Gottesdienst.) (4); Gesch. d. Erbauungsliteratur (2); Die Wunder d. Neuen Test., religionsgeschichtlich u. prakt. betrachtet (2 g); Die Probleme d. mod. Pädagogik (2 g). — Mühlau: Ueb. d. neutest. Sem. I (Jakobusbriefe) (1 g); Kursor. Erkl. d. paulin. Briefe (exkl. Römer- u. Pastoralbriefe) (3). — Schaeder: Ueb. d. system. Sem. (Orthodoxie, Pietismus und Gemeinschaftswesen i. ihr. Verhältnis z. Christentum) (2 g); Dogmatik I (4); Dogmat. Konversat. üb. d. Unterschied zwisch. luth. u. reform. Frömmigkeit (2). — Ficker: Kirchengesch. Ueb. i. Sem. (2 g); Dogmengeschichte (5). — Leipoldt (Dek. b. 1. Jan): Erkl. d. Römerbrief. (4); Leben Jesu (3); Koptische Ueb. (1); Neutest. Sem. II: D. v. Paulus bekämpften Irrlehrer (2 g); Jesus i. 19. u. 20. Jahrh. (f. Stud. all. Fak.) (1 g).

Ao. Prof.: Eichhorn: Gesch. d. theolog. Hauptprobleme (1 g); Kirchengesch. II (5). — E. Klostermann: D. latein. altchristl. Literatur, f. Theol. u. Philol. (1 g); D. Lukasevangel. m. d. synopt. Parallelen (4); Griech. Kurse: a) f. Anf.: Elemente u. Xenophonlektüre (3); b) f. Vorgeschr.: Syntax u. Platonlektüre (3).

Juristische Fakultät.

O. Prof.: Hänel: Deutsch., insbes. preuß. Verwaltungsrecht (3); Völkerrecht (3); Uebungen im Staats- und Verwaltungsrecht, mit Kaufmann (2). — Pappenheim: Deutsche Rechtsgesch. (4); Bürgerliches Recht IIa (4); Deutschrechtliche Uebungen (1 g); Handelsrechtsprakt. (1½). — Niemeyer: Bürgerl. Recht Ib (Rcht der Schuldverhältnisse) (3); Interpellationsüb. i. d. Digesten (1½); Seminar f. internat. Privatrecht u. Rechtsvergl., in zu verabred. Stund. (g). — Kleinfeller: Strafprozeßrecht (3); Zivilprozeßrecht II (3); Interpretationsüb. (Quellen d. Prozeßrechts) (1 g); Zivilprozeßrechtl., d. bürgerl. Recht mitumfassende Ueb. m. schriftl. Arb. (2). — Triepel (Dek. b. 1. Jan.): Deutsch. Reichs- u. Landesstaatsrecht, m. bes. Berücksicht. d. preuß. Staatsrechts (5); Das parlamentar. Wahlrecht (1 g); Oeffentl. rechtl. Ueb. (2). — Rabel (Dek. v. 1. Jan. ab): Bürgerl. Recht IIc (4); Einführ. i. d. Papyrusforsch. (1 g); Repetitor. d. röm. Privatrechts (3); Ueb. i. bürgerl. Recht f. Fortgeschr. m. schriftl. Arb. (2). — Liepmann: Deutsch. Strafrecht (5); Deutsch. Zivilprozeß I (5); Strafrechtl. Ueb., m. schriftl. Arb. (2); Kriminalist. Sem.: Untersuch. üb. „Fahrlässigkeit" (1 g).

Ao. Prof.: Weyl: Handels- u. Schiffahrtsrecht (5); Grundzüge d. deutsch. Privatrechts (4); Wechselrecht (1 g); Ueb. i. bürgerl. Recht f. Anf., m. schriftl. Arb. (1½). — Wedemeyer: System d. röm. Rechts (5); Bürgerl. Recht Ia (5); Repetitor. d. bürgerl. Rechts (3); Bürgerl.-rechtl. Sem., nur f. Vorgesch. (1 g).

Privatdoz.: Opet: Uebers. üb. d. Rechtsentwicklung i. Preuß. (2); Bürgerl. Recht IIb (5); Konversator. üb. Zwangsvollstreck,- u. Konkursrecht u. freiw. Gerichtsbarkeit, m. fak. schriftl. Arb. (2). — Maschke: Röm. Rechtsgesch. (5); Einführ. i. d. Rechtswissenschaft (Enzyklopädie), m. Ueb. (2); Kurse z. Einführ. i. d. Latinität d. röm. Rechtsquellen: a) f. Anf. (2); b) f. Vorger. (Interpretation u. Prakt. d. Digesten) (2); Konversatorium d. bürgerl. Rechts, m. Klausurarb. (2); Deutsch. Sozialrecht II (Versicherungsrecht (1 g): Gewerberechtspolitik u. Sozialpolitik, m. Exkurs. (1½). — Beseler: Griech. Privat- u. Prozeßrecht, (2); Römischrechtl. Ueb. a. d. Hand d. Quellen (Digesten u. Gaius), m. fak. schriftl. Arb. (2). — Kaufmann: Kirchenrecht (4); Besprech. verwaltungsrechtlicher Fragen, i. Anschl. an Entscheid. d. Oberverwaltungsger. (1); Bürgerkunde (Einführ. i. d. Politik u. d. Staats- u. Verwaltungsrecht) (2); Ueb. i. Staats- u. Verwaltungsr. (zus. m. Hänel) (2).

Medizinische Fakultät.

O. Prof. Hensen: Physiol. II (Verdauung, Stoffwechsel u. animale Funktionen (6); Physiol. d. Gehörs u. d. Sprache (1 g); Physiol. Prakt. zus. m. Klein u. Höber (2). — Heller: Allgem. Pathol. u. allgem. pathol. Anatomie (3); Pathol. anatom. Demonstrationskurs (3); Sektionsüb. (zus. m. Doehle) (18); Arb. i. pathol. Institut, nach Verabredung (zus. m. Doehle) (g). — Fischer: Allgem. Hygiene, m. Demonstr. (5); Hygien. bakteriol. Kurs (3). — Siemerling: Psychiatr. u. Nervenklin. (3); Poliklin. f. Nervenkrankh. (1 g); Forens. Psychiatrie f. Med. u. Jur. m. Krankenvorstellung (1); Bau u. Leben d. Gehirns, m. Demonstrationen (1 g). — Graf v. Spee (derz. Dek.): System. Anat. d. Menschen I (6); Topograph. Anat. II (Brust, Bauch, untere Extremität) (3), vor Weihnachten (4½); Anatom. Präparierüb. (zus. m. Meves u. v. Korff) (39); Anat. u. Histol. d. Sinnesorgane (1 g); Anleit. f. Geübte (zus. m. Meves) zu verabred. (g). — Heine: Augenklin. (4); Augenspiegelkurs (2); Augenoperat. (2 g); Arb. i. Laboratorium, zu verabred. (g); Gesundheitspflege d. Augen, m. Demonstrat. f. Hör. all. Fak. (1 g). — Anschütz: Chirurg. Klinik (6½); Chirurg.-orthopäd. Poliklinik (1); Asept. Operat., tägl. vormitt. (g). — Lüthje: Med. Klinik (6½); Ausgew. Kap. a. d. patholog. Physiol. u. d. spez. Pathologie (1 g). — Franz: Geburtshilfl.-gynäkol. Klinik (5); Gynäkol. Operat. (12 g); Gynäkol. Untersuchungskurs (m. Hoehne) (2).

O. Honorarprof. Hoppe-Seyler: Diagnost. u. therapeut. Ueb. (2); Chem. u. mikrosk. Untersuch. d. Se- u. Exkrete (zus. m. Böhme) (2); Spez. Pathol. u. Therapie d. Infektionskrankh. (1 g).

Ao. Proff. Falk: Pharmakol. m. Demonstrat. (5); Rezeptierkunde m. Ueb. (m. bes. Rücks. auf Kassenpraxis) (3); Pharmakol. Prakt. (f. Med.) (2½); Pharmakognosie m. Demonstrat. (3); Pharmakognost. Prakt. (2); Ueb. chem. Konstitution u. pharmakol. Wirkung (1 g). — v. Starck: Med. Poliklinik (m. anschl. Referatstunde) (2); Kinder-Poliklin. u. -Klinik (3); D. natürl. u. künstl. Ernähr. i. Säuglingsalter (1 g). — Friedrich: Untersuchungsmethod. v. Kehlkopf, Nase u. Ohren m. prakt. Ueb. (2); Poliklin. d. Ohren-, Nas.- u. Halskrankh. (2); Arb. i. d. Poliklin. f. Ohren-, Nasen- u. Halskrankh. f. Fortgeschr. (12 g). —

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57. | 4. Jahrgang Nr. 34 20. August 1910 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die deutsche Zoologie und die modernen biologischen Forschungsrichtungen.

Von Richard Hertwig, Professor an der Universität München.

Auf dem Gebiete der biologischen Wissenschaften hat sich im Laufe der letzten Dezennien ein Umschwung in den Forschungsrichtungen entwickelt, welcher mit iedem Jahre an Bedeutung gewinnt. Neue Bahnen wurden der wissenschaftlichen Untersuchung erschlossen und haben besonders)ei der jüngeren Generation ein so lebhaftes nteresse gefunden, daß viele Probleme, velche im vorigen Jahrhundert die Wissenchaft auf das lebhafteste beschäftigt haben, n den Hintergrund gedrängt wurden. Es t unausbleiblich, daß diese neuere Richtung 1 der Biologie auf die dem Unterricht und er Forschung gewidmeten Anstalten einen iächtigen umgestaltenden Einfluß ausüben 'ird. Dieser wird sich auf dem Gebiet er Zoologie viel mehr bemerkbar machen s auf dem Gebiet der Schwesterwissenschaft, er Botanik, die seit jeher durch den esitz der botanischen Gärten für wissenhaftliche Forschung ungleich reicher ausgettet ist. Daher tritt an den Zoologen die otwendigkeit heran, sich mit der Frage zu schäftigen, welche Umgestaltungen und Ereiterungen unsere wissenschaftlichen Anlten erfahren müssen, um den Forderungen r Neuzeit gerecht zu werden.

Wenn wir von der Entwicklungsgeschichte absehen, die der Natur der Sache nach von Anfang an gezwungen war, einen großen Teil ihrer Untersuchungen am lebenden Objekt anzustellen, beschäftigte sich die Zoologie des 19. Jahrhunderts vorwiegend mit dem abgetöteten Tier. Am konservierten Material unserer Sammlungen studierte der Systematiker die unterscheidenden Merkmale der Tiere, welche es ermöglichen, Familien, Gattungen, Arten und Varietäten aufzustellen, ermittelte der vergleichende Anatom die wunderbare Gesetzmäßigkeit, die den inneren Bau der Tiere beherrscht und zu einer so wichtigen Stütze für die Deszendenztheorie geworden ist.

Von der Zoologie des 20. Jahrhunderts wird man dagegen einmal sagen können, daß das lebende Tier in den Mittelpunkt des Interesses getreten ist. Die moderne Zoologie wird immer mehr zur Biologie im strengsten Sinne des Wortes, zu einer Wissenschaft des Lebens in allen seinen Erscheinungsformen. Ihre wichtigsten Forschungsmethoden sind das Experiment und die planmäßige Züchtung geworden. Es würde ja nicht richtig sein, wenn man sagen wollte, daß derartige Bestrebungen früheren Jahrhunderten völlig fremd gewesen seien. Was man aber mit vollem Recht behaupten

kann, ist, daß sie zu keiner Zeit eine so dominierende Stellung sich errungen haben, wie es in der Neuzeit der Fall ist.

Unter den biologischen Problemen, in deren Behandlung der besprochene Umschwung der Methodik am meisten zum Ausdruck kommt, stehen die Probleme der Variabilität und Erblichkeit im Vordergrund. Als Darwin vor 51 Jahren sein Epoche machendes Werk über den Ursprung der Arten schrieb, war er genötigt, diese Grundpfeiler jeder Abstammungslehre zu erörtern. Was er hierbei an Beweismaterial für seine Anschauungen beibringen konnte, verdankte er vorwiegend den Ergebnissen, zu denen Tier- und Pflanzenzüchter gelangt waren, deren Arbeiten teils vom praktischen, teils vom sportlichen Interesse veranlaßt worden waren. Streng wissenschaftliche Untersuchungen lagen abgesehen von den von ihm selbst angestellten nur in beschränktem Maße vor.

Was zunächst die Variabilität anlangt, so unterschied Darwin zwei Arten derselben, die fluktuierende und die sprungweise. Das Wesen der fluktuierenden Variabilität ist darin gegeben, daß die Angehörigen einer Art vom mittleren Artcharakter in mehr oder minder erheblichem Grad abweichen und zwar in der Weise, daß sie sich zu einer kontinuierlichen Reihe anordnen lassen, sofern dem Untersucher eine genügend große Anzahl von Individuen zur Verfügung steht. Die Endglieder der Reihe können dann ganz erheblich von einander verschieden sein; zwischen zwei aufeinander folgenden Gliedern der Reihe dagegen sind die Unterschiede sehr gering, so daß man ganz allmählich von einem Endglied der Reihe zum andern übergeleitet wird. Am klarsten sind diese Verhältnisse, wenn die Variabilität sich auf quantitative Merkmale erstreckt; ausgehend von einer mittleren Größe kann man dann Plus- und Minusvarianten, größere und kleinere Formen unterscheiden. Man kann die fluktuierende Variabilität einem Pendel vergleichen; der mittlere Artcharakter entspricht der Ruhelage des Pendels; die extremen Variationen den äußersten Ausschlägen, welche das in Bewegung gesetzte Pendel ergibt.

Der fluktuierenden Variabilität hat nun Darwin die sprungweise Variabilität entgegengesetzt; sie ist dadurch ausgezeichnet, daß innerhalb einer Art plötzlich und unvermittelt Individuen auftreten, die sich von den übrigen erheblich unterscheiden und nicht durch Übergänge mit ihnen verbunden sind. Solche sprungweisen Variationen sollen äußerst selten vorkommen. Daher maß ihnen Darwin für die Bildung neuer Arten keine größere Bedeutung bei. Das wichtige für die Deszendenzlehre seien vermöge ihrer weiten Verbreitung die fluktuierenden Variationen. Aus dem Material derselben züchte der Mensch neue Rassen, indem er die ihm gefallenden oder nützlich erscheinenden Formen allein zur Nachzucht verwende und durch diese über viele Generationen fortgesetzte Auslese eine allmähliche Steigerung des der Variation eigentümlichen neuen Charakters und eine Befestigung desselben, ein Konstantwerden, herbeiführe. Ähnliche Verhältnisse sollen auch in der Natur vorkommen, nur solle die künstliche Zuchtwahl des Menschen hier durch die mittels des Kampfes ums Dasein wirkende natürliche Zuchtwahl ersetzt sein.

Nachdem man sich jahrzehntelang mit den Ergebnissen der Darwinschen Forschung befriedigt erklärt hatte, hat man in der Neuzeit die Frage der Variabilität und ihre Bedeutung für die Entstehung neuer Arten von Neuem in Angriff genommen und dabei vor allem exaktere Forschungsmethoden ausgebildet. Zunächst war es das Verdienst der Mathematiker Galton und Pearson, die Methoden statistischer Forschung auf die Variabilitätslehre anzuwenden und so einen Weg einzuschlagen, in dessen Verfolgung es möglich war, das Wesen der fluktuierenden Variabilität genauer, als es bis dahin möglich war, auszudrücken und zugleich ihr Verhalten in aufeinanderfolgenden Generationen exakt zu prüfen. Es ergab sich, daß bei der fluktuierenden Variabilität im allgemeinen am zahlreichsten diejenigen Individuen sind, welche den mittleren Artcharakter repräsentieren, wenn es sich um Größenverhältnisse handelt, die Individuen mittlerer Größe, daß die Individuenzahl umsomehr abnimmt, je größer die Abweichung vom mittleren Artcharakter ist. Man kann dieses Verhältnis graphisch durch eine Kurve ausdrücken, die man die Galtonsche Kurve nennt. Handelt es sich bei den Erhebungen um Größenverhältnisse, so wird der Gipfel der Kurve durch diejenige Größe gegeben, der

die meiften Individuen angehören, während die abfteigenden Teile der Kurve durch die Zahlen der Plus- und Minusvarianten beftimmt werden.

Der zweite wichtige Fortschritt war die besonders von dem Botaniker Johannsen eingeführte Kultur in »reinen Linien«, d. h. Züchtung in ftrengfter Inzucht: es werden immer nur die Nachkommen eines und desfelben Elternpaares verwandt; für jede Generation wird ferner durch Konftruktion der Galtonschen Kurve die Variabilität genau feftgeftellt. Die in dieser Weise durchgeführten Kulturen haben zu dem überraschenden Resultat geführt, daß die fluktuierende Variabilität ein Material liefert, das für Bildung neuer Arten und Rassen mindeftens in hohem Maße ungeeignet ift. Die bisherigen Experimente haben sogar ergeben, was jedoch weitere Prüfung durch ausgedehnte Versuche verlangt, daß es auch mittelft der sorgfältigften Auslese ganz unmöglich ift, aus dem Material der fluktuierenden Variabilität neue Formen zu züchten. Vielmehr soll schon in der erften Generation ein vollkommener Rückschlag zum mittleren Artcharakter eintreten; gleichgültig ob man große oder kleine Nachkommen eines Elternpaares zur Fortpflanzung ausliest, die mittlere Größe bleibt in den folgenden Generationen die gleiche; es vererbt sich immer nur die für den betreffenden Stamm charakteriftische Körpergröße.

Um so bedeutsamer erwies sich für das Auftreten neuer Formen die sprungweise Variation, für welche man im Anschluß an den Botaniker de Vries den Namen »Mutation« eingeführt hat. Mutationen sind, was schon Darwin wußte, außerordentlich rassebeftändig; ihre Nachkommen schlagen nicht zum mittleren Artcharakter zurück, sondern halten den einmal gewonnenen neuen Charakter zähe feft. Was nun aber Darwin nicht wußte, ift der Umftand, daß Mutationen keineswegs selten sind, daß zum Wesen der Mutation auch nicht ein hohes Maß von Abweichung gehört. Es gibt Mutationen, welche sich in ganz geringfügiger Weise vom mittleren Artcharakter unterscheiden; sie sind von den fluktuierenden Variationen hauptsächlich dadurch unterschieden, daß sie sich nicht zu einer Galtonschen Kurve anordnen lassen, vor allem aber dadurch, daß sie »rein züchten«, daß ihre Nachkommenschaft aus Individuen befteht, welche untereinander gleichartig sind, sich aber von den an der Mutation nicht beteiligten Artgenossen sämtlich in derselben Weise unterscheiden. Offenbar hat Darwin derartige unauffällige Mutationen für fluktuierende Variationen gehalten, weil ihm ihr verschiedenes Verhalten bei der Vererbung verborgen geblieben war. Darin ift auch die Erklärung gegeben, weshalb Darwin und im Anschluß an ihn die meiften Biologen Mutationen für Seltenheiten haben erklären können.

Wir ftehen hier erft am Anfang von Untersuchungen, deren Tragweite sich noch gar nicht übersehen läßt. Nur das kann man schon jetzt sagen, daß sie ebensowohl ein hervorragend wissenschaftliches als auch praktisches Interesse besitzen. Die rationelle Tier- und Pflanzenzucht beruht darauf, daß man zweckmäßige und formbeftändige Rassen züchtet. Um dies zu können, muß man die wissenschaftlichen Grundlagen der Variabilitätslehre genau ftudieren. Zu solchen Studien ift in unseren jetzigen zoologischen Anftalten nur insoweit Gelegenheit gegeben, als es sich um kleinfte Formen handelt. Gerade bei den Formen, die sich für Züchtungszwecke am meiften eignen und die für den Menschen auch von besonderer Wichtigkeit sind, bei Arthropoden und Wirbeltieren, wird die für Variabilitätsuntersuchungen nötige Massenkultur nur in Zuchtgärten mit geeigneten Zuchtvorrichtungen ausgeführt werden können. Was auf diesem Gebiet an wichtigen Ergebnissen erzielt worden ift, wurde nicht in geschlossenen Inftituten, sondern durch Züchtungen im großen Maßftab erreicht.

Nicht minder wichtig erwiesen sich für die experimentelle Biologie die Untersuchungen über Erblichkeit, welche ihren Ausgang von den klassischen Arbeiten des Benediktinerabts Gregor Mendel genommen haben. Faft vierzig Jahre verborgen geblieben, haben dieselben in der Neuzeit ein ungeheures Aufsehen erregt und eine Hochflut wissenschaftlicher Arbeiten hervorgerufen, wie es nur bei Leiftungen erften Ranges vorkommt. Mendel wies in den so rätselhaften Erscheinungen der Erblichkeit eine auffallende Gesetzmäßigkeit nach, doppelt überraschend, weil sie eine sehr einfache mathematische Formulierung geftattete und

in gleicher Weise bei Pflanzen und Tieren sich beſtätigte. Um die Bedeutung auch dieser neuen Forschungsrichtung vor Augen zu führen, wähle ich aus dem enormen, in kurzer Zeit gewonnenen Material einige Schulbeispiele aus, der größeren Einfachheit halber Beispiele, die der Pflanzenwelt entnommen sind.

Das erſte Beispiel betrifft die Wunderblume *Mirabilis jalappa*, welche in einer roten und einer weißen Varietät vorkommt. Kreuzt man beide Varietäten, so erhält man Mittelformen mit rosa Blüten. Das iſt nichts Auffallendes; auffallend sind nur die Nachkommen dieser Mischformen. Dieselben behalten nur zum Teil den Mischlingscharakter bei, zum Teil bleiben sie rein rot, zum Teil rein weiß. Dabei ergibt sich ein ganz beſtimmtes Zahlenverhältnis, $^{1}/_{4}$ weiß blühende, $^{1}/_{4}$ rot blühende, $^{2}/_{4}$ rosa gefärbte. Die rot und die weiß blühenden Pflanzen züchten von nun an rein, ihre Nachkommenschaft blüht genau so wie die Eltern, entweder rot oder weiß. Für die $^{2}/_{4}$ rosa gefärbten Pflanzen dagegen gilt dasselbe wie für die vorausgegangene Baſtardgeneration, sie liefert eine Nachkommenschaft, die zu $^{1}/_{4}$ rot, $^{1}/_{4}$ weiß, $^{2}/_{4}$ rosa blüht. Und so nimmt mit jeder neuen Generation die Zahl der Baſtardformen ab zugunſten der Formen, welche den Rückschlag auf die Eltern erfahren haben. Die Baſtardgeneration »spaltet« sich allmählich in die beiden Ausgangsformen auf.

Eine Modifikation des geschilderten Verhaltens bekommt man, wenn man weiß- und rotblühende Erbsen kreuzt. Das Besondere iſt darin gegeben, daß die erſte Generation äußerlich keinen Mischcharakter zeigt, sondern rot blüht. Trotzdem iſt diese Generation ihrer inneren Konſtitution nach ein Baſtard, in welchem die Fähigkeit zum Weißblühen vorhanden, aber durch die ſtärkere Tendenz zum Rotblühen unterdrückt iſt. Das zeigt die folgende Generation, in welcher weißblühende Formen auftreten, und zwar in der charakteriſtischen Zahl $^{1}/_{4}$; die übrigen $^{3}/_{4}$ blühen zwar alle rot, sind aber gleichwohl nicht untereinander gleich, wie fortgesetzte Kultur in Inzucht ergibt; denn nur $^{1}/_{4}$ davon iſt reine rotblühende Rasse, die übrigen $^{2}/_{4}$ sind entsprechend den $^{2}/_{4}$ rosablühenden Exemplaren der Wunderblume Baſtarde, aber Baſtarde, bei denen das »Weiß« unterdrückt, wie Mendel es ausgedrückt hat, »rezessiv« iſt, das »Rot« dagegen dominant.*) Die Erblichkeitsverhältnisse sind somit bei den Erbsensorten genau die gleichen, wie bei der Wunderblume, nur sind sie durch die weitere Erscheinung kompliziert, daß, wenn zwei einander entsprechende Anlagen, wie die Anlagen zu weißer und roter Blütenfarbe zusammentreffen, unter Umſtänden keine intermediäre Form entſteht, sondern die eine Anlage die andere gar nicht zur Geltung kommen läßt.

Im Laufe der Jahre sind zahllose Fälle von Varietätenkreuzung bekannt geworden, welche sich genau so verhalten, wie die beiden erläuterten Beispiele, bei denen die den Unterschied der Varietäten bedingenden Eigenschaften in den Baſtardpflanzen neben-

*) Schon Mendel hat für die so überraschende Gesetzmäßigkeit eine Erklärung gegeben, welche die Neuzeit vollkommen beſtätigt hat. Zu ihrem vollen Verſtändnis bedarf es einer genauen Kenntnis der Befruchtungsvorgänge und ihrer Bedeutung für die Erblichkeit. Immerhin kann man die Erscheinungen einigermaßen durch folgende Überlegung verſtändlich machen. Ein Baſtard entſteht, wenn Zeugungsprodukte mit verschiedenen Anlagen, in unserem Falle also mit Anlage zum Rot- und Weißblühen zusammentreffen. Nun hat eine rotblütige Zwitterpflanze — wir wollen uns eine abgekürzte Redewendung erlauben — rotblütige männliche (r♂) und rotblütige weibliche (r♀) Zeugungsprodukte, eine weißblütige Zwitterpflanze in entsprechender Weise *w*♂ und *w*♀ (♂ das Zeichen für männlich, ♀ das Zeichen für weiblich). Wenn man nun die wechselseitige Befruchtung weiß- und rotblühender Pflanzen dem Zufall überläßt, so sind folgende vier Kombinationen möglich: 1. *w*♂ + *w*♀, 2. r♂ + r♀, 3. *w*♂ + r♀, 4. r♂ + *w*♀. Von diesen vier Kombinationen sind 1 und 2 reine Rasse, 3 und 4 sind Baſtarde. Über das Massenverhältnis, in welchem die vier Befruchtungsmöglichkeiten realisiert werden, wird der Zufall entscheiden, wenn nicht etwa durch besondere Bedingungen die eine oder die andere Befruchtung begünſtigt iſt; bei großen Mengen wird sich dann die Zufalls-Gesetzmäßigkeit herausſtellen, welche besagt, daß jede der vier Möglichkeiten in gleicher Zahl auftritt, d. h. in $^{1}/_{4}$ der Gesamtzahl. Wir erhalten somit dasselbe Zahlenverhältnis, wie wir es oben für die Baſtardnachkommenschaft erläutert haben: $^{1}/_{4}$ Rot (reine Rasse), $^{1}/_{4}$ Weiß (reine Rasse), $^{2}/_{4}$ Rosa (Baſtarde). Daraus geht in unwiderleglicher Weise hervor, daß die zur Nachzucht benutzten Geschlechtsprodukte der erzielten Baſtarde reinrassig gewesen sein müssen. Somit sind die Pflanzen, die in den oben beschriebenen Fällen durch Kreuzung weiß- und rotblühender Varietäten entſtanden, zwar selbſt Baſtarde gewesen, haben aber Geschlechtsprodukte erzeugt, die diesen Baſtardcharakter nicht bewahrten, sondern reinrassig wurden, d. h. nur die eine oder die andere Anlage enthielten.

einander exiſtieren, sei es, daß sie sich zu gemeinsamer Wirkung vereinigen, wie bei *Mirabilis Jalappa*, sei es, daß die eine von ihnen dominiert, die andere latent oder rezessiv bleibt wie bei den Varietäten der Erbse. In den Fortpflanzungszellen gehen diese Eigenschaften oder, richtiger gesagt, die Anlagen zu denselben wieder auseinander, so daß ein Teil der Geschlechtszellen nur die eine Anlage, der andere Teil nur die andere Anlage enthält. Die Eigenschaftsanlagen sind somit Einheiten, die sich voneinander getrennt erhalten und nebeneinander beſtehen. Man kann sich diese Eigenschaftsanlagen materiell vorſtellen als besondere Teilchen, etwa wie die farbigen Steine eines Mosaiks, die man auseinanderlegen und wieder zusammenfügen kann. Wie nun ein Mosaikbild aus hunderten und tausenden von Mosaikſteinchen beſteht, so würde ein Organismus aus hunderten und tausenden solcher Eigenschaftseinheiten, ihre Keimzellen in entsprechender Weise aus Hunderten und Tausenden von entsprechenden Anlagen beſtehen. Nun iſt es selbſtverſtändlich, daß zwei Varietäten sich von einander nicht nur in bezug auf eine Eigenschaft, sondern auf zwei, drei, vier und mehr Eigenschaften unterscheiden können. Man nennt Kreuzungsprodukte, welche nur rücksichtlich eines Charakters Baſtarde sind, Monohybriden und spricht, wenn mehrere Unterschiede in Betracht gezogen werden müssen, von Di-, Tri- und Polyhybriden. Es kommt z. B. vor, daß zwei Pflanzen sich nicht nur durch die Farbe, sondern auch die Form der Blüte unterscheiden und nicht nur durch Merkmale der Blüte, sondern auch durch Merkmale der Blätter, der Stengel, der Früchte usw. Bei solchen Polyhybriden resultieren ungeheuer komplizierte Verhältnisse, die aber im Prinzip mit denen der Monohybriden übereinſtimmen und sich ohne große Schwierigkeiten auf diese zurückführen lassen. Es hat sich nämlich auch hier wieder herausgeſtellt, daß in der Regel die einzelnen Eigenschaftseinheiten ein hohes Maß von wechselseitiger Unabhängigkeit besitzen, daß sich bei der Fortpflanzung der Baſtarde die Blütenmerkmale unabhängig von den Merkmalen der Blätter, des Stengels oder der Frucht vererben können. In dem Beispiel der Wunderblume ergab die Nachkommenschaft der Baſtard-Generation dreierlei Blüten, weiße, rosa und rote; nehmen wir an, es handele sich um einen Dihybriden, bei dem das Ausgangsmaterial auch Unterschiede im Bau der Blätter besessen habe, so könnte die Baſtardnachkommenschaft drei Blättertypen zur Entwicklung bringen. Wenn nun Blüten- und Blattmerkmale sich unabhängig von einander vererben, so müssen bei genügendem Material alle nur denkbaren Kombinationen von Blüten- und Blattmerkmalen entſtehen, das wäre $3 \times 3 = 9$. Bei einem Trihybriden wären die Kombinationsmöglichkeiten 27 usw. In der Tat hat sich auch herausgeſtellt, daß im Gegensatz zu der bei der erſten Kreuzung entſtehenden Baſtardgeneration, welche ein einheitliches Aussehen besitzt, deren Nachkommenschaft unter Umſtänden durch eine ganz wunderbare Vielgeſtaltigkeit der Formen ausgezeichnet iſt. Die Analyse solcher Formen macht natürlich der Untersuchung enorme Schwierigkeiten. Indessen methodische Arbeit führt auch hier zum Ziel. Wie es dem Chemiker gelungen iſt, die Konſtitution sehr komplizierter Verbindungen aufzudecken, so wird auch der wissenschaftliche Tierzüchter mit der Zeit durch geeignetes Experimentieren dahin gelangen, die verschiedenen Kombinationen der in einem Organismus enthaltenen Elementareigenschaften aufzudecken. Und wie der Chemiker durch Synthese neue Körper herſtellt, so wird der Tierzüchter auf Grund der Mendelschen Regeln mittelſt einer biologischen Synthese, der planmäßigen Kreuzung, neue Kombinationen der Elementareigenschaften und damit neue und beſtändige Formen erzielen, wie sie seinen Zwecken dienlich sind. Es eröffnet sich uns hier eine weite Perspektive; wir ſtehen abermals vor Problemen, bei denen wissenschaftliche und praktische Bedeutsamkeit einander die Wage halten, zugleich aber auch Problemen, welche nur selten durch Studien in zoologischen Inſtituten gefördert werden können, zu deren Lösung — zumal wenn es sich um größere Tierformen handelt — besonders eingerichtete Zuchtanſtalten nötig sind.

Es giebt nun noch weiter zahlreiche Fragen von großer Tragweite, für deren Studium die derzeitigen Einrichtungen unserer wissenschaftlichen zoologischen Anſtalten nicht ausreichen. Es iſt im Rahmen eines Aufsatzes ganz unmöglich, sie alle in der

Weise zu besprechen, wie es hier mit Variabilität und Erblichkeit geschehen iſt. Ich begnüge mich daher mit kurzen Andeutungen. Die für die gesamte Biologie und Medizin so hoch bedeutsame Lehre von der Erblichkeit erworbener Eigenschaften iſt lange Zeit ein Gegenſtand theoretischer Betrachtungen gewesen; in der Neuzeit sind die erſten erfolgreichen Versuche gemacht worden, die Streitfrage durch Experiment und Züchtung zu entscheiden. Jahrzehnte lang erschien die Frage nach den geschlechtsbeſtimmenden Faktoren, den Faktoren, welche darüber entscheiden, ob der Keim sich zu einem weiblichen oder einem männlichen Organismus entwickeln wird, völlig aussichtslos. In der Neuzeit sind zwei bedeutsame Fortschritte erzielt worden, einmal durch den für viele Tiere mittelſt Beobachtung geführten Nachweis von zweierlei Samenfäden, von Männchen und Weibchen erzeugenden Samenfäden, weiter durch die experimentell gewonnene Erkenntnis, daß man durch äußere Einwirkungen die geschlechtsbeſtimmenden Faktoren beeinflussen und abändern und damit auch Einfluß auf das Geschlecht der Nachkommenschaft gewinnen kann. Weitere Fragen, die nur durch jahrelang fortgesetzte Züchtung entschieden werden können, sind die Fragen, inwieweit und aus welchen Ursachen die Baſtarde verschiedener Arten unfruchtbar sind, und ob Unfruchtbarkeit und Degeneration bei fortgesetzter Inzucht eintritt, wie es so oft behauptet und ebenso oft beſtritten worden iſt.

Wenn wir das Gesagte überblicken und noch einmal kurz zusammenfassen, so können wir sagen, daß wie auf dem Gebiete der Botanik, so auch auf dem Gebiet der Zoologie sich eine ungemein rege Tätigkeit entwickelt hat, die darauf hinausläuft, die bisher vorwiegend empirische Zuchtlehre auf eine ſtreng wissenschaftliche Basis zu ſtellen. Damit wird nicht nur der Wissenschaft ein ungeheurer Dienſt geleiſtet werden, sondern auch der Praxis, vor allem der Landwirtschaft. In letzter Inſtanz werden aber auch die Errungenschaften der neuen Forschung dem Menschen zum unmittelbaren Vorteil gereichen. Vieles, was durch das Tierexperiment feſtgeſtellt worden iſt, läßt sich ohne weiteres auf menschliche Verhältnisse übertragen. Anderes iſt zum mindeſten wertvolles Material, das Beachtung verdient, wenn es gilt, Zuſtände der menschlichen Gesellschaft zu regeln. Ich denke hierbei hauptsächlich an die mächtige Bewegung, welche zur Rassenhygiene geführt hat und auf grund naturwissenschaftlicher Erfahrungen besonders in England weitgehende, vielleicht sogar zuweitgehende Forderungen an eine rationelle Organisation der menschlichen Gesellschaft ſtellt.

Wir kommen nunmehr zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurück. Wir haben gesehen, welche neuen Probleme an Stelle oder an die Seite der alten Frageſtellungen getreten sind, daß für ihre Beantwortung die vorhandenen Einrichtungen unserer Inſtitute unzulänglich sind. Wir müssen uns nun die Frage vorlegen, welche Neuorganisationen müssen getroffen werden, damit unsere Forschungs- und Unterrichtsanſtalten den Anforderungen, welche die Neuzeit an sie ſtellt, und in noch erhöhtem Maße die Zukunft an sie ſtellen wird, Genüge leiſten können. Manches hierüber habe ich schon in den Gang unserer Betrachtungen eingeſtreut; es gilt nunmehr, das Gesagte zusammenzufassen und beſtimmter zu formulieren.

Alle Probleme, von denen die Rede war, verlangen zu ihrer Lösung, daß Tiere derselben Art oder Varietät in großen Mengen, wie sie für ſtatiſtische Zwecke nötig sind, gezüchtet werden und zwar in mehreren aufeinanderfolgenden Generationen, damit die Erblichkeitsverhältnisse feſtgeſtellt werden können. Da die Sterblichkeit ein Faktor iſt, der den Wert ſtatiſtischer Erhebungen trübt oder geradezu illusorisch macht, iſt es nötig, den Tieren die denkbar günſtigſten Exiſtenzbedingungen zu schaffen, zugleich Exiſtenzbedingungen, die den normalen möglichſt ähnlich sind. Das iſt nur durchführbar, wenn ausgedehnte Areale den wissenschaftlichen Inſtituten zur Verfügung ſtehen. Diese Forderung muß erhoben werden auch dann, wenn die Forschung sich auf kleinere Tiere, kleinere Vögel und Säugetiere beschränkt.

Ferner iſt es nötig, die einzelnen Kulturen getrennt zu halten. Dazu bedarf es zahlreicher Zuchtanſtalten, Stallungen, Volièren, Käfige, für Amphibien und Fische Aquarien und Teiche.

Ein sehr wichtiger Faktor für alle experimentellen Untersuchungen iſt die genaueste Kontrolle der äußeren Exiſtenzbedingungen, gleichgültig, ob es dem Wunsch des Exper-

mentators entspricht, die Existenzbedingungen konstant zu erhalten oder abzuändern. Unter den Existenzbedingungen steht obenan der Einfluß der Temperatur. So müssen Warm- und Kalthäuser, Aquarien und Terrarien von verschiedener Temperatur vorhanden sein, damit es möglich ist, den Einfluß abnorm hoher und niedriger Temperaturen zu erproben.

Was hier für die Zoologie verlangt wird, ist schon seit längerer Zeit mit großen Geldmitteln an einzelnen Orten in Amerika und England durchgeführt worden; es besteht ferner schon seit langem bei der Schwesterwissenschaft, der Botanik, welcher schon seit Jahrhunderten außer den Totenkammern der Herbarien und den vorwiegend für morphologische und physiologische Forschung bestimmten Instituten die botanischen Gärten mit ihren Glashäusern zur Verfügung stehen. Wenn ich damit unsere einheimischen zoologischen Anstalten vergleiche, so fühle ich mich beunruhigt wegen der Zukunft der deutschen Zoologie. Bisher hat sie einen Ehrenplatz im Kreise der Wissenschaften eingenommen. Es ist zu befürchten, daß sie ihn nicht wird behaupten können, wenn ihr die äußeren Bedingungen fehlen, auch ihrerseits die neuen Bahnen der Forschung zu betreten.

Nun könnte man mir einwerfen, daß nicht alle Vertreter der Zoologie und nicht alle Leiter zoologischer Institute in die Bahnen der neuen Forschungsrichtung einlenken werden, daß viele vielmehr nach wie vor vergleichend anatomischen, entwicklungsgeschichtlichen, systematischen und tiergeographischen Problemen ihre Arbeitskraft widmen werden, zumal als auf diesen Gebieten viele wichtige Fragen nach wie vor der Entscheidung harren. Würde es dann Zweck haben, kostspielige Einrichtungen zu treffen, wenn nicht die Gewähr gegeben ist, daß sie auch ihre Ausnutzung finden werden? Demgegenüber möchte ich hervorheben, daß ein gewisses Maß von Einrichtungen für Tierzucht schon aus Unterrichtszwecken geboten ist. Die Züchtung und Beobachtung des lebenden Tiers wird in Zukunft ebenso Gegenstand des praktischen Unterrichts werden müssen, wie die Methoden der vergleichend anatomischen und histologischen Untersuchung. Auch ist es nicht nötig für jedweden Zweck jetzt schon Einrichtungen zu treffen; es bedarf nur des Raums, um derartige Einrichtungen je nach Bedürfnis zu schaffen. Die Platzfrage muß zunächst gelöst werden.

Diese wird in kleineren Städten, in denen noch nicht die krankhafte Steigerung der Grund- und Bodenpreise erzielt ist, auf keine Schwierigkeiten stoßen. Anders liegen die Verhältnisse in Großstädten, sofern die zoologischen Institute inmitten der Stadt, zumeist raumbeengt, eingerichtet sind. Hier müßten zoologische Versuchsgärten außerhalb der Stadt errichtet werden, wie das sich schon seit langem für die botanischen Gärten als eine Notwendigkeit herausgestellt hat. Für größere Städte möchte sich die Angliederung an die zoologischen Gärten empfehlen.

Die zoologischen Gärten haben leider einen ganz anderen Entwicklungsgang genommen als die botanischen, indem sie nicht als staatliche Anstalten errichtet wurden, sondern privater Initiative ihre Entstehung verdankten; sie haben den Charakter von Schaustellungen und Vergnügungsanstalten gewonnen, bei denen auch bei den besten Intentionen der Vorstände die wissenschaftlichen Interessen gegenüber den geschäftlichen in den Hintergrund treten müssen. Es muß daher von vornherein darauf verzichtet werden, die zoologischen Gärten in dem Maße wie es nötig wäre, wissenschaftlicher Forschung dienstbar zu machen. Wohl aber wird es sich ermöglichen lassen, wissenschaftliche Versuchsgärten den bestehenden oder noch zu gründenden zoologischen Gärten anzugliedern. Beiderlei Anstalten werden von einer derartigen Vereinigung (deren genauere Modalitäten hier nicht erörtert werden können, schon aus dem Grund, weil die Eigenart eines jeden einzelnen Falles besondere Maßnahmen erheischen wird), große Vorteile ziehen. Vor allem würden die Besucher der zoologischen Gärten, wenn ihnen auch nur ein Teil des wissenschaftlichen Versuchsgartens zugängig gemacht werden könnte, großen Vorteil daraus ziehen. Wenn der geniale Begründer des Deutschen Museums in München und seine Mitarbeiter es verstanden haben, den unbelebten Maschinen und anderweitigen Produkten menschlicher Tätigkeit eine beredte und lehrreiche Sprache zu verleihen, um wie viel leichter wird es dann sein, das Interesse für lebendes Material zu erwecken,

wenn es so intereſſante Dinge erläutert wie die Fälle Mendelscher Erblichkeit. Iſt es doch möglich, ganze Generationsfolgen in lebenden Exemplaren dem Beschauer vor Augen zu führen und ihm zu zeigen, was planmäßige Züchtung zu leiſten vermag. Ich bin feſt überzeugt, daß derartiges, Einblick in das Werden der Lebewesen geſtattendes Zuchtmaterial, in richtiger Weise ausgeſtellt und erläutert, weiteſte Kreise mehr intereſſieren wird, als manche seltene Tierart.

Und nicht nur intereſſieren wird eine derartige Schauſtellung wiſſenschaftlicher Errungenschaften, sondern auch fördernd und lehrreich wirken. Wir haben in Deutschland eine Menge von Privatleuten und Vereinen, welche sich der Tierzucht widmen und ihrer Lieblingsbeschäftigung viel Zeit, Mühe und Geld opfern. Welcher Gewinn kann für Wiſſenschaft und Praxis erzielt werden, wenn alle diese Beſtrebungen in eine zielbewußte, wiſſenschaftliche Richtung geleitet werden? Das Zauberwort der Neuzeit heißt »zweckmäßige Organisation der Arbeit«. Ein gut geleiteter zoologischer Versuchsgarten, besonders wenn er mit einem das Intereſſe des Publikums erweckenden zoologischen Garten räumlich vereint iſt, wird sich zu einer Zentrale entwickeln, welche die Tätigkeit der Tierzüchter zu planmäßiger Arbeit organisiert und dadurch der Wiſſenschaft nutzbar macht.

Zu Johann Gottlieb Fichtes Gedächtnis.

Von Adolf Lasson, Professor an der Univerſität Berlin.

Vor einiger Zeit haben wir in der Aula der Univerſität Berlin am feſtlichen Tage aus beredtem Munde die geiſtvolle Schilderung des Anteils vernommen, den Fichte an den Vorbereitungen zur Gründung der Univerſität gehabt hat. Als dann die Univerſität ins Leben getreten war, hat Fichte an ihr als Lehrer der Philosophie eine mächtige Wirksamkeit geübt; Fichte war der erſte Professor dieser Univerſität, der durch das Vertrauen seiner Kollegen zu den Ehren und Pflichten des Rektors an derselben berufen wurde. Er hat das Amt nicht bis zum regelmäßigen Ablauf verwaltet, auch für seine Wirksamkeit als Lehrer war ihm nur noch eine kurze Friſt vergönnt; am 27. Januar 1814 iſt er geſtorben. Gleichwohl iſt die Nachwirkung seiner charaktervollen Persönlichkeit für unsere Univerſität von hervorragender Bedeutung gewesen. Wenn Fichtes großer Name in der Geiſtesgeschichte der deutschen Nation mit unvergänglichem Glanze ſtrahlt, so iſt insbesondere die Berliner Univerſität die Stätte, die durch sein Andenken eine niemals erlöschende Weihe empfangen hat.

Es waren Zeiten von unausdenkbarer Schwere, in die die Gründung der Univerſität fiel. Damals gab es für die niedergetretene Nation nur eine Rettung, nur eine Aussicht auf Wiederaufrichtung: was helfen konnte, waren allein hohe Gedanken und große Charaktere als deren Träger. An beiden hat es nicht gefehlt. Als das Bedürfnis am dringendſten war, da zeigte sich, daß die innere Triebkraft deutschen Geiſtes durch alles äußere Ungemach sich ungebrochen erhalten hatte. Eine auserlesene Schar von führenden Männern erſtand der Nation wie durch Zauberschlag. Unter jenen hohen Geſtalten, den Menschen aus der großen Epoche, zu denen die nachfolgenden Geschlechter mit dankbarer Verehrung emporblicken, nimmt Johann Gottlieb Fichte, den edelſten ebenbürtig, seinen vollberechtigten Platz ein.

Die neue Univerſität, die in den für die Zukunft der deutschen Nation entscheidenden Jahren in der Hauptſtadt Preußens errichtet wurde, trat als jüngſte Schöpfung unter ihre älteren Schweſtern mit unabsehbaren Hoffnungen auf eine Erneuerung alles deutschen Wesens im ſtaatlichen Leben wie in sittlicher, wiſſenschaftlicher, künſtlerischer Kultur. Aus der bitteren Not der Zeit geboren, war sie in ausdrücklichem Vorsatz als ein Mittelpunkt geiſtiger Erhebung gedacht und geschaffen, von dem die Ströme neuen Lebens nach allen

Richtungen ausſtrahlen ſollten. In dieſem Sinne hatte ſie ſich ihren Rang zu erkämpfen; inmitten der unermeßlichen Schwierigkeiten, die die erſten Jahre ihres Beſtandes boten, ſollte die neue Schöpfung bei aller Geringfügigkeit der äußeren Mittel ihre innere Lebenskraft bewähren. Die Zeit und ihre Bedingungen, der Ort und ſeine Bedeutung, die Ereigniſſe mit ihrem ſchickſalſchweren Ernſte, die Stimmung und Erwartung des Volkes, das aus tiefem Drucke in heller Begeiſterung ſich zu erhöhtem Daſein aufzuſchwingen die Kräfte ſammelte: das alles legte der Berliner Hochſchule, auf die alle Welt mit Spannung hinblickte, einen Beruf von ganz beſonderer Wichtigkeit auf. Vom erſten Tage an herrſchte das Gefühl, daß nicht bloß die Zahl der beſtehenden deutſchen Hochſchulen durch eine neu hinzutretende um eine Nummer vermehrt werden ſollte. Blieb auch in weiſer Beſonnenheit die alte, von den Jahrhunderten her überlieferte Form der deutſchen Hochſchulen für die neue Schöpfung gewahrt, ſo wurde doch von der alten Form eine erhöhte Macht und Wirkſamkeit gefordert, und ein neues Leben ſollte von dem geſamten Univerſitätsweſen aus zu einer die Nation durchdringenden Erneuerung aller idealen Tätigkeiten führen.

Als Fichte in den Lehrkörper der Berliner Univerſität eintrat, war ſein Ruhm längſt feſt begründet, die hohe Eigentümlichkeit ſeines Weſens und ſeines Denkens anerkannt. Aus den dürftigſten Verhältniſſen hatte ſich der Sohn eines armen Leinewebers in einem Dorfe der Lauſitz emporgearbeitet. Die Gunſt eines Edelmannes, der auf die hervorſtechende Begabung des Knaben aufmerkſam gemacht worden war, hatte ihm den Zugang zur Gelehrtenſchule eröffnet. Er hatte zu Jena und Leipzig unter harten Mühen und Entbehrungen ſtudiert; Armut zwang ihn, das Studieren abzubrechen und Hauslehrerſtellen zu bekleiden. So kam er 1788 nach Zürich; die Aufgabe, einem Studenten Unterricht in der Philoſophie zu erteilen, führte ihn zum Studium der Kantiſchen Schriften, die ſeit der »Kritik der Reinen Vernunft« 1781 ganz Deutſchland in Atem erhielten. Seine Erſtlingsſchrift, die »Kritik aller Offenbarung« 1792, die, durch einen Zufall ohne des Verfaſſers Namen erſchienen, dem Meiſter Kant ſelbſt zugeſchrieben wurde, machte auf einen Schlag ſeinen Namen bekannt, und 1794 wurde er als Profeſſor der Philoſophie nach Jena berufen, wo er eine tief eingreifende Wirkſamkeit entfaltete. Aber ſchon 1799 auf Grund einer Abhandlung über den Gottesbegriff in Konflikt mit dem in der damaligen Zeitſtrömung herrſchenden Vulgärrationalismus geraten, erhielt der tief religiös geſinnte Denker, der ſich unter keine obrigkeitliche Rüge beugen wollte, ſeine Entlaſſung. Er ging nach Berlin. Vorübergehend war er 1805 als Profeſſor in Erlangen tätig, 1806 lehrte er in Königsberg. Bedeutſamer in jedem Sinne wurden die Vorleſungen, die er in Berlin hielt; hier entwarf er auch 1807 den »Deduzierten Plan einer zu Berlin zu errichtenden höheren Lehranſtalt«. Mangelte es auch ſeinen kühnen Deduktionen an der Kraft, ſich unter den gegebenen realen Verhältniſſen durchzuſetzen, ſo hat doch die von Fichte mehrere Jahre hindurch geübte Lehrtätigkeit in Berlin dem Gedanken, in der Hauptſtadt eine Univerſität zu errichten, eine wichtige Förderung geboten. Und als die Univerſität gegründet war, da hat Fichtes geſamte Perſönlichkeit für den an ihr herrſchenden Geiſt eine typiſche Bedeutung erlangt und ſie mit unvergänglicher Kraft behauptet. Seine hohe Geſtalt iſt mit gutem Grunde bis auf den heutigen Tag in unſerer Mitte lebendig geblieben.

Schon das iſt bezeichnend, daß es ein Philoſoph war, der in jenen Anfängen der Univerſität eine vorwiegende Stellung einnahm. Die Philoſophie hatte vor hundert Jahren in der deutſchen Wiſſenſchaft eine einflußreichere Geltung als heute; ſie behandelte andere Probleme und redete in einer anderen Sprache. Das Band zwiſchen den Spezialwiſſenſchaften, das ſich in der Gemeinſamkeit der grundlegenden Begriffe darſtellt, wurde ſtärker und allgemeiner empfunden. Die lebhafte philoſophiſche Gedankenbewegung, die von Jahr zu Jahr neue Erſcheinungen hervorrief und tief eindringende Wandlungen in der Betrachtungsweiſe göttlicher und menſchlicher Dinge mit ſich brachte, beſchäftigte alle führenden Geiſter der Nation und erſtreckte ſich in alle Gebiete der Einzelwiſſenſchaften hinein. Kants umwälzende Erneuerung, die ebenſowohl die letzten Gründe, wie die höchſten Ziele des wiſſenſchaftlichen Nachdenkens betraf, hatte den mächtigen Anſtoß gegeben, der unausgeſetzt weiter wirkte und zu immer konſequenterer

Durchbildung der gewonnenen Ansätze und Einsichten drängte. Ein Abschluß, in dem sich die Geister befriedigt hätten, war fürs erste noch nicht abzusehen. Unerschöpflich flutete der Strom der neuen Ideen; führende Männer in stolzem Reichtum erzeugte der alle durchwaltende Trieb der Erneuerung, und hinter allen stand der Kantische Gedanke der Prüfung aller Erscheinung an dem Maßstab der Vernunft als die beseelende Macht.

Es ist in Wahrheit eine lange Reihe von Geistesheroen, die an unserem Auge vorüberzieht, wenn wir jener großen Epoche gedenken. Schöpferisches Vermögen, geniale Eigentümlichkeit, tiefe Intuition waren ihr charakteristisches Gepräge. Damals zeigten Goethe und Schelling, wie die Natur zu betrachten sei, legte Schiller den Grund zur Wissenschaft der Kulturgeschichte. Wilhelm von Humboldt wurde der Meister der Sprachwissenschaft, Alexander von Humboldt gab der Naturwissenschaft die stärksten Anregungen. Was Schleiermacher für die Theologie, Savigny für die Rechtswissenschaft, Boeckh für die Philologie, Karl Ritter für die Geographie, Leopold Ranke für die Geschichtschreibung geworden ist, daran soll nur in aller Kürze erinnert werden. Alles das wurzelt in dem gleichen Boden, ist die Frucht des einheitlichen Aufschwungs der Geister. Es ist derselbe Zug, den wir in der Einzelforschung wiederfinden bis in die Mathematik und Physik, in die biologischen Wissenschaften, in die Forschungen der Bopp, Jakob und Wilhelm Grimm hinein. Niemand kann es den Heutigen verdenken, wenn sie sich nach hundert Jahren als die Fortgeschrittenen fühlen und in den Leistungen jener entschwundenen Zeit neben verheißungsvollen Anfängen auch Irrwege und Entgleisungen in Menge wahrzunehmen meinen. Aber das darf unsere Dankbarkeit nicht vermindern, die pietätvolle Erinnerung nicht trüben. Jene Großen, die damals gelebt und geschaffen haben, sie haben, auch wo sie der hohen Aufgabe nicht voll genügten, die Wege gewiesen, den Blick geschärft, die Werkzeuge geschaffen für allen weiteren Erwerb. Von dem, was wir genannt haben, ist das meiste hier in Berlin vollbracht worden, näher oder ferner unserer Universität angehörig gewesen. In solcher Umgebung muß Fichtes eigentümliche Größe erfaßt und verstanden werden.

Fichte hat als Philosoph seine Antriebe von Kants großem Unternehmen der kritischen Begründung alles wissenschaftlichen Verfahrens empfangen und nie etwas anderes für sich beansprucht als das Verdienst, die Kantische Untersuchung fortgesetzt und ihre Ergebnisse weiter durchgebildet zu haben. Es ist hier nicht der Ort, darzulegen, mit welcher Berechtigung er solchen Anspruch erhoben hat, oder zwischen ihm und Kant zu entscheiden, wenn Kant sich dagegen verwahrte, daß man in seine Vernunftkritik so völlig verfehlte Gedanken wie diejenigen Fichtes hineintrage. Aber das dürfen wir hervorheben, was Fichtes persönliches Verdienst am kräftigsten bezeichnet: die rücksichtslose Konsequenz seines Gedankenganges, die nirgends eine Halbheit zurückläßt, vor keiner Paradoxie zurückscheut und das einmal ergriffene Prinzip streng bis zu Ende durchführt. Es lebte in dem Manne eine unbändige Festigkeit des Willens, und eben diese prägte sich auch in seinem Philosophieren aus. Was ihn an der Kantischen Denkweise vom ersten Tage an am mächtigsten angezogen hatte, das war die Idee der sittlichen Freiheit, das Prinzip der Autonomie der praktischen Vernunft, der Selbständigkeit der Persönlichkeit und ihres Willens gegenüber allem Äußeren. Das hielt er fest, das bildete für immer die treibende Macht seines Denkens. Der Wille und seine Freiheit war ihm der Kern der geistigen Persönlichkeit, und so wurde ihm der Primat der praktischen Vernunft zum Schlüssel für das Verständnis des denkenden Subjekts und seiner Welt.

Hatte Kant mit schöpferischer Genialität der gesamten Wissenschaft ihr Problem in der neuen Form vorgezeichnet, daß die eigentliche Frage die ist: wie kommt das denkende Subjekt zu einem Objekte überhaupt? wie erzeugt es sich seinen Inhalt als seine Erfahrung?, so war Fichte ganz und gar Kantianer, soweit es die Übernahme dieser Fragestellung selber als des letzten Ausgangspunktes galt. Aber gleich in den ersten Schritten, die zur Beantwortung der Frage führen sollten, trennten sich seine Wege von denen, die Kant beschritten hatte. Für Fichte ist es eine undenkbare Annahme, daß hinter der Spontaneität, in der wir mit den Formen unserer Anschauung und den Begriffen unseres Verstandes produktiv einen Gegenstand erschaffen, eine bloße Rezeptivität

liegen soll, ein Vermögen, eine an sich völlig unbeſtimmte Materie unserer Vorſtellungen entgegenzunehmen, die uns durch Empfindungen als durch die Wirkung von Gegenſtänden auf unsere rein passive Sinnlichkeit geliefert würden. Vielmehr auch diese Materie, die noch erſt durch unsere produktive Tätigkeit vermittels der eingeborenen Formen unseres Geiſtes zu wirklichen Gegenſtänden unseres Erkennens geſtaltet werden soll, entſtammt unserer Tätigkeit. Unmöglich, von selbſtändigen Dingen aus und von ihrer Einwirkung auf uns zu unserem Bewußtsein zu gelangen. Es gibt keine Brücke von den Dingen zu den Vorſtellungen; man muß sich deshalb entschließen, die Selbſtändigkeit der Dinge fahren zu lassen. Es iſt in Wirklichkeit nur eines: das Ich und seine Tat, das Ich als die reine Form, sich selbſt und seinen Gegenſtand, seine Welt, das Nicht-Ich, tätig zu erzeugen. Tathandlung iſt alles. Diese unsere Selbſttätigkeit, den tiefen Urquell unserer Freiheit als unseres eigentlichen Wesens, erfassen wir unmittelbar in intellektueller Anschauung.

Bei Fichte wird damit die Philosophie zu einer Sache des Charakters. Es iſt sein berühmter Ausspruch: »Was für eine Philosophie man wähle, hängt davon ab, was man für ein Mensch iſt. Denn ein philosophisches Syſtem iſt nicht ein toter Hausrat, sondern es iſt beseelt durch die Seele des Menschen, der es hat.« Den Dingen sich hingeben, iſt ihm das Zeichen eines schlaffen und abhängigen Charakters; die Selbſtändigkeit kehrt der Welt eine Spitze zu, die Unselbſtändigkeit eine ſtumpf ausgebreitete Fläche. Fichtes Syſtem wird so von Anfang bis zu Ende nur eine Analyse des Begriffs der Freiheit: überall Tathandlung, Bewegung, Lebendigkeit, nirgends ein ſtumpfes verharrendes Sein. Was sich in der allgemeinen Bewegung erhält, das iſt das Gesetz der Vernunft. Es gibt keinen Tod, keine leblose Materie; was iſt, iſt voller Leben, Geiſt, Intelligenz, ein Reich der Geiſter und durchaus nichts anderes. Das Absolute selber darf nicht als Sein, es muß als Leben gefaßt werden, nicht als Macht, sondern als Wille, nicht als Ungeiſt, Widergeiſt, dessen Verbindung mit dem Geiſte sich nie begreifen ließe, sondern es iſt selbſt Geiſt, und so lebt das Absolute in uns. Alles Sein iſt Wissen; das Element, der Äther, die subſtantielle Form des wahrhaften Lebens iſt der Gedanke. Alles andere iſt Erscheinung, Bild: die Objekte, die Individuen, das Wissen selber. Das iſt darum die eigentliche Aufgabe: das Absolute in sich zu erleben. Philosophie iſt der freie Entschluß der Hingebung an die Evidenz, und in solcher Hingebung machen wir die Erfahrung, daß unser wahrer Geburtsort die übersinnliche Welt iſt.

Es iſt leicht einzusehen, daß im Lichte solcher Überzeugungen die Philosophie eine überaus hohe Beſtimmung empfängt, und der Philosoph in Tönen reden darf, die an den Propheten anklingen. Zur Philosophie rechnet man auch die psychologische Einzelforschung und die Reflexionen der formalen Logik: die Philosophie in Fichtes Sinne iſt Wissenschaft von allem Hohen und Heiligen, und das Göttliche in allem aufzuweisen, was iſt, bildet ihren Beruf. Religion und Philosophie haben bei ihm denselben Inhalt. Der Zweck der philosophischen Betrachtung iſt die Umschaffung, die Wiedergeburt, die Erneuerung des Geiſtes in seiner tiefſten Wurzel. Die Philosophie iſt ein Mittel des Heils, ihr Zweck die Bekehrung. Sie zeigt, daß in mir ein Ewiges iſt, das sich nicht an das Endliche wegwerfen, nicht in praktische Nützlichkeiten aufgehen darf. Denn die einzige Realität iſt die sittliche Idee, und der Mensch schlechthin Werkzeug des Sittengesetzes, Organ der sittlichen Weltordnung. Die theoretische Vernunft iſt um der praktischen willen. Wir selber sind das, was wir sollen. Alle wahre Wissenschaft iſt tatbegründend, und die rechte Anwendung der Philosophie iſt ein sittliches Leben. Denn die Objekte haben keine Selbſtändigkeit unserem Geiſte gegenüber; die Welt muß verſtanden werden als das versinnlichte Material unserer Pflicht. Die sittliche Pflicht aber erschöpft sich nicht in einzelnen Entschließungen und Handlungen; die gesamte Persönlichkeit muß im Ewigen leben. Dann trägt das Sittliche nicht mehr die Form des Gesetzes an sich, das sich dem Willen wie ein Äußeres auferlegt. Die Liebe, die die Quelle aller Gewißheit, aller Wahrheit und Realität iſt, iſt an die Stelle des Gesetzes getreten, das als solches aufgehoben iſt.

Solche Überzeugungen, so sehr sie als Konsequenz der von Fichte allem Erkenntnisſtreben zugrunde gelegten Prinzipien, als Er-

gebnisse eines spekulativen Gedankenganges verständlich werden, tragen doch zugleich das Gepräge der eigenartigen Persönlichkeit des Denkers, der sie verkündet hat, und haben ihre tiefsten Wurzeln in seiner charaktervollen Individualität. Fichte selber ist ganz und gar Wille; die philosophische Versenkung in den Zusammenhang der Begriffe ist bei ihm untrennbar verbunden mit dem Streben, sich mit gesammelter Energie in der äußeren Welt zu betätigen. Er selber sagt von sich: »Ich habe nur eine Leidenschaft, ein Bedürfnis, ein volles Gefühl meiner selbst: das außer mir zu wirken.« Hohe sittliche Ideale standen ihm vor der Seele; für sie setzte er unausgesetzt alle seine Kräfte ein. Der Enthusiasmus, der ihn beseelte, trat oft genug in starrer Hartköpfigkeit den Menschen und den Verhältnissen gegenüber. In seinen Überzeugungen fest und sicher bis zur Unerschütterlichkeit, war er zu nachgiebigem Verhandeln und Vermitteln nicht geeignet. Goethe sagt von Fichte: »Er war eine der tüchtigsten Persönlichkeiten, die man je gesehen; aber wie hätte er mit der Welt, die er als seinen erschaffenen Besitz betrachtet, gleichen Schritt halten sollen?« »Sein Charakter war die Überkraft«; so bezeichnet ihn Hufeland, und Forberg sagt: »Seine Grundsätze sind streng und wenig durch Humanität gemildert; wird er herausgefordert, so ist er schrecklich.« Kein Wunder, wenn in seinem Lebensgange die Konflikte sich häufen. Man kann sein Benehmen bisweilen tadeln, ihm Mangel an Umsicht und an Besonnenheit vorwerfen: unedel war er nie, und aus der hohen Stimmung eines um die höchsten Ziele ringenden Gemütes ist er nie herabgesunken. Die Menschen in die gleichen Höhen zu erheben, in denen er heimisch war, dazu diente ihm seine Wissenschaft, dazu die Macht flammender Beredsamkeit, die ihm zu Gebote stand. Fichte war ein Redner von bezwingender Gewalt, nicht durch rhetorische Künste, durch gewählten Schmuck des Ausdrucks oder Absichtlichkeit der Gedankenführung, sondern durch die innere Glut seiner Seele, durch den strengen Ernst seines ungeteilt dem einen Ziele zustrebenden Gedankens. Man kann den Gedanken ablehnen, ihn überspannt, der Wirklichkeit der Dinge nicht gewachsen nennen: auch so muß man den Menschen verehren, der sich selbst mit dem Adel seines Gemütes in diese entlegenen Gedanken hineingelegt hat.

Fichte war ein Mann der Prinzipien, kein Mann der Rücksichten. Der Sinn für nüchterne Erwägung der in der Wirklichkeit liegenden Kräfte war bei ihm wenig ausgebildet; in seinen Anforderungen an die Menschen und an die Verhältnisse erkannte er keine Schranken an, wo ihm der Gedanke das Ideal dessen, was hergestellt werden sollte, vorzuzeichnen schien. Um so bewundernswürdiger ist es bei dieser Sinnesart des an dem einmal ergriffenen Prinzip festhaltenden Mannes, wie er sich in seinen religiösen und politischen Überzeugungen von der blassen Abstraktion, wie sie seine Anfänge kennzeichnet, zu lebensvolleren Anschauungen durchgekämpft und die deale Bedeutung der realen Verhältnisse anzuerkennen sich erfolgreich bemüht hat. Von streng naturrechtlichen Konstruktionen ist er ausgegangen; bei der Einsicht in die organische Natur des Staats, der in seinen Formen vom Geiste des Volkes gestaltet ist, dessen mächtiger Bewahrer und Förderer zu sein sein Wesen ausmacht, ist er angelangt. In seiner Erstlingsschrift, der Kritik aller Offenbarung, zeigt er sich noch tief in die Auffassungsweisen des Zeitalters der Aufklärung verstrickt, und Religion ist ihm das Mittel in sinnlichen Gemütern Moralität zu wirken; wie er sich weiter in das Problem der Religion vertieft, lernt er mehr und mehr im Sinne des Evangeliums religiöses Leben als göttliches Leben, als mystische Versenkung in Gott und das Christentum als das entwickelnde Prinzip und den eigentlichen Charakter der neueren Zeiten verstehen. Die Wandlung der Anschauung, die das ganze Zeitalter durchgemacht hat, von selbstsicherer Kritik an allem Überlieferten zum Verständnis der inneren Notwendigkeit des historisch Gewordenen, tritt uns bei diesem alle Dinge am Maßstabe seiner theoretischen Annahmen messenden, harten Kopfe besonders deutlich entgegen. Der Gesichtspunkt der Zweckmäßigkeit gibt ihm die Kategorie der Entwicklung an die Hand, um die relative Berechtigung der geschichtlichen Zustände zu würdigen. Er schreibt dem Erdenleben der Menschheit ein Endziel vor, dies, daß sie in demselben alle ihre Verhältnisse mit Freiheit nach der Vernunft einrichte, und nun werden ihm die gegebenen Einrichtungen zu Stadien

dieses großen geschichtlichen Prozesses, die, so mangelhaft sie sein mögen, doch als notwendige Durchgangspunkte begreiflich werden.

Am ergreifendsten drückt sich diese völlige Umwandlung der gesamten Anschauungsweise in dem Verständnis für die Bedeutung aus, die die Nationalität für alles Menschliche hat, und dies am meisten ist der Punkt, in dem Fichte, wenn man von seiner Stellung innerhalb der Geschichte des philosophischen Gedankens absieht, eine unvergängliche geschichtliche Bedeutung erlangt hat. Dies Verständnis für den unermeßlichen Wert der Nationalität als der Grundlage aller menschlichen Kulturarbeit hat er nicht ursprünglich besessen, so wenig wie die anderen Häupter der deutschen Nation in dem Zeitalter der Aufklärung. Noch im Jahre 1804 konnte Fichte den Weltbürgersinn preisen, in welchem wir über die Handlungen und Schicksale der Staaten uns vollkommen beruhigen können. Die Erdgeborenen, meinte er damals noch, mögen in der Erdscholle, dem Flusse, dem Berge ihr Vaterland erkennen; der sonnenverwandte Geist werde sich dahin wenden, wo Licht ist und Recht. Da geschah es, daß die kümmerliche Gestalt, in der das alte deutsche Reich noch immer ein Schattendasein fristete, daß dann auch das Königreich Preußen unter dem Ansturm der französischen Waffen zusammenbrach. Das Ende der deutschen Unabhängigkeit schien gekommen, die Herrschaft der Fremden fest begründet zu sein. In jener Zeit der höchsten Not, als die Reste eines eigenen Staatswesens in Scherben zertrümmert den Deutschen vor die Füße geworfen wurden, damals erwachte in den Gemütern die Erkenntnis, welches kostbare Gut man eingebüßt habe, welche Gefahr der Vernichtung der deutschen Kultur durch eine herzlose Tyrannei nahegerückt sei, und mit dem Bewußtsein des Verlustes verband sich bei den Edleren das Gefühl der Kostbarkeit des verlorenen Gutes und die Hoffnung auf Wiederherstellung oder der feste Entschluß, alle Kräfte einzusetzen, um das unvergleichliche Gut des Vaterlandes und der Nationalität zurückzugewinnen. Von keinem ist der Verlust tiefer empfunden, die Einsicht in die Unersetzlichkeit jener hohen Güter klarer erfaßt, der Mut des Widerstandes gegen das Fremde, des Kampfes für Freiheit und Vaterland entschlossener bewährt worden als von Fichte. Die unbeugsame Macht des Willens, die Tiefe des Gemütes, die Klarheit des Gedankens, mit denen er in jenen dunklen Tagen auf die Menschen zu wirken suchte, machen ihn zu einer vorbildlichen Gestalt, an der jederzeit vaterländischer Sinn und Begeisterung für die idealen Güter der nationalen Kultur sich neu zu erheben vermögen. Und könnte jemals Fichte der Denker in Geringschätzung verfallen oder vergessen werden: Fichte, der deutsche und preußische Patriot, der begeisterte Herold der Unabhängigkeit vom Ausland und der Freiheit im Innern, der Prediger der nationalen Wiedergeburt, wird, so lange es eine deutsche Nation gibt, im innersten Herzen der Besten und Edelsten als ein Gegenstand der Liebe und Verehrung unvergeßlich fortleben.

In den Wintermonaten von 1807 zu 1808 hat Fichte im Akademiegebäude neben unserer Universität, das jetzt der Bibliothek seinen Platz geräumt hat, die »Reden an die deutsche Nation« gehalten, während Berlin von französischen Truppen besetzt war. Diese Reden bilden den Höhepunkt in Fichtes Leben; sie bezeichnen zugleich einen Höhepunkt im Geistesleben der deutschen Nation. Die Nation besann sich in der Bedrängnis und Not jener Tage auf sich selber, und Fichtes ungebändigte Willensstärke, sein über alle Bedenken fortstürmender Gedanke wurde das Organ, in dem diese Selbstbesinnung sich zur klaren Aussprache brachte. In vollem Bewußtsein der Gefahr hat der Mann von eisernem Charakter die Aufgabe übernommen. Sein Schmerz über den Untergang des Vaterlandes war unermeßlich. »Der gegenwärtigen Welt und dem Bürgertum hienieden abzusterben, hatte ich schon früher mich entschlossen«, schrieb er nach der Niederwerfung Preußens. »Gottes Wege waren diesmal nicht die unseren. Ich glaubte, die deutsche Nation müsse erhalten werden; aber siehe, sie ist ausgelöscht.« Dennoch, mitten in der schmerzlichen Trauer, hielt er in gläubiger Zuversicht fest an dem Vertrauen auf die Zukunft der Deutschen und insbesondere auf den Beruf des preußischen Staates für die Wiederherstellung der Nation. Vor dem Kriege hatte er seine Dienste angeboten, die Krieger im Felde zu begleiten, sie durch das Vorhalten der höchsten Gesichtspunkte zur Begeisterung für die große Sache zu entflammen. Jetzt, nach der furchtbaren Niederlage, wünscht er, da er nur reden kann, Schwerter und Blitze zu

reden und gibt sein Wort, entweder mit dem Vaterlande frei zu leben oder in dem Untergange des Vaterlandes mit unterzugehen. In ſtiller Erwägung macht er bei sich aus: »Das Gute iſt Begeiſterung, Erhebung; meine persönliche Gefahr komme gar nicht in Anschlag. Soll denn nun wirklich, um einem zu gefallen, dem damit gedient iſt, und ihnen zu gefallen, die sich fürchten, das Menschengeschlecht herabgewürdigt werden und versinken, und soll keinem, dem sein Herz es gebietet, erlaubt sein, sie vor dem Verfalle zu warnen?« So drückt sich die Gesinnung des herrlichen Mannes aus, der sich ſtolz rühmen darf, daß er frei geatmet, geredet und gedacht hat und seinen Nacken nie unter das Joch des Treibers gebogen. Es liegt eine herzbezwingende Macht in allen Äußerungen dieses großen Charakters. Man naht ihm nicht, ohne sich durch solche Berührung gehoben und geſtärkt zu finden. Hier iſt ein für alle Zeit gültiges Muſter deutschen Wesens, Wollens und Denkens.

Kleinlich erscheint es daneben, in Fichtes Reden sich an die Einzelheiten zu heften und das allzureichlich wuchernde Element des Phantaſtischen, die weltfremden Konſtruktionen, die unrealisierbaren Träume, die Verkennung der gegebenen Wirklichkeit ausschließlich zu betonen. Was Fichte Unhaltbares bringt, läßt sich durch bessere Einsicht berichtigen; die Haltung des Gemütes, aus der jedes seiner Worte ſtammt, iſt von einziger Gültigkeit und unvergänglichem Wert. Und wie vieles dürfen wir uns auch heute noch mit geschwellter Bruſt von ihm gesagt sein lassen, auch wenn wir in ruhigerer Stimmung die gebotenen Abzüge vornehmen! Seine Begeiſterung für deutsches Wesen iſt echt und tief begründet; gegen blödes Autochthonentum schwingt er seine schärfſten Waffen. Seine Vaterlandsliebe iſt religiös und wurzelt in der Richtung auf das Ewige. Den Deutschen schreibt er die Aufgabe zu, die Menschheit sittlich zu erneuern. Die Deutschen sind ihm das Urvolk, das Volk der lebendigen Sprache. Geht dieses Volk unter, so iſt die Menschheit verloren. Dem Volke der Reformation iſt die Philosophie anvertraut wie die Poesie und alle idealen Güter. Deutsch sein und Charakter haben iſt gleichbedeutend. Allein in der Einigkeit der Deutschen iſt das allgemeine Heil zu finden; der Segen, daß es verschiedene und getrennte deutsche Staaten gibt, iſt damit nicht geleugnet. Mannigfaltigkeit und Eigentümlichkeit der Bildung, tausendfache Wechselwirkung, höchſte Freiheit der Forschung und Mitteilung iſt dadurch ermöglicht. Der preußische Staat iſt im Besitze der Güter der Menschheit am weiteſten gekommen; ihm muß an der Erhaltung derselben am meiſten liegen. — Sehr viel iſt in alledem, was uns auch heute noch von unmittelbarem Werte iſt.

Von heroischer Stimmung selbſt beseelt, will Fichte ähnliche Stimmung im deutschen Volke wecken. Er will Mut und Hoffnung bringen in die Zerschlagenen, Freude verkündigen in die tiefe Trauer. Man darf dem Schmerz nicht nachgeben, lautet seine Mahnung; es gilt Besinnung, Entschluß und Tat. Soll uns geholfen werden, so müssen wir uns selber helfen, nicht nach äußerer Hilfe oder einer glücklichen Wendung ausschauen. Der furchtbare Ernſt der Lage läßt Selbſttäuschung nicht zu; er fordert gebieterisch Wahrheit und äußerſte Kühnheit. Durch diese aber iſt alles zu gewinnen Die Morgenröte der neuen Welt iſt schon angebrochen. Sie vergoldet schon die Spitzen der Berge und bildet den Tag vor, der kommen soll. Wie Fichte die Wiedergeburt der Nation durch eine gänzliche Veränderung des Erziehungswesens im Anschluß an Peſtalozzis Gedanken herbeiführen will, das mag nur angedeutet werden.

Fichte hat den Tag der Erhebung der Nation zu dem Befreiungskriege noch erlebt und wenigſtens als Mann des Landſturms die Waffen getragen. Am Schluß des Wintersemeſters hat er in begeiſterter Anrede an die Studenten ausgeführt: es gelte die höchſten Interessen der Menschheit; mitkämpfen sei heilige Pflicht; das Vaterland fordere alle gesunden Kräfte für seinen Dienſt. Gern wäre er selbſt mit hinausgezogen als Feldprediger, um die Kriegsführer in Gott einzutauchen. Im Sommer 1813 hat er eine Vorlesung gehalten über den Begriff des wahren Krieges. Den völligen Erfolg des Krieges hat er nicht mehr erlebt. Seine Frau war bei der Pflege der Kranken im Lazarett vom Fieber ergriffen worden. Sie selber genas, aber ihr Mann erlag der Anſteckung. —

Nur wenige Monate trennen uns noch von der hundertjährigen Jubelfeier unserer Universität. Wie würde Fichte gejubelt haben.

hätte er voraussehen können, wie nach hundert Jahren seine schönsten Hoffnungen sich erfüllt haben! Die deutschen Stämme zum Reich geeinigt, das Kaisertum wiederhergestellt, die Fürsten und Städte durch die festesten Bande harmonisch verbunden; die deutsche Nation an Volkszahl, an Macht, Kulturblüte und Reichtum eine der ersten in der Welt, in gesicherter Unabhängigkeit nach außen, in freien Verfassungsformen nach innen den höchsten Zielen nachstrebend: das bezeichnet die Lage der Deutschen nach Ablauf dieser hundert Jahre. So hat sich alles zu unserem Heile verwirklicht, was Fichte wie durch einen dunklen Schleier zum voraus geahnt hat. Und damit ist auch unsere Aufgabe klar gegeben. Im Ruhmesglanz und Glück ist es die heiligste Pflicht, der Kräfte zu gedenken, die uns so weit gefördert, und der Männer, die diese Kräfte geweckt haben. So gedenken wir Johann Gottlieb Fichtes als eines der deutschesten unter allen deutschen Männern, die an der Erhebung der Nation gearbeitet haben. In unseren Herzen ist ihm sein Denkmal gesichert. Es ist eine frohe Hoffnung, daß wir sein Denkmal in Stein oder Erz in der Nähe der Universität, deren Zierde er war, werden ragen sehen zum Zeugnis der Dankbarkeit und Verehrung, die die deutsche Nation dem Andenken eines ihrer edelsten Söhne für immer bewahren wird.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Weimar.

Eine neue deutsche Akademie.

»Es gab eine Zeit, in der man den kulturellen Fortschritt hauptsächlich von der Gründung von Akademien erwartete, d. h. von wohldotierten Gilden hervorragender Gelehrter, die zu wissenschaftlichen Zwecken zusammenwirkten. Aus dieser Epoche im 17. und 18. Jahrhundert stammen die meisten der vorhandenen Akademien: die Französische, die Petersburger, die Wiener, die Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften, die Kaiserlich Leopoldinische Akademie u. a. Von besonderem Interesse wird stets die Gründung der Berliner Akademie bleiben, da sie dem Zusammenwirken einer hochbegabten Fürstin und eines Gelehrten von Weltruf ihre Entstehung verdankt. Denn schon in jenen Tagen, um die Wende des 17. Jahrhunderts, war der Berliner Hof zugleich von künstlerischen wie wissenschaftlichen Bestrebungen erfüllt. Sophie Charlotte und Leibniz hatten vornehmlich die mathematisch-naturwissenschaftliche Forschung im Auge. Der König indessen war bedacht, neben Theologie auch Geschichte und Sprachwissenschaft in den Bereich der Akademie zu ziehen, damit vor allem die Vergangenheit unseres Volkes aufgehellt und seine Sprache, die mit Fremdwörtern ärger denn je vermischt und verunstaltet war, in ihrer Reinheit und Kraft wieder hergestellt werden möge. Doch der Erfolg mußte hinsichtlich der Sprachveredlung wenigstens insofern hinter den hochgespannten Erwartungen der Gründer der Berliner Akademie zurückbleiben, als sie im ganzen unfruchtbar blieben für eine Weiterentwicklung des Sprachgefühls und Sprachstils in breiten Kreisen des Volkes. Die kritisch-philologische Methode, welche die wissenschaftliche Forschung fast bis auf den heutigen Tag beherrscht, läßt ihre Strahlen kaum über die Einhegungen umgrenzter Gelehrtengebiete hinausdringen. Hierzu bedarf es dann sprachlich feinfühliger, künstlerischer Naturen, wie sie sich vor hundert Jahren in Weimar zusammenfanden und wie sie wohl auch heute zu finden wären, wenn wir wieder in der Weise eines Karl August und einer Anna Amalie Umschau hielten. Neben diesen strengwissenschaftlichen Gesellschaften war übrigens schon vor Leibniz eine andere Art von Akademien aufgetaucht. Freunde der Wissenschaft, der Sprachforschung und der schönen Künste schlossen sich zu einer Art Gemeinde zusammen und begründeten eine Akademie, in ähnlicher Weise, wie wir heutzutage einen Bund oder Verein zu irgendwelchen kulturellen Zwecken gründen. Auch diese Akademien hatten zahlreiche Mitglieder und Gönner. Eine dritte Art von Akademien entstand im 19. Jahrhundert, dem Zeitalter der Popularisierung der Wissenschaften, z. B. die Humboldt-Akademie, in England, Amerika und Skandinavien die University Extension, die Volkshochschulen, neuerdings die Posener Akademie, mit dem ausgeprägten Nebenzweck national-kultureller Sammlung an der Peripherie des Deutschtums im Osten. Alle diese Akademien erwiesen sich als lebensfähig neben den Universitäten. . . . . Diesen vielgestaltigen akademischen Gebilden gegenüber wird aber die Deutsche Akademie zu Weimar eine Sonderstellung einnehmen. Ihre Eigenart muß sich darin erweisen, daß sie zunächst alle nicht künstlerischen Wissenschaften ausschließt. Ferner darin, daß sie, obwohl im Wesen didaktischer Natur, alles von vornherein vermeidet, was mit Beruf, was mit Broterwerb unmittelbar in Beziehung steht, also mit einem Wort: die Heranbildung von Berufsmenschen! Denn die »Karriere« (um ein Nietzsche-Wort zu variieren) ist etwas, »das überwunden werden muß«! Bildung soll Selbstzweck, nicht Mittel zum Zweck sein. Eine deutsche Akademie muß als ihren ausschließlichen Hauptzweck die Förderung und Vertiefung von Kultur und Kunst im Volksleben anstreben, einmal zu

Nutzen derer, die Kunst ausüben, und dann für alle Menschen, die lernen und erkennen wollen, wie man künstlerisch klar empfinden und künstlerisch rein genießen kann.«

Dieses Programm einer neuen deutschen Akademie stellt eine kürzlich im Leipziger Verlag für Literatur, Kunst und Musik erschienene Broschüre von Professor W. Schölermann auf. Die Schrift führt weiter aus, daß die Deutsche Akademie zu Weimar die Aufgabe habe, das heimische Geistesleben der Vergangenheit und Gegenwart zu pflegen, die in Weimar bestehenden staatlichen Anstalten für Kunst und Wissenschaft einheitlich zusammenzuschließen und die Gesamtheit der ihr zur Verfügung stehenden Bildungsmöglichkeiten zu Lehr- und Unterrichtszwecken der Allgemeinheit zugänglich zu machen.

»Die Weimarische Akademie hätte ihre Aufgabe auch darin zu sehen, daß sie künstlerische und wissenschaftliche Arbeiten, insbesondere solche, deren Herstellung bezw. Herausgabe wegen hoher Kosten oder aus anderen Gründen mit Schwierigkeiten verknüpft ist, in geeigneter Weise unterstützt.«

Für die Ausgestaltung der Akademie macht der Verfasser die folgenden Vorschläge:

»Die Weimarische Akademie bildet eine wissenschaftliche Genossenschaft unter Aufsicht des Staates und unter dem Schutz Sr. Kgl. Hoheit des Großherzogs. S. Kgl. Hoheit der Großherzog ernennt ihm geeignet erscheinende Gelehrte und Künstler zu Mitgliedern der Akademie. Es würden als Mitglieder der Weimarischen Akademie zunächst in Betracht kommen: die jeweiligen Leiter der wissenschaftlichen, gelehrten und künstlerischen staatlichen Institute Weimars und Jenas, sowie solche von nichtstaatlichen gelehrten oder literarischen Gesellschaften, Sammlungen oder Bibliotheken und Archiven.

Der hier schon früher aufgetauchte Gedanke einer Schauspiel- oder Theater-Akademie in Weimar ließe sich ebenfalls jetzt organisch angliedern. Letztere könnte zu einer Veredlung des Sprachstils auf der Bühne führen, und, was reichlich so wichtig, zu einer künstlerischen Stilreform des Kulissen-Dekorations-Unwesens!

Diesen Zielen solle die Akademie dienen durch

1. öffentliche Vorlesungen und Vorträge vor einer Hörerschaft aus allen Klassen und Berufen, Vorträge, welche jedem zugänglich und unentgeltlich sind;
2. Fortbildungskurse für Spezialgebiete, gegen Entgelt.

»Es würde auch von Wert sein, wenn die Weimarische Akademie für die beste Arbeit oder Abhandlung über ein zu bestimmendes Stoffgebiet öffentliche Preisausschreiben erließe.«

Man kann diesen Ausführungen im wesentlichen nur zustimmen. Im letzten Jahrzehnt machte sich eine starke Kulturbewegung von unten herauf bemerkbar. Die unteren Schichten des Volkes begannen ein heißes Ringen um die Güter der Kultur. In der Idee der Weimarischen Akademie läßt sich eine Art Gegenbewegung erkennen. Den aus der Tiefe Heraufklimmenden wollen sich Helferarme entgegenstrecken. Dieses Hin- und Wiederwirken wollender Kräfte im Dienst einer gemeinsamen Aufgabe scheint für die nächste Zukunft unserer kulturellen Entwicklung von entscheidendster Bedeutung zu werden. Es wird zu hoffen sein, daß das Unternehmen auch materiell die nötige Festiguug und Kräftigung erhält, um bald als eine fertige Sache in die Welt zu treten. Hat doch erst kürzlich Kommerzienrat Dr. Lanz durch seine Stiftung der Heidelberger Akademie das Leben gegeben. Großherzige Gönner mögen sich wohl auch in Weimar finden, um eine derartige Kulturtat zu ermöglichen.

M. E.

Mitteilungen.

Preisaufgaben der Universität Berlin für das Jahr 1911.

Theologische Fakultät. 1. Königlicher Preis: Der von Schopenhauer sogenannte metaphysische Trieb des menschlichen Geistes soll darauf untersucht werden, ob er die Grundlage der Religion bildet oder selbst eine Abwandlung des religiösen Triebes ist. 2. Städtischer Preis: Die alttestamentliche Anschauung von der Seele und die Entwicklung der Bedeutung des Wortes »nephesch«. — Juristische Fakultät. 1. »Über die Entwicklung der Lehre von der einheitlichen Reise im Blockaderecht bis zur Londoner Konferenz unter besonderer Berücksichtigung der Rechtsprechung.« 2. Königlicher Preis: »Die Berechnung der Fristen im älteren deutschen Rechte«. 3. Städtischer Preis: »Die Verfügung über fremde Sachen nach römischem Rechte.« — Medizinische Fakultät. 1. Königlicher Preis: Durch anatomische Präparate sollen die Nebenschilddrüsen (Glandulae parathyreoideae) aufs neue nach ihrem Vorkommen, ihrem Bau und ihrer Lage untersucht werden. 2. Städtischer Preis: Experimentelle Untersuchungen über die Gewöhnung an Cocaïn. 3. Preisaufgabe des vorigen Jahres wiederholt: Einfluß der Flüssigkeitsentziehung auf die Resorption von Exsudaten. — Philosophische Fakultät. 1. Königlicher Preis: a) »Das Verhältnis von u und o im Westgermanischen soll durch eine für die älteren Perioden möglichst vollständige Materialsammlung festgestellt werden. Soweit dialektgeographische Gesichtspunkte in Frage kommen, ist die Heranziehung der moderneren Mundarten erwünscht«. b) »Vergleichende Übersicht der verschiedenen Beweise für den speziellen und allgemeinen Picardschen Satz«. 2. Städtischer Preis: a) Die heutigen Vulkane liegen ganz überwiegend relativ nahe dem Meere, bzw. am Meere, seltener im Innern der Kontinente. Es soll nun für eine Anzahl erloschener Vulkangebiete in Europa, die in diluvialer und tertiärer Zeit tätig waren, nach Möglichkeit festgestellt werden, welches damals ihre Lage zu großen Wasserbecken gewesen ist. b) Die Entwicklung der leitenden Ideen der Philosophie Schopenhauers nach den Manuskripten des Philosophen aus den Jahren 1812—1818. 3. Grimm-Stiftung: Die Texte der echten und interpolierten Ausgabe von Moscheroschs »Gesichten« sollen in ihrer Folge kritisch untersucht und so der Grund zu einer wissenschaftlichen Edition gelegt werden.

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft, Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 35
27. August 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Der Wert der Welt.

Bemerkungen zum »Pragmatismus«.

Von Karl Groos, Professor an der Universität Gießen.

In seiner ersten Vorlesung über die mächtige Bewegung, die den Namen »Pragmatismus« trägt, hat der amerikanische Psychologe William James*) eine alte Lehre in neuer Form vorgetragen, in einer Form, die ein wenig paradox klingt, wie er das liebt: die Geschichte der philosophischen Systeme ist ihm »zum großen Teil die Geschichte von dem Aufeinanderprallen verschiedener Temperamente«. Dabei machen sich zwei entgegengesetzte Typen geltend, die »tender-minded« und die »tough-minded«. Was mit diesen schwer übersetzbaren Wörtern gemeint ist, wird vielleicht am besten klar, wenn man sich an den Ausspruch Schillers erinnert: »Leicht bei einander wohnen die Gedanken, doch hart im Raume stoßen sich die Dinge.« Der eine Typus liebt es, sich in den leichten Äther abstrakter Begriffe emporzuschwingen, wo er die alles beherrschenden Prinzipien des Seins zu finden hofft; er arbeitet rationalistisch und denkt monistisch. Der andere hält zähe (tough) an der rauhen Welt der Tatsachen fest; er denkt empiristisch, sensualistisch, pluralistisch. Jener gelangt von seinen übersinnlichen Prinzipien zu einer idealistischen, dieser von den Erfahrungstatsachen aus zu einer materialistischen Weltansicht. Jener neigt dem Dogmatismus, dieser dem Skeptizismus zu. Jener ist religiös, dieser irreligiös gestimmt. Dort wird die Willensfreiheit verteidigt, hier wird sie bestritten. Dort herrscht die Stimmung des Optimisten, hier die des Pessimisten vor.

Es ist außerordentlich interessant, die tiefgehenden Analogien ins Einzelne zu verfolgen, die zwischen dem Pragmatismus und der kantischen Philosophie sowohl in diesem Ausgehen von Gegensätzen als auch in dem Versuch ihrer Überwindung hervortreten. Theodor Lorenz, der schon im 2. Bande der »Internationalen Wochenschrift« (1908) über die pragmatistische Bewegung berichtet hat, ist darauf in den »Kantstudien« näher eingegangen. Ich selbst habe mir in dem vorliegenden Aufsatze ein anderes Ziel gesteckt.

Der Pragmatismus, wie ihn James vertritt, ist dreierlei: eine Methode, eine Wahrheitstheorie und eine Weltanschauung. Ich möchte den Leser über die pragmatistische Weltanschauung orientieren, und zwar so, daß ich sie als Psychologe behandle und (ohne Kritik zu üben) in andere Formen des Philosophierens einzuordnen suche, ähnlich wie das James selbst bei seiner Unterscheidung zweier Denktypen getan hat.

Wir dürfen wahrscheinlich ganz allgemein sagen: die Philosophie als das Streben nach

*) W. James, »Der Pragmatismus«. Deutsch von W. Jerusalem, Leipzig 1908.

einer Weltanschauung setzt eine besondere Art von »Temperament« voraus. Rein wissenschaftlich, also vom Intellekt her betrachtet, beginnt sie nach einem alten Worte mit dem »Staunen«, mit der wißbegierigen, auf das Ganze des Seins gerichteten Frage: woraus?, woher?, wohin? Aber vom Gemüte her wurzelt die Philosophie in der Sehnsucht. — Alles Sehnen und Wünschen geht über das wirklich Erlebte hinaus auf etwas Höheres, Schöneres, Wertvolleres, Vollkommeneres. In dem Bedürfnis nach einer Weltanschauung regt sich die Sehnsucht, das was existiert, so vollkommen vorstellen zu können, wie es die Erfahrung erlaubt. Der Naturforscher fragt nach dem Sein der Welt, der Philosoph fragt auch nach ihrem Sinn und Wert, und nur der Wunsch, einen Sinn des Seins zu ergründen, der ihn innerlich befriedigen kann, treibt ihn empor zu den Flügen der Spekulation über die »letzten Dinge«. Wäre diese Sehnsucht nicht so mächtig, so würde er Resignation üben und Positivist werden. Wir kennen ja so manchen großen metaphysischen Denker, der zugleich ein geschulter Naturforscher war. Aber trotz aller Schulung reißt jener eingeborene Drang den Metaphysiker über die Grenzen der gesicherten Erfahrung hinaus — c'est plus fort que lui. Darin liegt die Verwandtschaft der Philosophie mit der Religion, die in ihren tieferen Äußerungen ebenfalls der Sehnsucht entspringt.

Aber wie steht es mit dem Materialisten und wie mit dem pessimistischen Metaphysiker? Macht sich auch bei ihnen die Sehnsucht nach Vollkommenheit geltend? Ich glaube, es ist so. Der Materialist oder, allgemeiner, der Vertreter einer mechanistischen Weltanschauung, für den nur Ausgedehntes existiert, das sich nach unverbrüchlichen Gesetzen bewegt, ist erfüllt von dem Ideal der vollkommenen Welt-Maschine. Und ein Pessimist wie Schopenhauer? Auch ihn bewegt die Sehnsucht nach Vollkommenheit. Freilich, die Welt der Erfahrung ist ihm eine Welt der Qual; aber eben darum träumt er von der seligen Ruhe des Nirvana, das hinter der Scheinwelt der Erfahrung steht. — Gerade diese Bemerkung führt uns weiter.

Ich habe gesagt, der Metaphysiker sei erfüllt von dem Bedürfnis, das Existierende so vollkommen zu denken, wie es die Erfahrung erlaubt. Hier treten nun verschiedene Möglichkeiten hervor. Es ist sehr lehrreich, die wichtigsten unter ihnen zu überblicken und der Weltanschauung von James ihre Stelle in dem System dieser Möglichkeiten anzuweisen.

1. Ich beginne mit dem naiven Vollkommenheitswahn. Er besteht in einer Beurteilung der Welt, wie wir sie in der deutschen Aufklärungszeit nicht selten finden. Das Auge des denkenden Betrachters ist so sehr auf die Schönheit und Herrlichkeit der Schöpfung eingestellt, daß es über die Mängel und Häßlichkeiten des Daseins hinwegsieht. Es ist die Stimmung der Verse: »Freund, ich bin zufrieden, geh' es, wie es will«, eine Stimmung, die in dem modernen Deutschland einer gerade entgegengesetzten Auffassungsweise Platz zu machen scheint, die überall Grund zur Unzufriedenheit findet — wie es auch gehen möge.

2. Der reflektierte Optimismus sieht zwar die Mängel und Unvollkommenheiten der Welt, sucht sie aber wegzuerklären oder doch derartig abzuschwächen, daß die Erfahrungswelt so vollkommen erscheint, wie es eben bei einer geschaffenen Welt nur irgend möglich ist. Noch vollkommener konnte sie der Schöpfer nicht machen, »sans en faire un Dieu« (Leibniz). Gegen diesen Optimismus pflegen sich die pessimistisch gestimmten Denker (die tough-minded) mit einem tötlichen Haß zu wenden. Auch der Pragmatist läßt eine solche Auffassung, die den Erfahrungstatsachen Gewalt antun muß, nicht gelten.

3. »Die Welt ist vollkommen überall, wo der Mensch nicht hinkommt mit seiner Qual.« Hier wird unserer Formulierung des philosophischen Problems, das Existierende so vollkommen zu denken, »wie es die Erfahrung erlaubt«, schon etwas mehr entsprochen. Aber auch diese Auffassung läßt sich kaum durchführen, wenn man die Erfahrungstatsachen so unbefangen würdigt, wie das der Pragmatist verlangt. Sie ist in der Geschichte des menschlichen Denkens in zwei Hauptformen aufgetreten. Die religiöse Hauptform betrachtet die menschliche Sünde, die soziologische die menschliche Kultur als den Störenfried in der sonst makellosen Welt.

4. Man gibt zu: die ganze »Welt« ist unvollkommen. Aber es existiert noch etwas außer der Welt, nämlich Gott, und Gott ist absolut vollkommen, das ens perfectissimum.

Das iſt die Auffaſſung des außerweltlichen, transzendenten Gottes, wie sie der Theismus (im engeren Sinne des Wortes) vertritt. Sie wird aber, wenn nicht ein weiterer Gedanke hinzukommt, das menschliche Gemüt nicht ganz befriedigen. Hier exiſtiert ja freilich etwas Vollkommenes, nämlich Gott. Wie verhält es sich aber mit der Welt und ihrem Werte? Gerade wenn ein vollkommener, meiſt als allmächtig vorgeſtellter Gott die Welt erschaffen hat und dauernd regiert, muß die Mangelhaftigkeit dieser Welt als Problem empfunden werden. Das Chriſtentum hat tatsächlich noch einen anderen Gedanken hinzugefügt. Über »dieser« Welt nimmt es ein *Jenseits* an, in dem die Geiſter der Erlöſten und höhere Wesen (Engel) in reiner Seligkeit und in Gemeinschaft mit dem vollkommenſten Wesen leben, eine bessere, höhere, jedenfalls eine *zweite Welt*. Und nun kann der chriſtliche Denker seine Sehnsucht nach einem vollkommenen Sein befriedigen und hierbei doch unter dem Eindruck der Kontraſtwirkung die Mangelhaftigkeit der erſten, irdischen Welt, wenn er dazu geneigt iſt, übertreibend betonen: der »Jammertal«-Standpunkt.

Aber der Gedanke einer zweiten Welt iſt älter als das Chriſtentum.

5. Die philosophische *Zweiweltenlehre*, die über dem Scheindasein der Sinnenwelt (des mundus sensibilis) eine nur dem Denken zugängliche höhere und wahrere Welt, den mundus intelligibilis, annimmt, iſt eine der mächtigſten Erscheinungen in der Geschichte des menschlichen Denkens. In der abendländischen Philosophie iſt sie durch Parmenides und Plato begründet worden. Kants kritische Philosophie iſt durchweg an ihr orientiert. Auch in Spinozas Unterscheidung der einen, ewigen Subſtanz und ihrer vielen vergänglichen Modifikationen spielt sie herein. Bei der Nennung Schopenhauers sind wir ihr bereits begegnet. Wer ihr anhängt, der kann, wie dieser Philosoph, die Unvollkommenheit der Sinnenwelt ehrlich zugeben oder sie sogar pessimiſtisch übertreiben (vgl. den Jammertal-Standpunkt) — hinter ihren Mängeln und Qualen träumt er doch ein übersinnliches, absolutes, vollkommenes Sein.

Die Zweiweltenlehre wird von James nicht direkt verworfen (da sie für viele ein Troſt iſt, kann er das auf Grund seiner Methode nicht tun). Aber sie entspricht nicht dem »Temperament« des pragmatiſtischen Denkers. Das hat er in ziemlich scharfen Worten zum Ausdruck gebracht. Ich muß nur vorausschicken, daß man ſtatt von der einen Erscheinungswelt auch von den vielen Weltbildern reden kann, die sich auf Grund der Sinneserfahrung in den vielen denkenden Individuen bilden. »Auf der Seite des Pragmatismus«, sagt James, »haben wir nur eine einzige Ausgabe der Welt. . . . Auf der Seite des Rationalismus haben wir ein Universum in mehreren Ausgaben. Zunächſt die wirkliche Welt, die unendliche Folioausgabe, die man auch édition de luxe nennen könnte; dann die verschiedenen endlichen Ausgaben, voll falscher Lesarten, und jede in ihrer Art entſtellt und verſtümmelt.« Eine höhere Welt oder ein Absolutes, das fertig hinter den Erscheinungen ſteht, iſt für den Pragmatiſten ein entbehrlicher Luxus.

6. Wir wollen uns daher fragen, ob sich die Sehnsucht nach Vollkommenheit auch bei der Beschränkung auf die Sinnenwelt noch in weiteren Formen befriedigen kann. Da ſtoßen wir zunächſt auf eine sechste Lösung, die sich aus der dritten heraus entwickelt und gerne mit der vierten Hand in Hand geht. Man lenkt den Blick rückwärts in die *Vergangenheit* der Welt und träumt von einem *paradiesischen Urzuſtand*, wie er vor dem *Sündenfall* geherrscht habe, oder von der friedlichen Idylle eines *goldenen Zeitalters* vor dem Eintreten der *Kultur*. Diese Gedanken sind uns allen von Jugend auf vertraut.

7. Jetzt ſtehen wir dicht vor der pragmatiſtischen Weltanschauung. Die Vollkommenheit hinter uns iſt dem Pragmatiſten unsympathisch; jedenfalls nützt uns diese Vorſtellung nichts. Sie erfüllt uns, für sich allein genommen, mit Verzweiflung, nicht mit Lebensmut. Sie läßt uns untätig nach rückwärts schauen in ein verlorenes Paradies, ſtatt uns zum Handeln anzuspornen; denn all unser Handeln bezieht sich auf Zukünftiges. Daher verlegt der Pragmatiſt, wie das schon Büchner getan hat, das goldene Zeitalter in *die Zukunft*. Wir sollen *vorwärts* blicken. Die Welt soll uns eine *Verheißung* sein. Das Absolute und Vollkommene hat für James einen Wert nicht als Erſtes (als »Prinzip«), sondern nur als ein *Letztes* (»Ultimate«). Der pragmatiſtische Denker iſt weder Optimiſt noch Pessimiſt, sondern »*Melioriſt*«. Die

gegenwärtige Welt ist schlecht genug, aber sie kann besser werden, und wir sollen dazu helfen, daß sie es werde. Der höchste Wert liegt weder in einer Überwelt, noch in einer Vorwelt; suchen wir ihn in einer Nachwelt zu verwirklichen!

— Eine Zwischenbemerkung. Auch das Christentum besitzt ein Gegenstück zur vollkommenen Urwelt: die Seligkeit nach dem jüngsten Gericht, das vollendete Reich Gottes. Diese Zukunft ist aber in der christlichen Eschatologie doch kaum die Zukunft »dieser« Welt, sondern eher ihr Untergang. Eine solche Vorstellung würde dem Pragmatisten, der nur die eine Erfahrungswelt kennt, nicht zusagen.

Und noch eine Zwischenbemerkung. Das Vollkommene als Zukunftsziel wird von James auch als »regulativer« Begriff bezeichnet. Wir stoßen hier auf einen der zahlreichen Punkte, die an Kant erinnern können. Der Neukantianer Cohen hat Kants Zerstörung der alten Metaphysik so aufgefaßt: das, was den Dogmatikern als etwas an sich Existierendes erschien, habe Kant in ein Bündel von »Aufgaben« verwandelt. Das heißt doch auch: in ideale Zukunftsziele, denen wir uns durch unser Handeln annähern sollen. —

Wir sagten, der Pragmatist wisse mit dem Absoluten und Vollkommenen als einem von Ewigkeit her bestehenden »Prinzip« nichts anzufangen, aber er rette es sich als Letztes, als »Ultimate«. Das hat James an verschiedenen Beispielen durchgeführt.

Zunächst an dem Begriff der Wahrheit, auf den wir jedoch an dieser Stelle nicht näher eingehen können. Eine absolute Wahrheit existiert nicht; es gibt nur relative veränderliche Wahrheiten. Aber »ein absolut Wahres, in dem Sinne, daß keine künftige Erfahrung es ändern kann, das ist der ideale Punkt, gegen den alle unsere heutigen Wahrheiten eines Tages konvergieren werden«.

Ebenso wie mit der absoluten Wahrheit verhält es sich mit den eigentlich metaphysischen Ideen. Die Welt, in der wir leben, ist nicht vollkommen. Aber es ist eine lebensfördernde (und daher für den Pragmatisten »wahre«) Vorstellung, daß sie der Vollkommenheit entgegenschreitet, und daß wir durch unsere Menschenarbeit der Annäherung an dieses ideale Ziel dienen können. Wenn das Vollkommene schon da wäre, wenn es (als πρῶτον) im Anfang stünde, anstatt aus der Zukunft heraus als letztes Ziel (ἔσχατον) zu locken, so hätten die Begriffe der Willensfreiheit, des Weltzweckes, ja Gottes selbst für den Pragmatisten nicht den geringsten Wert — man könnte sie gerade so gut fallen lassen. Einen Wert, einen unermeßlichen Wert haben sie als Verheißungen für die Zukunft. So bedeutet z. B. der Begriff der Freiheit für James nur darum etwas, weil er uns glauben läßt: es braucht sich in der Welt nicht alles mechanisch zu wiederholen, als ob sie eine im Anfang aufgezogene Uhr wäre; es kann auch Neues eintreten (man wird hier an Lotze erinnert, den James kennt), und dieses Neue kann ein Besseres sein. Das ist ein lebensfördernder Gedanke.

Wir sagten, die Welt sei bis jetzt nicht vollkommen. Die »Vollkommenheit« wird von altersher als die Einheit eines Mannigfaltigen gedacht. Daher hat das Wort Einheit immer einen mystischen Zauber ausgeübt. James zitiert aus einem christlichen Flugblatt die durch eine Paulus-Stelle beeinflußten Worte: »ein Leben, eine Wahrheit, eine Liebe, ein Prinzip, ein Gott.« Der Gedanke des Allumfassenden, Alldurchdringenden, Absoluten liegt in diesem Worte »Eines«, das die Monisten so gern im Munde führen. Daher wird die Lehre von der Vollkommenheit der Welt gewöhnlich dem Monismus zustreben.

James zeigt in geistvoller Weise, wie viele Unterbegriffe einer allbeherrschenden Einheit zu berücksichtigen sind. Ein Sein, als allgemeinstes, das alle Besonderungen logisch umschließt, ein Raum und eine Zeit für die ganze Welt, eine Gesetzlichkeit, unter die alle Ursachen und Wirkungen fallen, oder anders gesagt, eine Ursache, aus der sämtliche Wirkungen entspringen, ein Zweck, dem sich alles Geschehen unterordnet, ein großer Weltplan (die Welt als dramatische Einheit), ein Allbewußtsein, dem gegenüber alles Sonderbewußtsein nur die Welle in einem unendlichen Ozean bedeutet.

Das alles sind schöne und große Gedanken. Sie führen uns in ihren wichtigsten Ausgestaltungen — eine Ursache, ein Zweck, ein Allbewußtsein — zu dem Begriff Gottes empor. James hat auch in der Tat an anderer Stelle gezeigt, wie sich seine Methode für den Glauben an Gott entscheiden müsse. Aber der Pragmatist denkt dabei voraus in die Zukunft, und nur als Verheißungen gelten

ihm seine Wendungen der Einheits⸗Idee etwas. Die *jetzige* Welt iſt eine *Vielheit* (Pluralismus). Nichts beweiſt, daß ſie aus *einer* Urſache entſprungen und von Anbeginn nach *einem* Plan gebaut ſei. Nur iſt ſie ſchon jetzt kein Chaos. In all dem Nebeneinander gibt es doch Verbindungen, gibt es weitreichende Geſetzlichkeiten, gibt es — unſere Kultur gehört ja auch zur »Welt«! — gewaltige Zweckzuſammenhänge. Mit jeder Vermehrung dieſer Zuſammenhänge wächſt die Einheit der Welt. Vielleicht haben ſich ſämtliche Unterarten der Einheit, *ſoweit* ſie ſchon beſtehen, erſt allmählich entwickelt, gerade »wie wir menſchliche Syſteme infolge menſchlicher Bedürfniſſe ſich entwickeln ſehen«. Wie weit ſchon Einheiten da ſind, kann nur die Erfahrung entſcheiden. Ob einmal wirklich geſagt werden darf: *ein* Geſetz, *ein* Zweck, *ein* allumfaſſendes Bewußtſein, das wiſſen wir nicht ſicher. Aber wir wiſſen, daß wir auf dieſe vollkommenen Ziele an unſerem Teil hinarbeiten können. Und James fordert auf, ſich freudig an einem ſolchen Streben zu beteiligen, von dem, wie er hofft und glaubt, *auch höhere Mächte* erfüllt ſind, Mächte, die am Werke ſind, die Welt in derjenigen Richtung zu erlöſen, die unſeren Idealen entſpricht.

Das iſt der tatfrohe, nach vorwärts ſchauende »Meliorismus« des Pragmatiſten James. Wenn wir ſeine Worte mit Vorſicht auslegen wollen, ſo können wir ſie in Hinſicht auf den Begriff Gottes wohl ſo deuten: Das Göttliche, an das zu glauben dem Pragmatiſten ein Herzensbedürfnis iſt, überſteigt die Fähigkeiten unſeres Denkens, ſodaß wir es niemals in ſeiner überwältigenden Größe erfaſſen können. Uns bleibt nur übrig, wie es Goethe ausſpricht, den »letzten Saum ſeines Kleides« mit kindlichem Schauer zu berühren. Daher beſchränken wir uns auf das, was für uns als dogmenfreie und praktiſch denkende Menſchen das Göttliche allein bedeuten kann, die Verheißung auf eine vollkommenere Zukunft der Welt, eine Verheißung auch für diejenigen ihrer Teile, die unſerer eigenen Arbeit zugänglich ſind.

Nicht jedem »Temperament« wird dieſe Beſchränkung genügen. Der Deutſche iſt vielleicht nicht ſo ſtark auf das Praktiſche gerichtet wie der Engländer und Amerikaner. Das Bedürfnis nach Vollkommenheit und Einheitlichkeit wird gewiß bei vielen nur dann befriedigt, wenn ſie ein allumfaſſendes geiſtiges Sein und deſſen weltumſchließende Geſetze und Zwecke auch in die Gegenwart und — in die Vergangenheit verlegen (der »uralte« heilige Vater, ſagt Goethe). Zu ſolchen würde James ſagen: wenn Euch das lebensfördernd iſt, ſo ſoll es Euch als Wahrheit gelten; ich begnüge mich mit dem Vertrauen auf die Zukunft, das ihr ja mit mir teilen werdet — und wir werden ihm einräumen müſſen, daß dieſe vorwärts gerichtete, zum Handeln ſtimmende Metaphyſik etwas ſehr wertvolles iſt.

Aber ich bin noch nicht völlig am Ende. Wir haben bisher ſieben Formen unterſchieden, in denen ſich die Sehnſucht nach einem vollkommeneren Sein ausprägt. Es iſt in der Tat nicht nur Sache des kühl abwägenden Verſtandes, zu welcher unter dieſen Formen ſich ein Menſch bekennt. Nun möchte ich noch auf eine achte Auffaſſung hinweiſen, die ſich von dem Meliorismus ſcharf unterſcheidet, und von der einer ihrer Vertreter ausdrücklich betont, daß auch ſie zum guten Teil Sache des Temperamentes ſei. In dem dritten Abſchnitt ſeiner »Maſchinentheorie des Lebens« wendet ſich *Julius Schultz* mit großer Lebhaftigkeit gegen die Idee eines melioriſtiſchen Fortſchreitens der Welt auf ein vollkommenes Endziel. Er haßt dieſen Gedanken, den er »das widerliche Pöbelgeſchwätz vom unendlichen Fortſchritt« nennt. Da haben wir das »Aufeinanderprallen der Temperamente« vor uns! Für Schultz iſt das Sein der Welt, die von außen betrachtet eine Maſchine, von innen betrachtet allumfaſſender Geiſt iſt, ein ewiger Prozeß, der in immer neuen Geſtaltungen auf⸗ und abwärts führt, über Täler zu Gipfeln und immer weiter über Gipfel und Täler und ſo fort von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und gerade dieſes endloſe Auf und Ab iſt ſelbſt der Sinn und Wert der Welt, die nur ſo eine Welt des lebendigen Geiſtes ſein kann.

Noch weiter iſt *Nietzſche* gegangen, als er ſich an der pythagoreiſchen Idee der »*ewigen Wiederkehr*« berauſchte. Denn während Schultz dem unendlichen Weltall auch unendlich viele Geſtaltungsmöglichkeiten zuerkennt, wiederholen ſich nach Nietzſches Lehre die Weltäonen *in genau derſelben* Weiſe. Aber auch hier iſt dem Kosmos kein immer geſteigerter Fortſchritt beſchieden. Wenn auf den Morgen der ſtrahlende Mittag

folgt, so folgt auf diesen die Nacht, und dieses Steigen und Fallen erstreckt sich, ob wir vorwärts oder rückwärts schauen, in die Unendlichkeit. Wir aber sollen Ja! sagen zum Dasein, um des hohen Mittags willen, der von Äon zu Äon aufleuchtet in ewiger Wiederkehr, die Zeit Zarathustras! Hier ist es also eine vorübergehende Vollkommenheit, die, teuer erkauft, dann wieder verloren, und doch immer von neuem erobert, den Wert der Welt bildet, eine Vollkommenheit, die in endlosen Wiederholungen vor uns und — hinter uns liegt.

Welch andere Stimmung ist es, die aus diesen Gedanken wirkt. Und wie verschieden sind die Bilder von einer wertvollen Welt, die uns in unserem flüchtigen Überblick entgegentraten! Aber für alle diese Formen gilt das demütige Wort des größten deutschen Dichters. Wenn das Denken der Menschen glaubt, den ungeheuren Gedanken des allumfassenden Wesens wagen zu sollen — und es wird ihn wohl immer wieder wagen —, so muß es jenes Wortes eingedenk bleiben: was ihr berührt, ist nur der Saum seines Kleides!

Die internationale Bewertung der Staatsanleihen.

Von Gustav Cohn, Professor an der Universität Göttingen.

I.

Die Erfahrung zeigt — sagt Ricardo in seinem Kapitel über den auswärtigen Handel — daß die vermeintliche oder wirkliche Unsicherheit der Kapitalanlage, die nicht unter der unmittelbaren Kontrolle ihres Besitzers steht, samt der natürlichen Abneigung der Menschen, das Land ihrer Geburt zu verlassen und sich mit ihren Gewohnheiten einer fremden Regierung und neuen Gesetzen anzuvertrauen, die Auswanderung des Kapitals verhindert. Diese Gefühle, deren Lockerung ich bedauern würde, veranlassen die meisten vermögenden Leute, mit einem niedrigen Zins in ihrem Vaterlande zufrieden zu sein, statt eine vorteilhaftere Anlage in fremden Ländern zu suchen.*)

Diese Worte, vor fast hundert Jahren geschrieben, finden sich auch heute noch durch den Kurszettel der Londoner Börse bestätigt. Der reelle Zins der $2^1/_2$ % nominell verzinslichen Englischen Konsols betrug im Jahre 1909: 3,02 %; der reelle Zins der 3 % nominell verzinslichen Preußischen Konsols 3,55 %; der reelle Zins der Mexikanischen Anleihe von 1904: 4,17 %, der Japanischen Anleihe von 1907: 4,87 %, der Russischen Anleihe von 1906: 5,95 %. Allerdings zeigen diese Zahlen ein näheres Zusammenrücken der gegenwärtigen Zinsunterschiede Englands und der übrigen Länder, als es vor hundert Jahren möglich war. Ja, zwischen Frankreich und England ist der Abstand auf nahezu Null herabgegangen (3,05). Aber gerade die mäßige Differenz zwischen dem englischen Zins und dem unserer preußischen (deutschen) Staatspapiere ist es, die in den letzten Jahren Unzufriedenheit, gekränkten Ehrgeiz, mancherlei Reformvorschläge verursacht hat, deren Unklarheit einige erläuternde Betrachtungen verdient.

Das Interesse an der Frage ist ein sehr verbreitetes. Der Wohlstand des letzten Menschenalters hat den Vermögensbesitz in weite Kreise getragen. Daß der Kurszettel der nächsten großen Wertpapierbörse allmählich ein unvermeidliches Anhängsel der Zeitungen aller Parteien, selbst in kleinen Städten, sicherlich aber in den großen Städten, geworden ist, gibt Zeugnis davon, wie beliebt die Kapitalanlage in Wertpapieren im Publikum geworden ist. Dies schließt nicht aus, daß in der großen Mannigfaltigkeit der Papiere die älteste und angesehenste Gattung immer noch den Vorrang behauptet — die heimischen Staatspapiere. Trotz der Verlockungen des Aktienwesens und der exotischen Staatsschuldscheine gilt es als eine Tugend, eine Pflicht, als eine Enthaltsamkeit des besonnenen Mannes, daß er die heimischen Staatspapiere bevorzugt. Dabei ver-

*) The Works of David Ricardo, Esq. ed. J. R. McCulloch Esq. London 1846. S. 77.

mischen sich Vorstellungen von einem Verzicht auf unlauteren Gewinn und auf waghalsige Spekulationen mit der Überzeugung von einer Sicherheit ersten Ranges und dem Anspruch auf Wertbeständigkeit (wenigstens nach unten hin) als einer Art von Entgelt für das tugendhafte Verhalten und für das hohe Vertrauen, das der Staatsgläubiger zu der Finanzverwaltung seines Vaterlandes hegt. Ja, der ethische Charakter dieses Verhältnisses ist noch letzthin in einem trefflichen Referat für den Evangelisch-sozialen Kongreß betont worden in der Meinung, es komme darauf an, die Zahl der also Vertrauenden zu vermehren durch solche Gesinnungen, die geradezu ein Opfer darbringen wollen, aus sittlich-patriotischer Überzeugung, wie ein gewissenhafter Käufer die Wohlfeilheit von Waren verschmäht, die nur durch abnorme Lebensbedingungen der Arbeiter möglich ist, und die teureren Waren vorzieht, die rein von solchem Makel sind.

Es ist in der allerjüngsten Zeit geschehen, daß ich — wie einstmals vor vierzig Jahren — für den ethischen Charakter der Nationalökonomie eingetreten bin. Es ist daher nicht ein Bedürfnis, diesen Zusammenhang für das gegenwärtige Thema durchzuschneiden. Wohl aber glaube ich, daß in unserem Falle, der sittlichen Elemente unbeschadet, die dabei beteiligt sind, einige aufklärende Worte nötig erscheinen, um der ökonomischen Substanz des Gegenstandes ihr Recht zuteil werden zu lassen.

II.

Ricardo redete in den Worten, die wir oben wiedergegeben haben, von dem Kapital, das ein selbsttätiger Unternehmer beschäftigt. Wir reden hier von dem Kapital, das zinsbar angelegt wird von Besitzern, die nicht fähig oder geneigt sind, es selbsttätig zu verwenden. Ihre Tätigkeit beschränkt sich auf die Auswahl der Gelegenheit für zinsbaren Ertrag. Und wiederum gibt es kein Mittel, diese beschränkte Tätigkeit abermals auf das geringste Maß einzuschränken, gleich dem, daß man vertrauensvoll der Verwaltung des eigenen Staates sein Kapital zur Verfügung stellt. Als Entgelt für dieses Vertrauen erwartet die Gläubigerschaft, daß die Sicherheit der Anlage einen viel ausgedehnteren Sinn habe als bei irgend einer anderen Art von Wertpapieren. Sie erwartet nicht nur die Zuverlässigkeit pünktlicher Zinszahlung und — falls dieses im Darlehnsvertrage enthalten ist — der Heimzahlung des Kapitals, sondern auch die Beständigkeit einer gewissen Höhe des Zinses, den Schutz vor einer etwaigen Herabsetzung desselben (als Folge der Entwicklungen des Kapitalmarktes und der Kündbarkeit des Darlehns), die Verhinderung eines Kursrückganges, der unvermeidlichen Folge einer Steigerung des Zinsfußes der Staatspapiere auf dem Kapitalmarkte oder vielmehr der identischen Erscheinung, von der anderen Seite gesehen. Diese Zumutungen an den schuldenden Staat stehen leider im Widerspruche miteinander; aber ihre Einheit finden sie in der Beiseitesetzung der ökonomischen Logik zum Besten einer Minderheit der Bevölkerung auf Kosten der Mehrzahl, welche keine Staatsschuldscheine besitzt, dagegen mit ihren Steuern die Zinsen dafür zu zahlen hat.

Als vor etwa 20—30 Jahren der Zinsfuß der Anleihen längere Zeit sich abwärts bewegte, war der darüber entrüstete Staatsgläubiger eine typische Erscheinung in den besseren Kreisen der Gesellschaft. Man verlangte gelegentlich einen neuen Krieg mit Frankreich, nicht nur weil man Söhne hatte, die junge Offiziere waren, sondern auch weil man preußische Staatspapiere besaß, deren Zinsfuß durch den finanziellen Aufwand wieder in die Höhe gebracht werden sollte. Es gab damals mammonistische Volkswirte, deren zentrale Idee die Klage über den Rückgang des Zinses war. Indem der Staat dasjenige tat, was jeder Hypothekenschuldner tut, der die Gunst des Kapitalmarktes wahrnimmt, um dem Gläubiger die Wahl zu stellen, Ermäßigung des Zinsfußes oder Rückzahlung des Schuldkapitals — beging er in den Augen seiner Gläubiger ein Unrecht an ihnen. Warum wohl? Im Sinne strengen Rechts konnte dieses unmöglich richtig sein. Denn der Staat tat nur, was ihm rechtlich zustand. Wohl aber sollte der Staat über seine rechtliche Verpflichtung hinaus eine gewisse Höhe des Zinses (4—$4^1/_2$ Prozent) als einen sittlichen Anspruch der Gläubiger anerkennen. Und auf wessen Kosten? Auf Kosten der Gesamtheit der Steuerzahler, deren Interesse er mit der Herabsetzung des Zinsfußes der Anleihen wahrzunehmen sich verpflichtet hielt. Es war die sozialpolitische Idee vom Rechte auf den hohen Zinsfuß —

ein bemerkenswertes Gegenstück zum Rechte auf Arbeit.

Die Klagen der Staatsgläubiger über das Sinken des Zinsfußes sind damals nicht ohne Einfluß gewesen. Es galt nach ihren Behauptungen der Not der »Witwen und Waisen«, der Rettung der »Mittelstände«. Die Operationen der Zinsreduktion wurden hingehalten. Ein klassisches Beispiel ist namentlich die Art, wie man in Frankreich die Zinsherabsetzung für das zu 5 Prozent verzinsliche große Milliarden-Anlehen vom Jahre 1872 verzögerte — ein Beweis für den Einfluß der Plutokratie auf dem Boden der demokratischen Republik.

Aber noch mehr! Es dauerte nicht gar lange, so wendete sich das Blatt. Der Rückgang des Zinsfußes, zumal bei uns in Deutschland, machte wieder einer Steigerung Platz. Die Folge dieser Steigerung war der Rückgang des Kurses der preußischen und deutschen Anleihen. Denn niedriger Zins ist gleichbedeutend mit hohem Kurs, und niedriger Kurs ist gleichbedeutend mit hohem Zins der Wertpapiere. Jetzt — und das ist die Zeit der allerletzten Jahre — haben wir abermals die Klagen der Staatsgläubiger zu hören, aber darüber, daß der Kurs gefallen ist und der Zins gestiegen. Jetzt also wird über das Gegenteil von dem geklagt, worüber früher geklagt wurde. Es wird, wie wir sehen, immer geklagt, und es wird immer über den Staat geklagt. Denn seine Gläubiger, verschieden von allen anderen Gläubigern, muten ihm zu, er solle das ihm geschenkte Vertrauen durch Gegenleistungen entgelten, die über jeden andern Dahrlehnsvertrag hinausgehen, die er deshalb zurückweisen muß, weil er mit deren Erfüllung die Rechte der von ihm vertretenen Staatsbürgerschaft preisgibt. Denn es ist unmöglich, daß er Geschenke macht, ohne daß er in Taschen greift, die zum Schenken weit weniger gefüllt sind als die Taschen derer, welche die Geschenke fordern. Die Ethik bedeutet, in dieser Ausdehnung, die Caritas auf den Kopf gestellt.

Um die Not der Staatsgläubiger in der einen oder der anderen Konjunktur beweglich darzustellen, bedient man sich eines einfachen Kunstgriffs. Weil Kurs und Zins in der Weise Korrelate sind, daß Höhe des einen mit der Niedrigkeit des andern sich aus innerer Notwendigkeit verbinden, so hält man der öffentlichen Meinung jedesmal diejenige Hälfte hin, die zurzeit durch die Niedrigkeit ihres Standes Eindruck macht. Vor einigen Jahrzehnten war es die Niedrigkeit des Zinses, über die man klagte (man klagte niemals über die Höhe des Kurses). Jetzt klagt man über die Niedrigkeit des Kurses (niemals über die Höhe des Zinsfußes). Die Unklarheit oder der Sophismus dieser Beschwerden ist einleuchtend. Zu wirksamerer Beleuchtung tut man allerhand bunte Lichter hinzu. So erzählt man, den Abstand des höchsten Kurses zum niedrigsten Kurse aus einer längeren Reihe von Jahren betonend, Witwen und Waisen hätten 23 Prozent an ihren preußischen Staatspapieren verloren. Jedoch nicht nur, daß hier ein extremer, im einzelnen möglicher Fall mit der Gesamtheit der Fälle gleichgesetzt wird, — kein Wort wird von der anderen Seite der Sache gesagt, daß jetzt Witwen und Waisen so viel mehr Zins empfangen, wenn sie ihr Kapital in preußischen Staatspapieren anlegen, ja daß der dauernde Zinsgenuß, nicht der Umsatz der Staatspapiere, der Hauptzweck dieser Anlage für Witwen und Waisen ist.

III.

Welche Ursachen sind es, die den Wert oder den Zins der Staatspapiere bestimmen?

Vor allem ist es diejenige Ursache, die am nächsten den nationalen Ehrgeiz berührt, und die seit mehreren Jahren im Vordergrunde der Beschwerden gestanden hat. Welch Unrecht widerfährt unseren Staatspapieren, deren Sicherheit sich doch dem besten Kredite irgend eines anderen Staates vergleichen kann, daß sie einen so viel höheren Zins an die Gläubiger zahlen müssen, oder (was auf dasselbe hinauskommt) daß sie um so viel niedriger im Kurse stehen als die englischen, französischen, belgischen Staatsschuldscheine! So lautet die Klage. Es ist also der Grad der Sicherheit des Darlehns, den die Gläubiger und die Kapitalmärkte der Welt der einen und der anderen Kategorie der Staatspapiere zubilligen. Oder, in kurzen Worten, es ist die Höhe des Staatskredits, deren Gradmesser Zins und Kurs sind.

Hier liegt es nun auf der Hand, daß dieser Grund sich in deutlicher und unbestreitbarer Weise darstellt, wenn wir die

großen Kontraſte ins Auge faſſen. Stellen wir den engliſchen Konſols die Schuldſcheine zentralamerikaniſcher Republiken gegenüber, ſo beſteht kein Zweifel, daß der weite Abſtand vor allem durch die ſo viel größere Unſicherheit verurſacht iſt, welche aus den Finanzverhältniſſen, dem Rechtszuſtande, dem Verfaſſungsweſen jener Republiken folgt, ſofern man ſie mit England vergleicht. Nicht ſo einfach iſt das Urteil zu finden, wenn der Vergleich ſich auf die viel näher aneinandergerückten europäiſchen Staaten, wenn er ſich auf Deutſchland und England beſchränkt. Daß alle eben genannten Umſtände, die für den Kredit eines Staates beſtimmend ſind, in gleichem Grade dem preußiſchen Staate und dem Deutſchen Reiche günſtig ſind wie dem engliſchen Staate, wird nicht leicht zu widerlegen ſein. Es kann nicht auf einen geringeren Grad der Sicherheit zurückgeführt werden, daß der Kurs der preußiſchen Staatspapiere bei gleicher nomineller Verzinſung um 10 bis 15 Prozent niedriger ſteht. Denn zwar mag die Steuerkraft Englands höher veranſchlagt werden als die unſrige mitſamt den dazu gehörigen Einrichtungen des Steuerſyſtems und der parlamentariſchen Regierung; jedoch ein andres Moment ſpricht auf ſeiten der preußiſchen Finanzen mit, das in England und das in der ganzen Welt ſeines gleichen ſucht, nämlich die überreichliche Deckung der Staatsſchuld durch das lukrative Staatsbahnkapital, das nicht nur Zins und Tilgung der Staatsſchuld liefert, ſondern weit darüber hinaus für den allgemeinen Staatsbedarf (nach neueſter Vereinbarung des Miniſteriums der öffentlichen Arbeiten mit dem Finanzminiſterium 210 Millionen Mark jährlich) aufbringt. Eine alſo fundierte Staatsſchuld, ſollte man meinen, bietet die höchſte Sicherheit für die Gläubiger. Und warum ſteht ſie dennoch ſo viel niedriger im Kurſe als die engliſche, franzöſiſche, belgiſche Schuld?

Darum, weil noch mehrere andere Gründe bei der Bewertung der Staatspapiere mitſprechen. Hier knüpfen wir an die Worte Ricardos an. Gehen wir von der Tatſache aus, daß ſeit einem Jahrhundert der Londoner Kapitalmarkt den Kurs der heimiſchen und fremden Staatspapiere beſtimmt, daß England, wie zuvor Holland, mit ſeinem Kapitalüberfluß den Darlehnsbedarf nicht nur des eignen Staates, ſondern teilweiſe auch der fremden Staaten verſorgt, ſo iſt nicht die objektive Sicherheit der Kapitalanlage das allein Entſcheidende, ſondern auch die ſubjektive Würdigung derſelben, welche die wirkliche oder vermeintliche Gefahr der Kapitalanlage im Auslande durch eine entſprechende Entſchädigung in höherer Verzinſung ſich vergüten läßt. Hier gibt es keine andere Appellinſtanz als das internationale Urteil der übrigen kapitalreichen Nationen, die aber von ähnlichen ſubjektiven nationalen Stimmungen geleitet werden. Nur eine Nation, ſo ſollte man meinen, hätte hier wirkſamen Proteſt einzulegen, nicht durch Worte, ſondern durch Taten, die zunächſt beteiligte, die das Objekt dieſer Schätzung bildet. Auch wird man erwarten dürfen, daß die Rivalität zwiſchen Deutſchland und England ſich bis auf dieſes Gebiet erſtreckt, nämlich auf das nationale Selbſtgefühl, das ſich in dem Vertrauen zur Finanzkraft und zur Dauerhaftigkeit der eigenen Staatseinrichtungen erweiſt, daher davon durchdrungen iſt, daß die innere Stärke unſeres Staatskredits es mit jedem andern Staate, alſo auch mit England und Frankreich, aufnehmen könne.

Einer ſolchen Vorſtellung kommt zu Hilfe, daß die tatſächliche Wertung der deutſchen Staatspapiere für die Anleihen des Reiches nicht abhängig iſt von dem Beſitze produktiven Kapitalvermögens, daß vielmehr dieſe Papiere gerade ſo hoch im Kurſe ſtehen, wie die preußiſchen Staatspapiere, obwohl für ihre Verzinſung nur zu einem beſcheidenen Teile durch werbendes Vermögen geſorgt iſt. Indeſſen erheblicher iſt hier die folgende Betrachtung. Es iſt das quantitative Moment des öffentlichen Schuldenweſens, das hierbei den Ausſchlag gibt. Wenn die heutige deutſche Volkswirtſchaft ebenſo großen Beſitz an Leihkapital und ebenſo große Neigung zur Anlage desſelben in heimiſchen Staatspapieren aufzuweiſen hätte, wie das in der engliſchen Volkswirtſchaft der Fall iſt, ſo würde die internationale Wertung der deutſchen Staatspapiere unabhängig ſein vom engliſchen Kapitalmarkte und der Londoner Börſe. Sie würde ihren Schwerpunkt in Deutſchland ſelber finden, geradeſo wie längſt die engliſchen Konſols ihren Kurs in London erhalten. Dieſes iſt nun kein abſoluter, ſondern ein fließender Gegenſatz. Denn es kommt nicht allein auf die Maſſe des nationalen

Leihkapitals an sich an, sondern auf denjenigen Teil desselben, der anderen Anlagen vorenthalten und den heimischen Staatspapieren zugewendet wird.

Durch dieses quantitative Moment verwandelt sich die subjektive Wertung des nationalen Staatskredits in einen Komplex von Meinungen und Bestrebungen, die ein dehnsames Verhältnis zwischen der Sphäre des Staatsrentnertums und den anderen großen Sphären teils der Wertpapiere des Aktienwesens und der auswärtigen Anleihen, teils der übrigen Formen des Darlehnsverkehrs erzeugen. Hier spricht die Verschiedenheit der nationalen Eigenschaften mit, hier kehren die oft erörterten Charakterzüge der Engländer, Franzosen, Deutschen als wesentliche Elemente des Gegensatzes wieder. Und doch sind sie wiederum nur in gewissen Schranken wirksam. Es ist so oft von England gesagt worden, daß der große Kapitalreichtum und das stolze Vertrauen seiner Kapitalbesitzer zu der unvergleichlichen Sicherheit der englischen Staatspapiere es möglich macht, sich an dem niedrigen Zinsfuß derselben genügen zu lassen, statt einträglicheren Anlagen in fremden Staatspapieren oder in Anteilscheinen spekulativer Unternehmungen den Vorzug zu geben. Aber natürlich handelt es sich hiebei doch nur um ein Mehr oder Weniger. Und es hat in den letzten Jahren sich ereignen können, daß parallele Erscheinungen und parallele Klagen gleich den unsrigen sich in England haben vernehmen lassen, die einen Kursrückgang der Konsols mit einer Erschütterung des englischen Staatskredits gleichsetzten, während jener doch nur aus dem quantitativen Momente zu erklären war.

IV.

Der Durchschnittskurs der $2^1/_2$prozentigen englischen Konsols stand im Jahre 1893 auf $98^1/_2$, stieg seitdem bis auf $112^1/_2$ im Durchschnitte des Jahres 1897, fiel alsdann bis auf 81 im Jahre 1910. Blicken wir um ein halbes Jahrhundert rückwärts, so stand der Kurs der damals 3prozentigen Konsols im Jahre 1860 auf 94 und im Jahre 1867 auf 93, d. h. auf den $2^1/_2$prozentigen Typus reduziert $77^1/_2$. Es hat also 1860—1897 eine Steigerung von $77^1/_2$ auf $112^1/_2$ stattgefunden, seit 1897 ein Fallen auf 81. Eine der Erklärungen dafür ist die Verminderung und die Vermehrung der englischen Nationalschuld in diesen Zeiträumen. Sie betrug im Jahre 1860: 819 Mill. Pfund Sterling, im Jahre 1897: 641 Mill., im Jahre 1908 wieder 711 Mill. Indessen ist zur Warnung vor der Überschätzung dieses einen Grundes zu bemerken, daß der Kursrückgang der letzten Jahre stattgefunden hat von $90^3/_4$ abwärts im Jahre 1903, während die Nationalschuld im Jahre 1903 betrug 771 Mill. Pfund, aber 1908 nur 711 Mill.

Daß der größere oder geringere Betrag der Staatsschuld von Einfluß ist auf ihren Marktwert, wird niemand bestreiten können. Aber dieses ist mit nichten der einzige Grund. Es ist gewiß zutreffender, seinen Einfluß zu betonen, als — im Sinne eines beliebten Sprachgebrauches — in den Schwankungen des Kurses entsprechende Schwankungen des Kredits der Staatspapiere zu sehen. So in England, so bei uns. Weit größere Einflüsse kommen aus dem Verhältnis der Kapitalfülle des Landes zu den anderweitigen Kapitalanlagen neben den Staatspapieren. Man hat in der Tat neuerdings (neben unhaltbaren Gründen) in England auf die stärker gewordene Neigung zu höher verzinslichen fremden Staatsanleihen hingewiesen. Und es ist klar, daß hierbei nur eine längst gewohnte Konkurrenz der Kapitalanlagen für die englischen Konsols eine größere Macht gewonnen haben kann als bisher. Ist die Vermutung zutreffend, so würde in England eine Annäherung an dasjenige eingetreten sein, was wir von den Kapitalanlagen in Deutschland hervorzuheben pflegen, und wodurch wir die relative Zinshöhe und Kursniedrigkeit unserer deutschen Staatspapiere zu erklären geneigt sind. Die stolze Höhe des Jahres 1897, in dem der englische Staatsrentner sich mit kaum $2^1/_4$ Prozent Zinsen begnügte, ist vorüber. Jetzt ist die Rente wieder bei 3 Prozent angelangt. Statt daß man nun dem englischen Staatsrentner diese höhere Verzinsung seines Kapitals gönnt, oder daß er sie sich selber gönnen sollte, sieht man dieselbe Erscheinung von der anderen Seite an — um über das Sinken des Kurses sich zu entrüsten. Gerade so wie bei uns. Und in der gleichen Entrüstung wie bei uns sucht man Gründe aus aller Welt zusammen, um irgend jemand oder irgend etwas anzuklagen. Der »Sozialismus« der Gesetzgebung, insbesondere der Steuergesetzgebung wird angeklagt, weil er den

Kredit der englischen Finanzverwaltung erschüttert habe, oder das »sozialistische« Budget des verflossenen Jahres, weil die Verzögerung seiner Annahme im Parlament eine ähnliche Wirkung gehabt habe. Im Ernst ist es weder das Eine noch das Andere, was schuldig an dem Kursrückgange sein kann. Denn der als sozialistisch bezeichnete Zug der englischen Steuerreformen der letzten Jahre bedeutet das Gegenteil einer Erschütterung des Staatskredits. Nichts ist mehr geeignet, diesen zu befestigen, als Maßregeln, die auf eine stärkere Belastung der großen Steuerkräfte hinzielen und weit davon entfernt sind, diese zu überbürden. Auch werden nicht viele verständige Leute in England geglaubt haben, daß der Kampf um das Budget, der fast ein Jahr lang im Mittelpunkte des englischen Staatslebens gestanden hat, und die Hinhaltung der Verabschiedung des Budgets von dem mindesten Einfluß auf die Festigkeit des englischen Staatskredits habe sein können.

In Wahrheit ist es das quantitative Moment, das der hauptsächliche Grund dieser Veränderungen ist. Es ist eine längst beobachtete und unbestrittene Erscheinung, daß ein Abströmen und Zuströmen des Leihkapitals gegenüber der Anlage in heimischen Staatspapieren stattfindet unter dem Drucke der wechselnden Konjunkturen, die größere oder kleinere Massen des freien Kapitals der Produktion zuführen, kleinere oder größere Massen dieses Kapitals entbehrlich machen für die sichere Anlage in solchen Formen, in denen sie gleichsam ausruhen für die lebhafteren Aktionen der spekulativen Unternehmungen. Dieses Hin und Her drückt sich in dem veränderlichen Kursverhältnis der Dividendenpapiere und der Staatspapiere aus. Diese steigen in Zeiten, wenn jene sinken; diese sinken, wenn jene steigen.

Nun hat sich dazu eine neue, sehr bemerkenswerte, aber bisher noch wenig bemerkte Erscheinung gesellt. Über die gewohnten Schwankungen der Aktienkurse hinaus hat sich allmählich bei einer Kategorie von Dividendenpapieren ersten Ranges eine Kursfestigkeit entwickelt, die sich mit Gleichmäßigkeit und Höhe der Dividende durch lange Jahre vereinigt. Mehrere deutsche Großbanken, manche industrielle Werke sind durch hohe Intelligenz der Leitung, durch sichere Verwaltungsgrundsätze, große Reserven, befestigte Erfolge ihres Unternehmens dahin gelangt, das Fahrzeug in ruhiger Fahrt über die Höhen und Tiefen des Wogenganges der Volkswirtschaft hinwegzuführen. Der Kapitalist, der vor fünf oder mehr Jahren die Anteilscheine der Deutschen Bank erworben hat, genießt seitdem eine unwandelbare Rente von fünf vom Hundert seines Kapitals bei einem Börsenkurs, der nur um wenige Prozente schwankt, und dieses letztere im Angesicht viel stärkerer Schwankungen der heimischen Staatspapiere.

Je mehr sich diese Entwicklungen fortsetzen, je mehr sie sich ausbreiten auf einen weiten Kreis der Anlagepapiere, desto stärker wird ihre Rivalität gegenüber den heimischen Staatspapieren wirken. Es ist eine ähnliche Erscheinung, wie wenn die exotischen Staatsanleihen — von Mexiko, Argentinien, Japan, China — immer näher in den Gesichtskreis europäischer Staatspapiere erster Klasse rücken und demgemäß Kapitalanlagen anziehen, die beide Vorteile, höheren Zins und Sicherheit, daher Wertfestigkeit, vereinigen. Auf ein solches Aneinanderrücken der Weltteile zu rechnen, liegt durchaus im Gesichtskreise der Kultur unseres Jahrhunderts. Dieses Aneinanderrücken bedeutet aber fortschreitende Ausgleichung der Zinsdifferenzen verschiedener Staatspapiere, heimischer und fremder.

In das quantitative Moment gehört endlich die Entwicklung der volkswirtschaftlichen Produktivität. Bekanntermaßen haben wir in diesem Punkt einen Hauptunterschied Englands und Deutschlands einerseits, Frankreichs andererseits. Wie will man es dem Unternehmungsgeist der deutschen Nation verbieten, seine Flügel zu regen und größere Mengen Kapitals zu beschäftigen, als die Nachbar-Nation, die es nun einmal vorzieht, ein philiströses Rentnerleben zu führen?

Alles dieses sind Erklärungsversuche oder Gesichtspunkte für Entwicklungen, die ein Herabgehen des Zinsfußes der Staatspapiere ersten Ranges unwahrscheinlich machen, die eher ein ferneres Steigen erwarten lassen und das Steigen der letzten Zeiten plausibel machen.

V.

Wie den Beschwerden abzuhelfen sei, fragt man. So lange die Unklarheit dieser Beschwerden so groß ist wie bisher, und nicht bloß in den Köpfen der »Witwen und

Waisen«, sondern auch in den Staatsreden ihrer Anwälte, so lange gibt es keine Abhilfe. Denn wenn der Kurs der Staatsanleihen hoch ist, dann ist der Zins niedrig, und man klagt über den niedrigen Zins. Ist der Kurs niedrig und der Zins hoch, so klagt man über den niedrigen Kurs. Und die klagenden Gruppen wiederum klagen aus verschiedenem Standpunkte — die einen, weil sie Staatsanleihen verkaufen wollen, verlangen hohen Kurs; die andern, weil sie kaufen wollen, verlangen niedrigen Kurs. Und dergleichen mehr. Die Abhilfe der Beschwerden liegt daher nicht auf praktischem Gebiete. Sie liegt darin, daß man ökonomisch, daß man finanziell denken lernt. Dieses scheint selbstverständlich; die Erfahrung beweist leider das Gegenteil. Man will mit Mitteln helfen, die den unklaren Wünschen der Interessenten entgegenkommen. Diese Wünsche aber, wie viele andere Wünsche der Interessenten, kommen auf nichts anderes hinaus, als auf das alte Dilemma »le profit de l'un est le dommage de l'autre«. Sie drehen sich im Kreise, weil sie der Notwendigkeit nicht auf den Grund sehen. Die Notwendigkeit bedeutet in diesem Falle, daß in der Sache nichts zu ändern ist.

Hier einzelne Beispiele. Man entrüstet sich über den Rückgang des Kurses der Staatspapiere, teils aus dem Standpunkte der Staatsgläubiger, teils aus dem Standpunkte des schuldenden Staates. Indessen der steigende Kurs der Staatsanleihen bedeutet Erniedrigung des Zinsfußes, und wenn das Staatsinteresse dadurch befriedigt wird, so keineswegs das Interesse der Gläubiger, das vielmehr hohen Zins verlangt. Wenn der Staat neue Anleihen, dem Marktpreise entsprechend, zu niedrigem Zinse aufnimmt, so klagen darüber die Gläubiger. Ja, es wird geradezu behauptet, die Zinsreduktion bestehender Staatsanleihen als Folge des erhöhten Kurses habe das Vertrauen der Kapitalisten zu den Staatsanleihen erschüttert, und hieraus sei der hauptsächliche Grund für den Rückgang ihres Kurses entstanden. Nun bedeutet aber hoher Zins zwar nominell hohen Kurs, aber reell niedrigen Kurs. Wie läßt sich bei diesem unvermeidlichen, in der Sache selbst liegenden Widerspruch des Staatsinteresses und des Privatinteresses ein Einklang herstellen? Es ist unmöglich. Möglich ist es nur für die unklaren Vorstellungen der sogenannten Mittelstandspolitik, die ein beständiges Opfer von Staatsinteressen an einzelne Gruppen der Bevölkerung bedeutet und im vorliegenden Falle dem Staate zumutet, heute das Eine und morgen das Gegenteil für das Interesse derselben Gruppen zu leisten.

Dann das Phantom der Schuldentilgung. Der einfache Verstand sagt, daß man Schulden tilgen kann, wenn man mehr Einnahmen als Ausgaben hat. So ist es im privaten Haushalt, so im öffentlichen Haushalt. Wenn im privaten Haushalt alte Schulden mit neuen Schulden getilgt werden müssen, so ist das ein trauriges Zeichen für die Ordnung der Wirtschaft. Im Staats- und Reichshaushalt hält man als an einem Dogma daran fest, daß zu jeder aufzunehmenden Schuld ein Tilgungsplan gehöre, obwohl nicht die mindeste Aussicht vorhanden ist, durch Überschüsse der Einnahmen über die Ausgaben, also auf die allein wirksame und ordnungsgemäße Weise die Schulden zu tilgen. Bei der beständigen Steigerung der Ausgaben und ihrem unaufhaltsamen Hinauswachsen über die Einnahmen, wie es bestätigt ist durch die konstante Erfahrung eines halben Jahrhunders, sieht man in der Festhaltung des Dogmas eine Beschwichtigung des öffentlichen Gewissens und eine Art von Schönheitsmittel für den öffentlichen Kredit. In Wahrheit ist es eine Täuschung oder Selbsttäuschung, die an der Höhe des Kredits gar nichts ändert. Denn an den Schulden wird in der Sache nichts geändert.

Es würde erst dann etwas geändert werden und zwar im günstigen Sinne geändert werden, wenn eine wirkliche Schuldentilgung aus Überschüssen der Einnahmen im großen Stile möglich werden sollte, wozu bei uns nicht die geringste Aussicht ist. Kann die Staatsfinanzverwaltung solche großen Tilgungen vornehmen, wie es in England im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts geschehen ist, so wird die Masse der Staatsschuldscheine verkleinert und die quantitative Wirkung hat zur Folge, daß der Begehr für diese Art der Kapitalanlage eine so viel kleinere Menge davon zu seiner Befriedigung vorfindet. Dieses aber wäre ein Moment, das in der Richtung der wirklichen Kurssteigerung (Zinsherabsetzung) seinen Einfluß übte.

Vollends in dieser selben Richtung wirkt

dasjenige Moment, welches tiefer liegt. Es ist die Entwicklung des Steuerwesens. Hätte das Deutsche Reich seither ein ausreichendes Steuersystem besessen, so hätte es keine Schulden zu machen brauchen. Der Mangel an staatsbürgerlichem Pflichtgefühl, der im letzten Grunde die chronische Lücke des Steuerwesens verursacht hat, muß jetzt nicht bloß durch die sich fortschleppenden und fortwachsenden Zinsen der Reichsschuld gebüßt werden; das endlose Angebot von Schuldpapieren an den Kapitalmarkt wirkt auch auf den Zins und Kurs ungünstig ein, während die entgegengesetzte Bewegung einen günstigen Einfluß üben müßte.

Alle jene Gedankengänge werden wieder rege, die bei den Anlässen der Reichssteuerreformen dieses Jahrzehnts vor die Öffentlichkeit getreten sind, und ich darf hier an manches erinnern, was ich in dieser Zeitschrift (1908-09) geäußert habe.

Es wurde damals schon erwähnt — als Trost in der Bedrängnis der Reichsfinanzen —, daß es eine Übertreibung sei, wenn man den niedrigen Kurs der Reichsanleihen für eine Folge dieser Bedrängnis halte. Zweimal ist letzthin, bei den beiden Steuerreform-Campagnen von 1905-06 und von 1908-09, diese Meinung geltend gemacht worden. Zweimal hat es sich gezeigt, daß die dann getroffenen Maßregeln zur Deckung des Reichsdefizits ohne jeden günstigen Einfluß auf den Kurs der Reichsanleihen geblieben sind. Schon vor diesen Erfahrungen war der Beweis vorhanden, daß jene Meinung eine irrtümliche war. Er lag in der Tatsache, daß der Kurs der Reichsanleihen unwandelbar auf genau der gleichen Höhe stand wie der Kurs der preußischen Staatspapiere. Die letzteren aber, wie wir wissen, sind durch das große lukrative Kapital des preußischen Staatsbahnsystems gedeckt, und eine solidere Gattung des öffentlichen Kredits kann es nicht geben. Wenn nun gleichwohl die Reichsanleihen, die nur zu einem bescheidenen Teile durch ein produktives Kapital (Reichseisenbahnen, Reichspost) gedeckt sind, auf derselben Höhe der börsenmäßigen Wertung stehen, so ist das ein zureichender Beweis für die Unerheblichkeit jener finanziellen Unterlagen für unseren öffentlichen Kredit — so wie er bisher sich gestaltet hat. Aus diesem Grunde erscheint mir ein Vorschlag, wie er letzthin geäußert worden ist, zur Hebung der Kurse der preußischen Anleihen eine neue Gattung von Staatspapieren auszugeben, die als Eisenbahnobligationen in dem Staatsbahnkapital eine präzipuelle Deckung genießen — auf eine wirkungslose Form hinauszukommen, die in der Sache durch unser preußisches Schuldenwesen bereits erfüllt ist, ohne daß die gewünschte Wirkung eingetreten ist.

Wenn nun diese und andere Heilmittel nicht Aussicht auf Erfolg versprechen, so hat das glücklicherweise seine gemeinsame Erklärung darin, daß es sich in der erörterten Erscheinung nicht um eine Krankheit handelt und es dabei nichts zu heilen gibt. Daß die Interessenten dies nicht einsehen wollen, liegt eben daran, daß sie Interessenten sind. Mögen sie über die angeregten Fragen etwas mehr nachzudenken sich gewöhnen, und sie werden es einsehen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Peking.

Paris—Peking.

Große verkehrspolitische Aufgaben pflegt man neuerdings öfters nach Möglichkeit unter ein kurzes, prägnantes Schlagwort zu bringen. Der Ausdruck »Kap-Kairo« bezeichnete z. B. die großartige, von Cecil Rhodes inaugurierte Verkehrspolitik der Engländer im inneren Afrika, deren Ziel eine möglichst umfassende wirtschaftliche und in der Folge auch politische Eroberung der zukunftsreichen Länder Zentralafrikas sein sollte. Ein anderes Schlagwort: »Berlin-Bagdad« war seinerzeit in Frankreich und England im Schwange, um die wirtschaftliche Erschließung Kleinasiens und Mesopotamiens, wie sie der durch Georg von Siemens angebahnten Verkehrspolitik der Deutschen Bank und dem vielgenannten Bagdadbahn-Unternehmen vorschwebte, mit zwei Worten zu charakterisieren und auch vielleicht politisch abzustempeln und verdächtig zu machen. Ein drittes derartiges Schlagwort, das nach dem gleichen Prinzip des Gleichklangs zweier Worte gebildet war, kennzeichnete in recht treffender Weise die russische Politik in Ostasien, wie sie bis zu dem unglücklichen Kriege gegen Japan maßgebend war. »Petersburg-Peking« hieß die Parole, unter der man

des Zarenreichs kaum verhüllte Expansionsbestrebungen im Fernen Osten zusammenfaßte, die in der »Pachtung« Port Arthurs und seines Hinterlandes, in den mandschurischen Annektionsgelüsten und dem Streben, in China selbst einen maßgebenden Einfluß zu erlangen, deutlich genug zutage traten, bis die Kanonen von Port Arthur, Mukden und Tsushima und der verhängnisvolle Friede von Portsmouth allen weiteren Gelüsten unerwartet einen schweren Riegel vorschob. Seitdem ist ein politisches Problem »Petersburg-Peking« kaum noch vorhanden; wohl aber haben die letzten Monate diesem Schlagwort eine verkehrsgeographische Bedeutung aufs neue verliehen, die, im Gegensatz zu der ersteren, in China ebenso freudig begrüßt und gefördert werden wird wie in Rußland. Es handelt sich darum, die wichtigste Stadt des ostasiatischen Kontinents durch Schaffung eines neuen Verkehrsweges näher an Europa heranzubringen, als sie es gegenwärtig ist, und dieser großzügige Plan, der durch Vorgänge der jüngsten Zeit der Verwirklichung entgegenzugehen scheint, soll erreicht werden durch einige neue Eisenbahnlinien, die in Verbindung mit der Großen Sibirischen Bahn des russischen Staates eine wichtige neue Straße des Weltverkehrs herstellen sollen, einen Schnellverkehr nicht nur auf der Linie Petersburg-Peking, sondern sogar zwischen Paris bzw. Berlin und Peking, so daß man ein neues Schlagwort ohne jeden politischen Beigeschmack prägen könnte, das lediglich ein verkehrspolitisches Programm darstellt, das Schlagwort: Paris-Petersburg-Peking!

Um von Europa nach Peking zu gelangen, ist man zwar seit ein paar Jahren nicht mehr ausschließlich auf den früher allein benutzbaren Seeweg angewiesen. Die Eröffnung der Großen Sibirischen Bahn im Jahre 1901, die Fertigstellung der sogenannten Südmandschurischen Bahn im Jahre 1903, die von Rußland zur strategischen Sicherung Port Arthurs angelegt wurde, aber nach dem Frieden von Portsmouth in ihrer südlichen Hälfte an die Japaner abgetreten werden mußte, haben einen Anschluß der europäischen Schienenwege an die »Nordchinesische Staatsbahn« vermittelt, der zurzeit für Westeuropa eine Erreichung der chinesischen Hauptstadt in nur etwa 15 Tagen ermöglicht, während die Beförderung auf dem Seewege rund die dreifache Zeit beansprucht. Dennoch ist die Benutzung der gegenwärtig vorhandenen Bahn nach Peking mit noch gar mannigfachen Schwierigkeiten und Unannehmlichkeiten verknüpft, und man kann nicht sagen, daß diese Reiseroute sich besonderer Beliebtheit erfreue. Das häufige Umsteigen, das erforderlich ist, die mannigfachen Belästigungen und Schikanen, denen die Reisenden in den ersten Jahren der japanischen Verwaltung auf der Südmandschurischen Bahn ausgesetzt waren, und die erst neuerdings aufgehört haben, sowie manche andere Momente haben dazu beigetragen, den Eisenbahnverkehr von und nach Peking bisher in geringen Grenzen zu halten. Meist wird heut, soweit nicht noch immer der Seeweg in ganzem Umfang bevorzugt wird, die aus Bahnfahrt und Seereise kombinierte Verbindung gewählt, die zwar die Sibirische Bahn bis Wladiwostok benutzt, von dort aber gen Süden die Schiffsverbindungen wählt.

Nur wenn man berücksichtigt, daß es den Russen bei ihren Bahnbauten in Sibirien und der Mandschurei garnicht darauf ankam, eine schnellere Verbindung mit der chinesischen Hauptstadt herzustellen, als vielmehr auf eine gute, auch strategisch vorteilhafte Bahnlinie zunächst nach Wladiwostok und später nach Port Arthur, nur dann wird es verständlich, wie es möglich ist, daß der gegenwärtige Schienenweg nach Peking einen so enorm großen Umweg durch die gesamte Mandschurei macht, einen Umweg in Gestalt eines weitausladenden, nach Südwesten offenen Bogens, dessen offenbare Unzweckmäßigkeit für die Abwicklung des Verkehrs auf den ersten Blick dem Beschauer ins Auge fällt. Nachdem sich nun in den letzten Jahren gezeigt hat, daß der große Schienenstrang, der Asien von West nach Ost durchquert, nicht nur zu strategischen Zwecken, sondern auch im friedlichen Verkehrsleben eine ungeahnt große Bedeutung zu erlangen beginnt, da erscheint auch die Frage einer von Paris bis Peking reichenden Bahn mit einem Male in wesentlich anderem Licht, und die drei asiatischen Mächte, die an der Frage interessiert sind, Rußland, China und Japan, möchten sie, jede in etwas anderer Weise gelöst sehen. Ginge es nach Japans Wünschen, so würde an den heut bestehenden Verhältnissen überhaupt nicht gerüttelt werden, da jede Änderung die Japaner nur ihrer Kontrolle dieses Verkehrs in der südlichen Mandschurei berauben würde. China hingegen sähe es am liebsten, wenn es durchsetzen könnte, durch eine von Kintschoufu am Golf von Korea über Hsinmintun, Fakumönn und Tsitsikar nach Aigun am Amur verlaufende Bahn einen neuen und kürzeren Anschluß zwischen der Sibirischen Bahn und der Nordchinesischen Staatsbahn zu gewinnen, denn eine solche Bahn würde Chinas Machtstellung in der Mandschurei und im Amurgebiet bedeutend verbessern. Gerade aus diesem Grunde will aber Rußland von einer derartigen Bahn und vor allem von dem nördlichsten Teilstück Tsitsikar-Aigun absolut nichts wissen, und es kann auch keinem Zweifel unterliegen, daß Rußlands Stellung am Amur durch eine derartige chinesische Bahn empfindlich bedroht, daß insbesondere die gegenwärtig im Bau befindliche, höchst kostspielige Amurbahn in ihrem strategischen Hauptzweck durch die Bahn Kintschoufu-Aigun empfindlich beeinträchtigt, um nicht zu sagen, entwertet werden würde. Die Zähigkeit, mit der die Chinesen ihr Bahnprojekt verfolgen, für dessen Ausführung sie einem amerikanischen Konsortium die Konzession erteilen wollen, so daß noch eine vierte Nation in die Streitfragen verwickelt worden ist, diese Zähigkeit ist kaum minder groß, als der bedingungslose Widerstand der Russen. Unter den vielen chinesischen Bahnkonflikten der letzten Jahre hat gerade die genannte Bahn nach Tsitsikar besonders viel von sich reden gemacht. Von dem Hauptzweck, den diese Bahn für sie verfolgt, konnten die Chinesen den Russen gegenüber natürlich nicht wohl sprechen. Sie beriefen sich deshalb immer auf die wesentlich kürzere Bahnlinie zwischen Europa und Peking, die man dadurch erzielen würde. Diesen Vorwand hat nun Rußland in geschickter Weise aufgegriffen, um das Zustandekommen der ihm unbequemen Bahn

zu vereiteln und gleichzeitig eine wirklich wertvolle und noch erheblich kürzere Verbindung Petersburg-Peking möglich zu machen.

Die russische Regierung hat nämlich in den letzten Monaten der chinesischen den Plan unterbreitet, eine Bahn aus der Gegend des Baikalsees von der Großen Sibirischen Bahn abzuzweigen und geradeswegs quer durch die Wüste Gobi nach Peking verlaufen zu lassen. Schon vor Jahren ist darauf hingewiesen worden, daß auf diesem Wege Chinas Hauptstadt dereinst müsse am schnellsten von Europa her erreicht werden können, doch konnte man bis vor kurzem nicht annehmen, daß dieses Zukunfts-Verkehrsproblem so rasch aktuelle Bedeutung erlangen werde. Jetzt nun hat Rußlands Widerstand gegen die chinesischen Bahnprojekte unerwartet rasch den genannten Vorschlag reifen lassen, und China, das durchaus nicht blind ist für die sehr hohen Vorzüge des grade auch für chinesische Verhältnisse sehr viel versprechenden Gedankens, hat die Idee überaus freundlich aufgenommen. Ob freilich dieses Entgegenkommen gegenüber den russischen Wünschen auch den Verzicht auf die Bahn Kintschoufu—Tsitsikar—Aigun in sich schließen wird, auf den es Rußland schließlich am meisten ankommt, darf billig bezweifelt werden. Man steht in Peking vermutlich auf dem Standpunkt, es sei gut, das eine zu tun und das andere nicht zu lassen, zumal ja, wie gesagt, die Bahn nach Aigun von Amerikanern gebaut werden würde, so daß Chinas Finanzen dadurch nicht angestrengt werden würden. — Wie dem aber auch sei, in jedem Fall scheint die Bahn Baikalsee—Peking durch die Bereitwilligkeit der beiden daran interessierten Staaten gesichert zu sein. Grade auf chinesischem Boden würde der Bau dieser Bahn technisch keinerlei Schwierigkeiten bereiten, da das von dem Schienenweg zu durchziehende Land, eben die große Wüste Gobi, ein so gut wie vollständig ebenes Land darstellt, während von Peking bis Kalgan, der letzten größeren Stadt vor dem Eintritt in die Wüste, eine Bahn seit etwa Jahresfrist bereits vorhanden ist.

Diese Bahn Peking—Kalgan, die als erstes Glied der künftigen Bahn zum Baikalsee dienen könnte, verdient aus dem Grunde besonderes Interesse, weil sie in jeder Hinsicht eine national-chinesische Bahn ist. Die Chinesen, die noch vor weniger als zwei Jahrzehnten im allgemeinen den Eisenbahnen sehr wenig sympathisch gegenüberstanden, haben sich seit einiger Zeit ziemlich unvermittelt zu Anhängern des Eisenbahnbaues in dem Maße entwickelt, daß sie am liebsten alle in China neu zu bauenden Bahnen selber herstellen und alle europäischen und amerikanischen Nationen, deren Angehörigen früher die Bahnkonzessionen erteilt wurden, am liebsten ganz aus diesen Unternehmungen herausdrängen möchten. Man kann ihnen dieses Aufflammen des nationalen Bewußtseins um so weniger verargen, als die Chinesen mit ihren anderweitig erteilten Eisenbahnkonzessionen zum Teil höchst trübselige Erfahrungen gemacht haben, da die Eifersucht der verschiedenen europäischen und amerikanischen »Kulturträger« oft genug ein höchst unschönes und bedenkliches Intrigenspiel nicht verschmähte, um den Mitbewerbern die fettesten Bissen abzujagen. Die Geschichte der Peking—Kalganbahn und ihre glückliche Vollendung haben nun mächtig dazu beigetragen, die Emanzipationsgelüste der Chinesen von fremden Industrien zu steigern und das Vertrauen in die eigene Kraft zu erhöhen. Die 220 km lange Bahn ist nämlich ganz und gar mit chinesischem Gelde, mit chinesischem Material, von chinesischen Ingenieuren und chinesischen Arbeitern im Zeitraum von 4 Jahren erbaut worden, und wenn auch die Beschaffenheit des rollenden Materials und die Betriebssicherheit nach europäischen Begriffen manches zu wünschen übrig lassen, so ist das Ganze doch eine höchst respektable Leistung, und der Stolz der Chinesen auf ihren Erfolg ist wohlberechtigt. Nur an einer Stelle hat dieser Stolz einen Stoß erlitten: die Tunnels, welche die chinesischen Ingenieure im Chingan-Gebirge bauten, das von der Bahn durchschritten werden mußte, stürzten immer wieder ein, und man sah sich genötigt, zur Vollendung dieser technischen Leistungen englische Ingenieure heranzuziehen. Aber abgesehen von diesem einen Faktor ist die Bahn Peking—Kalgan tatsächlich ein Werk rein chinesischer Ingenieurkunst! 1905 begann der Bau, am 30. November 1906 konnte die erste, 53 km lange Strecke von Peking bis Nankou dem Betrieb übergeben werden, und seit dem 2. Oktober 1909 verkehren die Züge bis zum Endpunkt Kalgan. Eine Fortführung der Bahn über Kalgan hinaus durch die Wüste nach Urga und weiterhin zur sibirischen Grenze nach Kjachta bietet keine Schwierigkeiten. Die etwa 1300 km lange Strecke stellte seit alten Zeiten einen vielbenutzten Karawanenweg dar, auf dem dereinst vor allem eine rege Teeausfuhr sich entwickelte. Heut wird der Tee auf dem Seewege nach Europa befördert, doch wird erfahrungsmäßig gerade der beste, an Aroma reichste chinesische Tee durch die feuchte Seereise ungleich mehr geschädigt, als in dem trockenen Klima der Wüste Gobi, das seine vorzüglichen Eigenschaften bestens konserviert. Da aber der Karawanentransport durch die Wüste bis Urga und Kjachta nicht weniger als 40—60 Tage beansprucht, ist es klar, daß die alte Wüstenstraße neuerdings sehr stark an Bedeutung eingebüßt hat. Die Schaffung einer Bahn durch die Wüste, welche die genannte Strecke in noch nicht 40 Stunden zurückzulegen gestatten würde, könnte daher speziell für die chinesische Teeausfuhr von größter Wichtigkeit werden, und allein schon aus diesem Grunde muß die chinesische Regierung das Bahnprojekt begünstigen, wenn man selbst von allen seinen sonstigen Vorzügen ganz absehen wollte.

Auf russischem Boden würde nur ein verhältnismäßig kurzes Stück der neuen Bahn liegen, aber diese Strecke würde dafür technisch schwieriger sein als der chinesische Teil. Als Abzweigstelle der neuen Bahn nach Peking von der Großen Sibirischen Bahn hat man die Station Myssowaja in Aussicht genommen, die im Südosten des Baikalsees liegt. Von hier bis zur Grenzstation Kjachta wären 197.3 km Bahn neu zu bauen. Die Strecke würde durch das an großartigen Naturschönheiten reiche Chamar-Dabar-Gebirge führen. Materialien zum Bahnbau, vor allem Holz und Steine, finden sich unterwegs in reicher Fülle. Freilich wären auch ziemlich zahlreiche größere Kunstbauten er-

forderlich So müßten im Gebirge u. a. zwei Tunnels von 426 bzw. 853 m Länge hergestellt werden, und der große Selenga-Fluß wäre durch eine 340 m lange Brücke zu überspannen. Immerhin sind dies verhältnismäßig geringfügige technische Aufgaben, wenn man sie an denen mißt, die die Russen bei der Sibirischen Bahn und ganz besonders bei der Baikal-Umgehungsbahn bereits überwunden haben. An wirtschaftlicher und allgemeiner Bedeutung würde die neue Bahn wahrscheinlich bald alle anderen russischen Bahnen jenseits des Baikalsees übertreffen, dafür würden ihr freilich alle kriegerischen, strategischen Gesichtspunkte abgehen. Sie würde den reichen sibirischen Weizenbezirken China als willkommenes neues Ausfuhrgebiet eröffnen und auf dem umgekehrten Wege bald nahezu den ganzen chinesischen Teehandel an sich reißen. Die durchzogenen Gebiete in Sibirien und in der Mongolei treiben überdies eine umfangreiche Viehzucht, die durch die Bahn natürlich noch bedeutend belebt werden könnte. Zumal in der Borgoisker Steppe und an der Mündung des Flusses Dshida würde der landwirtschaftliche Betrieb durch vermehrte Absatzmöglichkeit für die dortigen Molkereiprodukte, Käsefabrikation usw. erheblich gefördert werden können. Auch Kohlenlager und abbauwürdige Mengen von Roteisenstein und Magneteisenstein liegen an der in Aussicht genommenen Bahntrace, und bei Troizkossawsk findet sich wertvolle Porzellanerde. Somit würde durch die Bahn abermals ein bisher unerschlossener wichtiger Teil des an Mineralien und anderen Naturschätzen aller Art so überreichen Sibirien dem Welthandel zugänglich gemacht werden. Aber bedeutsamer noch wäre die schon angedeutete Rolle, die die Bahn für das internationale Verkehrsleben spielen müßte.

Wenn nämlich die Bahn durch die Wüste Gobi, die mit ausschließlich russischem Kapital bis zur chinesischen Grenze gebaut werden soll, fertiggestellt ist (was angeblich schon Ende 1912 der Fall sein soll), wenn ferner die chinesische Bahn von Peking nach Kalgan in bezug auf Betriebssicherheit, Schnelligkeit usw. etwas mehr als gegenwärtig europäischen Ansprüchen zu genügen vermag, wenn schließlich der zweigleisige Ausbau der Sibirischen Bahn, an dem gegenwärtig gearbeitet wird, vollkommen beendet und auch die in Angriff genommenen abkürzenden Linien Tjumen—Omsk und Perm—Kourowska—Jekaterinenburg fertiggestellt sein werden, was alles bis Ende 1912 geschehen sein soll, so wird es möglich sein, die gesamte Strecke von Paris bis Peking in nur 9½ Tagen zurückzulegen, und die Reisedauer zwischen Petersburg und der chinesischen Hauptstadt wird gar nur noch 7½ Tage in Anspruch nehmen. Diese Zahlen werden für sich sprechen und zur Genüge beweisen, was die geplante neue Bahn für den allgemeinen Weltverkehr bedeuten wird. Es genüge daher die Bemerkung, daß diese schnellste und bequemste Straße des künftigen Europa-Ostasien-Verkehrs auf der Route Paris—Berlin—Petersburg—Perm — Irkutsk — Kjachta — Kalgan — Peking verlaufen und die beiden Kontinente von der Hauptmetropole des Westens bis zur ersten Hauptstadt des Ostens in einer Gesamtentfernung von 10.160 km durchziehen würde. Die Entfernung Berlin—Peking würde künftig auf 9085 km zusammenschmelzen und in nur 211 Stunden oder knapp neun Tagen zurückgelegt werden können!

Mitteilungen.

In zwei kürzlich erschienenen Bändchen der Sammlung Göschen behandelt Professor Ludwig Pohle von der Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften in Frankfurt a. M. die Wohnungsfrage. Wie er in einer Selbstanzeige in der »Zeitschrift für Sozialwissenschaft« (1910, Heft 8) bemerkt, nimmt kaum ein anderes Gebiet heute in der theoretischen Diskussion volkswirtschaftlicher Fragen wie in den praktischen sozialpolitischen Bestrebungen eine so hervorragende Stellung ein, wie das städtische Wohnungswesen. Er sieht seine erste Aufgabe darin, die wirtschaftlichen, moralischen und rein politischen Momente darzulegen, die zu dieser Bedeutung der Wohnungsfrage geführt haben. Das erste Bändchen behandelt das Wohnungswesen in der modernen Stadt und gliedert sich in die drei Kapitel: Städtewachstum und Wohnungswesen in neuester Zeit; Kleinhaus und Mietkaserne in ihrer wirtschaftlichen, sozialen, hygienischen und kulturellen Bedeutung; Der Wohnungsmarkt in der modernen Großstadt und die Vorschläge zu seiner besseren Regelung. Der zweite Band gilt dann der städtischen Wohnungs- und Bodenpolitik. Seine drei Abschnitte handeln von den Zielen und Mitteln der Wohnungspflege, von der Wohnungsfrage und den Bodenpreisen und von der kommunalen Bodenpolitik. Pohle kommt zu dem Schluß, daß die Hoffnung auf die Möglichkeit einer allgemeinen Wiederverbilligung der Wohnungen in unseren Großstädten eine Utopie ist, wenn nicht etwa im Bauwesen ganz ungeahnte technische Fortschritte gemacht werden, für die aber kaum große Aussicht vorhanden ist. Doch sei das Anwachsen der Mietausgaben, da die Einkommenverhältnisse der Bevölkerung sich gehoben haben, und auch das des relativen Mietaufwandes an sich durchaus nichts Beunruhigendes oder Bedenkliches. Im Gegenteil werde man bekennen müssen, daß das Steigen des Mietaufwandes die Form ist, in der sich unter den gegenwärtigen Verhältnissen eine allgemeine Besserung der Wohnungszustände normalerweise hauptsächlich vollziehen muß. Wir möchten aus den Schlußbetrachtungen auch noch die Mitteilungen über die Ausgaben für alkoholische Getränke bei den Arbeitern und den Beamten hervorheben; sie betragen bei jenen 4,8, bei diesen nur 2,5 Prozent der Gesamtausgabe.

Zur Erklärung der zunehmenden Wichtigkeit der Frage des städtischen Wohnungswesens wollen wir zum Schlusse noch einige statistische Daten anführen. Die Stadtbevölkerung in Deutschland (unter Städten sind Wohnplätze mit mehr als 2000 Einwohnern zu verstehen) ist von 1870 bis 1905 von 36.1 auf 57.42 Prozent der Gesamtbevölkerung angewachsen, und an dieser Zunahme haben die Großstädte (mit mehr als 100,000 Einwohnern) den größten Anteil.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.	4. Jahrgang Nr. 36 3. September 1910	Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Über das Problem der Vererbung in Schillers „Braut von Messina".

Von Erich Harnack, Professor an der Universität Halle.

Es war in einer ausgezeichneten Vorſtellung des herrlichen Dramas, in der Clara Ziegler die Rolle der Isabella spielte. Bei der vollendeten Diktion der großen Tragödin, die nicht eine Silbe für den Hörer verloren gehen ließ, ging mir auf einmal ein Verſtändnis für den Plan des Dramas auf, wie es mir zuvor das oft gesehene und viel gelesene Stück noch nicht enthüllt hatte. Nun befragte ich die Literatur, die Erläuterungen und Kommentare, aber erſt nachdem ich Äußerungen des Dichters selbſt aufgefunden, wurde mir gewiß, daß ich seine Absicht richtig erkannt hatte. Wie mir zugleich die erhabene Schönheit dieses großartigen Werkes der deutschen Zunge immer mehr zum Bewußtsein kam, davon brauche ich nicht zu reden. Es erscheint mir wie ein herrlicher Bau, zwar nicht als ein Haus, in dem man sich wohnlich einrichten kann, wohl aber als ein prächtig aufgeführter Tempel, dem mit Bewunderung man sich nähert, den man mit ehrfurchtsvollem Schauder betritt und mit gehobener Empfindung verläßt. Daran hat, abgesehen von der meiſterhaften Behandlung der Sprache sowohl der Stoff seinen Anteil, wie die Behandlung des Stoffes.

Daß die »Braut von Messina« ein nicht so leicht lösbares Rätsel aufgibt, haben schon Schillers Zeitgenossen empfunden. Nach dem Vorgang von Goethe*) hat man das Drama gern als Schicksalstragödie und als Vorbild der späteren deutschen Schicksalstragödien eines Zacharias Werner, Müllner, Houwald und Grillparzer bezeichnet. Für die »Braut von Messina« trifft die Bezeichnung insofern scheinbar zu, als die Hauptfiguren des Dramas in all ihrem Tun nicht eigentlich frei, sondern gelenkt durch die Macht eines unabänderlich und zugleich blind waltenden Fatums zu handeln scheinen. Goethe bezeichnet die Tragödie als das Bild einer »mit furchtbarer Konsequenz und doch zwecklos handelnden Macht«:

»Vergebens willſt du dirs vernünftig deuten;
Was soll man sagen, wo es bitter heißt:
Ganz gleich ergehts dem Guten wie dem Bösen!
Ein schwierig Rätsel, rätselhaft zu lösen.
Uns zum Erſtaunen wollte Schiller drängen,
Der Sinnende, der alles durchgeprobt.
Gleich unsern Geiſt gebietet's anzuſtrengen,
Das Werk, das herrlich seinen Meiſter lobt.«

Weit schärfer aber sind die folgenden, von Goethe anfangs als Fortsetzung der

*) Cottasche Ausgabe in 40 Bänden. 1840. VI. S. 220 u. 249. — Hempelsche Ausgabe XI. 1. S. 320 und 347.

obigen gedichteten, später indes unterdrückten und durch andere ersetzten Verse*):

»Dies durfte wohl der Dichter einmal schildern,
Wir danken ihm, daß er's vollbracht;
Doch geben wir so trostlos herben Bildern
Von minder klugem Pinsel gute Nacht.
Was er uns brachte, bleibt uns wohl empfohlen;
Er fesselt uns mit zart- und strengem Sinn,
Was unerfreulich, macht er zum Gewinn.
Was er getan, soll keiner wiederholen!«

Damit bricht er, was wohl begreiflich, über die Schicksalstragödie der Epigonen den Stab.

Goethe, der doch an der Quelle selbst hatte schöpfen können, weist also bereits auf das Rätselhafte in dem Drama hin, dessen Lösung eine geistige Anstrengung verlangt. Er selbst gibt indes die Lösung nicht und scheint sich nicht völlig klar darüber geworden zu sein, welch tiefes physiologisch-psychologische Problem es war, dem Schiller »sinnend« nachgeforscht.

Worin liegt nun das Rätsel, und warum scheint seine Lösung schwierig zu sein?

Daß der Dichter im Anschluß an antike Vorbilder (Tantaliden, Ödipussage) hat darlegen wollen, wie von dem Ausgangspunkte einer schweren Schuld die Macht des Schicksals einem ganzen Herrschergeschlecht tragischen Untergang bereitet, kann einem begründeten Zweifel kaum unterliegen. Worin aber eigentlich die Schuld des Hauses nach des Dichters Absicht bestehen soll, das ist es, was nicht ohne weiteres in die Augen fällt. Die durch die Handlung dargestellten entsetzlichen Ereignisse in der zweiten Generation gehen in ihren Wurzeln zurück auf eine Schuld der ersten Generation, des Elternpaares. Die Art dieser Schuld wird indes vom Dichter nur in leichten und teilweise verhüllten Zügen angedeutet.

Das Herrscherhaus hatte den Thron von Messina usurpiert. Der Vater der beiden Brüder Don Manuel und Don Cäsar wird als finsterer, gewalttätiger, die streitenden Söhne mit eiserner Faust beherrschender, zugleich aber argwöhnischer und eifersüchtiger Tyrann geschildert, der, wahrscheinlich den Sarazenen entstammend und der maurischen Religion zugetan, einen weisen Astrologen arabischer Abstammung zum Vertrauten sich erkoren hatte. Bei seiner Vermählung mit der Fürstin Isabella, einem Fräulein von christlicher Abstammung, machte er sich indes einer Art von Blutschande schuldig, indem er sich mit der Geliebten oder doch der Erkorenen seines eigenen Vaters ehelich verband. Daß in dieser Tat der Ausgangspunkt aller zur Ausrottung des Geschlechts führenden schauervollen Ereignisse zu suchen ist, darüber läßt der Dichter nicht im Zweifel, aber über die Größe der Schuld spricht er sich, wohl in Rücksicht auf die Empfindungen seiner Zeitgenossen, nur andeutungsweise aus. Es sind überhaupt nur zwei Stellen des Dramas, die hierauf Bezug nehmen. Die erste und wichtigste ist dem Chor Cajetan in den Mund gelegt (Berengar):

»Auch ein Raub war's, wie wir alle wissen,
Der des alten Fürsten eh'liches Gemahl
(scil. Isabella)
In ein frevelnd Ehebett gerissen,
Denn sie war des Vaters Wahl,
Und der Ahnherr schüttete im Zorne
Grauenvoller Flüche schrecklichen Samen
Über das sündige Ehebett aus.
Greueltaten ohne Namen,
Schwarze Verbrechen verbirgt dies Haus.«

Nach diesen starken und von untergebenen Mannen gebrauchten Ausdrücken: »frevelnd und sündig Ehebett«, »Greueltaten«, »schwarze Verbrechen« kann doch, so sehr Schiller auch zum Gebrauche unnötig gesteigerter Ausdrücke neigen mag, nur an eine Schuld schwerer oder schwerster Art gedacht werden, die dem tiefgekränkten Vater berechtigten Anlaß gab, das ganze noch ungeborene Geschlecht mit seinem Fluche zu beladen.

Als einen »Frevel« bezeichnet die Fürstin selbst das, was bei Eingehung ihrer Ehe geschah, indem sie (Schluß der viertletzten Szene) spricht:

»Komm', meine Tochter! Hier ist unseres Bleibens
Nicht mehr — den Rachegöttern überlaß' ich
Dies Haus — ein Frevel führte mich herein,
Ein Frevel treibt mich aus — mit Widerwillen
Hab' ich's betreten und mit Furcht bewohnt,
Und in Verzweiflung räum' ich's, alles dies
Erleid' ich schuldlos — — —«

Danach war sie also die Geraubte, die nur widerwillig gezwungen sich in die Freveltat gefügt; um so schwerer erscheint die Schuld ihres Gatten, der ihr während seines ganzen Lebens Furcht einflößte. Auch Goethe bezeichnet in seinem »Maskenzuge« (18. Dezember 1818) die Leiden von Mutter und Tochter als »unverdiente«, mißt also die Schuld allein den männlichen Mitgliedern des Hauses zu

*) Hempelsche Ausgabe. III. S. 63.

Aber der Fluch des Ahnherrn ging schrecklich in Erfüllung: nicht bloß in dem Zwiste, der die Brüder von Kindheit auf zertrennt und die Mutter zur Heimlichkeit veranlaßt, nicht bloß darin, daß sie, ohne es zu wollen, Nebenbuhler wurden und, ohne es zu ahnen, die leibliche Schwester lieben, sondern auch — und hier zeigt der Dichter, wie die Familienschuld sich vererbt und das gleiche Verbrechen selbst unbewußt aufs neue sich erzeugt — in der bereits vollzogenen Blutschande zwischen Bruder und Schwester.

Dieses Moment ist es, das mir für das Verständnis der dichterischen Absichten höchst wichtig zu sein scheint, und das auch auf die Quellen, aus denen der Dichter geschöpft, einiges Licht zu werfen geeignet ist.

Daß zwischen Don Manuel und Beatrice die Ehe bereits tatsächlich vollzogen worden, daß beide fünf Monde hindurch heimlich in wilder Ehe gelebt, das scheint sich mir aus mehreren Stellen der Dichtung ganz unzweideutig zu ergeben, wenn auch wieder nicht zu verkennen ist, daß der Dichter in Rücksicht auf sein Publikum das für das Empfinden seiner Zeit Anstößige zu verschleiern und zu verhüllen sucht. Die wichtigsten und markantesten Stellen finden sich zunächst in Szene sieben, wo Don Manuel seinem Chor die Geschichte seiner Liebe berichtet. Da heißt es:

»Kein Tag entstieg dem Meer und sank hinunter,
Der nicht zwei glücklich Liebende vereinte.
Geflochten still war uns'rer Herzen Bund.
Nur der allseh'nde Äther über uns
War des verschwieg'nen Glücks vertrauter Zeuge,
Es brauchte weiter keines Menschen Dienst.
Das waren gold'ne Stunden, sel'ge Tage! —
Nicht Raub am Himmel war mein Glück, denn noch
Durch kein Gelübde war das Herz gefesselt,
Das sich auf ewig mir zu eigen gab.«

Diese Worte könnten immerhin noch, gleich gezwungen, eine harmlosere Deutung lassen, aber kurz zuvor spricht Don Manuel, ne Freude darüber bezeugend, daß fürder s heimliche Lieben ein Ende finden werde, Worte aus:

icht mehr verstohlen werd ich zu ihr schleichen,
cht rauben mehr der Liebe gold'ne Frucht,
ht mehr die Freude haschen auf der Flucht.«

Unter »der Liebe gold'ner Frucht« nur chuldige Liebkosungen zu verstehen, die heißblütige sizilianische Brautpaar bei monatelang fortgesetztem täglichen heimlichen Beisammensein miteinander ausgetauscht, ist doch tatsächlich ausgeschlossen. Sicherlich würde zum mindesten ein Italiener diese Deutung für eine unmögliche erklären.

Der greise Chorführer (Cajetan) versteht seinen Herrn auch sehr wohl, indem er nach Don Manuels Abgang das von diesem geschilderte Verhältnis einfach als wilde Ehe bezeichnet:

»Aber sehr mißfällt mir dies Geheime,
Dieser Ehe segenloser Bund,
Diese lichtscheu krummen Liebespfade,
Dieses Klosterraubs verweg'ne Tat —«

Und es ist höchst bezeichnend, daß unmittelbar im Zusammenhang damit der zweite Chorführer (Berengar) die oben bereits angeführten Worte spricht:

»Auch ein Raub war's, wie wir alle wissen,
Der des alten Fürsten eh'liches Gemahl
In ein frevelnd Ehebett gerissen —«

das heißt die Sünde der Väter haben die Kinder zwar nicht schuldlos, aber doch nicht ihrer ganzen Schuld sich bewußt, aufs neue begangen. Gerade darin aber lag des Dichters Absicht: eben diese Fortzeugung der Schuld benutzte er dramatisch als den Hebel, der das ganze Geschlecht umstürzt.

Diesen Zentralpunkt des Dramas haben die meisten Kommentatoren nicht richtig erkannt oder nicht erkennen wollen. Bellermann vor allen nicht, wenn er folgendes ausführt: »Vielfach ist die Frage aufgeworfen worden, ob Manuel und Beatrice wirklich schon als Gatten gelebt haben, so daß die Tatsache der Blutschande vorläge. Man beruft sich dabei auf die oft gebrauchten Bezeichnungen ‚Gatte', ‚Gattin', ‚Ehe', sowie auf Manuels Ausdruck zum Chor: ‚Es brauchte weiter keins Menschen Dienst', welchen man in dem Sinne faßt, sie hätten zur Eheschließung keines priesterlichen Segens bedurft, wie ja allerdings auch der Chor seine Mißbilligung über ‚dieser Ehe segenlosen Bund' ausspricht. Indes Manuels Worte können doch ganz unschuldig bedeuten, daß die Liebenden, um sich zu sehen, keiner Vermittlung bedurften, keines Liebesboten, keines vertrauten Pförtners oder dergl., und die Bezeichnung ‚Gattin' braucht ebenso, vorgreifend, Cäsar von Beatrice. Dagegen nennt sie Manuel oft auch Braut, und ganz unmöglich könnte er, wenn jene häßliche Annahme berechtigt wäre, seine Aufträge an den

Chor betreffs der Geschenke für seine ‚Braut' mit den Worten schließen: ‚und mit der Myrthe jungfräulichem Kranze vollende krönend sich das schöne Ganze'. Endlich spricht der Schluß der Tragödie entschieden dagegen. Beatrice bleibt am Leben und zeigt durch ihre letzten Worte an Don Cäsar, daß sie bei allem Schmerz um den Geliebten sich fähig fühlt, weiter zu leben. Dies wäre dann äußerst beleidigend: nicht anders, als hätte Sophocles die Jokaste nach der Enthüllung weiter leben lassen (was freilich Euripides in den Phönizierinnen getan hat). Es liegt kein Grund vor, dem Dichter einen sittlich wie ästhetisch so widerwärtigen Zug aufzubürden.« Das nennt man ad usum delphini erklären. Bellermann läßt einmal die von mir genannten, bezeichnendsten und völlig eindeutigen Worte Manuels (»der Liebe gold'ne Frucht«) unbeachtet, sodann widerspricht er sich mehrfach selbst, und endlich: ist denn die Mutterehe des Ödipus, mit der schon der Gymnasialunterricht vertraut macht, sittlich wie ästhetisch weniger widerwärtig als die Geschwisterehe, die übrigens auch im alten Testament vorkommt wie in der Walküre? Vertragen wir das vor mehr als 2000 Jahren Geschilderte leichter als das vor einem Jahrhundert Gedichtete? Gerade weil der Dichter mit seinem Drama, das er die erste wahre Tragödie (seiner Zeit) zu nennen geneigt war, an die antiken Vorbilder anknüpfte, durfte er auch einen entsprechenden Vorwurf wählen. Freilich weist Bellermann dem Dichter gewisse Widersprüche nach, die unverkennbar sind, und auf die ich eingehender zurückkomme.

Auch Düntzer hat den springenden Punkt nicht völlig richtig erkannt, indem er ausführt: »Die Schwesterliebe selbst hat Schiller als etwas Verbrecherisches geschickt darzustellen gewußt, obgleich beide Brüder Beatricen als Schwester nicht kennen und keine blutschänderische Verbindung erfolgt war, sondern Don Manuel, der geschworen, sie müsse die Seine werden, sie entführt hat ...... Aber Beatrice trauert ihrem Bruder als Geliebtem nach; auch ist Don Cäsar auf diese Liebe noch eifersüchtig, als er in Beatricen schon seine Schwester erkannt hat.« Düntzer polemisiert daher auch gegen Drenckmann wie gegen Bormann, dem er vorwirft, die Schuld aller Personen des Dramas ungebührlich zu erhöhen. Die Düntzersche Argumentierung ist auch nicht frei von Widersprüchen, zumal Verbindung und Entführung doch durchaus kein Gegensatz ist und gerade die Entführung einen Beweis mehr für die vollzogene Verbindung liefert.

Darüber läßt uns der Dichter keineswegs im Unklaren. Nachdem fünf Monate hindurch die Liebenden im Garten des am Ätna gelegenen Cäcilienklosters heimlich zusammengetroffen, hat Don Manuel die Geliebte aus Furcht, sie zu verlieren, entführt und nach Messina in ein verschwiegenes Gartenhaus gebracht. Er selbst gesteht seinem Chor (in Szene 7), daß er sie nachts geraubt, den Rest der Nacht bei ihr zugebracht und sich erst am hellen Tage aus ihren Armen gerissen, um zur Versöhnung mit dem Bruder zu eilen. Unter solchen Umständen wird zu allen Zeiten aus der Tatsache der Entführung von jedem Sachverständigen der einzig mögliche Schluß gezogen, an dem niemand zu zweifeln geneigt sein dürfte.

Die Unwahrscheinlichkeit, die darin liegt, daß zwei Liebende in einem Klostergarten monatelang unentdeckt heimlicher Liebe pflegen können, hat der Dichter selbst wohl gefühlt. Er läßt deshalb in der 12. Szene (Isabella, beide Söhne, Diego) den Diener auf Don Cäsars Frage inbetreff der vermeintlichen Räuber:

»Wie brachen sie ins Innerste der Zelle?
Denn fromme Nonnen hält der strenge Zwang«

antworten:

»Die noch durch kein Gelübde sich gebunden,
Sie durfte frei im Freien sich ergehn!«

Don Cäsar:

»Und pflegte sie des freien Rechtes oft
Sich zu bedienen? Dieses sage mir!«

Diego:

»Oft sah man sie des Gartens Stille suchen,
Der Wiederkehr vergaß sie heute nur.«

In Don Manuel hörten wir die eine Hälfte des Liebesbundes, aber auch aus Beatrices Worten läßt sich nahezu Unzweideutiges entnehmen. Daß sie den Geliebten (Szene 15) mit den Worten »mein Gatte« empfängt, würde an sich weniger ins Gewicht fallen. Aber in welcher Weise reflektiert sie über ihr eigenes Tun in ihrem großen Monologe, ähnlich dem Tell-Monologe, nur hier über die vollbrachte, dort über die geplante Tat:

»Wo waren die Sinne? was hab' ich getan?
Ergriff mich betörend ein rasender Wahn?
Den Schleier zerriß ich jungfräulicher Zucht,

Die Pforten durchbrach ich der heiligen Zelle,
Umſtrickte mich blendend ein Zauber der Hölle?
– – – – – – – – – – – – – – – – – – –
Und schnell, als wär' es ewig so gewesen,
Schloß sich der Bund, den keine Menschen lösen.«

Nicht bloß der Nonnenschleier, der Schleier der Jungfräulichkeit iſt ihr zerrissen. Sie empfindet nagende Reue, daß sie dem Manne sich ergeben, jene bekannte Reue, die nur im Augenblick der Vereinigung mit dem Geliebten schwindet, und nachdem sie endlich erfahren, was der Geliebte ihr außerdem gewesen, erſtarrt sie in wortlosem Schmerze und drängt sich zum Tode hin. In unverkennbarem Widerspruche hierzu ſtehen freilich ihre letzten Worte, mit denen sie den Bruder Don Cäsar auffordert, sich für die Mutter am Leben zu erhalten und sie, die Schweſter, zu tröſten.

Die Figur der Beatrice iſt in dem Drama wohl die realiſtischſte, am wenigſten idealisierte Geſtalt, wahr gezeichnet, wie wenige von Schillers Frauenfiguren. Der Dichter ſtattet dieses im engen Kloſtergewahrsam, fern von eder Berührung mit der Welt aufgewachsene Mädchen mit südländischer Glut aus. Es weht mmer eine schwüle Luft, wenn sie auftritt. Heißblütig, sinnlich veranlagt, leicht erregbar ſt sie. Der Dichter will schon hier die Vererbungstatsache ins rechte Licht setzen. ie hat ihren Vater nie gekannt, aber sie iſt las Abbild des Vaters, besonders in ihrer innlichen Veranlagung. Schon die verlangend uf sie gerichteten Augen eines Jünglings Don Cäsar) beunruhigen sie schwer, ſtören hr seelisches Gleichgewicht und erwecken in hr nahezu das Bewußtsein einer Schuld, iner am Gatten begangenen Untreue. Überaupt übt Don Cäsar eine gewisse faszinierende Virkung auf sie aus, schreckenerregend, schon urch seinen Namen, und anziehend zugleich. ber umsomehr gab es nach der Enthüllung er Tatsachen in ihrer nackten Gräßlichkeit ir sie nur ein Ende, den Tod. Wortlos, einer Äußerung mehr fähig, hätte sie in den od gehen müssen. Das beinahe leichtfertige chlußwort: »tröſte deine Schweſter«, war, achdem sich ihr die Blutschande enthüllt, och eine tatsächliche Unmöglichkeit. Um mehr, als der Bruder sie immer noch mit fersüchtigen Augen betrachtet.

Hat der Dichter diesen Widerspruch von nfang an gewollt, oder hat er den urrünglichen Plan später abgeändert, um das für das Empfinden seiner Zeit allzu Gräßliche und Verletzende zu mildern? Schiller hat allerdings so manches nachträglich geändert, so daß Widersprüche und Unklarheiten im einzelnen nicht ganz vermieden wurden. Aus dem Briefwechsel mit Körner wissen wir, daß für die Aufführung in Dresden der Graf Vitzthum ihm noch weitere Änderungen zumutete, die Schiller jedoch ablehnte. Es sei ohnehin »kein Stück für das Volk«. Die Zeiten ändern sich. Als kürzlich auf den zutage geförderten Fundamenten eines römischen Amphitheaters auf Schweizer Boden das Drama unter freiem Himmel gespielt wurde, da drängten sich tausende von Landleuten und empfanden begeiſtert den hehren Genuß!

Wahrscheinlich hat Schiller mit voller Absicht das von ihm einerseits genügend deutlich gekennzeichnete Verhältnis zwischen Don Manuel und Beatrice doch wieder andererseits in ein unbeſtimmtes Licht gerückt durch Wendungen, die den oben angeführten scheinbar widersprechen. Don Manuel bezeichnet selbſt die Geliebte als Jungfrau, spricht von ihrem »züchtigen Busen« und befiehlt, sie »mit der Myrte jungfräulichem Kranze« zu bekrönen. Freilich geschieht das alles seinem Chor, seinen Untergebenen gegenüber, vor denen er die zukünftige Herrin doch nicht allzusehr bloßſtellen durfte. Der Chor läßt daher auch den gemordeten Don Manuel »auf der Schwelle der bräutlichen Kammer« liegen, während es ihm nur allzu gut bekannt war, daß er diese Schwelle längſt schon überschritten hatte. Die »Braut« von Messina lautet ja auch des Dramas Titel. Die ursprüngliche Absicht des Dichters scheint aber doch zweifellos: er knüpft zwar an die alte, sowohl antike wie biblische Vorſtellung von der über einem Geschlecht durch eine Folge von Generationen hindurch waltenden Schicksalsmacht an. Nach der antiken Auffassung leiden die Kinder durch den vom Fatum erfüllten Fluch, den die Taten der Eltern und Voreltern auf sie herabbeschworen haben, nach der biblisch-alteſtamentlichen Vorſtellung wird die Sünde der Väter an den Kindern heimgesucht. Schiller entkleidet den ganzen Gedanken seines myſtischen Momentes und giebt ihm eine greifbare, psychologisch faßbare Geſtalt durch den Hinweis auf die Vererbungstatsache: das in der erſten Generation bewußt begangene

Verbrechen wird in der nächsten Generation unbewußt aufs neue begangen zufolge der Vererbung der menschlichen Eigenschaften und Triebe. So gestaltet sich das Hauptmotiv des Dramas, eingehüllt in das dichterische Gewand, zu einem tiefen allgemeinpsychologischen Problem. Durch Träume, Orakel, Weissagung mischt der Dichter zugleich noch des Mystischen genug in sein Drama ein und gibt auch der Vorstellung von der zum Verderben des Menschen unabänderlich waltenden Schicksalsmacht soweit Raum, als das Geschehene zur Vernichtung der Unschuldig-Schuldigen der Anlaß wird. So hat er es uns nicht gerade leicht gemacht, das Problem, dem er selbst nachgesonnen, zu enthüllen. Mit Recht nennt Goethe es ein schwierig Rätsel, rätselhaft zu lösen, aber mit Recht nennt er Schiller auch den Sinnenden, der alles durchgeprobt. Daß es gerade das Motiv der Blutschande ist, das der Dichter als Ausgangspunkt für die tragische Schuld gewählt, weist bezeichnend auf klassische Vorbilder, vor allem auf die Ödipussage hin.

Daß ich mit meiner Auffassung durchaus das Richtige getroffen, dafür erhielt ich einen sicheren Beweis durch Äußerungen des Dichters selbst. In der Schiller-Biographie meines Bruders Otto Harnack findet sich die Angabe, wie der Dichter sich K. Böttiger gegenüber geäußert, daß er in der »Braut von Messina« statt des mystischen einen realen Zusammenhang der Vererbung habe nachweisen wollen. Wie es Familiengesichter und -krankheiten gebe, so auch forterbende moralische Gebrechen, und die fortsündigende Schuld müsse endlich die Nemesis herabziehen. Aber noch ein zweiter, nicht minder sicherer Beweis läßt sich führen. Schon während seines Aufenthalts in Mannheim und in Bauerbach trug Schiller sich mit dem Plane eines Dramas, das den zweiten Teil seiner »Räuber« bilden sollte. Skizzen und Entwürte sind in seinem dramatischen Nachlaß erhalten geblieben, und der Plan beschäftigte ihn noch in seiner allerletzten Lebenszeit, nach Vollendung der Braut von Messina, während seiner Arbeiten zum Tell. Auch in diesem Drama sollte das Problem der Vererbung zugleich mit dem Motiv der Blutschande eine Rolle spielen. In der von Schillers Schwägerin Caroline v. Wolzogen erzählten Geschichte seines Lebens werden als Worte von ihm berichtet,*) man müsse eine tragische Familie erfinden, ähnlich der des Atreus und Laius, durch die sich eine Verkettung von Unglück fortzöge. Am Rhein, wo die Revolution so viele edle Geschlechter gestürzt, sei der passendste Platz für ein solches Gemälde des Menschengeschicks in seiner Allgemeinheit. Die abgeänderte Skizze zum zweiten Teil der Räuber ähnelt auffallend dem Sujet in Grillparzers »Ahnfrau«, die erst zwanzig Jahre später erschien, und in der auch die Geschwisterliebe eine Rolle spielt.

Für die ganze Auffassungsweise und Entwicklung Schillers, dem sonst selbst die Erfahrung zur Idee wird, ist es übrigens von höchstem Interesse, daß er sich bemüht, hier die Vererbung heranzuziehen. Tatsächlich versetzt er doch damit den Gedanken vom mystisch-spiritualistischen auf das realistisch-physiologische, ja man könnte fast sagen mechanistische Gebiet. Als Schiller auf der Karlsschule Medizin studierte, war sein Unterricht im wesentlichen ein naturphilosophischer und zugleich Haller die höchste Autorität. Die französischen Materialisten, einen de la Mettrie und v. Holbach, hat er zur Zeit seines medizinischen Studiums wohl schwerlich gekannt. Seine Lehrer trugen ihm die materialistische Doktrin als höchst verwerflich und staatsgefährlich vor, und er wurde, wie schon seine physiologisch-philosophischen Studentenarbeiten beweisen, selbst zum Spiritualisten gebildet. Meint er doch in seinen »Räubern« den Charakter eines Franz Moor dadurch nur um so verächtlicher zu machen, daß er ihm materialistische Ideen in ihrer krassesten Nacktheit in den Mund legt und die extremste Immoralität als selbstverständliche Folge des Materialismus schildert. Ganz unberührt von den zu seiner Zeit in der Medizin vorübergehend herrschenden realistisch-materialistischen Ideen war Schiller aber doch nicht geblieben, ein gewisser Dualismus tritt schon in jener ersten Periode bei ihm zutage. Das medizinische Studium hat doch so manches zu seiner eigenartigen Entwicklung beigetragen.

In seinen Studentenarbeiten, der »Philosophie der Physiologie« (1779) und dem »Versuch über den Zusammenhang der tieri-

*) Schillers Leben von C. v. Wolzogen, 1845, S. 9[?] u. 303 (zur Cottaschen Ausgabe in 10 Bänden. 1844.

schen Natur des Menschen mit seiner geiſtigen« (1780) beschäftigt ihn freilich, genau wie in dem berühmten Monologe des Franz Moor, ganz überwiegend die Frage: wie wirkt die Psyche auf die Physis ein? Aber zuweilen sinnt er doch umgekehrt dem Problem nach: wie werden die seelischen Tätigkeiten beeinflußt durch das Körperliche? Und dahin gehört natürlich auch der Einfluß des Angeerbten. Auf diesen Gedanken kommt er immer wieder zurück; daß er ihn wenige Jahre vor seinem Tode noch dramatisch verarbeitet, darauf hat gewiß auch der Verkehr mit Goethe seinen Einfluß ausgeübt. Auch sonſt kommt Schiller auf gewisse Lieblingsprobleme zurück, wie den Raub der Braut. In »Don Carlos« hat sie der Vater dem Sohne genommen, der darüber zugrunde geht, in der »Braut von Messina« nahm der Sohn sie dem Vater und bereitet den Untergang seinen eigenen Kindern. Aber das Wichtige bleibt hier doch, daß Schiller die Erfahrung an die Stelle der Idee setzt, und darin erhebt er sich über die unfruchtbare Naturphilosophie. Deshalb iſt es aber auch ganz verkehrt, die »Braut von Messina« undramatisch zu nennen wegen der tief eingreifenden Schicksalsidee und wegen der Mitschuld an der späteren deutschen Schicksalstragödie. Darin zeigt sich eben das landläufige Verkennen der Absichten des Dichters, der die für das moderne Empfinden abſtoßende Idee der unabänderlichen und unbegreiflichen Schicksalsmacht ersetzt hat durch den ebenso tiefsinnigen wie wahren Gedanken, welche Rolle die Vererbung im Leben der Menschheit spielt. In dem von dem Dichter erfundenen Familiengeschick spiegelt sich, wie er selbſt richtig erkannt hat, das Walten nicht einer blinden Moira, sondern eines Gesetzes, dem das ganze Menschengeschlecht unterworfen iſt. Daß damit allerdings bis zu einem gewissen Grade der freie Wille und die persönliche Verantwortlichkeit des Individuums in Frage geſtellt werden, dessen wird sich der Dichter selbſt wohl bewußt gewesen sein. Augenscheinlich hat es ihn gerade dazu getrieben, das nie gelöſte Problem von Freiheit und Notwendigkeit dramatisch zu behandeln, und eben das verleiht dieser Tragödie, die von so vielen mißverſtanden wurde, ihren hohen Wert und ihre geiſtige Tiefe. Die Blutschande erscheint nur in der erſten Generation als volle Schuld, in der zweiten wird sie ohne Bewußtsein von dem ganzen Umfange der unsittlichen Tat begangen, obgleich der Dichter schon die heimliche wilde Ehe immerhin als Schuld anrechnet, die freilich viel härter gesühnt wird, als diese Tat an sich verdiente. Für den Totschlag des Bruders aber fühlt sich Don Cäsar entschieden verantwortlich und erkennt, daß diese Schuld nur durch die Hingabe seines Lebens gebüßt werden kann. Schwankend im Urteil über Willensfreiheit und Notwendigkeit beschließt der Chor die Tragödie mit den Worten:

»Das Leben iſt der Güter höchſtes nicht,
Der Übel größtes aber iſt die Schuld.«

Die hiſtorischen Grundlagen der englischen Parlamentsverfassung.

Von Conrad Bornhak, Professor an der Universität Berlin.

Die römische Kultur scheint in Britannien weniger feſte Wurzel geschlagen zu haben als in anderen Teilen des Weltreichs. Mit Ausnahme der Rhein- und Donauländer, die an Germanien unmittelbar angrenzend dauernd für deutsches Volkstum gewonnen wurden, waren die eingedrungenen Germanen nach wenigen Menschenaltern romanisiert. In Britannien dagegen behaupteten sie ihre Nationalität. Die anderen germanischen Reiche auf römischem Boden mußten dem zerfallenden Römerreiche ihr Gebiet abringen. Britannien war bereits aufgegeben, als die erſten germanischen Scharen an seinen Küſten landeten.

Auf dem Kontinent waren es durchweg organisierte Volksgemeinschaften, die neue Wohnsitze suchten und mit deren Gewinnung zur Reichsgründung schritten. Nach Britannien kamen einzelne Scharen der Sachsen, Angeln une Jüten, zum Teil von den Briten selbſt herbeigerufen. Es iſt eine fortschreitende Kolonisation, wie später die der oſtelbischen Länder und Nordamerikas. Die britischen

Urbewohner werden dabei teils nach Weſten zurückgedrängt, teils bleiben sie zurück und verlieren in ihrer Isolierung ihre Nationalität. Diese Art der Kolonisation entwickelt schon sehr früh soziale Ungleichheiten. Der Geschlechtsverband mit seiner gleichen Besitzverteilung iſt gelockert. Die Führer haben von Anfang an größeren Besitz an sich gerissen, wodurch sie sich über die Gemeinfreien erheben, während die zurückgebliebenen Briten zu Leibeigenen werden. Diese Ungleichheit führt zu weiterer Abhängigkeit in zahlreichen Lehnverhältnissen.

Aus diesen durch die Kolonisation hervorgerufenen sozialen Gegensätzen entſteht, wie auch bei anderen germanischen Stämmen während der Völkerwanderung, das Königtum. Die in der Heimat zurückgebliebenen Stämme, bei denen der Geschlechtsverband mit gleichmäßiger sozialer Schichtung sich erhielt, haben ein solches bis zur Vereinigung mit dem fränkischen Reiche nicht besessen. Auch die Ansiedler in Britannien waren zuerſt königslos. Aber in den sozialen Gegensätzen der Kolonialgebiete bedarf es einer dauernden höchſten Gewalt, die über ihnen ſteht. Indem eine durch Geburt hervorragende Familie diese Stellung für sich beansprucht und behauptet, iſt das Königtum zur Entſtehung gelangt. Der König nimmt die hervorragendſte soziale Stellung ein. Er iſt an sich einer der größten Grundbesitzer und hat umfassende Nutzungsrechte am nicht verteilten Folkland. Das ermöglicht ihm das Halten eines Hofgesindes und bewaffneter Gefolgsmannen. Er iſt der Heerführer des Volkes im Kriege und in dieser Beziehung der Nachfolger der gewählten Herzöge. Er iſt in der Landesversammlung der oberſte Richter und der Wahrer des Volksfriedens. Er hat endlich als Nachkomme Wodans, auf den er sein Geschlecht zurückführt, auch eine oberprieſterliche Stellung, die sich mit Annahme des Chriſtentums in ein Schutzrecht über die Kirche verwandelt.

Die Allmählichkeit der Kolonisation bringt es mit sich, daß auf britischem Boden eine ganze Reihe von Kleinſtaaten, vielfach nur vom Umfange einer einzelnen Grafschaft, neben einander beſtehen. Man hat von einer angelsächsischen Heptarchie gesprochen, obgleich es öfter erheblich mehr Königreiche als sieben, später acht und sechs waren. Die im Kampfe mit den Briten sich ſtetig erweiternden Reiche des Weſtens gewannen aber allmählich das Übergewicht über die Kleinſtaaten des Oſtens, bis Egbert von Wessex (800—836) die einzelnen Staaten zu einem einzigen angelsächsischen Staatswesen vereinigte. Namentlich die Kämpfe mit den Dänen, die ihrerseits in großen bewaffneten Scharen einwanderten, ließ die Zusammenfassung aller Kräfte in einem einzigen Staate als politische Notwendigkeit hervortreten.

Der einheitliche Staat erscheint eingeteilt in Grafschaften, shire, die zum Teil den alten Kleinſtaaten entsprachen und sich in ihrer damaligen Umgrenzung meiſt bis auf den heutigen Tag erhalten haben. Innerhalb der Grafschaften beſteht die altgermanische Einteilung der Bevölkerung in Hundreds für Zwecke des Kriegsdienſtes und der Rechtspflege fort. Die Ortsbezirke sind teils Herrschaften mit ihren Hintersassen, in erſter Linie die königlichen Domänen, teils Vereinigungen freier Leute unter Gerichtsvogtei, soca, teils königliche oder herrschaftliche Burgs, deren Hauptbedeutung in der militärischen Verteidigung beſtand. Dazwischen gesprengt finden sich noch Gemeinfreie, die zu besonderen Teothings vereinigt werden.

In der Grafschaft iſt der Eorl oder Ealdorman der oberſte Beamte. Zum Teil aus den alten Königsfamilien der Kleinſtaaten hervorgegangen, iſt er mehr Unterkönig als Statthalter. Ähnlich dem langobardischen Herzoge nimmt er dem König gegenüber eine selbſtändigere Stellung ein, als der nach reinem Amtsrecht beſtellte karolingische Graf. Ealdorman erscheint dabei als die vorwiegend sächsische, Eorl als die dänische Bezeichnung. Dieser Statthalter oder Vicekönig iſt der Vertreter des Königs bei Aufbietung des Heerbanns, der Vorsitzende in der Grafschaftsversammlung, Shergemohn, als dem ordentlichen Gericht und der Bewahrer des öffentlichen Friedens. Als Amtseinkommen bezieht er einen Teil der königlichen Einkünfte.

Neben dem Ealdorman oder Eorl ſteht in jeder Grafschaft ein Shirgerefa als königlicher Beamter. Seine Stellung iſt nicht aus der Königs- oder Häuptlingswürde erwachsen, er iſt nur abhängiger Beamter. Je mehr die Reichseinheit sich befeſtigte, umso bedeutungsvoller wurde daher seine Stellung. Seine Aufgaben liegen hauptsächlich auf

wirtschaftlichem Gebiete; er hat die königlichen Einkünfte der verschiedensten Art zu verwalten und greift daher in jedes Verwaltungsgebiet über. Wahrscheinlich war er auch regelmäßig der Beamte, der in den einzelnen Hundreds das Gericht abzuhalten hatte.

Daneben finden sich königliche Garafas für kleinere Bezirke, so für einzelne Hundertschaften, Burgs und Häfen. Die Ortsverwaltung ist aber zum großen Teil patrimonial.

Neben dem weltlichen Staat bildet nach der Bekehrung des Volkes die Kirche ihre eigene Organisation aus in Bistümern, die unter den zwei Erzbistümern von Canterbury und später auch von York zusammengefaßt werden, in klösterlichen Ansiedlungen und schließlich in den einzelnen Pfarreien. Die kirchlichen Institute wurden dabei mit reichem Grundbesitz durch allmähliche Schenkungen ausgestattet, an Umfang erheblich größer, als der Grundbesitz des Staates. In dem Kirchenzehnten gelangte die Kirche früher als der Staat zu einem allgemeinen Besteuerungsrecht. Die Häupter der Kirche erscheinen innerhalb des Staates der weltlichen Aristokratie gleichberechtigt. Die Verbindung mit dem römischen Stuhl ist dabei anfangs sehr locker und gestaltet sich erst seit Ende des 8. Jahrhunderts besonders durch Wilfried enger.

Aus diesem Zustand von Staat und Gesellschaft ergeben sich die Ständeverhältnisse der angelsächsischen Zeit.

An der Spitze stehen die königlichen Thane, die großen Grundherren und Gefolgen des Königs, vor den Gemeinfreien ausgezeichnet durch ein höheres Wehrgeld. Sie werden in erster Linie zu den königlichen Ämtern herangezogen und sind selbst Grundherren. Es ergibt sich damit eine Klasse der obersten grundbesitzenden Beamten und Grundherren in besonderem Treueverhältnis zum Könige. Ihr Besitz umfaßt mindestens vierzig Hufen. Die Mittelklasse bildet eine Art Ritterschaft, Tausende von Grafschaftsthanen von mindestens fünf Hufen Besitz. Sie pflegen regelmäßig zur Grafschaftsversammlung und zum Hundertgericht zu kommen. Dann kommen die kleinen Landbesitzer und landlosen Leute, die aber immerhin noch persönlich frei sind. Sie sind auch noch zum Heer- und Gerichtsdienst verpflichtet. Für den Polizeischutz sind sie abhängig von einem Slaford als Grundherrn. In der späteren Zeit hat sich für sie die Bezeichnung Caorls eingebürgert. Die unter diesen Klassen stehenden unfreien Leute kommen für die Verfassungsbildung nicht in Betracht.

Durch diese gesellschaftlishe Gliederung ist auch die Gestaltung der Volks- und Gerichtsversammlung bedingt, die bei der Aufstellung neuer Rechtssätze und bei der Rechtsfindung mitzuwirken hat.

Die Volksversammlungen der früheren Kleinstaaten hören als solche überhaupt auf und werden zu Grafschaftsversammlungen, beschränkt auf die gerichtliche Zuständigkeit.

In dem Gesamtreiche war eine allgemeine Landesversammlung aller freien Leute schon tatsächlich unmöglich. An die Stelle der Volksversammlungen treten daher Notabelnversammlungen. Der König beruft die Großthane, Ealdormen und Bischöfe zur Beschlußfassung über wichtige Maßregeln auf dem Gebiete des Heer- und Gerichtswesens und der Kirche, da sie nachher diese Maßregeln durchzuführen haben. Nach Zustimmung der weltlichen und geistlichen Großen, der Witan, kommt es auf die Ansicht der anderen Bevölkerungsklassen gar nicht mehr an. Eine Versammlung der Aristokratie, der Witunagemote, versammelt sich auf königliche Berufung an einem wechselnden Orte als Ersatz des alten Volksthings. Das ist die notwendige Folge der aristokratischen Färbung, welche das Staatswesen angenommen hat, der Ausdruck der bestehenden gesellschaftlichen Verhältnisse.

Die Schwäche des angelsächsischen Staates lag zunächst in dem Gegensatze der Angelsachsen zu den später eingedrungenen Dänen, der sich besonders in den höheren Gesellschaftsklassen geltend machte und zeitweise in dem Ersatze der westsächsischen Dynastie durch die dänische Kanuts seinen Ausdruck fand. Dazu kam der auf die Kolonisation zurückgehende Gegensatz der Besitzklassen. Der Druck der großen Grundherren wurde immer stärker, und die alte Gemeinfreiheit schwand mehr und mehr. Diese Aristokratie vertrat aber unter dem Könige in Heer und Gericht die Staatsgewalt. Es gab keine andere Betätigung der königlichen Gewalt als durch sie. Die königliche Gewalt, erwachsen aus den sozialen Bedürfnissen des Koloniallandes konnte bei dieser steigenden Macht der Aristokratie ihre Mission nicht mehr erfüllen

und sank unter den letzten schwachen Vertretern der weſtsächsischen Dynaſtie zu einem bloßen Schattenbilde herab. Dazu treten die romanisierenden Tendenzen der Kirche, welche die Grundlagen des bisherigen Staatslebens verneinen. Aus allen diesen Gegensätzen ergab sich die äußerſte Schwächung der Staatsgewalt. Bei dem von Rom begünſtigten Angriffe Wilhelms des Eroberers zeigte ein großer Teil der geiſtlichen und weltlichen Ariſtokratie Gleichgültigkeit oder Feindseligkeit gegen das angelsächsische Schattenkönigtum, das sich bei der Verteidigung des Landes aber auf einen Teil Volkskräfte ſtützen konnte. Nach der einen verlorenen Schlacht von Haſtings (1066) brach der angelsächsische Staat zusammen.

Wenn Wilhelm der Eroberer auch selbſt den englischen Thron als Erbe Eduards des Bekenners beansprucht und insofern die Rechtskontinuität mit dem angelsächsischen Staatswesen aufrecht erhalten wollte, so bedeutet seine Thronbeſteigung doch einen Rechtsbruch und den Aufbau des Staates auf neuen Grundlagen. Das gilt zunächſt in nationaler und sozialer Beziehung.

In nationaler Hinsicht treten zu den in Sprache und Recht rein germanischen und untereinander nahe verwandten Angelsachsen und Dänen romanisierte Nordgermanen hinzu, die ihre eigene Sprache bereits verloren hatten. Ihre verhältnismäßig geringe Anzahl wird reichlich aufgewogen dadurch, daß sie die allein herrschende Klasse im Staate sind, ihre französische Sprache neben dem Lateinischen zur Staatssprache wird. Daraus entwickelt sich ein glühender Nationalitätenhaß, wie er selbſt der Gegenwart in dieser Weise fremd iſt. Der Normanne hegt die tiefſte Verachtung gegen die unterworfenen Sachsen, diese ermorden gelegentlich jeden einzelnen Normannen, dessen sie habhaft werden können.

Der nationale Gegensatz iſt aber gleichzeitig ein sozialer. Der größte Teil der angelsächsischen Thane verliert infolge der Auflehnung gegen den Eroberer seinen Besitz, an die Stelle treten normannische Lehnsträger. Ebenso werden die hohen kirchlichen Ämter, die durchweg mit dem Nießbrauche umfangreichen Grundbesitzes der betreffenden geiſtlichen Korporationen verbunden waren, mit normannischen Geiſtlichen besetzt. Die Er[illegible] bedeutet daher eine soziale Revo[illegible] welche die unteren Schichten der angelsächsischen Bevölkerung im wesentlichen unberührt läßt, aber die weltliche und geiſtliche Ariſtokratie angelsächsischen und dänischen Ursprungs durch eine normannische ersetzt. Das Domesdaybook, ein großes Rechtsgrundbuch, in den Jahren 1083 bis 1086 abgefaßt, verzeichnet die Besitzverhältnisse zur Zeit Eduards und Wilhelms und läßt damit die Beschränkung der Veränderung auf die oberen Stände erkennen.

Kraft der Eroberung gilt nun aber der König als Eigentümer des ganzen Landes. Dieses Eigentum macht sich geltend in einer scharf ausgeprägten Lehnsherrlichkeit des Königs über allen Grund und Boden, welche erſt mit der Eroberung in England allgemein zur Geltung gelangt. An der Spitze ſtehen 600 Kronvasallen mit größerem (Barones maiores) oder kleinerem (Barones minores) Besitze, dann folgen 7800 Untervasallen, die aber ebenfalls dem Könige unmittelbar zum Lehnseide und zum Königsdienſte verpflichtet sind. Aus dem Lehnrechte ergeben sich außer den persönlichen Pflichten des Lehnsmannes eine Reihe von Abgaben und das eventuelle Rückfallsrecht des Herrn. Aller Grundbesitz befindet sich somit im privatrechtlichen Obereigentum des Königs.

In dieser national und sozial zerrissenen Gesellschaft, bei einem Obereigentum des Königs über allen Grund und Boden, iſt die absolute Monarchie die einzig mögliche Staatsform. Auflehnungen der großen Vasallen und deren Versuche, die Macht der Krone zu beschränken, scheitern, weil das Königtum dem gegenüber sich auf die angelsächsische Bevölkerung ſtützen kann. Und dieser hinwiederum fehlen, um der Monarchie Schranken zu ziehen, die Spitzen des sozialen Organismus. In der absoluten Monarchie verkörpert sich daher der Staatsorganismus überhaupt. Selbſtändig ihr gegenüber ſtehende Faktoren gibt es außer der Kirche nicht mehr.

In der Grafschaftsverwaltung wird die Stellung der Eorls zur bloßen Ehrenauszeichnung, die meiſten Grafschaften haben einen solchen überhaupt nicht mehr, im übrigen hat er keine Rechte der Staatsgewalt auszuüben. Als Verwaltungsbeamter bleibt daher nur der unbedingt vom König abhängige Shirgerefa übrig, der in der normannischen Kanzleisprache als Vicecomes bezeichnet wird. Er hat das Aufgebot der Lehnsmannen und die sonſtigen militärischen

Geſchäfte zu beſorgen, iſt Richter in Grafſchafts- und Hundertſchaftsgerichten, Haupt der Friedensbewahrung der Grafſchaft und leitet deren ganze Finanzverwaltung. Dazu iſt ihm die erforderliche Anzahl von Schreibern (Clerici, Clerks) und Vollſtreckungsbeamten unterſtellt. Nach oben vollſtändig abhängig, iſt der Shirgerefa, wie er im Volke weiter heißt, zwar bei der Rechtspflege an das überkommene Recht gebunden, im übrigen aber ein unbeſchränkter Landpfleger.

Unter der Grafſchaft iſt die örtliche Verwaltung vorwiegend patrimonial durch weltliche und geiſtliche Grundherren und auf den königlichen Domänen. Man unterſcheidet dabei Manors, herrſchaftliche Höfe, mit patrimonialer Gewalt über Hinterſaſſen und freie Leute; Honors, Herrſchaften über ein größeres Gebiet, und Burghs, Gemeinde- und Gerichtsbezirke eines beſonderen befeſtigten Ortes auf königlicher Domäne und vereinzelt auch auf grundherrlichem Gebiete. In letzterer Form, bei der Verwaltung in Burghs, gewinnen dieſe eine korporative Bedeutung, indem ſie die königlichen Gefälle in Selbſtpacht nehmen und als verantwortlichen Vertreter dem Schatzamte einen Vogt oder Mayor bezeichnen.

Das Heerweſen ruht infolge der großen Beſitzrevolution jetzt vollſtändig auf dem Lehnweſen, dem Aufgebote der Lehn- und Untervaſallen. Ein beſonderer Volksbann iſt daneben gegenſtandslos geworden. Damit iſt auch die Entſcheidung über Krieg und Frieden auf den König allein übergegangen. Die Grundlage der Verteilung war durch das Domesdaybook gegeben, im übrigen liegt dieſe dem Vicecomes ob. Erſt hundert Jahre nach der Eroberung macht man wieder den Verſuch mit einem allgemeinen Volksaufgebote der freien Männer, das ſpäter mit dem Lehnsaufgebote verbunden wurde.

Auf dem Gebiete der Rechtspflege ſollte zwar die überkommene Rechtsordnung, die man als die Leges Edwardi, des letzten angelſächſiſchen Königs, bezeichnete, erhalten bleiben. Das erwies ſich aber unmöglich angeſichts des Zwieſpaltes der Nationalitäten, deren jede ihr beſſeres Recht behauptete und nicht einmal die Sprache der anderen verſtand. Für den Prozeß mußte daher der notwendige Ausgleich durch königliche Ordonnanzen geſchaffen werden, für das Privatrecht gewinnt das normanniſche Lehnrecht das Übergewicht bezüglich der Grundbeſitzverhältniſſe, ſonſt ſiegt das ſächſiſche Recht. Als unterſte Inſtanz erhalten ſich für Zivilſachen fort gutsherrliche Gerichte über die Hinterſaſſen (Customary court), wie über die zur Gerichtsfolge verpflichteten freien Leute (curia baronum, court baron). Mit letzterer verbindet ſich eine niedere Strafgewalt des Lehnsherrn über ſeine Gerichtseingeſeſſenen und Untervaſallen. Gegenüber der königlichen Gewalt werden aber die Privatgerichte ſehr bald in den Hintergrund gedrängt. Hundertſchafts- und Grafſchaftsgerichte beſtehen zwar gleichfalls fort, aber in verminderter Bedeutung, da Prozeſſe über Kronlehne und wichtigere Straffälle dem Könige vorbehalten waren, und bei der Kompliziertheit der Beſitz- und Rechtsverhältniſſe die alte Schöffenverfaſſung nicht mehr recht funktionierte. Die ganze Rechtspflege trägt daher einen ſtarken Zug der Zentraliſation in ſich. Die königliche Gerichtsbarkeit, die Curia regis, zieht vermöge ihrer ergänzenden Stellung die wichtigſten Entſcheidungen an ſich. Seit Heinrich II. ziehen gelehrte Richter vom Hofe im Lande umher, um an die Stelle der unzureichenden ordentlichen Gerichtsbarkeit zu treten. Angeſichts der veränderten Rechtszuſtände geſtaltet ſich die Anteilnahme der Gerichtsgemeinde zur Jury, die in Zivilſachen ſeit Heinrich II., in Strafſachen ſeit Heinrich III. vorkommt.

Die Friedensbewahrung ruht auf dem oberſten Friedensgebote des Königs. Indem die Buße für den Friedensbruch von der Gemeinde ſummariſch beigetrieben wird, entwickelt ſich eine allgemeine Polizeibürgſchaft der Gemeinde für Friedensbrüche. In Verbindung damit ſteht eine Rügepflicht von zwölf Geſchworenen der Hundertſchaft, deren Anzeige (indictment, presentment) als amtliche Anklage gilt. Im Anſchluſſe daran werden die Gerichtsreiſen des Vicecomes, turnus vicecomits, der sheriff's tran, zu einem Unterſuchungsamt für die ſchweren, zu einem Strafgericht für die leichteren Straffälle. Dem gleichgeſtellt ſind eximierte Bezirke als courtleets, die im Beſitze von Privatgerichtsherren zu private leets werden. Die Friedensbewahrung geſtaltet ſich dabei zu einer ſummariſchen Polizeigerichtsbarkeit, welche den Schuldigen in die Gnade des Königs erklärt und ihn ſich durch eine willkürliche Geldbuße, amerciament, auslöſen läßt.

Trotz mangelnden Besteuerungsrechtes ist die Finanzhoheit der Normannenkönige aufs höchste entwickelt und vielfach bis zum Gipfel der Fiskalität getrieben. Der König besitzt zunächst ein umfangreiches Domanium, aus dem er Einkünfte herleitet. Dazu kommen zahlreiche lehnrechtliche Einnahmen, wie heimfallende oder verwirkte Lehen, Lehnsaccidenzien bei Vormundschaften und Verheiratungen, auxilia, aids der Kronvasallen in bestimmten Notfällen, scutagia, Schildgelder, als Geldabfindungen für den Lehnskriegsdienst seit Heinrich II. und tallagia für die nicht lehndienstpflichtigen Einwohner als Ersatz des Dienstes, Fechtgelder für königliche Gefälle, Geldstrafen und Konfiskationen sowie Gebühren für die verschiedensten Gnadenbeweise bilden die dritte Gruppe. Das normannische Königtum war daher finanziell außerordentlich reich fundiert. Auf dieser Grundlage hat sich dann zuerst ein technisch ausgebildetes Finanzwesen entwickelt. Diese Finanzverwaltung ist zusammengefaßt in einem Schatzamte Echiquier, Exchequer. Er ist der Teil der königlichen Zentralverwaltung, der sich mit dem Finanzwesen zu beschäftigen hat und heißt daher in der Kanzleisprache Curia ad Scaccarium. Hier vereinigen sich eine Reihe von Großbeamten, zum Teil unter dem persönlichen Vorsitze des Königs, um mit den unteren Beamten abzurechnen und für die Finanzbedürfnisse des Staates zu sorgen. Das Schatzamt ist gleichzeitig oberste Verwaltungsbehörde, Rechnungshof und Finanzgericht.

In kirchlicher Beziehung ging die Eroberung parallel mit der Entwicklung des kurialen Systems. Als Verbündeter des heiligen Petrus schritt Wilhelm von der Normandie zur Eroberung, wenn er auch später sein Königreich nicht von Rom zu Lehen nehmen wollte. Die Stellung der Monarchie der Kirche gegenüber war augenscheinlich eine schwächere geworden, wenn die normannischen Könige auch an den überkommenen Rechten der Staatshoheit im wesentlichen festhielten. Die entscheidende Katastrophe tritt erst unter Heinrich II. infolge der Ermordung des Erzbischofs Thomas a Becket ein. Die Exemtion der Geistlichen von der weltlichen Gerichtsbarkeit außer wegen Lehen und die Appellationen nach Rom müssen jetzt zugestanden werden. Unter der schwachen Regierung Johanns ohne Land setzt sich diese Entwicklung fort bis zur Anerkennung einer Oberlehnsherrlichkeit des Papstes über die englische Krone.

Die gesamte Regierung und Verwaltung des Reiches ist zusammengefaßt in dem königlichen Hofe, der Curia regis. Die Curia bedeutet zunächst Hoftage, zu denen die Vasallen in bestimmten Zeitabschnitten, besonders zu den hohen Festen, zur Erhöhung des Glanzes des Hofes beschieden werden. Eine Mitwirkung der Großen bei wichtigeren Landesangelegenheiten ist aber jetzt ausgeschlossen angesichts des Zwiespaltes der Nationalitäten und der dadurch entwickelten königlichen Regierungsgewalt. Die Entscheidung über Krieg und Frieden, der Erlaß von Rechtssätzen zur Ausgleichung der Rechtsverschiedenheit unter den beiden Nationen, die Erhebung der Einnahmen liegt jetzt allein in der Hand des Königs. Für die Stellung einer Landesversammlung nach Art der angelsächsischen Witenagemote ist einfach kein Raum. Dieser Hoftag kann daher auch nicht wie die Witenagemote oberstes Landesgericht sein. Vielmehr bestellt der König eine kleinere Auswahl geeigneter Personen, die in der Curia regis die oberste Gerichtsbarkeit wahrnehmen und auch einzeln zur Handhabung der Rechtspflege im Lande herumreisen. Diese ganze oberste Gerichtsbarkeit hat einen rein kommissarischen Charakter. Endlich besteht ebensowenig wie eine organisierte oberste Gerichtsbarkeit eine formierte oberste Verwaltung. Der König erledigt die Regierungsgeschäfte mit den bei Hofe befindlichen Personen, die er zuzuziehen für gut findet. Damit gewinnt die Curia regis die dritte Bedeutung, die der obersten Regierung des Reiches. Dabei verstand es sich von selbst, daß einige oberste Hofbeamte vorzugsweise zu gewissen Geschäften der noch ungetrennten Hof- und Landesverwaltung, die in ihrem Amte lagen, herangezogen wurden. So erscheint namentlich das Schatzamt als Teil der Curia früh organisiert.

Erst seit Heinrich II. sieht sich die Monarchie, namentlich angesichts ihres Konflikts mit der Kirche genötigt, den großen Vasallen wieder eine positive Mitwirkung bei wichtigeren Entscheidungen zuzugestehen. Alle größeren geistlichen und weltlichen Barone und ein Teil der kleineren Kronvasallen werden dabei zu einem Hoftage eingeladen, um als

oberſter Rat der Krone in wichtigeren Reichsgeſchäften zu dienen.

Die Mißregierung Johanns ohne Land läßt dann die bisherige abſolute Regierung unhaltbar erſcheinen. Der Gegenſatz der Nationalitäten war noch nicht verſchwunden, aber doch ſchon derart verblaßt, daß beide im Bunde mit der Kirche ſich gegen den königlichen Despotismus wenden. Die Beſchwerden der unter Waffen ſtehenden, mit der Kirche und der Stadt London verbundenen Barone werden abgeſtellt in einem königlichen Freibriefe, der Magna Charta vom 15. Juni 1215.

Ihre Hauptaufgabe ſieht die Magna Charta darin, die bisher willkürliche königliche Regierung an feſte Rechtsſchranken zu binden. Der Kirche werden in Übereinſtimmung mit einer ſchon ein Jahr vorher erlaſſenen Charte freie kanoniſche Wahlen zugeſichert. Die Lehnsherrlichkeit des Königs bleibt unberührt, aber die Lehnsabgaben werden auf gemeſſene Leiſtungen zurückgeführt. Die Willkürlichkeiten in der Rechtspflege ſollen aufhören. Dazu gehört auch hier das übermäßige Sportulieren. Vor allem aber ſoll niemandem ſeine perſönliche Freiheit und ſein Beſitz entzogen oder verkümmert werden anders als durch ein Gericht ſeiner Rechtsgenoſſen und nach Landesrecht. Die Größe der Polizeibußen wird nach dem Maße der Übertretung unter Mitwirkung der Rechtsgenoſſen abgeſchätzt. Dazu kommen Freizügigkeit im ganzen Lande, freier Handel und Verkehr, Einheit von Maß und Gewicht. Endlich werden die Finanzabgaben an die Krone auf ein beſtimmtes Maß zurückgeführt. Als Gewähr dieſer Zuſicherungen wird ein Ausſchuß von 25 Baronen einſchließlich des Mayors von London eingeſetzt mit Selbſtergänzungsrecht und mit der Ermächtigung, bei Verletzung der Charte durch den König ihn durch Wegnahme ſeiner Burgen, Ländereien oder auf andere Weiſe auszupfänden, bis die Beſchwerde abgeſtellt iſt. Bei Erhebung außerordentlicher Lehnhilfsgelder, der Hilfsgelder der Stadt London, ſowie von Schildgeldern ſtatt der Lehnskriegsdienſte bedarf es der Zuſtimmung eines commune conſilium regis, zu dem die größeren weltlichen und geiſtlichen Barone perſönlich durch königlichen Brief, die anderen Kronvaſallen im allgemeinen durch die Grafſchaftsbeamten zu berufen ſind.

Konnte die Magna Charta nur errungen werden, weil der Gegenſatz der Nationalitäten ſich abgeſchwächt hatte, ſo mildert ſie ihrerſeits wieder die ſozialen Unterſchiede. Denn die Ariſtokratie konnte ſich ſelbſt gegen königliche Willkür nur dadurch ſchützen, daß ſie der Königsmacht die gleichen Rechtsſchranken allen Untertanen gegenüber zog. So begründet die Magna Charta nicht Sonderrechte der Ariſtokratie, ſondern gibt die erſten Grundzüge einer geſetzlich geregelten Verwaltung und bindet in zwei beſonderen Fällen der Abgabenerhebung die Krone an die Zuſtimmung der Vaſallen.

Zu einer Wirkſamkeit des Widerſtandsausſchuſſes und zur Berufung der Vaſallen zwecks Zuſtimmung zu Abgaben iſt es nun tatſächlich nicht gekommen. Bei den ſpäteren Beſtätigungen der Magna Charta unter Heinrich III. werden daher dieſe Artikel fortgelaſſen. Unter der langen und ſchwachen Regierung Heinrichs III. befeſtigt ſich in beſtändigen Kämpfen des Königs mit den Baronen die Stellung der Magnaten. Das Zuſtimmungsrecht der Kronvaſallen zur Ausſchreibung von Schildgeldern und außerordentlichen Hilfsgeldern wird fortgeſetzt geübt. In Verbindung damit wird aber auch beim Erlaſſe königlicher Verordnungen ihre Zuſtimmung erfordert. Die älteſten ſtatuta ſtammen aus dieſer Zeit.

Dabei war tatſächlich nur eine Berufung der größeren Kronvaſallen geiſtlichen und weltlichen Standes möglich. Unter Heinrich III. wird für dieſe Verſammlungen die Bezeichnung Parliamentum üblich. Endlich beruft nach der Gefangennahme des Königs Simon von Montfort unter deſſen Namen am 28. Januar 1265 neben den großen Magnaten zwei Ritter aus jeder Grafſchaft und je zwei Bürger aus einer Anzahl von Flecken als Vertreter der kleineren Kronvaſallen, der Untervaſallen und freien Leute. Damit waren die Grundlagen des Parlaments in ſeinen beiden Häuſern gelegt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Hamburg.

Übersicht der Weltwasserwirtschaft.

Nach einer tabellarischen Übersicht über die Wasserkräfte der Hauptländer, die im »Engineering Magazine« veröffentlicht war, und im ganzen ein richtiges Bild gibt, haben:

	Gesamt H. P.	H. P. pro qkm	H. P. pro 1000 Einwohn.
Großbritannien . .	963,000	3.06	23.1
Deutschland	1,425,000	2.6	24.5
Schweiz	1,500,000	**36.6**	454.5
Italien	5,500,000	19.0	169
Frankreich	5,857,000	10.9	150
Österreich-Ungarn	6,460,000	9.6	138
Schweden	6,750,000	15.0	1290
Norwegen	7,500,000	20.0	**3409**

Nach dieser Tabelle stehen Schweden und Norwegen obenan, die jedes für sich mehr H. P. Wasserkraft zur Verfügung haben, als irgend ein anderes Land, und welche ferner jedes für sich auf 1000 Einwohner mehr H. P. Wasserkraft zur Verfügung haben als irgend ein anderes Land, und von denen endlich Norwegen auch auf das Quadratkilometer mehr H. P. Wasserkraft besitzt, als irgend ein anderes Land, ausgenommen die Schweiz. England nimmt auf obiger Tabelle den ungünstigsten Platz ein, und Deutschland kommt gleich danach. Und wenn die Schweiz nicht ein so kleines Land wäre, würde auch sie ungünstig stehen, während sie, die H. P. Wasserkraft auf das Quadratkilometer berechnet, weitaus am vorteilhaftesten dasteht.

Aus der Tabelle wird ferner ersichtlich, daß die germanischen Länder zusammen wasserwirtschaftspolitisch eine kolossale Macht darstellen, Deutschland, Schweiz, Österreich, Schweden, Norwegen zusammen über 23,635,900 H. P. Holland und Dänemark kommen nicht stark in Betracht, England scheidet besser aus, da es trotz der Blutsverwandtschaft zweifellos in den nächsten Jahrzehnten in Antithese zu seinem gefährlichsten Konkurrenten auf industriewirtschaftlichem Gebiete, zu Deutschland, treten wird, wobei es voraussichtlich fallen wird.

Was das Verhältnis Norwegens zu Deutschland betrifft, so hat Norwegen zwar 5½ mal soviel H. P. Wasserkraft wie Deutschland, absolut genommen, aber wirtschaftlich steht es hinter Deutschland zurück, denn es kann in nächster Zukunft kaum 10 % seiner Wasserkräfte verwerten, während Deutschland alle verfügbaren Wasserkräfte auch auszunutzen in der Lage ist.

In der Tabelle fehlt nun aber die gewaltigste Macht, auch in wasserwirtschaftlichem Sinne, nämlich Amerika. Die Wasserkräfte der Vereinigten Staaten von Amerika lassen sich noch gar nicht feststellen — geschätzt werden sie auf den Höhenbetrag von 200 Millionen H. P. Soweit sie berechnet sind, betragen sie 53 Millionen H. P., also siebenmal soviel als diejenigen Norwegens und mehr als das Doppelte als die der germanischen Länder des europäischen Kontinents zusammengenommen. Ausgenutzt aber sind bish[illegible] 5 Millionen H. P. Wasserkräfte.

Wir können demzufolge nunmehr vier Gruppen von Ländern in wasserwirtschaftlichem Sinne unterscheiden:

I.	II.	III.	IV.
U. S. A.	Frankreich	Mexiko	Rußland
Canada	Deutschland	Südamerika*)	Spanien
Schweiz	Österreich	Australien	Griechenland
Italien	Großbritannien	Japan	Indien
Schweden		Südafrika	
Norwegen			

Auch diese Gruppierung ist lehrreich. Wir ersehen daraus, daß die Gefahr der gelben Rasse wasserwirtschaftlich nicht in Betracht kommt, daß die größte Gewalt des Kontinents, Rußland, wasserwirtschaftlich keine Rolle spielt. Wir ersehen aber auch, daß die beiden vornehmsten romanischen Länder, Italien und Frankreich, wasserwirtschaftlich sehr günstig daran sind, daß jedes von beiden viermal soviel H. P. Wasserkraft hat wie Deutschland. Ja, Italien ist überhaupt von allen Ländern wohl am vorteilhaftesten gestellt, insofern es nicht nur die Wasserkräfte, sondern auch das billige Menschenmaterial zur industriellen Verwertung derselben besitzt — im Gegensatz zur Schweiz, zu Schweden und Norwegen und im Gegensatz zu Amerika: wenn auch heute Italien seine billige menschliche Arbeitskraft nach dem Auslande schickt, vornehmlich nach Amerika, um dafür bare Münze einzutauschen und seine Finanzen, wie schon geschehen, zu verbessern, könnte es doch einmal zu einer weitsichtigeren Auffassung kommen und die menschlichen Arbeitskräfte in die Industrien, die ihre Wasserkräfte ausnutzen, schicken und so dem Lande in naher Zukunft eine vielfache Mehreinnahme bringen.

Auch Deutschland, realpolitisch betrachtet, ist günstig daran; insofern es gutes, fleißiges und zahlreiches Menschenmaterial zur Ausnutzung seiner Wasserkräfte besitzt. Sollte der Fall eintreten, daß diese nicht mehr zureichen, oder daß die Menschen überschüssig werden, würde es naheliegend sein, wenn Deutschland sich an der Ausbeutung der kolossalen Wasserkräfte Schweden-Norwegens beteiligen würde, wie es in gewissem Sinne (vergl. die norwegischen Industrien der Badischen Anilinwerke) schon geschehen ist.

Aber wir wollen auch nicht verkennen, daß nicht nur, was absoluten Reichtum an Wasserkräften, sondern auch, was Größe und Umfang und besonders auch Kühnheit der wasserwirtschaftlichen Industriewerke betrifft, Amerika, das sogenannte Land der unbegrenzten Möglichkeiten, an erster Stelle steht; auch deshalb, weil die großen Finanzquellen zur Hand sind. Von den mißbräuchlichen vorschnellen und überhafteten Ausbeutungen der amerikanischen Wasserkräfte haben wir an anderer Stelle gesprochen.*)

*) Die größte Wasserkraft Brasiliens bilden die Iguazufälle in Brasilien, Stromgebiet des La Plata, mit 14 Millionen H. P.

*) Vergl. „Die Wasserkräfte Amerikas".

Mitteilungen.

In der Sitzung der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres in Paris am 12. August teilte Henri Cordier mit, daß bisher unbekannte Papiere Aimé Bonplands, des französischen Arztes und Naturforschers, der 1799—1804 Alexander von Humboldt auf seiner amerikanischen Reise begleitet hat, 1818 Professor der Naturgeschichte in Buenos Aires war und am 11. März 1858 in Corrientes gestorben ist, von den dort wohnenden Nachkommen dem pharmakologischen Museum der medizinischen Fakultät der Universität Buenos Aires übergeben worden sind. Unter diesen Schriftstücken befinden sich auch 28 noch nicht veröffentlichte Briefe Alexander von Humboldts. Ihre baldige Veröffentlichung ist beabsichtigt.

*

Soeben hat im Verlage von Johann Ambrosius Barth eine Sammlung »Klassiker der Medizin« zu erscheinen begonnen, die man als ein Gegenstück zu Ostwalds »Klassikern der exakten Wissenschaften« bezeichnen kann, und die ein neues Zeugnis für das in letzter Zeit erfreulich wachsende geschichtliche Interesse auch auf dem Gebiete der Naturwissenschaften ist. Die Sammlung wird von dem Professor der Geschichte der Medizin an der Universität Leipzig Dr. Karl Sudhoff herausgegeben, des bekannten Paracelsusforschers, der ja auch an der Spitze des mit Unterstützung der Puschmann-Stiftung erscheinenden »Archivs für Geschichte der Medizin« und der kürzlich neu begründeten »Materialien, Studien und Abhandlungen« zur »historischen Biologie der Krankheitserreger« steht. Die neue Sammlung soll, wie der Herausgeber im Vorwort sagt, die historische Kontinuität in der Medizin in der Weise wiederherstellen und gleichsam in Wirksamkeit setzen, daß man die schaffenden Männer des Tages direkt an die Quellen der Vergangenheit führt, damit sie selber sehen, welche Wasser der Erkenntnis dort sprudeln, daß sie selber lesen und an der Gedankenfülle und -klarheit der Dahingegangenen ihre eigene messen und prüfen. Das lebendige Wort dessen, der selbst die großen Gedanken des Fortschrittes gehegt und heiß um ihre Erfassung und Gestaltung gerungen hat, ist ja für den selbständigen Forscher und Denker auf dem gleichen Gebiete, der es ein Jahrhundert später heute bebaut, mit ganz anderer Eindringlichkeit, Frische und Leuchtkraft erfüllt, als der noch so gewandt stilisierte Abklatsch eines zusammenfassenden Referates, wie es ein tüchtiger Historiker zu geben vermöchte.

Die bis jetzt vorliegenden ersten vier Bändchen enthalten William Harveys grundlegende und bahnbrechende Abhandlung: Die Bewegung des Herzens und des Blutes, übersetzt und erläutert von Professor R. von Töply, Reils von Sudhoff eingeleitete Abhandlung: Von der Lebenskraft, die »als historisches Dokument aus dem letzten Jahrzehnt deutscher Medizin des 18. Jahrhunderts zweifellos in erster Reihe« steht, Henles Pathologische Untersuchungen, von Professor F. Marchand herausgegeben, der in seiner Einleitung sagt, daß, wenn die hier entwickelten Ideen in das Bewußtsein der ärztlichen Welt übergegangen wären, es wohl schwerlich möglich gewesen wäre, daß die späteren bakteriologischen Forschungen so lange Jahre mit mangelhaftem Verständnis, ja mit offenem Mißtrauen zu kämpfen gehabt hätten, und Helmholtz' berühmte Beschreibung eines Augenspiegels, eingeleitet von Professor H. Sattler, eine der wenigen klassischen Schriften der medizinischen Literatur.

Vorbereitet werden ferner: Robert Koch, Über den Milzbrand, eingeleitet von Prof. M. Ficker; Rudolph Virchow, Embolie und Thrombose, eingeleitet von Prof. Marchand; Girolamo Fracastoro, De morbis contagiosis, übersetzt und eingeleitet von Prof. Fossel; Thomas Sydenham, Von der Gicht, übersetzt und mit Vorwort versehen von Prof. Pagel; Sir Josef Listers Erste Publikationen, übersetzt von Geh. Medizinalrat Trendelenburg; Albrecht Haller, De partibus irritabilibus, übersetzt von Sudhoff; Wilhelm Fabry von Hilden, Ausgewählte Observationes, übersetzt von J. R. Schäfer; Joh. Nepomuk Czermák, Der Kehlkopfspiegel, eingeleitet von Tiberius von Györy.

Der Druck und die Ausstattung der Bändchen verdient Anerkennung, der Preis ist ziemlich niedrig.

*

Von der im Verlage von B. G. Teubner in Leipzig erscheinenden, von den Professoren Alfred Gercke und Eduard Norden herausgegebenen Einleitung in die Altertumswissenschaft, die auf drei Bände berechnet ist, ist kürzlich der zweite Band veröffentlicht worden. Er gliedert sich in fünf Abschnitte. Im ersten behandelt Professor Erich Pernice in Greifswald das griechische und römische Privatleben. Nach einer Einleitung, die die allgemeinen Gesichtspunkte heraushebt und die Quellen anführt, werden in drei Kapiteln das Haus, die Tracht und Hochzeit, Geburt und Tod geschildert. Der zweite, der griechischen Kunst gewidmete Abschnitt ist von Professor Franz Winter in Straßburg verfaßt. Nachdem in drei Kapiteln Architektur, Plastik und Malerei dargestellt sind, beschäftigt sich der Verfasser zum Schluß mit den Parallelerscheinungen in der griechischen Dichtkunst und bildenden Kunst. Aus dem Abschnitt über griechische und römische Religion von Professor Sam Wide in Upsala heben wir die Kapitel: Geschichte der Religiosität, die religiösen Reformen des Augustus und Antike Quellen und moderne Bearbeitungen hervor. Im vierten Abschnitt gibt Gercke eine Skizze der Geschichte der Philosophie, die sich in die fünf Kapitel: Die Anfänge, Platon und Aristoteles, Die vier großen Schulen der hellenistisch-römischen Zeit, Antike Quellen und moderne Bearbeitungen und Gesichtspunkte und Probleme gliedert. Der letzte Abschnitt von Professor Johann Ludwig Heiberg in Kopenhagen behandelt die exakten Wissenschaften und die Medizin.

Verzeichnis der Vorlesungen

an der

Königlichen Universität Breslau

im Winter-Semester 1910/11

vom 15. Oktober 1910 bis 15. März 1911.

Den unentgeltlichen Vorlesungen ist ein g beigesetzt. Die Ziffern geben die Stundenzahl an.

Katholisch-theologische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Renz: Theoretische Aszetik (1 g); Generelle Moraltheologie (4). — Laemmer: Grundzüge des Staatskirchenrechts (1 g). — Koenig: Geschichte und Erklärung der Messe (1 g); Liturgik (4). — Sdralek: Im theologischen Seminar: kirchengeschichtliche Uebungen (2); Allgemeine Kirchengeschichte, III. Teil (5 g). — Pohle: Dogmatische Uebungen im theologischen Seminar (1 g); Das Sakrament der letzten Oelung und die Lehre vom Ablaß (1 g); Spezielle Dogmatik, III. Teil (5). — Nikel: Alttestamentliche exegetische Uebungen im theologischen Seminar (1 g); Einleitung in das Alte Testament (4); Erklärung der Kleinen Propheten (2). — Sickenberger: Neutestamentliche exegetische Uebungen im theologischen Seminar (1½ g); Einleitung in das Neue Testament, I. Teil (2); Erklärung des Johannesevangeliums (mit Ausnahme der Leidensgeschichte) (4).

Ordentliche Honorar-Professoren.

Seltmann: Chrysostomus' De sacerdotio (1 g). — Jungnitz: Diplomatische Uebungen (1½ g).

Außerordentliche Professoren.

von Tessen-Wesierski: Apologetik, II. Teil (5); Apologetische Uebungen (1 g). — Triebs: System des Kirchenrechts, II. Teil (5); Kanonischer Prozeß (1); Lektüre ausgewählter Rechtsquellen neuester Zeit (1g).

Privat-Dozenten.

Heinisch: Geschichte des jüdischen Volkes im Zeitalter Jesu Christi (1 g); Hebräische Uebungen für Anfänger (2). — Wittig: Geschichte der altchristlichen Kunst (3). — Ziesché: Thomistische Textübungen (Sakramentlehre) (2 g).

Evangelisch-theologische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Schmidt: Systematische Uebungen im theologischen Seminar (2 g); Erklärung des Römerbriefs (4); Dogmatik, II. Teil (4). — Arnold: Kirchengeschichtliche Uebungen im theologischen Seminar (2 g); Dogmengeschichte (4); Kirchengeschichte, II. Teil (Mittelalterliche Reformationsgeschichte bis zum Augsburger Religionsfrieden 1555) (5). — Wobbermin: Systematische Uebungen im theologischen Seminar (2 g); Religion und Wissenschaft (für Studierende aller Fakultäten) (1 g); Dogmatik, I. Teil (4). — Kropatscheck: Systematische Uebungen im theologischen Seminar (2 g); Ethik (4). — Gennrich: Uebungen im Choral- und Altargesang (1 g); Katechetische Uebungen (2 g); Homiletische Uebungen (2 g); Praktische Theologie, II. Teil (Katechetik und Seelsorge) (5); Innere Mission (2). — N. N.: Alttestamentliche Uebungen im theologischen Seminar (2 g); Einleitung ins Alte Testament (5); Jesaja (5).

Ordentlicher Honorar-Professor.

von Hase: Geschichte der Predigt (1 g); Buddhismus und Christentum (1 g).

Außerordentliche Professoren.

Juncker: Neutestamentliche Uebungen (2 g); Johannes-Evangelium (5). — von Walter: Kirchengeschichtliche Uebungen zur Papstgeschichte (2 g); Kirchengeschichte, I. Teil, bis auf Karl den Großen (5).

Außerordentl. Honorar-Professor.

Hoffmann: Luthers Kleiner Katechismus in seiner Bedeutung für die Gegenwart (2 g); Geschichte der morgenländischen Kirche im Mittelalter und in der Neuzeit (2).

Privat-Dozenten.

Herrmann: Die ägyptische Religion (1 g); Erklärung der kleinen Propheten (5); Hebräisch für Fortgeschrittenere (2).

Juristische Fakultät.

Ordentliche Professoren.

Schott: Römische Rechtsgeschichte (4); Deutsches Bürgerliches Recht, I. Teil (Allgemeiner Teil) (4); Internationales Privatrecht (2); Exegetische Uebungen im Corpus juris civilis mit schriftlichen Arbeiten (2); Im Seminar: Lektüre und Besprechung von Danz, Auslegung der Rechtsgeschäfte, 3. Aufl. Jena 1910 (1 g). — Brie: Kirchenrecht der Katholiken und der Evangelischen (5); Im juristischen Seminar: Anleitung zu wissenschaftlichen Arbeiten auf dem Gebiete des öffentlichen Rechts (1 g). — Leonhard: Deutsches Bürgerliches Recht, II. Teil (Recht der Schuldverhältnisse) (5); Römischer Zivilprozeß (2); Uebungen im Bürgerlichen Recht für Anfänger (2); Rechtsvergleichende Uebersicht über die Grundzüge des englisch-amerikanischen Privatrechts (1 g). — Fischer: Deutsches Bürgerliches Recht, IV. Teil (Familien- und Erbrecht) (6); Zivilprozeß mit Ausschluß von Zwangsvollstreckung und Konkurs, aber einschließlich der Gerichtsverfassung (5); Uebersicht über die Rechtsentwicklung in Preußen (2); Uebungen im Bürgerlichen Recht, für Fortgeschrittene, mit schriftlichen Arbeiten (2); Im juristischen Seminar: Streitfragen des Zivilprozeßrechts (1 g). — Gretener: Strafrecht (5); Völkerrecht (3); Rechtsphilosophie (2); Einleitung ins Strafrecht (1 g). — Meyer: Deutsche Rechtsgeschichte (5); Deutsches Handels- und Schiffahrtsrecht (4); Recht der Wertpapiere und Wechselrecht (1); Im juristischen Seminar: Handelsrechtliche Uebungen (1 g).

Ordentlicher Honorar-Professor.

Engelmann: Zwangsvollstreckung und Konkurs (3); Freiwillige Gerichtsbarkeit (1); Geschichtliche Entwicklung des Zivilprozeßrechts (1 g).

Außerordentliche Professoren.

Heilborn: Deutsches Konsularrecht (1 g); Deutsches Reichs- und preußisches Staatsrecht (5); Strafprozeß (5); Strafrechtspraktikum, mit schriftlichen Arbeiten (1½). — Klingmüller: System des römischen Privatrechts (Institutionen) (8); Deutsches bürgerliches Recht, III. Teil (Sachenrecht) (5); Zivilprozeß-Praktikum und Konversatorium, mit schriftlichen Arbeiten (2); Anleitung zur Behandlung der römischen Rechtsquellen (zugleich als Ergänzung der Institutionen-Vorlesung) (1 g). — N. N. Grundzüge des deutschen Privatrechts (5); Deutsches Landwirtschaftsrecht (1½); Deutsches Genossenschaftsrecht (1 g).

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 37
10. September 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Mystik des Mittelalters in ihrer Bedeutung für die deutsche Kulturgeschichte.*)

Von Dr. Kuno Francke, Professor an der Harvard-Universität.

Die Myſtik des 14. Jahrhunderts bringt die Vertiefung und Steigerung des Lebensinhalts, die die Predigt und die religiöse Ekſtaſe des 13. Jahrhunderts angebahnt hatten, zu ihrem mächtigſten und umfassendſten Ausdruck: in Meiſter Eckhart nach der Seite des Erkennens hin, in Heinrich Seuse nach der Seite des Gefühls, in Johannes Tauler nach der Seite des Willens und des Gesellschaftslebens. Daß die Gedankenwelt dieser Männer, auch die Eckharts, in keinem Sinn eine eigentliche Neuschöpfung war, daß sie an eine bis zum Neuplatonismus und zur chriſtlichen Frühzeit zurückgehende Tradition anknüpft, daß sie auch zur Scholaſtik in keinem so ausgesprochenen Gegensatz ſteht, wie früher angenommen wurde, das wird heutzutage ja allgemein anerkannt. Durch das ganze Mittelalter hindurch sind besonders fein veranlagte Denker von der plotinischen Vorstellung fasziniert worden, daß die Welt eine unaufhörliche, ſtufenweise Selbſtentäußerung des ursprünglich in sich geschlossenen, undifferenziierten Göttlichen sei; daß der Mensch aber die Kraft besitze, diese ſtufenweise Selbſtentäußerung des Göttlichen durch freien Willensakt wieder rückgängig zu machen und so aus der Zersplitterung der mannigfaltigen Erscheinungswelt in die ursprüngliche unterschiedslose Gottheit, den Urgrund alles Daseins zurückzukehren. Der sog. Dionysius Areopagita, Scotus Erigena, Hugo und Richard von St. Victor, Bernhard von Clairvaux, David von Augsburg — um nur die wesentlichſten Vorgänger der Myſtik des 14. Jahrhunderts zu nennen —, sie alle sehen in dieser Rückkehr aus der Vielheit in die Einheit das eigentliche Ziel des menschlichen Daseins; sie alle schildern liebevoll die einzelnen Stufen innerer Sammlung, in denen sich der Mensch diesem Ziele nähert; sie alle preisen mit begeiſterten Worten den Zuſtand höchſter Weltentrückung, wo der Mensch mit dem Göttlichen so in Eins zusammenfließe, wie der Wassertropfen, der sich im Weine auflöse; oder das Eisen, das, im Feuer glühend, selbſt die Form und das Wesen des Feuers annehme; oder die Luft, die, von der Sonne durchleuchtet, sich selbſt in Licht zu verwandeln scheine. Das aber wird doch wohl behauptet werden dürfen, daß dies Ideal der bewußten Selbſtaufhebung des Individuums durch reſtloses Aufgehen im Göttlichen selten eine solche

*) Aus einem demnächſt im Weidmannschen Verlage erscheinenden Buche des Verfassers über »Die Kulturwerte der deutschen Literatur des Mittelalters.«

Fülle individuellen Lebens erzeugt hat wie in der deutschen Myſtik des 14. Jahrhunderts.

Eine wunderbare Weihe und einheitliche Größe liegt über dem Gedankensyſteme Meiſter Eckharts, des geiſtigen Hauptes aller deutschen Myſtiker des 14. Jahrhunderts, ausgebreitet. Das ganze Universum, vom höchſten Zuſtand reinſter Geiſtigkeit bis zum niedrigſten Wurm im Staube, iſt ihm Ausfluß und Offenbarung eines einzigen mächtigen und ewigen Willens. In seiner sublimierteſten und ursprünglichſten Form iſt dieser Wille scheinbar willenlos, iſt er reines, unterschiedsloses Sein, unerschaffenes, ewiges Wesen, ungenaturte Natur, das Nicht oder Nichtesnicht, d. h. die Aufhebung aller Gegensätze, die Gottheit an sich. »Das einige Ein iſt durftlos, das in sich selber schwebt in einer düſteren Stillheit.« Dieses ewig ruhende, unendliche, einheitliche göttliche Sein iſt nun aber zugleich der Urgrund alles Werdens und aller Mannigfaltigkeit. Es ſtrahlt sich aus, ohne von seinem Wesen einzubüßen; so wie die Sonne Licht ausſtrahlt, ohne von ihrem Eigenlichte zu verlieren. Die höchſte Erscheinungsform dieses Ausſtrahlens der Gottheit iſt die Trinität; in ihr wird die Gottheit sich ihrer selbſt bewußt; in dem Sohn erkennt sich der Vater; und Vater und Sohn erzeugen aus ihrer gemeinsamen Liebe heraus den heiligen Geiſt. Zu dieser in den höchſten Sphären des Daseins sich ewig neu vollziehenden Geburt des Göttlichen bildet nun die sichtbare Welt ein Widerspiel. Auch in die sichtbare Welt entläßt sich die Gottheit unaufhörlich; auch die Kreatur iſt der Gottheit voll. Ja, erſt in der Fülle der Welt mit ihren ungezählten Geſtalten und Gegensätzen findet das Göttliche seine vollſte Offenbarung. »Alle Dinge sind in Gott und sind Gott selber; Gott iſt alle Dinge. Der Vater mag sich nicht verſtehen ohne mich. Ehe die Kreaturen da waren, da war Gott nicht Gott.« Hier aber tritt nun die Tragik des Weltenschicksals ein, der Konflikt des Endlichen mit dem Unendlichen, des Nicht mit dem Icht, des Geschaffenen mit dem Unerschaffenen. Obwohl die Welt der Gottheit voll iſt, so zeigen die einzelnen Klassen der Lebewesen doch eine ſtufenweise Abschwächung des Göttlichen in ihrer Natur. Allem Irdischen haftet der Stoff an und mit ihm die Sünde. Dem Ausfluß des Geiſtes von oben ſteht ein beſtändiges Andrängen des Stoffes von unten gegenüber. Und so iſt die Welt doch im wesentlichen der Schauplatz der Entzweiung, der Gottentfremdung.

Nur der Mensch hat die Fähigkeit, sich von diesem Konflikt zu befreien, sich vom Stoffe loszulösen, sich ganz und ungeteilt dem göttlichen Geiſte hinzugeben. »In der vernunftlosen Kreatur iſt etwas von Gott; aber in der menschlichen Seele iſt Gott göttlich. Das Auge, da inne ich Gott sehe, das iſt dasselbe Auge, da inne mich Gott siehet. Mein Auge und Gottes Auge das iſt ein Auge und ein Gesicht und ein Erkennen und ein Minnen.« So kommt es denn für den Menschen darauf an, sich seines hohen inneren Wertes, seiner Göttlichkeit bewußt zu werden. »Wir sollen die Augen unserer Vernunft in uns kehren und sollen ansehen die Edelkeit unseres geiſtlichen Wesens, wie wir gebildet sind nach der heiligen Dreifaltigkeit, wozu wir geschaffen sind: daß wir dazu geschaffen sind, daß wir von Gnaden vereinigt mögen werden mit dem ungeschaffenen Geiſt Gottes. Wenn wir dann ansehen den Reichtum unser selbſt, daß wir Gottes Reichtum mit ihm gebrauchen mögen, davon sollte uns so groß Wolluſt kommen und so groß Genüge, daß wir nimmermehr äußere Luſt und Genüge suchen möchten.« Die Verinnerlichung des Menschen iſt also das Ziel des Daseins. Durch das Herabſteigen in den innerſten Seelengrund, durch das Zurückziehen aus der Zerſtreuung in die Einheit, durch völliges Aufgehen im Geiſtigen erheben wir uns über die Zwiespältigkeit des Lebens, gelangen wir zu jenem Zuſtand völligen Genügens, in dem die Gottheit selbſt wohnt. »Die Seele soll sogar zunichte werden an ihr selber, daß da nichts bleibe denn Gott. Und so die Seele dazu kommt, so verliert sie ihren Namen, und Gott ziehet sie in sich, daß sie an ihr selber zunichte wird, wie die Sonne das Morgenrot in sich ziehet, daß es zunichte wird. Und so die Abgeschiedenheit kommt auf das Höchſte, so wird sie vom Erkennen kennelos, und von Minne minnelos, und vom Lichte finſter.«

Wer so reſtlos im Göttlichen aufgegangen, so innerlich mit Gott vereinigt iſt, dem kann die Außenwelt nichts mehr anhaben, der iſt gefeit gegen Menschenwort und Schicksalsschläge. Ein solcher Mensch hat sich erhoben über äußerliche Kirchensatzungen und über den Glauben der Menge. Er hat au-

iefer persönlicher Erfahrung heraus die ſicherheit gewonnen, daß »der Glaube nicht in Wähnen iſt, sondern ein wahr Wissen«; laß »nicht die Werke uns heiligen, sondern vir die Werke«. Er iſt dem Zuſtand vollkommenen Menschentums nahe, in dem das Gute um des Guten willen, inſtinktiv, und hne jede Rückſicht auf Lohn und Strafe eübt wird. »Das Höchſte, wozu der Geiſt elangen mag in diesem Leibe, iſt dies, daß lebe in einem Wesen, da ihm die Tugend ein Zwang mehr iſt, daß iſt also: daß alle ugenden der Seele so natürlich sind, daß e nicht allein Tugend übe mit Vorsatz, ndern daß sie alle Tugenden aus sich uchten lasse absichtslos, gerade als ob sie e Tugend selber sei.«

Gewiß würde Meiſter Eckhart, der Doktor r heiligen Theologie, der Mann, der als ovinzialprior des Dominikanerordens zu furt, als Lehrer an der Ordensschule zu ln eine hochangesehene, umfassende kirchhe Tätigkeit entfaltet hat, sich innerlich en den Gedanken geſträubt haben, als ge er unkirchlichen, freigeiſtigen Beſtrengen nach. Ja, er hat kurz vor seinem de solche Anschuldigungen als Mißſtändnisse seiner Lehre öffentlich zurückviesen, und sich im übrigen der orthoen Kirchenlehre ausdrücklich unterworfen. ß aber seine Gedanken sich prinzipiell der Orthodoxie nicht vereinigen lassen, sie auf die Zersprengung des hierarchien Syſtems, auf ein allgemeines Prieſtertum, völlige religiöse Freiheit hindrängen, das de uns klar sein, auch wenn die päpſte Kurie durch die, zwei Jahre nach seinem e erfolgte, Verdammung der Mehrzahl er Ansichten diese Unvereinbarkeit nicht iell anerkannt hätte. Eckhart iſt in der ein Vorläufer des modernen Pantheismus. e Vorſtellung von der Gottheit als einem ß einfältigen Ding, das aller Dinge Kraft sich hat«, von der Entwicklung des ht« zum »Icht« iſt eine offenbare Vorahme des Hegelschen Grundprinzips der Selbſtentfaltung der Idee. Sein es Sichversenken in die Gemeinschaft lem göttlichen Geiſte erinnert an Goethes ltseele komm! uns zu durchdringen« »Sich aufzugeben wird Genuß«. Und Schilderung des höchſten Zuſtandes ſitlichkeit, in dem Tugend zur Natur rden iſt, findet ein inhaltlich, wenn nicht wörtlich, übereinſtimmendes Gegenſtück in Schillers Definition von der schönen Seele als desjenigen Zuſtandes, in welchem »sich das sittliche Gefühl aller Empfindungen des Menschen endlich bis zu dem Grad versichert hat, daß es dem Affekt die Leitung des Willens ohne Scheu überlassen darf und nie Gefahr läuft, mit den Entscheidungen desselben im Widerspruch zu ſtehen«.

Wenn Meiſter Eckhart auf die Gedankenwelt der Klassiker deutschen Geiſtes an der Wende des 18. und 19. Jahrhunderts vorausdeutet, so versetzt uns sein Schüler Heinrich Seuse in das Gefühlsleben der Romantik. Und wie das aufs höchſte geſteigerte Innenleben, die aufs höchſte angespannte Empfindung der Romantiker sowohl die visionäre Empfänglichkeit erweitert wie den Wirklichkeitssinn verschärft und so zu einem äußerſt merkwürdigen Nebeneinander von Phantaſtik und Naturalismus geführt hat, so erkennen wir auch bei Seuse auf der einen Seite den Hang zum Schwelgen in weltfernen Visionen, auf der andern eine erſtaunliche Schärfe gegenſtändlicher Schilderung, einen man möchte sagen hellseherischen Blick für das Wirkliche. Das Beisammenwohnen dieser beiden Extreme in besonders feinorganisierten und besonders hochentwickelten Individualitäten iſt nichts Zufälliges. Es beruht auf der inneren Verwandtschaft zwischen Symbolismus und Naturalismus, ihrem gemeinsamen Wurzeln in einer hochgespannten Subjektivität. Alle wahre Kunſt quillt von innen heraus. Der Symboliſt findet das Wesen der Dinge in seinem eigenen Inneren. Er überläßt sich dem Gedränge von Geſtalten und Bildern, die aus ihm selbſt vor ihm aufſteigen; er sieht in ihnen das Wirkliche. Das Greifbare, Sichtbare wird ihm ersetzt durch eine Welt seiner eigenen Schöpfung, eine höhere, zartere, geiſtigere Welt. Aber auch der Naturaliſt, insofern er ein echter Künſtler iſt, iſt nicht ein bloßer Nachahmer der Außenwelt. Er empfindet, daß die ganze Mannigfaltigkeit der Außenwelt, Kleines und Großes, Niederes und Hohes, Gemeines und Außerordentliches, aus einem gewaltigen Urquell des Lebens hervorſtrömt; er fühlt sich diesem in den Dingen wirkenden schöpferischen Geiſt verwandt, und es drängt ihn, mit diesem Geiſt zu wetteifern. Seine Kunſt, obwohl anscheinend objektiv, iſt also ebenso wie die des Symboliſten ein Ausdruck seiner eigenen

Reizbarkeit, seines tiefen Empfindens für das innere Leben der Dinge, ein Erzeugnis einer hochgespannten Subjektivität. In den größten Künſtlern, einem Dante, Shakespeare, Goethe, sind diese beiden Seiten ihres Wesens, die symboliſtische und die naturaliſtische, zu einer unauflöslichen Einheit verschmolzen. In weniger harmonischen, extremeren Persönlichkeiten, wie Kleiſt, Amadeus Hoffmann, Gerhart Hauptmann, zeigt sich ein beſtändiges Hin und Her zwischen extravaganter Phantaſtik und unerbittlichem Naturalismus. Zu diesen Persönlichkeiten gehört auch der Dominikaner Heinrich Seuse.

In ihm erreicht die seelische Spannung der Myſtik ihren Höhepunkt. Die ganze Erregung einer von gewaltigen Konflikten zerrissenen Zeit sehen wir in ihm nachzittern. Es iſt, als ob sich große, weithinreichende Volkserschütterungen — der Kampf zwischen Krone und Papſttum, der Anſturm der Zünfte gegen die ſtädtische Geschlechterherrschaft, die religiösen Reformbeſtrebungen der »Gottesfreunde« und ähnlicher volkstümlicher Verbindungen, die religiöse Phantaſtik der »Brüder vom freien Geiſte« und ähnlicher Sekten, der Fanatismus der Geißelfahrten und Judenverfolgungen, der Schrecken des »großen Sterbens« — als ob sich dies alles im Innern des weltfremden Mönches zusammendränge und ihm Töne entlocke von einer Tiefe und Gewalt und dumpfer Leidenschaft und dann wieder von so glockenheller Reinheit und Lieblichkeit, wie sie nur einer aufs reichſte organisierten und aufs höchſte geſtimmten Seele sich entringen können.

Mit welch ritterlicher Zucht und höfischer Zartheit schildert der Sprößling des Konſtanzer Patriziertums den Minnedienſt, den er seiner Auserkorenen, der ewigen Weisheit, in seiner Kloſterzelle darbringt. Wie in Schwaben, erzählt er, die Jünglinge zu Neujahr des *gemeiten biten* d. h. von der Liebſten eine Gabe erbitten, so wendet auch er sich in der Neujahrsnacht seiner Geliebten zu. »Er ging vor Tage vor das Bild, da die reine Mutter ihr zartes Kind, die schöne ewige Weisheit auf ihrem Schoß an ihr Herz hat gedrücket, und kniete nieder und hub an zu singen in ſtillem süßen Getöne seiner Seele eine Sequenz der Mutter voran, daß sie ihm erlaubte einen Kranz zu erwerben von ihrem Kinde; und ward ihm not zu weinen, daß ihm die heißen Tränen hervorquollen. Dann kehrte er sich gegen die herzliebe Weisheit und neigte sich ihr nieder auf die Füße und grüßte sie aus tiefem Abgrund seines Herzens mit Singen, mit Sagen, mit Gedanken und Begierden und sprach: 'Ach, du biſt doch, Lieb, mein fröhlicher Oſtertag, meines Herzens Sommerwonne, meine liebe Stunde; du biſt das Lieb, das mein junges Herz allein minnet und meinet, und alles zeitlich Lieb um deinetwillen hat verschmähet. Des laß, Herzenstraut, mich genießen, und laß mich heut einen Kranz von dir erwerben!'« Er lädt die ewige Weisheit als Tischgenossen zu Gaſt und setzt ihr von seinen Speisen vor. Er sieht sie in mannigfachen Geſtalten. »Sie schwebte hoch über ihm auf einem Wolkenthron, sie leuchtete wie der Morgenſtern und schien wie die spielende Sonne. Ihre Krone war Ewigkeit, ihr Gewand war Seligkeit, ihr Mantel aller Luſt Genüge. Sie war fern und nah, hoch und nieder, sie war gegenwärtig und doch verborgen. Sie reichte über das Oberſte des höchſten Himmels und rührte das Tiefſte des Abgrundes. So er jetzt wähnte eine schöne Jungfrau vor sich zu haben, geschwind fand er einen ſtolzen Junker. Sie gebarte sich bald als eine weise Meiſterin, bald hielt sie sich wie eine schöne Minnerin. Sie neigte sich ihm minniglich und grüßte ihn gar freundlich und sprach zu ihm gütlich: ‚Prebe, fili, cor tuum mihi! Gib mir dein Herz, lieb Kind.'«

Wie wenig aber im Grunde diese in den zarten Formen der Minnedichtung gehaltenen Schilderungen mit höfischem Geiſt zu tun haben, aus welch harter, entsetzlicher Prosa diese ätherischen Stimmungen sich emporrangen, das beweisen die Szenen grauenhafter Wirklichkeitsdarſtellung, in denen Seuse uns die Kaſteiungen vorführt, durch die er seinen rebellischen Körper zu besiegen suchte. »Ein hären Hemd und eine eiserne Kette trug er ich weiß nicht wie lange, bis daß das Blut ihm in Strömen rann, daß er sie mußte ablegen. Er hieß sich heimlich ein hären Niederkleid machen und in das Niederkleid Riemen, da waren eingeschlagen fünfzig und hundert spitziger Nägel, die waren messingen und scharf gefeilet, und waren der Nägel Spitzen allezeit gegen das Fleisch gekehret. Er machte das Kleid an enge und vorne zusammengehalten, damit

ß es sich deſto näher an den Leib fügte d die spitzigen Nägel in das Fleisch ingen, und machte es in der Höhe, daß ihm bis an das Grübchen heraufging; rin schlief er nachts. In dem Sommer, es heiß war und er gar müd von dem hen und krank worden war oder er sich : Ader gelassen hatte und er dann von ihsal umfangen da lag und ihn das Ge- rm gar peinigte, so lag er zuweilen und inte und knirschte in sich selber und ndte sich um und um, wie ein Wurm , so man ihn mit spitzigen Nadeln ſtichet. n war oft, als läge er in einem Ameisen- ıfen, und er sprach zu Gott aus vollem rzen: ‚Oh weh, zarter Gott, welch ein rben iſt dies! Wen die Mörder oder den Tiere töten, der kommt geschwind von. Ich liege hier unter diesen widrigen irmern und ſterbe und kann doch nicht erben.'« Und mit ähnlicher Wolluſt am setzlichen, mit ähnlich dumpfem, pein- em Naturalismus läßt er Chriſtus die ıudervolle Entſtellung seines Leibes schil- n, die er erlitt, als er am Kreuze hing. :h, meine rechte Hand war durchnagelt, ne linke Hand durchschlagen, mein ıter Arm zerspannt und mein linker gar : zerdehnet, mein rechter Fuß durch- ɔen und mein linker greulich durchhauen. hing in Ungewalt und in großer Müde ner göttlichen Gebeine. Alle meine en Glieder wurden unbeweglich gezwängt las enge Gehege; mein hitziges Blut ge- n vonnöten manchen wilden Ausbruch, dem mein ſterbender Leib überronnen blutig ward, daß es ein jämmerlich ;esicht gab. Mein junger, schöner, ıender Leib begann sich zu entfärben, lürren und zu darben. Der müde zarte ken hatte an dem rauhen Kreuz ein es Lehnen, mein schwerer Leib ein Nieder- en; ich war ganz durchwundet und hsehret.«

m Schwung der Begeiſterung verliert er die Fassung und die Herrschaft über selbſt. Er möchte in Wonne ertrinken vergehen, als die ewige Weisheit ihn die unergründlichen Geheimnisse des gen Abendmahls einweiht; er möchte, ıittelalterlicher Werther, das ganze Welt- ı Liebe umfassen, wenn er in der Messe Sursum corda singt. »Ich nahm vor e inneren Augen mich selber, nach allem dem was ich bin, mit Leib und Seele und allen meinen Kräften, und ſtellte um mich alle Kreaturen, die Gott je schuf im Himmel und auf Erden und in den vier Elementen, ein jegliches besonders, es wäre Vogel der Luft, Tier des Waldes, Fisch des Wassers, Laub und Gras des Erdreichs und der unzählige Sand im Meere, und dazu all das kleine Geſtäube, das in der Sonne Glanz scheinet, und alle die Wassertropfen, die von Tau oder von Schnee oder von Regen je fielen oder je fallen werden, und wünschte, daß deren jedes hätte ein süßes, hoch- dringendes Saitenspiel, wohl bereitet aus meines Herzens innigſtem Safte, und daß sie also anſtimmten ein neues, hochgemutes Lob dem geminnten, zarten Gott von Ewigkeit zu Ewigkeit. Und dann in einer wonnigen Weise breiteten und dehnten sich die minne- reichen Arme der Seele nach der unsäglichen Zahl aller Kreaturen aus, sie alle anzufeuern und freudig zu machen; recht wie ein freier, wohlgemuter Vorsänger die singenden Ge- sellen reizt, fröhlich zu singen und ihre Herzen zu Gott zu erheben: Sursum corda!«

Derselbe Mann aber erlebt alle einzelnen Vorgänge seines Daseins mit einer Intensivi- tät, und verſteht alle einzelnen Erlebnisse mit einer Kraft und Präzision wiederzugeben, daß der heutige Leser dieselben wie etwas Gegenwärtiges und ganz Modernes miterlebt und vor Spannung zuweilen kaum Atem holen kann. Mit welcher haarscharfen Deut- lichkeit weiß er manche Szenen seines Lebens uns vor Augen zu führen, wie z. B. ein kleines Mädchen ihn beschuldigt, ein Kruzifix geſtohlen zu haben, und nun ein großer Auf- lauf auf der Straße gegen ihn entſteht; wie er in einem Dorf der Brunnenvergiftung beschuldigt und von dem wütenden Volks- haufen, der zum Jahrmarkt zusammengeſtrömt iſt, mit dem Tode bedroht wird; wie er seine aus dem Kloſter entflohene Schweſter wieder auf den Pfad der Tugend zurück- führt; wie ein böses Weib, die bei ihm zur Beichte gegangen, ihn bezichtigt, der Vater ihres Kindes zu sein, und er nun namenlose Qualen und Prüfungen durchzumachen hat, bis seine Ehre wieder hergeſtellt iſt.

Am draſtischeſten von all diesen Szenen wirkt die Begegnung mit dem Mordgesellen im Wald am Rhein, eine Episode von ge- radezu vollendetem Realismus der Darſtellung. Seuse, der auf einer Predigtfahrt von den

Niederlanden her begriffen iſt, fürchtet sich, als er an den Wald herankommt; denn »der Wald war groß und sorglich, da viel Menschen darin ermordet wurden. Er ſtund ſtille vor dem Wald und wartete jemands. Da kamen dortheran zwei Menschen, und die gingen gar rasch; deren war eins ein' junge saubre Frau, das andre war ein gar greulicher Mann mit einem Spieß und einem langen Messer, und hatte eine schwarze Jacke an. Er erschrak ob des furchtbaren Mannes Ungeſtalt und lugete um sich, ob er jemand sähe her nah gehn. Da sah er niemand. Er gedachte: ,O weh, Herr Gott, was für Leute sind dies? Wie soll ich den ganzen Tag durch diesen langen Wald kommen, oder wie soll es mir heut ergehen?' Und machet ein Kreuz über sein Herz und waget es.

Da sie in den Wald hinein waren, da trat die Frau auf ihn zu und fraget ihn, wer er wäre oder wie er hieße. Er sagts. Sie sprach: ,Lieber Herr, ich erkenne euch wohl von des Namens wegen. Ich bitt euch, daß ihr mir die Beichte höret.' Sie hub an und beichtete und sprach also: ,Ach, tugendhafter Herr, da klag ich euch, daß mir gar übel iſt geschehen. Sehet ihr den Mann, der uns nah geht? Der iſt ein rechter Mörder, und mordet die Leut hier in dem Walde und anderswo, und nimmt ihnen ihr Geld und Gewand, und schonet niemands. Der hat mich betrogen und entführet von meinen ehrbaren Freunden, und ich muß sein Weib sein.' Er erschrak ob dieser Rede, daß ihm faſt schwindelte, und lugte um sich gar jämmerlich, ob er jemand sähe oder hörte oder ob er auf keine Weise möchte entrinnen. Da sahe noch hörte er niemand in dem finſtern Walde denn den Mörder ihm nah gehen. Da die Frau gebeichtet, da ging sie zurück zu dem Mörder und bat ihn heimlich und sprach: ,Eia, lieber Geselle, geh hin und beicht auch! Sie sind daheim in gutem Glauben gegen ihn: wer ihm gebeichtet, wie sündig auch immer er iſt, daß den Gott wolle nimmer lassen. Darum tu es, ob dir Gott auch um seinetwillen an deinem jüngſten Seufzen zu Hilfe komm.' Da sie also raunten mit einander, da erschrak er vollends und gedachte: ,Du biſt verraten!' Der Mörder schwieg und kam heran. Da der arme Mann sah, daß der Mörder mit dem Spieß auf ihn zutrat, da erzittert und erschrak alle seine Natur und gedacht: ,Eia, nun biſt du verloren!' Nun war es da so beschaffen, daß der Rhein unten an dem Wald floß, und ging der schmale Weg an dem Rande, und schickte es der Mörder also, daß der Bruder mußte gehn wasserhalb und er ging waldeshalb. Da er also ging mit zitterndem Herzen, da hub der Mörder an zu beichten und erzählte ihm alle die Totschläge und die Morde, die er begangen hatte. Sonderlich erzählte er ihm einen greulichen Mord, davon sein Herz erſtarb, und sprach also: ,Ich kam einſtens her in diesen Wald des Mordens willen, wie ich auch jetzt getan. Da kam mir entgegen ein ehrbarer Prieſter, dem beichtet ich. Der ging neben mir wie ihr jetzt tut, und da die Beichte aus war, da zog ich dies Messer heraus, das ich bei mir trug, und ſtach es durch ihn und ſtieß ihn von mir über den Rand in den Rhein.'

Von dieser Rede und Geberden des Mörders erblich und erſtarb er derart, daß ihm der kalte Todesschweiß über das Antlitz und den Busen abrann, und erzagete und erſtummte, daß ihm alle seine Sinne entgingen, und blickte immer neben sich, wann er das selb Messer in ihn ſteche und ihn auch hinabſtieße. Und sein jämmerlich Antlitz ersah das Fräulein und lief hinzu und griff ihn, als er hinsank unter ihre Arme, und hub ihn auf und sprach: ,Guter Herr, fürchtet euch nicht, er tötet euch nicht!' Der Mörder sprach: ,Mir iſt viel Gutes von Euch gesagt; des sollt ihr heute genießen, daß ich euch will leben lassen. Bittet Gott, daß er mir armem Mörder an meiner jüngſten Hinfahrt um euretwillen gnädig sei.'«

Endlich, welch ein Glorienschein ruht über Seuses Schilderungen des Jenseits! In welch reinen lichten Farben weiß er die Heiterkeit und Seligkeit verklärten Daseins zu malen! Die Beschreibung des Empyreums, die er der ewigen Weisheit in den Mund legt, mutet uns wie ein Altarbild der van Eycks oder der Kölnischen Meiſter an: »Siehe, über dem neunten Himmel, der unzählig mehr denn hunderttausend Stunden weiter iſt denn alles Erdreich, da iſt noch ein anderer Himmel drüber, der da heißt coelum empyreum, der feurene Himmel, also geheißen nicht von dem Feuer, sondern von der unmäßigen, durchglänzenden Klarheit, die er an seiner Natur hat, unbeweglich und

unzerſtörbar. Und das iſt der herrliche Hof, in dem das himmliſche Heer wohnet, in dem mich (die ewige Weisheit) mit einander lobet das Morgengeſtirn und jubilieren alle Gotteskinder. Da ſtehn die ewigen Stühl, umgeben von unbegreiflichem Lichte, von denen die böſen Geiſter wurden verſtoßen, da die Auserwählten hingehören. Siehe, die wonnigliche Stadt glänzet von durchſchlagenem Golde, ſie leuchtet von edlen Perlen, durchlegt mit edlem Geſteine, durchkläret wie ein Kriſtall, widerſcheinend von roten Roſen, weißen Lilien und allerlei lebenden Blumen. Nun ſchau hin auf die ſchöne himmliſche Heide! Hei! hie ganze Sommerwonne, hie des lichten Maien Aue, hie der rechten Freude Tal! Hie ſiehet man fröhliche Blicke von Lieb zu Liebe gehn; hie harfen, geigen; hie ſingen, ſpringen, tanzen, reihen und ganzer Freude immer pflegen; hie Wunſches Gewalt, hie Lieb ohne Leid in immerwährender Sicherheit. Nun ſchau um dich die unzählige Menge, wie ſie aus dem lebendigen, hervorrauſchenden Brunnen trinken nach all ihrer Herzensluſt. Schau, wie ſie den lautren klaren Spiegel der bloßen Gottheit anſtarren, in dem ihnen alle Dinge kund und offenbar ſind. Stiehl dich noch fürbaß und ſchau, wie die ſüße Königin des himm-ischen Landes, die du ſo herzlich minneſt, nit Würdigkeit und Freuden obſchwebet llem himmliſchen Heer, zart geneigt auf hren Geminnten, umgeben von Roſen und Lilien der Täler. Schau, wie ihre wonnig-iche Schönheit Wonne und Freude und Wunder gibt allem himmliſchem Heer; und chau, wie die Mutter der Barmherzigkeit lie Augen, die milden barmherzigen Augen at ſo mildiglich gekehret gegen dich und egen alle Sünder, und wie gewaltiglich ſie ie ſchirmt und verſöhnet mit ihrem ge-innten Kinde.«

Und dem gegenüber nun die dumpfen kzente, der fürchterliche Realismus in den ammerrufen eines jäh und unvorbereitet om Tode Ereilten, deſſen Stimme Seuſe zu ch herſchallen hört. »O weh, Gott vom Iimmel, daß ich in dieſe Welt geboren ard! Der Anfang meines Lebens war mit chreien und Weinen, und nun iſt mein usgang mit bitterlichem Schreien und Veinen. Nun ſchlage ich meine Hände ber meinem Haupt zuſammen, ich winde e vor Leid ineinander, ich luge um mich nach allen Enden der Welt, ob mir jemand raten oder helfen möge; und es kann nicht ſein. Mir iſt geſchehen wie einem Vöglein, das unter eines Raubvogels Klauen liegt und vor ſterbender Not ſinnlos geworden iſt. Nun fahr ich von hinnen, und in dieſer Stunde freute mich ein einzig Ave Maria, mit Andacht geſprochen, mehr, als wer mir tauſend Mark Goldes in die Hände gäbe. Die Stunde iſt kommen, o weh; ich ſeh, daß es nicht anders mag ſein. Mir beginnen die Hände zu erſterben, das Antlitz zu erbleichen, die Augen zu vergehn. Ach, des grimmen Todes Stöße ringen mit dem armen Herzen. Ich beginne den Atem gar tief zu ſuchen, das Licht dieſer Welt beginnt mir zu entfallen, ich beginne in jene Welt zu ſehen. O weh, Gott, welch ein Anblick! Es ſammeln ſich die greulichen Geſtalten der ſchwarzen Mohren, die hölliſchen Tiere haben mich umgeben; ſie lauern auf die arme Seele, ob ſie ihnen mag werden. Und in dem Marterlande ſehe ich Angſt und Not. O weh, Gott, ich ſehe die wilden heißen Flammen hoch aufſchlagen, ihnen über dem Haupte zuſammen; ſie fahren in der finſtren Flamme auf und ab, wie die Funken im Feuer. Und alſo verſcheid ich.«

Zuſammenfaſſend dürfen wir ſagen: Heinrich Seuſe zeigt eine ſo komplizierte, an Kontraſten ſo reiche geiſtige Phyſiognomie, wie ſie uns im deutſchen Leben vor ihm nicht entgegentritt. Die Saiten ſeines Innern ſind ſo ſtraff geſpannt und vibrieren ſo leicht, daß die ganze Fülle des Daſeins in ihnen wiederklingt. Eine ſolche Perſönlichkeit als einen bloßen Nachhall ritterlicher Kultur aufzufaſſen, ſie als Typus eines geiſtlichen Minneſängers zu bezeichnen, iſt einſeitig und irreführend. Er und die Seinen — denn er hatte ja weitverzweigte Beziehungen zu Anhängern und Geſinnungsgenoſſen, beſonders in den Nonnenklöſtern Süddeutſchlands — weiſen nicht ſo ſehr rückwärts in die Blütezeit höfiſcher Dichtung in der Hohenſtaufenepoche, als vorwärts in die Blütezeit bürgerlicher Kunſt im 15. Jahrhundert. Die wunderbare Verbindung von tiefer religiöſer Glut, von inniger Verſenkung in die Geheimniſſe eines gotterfüllten geiſtigen Univerſums mit minutiöſer, frappanter, faſt verletzend wahrhaftiger Wiedergabe der einzelnen Erſcheinung, die der ganzen Malerei des 15. Jahrhunderts von den van Eycks bis

zu Dürer ihr Gepräge gibt, kann in ihrer vollen Bedeutung nur gewürdigt werden, wenn man ſich mit der extremen Gefühlswelt Seuses und der Seinen, ihren hochfliegenden Viſionen und intenſiven Wirklichkeitsbildern, ihrem gewaltigen Ringen nach geiſtiger Vollendung und ihrem fieberhaften Ankämpfen gegen das Stoffliche vertraut gemacht hat. In den Seelenkämpfen dieſer Menſchen vollzogen ſich die Geburtswehen einer neuen Zeit.

In Johannes Tauler, dem großen Straßburger Kanzelredner, gewinnt die Myſtik des 14. Jahrhunderts ihre mildeſte und abgeklärteſte Form. »Kinder, ihr ſollt nicht fragen nach großen hohen Künſten. Geht einfältiglich in euern Grund inwendig und lernet euch ſelber erkennen im Geiſt und in Natur, und fragt nichts nach der Verborgenheit Gottes, von ſeinen Ausflüſſen und Einflüſſen von dem Icht in das Nicht und Funken der Seel in der Iſtigkeit« — dieſe Worte kennzeichnen ſeine dem populären Verſtändnis und dem Leben der Alltagswelt zugewandte Richtung. Unter allen Myſtikern iſt er der am wenigſten exzentriſche; entſchiedener als Eckhart und Seuſe ſtrebt er nach der Verſöhnung des in die Betrachtung des Göttlichen verſenkten Individuums mit den Anforderungen der Wirklichkeit und den Verpflichtungen gegenüber der Geſellſchaft.

Wie für ſeinen Lehrer Eckhart, ſo iſt auch für Tauler der Menſch urſprünglich in Gottes Weſen inbegriffen. Auch Tauler empfindet aufs tiefſte die Gottentfremdung, die, als Folge des freien Willens, das Menſchengeſchlecht von ſeiner hohen Bahn abgelenkt hat. Auch ihm iſt das Ziel des Menſchenlebens die Wiedervereinigung mit Gott. Aber er iſt weniger abſtrus als Eckhart; er ſchwelgt nicht ſo ausſchließlich in der Betrachtung des »weiſeloſen und formloſen Abgrundes der ſtillen, wüſten Gottheit«. Er legt mehr Gewicht aufs Praktiſche. Nicht der Urſprung des Menſchen aus jenem geheimnisvollen Abgrund des Vollkommenen, ſondern die Rückkehr des Menſchen zu dem Vollkommenen iſt ihm die Hauptſache. In der Schilderung der Gemütszuſtände, die zu dieſem vollkommenen Leben führen, berührt Tauler ſich mit ſeinem Ordensgenoſſen Seuſe. Aber von Seuſe ſcheidet ihn ſein klarerer Blick für das Erreichbare, ſeine nüchternere Erkenntnis der dem Menſchen geſetzten Schranken. Bei all ſeiner Vorliebe für Askeſe und Weltentſagung fehlt ihm doch jegliche Spur von Fanatismus.

Er proteſtiert geradezu gegen die krankhaften Übertreibungen der mönchiſchen Diſziplin; er predigt Selbſtzucht, nicht Selbſtzerſtörung. In dem ſchönen Vergleich der Seele mit der Weinrebe ſtellt er die menſchliche Natur als ein an ſich gutes und geſundes Gewächs dar, deſſen Entwicklung durch vernünftiges Beſchneiden zu fördern ſei, anſtatt ſie durch ſinnloſe Verſtümmelung unmöglich zu machen. »Nun gehet der Weingärtner aus und beſchneidet die Reben, das iſt: das wild Holz ſchneidet er ab; denn tät er das nicht und ließ es ſtehn an dem guten Holz, ſo brächt es alles miteinander ſauren Wein. Alſo ſollen tun die edlen Menſchen, ſie ſollen ſich ſelber beſchneiden von aller Unordnung, und dasſelb von Grund heraus, in allen Weiſen und Neigungen Liebs und Leids; das ſind die böſen Gebreſten, die ſollſt du abſchneiden von deinem Herzen, und das zerbricht dir weder Haupt noch Arm noch Gebein. Halt auch ſtille das Meſſer, bis du wahrlich erſeheſt, was du abſchneiden ſollſt. Und kennte der Weingärtner nicht die Kunſt, er ſchnitte das edele Holz, das die Trauben bringen ſoll, ebenſo ab wie das böſe Holz, und alſo verderbte er damit den Weingarten. Alſo tun auch ſolche Menſchen, die dieſe Kunſt nicht kennen. Sie laſſen die Untugend und die böſen Neigungen in dem Grund der Natur liegen und hauen und ſchneiden ab die arme Natur, und dadurch verderben ſie dann dieſen edlen Weingarten. Die Natur an ſich ſelbſt iſt gut und edel; wozu willſt du denn der die Kraft nehmen? Wenn die Zeit der Frucht ſollte kommen, das iſt: ein göttlich, ſelig, andächtig Leben, ſo haſt du dann die Natur verderbet.«

Er erklärt ausdrücklich, daß ein Leben ſchlichter Arbeit und alltäglicher Pflichterfüllung Gott wohlgefälliger ſei, als ein unſtetes Schwelgen in hohen Inſpirationen. »Wiſſet, daß mancher Menſch mitten in der Welt iſt und hat der Mann Weib und Kind, und ſitzet mancher Menſch und machet ſeine Schuhe und iſt ſeine Meinung ſich und ſeine Kinder zu ernähren, und etliche arme Menſchen gehen aus einem Dorfe, ihr Brot mit großer Arbeit zu gewinnen; und denen mag ge⸗

schehen, daß sie zu hundertmal besser fahren, so sie einfältig ihrem Ruf folgen, denn die geiſtlichen Menschen, die auf ihren Ruf nicht acht haben.« »Ich weiß einen der allerhöchſten Gottesfreunde, der iſt alle seine Tage ein Ackersmann gewesen, mehr denn vierzig Jahr und iſt es noch. Und er fragte einſt unsern Herrn, ob er wollte, daß er sich dessen begebe und in die Kirche ginge sitzen. Da sprach er: nein, er sollte es nicht tun; er sollte sein Brot mit seinem Schweiße gewinnen seinem edlen teuren Blute zu Ehren.« Tauler glaubt also an den göttlichen Ursprung und den göttlichen Segen jedes Berufes und jeder Art von Tätigkeit; in echt demokratischer Gesinnung verherrlicht er die Arbeit als das beſte Mittel zur Gewinnung inneren Adels; in der rechten Auffassung der Arbeit sieht er den Weg zum sozialen Frieden. »Also sind wir alle ein Leib und Glieder untereinander, und Chriſtus iſt des Leibes Haupt. Und an diesem Leib iſt großer Unterschied der Glieder: Das ein iſt ein Aug, das ander ein Ohr, das dritt eine Hand, ein Fuß, ein Mund. Die Augen des Leibes der heiligen Chriſtenheit — das sind die Lehrer, das gehet euch nicht an. Aber wir gemeinen Chriſten sollen alle wahrnehmen, was unser Amt soll sein, dazu uns unser Herr berufet und geladen hat, und welches die Gnade sei, zu der uns unser Herr gefüget hat. Denn ein jeglich Kunſt oder Werk, wie klein die sind, das sind allesamt Gnaden, und wirkt sie allesamt der heilige Geiſt zu Nutz und zu Frucht des Menschen. Nun heben wir an dem Niedrigſten an. Eins kann spinnen, das ander kann Schuh machen, und etlich verſtehen sich wohl auf die auswendigen Dinge, daß sie sehr wohl gewinnen, und dies kann ein anderes nicht. Dies sind alles Gnaden, die der Geiſt Gottes wirkt. Und wäre ich nicht ein Prieſter, und wäre in einer Gewerkschaft, ich nähm es für ein groß Ding, daß ich könnt Schuh machen, und ich wollt auch gern mein Brot mit meinen Händen verdienen. Kinder, der Fuß noch die Hand soll nicht wollen das Aug sein. Es iſt nirgends so ein klein Werklein oder Künſtlein noch so schnöd, es komme alles von Gott, und es iſt sonderlich Gnad; und darin soll es ein Jeder dem andern zuvortun, das iſt: er soll das für einen andern tun, was der andere nicht so gut kann, und so Alle aus Liebe Gnade um Gnade geben. Und wisset: welcher Mensch nicht übet noch ausgibt noch wirket seinem Nächſten zu nutz, der muß groß Antwort darum geben.«

In all diesem erkennen wir einen Mann, der, mitten im Leben ſtehend, Sinn für die Bedürfnisse und die Pflichten jeder Klasse und aller einzelnen hat und dem das Ideal einer auf gegenseitiger Duldung und freiem Zusammenwirken aller Kräfte beruhenden Gesellschaft vor Augen schwebt. Offenbart sich schon hierin eine edle Menschlichkeit, die uns die Demokratisierung des ritterlichen Persönlichkeitsideals durch das Bürgertum von ihrer liebenswürdigſten Seite zeigt, so tritt uns doch die volle Bedeutung von Taulers Individualismus erſt in demjenigen entgegen, was er über die letzten und höchſten Fragen des Lebens, über das Verhältnis des Einzelnen zu Gott zu sagen hat. Von keinem der Myſtiker iſt die unio mystica, das Aufgehen des vergotteten Menschen im Unendlichen, in so rein menschlicher, über alles spezifisch Kirchliche hoch erhabener Weise aufgefaßt und geschildert worden, wie von Tauler. Mit welch tiefem, männlichem Ernſt, mit welch leidenschaftlicher Wahrhaftigkeit hält er der äußerlichen Kirchlichkeit die innere Selbſtbesinnung und Selbſterneuerung des Individuums entgegen. »Da sind etliche Menschen«, sagt er in der Predigt vom Buchſtaben und Geiſte, »die wollen sich aus Bedrängnis retten durch viel Fragen und Hören; und hoffen, sie werden etwas hören, dadurch ihnen Erleichterung werde. Sieh, lieber Mensch. Lauf alleweil du lebſt, es hilft dich zumal nicht; du mußt es von innen erwarten und empfangen, oder es wird zumal nichts aus dir. Ich sag euch, Kinder, daß ich hab gesehen den allerheiligſten Menschen, den ich je sah inwendig und auswendig, der nie mehr denn fünf Predigten alle seine Tage hatte gehört. Lasset das gemeine Volk laufen und hören, damit sie nicht verzweifeln noch in Unglauben fallen. Aber wisset, alle die Gottes wollen sein, die kehren sich zu ihnen selber und in sich selber. Und wisset, wollt ihr immer köſtlich oder geiſtlich oder selig werden, so müsset ihr euer Auslaufen lassen sein und euch einkehren.« Mit welcher Glut heiligſter Überzeugung schildert er die Notwendigkeit immer tieferer Einkehr im eigenen Innern, immer höheren Strebens, immer reinerer Erkenntnis, immer freierer und unmittelbarerer Hingabe an das Gött-

liche, bis zuletzt alle Schranken fallen und der Mensch ohne jede Vermittlung irgend einer äußeren Inſtitution sich Angesicht zu Angesicht mit dem Unendlichen findet. »Da fallen denn dem Menschen ab alle Mittel: die Bilder der Heiligen und das Wissen und die Übungen und die Gebete; und kommt es dahin, daß der Geiſt so tief versinkt und so grundlos in Gott, daß er allen Unterschied verliert. Er wird da so eins mit der Süßigkeit Gottes, daß des Menschen Wesen sich im göttlichen Wesen verliert, recht als ein Tropfen Wasser in einem großen Fuder gutes Weins. Und würde ein solcher Mensch gezogen in den Grund der Hölle, es müßte da ein Himmelreich und Gott und ewige Seligkeit in der Hölle werden.«

Und in wie grandioser Weise schildert er in der Predigt vom Reiche Gottes den Zuſtand des Menschen, der sich zum höchſten Sein emporgeschwungen hat und nun »selber Gottes Reich geworden iſt.« »Dies edele Reich iſt eigentlich in dem allerinnerſten Grund des Menschen, und zwar dann, wenn der Mensch mit aller Übung den äußeren Menschen ziehet in den inwendigen vernünftigen Menschen und diese zween Menschen, das iſt: die sinnlichen Kräfte und die vernünftigen Kräfte, sich zumal einmütiglich emporheben in den allerinwendigſten Menschen, das iſt: in die Verborgenheit des Geiſtes, da das wahre göttliche Bild inne liegt. Und wenn der barmherzige Gott den Menschen also findet in seiner Lauterkeit und in der Bloßheit zugekehret, so neiget sich der göttliche väterliche Abgrund und sinkt in den lauteren zugekehrten Grund, und da überformt er den geschaffenen Grund und zieht ihn in die Ungeschaffenheit, daß der lautere Geiſt des Menschen also eins mit ihm wird, möchte es sein, daß sich der Mensch selber sehen möchte, so sähe er sich so überedel in Gott, daß er ganz wähnet, er wär selber Gott. Und dazu alle Gedanken und Wort und Werk und Meinung und Weise aller Menschen, und dazu alles, das je geschah, das sollteſt du darin alles wahrlich erkennen und sehen, wenn du anders in dies Reich möchteſt kommen.«

Hier, dürfen wir sagen, zeigt sich die deutsche Myſtik des 14. Jahrhunderts in ihrer Vollendung. Hier iſt die Persönlichkeit so geſteigert und vertieft, daß es schwer wird, sich eine weitere Steigerung und Vertiefung vorzuſtellen. Hier dürfen wir in der Tat von einem Übermenschentum sprechen, einem Übermenschentum so reiner, verinnerlichter, vergeiſtigter Art, daß man, wie beim Nibelungenlied und beim Armen Heinrich und den andern großen Dichtungen des Rittertums, die Empfindung nicht zurückdrängen kann: welch eine Tragik unsrer nationalen Entwicklung, daß diese reiche, herrliche, lebendige Innenwelt nicht einen bleibenden Einfluß auf das geiſtige Dasein des deutschen Volkes ausgeübt hat; daß sie vergehen mußte, um den ſtarren Glaubenssyſtemen und dem öden Gelehrtentum Platz zu machen, welche mit der verhängnisvollen Zurückſtauung der individualiſtischen Bewegung nach dem Bauernkriege über das deutsche Volk hereinbrachen und die dann auf Jahrhunderte hinaus jede ſtarke, freie, großzügige Gesittung in Deutschland unmöglich gemacht haben.

Was ist Mythus?

Von A. van Gennep, Professor an der Universität Paris.

Daß die Wörter im Laufe der Jahrhunderte ihren Sinn wechseln, iſt eine allgemein bekannte Tatsache: aber die Frage, wie sich dieser Wandel vollzieht, wird erſt seit etwa zwanzig Jahren von einer besonderen Disziplin erörtert, der Semasiologie oder Semantik. Sie hat feſtgeſtellt, daß dieser Sinneswandel der Wörter durch besonderes Gesetz beſtimmt iſt, und daß namentlich ein jedes Wort so viele Bedeutungen besitzt, wie es Spezialkreise berührt. Da darf man sich auch nicht wundern, wenn solche Wörter wie Mythus und Mythologie zugleich mehrere Bedeutungen haben, je nachdem sie in weiteren oder engeren Kreisen benützt werden.

Im weitesten Sinne ist eigentlich Mythologie nur ein Synonym für Religion; so spricht man allgemein von der Mythologie der Griechen oder der Römer; enger ist schon der von den klassischen Philologen angenommene Sinn, der sich mit Götterlehre deckt; dann schließt die Mythologie die Lehren von den Dämonen, von den untergeordneten Mächten, aus, obwohl sie doch der »Religion« angehören.

Unter einem Mythus versteht man aber auch etwas Fabelhaftes, etwas phantastisch Ersonnenes, und so wandelt sich die Idee einer Gesamtheit von besonderen Erzählungen in die einer Gesamtheit von besonderen Wesen. Oft fällt dann jede Idee von Kultus weg, so daß Mythologie nur noch die Geschichten von den Göttern allgemein oder nur von den höheren Göttern bezeichnet.

Geben wir aber der klassischen Welt ihren richtigen Platz in der Gesamtwelt, betrachten wir die Völker vom ethnologischen Standpunkte, so bekommen die Wörter Mythologie und Mythus wieder einen erweiterten Sinn, da dann nur schwer höhere und niedere Götter, phantastische oder realistische Geschichten theoretisch geschieden werden können. Ein Ethnologe wird alle Erzählungen, die von übernatürlichen Kräften handeln und deren Abenteuer und Handlungen auslegen, zur Mythologie rechnen.

Jedoch hat sich hier wieder, allerdings erst seit einigen Jahren, eine Beschränkung eingefunden. Will man ethnologisch das Wesen des Mythus erörtern oder die Mythologie von den geschichtlichen Legenden absondern, so muß man Kriterien schaffen, die diese Sonderung klar und wissenschaftlich haltbar machen.

Die Frage ist so kompliziert, daß fast jeder Ethnologe, Völkerpsychologe, Religionshistoriker, Folklorist usw. seine eigene Definition des Mythus als solchen, d. h. einer von dem Märchen, der Sage, der Legende, der Fabel verschiedenen Erzählung aufgestellt hat. Man kann freilich zurzeit nicht sagen, daß ein Streit der Meinungen und Definitionen bestehe, da jeder nur seine Wege geht, sich wenig um die Definitionen der anderen kümmert — oder wenn er sie kennt, sie nur anzeigt, aber ohne gründliche Kritik zu widerlegen sucht.

Da haben wir, um nur von einigen der letzten zu sprechen, die Anschauungen Wundts (Völkerpsychologie), der französischen Schule (L'Année Sociologique; meine Formation des Légendes, Paris, Flammarion, 1910), P. Ehrenreichs (Allgemeine Mythologie, Hinrichs, 1910), R. M. Meyers (Altgermanische Religionsgeschichte, Quelle und Meyer, 1910). Wundts Definition ist psychologisch, die meine ist ritualistisch, die Ehrenreichs astralmythologisch, die R. M. Meyers eklektisch: »Es regnet, das ist eine Beobachtung; Zeus regnet, das ist ein Mythus; ein Mythus ist ein Eckchen Welt, angeschaut durch das Temperament eines primitiven Menschen« (S. 9).

R. M. Meyer gebraucht also das Wort Mythologie im möglichst weiten Sinne: »Mythologie ist Anschauung des keiner Anschauung Fähigen und ist insofern auch Poesie, wie sie in dem Bestreben rerum cognoscere causas Wissenschaft ist« (S. 8). Wenn er aber hinzufügt: »Vor allem ist sie Notwehr des Menschen gegen alles, was nicht seinesgleichen ist: indem er es sich verähnlicht, macht er es sich zugänglich«, so neigt er, wohl mit gewisser Zögerung, zu unserer französischen Anschauungsweise, der ritualistischen, die er hier und da in seinen Schriften und Rezensionen bekämpft hat.

Aber R. M. Meyer weiß wohl, daß wir — oder wenigstens ich — nicht so beschränkt sind, alle Religion, alle Dichtung nur auf den Ritus zurückzuführen. Ich würde sogar nicht einmal sagen, daß der Ritus das wichtigste Moment der Mythenbildung sei. Nur lehren mich die zugleich ethnologisch und historisch betrachteten Tatsachen, daß die im Mythus sich befindende Lehre der Welt und der Überwelt, der natürlichen und der übernatürlichen Kräfte notwendig ihr praktisches Widerspiel im Ritus findet.

So möchte ich den Mythus eine von einem gewissen Ritus umwobene Lehre nennen, die ohne diesen Philosophie ist, während dieser Ritus ohne die Lehre Überlebsel oder Superstition ist. So bekommt für mich das Wort Mythologie einen sehr bestimmten Sinn.

Nehme ich das Beispiel R. M. Meyers, so sage ich: »Es regnet« ist eine Beobachtung; »Zeus regnet« ist eine Beseelung der Natur, durch den Menschen von sich selbst ausgehend; »Zeus regnet«, weil ich Tropfen Wasser auf die Erde gieße, ist Mythus.

Es folgt daraus, daß manche sogenannte Heroenlegenden oder Göttersagen, sogar Dämonensagen und manche von Wundts Märchenmythen für mich eigentliche Mythen sind, d. h. jedesmal wenn die Erzählung sich an eine gewisse religiöse Handlung knüpft.

Aber wozu dieses Wörtchen gewisse Handlung, gewisser Ritus? Weil nicht jede religiös-magische Handlung als Widerspiel der Erzählung zu betrachten ift. Darüber habe ich mich leider nicht sorgfältig genug in meiner Formation des Légendes ausgedrückt. Die Erzählung ift eigentlich nur Mythus, wenn die in ihr vorgebrachten Ereignisse sich im Ritus in derselben Weise und in derselben Folge versinnlichen. Ein Mythus der Kalifornier erzählt, wie ein Kulturheld einen Fisch in Teile zerschnitt und diese Teile röftete, und wie die Fische sich im Bache vermehrten usw.; nun, im Moment, wo der Erzähler, eine Art von Familienpriester, diesen Mythus rezitiert, handelt er zugleich ganz und gar wie der vermeintliche Kulturheld: er rezitiert: »Der Held schnitt den Fisch in Teile«, und er selbft hat einen Fisch in der Hand und zerteilt ihn; und wenn »der Held einen Fisch röstet«, so röftet auch der Priefter einen wirklichen Fisch.

Solche mit gleichlaufenden Kulthandlungen zu erzählenden Geschichten findet man sowohl im heutigen Amerika wie im heutigen Auftralien, und die eigentlichen Mythen Griechenlands und Roms waren auch mit gewissen, gleichlaufenden Kulthandlungen verbunden. Z. B. wurde in den Eleusis-Mysterien die Geschichte von Demeter und Kore wirklich agiert — und nicht nur nachgeahmt. Hier ift keine Rede von Nachahmung, sondern von notwendiger und innerer Verwandtschaft der heiligen Erzählung und der heiligen Handlung.

Also: Notwendigkeit und Reihenfolge (Sequenz) kommen hier in Betracht; dazu kommt noch: regelmäßige Wiederholung. Dieses letzte Moment hatte Wundt nebensächlich hervorgehoben, und Ehrenreich hat es auch, aber das Ritusmoment ganz außer Betracht lassend und sich nur auf die literarische Seite beschränkend.

Zum Ausgangspunkt nimmt Ehrenreich Wundts Anschauungen, indem er den Mythus als ein allgemein menschliches Phänomen an-[illegible]mt und als den »Mutterboden des religiösen Lebens sowohl wie der Anfänge der Wissenschaft« betrachtet (a. a. O. S. 3ff., 13ff.). Das führt aber nicht weit, da man damit keine Unterschiedskriterien zwischen Mythus, Sage und Märchen bekommt. Die weiteren, immer im Nebel schweifenden Auseinandersetzungen Ehrenreichs lasse ich darum beiseite, um so mehr, da er sogar die Terminologie Wundts annimmt, in der Märchen und Mythus zu »Märchenmythus« verschmolzen werden. Die Tatsache, daß auf diese Weise sogar das Gebiet der Wissenschaft vom Mythus nicht abgegrenzt werden kann, ift Ehrenreich wohl klar geworden: und deswegen — das ift wenigftens meine Deutung — hat er einfach alles aus der Mythologie weggelassen, was nicht Naturmythus ift.

Naturmythen müßten als Kern und Basis der »allgemeinen Mythologie« betrachtet werden. Denn: »1. Naturmythen sind etwas Sicheres, unmittelbar zu Erkennendes; 2. nur der Naturmythus enthält universell vorkommende Elemente, die allgemein sichtbaren Erscheinungen entsprechen; 3. da Götter im allgemeinen personifizierte Naturwesenheiten sind oder waren, so ift vorauszusetzen, daß auch der Kern des religiösen Mythus ein naturmythologischer ift« (S. 10). Jeder von diesen drei Sätzen könnte eine unendliche Polemik hervorrufen; keiner von ihnen kann in solch »absoluter Weise« behauptet werden, und das ganze auf ihnen ruhende Gebäude fteht auf schwankem Grunde, wie ich in den Hessischen Blättern für Volkskunde demnächft zeigen werde. Eins aber muß hier betont werden: die Forderungen Ehrenreichs, daß der Mythus ein Allgemeingut der Menschheit (S. 45) sei, und daß er sich regelmäßig wiederholende Erscheinungen (S. 172) ausdrücke.

Damit bin ich einverftanden, bedaure aber, daß Ehrenreich nicht mehr Gewicht auf diese Idee des »regelmäßigen Wechsels und der regelmäßigen Wiederholung« gelegt hat, und noch mehr bedaure ich, daß er nur die Himmlserscheinungen beiden Forderungen entsprechend gefunden hat. Diese Beschränkung ift eben das Zeichen der »Aftral- oder Naturmythologischen Schule«, d. h. der von Siecke, Stucken, Jeremias, Hüsing, Winckler, Leßmann, Ehrenreich u. a. vor einigen Jahren gegründeten »Gesellschaft für vergleichende Mythologie«.

Allgemeingut der Menschheit und regelmäßig wechselnd sind nicht nur der Himmel,

die Sonne, der Mond, die Sterne, sondern auch 1. die Jahreszeiten: da haben wir alle die landwirtschaftlichen Mythen und Riten, Götter und Dämonen, Adonis und Demeter, Roggenhund und allerlei Kulturhelden; 2. die Generationen: da haben wir das gesamte Tier- und Menschenleben, die Totems, die Theriolatrie, dann die Geburts-, Kindheits-, Pubertäts-, Hochzeits-, Einweihungs-, Begräbnis- usw. Zeremonien, die sich ja für jedes Individuum regelmäßig wiederholen und auch regelmäßig wechseln; von Erzählungen kommt uns hier eine ungeheure Menge entgegen, hauptsächlich die sogenannten »Kulturmärchen« oder »Kultursagen«, die nach oben genanntem Prinzip doch besser »Kulturmythen« hießen.

Die besondere Stellung und den Notwendigkeitscharakter dieser Zeremonien habe ich im einzelnen in meinen Rites de Passage (Paris, Nourrit, 1909) nachgewiesen: um jetzt in jedem einzelnen Falle zu ersehen, ob eine gewisse Erzählung bloß als solche gilt, oder als Mythus angenommen werden muß, braucht man nur zu erörtern, ob ihr ein korrespondierender Ritus entspricht oder früher entsprach. Dieser Anschauungspunkt bringt die Naturmythen in eine allgemeine Reihe von Erscheinungen; sie sind nicht, wie Ehrenreich glaubt, der Kern der allgemeinen Mythologie, sondern nur ein Bestandteil derselben. Und wollte man die verschiedenen Kategorien von Mythen statistisch anordnen, so würde sich ergeben, daß diese Naturmythen eigentlich viel seltener und sekundärer sind als die Mythen, die sich auf Menschen und hauptsächlich auf Tiere beziehen — weil die zoomorphische Kosmogonie früher ist als die anthropomorphische und diese früher als die naturmythologische, wo Sonne, Mond, Sterne als Himmelskörper, fast im wissenschaftlichen Sinne, erscheinen.

So kommen wir zu folgendem Schluß: Der Mythus ist eine Erzählung, die allgemeine und regelmäßig wechselnde und sich wiederholende Erscheinungen darstellt und deren Bestandteile sich in gleicher Sequenz durch religiös-magische Handlungen (Riten) äußern.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Waldverwüstung in Nordamerika.

Seit 25 Jahren hat kein schlimmerer Waldbrand in Nordamerika gehaust als im Jahre 1910. Lange Trockenheit, scharfer und anhaltender Wind, Unvorsichtigkeit beim Fortwerfen glimmender Zigarren oder brennender Streichhölzer, beim Verbrennen von Reisig, bei der Feuerung der Lokomotiven haben einen Verlust an Menschenleben und an Nutzholz hervorgerufen, der fast ohne Beispiel dasteht. In den letzten 30 Jahren sind durch Waldbrände in den Vereinigten Staaten etwa 2000 Personen umgekommen. Der Materialschaden nun gar ist ungeheuer; man schätzt ihn allein für das Jahr 1908 auf 400 Millionen Mark. Vergleichsweise sei erwähnt, daß der Wert des Waldbestandes im Deutschen Reiche auf sechs Milliarden Mark geschätzt wird.

Solche Zahlen machen allmählich auch in Nordamerika Eindruck. Zwar ist man seit Jahrhunderten an eine unsinnige Waldverschwendung gewöhnt. Z. B. wurde im Jahre 1871 mehr als der zehnjährige Holzverbrauch des ganzen Landes durch Waldbrände zerstört: damals betrug der Schaden sogar die unglaubliche Summe von 8827 Millionen Mark. Der Durchschnittsverlust stellte sich in der Regel auf 100 Millionen Mark jährlich. Der Waldbestand des Landes, der früher von gewaltiger Ausdehnung war, ist dadurch stark zusammengeschmolzen. Kommt dann ein Unglücksjahr dazu wie das Jahr 1908 oder 1910, so müßte es merkwürdig zugehen, wenn nicht auch den blindesten Leuten dadurch etwas die Augen geöffnet würden.

Auch die deutschen Zeitungen haben im Sommer 1908 von den riesigen Waldbränden berichtet, die in den Staaten Maine, Minnesota, Michigan, Wisconsin, Kalifornien und (auf der anderen Seite der kanadischen Grenze) in British Columbia und Ontario gewütet haben. In den Kupfergegenden Minnesotas z. B. brannte zu gleicher Zeit ein Wald von einer Längenausdehnung von 300 Kilometern — d. h. von der gleichen Länge wie die Eisenbahnverbindung zwischen Berlin und Hamburg.

Wie die Waldbrände entstehen, läßt sich häufig nicht genau feststellen. So kam z. B. in dem der Bundesregierung gehörenden prächtigen Walde von Des Chutes in den Blauen Bergen des östlichen Oregon 1908 eines der verheerendsten Feuer aus. Es hatte eine Längenausdehnung von 27 Kilometern erreicht, bevor man enrgisch mit seiner Bekämpfung beginnen konnte. Die nächste größere Wasserquelle war etwa 27 Kilometer weit entfernt, und der nächste Ort, von dem aus die Feuerwehrmannschaft verpflegt werden konnte, sogar 75 Kilometer. 200 Mann mußten neun Tage lang mit aller Anstrengung arbeiten, um das Feuer schließlich zum Stehen zu bringen. Es brachte dem Lande »nur« einen Material-

schaden von drei Millionen Mark. Seine Ursache war nicht festzustellen. In anderen Fällen gelang dies; zuweilen konnte man sein Umsichgreifen noch rechtzeitig verhindern. So wurden kürzlich zwei Sommerfrischler, die von Fresno im Staate Kalifornien aus einen Ausflug in die Berge unternehmen wollten, schon am zweiten Tage gefangen gesetzt und in eine Strafe genommen, die ihnen das ganze Geld für die Ferienreise kostete, weil sie am ersten Tage ihr Lagerfeuer nicht sorgfältig ausgetreten hatten. Dies ist eine der gewöhnlichsten Ursachen der Entstehung der Waldbrände — ebenso wie das achtlose Fortwerfen brennender Streichhölzer und glimmender Zigarrenstummel oder das Ausklopfen einer Tabakspfeife.

Man sollte annehmen, daß dieser Leichtsinn hauptsächlich von Leuten ausgeht, die mit dem Walde nicht dauernd zu tun haben, daß dagegen die in den Forsten angestellten Arbeiter sorgsam alles vermeiden, was zu Waldbränden führen könnte. In jedem Lande mit geregelter Forstwirtschaft kann man sich auf die Holzfäller ziemlich verlassen, zumal sie von Förstern oder Forstbeamten überwacht zu werden pflegen. In Nordamerika ist jedoch auf die Waldarbeiter gar kein Verlaß. Es ist zwar den Holzfällern streng verboten, Reisigholz in der Nähe lebender Bäume oder geschlagener Stämme zu verbrennen. Indessen kümmern sie sich um dieses Verbot nicht, sondern zünden oft das Reisig, das sie entfernen wollen, an, wo es gerade liegt. Wenn das Feuer dann mit aller Kraft auflodert, können sie seiner nicht mehr Herr werden; in manchen Fällen breitet es sich so schnell aus, daß sie nur mit Mühe und Not das eigene Leben retten können.

Ebenso arg verwüsten die Eisenbahnen die Wälder, die sie durchfahren. Die Lokomotiven besitzen keine Vorrichtungen zur Rauchverbrennung, und dem Lokomotivführer, der seine Maschine Funken sprühen läßt, ist es ganz gleichgiltig, ob er dabei durch offene Felder fährt oder durch einen hochstämmigen Wald. In allen Teilen der Vereinigten Staaten kann man vom Feuer zerzauste Wälder sehen, die die Eisenbahn auf dem Gewissen hat. In weiten Strecken der ehemaligen Waldungen von Nord- und Südkarolina und im Staate Georgia findet man überhaupt nur noch Buschwerk und verkohlte Baumstümpfe — jede Möglichkeit der Wiederaufforstung scheint hier vorüber zu sein.

Übrigens sind die Waldbrände nicht die einzige Ursache, die die Waldungen der Vereinigten Staaten verwüsten. Man treibt auch sonst mit dem Holz eine unsinnige Verschwendung. Vor etwa drei Jahrzehnten, als es noch weniger darauf ankam als heute, stellte man in den Eichenwäldern des Ostens aus einer jungen Weißeiche nur eine einzige Eisenbahnschwelle her. Und in Kalifornien pflegte man zur Herstellung einer Schwelle von 15 Cents Wert Holz im Werte von 187 Cents zu verbrauchen. Ähnlich verschwendete man Holz beim Hausbau und bei der Feuerung. Die Holzsägewerke, die sich in den riesigen Waldungen namentlich des Nordens festgesetzt hatten, fraßen gierig um sich und beraubten einen Geviertkilometer nach dem anderen seines Waldbestandes. An Wiederaufforstung wurde überhaupt nicht gedacht.

In den letzten 15 Jahren ist ferner von immer größerem Einflusse der Verbrauch von Holzpapier für die Tageszeitungen gewesen: wie schnell dieser gerade in der letzten Zeit stieg, ergibt der Vergleich, daß im Jahre 1900 $3^1/_2$ Milliarden Pfund Holzpapier verbraucht wurden, im Jahre 1905 dagegen bereits $5^1/_2$ Milliarden Pfund; der Verbrauch hat sich also in 5 Jahren um 56 Prozent vermehrt. Die Papiermühlen haben daher im Osten der Vereinigten Staaten schon so viele Waldungen buchstäblich abgefressen, daß sie für die Erzeugung von Holzpapier die weiter westlich gelegenen Staaten (Wisconsin, Minnesota, Michigan) und nun auch die Staaten des fernen Westens (namentlich Oregon und Washington) heranziehen müssen. Dort werden ganze Güterzüge zusammengestellt, um das nötige Rohmaterial (prächtige Tannen, Pappeln usw., überhaupt Bäume mit weichem Holz) nach den Papiermühlen des Ostens zu verfrachten. Ein Aufsatz über »Zeitungspapier und Waldverwüstung in den Vereinigten Staaten« in den »Streifzügen durch das nordamerikanische Wirtschaftsleben« von Dr. Ernst Schultze-Großborstel (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1910) S. 149—158 gibt Einzelheiten über diese Verwüstungen, die die Herstellung von Zeitungspapier in den Waldungen Nordamerikas anrichtet.

Auf die Dauer muß ein so starker Verbrauch die übelsten Folgen haben. Das Forstamt der Vereinigten Staaten hat berechnet, daß die Menge des jährlich in der Union geschlagenen Holzes ungefähr 100 Milliarden Kubikfuß, der jährliche natürliche Zuwachs dagegen nur etwa 30—40 Milliarden Kubikfuß beträgt. Das Forstamt nimmt daher schätzungsweise an, daß der gesamte Waldbestand der Vereinigten Staaten in einem oder spätestens zwei Menschenaltern verbraucht sein muß, falls der Verbrauch in der gegenwärtigen Stärke anhält. Die Regierung ist sich der großen Gefahr, die in diesen Tatsachen liegt, vollkommen bewußt. Wie auf so vielen anderen Gebieten der Union hatte auch auf diesem Präsident Roosevelt in seiner temperamentvollen Art die Führung der Reformbewegung übernommen. In seiner Botschaft vom 3. Dezember 1907 und bei mannigfachen anderen Gelegenheiten hat er auf die unendliche Gefahr der Waldzerstörung hingewiesen. Anfang 1908 hat er die National Conservation Commission eingesetzt, die sich u. a. auch mit der Erhaltung des Waldbestandes beschäftigen sollte. Der Ausschuß ging aus einer Beratung der Gouverneure sämtlicher Einzelstaaten hervor, die auf Veranlassung Roosevelts vom 13.—15. Mai 1908 im Weißen Hause in Washington getagt hatte. Er will eine genaue Aufnahme des Waldbestandes veranlassen und wird seine Hauptaufgabe darin sehen, die Verschwendung des Bestandes zu verhindern und für eine Wiederaufforstung Sorge zu tragen.

In einigen Staaten namentlich Neuenglands und in einigen baumlosen Staaten des mittleren Westens hat man schon seit Jahren einen Schulfesttag mit dem Namen des »Arbor day« eingerichtet. An diesem Baumfesttage soll möglichst jedes Kind einen Baum pflanzen oder, wo dies nicht möglich ist, doch seiner Freude am Walde durch irgend eine Handlung Ausdruck geben.

Zur Unterstützung dieser Bestrebungen hat Roosevelt vor einigen Jahren zum Baumfesttage einen Brief an die Schulkinder der Vereinigten Staaten gerichtet.

Neben dieser Einwirkung auf die Kinder des Landes steht die wohldurchdachte und mit großer Tatkraft durchgeführte Propaganda des Forstamtes in Washington, einer Unterabteilung des Landwirtschaftsministeriums. Mit Büchern, Broschüren, Vorträgen usw. wirkt dieses gegen die Verschwendung der noch bestehenden Waldungen und sucht den Wert der Aufforstung klarzulegen. Vor allem gibt es der Union das beste Beispiel durch die Art, wie es die ihm unterstehenden Forsten verwaltet. Es hat insgesamt eine Fläche von 165 Mill. Acres (1 Acre = 0,4 Hektar) zu verwalten, wovon etwa 130—140 Millionen Acres mit Wald bestanden sind. Dieses Gebiet übersteigt mit seinem Flächeninhalt von 660,000 Geviertkilometern den Umfang des Deutschen Reiches, der Schweiz, der Niederlande und Dänemarks zusammengenommen um etwa 5000 Geviertkilometer.

Das nordamerikanische Forstamt hat die ihm unterstehenden Waldungen in den letzten Jahren mit Straßen durchzogen, die für die Bekämpfung von Waldbränden unentbehrlich sind. Allein im Jahre 1908 wurden 300 Kilometer Fahrstraßen und etwa 5,000 Kilometer Fußpfade angelegt, ferner Schneisen in der Breite von 5—30 Metern durch die Waldungen geschlagen, um ein Überspringen des Feuers von einem Jagen in das andere zu verhindern. Die Schneisen (»Fire breaks« genannt) werden von jeder Spur von Holz und Reisig befreit, um dem Feuer auch nicht den kleinsten Anhaltspunkt zu gewähren. Alle Waldungen der Regierungen werden von Patrouillen, den sogenannten »Rangers«, überwacht, die mit ausgezeichneten Ferngläsern ausgerüstet sind und in den weniger gebirgigen Gegenden vorzügliche Pferde besitzen. Sobald ein Waldwärter einen Waldbrand entstehen sieht, hat er die Pflicht, dies sofort bei der nächsten Telephonstation zu melden. Die Waldungen sind zu diesem Zwecke mit einem weitmaschigen Netz von Telephonleitungen überzogen, das von Jahr zu Jahr etwas enger gestaltet wird.

Durch alle diese Vorsichtsmaßregeln ist es dem Forstamte gelungen, die Waldungen, die der Regierung der Vereinigten Staaten gehören, in den letzten Jahren vor Feuerschäden in größerem Umfange zu bewahren. Von den 400 Millionen Mark Brandschäden, die im Jahre 1908 durch Waldbrände in den Vereinigten Staaten entstanden, sind nur 4 Millionen Mark (also nur der 100. Teil) auf Rechnung der Unionsregierung gekommen. Im Jahre 1906 betrug der Gesamt-Materialschaden sogar nur 300,000 Mark; die Flächen, auf denen Waldbrände auskamen, beschränkten sich auf ein Gebiet von zusammen 115,000 Acres, also weniger als den 1000. Teil der Gesamtfläche. Im Jahre 1007 war der Schaden noch geringer: etwa 105,000 Mark Brandschaden, die sich auf ein Gebiet von 90,000 Acres Wald und 103,000 Acres Weideland (namentlich in Kansas, Nebraska und Oklahoma) beschränkten. Im Jahre 1907 wurden also durch Waldbrände nur 0.14 Prozent des gesamten Waldbestandes der Regierung in Mitleidenschaft gezogen. Im Jahre 1908 ist der Schaden leider, wie oben erwähnt, sehr viel größer.

Zur Bekämpfung von Waldbränden stehen dem Forstamte insgesamt etwa 200,000 Mann zur Verfügung. Nur der kleinste Teil dieser Menschenmenge besteht indessen aus Angestellten des Forstamtes. Der bei weitem größte Teil wird von Eisenbahnbeamten, Viehzüchtern, Cowboys, Ansiedlern in den Regierungswaldungen gebildet, die (im eigensten Interesse) freiwillig bereit sind, sich an der Bekämpfung von Waldbränden zu beteiligen.

Andrerseits ist das Forstamt stets mit Freuden bereit, seinerseits helfend mit Rat und Tat einzugreifen, auch wo es sich um Waldungen handelt, die ihm nicht unterstehen. Einige der kleineren Staaten, die nur einen geringen Waldbestand aufweisen, sowie Privatbesitzer, Kreisverwaltungen usw. würden sonst nicht imstande sein, sich so gut wie kostenlos fachmännischen Rat und im Notfalle Hilfe zu holen. Wo sie mit dem Forstamte zusammenwirken, hat sich dies als sehr erfolgreich erwiesen, wie z. B. in den Kreisen Kern, Tulare und San Diego im Staate Kalifornien, wo die Kreisausschüsse und das Forstamt vereinbart haben, eine gleiche Anzahl von Forst-Überwachungsbeamten zu stellen, um Waldbrände zu verhüten. Im Staate Washington und anderwärts haben die Privatbesitzer größerer Waldungen sich zusammengetan, um unter Benutzung der Erfahrungen des Forstamtes einen Waldüberwachungsdienst einzurichten, dessen Kosten nach Maßgabe der Größe der einzelnen Besitze verteilt werden.

Sehr wichtig ist die Forstgesetzgebung der Einzelstaaten und ihre Forstwirtschaft. Die zweckmäßigsten Einrichtungen haben wohl Kalifornien, Maine und New Jersey getroffen. Die wichtigste Aufgabe ist der Erlaß scharfer Verordnungen gegen die Unvorsichtigkeiten, die in den Waldungen so schweren Schaden anrichten können, und das gute Beispiel, das der Staat selbst geben kann. Daß die Regierung der Einzelstaaten dadurch in ihrem eigensten Interesse handelt, erscheint uns selbstverständlich, ist den Amerikanern doch aber erst im Laufe der Zeit klar geworden. So betrug z. B. der Schaden, den Waldbrände in dem kleinen Staate New Jersey anrichteten, im Jahre 1872 4 Millionen Mark, 1885 5 Millonen Mark, 1895 noch 2½ Millionen Mark, ging dann aber stark herunter, weil der Staat Waldwärter anstellte. 1902 betrug der Waldbrandschaden daher nur noch 70,000 Mark, 1907 sogar weniger als 50,000 Mark.

Auch der Staat New York hat für seine Forsten im allgemeinen gut gesorgt. Hier ist aber die Waldverschwendung bereits so weit gediehen, daß der Staat im Winter 1907—08 aus Deutschland 950,000 Sämlinge verschiedener Waldbäume für die Aufforstung einzelner Waldgebiete beziehen mußte, weil die staatlichen Baumschulen New Yorks nicht genug Bäume lieferten. Darunter waren 450,000 zweijährige Sämlinge, die 3,15 Mark das Tausend, und 500,000 dreijährige, die 10.60 Mark das Tausend kosteten, so daß insgesamt für 6717.50 Mark deutsche Bäume nach dem Staate New York verpflanzt wurden.

Alles Aufforsten aber wird ergebnislos bleiben, wenn es nicht gelingt, die Leidenschaft des Nordamerikaners zur Verschwendung einzuschränken.

Diese Leidenschaft ist durch den Glauben entstanden, die natürlichen Schätze des Landes seien so ungeheuer groß, daß man ihnen entnehmen könne, so viel man wolle, ohne sie doch zu schädigen. So ist man mit der Tierwelt des Landes verfahren, so hat man die Büffelherden in verschwenderischster Weise ausgerottet, so geht man mit den Kohlen und Mineralschätzen um, und so vernichtet man auch den Waldreichtum. Es wird harter Arbeit bedürfen, um hier Besserung zu schaffen. Vorsicht und Sparsamkeit sind Tugenden, die die Amerikaner erst von Europa lernen müssen. Die ungeheuren Waldbrände der letzten Jahre werden ihnen eine Lehre sein. Ein großer Teil des nordamerikanischen Volkes ist erst dadurch darauf aufmerksam geworden, daß seinen Waldungen die Gefahr völliger Vernichtung binnen kuzer Zeit droht. Allmählich wird man sich wohl entschließen, vorsichtiger zu sein, und wird auch den Eisenbahngesellschaften energisch verbieten, durch Funkensprühen ihrer Lokomotiven so viel Schaden anzurichten wie bisher. Man wird sie zwingen, mit Petroleum zu heizen — wie dies z. B. im Staate Kalifornien, wo reiche Petroleumquellen vorhanden sind, bereits seit mehreren Jahren freiwillig geschieht — oder man wird ihnen auferlegen, rechts und links von den Geleisen Waldland in einer Breite von 30—150 Fuß zu erwerben, dieses aber nicht mit Geleisen zu belegen. Hoffentlich wird man es durch alle diese Maßregeln und durch die verständnisvolle Tätigkeit des Forstamtes in Washington erreichen, daß für die Waldungen Nordamerikas wieder bessere Zeiten kommen, als die letzten Jahrzehnte waren.

Mitteilungen.

Nach dem diesjährigen Jahrgang des »Jahrbuches für Deutschlands Seeinteressen« (Nauticus) hatte der Handel des deutschen Zollgebiets mit den Schutzgebieten 1909 die folgenden Zahlen aufzuweisen: Die Einfuhr brtrug in tausend Mark: Ostafrika 7786, Kamerun 11,108, Togo 3760, Südwestafrika 3310, Südseeinseln 1283, Samoa 1896, Kiautschou 95, d. h. zusammen 29,238. — Die Ausfuhr betrug in tausend Mark: Ostafrika 11,580, Kamerun 7029, Togo 3411, Südwestafrika 13,814, Südseeinseln 1348, Samoa 409, Kiautschou 3262, d. h. zusammen 40,853. — Mithin betrug der Gesamthandel in tausend Mark: Ostafrika 19,366, Kamerun 18,137, Togo 7171, Südwestafrika 17,124, Südseeinseln 2631, Samoa 2305, Kiautschou 3357, d. h. zusammen 70,091.

Dem soeben erschienenen Jahresberichte der Königlichen Bibliothek zu Berlin für das Jahr 1909/10 entnehmen wir über die Benutzung der Bibliothek die folgenden Angaben: es wurden ausgestellt Leihkarten 18,844 (im J. 1908/9 14,871). Zur Bücherbestellung wurden 573,217 (512,550) Bestellscheine abgegeben und darauf 423,633 = 73,91[illegible] (383,284 = 74,78%) Werke verabfolgt. Die Anzahl der hiesigen Entleiher betrug 13,140 (11,473) und die Zahl der von ihnen entliehenen Bände 333,255 (311,950). Nach den Berufen befanden sich unter den hiesigen Entleihern Hochschullehrer 392 (421), Studierende und Kandidaten 5645 (4705), Geistliche 170 (121), Juristen und höhere Verwaltungsbeamte 1267 (1117), Ärzte 640 (619), Beamte wissenschaftlicher Institute 228 (229), Lehrer an höheren Schulen 499 (425), Lehrer an niederen Schulen 542 (544), Subaltern- und sonstige nicht angeführte Beamte 484 (490), Schriftsteller und Künstler 428 (357), Techniker, Landwirte, Kaufleute, Fabrikanten 741 (616), Militärpersonen 297 (261), männliche Personen ohne Beruf 678 (600), Frauen 1040 (862), Behörden und Institute 89 (76). Die Anzahl der auswärtigen Entleiher betrug 1171 (1290), von denen 349 (300) Behörden und Institute waren. Die Zahl der versandten Bände belief sich auf 40,813 (31,858).

Der Lesesaal war geöffnet an 296 (270) Tagen und wurde besucht von 253,265 (118,771) Personen, darunter 13,423 (8,112) Frauen, also durchschnittlich täglich 856 (440) Personen. Der schwächste Besuch war im Monat September mit 10,860, der stärkste im Monat November mit 30,922 Personen. Die Anzahl der benutzten Bände betrug 167,281 (263,936), davon sofort geholt 1,700 (5,459), somit wurden täglich durchschnittlich 565 (977) Bände benutzt. Die niedrigste Zahl ergab der Monat April mit 9,671, die höchste der Monat Februar mit 16,281 Bänden. Aus der Leesesaalbibliothek nach Hause entliehen wurden 722 (565) Bände.

Der Zeitschriftensaal war geöffnet an 296 (276) Tagen, die Anzahl der Besucher war 73,293 (51,748), im Durchschnitt täglich 248 (187), der schwächste Besuch im Monat Mai mit 4,346, der stärkste im Monat Dezember mit 8,233 Personen. Der Nachmittagsbesuch war in den Sommermonaten viel schwächer als der Vormittagsbesuch; im August wurden vormittags 3,271, nachmittags nur 1,461 Besucher gezählt. Im Winter war die Frequenz jedoch nachmittags in der Regel etwas stärker als vormittags. Im ganzen ist die Steigerung des Besuches eine sehr große. Der Grund hierfür ist vor allem darin zu suchen, daß der Zeitschriftensaal zu ebener Erde und in bequemster Verbindung mit dem großen Lesesaal und der Leihstelle, für viele Benutzer auch auf dem Wege zur Universität liegt.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft, Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 38
17. September 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Weltheilandsidee und Renaissance.

Randglossen zu neueren Veröffentlichungen.

Von Franz Kampers, Professor an der Universität Breslau.

I.

Der Messiaskaiser.*)

»Zeus machte ein großes und schönes Gewand und ſtickte darein die Erde und den Okeanos und das Haus des Okeanos.« Dieses Gewand überreichte der Himmelskönig seiner Braut Chthonie, die später den Namen Gaea annimmt. So kündet uns ein Fragment des orphischen Weisen Pherekydes, »den die Alten einen Zeitgenossen des Thales nannten«. »Die Erde aber ſtellte sich Pherekydes als geflügelten Eichbaum vor, über den Zeus das von ihm beſtickte Gewand warf.«

Marie Gothein hat in höchſt ansprechender Untersuchung den Nachweis versucht, daß seit diesem berühmten Fragment des Orphikers »in langer Kette, wenn auch nicht lückenlos, so doch nie ohne sichtbaren Zusammenhang theologisch-mythische Vorſtellung die dichterische befruchtet hat, so daß diese wieder mythische Geſtalten nicht ohne theologische Absicht bildete«. Wenn auch die Worte der gewaltigen Beschwörungsszene des Fauſt:

»So schaff' ich am sausenden Webſtuhl der Zeit
Und wirke der Gottheit lebendiges Kleid«

wohl direkt an ältere, antike Überlieferungsreihen anknüpfen, so spreche ich der Verfasserin doch nicht das Recht ab, jenes Goethische Wort als letztes Glied ihrer religionsgeschichtlich bedeutsamen Kette zu bezeichnen.

Das gleiche Motiv der »Weltenwebe« ſteht auch im Mittelpunkte eines umfangreichen Werkes von Robert Eisler.*) Nach diesem Autor beruht das Weltbild der älteſten Kultur der Länder des Mittelmeeres im Wesentlichen »auf der Vorſtellung des weltumfassenden Sternenmantels der Gottheit, bzw. des über den Weltenbaum mit Hilfe dieser kosmischen Decke aufgebauten Himmelszeltes«. Mitten hineingeſtellt iſt dieser ragende Baum in das paradiesische Sonnenland. Den ganzen Kosmos überschattet sein weites Geäſt, und über seine Zweige breitet der Himmels-

*) Die Veröffentlichungen, zu denen ich hier Stellung nehme, erschienen mit Ausnahme der erſten (von Marie Gothein, Der Gottheit lebendiges Kleid, Archiv für Religionswissenschaft, IX [1906], S. 336 bis 364) zu einer Zeit, als ich mit ähnlichen Untersuchungen beschäftigt war. Ich gebe hier die Grundlinien dieser Eigenarbeit, die sich mir bis jetzt auf Grund meiner Studien ergeben haben. In größerer Untersuchung gedenke ich alles weiter auszuführen und im Einzelnen zu begründen. Der zweite Aufsatz wird den Titel führen: »Dante und die Renaissance.«

*) Robert Eisler, Weltenmantel und Himmelszelt. Religionsgeschichtliche Untersuchungen zur Urgeschichte des antiken Weltbildes. 2 Bände. München, Beck. 1910.

gott den Weltenmantel mit den goldenen Sternen. Nach der älteren Fassung webt er ihn selbst, nach der jüngeren Überlieferung wirkt ihn die bräutliche Erde. Auf der Spitze des Baumes thront der Sonnenvogel, der Phönix, das Symbol der Wiedergeburt; an seinen Wurzeln ruht der Drache, der schlummerlose Neiding des Lebens. Unter diesem Himmelsbaum umfängt der Himmelsgott seine ewig junge Braut, die Erde, und bei jeder neuen Umarmung sprießt allüberall frühlinghaftes Leben auf. — Ein ewiges, heiliges Werden aus einem ewigen, unabänderlichen Vergehen! —

Eine großartige, tiefsinnige kosmogonische Vorstellung! Ob ihr wirklich jene zentrale Bedeutung zukommt, die Eisler ihr zuschreiben möchte, das vermag ich nicht zu beurteilen. Die Fülle des hier aufeinandergetürmten gelehrten Materials benimmt dem Laien den orientierenden Umblick. Indeß hat diese Frage für den mittelalterlichen Historiker nur ein sekundäres Interesse. Das Motiv jener ewig sich erneuenden heiligen Hochzeit unter dem Weltenbaume an sich aber, das immer und immer wieder proteusartig, in den buntesten Abwandlungen in jenem von Eisler umgrenzten Komplexe mythologischer Vorstellungen wiederkehrt, hat sofort meine Aufmerksamkeit gefesselt. Denn seltsam! Diese Untersuchungen über das antike Weltbild berühren sich auf das engste mit meinen eigenen Forschungen über die Kaiseridee des Mittelalters und über das Ewigkeitsgedicht ihres glänzenden Propheten.

Ich weiß, daß solche weitausgreifende Untersuchungen, wie sie Eisler vorlegt, auf keinen recht wohlwollenden gelehrten Leserkreis rechnen dürfen. Die allzu kecken Gedankenreihen mancher Arbeiter auf diesem Gebiete haben eben ein Mißtrauen großgezogen, das nicht unberechtigt ist. Die Gefahr freilich ist dabei nicht zu verkennen, daß jenes Mißtrauen sich in ablehnende Voreingenommenheit wandelt und so den Fortschritt der Forschung hemmt. Wenn ich auch nur das eine genannte Motiv an sich und dessen Fortleben in der mittelalterlichen Sagengeschichte zum Ausgangspunkte meiner Untersuchung mache, so bin ich doch überzeugt, daß auch ich mit jenem Mißtrauen rechnen muß. Das ist gut so; denn um so sorgfältiger muß die Kette gefügt sein, die von jenem Mythologem zu Dante hinüberleiten soll, um so mehr darf ich hoffen, daß ihre Festigkeit nachgeprüft werden wird. Hier beschränke ich mich darauf darzutun, wie jenes uralte Motiv der Hierogamie in den Erwartungen des welterlösenden Kaisers und in Dantes gewaltiger Vision auf dem Berge der Läuterung noch ganz deutlich zu erkennen ist, und nur nebenbei will ich darauf hinweisen, daß dieses mythische Motiv auch im Volksliede, in einigen Fassungen der Tannhäusersage, sowie in den mystischen Gesichten schwärmerischer Nonnen wiederkehrt.

In mehreren sich gegenseitig ergänzenden Arbeiten habe ich den Nachweis versucht, daß die Wurzeln der mittelalterlichen Kaiseridee in den theokratischen Vorstellungen der ältesten Weltmächte des Orients der Alten zu suchen sind. Ich glaube, durch die Jahrhunderte fast urkundenmäßig dargelegt zu haben,*) wie hinter dieser kosmischem Herrschaftsidee des universalen Kaisertums sich noch eine größere majestätisch erhebt: die Weltheilandsidee. In den Träumen der Völker lebt seit Jahrtausenden der Gedanke, daß ein großer Weltherrscher der Zukunft kommen müsse, der zugleich ein Welterretter sein würde. Dieser ursprünglich orientalische Gedanke ist seit dem großen Makedonier auch in das Bewußtsein der Völker des Westens übergegangen; er hat dem römischen und dem römisch-deutschen Imperium seine messianische und apokalyptische Färbung verliehen. Die Sehnsucht nach der Wiederkehr des Goldalters der Welt, nach einer Erlösung von dem Fluche, der auf dem eisernen Zeitalter liegt, in dem die Menschen stets zu leben wähnen, nach einer Erneuerung der paradiesischen Harmonie zwischen der Menschheit und Gott wird mit den Tagen des ersten römischen Cäsaren das Leitmotiv des abendländischen Kaisertraumes, der heute noch nicht völlig ausgeträumt ist.

In überraschender Weise wird diese These nun durch den Nachweis Eislers gestützt, daß sich nicht nur die Weltherrscher des Altertums, sondern auch die des Mittelalters mit jenem kosmischen Mantel der Gottheit

*) Die deutsche Kaiseridee in Prophetie und Sage, München 1896. Alexander der Große und die Idee des Weltimperiums in Prophetie und Sage. Freiburg i. B. 1901. Die Sibylle von Tibur und Vergil. Historisches Jahrbuch 1908. Dantes Kaisertraum. Breslau 1908.

schmückten. Eisler geht dabei aus von dem Sternenmantel Heinrichs II., der heute noch eine Zierde des Bamberger Domschatzes bildet. Meines Erachtens tut er dann einwandsfrei dar, daß es sich hier um jenen kosmischen Mantel handelt. Die einmal gefundene Spur verfolgt Eisler dann rückwärts. Auch Otto III. trug ein solches Sternenkleid. Die Graphia aurea urbis Romae haben es uns beschrieben. Der ganze Tierkreis war darein gestickt, und 365 Schellen in der Form von Granatblüten und Granatäpfeln hingen daran. Auch für Richard von Cornwall wird ein goldgestickter Mantel mit mystischem Schellenbesatze aufgezeigt. Diese apfelförmigen Schellen sind ja — schon die Zahl weist darauf hin — kosmische Symbole; es sind die goldenen Sterne, welche aus der schattenden Krone des Weltenraumes wie goldene Äpfel herabschimmern. Noch weiter zurück liegt jener mittelalterliche Weltenmantel, den Adelheid, die Gemahlin Hugo Capets, nach St. Denys stiftete. »Orbis errarum« nannte man ihn. Byzanz hat dem Westen diesen kosmischen Königsschmuck wohl vermittelt. In einer Miniatur des Chronographen von 354, die allerdings nur ine späte Nachzeichnung einer karolingischen Kopie ist, erscheint Kaiser Constantin Gallus ı einer »toga picta«, welche dem Bamberger Mantel sehr ähnlich sieht. Aber auch Byzanz reift auf ältere Vorbilder zurück und überimmt nur »das gesetzliche, durch uraltes Herkommen geheiligte Staatskleid der römichen Imperatoren vor der Reichsteilung«. Caesar schmückte sich zuerst wieder mit dem ystischen Sternenmantel. Dieser wieder geht ırück auf den Mantel des römischen Himmelsottes, »der aus den Tempelschätzen des apitols, ausnahmsweise wohl auch aus dem ılatinischen Tempel des Jupiter Stator dem iumphierenden Feldherrn geliehen wurde«. ber auch damit sind wir noch nicht an den usgangspunkt dieser Tradition gelangt. Auch e babylonischen und assyrischen Könige ıllten sich in das Sternenkleid, und auch er hat es der Gott vor ihnen getragen. arduk erscheint im Weltenmantel mit einem hörnten Drachen zu seinen Füßen, und der ewittergott Hadad trägt ein Kosmoskleid, f welchem der fünfstufige Weltenberg als ld des Himmels mit seinen fünf Sphären erkennen ist. Das gleiche Kosmosgewand ımückt den eranischen Sonnengott Mithras, den phrygisch-hethitischen Mondgott Athir-Men; kurz es begegnet uns wieder und wieder in der Mythologie der antiken Völker. Im Mittelalter reicht man dieses Sternenkleid — unbewußt aus uralter Tradition schöpfend — der Madonna. Kein Wunder; denn bei der großen Verbreitung dieser Vorstellung vom Gotte mit dem strahlenden Sternenkleid, das auch zum Feuer- oder Lichtkleid wird, konnte dieses Mythologem durch den Synkretismus der frühesten christlichen Zeiten leicht auch in die Bildersprache der Christen übergehen.

Der Kosmokratos des Altertums und ihm folgend der theoretische Weltherrscher des Mittelalters leiht sich vom höchsten Himmelsgotte das Symbol der universalen Herrschaft: den Weltenmantel. Das ist eine großartige mystische Vorstellung, die ihren vollen Gehalt freilich erst durch die messianischen Erwartungen der Völker erlangt.

Aber nicht nur dieser mittelalterliche Kaisermantel führt uns auf jene uralte Tradition zurück; noch auf einem anderen Wege werden wir zu dieser zurückgeleitet. Wir sahen, wie Zeus über das weite Geäst des Weltenbaumes, der sein bräutliches Lager beschattet, den Weltenmantel mit den goldenen Sternen breitet. Die Erinnerung daran lebt in den Kultgebräuchen fort, den heiligen Baum mit Fellen und Gewändern und mit anderen Symbolen zu bekleiden, deren kosmische Bedeutung auf der Hand liegt. Herodot und Aelian berichten, worauf ich schon früher hinwies, daß Xerxes auf dem Wege nach Sardes einen Platanenbaum mit einem goldenen Kranze geschmückt habe. Der König erhebt durch diesen feierlichen Kultakt an der Spitze des Heeres den Anspruch darauf, den vier Weltteilen zu gebieten. Der Fruchtbarkeitszauber ist hier ein Herrschaftszauber.

Von hier aus fällt Licht auf einen bislang noch nicht genug geklärten Zug der deutschen Kaisersage. Schon 1221 nach dem Falle von Damiette wird zuversichtlich verkündigt, daß der Priesterkönig David aus dem Osten und Friedrich II. in Jerusalem zusammenkommen würden, worauf der dürre Baum wieder ergrünen werde. Diesen dürren Baum sucht Johannes von Hildesheim im Reiche der Tartaren. Dort wird er überaus scharf bewacht. Den, der seinen Schild an ihn hängt, macht er zum Herrn der Erde. Der Schild ist nun auch ein kosmisches Symbol. Sonne und Mond erscheinen ja selbst als Schilde.

»Sonne und Schild ist Jahve« heißt es im Psalm. So trug auch Alexander der Große einen Schild mit dem Kosmosbilde als siegverleihenden Herrschaftszauber. Der Schild steht zweifellos auf derselben Stufe mit Weltenmantel und Krone. Auch die mittelalterliche Kaisersage kennt also noch die symbolische Baumbekleidung. Wie diese wieder mit der Hierogamie zusammenhängt, erkennt man an der mittelalterlichen Sage freilich nur, wenn man den ganzen zusammengehörigen mythologischen Vorstellungskreis ins Auge faßt. Später werde ich zeigen, wie der dürre Stab in der Tannhäusersage, der verdorrte Lebensbaum im irdischen Paradiese Dantes und der dürre Baum der Kaisersage zusammengehören, wie der kosmische Schmuck des Baumes nur das Zelt symbolisiert, welches der Himmelskönig über sein hochzeitliches Lager spannt, wie die Kulthandlung andeuten will, daß der Weltenbaum durch den kosmischen Schmuck erst seine Früchte, die goldenen Sterne, wieder erlangt, die herniederleuchten auf das bräutliche Lager, von dem das Werden des Alls seinen Ausgang nimmt.

Der sterbende Alexander sendet nach der syrischen Legende seinen Thron nach Jerusalem. Daß der Weltenmantel der abendländischen Herrscher des Mittelalters gern dem höchsten Wesen gestiftet wurde, lesen wir bei Eisler wiederholt. In der mittelalterlichen Kaisersage nun übergibt der letzte große Kaiser auf Golgatha seine Krone dem Spender jeder irdischen Gewalt. Dieser grandiose Abschluß des Kaiserdramas ist aber eine christliche Umdichtung eines viel älteren Motivs. Das glaube ich wiederholt nachgewiesen zu haben. Auch die antike Kaiserprophezeiung kennt ja eine solche Reichsübergabe, die aber ersichtlich selbst wieder eine ältere Form voraussetzt. Das Aufhängen der kosmischen Schilder oder vielleicht auch der kosmischen Krone am Weltenbaume dürfte der ursprünglichen Fassung der Sage nahekommen. Jene Übergabe der Krone aus Golgatha kann sich unschwer aus diesem Mythologem gebildet haben. Auf Golgatha wuchs ja nach alter Sage aus dem Schädel des Adam der Sproß vom Lebensbaum, aus dem der dürre Kreuzesstamm gefertigt wurde.

In den Völkerträumen der Jahrhunderte lebt somit ein uralter mythischer Gedanke.*) Freilich hat die Sage diesen allmählich völlig verwandelt. Als Rückert von seinem Zukunftskaiser sang:

»Es steht auf einem Feld
Des Reiches dürrer Baum
Und wartet, bis der Held
Erwacht aus seinem Traum.

Wenn der aufhänget kühn
Am Baume seinen Schild,
Dann wird der dürre grün,
Dann blüht das Reichsgefild.«

wußte er nicht, daß er die Farben für das Bild seines Helden von dem Bilde des Gottes nahm, der über die bräutliche Erde den Weltenmantel breitet. Daß hier der moderne Dichter mit uralten mythischen Bildern arbeitet, interessiert den Sagenforscher; den Historiker aber überrascht die Beobachtung, daß in diesem Bilde sich zugleich dessen ursprüngliche Bedeutung erhalten hat: die Idee einer allgemeinen Errettung und Wiedergeburt. Wie die Theogamie, der Gedanke einer ewigen, heiligen Erneuerung des Alls inmitten der großen antiken Mysterien stand und dem Mysten die neue, geistige Geburt aus der Gottheit symbolisierte, so steht sie auch im Brennpunkte des großen Sagenkreises vom welterrettenden Kaiser, und Niemand hat sich enger an die ursprüngliche Vorstellung gehalten, als der Sänger der Kaiseridee, der in den letzten Gesängen des Purgatoriums uns eine ins Christliche übersetzte Mysterienfeier schildert, deren Mittelpunkt wiederum eine heilige Hochzeit ist, welche dem großen Mysten Dante, dem Prototyp der Menschheit, die Wiedergeburt im großartigsten Bilde zeigt. So wird die Kaisersage von unendlicher Bedeutung für die richtige Abgrenzung der ursprünglichen Bedeutung des Begriffes »Renaissance«.*)

---

*) Nur schüchtern äußere ich vorerst die Vermutung, daß auch die ursprünglich sicherlich orientalische Idee der Bergentrückung in jenem gewaltigen Mythus wurzelt. Unwillkürlich wird man erinnert an die kosmische Chronos-Höhle, aus der die Sonne emportaucht, an die Welthöhle, welche in ihrer seltsamen engen Begrenzung und doch wieder das All umfassenden Gestalt vortrefflich im Alexanderroman geschildert wird.

*) Über Dante handele ich im zweiten Aufsatz. Schon hier sei erwähnt, daß Konrad Burdach [Sinn und Ursprung der Worte Renaissance und Reformation. Sitzungsberichte der K. preuß. Akad. d. Wiss. XXXII (1910) 594—646.] inzwischen zu ähnlichen Ergebnissen gelangte. Die verhältnismäßig nicht umfangreiche Studie, auf welche ich im zweiten Aufsatz wiederholt zurückkommen werde, ist meines Erachtens die bedeutendste Arbeit, die in den letzten Jahren zur Geschichte dieses interessanten

Wir sehen, wie sich in dieser Sage seit Jahrhunderten nicht nur dem Gedankeninhalte nach, sondern auch in der Bildersprache die antike Idee der Wiedergeburt erhält, und wir werden sehen, wie diese Idee durch den Sänger der Kaiseridee am Eingang jener Jahrhunderte, die wir als Epoche der »Renaissance« zusammenzufassen belieben, in hochbedeutsamer Weise in den Mittelpunkt seines Weltgedichtes geſtellt wird.

Die kosmogonische Vorſtellung der Hierogamie unter dem Weltenbaume verklärt den Gedanken der Zusammengehörigkeit der gesamten Menschheit, indem sie ihn in die Sphäre der Harmonie zwischen Gottheit und Kosmos, in die Sphäre des Ideals des Allgemeinmenschlichen bannt. Wo immer dieser Gedanke in den Jahrtausenden geschichtlichen Lebens in jener Sphäre bleibt, wirkt er segensreich, indem er die Kräfte des Individuums weckt und ihnen hohe Ziele ſteckt. Aber — so will es die menschliche Unvollkommenheit — allzubald nimmt dieser Universalismus politische Färbung an. Dann verlangt er den Tod der Nationen; dann beginnt er seine öde, alles gleichmachende Arbeit; dann läßt er das individuelle und kulturelle Leben erſtarren. Die Weltreiche auf dem Höhepunkt ihrer politischen Macht offenbaren den Zuſtand kultureller Erschöpfung. Und der Egoismus, den das Weltreich dann verkörpert, teilt sich den ſtumpfgewordenen Massen mit. Ein Kampf aller gegen alle beginnt. Den Universalismus verdrängt das Chaos. Aber — so will es wieder der ewige Kreislauf der nenschlichen Dinge — in den chaotischen Zeiten erwacht erneut die Sehnsucht nach lem Allgemeinmenschlichen, nach dem Ewigen, nach einer inneren Wiedergeburt ler gesamten Menschheit aus der Gottheit ıeraus.

Stellt man sich auf diesen erhabenen tandpunkt, dann gewinnt die Jahrtausende lte Geschichte der Kulturländer des Erdreises der Alten eine imponierende Einheit. n den Mittelpunkt dieser Geschichte tritt er Gedanke des Heiles und der Erlösung, nd das erregende Moment des Weltgeschehens ird die Sehnsucht nach einer allgemeinen, ı Gott wiedergeborenen und ausruhenden lenschheit.

roblems geschrieben wurde. Wo ich mich im olgenden auf Burdach ſtütze, notiere ich seinen amen in [ ].

Im Gottkönigtum*) Babylons, das dem individuellen Leben keinen Spielraum ließ, war für das Allgemeinmenschliche kein Raum. Anders schon im Parsismus, wo der Universalismus sich mit der Vorſtellung vermählte, daß der Staat das im Universum allwaltende Prinzip des einen Guten nachahmen, daß die Menschheit sich nach dem Vorbilde des Lichtreiches neu ordnen müsse. Dann findet das exklusiv nationale Volk Israel den Weg zur Menschheit. Die Idee des Gottesſtaates und ihres Gegenbildes auf dieser Erde wird allmählich lebendig. Zugleich aber schaffte das kleine Volk der Hebräer den Begriff des Welterlösers, der die geläuterte Menschheit hinüberführen soll in das allumfassende Gottesreich des Friedens. Das Judentum vermählte sich mit dem Griechentume: es entſtand die Weltkultur des Hellenismus. In dieser Kultur wandelt sich erneut die Idee der universalen Herrschaft. Sie wird im Geiſte der platonischen Philosophie geläutert. Alexander der Große verknüpfte zum erſten Male mit dem von ihm für kommende Zeiten geformten imperialiſtischen Gedanken den antiken Humanitätsbegriff, der aus dem äſthetischen Empfinden der platonischen Philosophie hergeleitet wurde. In jedem Staate, so lehrte man jetzt, kann sich jede Individualität ausleben; in jeder Kultur kann sie deren Gesetze und Harmonien in sich selbſt zur vollendetſten Ausgeſtaltung bringen, kurz, überall kann sie das »Ich« zu einem äſthetisch befriedigenden Kunſtwerk erheben. Dieser allgemein menschliche Gedanke der Politik des Welteroberers ließ ihn in den Augen mancher geängſtigten Juden als den verheißenen Versöhner und Friedebringer erscheinen.

So vereinigte der wiedererschienene Dionysos, wie man den gewaltigen Makedonier nannte, den hellenischen Gedanken von dem göttlichen Adel der Menschenseele mit dem asiatisch-ägyptischen Glauben vom Gottkönigtum, mit den sittlichen Vorſtellungen und den messianischen Verheißungen der Juden zu einer neuen Idee, die faszinierend auf die Jahrhunderte wirkte. Das helleniſtisch-universale Königtum nimmt jetzt jene myſtische, oder, wenn man will, apokalyptische Färbung

*) Im Folgenden greife ich einige Leitsätze aus dem einleitenden Kapitel meiner Monographie »Karl der Große«, die für weitere Kreise berechnet iſt, heraus (Charakterbilder zur Weltgeschichte). Dieselbe wird im Herbſt erscheinen.

an, welche die Kaiseridee bis auf unsere Zeit mit ihrem poetischen, tiefsinnigen, erhabenen Zauber verklärte.

Aus der Beobachtung einer großen Umwelt, aus dem Bestreben, den Erdkreis der Alten zu einer großen Einheit umzugestalten, entwickelte sich in Rom die Erkenntnis des Allgemeinmenschlichen und damit zugleich ein gestaltungsfreudiger Individualismus. So schien das weltbürgerliche Humanitätsideal der hellenischen Weisen durch den tatengewaltigen Wirklichkeitssinn Roms Wahrheit werden zu sollen. Aber jene Vorstellungen von der Erhabenheit des Menschentums, die in Rom aus dem Geiste der Stoa wiedergeboren wurde, sind rationalistisch und entfernen sich bewußt vom Übersinnlichen und Göttlichen. Höher gestimmte aristokratische Kreise des republikanischen Roms berauschen sich an dieser Weltanschauung einer ästhetisch gerichteten Humanität. Diese barg aber die Keime der inneren Zersetzung. Zu bald ward der römische Universalismus durchsättigt von politischen Tendenzen — er ward zum Egoismus des uniformen Weltstaates. Bald folgt der Kampf aller gegen alle; aber in diesem Kampfe am Ausgange der republikanischen Zeit erwacht in der Seele des Jahrhunderts die bislang mühsam unterdrückte Erkenntnis des ungeheuren Zwiespalts zwischen Wollen und Vollbringen, das Gefühl der menschlichen Schwäche und Unvollkommenheit, das Bewußtsein der »allgewaltig herrschenden Schuld«. Riesengroß erhebt sich in der Zeit der Bürgerkriege der Begriff der Sünde, dem man bisher ängstlich auszuweichen strebte. Das Gefühl der Verschuldung erzeugt sodann das Verlangen nach Entsündigung und Wiedergeburt, nach einer mystischen Vereinigung mit dem göttlichen Allwesen. Es beginnt ein Zeitalter der Religiosität; eine neue Weltanschauung hebt an, deren Mittelpunkt das allgemeine Sehnen nach Erlösung, nach einem Ausruhen in Gott wird. In dieser Weltanschauung läutert sich dann das weltbürgerliche Humanitätsideal; es gewinnt neben dem ästhetischen den notwendigen religiösen Gehalt. Majestätisch erhebt sich hinter dem römischen Weltreiche der gewaltige metaphysische Hintergrund des lebendigen, von einem »göttlichen, allen Menschen ins Herz geschriebenen Gesetze« beherrschten Kosmos. Die Weltaufgabe Roms wird es, jenes göttliche Gesetz allüberall zur Herrschaft zu führen und dadurch den Kosmos zu befriedigen. Gepflegt von der unter der Führung des Poseidonios zum Religiösen sich rückwärts wendenden Stoa geht dieser Gedanke in das Bewußtsein der Menschheit über.

»*Magnus ab integro saeclorum nascitur ordo*« sang Vergil. Hier klingt die Vorbedeutung des Begriffes Renaissance schon ganz deutlich an: der Gedanke der Wiedergeburt des Jahrhunderts durch den Erretter Augustus. Der Ring der Zeiten hat sich geschlossen; ein goldenes Zeitalter mit einer erlösten und sittlich erneuten Menschheit hebt an. Auf den Münzen der Kaiser begegnet seitdem das Symbol der Wiedergeburt: der Phönix und die Legende: »*Felix reparatio temporum*«.

Die Vorstellung, daß das römische Reich als Abbild der göttlichen Weltregierung der gesamten Menschheit noch einmal den Frieden geben müsse und ganz allein ihn geben könne, erhielt sich mit wunderbarer Zähigkeit. Auf die kommenden Jahrhunderte des Mittelalters fällt der Riesenschatten des Imperiums. Und als wieder, wie dereinst in den Tagen der Triumvirn, ein furchtbarer Frevel ein unsagbares Schuldgefühl erzeugte, lebte erneut der allgemein menschliche Gedanke und mit diesem die Weltheilandsvorstellung wieder auf. Von dem Kaisertum des Augustus, das Sage und Weissagung verklärte, nimmt Einhard, von Orpheus, dem Heros der Mysterien der inneren Wiedererneuerung, nimmt die Sibylle Züge, die sie dem Bilde des ersten germanischen Cäsaren geben. Und wie dereinst Vergil gesungen hatte, daß der Ring der Zeiten sich geschlossen, daß eine erneute Menschheit sich goldener Zeiten erfreue, so dichtet jetzt ein karolingischer Sänger die Verse:

»Prospicit alta novae Romae mens arce Palemon,
Cuncta suo imperio consistere regna triumpho,
Rursus in antiquos mutataque saecula mores.
Aurea Roma iterum renovata renascitur orbi.«

Der Dichter legt hier, ganz im Sinne Vergils, allen Nachdruck auf die sittliche Erneuerung der Zeiten durch den Erretter Karl.*)

Wenn man wirklich von einer karolin-

*) Über die Bedeutung der Phönixperiode für die Erneuerung des abendländischen Imperiums handele ich im Anschluß an Burdach an anderer Stelle. Daß diese auf die erste Stadt des erneuten weltrömischen Reiches, auf die »zweite Roma« gedichteten Verse gebieterisch eine Umwertung der

gischen Renaissance sprechen darf, so kann man es nur in dem Sinne tun, daß man dabei an die Überwindung der Zeiten des Frevels und an ein Wiederaufleben der hohen Stimmung der augusteischen Friedensjahre denkt. Das Altertum selbst blieb mit seinen schönen Formen entweder nur zierliche Dekoration oder nur das Hilfsmittel, um tiefer in das Verständnis der lateinisch abgefaßten heiligen Schriften eindringen zu können. Einige Jahrzehnte zuvor gewährte dem Bischof Braulio die Beschäftigung mit der Antike in der Zeit des düsteren Greisenalters der Welt nichts anderes als einigen Trost. In der Vorrede zu den Werken seines Freundes Isidor von Sevilla finden wir die Worte: »*Quem (scil. Isidorum) Deus post tot defectus Hispaniae novissimis temporibus suscitans, credo ad restauranda antiquorum monumenta, ne usquequaque rusticitate veterasceremus* . . .« Zwischen dem, was das Wort »*restaurare*« in diesem Lobe und dem, was das Wort »*renasci*« in dem eben zitierten Verse ausdrücken will, liegt eine ganze Welt. Die Zeit schien sich seit Isidor erneuert zu haben; man war von der Überzeugung durchdrungen, daß der große Karl, den die Sibylle als wiedergeborenen Orpheus und als Messiaskaiser feierte, eine neue Ära begründet habe. Jene romantische, vom starken Zukunftsglauben getragene Stimmung der augusteischen Zeit lebt wieder auf, wie das auch aus Alcuins wundervoller Schilderung seines hochthronenden, die Welt befriedenden Kaisers hervorgeht. Zwischen der Beschäftigung eines Isidor und der eines Alkuin mit der Antike besteht äußerlich kein wesentlicher Unterschied, und doch war ein klaffender innerer Gegensatz vorhanden — die Worte »*restaurare*« und »*renasci*« deuten ihn an. Dort war die Beschäftigung mit der Antike nichts anderes als ein Hilfsmittel, um eine ermattete Zeit über den Jammer des Tages hinwegzutäuschen. Das Charakteristische dieser »karolingischen Renaissance«, dieses schüchternen Versuches demütiger Schüler, die antike Kultur, deren Inhalt ihnen noch fremd bleiben mußte, zurückzuerobern, war die »Selbsterneuerung und Selbsterhöhung«, die am Ende des Mittelalters, wie wir sehen werden, begleitet war von »nationaler Selbstbesinnung und Selbsterkenntnis [Burdach]«.

Die soziale Frage in Japan.

Von Dr. Robert Schachner, Professor an der Universität Jena.

Das Jahr 1869 hat die Bahn für ein modernes Japan geschaffen; die letzten Kämpfe für Altjapan und das Schogunat, die japanische Hausmeierei, waren geschlagen, die Periode Meji, d. i. die Epoche der Aufklärung, begann, eine altersgraue Entwicklung wurde abgeschnitten und fremden Staatsideen und fremder Kultur jäh Raum in Japan gegeben. Kaum irgendeine Revolution in der Geschichte ist wohl so radikal und so erfolgreich in der Erreichung der umkämpften Ziele gewesen, wie diese Umwälzung in Japan.

Es war freilich weder eine soziale Revolution noch eine Bourgeois-Revolution, sondern sie ging vom Adel aus und war von seinem Egoismus beherrscht. Wie noch nie die Sieger einer Revolution sich selbst bei der Verteilung der Früchte vergaßen, so konnte das von dem asiatischen Egoismus am wenigsten erwartet werden. Da die Folgen der Revolution die Anpassung an die überlegenen europäischen Staats- und Wirtschaftsverhältnisse waren, so suchte man in diesem Rahmen seine revolutionäre Tat belohnt zu finden.

heute üblichen Definition des Begriffes »Renaissance« verlangen, hatte ich bereits erkannt, bevor ich in ganz anderem Zusammenhange die höchst prägnanten und richtigen Sätze Burdachs las: »Das ganze Mittelalter hindurch leben diese chiliastisch-imperialistischen Ideen. Allerdings wandeln sie sich nach Zeiten und Ländern. Aber hinter allen steht die unauslöschliche Erinnerung an die überirdische Größe Roms, seiner Weltmacht und seiner Kultur, die ihrerseits nur das Erbe war der hellenistischen und orientalischen Weltherrschaft und Weltbildung. Und mit dieser Erinnerung lebt immer wieder die Sehnsucht auf, die verlorene Herrlichkeit dieser versunkenen Welt aus sich selbst nachzuschaffen: eine *nova Roma* zu gründen.«

Der Adel, der das neue Japan schuf, die Samurais von Satsuma und Choshu, von Tosa und Hizen betteten sich sanft.

Die Samurai bekamen ihre Belohnung für ihre Verdienste um die Wiederherstellung des selbständigen Kaisertums. Sie stellen die Minister, den Kern der Beamtenschaft, die Elitetruppe des Offizierkorps bis zum Unteroffizier hinab, stellen dank ihres Vermögens oder doch ihrer Bildung den besseren Kaufmannsstand und sind eng mit den maßgebenden Gewalten, die heute die Geschicke Japans leiten, durch Protektionswesen aller Art verbunden und verflochten.

Dieser alte Adel hat seine Stellung über dem Volke, den Heimin, bis heute noch nicht verloren, sondern bildet die führende Klasse, die dem Aufkommen eines Mannes aus dem Volke entgegensteht.

Er wußte auch jede Art von Verfassung, die doch nur eine Einschränkung seiner Macht bringen konnte, zunächst noch zwei Jahrzehnte hinauszuschieben. Es war erst im Jahre 1889, als die Staatsverwaltung in die Formen einer Verfassung gegossen wurde, wobei man vorsichtigerweise preußisches und belgisches Vorbild nachahmte.

Die Gleichheit der Staatsbürgerschaft in der Verfassung blieb eine ebenso leere Phrase, wie dies die gleiche Feststellung in den europäischen Verfassungen war, da nicht nur Tradition und Machtverhältnisse alte Bande aufrecht erhalten und neue schmieden, sondern auch, da an eine Einräumung gleicher staatsrechtlicher Befugnisse nicht gedacht wurde.

Die Volksvertretung änderte diesen ihren Charakter auch nicht, als sie durch das vielbesprochene Verfassungsgesetz im Jahre 1900 eine Umgestaltung erfuhr.

Dieses Verfassungsgesetz hat dem modernen Empfinden nur in einer kleinen Erweiterung der Beteiligung am Unterhaus ein Zugeständnis gebracht, ohne damit aber die Machtverhältnisse zu ändern. Auch nach diesem jüngsten Gesetz blieb das Oberhaus dem Einfluß des Adels völlig ausgeantwortet, das Unterhaus durch Steuerqualifikationen dem größeren Grundbesitz, dem größeren gewerblichen Unternehmertum, dem Großkaufmann und dem höheren Beamtenstand reserviert. Hier sind nicht nur die Arbeiter, sondern ganze gelehrte Berufsklassen, wie die Volks- und Mittelschullehrer, ebenso die jüngeren Beamten und alle Subalternbeamten, besonders auch die im Verkehrswesen, im Zoll- und im Sicherheitsdienst angestellten Personen durch den Zensus ausgeschlossen; jenes Handwerk und der Handel, die in Japan Haus für Haus beleben, stehen ebenso außerhalb des Wahlrechts wie die Schar der Handlungsgehilfen, Privatbeamten und viele andere, durch Bildung und Beruf zur Einflußnahme auf Politik und Staatswirtschaft qualifizierte Personen.

Dabei sind selbst in diesem bescheidenen Rahmen die Wahlen so in der Gewalthand der Mächtigen, daß die kaum zugelassene Volksmeinung nicht besser zur Vertretung kommt als in den Balkanstaaten. Graf Okuma klagte die Wahlbeeinflussung durch die Regierung und die Korruption im öffentlichen Leben auf das eindringlichste an, die erst jüngst bei dem Zuckerhandel wieder zutage trat, wobei mit Bestechung von Parlamentariern bankerotte Industrielle ihrer Fabriken durch ein staatliches Monopol los zu werden hofften; die Verhältnisse scheinen ihm so hoffnungslos und verfahren, daß er im Wahlrecht aller Gebildeten den einzigen Ausweg ersieht.

Nicht genug, daß die Volksmeinung kaum irgendwelche wirksame Vertretung hat, scheut man sich in den Parlamenten in japanischer Eitelkeit, patriotischer Kritiklosigkeit und aus Vorsicht gegenüber dem viel beanspruchten Geldmarkte, Gebreste offen zu zeigen, schleichende Übel aufzudecken und an die Gesundung des öffentlichen Lebens, wie der wirtschaftlichen Verhältnisse mit der notwendigen Rücksichtslosigkeit heranzutreten. Vielfach kommt es auch daher, daß die eine Hand die andere wäscht. So herrscht ein volksfremdes Parlament volksfremd über ein Volk.

*

Wie Alt-Japan aus den neuen Verhältnissen sich das Beste machte, so haben altjapanische Sitten und Gebräuche auch der modernen Wirtschaft einen günstigen Boden zur Ausbeutung durch jene an Bildung und Vermögen überlegenen Herren der verflossenen Epoche geboten.

Noch leben im Schoß der Familie Rechte und Gewalten fort, die modernem Rechtsempfinden widerstreiten. Die Zuerkennung der persönlichen Freiheit ist wirkungslos, wo die allmächtige väterliche Gewalt den Sohn zeitlebens bindet; wo das Weib, so lange es unverheiratet den Eltern, wenn verheiratet dem

Mann, wenn verwitwet dem Sohne blind zu gehorchen pflegt.

Noch sind die Zeiten nicht vorbei, wo die hungernden Eltern die Tochter, die Gatten ihre Frauen in die Laſterquartiere von Yoshiwari schicken, und diese willig, ja freudig gehen, um sich als gute Kinder oder Gattinnen zu zeigen. Ebenso vollzieht sich die Verdingung in die modernen Induſtrieſtätten. Hunderte von jungen Mädchen sah ich in einem Hüttenlager — compound möchte ich es nennen nach den Zwangslagern der Chinesen in Südafrika — einer Baumwollspinnerei im Norden Tokios, sie waren alle ihren Eltern gegen geringe Lohnvorschüsse abgehandelt worden und werden hier in einer Art von sklavenartiger Abhängigkeit während der mehrjährigen Kontraktzeit gehalten. Da die Stadt die alten Sitten zu lockern droht, so liebt man ihren Verkehr mit der Stadt nicht, schützt sittliche Fürsorge vor, um die sich sonſt der Japaner wenig bekümmert, und verbietet ihn und hält sich so eine mit wenigen Yen beschaffte, durch den väterlichen Willen selbſt willenlos gemachte Arbeiterschaft.

Eine neue Erkenntnis ſtieg auch aus dem reformierten Staatswesen noch nicht empor, denn gerade auch das moderne Bildungswesen hat die Erweckung individuellen Staatsbürgerempfindens nicht herbeizuführen vermocht, ja es wohl auch nicht bewirken wollen.

In der Schule hielt man an den alten japanischen Idealen von Tugend, Treue, Gehorsam und Familiendisziplin feſt, und man tut alles eher, als ihnen neue ethische Grundsätze gegenüberzuſtellen; dann iſt auch die intellektuelle Bildung, die auf der Schule gegeben wird, nicht genügend, um dem Volke zu eigenen Gedanken und damit zur Abkehr von den altgewohnten Anschauungen aus sich heraus die Möglichheit zu geben.

Vor allem ſteht die allgemeine Schulpflicht nur auf dem Papier. Gibt schon die Auflage eines Schulgeldes Anlaß, die Kinder entweder gar nicht zur Schule zu senden, oder sie bald wieder herauszunehmen, so lassen sich Eltern nicht abhalten, ihre Kinder zur Fabrik zu senden, wo immer sich Gelegenheit bietet, und der Staat hat nicht den Mut, das Familienbudget dadurch zu erschüttern, daß er das Kind dem Erwerbe entzöge, deshalb behandelt er die allgemeine Schulpflicht so leicht wie möglich. Endlich iſt auch die Lehrerschaft so schlecht besoldet, geringer als die Polizei, daß die Regierung nur wenig Vorbildung und Können bei dieser verlangen und noch weniger Berufsfreude erwarten kann.

Auch hat die japanische Gesellschaft für Bildungswesen ausdrücklich erklärt, daß die auf vier Jahre sich ausdehnende Schulpflicht völlig ungenügend iſt, da sie kaum ausreicht, die japanische Schrift zu lernen.

Unter diesen Umſtänden iſt es nicht zu verwundern, daß sich bei der wirtschaftlichen wie politischen Reform vielfach nur europäischer Schein einschlich und darunter veraltetes und korruptes asiatisches Wesen blieb. Diese Mißſtände konnten sich um so länger ihres Daseins erfreuen, als der Blick der Allgemeinheit des Inlandes wie Auslandes kaum auf sie fiel, da erſt revolutionäre Bewegungen, dann Kriege alle Aufmerksamkeit auf sich zogen.

Schwere Aufſtände: Die Higo-Rebellion im Jahre 1876, die Satsuma-Rebellion im Jahre 1877, der gefährlichſte Anſturm gegen das neue Regierungssyſtem, und die Saitama-Rebellion vom Jahre 1884 bedrohten den Beſtand der neugeschaffenen Herrschaft, und nach der Niederwerfung dieser inneren Gegner ging Japan daran, sein Preſtige nach außen zu ſtärken und eine Weltmachtſtellung zu gewinnen und zu befeſtigen. Dazu dienten ihm die Kriege mit China 1894/95 und mit Rußland 1904/05.

Glühende Vaterlandsliebe wie wirtschaftlicher Ehrgeiz vergaßen über diese Machtfragen alles, und so war es möglich, daß in den letzten 14 Jahren, die Japan zum Induſtrieſtaat machten und es durch Waffenglück zur Großmacht schufen, die Staatsregierung soziale Gerechtigkeit mißachten konnte. Auch das Ausland war von den Erfolgen so geblendet, daß es Japan gleichberechtigt als Genossen in seinen Kreis aufnahm, wo es doch nichts als Blut vergossen hatte. Es klingt wie bitterer Hohn, wenn Motono, der japanische Botschafter in Paris, sagte: So lange wir Japaner nur als ein Volk von Künſtlern galten, zählte man uns nicht mit. Seitdem die Welt eingesehen hat, daß wir auch Menschen töten, Armeen schlagen können, gelten wir als Großmacht.«

Nach den Anschauungen des 20. Jahrhunderts kann jedoch kein Staat als Kulturſtaat gelten, der sozialen Empfindens bar sich

um die wirtschaftliche Lage der Massen nicht kümmert, sondern diese im Elend verkommen läßt.

*

Der Kriegsruhm aber kam Japan teuer zu ſtehen, er leerte die Staatskassen, erschöpfte den Kredit und ſtellte an die Steuerfähigkeit des Volkes gewaltige Anforderungen. Wie die Schlachten mit den politisch Entrechteten geschlagen wurden, so müssen die finanziellen Bedürfnisse von ihnen gedeckt werden; war einſt das japanische Finanzwesen, als es unter Rathgens Mitwirkung reformiert wurde, auf direkte Quellen basiert, so iſt heute das Schwergewicht auf indirekte verlegt. Eine ſtarke Erhöhung der direkten Steuern hätte ja jene empfindlich berührt, auf deren gutem Willen und Wahlſtimme heute das japanische Staatswesen aufgebaut iſt. Indirekte Steuern finden auch willigere Träger und verhindern zu gleicher Zeit deren Anteilnahme am Regieren, die der direkten Steuer vorbehalten bleibt. Ohne Zweifel hätte die Erhöhung und Erweiterung der direkten Beſteuerung auch eine erhebliche Reform in der öffentlich rechtlichen Ehrlichkeit bedungen. All dies wies der indirekten Beſteuerung ihren Weg. Die Zusammensetzung des Parlaments spiegelt sich in der japanischen Steuergesetzgebung wieder.

Die Staatsschuldenlaſt von Japan wuchs vom März 1895 bis März 1909 von 300 Millionen Yen auf 2250 Millionen, die ordentlichen Staatsausgaben von 1895/96 von 67 auf 404 im Jahre 1909/10, wobei dort für den Anleihendienſt 24, hier 153 Millionen benötigt wurden. 7.20 M. Zinsen- und Tilgungsdienſt pro Kopf der Bevölkerung iſt für Japan eine hohe Laſt, wo England 9.50 M., Öſterreich-Ungarn und Italien 11.10 M., Deutschland 11.60 M. und Frankreich 20 M. bei ganz anderer Leiſtungsfähigkeit aufzubringen haben. Sein alter Gegner Rußland zahlt immer erſt 5.20 M.

Die Schulden sind mit Ausnahme von 383 Millionen Yen, die für wirtschaftliche Unternehmungen aufgenommen wurden, unproduktiver Natur. Jedoch auch in jener Summe ſtecken verkappte Militärausgaben, so für ſtrategische Eisenbahnen, die Errichtung ſtaatlicher Eisengießerei und anderes, das mit 100 Millionen Yen nicht zu niedrig gegriffen iſt. Kriegsrüſtung und Krieg allein erforderten gegen zwei Milliarden, von denen noch $1^2/_3$ Milliarden ungetilgt im Schuldbuch ſtehen. Daneben ſtellte sich die gemeindliche Verschuldung mit ihren Ansprüchen an den Säckel des Staatsbürgers. Sie ſtieg zwar nur von $10^1/_3$ Millionen im Jahre 1896 auf 100 Millionen Yen 1909, dafür befindet sich aber auch das japanische Städtewesen in einer bedauerlichen sanitären und polizeilichen Rückſtändigkeit, da Straßen-, Beleuchtungswesen und Einrichtungen öffentlicher Hygiene noch nicht ernſt genommen wurden. Das japanische Jahrbuch von 1907 schreibt auch von bedenklichen Mißbräuchen in der kommunalen Verwaltung, angesichts deren man es nicht tadelte, wenn die Städte zugunſten des Staates sich mit ihrem Finanzbedarf in bescheidenen Grenzen hielten. Daß von der ſtädtischen Schuld auch rund die Hälfte unproduktiv war, iſt ein Beweis für eine fehlerhafte ſtädtische Finanzpolitik. Freilich spielen die Gemeindelaſten heute noch keine Rolle, die irgendwie gegenüber den Staatslaſten in Betracht kommen.

Um das vervierfachte Staatsbudget zu decken, wurden zwar auch die direkten Steuern erhöht, immerhin bringen sie heute nur noch $^4/_{10}$, während sie 1895 noch [illegible] einbrachten.

Das direkte Steuerwesen hat also nur eine unzureichende Erweiterung erfahren, bei dieser sind obendrein sehr schwache Schultern, die ehedem frei blieben, erſt einer Belaſtung unterſtellt worden, während die höheren Einkommen und Vermögen nicht entsprechend progressiv erfaßt wurden.

Bei der ungenügenden Entwicklung dieser Steuerquellen, mußten die Abgaben vom Bedarf der Massen die klaffende Lücke im Staatshaushalt ausfüllen.

Das Schwergewicht fiel also auf jene Beſteuerung, die nicht nach der Leiſtungsfähigkeit bebürdet, sondern gleichmäßig Kopf für Kopf, ja oft die unteren in schlimmeren Verhältnissen, trifft. Wenn einmal Seddon, ein englischkolonialer Staatsmann des protektioniſtischen Neuseeland, die Forderung aufſtellte, daß der Frühſtückstisch des Arbeiters von Zöllen und indirekten Steuern frei bleiben müsse (und dieser englisch-auſtralische Frühſtückstisch iſt wohl beſtellt), so haben im Gegensatz dazu die japanischen Steuerpolitiker sorgfältig ſtudiert, was alles getroffen werden könne, was der kleine Mann in seinem Haushalt bedarf. Besonders die

Einführung der neuen Steuern nach dem russischen Kriege, die Kriegszuschlagssteuer von 1901, der Zolltarif von 1906, das Salz- und Tabakmonopol haben dies gezeigt.

Neue Zollprojekte sollen diese Lasten weiter erhöhen, mögen auch freihändlerische Staatsmänner wie Graf Okuma ihre warnende Stimme gegen diese Verteuerung der Lebenshaltung zugunsten der Landwirtschaft erheben. Die 1912 bevorstehende Revision der Handelsverträge wird der Hochschutzzollpolitik das Tor öffnen, eine ertragbegehrende Finanzpolitik steht daneben, und beides droht die Massen der Bevölkerung aufs neue zu bebürden.

Hohe Steuern oder Zölle wurden auf Hülsenfrüchte, die bei der vegetarischen Ernährung der Japaner eine große Rolle spielen, gelegt; die zu ihrer Bereitung wichtige Bohnensauce, Shoja genannt, bekam immer höhere Sondersteuern aufgelegt. Das Salz, das bei der Art der Ernährung eine größere Rolle als bei uns spielt, ist monopolisiert, ebenso der von Männern wie Frauen gleich begehrte Tabak. Das naschsüchtige Volk ist auch mit hohen Zuckersteuern schwer getroffen. Die Leidenschaft zum Sake, dem Nationalgetränk, wurde immer schwerer besteuert. Eine Verkehrssteuer traf infolge unglücklicher Tarifierung den Nah- und Arbeitsverkehr prozentual am schwersten. Eine Steuer auf Webwaren versteuerte auch noch die Kleidung, und eine erhöhte Arzneisteuer trifft den Arbeiter in seinen schlimmsten Tagen. Eine Geschäftssteuer belastet alles, was nur immer in den Verkehr kommt, und durch die Erhöhung der Grundsteuer wurden die Eintrittspreise zum Bad, einem Tagesbedürfnis des Japaners, und zum Theater, der einzigen Stätte, aus der ein Japaner edleren Gehalt in sein Leben bringen kann, verdoppelt und verdreifacht. Alles, was den Japaner nährt, tränkt, fortbewegt, pflegt und behaust und was ihm Genuß gibt, wurde um ein vielfaches verteuert.

*

Wir stehen in Japan vor einer in der wirtschaftlichen Weltgeschichte wohl unerreicht dastehenden raschen Steigerung der Kosten des Lebensunterhaltes.

Es wäre verfehlt, die Preissteigerung allein auf das Konto der Steuergesetzgebung zu schieben. Begonnen hat die Preissteigerung mit der siegreichen Beendigung des chinesischen Feldzuges, die Preise Japans paßten sich allmählich an die Weltmarktpreise an, ein allgemeiner wirtschaftlicher Aufschwung brachte steigenden Wohlstand und wachsende Kaufkraft; gleiches wurde durch die Erweiterung der staatlichen und kommunalen Tätigkeit mit Förderung der Gewerbe, wie des Verdienstes des Einzelnen bewirkt; die Löhne stiegen besonders in Berufen, deren Hände durch die Verdoppelung der Armeen und die Auswanderung nach Formosa verringert wurden. Die schlimmste und bedeutendste Fortsetzung dieser Preissteigerung ist aber durch die ungeheuren Geldbedürfnisse, die zu den Rüstungen, wie zur Führung des russischen Krieges benötigt wurden, erfolgt.

Dieser Verteuerung des Lebensunterhaltes stand keine gleiche Steigerung der Einkommen zur Seite. Während Calwer in berufsgenossenschaftlichen Betrieben in Deutschland seit 1895 bis einschließlich 1906 das Steigen des Lohnes um 37 bis 38 Prozent, des Warenpreisniveaus um 25 Prozent nachweist, scheint in Japan den Manen Karl Marx' geopfert zu werden. Das statistische Jahrbuch des japanischen Reiches hat dieses Mißverhältnis, wie es sich seit 1900 herausbildete, in einer graphischen Tabelle zur Darstellung gebracht. Die Preise sind von 1900 bis 1907 um 30 Prozent, die Löhne sind um 20 Prozent gestiegen. Erst die Krise des Jahres 1908 hat einen Preissturz veranlaßt, der dieses schlimme Verhältnis geändert hat.

Es sind nur sehr wenige Gruppen von Lohnarbeitern, die ihre Löhne entsprechend zu steigern vermochten; dazu gehören vor allem die städtischen Handwerker. Hier entstand bei dem Aufschwung der Industrie und des Handels, mit der Anlage von Fabriken, Hafeneinrichtungen, Gasanstalten usw., dann mit der Herstellung europäischer Amtsgebäude — freilich im häßlichsten Kasernenstil —, die in Tokio ganze Stadtteile neu erstehen ließ, ein großer Mangel an Arbeitern, der sich noch durch die günstigen Aussichten und hohe Löhne, die für diese Arbeiter in Formosa, in China, der Mandschurei, in Hawai und Amerika geboten wurden, vergrößerte. Zu geringem Arbeitsangebot stellte sich eine treffliche Organisation, die bestrebt ist, das vorhandene Material möglichst gleichmäßig und hochgelohnt zu beschäftigen.

Die Gilden, die hier seit alter Zeit beſtehen, sind mehr oder minder geheimer Art und legen ihren Mitgliedern die verschiedenſten Bedingungen auf, die deren Interessen, wie ihrem Arbeitsmarkt dienlich sind. So schreiben sie die Zahl der für einen Bau einzuſtellenden Arbeiter vor und binden ihre Mitglieder an gewisse Lohnhöhen und Arbeitszeiten. Es mag für viele Gebiete der Handwerkstätigkeit, die Löhne erreichten, wie sie in europäischen Staaten beſtehen, richtig sein, wenn geklagt wird, daß die Löhne außer Verhältnis zu dem Geleiſteten ſtünden und die Regierung gut tun würde, die krankhafte Begünſtigung der Auswanderung, mit der sie Korea, China, Java, Hawai und Nord- und Südamerika beglückt, im Interesse der heimischen Wirtschaftsverhältnisse aufzuhören. Doch liegen dieser von der japanischen Regierung mit bedeutenden Mitteln unterſtützten Politik Anlässe zu Grunde, die durch solche Erwägungen nicht berührt werden. Es gilt nicht nur Pioniere für den Export zu entsenden, sondern auch Spione in fremden Ländern zu halten und zu radikal demokratischen Forderungen neigende Volkselemente durch die Auswanderung unschädlich zu machen.

Gleichen Fortschrittes erfreuten sich die Dienſtbotenlöhne, aber auch hier iſt das Angebot in Gilden organisiert, die Arbeitsvermittlung üben, den Arbeitsvertrag regulieren und sich ihrer Mitglieder auf das sorgfältigſte annehmen. Hier entſtand mit der Mehrung europäischer Ansiedelung, wie Fremdenverkehrs, dann mit der Verbreitung des Wohlſtandes in gewissen japanischen Kreisen, so im Handel, der Induſtrie, mit der Zunahme der Beamtenschaft größerer Bedarf.

Diese Verbände umfassen männliche wie weibliche Angeſtellte. Teilweise sind sie so ſtraff organisiert, daß sie eine Art Boykott auf Nichtmitglieder auszuüben vermögen. Jeder Genosse hat bei Antritt einer Stelle eine, nach dem Ertrage dieser verschieden abgeſtuften Abgabe zu entrichten, der Kutscher bei einem Gesandten hat etwa 200 Yen, bei einem Großinduſtriellen 20—50 Yen an die Gildenkasse zu entrichten. Die Arbeitsleiſtung iſt genau fixiert: ein Koch darf kein Bad richten, ein Kutscher das Kind nicht spazieren fahren und ähnliches, bei europäischer Familie muß für jedes Kind ein Dienſtbote genommen werden. Schlechte Behandlung der Dienſtboten und andere Verſtöße gegen die Regeln der Gilden werden auch an der Herrschaft schwer geahndet, es fällt ihr sehr schwer, ohne Sühne eine neue Hilfe von der Gilde zu erhalten.*)

Auch in den Induſtrien mit hochqualifizierter männlicher Arbeit, wie der Maschinen- und Eiseninduſtrie, die mit dem Handwerk gleichſteht, iſt ausgehend von diesem eine erhebliche Lohnſteigerung erreicht worden. In diesen Induſtrien und Betrieben mit gelernten Arbeitern gelang es auch, Gewerkvereine nach europäischem Vorbild ins Leben zu rufen.

Überall da, wo Kinder- und Frauenarbeit möglich sind, iſt die Erhöhung der Löhne, wo überhaupt solche ſtattfand, eine äußerſt geringfügige beim Mann gewesen, bei Frauen und Kindern iſt vielfach eine Lohnſteigerung überhaupt nicht erzielt worden. In allen Induſtrien, wo Frauen- und Kinderarbeit sich breit machten, kam eine Organisation nicht zuſtande.

In den wichtigſten induſtriellen Tätigkeiten tritt uns aber eine ſteigende Anteilnahme der Frau entgegen. Dabei ſteht das weibliche Geschlecht im Gegensatz zu Deutschland prozentual hinter dem der Männer zurück.

1909	Männer	25,143,385
	Frauen	24,626,319
Formosa	Männer	1,642,670
	Frauen	1,489,430.

Ihr Andrang zur induſtriellen Tätigkeit iſt vor allem eine Folgeerscheinung der zeitweisen notwendigen Ersetzung der männlichen Arbeit, die im Felde ſtand oder dem Heere zu hochbezahlten Arbeitsdienſten gefolgt war. Die zunehmende Beſteuerung hat aber auch den Erwerb des Unterhaltes durch ein Familienmitglied erschwert, so daß Frau und Kinder beim Verdienen mithelfen müssen; daneben trat noch die bittere Not, die in der Heiminduſtrie durch die Konkurrenz der

*) Wie sehr die Gilden sich auch ihrer Mitglieder annehmen, geht aus folgendem köſtlichen Vorfall hervor: Ein Diplomat erzählte mir, daß er auf eine Nachfrage nach einem Koch eine unzureichende Person bekam, die ihm immer wieder trotz Reklamation bei der Gilde ins Haus geschickt wurde. Das Gildenoberhaupt klärte ihn auf Befragen dahin auf, daß er ja eine deutsche Frau habe, die Kochen lehren könne. Darüber belehrt, daß seine Frau eine Amerikanerin sei, bekam er die benötigte Hilfskraft ohne weiteres.

Fabriken erwuchs. Die Flucht vor der Arbeitstätigkeit in der Landwirtschaft, die bei niederen Löhnen und patriarchalisch unfreier Stellung zu 16 und 17 Arbeitsstunden kommt, wurde durch die Liebe zur Stadt gefördert, die die unbedachte Jugend ein härteres Los leichter in Kauf nehmen läßt.

Mit Deutschland verglichen, sehen wir in Japan, besonders in der Textilindustrie, eine weit größere Anteilnahme des weiblichen Geschlechtes und der Kinder.

Aber auch Tabakindustrie, Zündholzfabrikation und Buchdruckerei zieht in Japan die Frau mehr heran als in Deutschland.

Zudem finden wir Frauen in Berufe eingedrungen, an denen sie bei uns nicht, oder nur mit geringen Zahlen, teilnehmen. Wenn der Dampfer die Küste Japans zum ersten Male berührt, verwundert einen der Anblick kleiner, zierlicher Frauenhände, die des Schiffes Rumpf mit Kohlen füllen. Rasch gealtert, arbeiten die Frauen am hurtigen Werke, der Mühe eines kurzen Lebens. Auch an der Bergbau- und Verhüttungstätigkeit nehmen sie teil. Auch die Kinderarbeit beiderlei Geschlechts ist überall tätig.

Andererseits hält aber Sitte und Aberglaube die Frauen von Brennerei und Färberei ferne; in der Wäscherei ist die Art des Prozesses, das Schlagen mit Hölzern, wohl der Grund, warum er den kräftigen Männern zufällt.

In allen Industrien mit starker Anteilnahme der Frauen und Kinder haben sich die Löhne kaum bewegt. Dabei ist die Reichsstatistik mit größter Vorsicht zu gebrauchen; sie gibt ein zu günstiges Bild, indem sie alle Arten von Arbeitern zusammenwirft; da die besonders geschulten Arbeiter, Maschinisten, Vorarbeiter und Aufseher, eine erhebliche Lohnerhöhung zu erlangen wußten, teilt sich dies der Durchschnittszahl mit, die sonach für die gewöhnlichen Arbeiter viel zu hoch ist.

Meist aber haben die Löhne einen so tiefen Stand, daß eine kräfteerhaltende Ernährung ausgeschlossen ist.

Die beiden europäischen Gelehrten Dr. Kellner und Mori haben vor einem Dutzend Jahren Untersuchungen angestellt über die von den Japanern genommene Nahrungsaufnahme und gefunden, daß die unterste Klasse im Stande der Unterernährung sich befindet. Nach den heutigen Lohnverhältnissen ist selbst jene Unterernährung, die jene Gelehrten als den Durchschnitt der unteren Klassen aufstellten, nicht mehr in dem Bereich der Erschwinglichkeit vieler Gruppen der Industriearbeiter, die eine ganz andere Qualität und Quantität von Arbeit leisten, als sie zur Zeit jener Erhebungen das Volk beschäftigte.

Ein Bild aus diesem Elend ist es, wenn in Ashio, dem Sitz der berühmten Kupfermine, uns die nakten Gestalten der Bergleute begegnen, die in Winterkälte, in Sturm und Schnee kilometerweit ihren Heimweg machen. Notgedrungene Bedürfnislosigkeit, nicht sorglose Unbedachtheit um Gesundheit und Leben! Sie wissen wohl, daß sie es büßen müssen, daß bald die Lungenschwindsucht ihre Brust zusammenkrampft. (Schluß folgt.)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Nanking.

Zur Geschichte Zentralasiens im Mittelalter.

Die Forschungen der letzten Jahre in dem chinesischen Turkestan, das von den Chinesen Sin-Kiang (Neue Grenze) genannt wird, haben ein bis jetzt [gä]nzlich unbekanntes Gebiet der Geschichte teilweise [au]fgeklärt. Während man schon seit fast zwei Jahr[ta]usenden die Gefahr der beweglichen Sanddünen [i]m Westen der großen Mauer kennt, von denen das [S]hu-King (kanonisches Buch der Urkunden in [r]ythmisch-poetischer Form) schon spricht, hören [wi]r doch zuerst von dem chinesischen Pilger Hiuen [Ts]ang aus dem 7. nachchristl. Jahrhundert von einer [vo]m Sand zerstörten Stadt. Marco Polo dagegen im 13. Jahrhundert spricht zwar von den gewaltigen Sandwolken der Wüste, aber er weiß nichts davon, daß sie wie ein großes Leichentuch einst blühende Städte bedecken. In unserer Zeit hat zuerst der englische Reisende Johnson im Jahre 1865 davon erzählt, daß die Sandwogen, die sich bis zu einer Höhe von 70 bis 130 Meter erheben, mehr als 360 Städte in der kurzen Zeit von 24 Stunden begraben haben. Dann beginnen die Nachrichten über die sandbegrabenen Städte des chinesischen Turkestan reichlicher zu fließen. Sir Douglas T. Forsyth, der russische Reisende Dr. Albert Regel können vieles davon berichten. Zahlreiche Manuskripte in unbekannten Sprachen aus diesen Gebieten werden

nach Indien gebracht, von denen aber viele das Werk eines Fälschers, eines gewissen Islam Akhun sind. Dann kommen gegen das Ende des 19. Jahrhunderts und im Beginn des zwanzigsten die großen erfolgreichen und ganz neue Kulturwelten erschließenden Reisen Sven Hedins, Aurel Steins, die von Klementz, der von der russischen Akademie in Petersburg ausgeschickt war, die von Pumpelly, Ellsworth, Huntington, von Grünwedel und von le Coq und endlich die französische Mission Pelliot und anderer mehr. Über alle diese Reisen spricht in kurzer übersichtlicher Weise der bekannte französische Sinologe Henri Cordier im »Journal des savants« vom Mai und Juni dieses Jahres. Und auf Grund der Resultate aller dieser Forschungsreisen und der Studien, welche hervorragende Sinologen, namentlich Edouard Chavannes, über die aus Zentralasien heimgebrachte Fülle von Aufzeichnungen veröffentlicht haben, schließt er seiner Übersicht über die Forschungsreisen einen kurzen Abriß der Geschichte Zentralasiens im Mittelalter an, den wir hier wiederholen wollen. Denn, obwohl wir in den von R. Stübe für den neuesten Band von Ullsteins Weltgeschichte verfaßten Abschnitten (III. Orient »Die Reiche der Indogermanen in Asien und die Völker Zentralasiens«, namentlich S. 427—455 »Die Staaten der Türken und Mongolen«) bereits eine brauchbare Zusammenfassung der historischen Ereignisse in jenen Gebieten besitzen, so tritt sie doch gegenüber den noch neueren Darlegungen Cordiers zurück, der in der Lage war, eine ganze Reihe von Arbeiten und Dokumenten zu benützen, die der Öffentlichkeit noch nicht zugänglich gewesen sind.

Im dritten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung rivalisierten zwei Völker im Norden Chinas um die Macht, das damals in verschiedene Staaten zerfiel, die unter der wankenden Oberherrschaft der Fürsten des Reiches von Tcheou (T'su) standen: diese beiden rivalisierenden Völker waren die Hiung Nu, die im Norden der Provinz Shan-Si bis zum Barkul-See wohnten, und die Yue-Tschi in der heutigen Provinz Kansu. Die Hiung-Nu waren ursprünglich den Yue-Tschi unterworfen gewesen, hatten diese aber zum erstenmal am Ende des dritten Jahrhunderts und ein zweites Mal im Jahre 177 v. Chr. besiegt. Im Jahre 165 v. Chr. wurden die Yue-Tschi aus ihrem Heimatlande Kansu vertrieben, zogen nach Kutscha im Norden der Wüste Gobi, stießen auf die Wu-Suen, die das Flußgebiet des Ili und seiner beiden südlichen Zuflüsse, des Tekes und des Kunges, bewohnten, schlugen sie, überschritten den Issyk Kul (See) und teilten sich in zwei Teile: die kleinen Yue-Tschi, die sich mit den Tibetanern vermischten, und die großen Yue-Tschi, welche sich Kashgars bemächtigten und die Sakas im Jahre 163 v. Chr. von da vertrieben (Über die Sakas und die nach ihnen benannte indische Zeitrechnung schneibt jetzt Fleet im Juliheft des »Journal of the R. Asiatic Society«). Die Yue-Tschi wurden dann von neuem von den Hiung-Nu, welche es mit den Wu-Suen gehalten hatten, geschlagen, und zogen sich nach Süden, wo sie im Süden des Oxus (Amur Daria) ein Reich gründeten. Die Sakas oder Saks, die le Coq zu den iranischen Völkern rechnet, flohen nach dem Nordwesten von Indien, okkupierten Sindh und das Punjab und vermischten sich dann möglicherweise mit den Yue-Tschi.

Alexander der Große hatte, nachdem er sich in den Jahren 330 bis 328 v. Chr. Persiens bemächtigt hatte, die Indus-Region in den Jahren 327 bis 325 erobert. Die von ihm gebildeten drei Satrapien, Bactriana, Ariana und India, fielen nach seinem Tode Seleucus Nicator zu. Aber bereits im Jahre 304 mußten die Nachfolger Alexanders aus dem das heutige Kabul, Herat und Kandahar umfassenden Gebiete weichen, das von Tschandragupta (Sandrakottos, okkupiert wurde, dessen Enkel Açoka, genannt Piyadasi, durch seinen religiösen Eifer als Vorkämpfer des Buddhismus in Indien eine Weltberühmtheit geworden ist.

Die Yue-Tschi machten im Jahre 120 v. Chr. der griechischen Herrschaft in Zentralasien ein Ende, bemächtigten sich des Saka-Königreiches des Soter-Megas (60 v. Chr.), eroberten Kashmir, mußten aber dann ihr Reich nach und nach in die Hände von Hindufürsten fallen sehen, bis sie im 5. Jahrhundert unserer Zeitrechnung vor den weißen Hunnen gänzlich verschwanden. Diese Yue-Tschi, Tokharen oder Indoskythen haben eine bedeutende Rolle in der Kulturgeschichte Zentralasiens gespielt (s. auch Stübe b. Ullstein III, S. 373). Denn sie waren wahrscheinlich die Vermittler des Verkehrs zwischen China und dem Okzident, und sicherlich ist durch sie der Buddhismus in das himmlische Reich eingeführt worden. Ihre Schrift ist von dem Berliner Gelehrten F. W. K. Müller entdeckt worden, der sie für indogermanisch hält und sie mehr den europäischen Sprachen der arischen Gruppe nähert.

Nachdem die Yue-Tschi aus ihren alten Gebieten ausgezogen waren, lag keine Macht mehr zwischen ihren Vertreibern, den Hiung-Nu, und dem Reich der Mitte. So kämpften denn in den zwei Jahrhunderten vor Christus, unter den chinesischen Dynastien der Tsin und Han, China und die siegreichen Hiung-Nu fortgesetzt miteinander. Denn die Hiung-Nu scheuten sich auch nicht, in das eigentlich chinesische Gebiet überzugreifen. So mußte Shi Huang-Ti, der erste erhabene Kaiser des dritten Jahrhunderts v. Chr., an den nördlichen Grenzen des Tsin-Reiches jene gewaltige Mauer errichten, die die heutigen Generationen noch bewundern: die große chinesische Mauer oder die Mauer der 10,000 Lis.

Im zweiten Jahrhundert v. Chr. sandte der Han-Kaiser Wu einen gewissen Tchang-Kien zu den unversöhnlichen Feinden der Hiung-Nu, zu den Ta Yue-Tschi — die er noch in dem Ili-Gebiete glaubte, während sie bereits nach Sogdiana ausgezogen waren —, um diese zu einer Allianz gegen die Hiung-Nu zu bewegen. Tchang-Kien, der sich im Jahre 138 v. Chr. auf den Weg machte, fiel sogleich in die Hände der Hiung-Nu, konnte nach Ferghana entfliehen und erreichte die ausgewanderten Yue-Tschi in dem Gebiet zwischen Syr-Daria und Amur-Daria, wo sie ihre Kämpfe mit ihren früheren Gegnern längst vergessen hatten. Der Gesandte kehrte im Jahre 126 nach China zurück, nachdem er eine neue Gefangenschaft bei den Hiung-Nu erlitten hatte. Diese Reise hatte zwar keine unmittelbaren Folgen, aber sie hatte doch eine große Wichtigkeit für später. Denn die Chinesen wandten sich nunmehr

nicht mehr auf der nördlichen Route und durch das feindliche Gebiet der Hiung-Nu nach dem Westen zu, sondern folgten der Route der Tien-Schan Gebirge; und da das Ili-Tal im Jahre 115. v. Chr. neuerdings wieder von den Wu-Suen okkupiert war, wurde Tchang-Kien noch einmal zu den Wu-Suen geschickt, die den chinesischen Gesandten zwar sehr freundlich aufnahmen, sich aber doch nicht stark genug fühlten, um sich mit dem chinesischen Herrscher zu verbinden. Wu hatte übrigens auch Kansu durch eine gewaltige Verteidigungslinie befestigt, um von da auch Vorstöße in der Richtung des Lob-Nor machen zu können. Diese Verteidigungslinie ist von Aurel Stein genau erforscht und beschrieben worden.

Mit dem ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung beginnt die Machtstellung der Hiung-Nu vor der der Chinesen zurückzuweichen. Die Hiung-Nu ziehen nach Westen, wo sie unter dem Namen »Hunnen« eine neue Berühmtheit erwerben. Durch die Arbeiten des Sinologen Friedrich Hirth von der Columbia-Universität ist festgestellt, daß die Hunnen und die Hiung-Nu zu einer Familie gehören. In der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts verteilten sich die Hunnen in zwei Zweige; eine Gruppe, an deren Spitze später Attila stand, zieht verwüstend durch Europa, und ihre furchtbare Woge bricht erst im Jahre 451 auf den katalaunischen Gefilden an den kompakten und disziplinierten Massen der Römer unter Aëtius, der Westgoten des Theodorich, der Franken und der Burgunden, die der Selbsterhaltungstrieb gegenüber dem zerstörenden Ansturm barbarischer Asiaten zusammengeführt hatte. Der andere Zweig der Hunnen zerstört das Königreich Kushan von Kabul, das Königreich von Gandhara und das Gupta-Kaiserreich. Diese Hunnen unterwerfen den sassanidischen Herrscher Peroz im Jahre 484 und gründen unter dem Namen »weiße Hunnen« oder Hephthaliten in Zentralasien ein gewaltiges Kaiserreich, dessen Hauptstadt Badakschan im Osten des heutigen Faizabad war. Aber im . Jahrhundert unterliegt das neue Reich den Angriffen der westlichen Tu-Kiue (Türken), die damals mit dem König von Persien verbündet waren. Die Tu-Kiue, deren Schrift nach Müller eine semitische ist, und über deren Religion wir noch nichts wissen, waren, wie übrigens auch die Hephthaliten Untertanen der Yen-Yen (Juan-Juan) gewesen, deren Haupt im Norden des Tien-Shan residierte, und deren Macht von Karashar bis zu dem nördlichen Korea gereicht hatte. Früh im 6. Jahrhundert hatten die Tu-Kiue das Joch der Yen-Yen abgeschüttelt. Nach einer Periode von großer Macht sahen die Tu-Kiue nach hundert Jahren ungefähr ihren Einfluß auf die Uiguren übergehen, die anfangs unter dem Namen der Tötös bekannt gewesen sind. Die Uiguren gingen ebenfalls auf die alten ursprünglichen Hiung-Nu zurück; sie hatten mehrere Hauptstädte, eine in der Nähe von Turfan, später Kara Balgasar am Orchon. Le Coq sagt von ihnen, daß sie eine Mischrasse waren aus skythischen, iranischen und türkischen Elementen zusammengesetzt. Ihre Sprache war ein türkischer Dialekt, der sich dem der Tu-Kiue näherte. Sie sind der erste türkische Stamm, der zu einem hohen Kulturgrade vorgeschritten war. Ihre Mehrzahl bekannte sich zu Buddha. Es gab aber auch unter ihnen zahlreiche Manichäer und nestorianische Christen. Noch für das Jahr 982 n. Chr. werden manichäische Uiguren von dem chinesischen Gesandten Wang-Yen-tö in Turfan bezeugt. — Wie schon bemerkt, haben die Chinesen unter dem Kaiser Wu-Ti (140 bis 87 v. Chr.) ihre Expeditionen nach dem Westen begonnen. Im ersten Jahrhundert unserer Zeitrechnung eroberte der berühmte chinesische General Pan-Tschao das ganze Tarim-Becken, das aus den Wasserläufen gebildet ist, welche die Städte im Süden der Tien-Schan-Gebirge umfließen, und die alle dem Lob-Nor ihr Wasser zuführen. Hier waren Städte und Königreiche wie Khotan, Yarkand, Kashgar, Aqsu, Karaschar, Uch-Turfan, Kutscha usw. Aus dieser Periode stammen auch die Nachrichten über den Handelsweg der Seide, die der mazedonische Kaufmann Maës-Titianus — Conrady, »China« in Ullsteins Weltgeschichte III spricht von »mazedonischen Commis Voyageurs«, die bis China kommen — dem Marinus von Tyrus, unter Trajan und Hadrian) gab, und die uns Ptolemäus überlieferte. Diese Route führte von Hierapolis am Euphrat über Hekatompylos, Aria und Margiana (Merv), dann im Norden des Bergdistrikts von Sarafschan und Karategin zu den Weidetriften des Alai-Plateaus. Dann gelangte man zu dem Tarim-Becken und zu der großen Straße, die Kashgar mit Ferghana verbindet.

Ein Sinken der chinesischen Macht in Zentralasien beginnt im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung unter dem Kaiser Ngan-Ti (107—120) aus der späteren Han-Dynastie. Im 3. Jahrhundert versuchte dann der Kaiser Wu-Ti (265—290) des geeinigten Reiches den Einfluß des himmlischen Reiches im Tarimbecken wieder herzustellen. Aus dieser Zeit sind uns bedeutende archäologische Überreste, die von dem Einfluß Chinas in dem Gebiet zeugen, bewahrt.

Mit der Zerstörung des Reiches der westlichen Türken durch China in den Jahren 658—659 n. Chr. war auch die Macht der Söhne des Himmels über den Oxus bis zum Indus vorgedrungen. Niemals hatte China weiter nach Westen geherrscht. Aber innere Schwierigkeiten während der Regierung der Kaiserin Wu-Heou, die beginnenden arabischen Eroberungen und namentlich die Okkupation von Kashgar (670—692) durch die Tibetaner, wodurch die Pamir-Route den östlichen Eroberern verschlossen wurde, machten die Herrschaft Chinas in den entfernten Gebieten gänzlich illusorisch, obwohl im Jahre 147 der chinesische General Ko-Sien-Tche über die Pamir-Route hinaus den Weg nach Kashmir für die Chinesen gewonnen hatte. Eine solche Expedition wäre heutzutage unmöglich, da die Engländer durch ihre Okkupation des Tales des oberen Oxuslaufes jede Invasion von Norden aus in das Indus-Becken verhindert haben.

Der Oberherrschaft der Tibetaner im 8. Jahrhundert folgte die der Uiguren, die sich von Pei-Ting (Gutschen) bis Aksu ausbreitete. Im 10. Jahrhundert trat Satok Boghra-Khan, der von Issyk-Kul bis Kashgar herrschte, zum Islam über.

Gleichzeitig haben im Jahre 907 die östlichen Tartaren, die Khitan, die tongusischen Ursprungs sind, in Nordchina die Dynastie der Leao (Liang) gegründet, die nacheinander in der Mandschurei

und zu Peking herrschte. Im 12. Jahrhundert trieb ein anderer tungusischer Stamm, die Ju-chen (Niu-Tchen), die vorhergenannten Leaos gegen Westen; diese bemächtigten sich Kashgariens und gründeten dort die Dynastie der westlichen Leao (Si-Leao) oder der Kara-Khitans. Die Ju-chen (Niu-Tchen), die sich ebenso in Peking festgesetzt hatten, hatten im Norden Chinas ein Reich gegründet, während die chinesischen Herrscher aus der Sung-Dynastie, die nach Süden getrieben worden waren, in Tsche-Kiang und zu Hang-Tschu, das nunmehr Lin-Ngan hieß, herrschten. Die westlichen mittelalterlichen Schriftsteller gaben diesen beiden chinesischen Reichen die Namen Namzi und Cathay, der heute noch im Russischen geblieben ist.

Und nachher werden alle diese Königreiche und alle diese Völker von der furchtbaren Woge der kriegerischen Organisation, welche im Süden des Baikals Tschingizkhan und seine Erben in den Mongolen-Gebieten gebildet haben, hinweggeschwemmt. So entsteht im 13. Jahrhundert an ihrer Stelle ein ebenso ungeheures als ephemeres Kaiserreich, das vom östlichen Asien bis nach Europa reicht. In dem Kampf um die Hegemonie Asiens auf der großen Weltroute, die vom Westen nach Osten führt, haben die Chinesen den endlichen Sieg davongetragen. Aber über sie ragt siegreich als ein Symbol des Friedens und der Konservierung inmitten aller kriegerischen Verwüstungen das Bild des Buddha, der die Spuren der von ihm abhängigen Kunst und Literatur in den Sandwüsten Turkestans hinterlassen hat.

Mitteilungen.

In den unter Nr. 15 vereinigten Pergament- und Papyrusfragmenten, die bei der Verlosung der im Geschäftsjahre 1907/08 erworbenen Ankäufe des deutschen Papyruskartells der Universitätsbibliothek zu Gießen zugefallen waren, hatte der dortige Privatdozent der praktischen Theologie, Lizentiat Paul Glaue, vor Jahresfrist Teile der gotisch-lateinischen Bibelübersetzung aus dem fünften Jahrhundert aufgefunden und sie zusammen mit Professor Karl Helm in der Zeitschrift für die neutestamentliche Wissenschaft und dann im Sonderdruck veröffentlicht (Das gotisch-lateinische Bibelfragment der Universitätsbibliothek zu Gießen; Gießen, Alfred Töpelmann). Jetzt hat er Reste einer in Ägypten angefertigten griechischen Übersetzung des samaritanischen Bibelwerks entdeckt. Damit ist bewiesen, daß die samaritanischen Gemeinden in Ägypten eine griechische Übersetzung der fünf Bücher Mosis besaßen. Die aufgefundenen Bruchstücke, die von demselben Fundort stammen, wie die gotisch-lateinische Übersetzung werden für die Rekonstruierung des ältesten alttestamentlichen Bibeltextes erhebliche Hilfe leisten können.

*

Die vom Deutschen Volkswirtschaftlichen Verbande herausgegebenen »Volkswirtschaftlichen Blätter« behandeln in ihrem letzten August-Doppelhefte die Beziehungen zwischen Kunst und Volkswirtschaft. Das Heft beginnt mit dem Berichte über die in der Ortsgruppe Berlin des Verbandes abgehaltene Diskussion über das Thema: Die Stellung der Kunst in der Volkswirtschaft und bringt die Reden der beiden Berichterstatter, des inzwischen verstorbenen Geh. Admiralitätsrates Professor Dr. Ernst von Halle und des Geh. Regierungsrates Dr. Muthesius, sowie der Diskussionsredner Dr. Heiß, Ottomar Beta, Professors Peter Behrens, Dr. Guradze, Dr. Prange, Dr. Krueger und Dr. Wendlandt. — Der Verbands-Geschäftsführer Dr. H. E. Krueger erörtert die Beziehungen zwischen Ästhetik und Nationalökonomik, insbesondere im Hinblick auf die Ethik. — Der Privatdozent an der Universität Halle Dr. Hellmuth Wolff beschäftigt sich in seinem Aufsatze »Ästhetik und Wirtschaftslehre« mit den rein praktischen Beziehungen, die der Begriff des Schönen eingehen muß, hebt hervor, daß die Wirtschaftslehre sich der Gebrauchsidee fern gehalten und die Ästhetik nicht gepflegt habe, und schließt mit dem Satze, daß der Zustand des Latenten für die Ästhetik überwunden sein wird, sobald die Wirtschaftslehre die Gebrauchsidee auf ihren rechten Platz gestellt hat. — In seinem Aufsatz »Industrie, Ästhetik und Heimatschutz« sucht Alexander de Corti nachzuweisen, daß die Gegensätzlichkeit von Industrie und Ästhetik ihren Ausgleich in einer Synthese findet, und zieht hierfür ein Beispiel aus der Baukunst, das flache Dach, herbei. — Regierungsassessor Dr. Cl. Heiß schreibt über Talmikunst und Talmiindustrie. Dr. Heinrich Pudor macht praktische Vorschläge zur Erzielung von Qualitätswaren; er will Kontrollämter für Fertigfabrikate eingeführt wissen und tritt für eine Geschmacksbildung des Kaufmanns ein. — Dr. Heinz Potthoff spricht von Konsumenten-Ausstellungen, Dr. M. Wagner von Sozialem in bildender Kunst und Literatur. Schließlich beschäftigt sich Dr. Ernst Bernhard mit den wirtschaftlichen Voraussetzungen kunstgeschichtlicher Entwicklungen und der Ableitung primitiver Kunstformen aus wirtschaftlicher Tätigkeit. — Den Schluß des Heftes bilden Mitteilungen aus dem Verbande, Literaturberichte und der Sprechsaal.

*

An der Internationalen Industrie- und Gewerbeausstellung in Turin, die vom April bis Oktober 1911, zur Fünfzigjahrfeier der Proklamation des Königreichs Italiens, stattfinden wird, beabsichtigen u. a. bisher die chemische, die elektrische, die Lederwaren-, die Maschinen-, die Musikinstrumenten- und die Papier-Industrie Deutschlands, das zur Zeit die größte Einfuhr nach Italien hat, sich zu beteiligen. Das deutsche Komitee hat seinen Sitz in Berlin NW. 6, Lindenstr. 33 I, daneben hat sich ein sächsisches Komitee in Dresden gebildet. Die Turiner Handelskammer hat einen Preis von 50,000 Lire für die Erfindung oder Entdeckung ausgeschrieben, die für die praktische Volkswirtschaft in irgend einer Weise von größtem Nutzen ist. Die Bewerbungen um diesen Preis sind bis zum 31. März 1911 einzureichen.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.	4. Jahrgang Nr. 39 24. September 1910	Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Italien und die Reformationsbewegung des 16. Jahrhunderts im Lichte der neueſten Forſchung.

Von Karl Benrath, Profeſſor an der Universität Königsberg.

Die alte Klage, wie ſie einſt jenſeits der Alpen ertönte: »Den Fremden überlaſſen wir es, die Erinnerungen unſerer Vergangenheit zu ſammeln, und legen ſelber nicht Hand an« — ſie iſt gegenſtandslos geworden für die meiſten Gebiete der dortigen Geſchichte, ſeit das geeinte Italien es als ſeine Pflicht erkannt hat, für die Pflege der hiſtoriſchen Studien energiſch einzutreten. Die »Königlichen Deputationen für vaterländiſche Geſchichte«, wie ſie für Venetien, die Lombardei, die Emilia usw. bis nach Sizilien hin gegründet und mit umfaſſenden Publikationsorganen und -mitteln ausgerüſtet worden ſind, haben aus den unerſchöpflichen Quellen maſſenhaft Stoff an das Tageslicht gebracht, und wenn es bei der Geſchichte lediglich darauf ankäme, möglichſt viel Material vorzulegen, ſo würde man dem jungen Italien vielleicht die Palme unter allen Nationen darreichen.

Auf einem der Gebiete italieniſcher Geſchichte iſt jedoch jenſeits der Alpen auch neuerdings im Lande wenig geſchehen — dem der Erforſchung der religiöſen Bewegung im 16. Jahrhundert. Was da vorliegt, verdankt man zum größten Teile bis heute noch auswärtigen Bearbeitern. Seit der Schotte Thomas M'Crie im Jahre 1827 ſeine »Geſchichte der Verbreitung und Unterdrückung der Reformation in Italien« herausgab, hat es ungefähr 40 Jahre gedauert, bis ein Einheimiſcher, Ceſare Cantù, mit den »Eretici d'Italia« 1865 antwortete, und der Anfang einer weiter greifenden Darſtellung, die auch formell Höheres leiſten ſollte als Cantù's *disjecta membra*, iſt dann von dem Profeſſor an der Waldenſerfakultät in Florenz, Emilio Comba, in dem Torſo gebliebenen Werke »I nostri Riformatori« gemacht worden, deſſen erſter Band 1895, deſſen zweiter Band 1897 erſchien.

Das ſind die beiden einzigen bis zum Ende des 19. Jahrhunderts von italieniſchen Gelehrten dargebotenen bezw. beabſichtigten Geſamtdarſtellungen der Bewegung, welche Ranke in den »Päpſten« unter den Begriff von »Analogien des Proteſtantismus« bringt. Natürlich finden ſich diejenigen eingeborenen Hiſtoriker, welche überhaupt die Geſchichte Italiens im 16. Jahrhundert darſtellen, auch in einer gewiſſen Notwendigkeit, die religiöſe Bewegung der Zeit zu berückſichtigen; aber das iſt ein den meiſten wenig ſympathiſcher Gegenſtand, und tiefer geht nur einer darauf ein, nämlich Giuſeppe de Leva in ſeiner

»Geschichte Karls V. in ihren Beziehungen zu Italien«, im dritten und vierten Bande (1875 und 1881).

So ist es denn tatsächlich im wesentlichen Nichtitalienern aufbewahrt geblieben, auf diesem Gebiete zu forschen und darzustellen, und das ist, wie schon von M'Crie, weiterhin von Franzosen, wie Jules Bonnet, und Deutschen, wie Sixt, auch von einer englischen Dame, Mrs. Young — mehr oder minder alle von konfessionellem Interesse dazu geführt — in einer Reihe von monographischen Beiträgen erfolgt. Diese Tatsache scheinen maßgebende Kreise in Italien nun doch schließlich als nicht normal angesehen zu haben, und um in den Kreisen dortiger Historiker die Beschäftigung mit der Geschichte der Reformation im eigenen Lande anzuregen, ist vor einigen Jahren ein Wettbewerb mit beträchtlicher Preisfestsetzung ausgeschrieben worden. Welch ein unerwartetes Resultat diese Konkurrenz gebracht hat, werden wir unten hören.

Inzwischen wurde in den letzten Jahren die Arbeit auf dem Gebiete der religiösen Bewegung im 16. Jahrhundert — und zwar wieder von Deutschen — nicht unwesentlich gefördert. Aber im Gegensatz zu den meisten früheren Bearbeitern der Quellen, welche speziell die »Analogien des Protestantismus« im Auge hatten, richten diese Männer in erster Linie ihre Aufmerksamkeit auf die im Gehege der katholischen Kirche Verbleibenden, diejenigen, welche in Beziehung auf das Konzil von Trient von Bedeutung sind. Die hier in Betracht kommenden Arbeiten finden ihren Sammelpunkt in dem großartigen Publikationswerk der Görresgesellschaft über das Konzil selbst. Es ist ja bekannt, wie lange schon und wie dringend der Wunsch bei allen Historikern, deren Studien in den Zeitbereich des Konzils fallen, sich geltend gemacht hat, daß doch endlich dessen Akten in dem Umfange, wie es moderner Geschichtsforschung erforderlich scheint, *publici juris* gemacht werden möchten. Denn darüber konnte ja keine Meinungsverschiedenheit sein, daß weder ein Sarpi noch ein Pallavicini mit seiner Geschichte des Konzils, noch Leplat mit seiner umfangreichen Sammlung von »Acta« desselben genügten. Andrerseits ist das Münchener Unternehmen der »Monumenta Tridentina«, wie erst von Druffel 1884 es unternahm und dann Brandi fortsetzte, viel zu begrenzt, als daß es hätte genügen können, wie denn auch Theiners »Acta genuina« sowie Döllingers »Ungedruckte Berichte und Tagebücher« der Forderung, endlich den Bestand des gleichzeitigen Materials in genügendem Umfange und in zuverlässiger Reproduktion zu erhalten, keineswegs entsprechen. Freilich, eins hat man erst abwarten müssen, ehe der große Plan ausgeführt werden konnte: die Öffnung des vatikanischen Archivs. Erst die denkwürdige Entschließung des Papstes Leos XIII. hat den Forschern — auch den katholischen — die Freiheit in der Bewegung und in der Benutzung der Sammlungen gegeben, welche erforderlich ist, um den Plan des Quellenwerkes, wie ihn die Görresgesellschaft sich vorgezeichnet hat, ausführen zu können. Das zeigt schon ein Blick auf das bisher Geleistete. Von dem gewaltigen Urkundenwerke liegen bisher zwei Bände vor, der eine als Anfangsband des Ganzen von Merkle, der andere als erster Band der zweiten Reihe von Ehses herausgegeben. Inzwischen wird ein neuer, den Beginn der dritten Reihe enthaltend und Buschbell übertragen, als der Veröffentlichung entgegengehend angekündigt. Das gesamte Material ist dabei in vier Reihen oder Gruppen verteilt: Diarien — Acta — Korrespondenzen — Abhandlungen.

Daß für die Frage nach der Entwicklung der religiösen Bewegung wesentlich die zweite und dritte Reihe in Betracht kommen, leuchtet ein und wird schon durch Einsicht in den von Ehses herausgegebenen Band bestätigt. Da dieser Herausgeber unter »Acta« eigentlich schon alles befaßt, was sich auf die Vorbereitung des Konzils bezieht, auch den betreffenden Briefwechsel schon in weitem Umfange heranzieht, so wird es freilich schwer sein, da die Grenze zu ziehen gegenüber dem Inhalte der dritten Reihe — doch werden das die Herren Bearbeiter selber auszumachen haben. Wie reich aber die Ausbeute für unsere genauere Erkenntnis der religiösen Bewegung bis zum Beginn des Konzils und weiter zu werden verspricht, zeigt ein Nebenprodukt editorischer Quellenforschung, welches soeben von Buschbell veröffentlicht wird: »Reformation und Inquisition in Italien um die Mitte des XVI. Jahrhunderts.« Freilich, eine zusammenhängende Darstellung wird damit nicht beabsichtigt: der Herausgeber will nur verhüten, daß etwa

andre ihm mit der Veröffentlichung der Aktenſtücke, die, abgesehen vom Vatikanischen Archiv, meiſt den Corvinischen Papieren (Florenz) und den Farneseschen (Neapel und Parma) entnommen sind, zuvorkommen möchte. Eingehendere Darlegung erfährt, abgesehen von schätzenswertem Material zur Charakteriſtik einiger Persönlichkeiten jener Zeit, nur das Gebiet der Inquisition in Venedig seit der zweiten Hälfte der vierziger Jahre, so daß hier, allerdings auf eine weit kürzere Spanne beschränkt, eine Art Gegenſtück zu Amabile's »Inquisition in Neapel« geboten wird. Nun iſt es ja klar, daß eine Geschichte der Reformation in ganz Italien erſt dann geschrieben werden kann, wenn wir genauer als bisher über das Werkzeug ihrer Vernichtung — die Inquisition —, wie es in allen Teilen der Halbinsel gewirkt hat, unterrichtet sind, und unter diesem Gesichtswinkel wird man auch diese Publikation als Vorarbeit mit Dank entgegen nehmen. Aber ein Abschluß solcher Vorarbeit für das Gesamtgebiet iſt immer noch nicht voraus zu sehen. Denn noch beſteht eine durch das Vorhandene ungedeckte Lücke, und es iſt keine Aussicht, daß sie in absehbarer Zeit ausgefüllt werden könnte. Es fehlt nämlich an einer genauen Orientierung über die Wirksamkeit der Inquisition in Rom und seinem Gebiete. Gerade in Rom wurde mit der Neuorganisation des Inquisitions-Inſtitutes im Jahre 1542 der Reformation ein energisches, gewaltsames Halt! geboten. Von dort aus wurden dann die Fäden über die Halbinsel gezogen, um eine gleichzeitige Unterdrückung der Bewegung herbei zu führen. Dort würden sich Informationen von besonderer Bedeutung für unsern Gegenſtand holen lassen — wenn die Papiere dieser Behörde den Hiſtorikern zugänglich wären! Das iſt aber nicht der Fall. Als die allgemeinen Sammlungen des Vatikanischen Archivs dem Studium geöffnet wurden, blieb die Tür, hinter welcher die Akten der Inquisition bewahrt sind, durch ausdrücklichen Befehl geschlossen. Auch einem Forscher wie dem gutkatholischen Ludwig Paſtor, dem die römische Kurie so viel verdankt, hat sich diese Tür nicht geöffnet. Noch in dem 1909 erschienenen fünften Bande seiner »Geschichte der Päpſte« äußert er sich darüber (S. 712): »Ende 1901 machte ich die erſte Eingabe zur Benutzung des Archivs der römischen Inquisition, der noch zwei weitere folgten; das einzige, was ich nach vierzehnmonatlichen Bemühungen durch den Archivar erfahren konnte, war, daß für die Zeit Pauls III. die wegen Häresie angeſtrengten Prozesse verloren, die Decreta der Inquisition dagegen erhalten sind. Eine Durchsicht der letztern wurde mir trotz sehr hoher Fürsprache von der Kongregation absolut verweigert.« Dazu bemerkt Paſtor noch: »Wenn die gegenwärtige Kongregation des Sant' Uffizio noch an dem sonſt faſt allgemein aufgegebenen Syſtem absoluter Geheimhaltung von hiſtorischen Akten, die mehr als dreieinhalb Jahrhunderte alt sind, feſthält, so schädigt sie dadurch nicht bloß die Geschichtschreibung, sondern noch mehr sich selbſt, denn nach wie vor werden unzählige alle, auch die schlimmſten Anklagen gegen das Inſtitut der römischen Inquisition für wahr halten.«

Wie dem auch sei — ganz ohne Kenntnis von Originalakten der römischen Inquisition sind wir doch nicht, auch nicht von solchen aus dem 16. Jahrhundert. Seit zum erſtenmal Gaidoz in der Revue de l'instruction publique 1867 über solche Akten, die auf eine noch immer nicht ganz klar geſtellte Weise nach Irland in die Trinity College Library in Dublin hinüber gewandert sind, einen summarischen Bericht erſtattete, sind dieselben mehrfach Gegenſtand der Untersuchung gewesen. Es hat sich dabei herausgeſtellt, daß wir in einem dieser Faszikel ein Protokollbuch der römischen Inquisition vor uns haben mit den Originalurteilen, welche zwischen dem 16. Dezember 1564 und dem 21. September 1567 gefällt worden sind, 111 an der Zahl. Die Urteile tragen entweder die Unterschriften der sämtlichen Kardinal-Inquisitoren, oder eines von ihnen, der als der Beauftragte anzusehen sein wird. Die Urteile sind von mir je nach ihrer Wichtigkeit im Wortlaut oder regeſtiert in der Rivista Cristiana 1879—80 abgedruckt worden. Unter den Prozessierten sind Personen von Bedeutung, wie Pompeo de'Monti und Mario Galeota aus Neapel und Pietro Carnesecchi aus Florenz. Aber mehr als vereinzelte Tatsachen lassen sich den nach einem feſten Schema abgefaßten Urteilen nicht entnehmen — ganz abgesehen davon, daß es sich hier doch nur um nicht ganz drei Jahre handelt, welche das Protokollbuch umfaßt. Akten ganzer Prozesse aus dem 16. Jahrhundert sind nur in sehr geringer Zahl an die Öffentlich-

keit getreten — so der »Auszug« aus dem Prozesse des Florentiner Edelmanns und päpstlichen Protonotars Pietro Carnesecchi, dessen Todesurteil den Abschluß des obigen Protokollbuches bildet.

Von neuesten Beiträgen zur Geschichte der religiösen Bewegung in Italien sind noch drei zu erwähnen: eine Monographie über Ambrosius Catharinus Politus von *D.* Josef Schweizer (1910), Pastors Papst Paul III. (1909) und der erste Band einer Geschichte des Jesuitenordens in Italien von Tacchi-Venturi (1910).

Die Schrift Schweizers liefert einen willkommenen Beitrag zur Geschichte der katholischen Theologie und insbesondere der Polemik von der Mitte der zwanziger bis in die fünfziger Jahre des 16. Jahrhunderts. Merkwürdig, daß die letztere nie gesondert und auch nirgendwo eingehend behandelt worden ist, zumal da die Darstellung von Karl Werners fünfbändiger »Geschichte der apologetischen und polemischen Literatur der katholischen Theologie«, im allgemeinen mehr breit als tief, gerade für unsere Periode ganz ungenügend ist, während Hugo Lämmers »Vortridentinische Theologie« die Grenzen zu enge steckt. Nun ist für jene Zeiten schwerer Einbuße der katholischen Kirche Caterino Politi typisch. Sein obiger Biograph meint zwar in der Vorrede, »er war und blieb stets mehr ein stiller Gelehrter, als ein Mann des öffentlichen Lebens und der Kirchenpolitik«. Aber dieser »stille Gelehrte« steht doch sein Leben lang im Kampf. Schon 1520 gegen Luthers »impia ac valde pestifera dogmata« vorgehend, ruft er dem Kaiser und den Fürsten zu, daß sie Gottes Zorn nicht entgehen würden, wenn sie den nicht aus der Welt schaffen. Und da das doch nicht so schnell zu machen war, so greift er 1521 wieder zur Feder, um einige inzwischen erschienene Schriften Luthers zu bekämpfen, und beschwört Kaiser und Fürsten wieder, nicht vergebens das Schwert zu tragen, sondern das Unheil zu beseitigen. Noch zweimal hat Politi die Feder gegen Luther ergriffen — zuletzt 1547, als dieser bereits verstorben war. Aber auch im Bereich seiner eigenen Kirche führt er den Kampf gegen Cajetan, ja gegen die Oberen seines Ordens im Interesse der Lehre von der unbefleckten Empfängnis Marias. Seinen Ruf, ein gut kirchlicher Theolog zu sein, stellt er durch eine Absage an Savonarola, durch scharfe Angriffe auf das Büchlein »Von der Wohltat Christi«, eines der reifsten Erzeugnisse der italienischen Reformation, und andere evangelische Schriften wieder her, und da er auf dem Konzil erst als einfacher Theologe, dann als Bischof die Interessen der römischen Kurie unbedingt vertrat, so schadeten ihm auch die innerkirchlichen Kämpfe gegen Spina, Soto und Torres nicht; er stieg bis zur Würde eines Erzbischofs und war schon auf der Reise nach Rom, um den roten Hut zu empfangen, als der Tod ihn plötzlich ereilte. Man sieht, Politi steht mitten in der theologischen Bewegung, die ein Menschenalter ausfüllt, und seine mit einem reichhaltigen Anhange neuer Archivalien ausgestattete Biographie ist von Bedeutung insbesondere für die Geschichte der Polemik.

Nicht minder ist von Bedeutung für die Geschichte der religiösen Zustände in Italien der im Jahre 1909 erschienene fünfte Band der groß angelegten »Geschichte der Päpste seit dem Ausgange des Mittelalters« von Ludwig Pastor. Dieser Gelehrte, seit geraumer Zeit Leiter des österreichischen historischen Institutes in Rom, hatte sich zu Studienzwecken bereits vor der Öffnung des Vatikanischen Archivs dort niedergelassen. Er hat die Freiheit der Benutzung des Archivs — allerdings mit der angegebenen bedeutsamen Beschränkung — in vollem Maße ausnutzen können. Da er aber ebenso rastlos wie dessen Schätze auch die in zahlreichen anderen Sammlungen Italiens vorhandenen ausgebeutet hat, so ist er in der Lage, mit einer Dokumentenkenntnis wie bisher kein Historiker die Geschichte der Päpste jener Zeit zu illustrieren. Auch was gedruckt vorliegt, überblickt Pastor in seltener Vollständigkeit, mag es der deutschen, italienischen, französischen oder spanischen Literatur angehören. Weit kann er so den Rahmen spannen und wie sein Meister Johannes Janßen außerordentlich viel an Lokaltinten und Schlaglichtern beibringen. Auch auf unser Gebiet einzugehen, hat er Anlaß genug. Man erinnere sich, daß in Pauls III. Regierungszeit die Neuordnung der Inquisition, die Bestätigung des Jesuitenordens und endlich nach langem Warten die Eröffnung und die ersten Sessionen des Trienter Konzils gefallen sind.

Der Gesichtswinkel, unter welchem Pastor die religiöse Bewegung der Zeit betrachtet, ist ihm nun von vornherein gegeben. Nicht als wenn er alles gut hieße, was die Päpste getan haben, oder als wenn er unbedingt als ihr Bewunderer dastände. Im Gegenteil, wo es ihr Leben oder die Zustände unter ihrer Herrschaft angeht, schont und verdeckt er keineswegs die schweren Schäden. Aber daß ein Christenmensch, den nun einmal das Geschick in dem Bereiche der römischen Kirche hat aufwachsen lassen, an einem Punkte anlangen könne, wo er aus Gewissensgründen Einspruch gegen Lehren und Einrichtungen derselben erheben muß, das erkennt Pastor nicht an, und so fehlt ihm eine wesentliche Vorbedingung, um die evangelisch-reformatorische Bewegung der Zeit und ihre Träger zu würdigen. Denn nur eine »Grundfrage« gibt es für ihn — »die Unterwerfung unter die höchste kirchliche Autorität« (S. 346). Begegnet ihm aber ein Mann, der aus Gewissensnöten den Bruch vollzieht und alles aufgibt, um frei seines Glaubens leben zu können wie der Kapuzinergeneral Ochino — so ist das ein »Unglücklicher«, der aus unbefriedigtem Ehrgeiz gehandelt hat, mag er auch im Rückblick auf die Angriffe, welche sein Bruch mit dem römischen Kirchentum entfesselt hat, den Gegnern zurufen: »Laßt mich mit meinem Herrn in Frieden — in seinem Dienste bin ich glücklich und selig!«

Wenn Pastor in dem Zusammenhange seines Werkes die evangelische Bewegung nur gelegentlich streift, so hat der Verfasser der jüngsten von uns zu berücksichtigenden Schrift sich zur Aufgabe gestellt, den »Stand der Religion in Italien um die Mitte des 16. Jahrhunderts« *ex professo* zu behandeln. Tacchi-Venturi ist Mitglied des Jesuitenordens und erhielt im Jahre 1896 den Auftrag, die Geschichte seines Ordens in Italien vom Beginn bis zur Aufhebung durch Clemens XIV. zu schreiben. Mit umfassenden Vorarbeiten zu diesem Werke beschäftigt, kam er 1906 zur Kenntnis des erwähnten Preisausschreibens, welches die Reformation in Italien zum Gegenstand hatte. Er bewarb sich, und die von der Akademie der Crusca in Florenz eingesetzte Kommission, an ihrer Spitze Pasquale Villari, erteilte ihm einen Preis von 2000 Lire. Die preisgekrönte Arbeit ist 1908 separat erschienen und jetzt in den sehr umfangreichen ersten Band der Geschichte des Jesuitenordens in Italien (Rom—Mailand 1910) in erweiterter Form eingearbeitet. Zur Charakteristik des kirchlichen Lebens wird sehr reiches, zum Teil bisher wenig beachtetes Material dargeboten. Der Verfasser weiß auch neues Quellenmaterial zu finden und benutzt mit Umsicht das alte; Ausführungen wie die über das Klosterleben der Zeit und seine Reformen (Kap. 3.7), über die Polemik vor und nach dem Konzil (Kap. 4), über die biblischen, historischen, liturgischen und kirchenrechtlichen Studien (Kap. 5.6) bieten mancherlei. Daß dem »Kult der Eucharistie« und der »häufigen Kommunion« (Kap. 10—13) ganz besonders nachgegangen wird, erklärt sich durch die Zugehörigkeit des Verfassers zu dem Orden, der darüber späterhin den scharfen Angriff von Pascal erfahren hat.«

Eingeschoben in diese Darlegungen über die Formen und Äußerungen katholisch-kirchlicher Frömmigkeit der Zeit findet sich Kap. 18 mit der Überschrift: »Die protestantische Reformation in Italien«. Was da ausgeführt wird, ist recht dürftig, umfaßt nur S. 305—350. Drei Wege werden richtig bezeichnet, auf denen die neuen Ideen nach Italien gelangten und dort verbreitet wurden: durch Druckschriften trotz der kirchlichen Gegenmaßregeln, durch persönliche Einflüsse in engeren Kreisen, endlich durch »ketzerische Prediger«. Der numerische Erfolg, welcher auf diesen drei Wegen erreicht wurde, ist gering gewesen: die Reformation hat meist nur in den Kreisen der Gebildeten Anhänger gefunden; daß sie nicht weiter gedrungen ist, hat die 1542 neu organisierte römische Inquisition im Verein mit dem kurz vorher bestätigten Jesuitenorden zuwege gebracht. Merkwürdigerweise ist bei Tacchi-Venturi von den literarischen Erzeugnissen der reformatorischen Bewegung in Italien — mit Ausnahme des Traktates »Von der Wohltat Christi« — nicht die Rede, und doch sind dieselben zahlreich und bedeutsam, und es würde sich wohl lohnen, als Gegenstück zu Eduard Boehmers Bibliographie der spanischen Reformatoren eine solche der italienischen zusammenzustellen.

Der reichhaltige Anhang des Werkes hat Anspruch auf besondere Erwähnung. Gleich das erste Dokument verspricht eine Aufklärung, die man gern entgegennehmen möchte — wenn sie unbedingt zwingend wäre.

Es handelt sich da um eine schon von Ranke in den »Päpsten« mit besonderem Interesse behandelte Sache, nämlich die Gründung des »Oratoriums der göttlichen Liebe« — einer kirchlichen Genossenschaft, welche in den Tagen Leos X. in Rom Männer von Stellung zu frommen Übungen vereinigte. Nach der allgemeinen Ansicht, der übrigens Tacchi-Venturi auch selber im Text S. 39 noch beipflichtet, sollte das »Oratorium« im Jahre 1517 in Rom gegründet worden sein — inzwischen hat er ein Dokument entdeckt, welches den Ursprung vielmehr in Genua, und zwar schon 20 Jahre früher, suchen läßt, und welches zugleich die »Kapitel für die Genueser Brüderschaft von der göttlichen Liebe« selber enthält (S. 423—438). Daß die beiden »Oratorien« einander sehr nahe stehen, ist zweifellos — daß aber das römische lediglich ein Ableger des in Genua 1497 gestifteten gewesen sei, wird nicht strikte nachgewiesen. Eins freilich ergibt sich mit unbedingter Gewißheit aus dem Wortlaut der »Kapitel« — daß nämlich die Ansicht falsch ist, man habe in dem römischen Oratorium eine speziell gegen die deutsche Reformation gerichtete Gründung zu erblicken. Denn es bestand schon 1512, hat also mit Luthers Auftreten nichts zu schaffen.

Auch weitere Teile des »Anhangs« sind von Wichtigkeit für unsere Frage: ausgewählte Briefe von 1537 an, Dokumente über die lutherische Propaganda in Italien (1538—1559) und zwei Aussagen des Jesuiten Salmeron in dem Prozesse gegen den Kardinal Morone (1555 und 1557). Dabei erhebt sich bezüglich des letzteren eine Frage: Warum hat der Verfasser sich mit dem Abdruck dieser Aussagen begnügt? Der Prozeß Morones gehört zu den wenigen römischen Inquisitionsprozessen, die der heutigen Forschung *in extenso* zugänglich sind, denn er befindet sich in einem Mailänder Privatarchiv und ist dort schon von Cantù benutzt worden. Hier hätte durch ausgiebige Mitteilungen der Geschichte der Reformation, oder wenn man will, der Geschichte der Unterdrückung derselben in Italien ein großer Dienst geleistet werden können, denn in dem Prozesse figurieren, wie schon bekannt, so ziemlich alle, die sich je den Späheraugen Carraffas verdächtig gemacht hatten.

Jedoch — Einzelheiten auch aus diesem wertvollen Anhange können hier nicht weiter besprochen werden. Wer auf dem von dem Verfasser in Angriff genommenen Gebiete arbeitet, wird ihm gerade für den Anhang dankbar sein. Denn was wir da bekommen, ist nicht Füllsel, um dem Bande eine stattliche Rundung zu geben, sondern sorgfältig aus einem offenbar umfassenderen Bestande illustrierender Inedita ausgewählt. Andererseits käme der, welcher einer Geschichte der Reformation in Italien, die diesen Namen verdiente, nachgehen möchte, durch den Anhang ebensowenig auf seine Rechnung, wie durch den darstellenden Text. Denn wenn man auch davon, was einst Giacomo Manzoni, der Herausgeber des Auszugs aus Carnesecchis Prozeß, als Ziel steckte — nämlich daß eine Geschichte der Lehre von der Rechtfertigung und andere Hauptlehren des Protestantismus in Italien geschrieben werden müßten — abgeht, so bleiben doch für eine Geschichte der dortigen Reformation gewisse Forderungen bestehen, von denen nicht abgegangen werden kann und deren Erledigung in Tacchi-Venturis Werk nicht einmal versucht worden ist. Daß dieser anerkennt, daß es auch einen heiligen Ungehorsam gegenüber der römischen Kirche gibt, tritt nur deshalb weniger störend hervor, weil er sich überhaupt bei den Vertretern der reformatorischen Bewegung auf eine psychologische Untersuchung über das, was sie zum Bruch mit dem traditionellen Kirchenwesen führte, nicht einläßt. Und von der Erfüllung der durch Manzoni erhobenen Forderung ist er so himmelweit entfernt, daß er den Leser nichts ahnen läßt von der einzigartigen tiefwurzelnden biblischen Lehre eines Juan de Valdés, sondern lediglich die Bemerkung macht, daß Valdés seine Hörer listig umgarnt, daß er sie ahnungslos in seine verderbten Anschauungen eingeführt habe.

Die soziale Frage in Japan.

Von Robert Schachner, Professor an der Universität Jena.

(Schluß)

Den außerordentlich ungünstigen Lohnverhältnissen stehen unsoziale Arbeitsbedingungen zur Seite.

In vielen Gewerben stehen die Räder nie still, Tag und Nacht schwirren sie und müssen bedient werden, in zwei Schichten wechselt die Bedienung, dabei wird die gesundheitsschädliche Nachtarbeit nicht einmal besser bezahlt als die Tagesarbeit, weil sich viele zur Nachtschicht drängen, die dann bei Tag noch anderen Verdienst nehmen oder doch im Hauswesen tätig sein können. Im günstigsten Fall ist es die Sucht nach Vergnügen, dessen der Tag mehr bietet als die Nacht, was die Leute lockt, der Nachtarbeit den Vorzug zu geben.

Wo Schichtwechsel nicht besteht, ist die Arbeitszeit bis zu 15 Stunden in Fabriken keine Seltenheit, so daß Doppeltschichtfabriken sich sogar besonderer Beliebtheit erfreuen.

Die Mittagspause ist höchstens eine halbe Stunde, während der aber meist die Räder nicht rasten und oft auch, gerade in den gesundheitsschädlichsten Betrieben, wie den Zündholzfabriken, die Arbeitsräume nicht verlassen werden. Wo Kontraktarbeit, überläßt man es den Arbeitern, ob sie sich eine Pause gönnen wollen oder nicht.

Schlimm ist, daß der siebente Ruhetag in der Woche, der christliche Sonntag, keine Anerkennung und Nachahmung in Japan gefunden hat. Die Ruhetage in der Industrie decken sich mit den notwendigen Reinigungsarbeiten und belaufen sich oft auf nicht mehr als ein Dutzend im Jahr. Im günstigsten Fall ist der 1. und 15. als Ruhetag festgesetzt.

Schutzmaßregeln gegen gesundheitsschädliche Einflüsse oder Unfallgefahr sind nirgends vorgesehen, selbst in staatlichen Betrieben laufen die Transmissionen frei; in den Hüttenwerken suchen die Schwefeldämpfe des Bessemerprozesses vergeblich den Ausgang aus den Räumen, im Bergbau erschweren niedere Gänge die Arbeit, schlimme Lüfte kürzen den Atem, und ungenügende Verbalkung dräut jeden Augenblick Unfall und Tod.

Wenn wir die Stätten der Industrie besuchen, sehen wir dumpfe Hütten, ohne Luft und Licht, verfinstert durch giftige Dämpfe, die den Atem beengen; nie vergesse ich den Raum einer Zündholzfabrik in Osaka. Aus Holz gebaut, die Balken schlecht gefügt, so daß die winterliche Luft über die Arbeitenden zog, ein bläulich weißer Qualm auf dem Ganzen; hunderte von zarten Mädchen und jungen Frauen sitzen mit knieend eingezogenen Beinen vor ihrer Arbeit, die Mütter die Säuglinge an der Brust, die ein- und zweijährigen Kinder in Hürden verwahrt; die älteren drei- und vierjährigen, neben der Mutter, bei der Arbeit mühsam die winzigen Finger quälend, Zündhölzer in die Schachtel zu zwängen. Eine kleine Pfeife Tabak und ein Schluck von dem immer bereitstehenden Tee sind die Stimulantien, mit denen sich diese Dulder aufrecht halten.

In den Baumwollspinnereien sehen wir zarte Kinder am Rad und Stuhl arbeiten, kleine schmächtige Gestalten, sie werden nicht größer, sie haben zu jung die Arbeit begonnen, die ihnen Körper und Seele verkümmert.

Die Reihen der Arbeiter lichten sich früh, in den gift- und rauchgeschwängerten Räumen zehren sich von Kindesbeinen an arbeitende Menschen bald auf und müssen, den Todeskeim in der Brust, oft die Stätte schon in einem Alter verlassen, wo europäische Arbeiter und Arbeiterinnen erst in die Vollkraft ihrer Leistungsfähigkeit kommen.

*

Der Staat sieht diesem Raubbau mit den Kräften seines Volkes ruhig zu und vergegenwärtigt sich nicht den Einfluß auf die kommenden Generationen. Vergeblich erschollen selbst die Mahnrufe japanischer Sozialpolitiker, wie Matsuzaki's.

Vor dem russischen Kriege hatte das Kabinett Katsura eine Fabrikgesetzgebung im Portefeuille. Gerade in einem Lande, wo der modernen Produktion alte Sitten gegenüberstehen, wo der einzelne noch willensunfrei ist und wo er, wenn und soweit frei, mangels einer Organisation den ungünstigen individuellen Arbeitsvertrag gerade da, wo es am notwendigsten ist, nicht bessern kann, wäre ein

Eingreifen des Staates notwendig gewesen. Statt daß die vom Westen gerufenen Industrien die westlichen Sozialgesetze mit sich geführt hätten, blieb es noch ganz bei den alten asiatischen Arbeitsverhältnissen, und man unterscheidet sich kaum von China, obwohl man im Gegensatz zu diesem den Anspruch auf den Besitz moderner Kultur erhebt und den Titel eines Kulturstaates verlangt.

Die Regierungsvorschläge hielten sich im denkbar bescheidensten Rahmen und bezogen sich nur auf Betriebe mit mehr als 30 Beschäftigten. Danach sollte zur Errichtung einer Fabrik behördliche Erlaubnis nötig sein, Vorkehrungen zum Schutz des Lebens und der Gesundheit der Arbeiter und ihrer Moral getroffen werden müssen; Kinder unter elf Jahren sollten in Zukunft nicht mehr beschäftigt werden dürfen. Eine nachsichtige Übergangsbestimmung sah vor, daß nach Inkrafttreten des Gesetzes

8 Jahre alte Kinder noch 2 Jahre,
9 „ „ „ „ 3 „ ,
10 „ „ „ „ 5 „

beschäftigt werden konnten.

Personen unter 16 Jahren und Frauen sollten nicht zwischen 10 Uhr nachts und 4 Uhr morgens beschäftigt werden dürfen; ihre Maximalarbeitszeit sollte 12 Stunden betragen, ihre Eß- und Ruhepause $1^1/_2$ Stunden, auch waren monatlich zwei Ruhetage für sie vorgesehen. Außerdem sollten sie in keinen Fabriken Beschäftigung finden, die ihrer Gesundheit Schaden oder Gefahr bringen könnten.

Daneben bestanden noch einige Bestimmungen, die der Fürsorge bei Krankheit und Tod dienten. Diese Arbeiterschutzbestimmungen glichen den primitivsten Anfängen unserer Sozialgesetzgebung und fanden dennoch den geschlossenen Widerstand sämtlicher Handelskammern, da die japanische Industrie solche Lasten nicht zu tragen vermöge.

Im November 1907 gab die Regierung wieder einmal ihre Absicht kund, eine neue Gesetzgebung über die Einrichtung der Fabriken, die Beschäftigung der Arbeiter, die Entschädigung für Unfälle und Vorsorge für das Alter im nächsten Reichstag einzubringen. Die einflußreiche Zeitung Jiji Shimpo erklärte daraufhin, daß Zwangsversicherung der Arbeiter für Japan undiskutierbar sei. Ein im November 1909 vorgelegter Gesetzentwurf bewegte sich in den gleichen Richtungen, wie seine Vorgänger, nur daß er die Altersgrenze auf 12 Jahre festsetzen und nur für Jugendliche die Nachtarbeit von 10 Uhr abends bis 5 Uhr morgens verbieten wollte. Er fiel im Jahre 1910 durch den Widerstand einer unternehmerfreundlichen, jedes sozialen Empfindens und Verständnisses baren Parlamentsmehrheit.

Hatte man auf dem Gebiete der Industrie noch keine menschliche Tat gewagt, so waren die Verhältnisse im Bergbau doch zu jämmerlich, um ein Einschreiten der Regierung nicht unerläßlich zu machen; doch sind die Normen, die das Gesetz vom 7. März 1905 bringt, sehr lahm und nicht geeignet, selbst auf den geregelten Gebieten wirklich eine Besserung herbeizuführen.

In diesem Gesetz war nur die Entlohnung in Bargeld, und zwar einmal im Monat, vorgesehen, wertlose Arbeitsbuchbestimmungen, die den Arbeiter eher schädigten als förderten, aufgestellt und für den Fall der Verunglückung eine Entschädigungspflicht, für die aber das Gesetz selbst keinen Rahmen gab, eingeführt. So wichtige Dinge, wie Arbeitszeit, Beschäftigung von Frauen und Kindern blieben ministerieller Verordnung überlassen.

Diese Bestimmungen entschleiern das übliche Trucksystem und die rechtswidrige Behandlung der Bergarbeiter zur Genüge, ohne daß sie wirkliche Abhilfe sichern.

Bei der Fürsorgepflicht wird es dem Unternehmer vor dem juristischen Gericht unschwer gelingen, die Schuld des Arbeiters zu beweisen, und es wird im besten Fall bei den Almosen bleiben, die aus Kassen, in die Beiträge von Arbeitgebern und Arbeitern, Strafen und ähnliches fließen, gewährt werden und beim Todesfall oft Unterstützungen in der lächerlichen Höhe von nur 5 Yen auswerfen. Wie ungenügend diese Bestimmungen waren und, soweit erlassen, papierne Gebote blieben, zeigen die verzweifelten Lohnkämpfe, die im Bergbau ausbrachen. Der Bogen patriarchalischer Gutmütigkeit war zu straff gespannt. Die Regierung täuschte sich über die Duldsamkeit der Arbeiter, der sie noch in der Denkschrift über die japanische Industrie für die Weltausstellung in Saint Louis ihr Lob aussprach; sie sagt darin wörtlich:

»Die meisten der Arbeiter sind unter der Erde tätig und arbeiten unter sehr un-

günſtigen Bedingungen; trotz dieser traurigen Verhältnisse sind sie jedoch mit ihrem Los zufrieden und gehen leichten Herzens zur Arbeit. Dabei iſt die Behandlung durch die Direktoren und Beamten so gütig, daß sie auch gar nicht an Streiks denken.«

Die Tatsache hat diesen Irrtum bald aufgedeckt: Der Januar 1907 sah die Arbeiter der Kupfer- und Kohlengruben im Ausſtand. Die Regierung mußte ihre Soldaten senden, um die lang verhaltene Erbitterung in gesetzmäßige Grenzen zu verweisen. Noch schlimmer kam's in den Ashio-Kupferwerken nahe Nikko im Februar 1907; schon 1596 waren sie entdeckt worden. Ihre Entwicklung verdanken sie vor allem Furakawa; heute finden 16,000 Arbeiter in ihnen Beschäftigung.

Die »Asahi Shimbun«, ein angesehenes bürgerliches Blatt Tokios, berichtete als den Grund der Unzufriedenheit der Arbeiter, daß Beſtechungen der Bergwerksbeamten, um gute Hauplätze zu bekommen, einen großen Teil des Lohnes verschlangen. Außerdem ſtand auch das Trucksyſtem in großer Blüte, so daß es den Arbeitern bei einem Gesamtverdienſt von 52 Sen nicht möglich war, mehr als 10 Sen zur Erhaltung ihrer Familie heimzubringen.

Die Arbeiter forderten um 60 Prozent höhere Löhne, Verbesserung gesundheitsschädlicher Verhältnisse, Minderung der Unfallsgefahr und bessere Beleuchtung.

Die Direktion lehnte die Forderungen ab; da setzten die Arbeiter die Erzmühlen in Brand, zerstörten das Haus des Direktors und einige Verwaltungsgebäude durch Dynamit, egten Feuer an die Warenhäuser, beraubten sie, mißhandelten von dem Aufsichtspersonal, ver von den Schuldigen ihnen eben in den Weg kam. Sie drohten auch die Mine mit Dynamit in die Luft zu sprengen, wurden ber durch die begütigende Erklärung der Direktion, der das Gewissen denn doch etwas chlug, noch mehr aber durch die Entsendung on Polizei und Militär in ihrem Zerörungswerk gehindert.

Das war eine schlimme Tat der Verweiflung, die aber aus der beharrlichen Verachlässigung der sozialen Fürsorge durch en Staat emporwuchs.

*

Das Unternehmertum schützte nun gegen de soziale Gesetzgebung seine Leiſtungsunfähigkeit vor und behauptete die Bedrohung seiner Konkurrenzfähigkeit auf dem Weltmarkt. Die ehrgeizigen Japaner wollen gar zu gerne die gelbe Gefahr auch auf dem Wirtschaftsgebiete werden, der kommende Hochschutzzoll soll sie dazu völlig reifen, jedenfalls weisen sie alles ab, was jenem Ziel im Wege ſtehen kann oder nach ihrer Meinung im Wege ſteht. Dabei sind sie geradezu blind gegen jene Hemmnisse, die ihnen jenen Triumph wehrten und bis heute ihre Konkurrenzfähigkeit ſtark beeinträchtigten. Die Induſtrie Japans befindet sich in der Tat heute noch in einer ungünſtigen Lage auf dem Weltmarkt.

Ein natürlicher Nachteil iſt der Mangel an Eisen, jenem Grundſtoff einer Weltinduſtrie. Auch Wolle muß von fremden Ländern eingeführt werden, doch liegt Japan hier dem Hauptproduzenten Auſtralien sehr nahe. Rohprodukte wie Seide, Kupfer, Kohle, Tee spielen noch die Hauptrolle in der Ausfuhr. Typisch japanische Seidenwaren, Baumwollwaren gröberer und einfacherer Art, Strohgeflecht und Zündhölzer sind die einzigen Induſtriefabrikate, die in größeren Mengen Japan verlassen.

Japan hat wenig organisatorische Talente in Handel und Gewerbe bis heute besessen. Auch entbehrt es jenes schöpferischen Erfindungsgeiſtes und jenes unzufriedenen Probierens und Studierens, mit dem in fremden Landen errungene Fähigkeiten und Fertigkeiten lokal adaptiert, oder wodurch Technik oder Methode vervollkommnet werden. Es fehlt ihm auch noch jene Erfahrung und geschulte Arbeit, die in jahrzehntelangem Mühen eine deutsche oder englische Induſtrie aufgebaut haben.

Schlecht sieht es auch mit den höheren Bildungsanſtalten aus, von denen die »Grenzboten« jüngſt schrieben: »Ob es Staats- oder Privatschulen sind, die Direktoren sind gleich kenntnis- und gewissenlos, bei jenen iſt Parteipatronage oft der Grund ihrer Beſtellung, bei diesen ſteckt hinter hochtrabenden Namen ein reines Finanzunternehmen. Und wenn auch die Schüler gelegentlich wegen der allzu großen Tyrannei oder pädagogischen Rückſtändigkeit ihrer Lehrer ſtreiken, so gewannen sie bis heute doch nicht jenes Maß von Wissen, das für die moderne Induſtrie und für den modernen Handel notwendig iſt.« Auf den hohen Schulen kein besserer Geiſt

und kein höheres Lehren. Ein japanischer Staatsmann warnte mich vor dem Besuch, da man dort vielfach nur unverſtandene Kolleghefte europäischer Meiſter vortrage.

Wo also sollen tüchtige Generale oder Offiziere für die Induſtrie herkommen?

Von japanischen Induſtrien werden tatsächlich nur die allerbilligſten und ordinärſten Waren gefertigt, mit denen man wohl den nahen asiatischen Markt überschwemmen kann, aber keine Rolle auf dem Weltmarkt zu spielen vermag.

Soweit Japan unsere Induſtrie überhaupt bedroht, handelt es sich um Erwerbszweige, die bei uns besser verschwinden, da sie nur durch Hungerlöhne oder mit durch Armenunterſtützung erhaltener Hausinduſtrie lebendig gehalten werden.

Vielfach wird aber in Asien von Japan ein Markt erschlossen, der unserer Ausfuhr unerreichbar iſt. In Peking klagte mir einmal ein gebildeter Chinese, daß die japanische Proſtituierte, die jetzt mit ihren Klappschuhen so unerfreulich oft durch die Straßen klopft, immer auch noch Handelsgeschäfte macht und dem kleinen chinesischen Kaufmann das Brot aus dem Munde nimmt. Durch ihre Hand geht aber nichts als die Ware des noch im Laſter geliebten Vaterlandes. Japan versorgt bekanntlich die chinesische, indische und arabische Küſte von Wladiwoſtok bis Suez und die russischen Garnisonen des Oſtens zielbewußt mit diesen Sachsengängern des Laſters. Sie sind oft der Grundſtock einer Kolonie, die bald von einem Konsul gekrönt wird, und dienen neben der berüchtigten Spionage der wirtschaftlichen Pionierarbeit.

Aber selbſt in dem Bereich seiner Produktion kämpft Japan mit ungünſtigen Bedingungen.

Schwer laſtet auf ihm der hohe Zinsfuß, den es doppelt verschuldet hat; fremdem Kapital iſt mit dem Verbot, Landwirtschaft und Bergbau zu treiben, der Eintritt verwehrt, mit dem Versagen des Grundeigentums Ausländern der Zutritt erschwert, da damit die Hauptsicherheit im Geschäftsleben fehlt. Nun iſt wenigſtens dieser Erwerb geſtattet, wo das gleiche den Japanern in fremden Landen eingeräumt iſt.

Noch schlimmer als das wirkt die Korruption im japanischen Geschäftsleben.

Der deutsche Konsul in Kobe Thiel bringt die geringe Geschäftsmoral des kleinen wie großen japanischen Handels- und Gewerbetreibenden mit der Minderwertigkeit des Erziehungswesens in Zusammenhang.

So iſt der gewerbliche Kredit noch ungünſtig, er beläuft sich in den beſten induſtriellen Börsenpapieren auf 7 Prozent, im Lombardzinsfuß schwankt er zwischen 10 und 13 Prozent, weil die Gewerbeunternehmer Japans durch ihr Verhalten das Vertrauen des fremden Geldgebers verloren haben; viel Schuld trifft aber auch die Regierung, die durch ein scharfes Aktien- und Börsengesetz dem heutigen Gründungsschwindel hätte vorbeugen und eine ehrliche Bilanzierung gebieten müssen. Statt dessen gaben gerade die jüngſten Jahre ein Bild des schlimmſten betrügerischen Tohuwabohu in der induſtriellen Welt.

Vom 1. Juli 1906 bis 1. November 1906 wurde eine Milliarde Yen in Induſtrie und Bankwesen inveſtiert, die meiſten Unternehmungen kamen über Bureaueinrichtung und Aktienausgabe nicht hinaus. Im März 1907 waren bereits 18 der neu gegründeten Aktiengesellschaften mit vielen Millionen in Konkurs. Die Kurse ſtürzten wie toll.

	7. Februar 1907	14. Oktober 1907
Tokio Eisenbahn	112,50	61,35
Nippon Yusen Kaisha	127	88,30
Tokyo Stock exchange	623	132

Der Zuckerskandal Japans hat ein neues Schlaglicht auf japanisches Geschäftsgebahren geworfen. Man suchte dem Staat die Raffinerie aufzuhängen, fälschte Bilanzen, in denen man die Produktionskoſten ſtatt auf 18 auf 8 Yen angab und wendete 104,000 Yen für Beſtechung der Parlamentarier auf.

Treu und Glauben iſt aufs neue erschüttert, der ehrliche Unternehmer leidet darunter, daß der unehrliche freie Bahn hat. Im ganzen Unternehmertum herrscht solche Korruption und solcher Nepotismus, daß man neuerdings wieder mehr dazu übergeht, Europäer in die Direktion zu berufen, um die Geldleiher günſtiger zu ſtimmen.

Die Überfüllung der Geschäftsräume mit faulenzenden, Zeitung lesenden Clerks iſt eine ebenso typische Erscheinung, wie die Verschwendung von Mitteln in Beſtechungen zur Erlangung von privaten und öffentlichen Aufträgen. (Rathgen meint in seinem »Japan«, daß selbſt der öffentliche Beamte gar nichts

dahinter finde, Geld anzunehmen.) Es werden oft nicht die beſten Maschinenanlagen gewählt, sondern diejenigen. deren Inſtallierung den Direktoren und Beamten die größten Beſtechungssummen bringen.

Die überreichen Subventionen für verschiedene Gesellschaften sind auch meiſt auf unrechtem Wege erschlichen und verhindern das Aufkommen einer gesunden selbſtändigen Induſtrie. Die Konkurrenzfähigkeit des ſtaatlichen Eisenwerkes zu Wakamatsu im Schiffbau koſtete den Staat in acht Jahren eine Einbuße von 40 Millionen Mark.

Ebenso blind wie die japanische Induſtrie in ihrer Masse gegen die geschäftliche Ehrlichkeit iſt, wütet sie aber auch gegen ihr eigenes Interesse, wenn sie die billigſten Löhne als die Basis billigſter Produktion betrachtet. Der Vorteil der Ausnützung des Anlagekapitals, der Ersparung an umlaufenden Kapital und der Einschränkung der Betriebsmittel durch die raſtlose Tätigkeit tagaus tagein, bei Tag und Nacht wird durch andere Nachteile weit aufgewogen.

Die außerordentliche Anſtrengung der Arbeiter ohne Ruhetage in ungeheurer Arbeitszeit veranlaßt das viel beklagte Blaumachen. Wenn Bauunternehmer wie Induſtrielle über die Unregelmäßigkeit der Arbeiterschaft klagen, die ihnen eine Reservearmee von 33 Prozent aufzwingt, so haben sie das ihrer feiertagslosen Tätigkeit zuzuschreiben.

Wenn die Unternehmer jede neue Hand nehmen, die sich ihnen billiger bietet, so beachten sie die Schulung der länger eingeſtellten Kräfte zu wenig und haben in Verwüſtung von Material und Beschädigung der Maschinen höchſt empfindliche Folgen. Die viel beklagte rasche Verwüſtung der Kesselanlagen, Verschwendung von Feuerung ſtammt von dieser Einſtellung billiger, ungeschulter Arbeiter.

Die schlecht bezahlten erschöpften Arbeiterhände geben unzuverlässige Leiſtung; die schlechte Beleuchtung, die mangelnde Sauberkeit beeinträchtigen das Produkt; Fehler im Gewebe, Flecken und andere Nachlässigkeiten in der Arbeit mindern nicht nur deren Wert, sondern auch das Ansehen und Vertrauen, das man dem japanischen Unternehmer schenkt, und damit das Preſtige der japanischen Induſtrie. Die niedrigen Löhne haben aber außerdem von ſtärkerer Verwendung der Maschinen und rationeller Arbeitsverwertung abgehalten und damit der Leiſtungsfähigkeit der Induſtrie selbſt geschadet. Das Wort, daß billige Löhne allein nicht billige Produktion bedeuten, iſt an Japan zu beweisen.

Selbſt ein Panegyriker der japanischen Verhältnisse, wie Professor Doflein, muß in seiner Schrift (Wir und die Japaner) zugeben, daß die Japaner körperlich und geiſtig bei weitem nicht so hochwertig sind, wie Engländer und Deutsche. »Es iſt eine große Menge von mittelmäßiger Veranlagung vorhanden, und auch die Körperkraft und körperliche Gesundheit der Einzelnen iſt gar nicht auffallend groß.«

Bekannt iſt, daß Japan unter der geringen physischen Leiſtungsfähigkeit seiner Fabrikarbeiter ganz empfindlich zu leiden hat. An einem Selffaktor in einer Baumwollspinnerei sind in Deutschland 1 Mann und 4 Frauen, in Japan 1 Mann und 6 Frauen tätig.

Zum Heizen von Kesselanlagen iſt der Bedarf an Arbeitern um ein Drittel größer als bei uns.

Anderseits hat man bereits bei den Klassen, die sich der teueren europäischen Ernährungsweise zuwenden konnten, nicht nur einen höheren Körperwuchs, sondern eine ganz erhebliche Stärkung der physischen Leiſtungsfähigkeit zu konſtatieren vermocht.

Der Mangel an guter elementarer wie technischer Bildung macht sich heute in allen Induſtrieen mit dem Bedarf an hoch qualifizierten Arbeitern geltend.

Aus all den Gründen nimmt Japan noch eine bescheidene Stelle neben den großen Induſtrieländern ein, und wir können wohl heute sagen, daß für Japan die Zeit, eine drohende Gefahr für den Weſten zu sein oder zu werden, für immer vorbei iſt.

Hatte das Unternehmertum einſt den Vorteil billiger Löhne bei den billigen Preisen und der niederen Beſteuerung, so drückt jetzt die durch den Krieg entſtandene Belaſtung schwer auf Volk und Induſtrie. Auf den Schlachtfeldern der Mandschurei iſt die mögliche Konkurrenzüberlegenheit Japans in den Staub gesunken.

Der Rückgang des japanischen Exports im Jahre 1908 iſt nicht nur auf das Konto der amerikanischen Krise und des Rückganges des chinesischen Marktes infolge Silberſturz, Kupferkrisis und Boykott japanischer

Waren zu setzen, sondern auch auf die weichende Konkurrenzfähigkeit Japans infolge Verteuerung des Lebensunterhaltes und der hierdurch und durch sonstige Steuern erfolgten Kostenmehrung der Produktion.

Japan wird alles tun müssen, um auf der schiefen Ebene, auf die es durch seine Großmachtsucht kam, Halt zu gewinnen, um bei ihren in Natur und Rasse liegenden Produktionsnachteilen wenigstens zu gleicher Konkurrenzfähigkeit zu gelangen. Von den vielen Faktoren, die eine Kluft zwischen der japanischen industriellen Leistungsfähigkeit und der der alten Industriestaaten bilden, ist der am leichtesten zu überwindende, aber zu unseren Gunsten der von den Beteiligten am letzten begriffene: die Verbesserung der Lage der Arbeiter. Mit uns in der Industrie zu konkurrieren, bedingt die Inangriffnahme der sozialen Reform. Erst mit einem besser geschulten und gelohnten Arbeiter kann sich Japan eine gleiche Konkurrenzfähigkeit mit dem Westen träumen, denn die soziale Reform wird nicht nur dem Arbeiter, sondern auch der Industrie und der gesamten japanischen Volkswirtschaft nützen. Dadurch aber wird dieses erst aus seiner asiatischen Tiefe zum Kulturstaat erhoben werden.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus New York.

Das Carnegie-Institut in Washington.

Wohl zu unterscheiden von der Carnegie-Stiftung zur Förderung des Unterrichts, über die ein früherer Artikel*) berichtet hat, ist das Carnegie-Institut in Washington.

Die Carnegie-Stiftung ist dazu bestimmt, den Professoren der Colleges und Universitäten des Landes, vorausgesetzt, daß diese Anstalten eine gesunde finanzielle Grundlage haben und ihre Leistungen auf einer gewissen Höhe stehen, Pensionen zu gewähren. Für minderwertige Anstalten bildet diese Voraussetzung einen mächtigen Antrieb, ihre Leistungen zu steigern, um ebenfalls die Vorteile der Stiftung genießen zu können. Es liegt auf der Hand, daß der höhere Unterricht des Landes durch diese Stiftung wesentlich gefördert werden muß, und indirekt auch die Wissenschaft. Denn während bisher die mangelhafte Besoldung der Professoren ohne Aussicht auf eine Versorgung im Alter manches wissenschaftliche Talent abgehalten hat, die akademische Laufbahn zu betreten, wird in Zukunft die Aussicht auf ein sorgenfreies Alter manchen zu dieser Laufbahn ermutigen.

Die wissenschaftliche Forschung direkt zu fördern ist dagegen die Aufgabe des Carnegie-Instituts in Washington, das Carnegie schon 1902 ins Leben gerufen hat, während die Gründung der Carnegie-Stiftung zur Förderung des Unterrichts erst 1905 erfolgt ist. Am 28. Januar 1902 überwies Carnegie einem Verwaltungsrat zum Zweck der Gründung eines Instituts zur Förderung der Wissenschaft die Summe von 10 Millionen Dollar in fünfprozentigen Papieren und fügte dieser Summe am 10. Dezember 1907 weitere 2 Millionen hinzu. Das Institut war ursprünglich unter den Gesetzen des Columbia-Distrikts eingetragen, wurde aber 1904 vom Kongreß der Vereinigten Staaten unter dem Titel »Carnegie Institution of Washington« inkorporiert. In dieser Akte des Kongresses heißt es, daß der Zweck des Instituts sein soll, die wissenschaftliche Forschung und Entdeckung im weitesten und freiesten Sinn zu ermutigen und durch praktische Verwendung des Wissens das Wohl der Menschheit zu fördern. Zum Präsidenten des Instituts wurde im Jahre 1905 Professor Robert S. Woodward von der Columbia-Universität berufen. Den Verwaltungsrat bilden 24 Personen. Vom Tage der Gründung des Instituts bis zu dessen Reorganisation im Jahre 1904 gehörten außerdem der Präsident der Vereinigten Staaten, der Präsident des Senats, der Sprecher des Repräsentantenhauses, der Präsident der Akademie der Wissenschaften sowie der Sekretär des Smithsonischen Instituts*) dem Verwaltungsrat als offizielle Mitglieder an.

Der Bestimmung der Gründungsakte entsprechend, daß das Institut die Wissenschaft im weitesten und freiesten Sinn fördern soll, hat der Vorstand die Tätigkeit des Instituts auf die verschiedensten Wissensgebiete erstreckt und zunächst zehn verschiedene Abteilungen für umfangreiche Forschung eingerichtet, deren jede einen größeren Stab von Gelehrten auf Jahre hinaus im Dienste des Instituts beschäftigt. Daneben läßt das Institut eine Reihe von Spezialarbeiten durch einzelne Gelehrte vornehmen, die eine verhältnismäßig kurze Zeit in

*) S. Nr. 19 vom 7. Mai d. J.

*) „Smithsonian Institution“ ist der Name eines wissenschaft-lichen Instituts in Washington, das im Jahre 1846 gegründet wurde und ebenfalls den Zweck hat, zu neuen Forschungen anzuregen, andererseits aber auch das Wissen zu verallgemeinern. Es ist nach dem Engländer James Smithson benannt, der im Jahre 1829 starb und sein Vermögen seinem Neffen mit der Weisung vermachte, daß die Summe, falls der Genannte ohne Nachkommenschaft sterbe, an die Vereinigten Staaten zur Gründung eines Instituts zur Förderung der Wissenschaft fallen solle. Mit dem Tode des Neffen im Jahre 1835 trat dieser Fall ein. Aber erst nach einem Prozeß mit dem Court of Chancery in London, den die Amerikaner gewannen, wurde im September [illegible] das Geld in den amerikanischen Schatz einbezahlt. Die Summe betrug damals $ 515,169, welche der Staatsschatz mit 6 % jährlich verzinste. Bis zur eigentlichen Begründung des Instituts im Jahre 1846 war die Summe der Zinsen bereits auf $ [illegible] angewachsen. (Brockhaus.)

Anspruch nehmen. Endlich hat das Institut einer beträchtlichen Anzahl von besonders befähigten und verdienten Fachgelehrten Unterstützungen zuteil werden lassen. Alle Veröffentlichungen des Instituts, welche die Ergebnisse der Forschungen enthalten, sowie die regelmäßig in Form von Jahrbüchern erscheinenden Berichte über die Tätigkeit des Instituts werden in je 1000 Exemplaren gedruckt und den größeren Bibliotheken der Welt unentgeltlich gesandt, sind im übrigen aber durch das Institut*) zum Preis der Druck- und Versendungskosten käuflich zu erhalten. Außer den acht Jahrbüchern (1902—1910) hat das Institut bis jetzt 129 Schriften veröffentlicht. Eine Liste dieser Veröffentlichungen erschien im März dieses Jahres und ist unentgeltlich durch das Institut zu beziehen.

Die obengenannten zehn Abteilungen, deren jede einem Direktor unterstellt ist, sind die folgenden:

1. Abteilung für botanische Forschung (Department of Botanical Research). Die Abteilung wurde formell im Jahre 1905 eingerichtet, aber bereits zwei Jahre früher hatte der Verwaltungsrat den Bau eines Laboratoriums zum speziellen Zweck der Erforschung der Wüstenvegetation in Tucson, Arizona, angeordnet. Gegenwärtig ist die Abteilung außer diesem Hauptlaboratorium in Tucson mit kleineren Laboratorien im Tal des Santa-Rita-Flusses sowie mehreren steinernen Wasserreservoirs ausgestattet und besitzt auch ein Laboratorium in Carmel, California. Die Lage des letzteren am Stillen Ozean ist für die Untersuchungen der Abteilung während der heißen Sommermonate ganz besonders geeignet. Das Hauptlaboratorium in Tucson liegt mitten in einem weiten Feld von 800 Acres, das mit charakteristischer Wüstenvegetation bedeckt ist. Endlich besitzt die Abteilung noch Pflanzungen in den Santa-Catalina-Bergen von Arizona und an den verschiedensten Punkten in Wüstenstrecken der südwestlichen Staaten und Mexikos Beobachtungsstationen. Die verschiedenen Stationen der Abteilung beginnen mit einer Lage unter dem Meeresspiegel in Salton Sea, California, und erreichen eine Höhe von 8000 Fuß in den Santa-Catalina-Bergen von Arizona.

2. Biologische Abteilung (Department of Experimental Evolution). Diese Abteilung wurde im Jahre 1904 eröffnet und befindet sich auf einem auf 50 Jahre gemieteten 10 Acres großen Landstrich in Cold Spring Harbor auf der zu New York gehörigen Insel Long Island. Zahlreiche Gebäude, von denen das Hauptlaboratorium, eine Anzahl Gewächshäuser, sowie ein Bruthaus hervorgehoben seien, dienen den Zwecken biologischer Forschung. Um Pflanzen und Tiere im Zustand der Isolierung besser untersuchen zu können, kaufte das Institut im verflossenen Jahr außerdem eine kleine Insel im Long Island Sund, genannt Goose Island, an.

3. Nationalökonomische und soziologische Abteilung (Department of Economics and Sociology). Die Arbeiten dieser Abteilung, deren Sitz New Haven (Connecticut) ist, bezwecken die Abfassung einer gesellschaftlichen und volkswirtschaftlichen Geschichte der Vereinigten Staaten und erfolgen in 12 getrennten Sektionen: Bevölkerung und Einwanderung, Landwirtschaft und Forstwirtschaft, Bergbau, Fabrikation, Verkehrswesen, In- und ausländischer Handel, Geld- und Bankwesen, Arbeiterbewegung, Industrieorganisation, Soziale Gesetzgebung, Bundes- und Staatsfinanz- und Steuerwesen, Der Neger in Freiheit und in Sklaverei.

4. Geophysische Abteilung mit dem Sitz in Washington, D. C. (Geophysical Laboratory). Die Arbeiten dieser im Jahre 1904 gegründeten Abteilung werden zunächst im geologischen Vermessungsbureau der Vereinigten Staaten in Washington unternommen, im Jahre 1906 wurde jedoch in Azadia, D. C., ein eigenes Laboratorium eingerichtet, das mit vorzüglichen Apparaten für chemische, physikalische und optische Untersuchungen der Mineralogie versehen ist, insbesondere auch mit Apparaten zum Studium von Stoffen, die einer so hohen Temperatur und einem so hohen Druck ausgesetzt werden, wie er bei der Formation von Fels und Mineralien in der Erdkruste herrscht.

5. Abteilung für Meeresbiologie (Department of Marine Biology). Im Jahre 1904 überließ die Regierung der Vereinigten Staaten dem Institut ein Terrain auf der Loggerhead-Felseninsel, Dry Tortugas (Florida), in einer Gegend, wo ein besonders reiches Meeresleben herrscht. Die Abteilung besitzt ein großes Laboratorium und verfügt außerdem über eine Jacht und eine Anzahl größerer und kleinerer Boote. Die Arbeiten im Laboratorium sind der tropischen Stürme wegen auf die Monate April, Mai, Juni und Juli beschränkt.

6. Astrometrische Abteilung (Department of Meridian Astrometry). Diese Abteilung verdankt der Anregung des Direktors der Dudleyer Beobachtungs-Station (Dudley Observatory) in Albany (N.-Y.), ihre Entstehung. Er empfahl in der südlichen Hemisphäre ein Observatorium zu errichten, um genaue Messungen der Position der in der südlichen Hemisphäre sichtbaren Fixsterne vorzunehmen, und dank dem Entgegenkommen der Regierung von Argentinien konnte dieses südliche Observatorium in San Luis (Argentinien), errichtet werden. Die Beobachtungen begannen daselbst im April des vorigen Jahres.

7. Abteilung für Geschichtsforschung (Department of Historical Research). Die Veröffentlichungen dieser im Frühjahr 1903 ins Leben gerufenen Abteilung kommen hauptsächlich den Forschern amerikanischer Geschichte zugute. Die in den Vereinigten Staaten vorhandenen Quellen werden zu dem Zweck in erster Linie berücksichtigt, aber auch die Quellen in den Archiven des Auslandes werden durchforscht und katalogisiert.

8. Abteilung für Sonnenkunde (Solar Observatory). Zu dieser Abteilung gehören zwei telephonisch verbundene Anlagen, nämlich das eigentliche Observatorium mit dem teleskopischen und physikalischen Laboratorium auf dem Berg Wilson und die Geschäftsräume, Werkstätten und Laboratorien in Pasadena (California). Das Observatorium ist mit einem horizontalen Spiegelteleskop ausgestattet, einem 60 Fuß hohen vertikalen Turmteleskop und einem äquatorialen Spiegelteleskop von 60 Zoll Durchmesser. Ein weiteres Turmteleskop von 150 Fuß Höhe ist im Bau begriffen. Mount Wilson ist einer der höchsten Punkte des San Gabriel-Gebirges, 5886′

*) Adresse: Carnegie Institution of Washington, Washington, D. C.

über dem Meeresspiegel gelegen, 34° 13′ 26″ nördlicher Breite und 118° 3′ 40″ westlicher Länge.

9. Abteilung für Ernährung (Nutrition Laboratory). Der Bau eines großen Laboratoriums zum Studium des Ernährungsprozesses wurde im Jahre 1907 begonnen und im Februar 1908 beendet. Es ist in Vila Street, Boston (Mass.) gelegen, in unmittelbarer Nähe der medizinischen Schule von Harvard. Das Laboratorium ist mit Respirations-Kalorimetern, Respirometern, besonderen Apparaten zur Kontrolle und Registrierung der Temperatur, Apparaten für chemische Analyse, mit einer Werkstatt und Hilfsmitteln versehen, die zum Studium des Stoffwechsels im normalen und pathologischen Zustand erforderlich sind.

10. Abteilung für Erdmagnetismus (Department of Terrestrial Magnetism). Diese Abteilung hat ihren Sitz in Washington (D. C.) und begann ihre Tätigkeit im Jahre 1904. Das Ziel ist eine magnetische Vermessung der ganzen Erde. Die Beobachtungen werden in jedem Weltteil, im ganzen in 40 Ländern gemacht. Für die See wurden dieselben anfangs auf der Brigantine »Galilee«, später auf dem zu dem Zweck gebauten, nicht magnetischen Schiff »Carnegie« angestellt, das im August vorigen Jahres seine erste Reise unternahm.

Aus dem Vorstehenden ist leicht zu entnehmen, welch große Zahl von Gelehrten das Carnegie-Institut in Washington beschäftigen muß. Diese Gelehrten sind zumeist den Lehrkörpern der Universitäten entnommen, denen dadurch bedauerlicherweise viele Lehrkräfte entzogen werden. Aber höher steht doch der Gewinn, den die Wissenschaft davonträgt, und wenn Amerika auch auf dem Gebiet der wissenschaftlichen Forschung heutzutage eine achtunggebietende Stellung einnimmt, so ist das wesentlich mit dem Carnegie-Institut zu danken, das über Mittel verfügt, wie sie kein Staat der alten Welt für wissenschaftliche Zwecke aufbringen kann. R. T. Sr.

Mitteilungen.

Aut dem vom 3. bis 7. Oktober im preußischen Abgeordnetenhause tagenden IV. Internationalen Kongreß zur Fürsorge für Geisteskranke werden folgende Referate erstattet werden: 1) Über den Zusammenhang zwischen Zivilisation und Geisteskrankheit (Tamburini-Rom, Rudin-München), 2) Die Schlafkrankheit (Ehrlich-Frankfurt a. M., Mott-London), 3) Die Bedeutung einer geordneten Säuglings- und Kleinkinderfürsorge für die Verhütung von Idiotie, Psychopathie usw. (Thiemich-Magdeburg, Hoppe-Uchtspringe), 4) Die Bedeutung der Bazillenträger in Anstalten (Lentz-Berlin, Neisser-Bunzlau), 5) Die Frage der freiwilligen Aufnahme (Schlöß-Wien), 6) Über poliklinische Behandlung von Psychosen (van Deventer-Amsterdam), 7) Beachtung des Geisteszustandes bei Einstellung und Dienstleistung in Heer und Marine. Fürsorge für psychisch Erkrankte im Felde (Dr. Knetel-Alkmer, Drastich-Wien, Roy-Bristol, Krause-Berlin), 8) Die Arbeit des Roten Kreuzes bei Geisteskranken, 9) Über Nervenheilstätten (Cramer-Göttingen), 10) Übsr die Bedeutung der Wassermannschen Reaktion (A. Marie und Beaussart-Paris, Plaut-München). 11) Einfluß der Familienpflege auf die gesunde Bevölkerung (Peeters-Gheel), 12) Die soziale Wiedergeburt der Geisteskranken durch geregelte Arbeitstherapie (van Deventer-Amsterdam, A. Marie-Paris, Voisin-Paris), 13) Psychopathologisches in moderner Kunst und Literatur (Hellpach-Karlsruhe). 14) Fortschritt im Bau von Anstalten (Jenner-Göttingen). Mit dem Kongreß ist eine Ausstellung verbunden. In der Ausstellung werden noch folgende Vorträge gehalten werden: Dienstag, 4. Oktober, abends 8 Uhr, Professor Binswanger (Jena): Wie erhalten wir unsere geistige Tätigkeit gesund?, 9 Uhr, Professor Weber (Göttingen): Läßt sich eine Zunahme der Geisteskranken feststellen?, Donnerstag, 6. Oktober, abends 8 Uhr, Professor Alt (Uchtspringe): Modernes Anstaltsleben, 9 Uhr, Herr Kluge (Potsdam): Anstaltsfürsorge für Kinder und Jugendliche. Anmeldungen zur Teilnahme an dem Kongreß nebst Beitrag für die Mitgliedskarte (20 Mk. für Mitglieder, 10 Mk. für Damen) sind möglichst bald an Kalkulator Mietzner, Berlin SW 11, Prinz Albrechstr. 5, zu richten.

*

Am 5. Oktober wird in Paris unter dem Protektorat des Präsidenten der französischen Republik die zweite internationale Konferenz für Krebsforschung abgehalten werden. Auf der Tagesordnung stehen Referate 1) über Histologie und histologische Diagnose, 2) Statistik, 3) Methoden der klinischen Diagnose, 4) Behandlung, 5) experimentelle Pathologie und Ätiologie und 6) vergleichende Pathologie des Krebses, wobei besonders die Fortschritte, die seit dem Jahre 1906 auf dem Gebiete der Krebsforschung erreicht worden sind, berücksichtigt werden sollen. Unter den Referenten sind von deutschen Gelehrten die Professoren v. Hansemann, George Meyer (Berlin), Winter (Königsberg), Thiem (Kottbus), Borst (Würzburg) und Frl. Dr. Marianne Plehn (München). Der Mitgliedsbeitrag beträgt 25 Fr. und ist an den Schatzmeister Dr. H. de Rothschild, Paris VIII, Rue St. Philippe-du-Roule, zu entrichten. Anmeldungen für Deutschland nimmt Prof. Dr. George Meyer Berlin W., Bendlerstr. 13, entgegen.

*

In dem vom 12. September an in Wien tagenden 9. Internationalen Kongreß für kaufmännisches Bildungswesen wurde vom Geheimen Regierungsrat Dr. Stegemann (Braunschweig) die wichtige Frage erörtert, durch welche Mittel das Verständnis für fremde Länder geweckt und entwickelt werden könne. Unsere Urteile über fremde Nationen seien zum großen Teile Vorurteile, die durch die vorherrschenden politischen Rivalitäten eher noch angereizt als ausgeglichen und durch eine tendenziöse und ihrer Natur nach wenig in die Tiefe dringende Presse nur noch gefördert werden. Der im großen Stile durchgeführte Reiseverkehr sei nicht geeignet, in dieser Hinsicht Abhilfe zu schaffen, weil seine Brennpunkte von ihren nationalen Eigentümlichkeiten nur noch wenig bewahrt haben. Die schulmäßige Unterweisung hat bisher nicht in ausreichendem Maße vermocht, die hier notwendigen

Korrekturen zu schaffen. Die gründliche Kenntnis fremder Länder, fremder Sprachen und fremder Gewohnheiten sei von jeher von höchster Wichtigkeit für die Ausbildung des jungen Kaufmanns gewesen. Die Jahrhunderte hindurch auf natürlichstem Wege, nämlich durch längeren Aufenthalt im Auslande erworbene Kenntnis von Land und Leuten begegnet in der praktischen Durchführung wachsenden Schwierigkeiten und muß deshalb durch andere Mittel und Wege ersetzt werden. Diese Aufgaben lägen in erster Linie in einer Ausgestaltung unseres allgemein bildenden Unterrichts. Die Einschaltung eines neuen Lehrgebiets, einer zusammenfassenden Wirtschaftslehre, würde den Unterricht auf den höheren Stufen und auf den Handelshochschulen ein neues, überaus wirksames Fundament geben. Zu den im besonderen Maße durch unsere Gesellschaft zu fördernden Einrichtungen möchte er folgende rechnen: Nachweis empfehlenswerter Pensionen, Hilfsleistung und Mitwirkung bei der Veranstaltung von Studienreisen im Auslande, Organisation von Vorträgen von Persönlichkeiten des Auslandes, Einwirkung auf die Ausgestaltung der Lehrpläne unserer Handelsschulen, Einrichtung einer Vermittlungsstelle für die Beschaffung eines geeigneten Anschauungsmaterials aus dem Wirtschaftsleben der verschiedenen Länder, Aufstellung von Literaturnachweisen für den fremdsprachlichen Unterricht und die Privatlektüre. St. schlug zum Schlusse vor, eine besondere Kommission mit der Bearbeitung der hier gegebenen Anregungen zu betrauen, die das Ergebnis ihrer Beratungen dem nächsten Kongreß zu unterbreiten haben wird.

*

Auf der 16. Hauptversammlung des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins, die vom 10. bis 12. September in Dresden stattgefunden hat, wurde das Thema für das dreizehnte Preisausschreiben mitgeteilt. Es lautet: Unsere Gesetzessprache. Gewünscht wird nicht eine sprachwissenschaftliche Untersuchung, auch nicht ein juristisches Fachwerk, sondern eine knappe, für jeden Gebildeten verständliche Darlegung, welche Anforderungen an die Gesetzessprache hinsichtlich ihrer Klarheit, Richtigkeit, Reinheit und Schönheit zu stellen sind, und ob die Sprache unserer Gesetze diesen Anforderungen entspricht. Damit verbindet sich von selbst eine Prüfung der Frage, wie weit die geschichtlich gewordene besondere, von der guten Umgangssprache abweichende Gesetzessprache heute noch berechtigt ist. Wie hat sich die wechselseitige Einwirkung der Gesetzessprache und der Sprache der Behörden, der Gebildeten überhaupt und des ganzen Volkes bisher geltend gemacht und was ist in dieser Hinsicht in Zukunft zu erwarten, was zu erstreben? Welchen Einfluß würde dieser wünschenswerte Zustand auf unser ganzes Volkstum haben, was ist, namentlich vom Allgemeinen Deutschen Sprachverein, geschehen, um ihm näher zu kommen, und was hat noch zu geschehen, um ihn möglichst vollkommen zu erreichen? Erwartet wird die Berücksichtigung der geltenden Gesetze des Deutschen Reiches, der das öffentliche Recht betreffenden nicht minder, als der privatrechtlichen. Ein gelegentliches Heranziehen einzelner deutscher Landesgesetze, geeigneter Verordnungen oder reichsausländischer Gesetze ist nicht ausgeschlossen. Für die besten Lösungen der Aufgabe sind drei Preise im Gesamtbetrag von 1500 M. ausgesetzt, deren Verteilung den Preisrichtern überlassen wird. Die Bewerbungsschriften sind unter den üblichen Förmlichkeiten bis zum 1. November 1911 einzusenden an den Vorsitzenden des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins Geh. Oberbaurat Dr. Otto Sarrazin, Friedenau-Berlin, Kaiserallee 117. Preisrichter sind Professor Dr. Oskar Brenner an der Universität Würzburg, Kammergerichtsrat Ernst Dronke, Hilfsarbeiter im Reichsjustizamt und Mitglied der kgl. preußischen Justizprüfungskommission in Wilmersdorf-Berlin, Reichsgerichtsrat Julius Erler in Leipzig, Ministerialrat im kgl. bayerischen Staatsministerium des Innern Julius Henle in München und Gymnasialdirektor Prof. Dr. Oskar Streicher in Groß-Lichterfelde-Berlin.

*

Vom preußischen Zentralkomitee für das ärztliche Fortbildungswesen wird im Kaiserin Friedrich-Hause in Berlin von Anfang November bis Mitte Dezember ein Zyklus von Vorträgen über die Grundzüge der modernen Psychologie und Psychiatrie veranstaltet werden. Der Zyklus umfaßt folgende Themen: 1. Die psychologischen Probleme in der Heilkunde (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Ziehen, Berlin; 2. Die Beziehungen der experimentellen Psychologie zur praktischen Medizin, insbesondere zur Psychiatrie (Prof. Dr. Sommer, Gießen); 3. Psychotherapie (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Cramer, Göttingen); 4. Sexual-Psychologie und -Pathologie (San.-Rat Dr. Moll, Berlin); 5. Die Aufgaben der ärztlichen Praxis bei der Fürsorge für psychische Kranke (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Moeli, Berlin); 6. Die psychiatrische Sachverständigen-Tätigkeit (Prof. Dr. Aschaffenburg, Köln); 7. Einfache Seelenstörungen (Geh. Hofrat Prof. Dr. Hoche, Freiburg i. Br.); 8. Infektions- und autotoxische Psychosen (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Siemerling, Kiel); 9. Alkohol-, Alkaloid- und andere Vergiftungs-Psychosen (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Bonhoeffer, Breslau); 10. Progressive Paralyse (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Anton, Halle a. S.); 11. Neuro-Psychosen (Geh. Med.-Rat Prof. Dr. Binswanger, Jena); 12. Die traumatischen Psychosen mit Berücksichtigung der Unfall-Gesetzgebung (Med.-Rat Dr. Leppmann, Berlin); 13. Die Beurteilung psychopathischer Konstitutionen, sog. psychischer Minderwertigkeit (Prof. Dr. H. Liepmann, Berlin); 14. Moderne Anstaltsbehandlung von Geisteskranken (Prof. Dr. Alt, Uchtspringe). — Die nur Aerzten zugängigen Vorträge sind unentgeltlich; Meldungen sind vom 6. Oktober an Herrn Zürtz im Kaiserin Friedrich-Hause, Berlin NW6, Luisenplatz 2—4, zu richten.

Was sagt der „Tag" dazu?

Wenn große politische Ereignisse, neue wirtschaftliche oder soziale Probleme das allgemeine Interesse erregen, so wünscht man unwillkürlich eine möglichst vielseitige Beleuchtung dieser Dinge, um sein eigenes Urteil klären und festigen zu können. Der „Tag", der keiner Partei dienstbar ist, aber jeder Partei und jeder Meinung freies Wort gewährt, bringt in zwangloser Aufeinanderfolge die

Ansichten aus allen Lagern.

Heute ist es ein Sprecher der Konservativen, morgen ein Mitglied der liberalen Parteien, der seinen Standpunkt vertritt. Immer aber — und das ist das Charakteristische — sind es anerkannte führende Persönlichkeiten, die ihre Anschauungen im „Tag" niederlegen. Der „Tag" kämpft also nur mit offenem Visier. Er versteckt sich nicht hinter Anonymität und Redaktionsgeheimnis, er will

die Freude am offenen Wort

wieder stärken und den Respekt vor der Persönlichkeit neu befestigen. Steht der „Tag" so auf einer höheren Warte als auf der Zinne der Partei, so will er auch in allen übrigen Einrichtungen nur das Beste leisten. Sein Nachrichtendienst, der sich auf die umfassendste Organisation gründet, ist, wie allgemein anerkannt wird, ebenso schnell wie zuverlässig. Seine Illustrationen bringen in vornehmer Ausführung die aktuellen täglichen Ereignisse aus aller Welt im Bilde, eine technische Leistung, die einzig dasteht.

Bestellungen auf den „Tag" nimmt jede Postanstalt entgegen. Probenummern auf gefl. Verlangen kostenlos vom Verlag August Scherl G. m. b. H., Berlin SW 68.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 40
1. Oktober 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Stellung der Frau im Mittelalter.*)

Von Heinrich Finke, Professor an der Universität Freiburg i. B.

Die große spanische Mystikerin des 16. Jahrhunderts, Theresia, erwiderte einmal ıuf die optimistische Empfehlung einer üngeren Novize: »Bei uns Frauen kennt man ıich so leicht nicht aus!« Und ebenso vorsichtig hat, wie Rösler erwähnt, diese große Kennerin des Frauenherzens die Frage beıntwortet, ob die Frauen selbst über die Frauennatur zu hören sind. Die Antwort timmt mit dem Ja und Nein überein, das Möbius, der Verfasser des Werkes »Über den physiologischen Schwachsinn des Weibes«, gegeben hat. Den Satz, daß man bei den Frauen — nicht bloß der Gegenwart, sondern vor allem der Vergangenheit — sich so leicht nicht auskennt, muß man eigentlich als Motto über Vorträge setzen, die die Geschichte der Frau behandeln.

Nichts spricht wohl mehr für die eigenartige Stellung der Frau in der Weltgeschichte, als daß wir von einer Geschichte der Frau in der Vergangenheit reden können. Man wende das Wort: »Geschichte des Mannes oder der Männer in der Vergangenheit«, »Die Stellung des Mannes im Mittelalter«, und man wird die Wahrheit des Satzes herausfühlen. Weltgeschichte ist Menschheitsgeschichte, d. h. Geschichte des Mannes und seiner Entwicklung; nur als Akzidenz tritt die Frau und ihre Entwicklung hinzu. So war es; und die größte Revolution der Weltgeschichte würde es bedeuten, wenn Geschichtschreiber kommender Jahrhunderte ebenso die Geschichte der Männer wie jetzt der Frauen schreiben könnten.

Aufgezeichnet sind deshalb auch nur, oder vorzugsweise die Taten des Mannes; man studierte den Wandel der Zeiten im Wandel des Mannes, wenigstens politisch. Nur in der Kunst und etwa in der Literatur kam die Frau zu ihrem Rechte. Wer in dem Antlitz der Juno Ludovisi oder einer Lionar-

*) Die nachfolgenden zwei Kapitel zur Stellung er Frau im Mittelalter sind entnommen aus Vorlesungen, die ich im Winter 1909-10 für den Verein Frauenbildung und Frauenstudium« in Freiburg i. B. ehalten habe. Die umfangreiche ältere Literatur ollständig anzuführen, ist nach dem Erscheinen on Wechßlers Buch (Das Kulturproblem des linnesangs I, 1909) und R. de Maulde la Clavière, es femmes de la Renaissance, 2. éd., 1904, kaum ehr nötig. Ich zitiere nur einige neuere Arbeiten, enen ich besonders viel verdanke: A. Rösler, Die rauenfrage, 2. A., 1907. Gröber, Die Frauen im ittelalter und die erste Frauenrechtlerin, Deutsche evue 1902. Preime, Die Frau in den altfranzös. ıbliaux, Diss., Göttingen 1901. Bartsch, Die echtsstellung der Frau als Gattin und Mutter, 03. Dann die Aufsätze von Mausbach zur Frauenıge. Handschlriftlich habe ich benutzt das katanisch geschriebene Werk: Libre de les dones des Eximeniz (Ende des 14. Jahrhunderts). Dem esen der Vorlesung gemäß habe ich hier und da ch einzelne Stellen entlehnen zu dürfen geglaubt, ıne sie im einzelnen zu bezeichnen.

desken Monna Lisa zu lesen versteht, kann vielleicht eine griechische und eine Renaissancefrau zeichnen, ich sage vielleicht: denn die hehre Gottheit und das versteinerte Lächeln reden auch dem Kenner nicht immer. Mehr schon das Epos und das Drama der Antike, die Heldensagen des Mittelalters.

Aber wir haben ja die Frauenbewegung auf dem ganzen Erdenrund? Wir haben sie bereits seit dem ausgehenden Mittelalter, seitdem in den Tagen der Jungfrau von Orleans Christine de Pisan, die erste Frauenrechtlerin, ihre Cité de dames geschrieben und die Emanzipation der Frauen gefordert hat. Und seitdem ist diese Bewegung nicht mehr erloschen: über Agrippa von Nettesheim, Margarethe von Valois, Heinrichs IV. stolze Gemahlin, die die Überlegenheit des weiblichen Geschlechtes betonte, über Mademoiselle de Gournay, die im 17. Jahrhundert die Gleichberechtigung proklamierte, führt die Bewegung in grader Linie durch die Salons der femmes savantes zu Condorcet und Olympe de Gouges, die für die Frau alle Mannesrechte verlangte, auch das Recht das Schaffot zu besteigen! Und sie bestieg es 1793. Wohl werden die rasch emporschießenden Frauenklubs in Frankreich bald geschlossen; aber schon hat die nordamerikanische Frau die zu Boden gesunkene Fahne der Bewegung erhoben und in drei Etappen: in der Unabhängigkeitsbewegung, die der Frau die Schule völlig öffnete, in der Sklavenemanzipation, wo die Frauen nicht hinter den Negern zurückstehen wollten, in den ersten Frauenkongressen und Stimmrechtsvereinen 1848 und 1869 sie direkt bis in unsere Tage geführt. Eine halbtausendjährige Bewegung, nicht geführt mit grober Männerfaust, sondern mit dem Worte, und vor allem mit der Schrift, wie reiches Material könnte sie zur Frauenmenschheitsgeschichte bieten! Es ist aber blutwenig. Bis auf die letzten Jahrzehnte spielt das Geschichtliche in der Frauenbewegung eine geringe Rolle. Wohl hat Christine de Pisan mit der Geschichte begonnen. Dem Buch des Römers Valerius Maximus, der denkwürdige Taten und Worte berühmter Männer des Altertums zusammengetragen hatte, stellte sie einen Damenstaat zur Seite, indem sie die Gegenwart mit Frauen der Vergangenheit bekannt machte, die durch ihre Handlungen und Schicksale, durch ihren Charakter und ihre Begabung die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen erregt hatten, und die den Zeitgenossinnen Ziele und Wege weisen sollten. Aber ihre Nachfolgerinnen und Nachfolger waren nur Philosophen, Politiker, Enthusiasten: sie kümmerte die Vergangenheit der Frau nicht, sie arbeiteten für Gegenwart und Zukunft. Sie hätten Belege aus der Vergangenheit sammeln, mit ihnen auf Verstand und Gefühl wirken können, sie verschmähten es. Erst in unseren Tagen suchte man nachzuholen und noch zu finden, was oft unwiederbringlich verloren war. Eine Ironie des Schicksals ist es, daß die Geschichtsschreiber der Frau bis hart an die Tore des 20. Jahrhunderts alle Dilettanten waren von Marx und Bebel mit seinem Buche »Die Frau und der Sozialismus« bis Johannes Scherr mit seiner mehrbändigen Geschichte der deutschen Frauenwelt; wohl haben wir Deutschen Weinholds wissenschaftlich hochstehendes zweibändiges Werk »Die deutsche Frau im Mittelalter«. Aber nicht aus ihm oder auch aus dem warmherzigen Buche des Kulturhistorikers Riehl »Die Familie« oder aus dem etwas schwerfälligen Buche von Wiese: »Zur Geschichte und Bildung der Frauen«, oder dem reichhaltigen, alles, auch das Historische umfassenden, hier und da etwas einseitigen Werke von Rösler »Die Frauenfrage« schöpft die Moderne ihre Kenntnis der Vergangenheit, sondern mit Vorliebe aus Bebel und Scherr. Mehr als einmal hören wir in Vorträgen von Frauen oder für Frauen von Promiskuität, Gruppenehe und Mutterrecht, mit denen Bebel in seinem auflagereichen Werke um sich wirft, obschon die ruhig forschende Geschichtsschreibung hunderte von Malen erklärt hat, daß das Beweismaterial fast völlig versage und man nur von unsicheren und unwahrscheinlichen Hypothesen sprechen könne, wie auch Dora Frost noch vor kurzem in der »Frankfurter Zeitung« zugestanden hat: »Mit dem Begriffe Matriarchat (Mutterrecht) ist es seit seiner Entstehung bergab gegangen.«

Ich betone dies, um die Schwierigkeiten sicherer Beurteilung anzudeuten. Sie liegen in der Eigenart der benutzten Quellen und in der Schwierigkeit des Verständnisses mittelalterlicher Dinge.

*

1. Zur Frage der literarischen Wertschätzung der Frau im Mittelalter.

G. Gröber hat wohl die beinahe allgemein herrschende Ansicht von der literarischen, oder auch tatsächlichen Stellung der Frau im Mittelalter formuliert: Bei aller Frauenhuldigung und Frauenidealisierung durch das Rittertum habe der mittelalterliche Mensch in der Frau doch nur ein unerziehbares, wandelbares, unberechenbares, von bösen Eingebungen beherrschtes Wesen erblickt, das sich dem Manne unterzuordnen hätte und lediglich seinetwegen da sei; habe in ihr nur die Eva des Alten Testaments gesehen, durch die der Mann zum Sünder geworden, ohne die Adam immer ein Heiliger geblieben und die Erlösung nicht notwendig gewesen sei. Man kann diese Ansicht in ihrer literarischen Begründung — nur mit ihr beschäftige ich mich — als ein wissenschaftliches Dogma ansehen: die niedrige Bewertung der Frau, ihre Geringschätzung und Verachtung, in den mittelalterlichen Schriften als unbestreitbar, findet ihren Widerhall in der Tagespresse. — Man schreibt über den *spirito antifemineo* des Mittelalters.

Will man hier Wahres von Falschem scheiden, so muß man zunächst beachten, daß die Literatur aller Zeiten fast ganz durch Mannesgedanken entstanden und von Männerhand niedergeschrieben ist. An sich liegt da die Kritik dem andern Geschlecht gegenüber sehr nahe, zuweilen aus edlen, mehr wohl aus unedlen Motiven: Rachsucht und Neid. Indirekt zeugt m. E. eine giftige Beurteilung, wie sie dem Mittelalter nachgesagt wird, von der Macht der Frau und dem Einfluß, den sie auf das Denken des Mannes ausübt. Gut und schlecht ist in der Literatur aller Zeiten über die Frauen geredet worden. Vielleicht hat unsere Zeit die schärfsten Angriffe von philosophischer Seite in den Büchern von Nietzsche und Weininger, von der medizinischen Seite in Möbius' Werken erfahren. Aber schon die Griechen, das vornehm denkende und hochkultivierte Volk, haben die Schuld an allem Übel in der Welt von den Männern abgewälzt und auf die Frauen übertragen, indem sie den Mythos von der Pandora dichteten. Und von diesen Gedankengängen hat sich das Mittelalter nicht fern gehalten, aber es hatte andere Motivierungen. Wir müssen da, um zu einem gesicherteren Urteile zu kommen, scheiden zwischen der wissenschaftlichen Literatur, den Predigten, der Dichtung.

Man zieht zur Kenntnis der Frauenverachtung schon gleich die christliche Antike heran; und doch kann man aus den Kirchenvätern ebensowohl einen Lobeshymnus auf die Frauen finden, daß Mann und Weib bei allen unleugbaren Verschiedenheiten im Höchsten und Tiefsten vollkommen gleich seien, wie Ausdrücke der Furcht vor dem Weibe und der Abneigung. Man vergißt bei der wissenschaftlichen Literatur der Vergangenheit zu leicht, daß sie vorwiegend theologischer Natur ist, jahrhundertelang ganz allein.

Nur der religiöse Gedanke galt: Was nützt es mir für mein Seelenheil, wie ich es aufgefaßt habe? Es ist begreiflich, daß da der Gedanke der Askese zusammenstieß mit der Macht des Weibes über die Sinnlichkeit des Mannes. Nichts bekundet eigentlich mehr die wunderbare Gewalt der Frau über den Mann, als jene Schilderungen aus der Wüste Thebais, in denen uns die Flucht des Anachoreten vor der Frau bis ins hohe Greisenalter, bis auf das Totenbett gezeichnet wird. Die Warnungen der christlichen Askese gipfeln in dem Satze: »Glückselig der Mann, der aus Liebe zur Keuschheit furchtsam ist.« Die sittliche Schwäche des Mannes tritt grell in den asketischen Schriften seit den ersten Jahrhunderten immer wieder hervor. Die Frau gilt als Verführerin zur Sünde. Die Schwäche des einen wie des anderen Geschlechtes ist durch die ideale Begeisterung für die freiwillige religiöse Ehelosigkeit selbst nicht in den glänzenden Anfängen des Christentums überwunden worden. An wen sind nun diese Ermahnungen der Kirchenväter gerichtet? An die kleine Klasse derer, die sich im mönchischen oder klerikalen Stande der Ehelosigkeit widmen wollten. Dagegen können die Väter sich nicht genug tun in der Verherrlichung der christlichen Jungfrau und des jungfräulichen Standes. Wollten wir diesen Punkt betonen, so müßten wir sagen: Nie ist das Lob des Weibes herrlicher erklungen als in den Sermonen der Kirchenväter und in den theologischen Traktaten der Scholastiker: Bild an Bild, eins strahlender als das andere, Lob an Lob

reiht sich da. Und in dem gesicherten Klosterstande genoß die Klosterfrau einen Respekt, den die späteren Jahrhunderte nicht mehr kennen. Eine Hildegard von Bingen wird von Päpsten und Fürsten um Rat gefragt, um ihre Unterstützung gebeten und das in so demütigen Worten, wie sie auch dem Gewaltigsten gegenüber nicht gebraucht werden. Eine Katharina von Siena durfte sich die schärfsten Urteile über hochstehende Personen gestatten; sie wurde mit Respekt angehört. Und aus den zahllosen Korrespondenzen, die hinüber und herüber gingen, zwischen geistig bedeutenden Männern und geistig bedeutenden Frauen, klingt nie ein Ton männlicher Überhebung: Das dehnt sich auch auf die Kreise weltlicher Frauen aus. In den Korrespondenzen, wie sie uns seit dem 11. Jahrhundert mehr erhalten sind, sind die Frauen beinahe tonangebend zu nennen; es wäre auch kaum anders denkbar bei der unvergleichlich höheren Bildung, die diese Damen Generationen hindurch selbst Bischöfen gegenüber besaßen.

Freilich einem ist diese asketische Denkrichtung, welche ja im Mittelalter eine viel stärkere Stellung im ganzen Denken der Menschheit einnahm, nicht im höchsten Sinne gerecht geworden: der Ehe.

Nach allem ist es auch begreiflich, daß sie gerade diesem Punkte gegenüber am schärfsten sich bekundete. Aber gegen die Eheschmähungen gewisser Kreise hat die Kirche und haben die Konzilien selbst die Ehe energisch in Schutz genommen. Und auch sonst bekunden diese doch maßgebenden Gruppen ein besseres Verständnis, z. B. bei jenem merkwürdigen Falle asketischer Frauenverachtung, der jüngst wieder durch die Presse ging. Erzählt hat ihn uns der große Frankenbischof Gregor von Tours: der Fall ereignete sich auf dem Konzil von Mâcon 585, also in der Merowingerzeit. Dort erhob sich ein Bischof und behauptete — ich muß es zunächst lateinisch sagen: *mulierem non posse hominem vocitari.* Über den Sinn dieser Worte herrscht nicht volle Klarheit; die Frau darf nicht *homo* genannt werden. Was heißt *homo*? Im klassischen Latein Mann und Weib, d. h. Mensch. Nun gibt es Gelehrte (z. B. der Belgier Kurth), die erklären, damals, in der Übergangszeit vom Lateinischen zu den romanischen Sprachen, habe allmählich das Wort *homo* den Sinn von *homme* (Mann) angenommen, und der Bischof habe sagen wollen: Man solle den so veränderten Begriff *homo* nicht mehr von den Frauen gebrauchen. Diese Erklärung erscheint mir doch stark gekünstelt: der Bischof stand allein auf der Synode; alle andern widersprachen ihm, und endlich mußte er sich überzeugen lassen. Ich möchte hier eher an einen Sonderling denken, der mit einer solchen sonderbaren Frage die Synode belästigte. Ich möchte vor allem darauf hinweisen, daß der Ausdruck wiederholt im Mittelalter vorkommt, allerdings niemals in beachtenswerter Form, daß er mit frauenverächtlichen Auffassungen zusammenhängt, die im Orient ehemals und jetzt, aber auch in Europa noch zuweilen, in der Frage zum Vorschein kommen: Ob die Frau eine Seele habe oder nicht? Vielleicht haben mißverstandene Äußerungen des Ambrosius und Augustins, daß die Frau nicht nach dem Ebenbilde Gottes erschaffen sei, zu diesen Sonderbarkeiten beigetragen.

Wichtig ist für uns, was die Scholastiker sagen; sie sind ja ein paar Jahrhunderte die Vertreter der Wissenschaft, allerdings nur der theologischen, berühren in ihren Werken aber auch das ganze mittelalterliche Wissen und die Weltanschauung. Sie knüpfen im Prinzip an Paulus an. Paulus hatte in seinem Schreiben an die Epheser die Frauen aufgefordert, ihren Männern gehorsam zu sein, und den Männern vorgeschrieben, ihre Frauen zu lieben, wie Christus seine Kirche geliebt hat. Er begründet das mit den Worten, daß der Mann das Haupt des Weibes wie Christus das Haupt der Kirche ist. »Der Mann ist«, sagt er an die Korinther, »das Abbild und die Herrlichkeit Gottes, das Weib die Herrlichkeit des Mannes; denn nicht ist der Mann aus dem Weibe, sondern das Weib aus dem Manne. Der Mann ist nämlich nicht geschaffen des Weibes wegen, sondern das Weib des Mannes wegen.« Merkwürdige Worte, zu deren Erklärung er dann hinzufügt: »Weder ist der Mann ohne das Weib, noch das Weib ohne den Mann im Herrn; denn wie das erste Weib vom Manne stammt, so ist auch der Mann durch das Weib geboren. Alles aber aus Gott.« Die großen Scholastiker bemühen sich nun, die persönliche innere Gleichwertigkeit der Geschlechter mit dem äußeren sozialen Vorrang des Mannes in Einklang zu bringen und zu

motivieren; aber in der subjektiven Wertschätzung zeigen sich Schwankungen. Der Größte, Thomas von Aquino, betont als wichtigstes die Gottesebenbildschaft der beiden Geschlechter. Der Vorrang des Mannes, den Paulus ausspreche, sei etwas Nebensächliches (*secundarium*); das läge in rein äußeren quasihistorischen Dingen begründet. Vielleicht auch darin, daß im Mann der Verstand vorherrsche; er schlägt also das Verstandesvermögen des Mannes höher an als das des Weibes. Vielleicht hat den nebensächlichen Vorrang ein anderer Theologe, der hochangesehene Bonaventura, klarer formuliert so: »Was das Wesen des Ebenbildes Gottes in der Seele und in deren Vermögen betrifft, so gibt es zwischen Mann und Weib keinen Unterschied. Dagegen ist die äußere Darstellung des Ebenbildes durch die Autorität des Mannes eine akzidentelle Eigentümlichkeit des Mannes.« Einen ungünstigen Einfluß übte Thomas von Aquino durch seine philosophischen Gründe für den Geschlechtsunterschied aus: das rührt daher, daß er in solchen Dingen dem Aristoteles fast blindlings folgte. Die unfreundliche Auffassung des Stagiriten von der Stellung der Frau rührte von ihrer geringen Bedeutung für den griechischen Staat und von seiner naturwissenschaftlichen Theorie über Materie und Form, über passives und aktives Prinzip bei Entstehung des Körpers her. Besser und göttlicher, urteilt er, ist das aktive Prinzip der Bewegung, das dem Manne zukommt, das Weib ist der Stoff. Der Mann gilt also als Maßstab für das Weib. So wiederholt Thomas von Aquino nach ihm, daß das Weib ein verstümmelter Mann sei, *mas occasionatus*; wohl wehrt Thomas sich gegen die Auffassung, daß das an sich etwas Mangelhaftes sei oder gar eine Abnormität; aber andere haben so etwas aus ihm geschlossen. Bei seinem gewaltigen Ansehen hat er so die Schätzung des Weibes gedrückt. Der Mann darf nicht als Maßstab des Weibes betrachtet werden. Nur die unvollkommenen physiologischen Kenntnisse haben den Aquinaten zu dieser unhaltbaren Auffassung gebracht. Diese Schätzung klingt meines Erachtens auch wieder aus einen Brief des Papstes Johannes' XXII., wenn er zur Entschuldigung politischer Fehlgriffe einer Königin die *fragilitas sexus feminei* anführt.

Thomas von Aquin ist in allen seinen Formulierungen vorsichtig und nie aggressiv. Viel unfreundlicher ist sein berühmter Schüler Aegidius Colonna: Er erzog den politisch bedeutendsten französischen König Philipp den Schönen und schrieb für ihn ein Buch über die Fürstenerziehung. Da äußert er sich über die Frau äußerst bitter. Nach ihm ist die Frau eine *mala herba, quae cito crescit*: ein böses Kraut, das schnell wächst; die Frau ist eher reif, weil die Natur sich weniger um sie kümmert. Die Frauen sind unenthaltsam, geschwätzig, veränderlich, windig, hochnasig und verdienen eigentlich kaum ein Lob, es sei denn, daß sie fromm sind, weichherzig und mitleidig. Die Stellung, die er der Frau im Familienkreise anweist, ist darum auch bedeutend niedriger.

Viel Aufsehen hat dann in neuester Zeit der im 15. Jahrhundert lebende heilige Antonin von Florenz mit seinem Alphabet von den bösen Weibern gemacht. Er entnimmt es einer homiletischen Erklärung seines Lehrers, des Kardinals Dominici. Ich finde es nicht sehr geschmackvoll, aber die Verurteilung geht doch zu weit. Der finnländische Historiker Crohns nannte das Alphabet einen Beitrag zur Frauenverachtung, und, verkehrt verallgemeinernd, sagt er: Es sei gewissermaßen das Resultat der Entwicklung des Mittelalters in der Frauenschätzung. Sein Irrtum ist, als redeten die beiden Mönche von den Frauen überhaupt, während eine scharfe Scheidung zwischen bösen und guten Frauen vorgenommen wird: die letzteren werden über alles gelobt. In Verbindung mit dieser Frage hat man neuestens verschiedenfach eine Verstärkung der Frauenverachtung zu Ende des Mittelalters angenommen. Man weist hin auf den rohen Hexenhammer der Dominikaner Sprenger und Institoris: beide haben die Frauen furchtbar geschmäht, d. h. die aus ihnen, welche vermeintlich Hexen waren. Daß dieser Hexenhammer das Hexenwesen gefördert hat, muß die Forschung zugeben; ebenso daß häßliche Stellen mittelalterlicher Theologen einen Teil der Schuld tragen. Aber das Hexenwesen und seine Zuspitzung auf das weibliche Geschlecht ist uralt: der Name *striga* für Hexe, weiblich, ist schon antik. Die Hexen sind nach germanisch heidnischer Vorstellung überwiegend Weiber. Jakob Grimm sagt in seiner Deutschen Mythologie schon 1844: »Unser frühestes Altertum hat

den Zauber schon vorzugsweise Frauen zugeschrieben.« Und so ging dieser furchtbare Wahn gegen die Frauen durch die Jahrhunderte und Jahrtausende bis hart an die Tore unserer eigenen Zeit, ohne Rücksicht auf Konfession und Weltanschauung; höchstens daß sich Katholizismus und Protestantismus darum streiten können, wer von ihnen die letzte Hexe verbrannt hat. Wie der Germane gerade auf die Frau dabei verfallen ist, wurde viel untersucht. Wahrscheinlich hat der Glaube des germanischen Heidentums an Weissagung und Zauber und an die besondere Begabung der Frauen hierfür die Grundlage gegeben.

Die Erwähnung der Frau in den Predigten ist mannigfach und kulturgeschichtlich von hohem Interesse. Ich habe Hunderte von Predigten, gedruckten und ungedruckten, in verschiedenen Ländern durchsucht für diese und andere Studien. Aus ihnen eine Verachtung der Frau herauszulesen, ist mir unmöglich: man kann das ja auch von vornherein vermuten, denn ein gut Teil des Publikums wird in jenen Zeiten wie in unseren Tagen die Frauenwelt gewesen und sie würde ja durch Schmähungen aus der Kirche getrieben sein. Wie mir scheint, freut sich der Prediger selbst über seinen komisch-drastischen Tadel, den er der Frau entgegenrufen kann; ist er doch eines dankbaren, verständig schmunzelnden Publikums sicher. So wenn der Westfale Dietrich Vrye im Anfange des 15. Jahrhunderts auf der langen Damenschleppe lauter lachende Teufelchen sitzen sieht, die eifrigst den Straßenstaub sammeln, oder wenn er das bekannte Beispiel der Eitelkeit vorführt, daß die Frau an keinem Fenster oder Spiegel vorbeigehen kann, ohne sich darin zu beschauen; oder wenn ein französischer Prediger bei der Aufzählung der Frauenfehler vor allem ihre Geneigtheit zum Ausplaudern schildert; *procaces* sind sie *ad loquendum*: deshalb hat Christus bei seiner Auferstehung der Frau, der er erschien, befohlen, seine Auferstehung zu verkünden, da er wußte, wie gut sie den Auftrag ausführen werde. Gewiß nicht alles mag so harmlos gewesen, hie und da ein bitterer Zug mituntergelaufen sein, aber im allgemeinen dürfte das in der Predigt Gesagte doch kaum über die Vorwürfe hinausgehen, die in späterer und in unserer Zeit den Frauen von bekannten Volksschriftstellern und Predigern gemacht worden sind und gemacht werden.

Bei der poetischen Literatur muß man drei Gruppen unterscheiden: die mittlere, die höfische Kunstepik und -lyrik, mit ihrer Frauenverehrung, ja -verhimmelung lasse ich hier beiseite. Die ältere umfaßt die alten Volksepen. Sie wurzeln bei uns wie in Frankreich in den Anschauungen und Idealen der germanischen Welt. Zuerst ist Freude am Kampfe das Leitmotiv; man denke nur an den sterbenden Helden Roland im Rolandsliede, der an seine Eroberung, an sein süßes Frankreich, an sein Geschlecht, an seinen Herrn Karl d. Gr. denkt, aber mit keinem Worte seine harrende Braut, die schöne Aude, erwähnt: im Karlsepos, in den Nibelungen tritt uns das Bild der reinen, treuen, allerdings herben germanischen Frau entgegen: Sinnlichkeit, Unsittlichkeit, freies Benehmen wird von den Verfassern gern den Heidinnen zugeschoben. Im schroffen Gegensatze zu der gefeierten Stellung der Frau in den höfischen Ritterromanen steht nun das Bild der Frau in der Volksdichtung, zunächst in den französischen Fabliaux, die allseitige Nachachmung im Abendlande bei Boccaccio (Italien), bei Chaucer (England) bis auf unseren Hans Sachs gefunden haben. Das ist die Poesie des aufblühenden Bürgerstandes; er treibt bewußte Opposition gegen die Ideale der höfisch-ritterlichen Gesellschaft. Hier findet man Gefallen an derb-pikanten Schwänken, an Geschichtchen, Anekdoten; Zeitungen, Lesezirkel und Leihbibliotheken gab's noch nicht, lesen konnte man meist noch nicht, so galt es vor allem Erzählungen, die das Lachen reizten: dafür war man dankbar. Die Torheiten des lieben Mitmenschen hören! Man lacht über den losen Clerk, über den feigen Ritter, das dumme Mädchen, den einfältigen Ehemann, die pfiffige Frau. Da spielt natürlich das Verhältnis des Mannes zur Frau eine Hauptrolle. Die Frau erscheint als unerfahrenes Mädchen, als liebende Jungfrau, als herrschsüchtiges Weib, als sorgende Mutter, als trauernde oder lachende Witwe. Wer sind die Verfasser? Meist fahrende Leute, die nicht zu den besten gehören. Das muß man bei der Beurteilung vorausbedenken! Wie gestaltet sich nun da das Bild der Frau? Einerseits: in der erdrückenden Mehrzahl der Fabliaux bleibt die Frau Herrin der Situation. Nicht auf ihre Kosten, auf Kosten

des betrogenen, dummen, eitlen, eiferſüchtigen Mannes wird gelacht. Schlagfertigkeit, Scharfſinn, Geiſtesgegenwart, ſchnelles Zurechtfinden in jeder Lebenslage, ſtetes Bereithaben einer Ausrede oder Liſt, die Kunſt des Ehrbartuens und Komödiespielens — alle diese Eigenſchaften besitzt die Frau in reichſtem Maße. Andererseits iſt das Bild doch abſtoßend: die Unſittlichkeit der Frau übertrifft alles, vor allem alle guten Eigenſchaften. Wäre es richtig, so müßten gerade die mittleren und unteren Frauenkreise furchtbar korrumpiert gewesen sein; es iſt aber nicht richtig: jeder Jongleur und Clerk will mit seinen Schöpfungen amüsieren, und da iſt es kein Wunder, wenn die Charaktere zu Karikaturen werden; die Fabliaudichtung iſt demokratisch: anſtatt die Frau wie bisher zu vergöttern, schwelgt sie darin, ihr alle guten Eigenschaften abzusprechen und sie als verdorbenes, untergeordnetes Geschöpf darzuſtellen. Etwas haftet davon auch unserem Hans Sachs mit seinen groben Schwänken an. Und in Frankreich gerade das beliebteſte Dichterwerk des Jean le Meung, des Voltaires seiner Zeit, der Rosenroman, ſteckt voller beißender Ausfälle gegen die Frauen. Die Häufigkeit dieser literarischen Angriffe hat dann das Bedürfnis geweckt, die Frauen zu verteidigen durch Gründung von Gesellſchaften zu ihrer Ehre, durch literarische Erzeugnisse.

Das Material iſt nicht einheitlich. Es zeigen sich verschiedene Strömungen darin; das muß man aber sagen, in den letzten Jahrhunderten des Mittelalters tritt sehr ſtark die Abneigung, der Tadel, die Verachtung hervor. Ich glaube nun nicht, daß das prinzipiellen Gründen entspringt, etwa der Stellungnahme des Chriſtentums, der Askese, dem Prieſterzölibat oder ähnlichen Dingen. Ich halte es vielmehr mit dem berühmteſten französischen Romaniſten Paul Meyer, daß die Sucht, schlecht von der Frau zu sprechen, einer der älteſten Gemeinplätze der gesamten Weltliteratur in der Antike, im Mittelalter und in der Neuzeit gewesen iſt und noch iſt. Wie könnte sonſt der Ägyptologe Maspero die Ähnlichkeit der Schwänke im alten Memphis mit denen des Mittelalters nachweisen!

Das wichtigſte bleibt doch: derartige literarische Äußerungen geben uns nicht das ganze Bild der Wertung der mittelalterlichen Frau, nicht einmal, wage ich zu behaupten, die Hauptzüge. Die Welt der Praxis war eine ganz andere, selbſt in der Askese. Ich führe nur ein konkretes Beispiel ſtatt vieler an: Ende des 11. Jahrhunderts ſtiftete ein Bußprediger Robert von Abryssel den Orden von Fontevrauld, einen Bußorden, mit Doppelklöſtern, in deren einen oft 300 Mönche, in den andern oft 500 Kloſterfrauen waren. Die Frauenabteilungen nahmen alles auf: Jungfrauen und Witwen, hatten Hospitäler für Kranke und Aussätzige, sorgten für Besserung der Gefallenen. Mehr als hundert Klöſter mit tausenden von Mönchen und Nonnen sollen sich zeitweilig angeschlossen haben. Und die Leitung dieser ganzen gewaltigen Organisation, der Männer und Frauen, lag in den Händen einer Äbtissin als Generaloberin. Sie hatte die ganze Verwaltung; die Männer, auch die Prieſter mußten ihr gehorchen. Die Stiftung zerfiel nach zweihundertjähriger Blüte: jedenfalls iſt sie ein Beweis, daß selbſt in den asketischſten Kreisen der Gedanke von der Minderwertigkeit der Frau nicht in allem Geltung hatte.

Noch viel weniger im sonſtigen Leben. Da dürfte es im Mittelalter kaum anders gewesen sein als jetzt. Von einem Sklavengefühl der Frau wissen wir recht wenig; dagegen dürfte die selbſtbewußte Äußerung der Märtyrerin der erſten Jahrhunderte nicht vereinzelt sein: »Wir Frauen sind von derselben Natur wie der Mann und so gut wie er nach Gottes Ebenbild erschaffen.« Und danach dürfte die Frau auch gehandelt haben. Gewiß, sie wurde, wenn der Mann seine Gewalt roh gebrauchte, unterdrückt — wie auch jetzt, vielleicht in härteren Formen. Aber wir wissen genug, daß es auch anders war: Vielfach erscheinen die Bande der Familie, Verwandtschaft und Freundschaft ebenso enge und zart wie jetzt. Wärmſte Herzenstöne klingen uns aus ungelenken Familienkorrespondenzen entgegen. Wie sehnt sich der derbe Albrecht Achilles von Brandenburg im Felde nach seiner Gemahlin; wie will er sie bei der Rückkehr herzen und küssen, wie angelegentlich legt er ihr die Leitung des Hauswesens ans Herz. Da klingt kein Ton der Überordnung, der Minderachtung durch. Und ähnlich die Stellung der Mutter zu den Kindern, der Kinder, auch der erwachsenen, der Mutter gegenüber. Was bedeuten die asketischen Schrullen in

diesem schönen harmonischen Ganzen! Zudem wissen wir ja gar nicht, was wahres an solchen frommen Legenden ist, die in tiefster Einsamkeit, ohne Kenntnis der tatsächlichen Verhältnisse niedergeschrieben wurden. Wäre die Frauenmißachtung Prinzip des Mittelalters, wäre sie allgemeiner Natur, dann könnten wir uns die Herrscherinnen in ihrer glänzenden Rolle, die Stellung einer Blanca von Kastilien, der Mutter Ludwigs IX., ebensowenig wie die Stellung einer Isabeau von Frankreich erklären; dann wäre der Ruhm deutscher Kaiserinnen, wie Mathilde, Adelheid, Beatrix unbegreiflich. Und selbst die schlimme Weiberherrschaft in der Stadt der Päpste im 10. Jahrhundert, die führende Rolle, die eine Barbara von Cilli, Sigismunds Gemahlin, im 15. Jahrhundert trotz ihres leichten Lebens in der Gesellschaft wie im Staat spielte. Und dann wieder, daß Frankreich sein Heil von einem Hirtenmädchen erwartete und annahm, — die Tatsachen zeugen laut gegen eine allgemeine Weiberverachtung.

(Schluß folgt.)

Die Gründung von Neu-Bern in Nord-Carolina.*)

Von Julius Goebel, Professor an der Staatsuniversität von Illinois.

Das Ereignis, das wir in diesen Tagen festlich begehen, darf in der Geschichte der Besiedlung von Nordamerika einen hervorragenden Platz beanspruchen. Die Begründung des reizenden, weltentrückten Städtchens mit seinen reichen geschichtlichen Erinnerungen ist darum nicht bloß von lokaler Wichtigkeit, sondern trägt den Charakter nationaler, ja weltgeschichtlicher Bedeutung. Bezeichnet sie doch eine der ersten und wichtigsten Schritte im Zusammentreffen von Angelsachsen und Deutschen, die sich nach jahrhundertelanger Trennung auf amerikanischem Boden wiederfinden, um von nun an die Geschicke der Neuen Welt gemeinsam zu gestalten.

Und im Hintergrunde dieser bedeutsamen geschichtlichen Tatsache erheben sich als letzte bewegende Ursachen die gewaltigen geistigen und religiösen Bewegungen des 16. und 17. Jahrhunderts mit ihrem Gefolge von endlosem Krieg und Blutvergießen, von Heldentaten und Märtyrertum und von unsäglichem Elend. Aber die furchtbare Erschütterung der europäischen Gesellschaft, die durch die religiösen Bewegungen jener Jahrhunderte hervorgerufen wurde, hatte zugleich unter den Anhängern und Vorkämpfern der neuen Ideen ein Gefühl der Zusammengehörigkeit und der Brüderschaft erzeugt, von dessen Kraft und Innigkeit wir uns heute kaum eine Vorstellung machen.

Daß Deutschland eigentlich die Heimat der Reformation sei, wurde lange in England dankbar anerkannt. Und lange blieb es dort unvergessen, daß deutsche und schweizer Städte, wie später Holland, politisch damals noch ein Teil Deutschlands, den Puritanern und anderen englichen Separatisten Schutz und Unterkunft gewährt hatten, als sie von der Heimat vertrieben wurden. War es doch während des Exils in Deutschland und der Schweiz, daß die presbyterische Kirche begründet wurde. Als dann später, vorzüglich durch Cromwells Taten, England zur protestantischen Hauptmacht Europas emporgestiegen war und als solche den Beruf fühlte, die Sache des Protestantismus zu verfechten, da bot es den verfolgten Glaubensgenossen in Deutschland, das inzwischen politisch zur Bedeutungslosigkeit herabgesunken war, wie zum Dank eine Unterkunft in seinen jungen amerikanischen Kolonien an. In mehr als einer der englischen Flugschriften jener Zeit, die sich mit dem Problem der deutschen Massenauswanderung beschäftigen, wird die Dankespflicht gegen das Vaterland der Reformation als einer der Gründe betont, warum England den verfolgten deutschen Protestanten seinen Schutz müsse angedeihen lassen.

Mit Recht dürfen wir darum in dieser Festesstunde uns an dem erhebenden Gedanken freuen, daß an dem geschichtlich so bedeutsamen Zusammentreffen von Angelsachsen

*) Festrede, gehalten bei der Zweijahrhundertfeier der Gründung von Neu-Bern, N. C., am 25. Juli 1910.

und Deutschen in Amerika die treibenden idealen Mächte jener Zeit nicht weniger Anteil hatten, als wirtschaftliches und politisches Elend. Den bescheidenen Gründern von Neu-Bern freilich mag der große geschichtliche Zusammenhang, der ihr schwieriges Unternehmen heimlich bestimmte, nicht zum Bewußtsein gekommen sein. Aber auch sie sicherten sich in dem Vertrage, den sie mit den Großgrundbesitzern von Carolina schlossen, volle Religions- und Gewissensfreiheit für ihre junge Kolonie. Und so mögen sie uns heute in demselben Lichte erscheinen wie die Begründer der Quäkerkolonie Pennsylvanien: als die Vertreter und Vorkämpfer geschichtlicher Ideen, die seitdem auch auf Europa umwälzend zurückgewirkt haben.

Aber während wir uns so festlich auf den lichtumflossenen Höhen geschichtlicher Betrachtung ergehen, wollen wir nicht vergessen, daß die eigentliche Geschichte dieser deutschen Ansiedelung am rauhen Tage prosaischer Wirklichkeit sich ereignete, wo Menschenschwäche und Heldentum nahe beieinanderstehen.

Schon im Jahre 1703 war der lutherische Pfarrer Josuah Kocherthal aus Landau in der Pfalz, getrieben von Verzweiflung über die Lage seiner Gemeinde, die durch die Verwüstungszüge der Franzosen wie durch religiöse Verfolgungen fast aufgerieben war, nach England gereist, um sich dort über die Möglichkeit einer Auswanderung seiner Leute zu erkundigen. Daß er Ermutigung fand, dürfen wir aus seinem Buche über die Provinz Carolina schließen, das er bald nach seiner Rückkehr veröffentlichte, und worin er eine glänzende Schilderung von dem Klima, der Fruchtbarkeit und den Produkten jenes Landes gab.

Dies kleine, heute sehr selten gewordene Buch war für Tausende der armen, niedergetretenen Leute eine Art göttlicher Botschaft, die ihnen jenseits des Meeres das Land der Verheißung zeigte, wo sie Wohlstand und die ersehnte Freiheit des Gewissens finden könnten. Ich habe in meinem Besitz eine Anzahl von Briefen dieser armen Leute, Bittgesuche an ihren Fürsten um die Erlaubnis zur Auswanderung, die beweisen, daß Kocherthals Buch in den kleinsten Dörfern des Westerwalds, der Pfalz und Schwabens gelesen wurde. Und immer wieder taucht in diesen herzzerreißenden Bittgesuchen die ‚Insel' Carolina als das verheißene Land auf, dahin sie ziehen wollen.

Und sie zogen aus, ob mit oder ohne fürstliche Erlaubnis. Durch die englische Regierung, der es ebenso sehr daran lag, protestantische Kolonisten zu gewinnen, wie ihre eigenen Untertanen zu Hause zu halten, heimlich ermutigt, entstand eine Völkerwanderung, wie sie Europa seit den Zeiten der Kreuzzüge nicht gesehen hatte. Innerhalb weniger Wochen erschienen im Frühjahr 1709 zwischen 10- und 15,000 Menschen in England und verlangten nach dem Lande der Verheißung geschickt zu werden.

Es ist hier nicht der Ort zu schildern, welchen Leiden die Armen in London entgegengingen, wo sie monatelang, in Zelten und Scheunen zusammengepfercht, leben mußten und zu Hunderten hinstarben; zu erzählen, wie die Königin Anna und viele englische Adlige in edelster Weise die Leiden zu lindern suchten; den Neid und den Haß des englischen Pöbels zu beschreiben, der in den fremden Ankömmlingen lästige Mitbewerber auf dem Arbeitsmarkte sah, oder schließlich auf das kleinliche Parteigezänk im englischen Parlamente einzugehen, das die plötzliche Ankunft der sogenannten ‚Pfälzer' hervorrief.

Endlich, nach monatelangem Harren und Leiden der Auswanderer, kam die Regierung zu dem Entschluß, zirka 3000 der Leute nach der Provinz New York einzuschiffen, ungefähr die gleiche Zahl in Irland anzusiedeln, wohin sie die heute noch blühende Leinwandindustrie trugen, und zirka 800 nach Carolina zu senden.

Hier ist es nun, wo der Mann auftritt, an dessen Namen die Gründung von Neu-Bern sich hauptsächlich knüpft: Baron Christoph von Graffenried. Es gibt in der Geschichte der Besiedelung Amerikas wohl wenige Charaktere, über deren Leben und Leistungen wir so eingehend unterrichtet sind, wie über die Laufbahn dieses großen deutschen Pioniers. Ich besitze die Abschrift zweier Manuskripte von ihm, die er am Ende seines Lebens verfaßte, eines in französischer und eines in deutscher Sprache, worin er eine genaue Darstellung seines ganzen Unternehmens gibt und seinen Bericht durch Karten, Pläne der Stadtanlage, Handzeichnungen und wichtige historische Dokumente

wie z. B. Briefe der Kolonisten an die Verwandten in der Schweiz, äußerst anschaulich illustriert. Ich wage zu behaupten, daß keine andere amerikanische Kolonie jener Zeit, besonders keine anglo-amerikanische, sich ähnlicher Zeugnisse aus ihrer frühen Geschichte rühmen kann. Auch kann keine andere amerikanische Kolonie beanspruchen, einen Mann von gleicher weltmännischer Bildung und feiner Geisteskultur wie Baron von Graffenried zu ihrem Gründer zu haben.

Der Sprößling einer alten deutschen Adelsfamilie in der Schweiz, hatte er in Heidelberg und in Leyden die Rechte studiert und war dann später an den glänzenden Höfen Karls II. und Ludwigs XIV. ein gern gesehener Gast gewesen. Er war kein religiöser Fanatiker wie so viele der ersten amerikanischen Pioniere, aber er besaß eine tiefe Herzensfrömmigkeit und vor allem das deutsche Ehrgefühl und den deutschen ehrlichen Sinn, für die es kein Kompromiß gibt.

Um sein Vermögen, das durch sein flottes Leben an den verschwenderischen Höfen von England und Frankreich stark zusammengeschmolzen war, wieder aufzubessern, begrüßte er den Plan eines Berner Syndikates, in Amerika eine Kolonie zu gründen und Silberminen aufzusuchen und auszubeuten, mit großer Freude. Gleichzeitig hoffte er, daß ihm die Neue Welt ein größeres Arbeits- und Wirkungsfeld bieten werde, als es die kleinlichen Verhältnisse seiner Schweizer Heimat seinem aufs Große, ja Abenteuerliche gerichteten Sinne zu geben vermochten.

Er reiste nach London, wo es ihm durch seine glänzenden Verbindungen aus früherer Zeit leicht gelang, Interesse für seine Kolonisationspläne zu erwecken. Besonders schienen die Großgrundbesitzer von Carolina, Adlige, denen Karl II. zum Danke dafür, daß sie ihm auf den Thron geholfen, ungeheure Länderstrecken in jener Provinz geschenkt hatte, auf ihn als ihren rechten Mann gewartet zu haben. Bereitwillig zeichneten sie 5000 Pfund Sterling zum Betrieskapital, ließen sich aber als geriebene Geschäftsleute von dem ahnungslosen deutschen Baron gleichzeititig zu ihrer Sicherheit Schuldscheine über die Summe ausstellen. Die Königin Anna beteiligte sich selbst mit 4000 Pfund an dem Unternehmen. Im ganzen verfügte Graffenried nun über etwa 16,000 Pfund Sterling, wovon das Berner Syndikat etwa die Hälfte gezeichnet hatte. Mit dieser Summe kaufte er von den Großgrundbesitzern (Lords Proprietors) von Carolina 17,500 Morgen Land, das zum größten Teil am Zusammenfluß der Ströme News und Trent gelegen war.

Gleich hier möchte ich betonen, daß die deutschen Ansiedler von Neu-Bern nicht als Bettler ins Land kamen, sondern, wie die meisten ihrer Landsleute nach ihnen, ihren Landbesitz ehrlich ankauften. Gerade wie die Puritaner ihr Land im Staate Massachusetts mit dem Gelde erwarben, das ihnen von Land-Spekulanten vorgestreckt war, und das sie in jährlichen Raten an diese zurückzahlen mußten, so kauften es auch die ‚Pfälzer'. Ungezählte Millionen sind seitdem auf diese Weise dem Nationalreichtum Amerikas zugeflossen, der Tatsache zu geschweigen, daß die riesigen Hilfsquellen dieses Landes ohne die Mitwirkung der sechs Millionen deutscher Bauern und Handwerker, die im Laufe der zwei Jahrhunderte einwanderten, nie erschlossen worden wären, wie sie es heute sind.

Baron Graffenried wählte sich nur junge und kräftige Leute für seine Kolonie aus, Landleute, Weinbauern und Handwerker jeglicher Art. Auch ein deutscher Lehrer fehlte nicht. Da kein Pfarrer vorhanden war, erhielt Graffenried vom Bischof von London die Vollmacht, Taufen und Hochzeiten selbst zu vollziehen. Ihrer Nationalität nach waren die Ansiedler teils Deutsche, teils Schweizer, darunter viele Wiedertäufer.

Kleineren Unfällen und dem chronischen Geldmangel junger Kolonien zum Trotz, blühte die kleine Ansiedlung bald auf, wie uns die köstlichen Briefe bezeugen, die uns von den Ausgewanderten erhalten sind. In der Anlage und Befestigung der Stadt, in der Errichtung einer Mühle, der ersten in der Kolonie, und in der Organisierung des neuen Gemeinwesens entwickelte Graffenried nicht nur eine rastlose Tätigkeit, sondern auch großen Scharfblick und ausgesprochenes organisatorisches Talent. Wie er das ungesunde Sumpfland abgräbt, Handelsverbindungen mit den westindischen Inseln anknüpft und kämpfend, schützend und ratend als Oberhaupt seiner Gemeinde waltet, gemahnt er uns an das Bild Fausts, des Kolonisators. Freilich war er kein absoluter

Herrscher in seinem Bereich, wie dieser.

Denn obgleich er zum Landgrafen über die Kolonie ernannt war und die Rechtspflege in seinen Händen lag und obgleich ihm die Ansiedler kontraktmäßig zu Treue und Gehorsam verpflichtet waren, so trug die Verfassung des jungen Gemeinwesens im Grunde doch demokratischen Charakter. Zwölf der fähigsten Männer verwalteten mit ihm die öffentlichen Angelegenheiten, und als die kleine Stadt fertig gebaut war, da wurde ihr in feierlicher Gemeindeversammlung der Name Neu-Bern gegeben. Es war ohne Zweifel die altgermanische Form demokratischer Gemeindeverwaltung, eng verwandt der sogenannten Town-meeting in Neu-England, die Graffenried und seine deutschen Kolonisten so nach Carolina verpflanzten.

So glänzend wie der Aufschwung der jungen Ansiedlung zu Anfang auch gewesen war, so furchtbar sollten die Unglücksfälle sein, die bald über Graffenried und seine Gemeinde hereinbrachen. Ich kann hier nicht im einzelnen erzählen, was die Armen Schreckliches zu erdulden hatten; nur auf einige der Ursachen möchte ich hindeuten, die unsere Kolonie bis zum Rande des Zusammenbruchs führten.

Als Baron Graffenried mit den Großgrundbesitzern in London seinen Vertrag abschloß, hatte man ihm zu den leeren Titeln eines Landgrafen von Carolina, Baron von Bernburg und Ritter des Purpurbandes noch eine Reihe glänzender Versprechungen gegeben. Dazu gehörte vor allem die Abmachung, daß ihm gleich nach seiner Ankunft für den ersten Unterhalt der Ansiedler 500 Pfund Sterling sollten ausgezahlt werden. Er bekam das Geld nie zu sehen, so flehentlich er auch darum bat. Als Mann von Ehre und Pflichtgefühl, der sich seiner Verantwortung als Leiter der Kolonie voll bewußt war, sah er sich gezwungen, bedeutende Summen gegen hohen Wucherzins und persönliche Bürgschaft zu borgen, um seine Leute vorm Hungertod in der Wildnis zu bewahren. Natürlich glaubte er, daß ihm die Großgrundbesitzer das Geld, den Vertragsbestimmungen gemäß, zurückerstatten würden. Den Gedanken, daß auch hohe Herren vertragsbrüchig werden könnten, vermochte der Ahnungslose nicht zu fassen, und so geriet er in immer größere Schwierigkeiten, als die Schuldscheine fällig wurden. Nicht viel besser erging es ihm mit dem Berner Syndikat. Auch hier sollte er durch bitterste Erfahrung lernen, daß eine Aktiengesellschaft weder Seele noch Gewissen hat.

Dazu mußte er bald nach seiner Ankunft in Carolina noch gewahren, daß das Land, das er in London in gutem Glauben gekauft hatte, eigentlich noch den Indianern gehörte, die auf ihrem Besitzrecht bestanden. Um die drohenden Schwierigkeiten mit diesen zu vermeiden, sah er sich gezwungen, das bereits erworbene Land nochmals von ihnen zu kaufen. Daß die junge Ansiedlung später von den Wilden in schrecklichster Weise heimgesucht wurde, war nicht Graffenrieds und seiner Leute Schuld, sondern muß der Hinterlist und der Grausamkeit anglo-keltischer Hinterwäldler zugeschrieben werden. Kein besserer Beweis hierfür als die Tatsache, daß Graffenried, als er, auf einer Reise ins Innere des Landes, mit dem englischen Feldmesser Lowson, einem berüchtigten Schwindler, in die Gefangenschaft der Indianer geriet, von diesen in Anerkennung empfangener Wohltaten freigelassen wurde, während jener eines grausamen Todes sterben mußte.

Hier mag es am Platze sein, über das Verhältnis der ersten deutschen Ansiedler zu den Indianern einige allgemeine Bemerkungen einzuflechten.

Fast alle deutschen Ansiedlungen während der Kolonialzeit waren an der Indianergrenze gelegen und erstreckten sich, einer Kette gleich, vom heutigen Staate Maine bis nach dem südlichen Georgien. Der Grund hierfür lag in der klar ausgesprochenen Absicht der zartfühlenden englischen Regierung, die deutschen Vettern als eine Art Puffer oder Schutzwand gegen die Franzosen und Indianer zu benutzen. Gar vieles im Vorwärtsdringen amerikanischer Zivilisation wie in der Geschichte der schließlichen Eroberung des amerikanischen Westens läßt sich allein aus dieser Tatsache erklären. Und mit Stolz dürfen wir Deutsch-Amerikaner darauf hinweisen, daß unsere Vorfahren von den Tagen des Pastorius bis herab auf Karl Schurz die Indianer als Mitmenschen behandelten, die es gelte der Kultur zu gewinnen und nicht nach anglokeltischer Weise zu berauben oder auszurotten wie die Kanaaniter des Alten

Testaments. Nicht wenige von Graffenrieds Schwierigkeiten sind auf seine humane Gesinnung zurückzuführen und auf seine Weigerung, den Wilden gegenüber wortbrüchig zu werden.

Zu diesen unverschuldeten Schwierigkeiten und zu seiner ununterbrochenen Geldverlegenheit, die ihm der Vertragsbruch der Londoner und Berner Aktionäre bereitete, muß schließlich, um Graffenrieds Mißgeschick ganz zu verstehen, noch die Korruption und Mißwirtschaft des Großgrundbesitzertums gerechnet werden. So finden wir ihn denn nach drei Jahren unsäglicher Arbeit und heroischer Selbstaufopferung in verzweifeltster Lage. Das Unglück schien ihn zu verfolgen. Betrogen von seinen europäischen Freunden und schließlich sogar von den Ansiedlern beargwöhnt, stand er allein zwischen diesen und dem unausbleiblichen Ruin. Aber er begegnete der Lage mit heldenhaftem Mut. Obwohl in fortwährender Gefahr, der Schulden wegen, die er zur Rettung seiner Leute auf sich geladen hatte, ins Gefängnis geworfen zu werden, reiste er nach England, um an die Königin zu appellieren. Später wollte er dann die Berner Gesellschaft zur Rechenschaft ziehen. Aber kurz nach seiner Ankunft in London starb die Königin Anna, und als er schließlich Bern erreichte, fehlten ihm die Mittel zu dem langwierigen Prozeß, der ihm hier bevorstand. Überzeugt, daß ein weiterer Kampf gegen das unabwendbare Verhängnis fruchtlos sei, beschloß er in der Schweiz zu bleiben. Zu seiner Verteidigung und zur Rechtfertigung gegen unbegründete Schmähungen schrieb er dann später die beiden Berichte über sein »amerikanisches Unterfangen«, die ich schon erwähnte. Wehmütig resigniert schließt er die deutsche Erzählung seiner Abenteuer mit den Worten: »Weilen die fortun in dieser Welt mir nicht günstig seyn wollen, nichts bessres ist, als zu verlassen alles was der Welt ist, und die Schätz suchen, die im Himmel, welche nicht die Schaben noch der Rost fressen, und die Dieben nicht nachgraben können«.

Mehr als je war nun unsere deutsche Kolonie, nach Graffenrieds Abreise, auf ihre eigene Kraft angewiesen. Aber gerade aus diesem Grunde überstand sie die schwere Krisis, und mit den Nachkommen der heldenhaften Pioniere dürfen wir heute die Feier ihres zweihundertjährigen Bestehens begehen. Kein besserer Beweis für die Tatsache, daß Amerika für ein System obrigkeitlicher Fürsorge, und sei es noch so zahm, keinen Raum hat, und daß der Erfolg des Einzelnen wie ganzer Gemeinschaften hier im letzten Grunde von den Eigenschaften des Geistes und des Charakters abhängen, die sich im Unglück wie im Glück bewährt haben.

In welch hohem Maße die Pioniere von Neu-Bern diese Eigenschaften besaßen, bezeugen die schon erwähnten Briefe, die sie in die schweizer Heimat schrieben. Ich halte diese Briefe für geschichtliche Dokumente allerersten Ranges, nicht nur, weil sie uns den intimsten Einblick in das Leben der jungen Ansiedelung gewähren, sondern auch darum, weil sie den ganzen Kulturstand der Eingewanderten so treu wiederspiegeln und uns eine Vorstellung geben von dem stillen Beitrag, den sie und Tausende ihrer Volksgenossen dem werdenden amerikanischen Volkscharakter und der langsam sich bildenden amerikanischen Kultur im 18. Jahrhundert zuführten. Denn die Briefe stammen von Leuten aus dem Volke und nicht etwa von Geistlichen oder Gelehrten, wie fast alle überlieferten Briefe aus der Kolonialzeit Amerikas. Und schon die bloße Tatsache, daß sich diese Leute schriftlich so fertig ausdrücken konnten, beweist, daß sie, dank den überlegenen deutschen Volksschulen, an Bildung durchschnittlich weit über den englisch-irischen Einwanderern jener Zeit standen.

In ihrem treuherzig anheimelnden Schweizerdialekt, in tief bewegten Augenblicken des Lebens geschrieben, zeigen uns die Briefe den ganzen Reichtum deutschen Gemütes, dem ja das Schönste unserer Dichtung, unserer Kunst und Musik im Grunde auch entsprungen ist. Wir gewahren die Tiefe des religiösen Gefühles dieser einfachen Leute, ihren anhänglichen Familiensinn, die heldenhafte Freiheitsliebe der um ihres Glaubens willen vertriebenen Täufer und den unbezwinglichen Mut, mit dem sie die unglaublichen Leiden und Entbehrungen des Lebens in der Wildnis ertrugen, die sie mit eisernem Fleiß schließlich in einen Garten verwandelten.

In diesen Eigenschaften liegt das Wertvollste beschlossen jenes reichen Kulturerbes, das die Deutschen im Laufe der vergangenen zwei Jahrhunderte diesem Lande zugebracht und dem amerikanischen Volkscharakter ein-

verleibt haben. Denn was wir heute amerikanischen Nationalcharakter und amerikanische Kultur nennen, ist nicht, wie uns die künstlich gezeugte Schullegende glauben machen will, der Charakter und die Kultur eines bestimmten kleinen Volksteiles, wie etwa des Neuengländertums, sondern das Produkt der Eigenschaften verschiedener Nationalitäten, unter denen der germanische Stamm jedoch vorwiegt. Und weil diese Eigenschaften, teils das Erbe deutscher Art, teils in der harten Schule des Grenzerlebens erworben sind, darum dürfen wir Deutsche im amerikanischen Nationalcharakter so viele unserer eigenen Züge wiedererkennen.

Individuen und Geschlechter mögen vergehen, aber die Charakterzüge der Nationalität und der Rasse bleiben, aller Rassenmischung zum Trotz. Und während wir an Festtagen wie diesem gar wohl mit Stolz auf den Charakter und die Leistungen unserer Vorfahren hinweisen mögen, sollen wir zugleich der Pflicht eingedenk bleiben, die uns ihr hinterlassenes Erbe auferlegt. Das Wachstum und der Reichtum unserer gewaltigen jungen Nation haben zugleich Gefahren und Uebel gezeugt, die nicht weniger furchtbar sind in ihrer Art als die Schrecknisse, die unsere Vorfahren im Urwald zu bestehen hatten. Kein soziales Zauberwort wird diese Gefahren bannen, und kein Reformgerede diese Uebel heilen, solange es um die Einzelnen schlecht steht, aus denen sich Staat und Gesellschaft zusammensetzen. Das ist die ewig währende Bedeutung des Individualismus gegenüber den Träumen der Soziologie. Einfachheit und Unbescholtenheit, Ehr- und Pflichtgefühl, Furchtlosigkeit und Bescheidenheit, Fleiß, Sparsamkeit und Mäßigkeit im erlaubten Genuß — sie müssen zuerst der unveräußerliche Charakterbesitz des Einzelnen, vieler Einzelner sein, ehe sie in unserem sozialen und politischen Leben, dem so vielfach verrotteten, sich geltend machen können.

Wir Deutsch-Amerikaner aber sehen in diesen Charaktereigenschaften das köstliche und unveräußerliche Erbe unserer Vorfahren, dessen Bewahrung und Weitergabe unsere bleibende nationale Mission ist.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Brüssel.

Belgische Fortschritte in der Frage der Reinigung der städtischen Abwässer.

Nach dem System des unlängst verstorbenen französischen Chemikers Vil ist in Belgien in allerletzter Zeit eine große Reinigungsanlage errichtet worden, die allen an eine solche zu stellenden, von den bisherigen Systemen nicht ganz erfüllten Anforderungen zu entsprechen scheint.

Städte, die an großen Flüssen liegen, scheinen jeder Schwierigkeit in bezug auf die Wegschaffung ihrer Abwässer enthoben zu sein. Der Fluß besorgt den Transport. Man erkennt aber leicht, daß dieses anscheinend so praktische Verfahren seine Schattenseiten hat, die dem Städter allerdings am wenigsten zum Bewußtsein kommen, desto mehr aber den Flußanwohnern. Freilich reinigt sich der Flußlauf selber, gewissermaßen automatisch, immerhin ist er aber einige Kilometer aufwärts von der Einlaufstelle für Ansiedlungen ungeeignet, denn das Wasser ist oft so sehr verunreinigt, daß es infolge Infiltration auch die Grundwässer der beiderseitigen Ufer kontaminiert.

Außerdem sind nicht alle großen Städte an großen Flüssen gelegen, und es gibt daher bedeutende Stadtwesen, die den Wasserlauf, in den sie ihre Abwässer einführen, hiedurch auf seine doppelte Menge bringen. Der Fluß wird natürlich hierdurch in eine fließende Kloake verwandelt, er infiziert und verpestet die Gegend, durch die er fließt, auf Strecken bis zu 50 km und auf hunderte von Metern an beiden Ufern einwärts. Steigt er plötzlich infolge starken Regens oder der Schneeschmelze, und überschwemmt seine Ufer, so entstehen Typhusepydemien, die dann, vom Lande ausgehend, wieder in die Stadt zurückgetragen werden.

Wenn man nun in Betracht zieht, daß es sich in den großen Städten nicht nur um die Wegschaffung der Abwässer, sondern auch um die Gewinnung eines guten Trinkwassers handelt, das man entweder durch Fangen von Oberflächenquellen oder durch Graben von Brunnen erzielen muß, die ihren Zulauf aus den durchlässigen Schichten der Umgebung ziehen, ja vielleicht teilweise vom Flusse, in welchen man die Abwässer leitet, selber gespeist werden, dann sieht man wohl ein, daß mit der einfachen Ableitung der Abwässer in den benachbarten Flußlauf nur die eine Bedingung, nämlich die hygienische Abfuhr, aber nur in den wenigstens Fällen die andere, nämlich die Gewinnung guten Trinkwassers erfüllt ist, und daß die Frage einer vorhergehenden Reinigung der Abwässer ebenso wichtig wird wie jene der Ableitung.

Und das ist selbst da der Fall, wo es sich um Städte handelt, die an der Meeresküste gelegen sind. Wer sich in unseren Mode-Meerbädern etwas näher umgesehen hat, wird vielleicht bemerkt haben, welche unappetitlichen Dinge Ebbe und Flut an gewissen Winkeln der Küsten zusammentragen. In Manchester z. B. hat man eine Installation zur Abfuhr der Abwässer ins Meer eingerichtet, die 15 Millionen Mark gekostet hat, man hat Schiffe gebaut, die die Abfälle weit ins Meer hinausführen, was eine jährliche Ausgabe von etwa 150,000 M. verursacht. Trotzdem wird der Unrat doch zu gewissen Zeiten regelmäßig wieder zur Küste zurückgeführt. Diese städtischen Abwässer verunreinigen unter anderem die Austernbänke, was zu Austernvergiftungen führt. Aber auch der Flußfischer kommt durch die Ableitung der Abwässer in das Flußbett oft zu großem Schaden, denn oft wird das Wasser dadurch vollständig ungeeignet, das Leben der Fische zu erhalten, so daß eine armselig lebende Bevölkerung nach und nach um ihre einzige Subsistenz gebracht wird.

Da auch der Bauer ein Interesse daran hat, daß der Fluß, an dem seine Felder liegen, reines Wasser führt, da die Industrie, die sich an den Flüssen entwickelt, meistens eines sehr reinen Wassers bedarf, ist das einfache Ableiten der Abwässer immer nur als eine vorläufige Erledigung, keineswegs aber als eine Lösung der Frage anzusehen. Oft taucht daher ein neues Projekt für die zweckmäßige Reinigung der Abwässer auf. Daß man zu einer befriedigenden Lösung gelange, liegt aber nicht nur im Interesse der Hygiene, sondern auch der Sparsamkeit der Stadtverwaltung. Durch die bequeme Ableitung erspart die Stadt zwar kostspieligere Anlagen, verliert aber die wertvollen, in den Abwässern enthaltenen Dungstoffe unbenutzt.

So sind z. B. die Abwässer der Stadt Brüssel, die in den kleinen Sennefluß abgeleitet werden, der jetzt durch einen unterirdischen Kanal unter der Stadt weggeführt wird, täglich 85.–90,000 Kubikmeter Flüssigkeit, etwa eben so viel wie der Fluß selbst binnen 24 Stunden liefert. Jeder Kubikmeter dieser Flüssigkeit enthält im Mittel 200 Gramm sehr stickstoffhaltiger, organischer, in Lösung befindlicher Materien, und jeder Kubikzentimeter enthält etwa 5 Millionen lebender Bakterien. Von dort, wo der Fluß den Kanal verläßt, bis zu seiner Einmündung in den Dyle, dessen Nebenfluß er ist, auf eine Strecke von etwa 30 Kilometer, sind die Ufer ein schwärzlicher, übel riechender Morast, der den Anwohnern zur Plage wird und der für die Stadt einen Verlust von jährlichen Millionen Franks an Stickstoff, Phosphorsäure, Pottasche und anderen Nährstoffen der Bodenkultur bedeutet.

Da nun die Abwässer äußerst reich an organischen, in Lösung oder in Suspension befindlichen Materien sind, da diese Materien die Träger der Mikroben sind, müßte jedes Reinigungsverfahren darauf ausgehen, sie von diesen so vollkommen als möglich zu scheiden. Der Zweck wird dann als erreicht zu betrachten sein, wenn man die Mikroben getötet und die in Lösung befindlichen Materien, die die in Suspension befindlichen einschließen, zum Gerinnen gebracht hat, denn dann läßt sich das Wasser von der niedergeschlagenen Materie leicht abschöpfen. Man darf aber hierbei nicht so weit gehen, daß man die organischen Materien statt sie umzuformen zerstört, sie würden infolgedessen für die Bodenaufbesserung wertlos werden.

Man beschränkte sich daher anfangs darauf, die Abwässer in großen Reservoiren zu sammeln, wo sie so lange blieben, bis sie sich geklärt hatten und abgeschöpft werden konnten. Das ist aber eine nur rein illusorische Reinigung, das abgeschöpfte Wasser enthält noch zahlreiche organische Substanzen und fast alle Keime. — Diesem Übelstande suchte man durch Ozonisierung des Wassers abzuhelfen. Der Ozon ist zweifellos ein sehr wirksames Antiseptikon, leider ist aber sein Gestehungspreis so hoch, daß er für diesen Zweck keinen praktischen Wert hat.

Weit zweckmäßiger schien ein anderes Auskunftsmittel zu sein, nämlich das, dem Boden selbst die Reinigung der Abwässer zu übertragen. Daß der Boden ein Filter erster Ordnung ist, erhellt aus der Tatsache, daß ja unsere Quellgewässer, die mit der Reinheit der Krystalles wetteifern, doch alle von der Oberfläche stammen, wo sie durch animalische oder vegetabile Stoffe verunreinigt werden. Diese Wässer werden also während ihres Durchganges durch den Boden gereinigt.

Eine der größten Einrichtungen dieser Art besteht bekanntlich in den Rieselfeldern bei Berlin, eine andere in Paris. Die Abwässer werden in großen Sammelkanälen den Bassins zugeführt, wo sie die schweren Stoffe, Sand und schwimmende Körper, zurücklassen. Von dort werden sie dann durch zahlreiche Zuleitungen auf die Felder geführt, die sie befruchten, wobei sich die Abwässer gleichzeitig reinigen. Damit aber ein solches System anwendbar sei, muß nicht nur ein gut durchlässiger Boden vorhanden sein, sondern dieser Boden muß auch jene chemische Zusammensetzung haben, die ihn befähigt, die Zerfallsprodukte der organischen Materien festzuhalten. Auf jeden Fall benötigt man hierzu viel Raum (etwa 91,000 Hektar pro 100,000 Einwohner) und die Errichtung kostspieliger Kunstbauten.

Man hat dann verschiedene chemische Methoden vorgeschlagen, die auch zum Teil in Amerika Anwendung finden und die darin bestehen, daß man den Abwässern gewisse Reagentien beifügt, die die organischen Materien zum größten Teile niederschagen und gleichzeitig das Wasser mehr oder weniger sterilisieren. Nach der Abschöpfung bleiben dann die für den Ackerbau wertvollen Produkte zurück. Obwohl diese Systeme zum Teil recht wirksam sind, so haben sie sich doch alle als zu kostspielig erwiesen.

In jüngster Zeit stellte sich das biologische Reinigungsverfahren als jenes dar, das die größten Vorteile zu haben scheint. In England von Cameron, in Frankreich von Calmette eingeführt, wird es heute auch in mehreren großen Städten Deutschlands und Amerikas angewendet. Es besteht im wesentlichen darin, daß man die zu reinigenden Abwässer kürzere oder längere Zeit in sogenannten »Septic tanks«, septischen Behältern, Pulvefaktionskammern stehen läßt, in denen sich unter Einwirkung der anärobischen Fäulnismikroben eine Selbstzersetzung der organischen Materien vollzieht, wobei es allerdings nicht ohne Bildung sehr starker und sehr übler Gerüche abgeht. Hierauf wird die Flüssig-

keit in die sogenannten Bakterienbetten geleitet, d. i. umfangreiche Behälter, die mit Schlacke, Koksabfällen usw. gefüllt sind, und in denen nach den anärobischen die Arbeit der ärobischen Mikroben beginnt. Die Behandlung auf diesen Bakterienbetten kann sich auf zweierlei Weise vollziehen, nämlich intermittierend oder kontinuierlich; der intermittierende Vorgang, der mehrfache Berührungen und Berührungsflächen vorsieht, bedarf demnach einer größeren Anzahl aufeinanderfolgender Bassins, bzw. Bakterienbetten, so daß die nicht in Funktion befindlichen gelüftet werden können, eine Einrichtung, die viel Raum beansprucht, allerdings nicht sehr kostspielig ist. Die kontinuierliche Behandlung besteht dagegen in der Anwendung von unter Druck stehenden Zerstäubern oder ähnlichen Vorrichtungen, durch welche die aus den Behältern kommende Flüssigkeitsmasse in Form eines feinen, der Einwirkung der Luft ausgesetzten Regens auf die Bakterienbetten übergeführt wird.

Aber auch dieses Verfahren leidet unter dem Nachteil, daß es sehr viel Platz beansprucht (3 Hektar pro 100,000 Einwohner) und unter dem bei weitem größeren, daß es die Ursache abscheulicher Gerüche ist, welche die den Reinigungsstätten benachbarten Stadtteile fast unbewohnbar machen.

Nun hat vor einigen Jahren ein französischer Chemiker, namens Ernest Vial ein Verfahren erfunden, das sich des Kalkes, eines altbekannten Desinfektionsmittels, aber in vollkommen neuer und sehr zweckmäßiger Art bedient, und das vor allen anderen bekannten Verfahren deshalb einen großen Vorzug zu besitzen scheint, weil nur ein geringer Raum benötigt wird (10 Ar pro 100,000 Einwohner), weil die Installationskosten gering, die Handarbeit eine kaum in Betracht kommende, der Gang des Verfahrens ein regelmäßiger ist, weil nur eine kleine Menge des einzig verwendeten Reagenzstoffes, des Kalks, nämlich 3 bis 4 Tonnen täglich für 100,000 Einwohner nötig ist, weil die organischen Materien hierbei auf ein Zehntel ihres gewöhnlichen Volumens herabgemindert werden und — was die Hauptsache ist — ein vollkommen aseptisches, farbloses Wasser erzielt wird, das den Fischen nicht im geringsten schädlich ist. Mit geringen Kosten läßt sich bei diesem Verfahren die ganze Phosphorsäure, ein großer Teil der Pottasche und des organischen Stickstoffes der Abwässer und zwar in der Form eines allerdings nicht sehr reichen, aber gut verkäuflichen oder mit reicherem mischbaren Düngers gewinnen.

Kleine Installationen dieser Art bestehen schon in Westende, dann in Nieuport, und vor kurzem wurde eine größere Anlage in Ostende gebaut, die ausgezeichnet funktioniert. Das Wesentliche des Verfahrens läßt sich folgender Weise charakterisieren: Der Kalk wird einem Mischer zugeführt und dort mit reinem Wasser in bestimmtem Verhältnis gemischt, eine Saugpumpe führt die zu behandelnden Abwässer in den unteren Teil des Mischkessels, wo sie sich mit dem Kalkwasser mischen. Von hier gelangt das Gemisch durch Rohrleitungen in eine Anzahl von Bassins, wo es in dünnen Lagen über eine Schicht feststehenden Wassers hinwegstreicht. Das Feststehen der Wasserschicht wird durch die besondere Konstruktion der Bassins herbeigeführt, welche innere Strömungen verhindern. Während dieses Durchganges sinken nun die verkalkten Materien auf den Boden der Bassins herab, wo sie durch Abgase oder Abdämpfe getrocknet werden; sie werden dann in die Form eines feinen Pulvers verwandelt, das ein gutes Düngemittel gibt.

Hierbei geht nun die Reinigung der Abwässer mit erstaunlicher Schnelligkeit vor sich. Kaum einige Minuten nach dem Eintritt von dicken bräunlichen, übelriechenden Massen fließt hervortretendes klares geruchloses Wasser aus den Öffnungen der Bassins, das fast vollkommen mikrobenfrei ist.

Wir können heute noch nichts bestimmtes über den Wert des erzielten Dungstoffes, sowie über die Gesamtkosten der Installation und der Arbeit sagen, wenn sich aber das bewahrheitet, was man bisher nach dem Augenschein schließen kann und was der mittlerweile gestorbene Erfinder behauptete, dann haben wir in dem Vialschen Verfahren das Verfahren der Zukunft gefunden, das bald in allen großen Städten zur Einführung gelangen wird. Den großen schon in vollem Betriebe befindlichen Installationen in Ostende wird sich nun eine sehr bedeutende in Moskau anschließen, und in mehreren großen Gemeinwesen Hollands, Frankreichs und Amerikas befaßt man sich eifrig mit dem Studium von Projekten, die voraussichtlich in Kürze ebenfalls feste Formen gewinnen werden. Jedenfalls ist auch hiermit noch nicht die endgültige Lösung des Problems gefunden, aber es scheint doch mit diesem System ein für das Volkswohl äußerst wichtiger Fortschritt erzielt zu sein.

A. B.

Mitteilungen.

Die ostasiatische Abteilung des Museums für Völkerkunde zu Berlin hat einen Großfolioband mit den Büchern 4908 und 4909 der chinesischen Enzyklopädie Yung-lo ta-tien erworben. Diese Enzyklopädie, die von dem 1403 bis 1424 regierenden Ming-Kaiser Yung-loh veranlaßt worden ist, sollte die Gesamtliteratur auf literarischem, philosophischem, geschichtlichem und künstlerischem Gebiete in Auszügen oder in vollständigen Abdrücken in einem Gesamtwerke vereinigen. 2160 Mitarbeiter beendeten das Werk in drei Jahren; es umfaßte 22,937 Bücher, und eine Drucklegung war der unerschwinglichen Kosten wegen unmöglich. Es wurden nur zwei vollständige und eine unvollständige Abschrift angefertigt. Die beiden ersten verbrannten schon früher, von der dritten wurde auch der größte Teil bei dem Brande des Han-lin-Kollegiums in Peking im Jahre 1900 vernichtet. Die wenigen geretteten Bände gehören zu den größten Seltenheiten der chinesischen Literatur. Außerdem hat das Museum wertvolle chinesische Bildrollen und ein buddhistisches Steinrelief der Wei-Periode aus dem Jahre 502 erworben.

*

Dem IX. internationalen Kongreß für das kaufmännische Bildungswesen, der kürzlich in Wien getagt hat, und auf den wir in unserer letzten Nummer hingewiesen haben, ist in einem stattlichen Bande von XII und 405 Seiten ein von dem Ministerialrat

Dr. F. Dlabač und dem Hofrat Eugen Gelcich verfaßtes Werk über das kommerzielle Bildungswesen in Österreich vorgelegt worden. Es ist der sechste Band eines großen Sammelwerkes über das kommerzielle Bildungswesen der europäischen und außereuropäischen Staaten, das im Verlage von Alfred Hölder in Wien erscheint. Die fünf ersten Bände behandeln das kommerzielle Bildungswesen in England, dem Deutschen Reiche (Dr. J. Zolger), Belgien, Spanien, Portugal, Serbien und Bosnien, der Schweiz, Rumänien, Brasilien und Argentinien (E. Gelcich), Italien, Frankreich, Griechenland, Peru, Uruguay, Paraguay und Costa Rica (Gelcich und Zolger).

In dem vorliegenden österreichischen Bande teilt der erste kurze Abschnitt Allgemeines über die Organisation des Schulunterrichts mit; der zweite beschäftigt sich mit der Geschichte des kommerziellen Bildungswesens. Die erste »Handelsakademie«, deren Direktor der frühere Professor der Mathematik in Straßburg Johann Georg Wolf war, wurde am 11. Juni 1770 in Wien mit 22 Schülern eröffnet. Sie sollte »die Jugend binnen zwei Jahren so bilden, daß sie mit allen zur Handlung gehörigen Hilfswissenschaften vorbereitet werde, um bei den Handlungsgeschäften, dem Kommerz- und Manufakturwesen dem Vaterlande einstens gute Dienste leisten zu können. Denn der geschickte Handelsmann soll sich vom Krämer unterscheiden, dies wird jedoch nur erzielt durch Unterricht der Söhne der erbländischen Handelsleute, die bei der Aufnahme den Vorzug haben, und zwar ohne Unterschied der Religion«.

Den größten Raum nimmt der dritte Abschnitt ein; er schildert den gegenwärtigen Stand des kommerziellen Unterrichtswesens und ist in zwölf Kapitel geteilt. Die ersten sechs davon beschäftigen sich nach allgemeinen Ausführungen über die Organisation der Handelsschulen mit der Fortbildungsschule, den zweiklassigen und den höheren Handelsschulen, den Spezial- und Fortbildungskursen an beiden und dem kommerziellen Unterricht an gewerblichen Lehranstalten. Das nächste Kapitel ist dem Mädchenunterricht gewidmet, dabei wird zum Schluß auch die Frage der Koedukation gestreift. Den Gegenstand des achten Kapitels bilden die Handelshochschulen und hochschulartige Einrichtungen. Nachdem das neunte bis elfte Kapitel auf Lehrer und Lehrerbildung, Vereins- und Stipendienwesen eingegangen sind, bringt das letzte Kapitel statistische Daten über die Frequenzverhältnisse.

Wir entnehmen ihnen, daß es Handelsakademien gibt in Wien (2), Linz, Graz, Triest, Innsbruck, Trient, Außig, Chrudim, Gablonz, Königgrätz, Pilsen (1 deutsche, 1 tschechische), Prag (1 deutsche, 1 tschechische), Reichenberg, Brünn (1 deutsche, 1 tschechische), Olmütz, Proßnitz, Krakau und Lemberg. Sie wurden zusammen in dem Jahre 1899/1900 von 4080, 1902/03 von 3602, 1905/06 von 4057 und 1908/09 von 6153 Schülern besucht. In denselben Jahren betrug die Frequenz an den 25 staatlichen oder staatlich subventionierten zweiklassigen Handelsschulen für Knaben 1029, 1540, 1828 und 2669 Schüler.

Der Unterricht an der Fortbildungsschule ist meist unentgeltlich. In den Staatsanstalten in Triest, Lemberg und Spalato beträgt das Schulgeld jährlich nur 40 Kronen, während es sonst meist in den Handelsakademien sich auf 150—300, in den zweiklassigen Handelsschulen auf 80—100, an den Abiturientenkursen auf 300—320 Kronen beläuft. Natürlich ist eine Befreiung vom Schulgeld für mittellose Zöglinge vorgesehen. — Das Staatsbudget für das kommerzielle Bildungswesen hat sich vom Jahre 1896 bis zum Jahre 1910 von 148,000 Kronen auf 1,408,991 Kronen, also fast auf das Zehnfache, gehoben.

Zum Schluß sei noch erwähnt, daß der Lehrplan der vierklassigen Handelsakademien mit deutscher Unterrichtssprache deutsche Sprache, französische und englische Sprache und Korrespondenz, Handels- und Verkehrsgeographie, allgemeine und Handelsgeschichte, Mathematik, Naturgeschichte, Physik, Chemie und chemische Technologie, Warenkunde und mechanische Technologie, Handelskunde, Handelskorrespondenz, Buchhaltung, Übungskontor, Wechselrecht, Handels- und Gewerberecht, Volkswirtschaftslehre, Schönschreiben und Stenographie als pflichtmäßige Unterrichtsgegenstände umfaßt.

*

Ernest Solvay, der Begründer der Instituts Solvay, hat zwei Preisausschreiben gestellt, das eine über zwölf Fragen der Sozialpolitik, das andere über zehn Fragen der biologischen Physiko-Chemie. Die hierfür zur Verfügung stehenden Summen betragen je 50,000 Francs; die Bewerbungsarbeiten sind bis zum 1. Januar 1914 bei dem Institut de sociologie, bzw. de physiologie Solvay, Brüssel, Parc Leopold einzuliefern.

*

Die französische Zeitung »Journal d'Allemagne« in Berlin und die deutsche »Pariser Zeitung« werden von jetzt ab jährlich ein Preisausschreiben veranstalten und haben zu diesem Zweck vorläufig die Summe von 12,000 M. ausgesetzt. Über ein bestimmtes Thema sollen deutsche Schüler in französischer, französische Schüler in deutscher Sprache Aufsätze verfassen. Der Preis für die fünfzig besten Aufsätze besteht in einer zehntägigen Reise nach Paris bzw. Berlin, die durch die Ausschüsse für internationalen Schüleraustausch veranstaltet werden. Zu dem Berliner Prüfungsausschuß gehören Provinzialschulrat Professor Dr. Engwer und Stadtschulrat Professor Dr. Michaelis (als Vorsitzende) und die Professoren Dubislav, Kabisch, Risop und Schmidt.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 41
8. Oktober 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Stellung der neueren Physik zur mechanischen Naturanschauung.

Rede, gehalten auf der 82. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte in Königsberg am 23. September 1910.

Von Max Planck, Professor an der Universität Berlin.

Von allen Stätten der regelmäßigen Tagungen unserer Gesellschaft läßt sich wohl kaum eine nennen, die so unmittelbar dazu einladet, einen Blick auf die neueren Wandlungen der physikalischen Theorien zu werfen, wie unser diesjähriger Versammlungsort. Ich denke dabei nicht nur an den großen Königsberger Philosophen, der mit genialer Kühnheit sogar die Uranfänge unseres Kosmos physikalischen Gesetzen zu unterwerfen suchte; ich denke auch an den Begründer der theoretischen Physik in Deutschland, Franz Neumann, dessen Schule der physikalischen Wissenschaft eine Reihe ihrer hervorragendsten Forscher beschert hat; ich denke an den Verkünder des Prinzips der Erhaltung der Energie, Hermann Helmholtz, der hier vor 56 Jahren vor den Mitgliedern der Physikalisch-Ökonomischen Gesellschaft die damals ganz neuen Begriffe der potentiellen und der kinetischen Energie (»Spannkraft« und »lebendige Kraft«) an dem Bild eines durch Wasserkraft gehobenen und dann herabsausenden Hammers erläuterte.

Seit jener Zeit haben sich, wie jedermann bekannt ist, in der Physik ungeahnte Wandlungen vollzogen. Wäre Helmholtz heute unter uns versetzt, er würde zweifellos über gar vieles, was er von physikalischen Dingen hörte, erstaunt den Kopf schütteln. In erster Linie sind es die großartigen Fortschritte der experimentellen Technik, welche den Umschwung herbeigeführt haben. Die von ihr errungenen Erfolge kamen in mancher Beziehung so unerwartet, daß man heutzutage selbst Probleme für lösbar zu halten geneigt ist, an deren Bewältigung vor wenig Jahrzehnten noch kein Mensch gedacht hätte, und daß man prinzipiell überhaupt kaum etwas für technisch absolut unmöglich ansieht. Aber auch den Theoretikern hat sich ein gutes Stück des bei den Praktikern herangebildeten Wagemutes mitgeteilt, sie gehen jetzt mit einer für frühere Zeiten unerhörten Kühnheit ans Werk, kein physikalischer Satz ist gegenwärtig vor Anzweiflungen sicher, alle und jede physikalische Wahrheit gilt als diskutabel. Es sieht manchmal fast so aus, als wäre in der theoretischen Physik die Zeit des Chaos wieder im Anzuge.

Aber je verwirrender die Fülle der neuen Tatsachen, je bunter die Mannigfaltigkeit der

neuen Ideen auf uns eindringt, um so gebieterischer erhebt sich wieder auf der anderen Seite der Ruf nach einer zusammenfassenden Betrachtungsweise. Denn so gewiß der Erfolg eines jedweden Experimentes nur durch eine passende Anordnung der Versuche gewährleistet wird, ebenso sicher kann eine in weiterem Umfang brauchbare Arbeitshypothese, die zu richtigen Fragestellungen verhilft, nur durch eine zweckmäßige physikalische Weltanschauung vermittelt werden. Und nicht nur für die Physik, für die ganze Naturwissenschaft ist dieser Ruf nach einer zusammenfassenden Naturanschauung bedeutungsvoll, denn eine Umwälzung im Bereich der physikalischen Prinzipien kann nicht ohne Rückwirkung auf alle übrigen Naturwissenschaften bleiben.

Diejenige Naturanschauung, die bisher der Physik die wichtigsten Dienste geleistet hat, ist unstreitig die mechanische. Bedenken wir, daß diese darauf ausgeht, alle qualitativen Unterschiede in letzter Linie zu erklären durch Bewegungen, so dürfen wir die mechanische Naturanschauung wohl definieren als die Ansicht, daß alle physikalischen Vorgänge sich vollständig auf Bewegungen von unveränderlichen, gleichartigen Massenpunkten oder Massenelementen zurückführen lassen. Jedenfalls werde ich hier in diesem Sinne von der mechanischen Naturanschauung sprechen. Ist nun diese Hypothese auch heutzutage der neueren Entwicklung der Physik gegenüber grundlegend und durchführbar?

Von jeher hat es Physiker und Philosophen gegeben, welche die Bejahung dieser Frage als etwas Selbstverständliches ansahen, ja sie geradezu als ein Postulat der physikalischen Forschung betrachteten. Nach dieser Auffassung besteht die Aufgabe der theoretischen Physik direkt darin, alle Vorgänge in der Natur auf Bewegung zurückzuführen. Demgegenüber gab es von jeher skeptischere Naturen, welche den fundamentalen Charakter einer solchen Formulierung des Problems bezweifelten, welche die mechanische Naturanschauung für zu eng hielten, um die ganze bunte Mannigfaltigkeit sämtlicher Naturvorgänge zu umspannen. Man kann nicht sagen, daß die eine der beiden entgegengesetzten Meinungen bisher das entschiedene Übergewicht errungen hätte. Erst in unseren Tagen scheint sich eine endgültige Entscheidung vorzubereiten, als Endresultat einer tiefgehenden Bewegung, welche die theoretische Physik ergriffen hat — einer Bewegung von solch radikaler, umwälzender Art, daß sie ihre Wellen weit über die eigentliche Physik hinaus in die Nachbargebiete der Chemie, Astronomie, ja bis in die Erkenntnistheorie hinein schlägt, und daß in ihrem Gefolge sich wissenschaftliche Kämpfe ankündigen, denen nur noch die um die Kopernikanische Weltanschauung geführten vergleichbar sein werden. Was zu dieser Revolution geführt hat, und wie die durch sie hervorgerufene Krisis vielleicht überwunden werden wird, das möchte ich im folgenden darzulegen versuchen.

Die Blütezeit der mechanischen Naturanschauung lag im vorigen Jahrhundert. Den ersten mächtigen Impuls erfuhr sie durch die Entdeckung des Prinzips der Erhaltung der Energie, ja sie wurde sogar manchmal mit dem Energie-Prinzip, besonders in der ersten Zeit seiner Entdeckung, geradezu identifiziert. Dieses Mißverständnis rührt jedenfalls daher, daß vom Standpunkt der mechanischen Naturanschauung das Energieprinzip sich sehr leicht deduzieren läßt: denn wenn alle Energie mechanischer Natur ist, so ist im Grunde das Energieprinzip nichts anderes als das in der Mechanik schon seit langer Zeit bekannte Gesetz der lebendigen Kräfte. Es gibt dann in der ganzen Natur überhaupt nur zwei Arten von Energie, kinetische und potentielle, und es handelt sich nur noch darum, bei einer bestimmten Energieart, z. B. Wärme, Elektrizität, Magnetismus, zu entscheiden, ob sie kinetischer oder potentieller Natur ist. Dies ist ganz der Standpunkt, den Helmholtz in seiner ersten epochemachenden Schrift über die Erhaltung der Kraft eingenommen hat. Es dauerte erst eine gewisse Zeit, ehe man sich bewußt wurde, daß mit dem Satz der Erhaltung der Energie über die Natur der Energie noch gar nichts ausgesagt ist — welche Meinung übrigens der Entdecker des mechanischen Wärmeäquivalents, Julius Robert Mayer, bekanntlich von Anfang an verfochten hatte.

Was der mechanischen Anschauung ihren eigentlichen speziellen Antrieb verlieh, das war vielmehr die Entwicklung der kinetischen Gastheorie. Diese traf aufs glücklichste zusammen mit der Richtung, die inzwischen die chemische Forschung eingeschlagen hatte. Dort war man bei der Aufgabe, das Molekül vom Atom genau zu unterscheiden, auf den

Avogadroschen Satz gekommen, als auf die brauchbarste Definition des gasförmigen Moleküls, und nun ergab sich gerade dieser Satz als eine strenge Folgerung der kinetischen Gastheorie, wofern man als Maß der Temperatur die lebendige Kraft der bewegten Moleküle einführt. So konnten auf Grund der atomistischen Vorstellungen die Erscheinungen der Dissoziation und Assoziation, der Isomerie, der optischen Aktivität der Moleküle durch mechanische Betrachtungen bis ins einzelne aufgehellt werden, mit gleichem Erfolge wie die physikalischen Vorgänge der Reibung, der Diffusion, der Wärmeleitung.

Allerdings blieb noch die Frage als letztes wichtigstes Problem zurück, wie die Verschiedenheit der chemischen Elemente durch Bewegungen zu erklären sei. Aber auch hier zeigte sich Hoffnung; denn das periodische System der Elemente schien mit Deutlichkeit darauf hinzuweisen, daß es schließlich nur eine Art Materie gibt, und wenn auch die Proutsche Hypothese, daß der Wasserstoff diese Urmaterie ist, sich als undurchführbar erwies, weil die Atomgewichte durchaus nicht ganze Vielfache des Wasserstoffatomgewichts sind, so blieb doch immer noch die Möglichkeit übrig, den gemeinschaftlichen Baustein aller chemischen Elemente, das Uratom, noch kleiner zu wählen und dadurch die Einheitlichkeit des Urstoffes zu wahren.

Eine ernste Gefahr schien eine zeitlang der atomistischen Theorie von energetischer Seite her, aus der reinen Thermodynamik zu erwachsen. Hatte man schon, wie oben hervorgehoben, erkannt, daß die mechanische Naturauffassung durch das Energieprinzip keineswegs gefordert wird, so führte der zweite Hauptsatz der Thermodynamik und seine vielfachen Anwendungen, namentlich auf dem Gebiete der physikalischen Chemie, zu einem gewissen Mißtrauen gegen die Atomistik. Allgemeine Sätze, welche sich aus der reinen Thermodynamik mit Leichtigkeit in voller Exaktheit und in ihrem ganzen Umfange ergeben, wie z. B. die Gesetze der Verdampfungs- und Schmelzwärme, des osmotischen Druckes, der elektrolytischen Dissoziation, der Gefrierpunktserniedrigung und Siedepunktserhöhung, konnten mit den Vorstellungen der Atomistik nur mühsam und in gewisser Annäherung abgeleitet werden, besonders auf dem Gebiete der Flüssigkeiten und festen Körper, wo überhaupt die Atomistik noch gar nicht recht eingeführt war, während die Methoden der Thermodynamik alle drei Aggregatzustände mit gleicher Souveränität beherrschten und gerade auf dem Gebiet der flüssigen Lösungen ihre glänzendsten Erfolge erzielten. Vor allem aber machte die Irreversibilität der natürlichen Vorgänge der mechanischen Naturauffassung viel zu schaffen; denn in der Mechanik sind alle Vorgänge reversibel, und es bedurfte der tiefgehenden Analyse und nicht minder des unbeugsamen wissenschaftlichen Optimismus eines Ludwig Boltzmann, um die Atomistik mit dem zweiten Hauptsatz der Wärmetheorie nicht nur zu versöhnen, sondern sogar die Grundidee des zweiten Hauptsatzes durch die Atomistik erst verständlich zu machen. Alle diese schwierigen Fragen wurden spielend überwunden, oder vielmehr sie existierten überhaupt nicht für die Anhänger der reinen Thermodynamik, welche die Zurückführung der thermischen und chemischen Energie auf mechanische gar nicht als Problem anerkannten, sondern bei der Annahme verschiedenartiger Energien stehen blieben — ein Umstand, der Boltzmann gelegentlich zu dem Stoßseufzer veranlaßte, die kinetische Gastheorie scheine ihm aus der Mode gekommen zu sein. Wenige Jahre später hätte er dies wohl nicht mehr gesagt; denn es war gerade damals um die Zeit, als die kinetische Gastheorie Erfolge zu sammeln begann, welche den bisherigen mindestens die Wage hielten.

Zunächst gelangte die reine Thermodynamik bald an ihre natürliche Grenze. Da nämlich der zweite Hauptsatz im allgemeinen nur eine Ungleichung liefert, so lassen sich Gleichungen aus ihm nur für Gleichgewichtszustände ableiten, hier allerdings in voller Allgemeinheit und Exaktheit. Sobald man aber dies Gebiet verläßt und nach dem zeitlichen Verlauf physikalischer oder chemischer Vorgänge fragt, vermag der zweite Hauptsatz nur die Richtung anzugeben, auch wohl einige qualitative Aussagen für solche Vorgänge zu machen, die sich vom Gleichgewichtszustand sehr wenig entfernen; aber einen quantitativ bestimmbaren Wert für Reaktionsgeschwindigkeiten liefert er nicht, und noch viel weniger einen Einblick in die Einzelheiten der betreffenden Vorgänge. Hier ist man also lediglich auf atomistische Vorstellungen angewiesen,

und diese haben sich nach allen Richtungen bewährt. Ganz besonders wichtig wurden sie für die Gesetze der Ionisierung, wie überhaupt aller Vorgänge, bei welchen Elektronen eine Rolle spielen. Es muß hier der einfache Hinweis darauf genügen, daß die Erscheinungen der Dispersion der Kathoden- und Röntgenſtrahlen, der gesamten Radioaktivität, um diese unermesslichen Gebiete nur mit einem Wort zu nennen, überhaupt nur zu verſtehen sind auf dem Boden der kinetischen Atomiſtik.

Ja, selbſt auf dem ureigenen Gebiet der Thermodynamik, bei den Gleichgewichts- bezw. ſtationären Zuſtänden, hat die kinetische Theorie über gewisse Fragen Licht verbreitet, die der reinen Thermodynamik dunkel bleiben mußten. Sie hat die Emission und Absorption der Wärmeſtrahlen verſtändlicher gemacht, ja sie hat in der Erklärung der sogenannten Brownschen Molekularbewegung den direkten, sozusagen handgreiflichen Beweis für ihre Berechtigung und ihre Notwendigkeit geliefert, und dadurch erſt kürzlich ihre höchſten Triumphe gefeiert. Zusammenfassend kann man sagen: auf dem Gebiete der Wärmelehre, der Chemie, der Elektronentheorie iſt die kinetische Atomiſtik nicht mehr nur Arbeitshypothese, sie iſt eine feſt und dauernd begründete Theorie.

Wie ſteht es nun aber mit der mechanischen Naturanschauung? Dieselbe würde doch mit der Atomiſtik der Materie und der Elektrizität sich nicht begnügen, sondern würde noch weiter verlangen, daß überhaupt alle Naturvorgänge als Bewegungen einfacher Massenpunkte gedeutet werden können.

Der großartigſte, aber auch wohl der letzte Versuch, prinzipiell alle Naturerscheinungen auf Bewegung zurückzuführen, iſt enthalten in der Mechanik von Heinrich Hertz. Hier iſt das Streben der mechanischen Naturanschauung nach einem einheitlichen Weltbild zu einer gewissen idealen Vollendung gebracht worden. Die Hertzsche Mechanik iſt nicht eigentlich aktuelle Physik, sie iſt Zukunftsphysik oder sozusagen eine Art physikalisches Glaubensbekenntnis. Sie ſtellt ein Programm auf von erhabener Konsequenz und Harmonie, das alle früheren, auf das gleiche Ziel gerichteten Versuche hinter sich läßt. Hertz begnügt sich nämlich nicht damit, die vollſtändige Durchführbarkeit der mechanischen Naturanschauung auf Grund der Bewegungen einfacher gleichartiger Massenpunkte, der einzigen wahren Bausteine des ganzen physikalischen Universums zu poſtulieren, er geht noch über den von Helmholtz in seiner Erhaltung der Kraft vertretenen Standpunkt insofern hinaus, als er den Unterschied zwischen potentieller und kinetischer Energie und damit alle Probleme, welche die Untersuchung der speziellen Energieart betreffen, von vornherein eliminiert. Nach Hertz gibt es nicht nur eine einzige Art von Materie, den Massenpunkt, sondern auch nur eine einzige Art von Energie, die kinetische. Alle anderen Energien, die wir z. B. als potentielle Energie, als elektromagnetische, chemische, thermische Energie bezeichnen, sind in Wahrheit kinetische Energie der Bewegungen unsichtbarer Massenpunkte, und was das Verhalten dieser Energien so verschieden macht, sind einzig und allein die feſten Koppelungen, welche in der Natur zwischen den Lagen und den Geschwindigkeiten der betreffenden Massenpunkte beſtehen. Diese Koppelungen beeinträchtigen die Gültigkeit des Energieprinzips in keiner Weise, da sie nur für die Richtung der Bewegungen, nicht aber für die Größe der lebendigen Kräfte von Einfluß sind, ebenso etwa, wie ein fahrender Eisenbahnzug durch die Schienen wohl abgelenkt, aber nicht verlangsamt wird. Alle Bewegungen in der Natur beruhen daher nach Hertz im letzten Grunde ausschließlich auf der Trägheit der Materie. Ein gutes Beispiel für diese Anschauung liefert die kinetische Gastheorie, welche die bis dahin als potentiell angesehene elaſtische Energie der ruhenden Gasteilchen ersetzt durch die kinetische Energie der bewegten Gasteilchen. Diese radikale Vereinfachung der Annahmen bringt es mit sich, daß die Sätze der Hertzschen Mechanik sich einer wunderbaren Einfachheit und Übersichtlichkeit erfreuen.

Aber bei näherer Betrachtung erweisen sich die Schwierigkeiten nicht behoben, sondern nur zurückgeschoben, und zwar zurückgeschoben in ein der experimentellen Prüfung faſt unzugängliches Gebiet. Hertz selber mochte dies gefühlt haben, denn er hat, wie auch Helmholtz in seiner Vorrede zu dem nachgelassenen Werk betont, niemals auch nur den Versuch gemacht, in einem beſtimmten einfachen Fall die Art der von ihm eingeführten unsichtbaren Bewegungen

mit ihren eigenartigen Koppelungen anzudeuten. Auch heute sind wir in dieser Richtung nicht um einen Schritt weiter gekommen; im Gegenteil werden wir sehen, daß die Entwickelung der Physik inzwischen ganz andere Bahnen eingeschlagen hat, die nicht nur von der Hertzschen, sondern überhaupt von der mechanischen Auffassung weit hinwegführen. Denn gerade unter den am allergenauesten erforschten physikalischen Vorgängen gibt es noch eine große Gruppe, welche der Durchführung der mechanischen Naturanschauung einen, wie es scheint, unüberwindlichen Widerstand entgegengesetzt hat.

Ich wende mich gleich zu dem eigentlichen Schmerzenskinde der mechanischen Theorie: dem Lichtäther. Die Bestrebungen, die Lichtwellen als Bewegungen eines fein verteilten Stoffes zu deuten, sind so alt, wie die Huygenssche Undulationstheorie, und entsprechend bunt ist die Reihe der Vorstellungen, die man sich von der Konstitution dieses rätselhaften Mediums im Laufe der Zeiten gebildet hat. Denn so sicher die Existenz eines materiellen Lichtäthers ein Postulat der mechanischen Naturanschauung ist — denn nach ihr muß, wo Energie ist, auch Bewegung sein, und wo Bewegung ist, muß auch etwas da sein, was sich bewegt — so seltsam sticht sein Verhalten von dem aller übrigen bekannten Stoffe ab, schon wegen seiner außerordentlich geringen Dichtigkeit im Vergleich zu seiner kolossalen Elastizität, welche die ungeheuer große Fortpflanzungsgeschwindigkeit der Lichtwellen bedingt. Nach Huygens, der die Lichtwellen für longitudinal hielt, konnte man sich den Lichtäther noch als ein feines Gas denken, nach Fresnel aber, der die Transversalität zur Gewißheit erhob, mußte der Äther als fester Körper angesehen werden; denn ein gasförmiger Äther wäre nicht imstande, transversale Lichtwellen fortzupflanzen. Es ist zwar vielfach versucht worden, die Transversalwellen durch reibungsartige Vorgänge zu erklären, die ja auch in Gasen vorkommen, aber dieser Weg erscheint schon deshalb nicht gangbar, weil im freien Äther weder Absorption des Lichtes noch eine Abhängigkeit der Fortpflanzungsgeschwindigkeit von der Farbe nachweisbar ist. Man war also gezwungen, einen festen Körper anzunehmen, der die sonderbare Eigenschaft hat, daß die Himmelskörper ohne jeden nachweisbaren Widerstand durch ihn hindurchgehen. Aber das war erst der Anfang der Schwierigkeiten. Jeder Versuch, die Gleichungen der Elastizitätstheorie fester Körper auf den Lichtäther anzuwenden, führte zur Forderung longitudinaler Wellen, die in Wirklichkeit nicht existieren, wenigstens trotz angestrengter, vielfach variierter Bemühungen nicht aufzufinden waren, und dieser longitudinalen Wellen konnte man sich nur entledigen durch die Annahme entweder unendlich kleiner oder auch unendlich großer Kompressibilität des Lichtäthers. Aber selbst dann war es unmöglich, die Grenzbedingungen an der Trennungsfläche zweier verschiedenartiger Medien vollkommen befriedigend zu erfüllen.

Ich will hier absehen von einer Schilderung aller verschiedenartigen mehr oder weniger komplizierten Annahmen, durch welche man dieser Schwierigkeiten Herr zu werden suchte, ich will nur noch hinweisen auf ein bedenkliches Symptom, welches unfruchtbare Hypothesen zu begleiten pflegt, und welches sich auch bei dem vorliegenden Problem unangenehm fühlbar machte: ich meine das Auftreten von physikalischen Kontroversen, die gar nicht durch Messungen zu entscheiden sind. Dahin gehört vor allem die berühmte Kontroverse zwischen Fresnel und Neumann über den Zusammenhang der Schwingungsrichtung geradelinig polarisierten Lichtes mit der Polarisationsebene. Es läßt sich wohl kaum ein Gebiet der Physik namhaft machen, in welchem um eine im Grunde, wie es scheint, unlösbare Frage ein so hartnäckiger Kampf geführt wurde mit allen erdenklichen Waffen des Experimentes und der Theorie.

Erst mit dem Vordringen der elektromagnetischen Lichttheorie wurde dieser Kampf als bedeutungslos erkannt und abgebrochen — bedeutungslos allerdings nur für diejenige Auffassung, welche sich damit begnügt, das Licht als einen elektrodynamischen Vorgang zu betrachten. Denn das Problem der mechanischen Erklärung der Lichtwellen blieb ungelöst bestehen, es war nur vertagt bis zur Lösung des viel allgemeineren Problems, sämtliche elektromagnetische Vorgänge, statische und dynamische, auf Bewegung zurückzuführen. Und in der Tat: mit der weiteren Entwicklung der Elektrodynamik wuchs das Interesse an diesen größeren Problemen wieder um so stärker. Man ging mit umfassenderen Hilfsmitteln, von allgemeineren

Erwägungen aus daran, es seiner Lösung näher zu führen, und damit stieg auch die Bedeutung des Lichtäthers wieder: denn war er bisher nur der Sitz der optischen Wellen gewesen, so wurde er nun Träger der Gesamtheit der elektromagnetischen Erscheinungen, wenigstens im reinen Vakuum.

(Schluß folgt)

Die Stellung der Frau im Mittelalter.

Von Heinrich Finke, Professor an der Universität Freiburg i. B.

(Schluß)

2. Zur Geschichte der mittelalterlichen Frau in der Ehe.

Nicht das ganze Ehegebiet berühre ich hier; nur die Punkte, die meine Studien neuerdings berührten, das andere lasse ich beiseite. So das ganze privatrechtliche Gebiet. Vor kurzem konnte hier Bartsch als Ergebnis seiner Untersuchungen bezeichnen, daß allenthalben eine Rechtsentwicklung vor sich gehe, die uns modern anmute. Überall sei man im Begriffe die Fesseln zu lösen, die die Frau bisher gebunden hatten. Die vollständige Gleichstellung beider Eltern sei überall das deutlich erkennbare Ziel der mittelalterlichen Rechtsentwicklung, die freilich ganz vollkommen selten erreicht wurde. Wenn sich die Entwicklung nicht ungestört weiter vollzog, so sei ein Ereignis die Ursache, das in der Geschichte des deutschen Rechtes die tiefsten und nachhaltigsten Wirkungen hervorbrachte: die Rezeption des alten römischen Rechtes!

Bekannt ist der starke Einfluß des Christentums auf die Ehe; meist hat es seine Auffassung durchzusetzen verstanden, nur in einem Punkte ist es nicht ganz zum Ziele gelangt: in der Frage des Konkubinates. Es fand ihn bei den Römern, bei den Juden: Abraham hatte sogar mehrere Konkubinen gleichzeitig, d. h. Frauen ohne feierliche Trauung, ohne Heiratsgut. Im römischen Rechte war der Konkubinat in der Einehe mit solchen Personen gestattet, mit denen eine legitime Ehe wegen ihres Standes nicht möglich war: der Konkubinat kommt bei den Römern der Ehe sehr nahe, hatte nur nicht die Würde und die vermögensrechtlichen und familienrechtlichen Folgen der Ehe; jedenfalls galt es nicht als ein unsittliches Verhältnis. Im alten deutschen Recht gab es kein eigentliches Rechtsinstitut des Konkubinates: auch die Ehen ohne die gewöhnlichen Rechtsfolgen waren eine wirkliche Ehe; auch die Unfreien können in einer Ehe leben. Es gab eben zwei Arten von Ehen: die Ehe mit den gewöhnlichen Rechtsfolgen und die Ehe ohne diese Rechtsfolgen, die wir als morganatische Ehen bezeichnen. Wenn *concubina* bei Karl d. Gr. vorkommt, so bezeichnet das eine Ehefrau, die nicht feierlich heimgeführt worden war. Jedenfalls waren der Konkubinat, die morganatische Ehe Formen der alten Kultur, mit denen das Christentum rechnen mußte. Über die Erlaubtheit war man sich in den ersten Jahrhunderten nicht klar: ausdrücklich gestatten Konzilien den römischen Konkubinat, Päpste sprechen sich dagegen aus. Schließlich hat das kanonische Recht sich gar nicht um diese Frage gekümmert: es kennt nur eine Geschlechtsverbindung: die Ehe. Wie sie eingegangen wird, ob feierlich oder nicht, ob mit Rechtsfolgen oder nicht, darum kümmert sich das kirchliche Recht nicht. Es kommt bei der Ehe nur auf die eheliche Absicht und Ziele an, d. h. auf den *affectus maritalis*. Der Konkubinat ist also nach kirchlichem Recht erlaubt, wenn der *affectus maritalis* vorliegt. Man könnte nun sagen: jemand, der die gewöhnlichen Rechtsfolgen der Ehe ausschließt, der seine Frau nicht ebenbürtig machen, seine Kinder nicht in den gleichen Stand bringen will, den der Eheschließer selbst hat, der besitze auch den vollen *affectus maritalis* nicht. Darum kümmert sich das kanonische Recht nicht. Man könnte auch sagen: der höchste ideale Charakter der Ehe ist im kanonischen Rechte nicht überall erreicht. Denn es gibt da nicht immer ein *consortium omnis vitae*, d. h. eine volle Lebensgemeinschaft. Bei der im Christentum erlaubten morganatischen Ehe, bei welcher Frau und Kinder vom Stand,

Rang, Namen und Vermögen des Ehegatten ausgeschlossen sind, kann doch von einer vollen Lebensgemeinschaft im alten römisch-rechtlichen Sinne nicht die Rede sein. Die Kirche des Mittelalters hat, um das ihr höhere, religiöse Ziel zu erreichen, in einer Nebensache nachgegeben. Sie wollte die Einheit und die Unauflöslichkeit der Ehe schaffen: sie hat dafür weltliche Güter preisgegeben.

Freilich ist die mittelalterliche Kirche nur mit schweren Kämpfen in der Einheits- und Unauflöslichkeitsfrage durchgedrungen. Wir kennen den Spruch: *Quod deus cunjunxit, homo non separet:* was Gott verbunden, soll der Mensch nicht trennen. Zwei Ausnahmen gab es von Anfang an: 1. Ehebruch (πορνεία), 2. wenn der ungläubige Gatte den christlichen freiwillig verläßt. Ob in beiden Teilen der unschuldige wieder heiraten darf, sagt weder Christus noch Paulus. Wir wissen aber aus den ersten christlichen Jahrhunderten von Origenes u. a., daß einige Kirchenvorsteher in gewissen Fällen der Frau gestattet hatten, zu Lebzeiten des Mannes eine andere Ehe einzugehen. Prinzipiell standen die meisten Kirchenväter auf einem strengeren Standpunkt; einzelne andere meinten, in Rücksicht auf die menschliche Schwäche sei in den wenigen Fällen die Wiederheirat zu gestatten. Tatsächlich hatte die laxere Praxis die kirchliche Strenge im 4. Jahrhundert fast verdrängt. Römertum und Germanentum standen hier eben der Strenge des Christentums gegenüber: beider Gesetze gestatteten in einer Reihe von Fällen die Wiederheirat zu Lebzeiten des einen Gatten. Der Kampf zieht sich durch Jahrhunderte hin: erst nachdem in den großen kirchenpolitischen Kämpfen Gregors VII. mit Heinrich IV. im 11. Jahrhundert das zentralkirchliche Element über die deutsche, englische und französische Landeskirche gesiegt hatte, erst da drang überall innerhalb des mittelalterlichen Katholizismus die Anschauung durch, daß die Ehe unauflöslich sei, d. h. wenn sie wirklich vollzogen war.

Und doch ist auch seitdem nicht blos das Kapitel Ehewirrungen, sondern auch das der Ehescheidungen in der abendländischen Fürstenwelt außerordentlich umfangreich, und die fürstliche Frauenwelt ist dabei wohl fast immer der leidende Teil; denn der Fall der leidenschaftlichen und sinnlichen Eleonore von Poitou, die sich scheiden ließ von Ludwig VII. von Frankreich, um Heinrich von England zu heiraten, und so die Stammutter des alten englischen Königshauses wurde, ist immerhin selten. Ich will Karl den Großen nur deshalb hier erwähnen, weil seine Ehen ja zu den *causes célèbres* der Geschichte gehören. Noch vor einigen Jahren wollte Bebel im deutschen Reichstage diese Ehen der *Chronique scandaleuse* einreihen: das ist nicht so leicht. Unser geistig und materiell größter Herrscher im Mittelalter hatte unstreitig neun Frauen; daß einige von ihnen *concubinae* genannt werden, will nach meinen obigen Erklärungen nicht viel besagen: er hat mit ihnen keine feierliche Verbindung eingegangen, darum konnten sie doch Ehefrauen in unserem Sinne sein. Schlimmer ist schon, daß er seine zweite Frau, die langobardische Königstochter, verstoßen hat: allerdings auf den Rat des Papstes — und so muß hier wohl eine Unregelmäßigkeit vorliegen, indem der Papst nach strenger römisch-kirchlicher Auffassung wohl angenommen hat, daß Karl bei Eingehung der politischen Ehe mit der Langobardin nicht frei war, also keine gültige Ehe eingehen konnte. Im Übrigen aber wissen wir gar nichts bestimmtes, Karls Biograph Einhart läßt das Eheleben Karls ganz im geheimnisvollen Dunkel. Wir haben erst jüngst erfahren, daß die Langobardin nicht Desiderata hieß, da nur auf die *desiderata filia regis* hingewiesen wird: d. h. auf die zur Ehe begehrte Tochter des Königs. Wir kennen die Namen der übrigen: weiter nichts! Nicht wie lange die einzelnen gelebt, ob Karl nacheinander die Frauen gehabt. Was uns auffällt, ist die hohe Zahl. Ob sie je von einem Heiratslustigen erreicht worden, der nicht infolge Ehescheidung zu neuer Ehe geschritten, läßt sich historisch nicht angeben. Wir dürfen aber dabei nicht übersehen, daß die Frauensterblichkeit namentlich im Kindbette in der Vergangenheit erschreckend hoch war. Man schlage nur unsere genealogischen Stammtafeln auf und wird finden, daß eine große Zahl der Fürstinnen der Vergangenheit im Kindbett gestorben ist. Ich verweise auf unseren anderen großen Herrscher: Friedrich Barbarossa. Er entdeckte nach langer Verbindung mit der Andechserin Bertha, daß er mit ihr verwandt und die Ehe ungültig sei: ohne Weiteres trennte er sich und nahm die vielerwähnte Beatrix von Burgund und ver-

band durch diese Ehe Burgund um ſo feſter mit Deutſchland. Derſelbe bewunderte Kaiſer überredete auf einem Konſtanzer Reichstage den Welfen Heinrich den Löwen, ſich von ſeiner Gemahlin, der edlen Zähringerin Clementia zu trennen. Clementia war ihm nach den Chroniken ein treues Weib geweſen, ſie hatte auf ſeinen vielen Kriegsfahrten treu ſein Land Sachſen verwaltet und viel Lob darob geerntet, aber ſie hatte einen Fehler — ſie hatte dem Löwen keinen Sohn geboren, und dafür mußte ſie büßen. Es iſt eines der häßlichſten Kapitel der mittelalterlichen Politik und des öffentlichen Lebens, dieſe zahlloſen fürſtlichen Eheſcheidungen aus Laune, aus Willkür, aus Intereſſe. Was wollte der chriſtliche Gedanke gegenüber der überquellenden Leidenſchaft des Naturmenſchen, was ſelbſt die ſonſt ſo mächtige Kirche mit ihren Ermahnungen und Drohungen! Exkommunikation und Interdikt trafen mehr das Land als den Herrſcher ſelbſt, zu oft angewandt wurden ſie zur ſtumpfen Waffe. Die Zerrüttung des Ehe- und Familienlebens der Fürſtengeſchlechter blieb: Verſtoßung und Mißhandlung ſchuldloſer Herrſchergattinnen blieben eine ebenſo häufige Erſcheinung wie Erhebungen der Söhne wider ihre Väter.

Davidſohn und neuerdings A. Cartellieri haben uns das tragiſche Geſchick der däniſchen Ingeborg, die Philipp Auguſt von Frankreich am erſten Tage der Ehe verſtieß, in packenden Schilderungen gezeichnet. Ergreifend iſt der plötzliche Zuſammenbruch all ihrer Lebenshoffnungen, ergreifender vielleicht noch der fruchtloſe Kampf der Verſtoßenen um ihre Rechte. Auch der tatkräftigſte Papſt des Mittelalters, Innozenz III., vermochte ihre Leidenszeit nicht abzukürzen: erſt das Alter und der nahende Tod ſtimmten den König verſöhnlicher. Gewiß, ſolche Eheirrungen hat es auch in neuerer Zeit in Herrſcherhäuſern gegeben. Aber dem Mittelalter iſt doch eigen, daß durch ſolche Wirrungen das Geſchick der Frau nicht bloß innerlich, ſondern auch äußerlich ein ſo hartes wurde. Das Geſchick der Gemahlin Friedrichs des Großen, der ungeliebten Braunſchweigerin, war, menſchlich genommen, ſicherlich nicht roſig zu nennen: aber ihr Lebenslauf verlief doch äußerlich friedlich und ſogar glänzend bis zu einem gewiſſen Grade. Und ſo bei den meiſten Herrſcherfamilien ziviliſierter Staaten. Im Mittelalter wurde die ſchuldloſe Gattin durch den rückſichtsloſen Gatten aus ihrer geraden Lebensbahn herausgeworfen, und dann war ihr Geſchick, wie das aller ſo Geſtrandeten, ob hoch, ob niedrig, außerordentlich bitter. Die politiſche Moral ſtand meiſt noch ſehr tief: rückgratloſe Kirchenfürſten wie Laien haben den Wünſchen der Könige zugeſtimmt. Nur ſelten kommt die Frau zur Verteidigung, und dann geſchieht's zuweilen in würdeloſer Weiſe, wie bei jener Griechin Praxedis, Kaiſer Heinrichs IV. verſtoßener Gemahlin, die auf einem Konſtanzer Reichstage die aufhorchenden Gegner ihres Gemahls von den Niedrigkeiten ihres Ehelebens, mit der Enthüllung der allerintimſten Dinge unterhielt. Den einzigen wirklichen, oft allerdings auch nur ſchwachen Schutz bot Rom: dieſen Ruhm muß ihm die Geſchichtsforſchung laſſen. Ingeborgs Jammerruf: Roma! Roma! ertönte aus mancher gequälten Frauenbruſt, und in Rom hat eine ganze Schaar dieſer unglücklichen Königinnen und Fürſtinnen ſchließlich ein freudeloſes, aber doch friedliches Heim und die ewige Ruheſtätte gefunden. Nicht immer zum Vergnügen des päpſtlichen Fiskus, denn nicht alle dieſe vornehmen Damen hatte ihr launiſches Geſchick ſo veredelt, daß ſie auf Anſprüche und gallige Stimmungen verzichtet hätten. Millionen und aber Millionen hat Rom, haben die Päpſte in Avignon für die entthronten, verbannten, geſchiedenen Fürſtinnen ausgeben müſſen, die ihnen zuweilen zum Danke dafür allerlei Schwierigkeiten auch politiſcher Art machten: ich erinnere nur an das Verhalten einer Fürſtin, die ſich ſelbſt freiwillig entthront hatte, an die unruhige Chriſtine von Schweden.

Wie aber waren Eheſcheidungen im Mittelalter ſo oft möglich, wo doch der Katholizismus an der Unlöslichkeit der einmal geſchloſſenen und vollzogenen Ehe feſthält? Das hängt mit der Frage der Ehehinderniſſe zuſammen: gewiſſe Verwandtſchaftsgrade geſtatteten und geſtatten auch heute noch keine Ehe: die Bruder- und Schweſterehe der Ptolemäer hat ſeit Beginn der chriſtlichen Kultur keinen Boden mehr. Im Mittelalter gab es mehr verbotene Grade, gab es zudem eine geiſtliche Verwandtſchaft, die zwiſchen Taufpaten, den Eltern des Täuflings und dieſem entſtanden. Bei den nicht allzuvielen Möglichkeiten, beſonders für die Herrſcher, ebenbürtige Ehen einzugehen, mußte man oft zu Verwandtenehen

kommen. Solche waren an sich verboten, eine so geschlossene Ehe war ungültig, wenn nicht päpstlicher Dispens erfolgte; diese Dispense sind denn auch zu Hunderten eingeholt worden: meist vor der Verehelichung mit der Begründung, daß die Ehe aus politischen Gründen, um den Frieden zu erhalten, dringend erwünscht sei; oft auch nachher, um die Legitimation der Kinder zu erlangen, denn ohne Dispensation waren sie illegitim. Sie wurden auch meist bedingungslos gewährt. Zahlreiche Fürstenehen sind ohne Dispens in verbotenem Grade eingegangen worden, und später sind viele von ihnen auf Grund der Ungültigkeit gelöst worden: das sind eben die bekannten politischen Ehelösungen des Mittelalters. Psychologisch ist nun die Frage interessant: haben diese Fürsten, wenn sie solche Verwandtenehen schlossen, von der Verwandtschaft nichts gewußt? Oder haben sie in gewissem Sinne eine Ehe auf Probe schließen wollen, die sie aus persönlichen oder politischen Gründen zu jeder Zeit lösen konnten? Ich muß gestehen, manches Mal ist mir dieser Verdacht gekommen. Und ich glaube, er erscheint begründet bei einem Heinrich VIII. von England, wenn man sein Verhalten beim Eheschluß mit der Braut seines verstorbenen Bruders betrachtet. A. Schultes so ergebnisreiches Buch über den Adel und die deutsche Kirche im Mittelalter bestätigt den Verdacht. Manchem wird man aber auch damit unrecht tun. Die meisten Fürsten und Fürstinnen haben sich selbst begreiflicherweise um diese Punkte nicht gekümmert: und ihre Verwandten- und Beamtenkreise haben den Komplex dieser Verwandtschaftsgrade, die zahlreichen Verwickelungen, besonders da auch die geistliche Verwandtschaft hinzukam, nicht mehr überschaut. Aufzeichnungen amtlicher Natur wie in unserem papiernen Zeitalter, gab es damals auch für die höchsten Kreise nicht. Wie sollte man da feststellen, ob durch ein Mittelglied eine Verwandtschaft, z. B. zwischen dem französisch-kapetingischen Königshause und dem dänischen Hause Knuds zustande gekommen war. Ich habe die Ehescheidungsakten des Königs Pedro von Aragonien und seiner Gemahlin Maria von Montpellier aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts unter Händen; beide sind die Eltern des großen Kriegshelden Jakobs des Eroberers. Aus diesen Akten ergibt sich, daß noch zwei andere frühere Männer Marias lebten, von denen sie aus Verwandtschaftsgründen ehemals geschieden war. Da bekundet ein durchaus glaubwürdiger Zeuge, ein Bischof, wie schwer es ist, sich in den Verwandtschaften zurechtzufinden. Also die Möglichkeit des Nichtwissens liegt immerhin vor: das soll andererseits diese tieftraurigen Fälle und ihre Urheber nicht entschuldigen. Gewalttätige Männer, seltener Frauen, haben diese Hintertüre gern benutzt, um durch sie von einem verhaßten Ehebande loszukommen. Inwieweit die Kirche selbst hier hätte eingreifen und dem Unfug steuern können, will ich nicht untersuchen; leicht war eine Änderung für sie jedenfalls nicht. Höchstens hätte sie diese verwandtschaftlichen Ehehindernisse in modernem Sinne beschränken können; aber auch dann würden Gewaltmenschen andere, vielleicht noch schlimmere Wege als Gefangenschaft, um mürbe zu machen, gefunden haben. Jedenfalls ist die Unlöslichkeit des Ehebandes in den vornehmsten Kreisen des Mittelalters vielfach eine Fiktion gewesen.

Wer die Briefe der mittelalterlichen Päpste durchliest, findet hundert und aber hundert mahnende und drohende Schreiben in Ehesachen von den Karolingerzeiten, von Lothar II. und seinem wüsten Ehehandel bis zu den Tagen der Renaissance. Nicht immer hat ihr Eingreifen gewirkt. Was wollen Klagen, Drohungen, geistige Strafen gegenüber der wilden Glut der Leidenschaft. Höchstens waren tiefgehende politische Verstimmungen die Folge. Aber noch in einem haben die Päpste eingegriffen: sie waren höchst einflußreiche politische Eheftifter: oft um Vermittlung angegangen, gleichsam als ehrliche Makler, zuweilen aber auch aus eigenem Antriebe. Galt es zwischen kriegführenden Parteien Frieden zu stiften und war der eine Herrscher noch jung, so bestimmte man ihm die Tochter des Feindes; oder der Bund der beiderseitigen Kinder mußte den Frieden besiegeln. Das mag oft gelungen sein: aber sicher nicht immer. Eine unfreundliche Ehe und das politische Ergebnis gleich null — das ist mehr als einmal die Signatur dieser päpstlichen Ehestiftungen. Vor allem traten Bonifaz VIII. und Johannes XXII. als Ehestifter hervor. Neapel und Aragonien hatten sich in jahrelangem Kampfe gemessen: es galt die

Wiedergewinnung des herrlichen Eilandes Sizilien, das den Anjous durch die sizilianische Vesper genommen war. Ströme von Blut waren geflossen, die Länder verarmt und verwüſtet, da gelang es Bonifaz VIII., den Frieden zu vermitteln. Der junge Aragonese mußte das spaniſche Königskind, das an seinem Hofe als seine Braut erzogen war, das bald der Volljährigkeit entgegenreifte, um mit ihm ehelich verbunden zu werden, dem er schon Briefe mit der Aufschrift *carissimae consorti* — seiner liebſten Gemahlin — gesandt hatte: er mußte sie zur Entrüſtung Kaſtiliens, zur Trauer der Mutter heimschicken und sich mit der jungen Anjou vermählen. Gewiß gewann er eine liebliche, engelgute Frau, die er nie vergessen; nachdem sie schon ein paar Jahrzehnte geschieden, gedenkt er ihrer noch; aber das Lebensglück einer anderen hatte er aus Politik zerſtört und auf Geheiß Bonifaz' VIII! Dessen dritter Nachfolger, Johann XXII. — ein scharfer Denker, klarer Politiker und guter Rechner — hatte zugleich etwas väterliches in seinem Wesen, das ihn zu allerlei oft etwas altväterisch anmutenden Ermahnungen an seine königlichen Freunde von Frankreich, Neapel und Aragonien veranlaßte. So wenn er sich in die Kleinigkeiten ihres Hauswesens ratend und abmahnend einmischte. Unter seiner 18jährigen Regierung iſt kaum eine Ehe aus königlichen Kreisen ohne seine Mitwirkung geschlossen worden. Oft fanden ganz eingehende Erörterungen der politischen Situationen, des Nutzens und Schadens eines solchen Ehebundes ſtatt: monatelang mußten oft die ungeduldigen Brautleute und die noch ungeduldigeren Brauteltern auf den Dispens warten, und wenn er kam, hatte er oft noch einen Formfehler. Ja, wiederholt erfolgte ein beſtimmtes Nein! So hat dieser Papſt es dem sizilianischen Könige Friedrich III., der wiederholt in scharfen Konflikt mit der Kirche geraten war, unmöglich gemacht, seine Kinder ſtandesgemäß, d. h. mit den benachbarten königlichen Häusern zu verbinden: denn da er mit allen verwandt war, hätte er des päpſtlichen Dispenses bedurft, und der wurde dem Sizilianer verweigert.

Nach vielen Seiten hin bemerkenswert sind die Fälle frühzeitiger Verlobungen und Eheschließungen fürſtlicher Persönlichkeiten. Die englische Königstochter Adelheid war 8 Jahre alt, als sie sich im Jahre 1110 mit unserem deutschen Kaiser und König Heinrich V. verlobte. König Lothars Tochter Gertrud zählte erſt 12 Jahre, als sie im Jahre 1127 ihre Vermählung mit Herzog Heinrich von Bayern feierte. König Ludwig von Frankreich verlobte 1158 seine noch in der Wiege liegende Tochter mit dem dreijährigen Sohne König Heinrichs von England. Uns allen iſt wohlbekannt, daß die heilige Elisabeth von Thüringen vier, und Ludwig, ihr Gemahl, zwölf Jahre alt waren, als sie ihre Vermählung feierten. Wiederholt bin ich in ausländischen Archiven auf Gesandtschaftsinſtruktionen geſtoßen, in denen faſt mit der Geburtsanzeige eines königlichen Kindes zugleich auch der Wunsch nach Anknüpfung näherer verwandtschaftlicher Beziehungen diplomatisch oder auch offen ausgedrückt war. Den Rekord dürfte wohl Klementia, die nachgelassene Witwe Ludwigs X. von Frankreich und ihr Schwager König Philipp V. erreicht haben, die beide das noch zu erwartende Kind der Klementia, je nachdem es ein Knabe oder Mädchen sein würde, mit einem der Kinder Philipps verlobten, und zu gleicher Zeit, da sie miteinander verwandt waren, ebenfalls noch vor dem Geburtstermin, den Dispens des Papſtes einholten. Das Kind wurde geboren, lebte drei Tage und ſtarb! Im geringeren Prozentsatze — zum Glück könnte man beinahe sagen — haben die nachfolgenden politischen Verhältnisse diese frühen Verlöbnisse verwirklicht: meiſt war die Konſtellation eine andere geworden und damit der Wunsch nach einer Verbindung erloschen. Andererseits haben diese so wenig romantischen Eheanknüpfungen doch auch ihre politische Bedeutung: sie haben Mißſtimmungen beseitigt, Freundschaften momentan geschlossen und gefeſtigt und manchen für das Glück ihrer Kinder sorgenden und träumenden Eltern einige sorgenvolle, aber auch glückliche Augenblicke bereitet. Einem mit Töchtern gesegneten Monarchen war es eben nicht sehr leicht, seine Kinder ſtandesgemäß und glücklich zu versorgen, Jakob II. von Aragonien wußte davon zu sagen: er hatte neben einer Reihe Söhne auch fünf Töchter zu versorgen. Zwei kamen schließlich im Kloſter unter. Demütige Kloſterfrauen waren's gerade nicht! Die eine zog mit einer kriegerischen Mann-

schaft los, um einen treuen Diener zu befreien und kümmerte sich nicht um Bann und Interdikt. Die andere brach bei Nacht und Nebel in die Kathedrale von Tarragona ein, ließ durch ihre Vertrauten die Gruft öffnen, in der ihr kurz vorher verstorbener Bruder, der Patriarch von Antiochien, ruhte, nahm den Leichnam des geliebten Zwillingsbruders mit zu ihrem Kloster und bestattete ihn dort in der Kirche an der Seite des Grabes, das sie sich hatte errichten lassen. Und dabei war sie erst Mitte der Dreißiger! Natürlich erregte dieses sakrilegische Vorgehen den Zorn ihres königlichen Bruders und skandalierte die Stadt Tarragona. Die dritte hat den kastilianischen Prinzen Johann Manuel geheiratet und verzehrte sich in Sehnsucht nach der schönen Heimat am Meere: sie weinte sich buchstäblich zu Tode. Um die vierte hatte Friedrich der Schöne von Österreich geworben, als er noch schlichter Herzog war, und die jugendliche heimgeführt aus dem sonnigen Valencia in das neblige Österreich, nach Graz und Baden in der Schweiz. Dort saß die junge Herzogin und bald Königin und horchte gespannten Sinnes auf die Siegesnachrichten, die ihr der Bote ihres Gemahls aus den Kämpfen mit Ludwig den Bayern brachte. Aber eines Tages kam eine andere Botschaft: ihr Mann gefangen bei Mühldorf und in harter Gefangenschaft auf der Trausnicht. Da brach der kaum Zwanzigjährigen beinahe das Herz, ihr Haar ergraute, eine schwere Augenkrankheit befiel sie vom vielen Weinen: kurz nach der Befreiung ihres Gemahls ist sie in der freudlosen Fremde verschieden. Denn viel Freude hatte sie nicht gehabt; ihre ganze spanische Dienerschaft war bis auf eine stets nach Spanien jammernde Kammerfrau heimgeschickt worden; mit der deutschen Sprache konnte sie nur sehr schwer fertig werden. Bald hätte diesem sicherlich nicht sehr glücklich gewordenen Königskind noch eine Kaiserkrone gewinkt! In der Nacht zum 12. Dezember 1311 starb auf dem Romzuge Kaiser Heinrichs VII. dessen Gemahlin Margarete, und noch in derselben Nacht hielt ein genuesischer Patrizier Christian Spinola mit dem päpstlichen Legaten, dem Kardinal von Ostia, eine Beratung ab am Sarge der noch nicht begrabenen Kaiserin, um den aragonesischen König um die Hand seiner Tochter Isabella für den eben verwitweten Kaiser zu bitten! Dieses Projekt zerschlug sich ganz ebenso wie die Werbung des kurz vorher bei Brescia gefallenen Bruders Kaiser Heinrichs VII., um die Hand derselben Prinzessin, denn seine Vermittler hatten für den nicht sehr reichen Kriegshelden eine gute Aussteuer verlangt, und darauf hatte der ebenfalls nicht reiche Jakob II. spanisch stolz erwidert: die Kinder des aragonesischen Königshauses seien so vornehmer Herkunft, daß sie keiner Mitgift bedürften! Das jüngste Kind, Violant, das der Mutter das Leben gekostet, war 1322 Gegenstand einer ausführlich beschriebenen Bewerbung für den neuen französischen König Karl IV. Wir wissen, wie ein Mönch die Sache einleitet, wie zwei französische Knappen am aragonesischen Königshofe zur Brautschau erscheinen, die das kaum heranwachsende Kind in höchst merkwürdiger Toilette zu sehen bekamen, wie sie aufs glänzendste bewirtet werden, damit alles, auch die Braut, auf sie einen strahlenden Eindruck mache, und wie sie auch entzückt nach Hause berichten. Wir kennen genau die Intriguen von seiten einer anderen mitbewerbenden Partei; erfahren viel über einen förmlichen Heiratsmarkt in einer kleinen französischen Stadt, wo dem Könige die Töchter des Savoyers zugeführt werden, der kolossale Summen verspricht, wenn er eine davon nimmt, wie seine Cousinen dort hoffend erscheinen, und wie der König dann die alte — sie ist nämlich schon dreiundzwanzig Jahre alt — Luxemburgerin nimmt, die auch noch korpulent, häßlich ist und schielt, so sagen wenigstens die Mitbewerberinnen? Die kleine erst 12 jährige Aragonesin wurde nicht Königin von Frankreich, wohl aber Despotin von Epirus, als Gattin eines Neapolitaners, der nach 2jähriger Ehe ermordet wurde, worauf sie all des Ihrigen beraubt heimreiste. Ich habe dieses Bild aus dem Familienleben eines Herrschers gegeben, weil ich die einzelnen Stücke dazu selbst ausgegraben habe und weil das Bild zeigt, wie buntfarbig und wechselvoll sich das Leben der Königskinder damals gestalten konnte.

Das sind Persönlichkeiten, die auf den Höhen des Lebens sich bewegten. Wie ist es aber mit den Ehen in der Allgemeinheit in jener vergangenen Zeit? Waren sie unglücklicher als in spätern Jahrhunderten, als in

unserer Zeit, oder waren sie mehr im Himmel geschlossen? Anscheinend eine müssige Frage, und doch darf der Hiſtoriker an ihr nicht vorbeigehen, denn tatsächlich wird die Ehe und Eheauffassung des Mittelalters oft als minderwertig angesehen. Ich will da nur auf ein falsches methodisches und zwar berühmtes Beispiel hinweisen. Dante erwähnt in der Göttlichen Komödie seine Gattin Gemma nicht. Man hat das in Verbindung gebracht mit dem unglücklichen Eheleben Dantes; seine Frau hat man zu einer Xantippe gemacht; man hat auch die niedere Stellung der Frau im Mittelalter herangezogen. Und was iſt daran Wahres? Dante gedenkt überhaupt der Seinen nicht: nur einmal erwähnt er seinen Vorfahren Cacciaguida. Er gedenkt nirgends seiner Eltern, seiner Frau, seiner Kinder, die damals in der Blüte des Lebens ſtanden, die er so warm, wie wir sonſt wissen, in sein Herz geschlossen hatte. Das iſt doch nicht ohne Absicht geschehen! Dante, der große Richter für Vergangenheit und Zukunft, der genialſte Verbinder von allgemein gültigen Werten und Persönlichem, will nirgends von seiner eigenen Person und seiner Umgebung etwas sagen, das man auf den Tag, den Ort, den Gegenſtand fassen konnte. Alles Persönliche umhüllt er mit dem Schleier der Symbolik. Und das wäre unmöglich gewesen, wenn er seine Gattin erwähnt hätte. Daraus Folgerungen für ihre Beziehungen, oder gar Folgerungen für das mittelalterliche Eheleben ziehen zu wollen, iſt absurd! Dantes Ehe kann glücklich oder unglücklich, seine Frau eine gute oder böse Lebensgefährtin gewesen sein: wir wissen nichts darüber.

Die Auffassung von der Minderwertigkeit der mittelalterlichen Ehe und Ehelebens hängt wohl zusammen mit der so oft wiederholten Behauptung, daß man im Mittelalter die Ehe geringgeschätzt, ja sogar als sündhaft betrachtet habe, und daß die Ehe erſt wieder von Luther zu Ehren gebracht worden sei. Man hält sich da an das asketische Ideal der Liebesentsagung; man betont die Hervorhebung des Zölibates und der Jungfräulichkeit bei den Schriftſtellern. Gewiß hallt das Lob der Jungfräulichkeit wieder durch die ganze theologische Literatur eines Jahrtausends: sie wird der Ehe vorgezogen; sie iſt das Gold, die Ehe das Silber. Es gibt auch Verherrlichungen des jungfräulichen Standes, die uns höchſt seltsam anmuten. Man muß ruhig zugeben, wenn man die Wirkung der Vergangenheit überschaut, daß auf diesem Gebiete viel zu viel geschehen iſt, d. h. daß manche Mädchen in die Ehelosigkeit hineingetrieben wurden, die für das Eheleben prädeſtiniert waren. Man übersah, daß selbſt mit der äußern Überwindung der Sinnlichkeit die innere Fortwirkung derselben noch keineswegs aufgehoben war, daß vielmehr die Menschen dadurch, daß sie der gewaltigen Naturkraft der Liebe und der Sinnlichkeit die natürliche Befriedigung versagten, oft erſt recht von ihr gefesselt wurde. Die unbefriedigte, nach Befriedigung ringende Sinnlichkeit, sagt v. Eicken einmal, brannte im Innern fort und durchdrang alle Vorſtellungen und Empfindungen, bis sie sich eine Traumwelt geſtaltet hatte, welche die Erfüllung ihrer Begehrungen in glänzenden Farben malte. Die abſtrakte Welt des Übersinnlichen wurde zuweilen von einem so persönlichen Gefühlsleben durchglüht, daß sie sich von der irdischen Körperwelt nur durch ihre vollkommeneren Daseinsformen unterschied. Ich will nur daran erinnern, daß der sinnenfällige Charakter der Marienverehrung in demselben Maße zunimmt, als auf der andern Seite die weltflüchtige Askese geſteigert und die Forderung der irdischen Liebesentsagung immer ernſtlicher geſtellt wird. Auch wer diese Dinge *sub specie aeternitatis* als das Auswirken doch wesentlich idealen religiösen Empfindens betrachtet, wird sich zuweilen von einem Mißbehagen wegen des Ungesunden, Übertriebenen in der Poesie und religiösen Literatur nicht befreien können. Aber was haben diese Dinge mit dem mittelalterlichen Eheleben an sich zu tun? Mochten auch Tausende so denken und handeln, Zehntausende und Hunderttausende handelten und dachten so, wie der moderne Mensch denkt. Auch Eicken in seinem Buche »Geschichte und Syſtem der mittelalterlichen Weltanschauung«, der diese Dinge urgiert, muß doch zugeſtehen, daß der größte Teil der Laienwelt dem natürlichen Zuge des Herzens folgte. Die Leidenschaft der Sinnlichkeit war eben mächtiger, sagt er, als die Logik der transszendenten Metaphysik. Die weltliche Dichtung des Mittelalters hatte ihren edelſten Quell in den Trieben der Liebe. Die schönſten Lieder der Lyrik waren, wie zu allen Zeiten und bei allen Völkern, Lieder der Liebe. Ja in Opposition zu gewissen herrschenden Auf-

fassungen wagt selbst ein Walther von der Vogelweide die Sündenlosigkeit der Liebe zu behaupten:

Swêre giht, daz minne sünde si,
der sol sich ê bedenken wol.

An einer andern Stelle erklärt er das, er habe von der rechten Minne gesungen:

daz si waere sünden frî.

Reimar von Zweter kehrt sogar das Wertverhältnis von Ehe und Jungfräulichkeit um; er stellt jene am höchsten.

Swer der ê ze rehte pfliget,
Der hat hie und dort gesiget.
Swerz widerredet, dez volget niht, er liuget.

Es gibt also sehr moderne Ansichten darüber im Mittelalter. Freilich, das sind Dichter! Ich will hier nicht betonen, welche Bedeutung gerade die Dichtung in Weltanschauungsfragen eingenommen hat und einnimmt. Ich will aber bestimmt feststellen, daß es unzählige Aussprüche gibt über die Heiligkeit der Ehe, daß und warum sie ein Sakrament, warum sie letztes und höchstes Sakrament sei: Aussprüche von autoritativsten theologischen Stellen, seien es Kirchenväter, Heilige, Leiter der Kirche. Ja, in den letzten Jahrhunderten steigern sie sich; gerade die volkstümlichsten der Mönche, Franziskaner und Dominikaner, haben uns Ehebüchlein hinterlassen, die ganz das Bild einer schlichten und echten Volksehe für das Volk zeichnen.

Aber wie steht es mit den höchsten Zwecken der Ehe: dem sich ineinander Einleben, der gegenseitigen geistigen Förderung? Fehlt es da nicht im Mittelalter? Dort wird ja stets betont, daß Hauptzwecke des Ehelebens die Fortpflanzung des Menschengeschlechtes und die Freihaltung von der Sünde der ungezügelten Sinnlichkeit sei: das rein Geistige werde beiseite gelassen. Ich habe mir die Frage zurecht gelegt und habe in Gedanken Umschau in der modernen Literatur gehalten: wo wird uns dieses Ehe-ideal vorgeführt? In unseren Theatern doch kaum jemals und jedenfalls niemals ganz rein, ganz ideal. Im Gegenteil deckt sich das Ehebild unseres Theaters sehr stark mit dem Bild der französischen Fabliaux, nur daß in unseren Theaterstücken der Ehemann nicht nur das geprellte Schaf ist, sondern auch einmal selbst die Rolle der Frau in den französischen Fabliaux übernimmt. Gewiß, unsere Romanwelt versucht sich zuweilen in derartigen Zeichnungen, sie werden aber auch seltener, und nur selten gelang es der deutschen Romanwelt, ein ideales Ehebild zu bringen, das sich sehr weit über das behagliche, aber doch primitive Eheglück des Philemon und der Baucis erhob. Also aus unserer Literatur ist so leicht nicht diese Forderung höchsten Ideals der Ehe zu erkennen. Man kann mir mit Recht entgegenhalten: Wir tragen es in uns! Es ist ein ungeschriebenes Ideal! Woher wissen wir denn aber, ob das im Mittelalter so gar nicht der Fall gewesen? Es gab eben — das übersieht man — keine andere Literatur, die sich mit dem Ehegedanken tiefer beschäftigte als die theologische. Die poetische Literatur hat noch nicht die moderne psychologische Vertiefung, um an solche Fragen heranzutreten. Aber selbst in der theologischen glaube ich Spuren einer höheren Auffassung zu finden: ich erinnere an den Ausspruch Innocenz' III., daß zur Ehe zwei Erfordernisse gehören, »Übereinstimmung der Seelen und Vereinigung der Körper«: die erstere gleiche der Liebe, die zwischen Gott und der gläubigen Seele bestehe. Sehr breit spricht sich ein bekannter spanischer Theologe des 15. Jahrhunderts, Raimund von Sabunde, in seiner natürlichen Theologie über das Verhältnis des irdischen und überirdischen Zweckes der Ehe aus. Das höchste Gut des Menschen, die Liebesgemeinschaft mit Gott, solle in der Ehe wiedergegeben werden. Sie sei die bildliche Darstellung der geistigen, unsichtbaren Verbindung und Gemeinschaft, die der Mensch durch die Liebe mit Gott habe.

Und wenn Tertullian, der herbste und weltflüchtigste der Kirchenväter, uns innerhalb der heidnischen Antike ein christliches Ehepaar, eins in seinen Frömmigkeitsäußerungen und -empfindungen vorführt, eins im gegenseitigen Ertragen und Verstehenlernen, so haben wir in solchen Anschauungen doch schon das Erstreben einer höheren Seite der Ehegemeinschaft vor uns: das Suchen nach dem gemeinsamen religiösen Ideal. Vielleicht verdient das einer besonderen Beachtung, wo in unseren Tagen gerade dieses Ideal bei dem Erstreben nach höchster Kultur in der Ehe so leicht ausgeschaltet wird. Gewiß, es ist nicht das Ganze: aber ich betone, vom übrigen wissen wir zu wenig. Wohl könnte ich aus der Viten-Literatur des Mittelalters manch hübsches Familienleben zeichnen,

Verkehr und Liebe der Eltern und Kinder mit- und zueinander, Sorge in kranken, Freude in guten Tagen; es würde aber nur etwas sein, was wir als Selbstverständliches in der Menschheitsentwicklung, als Gewöhnlich-Natürliches betrachten; solche Bilder würden nur für den Bedeutung haben, der allen Ernstes glaubte, Familien- und Eheleben, oder, ich will sagen, christliches Familien- und Eheleben beginne erst mit der Neuzeit. Damit schließe ich gar nicht aus, daß Luthers großzügige Auffassung und packende Darstellung, daß ferner das protestantische Pfarrhaus theoretisch und praktisch auf Einzelgebieten einen wahren Fortschritt bedeuten.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Petersburg.

Russische Amurbahn-Sorgen.

Seitdem die russische Regierung die Sibirische Bahn geschaffen hat, deren zuerst vorwiegend strategische Bedeutung in den letzten Jahren immer mehr hinter dem rein wirtschaftlichen Wert zurückgetreten ist, hat sie keinen großartigeren Bahnbau begonnen, als die sogenannte Amurbahn. Diese stellt eine nördliche Parallelschleife zur mandschurischen Bahn dar, dem Weststück der vielgenannten Großen Sibirischen Bahn, und soll in erster Linie den rein strategischen Zweck erfüllen, eine überall auf russischem Boden verlaufende Verbindung zwischen Rußland und seiner nach Port Arthurs Verlust wichtigsten Festung im fernen Osten, Wladiwostok, zu schaffen. Die alte Sibirische Bahn erschien nach der Abtretung Port Arthurs und eines großen Teiles der südmandschurischen Bahn an Japan in ihrem östlichen Teil stark gefährdet, da sie bei einem neuen Kriege mit Japan allzu leicht abgeschnitten und unterbrochen werden könnte. Überdies verläuft der mandschurische Teil der Großen Sibirischen Bahn über chinesisches Gebiet. Die Amurbahn sollte nun Wladiwostok aufs ueue strategisch zuverlässig sichern, daneben freilich auch ein bisher von der übrigen Welt gänzlich abgeschnittenes, durch hohe Fruchtbarkeit ausgezeichnetes Gebiet Sibiriens dem Verkehr und dem Wirtschaftsleben erschließen.

Von diesem Gesichtspunkt aus gesehen, erschien der Beschluß der russischen Regierung, die höchst kostspielige Amurbahn zu bauen, als eine große nationale Tat, und er muß auch heut noch als eine solche eingeschätzt werden, obwohl die neuere Gestaltung der Verhältnisse in Ostasien und die wenig erfreulichen Erfahrungen beim Bau der Bahn jetzt die Notwendigkeit der Bahn wesentlich geringer erscheinen lassen. Das neue ostasiatische Abkommen zwischen Rußland und Japan läßt die Wahrscheinlichkeit eines neuen russisch-japanischen Krieges für absehbare Zeit fast verschwinden, und die damit bedingte Frontschwenkung der russischen Ostasienpolitik läßt die neue Amurbahn in strategischer Hinsicht bis auf weiteres überflüssig erscheinen, weil eben Wladiwostok und die mandschurische Bahnstrecke von Japan in absehbarer Zeit nicht bedroht sein werden.

Hätte die Amurbahn nicht neben der strategischen Bedeutung auch eine wirtschaftliche Aufgabe, so könnte man jetzt daran denken, den Bau ganz zu unterbrechen, zumal seine Kosten anscheinend doppelt so groß sein werden, als man anfänglich geschätzt hatte. Doch wechselt das Gesicht der politischen Lage in Ostasien alle paar Jahre so gründlich, daß man auch aus diesem Grunde gut tun wird, nicht den Frieden mit Japan für allzu sicher zu halten. Die Amurbahn ist aber auch sonst geeignet, Rußlands Stellung am Amur zu festigen, die eine nachdrückliche Rückenstärkung recht wohl gebrauchen kann, seitdem in den letzten Jahren eine unverhältnismäßig große Zahl von Chinesen und Japanern in das Amurbecken geströmt ist, und seitdem die Chinesen mit merkwürdiger Zähigkeit das vielumstrittene Projekt verfolgen, ihrerseits bezw. durch die Amerikaner, denen eine entsprechende Konzession verliehen worden ist, eine Bahn bis an den Amur vorzutreiben (Tsitsikar-Aigun!). Bei den hitzigen Kämpfen, die 1907 im russischen Reichsrat und in der Duma um die Amurbahn ausgefochten wurden, sprach Graf Witte, der gefährlichste und geschickteste Gegner des Stolypinschen Planes, sich dahin aus, es schiene ihm unvermeidlich, daß der Amur einst chinesisch werden müsse. Er riet deshalb, nach dem Fehlschlagen des Port Arthur-Experiments alle weiteren Bemühungen zur Festigung der russischen Herrschaft jenseits des Baikalsees gänzlich aufzugeben, weil alle neuen Kulturwerke im fernen Osten, für die man Geld aufwende, doch nur einst anderen Nationen zu gute kommen würden. Stolypin aber hält die Aufrechterhaltung der pazifischen Machtstellung für einen integrierenden Bestandteil der russischen Politik und trat in dieser Überzeugung für das Amurbahnprojekt mit Begeisterung ein. Die zaudernde Duma riß er schließlich mit sich fort durch den Appell: »Frankreich hat 5 Milliarden aufgebracht als Kriegskontribution an die Sieger, Rußlands Kontribution sei die Amurbahn!« Die auf 375 Millionen Mark veranschlagten Kosten der Bahn, für die der Ministerrat schon im November 1906 die Mittel bewilligt hatte, wurden schließlich von der Duma mit 212 gegen 101 Stimmen genehmigt.

Einen Vorwurf aber kann man der russischen Regierung in keinem Fall ersparen, daß sie nämlich

den Bau der Amurbahn, für den sich kein privater Unternehmer bereit fand, in Angriff nahm, ohne zuvor die Strecke genau zu untersuchen und die Unterlagen des Kostenanschlags hinreichend zu prüfen. Schon Graf Witte wies nachdrücklich auf das Leichtsinnige dieses Verhaltens hin. Wittes Klagen über die mangelhaften Vorarbeiten und über das Verhalten der Duma, die aus »blindem Patriotismus« einem durchaus nicht spruchreifen, sinnlosen Plane zugestimmt habe, erweisen sich gegenwärtig anscheinend als nur allzu berechtigt.

Die neuesten Nachrichten, die vom Bau der Amurbahn nach Europa gelangten, lauten nämlich recht wenig erfreulich. Es war beschlossen worden, die Bahn von Nertschinsk, einer Station der Transbaikalbahn, beginnen zu lassen, und sie dann nicht etwa am Schilka und Amur selbst, wo sie der chinesischen Grenze zu nahe sein würde, sondern etwa 150 Werst nördlich davon verlaufen zu lassen, um sie strategisch vollkommen zu sichern. Die wichtigste russische Stadt am Amur, Blagowjeschtschensk, sollte durch eine Zweigbahn an die Amurbahn angeschlossen werden, die nur an einer Stelle, bei Paschkowa, an den Strom selbst herantreten sollte, um ihn allerdings in ihrer Endstation, Chabarowsk, das gleichzeitig Endpunkt der älteren Ussuribahn Wladiwostok—Chabarowsk ist, nochmals zu berühren. Jetzt nun hat sich herausgestellt, daß die für die Bahnführung in Aussicht genommene Gegend auf eine erhebliche Strecke gänzlich öde ist, und daß der Boden daselbst vielfach während des ganzen Jahres gefroren bleibt. Noch bedenklicher erscheint die Tatsache, daß an vielen Orten kein brauchbares Wasser zu finden ist, und daß anderswo das vorhandene Wasser derartig mit Salzen gesättigt ist, daß es für die Speisung der Lokomotiven nicht in Betracht kommen kann. Man muß deshalb in Erwägung ziehen, den fraglichen Strecken das Speisungswasser der Lokomotiven von fernher in eigenen Waggons zuzuführen, was natürlich ebenso umständlich wie kostspielig sein würde. Dazu kommt, daß die Baukosten unheimliche Höhen erreichen. Hatte man anfangs die Kosten auf durchschnittlich 100,000 Rubel für den Kilometer veranschlagt, einen in so kulturfernen Gegenden bereits ziemlich hohen Betrag, so gewinnt es jetzt den Anschein, als ob sich der Kilometer tatsächlich auf etwa 200,000 Rubel stellen wird. Angesichts dieser kolossalen Summen, die sich in absehbarer Zeit schwerlich werden rentieren können, raten einige einsichtige Männer, man solle noch jetzt sich zu dem schmerzlichen Entschluß aufraffen, die Arbeiten ganz einzustellen, um nicht noch mehr Geld, als bereits geschehen, zum Fenster hinauszuwerfen.

Es ist nun freilich schwer zu sagen, ob wirklich nur besondere Schwierigkeiten der bisher fertig gestellten Strecke eine so wesentliche Überschreitung des Voranschlags bedingt haben, oder ob nicht wieder einmal, nach der in Rußland üblichen Weise, sehr beträchtliche Summen in verkehrte Taschen geflossen sind, so daß die Baukosten sich bei einer gewissenhaft durchgeführten Kontrolle in ungeahnter Weise vermindern würden. Über den Bauleiter, den Ingenieur Drosdow, kursieren in Petersburg gleichfalls sehr merkwürdige Gerüchtr, aus denen jedenfalls so viel hervorzugehen scheint, daß man eine ungeeignete Persönlichkeit mit der Ausführung der Arbeiten betraut hat. Man behauptet nämlich, Herr Drosdow sei ein so großer Musikfreund, daß er die ihm untergebenen »Ingenieure« in erster Linie dann engagiert, wenn sie in einem von ihm gebildeten Orchester ein fehlendes Instrument zu spielen vermögen. Er soll auf diese Weise ein tüchtiges Musiker-Ensemble um sich versammelt haben — nur leiden unter dieser an sich erfreulichen Tatsache die Arbeiten an der Amurbahn ein wenig, denn die Technik, über die ein guter Musiker verfügen muß, ist doch immerhin eine etwas andere wie die, mit der ein tüchtiger Ingenieur Bescheid wissen muß. Arbeiterkonflikte und Arbeiterunruhen sind außerdem an der Tagesordnung, denn die Privatunternehmer, denen die Ausführung einzelner Teile der Bauarbeiten übertragen wird, suchen so viel wie möglich dabei herauszuschlagen und entlohnen die von ihnen selbst zu stellenden Arbeiter in höchst unzureichender Weise. Die Differenzen zwischen den musikalischen Ingenieuren und den Arbeitern haben zum Teil schon recht ernsthaften Charakter angenommen, so daß der Gouverneur des Transbaikalgebietes bereits mit Gewalt einschreiten und die Arbeiter zur Wiederaufnahme ihrer Tätigkeit zwingen wollte; doch verweigerte der Generalgouverneur seine Einwilligung zu einem solchen überaus bedenklichen Schritt.

Somit muß man allerdings, angesichts des doppelten Hindernisses des Fortfalls des strategischen Wertes und der ungebührlichen Verteurung der Anlage, die gegenwärtigen Aussichten auf ein Zustandekommen der Amurbahn als nicht übermäßig günstig bezeichnen, und es sieht fast so aus, als ob die pessimistischen Vorherverkündigungen des Grafen Witte in Erfüllung gehen werden, und das sonst so erfolgreiche Kabinett Stolypin sich eine ernste Niederlage zuziehen wird. — Immerhin, wenn es gelingt, der Schwierigkeiten Herr zu werden und die Amurbahn zu einem leidlich angemessenen Preise fertigzustellen, so vermag der neue Schienenweg, auch wenn sein strategischer Wert bis auf weiteres nicht zutage tritt, dennoch schon als friedliches Verkehrsmittel eine bedeutsame Aufgabe zu erfüllen, indem er die bisher fast ganz unverwertet gebliebenen Schätze des Amurbeckens dem Welthandel zugänglich macht. Das Vorkommen von Kohle, Graphit und Eisen in abbauwürdigen Mengen im Amurtal ist nachgewiesen; wahrscheinlich wird auch noch Gold daselbst gefunden werden. Ferner ist der Amur selbst berühmt wegen seines kolossalen Fischreichtums, und der Boden des Amurbeckens ist an vielen Stellen fruchtbar und verspricht ebenso reiche Getreideernten, wie man sie in West- und Mittelsibirien schon vielfach findet. Bisher hält sich die Getreideproduktion der Gegend in engen Grenzen und geht nicht über den lokalen Bedarf hinaus, weil man einen etwaigen Überschuß nicht zu transportieren vermag. Zwar ist der Amur selbst, trotz einer sehr hindernden Barre an seiner Mündung, eine vortreffliche Verkehrsstraße, und er wird im Sommer von Dampfern, im Winter von Schlitten in bedeutender Menge befahren, aber dieser Weg führt gen Osten, und nur eine Ausfuhr nach Westen kann die erhoffte wirtschaftliche Erschließung bringen. Andere Verkehrswege aber sind kaum vorhanden, denn zwei Land-

straßen, die von der russischen Regierung vor ein paar Jahren zwischen Chabarowsk und der Stanize Michailo-Ssemenorskaja sowie zwischen Blagowjeschtschensk und Stretjensk angelegt wurden, befinden sich, wie alle sibirischen Landstraßen, in einem höchst primitiven, elenden Zustande und kommen kaum ernstlich in Betracht. Demgemäß kann die Amurbahn eine große wirtschaftliche Aufgabe erfüllen, indem sie einen wichtigen Teil Sibiriens an die große Zentrallinie der Sibirischen Bahn und an das hochbedeutende Wasserstraßennetz des westlichen und mittleren Sibirien anschließt. Freilich gehört Energie und Umsicht dazu, das einmal begonnene Kulturwerk zum guten Ende zu führen; findet man keine Mittel und Wege, die bisherige Sorglosigkeit und Nitschewo-Gemütlichkeit der verantwortlichen Stellen aus dem Wege zu räumen und über eine zweckmäßige Verwendung der für den Bau angewiesenen Gelder zu wachen, so wird man allerdings gut daran tun, lieber heute als morgen den Weiterbau ganz einzustellen!

Mitteilungen.

Der von dem Generalsekretär Prof. Dr. R. Kutner erstattete Jahresbericht des Reichsausschusses für das ärztliche Fortbildungswesen bringt in seiner Einleitung das Protokoll der konstituierenden Sitzung des Internationalen Komitees für das Ärztliche Fortbildungswesen, die in Budapest am 30. August 1909 stattgefunden hat.

Nach den Statuten hat das Internationale Komitee die Aufgabe auf denjenigen Gebieten der ärztlichen Fortbildung zusammenzuwirken, deren Förderung durch eine solche gemeinsame Tätigkeit zu erwarten ist. Hierin gehören z. B.: Erhebungen über die Organisation des ärztlichen Fortbildungswesens in den einzelnen Ländern und Beschreibung der Einrichtungen (insbesondere Institute) für die ärztliche Fortbildung zwecks gegenseitiger Anregung und Belehrung, Informationen über die Beziehungen des akademischen Unterrichts zu der Fortbildung in den einzelnen Ländern, Mitteilungen über das Lehrmittelwesen, Auskunftserteilung über die Gelegenheit zur Fortbildung in den einzelnen Ländern, Austausch hervorragender Gelehrter zwecks Belehrung der Ärzte über bestimmte wichtige Neuerungen, Veranstaltung von Konferenzen im Anschluß an die internationalen Ärztekongresse, statistische Arbeiten, die Förderung ärztlicher Studienreisen in fremde Länder usw.

Sein Referat über die Entwicklung des ärztlichen Fortbildungswesens in den einzelnen Ländern schloß Professor Kutner mit folgender Zusammenfassung: 1. Die ärztliche Ausbildung darf mit dem Universitätsunterricht nicht als beendet betrachtet werden. Vielmehr ist bei den unablässigen Fortschritten der Wissenschaft eine ständige Weiterbildung notwendig. — 2. Es ist den Ärzten die Möglichkeit zu gewähren, ihr Wissen stets zu ergänzen, ohne daß sie gezwungen sind, große materielle Opfer zu bringen. — 3. Daher müssen die Einrichtungen, welche diesem Zwecke dienen: a) unentgeltlich sein (für die Ärzte des Landes), b) in dem Wohnorte des Arztes oder nahe demselben sein, c) von dem Arzte in der ihm am günstigsten gelegenen Zeit benutzt werden können. — 4. Es sind in den größeren Städten wissenschaftliche Zentren als Lehrstätten zu bilden, wobei die an Ort und Stelle befindlichen Krankenhäuser Verwendung finden und die zum Lehren befähigten Ärzte als Dozenten wirken sollen. — 5. Als Lehrgebiete sind sämtliche theoretische und klinische Disziplinen zu berücksichtigen, ebenso die neueren Grenzgebiete der modernen medizinischen Wissenschaft (wie soziale Medizin usw.). — 6. Während gegenwärtig Vorträge (mit oder ohne Demonstrationen) und Kurse (mit Demonstrationen oder praktischen Übungen), die in den wissenschaftlichen Instituten und Krankenanstalten stattfinden, als die beste Form der Weiterbildung gelten müssen, ist in Zukunft dahin zu streben, möglichst viele Institute zu schaffen, die ausschließlich den Zwecken der ärztlichen Fortbildung dienen.

Dem Internationalen Komitee gehören bisher an: Mitglieder aus Amerika, Belgien, Bulgarien, Dänemark, Deutschland, England mit Indien, Frankreich, Griechenland, Italien, Norwegen, Österreich, Rumänien, Rußland, Schweden, Schweiz und Ungarn. Die Geschäftsstelle befindet sich im Kaiserin Friedrichhaus in Berlin NW 6, Luisenplatz 24.

Über die Tätigkeit des Reichsausschusses selbst wird mitgeteilt, daß er sich im wesentlichen auf drei kurzfristige Kurszyklen erstreckt hat. Der erste von diesen, über soziale Medizin und Hygiene mit besonderer Berücksichtigung der sozialen Gesetzgebung und Jugendfürsorge, wurde in Berlin vom 17. bis 30. April 1909 abgehalten. Der zweite über die praktischen Fächer fand in Erlangen vom 22.—31. Juli 1909 statt. Der dritte betraf die klinische Medizin. Es beteiligten sich an ihm 39 Dozenten. Die Frequenz war: 58 Ärzte aus der Stadt Posen, 51 aus der Provinz Posen, 11 aus Ostpreußen, 6 aus Westpreußen, 1 aus der Mark Brandenburg, 3 aus Pommern, 2 aus Schlesien, 1 aus Sachsen-Weimar, 1 unbekannten Wohnortes. Der Zyklus umfaßte die Tage vom 17.—31. Oktober 1909.

*

Auf den 21. Oktober ist der Conseil supérieur des internationalen Bundes der ständigen Ausstellungskomitees nach Brüssel zu einer Tagung zusammenberufen worden, an der Vertreter von Belgien, Dänemark, Deutschland, Frankreich, Italien, den Niederlanden, Österreich, der Schweiz und Ungarn teilnehmen werden. Beraten soll werden über die von der deutschen Reichsregierung angekündigte diplomatische Ausstellungskonferenz, über die dritte internationale Konferenz der ständigen Ausstellungskomitees in Berlin, über Fragen wie Feuerschutz der Ausstellungen und dergleichen.

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 42
15. Oktober 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Dante und die Renaissance.*)

Von Franz Kampers, Professor an der Universität Breslau.

In meisterhafter Kunst des Zusammenfassens großer Stoffmassen hat uns Paul Wendland in seiner großzügigen Würdigung der »hellenistisch-römischen Kultur« »die Stimmung der Augusteischen Zeit« geschildert. Er betont zunächst den Einfluß, den Varros Streben nach einer Wiederbelebung der nationalen Religion auf die nationale Politik des Augustus ausgeübt hat. Sodann weist er darauf hin, wie die müde und erschöpfte Menschheit, erfüllt von einer unstillbaren Sehnsucht nach Erlösung und Wiedergeburt, in Augustus den Retter und Heiland erkannte, der nach den Verheißungen der Sibylle den Ring der Zeiten schließen und eine neue Ära des Heils eröffnen sollte. »Durch scheinbare Wiederherstellung und Belebung der alten Formen und Ordnungen eine neue Grundlage des Reiches zu schaffen, ist das Ziel, das die augustische Politik auf allen Gebieten, auch dem religiösen, verfolgt hat. Die verfallenen Tempel werden wieder aufgerichtet, den alten Göttern neue Heiligtümer erbaut, die Priesterstellen besetzt und zum Teil vermehrt, alte Feste und ehrwürdige Zeremonien zu neuem Leben erweckt. In der Vergangenheit sucht man seine Ideale und man meint, mit der Restauration der alten Institutionen auch die altväterlichen Tugenden wieder lebendig machen zu können. Einen tieferen Eindruck haben die reaktionären Versuche einer Glaubens- und Sittenreform nicht gehabt. Aber die geistige Stimmung, aus der die verunglückten Experimente hervorgegangen sind, hat ihre heilsame Wirkung geübt und ist eine politische Macht gewesen.«

Man braucht dieses Bild der Augusteischen Epoche nur unwesentlich zu retouchieren, um die charakteristischen Züge der italienischen Renaissance darin wieder zu erkennen. Der Weltheilandsgedanke ist in beiden großen Kulturepochen der gewaltige Erwecker der Geister. Ein glühendes Verlangen nach innerer Wiedergeburt kennzeichnet beide Epochen. Eine von dem Gedanken der inneren Neugestaltung und der »idealen Umwandlung der Gemeinschaft« [Burdach] erfüllte Vita nova beginnt mit Augustus, hebt an mit dem großen Dichterpropheten des mittelalterlichen Kaisertums. Hier wie dort träumt eine aufatmende Menschheit von dem Anbruch der Ära einer wiedergeborenen und geläuterten Menschheit und von einem Weltreich des Friedens; hier wie dort wird eine gesteigerte Lebens- und Schaffensfreude,

*) Der obige Aufsatz bildet den Abschluß der Untersuchungen über »Weltheilandsidee und Renaissance« in Nr. 38. Die Red.

ein wundervoller Zukunftsglaube wirksam. In beiden Epochen spielt der ursprünglich auf das Religiöse und Allgemeinmenschliche gerichtete Wiedergeburtsgedanke auch auf das politische Gebiet hinüber. Zwei Triebkräfte haben das um die Wende des 13. und 14. Jahrhunderts bewirkt: einmal die prophetische Ergriffenheit der Zeit und sodann die fortdauernde Beschäftigung mit den Klassikern Roms.

Wie die Sibylle von dem Sprossen aus julischem Hause eine Wiederkehr der altnationalen goldenen Zeit in Religion und Politik erwartete, so erhofften jetzt die Patrioten Dante und Rienzo von ihrem Traumkaiser, den sie dem Idealbild des Augustus anzugleichen strebten, daß er jene nach der allgemeinen Überzeugung nie zuvor und nie nachher erreichte Augusteische Zeit des Weltfriedens und damit die entschwundene nationale Herrlichkeit Italiens wieder erneuern werde. Es einte sich also, wie ehedem, der Drang nach innerer Selbsterhöhung mit dem Wunsche nach nationaler Wiedergeburt. In derselben Richtung wirkte auch das niemals völlig unterbrochene Studium der antiken Geistesschätze.

Der große Name Rom erklang allen Epochen des Mittelalters. Eine geistige Großmacht aber wurde dieser Name erst wieder seit Dante. Das macht das Eigenartige der großen italienischen Renaissance der Geisteskultur aus, daß die Erinnerung an die untergegangene Herrlichkeit Romas vor der Seele des Jahrhunderts auftauchte, als bereits der gewaltig erstarkte politische und religiöse Zukunftsglaube die Geister aufnahmewillig und aufnahmefähig gemacht hatte. Man lernte die erhobene Stimmung der Augusteischen Dichter verstehen, weil man selbst von gleichen belebenden Gefühlen bewegt war. Da endlich ergreift die italienische Welt ein Ahnen der ganzen Größe Roms, da endlich regt sich wieder das nationale Hochgefühl, eine stolze Vergangenheit zu haben. So will die fortgesetzte Beschäftigung mit der Antike als gleichberechtigter Faktor neben dem Gedanken der Wiedergeburt betrachtet sein.

Konrad Burdach hat das große Verdienst, die Bedeutung des Begriffes der Wiedergeburt für die *Vita nova* der germanisch-romanischen Völker mit aller Energie betont zu haben, ohne dabei den Einfluß, den die Antike auf das Werden der neuen Weltanschauung ausübte, zu unterschätzen. Dem gelehrten Literarhistoriker ist das Charakteristische der Renaissance die Tatsache, »daß in ihr die Rückeroberung antiker Kultur eine Selbsterneuerung und Selbsterhöhung, eine nationale Selbstbesinnung und Selbsterkenntnis« war.*) Diese Überzeugung hat sich ihm namentlich beim tieferen Studium Dantes aufgedrängt.

In feinsinnigen Ausführungen sucht Burdach festzustellen, welche Gestalt der Begriff der Wiedergeburt in dem hohen Geiste des Dichters der Commedia angenommen hat. Ich widerstehe der Versuchung, eine Analyse des Gedankenganges Burdachs zu geben, und beschränke mich darauf, dessen wesentlichste Ergebnisse mit den Worten des

*) **Burdach** hat schon früher ähnliche Gedanken ausgesprochen. Sehr mit Unrecht haben dieselben in den Kreisen der Historiker, so weit ich sehe, gar keine Beachtung gefunden. In seinem »Bericht über Forschungen zum Ursprung der neuhochdeutschen Schriftsprache und des deutschen Humanismus« (Abh. d. K. preuß. Akad. d. W. 1903, S. 14 ff.) lesen wir: »Das, was wir Renaissance heißen, quillt aus einer schwer zu entfaltenden Disposition der Gemüter, die auf einmal in der ganzen Welt mächtig wird. Es kommt seit dem Ausgang des 14. Jahrhunderts über die Menschen Europas wie eine Trunkenheit, die ansteckt, wie ein Rausch, der sich aber seiner selbst bewußt ist und über sich selbst meditiert. Man irrte, wollte man diese Entzückungen für neu halten. Seitdem Germanen in die helle Welt des Mittelmeeres eintraten, leuchtete ihnen unendliche unstillbare Sehnsucht nach diesem Paradies ins Herz . . . Aber nur selten kommt diesen Helden mit der verhaltenen heißen Leidenschaft ein Wort über die Lippen, das hineinsehen ließe in die innersten Triebkräfte ihrer Seele, in den heimlichen, unablässigen Drang zur südlichen Schönheit und Pracht . . . In dieser Zeit (nämlich der Karls IV.) wird der verhaltenen Begeisterung die Zunge gelöst. Sie fängt an, sich ihrer selbst bewußt zu werden. Man findet nun Worte für das tiefe Gefühl, und an und mit den Worten wächst es und greift um sich riesenhaft in alle Weiten. Der Kultus Italiens beginnt: ein Lebensquell der Weltbewegung, die wir Renaissance nennen.« Wenn Burdach S. 42 sagt, daß die Wiederbelebung des klassischen Altertums beim Werdeprozeß der »Weltherrschaft italienischer Kultur« keinen entscheidenden Einfluß ausgeübt habe, so glaube ich, daß er nach seinen neueren Untersuchungen dieses Urteil mildern dürfte. In seiner etwas einseitigen Schärfe wird sich der Satz kaum halten lassen: »Das altrömische Altertum als nationale, als italienische Vergangenheit anzuschauen und wieder zu vergegenwärtigen — dies war die Quelle des neuen Stils, dies war die Wurzel der großen Renaissance, welche die Welt verjüngen sollte.«

Autors hier aufzuzeigen: »Dante glaubt gleich Joachim von Fiore . . ., gleich dem heil. Franz, gleich den Joachimiten, den franziskanischen und dominikanischen Spiritualen an die Erneuerung der menschlichen Seelen. Nur sucht er sie nicht mehr wie jene ausschließlich in dem Verhältnis zu Gott. Er strebt nach dem neuen Leben in dem Einklang des Schönen und Himmlischen, in jener neuen Poesie, der das Licht der übersinnlichen Wahrheit, Weisheit und Schönheit aufleuchtet aus der bunten Erscheinungsfülle der Welt und der Menschen. . . Aber gleich den Joachimiten hofft er neben der reformatio interioris hominis auch auf die Reformation der Kirche, auf die baldige große Umwandlung alles Irdischen. . . Dantes im Innersten religiöse und christliche Natur begreift man nur, wenn man eins niemals außer acht läßt: er will die christliche Religion seiner Zeit, ihre Ethik ihre Kirche, ihren Staat, ihre Kunst, ihre Wissenschaft durch die Kraft seines Wortes hinaufläutern, steigern, verjüngen, erneuern in der Wiedergeburt ihrer echten Menschlichkeit durch einen Ausgleich zwischen Christentum und dem nationalen römischen Altertum. Der Gipfel der Menschheitsgeschichte, das in der Geschichte offenbarte irdische Paradies, ist ihm die Zeit, da Augustus ein Jahrhundert der Bürgerkriege beendete durch das Weltkaisertum des Friedens, und zugleich durch die Geburt Christi die neue Weltkirche erstand. Diesen Gedanken hat Dante oft ausgesprochen. Es ist der Angelpunkt seines historischen Denkens und seiner reformatorischen Hoffnungen. Hierdurch nun wird Dante der Lehrer Petrarcas und Rienzos. Hierdurch wird er der Schöpfer dessen, was man Renaissance nennt. Hierdurch legt er auch die Saat für jene nationalen kirchlichen Reformbestrebungen, die in Wiclif, Huß, Luther und Zwingli am mächtigsten verwirklicht wurden.«

In der Kette der Beweisführung Burdachs, deren Festigkeit hier nicht nachgeprüft werden soll, bildet nun sein Hinweis auf die Beziehungen der »Göttlichen Komödie« zum Proserpina-Mysterium nicht das schwächste Glied. Es erscheint ihm durchaus nicht zufällig, daß jene Matelda, die einsam, Blumen pflückend dem Dichter im irdischen Paradiese begegnet, von diesem mit Proserpina verglichen wird. Die mystische Bedeutung der beiden Quellen Lethe und Eunoe im irdischen Paradiese Dantes, die so ganz deren Bedeutung in der Mysterienliteratur entspricht, veranlaßt Burdach die Benutzung antiker Quellen durch den Florentiner vorauszusetzen. »Es bleibt bisher dunkel, auf welche Weise Dante diese orphischen Motive sich angeeignet haben könnte.« Es dünkt dem Autor aber wahrscheinlich, »daß eine mittelalterliche oder patristische Schrift ihm eine anschauliche Kunde von diesen Dingen brachte. Wie dem auch sei, mit vollstem Bewußtsein vereinigt Dante hier christliche und antike Mysterienbilder, um die unaussprechliche Umwandlung und Erneuerung des Menschen faßbar zu machen.«

Der gelehrte Literarhistoriker wandelt hier Wege, welche ich gleichzeitig mit ihm betreten hatte. Ich möchte noch einen Schritt weitergehen als er. Wohin mich mein Weg führen wird, das will dieser Aufsatz, ohne größeren Untersuchungen allzusehr vorzugreifen, aussprechen. Ausdrücklich sei bemerkt, daß ich mich hier darauf beschränke, Burdachs These von den Beziehungen der Divina Commedia zu dem alten Mysterienglauben mit neuen Gründen zu erhärten.

Papst Innozenz III. schrieb einmal eine merkwürdige »Oratio de sanctis« (Migne, Curs. Pat. lat. 217, 510). Darin geht er aus von der Erwähnung des antiken Festes des Lichtertragens zu Ehren der Proserpina zu Beginn des Februar und von der Übernahme dieser nicht auszurottenden Sitte durch die Christen. Darauf folgen die Worte: »Ob hoc quoque in Purificatione Virginis cereos accensos portamus, ut purificati per gratiam, cum accensis lampadibus quasi prudentes virgines ad nuptias ingredi mereamur.« Die Anknüpfung an die Kerngedanken der antiken Mysterienfeier liegt auf der Hand. Hier wie dort die gleiche Zeremonie, hier wie dort die Reinigung, hier wie dort die Wiedergeburt durch die heilige Hochzeit! — Wo sind die Zwischenglieder in dieser Überlieferungsreihe? Wir kennen die lebendigen Ströme religiöser Traditionen, die unter dem harten Erdreich des festgefügten mittelalterlichen Glaubens dahinfließen, nicht genügend; aber daß immer wieder heimlich aus ihnen geschöpft wurde, ist gewiß. Auch Dantes unsterbliches Weltgedicht steht im Zusammenhange mit

dieser religiösen Überlieferung. Dieselben Gedanken, denen Innozenz Ausdruck verlieh, finden sich auch bei ihm, nur iſt deren Verwandtſchaft mit den Grundgedanken der antiken Myſterien⸗Symbolik noch weit offenſichtlicher.

Der erſte leitende Gedanke der Myſterien und Dantes: die Reinigung auf der Seelenreiſe durch die Reiche der Unterwelt und durch die Sphären der Planeten und des Fixſternhimmels war dem Mittelalter wohlbekannt. Frühzeitig malen uns Viſionen die Leiden und Freuden des Jenſeits in den grellſten Farben. Dieſe rohen Schilderungen ſind unendlich verſchieden von der erhabenen Größe der Bilder Dantes. Eher nähern ſich dieſen die Darſtellungen von Jenſeitsfahrten in jener Gruppe von Dichtungen, welche Marie Gothein zum Gegenſtande ihrer bereits erwähnten Unterſuchung gemacht hat.

Schon Franz Xaver Kraus bemerkte ſeltſame Analogien zwiſchen den letzten Geſängen des Läuterungsberges und dem »Teſoretto« des Lehrers und Freundes Dantes, Brunetto Latini's. »Da iſt nun freilich«, ſagt Kraus, »ſehr merkwürdig, wie der Verfaſſer von ſeiner Geſandtſchaft bei Alfons von Caſtilien erzählt, dann auf dem Rückweg die Vertreibung ſeiner (der guelfiſchen) Partei aus Florenz erfährt, im Schmerz über die frühere Herrlichkeit von Florenz den Weg verfehlt und in einen öden Wald kommt. Zur Beſinnung gelangt, ſieht er einen Berg inmitten einer großartigen und belebten Schöpfung, welche entſteht und vergeht nach dem Gebot einer rieſigen Frauengeſtalt, die ſich als die Natur offenbart, dann auf die Kräfte der menſchlichen Seele, die vier Temperamente, die fünf Sinne des Menſchen, die vier Elemente, die ſieben Planeten, den Ozean und die Fahrten über die Säulen des Herkules hinaus übergeht. Dieſe Frau gibt Brunetto dann die Lehre, rechts aus dem Walde hinauszureiten, wo er dann die Philoſophie und die vier Tugenden, auch den Gott der Liebe finden werde. Das alles beſtätigt ſich, aber die Wonne der irdiſchen Liebe zieht ihn von ſeinem Wege ab, ſo daß ihn Ovid erſt wieder über das Böſe und Gute der Liebe aufklären muß, worauf er Buße tut und ſich Gott wieder zuwendet. Er beichtet ſeine Sünden und reitet dann, der Kenntnis der ſieben Künſte begierig, in den Wald zurück, bis er endlich früh morgens auf dem Gipfel des Berges Olympus anlangt. Latini — das iſt wohl zu beachten — hat hier ſeine Phantaſie nicht frei ſchalten laſſen. Sein Vorbild iſt unter jenen Dichtungen zu ſuchen, die mit einer poetiſchen Schöpfung des Bernardus Silveſtris anheben und im »Anticlaudianus« des Alanus ab Inſulis gipfeln. In dem Gedichte des Bernardus »De mundi univerſitate« erſcheint die Göttin Natura als die oberſte »Helferin und Beraterin des Nous, die Verwalterin des Geſetzmäßigen im Weltall«, welcher Urania, die Herrſcherin im Gebiete der Sterne, gegenüberſteht. Bei Alanus nähert ſich das Bild der Natura wieder mehr ihrem Prototyp Proſerpina. In ſeinem Gedichte »De planctu naturae« trägt ſie jenes uns ſchon bekannte kosmiſche Gewand, das ſie urſprünglich der Mutter als Brautgewand webte. In ſeinem »Anticlaudianus« ſetzt er direkt an die Stelle der Proſerpina Claudians ſeine Göttin Natura. Einſam hauſt dieſe im ewigen Frühling. »Sie iſt die Königin der Welt, ſie ſteht mitten in der Schöpfung als Wächterin über alles Geſetzmäßige, alles Werden und Vergehen iſt ihr Werk, der ewige Wechſel des Individuums, die Dauer der Art.« Noch ein anderer Wahrheit und Glück ſuchender Himmelswanderer fand die Teilnahme ſeiner Zeit: der Held des »Architrenus« des Johannes von Anville. Auch dieſer kommt zur Göttin Natura, die ihn über die Entſtehung des Kosmos belehrt. Die in all dieſen Dichtungen vorgenommene allegoriſche Umdeutung der mythiſchen Figur der Proſerpina als »vicharia« Gottes, wie Latini ſagt, wird dann in der Folgezeit namentlich durch den »Roman de la Roſe« weiter verbreitet. Nun iſt zu beachten, daß dieſe Metamorphoſe der Proſerpina nicht das Werk der mittelalterlichen Dichter iſt. Schon bei Apuleius redet der Myſte dieſe Göttin an: »Allmutter Natur, der Elemente Beherrſcherin, Lenkerin des Himmelsgewölbes.« Alſo ergibt ſich auch hier ein enger Zuſammenhang mit der antiken Myſterien⸗Symbolik.

Dante hat entweder ſelbſt in der Natura dieſer mittelalterlichen Dichtungen die Proſerpina wieder erkannt, oder aber ihm lag eine Faſſung des Mythus, vielleicht in einer jenen Dichtungen verwandten Form, vor, welche ſich noch nicht allzuweit von den Grundgedanken des Myſteriums der

Proserpina entfernte. Dante war dabei kein sklavischer Nachahmer. Er hat aber gern die vorgefundene antike Bildersprache zum Interpreten seiner in der Zeit und dann wieder so unendlich über der Zeit liegenden Gedanken von der Wiedergeburt und Selbſterhöhung des Menschen und der Menschheit gemacht. Die Beziehungen des 28. Gesanges des Berges der Läuterungen zu den charakteriſtischen Zügen des alten Mythus sind mir so offensichtlich, daß ich die Annahme eines Parallelismus der Ideenbildung ablehnen muß. Hier wie dort der glücksuchende Himmelswanderer, hier wie dort die mit allen Reizen geschmückte Jungfrau inmitten des ewigen mit antiken Farben gemalten Frühlings, hier wie dort eine Erklärung des ewigen Werdens durch diese. Selbſtverſtändlich ward die typische Geſtalt der Proserpina⸗Natura, wie alles andere, durch Dante sogleich in eine höhere Sphäre erhoben. Auch in Einzelzügen gleicht Dante das Bild seiner Matelda dem Bilde Proserpinas an. Vielleicht findet auch die Erwähnung des Weberschiffchens in dem Verse:

»Tratto m'avea nel fiume infino a gola,
E tirandosi me dietro, sen giva
Sopr'esso l'acqua, lieve come spola«

in dem Mythus von der göttlichen Weberin Kore⸗Proserpina, die für ihre Mutter das Kosmosgewand fertigt, eine befriedigende Erklärung. Bedeutsamer aber iſt, daß Matelda, wie Proserpina in einem Pindarfragment, die Buße für alte Schuld annimmt. Würdigt man die Erwähnung der Proserpina in Dantes Weltgedicht von diesem Gesichtspunkte aus, so läßt seine Eschatologie sofort merkwürdige Parallelen zu den Jenseitsvorſtellungen der antiken Myſterien erkennen. Ich erinnere nur an die Lehre der Myſterien⸗Symbolik von dem Durchgang der Seelen durch die verschiedenen Himmelssphären des Planeten und der Fixſterne, von den sieben Graden, die der Einzuweihende zu durchlaufen hatte, um auf den einzelnen Stationen die Bedingungen des irdischen Daseins abzulegen, und von dem Zeichen, das Mithras nach Tertullian seinen Kriegern auf die Stirn machte. Auch der Stufenberg, auf dessen Höhe das Paradies und der Weltenbaum sich befindet, kommt im Umkreise dieses Myſterienglaubens der Alten vor.

Doch iſt es nicht die Erwähnung des Namens Proserpina allein, die uns von Dante zu dem antiken Myſterienglauben zurückleitet. Mateldas Auftreten ſtellt in der Ökonomie des Danteschen Gedichtes keine Episode dar, sondern kann von der Schilderung des myſtischen Paradiesesbaumes, seines Wiederaufblühens und der Entschleierung der Beatrice unter ihm nicht getrennt werden. Nicht nur die Seelenreise, sondern auch die dem Myſten dargebotene symbolische Darſtellung der Kultsage der heiligen Hochzeit übernimmt Dante von dem antiken Myſterium der Wiedergeburt.

Proserpina⸗Kore webt für ihre Mutter *Δημήτηρ Χθονία* ein Brautgewand. Nach der älteren orphischen Vorſtellung hatte Zeus selbſt dieses Kosmoskleid gefertigt und es über die Braut, die Erde, welche in dieser Überlieferung als geflügelter Eichbaum erscheint, geworfen. So geschah das Beilager des Himmelvaters mit der ewig jungen Braut, der Erde, unter dem Weltenbaum oder unter dem Baum der Hesperiden, welcher durch die heilige Hochzeit erſt sein frisches Grün und seine goldenen myſtischen Äpfel wiedererhält. Aus diesem Mythus stammt der alte Brauch, daß die Gattin in der Brautnacht dem Gemahl Äpfel schenkt. Wie beredt wird da der Vers Dantes:

»Quale a veder dei fioretti del melo,
Che del suo pomo gli Angeli fa ghiotti,
E perpetue nozze fa nel cielo.«

Zwei Gesänge zuvor wird der Zug des myſtischen Wagens, auf dem Beatrice thront, mit einem Zuge von Bräuten verglichen. Im Mittelpunkt dieser Brautgesänge ſteht einmal die Entschleierung der Beatrice. Diese hatte auch im Proserpina⸗Mythus, wie überhaupt im Ritus der antiken Hochzeit eine hervorragende Bedeutung (Eisler). Sodann bezeichnet das Wiederergrünen des dürren Baumes, unter dem, wohlgemerkt, Beatrice den Wagen hütet, den zweiten Angelpunkt des Danteschen Myſteriums im irdischen Paradiese. Daß dieser Baum ursprünglich der uns bekannte Weltenbaum iſt, könnten schon der Adler und der Drache offenbaren, die sich, wie Eisler wiederholt zeigt, im Umkreise dieses Mythus häufig finden.

Auch hier wieder erhebt sich die Frage: woher kam Dante die Kunde von jenem heiligen Fruchtbarkeitszauber, der dem Myſten die Wiedergeburt symbolisierte. Ich weiß es

nicht; aber daß Dante jenen Mythus nicht erfunden hat, ist gewiß, und ebenso gewiß ist, daß die mittelalterliche Welt ihn gekannt hat, daß somit auch Dante ihn kennen konnte.

In dem Dialog zwischen Hermes und seinem Sohne Tat über die Wiedergeburt wird ausgeführt, daß nur der die σωτηρία erlangen kann, welcher wiedergeboren ist. Die Wiedergeburt erscheint als eine Zeugung. Der Zeugende ist Gottes Wille; der Wiedergeborene wird der Sohn Gottes (Reitzenstein). Das ist der wesentliche Gedanke der Hierogamie, welche in dem antiken Mysterium, wie wir wissen, häufig dargestellt wurde. Sonderbare Gestalt nimmt dieser Gedanke in der gnostischen Literatur an. In dem Weihegebet der Thomasakten wird der heilige Geist angerufen als die barmherzige Mutter, die Mutter der sieben Häuser, deren Ruhe im achten Hause ist. Die in der 'Ογδόας wohnende Sophia ist die Mutter der sieben Archonten, deren Reiche unter den sieben Häusern zu verstehen sind. Die Seele muß, wie Anz ausführt, sieben Tore durchlaufen, und an jedem einzelnen verwehrt ein Archont den Eintritt, bis die besondere Formel gesagt ist. — Wer denkt da nicht an die Danteschen Engel? — Oberhalb des letzten feurigen Durchgangs herrscht die Gnade. Bei Dante heißt es von dem Feuerwall Purg. XXVII, 36: »Dich und Beatrix trennt nur diese Schranke.« Hat man alle Tore durchlaufen, ist man zur Teilnahme an dem Freudenmahle berechtigt. »Als die barmherzige Mutter der Menschen gewährt der heilige Geist, der bald mit der Sophia identifiziert wird, bald von ihr unterschieden wird, Freude und Ruhe denen, die mit ihr verbunden sind.« Das ist das Hochzeitsmahl der Sophia, das uns der von Preuschen erläuterte gnostische Hymnus schildert. Die Vermählung der bräutlichen Sophia mit Christus bildet den Gegenstand dieser Dichtung. Der Sinn dieses Mythus ist nach Preuschen: die Sophia, welche, vom Urlicht mit dem Lichtsamen erfüllt, nach unten sank und aus dem Chaos der Materie einen Leib annahm, kann den Menschen nicht helfen, weil sie durch die Materie, mit der sie sich eingelassen hat, an die unteren Regionen festgehalten wird; helfen kann nur die Lichtnatur. Schon Kraus ahnte Beziehungen zwischen diesem gnostischen Hymnus und der Gestalt der Beatrice. Daß die »Geliebte der Urliebe«, die »Lichtbezwungene«, wie Dante sie nennt, in der Tat mit gnostischen Farben gezeichnet ist, hoffe ich in größerem Zusammenhange dartun zu können. Welche Bedeutung ein Nachweis von einem Zusammenhange zwischen dem antiken Mysterienglauben und der »Göttlichen Komödie« für den Inhalt und die Gestalten der Dichtung selbst hat, führe ich hier nicht aus.

Wir sind nun nicht gezwungen, wenn wir der Tradition von der mystischen Hochzeit unter dem Weltenbaume nachgehen, einen Sprung von Dante zu den Gnostikern zu machen. Es fehlt nicht an Zwischengliedern.

In der mohammedanischen Sage wird von der Jungfrau Maria nach der Verkündigung erzählt: »Als sie sich hierauf schwanger fühlte, lief sie ins Feld, und kaum hatte sie noch Zeit, sich an einen abgedürrten Stamm eines Dattelbaumes zu stützen, als schon die Geburt eines Sohnes erfolgte. Da schrie sie: o wäre ich doch lieber längst gestorben und vergessen, als daß der Verdacht der Unkeuschheit mich treffe. Gabriel erschien ihr abermals und sprach: »Fürchte nichts, Mariam! Siehe der Herr läßt zu Deinen Füßen eine süße Wasserquelle aus der Erde sprudeln, schon grünt der Stamm, an den Du Dich lehnst, und frische Datteln bedecken seine Zweige, iß und trink, und, hast Du Dich gelabt, so kehre zu Deinen Leuten zurück ...« Mariam pflückte einige Datteln, welche wie Paradiesesfrüchte schmeckten, und trank aus der Quelle, deren Wasser wie Milch war, und ging mit ihrem Kinde auf dem Arme zu ihrer Familie.« Bei Dante heißt es auf die Frage, wo Beatrice sei:

»Wo sich die neuen Blätter breiten,
Siehst Du sie sitzen an des Stamms Beginn.«

Ehe wir die typische mittelalterliche Umdeutung der Vorstellung von der heiligen Hochzeit unter dem Baume kennen lernen, seien noch einige spätere Abwandlungen dieses Motivs aufgezeigt. Auch die Tannhäusersage mit ihrem dürren Stab läßt noch Spuren dieses Mythologems erkennen. Eine schottische Version dieser Sage, welche das Volkslied vom jungen Tamlane überliefert, erzählt, wie eine Jungfrau an einer Quelle einen schönen Zelter stehen sah, aber einen Reiter erblickte sie nicht. Sie pflückte nun mehrere rote Rosen. Da steht plötzlich ein Mann vor ihr und fragt sie, warum sie hier Rosen pflücke, ohne ihn zuvor zu fragen.

Sie antwortet, daß sie auf dem Eigentume ihres Vaters lustwandle. Da nahm sie der Ritter, der sein Leben unter den Elfen verbringen mußte und auf Erlösung harrte, bei der Hand, führte sie unter eine Linde und sprach lange mit ihr. Bald erkannte man, daß sie schwanger sei von einem Ritter, dem die Elfenkönigin Leib und Glieder ausgezogen und zu einem Elfen gemacht hatte (Graesse). Verwandt ist dem der Vers eines aus dem 16. Jahrhundert überlieferten Liedes: »Er (ihres herzen eintrost) nam sie bei ihr schneeweissen hand, Er fuert sie durch den grünen Wald, Da brach er ir ein zweig, Sie küsset in auf seinen roten Mund Das wacker megdelein.« Weinhold verweist ferner auf ein vielgesungenes Lied: »Komm, komm, wir woll'n unter die Eiche geh'n, Er brach ihr ab einen grünen Zweig Und machte das Mädel zu einem Weib. Da lachte das Mädel so sehre.« Noch zwei andere Hinweise Weinholds sind von Belang, einmal auf das Rechtssymbol der Besitzergreifung der Braut durch einen grünen Zweig, sodann auf jenen Chanson de geste, nach welchem Karl der Große dem Herviau die Braut mit einem blühenden Ölbaumzweig verlobte. In diesen Vorstellungskreis gehören auch der Maibaum und der Tannenbaum, die als Liebes- und Ehebäume erscheinen.

All diese Verästelungen des uralten mythischen Motivs verdienen aber nicht das Interesse, das die mystische Hochzeit in den Visionen zweier Nonnen beanspruchen darf. Seltsame Beziehungen bestehen zwischen den Gedankengängen des Weltgedichtes des Genius und den abstrusen Visionen der Mechtild von Magdeburg und der jüngeren Mechtild von Hackeborn, so seltsame, daß Wilhelm Preger, allerdings wohl mit Unrecht, glaubte, in einer dieser beiden Nonnen das Prototyp von Dantes Matelda erkennen zu dürfen. In den Offenbarungen der ersten Mechtild lesen wir, wie der Heiland zur Seele sagt:

Und ich warten din in dem bomgarten der minne
Und briche dir die blume der sueßen einunge
Und machen dir da ein bette
Von dem lustlichen grase der heligen bekantheit...
Und da neigen ich dir den hohsten bom miner heligen drivaltikeit
So brichest du dene die gruenen, wissen, roten oepfel miner sanftigen menscheit.« . .

Entsprechend der Verkehrung der Gottesminne bei der Magdeburger Nonne, wo die Seele zum harrenden Christus kommt, während sich im Mythus der Gott der sehnenden Erde näherte, ist es der Heiland, der, wie die Braut im antiken Hochzeitsritus dem Bräutigam, der Mechtild die Äpfel darbietet. Mit diesem mystischen Bilde der älteren Seherin ist ein anderes, welches die jüngere malt, verwandt. Die Jungfrau Maria führt die Nonne in einen Lustgarten mit schönen Bäumen. In der Schilderung desselben heißt es: »Auch ward daselbst ein begehrenswerter Baum voll Lust, wie reinster Kristall mit goldenen Blättern, in jedes Blatt ein Goldring gewirkt, die Frucht schneeweiß und ganz süß und linde, wodurch die lichte natürliche Reinheit des Herrn bezeichnet ward, die sich allen mitzuteilen strebt. Dieser Baum tat sich auf, und der Herr ging hinein und verband die Seele ihm selbst mit solcher Einung, daß erfüllt schien das Wort des Psalmisten: Ich habe gesagt, Götter seid ihr.« Das ist die Wiedergeburt durch die göttliche Zeugung, die Gotteskindschaft, die auch das antike Mysterium kennt. Bei Apuleius wird der Myste nach seiner Wiedergeburt mit dem Himmelsgewande bekleidet und als Gott verehrt.

Diese mystische Gottesminne ist überaus interessant. Eine Parallelbildung des gleichen Motivs im Mythus und später in der Mystik ist ausgeschlossen. Es muß eine Kette von Zwischengliedern zwischen dieser christlichen Gottesminne und jenem heidnischen Fruchtbarkeitszauber bestehen.

Meine flüchtige Skizze hat hoffentlich Anhaltspunkte in genügender Fülle dafür beigebracht, daß die Grundgedanken der Mysterien-Symbolik des Altertums auch dem Mittelalter bekannt waren, und daß zu Beginn der *Vita nova* der germanisch-romanischen Völker der Prophet der neuen Zeit, Dante Alighieri, aus dem Borne dieses Gedankenstromes schöpfte, als er vor der Seele des nach Erlösung seufzenden Jahrhunderts das Mysterium der Wiedergeburt in großartigen Bildern emporsteigen ließ.

*

Die Korrektur des ersten Artikels ist, weil der Verfasser auf Reisen war, verspätet bei der Redaktion eingegangen. Es wird deshalb gebeten, die nachfolgenden Berichtigungen vorzunehmen: Sp. 1185 Z. 19: Weltenbaumes; Sp. 1186 Z. 1: Attis; Z. 13: Kosmokrator; Sp. 1187 Z. 14 v. u.: des kosmischen Schildes; Sp. 1191 Z. 15: wurden; Sp. 1192 Z. 2: befrieden; Z. 7: Urbedeutung; Z. 15: begegnet später; Z. 41: meus.

Die Stellung der neueren Physik zur mechanischen Naturanschauung.

Rede, gehalten auf der 82. Versammlung der Gesellschaft deutscher Naturforscher und Ärzte in Königsberg am 23. September 1910.

Von Max Planck, Professor an der Universität Berlin.

(Schluß)

Alles aber war vergeblich — der Lichtäther spottete abermals aller Bemühungen, ihn mechanisch zu begreifen. Soviel schien zwar einleuchtend, daß die elektrische und die magnetische Energie sich in gewissem Sinne ebenso gegenüberstehen wie kinetische und potentielle Energie, und es frug sich zunächst nur, ob man die elektrische oder die magnetische Energie als kinetisch aufzufassen habe. Ersteres würde für die Optik zur Fresnelschen, letzteres zur Neumannschen Theorie führen. Aber die Hoffnung, daß nunmehr die Hereinziehung der Eigentümlichkeiten statischer und stationärer Felder die nötigen Anhaltspunkte zu der auf optischem Gebiet unmöglichen Entscheidung liefern würde, verwirklichte sich nicht. Im Gegenteil, sie vermehrte nur die Schwierigkeiten in gesteigertem Maße. Alle nur denkbaren Vorschläge und Kombinationen wurden erschöpft, um die Konstitution des Lichtäthers zu ergründen, am tätigsten in dieser Richtung ist unter den großen Physikern wohl Lord Kelvin bis an sein Lebensende gewesen. Es erwies sich als nicht möglich, die elektrodynamischen Vorgänge im freien Äther aus einer einheitlichen mechanischen Hypothese abzuleiten, während doch dieselben Vorgänge in wunderbarer Einfachheit und mit einer bis jetzt in allen Einzelheiten bestätigten Genauigkeit durch die Maxwell-Hertzschen Differentialgleichungen dargestellt werden. Die Gesetze selber waren also bis ins einzelne und einzelste bekannt, nur die mechanische Erklärung dieser einfachen Gesetze versagte, und zwar vollständig und endgültig. Wenigstens glaube ich in Physikerkreisen keinem ernsthaften Widerspruch zu begegnen, wenn ich zusammenfassend sage, daß die Voraussetzung der genauen Gültigkeit der einfachen Maxwell-Hertzschen Differentialgleichungen für die elektrodynamischen Vorgänge im reinen Äther die Möglichkeit ihrer mechanischen Erklärung ausschließt. Daß Maxwell mit Hilfe mechanischer Vorstellungen ursprünglich auf seine Gleichungen gekommen ist, ändert natürlich nichts an dieser Tatsache. Es wäre nicht das erste Mal, daß ein genau richtiges Resultat durch eine nicht ganz zureichende Ideenverbindung aufgefunden wurde. Wer heutzutage an der mechanischen Auffassung der elektrodynamischen Vorgänge im freien Äther festhalten will, der ist genötigt, die Maxwell-Hertzschen Gleichungen als nicht ganz exakt anzusehen und sie durch Hinzufügung gewisser Glieder von kleinerer Größenordnung zu präzisieren. Gegen die Berechtigung dieses Standpunktes läßt sich gewiß von vornherein nichts einwenden, und es bietet sich hier noch ein reiches Feld für Spekulationen aller Art, aber andererseits muß doch beachtet werden, daß seine Begründung lediglich auf dem Wege des Experiments erfolgen kann, und daß man bei jedem derartigen Versuch nachgerade stark mit der Möglichkeit rechnen muß, zu den mannigfachen, bisher vergeblich ersonnenen Experimenten noch ein neues zu fügen. Von derartigen Experimenten habe ich schon gesprochen; eins habe ich aber noch nicht erwähnt, und das ist das wichtigste von allen, denn seine Bedeutung ist ganz unabhängig von allen näheren Annahmen über die Natur des Lichtäthers.

Mag man nämlich über die Konstitution des Lichtäthers denken wie man will, mag man ihn als kontinuierlich oder als diskontinuierlich, aus »Ätheratomen« oder aus »Neutronen« bestehend ansehen, stets erhebt sich die Frage, ob bei der Bewegung eines durchsichtigen Körpers der darin befindliche Lichtäther von dem bewegten Körper mitgenommen wird, oder ob der Lichtäther, während der Körper sich bewegt, ganz oder teilweise in Ruhe bleibt. Auf diese Frage läßt sich mit Sicherheit eine Antwort dahin geben, daß der Lichtäther jedenfalls nicht immer vollständig, häufig so gut wie gar nicht von dem Körper mitgenommen wird.

Denn in einem bewegten Gase, z. B. in bewegter Luft, pflanzt sich das Licht merklich unabhängig von der Geschwindigkeit des Gases fort, oder, wenn ich mich etwas drastisch ausdrücken darf, das Licht geht gegen den Wind gerade ebenso schnell wie mit dem Winde. Das hat schon in der Mitte des vorigen Jahrhunderts Fizeau durch feine Interferenzversuche bewiesen. Wir müssen uns also vorstellen, daß der Äther, in welchem sich die Lichtwellen fortpflanzen, durch bewegte Luft nicht merklich beeinflußt wird, sondern in Ruhe bleibt, wenn sie durch ihn hindurchstreicht. Wenn aber dem so ist, so muß man naturgemäß weiter fragen: Wie groß ist denn nun die Geschwindigkeit, mit welcher die atmosphärische Luft durch den Äther hindurchgeht?

Diese Frage ist es nun, die bisher in keinem einzigen Falle, durch keine Messung hat beantwortet werden können. Die atmosphärische Luft, welche die Erde umgibt, macht im großen ganzen die Bewegung der Erde mit, das bedeutet relativ zur Sonne eine Geschwindigkeit von etwa 30 Kilometern pro Sekunde, deren Richtung mit der Jahreszeit stetig wechselt. Wenn diese Geschwindigkeit auch nur der zehntausendste Teil der Lichtgeschwindigkeit ist, so lassen sich doch optische Experimente ersinnen, welche nach allem, was wir sonst aus der Optik wissen, eine Geschwindigkeit von dieser Größenordnung zu messen gestatten würden. Die Untersuchungen über eine Messung der Erdbewegung relativ zum Lichtäther füllen viele Seiten der Annalen der Physik. Aber aller Scharfsinn, alle experimentellen Künste scheiterten an der Hartnäckigkeit der Tatsachen. Die Natur blieb stumm und verweigerte die Antwort. Es ließ sich nirgends eine Spur des Einflusses der Erdbewegung auf die optischen Vorgänge innerhalb unserer Atmosphäre auffinden. Am auffälligsten ist in dieser Beziehung das Ergebnis eines Versuches von A. Michelson, bei welchem die Lichtfortpflanzung in der Richtung der Erdbewegung verglichen wird mit der Lichtfortpflanzung quer zur Richtung der Erdbewegung. Bei diesem Versuch liegen die Verhältnisse prinzipiell so außerordentlich einfach, und die Methode der Messung ist so außerordentlich empfindlich, daß ein Einfluß der Erdbewegung mit aller Deutlichkeit zum Vorschein kommen müßte. Aber der gesuchte Effekt ist nicht vorhanden.

Angesichts dieser für die theoretische Physik so überaus schwierigen und rätselhaften Sachlage ist der Gedanke doch gewiß nicht unberechtigt, ob man nicht besser täte, das Problem des Lichtäthers einmal von einer ganz anderen Seite anzugreifen. Wenn nun das Scheitern aller auf die mechanischen Eigenschaften des Lichtäthers bezüglichen Versuche einen prinzipiellen Grund hätte? Wenn alle die besprochenen Fragen nach der Konstitution, nach der Dichtigkeit, nach den elastischen Eigenschaften des Äthers, nach den longitudinalen Ätherwellen, nach dem Zusammenhang der Äthergeschwindigkeit mit der Polarisationsebene, nach der Geschwindigkeit der Erdatmosphäre relativ zum Äther gar keinen physikalischen Sinn besäßen? Dann wäre das Bemühen, diese Fragen zu lösen, auf dieselbe Stufe zu stellen, wie etwa die Bemühungen, ein Perpetuum mobile zu konstruieren. Und damit gelangen wir zu dem entscheidenden Wendepunkt.

In seinem von mir eingangs erwähnten Königsberger Vortrag hat Helmholtz mit besonderem Nachdruck betont, daß der erste Schritt zur Entdeckung des Energieprinzips geschehen war, als zuerst die Frage auftauchte: Welche Beziehungen müssen zwischen den Naturkräften bestehen, wenn es unmöglich sein soll, ein Perpetuum mobile zu bauen? Ebenso kann man gewiß mit Recht behaupten, daß der erste Schritt zur Entdeckung des Prinzips der Relativität zusammenfällt mit der Frage: Welche Beziehungen müssen zwischen den Naturkräften bestehen, wenn es unmöglich sein soll, an dem Lichtäther irgendwelche stoffliche Eigenschaften nachzuweisen? Wenn also die Lichtwellen sich, ohne überhaupt an einem materiellen Träger zu haften, durch den Raum fortpflanzen? Dann würde natürlich die Geschwindigkeit eines bewegten Körpers in Bezug auf den Lichtäther gar nicht definierbar, geschweige denn meßbar sein.

Ich brauche nicht hervorzuheben, daß mit dieser Auffassung die mechanische Naturanschauung schlechterdings unvereinbar ist. Wer daher die mechanische Naturanschauung als ein Postulat der physikalischen Denkweise ansieht, wird sich mit der Relativitätstheorie nie befreunden können. Wer aber freier urteilt, wird zunächst fragen, wohin jenes

Prinzip uns führt. Da versteht sich nun zunächst, daß die vorstehend gegebene rein negative Formulierung des neuen Prinzips erst dann einen fruchtbaren Inhalt gewinnt, wenn sie kombiniert wird mit einer der Erfahrung entnommenen positiven Grundlage, und als solche eignen sich am besten die schon besprochenen Maxwell-Hertzschen Gleichungen der elektrodynamischen Vorgänge im freien Äther, oder, wie wir jetzt besser sagen, im reinen Vakuum. Denn unter allen Medien ist das Vakuum das denkbar einfachste, und dementsprechend sind in der ganzen Physik von den allgemeinen Prinzipien abgesehen keine Beziehungen bekannt, die so feine Vorgänge betreffen und dabei so exakt zu gelten scheinen wie diese Gleichungen.

Eine neue Wahrheit hat aber immer zunächst mit gewissen Schwierigkeiten zu kämpfen; denn sonst wäre sie schon viel früher gefunden worden. Bei der Relativitätstheorie liegt die Hauptschwierigkeit in einer sehr tiefgreifenden, man kann geradezu sagen revolutionären, Konsequenz, zu der sie hinsichtsich der Auffassung des Begriffes der Zeit nötigt. Es sei mir gestattet, diesen Kardinalpunkt an einem konkreten Beispiel näher zu erläutern.

Nach dem Prinzip der Relativität ist es durchaus unmöglich, an unserem Sonnensystem eine gemeinsame konstante Geschwindigkeit aller Bestandteile desselben durch Messungen innerhalb des Systems nachzuweisen. Eine solche Geschwindigkeit, und wäre sie auch noch so groß, dürfte also in keinerlei Weise durch Wirkungen innerhalb des Systems zur Geltung kommen. Dem Astronomen ist dieser Satz ohne weiteres geläufig, er soll aber auch für den Physiker gelten. Nun weiß jeder Gebildete, daß, wenn er an einem Himmelskörper, z. B. an der Sonne, irgend einen besonderen Vorgang beobachtet, das Ereignis auf der Sonne nicht in demselben Augenblick stattfindet, in welchem es auf der Erde wahrgenommen wird, sondern daß zwischen dem Ereignis und der Beobachtung desselben eine gewisse Zeit verstreicht: die Zeit, welche das Licht gebraucht, um von der Sonne auf die Erde zu gelangen. Nimmt man an, daß Sonne und Erde beide ruhen — von der Bewegung der Erde um die Sonne können wir hier ganz absehen —, so beträgt diese Zeit etwa acht Minuten. Wenn aber Sonne und Erde sich mit gemeinschaftlicher Geschwindigkeit bewegen, etwa in der Richtung von der Erde zur Sonne, so daß die Erde sich gegen die Sonne hin, die Sonne sich aber mit der nämlichen Geschwindigkeit von der Erde fortbewegt, dann ist diese Zeit kürzer. Denn die Lichtwelle, welche als Bote die Kunde des Ereignisses von der Sonne zur Erde bringt, durchläuft, nachdem sie die Sonne verlassen, unabhängig von der Bewegung der Sonne mit Lichtgeschwindigkeit den kosmischen Raum, und die Erde kommt dem Boten entgegen, sie trifft ihn also früher, als wenn sie seine Ankunft in Ruhe abwartet. Umgekehrt: wenn die Erde sich von der Sonne fortbewegt, die Sonne ihr in konstantem Abstand nachfolgt, wird die Zeit zwischen Ereignis und Beobachtung länger.

Fragt man also: Welche Zeit verstreicht denn nun »in Wirklichkeit« zwischen dem Ereignis auf der Sonne und der Beobachtung auf der Erde?, so ist diese Frage ganz gleichbedeutend mit der: welches ist denn die »wirkliche« Geschwindigkeit von Sonne und Erde? Und da der letzteren Frage nach dem Relativitätsprinzip in keinerlei Weise ein physikalischer Sinn zugeschrieben werden kann, so ist dies folgerichtig auch bei der ersteren Frage der Fall, oder mit anderen Worten: eine Zeitangabe hat in der Physik erst dann einen bestimmten Sinn, wenn der Geschwindigkeitszustand des Beobachters, für den sie gelten soll, in Rücksicht gezogen wird.

Diese Folgerung, nach welcher einer Zeitgröße ebenso wie einer Geschwindigkeit nur eine relative Bedeutung zukommt, nach welcher bei zwei von einander unabhängigen Ereignissen an verschiedenen Orten die Begriffe »früher«, »später« sich für zwei verschiedene Beobachter geradezu umkehren können, klingt für das gewöhnliche Anschauungsvermögen im ersten Augenblick ganz ungeheuerlich, ja geradezu unannehmbar — aber vielleicht doch nicht unannehmbarer, als vor fünfhundert Jahren die Behauptung geklungen haben mag, daß die Richtung, welche wir die vertikale nennen, keine absolut konstante ist, sondern binnen 24 Stunden im Raume einen Kegel beschreibt. Die Forderung der Anschaulichkeit kann, so berechtigt sie in vielen Fällen ist, unter Umständen, besonders gegenüber dem Eindringen neuer großer Ideen in die Wissenschaft, zum schädlichen Hemmnis werden. Gewiß sind viele

fruchtbare physikalische Ideen auf dem Boden der unmittelbaren Anschauung erwachsen, es hat aber auch immer solche gegeben und darunter nicht die schlechteſten, welche sich ihren Platz gerade im Kampf mit überlieferten Anschauungen erringen mußten.

Ein jeder von uns erinnert sich wohl noch der Schwierigkeit, die es seinem kind- ichen Anschauungsvermögen bereitete, als er sich zum erſten Male vorzuſtellen bemühte, laß es Menschen auf der Erdkugel gibt, die lie Füße gegen uns kehren, und daß diese benso sicher wie wir auf dem Boden herum- ;ehen, ohne von der Kugel herabzufallen der wenigſtens einige unbehagliche Kon- eſtionen nach dem Kopfe zu erleiden. Wer ber heute die mangelnde Anschaulichkeit als ıchlichen Einwand gegen den relativen :harakter aller räumlichen Richtungen geltend ıachen wollte, der würde einfach ausgelacht erden. Ich bin nicht sicher, ob nicht in ›ermals fünfhundert Jahren das nämliche mand passieren würde, der den relativen harakter der Zeit bezweifeln wollte.

Der Maßſtab für die Beurteilung einer ·uen physikalischen Hypothese liegt nicht ihrer Anschaulichkeit, sondern in ihrer iſtungsfähigkeit. Hat die Hypothese sich ımal als fruchtbar bewährt, so gewöhnt man h an sie, und dann ſtellt sich nach und :h eine gewisse Anschaulichkeit ganz von ber ein. Als die Erforschung der elek- magnetischen Wirkungen noch unvoll- nmen war, glaubte man vielfach zur Ver- chaulichung des galvanischen Stromes, der tromotorischen Kräfte, der magnetischen ıftlinien die Vorſtellung des ſtrömenden ssers, der hydraulischen Pumpen, der ge- nnten Gummifäden nicht entbehren zu nen. Heute verschmähen wohl die trotechniker meiſtenteils diese unvoll- ımenen Analogien und arbeiten lieber kt mit den ihnen durch Gewohnheit ver- t gewordenen elektromagnetischen Vor- ungen. Ja, es iſt mir sogar gelegentlich efallen, daß man umgekehrt kompliziertere sigkeitsſtrömungen, wie die Helmholtz- n Wirbelbewegungen, durch elektromag- che Analogien anschaulich zu machen cht hat.

Vie ſteht es nun in dieser Hinsicht mit Theorie der Relativität? Allerdings ſtellt n das physikalisehe Abſtraktionsvermögen rſt weitgehende Anforderungen, dafür sind aber ihre Methoden bequem und uni- versell und liefern vor allem eindeutige, ver- hältnismäßig leicht formulierbare Resultate. Unter den Pionieren auf dem neuen Terrain iſt zuerſt Hendrik Antoon Lorentz zu nennen, welcher den Begriff der relativen Zeit gefunden und in die Elektrodynamik eingeführt hat, ohne allerdings so radikale Folgerungen daran zu knüpfen, dann Albert Einſtein, welcher zuerſt die Kühnheit besaß, die Relativität aller Zeitangaben als uni- verselles Poſtulat zu proklamieren, und Hermann Minkowski, dem es gelang, die Relativitätstheorie in ein abgerundetes mathe- matisches Syſtem zu bringen.

Es iſt natürlich kein Zufall, daß diese ab- ſtrakten Probleme vorwiegend bei den Mathe- matikern Interesse und Förderung gefunden haben, besonders nachdem sich gezeigt hatte, daß die hier maßgebenden mathematischen Methoden zum größten Teil ganz dieselben sind wie die, welche in der vierdimensionalen Geometrie ausgebildet wurden. Aber auch die echten vorurteilslosen Experimental- physiker ſtehen der Relativitätstheorie keines- wegs von vornherein feindlich gegenüber, sie lassen einſtweilen die Sache sich ruhig ent- wickeln und machen ihre Stellung einfach davon abhängig, welche Resultate die ex- perimentelle Prüfung ergeben wird. In dieser Beziehung iſt nun zunächſt hervorzuheben, daß die Anzahl der aus der Relativitäts- theorie fließenden physikalischen Folgerungen zwar sehr reichhaltig iſt, daß aber ihre Prüfung an die Genauigkeit der Messungen Anforderungen ſtellt, welche die Beobachtungs- inſtrumente bis zur äußerſten Grenze ihrer Leiſtungsfähigkeit in Anspruch nehmen. Das rührt in erſter Linie daher, daß die Geschwindig- keiten der Körper, über die wir bei Messungen verfügen, gegen die Lichtgeschwindigkeit in der Regel äußerſt klein sind. Die schnellſten Bewegungen treffen wir an bei den Elektronen, daher iſt auch auf dem Gebiet der Dynamik der Elektronen das erſte sichere positive Er- gebnis zu erwarten. Indessen: die Leiſtungs- fähigkeit der Inſtrumente wird mit der Zeit vergrößert, die Genauigkeit der Messungen erhöht, die Prüfung der Theorie verfeinert werden. Es liegt auch hier ganz ebenso wie beim oben angeführten Gleichnis mit der Figur unseres Planeten. Wäre der Radius der Erde nicht gar so groß gegen die uns bei Versuchen zur Verfügung ſtehenden Längen,

so wäre die Kugelgeſtalt der Erde und die Relativität aller räumlichen Richtungen jedenfalls schon viel früher erkannt worden.

Aber die Bedeutung dieser von mir schon wiederholt herangezogenen Analogie zwischen Raum und Zeit geht noch viel weiter. Sie iſt mehr als eine Analogie, sie iſt Identität, wenigſtens im mathematischen Sinne. Es iſt Minkowskis Hauptverdienſt, gezeigt zu haben, daß, wenn man die Zeitgrößen in einer passenden, allerdings imaginären, Einheit mißt, die drei Dimensionen des Raumes und die eine Dimension der Zeit absolut symmetrisch in die physikalischen Grundgesetze eingehen. Der Übergang von einer räumlichen Richtung in eine andere iſt danach mathematisch und physikalisch vollkommen äquivalent dem Übergang von einer Geschwindigkeit auf eine andere, und die Lehre von der relativen Bedeutung jedes Geschwindigkeitszuſtandes iſt nur eine Ergänzung zu der Lehre von der Relativität jeder räumlichen Richtung. Wie die letztere Lehre sich erſt nach langem Ringen zu allgemeiner Anerkennung durchkämpfen konnte, so wird es auch bei der erſteren in jedem Falle noch harte Kämpfe koſten — Kämpfe, die heutzutage wenigſtens nicht mehr, wie damals, mit Gefahr für Leib und Leben der Moderniſten verbunden sind. Das beſte Mittel aber, ja das einzige, um eine Entscheidung herbeizuführen, liegt in der näheren Verfolgung der Konsequenzen, zu denen die neuen Ideen führen, und in diesem Sinne möchten auch meine folgenden Ausführungen aufgefaßt werden.

Nach dem Prinzip der Relativität besitzt die unseren Beobachtungen zugängliche physikalische Welt vier vollkommen gleichberechtigte und vertauschbare Dimensionen. Drei von ihnen nennen wir den Raum, die vierte die Zeit, und aus jedem physikalischen Gesetz lassen sich durch Vertauschung der darin vorkommenden Weltkoordinaten drei andere Gesetze ableiten.

Das oberſte physikalische Gesetz, die Krone dieses ganzen Syſtems, bildet, wenigſtens nach meiner Auffassung, das Prinzip der kleinſten Wirkung, welches die vier Weltkoordinaten in vollkommen symmetrischer Anordnung enthält.*) Von diesem Zentralprinzip ſtrahlen symmetrisch nach vier Richtungen vier ganz gleichwertige Prinzipien aus, entsprechend den vier Weltdimensionen; den räumlichen Dimensionen entspricht das (dreifache) Prinzip der Bewegungsgröße, der zeitlichen Dimension entspricht das Prinzip der Energie. Niemals war es früher möglich, die tiefere Bedeutung und den gemeinsamen Ursprung dieser Prinzipien soweit zurück bis zur Wurzel zu verfolgen.

Auch das Verhältnis der mechanischen zur energetischen Naturanschauung rückt durch diese Auffassung in eine neue Beleuchtung. Denn wie die energetische Naturanschauung auf dem Energieprinzip, so fußt die mechanische Naturanschauung auf dem Prinzip der Bewegungsgröße. Sind doch die drei bekannten Newtonschen Bewegungsgleichungen nichts anderes als der Ausdruck des Prinzips der Bewegungsgröße, angewendet auf einen materiellen Punkt; denn nach ihnen iſt die Änderung der Bewegungsgröße gleich dem Impuls der Kraft, während nach dem Energieprinzip die Änderung der Energie gleich ist der Arbeit der Kraft. Jede der beiden Naturanschauungen, die mechanische wie die energetische, leidet somit an einer gewissen Einseitigkeit, wenn auch die erſtere der zweiten insofern wesentlich überlegen iſt als sie, entsprechend dem vektoriellen Charakter der Bewegungsgröße, drei Gleichungen liefert, die energetische dagegen nur eine einzige Gleichung. Natürlich gilt das Gesagte nicht nur für die Bewegung eines einzigen materiellen Punktes, sondern überhaupt für jeden reversiblen Vorgang aus dem Gebiete der Mechanik, der Elektrodynamik und der Thermodynamik.

Aus der Bewegungsgröße oder aus der Energie eines bewegten Körpers läßt sich nun auch seine träge Masse ableiten, welche natürlich bei dieser Art der Betrachtung ihren elementaren Charakter einbüßt und zu einem sekundären Begriff herabsinkt. In der Tat ergibt sich auf diese Weise die träge Masse eines Körpers nicht als eine Konſtante, sondern als abhängig von der Geschwindigkeit, und

*) Da das Prinzip der kleinſten Wirkung gewöhnlich durch ein Zeitintegral ausgedrückt wird, so scheint darin eine Bevorzugung der Zeit zu liegen. Diese Einseitigkeit iſt indessen nur eine scheinbare und durch die Art der Bezeichnungsweise bedingt. Denn das »Wirkungsquantum« (die Größe, deren Variation verschwindet) irgend eines physikalischen Vorgangs iſt gegenüber allen Lorentz-Transformationen invariant.

zwar in der Art, daß, wenn die Geschwindigkeit des Körpers bis zur Lichtgeschwindigkeit geſteigert wird, die träge Masse über alle Grenzen hinaus wächſt. Daher iſt es nach der Relativitätstheorie überhaupt unmöglich, einen Körper auf eine Geschwindigkeit zu bringen, die ebenso groß oder gar noch größer iſt als die Lichtgeschwindigkeit. Daß übrigens die träge Masse eines Körpers keine Konſtante iſt, sondern ſtreng genommen sogar von der Temperatur abhängt, folgt, ganz abgesehen von der Relativitätstheorie, schon einfach aus dem Umſtand, daß jeder Körper einen gewissen, von der Temperatur abhängigen Betrag von ſtrahlender Wärme im Innern birgt, deren Trägheit zuerſt Fritz Hasenöhrl erkannt hat.

Wenn aber, so muß man fragen, der bisher allgemein als grundlegend angenommene Begriff des Massenpunktes die Eigenschaft der Konſtanz und Unveränderlichkeit verliert, welches iſt denn nun das eigentliche Subſtantielle, welches sind die unveränderlichen Bauſteine, aus denen das physikalische Weltgebäude zusammengefügt iſt? Hierauf läßt sich folgendes sagen: Die unveränderlichen Elemente des auf dem Relativitätsprinzip basierten Syſtems der Physik sind die sogenannten universellen Konſtanten: vor allem die Lichtgeschwindigkeit im Vakuum, die elektrische Ladung und die Ruhmasse eines Elektrons, das aus der Wärmeſtrahlung gewonnene »elementare Wirkungsquantum«, welches wahrscheinlich auch bei chemischen Erscheinungen eine fundamentale Rolle spielt, die Gravitationskonſtante und wohl noch manche andere. Diese Größen besitzen insofern reale Bedeutung, als ihre Werte unabhängig sind von der Beschaffenheit, dem Standpunkt und dem Geschwindigkeitszuſtand eines Beobachters. Im übrigen müssen wir bedenken, daß es hier jedenfalls noch vieles im einzelnen aufzuklären gibt. Wären wir imſtande, alle derartigen Fragen befriedigend zu beantworten, so wäre die Physik keine induktive Wissenschaft mehr, und das wird sie sicherlich ſtets bleiben.

Wie schon diese wenigen Bemerkungen erkennen lassen werden, erweiſt sich das Prinzip der Relativität keineswegs lediglich zerſtörend und zersetzend — es wirft ja nur eine Form beiseite, welche durch die unaufhaltsame Erweiterung der Wissenschaft ohnedies schon gesprengt war —, sondern in weit höherem Grade ordnend und aufbauend. Es errichtet an Stelle des alten zu eng gewordenen Gebäudes ein neues, umfassenderes und dauerhafteres, welches alle Schätze des alten, selbſtverſtändlich auch die gesamte oben von mir geschilderte Atomiſtik, in veränderter, übersichtlicherer Gruppierung in sich aufnimmt und noch für neu zu erwartende den vorher beſtimmten Platz gewährt. Es entfernt aus dem physikalischen Weltbild die unwesentlichen, nur durch die Zufälligkeit unserer menschlichen Anschauungen und Gewohnheiten hineingebrachten Beſtandteile und reinigt dadurch die Physik von den anthropomorphen, der zufälligen Eigenart der Physiker entſtammenden Beimengungen, deren vollſtändige Ausscheidung ich an anderer Stelle als das eigentliche Ziel jeglicher physikalischer Erkenntnis hinzuſtellen versucht habe. Es eröffnet dem vorwärts taſtenden Forscher eine Perspektive von schier unermeßlicher Weite und Erhabenheit, und leitet ihn auf Zusammenhänge, die man in früheren Perioden nicht einmal zu ahnen vermochte, und die auch der formvollendeten Mechanik von Heinrich Hertz noch fremd bleiben mußten. Wer einmal den Schritt gewagt hat, sich in die Gedankenfolgen dieser neuen Anschauungen zu vertiefen, der kann sich dem Zauber, der von ihnen ausgeht, auf die Dauer nicht mehr entziehen, und es iſt wohl begreiflich, daß eine künſtlerisch veranlagte Natur, wie diejenige des der Wissenschaft zu früh entrissenen Hermann Minkowski, durch sie zu heller Begeiſterung entflammt werden konnte.

Aber physikalische Fragen werden nicht nach äſthetischen Gesichtspunkten entschieden, sondern durch Experimente, und dies bedeutet in allen Fällen nüchterne, mühsame, geduldige Detailarbeit. Und gerade darin zeigt sich ja die hohe physikalische Bedeutung des Relativitätsprinzips, daß es auf eine Reihe physikalischer Fragen, die früher völlig im Dunkel lagen, eine ganz präzise, durch Versuche kontrollierbare Antwort gibt. Man muß das Prinzip daher mindeſtens als eine Arbeitshypothese von eminenter Fruchtbarkeit anerkennen, gerade im Gegensatz zu den mechanischen Hypothesen des Lichtäthers. Gegenwärtig iſt der Kampf am heißeſten entbrannt auf dem Gebiete der Dynamik der Elektronen, welche durch die Entdeckung der elektrischen und der magnetischen Ablenkung

frei fliegender Elektronen auch feineren Beobachtungen zugänglich gemacht ist. In verschiedenen Laboratorien sind jetzt, unabhängig voneinander, erfahrene Köpfe und geschickte Hände am Werk, und man darf auf den Ausgang dieses Kampfes um so mehr gespannt sein, als es anfänglich den Anschein hatte, daß die Messungen den Forderungen des Relativitätsprinzips widersprechen, während gegenwärtig sich das Zünglein der Wage wieder mehr zugunsten des Prinzips zu neigen scheint.

Wie die Augen zahlreicher Physiker und Physikfreunde auf diese fundamentalen Versuche gerichtet sind, so hat auch unsere Gesellschaft ihr Interesse an ihnen dadurch bekundet, daß sie einen Teil der Erträgnisse der Trenkle-Stiftung zugunsten einer derartigen Experimentaluntersuchung verwendet hat. Hoffen wir, daß auch aus ihr ein wertvoller Beitrag zur Lösung dieses Problems hervorgehen wird.

Wie nun auch die Entscheidung fallen möge, ob sich das Prinzip der Relativität bewährt oder ob es aufgegeben werden muß, ob wir wirklich an der Schwelle einer ganz neuen Naturanschauung stehen, oder ob auch dieser Vorstoß nicht aus dem Dunkel herauszuführen vermag — Klarheit muß unter allen Umständen geschaffen werden, dafür ist kein Preis zu hoch. Denn auch eine Enttäuschung, wenn sie gründlich und endgültig ist, bedeutet einen Schritt vorwärts, und die mit der Resignation verbundenen Opfer würden reichlich aufgewogen werden durch den Gewinn an Schätzen neuer Erkenntnis. Ich glaube diese Worte so recht im Sinne unserer Gesellschaft aussprechen zu dürfen, der man es zum besonderen Ruhme anrechnen muß, daß sie sich niemals an eine von vornherein festgelegte wissenschaftliche Marschroute gebunden, sondern etwaige dahingehende Versuche stets mit Entschiedenheit zurückgewiesen hat. Wir dürfen nicht zweifeln, daß dies auch in Zukunft so bleiben wird, und daß unsere Losung, wie in der Physik, so auch in jeder Naturwissenschaft unablässig vorwärtsführen wird, unbekümmert um die Art der Resultate, einzig dem Lichte der Wahrheit entgegen.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Paris.

Die Reisen des französischen Kommandanten D'Ollone im westlichen China.

Kein Land des Westens hat sich eine bessere Gelegenheit geschaffen, um die östlichste Kultur zu studieren als Frankreich mit seiner École de l'extrême Orient zu Hanoi in den französischen Besitzungen Ostasiens. Von da aus ist die hervorragende Mission Pelliot ausgegangn, von der an dieser Stelle schon mehrfach die Rede war, und neuerdings haben eine Anzahl französischer Offiziere und Gelehrte wiederum eine große Reise gemacht, die sie über 10,000 km von Tonkin bis nach Peking geführt hat, auf der namentlich die drei unabhängigen von den Miao tse, Lolo und Sifan bewohnten Gebiete durchwandert worden sind. Die Erfolge waren in geographischer, ethnographischer und kulturhistorischer Beziehung ganz außerordentlich. Ein von dem Kommandanten D'Ollone, der an der Spitze der Expedition war, der Académie des Inscriptions et Belles-Lettres vorgelegter Bericht interessiert uns namentlich, abgesehen von dem kunstarchäologischen Inhalt, durch die Inschriften- und linguistische Ausbeute der Expedition. Kommandant D'Ollone erzählt in den letzten Comptes rendus der genannten Académie, daß man 205 Inschriften abgeklatscht und 17 wegen ihrer schlechten Erhaltung kopiert hat. Von diesen 222 Inschriften war abgesehen von drei, die vorher auch nicht genau kopiert waren, keine einzige von einem Europäer untersucht worden. Eine Anzahl unter ihnen sind in den chinesischen epigraphischen Sammlungen erwähnt, meistens voller Fehler. Die Mehrzahl aber war ganz unbekannt. Alle zeichnen sich durch ihr Alter oder, wenn sie relativ neuer sind, durch ihr historisches Interesse aus.

Zunächst darf sich D'Ollone rühmen, in China zwei Sanskrit-Inschriten, eine in Yunnanfu und eine in Peking, gefunden zu haben, die nunmehr zu den zwei kurzen Sanskritregistern der sechssprachigen Inschriften von Kiu Yong Kuan und von Tuen Huang hinzutreten. Außerdem hat der Reisegefährte D'Ollones, Capitaine Lepage, im Ti Wang Miao in Peking zwei sechssprachige Stelen (tibetanisch, uighurisch-ost-türkisch, mongolisch, mandschurisch, kalmükisch und chinesisch) entdeckt. Abgesehen von den erwähnten mongolischen Schriften auf den hexaglotten Stelen wurden auch noch drei rein mongolische Inschriften als erste in China gefunden. Die eine derselben, die dazu ein neues Spezimen des der mongolischen Dynastie eigentümlichen administrativen Stils zeigt, hat ein ganz besonderes Interesse, da sie in gewisser Weise das Datum des Aufgebens der vorher gebräuchlichen Phagspa-Schrift in den Inschriften (Pa-kwa-Schrift, deren Erfindung dem Fohi zugeschrieben wird)

zeigt. — Von sieben tibetanischen Inschriften, die noch nicht gänzlich entziffert sind, enthalten zwei ganz sicher hiſtorische Texte. — Bei Yunnansen wurde eine arabische Inschrift mit chinesischem Text auf der Rückseite gefunden. Sie ſteht vor dem Grabe des Seyid Edjell Chams ed Din Omaz, einem Abkömmling Muhammeds, der Miniſter des erſten mongolischen Kaisers Kubilaï war und im Jahre 1279 als Vizekönig von Yunnan ſtarb, wo er den Islam eingeführt hatte. Über diese interessante Persönlichkeit wurden noch mehrere Dokumente gefunden. Verschiedene andere modernere chinesisch-arabische Stelen bieten immerhin ein gewisses Interesse als Specimina chinesischer Stilisierung der arabischen Schrift. Mehrere wurden ebensowohl von gebildeten Arabern als von arabisierenden chinesischen Gelehrten als unentzifferbar erklärt. Mehrere Stelen, die sich bis zu der Höhe von sechs Metern erhoben, sind halb in Mandschu, halb in chinesischer Sprache abgefaßt. Sie feiern die Siege der großen Kaiser Kang Hi (1662—1723) und Kien Long der jetzt herrschenden Dynaſtie. D'Ollone hat diese Inschriftsäulen, die beſtimmt sind, den Ruhm der Mandschu-Kaiser bis in späteſte Zeiten zu verbreiten, in den Provinzen Seu-Tschuan (Szetschwan) und in Kansu entdeckt. Von den gefundenen Lolo-Inschriften waren zwei schon durch Pelliot bekannt geworden, aber sie waren nicht vollständig abgeklatscht.

Des weiteren spricht d'Ollone von der bekannten Inschrift vom roten Felsen in Kuei-Tscheu. Wenn man den chinesischen Autoren glauben soll, so würde sie aus der Zeit des Kaisers Yin-Kao-Tsong Wu-ting (1324 bis 1266 v. Chr.) ſtammen, der darin die Eroberung dieser Provinz erwähnt. Damit wäre sie das älteſte Monument Chinas und würde dazu beitragen, eine Geschichte für wahr zu erklären, die man heutzutage für etwas legendenhaft hält. Sie iſt in sehr sonderbaren, gänzlich un-bekannten Charakteren an schwer zugänglicher Stelle aufgemalt, nicht eingegraben. Von den zahl-eichen in China zirkulierenden Abschriften gleicht eine einzige wirklich der Inschrift, und da sie sehr chwer zu erreichen iſt, muß man annehmen, daß lle in China zirkulierenden Abschriften unecht ind. Wenn man die Authentizität der Inschrift ulässt, so iſt sie wohl imſtande, uns auf die Spur richtiger Angaben über Geschichte dieser alten eit und die damals üblichen Schriftarten zu führen.

Von chinesischen Inschriften sind acht Stelen ıs der Han-Dynaſtie (205 v. Chr. bis 280 n. Chr.) ›geklatscht. Aus den folgenden Dynaſtien bis ım Beginn der Song (960 n. Chr.) sind 26 In-hriften mechanisch abgenommen, darunter eine ıs dem Jahre 405 und eine aus dem Jahre '8 n. Chr, aus denen hervorgeht, daß die Lolo-rſten um diese Zeit die ganze chinesische Zivili-tion angenommen hatten und die ehrenden Titel, : der chinesische Kaiser ihnen übertrug, wenn ch nicht seine Autorität, gerne annahmen. Aus n Perioden der Song und der King (960—1260) mmen 17 Inschriften, darunter die aus dem ıre 971 als »Stele des Allianzeides der 37 Lolo-mme« bekannte. — Da die Chinesen nach der rbreitung der Mongolen deren Spuren überall zu nichten gesucht haben, so sind die 12 aus der mongolischen Epoche ſtammenden Inschriften um so wichtiger, namentlich auch wegen des adminiſtrativen Stils, der der mongolischen Epoche eigentümlich war.

115 Inschriften folgen dann aus späterer Zeit. Haben diese auch nicht das gleiche archäologische Interesse, so wiegt das hiſtorische bei ihnen vor. Darunter iſt z. B. die Stele von Salien in der Provinz Seu-Tschuan aus dem Jahre 1392, die von der letzten Widerſtandsepisode erzählt, den die Trümmer der mongolischen Heere mit Hilfe der Eingeborenen den Heeren der Ming-Kaiser entgegensetzten. Die damals erteilten Lehen, welche die Generäle und hohen Offiziere zur Dotation erhielten, exiſtieren heute noch, so daß diese Inschrift der Schlüssel iſt, der uns in das Chaos dieser zahlreichen Vasallenſtaaten eindringen läßt, die neben einer chinesischen Adminiſtration beſtehen, die gar zu oft dem europäischen Reisenden als sehr illusorisch vorkommt. Gigantische Stelen sind zu Tschengtu und Lantcheu errichtet, um die Siege der Dynaſtie über die Moslims, die aus Turkeſtan, und über die Sifan, die aus Kien-Tschuan kamen, zu feiern.

Die gebirgigen Provinzen, die d'Ollone mit seinen Begleitern durchzogen hat, sind zum Teil heute noch den Chinesen nur schlecht unterworfene Kolonien. Während die französischen Reisenden die Geschichte dieser Vasallenstaaten aus den Dokumenten aus Stein zu erforschen suchten, versäumten sie aber auch nicht, sich Material aus den chinesischen Archiven zu verschaffen. Auf diese Weise iſt es ihnen gelungen, ungefähr 400 Bände gedruckter oder geschriebener Monographien mitzubringen, die aus 42 chinesischen Präfekturen und Unterpräfekturen herrühren. Diese Literatur iſt teilweise nur in Einzelexemplaren überhaupt erhalten. Die 205 Inschriftenabklatsche und 400 Bände Monographien werden der Bibliothèque nationale in Paris einverleibt werden.

Was nun die Sprachen und Schriftarten betrifft, so hat die Expedition nicht weniger als 46 verschiedenartige Vokabularien gesammelt, von denen einige bis zu 700 Wörtern umfassen. In der Loloschrift bringt sie 31 Manuskripte aus verschiedenen Zeiten und Gegenden mit, ferner das erſte von den Lolos gedruckte Buch, 3 in verschiedenen weit von einander entfernten Gegenden entſtandene Wörterbücher der Lolosprache usw. Außerdem hat Kapitän d'Ollone die Exiſtenz einer Schrift der Miao-Tse-Völker entdeckt, von deren Exiſtenz die Chinesen absolut nichts wußten, und die auch von Reisenden, europäischen Residenten und von den Miao-Tse selbſt geleugnet wurde. Diese Schrift wird interessante Probleme auferlegen, namentlich wegen des Myſteriums, mit dem sie sich zu umgeben gewußt hatte, wegen der geheimen Literatur, die sie hervorgebracht hat, und endlich wegen der Ähnlichkeiten, die sie mit der älteſten chinesischen Schrift, die seit ungefähr 2000 Jahren gänzlich vergessen iſt, aufweiſt. Eine Liſte der hauptsächlichſten Charaktere dieser Schrift iſt bereits von d'Ollone aufgeſtellt.

Auch die archäologischen Entdeckungen auf dieser Expedition sind von großer Bedeutung. Namentlich zu erwähnen iſt eine ungefähr 6 Meter hohe Pyramide, die zu Yunnansen gesehen wurde, und die durchaus mit buddhiſtischen Skulpturen

von solcher vollendeten Schönheit bedeckt ist, daß im ganzen übrigen China nichts Ähnliches an Grazie der Figuren und Feinheit der Zeichnungen zu finden ist. Diese Pyramide trägt die bereits erwähnte Sanskrit-Inschrift, so daß man annehmen darf, daß aus Indien gekommene Künstler die Arbeit namentlich an den durchaus mit Skulpturen bedeckten höheren Etagen der Pyramide gemacht haben. M.

Mitteilungen.

Von den auf dem internationalen Kongresse zur Fürsorge für Geisteskranke gehaltenen Vorträgen dürfte von allgemeinem Interesse die Rede sein, die der ord. Professor der Psychiatrie (Göttingen) Geh. Medizinalrat Dr. Cramer über Nervenheilstätten gehalten hat. Die Hauptanregung zur Errichtung solcher Anstalten ging von Krafft-Ebing aus. Die erste Nervenheilanstalt in Berlin war das Haus Schönow bei Zehlendorf. Die Verpflegungssätze solcher Anstalten dürfen nach Cramers Meinung nicht zu hoch bemessen sein, da sie ja für breitere Volksschichten bestimmt sind. Die Nervenheilstätten dürften auf keinen Fall mit Irrenanstalten verbunden sein. Es müsse möglichst alles vermieden werden, was an Krankenhäuser erinnert. Die Nähe großer Städte empfehle sich aus verschiedenen Gründen, wenn natürlich auch die Anstalten nicht vom Lärm der Großstadt berührt werden dürfen. In den Anstalten sollten die Geschlechter nicht getrennt werden, da möglichst viel gegenseitige Anregung ein außerordentlich wichtiger Heilfaktor neben Gymnastik usw. sei. Ueberhaupt sei Abwechselung nötig, kleine festliche Veranstaltungen usw. empföhlen sich durchaus. Die Erfolge der Nervenheilanstalten seien recht gut. Im Durchschnitt werde wenigstens ein Drittel der Patienten soweit wieder hergestellt, daß sie auf Monate und Jahre ihrem Beruf wieder nachgehen können.

*

In dem letzten Hefte der »Mitteilungen der Gesellschaft für deutsche Erziehungs- und Schulgeschichte«, die künftig »Zeitschrift für Geschichte der Erziehung und des Unterrichts« heißen werden, ist auch der Bericht über die diesjährige ordentliche Generalversammlung der Gesellschaft enthalten. Dem Geschäftsbericht des Schriftleiters Professors Dr. Max Herrmann entnehmen wir über die literarischen Veröffentlichungen der Gesellschaft das Folgende: In den letzten drei Jahren sind 10 Bände der Monumenta Germaniae paedagogica erschienen. Von angefangenen Werken wurden vollendet Ferdinand Cohrs' vierbändige, 100 Bogen umfassende Darstellung und Ausgabe der evangelischen Katechismusversuche vor Luthers Enchiridion durch das Erscheinen des Registerbandes und das von Georg Schuster herausgegebene zweibändige Werk: »Die Jugend des Königs Friedrich Wilhelm IV. und des Kaisers und Königs Wilhelm I. Tagebuchblätter ihres Erziehers Friedrich Delbrück aus den Jahren 1800—1809«. Außerdem ist das dreibändige Werk von H. Schnell über das Unterrichtswesen der Großherzogtümer Mecklenburg-Schwerin und Strelitz, das zweibändige von G. Lurz »Mittelschulgeschichtliche Dokumente Altbayerns einschließlich Regensburgs« und J. Boltes »Andrea Guarnas Bellum grammaticale und seine Nachahmungen« erschienen. Schließlich ist von dem auf drei Bände berechneten Quellenwerke Paul Schwartz' »Die Gelehrtenschulen Preußens unter dem Oberschulkollegium (1787—1806) und das Abiturientenexamen« der erste Band herausgegeben worden. Als nächste Bände der »Monumenta« sind der zweite und dritte Band von Schwartz' Werk, zwei Bände von Reißinger über die Geschichte der humanistischen Schulen im Gebiete der bayerischen Pfalz, vielleicht auch der Abschluß von Brunners Werk über die badischen Schulordnungen, endlich eine Ausgabe von Friedrich Fröbels Briefen und Werken (von Rudolf Lehmann, L. Wächter und J. Prüfer) in Aussicht genommen worden. Ein Gesamtplan für die Fortführung der »Monumenta« soll im nächsten Hefte der »Mitteilungen« bekannt gemacht werden. Vor allem wird eine stärkere Berücksichtigung der allgemeinen deutschen Schulgeschichte neben der territorialen, eine Zurückdrängung des rein Lokalen und eine Vermehrung der Darstellung neben der Mitteilung von Urkunden beabsichtigt. Auch ist die Herausgabe einiger praktischer Nachschlagewerke in den Plan der »Monumenta« aufgenommen worden. Die von der Gesellschaft ins Leben gerufene Schulbuch-Inventarisation verfügt jetzt über 45,000 Zettel, die zum großen Teil auch nach sachlichen Gesichtspunkten verarbeitet sind. Zum Schlusse seines Berichtes erklärte es Herrmann als eine Hauptvoraussetzung für die Förderung des Gesamtbetriebes der Gesellschaft, daß die Zahl der unterrichtsgeschichtlich geschulten Arbeiter endlich einmal wachse. Es fehle am akademische Betriebe der Erziehungs- und Schulgeschichte, besonders an seminaristischen Übungen, die in die Arbeitsmethode dieser Wissenschaft einführen. Er richtete an die Universitätslehrer, die Mitglieder der Gesellschaft sind, die Bitte, diese Lücke auszufüllen, und wünschte die Errichtung von Lehrstühlen für Pädagogik und die Erteilung speziell unterrichtsgeschichtlicher Lehraufträge. Wir können uns diesem Wunsche nur durchaus anschließen, verbinden damit auch den, daß die Mitgliederzahl der Gesellschaft, die sich immer noch in recht bescheidenen Grenzen hält, bald erheblich wachsen möge.

*

Zur Erforschung der Vergangenheit der Rheinlande, zur Verhütung der Verschleppung wertvoller Schriftdenkmäler, die rheinischer Herkunft sind oder das Rheinland betreffen, und zur Erleichterung des Rückkaufs bereits nach auswärts gewanderter Handschriften, alter Drucke und wertvoller Werke rheinischen Ursprungs hat der Geheime Kommerzienrat Dr. Ernst vom Rath in Köln der Universität Bonn einen Fonds von 30,000 Mark geschenkt. Das Kapital wird bei der Universität als besondere Stiftung verwaltet werden.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 43
22. Oktober 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Entwicklungsergebnisse der Steuergeschichte des 19. Jahrhunderts.*)

Von Adolph Wagner, Professor an der Universität Berlin.

Als ein Ergebnis der Entwicklungs-endenzen der Besteuerung erscheint im aufe des 19. Jahrhunderts, zumal in dessen etztem Drittel, und je mehr man sich dem 20. Jahrhundert nähert, um so deutlicher, lie außerordentlich starke Ertragssteigerung der indirekten Verbrauchsbesteuerung in Form von Einfuhrzöllen, nneren Verbrauchssteuern und teilweise auch olchen in Monopolform.

Diese Besteuerung ist dabei vereinfacht, n Innern auf weniger Artikel als vielfach rüher beschränkt, steuertechnisch bezüglich rer Veranlagung und Erhebung wesentlich erbessert und namentlich auf geeignetere bjekte konzentriert worden. Die ehemals Staats- und Kommunalbesteuerung stark orwaltende Besteuerung notwendiger Lebens-, amentlich Nahrungsmittel, auch des Salzes, t im Innern vielfach verschwunden, allerngs in vielen Staaten eine hohe, wenn ich gegen früher ermäßigte Salzsteuer, in Monopol- oder in anderer Form, noch verblieben, letzteres auch im Deutschen Reich. Wo man wieder höhere Agrarzölle eingeführt hat, sind bei starker Einfuhr von Getreide, Vieh, Fleisch, Fettwaren und dgl. große Einnahmen aus solchen Zöllen gewonnen worden (Deutsches Reich). Diese Steuern wirken dann direkt durch die Verteuerung der eingeführten fremden Produkte und zum Teil mehr noch indirekt dadurch, daß sie das inländische Preisniveau solcher wichtiger Nahrungsmittel erhöhen, als eine starke Belastung der Bevölkerung, besonders der großen Volksmasse.

Die Steigerung der Einkommenverhältnisse, die dadurch ermöglichte Verbesserung der Lebensweise hat in Verbindung mit Konsumtionssitten aber auch zu einer goßen Entwicklung des Konsums von mancherlei Genuß- und Reizmitteln geführt, wie namentlich der alkoholischen Getränke, des Tabaks, des Zuckers, je nachdem des Kaffees oder Tees und Kakaos, der Südfrüchte aller Art und anderer derartiger Artikel. Dies erst gab die Gelegenheit, durch Besteuerung im Inland und durch Einfuhrzölle die Verbrauchsbesteuerung, wie gesagt, immer mehr auf diese Artikel und damit auf gegen früher viel geeignetere und in der Tat auf wirklich passende Artikel zu konzentrieren, wenn

*) Aus den größeren finanzwissenschaftlichen erken A. Wagners erscheint demnächst in Auflage erweitert ein Band (Teil III, Bd. 1) ter dem Titel »Steuergeschichte vom Altertum s zur Gegenwart« (500 S.). Daraus ist uns der gende Schlußabschnitt zum Abdruck in dieser itschrift vom Verfasser gütigst zur Verfügung stellt worden. D. Red.

man einmal die Verbrauchsbesteuerung steuerpolitisch und zur Deckung des Steuerbedarfs für unentbehrlich und in der gegebenen Sachlage notwendig einer Steigerung unterliegend ansieht.

Damit ist im ganzen jedoch die Steuerlast der großen Volksmasse, der unteren und der unteren Mittelklassen, absolut und relativ eine erheblich größere geworden; so wenigstens, wenn man eine mehr oder weniger vollständige Fortwälzung dieser Steuern auf den Preis der Produkte als, freilich nicht ausnahmslose, Regel annimmt und eine Weiterwälzung dieser Steuern seitens der so als Konsumenten durch sie getroffenen Bevölkerung, der Arbeiter, überhaupt der unteren Klassen und kleinen Leute bis zum unteren Mittelstand hin, mittels Erhöhung der Löhne und des Preises der von diesen Schichten hergestellten Produkte doch mit Recht als nur unsicher und häufig entschieden nicht zutreffend voraussetzt. Diese unteren Klassen tragen so in der Tat eine größere Steuerlast, relativ im Verhältnis zu ihrem Einkommen, zur darin liegenden Steuerfähigkeit, zur Höhe des Opfers, welches die Steuerleistung darstellt, und im Verhältnis zu den ökonomischen Oberschichten. Hinsichtlich der Wirkungen einzelner dieser Verbrauchssteuern gilt das in ganz besonderem Maße, so betreffs der agrarischen Nahrungsmittelzölle zumal da, wo, wie in Deutschland, die bezügliche hochbezollte Einfuhr eine erheblichere Quote des Nahrungsbedarfs der Bevölkerung ausmacht und so wirklich das ganze inländische Preisniveau der betreffenden Artikel erhöht oder sein sonst bei fehlender Bezollung der fremden Konkurrenzartikel zu erwartendes Sinken gehindert wird. Damit wird kein Verdikt gegen die Agrarzölle gefällt, deren Notwendigkeit aus allgemein agrar- und volkswirtschaftspolitischen Gründen folgt. Aber es wird anerkannt, daß solche Zölle eben doch nach den Konsumtionsverhältnissen eine Belastung und Überlastung der großen Volksmasse bilden. Gerade dieser Umstand bedingt in Ländern hoher Agrarzölle, wie im Deutschen Reich, eine Berücksichtigung für die Ausgestaltung der ganzen übrigen Besteuerung im modernen Steuersystem.

Aber auch die übrigen inneren Verbrauchssteuern und betreffenden Einfuhrzölle, vor allem auf Salz, dann auf die Getränke, Tabak, Zucker, auf Kolonialwaren einer so allgemeinen Volkskonsumtion wie bei uns und anderen Völkern Kaffee, wie anderswo (England, Rußland) Tee, wie Petroleum und andere Artikel, belasten doch ebenfalls die große Volksmasse nach den Konsumverhältnissen und nach der Einkommenhöhe der Einzelnen und der Familien stärker als die oberen Klassen. Das bleibt im ganzen bestehen, trotz aller Fraglichkeiten, wie im konkreten Fall die Überwälzung dieser Steuern auf Preis und Qualität der besteuerten Artikel sich vollzieht, wie die Konsumverhältnisse klassen- und einzelweise verschieden sind, und wie es sich mit der oben angedeuteten Weiterwälzung der die Arbeiter usw. treffenden Verbrauchssteuern auf die auch den höheren Klassen angehörenden Konsumenten der Leistungen der Arbeiter usw. tatsächlich verhält.

Es entspricht allerdings auch diese absolute Mehrbelastung der Volksmassen durch die genannten indirekten Steuern, um so den allenthalben stark gewachsenen Staatsbedarf zu decken, sowohl dem Umstande, daß es sich bei der Aufbringung höherer Staatslasten um Pflichten auch der großen Volksmasse als Gliedes der Staatsbevölkerung handelt, gemäß dem eigentlichen tieferen inneren Rechtsgrund zur Begründung der Steuerpflicht überhaupt. Ferner entspricht das auch dem Umstande, daß es sich um nur so ausführbare vermehrte und verbesserte Staatsleistungen handelt, welche, wie Schutz- und Sicherheitsgewähr, Gewähr der Entwicklungs- und Gedeihensmöglichkeit, dem ganzen Volke und allen seinen Gliedern, auch den untersten Schichten, zugute kommen, demnach entspricht es auch dem Prinzip der Besteuerung nach Leistung und Gegenleistung, nach dem Vorteil. Aber es entspricht diese Entwicklung auch der absoluten Steigerung des Wertbetrages, welche das Gesamteinkommen der großen Volksmasse erfahren hat. Dieses Einkommen stellt doch einen so großen Teil des gesamten Volkseinkommens dar, daß dessen Mitbesteuerung zur Aufbringung des gesamten Steuerbedarfs in größerem oder geringerem Umfange unvermeidlich ist. Die große Volksmasse wird in der Form der Verbrauchssteuern im allgemeinen als Bezieherin dieses großen Teils des steigenden Volkseinkommens doch auch steuertechnisch einfacher und bequemer als durch direkte Steuern, auch direkte Personalsteuern zur Besteuerung herangezogen

— ein Vorteil dieser Steuerform, welcher dem ſteuerpolitischen Nachteil einer ungleichen und zum Teil zu hohen Belaſtung dieser Volksmasse durch diese Steuern gegenüberſteht, wenn er ihn auch nicht ausgleicht.

Die neuere und neueſte Entwicklung der direkten, namentlich der Personalbeſteuerung in Form von Einkommen⸗ und Vermögensſteuern, der Erbschaftsſteuern, mancher Teile der Verkehrsbeſteuerung, daher vornehmlich in Deutschland und Großbritannien, zeigt aber auch, daß die besitzenden, die wohlhabenderen, die rascher und leichter erwerbenden Klassen, die wirkliche ökonomische Oberschicht und die oberen Stufen der Mittelschicht, ebenfalls in den Formen solcher Steuern wie der eben genannten zur Tragung der ſteigenden Steuerlaſten im Staate und doch auch in den Gemeinden gerade in neuerer und neuſter Zeit immer mehr und immer allgemeiner herangezogen werden. Es geschieht das im einzelnen durch die Einführung, Ausbildung und Einrichtung geeigneter direkter Steuern, wie besonders von Personalſteuern, teils zur Ergänzung, teils zum Ersatz der direkten Ertragsſteuern; sodann durch progressive Beſteuerung des höheren Einkommens und eventuell auch Vermögens, dies namentlich bei der Erbschaftsſteuer, welche hier ganz als direkte Steuer wirkt, neben Freilassung oder ſtarker Ermäßigung kleinen Einkommens und Vermögens, auch wieder einschließlich Erbschaften, in der Beſteuerung; ferner durch höhere Beſteuerung des Besitzeinkommens, besonders mittelſt Hinzufügung von Vermögens⸗, Erbschafts⸗, auch wieder gewissen Verkehrsſteuern, Luxusſteuern, sowie Ertragsſteuern neben den Einkommenſteuern, weiter durch Beſteuerung der Spekulations⸗ und Konjunkturengewinne, auch wieder der Erbschaften, des unverdienten Wertzuwachses (Wertzuwachsſteuer, zunächſt allerdings fast nur beim Immobiliarvermögen) und anderen. Dadurch wird immerhin der etwaigen Überlaſtung der großen Volksmasse, speziell der unteren Klassen, durch die Verbrauchsbeſteuerung des Massenkonsums mehr oder weniger ausgleichend entgegengewirkt und wird auch dem Prinzip der Beſteuerung nach der Leiſtungsfähigkeit gemäß gehandelt.

Eine solche Entwicklung der direkten und verwandten Beſteuerung zeigt die Steuergeschichte der europäischen Kulturwelt, voran der germanischen, im 19. Jahrhundert, namentlich seit dessen letztem Drittel, erfreulicherweise immer mehr. Und zwar bewegt sich die Steuerpolitik neuerdings in bewußter Absicht gerade diesem Ziele zu. Das iſt ein besonders wichtiges Ergebnis der neueſten Steuergeschichte und auf diesem Gebiete ein Seitenſtück zu anderen Maßregeln zugunſten der großen Volksmasse im »Zeitalter der Sozialpolitik« und in der sozialen Phase der Finanzwissenschaft, wie ich sie früher charakterisiert habe.

Es entspricht diese Entwicklung aber auch dem ſtark wachsenden Einkommenbezug und Vermögensbesitz der ökonomischen Oberklassen, namentlich ihrer Spitzen. Eine Entwicklung, welche zur Signatur des privatkapitaliſtischen Zeitalters und des Induſtrieſtaats unter der Herrschaft des durch das Kartellwesen modifizierten Syſtems der freien Konkurrenz gehört. Hier konzentriert sich zwar nicht immer mehr Einkommen und Vermögen bei einer sich selbſt vielleicht vermindernden Anzahl Reicher und Reichſter — die falsche Marxsche Auffassung —. Vielmehr bildet sich eine auch der Zahl ihrer Glieder nach ſtark wachsende ökonomische obere und oberſte Schicht, die eine neue große ökonomische Ariſtokratie des beweglichen Vermögens, des Kapitals, bildet. Diese Schicht weiß sich durch die Benutzung ihres Besitzes, durch Spekulation, durch geschickte Ausbeutung der Konjunkturen, durch Ansichreißen des durch die ökonomische und gesellschaftliche Gesamtentwicklung erzielten Wertzuwachses von Eigentumsobjekten, namentlich von Grundeigentum, durch faktische Monopole mittelſt Kartellen, Truſts, einen ſtarken, zum Teil auch einen wachsenden Anteil an der der modernen Technik und Ökonomik im »naturwissenschaftlichen Zeitalter« zu verdankenden Zunahme des Nationaleinkommens und Nationalvermögens zu verschaffen. Sie schöpft so den Rahm aus den ökonomischen Erfolgen dieser neuen ökonomisch⸗technischen Entwicklung in der heimischen Volks⸗ und in der Weltwirtschaft ab, wird reich und reicher, auch die Quote, welche ihr vom wachsenden Nationalreichtum zufällt, wächſt selbſt. Diese zwar der Zahl ihrer Angehörigen nach absolut immer noch kleine und der übrigen Bevölkerung gegenüber klein bleibende, aber doch sichtbar wachsende ökonomische Ober⸗ und oberſte Schicht ſtellt so in der Tat eine neue Pluto⸗

kratie dar, wie sie die Welt in diesem Umfang und in dieser Stärke und dieser Vermehrungstendenz weder in der antiken noch in der neueren Geschichte des Mittelalters und der Zeit bis zum 19. Jahrhundert gesehen hat.

Die oberſte Abteilung dieser Schicht beginnt in Deutschland vielleicht mit 100,000 Mark Einkommen und 1,000,000 Mark Vermögen der einzelnen zu ihr Gehörigen; im Auslande, wo dieses noch reicher und der Geldwert geringer iſt als in Deutschland, so namentlich in England und Nordamerika, würden wohl noch etwas höhere Geldwertziffern als Untergrenzen anzusetzen sein. Aber auch eine mittlere Abteilung jener ökonomischen Oberschicht schließt sich dieser oberſten Abteilung an und zeigt ähnliche Entwicklungssymptome in Höhe und Erwerbsart von Einkommen und Vermögen. Sie möchte in Deutschland gegenwärtig etwa von 30 bis 50,000 Mark Einzeleinkommen und $^1/_3$ bis $^1/_2$ Million Mark Vermögen beginnen, wiederum im genannten Ausland mit etwas höheren Wertbeträgen. Auch noch eine unterſte Abteilung dieser ganzen Oberschicht schließt sich den beiden anderen wohl an, wenn auch mit etwas schwächeren Entwicklungssymptomen, in Deutschland etwa von 10 bis 30 bis 50,000 Mark Einkommen und von 100 bis 300 bis 500,000 Mark Vermögen des Einzelnen. Unter diesen werden hier immer physische Haushaltungsvorſtände, daher im allgemeinen Familienhäupter verſtanden, wie in der preußischen Personalbeſteuerung. Nicht allein, aber doch vorzugsweise diese dreiteilige ökonomische Oberschicht wird durch die in den vorausgehenden Abschnitten mehrfach berührte Entwicklung der neueren und neuſten direkten Beſteuerung, einschließlich der Erbschaftsbeſteuerung, durch die Steuerprogression und die höhere oder Extrabeſteuerung des Besitzes zur Tragung der öffentlichen Steuerlaſten deutlich schärfer herangezogen. Zum Teil geschieht dies, wie bemerkt, jetzt wirklich in der bewußten Absicht, diese Schicht gemäß ihrer absolut und relativ höheren wirtschaftlichen Leiſtungs- und Steuerfähigkeit schärfer zu beſteuern. Zum Teil geschieht dies auch mit dem Erfolge, so die Unterbelaſtung dieser Kreise durch die Verbrauchsſteuern im Verhältnis zu der Bevölkerung mit geringerem Einkommen und Vermögen des Einzelnen auszugleichen. Hierin zeigt sich in der Tat die Frucht sozialpolitischer Auffassung des ganzen Steuerproblems in der modernen bürgerlichen Gesellschaft, auch in deren höheren ökonomischen Schichten und bei den Gesetzgebern, den Parlamenten und Regierungen.

Erscheint diese Entwicklung bei der ganzen genannten Oberschicht prinzipiell und praktisch gerechtfertigt, wenn auch vielleicht in ihrem Maße, wie sie bei den einzelnen Abteilungen dieser Schicht eingetreten und wie sie im ganzen erfolgt iſt, in den Zahlenverhältnissen viel Willkürliches iſt, so kann man allerdings zweifelhaft sein, ob sie ebenso berechtigt iſt auch bei der ökonomischen Mittelschicht, welche man in Deutschland für das Einkommen von etwa 3 bis 10,000 Mark mit einer Grenzlinie für zwei Abteilungen darin etwa bei 6000 Mark und analog mit etwa dem Zehnfachen dieser Summen bei Einzelvermögen ansetzen kann. Denn durch die bisherige neuſte Entwicklung der direkten Beſteuerung wird mehrfach diese ganze Mittelschicht, zumal die obere Abteilung davon, ebenfalls öfter schwerer mitgetroffen, wenn auch Erleichterungen, wie bei der Einkommenſteuer, mittels Berücksichtigung der Zahl der Familienangehörigen, namentlich der Zahl der Kinder in der Steuerveranlagung, dieser ganzen Schicht, besonders freilich deren unterer Abteilung, etwas mit zugute kommen. Eine solche schärfere direkte Beſteuerung der Mittelschicht, während die Unterschicht im Steuersatz weiter erleichtert oder ſelbſt ganz von direkter Steuer, Einkommen-, Vermögens-, Erbschaftsſteuer, hier und da auch von einer Ertragsſteuer, wie der Grund-, Gebäude-, Gewerbe-, Kapitalrenten- und der speziellen Arbeitsertragsſteuer des Ertragsſteuerſyſtems usw. befreit wird, iſt allerdings im ganzen wohl auch richtig, sollte indessen doch nur in geringerem Maße als bei der Oberschicht erfolgen. Das geschieht auch im allgemeinen, diese direkte Beſteuerung wäre aber hier aus ähnlichen Gründen wie bei der Unterschicht vielleicht noch milder zu geſtalten.

Die hier angedeutete Entwicklung der direkten Beſteuerung in neuerer und neuſter Zeit erscheint gegenüber derjenigen der indirekten Beſteuerung zum Zweck der Ausgleichung der Wirkungen dieser letzteren Be-

ſteuerung und damit zur leichteren Aufbringung des ganzen ſteigenden Steuerbedarfs und zur besseren Verteilung des Geſamtſteuerbetrags in der Bevölkerung demgemäß nach allem richtig und berechtigt. *Auch die weitere Entwicklung in dieser Richtung*, je mehr die indirekte Beſteuerung auch noch geſteigert werden muß und wird, um so mehr, erscheint nicht minder geboten, daher namentlich eine *weitere Erhöhung der Steuerprogression* bei Einkommen-, Vermögens- und Erbschaftsbeſteuerung, vor allem für die oberſte Abteilung der Oberschicht, aber auch für deren beide andere Abteilungen, wenn auch bei diesen in degressivem Maße; ferner erscheint geboten eine *noch ſtärkere Mehrbelaſtung des Besitzes und fundierten Einkommens* gegenüber dem bloßen Arbeitsertrage; eine *noch schärfere, methodischere und vollständigere Ausbildung von passenden Nebenſteuern der direkten Beſteuerung*, wie gewisser Steuern auf Spekulations- und Konjunkturengewinne, auf gewisse Erwerbsgeschäfte, auf persönlich unverdienten Wertzuwachs, möglichſt auch beim Mobiliarvermögen, hier und da auch passender Luxusſteuern (auch im Zollwesen). Das alles iſt um so mehr geboten, weil und wenn die Verteilung des ſteigenden Nationaleinkommens und -vermögens sich noch immer mehr zugunſten der Ober- und oberſten Schicht entwickelt. *Denn dann wird diese Schicht wieder relativ weniger von der Verbrauchsbeſteuerung getroffen*, bleibt durch letztere, gerade wenn sie sich ausdehnt, erhöht wird und im Ertrage ſteigt, um so mehr relativ unterbelaſtet gegenüber selbſt der Mittelschicht und vollends der Unterschicht der Bevölkerung, und gerade im Zeitalter des Kapitalismus.

Diese angedeutete, schon in der Gesetzgebung neuerdings mehrfach deutlich eingetretene, aber in der Tat noch weiter zu erlangende Entwicklung der direkten Beſteuerung iſt vom Standpunkt der Gerechtigkeit aus zur Ausgleichung der gesamten Steuerbelaſtung in der Bevölkerung richtig, sie entspricht den allgemeinen Wirkungen der Verbrauchsbeſteuerung, sie wird aber auch noch speziell begründet durch zwei sehr wichtige Umſtände.

Nämlich einmal durch die Tatsache, daß die wohlhabenden und vollends die reichen Klassen durch keine wie immer ausgebildete Verbrauchsbeſteuerung ihrer Leiſtungsfähigkeit und ihrer Konsumtion gemäß sowie im Verhältnis zur Mittel- und vollends zur Unterschicht überhaupt genügend beſteuert werden können, bei dieser Beſteuerung daher immer unterbelaſtet bleiben; sodann aber durch die Tatsache, daß derjenige große und wachsende Teil von Nationaleinkommen und -vermögen, welcher der Oberschicht im kapitaliſtischen Zeitalter, mit dem Rechtsprinzip der freien Konkurrenz auf der einen und dem Kartellwesen auf der anderen Seite, zufällt, viel zu bedeutend iſt und immer bedeutender wird, um ungenügend beſteuert bleiben zu dürfen, wie er es bei ſtark vorwaltender Verbrauchsbeſteuerung unvermeidlich täte. Gerade die größeren und größten Einkommen und Vermögen werden selbſt bei größerem Verbrauch, auch Luxusverbrauch ihrer Bezieher und Besitzer vielfach gar nicht und immer nur schwächer durch noch so ausgedehnte Verbrauchsbeſteuerung und im ganzen doch auch durch Luxusſteuern überhaupt nicht oder nur schwächer getroffen, weil ein bedeutender Teil der Mittel dieser Klassen eben nicht rein persönlich konsumtiv verbraucht werden wird und kann, selbſt bei höchſter Ausdehnung des Verbrauchs und Luxuskonsums. Auch der folgende schon berührte Punkt kommt hier wieder mit in Betracht. Auch durch die Weiterwälzung von Verbrauchsſteuern, welche auf die Bevölkerung der anderen Schichten angehörigen Konsumenten im Preis der Ware fortgewälzt sind, mittelſt Lohn-, Gehalts- und Preiserhöhung der von diesen Konsumenten für die wohlhabendere und reichere Klasse geleiſteten Produktionen kann eine genügende Mitbelaſtung dieser höheren Schicht nicht erreicht werden. Dies selbſt dann nicht, wenn diese Weiterwälzung so sicher, rasch und gleichmäßig vor sich ginge, wie dies Manche, freilich meiſt nur Dilettanten und Tendenzpolitiker, behaupten, während sie tatsächlich eben nicht so vor sich geht. In dem Maße, wie die wohlhabende und reiche Schicht daher in ihrem Einkommen und Vermögen überhaupt nicht, bei fehlendem Verbrauch, oder nur schwächer, bei einem hinter der Höhe ihres Einkommens oder Vermögens im Verhältnis zu der Sachlage bei der Mittel- und Unterschicht, ge-

troffen wird, bleibt mithin eine ungerechte Unterbelaſtung der höheren und Überbelaſtung der mittleren und unteren Schicht rein durch die Verbrauchsbeſteuerung beſtehen.

Es iſt der große Fortſchritt, welchen die neuere europäiſche Steuerentwicklung wirklich in erfreulicher Weiſe zeigt, daß demgemäß auf dem Gebiete der direkten Steuern eine Ausgleichung herbeizuführen geſucht wird, auch wenn man die Notwendigkeit hierzu ſelten ſo klar erkannt hat, wie ſie ſich aus den vorausgehenden Ausführungen prinzipiell ergibt. Hätte man dies getan, ſo hätte man auch nicht eine ſolche Scheu vor weiterer Progreſſion der Steuerfüße, des höheren Steuerſatzes für fundiertes Einkommen, für Beſitz- gegenüber bloßem Arbeitseinkommen gehabt, wie bisher noch faſt allgemein (Deutſches Reich und England 1909, Frankreich). Man hätte vielmehr dann gerade eine ſtändige Weiterentwicklung in dieſer Richtung als notwendig eingeſehen, demnach namentlich mindeſtens parallel gehend mit der immer weiteren Ertragsſteigerung der indirekten Verbrauchsſteuern.

Daß eine weitere Entwicklung der direkten Beſteuerung (auch hier eventuell einſchließlich der Erbſchaftsbeſteuerung) in der angedeuteten Richtung aber nicht nur ein von der heutigen Praxis der Geſetzgebung immer mehr anerkanntes Erfordernis der Gerechtigkeit iſt, um die Steuerbelaſtung durch die geſamte, aus direkten und indirekten Steuern ſich zuſammenſetzende Beſteuerung der Leiſtungsfähigkeit der Klaſſen und Einzelnen gemäß gleichmäßiger zu verteilen, ſondern daß auch ein ſolches Vorgehen auf die Dauer allein eine abſolut immer höhere Beſteuerung zur Durchführung der Staatszwecke **möglich** macht, alſo auch ein volkswirtſchaftliches und allgemeines finanzielles Erfordernis iſt, ergibt ſich aus folgender Erwägung.

Je mehr ſich die letzte Quelle aller Beſteuerung, das Nationaleinkommen und -vermögen in der Form von Einzeleinkommen und -vermögen, bei der ökonomiſchen Oberſchicht konzentriert, ein deſto größerer abſoluter und relativer Betrag dieſes Nationaleinkommens und -vermögens wird nach dem Dargelegten von der Verbrauchsbeſteuerung bei dieſer Oberſchicht gar nicht getroffen. Dies weder direkt bei deren Verbrauch verbrauchsbeſteuerter Artikel ſelbſt, noch mittels Weiterwälzung der die Arbeiter und Produzenten treffenden Verbrauchsſteuern von dieſen Klaſſen und Perſonen auf die Käufer ihrer Arbeitsleiſtungen und Produkte unter der Oberſchicht, wenn es auch in großem Umfange das Kapital dieſer Oberſchicht iſt, welches die Produktionsmittel, auch diejenigen für die unmittelbare Arbeiterbeſchäftigung, den Lohnfonds, zunächſt zur Verfügung ſtellt. Muß wegen allgemeiner Steigerung des öffentlichen, des Staats- und des Kommunalbedarfs, wie ſie durch die Ausdehnung und die intenſivere Ausgeſtaltung der öffentlichen Tätigkeiten bedingt und bewirkt wird, der Steuerertrag aber einmal vermehrt werden, ſo können die Mittel dafür aus der Mittel- und Unterſchicht entweder überhaupt nicht oder nur um den Preis einer ſozial ſchädlichen Herabdrückung des Lebensmaßſtabes und der Befriedigung berechtigter materieller und kultureller Bedürfniſſe dieſer beiden Schichten ſowie um den Preis weiterer Kapitalbildung dieſer Klaſſen beſchafft werden. Auch auf dem letzten Wege kommt man bald zu einer relativen und ſchließlich zu einer abſoluten Grenze für die weitere Ausdehnung einer Beſteuerung, welche auf dieſe Schichten gelegt wird. Dann bleibt gar nichts anderes übrig, als den ſonſt ungedeckt bleibenden Bedarf in ſteigendem Maße auf die Oberſchicht zu legen. Dies **kann aber nur in der Form direkter Steuern** geſchehen und zwar vornehmlich nur eigentlicher direkter Perſonalſteuern, wie Einkommen- und Vermögensſteuer ſowie durch die Erbſchaftsſteuern, daneben durch die oben genannten Nebenſteuern, die Wertzuwachsſteuer uſw.

Luxusſteuern können dazu nur in geringem Maße verwendet werden. Sie wirken zu willkürlich, wenn ſie, wie gewöhnlich, einige wenige Konſumtionen herausgreifen, ſie ſind ſteuertechniſch beſonders läſtig und bei allgemeinerer Durchführung auch ſchwierig, bringen daher auch nach allgemeiner Erfahrung in der Regel nicht viel ein. Dies gilt doch auch von den direkten Luxusſteuern, welche ſich ja in der neuſten ſteuergeſchichtlichen Periode wieder mannigfach mehr ausgedehnt haben, und von den indirekten auf ſpezielle Konſumtionen der wohlhabenden und reichen Klaſſen, ſo im Zollweſen, wo eine Luxusbeſteuerung am

erſten möglich und auch neuerdings wieder häufiger vorgenommen iſt (Delikateſſen, feine Weine, feine Kleidungs- und Wohnungseinrichtungsſtoffe und fertige Artikel für Kleidung, Schmuck, Wohnung usw.). Letzteren Falles, bei fertigen Fabrikaten, drohen allerdings auch Schutzzollwirkungen bei der Bezollung ſolcher Artikel, wenigſtens in den Induſtrieſtaaten; anders liegt die Sache in überſeeiſchen Kolonialſtaaten, bei denen derartige Zölle auch vielfach vorkommen und fiskaliſch ergiebiger ſind. In Induſtrieſtaaten, wie den unſeren, müßte man daher wenigſtens auch die einheimiſchen Luxusprodukte, wie Kleidung, Schmuck, Möbel, einer Beſteuerung unterwerfen — ein ſteuertechniſch ſchwieriges, aber nicht unlösbares, wenn auch wenig populäres Experiment, das immerhin eine ernſtere Erwägung verdiente, etwa auch in der Form einer Beſteuerung der Verkaufsgeſchäfte nach Maßgabe der Ausſtattung der Läden, der Wirtshäuſer usw. Aber ſelbſt in dieſer Entwicklung könnte eine ſolche Luxusbeſteuerung nur Hilfsdienſte leiſten. Bei der Verſchiedenheit auch der Luxuskonſumtionen, auch innerhalb der ökonomiſchen Oberſchicht, wirkt ſie doch immer zu willkürlich und zu ungleichmäßig und auch nicht ſicher fiskaliſch hinlänglich befriedigend.

(Schluß folgt)

Was iſt Wahrheit?

Betrachtungen über die Erkenntnistheorie von William James.

Von Karl Groos, Profeſſor an der Univerſität Gießen.

Im Auguſt dieſes Jahres iſt William ames, wohl der glänzendſte philoſophiſche chriftſteller Amerikas, geſtorben. James iſt ı erſter Linie Pſychologe geweſen; von der ſychologie aus hat er ſich den großen Fragen er Religionsphiloſophie und Erkenntnisıeorie zugewendet. Er iſt dadurch zu dem ·folgreichſten Wortführer der »pragmatiſtihen« Bewegung geworden. Der Pragmasmus iſt eine Methode, eine Wahrheitseorie und eine Weltanſchauung. Über die 'eltanſchauung von James habe ich in Nr. 35 eser Zeitſchrift geſprochen. Heute ſoll ſeine hre von der Wahrheit mein Thema ſein.

Ich beſchränke mich auf die zwei Hauptıtze der Lehre. Der erſte lautet: **wahr iſt, as ſich praktiſch »bewährt«**; der zweite: **gibt keine abſolute Wahrheit.** Es ndelt ſich alſo um eine utilitariſtiſche und ı eine relativiſtiſche Auffaſſung der Wahrit. Wir faſſen zunächſt den erſten Hauptz ins Auge.

Wahr iſt, was ſich durch ſeine praktiſchen ınſequenzen bewährt, oder, wie es James :h ausdrückt: »Wahrheit iſt eine Art des ıten.«*) Wie iſt das zu verſtehen? Der z iſt vieldeutig. Seine Hauptbedeutung iſt die des **Nutzens**. Wahr ſind diejenigen Urteile, die ſich für die menſchlichen Handlungen als zweckmäßige Wegleitungen erweiſen. Das Urteil »der Fliegenpilz iſt ein Nahrungsmittel« kann mein Leben gefährden; der Satz »der Fliegenpilz iſt giftig« veranlaßt mich, zweckmäßig zu handeln und iſt daher wahr. Damit iſt auch vom entwicklungsgeſchichtlichen Standpunkt aus die urſprünglichſte Bedeutung der Wahrheit angegeben. Zu dieſem Grundgedanken kommt eine Nebenbedeutung hinzu: das Gute im Sinne des **Beglückenden**. James ſelbſt iſt als Pragmatiſt ganz beſonders für die Löſung metaphyſiſcher Streitfragen intereſſiert. Auch über ihre Wahrheit entſcheiden die »praktiſchen Konſequenzen«. Aber dieſe beſtehen nicht unmittelbar in ihrem Nutzen, ſondern zunächſt in der **Befriedigung**, die ſie gewähren. Der Materialismus führt zur Verzweiflung, der Theismus iſt »wahr«, weil er eine »Verheißung« für die Zukunft bedeutet. Dieſe (eudämoniſtiſche) Auffaſſung vereinigt ſich jedoch ohne weiteres mit der erſten (utilitariſtiſchen); denn man wird zugeben, daß die Verzweiflung unſer Handeln in ungünſtigem Sinne beeinflußt, die Zuverſicht in günſtigem.

Es ſtellt ſich aber noch eine dritte Auslegung ein, auf die ſich die Pragmatiſten zu

*) In einem ſeiner ſpäteſten Gedichte, dem »Ver:htnis«, ſagt auch Goethe: »Was fruchtbar iſt, in iſt wahr.«

berufen pflegen, wenn man ihre Wahrheitslehre bekämpft. Das Nützliche als Kennzeichen der Wahrheit erhält auch die besondere Deutung: wahr ist, *was sich für den Intellekt bewährt, der seine begriffliche Erfassung* der Welt vollbringen will. Das Erkennen ist ja gleichfalls eine Tätigkeit mit bestimmten Zielen; das Wahre ist daher auch nützlich, sofern es brauchbar für unsere *Erkenntniszwecke* ist.

Der schon kampfbereite Logiker hat das Gefühl, daß ihm die Theorie an dieser Stelle entschlüpfen möchte. Worin besteht die intellektuelle Bewährung? Darin, daß die neue Wahrheit unser Wissen vermehrt? Dann würden wir im Kreise herumgeführt; denn was ist Wissen? Oder besteht sie in der unmittelbaren Evidenz und in der Übereinstimmung mit evidenten Urteilen? Dann befänden wir uns plötzlich auf dem Boden altvertrauter Anschauungen, und der Kritiker könnte nur betonen, daß er diese Wendung für die *allein* berechtigte halte. Oder ist damit nur ein besonders zweckmäßiges »ökonomisches«, vielleicht auch »elegantes« Arbeiten mit unseren Denkmitteln gemeint, wie es manche Ausführungen von James nahelegen? Dann hätten wir eine Ansicht vor uns, die sich zwar für die vorläufige Bewertung von bloßen Hypothesen eignen mag, aber nicht für die Bestimmung dessen, was wir Wahrheit zu nennen gewohnt sind; denn ein wahrer Beweis gilt uns für wahr, einerlei ob er einfach oder umständlich geführt ist.

Wollen wir also zu dem Stellung nehmen, was uns an der Theorie ungewohnt und auffällig erscheint, so müssen wir uns an den Gedanken des praktischen Nutzens halten, der ja auch in der »ökonomischen« Auffassung der intellektuellen Bewährung enthalten ist. Unter den vielen Einwänden, die hiergegen erhoben worden sind, möchte ich die folgenden in Betracht ziehen.

1. Die These der Pragmatisten setzt voraus, daß alle Wahrheiten nützlich seien. Wir lassen vorläufig diese Voraussetzung gelten. Sie genügt aber noch nicht. Offenbar müssen auch alle falschen Urteile wenn nicht schädlich, so doch nutzlos sein; denn sonst wäre der Nutzen kein Kennzeichen des Wahren. Auch das sei zugegeben. Die These enthält jedoch noch mehr. Selbst wenn wahr und nützlich beim Denken so untrennbar verbunden sein sollten, wie etwa Tonqualität und Tonintensität beim Hören, so wäre damit immer noch nicht gesagt, daß das *Wesen* des Wahren im Nützlichen bestehe. Der Pragmatismus will aber durch seine Bestimmung die Wahrheit definieren, d. h. ihr Wesen, ihren innersten Sinn angeben; er nennt ein Urteil wahr, weil es nützlich ist. Hiergegen wird man einwenden, daß eine solche Definition den Sinn nicht richtig wiedergebe, den wir mit dem Worte verbinden: das wahre Urteil gilt uns nicht als wahr, weil es nützt, sondern weil es »einleuchtet« (unmittelbare oder mittelbare Evidenz).

2. Es gilt uns nicht als wahr, weil es nützt. Hier springt nun der Entwicklungsgedanke in die Bresche. Ursprünglich ist es trotzdem so gewesen! Die ersten Kenntnisse waren ausnahmslos von praktischer Natur. Aus noch urteilsfreien, assoziativ entstandenen »Erwartungen« oder besser »Einstellungen«, die zu zweckmäßigen Handlungen führten, sind die ersten wahren Urteile (»das ist süß«, »das ist bitter« u. dgl.) herausgewachsen. Das Evidenz-Bewußtsein »es ist so«, »es muß so sein« entstammt also doch den erfolgreichen Reaktionen des Lebewesens und hat darin seinen ursprünglichsten Rechtsgrund. — Hier handelt es sich ohne Zweifel um sehr wichtige und interessante Probleme der genetischen Psychologie. Aber nehmen wir einmal an, die eben nur angedeutete Ableitung sei zutreffend (wobei allerdings zu beachten wäre, daß das Kind sich schon früh in seinen spielend geübten Benennungsurteilen »rein theoretisch« verhält), so wird die Kritik dadurch noch nicht entwaffnet. Wir wollen doch eine Bestimmung dessen, was wir erwachsene Kulturmenschen bei dem Worte »Wahrheit« zu denken haben. Wie wir auch entwicklungsgeschichtlich dazu gekommen sein mögen: uns gilt ein Urteil nicht darum als wahr, weil es nützt; wenn das Bewußtsein der Geltung ursprünglich einmal vom Nutzen abhing — uns ist es etwas Selbständiges geworden und hat seinen Sinn nicht mehr in einer solchen (»heteronomen«) Beziehung. Derartige Befreiungen oder Ablösungen finden wir auch sonst in der Entwicklung der Seele. So hat die Annahme, daß unser Wollen ursprünglich immer durch Lust und Unlust determiniert war, vieles für sich. Und doch haben wir die Fähigkeit erworben, etwas zu

tun, nicht weil es uns Lust bereitet, sondern, weil es uns »recht« erscheint. Der Verweis auf die Ursprünge ist immer lehrreich; aber er umschließt nicht einfach die Bedeutung dessen, was daraus hervorgegangen ist.

3. Mit dem eben Gesagten hängt es zusammen, daß auch die vorhin gemachten Voraussetzungen bestreitbar sind. Es gibt Wahrheiten, die nichts nützen; vielleicht bestehen auch Irrtümer, die lebensfördernd sind. Was das erste anlangt, so kann man darauf aufmerksam machen, daß es sehr schwer fällt, den praktischen Nutzen mancher logischer, mathematischer, astronomischer Erkenntnisse nachzuweisen, und doch gelten sie mit der allersichersten Sicherheit, die uns nur erreichbar ist, während gerade diejenigen Denkergebnisse, die sich von vornherein auf die Lebenserhaltung beziehen, nicht immer dieselbe Unumstößlichkeit besitzen. Vielleicht gibt es sogar wahre Urteile, die vom biologischen Standpunkt aus als schädlich anzusehen sind. Wer das Urteil »*tout passe, tout casse, tout lasse*« auf unser Leben und Streben anwendet, mag im Ganzen recht haben; aber wer sich dadurch in seinem Handeln bestimmen läßt, wird schwerlich im Kampf ums Dasein erfolgreich sein. Und umgekehrt: wäre es nicht recht wohl möglich, daß der Glaube, die Welt verbessern zu können, ein Irrtum ist, aber ein nützlicher Irrtum, sofern man unter seiner Leitung wenigstens der Verschlechterung des Daseins entgegenarbeitet? Oder man erinnere sich an die Ausführungen Schopenhauers über die Beziehungen der Geschlechter, wobei es sich nach der Ansicht dieses biologisch interessierten Denkers um Illusionen handelt, die für die Erhaltung der Art unentbehrlich sind.*)

4. Man hat darauf hingewiesen, daß sich die Wissenschaft bei ihrer Entdeckung neuer Wahrheiten tatsächlich nur selten um den Nutzen kümmert. Dieser stellt sich ja allerdings oft nachträglich ein — es wird etwa an die Röntgenstrahlen und die radioaktiven Substanzen erinnert — aber die neue Erkenntnis wurde nicht darum gesucht, gewonnen und veröffentlicht; und sie galt schon als wahr, ehe man von ihren praktischen Konsequenzen etwas ahnte. Seit der König Krösus dem weisen Solon vertraute, weil er nicht um praktischer Ziele willen, sondern rein aus Liebe zum Wissen die Welt durchreist hatte, gilt in der Wissenschaft der Standpunkt „*la science pour la science*". Jene Fähigkeit, das Wahre als Selbstzweck anzusehen, hat zu den größten Kulturerrungenschaften geführt. Sie würde, biologisch betrachtet, eine zweckmäßige Anpassung zu nennen sein. Man kann diesem Einwand eine Form geben, die ein wenig an die »eristischen« Spitzfindigkeiten des Altertums erinnern mag, aber immerhin geeignet ist, zu zeigen, wie hier der pragmatische Standpunkt in Schwierigkeiten gerät. Wir verstricken ihn nämlich in die Konsequenz: falls die Wahrheit einer Überzeugung in ihrem praktischen Nutzen begründet ist, so ist die Überzeugung »wahr«, daß die Erkenntnis ihren Wert in sich selbst habe; denn ohne diese Überzeugung wären viele, oder sogar die meisten Großtaten der Wissenschaft nie ausgeführt worden.

Wir kommen so zu dem Ergebnis, daß der erste Hauptsatz der pragmatischen Wahrheitstheorie, so interessante Perspektiven er für die Lehre von der Entwicklung des Denkens eröffnet, als eine Bestimmung des Wahrheitsbegriffes nicht verwertbar ist.

*

Dem zweiten Hauptsatz zufolge gibt es keine absolute Wahrheit. Wir können uns zwar (als »Melioristen«) der Hoffnung hingeben, daß wir diesem Ideal mit der Zeit immer näher kommen werden; aber die absolute Wahrheit existiert bis jetzt so wenig wie der vollkommene Weise. »Inzwischen«, fügt James hinzu, »müssen wir mit der Wahrheit leben, die wir heute erreichen können, und müssen uns darauf gefaßt machen, diese Wahrheit morgen einen Irrtum zu nennen.«

Aber enthalten die letzten Worte nicht einen Widersinn? Wir sind doch gewohnt zu sagen: das, was sich als Irrtum erweist, ist niemals eine Wahrheit gewesen, wir haben es nur fälschlich für wahr »gehalten«; und das, was tatsächlich wahr ist, das muß auch ewig wahr bleiben! Eben dies wird von James bestritten. Die Wahrheiten, lehrt er, sind etwas Bewegliches, Veränderliches. Die Wahrheit von heute kann morgen ein Irrtum genannt werden. Alte Wahrheiten

*) In demselben Zusammenhang hat A. Messer die Ansicht Nietzsches angeführt, daß der Verzicht auf falsche Urteile das Leben unmöglich machen würde. (»Jenseits von Gut und Böse.«)

werden durch neue, die zweckmäßiger sind, erſetzt. Die Wahrheiten führen — hier zeigt sich wieder der biologiſch denkende Psychologe — einen Kampf ums Daſein, wobei sich die lebenskräftigſten erhalten und veränderten Anforderungen anzupaſſen wiſſen. Die älteſten Wahrheiten freilich haben gerade durch ihr Alter den Beweis erbracht, daß ſie beſonders widerſtandsfähig sind. Man wird ſie daher nicht leichtſinnig bei Seite werfen dürfen. Bei ihnen werden in der Regel nur geringe Modifikationen erwünſcht und notwendig ſein, wenn ihnen neue Erfahrungen Schwierigkeiten bereiten: ein Minimum von Erſchütterung und ein Maximum von Kontinuität iſt hier das zweckmäßigſte. Aber die Veränderlichkeit bleibt doch beſtehen, und die Kämpfe dauern fort. Da iſt z. B. die Überzeugung vom Daſein Gottes. »Sie erinnern ſich«, ſagt James, »wie die Wahrheiten aneinander geraten, wie ſie verſuchen, einander 'unterzukriegen'. Die Wahrheit 'Gott' muß mit allen unſeren Wahrheiten den Kampf aufnehmen. Gott muß ſich an den anderen Wahrheiten, und dieſe müſſen ſich an Gott erproben ..... Wir wollen hoffen, daß ſich ein *modus vivendi* herſtellen läßt.«

Wie ſollen wir uns zu dieſer Auffaſſung verhalten, die das »πάντα ῥεῖ« und den πόλεμος Heraklits auf den Begriff der Wahrheit anwendet und dabei in verwirrender Weiſe Selbſtverſtändliches und Paradoxes zu verbinden ſcheint?

1. Es iſt in der Tat als etwas Selbſtverſtändliches zuzugeben, daß die abſolute »Wahrheit« für uns Menſchen ein bloßes Ideal iſt und immer bleiben wird, ſofern wir darunter die unbedingte Totalität des Wiſſens, alſo die Erkenntnis verſtehen, die ein allwiſſender Geiſt beſitzen würde. Unſer Wiſſen wird immer beſchränkt ſein. In eine dünne Schicht der Atmoſphäre gebannt, die unſere kleine Erdkugel umgibt, können wir nicht hoffen, jemals das Univerſum in einem lückenloſen Syſtem der Allwiſſenſchaft zu ſpiegeln. Hier finden wir alſo nicht den geringſten Angriffspunkt gegen die Lehre des Pragmatismus.

2. Wir wenden uns daher den einzelnen Wahrheiten, den »Wahrheiten in der Mehrzahl« zu. Nun tritt ſofort ein anderer Sinn des Wortes »abſolut« hervor. Es handelt ſich nicht mehr um die Totalität des Wiſſens überhaupt, ſondern um die unbedingte Geltung einzelner Urteile, die auf Wahrheit Anſpruch machen. Gibt es keine Urteile, die ganz ſicher wahr ſind, Urteile, die »abſolute« Geltung beſitzen? Die Lehre von James ſcheint dem zu widerſprechen. Wenn er auch betont, daß die Urteile, die ſich im Laufe der Jahrhunderte immer und immer wieder »praktiſch bewährt« haben, gleichſam zur Unveränderlichkeit erſtarrt ſeien, ſo iſt dieſe Unveränderlichkeit doch nur im relativen Sinne zu verſtehen: die Erfahrung, ſagt er, habe gezeigt, daß auch die älteſten Wahrheiten immer noch »plaſtiſch« ſind. Aber wenn wir ſein Buch genauer kennen lernen, ſo finden wir, daß ſich die Sache doch etwas anders verhält. Zunächſt iſt verſchiedenen Äußerungen zu entnehmen, daß ſich ſeine Theorie nicht auf Wahrheiten beziehen ſoll, die in der einfachen Feſtſtellung von Erlebnistatſachen beſtehen. Die Wahrheit des Urteils »mich friert« gehört offenbar nicht zu den Wahrheiten, die genötigt ſind, den Kampf ums Daſein zu führen. Und noch mehr. Es gibt auch nach James Beziehungen zwiſchen rein geiſtigen Ideen, die »ſich immer gleich bleiben und weſentlich ſind, weil ſie in der inneren Natur ihrer Gegenſtände begründet ſind«, z. B. mathematiſche Wahrheiten oder der Satz, daß Weiß von Grau weniger unterſchieden ſei als von Schwarz. Solche Beziehungen ſind »ewig«, »hier ſind die Überzeugungen abſolut und unbedingt«, von ihnen gilt der Satz: »einmal wahr, immer wahr«. Danach wäre die Theſe von der Relativität der Wahrheiten keineswegs ſo allgemein gedacht, wie es zunächſt ſcheinen möchte.

Aber von was für Urteilen redet denn unſer Pragmatiſt, wenn er die Veränderung und den Kampf der Wahrheiten ſchildert? Halten wir uns an die Beiſpiele, die er anführt, ſo ſtoßen wir auf ein Ergebnis, das ſich wohl aus den Intereſſen erklärt, von denen James bei der Begründung des Pragmatismus vorwiegend erfüllt war. Es handelt ſich nämlich dabei ganz überwiegend um philoſophiſche Hypotheſen und religiöſe Glaubenslehren: um die atomiſtiſche oder energetiſche Naturphiloſophie, um die Einheit oder Vielheit des Weltgrundes, die Freiheit oder Unfreiheit des Willens, das Sein oder Nichtſein Gottes und dgl., kurz um unentſchiedene oder wiſſenſchaftlich unentſcheid-

bare »Streitfragen«. Ein Satz, dessen Geltung fraglich ist, kann aber doch eben darum nicht unter die Wahrheiten gezählt werden. Was James den Kampf der Wahrheiten nennt, ist seinen wichtigsten Beispielen nach nur ein Kampf von Hypothesen und Glaubenslehren. Daß diese veränderlich sind und miteinander streiten, ist uns etwas Selbstverständliches, ein »truism«, wie der Engländer zu sagen pflegt. Die Paradoxie der Lehre würde also insofern nur in dem Titel »Wahrheiten« liegen, den hier bestreitbare und tatsächlich bestrittene Annahmen (offenbar mit Unrecht) erhalten.

3. So oberflächlich kann jedoch die Schwierigkeit, die wir dem zweiten Hauptsatz gegenüber empfinden, nicht gut sein. Wenn es James möglich ist, metaphysische Hypothesen als Wahrheiten zu bezeichnen, so läßt sich das nur daraus erklären, daß ihm die Wahrheiten trotz der vorhin erwähnten bedeutenden Einschränkungen auch sonst nur als mehr oder weniger erfolgreiche Vermutungen und Erwartungen gelten. Wenn damit die psychologischen Zustände des Vermutens und Erwartens gemeint sind, wie man nach der ganzen Denkweise des Pragmatismus fast annehmen muß, so erhebt sich demgegenüber der Vorwurf, daß James den Wahrheitsbegriff als »Psychologist« behandle, und wir begegnen zu gleicher Zeit einer neuen Bedeutung des Wortes »absolut«. Was ist mit »Psychologismus« gemeint?

Wir haben die Fähigkeit, uns »Gegenstände« zu denken, die auch unabhängig von uns zu bestehen scheinen und die mit dem wirklich Erlebten, also mit unseren tatsächlichen Bewußtseinsinhalten nicht identisch sind. So verhält es sich zunächst mit den realen »Dingen«, von denen wir reden. Wir »meinen« etwa, wenn wir von einer roten Kirsche sprechen, ein gleichmäßig und dauernd rot gefärbtes Ding, obwohl das, was wir psychologisch als Gesichtsbild erleben, niemals wirklich gleichmäßig rot aussieht, sondern durch die Verteilung von Licht und Schatten allerlei Nuancen zeigt, weißglänzende Stellen besitzt und in der Dämmerung schwarz wird; wir meinen ein Ding, das auch in einer verschlossenen Schachtel als rotgefärbtes Objekt weiter existiert, obwohl es in diesem Zustande überhaupt von niemand wahrgenommen wird (d. h. als sinnlicher Bewußtseinsinhalt nicht existiert); wir meinen ein Ding, dessen Größe sich gleich bleibt, obwohl unser Gesichtsbild von ihm bei jeder Annäherung wächst und bei jeder Entfernung zusammenschrumpft. Ganz ähnlich verhält es sich auch mit den idealen Gegenständen, zu denen die wahren Urteile des Logikers gehören. Ob wir mit Recht von solchen Gegenständen reden, ist hier noch nicht die Frage; aber wenn wir von ihnen sprechen, dann unterscheiden sie sich in bemerkenswerter Weise von dem wirklichen Erleben des denkenden Individuums.

Ich möchte, um das klar machen zu können, im Folgenden den Ausdruck »Überzeugungen« in dem besonderen Sinne verwenden, daß damit die Erlebnisse des Sich-überzeugens und des Überzeugtseins gemeint sind. Es ist eine Tatsache, daß unser Sprachgebrauch von einem solchen psychologischen Überzeugungserlebnis, den idealen Gegenstand der logischen Wahrheit scharf unterscheidet, »von der« wir überzeugt sind. Dabei trifft für die Überzeugungen, wie man sofort erkennen wird, alles das zu, was James von den Wahrheiten aussagt. Jede Überzeugung ist als Erlebnis von einem Individuum abhängig, das sie »hat«; unter einer Wahrheit verstehen wir dagegen etwas, was auch unabhängig vom denkenden Individuum »gilt«. Man kann daher sagen, »das ist meine Überzeugung«, aber nicht »das ist meine Wahrheit«. Die Wahrheit erscheint also von dieser »Relation« zum Individuum abgelöst — so daß uns damit, wie schon angedeutet wurde, abermals ein anderer Sinn des Wortes »absolut« gegeben ist. Eine Überzeugung kann sich ferner ändern, eine Wahrheit niemals. Überzeugungen können sich endlich widersprechen und gegen einander kämpfen; im Reiche der Wahrheiten gibt es weder Kampf noch Widerspruch. Die Sätze »Gott existiert« und »Gott existiert nicht« können beide Überzeugungen, aber sie können nicht beide Wahrheiten sein.

Das ist ohne Zweifel der gewöhnliche Sprachgebrauch; und der Logiker stellt sich genau auf denselben Standpunkt. Man bezeichnet es dagegen als »Psychologismus«, wenn ein Forscher diese Unterschiede nicht berücksichtigt und nur die wirklichen Erlebnisinhalte anerkennt. Gerade das scheint aber der Pragmatismus mit vollem Bewußtsein tun zu wollen. Eine vom Erleben unabhängige, zeitlos bestehende Wahrheit, wie

sie der Logiker als idealen Gegenſtand unterſucht, will er nicht gelten lassen. Schiller, der englische Führer der Bewegung, hat es direkt ausgesprochen, der Pragmatismus bedeute seinem innerſten Wesen nach den Kampf gegen die Annahme einer von der Psychologie unabhängigen Logik. Dementſprechend verſteht auch James unter Wahrheiten die wirklichen Erlebnisse des Sich⸗bewährens (Verifizierens), nicht ideale Gegenſtände. Danach würde das, was James Wahrheiten nennt, gar nicht in dem beſtehen, was wir sonſt bei diesem Worte meinen, sondern es scheint seiner ganzen Eigenart nach mit den psychischen Erlebnissen des Sich⸗Überzeugens und des Überzeugtseins zusammenzufallen, und wir gelangen von dieser Auffassung aus abermals zu dem Resultat: was er von den Überzeugungen, ihren Veränderungen und Kämpfen aussagt, iſt alles ganz richtig, ja es erscheint uns, solange wir dabei von Überzeugungen reden, als etwas Selbſtverſtändliches; der Eindruck des Paradoxen entſteht erſt dadurch, daß James diesen realen Erlebnissen den Namen der idealen Gegenſtände gibt, auf die sie sich beziehen.

4. Nun wäre es ja möglich, daß die Pragmatiſten, soweit sie Psychologiſten sind, sachlich im Rechte wären, daß es also tatsächlich besser wäre, wenn man von den Wahrheiten im logischen Sinne gar nicht mehr redete. Dann würde man nur raten können: gebt doch lieber den Ausdruck »Wahrheit« überhaupt auf und sprecht blos noch von individuellen Überzeugungen, anſtatt dem Sprachgebrauch Gewalt anzutun und dadurch Verwirrung zu ſtiften!

Aber widerspricht nicht auch hier der Pragmatiſt seiner eigenen Lehre, wenn er die Annahme, daß die Wahrheit etwas von dem Wechsel und dem Kampf realer Überzeugungsvorgänge verschiedenes sei, wirklich über Bord wirft? Diese Annahme gehört doch ohne Zweifel zu dem, was James eine »alte Wahrheit« nennt. Während die niedriger ſtehenden Tiere wahrscheinlich nur mit den wirklich erlebten Bewußtseinsinhalten arbeiten (zuerſt mit den Empfindungen, dann auch mit Erinnerungs⸗ und Phantasiebildern), haben die Menschen die Fähigkeit erworben, sich auf Grund ihrer Bewußtseinsinhalte »Gegenſtände« zu denken, die sich von diesen Inhalten unterscheiden und als etwas von ihnen Unabhängiges gemeint sind. Das iſt vom biologischen Standpunkt aus genau wie die Auffassung »la science pour la science« als eine zweckmäßige Anpassung zu betrachten. Als erſte Leiſtung wird die Vorſtellung der von unserem Wahrnehmen unabhängigen realen »Dinge« entſtanden sein — James hat das selbſt in der fünften seiner Vorlesungen über den Pragmatismus geschildert. Darüber erhob sich dann die höhere Fähigkeit, die wohl erſt an der Hand der Sprache zur vollen Ausbildung kommen konnte: das Denken von Begriffen und ihren logischen Beziehungen. Zu diesen logischen Beziehungen gehören die Wahrheiten. Sie wurden aus den individuellen Überzeugungserlebnissen heraus »vergegenſtändlicht« (gerade wie die realen Dinge aus den Empfindungen oder aus den Erinnerungsbildern) und unterscheiden sich von den Erlebnissen in der früher geschilderten Weise. Durch diese ideale Vergegenſtändlichung iſt ein wissenschaftlicher Gemeinbesitz der Menschheit möglich geworden. Das Denken von »logischen« Wahrheiten hat sich als ein äußerſt wertvolles Werkzeug der Kultur erwiesen, und selbſt der Psychologiſt wird sich des Zwanges nur mit Mühe erwehren können, seine Ansicht als etwas zu denken, was von dem subjektiven Fürwahrhalten unabhängig beſteht.

Wie soll sich aber der Pragmatiſt einer so altbewährten Denkweise gegenüber benehmen? Er wird sie, wie wir schon gehört haben, nach der Lehre von James nicht leichtsinnig auf die Seite ſtoßen dürfen; »ein Minimum von Erschütterung und ein Maximum von Kontinuität«, so lautet die Vorschrift, die unser Philosoph für die Behandlung der langerprobten Überzeugungen gibt. Der Verteidiger der reinen Logik wird also sagen können, James habe gegen seine eigene Vorschrift verſtoßen, wenn er den Gedanken der logischen Wahrheiten einfach ablehnt.

*

Ich habe bis jetzt auch dem zweiten Hauptsatz gegenüber nur die negierende Kritik zu Wort kommen lassen. Aber die These von der Relativität der Wahrheit iſt so wichtig, daß wir uns damit nicht begnügen dürfen. Ich wende mich daher in einigen Schlußbemerkungen der Frage zu, wie sich eine zwar psychologisch orien-

tierte, aber nicht »psychologiftische« Untersuchung des Problems ausnehmen würde.

Eine solche Untersuchung wird die wirklichen Erlebnisse von den gedachten Gegenftänden und damit die Überzeugungen von dem, was man Wahrheiten nennt, genau unterscheiden. Sie wird im Gegensatz zu den Pragmatiften das Verhalten des reinen Logikers für gerade so zweckmäßig und berechtigt ansehen, wie das des Naturforschers, der bei seinen realen Gegenftänden ja ebenfalls von der Beziehung auf das erlebende Ich abftrahiert.

Aber die psychologisch orientierte Betrachtung kann diese Abftraktion nicht selbft mitmachen. Daher wird sie trotz der Unterscheidung von Erlebnisinhalten und Gegenftänden relativiftisch bleiben müssen. Für sie sind die subjektiven Erlebnisse des Fürmöglich-, Fürwahrscheinlich- und Fürwahrhaltens der unentbehrliche Ausgangspunkt. Der Psychologe kann den Faden nicht zerschneiden, der die Hypothesen und Wahrheiten an das denkende Individuum knüpft. Sein Objekt ift nicht die »Wissenschaft«, sondern der wissenschaftliche Arbeiter. Und selbft die Arbeit des Mathematikers ift ja genötigt, »immer von neuem aus den subjektiven Zuftänden des Überzeugtseins zu ‚borgen' und so in wechselndem Hinüber und Herüber den Weg zwischen dem individuellen Erlebnis und dem von ihm abgelöften Gegenftand zu durchlaufen. Aus dem subjektiven und zeitlich beftimmten Evidenzbewußtsein springt die von ihm gemeinte ewige Wahrheit hervor, und der in reiner Gegenftändlichkeit verlorene Blick des Forschers kann keine einzige neue Wahrheit feftftellen, ohne zu dem zeitlich empirischen Sic erlebter Überzeugungen zurückzukehren.«*)

Hieraus ergibt sich ein ausgesprochener Relativismus. Das, was der gewöhnliche Sprachgebrauch Wahrheit nennt, ift zwar auch für den Psychologen ein von den realen Überzeugungserlebnissen verschiedener idealer Gegenftand. Verschieden, aber nicht unabhängig von ihnen. Daher kennt er auf Grund seiner Methode keine im Sinn dieser Unabhängigkeit »absoluten« Wahrheiten, sondern, wenn der Ausdruck geftattet ift, nur »Wahrgeltungen«; er kennt keine Wahrheiten »an sich«, sondern nur Wahrheiten für ein denkendes Subjekt. Die selbftändigen Wahrheiten des Logikers sind ihm entweder eine naive Illusion oder — nur dies würde ihm richtig erscheinen — eine bewußte Fiktion. Und das bezieht sich ausnahmslos auf alles, was wahr genannt wird; darin würden wir also weiter gehen und, wie mir scheint, konsequenter sein als James.

Der Relativismus von James hat aber, wie wir sahen, noch eine andere Bedeutung. Seine »Wahrheiten« sind auch insofern nur relativ, als sie sich ändern und sich widersprechen. Wie ftellt sich unsere Betrachtung zu dieser Lehre? Da die Wahrgeltungen aus den individuellen Überzeugungen entspringen, und da diese wechseln können, so könnte es scheinen, daß wir auch hier dem Pragmatismus folgen müssen. Das ift jedoch nicht der Fall. Die Überzeugungen können sich ändern, aber sie müssen es nicht. Solange sie es nicht tun, beharren auch die ihnen entsprechenden Geltungen. Es gibt ein ungeheures Gebiet von Wahrgeltungen, die im Lauf der Jahrtausende völlig unangefochten geblieben sind, und wir haben nicht den geringften Grund, anzunehmen, daß es damit je anders werden könne. James hat ja freilich dieser Tatsache durch gewisse Einschränkungen Rechnung zu tragen gesucht, aber trotzdem den Schein nicht vermieden, als ob nach seiner Lehre alle Wahrheiten »plaftisch« seien. Demgegenüber darf auch der Psychologe behaupten: es gibt Geltungen, die niemals um ihr Dasein kämpfen mußten und die sich vermutlich unverändert behaupten werden, solange es denkende Menschen gibt. Der Satz »alle Wahrheiten sind plaftisch« entspricht daher nicht der Erfahrung.

*) K. Groos, »Untersuchungen über den Aufbau der Syfteme«, Ztschr. f. Psychol., Bd. 49, S. 397.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Korea.

Koreas Einverleibung in Japan ist kürzlich in aller Form vollzogen worden. Sie bedeutet nicht nur eine politische Maßnahme Japans, sondern auch eine wirtschaftliche Maßregel, deren Tragweite gegenwärtig noch nicht klar zu übersehen ist. Vom Standpunkte Japans erschien ein nicht unbedingt unter seinem Einflusse stehendes Korea als eine fortgesetzte Gefahr für die nationale Selbständigkeit und als ein Hindernis für die weitere Machtentfaltung Japans über den Bereich der japanischen Inseln hinaus.

Über die japanische Politik in Korea hat schon vor längerer Zeit Graf Okuma einen längeren Aufsatz in der amerikanischen Zeitschrift »The Forum« veröffentlicht, der lehrreiche politische und weltwirtschaftliche Ansichten entwickelt und sowohl wegen seines Verfassers als wegen seines Inhaltes auch bei deutschen Politikern und Volkswirten Interesse verdienen dürfte. Okuma bezeichnet es zunächst als eine »Sache der Notwendigkeit, nicht des Ehrgeizes«, daß Japan eine große Macht auf dem asiatischen Festlande würde. Er gibt sodann einen Überblick über die geschichtlichen Beziehungen Japans zu Korea, die schon seit alten Zeiten sehr rege, wenn auch keineswegs immer ungetrübt waren, und bezeichnet sodann als das Ziel, dem sowohl der chinesische als auch der russische Feldzug galten, die Unabhängigkeit (!) Koreas, deren Herstellung und Erhaltung ein unbedingtes Lebensinteresse Japans darstelle. Diese Unabhängigkeit hätte freilich schon damals mehr als eine scheinbare, denn als eine wirkliche betrachtet werden müssen, wenn man die Ausführungen liest, die Okuma nach dieser Einleitung über die wirtschaftlichen Veränderungen macht, die nach seiner Ansicht in Korea als Folge des Krieges in naher Zeit eintreten werden.

Er rühmt zunächst den Reichtum der koreanischen Küste an Fischen, besonders Heringen, Salmoniden und Walen, die in Zukunft bei Einführung geeigneter Methoden durch die Japaner einen wichtigen Erwerbszweig ermöglichen würden. Über die wirtschaftlich-politische Lage und Zukunft Koreas schreibt er: »Wenngleich selbst ein kleines Land, so hat Korea doch den Vorzug, mit einem großen Festlande verbunden zu sein. Seine Ströme sind daher sehr groß. Infolge des Mangels an industrieller Erziehung wissen die Koreaner zurzeit aus ihren schiffbaren Strömen nicht den Vorteil zu ziehen, den sie sonst wohl davon haben könnten. Durch Unternehmungsgeist und industrielle Anstrengungen können die koreanischen Ströme in ein wertvolles Verkehrsmittel verwandelt und seine zahlreichen, an einer ausgedehnten Küstenlinie gelegenen Häfen können mit der Zeit wichtige Handelsmittelpunkte werden. Durch die Schaffung von Verkehrsgelegenheiten zu Lande und zu Wasser wird Korea das Heraufkommen eines neuen Tages erleben.« Zahlreiche Leute, die von ihren Forschungen im Innern von Korea zurückgekehrt sind, hat Okuma sagen hören, daß der koreanische Boden in einem großen Teil der Halbinsel besser sei, als der japanische . . . »Vielleicht kann man daher sagen, daß der koreanische Boden im ganzen der gleiche ist wie in Japan. Nimmt man die gegenwärtige Bevölkerung von Korea zu 10 Millionen an, so kann das Land wohl noch eine weitere Bevölkerung von 30 Millionen ernähren. Rechnet man die jährliche Vermehrung der japanischen Bevölkerung zu einer halben Million, so kann mithin Korea für die nächsten 50 oder 60 Jahre den Überschuß der japanischen Bevölkerung in sich aufnehmen.«

Ebenso sind die koreanischen Gruben und Bergwerke sehr ertragreich. Auf diesem Felde bietet sich noch ein weiter Raum für die Einführung neuzeitlicher Methoden und Maschinen, und es ist keine Frage, daß auf die Einführung solcher Verbesserungen eine außerordentliche Steigerung der Produktion folgen müßte. Auch die Forstwirtschaft ist, wie der Ackerbau, in Korea noch sehr wenig entwickelt. Das Geschäft in Bauholz war bis in die jüngste Zeit hinein nicht sehr ergiebig. Doch gibt es noch viele Wälder auf der Halbinsel, die aus Mangel an Verkehrsgelegenheiten in hundert, ja vielleicht selbst tausend Jahren keine Axt gesehen haben. Sollten die Verkehrsmöglichkeiten auf dem Yalu einst verwirklicht werden, so würde man zweifellos bald von der Eröffnung des großen Schatzhauses hören, das in dem dicht bewaldeten Striche des nördlichen Koreas liegt.

Okuma rühmt weiterhin den Reichtum Koreas an Vieh, das, obwohl im Lande selbst viel Fleisch verzehrt werde, doch auch schon in ansehnlichen Mengen zur Ausfuhr gelange; ferner seinen Besitz an Kohle und Eisen, der für die Japaner besonders dadurch wertvoll werde, daß die japanischen Eisenwerke zumeist in Kyushu, dem der koreanischen Küste am meisten benachbarten Teile des Landes, errichtet worden seien. Gerade hier harre der japanischen Industrie somit noch eine große Aufgabe.

Unter den wirtschaftlichen Aufgaben stellt Okuma die Besiedlung Koreas durch die Japaner an die erste Stelle. Eine solche hätte für beide Teile nur Vorteile: Japan würde das langersehnte Feld für seine überschüssige Bevölkerung finden, und Korea würde die Möglichkeit geboten, seine wirtschaftlichen Hilfsquellen zu erschließen und so selbst zu einem wohlhabenden Lande zu werden. Außerdem würde die Einwanderung fleißiger japanischer Farmer und Unternehmer sicher auch einen günstigen Einfluß auf die zur Sorglosigkeit und Trägheit neigende Bevölkerung Koreas ausüben. Die zweite Bedingung sei die Entwicklung eines guten Verkehrsnetzes zu Lande und zu Wasser. Jetzt gebe es auf Korea nur die Eisenbahnlinien von der Hafenstadt Fusan nach Söul und von Söul nach Wiji. Die Linien müßten in Zukunft vermehrt und ausgebaut werden. Die Linie Söul—Wiji müßte aber den Yalu nach Yinkan geführt werden, an die große ostchinesische Bahn Anschluß erhalten und so in direkter Verbindung einerseits mit

Wladiwoſtok und Petersburg, andererseits aber durch die Tientsin-Bahn mit Peking treten. Okuma iſt überzeugt, daß Peking in Zukunft sich zu einem der wichtigſten Eisenbahnknotenpunkte der Welt ausgeſtalten wird. Eine europäische Eisenbahn, wie etwa die von Rußland geplante zentralasiatische Bahn oder eine Bahn, die von Konſtantinopel aus durch Rußland und Persien führen würde, oder endlich eine in Verbindung mit der jetzigen Bagdadbahn und über diese hinausgeführte Strecke: alle diese Bahnen könnten dann Peking zur Schlußſtation haben. »Wenn dann unsere Korea-Linie eine direkte Verbindung mit Sibirien und Europa in nördlicher und mit Peking in südlicher Richtung haben wird, so wird der Hafen von Fusan eines der wichtigſten Eingangstore im fernen Oſten werden.« Zur Erreichung dieses Zieles sei aber nötig, daß die japanische Regierung alle jetzt noch zum Teil in Privathänden befindlichen Bahnſtrecken des Landes in die Hand bekomme.

Was die weitere Entwicklung der Wirtschaftsverhältnisse Koreas betrifft, so erlöschen natürlich die Handelsverträge, die die Mächte mit dem bisherigen Königreich Korea abgeschlossen haben, darunter auch der Handels-, Freundschafts- und Schiffahrtsvertrag zwischen dem Deutschen Reiche und Korea vom Jahre 1883. Großen Einfluß auf den Handel der europäischen Mächte, insbesondere Deutschlands, mit Korea, wird diese Änderung einſtweilen nicht haben, weil angeblich eine Änderung der Zollsätze für absehbare Zeit nicht beabsichtigt iſt. Im übrigen war der Außenhandel Koreas bisher recht geringfügig: 1909 ſtellte die Ein- und Ausfuhr Koreas zusammen einen Wert von ca. 111 Millionen Mark dar. Im einzelnen wies die Einfuhr Koreas einen Wert von 36,648,770 Yen auf gegen 41,025,523 Yen im Jahre 1908, und die Ausfuhr einen Wert von 16,248,888 Yen gegen 14,113,310 Yen im vorhergegangenen Jahre. Während somit die Einfuhr des letzten Jahres gegenüber dem Jahre 1908 um 4,376,753 Yen gefallen iſt, iſt die Ausfuhr um 2,135,578 Yen geſtiegen. Auf die einzelnen Warengruppen verteilte sich dieser Handel in folgender Weise:

Warengruppen	Einfuhr 1909 Yen	Einfuhr 1908 Yen	Ausfuhr 1909 Yen	Ausfuhr 1908 Yen
Nahrungsmittel . . .	4,898,482	4,745,370	11,172 116	10,892,551
Kleider und Bekleidungsgegenstände .	12,342,918	13,958,038	—	—
Möbel- u. Gebrauchsartikel	4,625,584	5,021,117	—	—
Rohmaterialien . . .	2 410,761	3,599,404	2,369,727	1,484,140
Halbfabrikate . . .	3,632,647	5,288,372	292,069	140,428
Ganzfabrikate . . .	4,628,423	4,528,612	92,300	102,620
Wieder-Ein- u. Ausfuhr	2,514	4,087	849,231	64,363

Deutschland führte — auf direktem Wege — nur für 0,3 Millionen Mark Waren aus Korea ein und lieferte dorthin für 0,4 Millionen Mark Waren. Der Hauptanteil an dem koreanischen Außenhandel entfällt natürlich auf Japan, und nach der jetzt durchgeführten Einverleibung Koreas in das japanische Reich wird zweifellos der Verkehr zwischen Korea und dem japanischen Inselreiche noch lebhafter werden. Jedenfalls fallen die Zollschranken zwischen Japan und Korea, soweit sie bisher noch beſtanden haben, gänzlich fort, und zwischen Korea und den japanischen Inseln wird mithin in Zukunft ein völlig freier Verkehr herrschen. Dadurch erlangen der Handel und die Induſtrie Japans ein noch größeres Übergewicht als bisher auf dem koreanischen Markte.

Wahrscheinlich wird dann bald auch der japanische Zolltarif auf Korea ausgedehnt werden. Bekanntlich hat Japan einen neuen Zolltarif geschaffen und, um ihn in Kraft setzen zu können, seine Handelsverträge mit den Mächten im Juli des Jahres gekündigt. Mitte Juli 1911 laufen die Verträge ab, und inzwischen soll über neue Handelsverträge auf Grund des neuen japanischen Zolltarifs verhandelt werden. Diese Verhandlungen werden sich voraussichtlich auch auf die Handelsbeziehungen der Mächte mit Korea erſtrecken. Die bisherigen Handelsverträge der Mächte mit Korea waren einseitige Meiſtbegünſtigungsverträge; sie sicherten den Mächten die Meiſtbegünſtigung in Korea, legten ihnen aber keine Verpflichtung auf, auch ihrerseits Korea die Meiſtbegünſtigung zu gewähren. Mit der Angliederung Koreas an das japanische Zollgebiet dürfte dieses einseitige Meiſtbegünſtigungsverhältnis aufhören und auf Grund der zwischen den Mächten und Japan beſtehenden und eventuell zu erneuernden Verträge die gegenseitige Meiſtbegünſtigung an seine Stelle treten. Auch werden nunmehr Ausländer in Korea die gleichen Rechte genießen wie im übrigen Japan. Die bisherige Konsulargerichtsbarkeit der Mächte in Korea wird wohl wegfallen, wie sie in Japan bereits seit 1899 fortgefallen iſt. Die Schiffahrt zwischen den japanischen Inseln und Korea wird Japan vermutlich als Küſtenschiffahrt erklären und der nationalen Flagge vorbehalten wollen.

Diese und andere Punkte werden gelegentlich der bevorſtehenden Handelsvertragsverhandlungen mit Japan zu regeln sein. Die japanische Politik wird künftighin noch mehr als bisher auf die Förderung und Entwicklung der koreanischen Hilfsquellen gerichtet werden müssen. Dies wird natürlich zur Belebung des koreanischen Handels nicht nur mit dem übrigen Japan, sondern auch mit dem Auslande beitragen, und insofern wird auch für Deutschland eine Erweiterung der Handelsbeziehungen mit Korea erwartet werden können. Die deutsche Regierung wird bei den Handelsvertragsverhandlungen mit Japan den Hauptwert darauf legen müssen, daß dem deutschen Handel und der deutschen Schiffahrt in Japan, einschließlich Koreas, die volle Meiſtbegünſtigung gewahrt bleibt, und daß der Grundsatz der offenen Tür in den oſtasiatischen Häfen aufrechterhalten wird. Schon jetzt wird vielfach der Besorgnis Ausdruck gegeben, daß Japan nicht zögern wird, die Tür zu schließen, sobald es sich lohnt und die Zeit dazu gekommen zu sein scheint; aber einſtweilen braucht Japan zur wirtschaftlichen Erschließung Koreas natürlich Geld und gute internationale Beziehungen.

Mitteilungen.

Wenige Tage nach der Berliner Universität hat die Königlich preußische Kriegsakademie am 15. Oktober ihr hundertjähriges Beſtehen feiern können. Zu dieser Feier iſt von dem Vorſtand der Bibliothek der Kriegsakademie, Hauptmann a. D.

Professor von Scharfenort eine Festschrift erschienen, die nach amtlichen Quellen, nach einer Einleitung über das Militärbildungswesen bis 1806, über Gründung und Organisation der Anstalt, über ihre Leiter und Lehrer, über die Unterrichtsgegenstände und Lehrpläne, über die verschiedenen Umgestaltungen und Ausgestaltungen, die die Kriegsakademie in den hundert Jahren erfahren hat, über die Dienstordnung u. dgl. berichtet. Der erste Abschnitt umfaßt die Zeit von 1810 bis 1868, der zweite die Zeit von 1868 bis zur Gegenwart. Dieser Einschnitt ist durch die von der Generalinspektion 1868 erlassene Instruktion für den Umfang und die Methode des Lehrgangs gerechtfertigt. Die Begründung der Akademie beruhte auf einer Kabinettsorder vom 8. September 1809, durch die der General von Lützow den Befehl erhielt, einen zweckmäßigen Plan zusammen mit der vom König ernannten Kommission auszuarbeiten und den Entwurf zur Entscheidung vorzulegen. Der Organisationsplan wurde am 8. April 1810 vorgelegt und am 3. Mai genehmigt. Die Akademie hatte die Aufgabe, in der Armee den Geist der Pflichttreue und Bildung zu erhalten und zu vermehren und die »Schüler bei der Erfüllung ihrer Schuldigkeit gegen König und Vaterland mit den Grundsätzen zu erfüllen, durch die Männer von Kenntnissen und Edelmut mehr zu vollbringen und aufzuopfern geneigt sind, als nach den beschränkten Vorstellungen von einem bloß mechanischen Dienst geleistet werden kann.« Die Anstalt sollte die jungen Männer, die Portepeefähnriche geworden waren, zur Offizierprüfung vorbereiten, sowie den jungen Offizieren Gelegenheit geben, eine höhere wissenschaftliche Ausbildung zu erwerben. Der Lehrplan hat während des abgelaufenen Jahrhunderts eine ganze Reihe von Wandlungen und Änderungen durchgemacht, über die von Scharfenort eingehend berichtet. Hatte Scharnhorst in der Allgemeinen Kriegsschule mehr eine militärische Fachschule als eine Akademie sehen wollen, in der der akademische Charakter nur dadurch gewahrt war, daß alle Vorträge fakultativ waren, so wurde diese Ansicht 1816 gegen Clausewitzens u. a. Ratschläge aufgegeben, die militärischen Wissenschaften traten zurück. Doch forderten die ungünstigen Ergebnisse schon 1826 eine Reform, indes überwogen noch bis 1868 die Lehrstunden in den nichtmilitärischen Disziplinen. Es ist hier nicht möglich, auf die Änderungen im Lehrplan einzugehen, wir können nur zum Schluß noch erwähnen, daß die mit dem 1. Oktober 1910 in Kraft getretene Lehrordnung von den nichtmilitärischen Disziplinen nur noch Sprachen, Mathematik, Geschichte und Staatsrecht enthält. Diese Lehrordnung wird »den Gedanken, welche dem Begründer der Akademie vorgeschwebt haben, vielleicht am nächsten kommen. An der Jahrhundertwende wird der alma mater der Armee endlich, nachdem wiederholte Versuche gescheitert, ein eigener Lehrkörper für die kriegswissenschaftlichen Disziplinen bewilligt. Der dadurch errungene Vorteil, daß nunmehr geistig hervorragende Offiziere ihre ganze Arbeitskraft der Ausbildung der Offiziere widmen können, findet in erhöhten Leistungen der Akademie seinen Ausdruck.«

*

In der Sitzung des internationalen Komitees für das ärztliche Fortbildungswesen am 9. Oktober, in der außer Deutschland 10 Staaten durch besondere Delegierte vertreten waren, erstattete der Generalsekretär des Komitees Prof. Dr. R. Kutner einen Bericht über die bisherigen Arbeiten und die nächsten Aufgaben der Vereinigung. Es folgte die Beratung einer umfassenden Sammelforschung betreffend den akademischen Unterricht, die gesetzlichen Bestimmungen für die Examina, das ärztliche Fortbildungswesen und das Lehrmittelwesen in den einzelnen Kulturländern, und zwar mit Hilfe eines im Entwurf vorliegenden Fragebogens, der die Billigung der Versammlung fand. Nach Abschluß der Sammelforschung und auf Grundlage des hierdurch gewonnenen Materials, das von den Mitgliedern des Komitees in den einzelnen Ländern bearbeitet wird, dürfte es zum ersten Male möglich sein, ein wirklich lückenloses Bild von dem medizinischen Unterrichtswesen in allen Staaten zu gewinnen; hieraus wiederum dürften sich wichtige Folgerungen für etwaige Reformen ergeben. Weiterhin wurde die Organisation einer internationalen Auskunftei des ärztlichen Unterrichts- und Fortbildungswesens beschlossen.

*

Unter den Verhandlungsgegenständen auf dem Deutschen Kolonialkongreß, der in Berlin in der ersten Oktoberwoche stattgefunden hat, dürfte besonders die Akklimatisationsfrage interessieren. Medizinalrat Professor Dr. Nocht (Hamburg) besprach ihren jetzigen Stand. Er gibt von gelungener Akklimatisation Deutscher in den tropischen Hochländern eine Reihe von Beispielen, so aus Texas, Venezuela, Peru und dem tropischen Mittelbrasilien. Nocht kommt zu dem Schluß, daß eine Akklimatisation Deutscher in den tropischen Hochländern, unter Umständen auch in gewissen Flachländern, ja sogar vielleicht in manchen seuchenfreien Küstenländern für möglich zu erachten sei, daß aber dazu außerdem noch sehr günstige wirtschaftliche und politische Verhältnisse gehörten. Ueber die physiologischen Veränderungen im Körper, die bei der Akklimatisation vor sich gehen, wissen wir nur wenige Einzelheiten. Bei den bisherigen Untersuchungen und Überlegungen ist man etwas einseitig in physikalischer Richtung vorgegangen, das Verhalten des Nervensystems ist zu wenig berücksichtigt worden. Daß auch äußere Veränderungen in Aussehen, Größe und Gliederbau bei der Akklimatisation im Laufe von Generationen zustande kommen werden, hält Nocht nach anderweiten Wahrnehmungen für wahrscheinlich. Aber es wird voraussichtlich dabei nicht zur Bildung einer einheitlichen »Tropenrasse« kommen, es dürften sich verschiedene Varietäten je nach den uns noch unbekannten lokalen Einwirkungen ausbilden. Auch wie es mit den geistigen und moralischen Eigenschaften der akklimatisierten Nachkommen in den Tropen stehen werde, sei noch in keiner Weise vorauszusehen. Es spräche aber vorläufig nichts dafür, daß wir etwa fürchten müßten, daß bei guter Erziehung klimatische Einwirkungen zur Verschlechterung des deutschen Charakters beitragen könnten.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

V.rlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 3.-11. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlags-a stalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 44
29. Oktober 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Rede bei der gottesdienſtlichen Eröffnungsfeier des Berliner Universitätsjubiläums.

(1. Kor. 12, 4—12)

Von Julius Kaftan, Professor an der Universität Berlin.

In feſtlicher Gemeinde sind wir hier ver- ammelt, um die Jahrhundertfeier unserer Jniversität mit einem Gottesdienſt zu be- innen. Das iſt der gewiesene Anfang für ine solche Feier. Wir Menschenkinder über- ehen immer nur eine Strecke des Wegs, uch unser beſtes Tun bleibt oft Stückwerk, lles zum guten Ziel und Ende zu bringen, berſteigt unser Vermögen. Aber der ewig- bendige Gott hat sein Auge überall, er urchschaut die innerſten Zusammenhänge, r fügt das Einzelne zum Ganzen — von ihm lein kommt das Gedeihen und die Vollendung. Vie sollten wir denn nicht an einem Tag ie heute allererst unser Haupt vor ihm eugen, mit Loben, mit Preisen und Danken or sein Angesicht kommen? Und wieviel rund haben wir nicht zum Loben und m Danken! Welch ein Aufſtieg unseres olkes und Staates in diesem verfloſſenen hrhundert. Und im selben Zeitraum, welch ne glänzende Entwicklung unserer Hoch- hule im ganzen wie im einzelnen, durch e Gunſt der Umſtände und eigne innere raft!

Allein, dem nun im einzelnen nachzugehen, s die Entſtehung und die geschichtliche twicklung unserer Hochschule vor das geiſtige Auge zu ſtellen, das gehört nicht dieser Stunde an. Was sich, nächſt dem Loben und Danken in feiernder Gemeinde, hier und jetzt gebührt, das iſt Selbſtbesinnung und innere Sammlung, wie ein Augenblick des Stilleſtehens zwischen die Jahrhunderte geſtellt. Und dazu geben uns die Worte des Apoſtels Anleitung, die in der Summe lauten: mancherlei Gaben aber ein Geiſt, viele Glieder und doch ein Leib, alles aber zu gegenseitigem Dienſt und gemeinem Nutzen.

Von den Geiſtesgaben in der urchriſtlichen Gemeinde iſt das zunächst gesagt. Über die erſten Chriſten iſt der Geiſt Gottes wie mit Sturmeswehen gekommen, als eine hinreißende überwältigende Kraft haben sie ihn erfahren: außerordentliche Wirkungen, überschwängliche Erlebnisse knüpften sich deshalb daran an. Das klingt auch durch die Worte des Apoſtels mannigfaltig hindurch. Aber es iſt nicht ein in sich selbſt verwehender Geiſtesſturm gewesen, was damals geschah. Als eine nachhaltige, Menschen und Völker umgeſtaltende Kraft hat sich der Geiſt Gottes in der chriſtlichen Gemeinde erwiesen. Und so ſteht hinter dem Wort von den Geiſtesgaben der allgemeine und bleibende Gedanke

von einer Organisation des geistigen Lebens, in der sich alles zu einem Ganzen verbindet, und doch jedes sein eigenes Leben lebt. Das ist aber ein Gedanke, wie wenige geeignet, dieser kurzen Stunde Ton und Inhalt zu geben.

Mancherlei Gaben, aber ein Geist, viele Glieder und doch ein Leib — treffender kann das Wesen der universitas litterarum nicht geschildert werden. Nicht, als wenn es immer zuträfe! Das war auch in der christlichen Gemeinde des Anfangs nicht der Fall. Drastisch schildert der Apostel weiterhin, wie die einzelnen Mitglieder wider einander streiten, und jedes Glied das Ganze sein will. Dagegen kehrt sich seine Rede, sie geht im Ton der Mahnung: viele Glieder und ein Leib, es soll so sein, und wenn ihrs nicht immer bedenkt und erstrebt, geht alles zugrunde, der Leib selbst, und mit ihm die einzelnen Glieder. Nicht anders die universitas litterarum und der Organismus der Wissenschaften, auf dem sie beruht. Wie mannigfaltig sind da die Glieder, die Gaben, die Kräfte. Wie schwer wird es oft, die Einheit festzuhalten oder wiederzugewinnen. Es gibt Zeiten, in denen alles auseinanderstrebt. Da wird es von selbst auch hier zur dringenden Mahnung: mancherlei Gaben, aber ein Geist, viele Glieder und doch ein Leib. Und die Gegenwart mit ihrer unaufhörlich fortschreitenden Verzweigung der Wissenschaft ist wahrlich nicht eine Zeit, in der solche Mahnung überflüssig wäre.

Freilich darf nicht vergessen werden, daß das Auseinanderstreben nicht bloße Willkür ist. Es hat seinen Grund auch in der Sache, in der Art, wie das geistige Leben sich unter uns gestaltet und fortschreitet. Die Entwicklung flutet nicht in breiten Wellen dahin, sodaß alles immer und jedes in seiner Art auf gleicher Höhe wäre. So denken wir es wohl unwillkürlich. Aber die Wirklichkeit zeigt uns ein anderes Bild. Die Entwicklung geschieht oft ruckweise, bald in diesem bald in jenem setzt sie ein, während das andere, das Ganze noch zurückbleibt. Das gilt vom großen Gang des geistig-geschichtlichen Lebens. Es gilt nicht minder von der Geschichte der Wissenschaft. Und da kommen dann die Stunden, wo Hand oder Fuß, Auge oder Ohr der ganze Leib sein will, wo — ohne Bild geredet — die eine Methode sich allen Wissenschaften als die alleinseligmachende aufzudrängen versucht. Verständlich ist das aus dem natürlichen Gang der Dinge. Und wir mögen hinzufügen: ohne Reibung, ohne Kampf kein Leben! Ja, man kann sogar fragen, ob nicht jeweilen einmal hinter solcher Übertreibung eine große Leistung steht, eine berechtigte Verschiebung der Grenzen einer Methode nach vorwärts, die ohne dies nicht erreicht worden wäre. Aber, wir dürfen uns bei dem Auseinanderstreben und den wechselseitigen Übergriffen nie beruhigen. Aus der zeitweisen Anarchie muß immer wieder die Ordnung hervorgehn. Denn sie ist es, die in den Dingen selber liegt, die Gottes Wille uns zum Gesetz macht. Viele Glieder, ein Leib, mancherlei Gaben, ein Geist, so ist es uns eingebunden als Lebensgesetz, so lange wir ein universitas litterarum sind und sein wollen. Achten wir das nicht, dann zerfällt das Ganze. Ein Bündel von Fachschulen tritt an die Stelle der Universität. Und alsbald wird es sich herausstellen, daß die Spannkraft des Geistes damit auch in den einzelnen Wissenschaften nachläßt.

Aber sie soll nicht nachlassen. Die deutsche Universität soll uns auch in den kommenden Jahrhunderten erhalten bleiben. Und so wird es mit Gottes Hilfe geschehn, wenn wir uns an ein Doppeltes halten. Einmal an das, was schließlich das vornehmste Gebot aller Wissenschaft ist: Du sollst Respekt haben vor den Gegenständen deiner Forschung, ihnen nachgehen in ihrer Eigenart, nicht sie vergewaltigen, jedem das Seine geben. Und dann an das andere, daß wir nicht müde werden, über die in der Sache liegenden Unterschiede hinaus zur Einheit zu streben, nicht in mechanischer Gleichmacherei, die erreicht nicht das Ziel — eine organische Einheit muß das Ziel sein, wie der Leib sie darstellt, an dem jedes Glied bleibt, was es ist, und doch alle den einen Leib bilden, dessen Glieder sie sind.

Aber dies Bild vom Leibe hat noch einen weiteren Spielraum. Wie die Universität einerseits ein in sich gegliedertes Ganzes ist so ist sie selber wieder andererseits Glied an einem größerem Ganzen, am Leben des Volkes, das sich in der Ordnung des Staates zusammenfaßt. Und da gilt auch für sie die Regel, daß sie mit allem, was sie ist und hat, dem Ganzen, d. h. hier dem Volke und Staate dienen soll. Aus den Tagen vor 100 Jahren, da unsere Hochschule entstand.

klingt zu uns das Wort herüber: was der Staat an physischen Kräften verloren habe, müßte er durch geistige Kräfte ersetzen. Indem König Friedrich Wilhelm dies Wort zur Tat machte, hat er unsere Universität gegründet. So sind wir, gerade wir hier in Berlin von unserem Ursprung her doppelt verpflichtet, nie zu vergessen, daß wir ein Glied am Leben des Volkes, des Staates sind und ihm dienen sollen.

Jedoch nicht als wenn der Wissenschaft durch diesen praktischen Dienst Zweck und Ziel gesetzt werden dürfte. Das verträgt die Wissenschaft an sich nicht. Und gerade ihr praktischer Dienst selbst würde dadurch verdorben werden. Nehmen wir nur, was am nächsten liegt und am greifbarsten ist. In welchem Maß hat die Naturwissenschaft mit ihren Entdeckungen und den daraus entspringenden Erfindungen während der letzten hundert Jahre unser Dasein umgestaltet, unser Leben tausendfältig gefördert! Wäre es dazu gekommen, wenn die Forschung sich von dem hätte leiten lassen, was man vor hundert Jahren für praktisch förderlich und erreichbar hielt? Nein, nur wenn die Wissenschaft garnicht an den praktischen Nutzen denkt, ihren eignen Gesetzen folgt, an die Wahrheit glaubt und unbeirrt alle Wege, die sich öffnen, bis zu Ende geht, nur dann leistet sie dem Volke, der Menschheit den schuldigen Dienst und fördert das Leben auf unberechenbare Weise. Wenigstens von den Naturwissenschaften gilt das. Aber letzten Endes gibt es auch für die Geisteswissenschaften keinen anderen Kanon. Freilich kommt in ihnen der Punkt, wo sich persönliches Urteil, Überzeugung, Glaube in die Wissenschaft selbst hineinflicht — unvermeidlich, es war nie anders und kann nicht anders sein. Aber nicht alle sind sich immer klar darüber, was reine Resultate der Wissenschaft sind, und wo dies persönliche Moment bestimmend einzugreifen beginnt. Daraus kann dann Verwirrung entstehen im einzelnen Fall. Es ist nicht unmöglich, daß unter dem Schein der Wissenschaft Irrtümer aufkommen, die wider das Leben sind. Aber das sind Ausnahmen. Für die gibt es keine Regel. Als Regel muß die Freiheit gelten, deren wir uns erfreuen. An die Wahrheit glauben und ihr in Freiheit dienen — es gibt keinen anderen Weg für den Dienst, den wir dem Volke schuldig sind.

Und doch ist auch hier ein Wort gegenseitiger Erinnerung und Mahnung so nötig wie irgend wo. Es liegt in der Wissenschaft, im Denken und Forschen etwas, was den ganzen Menschen in Anspruch nimmt. Wer einmal unter diesem Bann steht, den hält er überall fest. Wo er geht und steht, begleiten ihn seine Gedanken. Ob er Zerstreuung und Erholung sucht in der Natur, so sind sie bei ihm auf dem Wege. Mitten im Gespräch wie immer geweckt schießen sie plötzlich durch den Kopf und fangen an ihre Fäden zu spinnen. Sogar bis ins innerste Leben der Seele, bis ins Gebet begleiten sie uns jeweilen einmal und recken selbst da ihr neugieriges Ohr empor. So liegt in der Wissenschaft etwas Souveränes, was sich alles andere unterwerfen will. Das ist ihre große durchschlagende Kraft. Es ist aber auch ihre große Gefahr. Die Gefahr eben der Aussonderung aus dem Ganzen, der Auflehnung gegen die Pflicht, ihm zu dienen. Weshalb es nicht überflüssig ist, uns in einer Stunde wie dieser darauf hinweisen zu lassen: wir sind ein Glied am Ganzen und ihm zu Dienst verpflichtet.

Eines ist es namentlich, etwas ganz Bestimmtes, was da in Betracht kommt. Wir sind keine Akademie der Wissenschaften, sondern eine Universität, eine hohe Schule. Freilich nicht bloß eine Schule. Das macht grade das eigentümliche Wesen deutscher Universitäten aus, daß sie beides sind, eine Anstalt für die Pflege der Wissenschaft und für den darauf gegründeten Unterricht. Aber so gewiß wir das mit allen Kräften festhalten wollen, so gewiß dürfen wir über dem Dienst der Wissenschaft das zweite nicht vergessen: wir sollen unterrichten, wir sollen erziehen. Ich betone ausdrücklich: nicht bloß unterrichten, auch erziehen. Die Wissenschaft ist das unvergleichliche Erziehungsmittel, das uns in die Hände gelegt ist. Es soll aber auch in diesem Sinne gebraucht werden. Äußerlich macht es vielleicht nur einen geringen Unterschied, innerlich ist es völlig zweierlei, ob nur unterrichtet oder auch erzogen wird. Erziehen sollen wir vor allem zur Geduld, zur Fähigkeit den anderen zu verstehen und auch im Irrtum noch den Ansatz der Wahrheit zu erkennen; verhüten sollen wir, daß in der Jugend Absprechen und Unfehlbarkeitsdünkel, woran es oft bei den besten am wenigsten fehlt, allzu üppig gedeihen. Tun wir es, dann leisten wir dem Volk einen großen, durch nichts anderes zu ersetzenden Dienst, indem

wir die Führer und Schöpfer seiner Zukunft erziehen helfen. Wieder im Bilde geredet: dann ist die Universität, auch unsere Universität, was sie sein soll, ein edles, ein notwendiges und unentbehrliches Glied am Leibe des Ganzen.

Aber sie soll es nicht nur sein. Bei allen Mängeln, die nirgends fehlen, wo Menschen am Werke sind, sie ist es auch. Ohne Vermessenheit dürfen wir es sagen: niemand kann sich deutsche Kultur und deutsches Geistesleben ohne die deutschen Universitäten denken. Ihr Verfall würde einen Niedergang des Volkes selbst bedeuten: so notwendig sind sie für das Ganze.

Aber dann auch umgekehrt: die Universität, die Wissenschaft selber kann des Ganzen nicht entraten. Des Ganzen — ich meine damit die sittliche Welt, die Welt der persönlichen Kräfte, die alles andere tragen und bedingen, die die eigentliche Lebenskraft sind, ohne die kein Volk auf die Dauer bestehen kann, das Volk nicht als Ganzes und alles Einzelne nicht, worin sein Leben sich verzweigt.

Zwei große Linien sind es, die durch unser Leben, durch unsere Geschichte gehen, die uns mit der Vergangenheit verbinden und über uns hinaus in die Zukunft reichen. Die eine hat ihren Ausgangspunkt in Griechenland, an das geistige Erbe der alten Welt knüpft sie an. Denken, forschen und erkennen ist ihr Name. In dieser Linie liegt die Arbeit der Wissenschaft und sind unsere Universitäten entstanden. Die andere Linie hat ihren Ursprung in Jesus Christus, in dem Evangelium, das er verkündigt, und das an ihm dann seinen vornehmsten Inhalt gewonnen hat. Dies Evangelium, der in ihm wirksame Gottesgeist hat die sittliche Welt geschaffen, in der wir geworden sind, die uns und auch unserer Wissenschaft den unentbehrlichen Halt in den Kämpfen des persönlichen Lebens gibt. Der Zusammenhang ist nicht ein notwendiger und direkter in jedem einzelnen Fall. In der Welt der inneren Freiheit und des persönlichen Lebens gibt es immer Ausnahmen. Aber das ist der große so scheinbare wie offenbare Irrtum, daß man mit der Aufmerksamkeit bei diesen Möglichkeiten des einzelnen stehen bleibt und an ihnen entscheiden zu können glaubt, was in diesen Sachen die Wahrheit ist. Statt dessen sollen wir fragen, wie das Ganze bestehen mag, in dem und durch welches die einzelnen erst möglich sind. Und dann stellt sich alsbald heraus, daß dieses an das Fortwirken der religiösen und sittlichen Kräfte des Evangeliums gebunden ist. Durch sie ist es geworden, durch sie allein wird es auf die Dauer bestehen. Auch die Wissenschaft ist auf diese Kräfte angewiesen, wenn sie bleiben soll, was sie ist.

Um einen inneren Zusammenhang handelt es sich da, darum, daß die Lebenswurzeln der Wissenschaft selber schließlich im sittlichen Willen liegen. Oder wie ist es schon mit der Selbstkritik, ohne die es keine gesunde Wissenschaft gibt? Gewiß, sie ist auch Sache des Könnens. Unsere Gedanken müssen immer weiter reichen, als das gerade erreichte Resultat. Aber was die Selbstkritik unerbittlich macht und scharf wie des Messers Schneide, ist allein der sittliche Wille der Wahrheit, der Wahrheit um jeden Preis. Und wie ists mit der Selbstverleugnung? Wenn es gilt, einen Strich über lange Arbeit machen und einen mühsamen Weg von vorn beginnen? Nicht weil andere den Fehler sehen, sondern allein um des Gewissens der Wahrheit in uns selber willen? Selbst Opfer und Martyrium kann notwendig werden. Nicht in der alten Form, das liegt hinter uns, ist in unserer protestantischen Welt unmöglich geworden. Täuschen wir uns doch nicht: Wirkliche Gefahr droht der Wissenschaft heute viel weniger von der Feindschaft derer, die die Macht haben, als von dem Ansehen, das sie genießt, und der Ehre, die sie einbringt. Aber deshalb ist das Wort vom Martyrium nicht zu einer leeren Rede geworden. Auch die jeweilen geltende Wissenschaft neigt wie jede anerkannte Wahrheit dazu, unduldsam zu werden und ihre ungehorsamen Söhne empfindlich zu züchtigen. Weshalb es ohne den Mut zum Martyrium heute so wenig wie je ein wirkliches Bahnbrechen in der Wissenschaft gibt.

Ja, aber diese sittlichen Kräfte der Selbstkritik, der Selbstverleugnung, wenn es sein muß des Martyriums um eines rein idealen Zieles willen, Kräfte, die die Lebensknoten im Fortschritt der Wissenschaft bilden, sind sie in einer anderen sittlichen Welt möglich als in der, die wir dem Evangelium verdanken, über der das Kreuz als das göttliche Symbol des unbezwinglichen Wahrheitsmutes leuchtet?

Fürwahr — eine hohe und heilige Sache

iſt der Dienſt der Wahrheit, der uns befohlen iſt! Ihm geloben wir uns heute aufs Neue. Wir machen es uns zur Pflicht, darin nicht uns ſelbſt zu ſuchen, ſondern dem Volk, der Menſchheit zu dienen. Und wenn wir nur ſtückweiſe erkennen, ſo daß es oft ſchwer wird, die Einheit feſtzuhalten, wiederzufinden, ſo haben wir doch die Zuverſicht, daß die Wahrheit ſelber eine iſt, wie ſie vor Gottes Angeſicht ſteht, in ſeinen ewigen Gedanken gegründet. Ihm danken wir für alles, was er an Kraft und Segen im verfloſſenen Jahrhundert geſchenkt hat. Ihm vertrauen wir, daß die Sonne der Wahrheit nicht untergehen wird über uns, ihre Strahlen vielmehr immer heller leuchten werden über uns und allem Volk. Zu ihm erheben wir die Herzen und ſprechen: Preis und Ehre, Lob und Anbetung ſei dir, o Gott, jetzt und immerdar, und von Ewigkeit zu Ewigkeit! Amen.

Die Poetik und Äſthetik der Inder.

Von Hermann Jacobi, Profeſſor an der Univerſität Bonn.

Kant handelt in einem Abſchnitte der Kritik der Urteilskraft (I § 49) »von den Vermögen des Gemüts, die das Genie ausmachen«. »Man ſagt«, ſo beginnt er, »von gewiſſen Produkten, von welchen man erwartet, daß ſie ſich, zum Teil wenigſtens, als ſchöne Kunſt zeigen ſollten: ſie ſind ohne Geiſt; ob man gleich an ihnen, was den Geſchmack betrifft, nichts zu tadeln findet. Ein Gedicht kann recht nett und elegant ſein, aber es iſt ohne Geiſt. Eine Geſchichte iſt genau und ordentlich, aber ohne Geiſt« uſw. Er erklärt: »Geiſt in äſthetiſcher Bedeutung, heißt das belebende Prinzip im Gemüte« und weiterhin: »Nun behaupte ich, dieſes Prinzip ſei nichts anderes, als das Vermögen der Darſtellung ä ſ t h e t i ſ c h e r I d e e n; unter einer äſthetiſchen Idee aber verſtehe ich diejenige Vorſtellung der Einbildungskraft, die viel zu denken veranlaßt, ohne daß ihr doch irgend ein beſtimmter Gedanke d. i. Begriff adäquat ſein kann, die folglich keine Sprache völlig erreicht und verſtändlich machen kann.« Nachdem er dann an zwei Beiſpielen gezeigt, wie der Dichter eine Menge von Empfindungen und Nebenvorſtellungen rege macht, für die ſich kein Ausdruck findet«, faßt er ſeine Ausführungen in folgendem Paragraphen zuſammen: »Mit einem Worte, die äſthetiſche Idee iſt eine einem gegebenen Begriffe beigeſellte Vorſtellung der Einbildungskraft, welche mit einer ſolchen Mannigfaltigkeit der Teilvorſtellungen in dem freien Gebrauch derſelben verbunden iſt, daß für ſie kein Ausdruck, der einen beſtimmten Begriff bezeichnet, gefunden werden kann, der alſo viel Unnennbares zu einem Begriff hinzudenken läßt, davon das Gefühl die Einbildungskraft belebt, und mit der Sprache, als bloßem Buchſtaben, Geiſt verbindet.« Ferner bemerkt Kant, daß »es eigentlich die Dichtkunſt iſt, in welcher ſich das Vermögen äſthetiſcher Ideen in ſeinem ganzen Maße zeigen kann. Dieſes Vermögen aber, für ſich allein betrachtet, iſt eigentlich nur ein Talent der Einbildungskraft«. Aber an anderer Stelle bemerkt er, daß ſich das Genie im Vortrage, oder dem Ausdrucke äſthetiſcher Ideen zeige; und ſchließlich verdient noch eine Bemerkung angeführt zu werden: »man kann überhaupt Schönheit den Ausdruck äſthetiſcher Ideen nennen.«

Der Bedeutung dieſer Spekulationen Kants tut es keinen Abbruch, daß ſie durch den Zwang ſeines Syſtems wenn nicht veranlaßt, ſo doch weſentlich beſtimmt ſind: den Vernunftideen der reinen Vernunft ſollten bei der äſthetiſchen Urteilskraft ebenfalls Ideen entſprechen, es ſind die äſthetiſchen Ideen. Dergleichen mag auf die Formulierung des Gedankens Einfluß gehabt haben, aber der vielleicht auf dieſem Wege gefundene Geſichtspunkt eröffnet einen weiten Ausblick und einen tiefen Einblick in das Weſen der Kunſt, namentlich der Dichtkunſt.

Ähnliche Geſichtspunkte waren es, zu denen faſt ein Jahrtauſend vor Kant die Entwicklung der indiſchen Poetik geführt worden iſt. Der Fundamentalſatz, auf dem die indiſche Theorie der Dichtkunſt aufgebaut wurde, lautet: die Seele der guten Poeſie iſt

das Unausgesprochene, das was zu dem Ausgesprochenen hinzugedacht oder empfunden wird. Hier ist die Übereinstimmung mit Kant ebenso augenfällig wie die Verschiedenheit von Aristoteles vollständig. Da nun die Aristotelische Poetik für die abendländische direkt oder indirekt Grundlage und Ausgangspunkt gewesen ist und für einige Autoren, wie z. B. Lessing, fast kanonische Geltung gewonnen hat, so verdient die indische Theorie der Dichtkunst, die sich ganz unabhängig nicht nur von dem Einflusse sondern auch von den Grundgedanken der Aristotelischen entwickelt hat, die Beachtung Aller, welche sich für Ästhetik interessieren. Darum glaube ich die Aufmerksamkeit des philosophisch gerichteten Lesers für die Spekulationen der Inder über diesen Gegenstand in Anspruch nehmen zu dürfen, wenn ihm auch sonst das indische Geistesleben fern liegen mag.

Allerdings, vollständig begreifen lassen sich die ästhetischen Spekulationen nur im Zusammenhang der indischen Literaturentwicklung. Denn der Charakter der poetischen Literatur, welche den Poetikern das Objekt für ihre Betrachtungen bot, ist natürlich auch für letztere maßgebend gewesen. Und andererseits bilden die gelehrten Arbeiten der Inder über die Technik der Dichtkunst, also die Poetik als technische Disziplin, die selbstverständliche Voraussetzung ihres ästhetischen Systems. Über beides schicke ich einige orientierende Angaben voraus. Vorerst aber eine allgemeinere Bemerkung über Bildung und Stellung der Autoren, von denen diese Spekulationen ausgingen. Sie waren Gelehrte von Beruf und hatten das Studium nicht nur ihres Faches, sondern auch der damaligen Wissenschaften zu ihrer Lebensaufgabe gemacht. Der Betrieb der Wissenschaft war aber durchaus scholastisch. Keine neue Lehre konnte sich durchsetzen, wenn sie nicht in öffentlicher Disputation, wie sie an den Höfen der Fürsten und vor andern Mäcenen stattzufinden pflegten, oder wenigstens in literarischer Kontroverse siegreich in dialektischer Beweisführung verfochten worden war. Daher der scholastische und dialektische Charakter der ganzen wissenschaftlichen Literatur in Indien und die Neigung zu abstrakter Begriffsbildung seitens der in[illegible]schen Gelehrten. Groß in der Abst[illegible] ben diese immer Kinder im Beobachten und Experimentieren; nur in einem Falle waren sie scharfe Beobachter, wenn es sich nämlich um innere Beobachtung handelt; so haben sie Bewunderungswürdiges in der Grammatik geleistet, wobei sie eben nur die Sprache zu befragen brauchten, die jeder gewissermaßen in sich selbst als Beobachtungsobjekt trug. Und in gleich günstiger Lage waren sie hinsichtlich der Poetik; denn das von frühster Jugend an geübte Gedächtnis des indischen Gelehrten bewahrte mit Leichtigkeit eine erstaunliche Masse auswendig gelernter Strophen, die er je bei passender Gelegenheit gerne in gebildeter Unterhaltung reproduzierte: das war das Material, aus dem die Poetiker ihre Regeln abstrahierten, und an dem sie sie demonstrierten. Ihre Lehrbücher enthalten eine Fülle sorgfältig ausgewählter Strophen; alle Lehrsätze werden nicht durch abstrakte Deduktion abgeleitet, sondern durch Vorführung von Beispielen aus der Literatur erwiesen.

Die Theorie der Dichtkunst, die den Gegenstand unserer Betrachtung bildet, wurde etwa um den Anfang des neunten Jahrhunderts n. Chr. aufgestellt. Sie bildet Krönung und Schlußstein der Poetik; und diese war etwa im sechsten oder siebenten Jahrhundert zum Range einer selbständigen Disziplin erhoben worden, zu einer Zeit also, als die Entwicklung der klassischen Sanskrit-Literatur ihren Höhepunkt überschritten hatte. Denn damals war das Epos, sowohl der eigentliche Heldengesang als das in einer Tochtersprache des Sanskrit gedichtete romantische Epos, schon seit Jahrhunderten abgeschlossen. Auch das volkstümliche Schauspiel war längst dem literarischen Drama gewichen, und selbst dieses hatte bereits seine Blüte, wie sie etwa durch die Sakuntala bezeichnet wird, überlebt. Die schöne Sanskrit-Literatur lag schon lange ausschließlich in den Händen von Schriftstellern gelehrter Bildung und richtete sich an ähnlich vorbereitete Leser. Denn das Sanskrit, die Sprache der höheren Literatur, war längst nicht mehr eine lebende Sprache, und wenn es auch weiteren Kreisen als das Latein im Europa des Mittelalters leicht verständlich war, so bedurfte es doch zu seiner richtigen Handhabung langer grammatischer Schulung, ebenso wie das Verständnis der sanskritisch abgefaßten Werke Kenntnis der damaligen

Wissenschaften zur Voraussetzung hatte. Die Dichtkunst aber, die in dieser gelehrten Atmosphäre aufwuchs, ja üppig gedieh, bekommt einen fest ausgeprägten, bis in die jüngste Zeit sich forterbenden Charakter, der in dem üblich gewordenen Namen »Kunstpoesie« hinlänglich zum Ausdruck gelangt. Formvollendung, überraschende oder geistreiche Wendungen, Bilder, Antithesen und rhetorische Arabesken verlangt und findet man fast in jedem Gedichte. Diese Geschmacksrichtung gab nicht nur der gnomischen, idyllischen und lyrischen Poesie, wo sie ganz am Platze ist, ihre Form, sondern sie unterwarf sich auch die epische Poesie, das höfische oder Kunstepos. Der durchaus strophische Charakter der ganzen indischen Poesie ermöglichte es, ja verführte recht eigentlich dazu, jede Strophe als etwas in sich abgeschlossenes zu behandeln und so das ganze Gemälde in eine Folge aneinander gereihter Bildchen aufzulösen. Während die Einzelheiten blenden, verliert man den Blick für das Ganze. Darin liegt eben auch die innere Schwäche dieser Kunstübung; man verlangte von dem Dichter nicht, daß er einen neuen Stoff schaffe oder wenigstens einen alten so mit seinem Geiste durchdringe, daß er ihn gewissermaßen neu erzeuge, (was man wohl alles noch aus der *mimēsis* des Aristoteles herausholen könnte), sondern man begnügte sich in der Regel bei dem gefälligen Arrangement und der etwa benötigten Zustutzung bekannter Stoffe, auf daß sie reizvoller Ausschmückung zum würdigem Vorwurf dienen könnten. Selbst die Erzählungsliteratur, die doch durch den Inhalt unterhalten will, konnte sich der allgemeinen Geschmacksrichtung auf die Dauer nicht entziehen: gerade die gefeiertsten Musterwerke dieser Literaturgattung zeigen zugleich die gegeschilderte Darstellungsweise in ihrer höchsten Blüte. In der geistreichen, von der gemeinen abweichenden Wendung des Gedankens und und seines Ausdrucks, in dem poetischen Schmuck war man gewöhnt, das Wesentliche der Poesie zu sehn. Dabei war die metrische Form keineswegs eine notwendige Bedingung; denn Werke in ungebundener Rede, wenn sie bei geeignetem Inhalt nur jenen Anforderungen entsprachen, galten allgemein als Dichtungen, wie umgekehrt wissenschaftliche Disziplinen in metrischen Lehrbüchern vorgetragen wurden, ohne daß sie auch nur als didaktische Poesie anerkannt worden wären. Die Meinung, wie sie bei uns der gemeine Mann hat, daß Versemachen schon Dichten sei, liegt dem Inder gänzlich fern und würde ihm geradezu lächerlich vorkommen.

Die hochausgebildete Kunstpoesie wurde nun von der Poetik zum Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gemacht, wie denn ja meist die Theorie der Praxis nachhinkt. Ursprünglich beschränkt sich diese ars poetica auf Ratschläge für die Ausbildung des Dichters zu seinem Berufe und auf Vorschriften für die praktische Ausübung der Poesie: sie zeigte die Fehler auf, die ein Gedicht entstellen können, sie lehrte die Vorzüge, innere und äußere, die seinen Stil bedingen, und beschrieb die rhetorischen Zieraten, die es schmücken sollen. Letzterem Teile der Aufgabe wandte sich die gelehrte Tätigkeit mit besonderer Vorliebe zu, so sehr, daß von den »Zieraten« *alankāras*, die ganze Disziplin den Namen Alankāra erhielt. Unter den Begriff der poetischen Zieraten fällt aber das ganze Gebiet der Tropen und Figuren, sowohl Alliteration und andere Lautfiguren als auch die Sinnfiguren wie Vergleich, Metapher, Hyperbel usw. Jedoch trieben die Inder bei letzteren die Spezialisierung viel weiter als wir und unterschieden manche Darstellungsformen, die wir unter einem Namen, z. B. Vergleich, zusammenfassen, als ebenso viele besondere Figuren. So kam man dazu, deren bald 35, später an 80, zuletzt gar über 100 aufzustellen. Man ward nicht müde, sie zu definieren und Beispiele für sie in der Literatur aufzusuchen oder selbst zu dichten, als gälte es, eine vollständige Formenlehre der Poesie auszuarbeiten. Und diese Aufgabe nahm die Geister lange Zeit so vollständig in Anspruch, daß man gar nicht einmal die Frage nach dem Wesen der Poesie aufwarf; glaubte man doch, dasselbe ginge vollständig in den stilistischen Vorzügen und den poetischen Figuren auf, oder man meinte nötigenfalls mit der Begriffsbestimmung genug getan zu haben, wonach Poesie schöner Gedanke in schöner Sprache sei.

Der erste, welcher die Frage nach dem Wesen der Poesie stellte und zu beantworten suchte, war der Kashmirische Poetiker Vāmana, der gegen 800 n. Chr. blühte; er lehrte, daß der Stil die Seele der Poesie

sei. Das klingt moderner als es gemeint war; denn Vāmana verstand unter Stil nicht den Ausdruck der dichterischen Individualität, sondern die objektive Schönheit der Darstellung, die durch die Vereinigung gewisser Vorzüge der Diktion hervorgerufen wird. Was er sich unter Stil (*rīti*) dachte, wird uns durch seine Dreiteilung desselben klarer. Der vollkommenste Stil vereinigt Fülle der poetischen Anschauung mit Klarheit und Durchsichtigkeit zu voller Harmonie der Darstellung, während die beiden andern Stilarten Extremen huldigen: die eine strebt nach Pracht, nach dem Imposanten, die andere nach Weichheit, nach dem »Süßen«, wobei denn jene sich leicht in Bombast, diese in Plattheit verliert. Diese Ansicht Vāmana's — darüber war man sich bald einig — hat höchstens den Wert eines geistreichen Aperçu's, dem er allerdings die Form eines Lehrsatzes gab. Vāmana's Rivale und Kollege Udbhata (beide lebten nämlich am Hofe des Königs von Kashmir) sprach sich ebenfalls, aber in der Form eines Apercu's, über das Wesen der Poesie aus: es beruhe in der Stimmung. Hier kündigt sich in einer Grundanschauung schon diejenige Theorie der Dichtkunst an, welche wir oben mit Kantischen Ideen zusammenstellten. Fünfzig Jahre nach dieser ersten Grundsteinlegung steht das System vollständig ausgebaut da, und es hat sich trotz mancher Verbesserungs- und Änderungsversuche ohne Rivalen aufrecht erhalten bis auf die Jetztzeit. Die Schule, in der diese ästhetische Theorie aufgestellt wurde, gehört Kashmir an und muß bald nach Udbhata hervorgetreten sein. Den Namen ihres Stifters kennen wir nicht, doch besitzen wir von ihm einen Traktat in 120 Strophen, worin alle Lehren des Systems in knapper Form vorgetragen werden. Diesen Traktat kommentierte Ānandavardhana aus Kashmir, etwa 850 n. Chr., und unter seinem Namen ging dann in Indien die Lehre, trotzdem er sie nur erläutert, nicht aber selbst zuerst aufgestellt hat: neben dem gelehrten Erklärer und Verteidiger trat der originelle Denker zurück, so daß sogar sein Name in Vergessenheit geraten konnte. Aus diesem grundlegenden Werke will ich die wichtigeren Hauptgedanken mit Beiseitelassung des scholastischen Details herauszuschälen versuchen; wer Ausführlicheres sucht, findet es in meiner Übersetzung des Dhvanyāloka in der Zeitschrift der Deutschen Morgenländischen Gesellschaft, 1903.

Der Inhalt eines guten Gedichtes, so führt unser Autor aus, ist zwiefacher Art. Der eine heißt der ausgesprochene; er befaßt das, was unmittelbar mit Worten ausgedrückt ist, also den eigentlichen Stoff, ferner die poetischen Zieraten und alles, was die Poetiker bei ihrer Analyse als integrierende Bestandteile der Poesie gefunden hatten, ohne aber, wie die neue ästhetische Schule behauptet, dabei die Seele der Dichtkunst erkannt zu haben. Der andere Inhalt aber wird nicht vom Dichter mit Worten ausgesprochen, sondern er muß von dem Leser oder Hörer hinzugedacht werden, und dies Unausgesprochene ist die Seele der wahren Poesie. Es war gewiß eine unerhörte Kühnheit, vor die Grammatiker und Schriftgelehrten mit der paradoxen Behauptung zu treten, daß das, was die Hauptsache in einem Gedichte sein solle, gar nicht einmal ausgesprochen werde. Aber man konnte leicht auf Gedichte hinweisen, in denen etwas anderes gemeint als ausgesprochen ist. So wenn der Dichter die Dirne zum Gast sagen läßt:

»Ich schlafe hier, und dort ist das Lager der Alten, o Wandrer;«
»Merk' es dir jetzt, daß im Dunkel der Nacht du nicht in mein Bett tappst!«

Denn hier ist offenbar das Gegenteil des Gesagten gemeint. Dergleichen Sachen oder Sächelchen sind besonders in der mehr volkstümlichen Literatur nicht selten. Aber auch in anderer Weise liebt es der Orientale »durch die Blume« zu reden, zumal ihm die Klugheit in manchen Fällen raten mag, seinen Gedanken nicht allzu direkt auszusprechen; geschickt in Andeutungen reden zu können gilt als Geist, und derartige Andeutungen nicht zu verstehen, als Zeichen von Stumpfsinn. Die Dichter machten sich diese Neigung gern zunutzen, indem sie den Sinn hinter Andeutungen versteckten oder durch mehr oder weniger durchsichtige Allegorie verhüllten, wie z. B. in folgendem Gedichtchen:

»Warum keuchst unter Lasten für klägliche Kost du, o Esel?«
»Geh in den Marstall des Königs und tu an Hafer dir gütlich!«
»Was nur immer geschwänzt, Roß nennen's die Knechte des Fürsten;«
»Der sagt Ja und Amen dazu, und die Übrigen schweigen.«

Doch das bisher Besprochene betrifft nur eine gewisse Art der indischen Poesie, nicht die Poesie überhaupt. Schon mehr auf deren Wesen gehen die Untersuchungen über die uneigentliche oder figürliche Ausdrucksweise, Metaphern und dergleichen, was zum wirksamsten Rüstzeug des Dichters gehört. Der figürliche Ausdruck sagt nicht direkt, was dabei gedacht werden soll, sondern läßt es erraten, »wie das Mieder den Busen verhüllt und ihm dennoch größere Reize verleiht«; wenn geschickt gewählt, erweckt er eine Fülle von Vorstellungen mit einem Schlage, die nicht ohne langweilige Umschweife und dabei doch weniger eindrucksvoll direkt ausgesprochen werden könnten. Dem figürlichen Ausdruck wohnt, wie diese ästhetische Schule behauptet, eine besondere Funktion bei, die Andeutekraft, wodurch uns unausgesprochene oder auch unaussprechbare Vorstellungen ins Bewußtsein gerufen werden, oder, um mit Kant zu reden, er Ausdruck für ästhetische Ideen wird.

Handelt es sich hierbei um ein formales Element der Poesie, so befaßt ein anderes Gebiet des Unausgesprochenen ein ästhetisches Element von prinzipieller Wichtigkeit, dessen sachgemäße Einordnung in ein System der Dichtkunst unsern Poetikern den ersten Anstoß zu ihren theoretischen Bemühungen gegeben hatte, nämlich Gefühle und Stimmung. Soweit das Sachliche in Betracht kommt, war dieser Gegenstand von einer älteren technischen Disziplin, der Dramatik, eingehend behandelt worden. Denn Schauspieler und Schauspieldichter, in älterer Zeit oft noch in einer Person vereinigt, bedurften zur erfolgreichen Ausübung ihres Berufes nebst manchem andern einer gründlichen Kenntnis der menschlichen Leidenschaften und Gemütszustände, und diese wollte ihnen die Dramatik übermitteln. Ihre systematisch ausgebildete Lehre über diesen Gegenstand übernahmen die Poetiker in ihr neues System, weshalb hier etwas näher darauf eingegangen werden soll. Man unterschied dauernde Gemütszustände und vorübergehende. Erstere beherrschen den Menschen während einer längeren Periode; wenn sie auch zeitweilig von anderen Affekten unterbrochen werden können, machen sie doch alsbald ihre Herrschaft wieder geltend. Es sind ihrer acht: Liebe, Lustigkeit, Kummer, Zorn, Kühnheit, Furcht, Ekel, Verwunderung und Weltschmerz. Die vorübergehenden Zustände und Gefühle begleiten oder unterbrechen, hervorbrechend und wieder verschwindend, die dauernden Gemütszustände; sie gehören teils der Sphäre einer der letzteren an, wie Eifersucht der Liebe, teils auch mehreren, wie Schreck dem Zorn und der Furcht, oder wie Stolz der Kühnheit und dem Zorn. Solcher vorübergehender Zustände, von denen wir übrigens einige mehr der physischen als der psychischen Natur des Menschen zuteilen würden, zählte man dreiundreißig auf, offenbar diejenigen, welche sich zunächst für die Bühne als die wichtigsten ergeben hatten, ohne daß damit das ganze Gebiet des Gemütslebens erschöpfend und systematisch beschrieben wäre. — Für die Darstellung des Gefühls durch den Dichter kommt nun dreierlei in Betracht: 1. der Träger des Gefühls, z. B. die verliebte Person; 2. die Ursache des Gefühls, z. B. die Geliebte oder auch die zur Liebe anregende Jahreszeit und dergl.; und 3. die Äußerung des Gefühls im Habitus und Gebahren des dargestellten Helden. Nur dies kann der Dichter darstellen, nicht das Gefühl selbst; es ist an sich unaussprechbar, es könnte höchstens sein Name ausgesprochen werden, was aber für die Sache selbst belanglos wäre. Aber die genannten drei Gegenstände der Darstellung erwecken, namentlich wenn sie vereinigt in einem Dichtwerke vorkommen, in uns seelische Zustände, ähnlich wie ein figürlicher Ausdruck die mit ihm verknüpften unausgesprochenen Vorstellungen. Jedoch erwecken sie nicht in dem Hörer oder Leser dasselbe Gefühl, welches die dargestellte Person erfüllt; sonst würde niemand ein trauriges Gedicht lesen oder in ein Trauerspiel gehen, um einen Genuß zu haben, weil ja der Kummer ein Schmerz ist. Sondern es entsteht in dem Leser ein Reflex jenes Gefühls, der ihm ähnlich, aber doch wieder von ihm verschieden ist, und dieser Seelenzustand, den ein Dichtwerk im Leser erweckt, heißt Stimmung (*rasa*). Man dachte sich die Sache etwa folgendermaßen: Von selbsterlebten Gemütserregungen verbleibt in unserer Seele ein latenter Eindruck; dieser lebt wieder auf, wenn ein Gedicht ähnliche Zustände wie die selbsterlebten schildert. Kraft der allgemein menschlichen Sympathie vereinselbigen wir uns mit der geschilderten

Person, und deren Gemütszuftand, oder gewissermaßen ihr Reflex, wird in uns zur Stimmung. Diese ift also ein Seelenzuftand, dessen wir uns unmittelbar bewußt werden; und weil derselbe ohne Beziehung auf unser Ich und die Wirklichkeit, also unselbstig und unpersönlich ift, so ift die Stimmung ein Luftgefühl, ein Genießen reinften Daseins, das mit dem Anschauen der Allgottheit, d. h. der Realisierung unserer Identität mit ihr, verglichen wird. — Es entsprechen also den acht dauernden Gemütszuftänden, von denen oben die Rede war, ebenso viele Stimmungen: der Liebe die erotische Stimmung, der Luftigkeit die humoriftische, dem Kummer die rührende, der Kühnheit die heroische, dem Weltschmerz die quietiftische, usw. Und in gleicher Weise entsprechen den vorübergehenden Gemütszuftänden ebenfalls den Stimmungen ähnliche Reflexe, die Gefühle genannt werden mögen; sie treten in Verbindung mit den Stimmungen, sie fördernd und ergänzend.

Dieses große Gebiet der Stimmungen und Gefühle wurde von den Poetikern aufs sorgfältigfte durchforscht: die Verbindung und der Widerftreit verschiedener Stimmungen, die Mittel, durch welche die einzelnen Stimmungen zum Ausdruck gelangen, wie Lautgebung, Wortwahl, Satzbau, Verwendung von Figuren und ähnliches, wurde an klassischen Muftern ftudiert und auf allgemeine Grundsätze gebracht. Mit diesem Schlüssel in der Hand erschloß man nachprüfendem Verftändnis das innerfte Gemach der Dichtkunft, das ganze Gefühlsleben, das bisher theoretischer Betrachtung unzugänglich gewesen war. Und da nun auch der Übergang von der naiven zur sentimentalischen Dichtung in Indien sich längft vollzogen hatte, so braucht es nicht Wunder zu nehmen, daß manche Theoretiker den weiteren Schritt taten, die Stimmung als das Grundprinzip der Poesie zu proklamieren. Hat doch auch bei uns kein Geringerer als Schiller (Über Matthissons Gedichte) die Erklärung der Poesie als einer Kunft, »uns durch einen freien Effekt unserer produktiven Einbildungskraft in beftimmte Empfindungen zu versetzen« als eine solche bezeichnet, »die sich neben den vielen, die über diesen Gegenftand im Kurs sind, auch noch wohl wird erhalten können«. Aber für die Urheber der von uns geschilderten Theorie der Dichtkunft war die Stimmung nur **eine** Art des Unausgesprochenen, und das Unausgesprochene selbft die Seele nicht der Poesie überhaupt, sondern nur der **beften** Poesie. Sie ftellten drei Kategorien von Gedichten auf: die beften sind solche, in denen das Unausgesprochene größeren Reiz als das Ausgesprochene besitzt; die mittleren solche, in denen es nur zur Ausschmückung des Ausgesprochenen dient; und die geringfte solche, die ohne deutlich empfundenes unausgesprochenes Element nur durch die Künftlichkeit, Eleganz oder Zierlichkeit in Gedanken und Ausdruck wirken; letztere nannten sie »Bilder«, weil sie gewissermaßen leblos, ohne Seele seien — Kant sagt, sie sind ohne Geift. Man wird bei diesen Theoretikern anerkennen müssen, daß sie durch die Dreiteilung der Poesie den Tatsachen gerecht zu werden versuchten, aber sie verzichteten damit von vorneherein auf ein ftrenges von einem Grundgedanken beherrschtes System, welches das ganze Gebiet der Poesie umfaßt hätte.

Die Kenntnis der Tatsachen, der Elemente der Poesie, die Ānandavardhana theoretisch erörtert hatte, wurde durch die Arbeiten der späteren Poetiker, außer in einem gleich zu erwähnenden Punkte, nicht wesentlich erweitert: die Lehre von den verschiedenen Arten des Unausgesprochenen bekam, trotz mancher Verbesserungsversuche in Einzelheiten, sozusagen kanonische Geltung für die ganze Folgezeit. Man ftritt sich hauptsächlich darüber, wie das Ausgesprochene, seien es einzelne Wörter, oder der Satz, oder der Inhalt, das Unausgesprochene zum Bewußtsein bringen könne. Ich glaube auf diese Kontroversen nicht näher eingehen zu sollen; denn sie bewegen sich zumeift auf dem Boden scholaftischer Spekulation und liegen weit ab von der eigentlichen Äfthetik. Nur der Versuch eines Poetikers, Kuntaka's im 11. Jahrhundert, dessen Ansichten wir allerdings nur aus Zitaten bei anderen Schriftftellern kennen, verdient angedeutet zu werden. Er hehauptete, daß bei jedem dichterischen Erzeugnisse, die Tätigkeit des Dichters, die in einem Akt der produktiven Einbildungskraft beftehe, das Wesentlichfte sei, und daß sie den »dichterischen Ausdruck« hervorbringe; in letzterem Begriffe glaubt er das Prinzip gefunden zu haben, welches alle Elemente der Poesie: Stil, Figuren und Stimmung unter einer Formel befasse. Dieses Prinzip

wurde von den meisten Poetikern nicht anerkannt, aber auf engerem Gebiete erwies sich der Gedanke von der Bedeutung der produktiven Einbildungskraft des Dichters als äußerst fruchtbar und fand vielfach Anwendung in der Untersuchnng über das Wesen der poetischen Figuren. — Zum Schlusse sei noch erwähnt, daß der letzte große Poetiker: Jagannātha im 17. Jahrhundert, den Begriff des Schönen analysiert hat, und daß seine Definition in merkwürdiger Übereinstimmung mit derjenigen Kants steht. Auch nach ihm ist schön dasjenige, dessen Vorstellung ein Wohlgefallen ohne Interesse erzeugt*); dieses Wohlgefallen ist spezifisch verschieden von dem Wohlgefallen am Angenehmen, und beruht auf dem Geschmack, der durch die Betrachtung oder wiederholte Vorstellung schöner Gegenstände gebildet wird.

*) Kant, Kritik der Urteilskraft, I. Teil § 5. »Geschmack ist das Beurteilungsvermögen eines Gegenstandes oder einer Vorstellungsart durch ein Wohlgefallen, oder Mißfallen, ohne alles Interesse. Der Gegenstand eines solchen Wohlgefallens heißt schön.

Die Entwicklungsergebnisse der Steuergeschichte des 19. Jahrhunderts.

Von Adolph Wagner, Professor an der Universität Berlin.

(Schluß)

Die Entwicklung der direkten Personalbesteuerung, der Einkommen-, Vermögens- und Erbschaftssteuer, sowie namentlich einer allgemeinen Wertzuwachssteuer und auch etwa einer Zuwachssteuer auf alle Vergrößerung des Vermögensbesitzes von einer gewissen Höhe, in Deutschland z. B. von 50,000 Mark an, — nicht nur des unverdienten, sondern des wirklich auch ökonomisch verdienten Zuwachses — bleibt somit das Hauptertordernis. Die bisher nur immer noch zu geringen Steigerungen der Progression des Einkommensteuerfußes in der neueren europäischen Gesetzgebung, so wenigstens von 3 auf 4, auf 5—6 Proz., die Einführung der zweiten Progression des Steuerfußes der Erbschaftssteuer, nach der Werthöhe der Erbmasse oder besser der Erbportion, neben der ersten Progression des Steuerfußes, nach der Entfernung der Verwandtschaft des Erben vom Erblasser (England, Frankreich, Deutschland u. a. Länder), sind charakteristische und richtige Vorgänge, welche zeigen, daß sich die Steuerentwicklung in dieser Richtung bewegt.

Ein noch stärkerer Fortschritt auf dieser Bahn wird aber auch jetzt noch ängstlich vermieden und gehemmt durch das Gewicht älterer sozialer Anschauungen, durch Rücksichten der Schonung der reicheren Klassen, wobei man auch als allgemeinen volkswirtschaftlichen Gegengrund die Gefährdung der Bildung und Vermehrung des Nationalkapitals in der Form des Privatkapitals geltend macht; ferner durch Befürchtung der Auswanderung des stärker besteuerten Reichen, durch den Hinweis, daß vielfach zu den vielleicht noch mäßigen Staatssteuersätzen starke Zuschläge für die Gemeinden usw., so namentlich bei der Einkommensteuer, treten, auch durch die Furcht vor »sozialistisch-kommunistischer« Steuerpolitik, die in der Progression der Steuerfüße keine Grenze innehalten werde, »die Henne töte, welche die goldenen Eier lege«, auch wohl durch den Hinweis darauf, daß sich überhaupt, wenn man einmal einen solchen Weg betrete, keine feste Grenze dafür ziehen lasse, wieweit man ihm folgen dürfe. Dies beliebte letzte Argument, auch der Theorie, beweist zu viel. Denn willkürlich ist stets auch die Grenzziehung bei proportionalen Steuerfüßen und, rein prinzipiell betrachtet, ist kein Gesetzgeber bei einer Steuer an eine Grenze für die Steuerfüße gebunden. Aber das praktische Bedürfnis macht sich immer geltend, ein natürliches Maß ist in den Dingen selbst; auch eine sozialistisch-kommunistische Steuerpolitik würde das bald erfahren. Gegen die Gefahr der Auswanderung des Kapitals von Staat zu Staat und auch im Inland von Gemeinde zu Gemeinde gibt es Hilfsmittel, deren Anwendung gegen die Steuerscheuen, welche sich der nationalen Steuerpflicht entziehen, ebenso berechtigt ist,

wie gegenüber Auswanderern, welche ſich der nationalen Wehrpflicht entziehen. Die öffentliche Meinung, das ſoziale Pflichtgefühl, die Auffaſſung der Geſellſchaftsſchicht, zu der ein ſteuerſcheuer Auswanderer gehört, müſſen und können gegen ein ſolches Vorgehen ſchärfer reagieren, aber auch das Strafgeſetz in der Form von Geldſtrafe und andere fiskaliſche Hilfsmittel ſtehen auch im Zeitalter der Mobiliſierung der Vermögenswerte im börſengängigen Wertpapier zu Gebote. Die vom Intereſſe eines jeden Staats geforderte einigermaßen gleichmäßige Entwicklung des Steuerrechts, wie ſie ſich ſchon jetzt zeigt, muß endlich freilich noch weiter gehen, um ſteuerſcheuen kapitaliſtiſchen Auswanderern dieſen Weg wenig praktikabel zu machen, und ſie wird es wenigſtens innerhalb der europäiſch-amerikaniſchen Kulturwelt ſicher auch noch weiter tun. Vom ſozialen und politiſchen und allgemeinen Ehr- und Pflichtgefühl der ökonomiſchen Oberſchicht wird freilich nicht alles allein und vollends nicht ſofort und raſch zu erwarten ſein, aber immerhin doch einiges und mit der Zeit immer mehr. Und ſchärfere Kontrollen und Strafen, auch Ehrenſtrafen, wird man auch ſelbſt in Parlamenten, in denen dieſe Schicht eine einflußreiche Stellung hat, und in Regierungen, welche den Intereſſenſtandpunkt dieſer Schicht mit demjenigen des Staates ſelbſt und der ganzen Volkswirtſchaft zu identifizieren geneigt ſind, nicht unterlaſſen wollen. Dafür haben wir in der neueren Steuergeſchichte Englands, Preußens, anderer deutſcher Staaten, auch einiger außerdeutſcher in Europa und ſelbſt des Landes der höchſten privatkapitaliſtiſchen Entwicklung in der Gegenwart, Nordamerikas, in den Steuerideen eines Rooſevelt beachtenswerte Anzeichen.

So bleibt die ſchon erfolgte ſchärfere Belaſtung der höheren Klaſſen durch direkte Beſteuerung als Entwicklungsergebnis der Steuergeſchichte des 19. Jahrhunderts in der europäiſchen Kulturwelt in der Tat ein Lichtblick und zugleich ein günſtiger Ausblick in die Zukunft.

Allerdings ſind die Wirkungen einer Steuerpolitik, wie ſie ſich in den neueſten Entwicklungen anbahnt, und wie ſie hier weiter in derſelben Richtung gehend angen[illegible]n werden, in ihrer prinzipiellen und [illegible] Tragweite nicht zu überſehen. Kommt es auf dieſe Weiſe wirklich zu einer Progreſſion des Steuerfußes für die Geſamtbeſteuerung der höheren ökonomiſchen Schichten der Bevölkerung oder wenigſtens zu einer erheblicheren weiteren Hinaufſchiebung der Maximalhöhe eines ſolchen Steuerfußes bei dieſer Geſamtbeſteuerung und ſpeziell wieder bei der direkten Perſonalbeſteuerung, einſchließlich Erbſchaftsſteuer, ſo daß dann erſt von einem ſolchen höheren Maximum an die Degreſſion des Steuerfußes nach unten zu beginnt, ſo ergibt ſich daraus allerdings ein ſtaatlicher Eingriff im Sinne einer gewiſſen Begrenzung der Höhe von Einkommen und Vermögen der Privaten mittelſt einer ſolchen Beſteuerung. Dadurch werden die Proportionen, in welchen die Individualeinkommen und -vermögen zueinander ſtehen, mehr oder weniger verändert, wird die Beſteuerung inſofern in gewiſſem Umfang zu einer Einkommen- und Vermögensregulierung, und gerade dieſe Konſequenz ſcheut bisher Praxis und meiſtens auch Theorie im Staats- und Wirtſchaftsleben und im Finanzweſen. Allein auch die bisherige geringere Progreſſion und Degreſſion der Steuerfüße hat eine ſolche Wirkung. Ebenſo jede Verſchiedenheit im Steuerfuß für unfundiertes und fundiertes Einkommen. Auch der Schutzzoll. Bei der richtigen Auslegung und folgerichtigen Anwendung des Prinzips der Beſteuerung nach der Leiſtungsfähigkeit kommt man über eine ſolche Wirkung nicht hinweg. Sie iſt aber auch nicht zu ſcheuen, und ihretwegen braucht nicht von einer ſolchen Steuerpolitik abgeſehen zu werden. Indem dieſe ſich durchſetzt, wird allerdings auch, wie ſchon bisher in manchen anderen Fällen des Steuerweſens, der tatſächliche Beweis geliefert, daß in der Praxis ſich eine Entwicklung zeigt, welche die Auffaſſung eines Doppelzwecks der Beſteuerung beſtätigt, nämlich nicht nur des bisher gewöhnlich in der Theorie allein anerkannten »rein finanziellen« Zwecks der Beſteuerung, den Finanzbedarf öffentlicher Körper zu decken oder decken zu helfen, ſondern auch eines zweiten »nichtfinanziellen« Zwecks, zugleich andere Aufgaben zu erfüllen, wie öfter konſumpolitiſche, hygieniſche, wirtſchaftspolitiſche, ſo in dem hier beſprochenen Fall auch die Aufgabe, regulierend in die aus der privatwirtſchaftlichen Organiſation ſich ergebenden Größen-

verhältnisse der privaten Einzel- einkommen- und vermögen einzugreifen — eine »sozialpolitische« Aufgabe, welche die im Zeitalter des Kapitalismus hervortretenden Extreme der Einkommen- und Vermögensverteilung, insbesondere die übergroße Konzentration beider in einer Plutokratie, wie sie zumal die oberste Abteilung der ökonomischen Oberschicht immer mehr bildet, zu einer wichtigen und notwendigen machen.

Die Grundlage dieser ganzen Auffassung ist die Annahme, daß im Konkurrenzsystem, auch, ja gerade auch bei dessen Modifikation durch Kartellwesen und dgl. und faktische Monopole, die Verteilung des Nationaleinkommens und -vermögens unter den Privaten zwischen Oben, Mitte und Unten ungleichmäßiger und besonders die Konzentration von Privateinkommen und -vermögen in der Oberschicht bei Zunahme der Zahl der zu dieser Schicht gehörenden Personen größer wird. Das ist eine Entwicklungstendenz, welche sich deduktiv aus den Voraussetzungen unserer heutigen Wirtschaftsorganisation ableiten läßt, zumal in der neueren, immer schärferen privatkapitalistischen Zuspitzung dieser Organisation. Es ist eine Tendenz, welche aber auch erfahrungsmäßig statistisch bestätigt werden kann. Letzteres glaube ich in meinen Aufsätzen »Zur Statistik des Volkseinkommens in Preußen« nach den Daten der Einkommensteuerstatistik nachgewiesen zu haben (Zeitschr. des Kgl. Preuß. Stat. Büros 1903). Eine Fortführung dieser Arbeit, die jetzt bis zur Gegenwart (1909) möglich ist, würde die Ergebnisse dieser früheren Untersuchung wiederum bestätigen (s. auch meine Theorethische Sozialökomik I, 1907, S. 499 ff.).

Das Resultat, welches sich für den modernen privatkapitalistischen Industrie- und Handelsstaat überhaupt verallgemeinern läßt, ist folgendes. Ein rasch wachsendes Volks- und Individualeinkommen wird erworben, deren beider Steigerung, soweit sie, in Geld berechnet, auf Verminderung des Geldwertes beruht, zwar größer erscheint, als sie wirklich ist, aber doch auch unter Berücksichtigung dieses Punktes in erheblichem Maße wirklich vorliegt und weiter vor sich geht. Doch das Wachstum der Zahlen der einzelnen Größenklassen des Einkommens, die absolute und relative Steigerung des durchschnittlichen Individualeinkommens der Steuerpflichtigen jeder solcher Größenklasse sind mannigfach verschieden. Und zwar sind im allgemeinen die Zahlen der Bezieher (Zensiten) von unten nach oben, von den kleinen Einkommen zu den größten gerade auch relativ immer stärker gewachsen. Unterscheidet man wieder als drei große ökonomische Schichten eine Unter-, Mittel- und Oberschicht in der vorhin angegebenen Weise, so hat sich zwar mit der industriestaatlichen und privatkapitalistischen Entwicklung jeder Schicht die Zahl ihrer selbständigen Erwerbenden, die Durchschnittshöhe des Einkommens einer jeden gehoben, dabei die Unterschicht in beiden Beziehungen mehr als die Mittelschicht, aber weitaus am meisten und immer mehr über diese beiden Schichten hinaus die Oberschicht. Eine ähnliche Entwicklung zeigt sich, namentlich in der Oberschicht, wieder in beiden Beziehungen unter den drei oben unterschiedenen Abteilungen der Oberschicht, indem insbesondere deren oberste Abteilung eine ganz außerordentlich starke Entwicklung erkennen läßt. Von dem stark wachsenden Nationaleinkommen (und -vermögen) fällt den wohlhabenderen und vollends den reichen Klassen, welche den Hauptteil des Nationalkapitals besitzen, eine steigende Quote zu. Das absolut große und steigende Individualeinkommen, welches diese wohlhabenderen und reichen Klassen so beziehen, enthält daher auch ein großes »freies« Einkommen, das für die Frage der Besteuerung bei der Anwendung des Grundsatzes der Besteuerung nach der Leistungsfähigkeit vornehmlich in Betracht kommt. Daraus folgt mit logischer und praktischer Notwendigeit, aber auch mit innerer steuerpolitischer Berechtigung die hier besprochene Entwicklung der Besteuerung gerade im Zeitalter des Privatkapitalismus und in den Volkswirtschaften des Industrie- und Handelsstaats: also daß die Besteuerung allerdings in der Form von Verbrauchssteuern den Konsum der ebenfalls wohlhabender werdenden Massen, aber andererseits auch in steigenden direkten Steuern das Einkommen und Vermögen der wirklich absolut wohlhabenderen und vollends der reicheren Klassen zu belasten suchen wird und suchen muß. Klassen, welche trotzdem — gerade weil von ihrem absolut großen Einkommen und Vermögen, unter Ansetzung eines reichlich bemessenen »not-

wendigen Klassenbedarfs« ein so großer Teil frei bleibt — von solcher steigenden direkten Besteuerung nur einen geringen Druck verspüren, und, um das nochmals zu betonen, eben nur durch solche Besteuerung genügend belastet werden können.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Stockholm.

Die Verwertung der skandinavischen Wasserkräfte.

Der berühmte Physiker Tesla hat einmal den Ausspruch getan, daß Skandinavien voraussichtlich dereinst, wegen seiner verhältnismäßig außerordentlich großen Menge von natürlichen Wasserkräften, das Hauptindustrieland Europas werden würde. So merkwürdig eine derartige Ansicht zunächst anmutet, so stellt sie dennoch eine im Bereich des Möglichen liegende Kombination dar, sobald man bedenkt, welche ungemein schnelle Entwicklung in wenigen Jahrzehnten die industrielle Ausbeutung des fließenden Wassers durchgemacht hat. In Deutschland und auch in England merkt man davon vielleicht weniger als anderweitig; in diesen beiden (neben Belgien) wichtigsten Kohlenproduzenten Europas ist eben das Bedürfnis für die Gewinnung billiger Kraft aus Wasserläufen vielleicht schon an sich nicht so groß wie in den meisten anderen Ländern unseres Erdteils, und überdies verfügen unter den wichtigeren Staaten Europas gerade sie über die geringsten Vorräte an auswertbarer Wasserkraft.

Unter den europäischen Staaten verfügen über die absolut größten Mengen an natürlichen Wasserkräften, der Reihe nach, Norwegen, Schweden, Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien, deren Vorräte sich durchweg auf je $5^1/_2$—$7^1/_2$ Millionen Pferdekräfte belaufen, während Deutschland nur knapp $1^1/_2$ und Großbritannien weniger als 1 Million aufweist. Auf Skandinavien entfällt mehr als ein Drittel der europäischen Wasserkräfte, und das Übergewicht der nordischen Reiche in der europäischen Wasserwirtschaft ist daher tatsächlich groß genug.

In beiden skandinavischen Ländern haben von Anfang an die Regierungen klug und weitsichtig Vorsorge getroffen, daß die natürlichen Schätze des Landes den Allgemeininteressen dienstbar gemacht werden, ja, Norwegen hat geradezu rigorose Bestimmungen getroffen, um die Abgabe seiner Wasserkräfte an Privatleute oder gar an Ausländer so sehr wie möglich zu erschweren, obwohl es in der beispiellos vorteilhaften Lage ist, daß die Zahl seiner verfügbaren Pferdekräfte natürlichen Wassers die seiner Bevölkerungs-Kopfzahl um das $3^1/_2$ fache übertrifft. Seine überall vorhandenen Gebirge, die zahllosen Seen und Flußläufe mit ihren starken Gefällen, Stromschnellen und Wasserstürzen sowie die häufigen und in allen Jahreszeiten ergiebigen Regenfälle und die minimalen Terrainkosten prädestinieren das Land geradezu für eine umfangreiche Industrialisierung; doch hat die Regierung, in Erinnerung daran, wie manche Staaten, z. B. Portugal, sich der Nutznießung ihrer Bodenschätze zu gunsten von Ausländern nahezu gänzlich entäußert haben, radikale Maßregeln getroffen, um die norwegischen Wasserkräfte den Norwegern zu erhalten. Das Ministerium Knudsen hat u. a. das Gesetz vom 7. April 1906 durchgesetzt, wonach jede Konzession zur Auswertung von natürlichen Wasserkräften an die Bedingung geknüpft wird, daß nach einem bestimmten Zeitraum (meist nach 80 Jahren) die gesamten Anlagen ohne weiteres Eigentum des Staates werden. An Ausländer dürfen Konzessionen prinzipiell nur dann erteilt werden, wenn in ihren Unternehmungen norwegisches Kapital in einem angemessenen prozentualen Anteil vertreten ist, usw. — Durch so harte Bestimmungen wird natürlich die Schnelligkeit der industriellen Erschließung Norwegens sehr stark beeinträchtigt; aber den Norwegern liegt auch gar nicht so sehr an einer schnellen Entwicklung des Landes auf industriellem Gebiet, viel wichtiger ist ihnen in jedem Fall die Gewißheit, daß sie Herr bleiben über ihre natürlichen Reichtümer. Das weitaus bedeutendste norwegische Unternehmen, das sich auf der Ausbeutung der Wasserkraft des Landes aufbaut, und das schon vor dem Schutzgesetz von 1906 seine wichtigsten Maßnahmen zur Ausbeutung von Wasserkräften getroffen hatte, ist die Norwegische Hydro-Elektrische Salpeter-Gesellschaft, die die Gewinnung von künstlichem Salpeter aus der Luft nach dem Verfahren von Birkeland und Eyde anstrebt. Sie hat bei Notodden am Svälgfos 1905—1907 ein großes, 29000 Pferdekräfte lieferndes Kraftwerk errichtet und plant zur Zeit den Bau zweier weiterer Kraftwerke am Rjukan-Fall und unterhalb des Mösvand-Sees. Der vom Maan-Elf gebildete Rjukanfall in Telemarken ist der bedeutendste Wasserfall ganz Europas. Bei einer Fallhöhe von 250 m vermag er allein die kolossale Menge von 250000 Pferdekräften zu liefern!

In Schweden ist man ähnlich ängstlich darauf bedacht, den Staat zum Hauptnutznießer der natürlichen Wasserkräfte des Landes zu machen, aber man schlägt hier andere Wege ein und geht großzügiger vor. Das Verhalten der schwedischen Regierung in dieser Frage wurde von vornherein durch die Erwägung bestimmt, daß dereinst das gesamte Eisenbahnnetz des Landes elektrischen Betrieb erhalten müsse. Demgemäß suchte man eine möglichst große Anzahl von Wasserfällen, Seen und Hochmooren, deren Nutznießung in privaten Händen lag und deren Kraft heut oder künftig industriell verwertet werden kann, in staatlichen Besitz zu bringen. Der schwedische Reichstag hat diese Politik der Regierung gutgeheißen und bedeutende Summen zum Ankauf solcher Wasserkräfte zur Verfügung gestellt, die nicht schon staatliches Eigentum waren Heute gehören 277 Wasserfälle mit 800000 Pferde-

kräften dem Fiskus. Da in der nächsten absehbaren Zeit für Elektrisierung von Eisenbahnen und private industrielle Zwecke nur 5- bis 600000 Pferdekräfte im äußersten Falle gebraucht werden, so vermag der Staat aus den ihm gehörigen Wasservorräten den gesamten vorliegenden Bedarf bis auf weiteres zu decken. Die Regierung glaubt dadurch dauernd auf die Höhe des Verkaufspreises der elektrischen Energie einen maßgebenden Einfluß gewinnen zu können und somit einer gesunden Wirtschaftspolitik und dem allgemeinen Interesse des Landes aufs beste zu dienen. Sie hat sich öffentlich aufs schärfste gegen das Prinzip ausgesprochen, Wasserfälle oder andere natürliche Wasserkräfte überhaupt an Privatleute zur freien Verfügung abzugeben, soweit sie nicht bereits in deren Besitz sind; wohl aber ist sie geneigt, ihre fiskalischen Kraftquellen an bedeutende private Unternehmungen pachtweise auf einen bestimmten Zeitraum zu überlassen (im allgemeinen nicht mehr als 40 Jahre).

Die Regierung hat die genannten Grundsätze in einem eingehenden Entwurf dargelegt, der vor kurzem dem schwedischen Reichtag zugegangen ist. In diesem Entwurf verdienen auch einzelne Teile ein ganz hervorragendes Interesse, nicht nur in Schweden selbst, sondern auch im Ausland. Die bekannteste schwedische Wasserkraft, die Trollhätta-Fälle, wurden ja schon, bevor die heutige wasserwirtschaftliche Politik des Staates begann, von privaten Unternehmungen teilweise ausgebeutet. Jetzt nun hat der Staat seine Hand auf den vorhandenen Rest der mächtigsten Wasserkraft des äußersten schwedischen Südens gelegt, die ihm eine bedeutsame Energiequelle für den künftigen elektrischen Betrieb der südschwedischen Bahnen gewähren sollen. Das berühmte Naturwunder der Trollhätta-Fälle wird in einigen Jahren in der Hauptsache verschwunden sein; im übrigen aber finden die Bestrebungen zur möglichst ausgiebigen Erhaltung der Naturdenkmäler in Schweden eine verständnisvolle und energische Berücksichtigung, so daß in dieser Hinsicht von den siegreichen Fortschritten der Wasserkraft-Auswertung in Schweden nicht viel zu befürchten ist.

Derjenige Punkt im Regierungsentwurf aber, der in den Ingenieurkreisen der ganzen Welt am meisten Aufsehen erregen wird, ist der Plan, auf der »Reichsgrenzbahn« zwischen Schweden und Finnland, die in Deutschland unter dem Namen »Ofotenbahn« bekannt ist, unter Benutzung der Wasserkräfte den elektrischen Betrieb einzuführen. Diese erste Elektrisierung einer schwedischen Hauptbahn, die, trotz ihres noch jugendlichen Alters, für die europäische Touristenwelt rasch eine sehr hohe Bedeutung erlangt hat, soll für die Regierung eine Art experimentum crucis sein; denn wenn sich der elektrische Betrieb auf der schwedischen Reichsgrenzbahn bewährt und die erhofften Betriebsersparnisse ermöglicht, darf man hoffen, daß in raschem Tempo, so schnell es die Finanzen des Landes nur gestatten werden, auch das gesamte übrige Eisenbahnnetz des schwedischen Staates elektrisiert werden wird, und damit rückt der Zukunftstraum einer künftigen schwedisch-deutschen »Blitzbahn« (»Stockholm-Berlin in zehn Stunden«) der Verwirklichung einen bedeutsamen Schritt näher!

Die Kraft für den elektrischen Betrieb des 129 km langen schwedischen Teiles der Ofotenbahn soll dem bekannten Lule-Elf entnommen werden, an dessen Mündung, bei Luleå, die Reichsgrenzbahn ihren Anfang nimmt, um schließlich an der norwegischen Küste, bei Narvik, weit oberhalb des Polarkreises, als nördlichste Eisenbahn der Erde zu enden. Man hat lange hin und her geschwankt, wo man die Kraftstation errichten soll (die Regierung ist in der beneidenswerten Lage, zwischen mehreren, ausreichend großen Wasserkräften wählen zu können), und hat sich schließlich für den Porjusfoss, auch Njommelsaska genannt, entschieden, einen gewaltigen Wasserfall des großen Lule-Elf in wilder, kaum zugänglicher Gegend, wo der Fluß dem riesigen, terrassenartig aufgebauten Seengebiet seines Oberlaufs, dem Store Lule Watten, in mächtigem Sturze entströmt. Der Porjusfall liefert 50000 Pferdekräfte, die daselbst zu errichtende Kraftstation, für deren Bau man eine eigene Bahn von Gellivare aus wird anlegen müssen, wird 2 Millionen Kronen kosten. Weitere $7^1/_2$ Millionen Kronen wird die Umwandlung des Dampfbetriebes in den elektrischen auf der Ofotenbahn erfordern, andre Mittel werden für den Bau von 4 Transformatorenstationen in Kiruna, Torneträsk, Abisko und Vassijaure und für die Beschaffung elektrischer Lokomotiven (2 Schnellzugs- und 12 Güterzugslokomotiven) bereit gestellt, so daß die gesamten einmaligen Aufwendungen sich auf rund 13 Millionen Kronen belaufen werden. Dafür hofft man aber allein an laufenden Betriebskosten, die gegenwärtig $1^2/_3$ Millionen Kronen im Jahre betragen, $^1/_2$ Million ersparen und dennoch die Leistungsfähigkeit so erhöhen zu können, daß man alsdann jährlich $3^1/_3$ Millionen Tonnen Erz von Gellivare und Kiruna nach Narvik zu befördern vermag. Der Bau der Station und die elektrische Umwandlung des Bahnbetriebs wird der »Allmänna Svenska«-Gesellschaft in Westerås übertragen, die mit dem Siemens-Schuckert-Konzern in engem Konnex steht. Die Zahlung erfolgt in der Weise, daß die Regierung der Gesellschaft jährlich die Zinsen der aufgewandten Summe und eine gewisse Amortisationsquote bezahlt, worauf nach 25 Jahren die gesamten Anlagen ohne weitere Vergütung in den Besitz des Staates übergeht, falls dieser es nicht vorzieht, schon vorher durch Ablösung das alleinige Eigentumsrecht zu erwerben. Die Gesellschaft hat sich verpflichtet, die gesamten elektrischen Anlagen wieder zu beseitigen und die Bahn auf ihre Kosten wieder in den früheren Zustand zu versetzen, falls wider Erwarten der elektrische Betrieb den Erwartungen nicht entsprechen sollte. Überdies garantiert sie der Regierung, daß die Betriebskosten eine bestimmte Höhe nicht übersteigen werden, und verpflichtet sich, einen etwaigen Überschuß aus eigener Tasche zu bezahlen, während andererseits etwa erzielte Ersparnisse ihr in zwei Dritteln des Betrages zugute kommen sollen.

Die Privatindustrie ist weder in Schweden noch in Norwegen von den energischen Bestrebungen zur Verstaatlichung der großen Wasserkräfte sehr erbaut. Ebenso wie in anderen Ländern, z. B. in der Schweiz, in Bayern usw. ist man gegen die Regierung zu Felde gezogen und hat gefordert, daß die vorhandenen Reichtümer an fließendem Wasser

in höherem Maße, als es tatsächlich geschieht, für private Zwecke zu beliebiger Verwendung überlassen werden. Zweifellos wirkt die Zurückhaltung des Staates in dieser Hinsicht lähmend auf den privaten Unternehmungsgeist ein, und die industrielle Entwickelung des Landes würde ungleich rascher vor sich gehen, wenn der Spekulation einzelner Unternehmer und Gesellschaften ein freierer Spielraum gewährt würde. Andererseits liegt es unbedingt mehr im Interesse der Allgemeinheit, wenn der Staat von vornherein eine weitgehende Kontrolle über die Wasserkräfte des Landes und womöglich ein Eigentumsrecht an der Mehrzahl davon besitzt. Dabei ist nicht nur der staatliche Bedarf an billiger Kraft selbst maßgebend, sondern auch die Erfahrung, daß eine der staatlichen Überwachung entzogene Verfügung von privaten Interessenkreisen über wichtige Wasserkräfte oft genug zu einer gemeinschädlichen ungebührlichen Verteuerung der Kraft geführt hat, wenn diese ein größeres Gebiet mit elektrischem Strom versorgen sollte. Auch liegt bei mangelnder staatlicher Oberaufsicht die große Gefahr vor, daß die vorhandene Wasserkraft eines Flusses oder Wasserfalles in unwirtschaftlicher Weise verzettelt wird, indem statt eines einzigen Kraftwerks mehrere kleine sich in die Ausbeutung teilen. Auch in anderer Hinsicht muß man die Methode einer weitgehenden Verstaatlichung bezw. staatlichen Überwachung der natürlichen Wasserkräfte als die rationellste und gemeinnützigste bezeichnen, wenn sie verständig gehandhabt wird, und somit werden die beiden skandinavischen Regierungen sich in ihrem Vorgehen wohl schwerlich irre machen lassen, wenn auch gewisse Härten dabei unvermeidlich sind. Jedenfalls ist es ein gesundes Prinzip, auf blendende Augenblickserfolge in der industriellen Entwicklung der beiden Länder zu verzichten und dafür den Grund zu legen zu einer um so stolzeren und gesegneteren wirtschaftlichen und industriellen Zukunft.

Von den rund 14 Millionen Pferdekräften, über die Schweden und Norwegen zusammen in ihren natürlichen Wasserkräften verfügen, können übrigens auch bei günstigster Lage der Dinge in absehbarer Zeit nur etwa 8, äußerstenfalls 10 Prozent wirklich wirtschaftlich ausgenutzt werden. Skandinavien steht zurzeit daher nicht günstiger da, als Deutschland, das zwar nur den zehnten Teil der Wasserkräfte besitzt, wie Skandinavien, das aber in der Lage ist, ohne große Anstrengung alle diese Kraftquellen schon in nächster Zukunft wirklich auszuwerten, obwohl gegenwärtig auch nur wenig mehr als der fünfte Teil davon, nämlich rund 300000 Pferdekräfte, für industrielle Zwecke bereits verwendet wird. In späterer Zukunft aber, wenn die Dampfkraft, wie es ja doch wohl kaum zu bezweifeln ist, in steigendem Maße durch die elektrische Energie verdrängt werden wird, mag es wohl einmal dahin kommen, daß die Länder Europas, die heut, vermöge ihrer großen Kohlenproduktion, die führenden Industrieländer unseres Erdteils sind, an dem zurzeit noch industriell in den Anfängen steckenden Skandinavien einen äußerst gefährlichen Konkurrenten finden werden, und dann ist möglichenfalls auch der Tag nicht mehr fern, an dem Nicola Tesla's Prophezeiung tatsächlich in Erfüllung gehen wird.

Mitteilungen.

Auf der 4. internationalen Tuberkulose-Konferenz, die vom 5. bis 8. Oktober unter dem Vorsitz des französischen Senators Léon Bourgeois tagte und von ca. 20 Staaten beschickt war, wurde zuerst die Frage klinischer und experimenteller Studien erörtert. In seinem Referat vertrat Professor Landouzy (Paris) die Ansicht, daß man jetzt von der klinischen wie von der experimentellen Medizin Studien über die Übertragung der Tuberkulose auf dem Wege der Zeugung, über die Prädisposition zur Tuberkulose, verlangen müsse, damit Beobachter und Experimentatoren in Übereinstimmung das bisher noch Unbekannte eines Problems aufklären können, dessen Lösung für die Rüstigkeit neuer Generationen von gleichem Interesse sei wie die Kenntnis der Widerstandsfähigkeit oder Widerstandslosigkeit des Organismus gegenüber bazillotuberkulöser Ansteckung. Professor Dr. Aufrecht (Magdeburg) sprach über Tuberkulose-Infektion auf dem Wege der Zeugung. Man dürfe nicht von den Infektionswegen des Tuberkulose-Bazillus schlechtweg sprechen, sondern müsse die Eintrittspforten in den Körper und die Infektionswege im Körper auseinanderhalten. Der Übergang von Bazillen von einer hochgradig phthisischen Mutter auf den Fötus sei als ein zweifellos erwiesenes Vorkommnis anzunehmen, sei aber für das Auftreten einer postfötalen Tuberkulose ohne besondere Bedeutung. Prof. Calmette (Pasteur-Institut in Lille) sprach über die erbliche Prädisposition zur Tuberkulose aus tuberkuloseempfindlichen Terrains. Die Lehre der spezifischen Erblichkeit sei eine Unglückslehre.

Über die Frage des Schutzes der Kinder gegen Tuberkulose referierte Geh. Rat Bielefeldt (Lübeck). Wenn die Annahme der Ärzte, die Tuberkulose werde hauptsächlich im Kindesalter aufgenommen, richtig sei, empföhlen sich Maßnahmen, um erwachsene Tuberkulöse von Kindern fernzuhalten, auch Zwangsmaßregeln, zu denen die Arbeiterversicherung die Handhabe böte, indem man im Notfalle zur Rentenentziehung schreite. Dr. Alfred Bruck (Berlin) sprach über die Zahnkaries und Mundatmung in ihrer Bedeutung für die infantile Tuberkulose und empfahl die Errichtung von Schulzahnkliniken. De Lefèvre-Gembloux (Belgien) empfahl als Maßregeln für den Schutz der Kinder Ferienkolonien, Schulkantinen, Freiluft-Schulen, ärztliche Untersuchungen in den Schulen, Waldschulen, Heime für gesunde Kinder, die von kranken Eltern geboren sind, und Gärten für Arbeiter, sowie reichlichen Kinderaustausch u. dgl. Die Professoren Baginsky, Nietner und Geh. Rat Dr. Hamel hatten einen Bericht für das deutsche Zentralkomitee zur systematischen Bekämpfung der Kindertuberkulose erstattet. Wirksame Maßnahmen lassen sich nach ihnen nur dann durchführen, wenn eine weitgehende Aufklärung der Bevölkerung über das Wesen der Tuberkulose und hierbei insbesondere über die den Kindern drohende Ansteckungsgefahr und die Möglichkeit ihrer Verhütung erfolge.

Weiter wurden auf der Konferenz die Thematen: Tuberkulose und Schule und die Tuberkulosebekämpfung und die Frauen behandelt.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 45
5. November 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Fortschritte der Technik und künstlerische Kultur.*)

Von Karl Hocheder, Professor an der Technischen Hochschule zu München.

Die Tätigkeit der menschlichen Vernunft ist vielfach gemischt mit dunklen Antrieben, welche der bewußten Überlegung zu Hilfe kommen, welche ergänzend da fortwirken, wo die Urteilskraft nicht mehr ausreicht, oder da, wo sie ganz versagt, selbständig an ihre Stelle treten und auf diese Weise bewirken, daß so manche unserer Handlungen unbewußt oder nur schwach bewußt ablaufen, wenn wir zwischen Begehren und Vermeiden, Lust und Unlust, Liebe und Haß, Aufbau und Zerstörung unser Tun regulieren.

Diese gewissermaßen blind wirkenden Triebkräfte vermögen den Menschen bei manchen Vorgängen sicherer zu leiten als seine Vernunft, die in den Gang der Dinge für bestimmte Fälle sogar störend einwirken kann; denn in jenen dunklen Naturtrieben sind Energien tätig, von welchen uns nur wenige bekannt sind, und von denen wohl viele dem grübelnden Menschengeiste lange noch Rätsel aufgeben werden, Naturkräfte, die sich zu einer sicher und ohne Irren ihrem bestimmten Ziele zustrebenden Resultante vereinigen.

Verglichen mit diesem halb unbewußten Sichhingeben an dunkle Empfindungen laufen die Erkenntnisvorgänge unserer Vernunft vollkommen im Bewußtsein ab, und mit ihnen stellt sich der Mensch der Natur kritisch gegenüber.

Mit diesen beiden verschiedenen Weisen des Abfindens menschlichen Geistes gegenüber den Naturvorgängen, sind, je nachdem die eine oder die andere derselben in Aktion tritt, die beiden großen Geistesgebiete des Völkerkulturlebens, kongruent: die Wissenschaften als Ausfluß der vernünftigen Erkenntnis, die Künste als Ergebnis wesentlich des Empfindungslebens.

Eine so vorzugsweise spekulativ arbeitende Zeit, wie unsere gegenwärtige, eine Zeit, welche die durch wissenschaftliche Erfolge befruchtete Technik in rastloser Fortentwicklung auf eine bisher unerreichte Höhe gestellt hat, eine Zeit also, welche die intellektuelle Seite des Menschengeistes so ausschließlich in Atem hält, kann für das Empfindungsleben natürlich nicht ebensoviel übrig haben, d. h. es kann nicht erwartet werden, daß neben einem Höhepunkt wissenschaftlichen Erkenntnislebens gleichzeitig auch ein solcher des künstlerischen Empfindungslebens bestehe; eher ist doch wohl anzunehmen, daß von dem kühl überlegenden Geiste der Zeit auch etwas in die den Künsten angehörigen Gebiete übergeflossen ist.

*) Der obige Aufsatz gehört einer größeren Monographie an, die der Verfasser künftig in der Abteilung Technik von Hinnebergs »Kultur der Gegenwart« (Verlag von B. G. Teubner) veröffentlichen wird. D. Red.

Mit einer solchen Annahme besitzen wir aber den Schlüssel, der uns den letzten Grund für die eigentümlichen Erscheinungen in unserem gegenwärtigen ästhetischen Verhalten erschließen kann.

Es ist nämlich eine unverkennbare und oft hervorgehobene Tatsache, daß allen in die Erscheinung tretenden Formen der Gegenwart als Gesamtheit genommen jene einheitliche Stimmung mangelt, wie sie Formen abgeschlossener Kulturperioden in so hohem Grade innewohnen, und zwar durchgängig ausgedehnt auf alle Erscheinungen des Lebens und Lebensbedarfes, kurz, daß alles, was wir heute für das Auge hervorbringen, noch immer nicht diejenigen Merkmale in sich vereint, unter welchen der eigenartige Stil einer Zeit erkannt werden darf. Wir müssen uns im Gegenteil gestehen, daß wir heute dafür einen sehr groben Sinn in unserem Abwechselungsbedürfnis verraten und uns damit eher in einem schneidenden Gegensatz zu jener auf höherer Stufe stehenden künstlerischen Kultur bewegen.

Mit dem um die Wende des 18. Jahrhunderts eingetretenen Zusammenbruch der alten gesellschaftlichen Ordnung in Frankreich kam dem Tasten nach neuen, den geänderten Verhältnissen angepaßten Formen die gewonnene Erkenntnis des hohen Wertes hellenischer Kunst, welche gerade damals gelehrte Forschungen, Ausgrabungen und Messungen bis zur Begeisterung entfacht hatte, in vollem Maße entgegen und zeitigte den Gedanken einer modernen Wiederbelebung dieser vielbewunderten Kunst nicht bloß in Frankreich, sondern bei allen derzeitigen kulturtragenden Ländern des Erdballs.

Diese ihre Proklamierung zur einzig wahren und nachahmungswerten Kunst war nicht jenen erwähnten dunklen Trieben entsprungen, welche zum Beispiel die deutsche Gotik in so starker Weise befruchtet haben, sondern sie war das Ergebnis jenes verstandesmäßig überlegenden Geistes, welcher durch Folgerung aus vergleichender Betrachtung in bewußter Weise eine kritische Auswahl aus vorhandenen Schätzen traf und darnach handelte. Gerade in diesem Umstand aber, daß die nachmals hervorgerufene Nachschaffung klassischer Kunst nicht einem langsam gewordenen inneren Bedürfnis entsprach, sondern mit einem Male in den ruhigen Gang natürlicher Entwicklung sich eingefügt hatte, lag schon, wie noch ausgeführt werden wird, der Keim zu ihrem späteren Verfall.

Die ersten Ansätze dieser neuen Richtung sind wohl schon im Stile Louis XVI., später ausgesprochener in Empire und Biedermeierstil zu finden. Hier gewannen aber die übernommenen Formen noch keinen durchgreifenden Einfluß auf die Grundauffassungen der eigenen alten bodenständigen Bauweise. Vielmehr kennzeichnet sich diese Bewegung in einer Reaktionserscheinung, die von der Vorliebe für ungebundene Linienführung zu derjenigen gebundener Strenge abschwenkt; im übrigen werden die neuen Formen mehr äußerlich als schmückende Bereicherungen verwendet.

Auch später, als der offene Bruch mit der alten Bautradition bewußt durchgeführt und das spätere Schicksal dieser Kunstrichtung damit besiegelt war, gaben sich zuerst keine schlimmen Anzeichen; denn solange die Handhabung der griechischen Formenwelt an bedeutende Künstlernamen wie Schinkel, Klenze usw. und außerdem hauptsächlich an das öffentliche Bauwesen geknüpft blieb, erstanden erstklassige Werke monumentaler Baukunst, die weniger durch das warmblütige Persönliche als durch korrekt vornehme und großzügige, wenn auch manchmal kühle Haltung imponierten. Erst als das Epigonentum einsetzte, und noch mehr, als die Massen sich anschickten, die neuen Ausdrucksweisen für die Zwecke des praktischen Lebens nutzbar zu machen, und diesen neuen Stil zwangen, von seinem hohen Piedestal herabzusteigen und dem Alltag zu dienen, war im Zusammenwirken mit anderen ungünstigen Faktoren der Niedergang dieser Kunst nicht mehr aufzuhalten. Brachten doch die umgestaltenden Kräfte der durch die Naturwissenschaft geförderten fortgeschrittenen Technik der Neuzeit, zu denen auch das rapide Anwachsen der großen Städte zu mächtigen Zentren des geschäftlichen Lebens zu zählen ist, mit einem Male so umfassende und völlig neue Baubedürfnisse mit sich, daß man diesen Anforderungen gegenüber unvorbereitet dastand und die Erfüllung den Charakter des Überstürzten annehmen mußte. Auf seiten des Baugewerbes hatte die später eingeführte Gewerbefreiheit das Herankommen von Leuten an die Bewältigung so vieler neuen Aufgaben erleichtert, denen sie in keiner Weise gewachsen waren, auf seiten der Auftraggeber

hatte die Gründerperiode ein Parvenütum groß gezogen, das, rasch zu Reichtum gelangt, bei seinem niedrigen Bildungsniveau nicht das richtige Verſtändnis für äſthetiſche Werte beſitzen konnte und ſtatt an der Qualität mehr an der beſonderen Reichtum zur Schau tragenden Quantität der Kunſtmittel Gefallen fand.

Alle dieſe Verhältniſſe zuſammengenommen waren geeignet, den Boden vorzubereiten für das beklagenswerte ſtetige Sinken des Geſchmackniveaus, und ſo kam es, daß an die in Begeiſterung für die ideale Schönheit griechiſcher Kunſt entſtandenen bedeutſamen Werke, einem oberflächlichen Drang nach grober Abwechſlung folgend, ſich mit wenigen Ausnahmen immer Minderwertigeres anreihte.

Die mit der Nachahmung klaſſiſchen Stils nebenher auftretende romantiſche Richtung führte nach vergeblichen Verſuchen, einen neuen Zeitſtil zu erfinden, auf die Bahnen des Eklektizismus über, der in ſeinem weiteren Verlaufe die ganze Skala hiſtoriſcher Stile, die Nuancen aller Entwicklungsphaſen vom Geſchmack der Antike zur Renaiſſance, zuerſt Italiens, dann Deutſchlands, von den Formen romaniſchen Stils zu denen der Früh- und Spätgotik nach- oder richtiger anzufühlen und nachzugeſtalten beſtrebt war, kurz in der führenden Kunſt des Bauens das zu betreiben, was man jetzt mit einem ironiſchen Beigeſchmack »Stilarchitektur« zu benennen liebt.

Es wurde zu keiner Zeit das Wort »Stil« häufiger in den Mund genommen als gerade damals, und doch beſaß keine andere Zeit ſelbſt weniger Stil; wie ſollte auch die oberflächliche Natur dieſes Experimentierens mit geweſenen Stilarten beſonders bei dem raſchen modeartigen Tempo, mit dem man ſie wechſelte, in das innerſte ſtiliſtiſche Weſen eindringen können; dazu fehlte das Zuſammenwirken aller lebendigen Faktoren der Zeit, die ſie entſtehen ließen, und die heute nicht mehr die gleichen ſind; und ſo bedienten ſich die Nachahmer vielmehr nur der äußerlichen Eigentümlichkeiten der gewordenen Formen ohne tieferes Erkennen ihres logiſchen Entſtehens, um ſie als unorganiſch angehängte Zierformen zu verwenden.

Später freilich, als ſich ein tieferes Erfaſſen der innigen Beziehungen jeder kleinſten Einzelheit mit dem ganzen Gebilde mehr und mehr wieder Geltung verſchafft hatte, wußte man auch, daß jener Weg für die Gewinnung wirklich lebendiger Formen ein wenig fruchtbringender geweſen iſt, und erkannte, daß die Detailform an ſich wenig bedeutet, wenn ſie nicht aus der Zweckform als Endergebnis gewiſſer logiſcher Entwicklungsreihen hervorgeht. Erſt von da an konnten jene Wandlungen eintreten, welche ſeit einigen Jahrzehnten im Bau- und Kunſtgewerbe einen geſunden Fortſchritt ſichern.

Man hatte in der Zeit der Stilexperimente in einem Wahn gelebt, einem Ideal nachgeſtrebt, unbekümmert um das ringsumher ſprießende Leben mit ſeinen gebieteriſchen Forderungen. Während ſich die Baumeiſter, Kunſtgewerbler und Kunſtgelehrte um das Vorrecht und die beſte Eignung der Formenſprachen des Mittelalters, der Renaiſſance, des Barocks und Rokokos für moderne Verhältniſſe ſtritten, verlangte das praktiſche Leben nach Löſung der verſchiedenartigſten an dieſes herantretenden neuen Probleme, drängte zur Erfüllung raumſchöpferiſcher Aufgaben weit über das bisherige Maß hinaus, die der immer zunächſt mit dem praktiſchen Bedürfnis rechnende Ingenieur mit Hilfe des für weite Spannungen ſo geeigneten Eiſens in ſtetigem Fortſchreiten techniſchen Vermögens zu löſen verſtand, wenn er auch ſeine Werke häufig in den nackten Formen ſtecken ließ, die ſich lediglich aus den konſtruktiven Bedingungen heraus von ſelbſt ergeben haben. Hier hätte die moderne ſchöpferiſche Kraft einſetzen ſollen, dieſer Formenbedürftigkeit der Werke des Ingeniſurs hätte hilfreich die Hand geboten und den neu gewordenen Formen höheres Leben eingeflößt werden ſollen.

Freilich darf dieſes hilfreiche Darbieten der formſchöpferiſchen Hand nicht in der Weiſe geſchehen, daß, wie es früher üblich war, den neuen Konſtruktionsformen rein äußerlich irgend woher entlehnte Kunſtformen angeheftet werden, ſondern es iſt für das Geſtalten nötig, an dem Entſtehen der Konſtruktionsform ſelbſt beteiligt zu ſein und von Anfang an ſich mit aller Strenge in ſie zu vertiefen, um geradeſo wie an Naturgebilden die ſichtbaren Merkmale ihres Organismus, die aus der ſorgfältigſten Anpaſſung an äußere und innere Bedingungen reſultieren, zu begreifen. In dieſem Sinne ſcheint jetzt die formſchöpferiſche Beeinfluſſung des Eiſenbetonbaues einzuſetzen.

Aber nicht genug, daß die den verſchiedenſten Stilperioden entnommenen Formen-

sprachen so rach aufeinander gewechselt haben, so daß es kaum möglich war, nur in eine davon tiefer einzudringen — folgten doch die Repetitionen der historischen Stilrichtungen vom Anfang bis zum Ende so rasch aufeinander, daß sie kaum die kurze Zeit eines Menschenalters umspannen, ja selbst türkische, indische, chinesische und japanische Kultur liehen ihren Formenschatz — nicht genug dessen, es verstand sich auch noch vor Jahrzehnten ganz von selbst, vorauszusetzen, daß der Baukünstler fähig sei, mindestens einen großen Teil historischer Stilnuancen zu beherrschen; setzten doch die Auftraggeber geradezu ihren Stolz darein, ihre kunsthistorische Belesenheit damit ins beste Licht zu setzen, daß sie ihren Bau- und Hausratbedarf in ganz bestimmten Stilrichtungen bestellten, sind doch heute noch Industrieunternehmungen gerade daraufhin eingerichtet, in allen und jeder dieser Stilrichtungen Aufträge anzunehmen, sogar Vorräte von Imitationen nach echten alten Mustern auf Lager zu halten.

Wo bleibt da das ästhetische Selbstbewußtsein der *eigenen* Zeit, wie kann sich überhaupt ein solches da entwickeln, wo man immer eine Anzahl anderer Zeiten reden und noch dazu schlecht reden läßt, während die eigne noch nicht die Sprache gefunden hat.

Heben wir nur *eine* von jenen vielen historischen Geschmacksrichtungen heraus, die wir zur Bemäntelung unserer eigenen Unselbständigkeit in solchen Dingen vorgeschoben haben, so läßt sich am besten ermessen, was in einer solchen mit einheitlichem Formgefühl beglückten Zeit geleistet worden sein muß nach der Seite einer *Vertiefung* dieses Formgefühls hin, die bekanntlich dann eintritt, wenn der Gestaltungstrieb sich andauernd in einer ganz bestimmten Richtung betätigt. Welche Fülle von *feinen* Variationen, die nach Jahrhunderten noch das kunstgeübte Auge entzücken, waren dem Gestalter da zu Gebote gestanden, wo heute die durch die Stilexperimente erzielte oberflächliche *grobe* Abwechslung den armseligen Ersatz bietet. Wenn viele Arbeiter gemeinsam und andauernd an *einer* Grube graben, so kommen sie tiefer in den Grund, als jene Arbeiter, von denen jeder für sich seine eigene gräbt, verläßt, eine zweite oder gar noch eine dritte aufmacht. Um wieviel besser waren die Zeiten bestellt, in welchem das Formempfinden nach einer bestimmten Richtung hin zusammengehalten war, in denen für den Besteller und Ausführenden die Stilfrage außer Diskussion stand, und wo nur auf der einen Seite der Wunsch etwas *Schönes zu erhalten*, auf der anderen es *zu gestalten* als ausschließliche Richtschnur galt! Als der schlimmste Schaden, den die Zeit des Stilexperimentierens im Gefolge hatte, ist die gewaltsame Unterbindung aller alten, ererbten Bau- und Handwerksüberlieferungen zu erachten. Man opferte dem falschen Götzen das Beste, was man besaß, das was man als volkstümliche Kunst heute mit viel Begeisterung wieder aus dem Schutte hervorzuziehen sucht.

Zur Vergröberung des Verlangens nach Abwechslung gab ferner auch die Umgestaltung der Übertragung werktätiger Erfahrung auf die jüngeren Generationen ihren Anteil. Diese Übertragung war in älteren Zeiten eine viel direktere als heute. Das alte Zunftwesen, das unmittelbare Verhältnis des Lehrlings zum Meister, die viel regelmäßiger übliche Vererbung des Handwerks vom Vater auf den Sohn begünstigten ein inniges Verwachsen des Nachwuchses mit der werktätigen Umgebung schon von Kindesbeinen auf. In dieses direkt ineinandergreifende und deshalb unmittelbar wirksame Getriebe schieben sich heute zum Zweck gleichmäßiger Ausbildung auf bestimmten Gebieten die Schulen hinein. Handwerksschulen nehmen dem Meister einen Teil der Mühe der Unterweisungen ihrer Lehrlinge ab und wollen so ein neues Bindeglied in der Kette handwerklicher Ausbildung darbieten. In Wirklichkeit bringen sie aber auch zugleich eine Lockerung des alten Verhältnisses mit sich. Schon der Umstand, daß in der Werkstätte der einzelne Lehrling viel leichter nach seiner größeren oder geringeren individuellen Begabung verwendet werden kann — gibt es dort doch viele Hantierungen, die eine größere oder geringere Geschicklichkeit erfordern — ist ein nicht zu unterschätzender Vorzug; noch höher aber ist die Einheitlichkeit im Betrieb einer Meisterwerkstätte einzuwerten, wo jedes Glied seine ihm angewiesene Funktion nicht bloß mechanisch vollzieht, sondern auch ihren Zusammenhang mit dem Ganzen vollkommen begreift und jedes dann auch an der Freude an dem Gelingen teilnehmen kann. Auf solche Vorteile muß die schulmäßige Ausbildung fast

ganz verzichten, weil ein gleichmäßiger Lehrgang auf ein weiter gestecktes Ziel daran hindert. Daß man mit der Ausbildung so vieler untalentierter Mitläufer auf Schulen ein geistiges Proletariat heranzieht, ist eine Klage, die man heute sehr häufig vernehmen kann.

Ein so vorzügliches Mittel auch die Schule zur Ausbildung auf allen Gebieten der Erkenntnis darstellt, so ist sie doch nicht auf den Gebieten so ausschließlich das angemessenste, wo es sich nicht um Aneignung von Kenntnissen allein, sondern auch Äußerungen feinen Empfindens, besonders Formenempfindens handelt. Dem Mangel des Empfindungsvermögens kann aber nicht durch Lernen abgeholfen werden, es muß vielmehr als Naturanlage vorhanden sein, beim Mangel solchen Vermögens können an Stelle lebendiger Formen nur tote Schemen entstehen. Das hat sich besonders im Baugewerbe zur Zeit der Blüte der sogenannten Stilarchitektur gezeigt. Die Methoden der Ausbildung für den schematischen Papierplan auf Bauhandwerker- und Baugewerksschulen haben böse Folgen gehabt. Auch die älteren Methoden in der Ausbildung der Baukünstler auf Hochschulen sind nicht davon auszunehmen. Was da an Überfütterung von äußerlichen, schematischen, aus allem Zusammenhang herausgeschälten Bauformen geleistet worden ist, wie da die Detailform als solche ganz unbekümmert um den Zusammenhang mit Material und Konstruktion oder zwecklicher Bedeutung den Außenflächen der Gebäude und Gebrauchsgegenstände zum Schrecken geschmackbegabter Menschen skrupellos aufgeprägt wurde, spottet aller Beschreibung. Kein Wunder, wenn damals der Begriffszwilling »schön und praktisch« sich in »schön aber unpraktisch« gewandelt hat. Daß ohne das Zwischenglied der Schule dieser Irrweg früher hätte verlassen werden, oder überhaupt sich nicht so unglücklich hätte auftun können, dürfen wir wohl annehmen.

Es ist auch eine Folge schulmäßiger Ausbildung an Stelle des alten Lehrverhältnisses, daß heute viel umfassender als früher ein neuer Stand, »der mittlere Techniker«, sich da einschiebt, wo im Bauwesen Leitung und handwerkliche Ausführung sonst in einer Hand lagen. Mag das wohl noch so sehr einem Bedürfnis bei großen Bauaufgaben entsprechen, so ist doch gewiß, daß es nicht zur Hebung handwerklicher Selbständigkeit beiträgt, wenn in noch so kleine Bauaufgaben sich zwei verschiedene Stände teilen.

Das Plänemachen auf dem Papier, das früher nur für größere Architekturwerke üblich und erforderlich war, hat sich dadurch, noch unterstützt durch das Eingreifen der Baupolizei, bis auf die kleinsten Bauten herab immer mehr entfaltet, eine Tätigkeit, die neben den Architekten für kleinere Aufgaben jene mittleren Techniker besorgen; der Handwerker hat sich dadurch langsam gewöhnt, für die seinem eigenen Bereich angehörigen Formen die Entwürfe nicht mehr selbst zu fertigen, sondern sie bei den genannten Planfertigern zu bestellen oder von ihnen zu erwarten, obwohl diese mit vielen Handwerken selbst doch nicht so innig vertraut sein können, daß sie ihre Entscheidungen zwischen formaler Gestaltung und handwerklicher Erfahrung ebenso sicher einzustellen vermöchten, wie der Handwerker selbst, wodurch eben den darnach gefertigten Erzeugnissen ein oft recht unsachliches Aussehen angeheftet wurde. Man darf nur an die Auswüchse der vor einigen Jahrzehnten grassierenden Zinkornamentik oder an die Anwendung des Gußeisens zu Gittern, an in Verputz hergestellte Hausteinbossen, überhaupt an alle jene vielen widerlichen Versuche erinnern, welche aus bestimmten Materialtechniken hervorgegangene Formen unbedenklich und ohne jede stilistische Umbildung auf beliebige andersgeartete Materialien übertrugen, um ein Urteil über dieses Treiben zu gewinnen. Vor solchen Verirrungen schützte zum Beispiel das alte, hochentwickelte Schlosserhandwerk der Renaissancezeit der eigene Besitz der Fähigkeit, aus sich heraus seine Gitter- und Beschlägemuster auch zu erfinden, wodurch ihre Formen in engster Fühlung und Anpassung an technische und handwerkliche Forderungen geblieben sind und den Charakter natürlicher Selbstverständlichkeit angenommen haben.

Solche Fähigkeiten wieder auf ihren richtigen Wert einzuschätzen sind wir heute auf dem besten Wege. Die wichtigsten, vorbereitenden Schritte dazu sind zu erkennen in den neuesten Bestrebungen von Schulfachmännern, das Übel bei der Wurzel zu packen und bei dem jungen Nachwuchs auf möglichste Weckung selbständigen Vorstellungsvermögens hinzuzielen.

Zu den geschmackwandelnden Faktoren

moderner Zeit iſt auch die gänzliche Umgeſtaltung unſeres gewerblichen Lebens durch die Maſchine zu rechnen. William Morris erkannte in England nicht mit Unrecht in der Unterordnung der Arbeit unter die Maſchine und in dem fortſchreitenden Verdrängen der alten Handarbeit einen kulturellen Nachteil, der in dem Abnehmen der Freude an der Arbeit und in dem Überhandnehmen ſtumpfſinniger Gleichgültigkeit bei den mechaniſchen Verrichtungen, welche die Arbeitsmaſchine zu ihrer Bedienung erheiſcht, zu ſuchen ſei. Das in der Handarbeit liegende ſeeliſche Moment, das ſie ſo ſchätzenswert macht, kann natürlich von der Maſchine nie geleiſtet werden, und die ihr eigentümliche Egalität der Arbeit kann dieſen Wert auch nicht erſetzen. An Verſuchen, den Maſchinenprodukten den Schein der Handarbeit aufzuprägen, hat es wohl nicht gefehlt; ſie ſprechen aber der zu fordernden Wahrhaftigkeit geradezu Hohn und ſind deshalb verwerflich.

Das Anſtrebenswerteſte bleibt immer, mit der Tatſache der Maſchinenarbeit ſelbſt zu rechnen, ihren Wert in den beſonderen Eigentümlichkeiten der Maſchinenproduktion zu erblicken und ihn für die Erſcheinung bis ins kleinſte herauszuholen und zu vertiefen.

Dieſem Ziele wird in neueſter Zeit auch mit Erfolg zugeſtrebt. Vor allem hat der Maſchinenbau ſelbſt darin ſchon frühzeitig Vorzügliches geleiſtet. Man ſpricht jetzt bereits von einer Äſthetik der Maſchine, die ja, ſelbſt reines Maſchinenprodukt, nicht bloß die Eigentümlichkeiten aller Maſchinenarbeit in ſich vereint, ſondern in bezug auf Zweckdienlichkeit, Material- und Konſtruktionsgerechtigkeit auch Gebilde ſchafft, die hinſichtlich ihrer folgerichtigen Gliederung direkt mit Naturorganismen recht wohl verglichen werden dürfen.

Es wäre aber zu weit gegangen, wenn man die mit dem Begriffe »Äſthetik der Maſchine« eingeſchränkte Art der Schönheit auf alle Fälle des Geſtaltens ausdehnen und für ausreichend halten würde, wenn man leugnen würde, daß das über die nackte Zweckdienlichkeit, über Material- und Konſtruktionsgerechtigkeit hinausgehende Schmuckbedürfnis der Menſchheit nicht auch als ein weſentlicher Faktor des Zuſtandekommens äſthetiſcher Wirkungen angeſehen werden darf. Heute iſt man durch die Betonung der rein praktiſchen Seite neu entſtehender Formen, aber auch durch die Mißerfolge des Stilexperimentismus geneigt geworden, zunächſt allem, was mit Schmuck zuſammenhängt, Mißtrauen entgegenzubringen.

Schmuck iſt aber dasjenige im Leben, das uns über das Alltägliche und Gewohnheitsmäßige emporhebt, das, was eine Sache oder einen Vorgang bedeutungsvoll macht, ſteigert, akzentuiert, aber auch das, was mit der Sache oder dem Vorgang nicht in Widerſpruch geraten darf, ſondern damit in vollſter Übereinſtimmung ſtehen muß. Richtig angewendet, da wo es gilt, ein feſtliches, weihevolles oder ſelbſt nur heiteres Gepräge zu erzeugen, und logiſch durchgeführt, hat der zur nackten Form hinzutretende Schmuck auch die Bedeutung einer Zweckmäßigkeit in höherem Sinne; er dient ſo zur Hebung, Erläuterung und Verdeutlichung der nackten Zweckform und verwächſt mit ihr zu einem in der Erſcheinung geſteigerten, untrennbaren Ganzen.

Wenn wir nun heute nach allem auf einem Stand der Wertſchätzung des formalen Geſtaltens angelangt und mit ihm ausgerüſtet einer geſunden Entwicklung ſchöpferiſcher Betätigung getroſt entgegenſehen können, welche den Ausdruck unſerer ureigenſten Zeit wirklich zu bringen verſpricht, ſo dürfen wir uns doch nicht verhehlen, daß der gewiß berechtigte Stolz auf unſere wiedergewonnene Selbſtändigkeit uns auch auf gefährliche Wege führen kann, wenn wir uns von allem hiſtoriſch Gewordenen zu ſehr abwenden und ſeinen Wert damit unverzinſt liegen laſſen, obwohl die Geſchichte der Kunſt ſeit alters her uns lehrt, daß dieſer unverſiegbare Schatz mit friſchen Augen beſehen ſtets wieder zur Befruchtung der Phantaſie angeregt und vor ihrer Verödung bewahrt hat.

Es entbehrt nicht einer gewiſſen Berechtigung, wenn man heute noch immer einen Unterſchied erkennen will zwiſchen dem, was man techniſche Errungenſchaft nennt, und dem, was man als künſtleriſche Kulturarbeit bezeichnen darf. Die erſtere iſt immer die Vorläuferin der letzteren und ſo kommt es, daß gerade unſere hohen durch wiſſenſchaftliche Forſchung und Erfolge befruchteten techniſchen Errungenſchaften, auf die wir mit Recht ſo ſtolz ſind, das Hindernis bilden, welches der Einigung aller Formen moderner Zeit unter jene an der Spitze unſerer

Betrachtung erwähnte einheitliche Stimmung entgegensteht; denn wenn wir von Kultur eines Volkes reden, so stellen wir uns dabei immer etwas Abgeschlossenes, das völlige Verschmolzensein aller Kulturfaktoren zu einem abgeklärten, einheitlichen Milieu vor. Damit aber ein solcher Verschmelzungsprozeß vor sich gehen kann, bedarf es nach einer rastlosen, durchgreifenden Entwicklungsperiode einer Zeit relativer Ruhe, in der gewissermaßen die formbestimmende Mittelkraft, die Resultierende aus allen einschlägigen Faktoren der Zeit, gezogen wird.

Wir können aber nicht behaupten, daß wir jetzt schon in ein solches Stadium getreten seien, in welchem die Glättung der immer noch hochgehenden Wogen unseres modernen Umformungsprozesses in Bälde zu erwarten sein wird, und nur in diesem Sinne ist es zu verstehen, wenn für unseren augenblicklichen Zustand im Bildungsprozeß alles Sichtbaren das Wort «Zivilisation» gebraucht und in einen gewissen Gegensatz zum Begriff einer «künstlerischen Kultur» gestellt wird, wie das ja auch schon die Engländer vor uns Deutschen getan haben.

Heine zu Beginn des 20. Jahrhunderts*).

Von Oskar Walzel, Professor an der Technischen Hochschule, Dresden.

In neuem Gewande tritt Heine vor eine Welt, die ihm weniger und weniger entgegenzukommen geneigt scheint. Immer lauter ertönen die Stimmen seiner Gegner und werben für die Ansicht, daß die Bewunderung, die Heine einst gefunden hat und auch heute noch findet, nur auf einer großen und kaum verzeihlichen Täuschung beruhe.

Nicht sei wiederholt, was alles von anderen — zuletzt am feinsten von Henri Lichtenberger — über die Gründe der Entfremdung gesagt worden ist, die seit längerer Zeit zwischen Heine und vielen seiner deutschen Leser besteht. Deutschland hat sich, das ist unbestreitbar, von Heine weg entwickelt. Den mächtigen nationalen Aufschwung, den Deutschland seit Heines Hingang genommen hat, konnte er so wenig ahnen, wie die große Mehrzahl seiner Zeitgenossen. Und wenn er ihn auch sicher gewünscht, ja ersehnt hat, so hatte er doch auf ganz andere Kräfte seine Hoffnungen gestützt, die Voraussetzung eines künftigen großen Deutschland an ganz anderer Stelle gesucht. Das glänzende Finale des Buches »Zur Geschichte der Religion und Philosophie in Deutschland« mag ja vielleicht mehr einer augenblicklichen Künstlerlaune als einer dauernd festgehaltenen Überzeugung seine Entstehung verdanken: »Es wird ein Stück aufgeführt werden in Deutschland, wogegen die französische Revolution nur wie eine harmlose Idylle erscheinen möchte«, prophezeit Heine, und in starken, grellen Farben malt er dieses Zukunftsbild aus. Sicher indes — und dafür gibt es eine Menge von Zeugnissen aus seinen Schriften und seinen Briefen — erhoffte er das künftige große Deutschland nicht von der Seite, die es tatsächlich schaffen sollte. Freilich berührte er sich in solchem Glauben mit vielen der besten Vorkämpfer des nationalen Gedankens. So himmelweit Heine und Gustav Freytag als Menschen, Denker, Politiker, Bekenner voneinander abstehen, es wäre doch gerade in dieser Schicht ihrer Überzeugungen und Wünsche ein Berührungspunkt, etwas Verwandtes, eine Beziehung unschwer nachzuweisen. Denn trotz allem Kosmopolitismus und trotz aller Abneigung gegen die »Schüler des alten Jahn« verkündet Heine am Schlusse der Schrift über Deutschland doch auch die Macht deutschen nationalen Gefühls. Und wenn er auch Preußen von Jugend auf mit der Abneigung des Rheinländers jener Tage angesehen hat, so gab es doch einen Augenblick in seinem Leben, da er preußische Strammheit gegen die Rheinländer ausspielen konnte. Am 13. Februar 1838 gestand er dem »Landsmann« Varnhagen — der Düssel-

*) Der Aufsatz entstammt der Einleitung zum ·sten Bande der Inselausgabe von Heines Werken. ·er neunte Band, besorgt von A. Leitzmann, er-hien Ende 1909, in kurzem werden der erste und ebente Band hervortreten, jener von J. Fränkel, eser von O. Walzel bearbeitet.

dorfer dem Düsseldorfer —, daß er nie die Verdienste Preußens um die Rheinlande, »dieses Bastardland«, verkannt habe. Wie die Holländer zu den Belgiern, so verhielten sich die Preußen zu den Rheinländern. »Ich liebe die Holländer nicht, aber ich habe Achtung für sie, sie haben Charakter, sie besitzen Volkswürde, sie führten die Revolutionen aus, welche die Belgier nur beginnen konnten, und wie einst ihre Republik, so wissen sie auch jetzt ihren König zu verteidigen.«

Allerdings stehen diese Worte neben älteren und jüngeren Schmähungen Preußens so vereinzelt da, daß sie selbst bei Gelehrten, die dem Dichter und Politiker Heine ein sympathisches Verständnis entgegenbringen, einiger Skepsis begegnen. Andere erblicken in den gewiß übertriebenen Beteuerungen nur die Äußerung niedriger Berechnung. Heine setzt sich solchem Verdachte oft aus. Die verblüffenden Gegensätze und die Widersprüche, die seinen politischen Bekenntnissen, vor allem den brieflichen, anhaften, Gegensätze und Widersprüche, die nicht innerhalb größerer Zeitabschnitte, sondern gelegentlich in wenigen Tagen hervortreten, erwecken auch in dem unvoreingenommenen Betrachter leicht den Eindruck, Heine habe ernste und wichtige Fragen der Politik lediglich vom Standpunkte augenblicklicher Laune, persönlichen Vorteils und verletzter oder geschmeichelter Eitelkeit beantwortet.

Nur grobzufassende Seelendeuter können sich mit solchem Mißurteil begnügen. Es heißt den Reichtum einer Persönlichkeit von vornherein unterschätzen, wenn nicht nach tieferliegenden Gründen geforscht wird. Der stark ausgeprägte künstlerische Wesenszug, der die besondere Art von Heines Kunst bedingt und ihr eine ästhetisch wirkende, eigene Klangfarbe schenkt, kann aus derselben Voraussetzung stammen, die den Bekenner Heine in allen Farben wechselreich schillern läßt. Der Rhythmus des künstlerischen Erlebens und Gestaltens kann dem Rhythmus der Entwicklung seiner politischen Ansichten und seiner Weltanschauung urverwandt sein.

Heine ist als Mensch und als Dichter eine Natur von ausgesprochener Reizsamkeit. Eine Seelenform, die seit Jahrzehnten sich vorbereitet hatte und in jüngster Zeit zu ihrer reichsten Entfaltung gediehen ist, kommt in Heine zu frühzeitiger Erscheinung. Er eilt da seinen Zeitgenossen voraus.

». . . so ungleich, so unstet hast du nichts gesehn als dieses Herz. Lieber! brauch ich dir das zu sagen, der du so oft die Last getragen hast, mich von Kummer zu Ausschweifung und von süßer Melancholie zur verderblichen Leidenschaft übergehen zu sehen? Auch halt ich mein Herzchen wie ein krankes Kind; jeder Wille wird ihm gestattet.« So schreibt Goethes Werther dem Freunde und gibt seiner Zeit und ihren Wünschen in dem Bekenntnisse ein Leitwort. Der Fesseln der Überlieferung, der Bande religiöser und spekulativer Gebote hatte sich die Welt mehr und mehr entledigt. Die Philosophie selber war von dem Wunsche abgekommen, Erscheinungswelt und menschliches Wollen zu einheitlichen Denkgebilden zusammenzufassen. Der Reichtum des Daseins schien aller Vereinheitlichung zu spotten; und nicht in strenger Gesetzmäßigkeit, sondern in unbeschränkter Ausgestaltung dachte man diesem Dasein am besten gerecht zu werden. Noch zog solchem Streben, das zu impressionistischer Weltanschauung und Ethik führen mußte, die Philosophie des deutschen Idealismus eine Grenze. Auf den Phänomenalismus Berkeleys, auf den Skeptizismus Humes und auf den Materialismus der Franzosen folgte Kant; vereinheitlichend und verknüpfend suchte er die Gesetze des Denkens ebenso wie die des Handelns in strenge Systematik zu bringen. Doch dem Zuge der Zeit, die das Einzelne erfassen, das Leben in seiner Vielgestaltigkeit genießen wollte, konnte auch Kant nicht dauernden Widerstand leisten. Um 1800 entspinnt sich darum in der Seele der Vorwärtsstrebenden ein Kampf zwischen dem Verlangen, die Welt in großen Zusammenfassungen zu umspannen, und dem heißen Wunsche, frei von aller systematischen Bindung das Leben in seinen intimsten Reizen auszukosten, sich nur noch am Reichtum des Lebens zu freuen. In Novalis ist vielleicht dieser innere Kampf zu seiner stärksten Entwicklung gediehen. Dort lockte Goethes sinnenfrohe Gegenständlichkeit, hier wies Kant, wiesen Fichte und Schelling den Weg zu Höhen der Erkenntnis und der Sittlichkeit, von denen aus der Blick weit über die Fülle des Einzelnen wegschweifte. Bei diesem zwiespältigen Wettbewerb ertönte bald die eine, bald die andere Stimme stärker im Ohr der Zeitgenossen. Darum suchten sie einmal nach dem großen Geheimnis, das im Innern der Erscheinungs-

welt waltet und sie in allen ihren Formen bedingt, bald wiederum wollten sie nur dem Augenblick nachleben und in proteischer Wandlungs- und Anpassungsfähigkeit dem einzelnen Eindrucke sich hingeben. In Brentano wird der Drang übermächtig, das Leben impressionistisch auszukosten, in leichtem Schwunge von Eindruck zu Eindruck überzusetzen; dieser Drang leiht ihm die schönsten Freuden und das bitterste Leid. Was ihm heute ein anmutig leichtes Spiel ist, wird ihm morgen zur Pein. Zu schwach, diese gegensätzlichen Gefühle lange zu ertragen, verzichtet er mit einem Schlage auf die Ungebundenheit seines Fühlens und Erkennens, seines Erlebens und Schaffens und flüchtet — wie viele seiner Genossen — in eine Enge von weit stärkerer Begrenzung, als die Spekulation Kants und Fichte ihm jemals geboten hätte.

Heine war es vorbehalten, den Lebenskampf Brentanos noch viel schmerzlicher an sich zu erfahren. Seelisch innig verwandt mit dem stärksten schöpferischen Talent der Generation, die um 1780 zur Welt kam, wird Heine von Kindesbeinen an hin- und hergezogen zwischen Vernunftgesetzmäßigkeit und weich nachgiebigem Nacherleben. Bald ist ihm der Augenblick und sein Begehren ein Gott; und bald sucht er über alles Zufällige und Einzelne hinaus nach dem Wesentlichen und Bindenden. Stärker war bei ihm meist freilich der Wunsch, in leichter Beweglichkeit die Welt zu umgaukeln.

In Hegels Philosophie und in dem Kreise der jungen Hegelianer, mit denen Heine in Berlin verkehrte, trat die vereinheitlichende, dem Impressionismus feindliche Richtung am nachdrücklichsten an Heine heran. In dem Hauptschlagwort des Hegelianismus, in dem Terminus »Idee«, vereinigte sich ihm alles, was er, im Sinne systematischer Zusammenfassung der Welt, als Gegengewicht für seine echt künstlerische Neigung empfand, vom Reichtum des Lebens sich tragen zu lassen.

Wichtige Bekenntnisse Heines — sie stammen aus den zwanziger Jahren des 19. Jahrhunderts — bezeugen, wie nahe ihm dieser Begriff der »Idee« ging, und wie er trotz allem auch empfand, daß er der »Idee« allein zu huldigen nicht befähigt war, daß etwas in ihm gegen die streng gesetzliche Vereinheitlichung seines Denkens und Wollens sich wehrte:

Am 27. November 1823 möchte er Ludwig Robert, dem Bruder Rahels, nachweisen, daß er nicht kleinlich sei, wenn er es auch zuweilen scheine. Sein ganzes trübes, drangvolles Leben gehe in das Uneigennützigste, in die »Idee«, über.

Am 26. Mai 1825 berichtet er Rudolf Christiani von seinem Besuch bei Goethe und spielt sich, den Menschen der »Idee«, gegen Goethe aus, »dem das Leben, die Verschönerung und Erhaltung desselben, sowie das eigentlich Praktische überhaupt, das Höchste« sei. Ihm selber sei alles Praktische unerquicklich, er schätze im Grunde das Leben gering und möchte es trotzig hingeben für die »Idee«. Gleichwohl ist er auch bei diesem Selbstbekenntnis sich vollkommen bewußt, daß seine Lebensansichten in Krieg liegen mit seinen angeborenen Neigungen und geheimen Gemütsbewegungen; daß mithin der Gegensatz, in dem er sich und Goethe erblickt, in ihm selber walte.

Am 1. Juli desselben Jahres spinnt ein Brief an Moses Moser den Gedanken weiter aus: Goethe sei von Haus aus ein leichter Lebemensch, dem der Lebensgenuß das Höchste, und der das Leben für und in der »Idee« wohl zuweilen fühle und ahne und in Gedichten ausspreche, aber nie tief begriffen und noch weniger gelebt habe. Heine selber aber sei von Haus aus ein Schwärmer, d. h. bis zur Aufopferung begeistert für die »Idee«, und immer gedrängt, in sie sich zu versenken. Allein abermals muß er zugeben, daß in ihm selbst ein großer Kampf bestehe: er billige doch auch wieder den Lebensgenuß und lehne alle aufopfernde Begeisterung als etwas Törichtes ab; dann aber schieße unversehens seine schwärmerische Neigung auf, ergreife ihn gewaltsam, und sie werde ihn vielleicht einst in ihr uraltes Reich hinabziehen, wenn es nicht besser sei zu sagen: hinaufziehen. Er fügt hinzu: »Es ist noch die große Frage, ob der Schwärmer, der selbst sein Leben für die Idee hingibt, nicht in einem Momente mehr und glücklicher lebt, als Herr von Goethe während seines ganzen sechsundsiebzigjährigen egoistisch behaglichen Lebens.«

In diesen dunklen Worten verbindet sich Vorwurf mit Selbstanklage, streiten Wunsch und Hoffnung mit der Einsicht eigener Begrenztheit. Vor allem aber verliert das Wort Idee fast ganz seinen hegelischen Bei-

geschmack und wandelt sich in den Begriff, den Schiller im Auge hatte, als er in seiner letzten großen Abhandlung den Menschen der Idee, den Idealisten, zu dem Sinnenmenschen, dem Realisten, in Gegensatz brachte. Mit unvergänglichen Zügen hat Schiller damals den Realisten gezeichnet, dem alles Absolute in der Menschheit nur eine schöne Schimäre und der Glaube daran nicht viel besser als Schwärmerei sei; und wiederum den Idealisten, dessen Streben viel zu sehr über das sinnliche Leben und über die Gegenwart hinausgehe, und der darum die sinnlichen Kräfte zu wenig kultiviere und den Menschen nicht als Naturwesen ausbilde. »Für das Ganze nur, für die Ewigkeit will er säen und pflanzen und vergißt darüber, daß das Ganze nur der vollendete Kreis des Individuellen, daß die Ewigkeit nur eine Summe von Augenblicken ist.« Und wenn dann Schiller die einseitigste Entwicklungsform des Idealisten in der Gestalt des Phantasten studierte, so nahm er abermals Gedanken vorweg, die in Heines Worten wiederkehren. Nur freilich beurteilte Heine den alten Goethe falsch, wenn er ihn ganz zum Realisten (im Sinne Schillers) machte, zu einem Philister, dem es nicht einfalle, der Mensch könne noch zu etwas anderem da sein, als wohl und zufrieden zu leben. Und dann kannte — was hier noch wichtiger ist — Heine sein eigenes Wesen gut genug, um zu wissen, daß er selbst zwischen realistischen und idealistischen Stimmungen hin- und herpendle, daß die Freude am Leben und der Wunsch, des Lebens Reichtum auszukosten, seiner eigentlichen Grundstimmung vor allem entsprach, und daß die idealistischen Regungen nur wie ein Land der Verheißung ihm vorschwebten. Um alle Beziehungen zu verstehen, die für Heine sich mit dem Wort »Idee« verknüpften, müßten wir freilich Näheres von der Verwendung wissen, die das Hegelsche Schlagwort im Kreise der Berliner Freunde Heines fand. Daß anspielungsreiche Scherze mit dem Worte getrieben wurden, bezeugen Heines Briefe an Moser vom Mai und 18. Juni 1823. Humoristisch wehrt sich da Heine gegen die Zumutung, daß er nach Hegels Logik nur eine Idee sei. Er denkt wohl an den dritten Abschnitt des zweiten Bandes von Hegels Logik (1816). Im Traum beängstigt ihn die Behauptung seiner Freunde. Er träumt, wie er wütend im Zimmer herumspringt und schreit: »Ich bin keine Idee, und weiß nichts von einer Idee, und hab mein Lebtag keine Idee gehabt.« Oder er drängt — ebenso humoristisch — den Freund: »Um des Himmels willen, sag nicht noch einmal, daß ich bloß eine Idee sei! Ich ärgere mich toll darüber. Meinethalben könnt Ihr alle zu Ideen werden: nur laßt mich ungeschoren . . . .« Die verschollenen Antwortbriefe Mosers könnten allein da Licht schaffen und den Ernst enthüllen, der hinter dem Scherze steckt. Wie ernst es Heine aber auch später noch mit dem Worte »Idee« war, beweist sein Brief an Varnhagen vom 1. Mai 1827: Heine klagt, daß der »Mann der Idee«, der »ideegewordene Mensch«, daß Napoleon durch einen pharaospielenden Husaren und durch einen von allem Enthusiasmus entblößten englischen Taugenichts besiegt worden sei. Er empfand darum eine politische Niederlage, die Wellington durch Canning im Jahre 1827 erlitt, als einen Sieg der Idee. Wieder schweben die Vorstellungen vor, die in die Briefe vom Jahre 1825 und ihre Äußerungen über Goethe hineingewoben sind. In feierlichen Wendungen gebraucht Heine hier das Wort, das im Vorjahr bei Abfassung des »Buches Le Grand« ihm nur noch zu Witzen Anlaß geboten hatte. Dann freilich verschwindet es aus seinen Äußerungen; er entfernt sich von den Berliner Hegelianern, Hegel selbst muß dem Saint-Simonismus in Heines Herzen weichen. Fortan werden auch die Anfälle der Schwärmerei bei ihm seltener. In den letzten Kapiteln der »Stadt Lucca« erkennt er in dem Schwärmer Don Quixote noch sein Gegenbild. In der »Romantischen Schule« nimmt er schon, ganz saint-simonistisch, Partei für den Vertreter des Leibes Sancho Pansa und gegen den Anwalt des Geistes Don Quixote.

So verschwinden die Gegensätze, zwischen denen er in jungen Jahren hin- und hergeschwankt hatte. Doch Gegensätzlichkeit bleibt das Kennzeichen seines Wesens. Ja, fortan läßt er mit Bewußtsein die Stimmungen wechseln. Brief um Brief zeigt diese dauernde Verschiebung, diese immer sich verändernde Bewegtheit. Briefe folgen aufeinander, die nicht von einem und demselben Menschen geschrieben scheinen, min-

deſtens nicht in ſo kurzer Friſt. Es iſt, als wollte Heine die kommende Lehre des Poſitivismus vorwegnehmen und durch ſein Leben und ſein Denken beweiſen, die Anſchauung, die in das Schlagwort zuſammengefaßt worden iſt: »Das Ich iſt unrettbar«. Nur eine Fiktion, nur ein Mittel zu einfacherer und bequemerer Überſicht über den Reichtum der Erſcheinungen ſei es, wenn die Menge verſchiedenſter und gegenſätzlichſter Elemente, die wir zu dem Ding, genannt Ich, zuſammenzufaſſen gewohnt ſind, für etwas Reales, für eine wirkliche Einheit gehalten wird. Perſönlichkeiten von Heines Art ſind vielleicht die wichtigſte Vorausſetzung für dieſe Lehre, die am Ende des 19. Jahrhunderts aufgeſtellt und von den Impreſſioniſten der Zeit mit Enthuſiasmus aufgenommen wurde. Heines Ich hat die ſtarke ſeeliſche Beweglichkeit des Impreſſioniſten; ſeine Seele iſt dauernd in labilem Gleichgewicht. Heißen auch die Pole, zwiſchen denen er ſich bewegt, nicht länger Idee und Lebensgenuß, ſo verharrt er doch im Zuſtande großer ſeeliſcher Reizſamkeit, eben weil er mit dem Begriff der Hegelſchen Idee den Wunſch zurückzudrängen begonnen hatte, das ganze reiche Leben zu großen Einheiten zu verknüpfen. Er läßt alles in ſich nachſchwingen, was dieſes Leben mit ſich bringt, und was es ihm darbietet. Sein Impreſſionismus lebt ſich voll aus. Nicht Zuſammenfaſſen, ſondern Differenzieren iſt ſein Ziel.

Weil er dieſes Ziel ſich ſteckte, ein Ziel, das auch den nächſtfolgenden Generationen vorſchwebte, ward er zu einem Führer, leitete er ſeine Zeitgenoſſen der Zukunft entgegen.

Wir überſehen heute gern, wie fein Heine analyſiert, wie ſehr er Relativiſt im Sinne jüngſter Weltanſchauungsformen iſt. Ertönt doch vielfach jetzt der Vorwurf, Heines ſeeliſches Empfinden ſei viel zu wenig verfeint, als daß er dem Nervenmenſchen von heute genügen könnte. Anhänger Stefan Georges vertragen die derbe Farbengebung Heines nicht und verurteilen das grobe Geſpinſt ſeiner Seelenſtimmungen. Von dieſer Seite droht dem Dichter eine Gefahr, die weit bedenklicher iſt, als alle Angriffe, die von nationaler oder konfeſſioneller Seite gegen ihn gerichtet werden. Daß Heine einer ſtark und einheitlich fühlenden Menſchennatur nicht zuſagen kann, iſt ſelbſtverſtändlich. Wenn indes auch die Verfeinten, Gebrochenen, Differenzierten ihn abzulehnen beginnen, ſo ſchrumpft ſeine Gemeinde völlig zuſammen.

Unbeſtreitbar erſcheint Heines Art ſeeliſchen Erlebens unſäglich einfach und natürlich, wenn er neben die Dichter der ſogenannten Dekadence unſerer Tage tritt. Baudelaire und Verlaine haben ihre deutſchen Verehrer zu Gebieten des Seelenlebens geleitet, die Heines Fuß niemals betritt. Sogar Dichter, die kurz vor und neben Heine lebten und wirkten, zeigen weit ſtärkere Neigung, ihr Gefühl über die Grenzen des Geſunden und Natürlichen hinausſchweifen zu laſſen. Wo fände ſich bei Heine die krankhafte Sucht eines Novalis, ſeinen Körper durch magiſche Kraft zum Tode hinzuzwingen, eine Sucht, die eine lebensvolle Natur untergräbt und zu unnatürlicher Sinnenerregung hintreibt? Selbſt Tieck, an ſich ſeeliſch weit derber gebaut als Novalis, kennt Nervenerlebniſſe, die Heine faſt ganz mangeln oder beſtenfalls nur in jugendlich unreifer Selbſtüberſteigerung anfliegen. Wo fände ſich bei Heine ferner ein Bekenntnis, gleich dem Briefe, den Brentano am 21. Januar 1810 an den Maler Runge richtete? »Ich habe ſowohl innerlich als äußerlich ein an bitteren, ſchmerzlichen und wohltätigen, ſüßen Erfahrungen reiches Leben gelebt. Große Freuden und Leiden ſind, mit einer dunkeln, grauſamen Phantaſie ſich in mir wiederſpiegelnd, über mich ergangen. Es iſt vorüber. Verloren durch Mutwillen habe ich nichts; der Tod hat mir genommen, was das Leben mir gegeben, und ich erkenne ruhig die Hand Gottes . . . Mein Paradies war untergegangen, nur ſein Firmament ſtand noch über mir; meine Berge waren nicht mehr, aber der Schimmer ihrer Abendſonne ſchwamm noch in der Luft . . . Nach dieſer Zeit empfand ich ſtets in mir eine beſtimmte Neigung zu gewiſſen Bildern und Zuſammenſtellungen, zu einer gewiſſen Färbung, und ich ſehnte mich, ein Gedicht zu leſen, ein Gemälde zu ſehen, eine Blume zu riechen, einen Geſchmack zu empfinden deren Eindruck mir die Wunden hätte ſchließen, den Schmerz der Narben hätte ſtillen können. Die bitterſten Arzneien, z. B. Quaſſia, ſchmeckte ich mit einer ganz eigenen Luſt. Die menſchliche Schönheit, die mich ſo angelacht, und vor mir in Staub

zerfallend mein Herz so tief betrübt hatte, erschien mir wie freudig lachendes Gift, und mich zu trösten, ergötzte ich mich stundenlang, ein reinfarbiges Stück Grünspan anzusehen. Die wunderbaren Blüten der Belladonna und anderer Giftpflanzen machten mir eigene Luft, zugleich aber auch die Granatblüte und die Lilie.« So beichtet ein Mann, der in den ersten Dreißigern steht. In welche Seelenabgründe tut sich vollends der Blick auf, wenn Grabbes Gefühlsleben tiefer erforscht wird. Der unüberbrückbare Gegensatz endlich, der zwischen Platens und Heines Natur waltete, entschuldigt allein die maßlose Schärfe der Angriffe, die Heine öffentlich und in vertraulichen Briefen gegen den Dichtergrafen sich gestattet hat.

Heine ist und bleibt der sinnenfrohe Gegner des Nazarenismus, der Entsagung und der Askese. Daß die düsteren Selbstmord- und Traumbilderstimmungen, die ihm aus unerwiderter Liebe in der Jugend erwuchsen, diese Phantasmen von Teufelsbündnissen und Kirchhofspuck, ihn nicht hinderten, sein stark entwickeltes Triebleben zu befriedigen, ist längst gesagt worden. Nur auf dem Schmerzenslager der Matratzengruft verflüchtigte und verfeinte sich das Triebleben des Menschen Heine, dem das Weib bis dahin fast nur ein Geschlechtswesen bedeutet hatte. Und in dieser Zeit gewinnen auch seine Verse, wenn sie vom Weibe sprechen, einen ganz neuen Ton.

Heine war, das erkennt man am besten aus seinem Verhältnis zum weiblichen Geschlechte, trotz allem, trotz seiner früh sich anmeldenden Nervenerkrankung, trotz der Kopfschmerzen, die ihn von Jugend auf quälten, trotz seiner seelischen Unruhe und Überbeweglichkeit, eine robuste, zähe Natur von starken, fast primitiven Instinkten. Von der Widerstandsschwäche des Dekadenten hat er sehr wenig an sich. Um wieviel mehr von einem unbesiegbaren, mindestens unermüdlichen Kämpfer ist in ihm als in Brentano oder Grabbe oder Heinrich von Kleist! Sehr richtig hat man hervorgehoben, daß er noch auf dem jahrelangen Schmerzenslager den Kampf mit dem Leben rastlos weiterführt. Die Spannkraft dieser Natur, vor allem dieses Geistes war nicht zu brechen. Er war und blieb ein zäher und gefürchteter Streiter. Ihm ist weder sein Leben noch sein Dichten zerronnen. In der Zeit, da er Mathilde kennen lernte, war er — spöttelnd bekannte er es noch spät, als die Herrlichkeit längst vorbei war — »gesund und feist«, er »stand im Zenith seines Fettes und war so übermütig wie König Nebukadnezar vor seinem Sturze«. In diesem Augenblick ihm seelische Verfeinerung, durchgeistigte Liebe predigen, wäre vergebene Mühe gewesen. Eine Wendung der »Florentinischen Nächte« sagt nur allzu eindeutig, wie Heine damals das Weib empfand: »Die Weiber haben leider nur eine einzige Art, wie sie uns glücklich machen können, während sie uns auf dreißigtausend Arten unglücklich zu machen wissen.« Dieses Wort entschlüpft Maximilian, in dem Heine sich unverkennbar selber gezeichnet hat. Kaum kann als Entschädigung alles Feine und Durchgeistigte gelten, was Heine-Maximilian gleich darauf von der holden Traumerscheinung berichtet, die ihn am meisten auf dieser Welt beglückt habe: nur im Traume hat er sie erblickt. »Es war ein Gesicht voll bewußter Liebe und graziöser Güte, es war mehr eine Seele als ein Gesicht, und deshalb habe ich die äußere Form mir nie ganz vergegenwärtigen können. Die Augen waren sanft wie Blumen. Die Lippen etwas bleich, aber anmutig gewölbt . . . Die Worte, die wir miteinander gesprochen, kann ich mir . . . nicht mehr verdeutlichen: so viel weiß ich, daß wir uns verlobten, und daß wir heiter und glücklich, offenherzig und traulich, wie Bräutigam und Braut, ja fast wie Bruder und Schwester, miteinander kosten . . . Ich war lange wie getränkt von unerhörten Wonnen, die schmachtende Tiefe meines Herzens war wie gefüllt mit Seligkeit, eine mir unbekannte Freude schien über alle meine Empfindungen ausgegossen, und ich blieb froh und heiter, obgleich ich die Geliebte in meinen Träumen niemals wiedersah . . .« Vielleicht erscheint heute manchem die Stelle affektiert und phrasenhaft. Und doch: ganz wesentlich gesteigert ist hier die Kunst, ein Weib und ein Gefühl, das völlig ins Seelische hinüberspielt, in Worte zu fassen, hält man die Mittel daneben, mit denen der zartfingrigste Zeichner solcher Stimmungen vor Heine, mit denen Jean Paul seine Frauen gezeichnet hat; diese Frauen, die nach einem scharfen, aber richtigen Epigramm von Karoline und Friedrich Schlegel alle rote Augen haben und Exempel sind.

Gliederfrauen zu psychologischmoralischen Reflexionen über die Weiblichkeit oder über die Schwärmerei. Das Menschliche erstickt da beinah unter der schweren Last biblischer Sprache und klopstöckelnder Gesichte. Im 19. Hundspofttag des »Hesperus« zeigt gleichfalls ein Traum dem Liebenden die Gestalt der Geliebten: »Weiße Eis-pyramiden, gestreift mit herunterrinnenden Abendröten, umrangen, wie mit einem Wall aus Gold- und Silberstufen, das ganze dunkle Rund — — Darin ging Klotilde, er-haben wie eine Verstorbene, heiter wie ein Mensch in der andern Welt, geführt bald von geflügelten Kindern, bald von einem ernsten Engel . . . sie lächelte ihn selig-liebend an unter jedem Vorüberziehen; aber sie zog vorüber.« Immer seliger lächelt Klotilde, bis sie zuletzt »verherrlicht, geheiligt, über-irdisch entzückt« dasteht. »Und an ihrem Herzen flatterte eine Nebelkugel, die aus aufgelösten Tränen bestand.« So Jean Paul! Ein mächtiger Schritt vorwärts von solcher gefühlstrunkenen Schwärmerei zu plastisch-menschlicher Erfassung ist Heine in der Zeichnung eines verwandten Erlebnisses an der Stelle der »Florentinischen Nächte« geglückt.

Doch nur selten berührt Heine diese Stimmungen. Wenn er glückliche Liebe zeichnet, liebt er im allgemeinen ein heißeres Kolorit, eine kräftigere Instrumentierung, bis ihm endlich im »Tannhäuser« ein hohes Lied der Leidenschaft ersteht, voll wilder, zerstörender, sinnberückender und sinnen-betäubender Glut.

Daß Heine lange Zeit im Weib nur das Sinnenwesen sucht, mag auch den Frauen zuzuschreiben sein, mit denen er, vor allem in seiner Jugend, in Berührung kam. Eine einzige konnte ihm auch geistige und seelische Bereicherung bieten: Rahel Varn-hagen. Sie nimmt auch eine unanfechtbare Sonderstellung ein. Allein sie ist eben nur die Lehrerin; ihre Beziehungen zu Heine sind zu sehr durchgeistigt, als daß er an ihnen zu einer höheren Auffassung der Liebe hätte emporsteigen können. Diese Be-ziehungen könnten als völlig geschlechtslos bezeichnet werden, wäre nicht Heine doch zu sehr eine dem Weiblichen hingegebene, das Weibliche benötigende Natur gewesen, als daß er gleiche geistige Anregung wie von Rahel auch von einem Manne hätte erfahren können. Er ist den Moser, Sethe, Merckel ein überlegener Genosse, der auch dann auf sie herabblickt, wenn er sie nach irgendwelcher Richtung sich überlegen fühlt. Er betont dem älteren Freund Immermann gegenüber die mindestens ebenbürtige Kameradschaft. Varnhagen behandelt er respektvoller, aber doch kaum wie einen Führer und Leiter. Im Verkehr mit ganz großen Männern widerfahren ihm alle Fehl-griffe, die anspruchsvolle, zu Eitelkeit neigende, ihres inneren Wertes zu wohl bewußte Jünglinge begehen, vor allem der schlimmste: demütige, übertrieben zur Schau getragene Huldigung und daneben ein un-versehens hervorbrechendes Wort, das den Größeren, Älteren, Anerkannten wie einen Gleichgestellten vom Standpunkt innerer Ebenbürtigkeit behandelt. Das mag Goethe gefühlt und deshalb mag er Heine abgelehnt haben. Nur der einen Frau glückt es, Heine zu erziehen und weiter und höher hinauf zu treiben: Rahel weist seiner Kunst und seinem Denken neue Wege. Er bleibt ihr dankbar, er fühlt sich von keinem anderen Menschen gleich verstanden, er ist stolz auf die seelische Verwandtschaft, die zwischen ihr und ihm besteht. Und er freut sich, wenn er bemerkt, daß sogar seine Handschrift der Rahels ähnlicher und ähnlicher wird.

Wie ärmlich erscheint neben Rahel die die schöne, kokette, kalte und berechnende Kusine Amalie! Für Heines Kunst hat sie aus Eigenem so gut wie nichts getan, sie hat es dieser Kunst überlassen, ein großes und starkes inneres Erlebnis aus nichts hervor-zuzaubern oder mindestens aus Vorgängen, die zusammen kaum den Ehrentitel eines äußeren Erlebnisses verdienen. »Sie war liebenswürdig, und Er liebte Sie; Er aber war nicht liebenswürdig, und Sie liebte ihn nicht.« In diese Worte faßt das »Buch Le Grand« den ganzen Vorgang zu-sammen. Weil alles, was über diese Formel hinaus in Heines Jugendlyrik von der Liebe zu Amalie erzählt wird, aus der Phantasie des unglücklich und unerwidert Liebenden herausgesponnen ist, weil Amalie außer ihren schönen Augen — »sehr schön, und doch so scharfgeschliffen, daß sie mir wie gläserne Dolche durch das Herz drangen« — und außer ihrer schönen Stimme — »eine schöne, seidne Stimme, ein süßes Gespinst der

sonnigsten Töne« — gar nichts hinzuzugeben hatte, verschwimmt in Heines gebundener und ungebundener Dichtung ihre Gestalt, gewinnt sie nie die scharfen Umrisse, die Friederike oder Lotte oder Lili in Goethes Dichtung eigen sind. Noch mehr: die Armut des äußeren Vorgangs, der Mangel jeden Echos, dem Heines Liebesnot in Amaliens Herzen hätte lauschen können, läßt auch einen ungeheuerlichen künstlerischen Mißgriff, eine böse Stillosigkeit zu: Heines Phantasie verwertete, zu immer reicherer Ausschmückung des erdichteten Liebesromans, im »Intermezzo« Züge, die von käuflichen Liebeserlebnissen ihm geboten wurden. Goethe hätte nie Sessenheim und Venedig in ein Bild vereinigt. Auch der reife Heine wußte da reinlicher zu scheiden.

(Schluß folgt)

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Die Londoner Nebelplage und ihre Bekämpfung.

Daß das englische Klima nicht gerade zu den erfreulichsten gehört, weiß man in ganz Europa. Es ist feucht und neblig und regenreich. Das hat sowohl seine Vorzüge wie seine Nachteile. Die Sommer sind kühl, dafür freilich auch die Winter so milde, wie auf der ganzen Erde in so hohen Breiten nicht wieder, wenn man allein von der norwegischen Küste absieht. Man könnte an sich im Zweifel sein, ob man Englands Klima als ein günstiges oder ein ungünstiges hinstellen soll, denn die Vorteile und die Unannehmlichkeiten werden sich im allgemeinen ziemlich die Wage halten; aber in London selbst bringt die vorwiegend feuchte, milde Luft der Wintermonate eine zweifellos sehr böse Zugabe, die den Bewohnern nicht nur Unannehmlichkeiten und Gefahren aller Art beschert, sondern vor allem auch die schwersten wirtschaftlichen Schädigungen im Gefolge hat. Die in der ganzen Welt berüchtigten Londoner Nebel sind es, die den Aufenthalt in der Hauptstadt der Welt während des Winters oft zur unerträglichen Plage machen. Keine Stadt der ganzen Welt kann sich einer ähnlichen Eigenschaft »rühmen«, wie sie die Nebel für London darstellen; denn keine ist in der Lage, Nebel aufzuweisen, die an Dichte und Scheußlichkeit an die Londoner heranreichen, welche die Bewohner deshalb auch mit einem seltsamen Gemisch aus Stolz und Galgenhumor die »London particulars« nennen. Selbst im übrigen England ist, trotz des nebelreichen Klimas des ganzen Landes, nichts zu finden, was dem dicken Londoner »fog« entfernt gleichkommt; ja, schon in den Vorstädten Londons kennt man die große Nebelplage der Binnenstadt nur noch in schwachen Anklängen. Der Grund dafür liegt in den ungeheuren Rauchmassen, die London alltäglich produziert und deren Vorhandensein, infolge der unzähligen, feinen festen Partikelchen, die in der Luft schweben, die Kondensation der Luftfeuchtigkeit, d. h. die Entstehung von Nebeln, außerordentlich begünstigt. Die unzähligen Kohlenteilchen bewirken es, daß die Nebel, die in der Regel bei windstillem, milden Wetter zustande kommen, so dick und dunkel sind, wie sonst nirgends. Die Londoner Nebel sind schwärzlich, oft mit einem schmutziggrüngelblichen Ton, und häufig verbreiten sie überdies einen widerlichen Geruch, der durch die zahlreichen Beimengungen, speziell an schwefliche Säure, verursacht wird. Wenn der Nebel, der oft genug tagelang die ganze innere Stadt einhüllt, wieder weicht, so bleibt auf Straßen und Plätzen ein schauderhafter schwarzer Schlamm zurück, der überall an Stiefeln und Kleidungsstücken klebt und eine bedeutende Farbkraft besitzt.

Dazu kommt den Londoner »fogs« eine volkswirtschaftliche Bedeutung von einem Umfang zu, den niemand sich so leicht träumen läßt. Man hat berechnet, daß die Londoner Nebel, die durchschnittlich, wenn auch mit wechselnder Stärke, an etwa 20 Tagen des Jahres auftreten, den Bewohnern Londons alljährlich 3 bis 5 Millionen Pfund kosten. Denn während der Herrschaft eines »fog« stockt Handel und Verkehr in der Stadt so gut wie völlig. Niemand bewegt sich auf den Straßen, den nicht dringende Pflichten dazu zwingen, denn selbst schon kurze Wanderungen auf altvertrauten Straßen können den Menschen völlig in die Irre führen. Briefträger müssen ihre Bestellgänge einstellen, weil sie die einzelnen Häuser, in denen sie täglich zu tun haben, nicht finden, die Eisenbahnzüge sitzen fest, und die Postwagen fahren stundenlang vergeblich umher, ohne die Bahnhöfe finden zu können. Oft genug stürzen Menschen, die sich verirrt haben, in die Themse und ertrinken; so passierte es z. B. in den Weihnachtsfeiertagen 1904, als ein besonders dicker »fog« London belagerte, daß ein Kutscher, der seine Pferde einen seit zwölf Jahren täglich zurückgelegten Weg zu ihrem Stall führen wollte, nach stundenlangem Umherirren im Nebel in der Themse seinen Tod fand. Alle Geschäftsläden, Restaurants, Theater und sonstigen Vergnügungsstätten stehen verödet, ja, selbst die Stätten der Arbeit bleiben von diesem Schicksal nicht ganz verschont: Fabriken sind schon häufig gezwungen worden, ihren Betrieb einzustellen, weil die Arbeiter im Nebel den gewohnten Weg zu ihrer Arbeitsstätte nicht finden konnten. Daß an den schlimmsten Nebeltagen keine Droschken, keine Omnibusse, Straßenbahnen usw. fahren, ist nach dem Gesagten wohl fast selbstverständlich; nur die Untergrundbahn bleibt unbeeinflußt von den Tücken der Witterung.

Wer London mit erreichbaren Mitteln von der Nebelnot erlösen würde, hätte in Wahrheit An-

spruch auf den Titel eines Wohltäters der Londoner Menschheit. Die Kosten würden gewiß keine Rolle spielen, um das Ziel zu erreichen. Aber trotz eifriger Bemühungen und zahlreicher Vorschläge ist es bisher nicht gelungen, ein brauchbares Abhilfsmittel zu finden. Eines freilich kennt man, das sogleich das Übel beseitigen würde — aber dieses eine ist nicht durchführbar: das völlige Verbot jeder Kohlenfeuerung in London! Aber wie soll man in einem so kohlenreichen und holzarmen Lande, wie England es ist, eine solche Maßregel verwirklichen können! Das ist, solange man nicht billigstes Heizgas verwenden kann oder unbegrenzte Mengen von elektrischer Kraft aus den Naturkräften zu gewinnen und beliebig zu transportieren versteht, ausgeschlossen!

Der bekannte englische Physiker Sir Oliver Lodge hat sich der Londoner Nebelfrage von jeher mit besonderer Liebe angenommen und verschiedene Vorschläge zur Abhilfe veröffentlicht. Er empfahl z. B. mit Hilfe starker elektrischer Entladungen die Nebelmassen zu fällen, und der Ingenieur Cooper-Hewitt hat im Anschluß an diese Idee eine geistreiche Methode zur praktischen Verwirklichung dieser Idee erdacht. Daß deren Durchführung außerordentlich große Kosten verursachen würde, wäre kein Hindernis, sie anzuwenden, aber in der Praxis haben sich doch mancherlei unvorhergesehene Schwierigkeiten ergeben, die die Anwendung der Methode vereitelten. — Ferner ist zu wiederholten Malen, zuletzt noch vor wenig Jahren durch einen Italiener, der Vorschlag gemacht worden, den Nebel mit Hilfe von riesigen Ventilatoren einfach in die Höhe zu blasen, bis in Regionen hinauf, wo die in den unteren Atmosphärenschichten herrschende Windstille von heftigeren Luftbewegungen abgelöst wird, die dann die Nebelmassen zerstreuen und davontragen würden. Ob diese Methode technisch überhaupt durchführbar wäre, darf billig bezweifelt werden, und gelänge es wirklich, so könnte man leicht den Teufel mit Beelzebub vertreiben, denn es ist theoretisch mehr als wahrscheinlich, daß die rasche Emportreibung der Nebelmassen zu gewaltigen Sturzregen führen würde oder vielmehr zu kolossalen Wolkenbrüchen aus Schlamm, da ja natürlich die Kohlenbestandteile des Nebels bei der raschen Kondensation und Ausscheidung der Feuchtigkeitsmengen mitgerissen werden müßten. Wie ungeheuer groß die Schmutzmengen sind, die sich an windstillen Tagen über London ansammeln, geht aber am besten daraus hervor, daß nach einer Berechnung Sir T. Deyer's zuweilen auf den Quadratkilometer Erdoberfläche nicht weniger als 1½ Tonnen Kohlen- und Rußmassen durch den Nebel aus der Atmosphäre niedergeschlagen werden!

Natürlich ist nicht etwa jeder Nebel, der in London vorkommt, gleich ein »fog« der schlimmsten Sorte. Vielmehr unterscheiden die Londoner vier verschiedene Dichten des Nebels, die durch Farbenunterschiede gekennzeichnet werden: den roten, grauen, braunen und schwarzen Nebel. Der rote Nebel ist harmlos, denn er läßt noch die Sonne durchscheinen und verdankt dieser Eigentümlichkeit auch seine charakteristische Färbung. Nur wenig dichter und gleichfalls noch ohne sonderliche Bedeutung ist der graue Nebel, der ja auch in Deutschland allenthalben bekannt ist und insbesondere in den deutschen Gebirgen heimisch ist: er behindert zwar meist den Blick recht erheblich, aber er gestattet doch. auch bei größter Dichte, immerhin die Umgebung auf einige Meter zu erkennen und birgt somit nur in besonderen Ausnahmefällen Gefahren für den dahinwandernden Menschen in sich, während er allerdings im Eisenbahn- und Schiffsverkehr usw. eher einmal zu Unfällen Veranlassung geben kann. Die dritte Kategorie, der braune Nebel, ist schon in Deutschland nur noch ganz vereinzelt bekannt. Er setzt bereits eine sehr starke Verunreinigung der feuchten Nebelwolken durch Rußbestandteile voraus, wie sie nur an wenigen Stellen in Deutschland vorkommen kann. Der braune Nebel ist schon eine sehr ärgerliche Plage, und wenn er sich über London ausbreitet, so stockt der pulsierende Atem der Weltstadt höchst fühlbar. Aber noch ungleich größer wird das Übel, wenn der braune Nebel sich noch weiterhin verdichtet und den höchsten Grad der Dunkelheit erreicht, indem er die schwarze Farbe annimmt. Dann kann der Mensch buchstäblich die eigne ausgestreckte Hand nicht mehr erkennen, und jeder Gang auf der Straße wird zum lebensgefährlichen Wagnis! Besonders bösartige Dauernebel schlimmster Sorte brachten neuerdings der Dezember 1904, der November 1907, der Januar 1909 — doch waren dies keineswegs etwa die einzigen Fälle! Die Stadtverwaltung läßt, wenn ein »London particular« sich einstellt, an Straßenkreuzungen und sonstigen wichtigeren Punkten der Stadt gewaltige Fässer aufstellen, die Petroleum enthalten und Flammen von riesiger Leuchtkraft speisen. Diese Vorkehrung kostet dem Stadtsäckel täglich rund 20000 Pfund Sterling, und sie hat ja sicher auch einen nicht geringen Nutzen, und dennoch, wie wenig selbst diese künstliche Beleuchtug größten Maßstabs dem Übel zu steuern vermag, geht daraus hervor, daß man oft selbst in nächster Nähe des Feuers von diesem nichts mehr zu sehen vermag, obwohl seine Wärme am Körper deutlich verspürt wird!

Vielleicht wäre das große Problem der Londoner Nebelplage heut bereits gelöst, wenn ein Mann länger am Leben geblieben wäre, der einer der genialsten Ingenieure des 19. Jahrhunderts war, Sir William Siemens, des großen Werner Siemens gleich großer Bruder! Er hatte in den letzten Jahren seines Lebens das Studium der Londoner Rauch- und Nebelplage energisch in Angriff genommen, und von ihm, dem berühmten Entdecker des Regenerativprinzips und Vorkämpfer der rationellen Heizmethoden, erwartete man in London so bestimmt eine Lösung des Problems, daß selbst Lord Kelvin, der berühmte Physiker, am 19. November 1883 einem Bekannten gegenüber die Überzeugung aussprach, daß in wenigen Jahren die Londoner fogs der Vergangenheit angehören würden, weil Siemens' gewaltiges Erfindergenie zuverlässig Mittel und Wege finden werde, um der Nebelplage den Garaus zu machen. Ein tragisches Schicksal fügte es, daß am selben Tage, wo diese Worte gesprochen wurden, Sir William Siemens unerwartet plötzlich aus dem Leben schied! Das Problem ist bis auf den heutigen Tag noch nicht gelöst worden.

So viel freilich ist allen Einsichtigen längst klar geworden, daß man auch ohne neue technische Erfindungen abzuwarten und ohne Umwälzungen bestehender Tatsachen schon mit den heut möglichen Mitteln viel müsse erreichen können, indem man die Heizmethoden verbessert, die gerade in London oftmals noch recht viel zu wünschen übrig lassen, und eine bessere Verbrennung und Ausnutzung der Brennstoffe anstrebt. Hat man doch in zahlreichen anderen englischen und auch in einzelnen deutschen Städten, so vor allem in Hamburg, die erfreuliche Erfahrung gemacht, daß behördliche Vorschriften oder auch private Initiative, die eine bessere Verbrennung herbeiführen wollen, erstaunlich günstige Resultate zu zeitigen vermögen. Um die Atmosphäre möglichst rein zu halten und dadurch auch die Nebelbildung zu erschweren, sind seit geraumer Zeit in größeren englischen Industriestädten Vorschriften erlassen, daß kein Schornstein länger als höchstens 15 Minuten am Tage schwarzen Rauch erzeugen darf. Vielfach ist sogar auch eine Maximaldauer für die Erzeugung gelben Rauches vorgeschrieben. Jede Übertretung wird recht empfindlich bestraft. Die Hausbesitzer und Industriellen werden dadurch zu einer ständigen, scharfen Überwachung ihrer Heizanlagen gezwungen. Sie empfinden aber diesen Zwang gar nicht einmal unangenehm, denn die erhöhte Kontrolle und die Notwendigkeit, die besten und rationellsten Heizmethoden anzuwenden, machen sich in entsprechend großer Ersparnis an Feuerungsmaterial reichlich bezahlt. Somit ist der seltene Fall zu verzeichnen, daß die strenge Durchführung einer behördlichen Anordnung tatsächlich von allen Teilen angenehm empfunden wird: die Fabrik- und Hausbesitzer haben Ersparnisse zu verzeichnen, und die Allgemeinheit kann sich einer reineren Luft und einer Verringerung der Nebelplage erfreuen.

Freilich was in anderen englischen Städten erreichbar ist, kann nicht ohne weiteres von London nachgeahmt werden. Die behördlichen Vorschriften müssen hier manchen örtlichen Verhältnissen Rechnung tragen, und die ungeheure Menge der vorhandenen Schornsteine spottet bisher jeder Anstrengung, die Raucherzeugung merklich einzudämmen. Noch mehrfach in den letzten Jahren wurde daher die Hauptstadt, wie erwähnt, mehrere Tage lang von einem der mit Recht so unbeliebten »fogs« in eine Art von Belagerungszustand versetzt.

Noch also ist die Frage einer durchgreifenden und praktischen Nebelbekämpfung für London nicht gelöst. Noch können erfinderische Köpfe mit der Lösung dieses Problems hohe Ehren und reichste Geldmittel verdienen, denn darüber besteht kein Zweifel: wem es gelingt, London von seiner Nebelplage zu erlösen, dem wird die dankbare Stadt mit wahren Goldströmen lohnen, und ein Grab in der Westminster-Abtei glaube ich ihm schon heute in bestimmte Aussicht stellen zu können. R. H.

Mitteilungen.

Der vierte Kongreß der Internationalen Musikgesellschaft wird in London vom 29. Mai –3. Juni 1911 abgehalten werden. Seine wissenschaftliche Arbeit ist in die sechs Abteilungen für Geschichte, Ethnographie, Theorie, Akustik und Ästhetik, Kirchenmusik, Musikinstrumente, Bibliographie, Organisation, zeitgenössische Fragen usw. eingeteilt. Zugelassen werden auf dem Kongreß die deutsche, englische, französische, italienische und lateinische Sprache. Anmeldungen für Vorträge sind vor dem 1. Februar 1911 an die Secretaries, London Congress, 160 Wardour Street, London W zu richten, Anmeldungen zur Mitgliedschaft an die Geschäftsstelle der Internationalen Musikgesellschaft (Breitkopf und Härtel in Leipzig).

*

Der VII. Internationale Dermatologen-Kongreß wird vom 25. bis 29. September 1911 in Rom abgehalten werden. Den Vorsitz führt Senator Prof. Tommaso de Amicis (Neapel), Generalsekretär ist Dr. Gaetano Ciarrocchi (Rom). Dem deutschen Komitee gehören die Vertreter des Faches aller deutschen Universitäten an. Generalsekretär für Deutschland ist Sanitätsrat Dr. O. Rosenthal (Berlin), der auch weitere Auskünfte erteilt.

*

In der letzten Sitzung der Internationalen Vereinigung für vergleichende Rechtswissenschaft und Volkswirtschaftslehre erörterte der Geheime Justizrat Professor Dr. Rudolf Leonhard aus Breslau, der im Wintersemester 1907/8 als Austauschprofessor an der Columbia-Universität gewirkt hat (s. seinen Aufsatz: »Der Austauschgedanke auf juristischem Gebiet« in der Intern. Wochenschrift 1908, 4. Juli) die Möglichkeit eines juristischen Gedankenaustausches zwischen Deutschland und Nordamerika. Zur Einführung in das Rechtsleben Amerikas diente ihm sein früherer Schüler, Prof. Munroe-Smith in New York, das Studium des Werkes »The common law« von O. W. Holmes, vor allem aber der persönliche Verkehr mit hervorragenden Kennern des amerikanischen Rechtes und Lebens. Leonhard las in New York über das römische Recht und die sozialen Tendenzen Deutschlands und namentlich Preußens. Neben seiner eigentlichen Lehrtätigkeit an der Columbia-Universität hielt er an einer großen Anzahl anderer Universitäten Vorlesungen. Nach den hierbei gemachten Erfahrungen betrachtet er als Gegenstände rechtswissenschaftlicher Einfuhr nach Amerika die deutsche Deutung der auch für England und Amerika wichtigen römischen Rechtsquellen, die kontinentale Systematik, die kontinentalen Kodifikations- und Einheitsbestrebungen und die vorbildlichen Grundgedanken der deutschen Fürsorge für Arbeiter. Im Dienste der deutsch-amerikanischen Bewegung, die nach seiner Ansicht einer großen Zukunft entgegengeht, betonte er die Notwendigkeit, eine deutsche Rechtsprache für das englisch-amerikanische Recht zu schaffen. Eingehend hat Leonhard auch die für Deutschland wichtigen geistigen Exportartikel studiert, und führte als solche namentlich die bei uns noch wenig durchforschten Grundgedanken des englisch-amerikanischen Privatrechts und Prozesses an.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 46
12. November 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die Besiedlung der deutschen Kolonien.

Feſtrede, gehalten bei der Feier der Übergabe des Vorſitzes im Profeſſorenrate des Hamburgiſchen Kolonialinſtitutes von Profeſſor Dr. Karl Rathgen, Hamburg.

Es iſt akademiſcher Brauch, daß der, den das Vertrauen ſeiner Kollegen für eine Zeit an die Spitze des Kollegiums ſtellt, bei Antritt ſeines Amtes ſich durch eine Rede einführe, deren Gegenſtand dem Bereiche ſeiner Wiſſenſchaft entnommen iſt.

Dem Wunſche des Profeſſorenrates, daß auch wir dieſem Brauche folgen, hatte ich mich zu fügen.

Zwei Wege gibt es für ſolchen Feſtesbrauch. Für den Redner ſelbſt wäre wohl meiſt der angenehmſte, irgend einen recht ſpeziellen Gegenſtand zu behandeln, dem zurzeit ſeine wiſſenſchaftliche Liebe gehört, weil er Neues darüber ſagen zu können glaubt. Aber die Gefahr wäre groß, da Liebe blind macht, daß der Redner ſich über die Anziehungskraft ſeines Gegenſtandes täuſcht. Da iſt es doch wohl beſſer, den anderen Weg zu gehen und an ſolchem feſtlichen Tage einem der großen zentralen Probleme der eigenen Wiſſenſchaft ſich zu widmen, auf die Gefahr hin, daß ſchon Geſagtes noch einmal geſagt werde.

Wenn ich über die Beſiedlung der deutſchen Kolonien zu Ihnen ſprechen möchte, ſo iſt das in der Tat das eigentliche Zentralproblem unſerer Kolonialpolitik. Und wenn man mir ſagen würde, daß dieſes Thema eben erſt auf dem Kolonialkongreſſe von allen Seiten her behandelt ſei, ſo iſt mir das gerade der Anlaß, heute davon zu ſprechen, wie man auch in Zukunft davon immer weiter ſprechen wird. Und mir ſcheint, daß es lohnt, nach jener wichtigen Tagung nicht bloß die Summe aus dem dort Verhandelten zu ziehen.

Auch einige weitere volkswirtſchaftliche und ſoziale Betrachtungen dürften noch am Platze ſein. Denn nur von ſolchen will ich ſprechen bei einem ſo umfaſſenden Problem, bei dem der Arzt und der Naturforſcher, der Landwirt und der Techniker ebenſo zu Worte kommen müſſen wie der Hiſtoriker und der Geograph, der Ethnograph und der Juriſt. Auch vom Standpunkt meiner Wiſſenſchaft aus, können an dieſer Stelle nur einige Punkte beleuchtet werden, einige Vorausſetzungen und Folgerungen für die Aufgaben der Gegenwart.

I.

Wie überall, wo Forderungen der Tagesmeinung die wiſſenſchaftliche Erkenntnis ſtören, iſt auch in den Fragen der Beſiedlung der Kolonien die Diskuſſion oft zu ſehr beherrſcht geweſen von unklaren Wünſchen und vorgefaßten Meinungen,

welche die Dinge meiſtern wollen, ſtatt zu fragen, ob hier etwa neue Probleme vorhanden sind, die mit den Mitteln unserer früheren Kenntnisse nicht zu erledigen sind.

Denn so liegt es tatsächlich auf weiten Gebieten der Kolonialpolitik, daß wir viel zu sehr unter dem Einfluß früherer Zuſtände und Vorſtellungen ſtehen und uns nicht genügend klar machen, daß wirtschaftliche und technische Voraussetzungen sich gewandelt haben, und daß überall die neue Kolonialära uns vor neue Aufgaben, auch der Wissenschaft, geſtellt hat.

Die ältere Kolonialwissenschaft, soweit sie nicht rein hiſtorisch war, hatte in erſter Linie ihr Interesse den Kolonien zugewendet, die in Ländern gemäßigter Zone durch rein weiße Besiedlung entſtanden waren. Sie beschäftigte sich allenfalls noch mit den Aufgaben, die sich aus der kolonialen Beherrschung alter Kulturländer wie Indiens ergaben. Aus den anderen Tropenkolonien kannte sie eigentlich nur das Problem der Negersklaverei und ihrer Folgen. Aber sie beschäftigte sich noch nicht mit den schwierigen Aufgaben, die daraus entſtehen, daß sich Weiße zwischen einer freien, lebensfähigen farbigen Bevölkerung ansiedeln. Die Sache war ja bis dahin einfach genug gewesen. In Nordamerika und in Auſtralien hatte man mit den Eingeborenen auch das Problem totgeschlagen.

In Afrika aber ſtehen wir lebensfähigen eingeborenen Völkern gegenüber, und selbſt in der Südsee iſt der Untergang der Eingeborenen vielleicht doch kein unabwendbares Naturgesetz. Das allein schon ſtellt die europäische Kolonialpolitik vor neue Aufgaben. Das weiß Jedermann, aber die Konsequenzen daraus zu ziehen, iſt nicht Jedermanns Sache.

Wie die Gegenden der Kolonisation, sind auch ihre wirtschaftlich technischen Voraussetzungen andere geworden. Nichts hat die Weltwirtschaft so umgeſtaltet, wie die veränderte Verkehrstechnik. Jeder weiß, wie Dampfschiff, Eisenbahn und Telegraph den Erdball verkleinert, die Menschen beweglicher gemacht haben. Aber wir machen uns nicht immer genügend klar, wie damit auch alle Voraussetzungen der Besiedlung, namentlich tropischer Gebiete, umgeſtaltet sind.

Das Inſtitut Colonial International, das gegenwärtig eine Untersuchung über die Lebensfähigkeit der weißen Rasse in den Tropen veranſtaltet, setzt an die Spitze seines Arbeitsplanes den Satz: daß die Erfahrungen mit früheren Kolonisationsversuchen wegen der Umgeſtaltung unserer hygienischen Kenntnisse und Einrichtungen nicht mehr maßgebend seien. Das gilt aber in gleichem Maße von den wirtschaftlichen Voraussetzungen der weißen Besiedlung. Eine so isolierte Fortexiſtenz von Siedlungen, wie sie früher vorkam, ohne Nachschub und Blutauffrischung, ohne Absatz nach außen und Anregung von außen, iſt heute nicht mehr denkbar.

Was aber von der Verkehrstechnik gilt, trifft nicht minder zu für die veränderte Organisation des Kapitals und der Unternehmungsformen.

Und noch eines iſt gerade von der deutschen Besiedlung zu sagen: unsere ganze Kolonialbewegung iſt in ihren Anfängen aus dem tiefen Eindruck erwachsen, den die deutsche Massenauswanderung hervorrief. Wie kann diese Auswanderung dem deutschen Volkstum erhalten werden? war die leidenschaftliche Frage der Patrioten. Aber diese Massenauswanderung exiſtiert nicht mehr. Unsere Kleinbauern und Landarbeiter ziehen nicht mehr in Massen nach den Vereinigten Staaten. Wer dort noch hingeht, iſt faſt immer durch persönliche Beziehungen zu bereits dort Wohnenden geleitet. Für den Arbeiter iſt heute Deutschland kein Aus-, sondern ein Einwanderungsland. Heute geht der wirtschaftlich wichtige Teil unserer Auswanderung aus dem Mittelſtande hervor. Kaufleute, Ingenieure, Landwirte, Angehörige der freien Berufe suchen draußen Lebensbedingungen, die minder beengt sind als daheim, und ungleich den früheren Auswanderern haben sie meiſt nicht die Absicht, das Band endgültig zu zerschneiden, das sie mit der Heimat verknüpft. Und eben jene Leichtigkeit des Verkehrs, von der ich sprach, hält sie in Verbindung mit dem Mutterlande. Also auch hier ein großer Wandel: nicht schmerzlicher Kräfteverluſt, sondern erfreulicher Kraftüberschuß, der nach Betätigung sucht.

Das also sind die neuen Grundlagen für das Problem der Besiedlung unserer Kolonien. Und aus dem Wirrsal veralteter Vorſtellungen und unklarer neuer Wünsche

tauchen die Umrisse der uns noch neuen Wirklichkeit auf.

Während wir diskutieren, gehen die Dinge ihren eigenen Lauf. Wir sprachen von Ackerbaukolonien, und es zeigt sich, daß Afrika das große Land der Viehzucht ist, nicht bloß im subtropischen Südwesten, auch in den weiten Hochgebieten der Tropen, höchst erfreulich in einer Zeit, in der wachsende Volkszahl und wachsender Wohlstand und Verschiebungen in den Ernährungsgewohnheiten den Verbrauch von Fleisch und Fetten über die Leistungsfähigkeit der bisherigen Produktionsgebiete zu steigern drohen.

Wir dachten an die Gewinnung von Kolonialwaren im herkömmlichen Sinne, und statt ihrer liefern uns die Kolonien vor allem gewerbliche Rohstoffe, tierische wie pflanzliche, und geben so die Antwort an jene Nationalökonomen der bleichen Sorge, die uns mit der Frage ängstigen wollen: Woher sollen die Rohstoffe für den wachsenden Bedarf der Weltindustrien kommen?

Wir fragten uns, wie wir Menschen in unsere Besitzungen bringen sollten und wohin, und wir sehen, wie, über die Organisationsbestrebungen der Kolonialfreunde und einer vorsorglichen Regierung hinaus, wagemutige Männer den Kampf mit den Elementen aufnehmen. Selbst unter der Tropensonne Ostafrikas, hinter dem Gürtel der rasch wachsenden tropischen Pflanzungen tauchen solche Pioniere auf, halbnomadische Buren, gewandte Griechen, zähe Schwaben aus Palästina sitzen an den Hängen der Riesenvulkane, und selbst tief im menschenarmen Lande jenseits des großen Grabens weidet zwischen Gnus und Antilopen ein Deutscher seine Rinderherden.

Und schon ergeht sich wieder die patriotische Phantasie in lockenden Vorstellungen.

Wie die weiten Prärien Nordamerikas mit Bauernansiedlungen bedeckt sind, Hof an Hof, wie die australischen und argentinischen Steppen die Heimat des Viehzüchters geworden sind, so in Südwest, so in Ostafrika ein weißes Volk von Bauern und Viehzüchtern fest auf der eigenen Scholle, mit Pflug und Schwert den Boden und unsere Herrschaft schützend gegen die schwarzen Massen ringsum, umrungen von Gefahren, Freiheit und Leben täglich sich erobernd. Eine herrliche Vision wie die des alternden Faust, des Kolonisators, der zwecklose Kraft unbändiger Elemente niederwerfend ein paradiesisches Land schaut.

Aber nicht dichterische Visionen dürfen uns fesseln, wir haben es mit nüchterner Wirklichkeit zu tun. Wir müssen uns fragen, ob solche Vorstellungen von Volkssiedlung im Reiche der Möglichkeit liegen.

II.

Das erste, worüber wir uns klar sein müssen, ist, daß die Voraussetzungen für die Besiedelung unserer Schutzgebiete von der der älteren Siedelungskolonien sich in einer Beziehung ganz unterscheiden. Ich meine nicht die klimatischen oder gesundheitlichen Unterschiede. Davon zu sprechen ist nicht meines Amts. Ich meine die eine große Tatsache, die ich vorhin schon hervorhob, daß wir keine Schutzgebiete haben, in denen der Weiße allein ist, daß unsere Kolonien, um den treffenden Ausdruck Supans zu gebrauchen, Mischkolonien sind. Das Neben- und Durcheinander der Eingeborenen, der fremden Farbigen, der Mischlinge, der Weißen jeder Herkunft, dies bunte Bild, welches das Auge erfreut und die Neugier des Touristen reizt: es zeigt auch die Eigenart und die Schwierigkeiten der politischen, wirtschaftlichen, sozialen Probleme unserer Kolonialpolitik.

Man mag noch so sehr sagen, Südwest soll weißen Mannes Land sein. Tatsächlich ist die Unterschicht der Farbigen da. Wir haben ihnen in der Hauptsache ihren Besitz genommen. Wir haben ihre politische Organisation zertrümmert. Aber wir brauchen sie als Arbeiter. Wir brauchen sie so sehr, daß man mit Recht heute fragt, ob es rein vom Standpunkt des wirtschaftlichen Nutzens aus richtig war, sie zu Tausenden in die Todessteppe zu treiben. Heute holt man Ovambos und Kapjungen, um den Arbeiterbedarf zu decken. Daß der weiße Siedler farbiges Gesinde habe, wird stets als selbstverständlich vorausgesetzt. Auf dem letzten Kolonialkongreß wurde von kundiger Seite erklärt: Der Erfolg des Ansiedlers in Südwest hängt davon ab, ob er mit den Eingeborenen umzugehen weiß. Das neueste Handbuch des Emigrant's Information Office über die Oranjekolonie sagt: Fast ausnahmslos zieht der Farmer die eingeborene der weißen Arbeit vor.

Erst recht ist das natürlich in den Tropen der Fall, auch abgesehen von der eigentlichen Plantagenregion. Wo einheimische Farbige nicht in genügender Zahl vorhanden sind, sucht man ja fremde Kulis heranzuziehen. Die weißen Siedler wirtschaften mit farbigen Arbeitern am Meru und am Kilimandjaro so gut wie in den Baining-Bergen. Und die, welche noch nicht in der Lage dazu sind, streben darnach es zu tun. Von den Hochlanden Kameruns (Dschang und Bamenda) hat der Gouverneur Seitz gesagt, daß auch dort der Weiße immer auf die Arbeit der Eingeborenen angewiesen sein werde (Kol. Rundschau 1909, S. 322). In bisher menschenleere Gebiete, wie sie östlich von den großen Vulkanen Ostafrikas sich ausdehnen, werden die Siedler ebenso Farbige als Arbeiter hineinziehan, wie sie es in gleicher Lage in der Kapkolonie und im Oranjestaat getan haben. Vergeblich würde man versuchen, sie daran zu hindern, um das Land als »weißes« zu erhalten. Nur wo Farbige in einem sonst weißen Lande nicht heimisch sind, kann man solche Kulis ausschließen, eine »weiße Arbeiterpolitik« treiben, wie jetzt im tropischen Teil von Queensland. Freilich hat dort das Verbot der Verwendung der Kanaken zur Folge, daß die Großbetriebe in Halbpachtbetriebe, zum Teil in chinesischen Händen, zerfallen, und daß seit 1904/05 die Anbaufläche der wichtigsten Produkte zurückgeht, während die arbeitsparende Viehwirtschaft zunimmt.*) Wenn in Natal der Ausschluß der indischen Kulis durchgesetzt würde, so kämen immer noch neun Farbige auf einen Weißen.

Wo in Afrika die weiße Besiedlung zunimmt, vermehrt sich auch die farbige Bevölkerung, ja deren Zunahme ist die Voraussetzung für das wirtschaftliche Gedeihen der Weißen, so daß diese gar nicht den Wunsch haben, die Farbigen zu verdrängen.

Und ist nicht diese Anwesenheit der fremdrassigen Unterschicht auch eine der psychologischen Grundlagen der Kolonisation? Was lockt den Kolonisten und befriedigt ihn? Gewiß die Unabhängigkeit, der freie Ellbogenraum, die eigene Scholle. Aber doch auch das Gefühl, ein »Herr« zu sein, der höheren Kaste anzugehören. Wer von uns, der unter fremdrassigen Völkern gelebt hat, kennt dieses Gefühl nicht? Oder das Unbehagen, wenn man sieht, daß ein Weißer mit Farbigen gemeinschaftlich gewöhnliche Handarbeit verrichtet.

In weiße Siedlungskolonien mit ihren hohen Löhnen wandert der gewöhnliche Handarbeiter, dort kann er vorwärts kommen. Vielleicht mag er auch nach tropischen Gebieten gehen, wo keine oder keine arbeitsfähige Eingeborenen-Bevölkerung vorhanden ist, obgleich nicht blos in Deutschland, sondern selbst vom englischen Emigrant's Information Office vor der Arbeit in den Zuckerpflanzungen Queenslands gewarnt wird. Aber in tropische und subtropische Kolonien mit Eingeborenen soll der gewöhnliche Arbeiter nicht gehen. Durch die Konkurrenz der farbigen Arbeiter wird er in seiner Lebenshaltung herabgedrückt. Man denke an die Notizen über die Deutschen in Jamaica, die kürzlich durch die Presse gingen. Und was ich bisher über die Lage deutscher Arbeiter im tropischen Brasilien im Petropolis und anderwärts gelesen habe, klingt unerfreulich genug. Der mittellose Weiße, der auf gewönlichen Arbeitslohn angewiesen ist, findet keinen Lohn, von dem er anständig leben kann, er kann sich vor den Wirkungen des Klimas weniger schützen, er kann keine weiße Frau erhalten und wird mit farbigen Weibern Mischlinge in die Welt setzen, die in Vernachlässigung aufwachsen. Er ist in jeder Beziehung unerwünscht.

Nur wo das Lohnniveau der Eingeborenen schon stark gehoben ist, kann es etwas anders sein, wie im Westen der Kapkolonie oder in Algier, wo der Spanier mit dem berberischen Wanderarbeiter zusammen arbeitet und bei guten Akkordlöhnen sich durch Fleiß und Genügsamkeit zum Gemüsebauern herauf arbeitet. Aber schon der Franzose wird solche Arbeit meist verschmähen.

Hebt sich die Leistungfähigkeit der Farbigen, so ist das für den weißen Arbeiter in anderer Richtung verhängnisvoll. Dann kann er aus Stellungen verdrängt werden, die er bisher inne hatte als qualifizierter Arbeiter, als Vorarbeiter, als kleiner Angestellter. Das Interesse des weißen Unternehmers, auch der öffentlichen Verwaltung, soweit sie Arbeitgeber ist, geht nicht parallel

*) Seit 1904/05 Abnahme der Anbaufläche nicht bloß von Zucker (trotz der Prämiierung des mit rein weißer Arbeit erzeugten), sondern auch von Reis, Kaffee, Bananen, Arrowroot, Tabak, Wein und selbst von Weizen, Gerste und Mais. Abnahme auch der Schweinehaltung.

mit dem des »kleinen Weißen«, wie die Franzosen ihn nennen. Meist ist der Farbige billiger, fügsamer, weniger anspruchsvoll. Reicht erst seine Geschicklichkeit aus, so tritt er an die Stelle des Weißen als Schreiber, als Lokomotivführer und Maschinist, als Vorarbeiter auf der Pflanzung und im Bergwerk. Und ähnlich geht es bei den minder leistungsfähigen kleinen Handwerkern und Krämern. Liegt doch hier eine der großen Schwierigkeiten überall, wo derartige, nicht einmal Rassen-, sondern Nationalitätsgegensätze bestehen. So wirkt der ländliche Großbetrieb, der in unserem Osten polnische Tagelöhner, der deutsch-böhmische Fabrikant, der tschechische Arbeiter beschäftigt, der deutschen Arbeiterbevölkerung entgegen.

III.

Alle ländliche Siedlung also sieht in Mischkolonien von vorn herein anders aus, als das Bild, das wir von Bauernkolonisation gewöhnlich haben. Keine weißen Landarbeiter, die sich zu Besitzern hoch arbeiten, sondern Ansiedler mit einigem Kapital, die mit farbigen Arbeitern wirtschaften. Das ist auch bei intensiv arbeitenden Kleinsiedlern der Fall. Klein-Windhuk umschließt eine große Zahl Farbiger.

Wo nur genügend eingeborene Arbeitskräfte zu haben sind, und wo reichlich Land vorhanden ist, hat aber die Kleinsiedlung die Tendenz, sich zu größerem Betriebe auszuwachsen.

Der Eingeborene kann in reiner Hauswirtschaft leben, nicht der Kolonist, soll er nicht auf die Stufe des Eingeborenen herabsinken. Ein absatzloser, nur für den eigenen Bedarf naturalwirtschaftlich arbeitender Kleinbetrieb kann nicht das Ziel der Besiedlung sein. Der Siedler muß für den Markt produzieren, und für den Kleinsiedler ist das zunächst der lokale Markt: Produktion von Gemüse und Obst, von Milch und Butter, von Tabak und Mais, vielleicht auch etwas Weizen und Gerste für den Bedarf der benachbarten Bevölkerung. Die Schutztruppe, die Städte, die Plantagen und Bergwerke mit ihren Arbeitern sind die Abnehmer. Deren Bedarf stellt an sich die Obergrenze dar für die Ausdehnung der Kleinsiedlung. Jetzt ist in unseren Kolonien noch Raum dafür. Haben wir doch überall eine erhebliche Einfuhr von Lebensmitteln. Aber auf die Dauer ist das doch ein enges Feld. Und es wird verengt dadurch, daß dem Kleinsiedler Konkurrenz entsteht. Eingeborene, ehemalige Kulis, Mischlinge treiben bald eine ähnliche kleinbäuerliche Wirtschaft, der der Weiße durch bessere Kulturmethoden gerade auf diesem Gebiet nur teilweise überlegen ist. Die anfänglich hohen Preise des lokalen Marktes aber werden dann gedrückt.*)

Der weiße Ansiedler steht bald vor der Notwendigkeit, sich nach anderen, auf dem großen Markte verkäuflichen Produkten umzusehen. Er tut es aber auch aus dem viel wichtigeren Motive, daß er sich ja nicht draußen niederläßt, um zeitlebens ein Kleinbauer zu bleiben. Er will voran kommen und sich ausdehnen, wenn irgend Arbeitskräfte und Landmenge das erlauben. Er geht zu umfangreicherer Viehzucht über. In den Tropen baut er Kaffee, Baumwolle, Kautschuk, Dinge, welche die hohen Transportkosten zum Hafen tragen können, d. h. also: er treibt Plantagenwirtschaft, und diese drängt naturgemäß zur Erweiterung. Die Kaffeepflanzungen am Kilimandjaro mit jetzt 50 bis 100 Hektar bepflanzter Fläche haben sich allmählich aus den kleinsten Anfängen entwickelt. Von den Bauern in den Baining-Bergen hat uns Gouverneur Hahl auf dem Kolonialkongreß erzählt, daß sie von den Bergen schon jetzt hinuntersteigen und unten fruchtbares Pflanzungsland aufnehmen. Die gleiche Erscheinung können wir in Usambara beobachten.

So wird der Kleinbetrieb zum Mittel-, zum Großbetrieb, der Bauer zum Pflanzer. Und wenn die erste Generation bei der Arbeit noch kräftig mit Hand anlegt, schon bei der zweiten, die inmitten farbiger Knechte heranwächst, wird das zweifelhaft sein. Sie werden Herrenbauern, die statt des verschwitzten Flanellhemds den weißen Tropenanzug tragen.

Die Siedler wollen nicht Kleinbauern bleiben und können es nicht. Nur wo sie ganz von allem Verkehr abgeschnitten leben, ist das denkbar, wie bei jener deutschen Bauernansiedlung, die in Peru auf 2000 Meter Höhe in der Weltenferne lebt, von der

*) Wenn heute schon im Hochgebiet des Bezirks Langenburg Weizen zu 3 bis 4 Rupien und Mais zu 1 Rupie der Zentner verkauft wird, so ist das für einen weißen Siedler wenig verlockend.

aber auch berichtet wird, daß sie durch Inzucht degeneriert.

Wo Farbige in größerer Zahl vorhanden sind, gibt es keine eigentliche dauernde Bauernkolonisation.

IV.

Auf die Dauer beruht die höhere Stellung des Europäers als landwirtschaftlichen Unternehmers doch auf der Erzeugung von Dingen, die der kapitallose Kleinbetrieb nicht auf den Markt bringen kann, von Produkten, die einen langfriſtigen Kapitalaufwand voraussetzen, die koſtſpielige Aufbereitungsmaschinen oder Anlagen fordern, die in größeren gleichmäßigen Mengen auf den Markt gebracht werden müssen.

Der kapitaliſtische Großbetrieb iſt es, der in Mischkolonien das Wesen der weißen Siedlung ausmacht, mag es sich um Viehwirtschaft oder um Plantagenwirtschaft handeln. Und tritt erſt einmal die gern prophezeite Getreidenot in Europa ein, dann werden bei genügenden Preisen auch Großbetriebe des Getreidebaues rentieren.

Aller Großbetrieb iſt eine Frage der Arbeitsverfassung. Sind Arbeitskräfte nicht mehr verfügbar, muß der Großbetrieb zerfallen, aber nicht notwendig der große Besitz, der dann durch Anteilwirtschaft in den verschiedenſten Formen nutzbar gemacht wird. Das iſt in den Ländern der Negersklaverei nach deren Aufhebung so gut eingetreten, wie jetzt in Queensland.

Die Ausdehnung des Großbetriebs hängt also ab von den verfügbaren Arbeitskräften, in den Kolonien so gut wie bei uns. Das Eigenartige liegt dort auf anderem Gebiete. In unseren Ländern längſt aufgeteilten Grundeigentums verschieben sich nur langsam die Betriebsgrößen. Ein Bauernhof, ein Gutsbetrieb iſt uns ja nach den wirtschaftlichen Verhältnissen einer Gegend eine beſtimmte Größe, eine ziemlich konſtante Einheit. In Neuländern mit Überfluß an Land, vor allem in tropischen und subtropischen Gebieten iſt das anders. Wohl sucht die Regierung bei der Vergebung der Staatsländereien auf gewisse Besitzgrößen hinzuwirken, die ihr zweckmäßig erscheinen. Aber im ganzen sind die Betriebsgrößen viel mehr im Fluß als bei uns. Wo Arbeitskräfte vorhanden sind, und die eingeborene Bevölkerung liefert sie, dehnt sich die Pflanzung aus, ebenso wie wir sahen, daß der Kleinbauer zum Pflanzer wird. Und dann setzt etwas ein, was bei uns zu Hause kaum vorkommt: die Einzelunternehmung des Pflanzers wird zur Gesellschaftsunternehmung. Iſt doch für viele das ersehnte Arbeitsziel, ihren Besitz einer Gesellschaft zu übertragen. Alle Momente, die z. B. in unserer Induſtrie darauf hinwirken, daß Einzelunternehmungen in gssellschaftliche umgewandelt werden — und ich will sie jetzt nicht aufzählen —, wirken auch hier. Gerade hier iſt auch an die moderne Erleichterung und Beschleunigung des Verkehrs zu denken. In den alten Pflanzungskolonien saßen die Pflanzer viel dauerhafter und feſter, oft durch Generationen auf ihrem Besitze. Jetzt iſt es leicht, häufig einmal in der Heimat Aufenthalt zu nehmen. Es iſt nicht selten, daß der Pflanzer dauernd in die Heimat zurückkehrt, seinen Besitz durch Beamte verwalten läßt und persönlich nur von Zeit zu Zeit nach dem Rechten sieht.

Absentismus der Großgrundbesitzer iſt in älteren Pflanzungskolonien ganz allgemein geworden. In heimischen ländlichen Verhältnissen sehen wir darin etwas sozial und wirtschaftlich Unerfreuliches. In tropischen Gebieten müssen wir ihn doch anders beurteilen. Dem Pflanzungsbesitzer erwachsen aus dem Aufenthalt in der Heimat mancherlei Vorteile. Über Britisch-Weſtindien berichtete die Untersuchungskommission von 1896/97: »Die Plantagen, deren Einrichtung am vollkommenſten war, und deren Bewirtschaftung am offenkundigſten genügte, ſtehen im Eigentum von absentiſtischen Pflanzern.« (Wagemann, Britisch-Weſtindische Wirtschaftspolitik S. 59.) Iſt aber die Betriebsleitung am Orte doch in Händen von Angeſtellten, dann liegt der Übergang des Eigentums an Kapitalgesellschaften nahe, bei denen das Zusammenbringen des Kapitals für riskante Anlagen leichter iſt. — Auch das drängt auf den Beamtenbetrieb hin, daß das Klima einen häufigeren Wechsel im leitenden Personal wünschenswert macht.

So iſt es kein Wunder, daß jetzt auch in neu in Angriff genommenen Gebieten, so in den deutschen Besitzungen, Gesellschaftsunternehmungen von vorn herein eine so große Verbreitung finden und die ganz großen Pflanzungen mit Vorliebe diese Form annehmen. Nach der letzten Denkschrift

kamen von den auf Pflanzungen in Ostafrika beschäftigten Arbeitern 2/3 auf Gesellschaftsunternehmungen. In Kamerun treten die Einzelpflanzer noch viel mehr zurück. In Neu-Guinea sehen wir gerade in der letzten Zeit die Umwandlung einer Großunternehmung nach der andern in die Gesellschaftsform.

Und noch eine Beobachtung aus der Naturgeschichte der Mischkolonie: wo eine zahlreiche Eingeborenen-Bevölkerung besteht, und wo der größte Teil des Landes ins Eigentum des Weißen gekommen ist, da sehen wir diesen zuweilen ganz zum Grundherren werden, der ohne eigenen landwirtschaftlichen Betrieb als Rentner von der Arbeit seiner farbigen Hintersassen lebt. Das war schon in Amerika so in der Zeit der spanischen Herrschaft. Das sehen wir heute noch im lateinischen, tropischen Amerika und in Westindien. Das finden wir wieder in Natal und in Transvaal. Und wenn uns dieser Typus des Grundherrn etwas feudal-mittelalterlich anmutet, so hat er auch sein modern kapitalistisches Gegenstück in großen Landgesellschaften z. B. Algeriens, denen weiter Landbesitz zur Kolonisation überwiesen wurde, und die durch Verpachtung an Eingeborene die Dividende ihrer Aktionäre erzielen.

V.

Jenem Ideal der Sicherung und dauernden Festigung der Kolonie durch die weißen Siedler dienen also alle solche Siedlungsformen, die wir betrachtet haben, nicht so sehr. Wir wollen nicht unterschätzen, was es bedeutet, wenn draußen der weiße Mann auf sich selber steht und mit der Büchse in der Hand Haus und Hof und seine Herrschaft verteidigt. Aber großen Aufstandsgefahren kann er doch nicht allein begegnen. Schon die weite Zerstreuung ländlicher Besiedelung in Neuländern macht das unmöglich.

Mir ist immer merkwürdig gewesen, daß bei den Erörterungen, wie der Kolonialbesitz durch Besiedelung gesichert werden könne, so wenig von den Städten die Rede ist. Schon in der römischen Kolonisation sind doch wohl die Städte die Mittelpunkte gewesen. Mit Staunen sahen wir in Nordafrika bis zum Wüstenrande die Trümmer großer Städte, die fremde Herrschaft inmitten des berberischen Landvolks sicherten. Die Burg«, die im Mittelalter das Bollwerk gegen fremde Horden bildete, war die Stadt, so klein sie meist nach unseren heutigen Begriffen war. In Mischkolonien sind gerade die Städte die weißen Zentren. Wo in Nord- oder Süd-Afrika auf dem platten Lande ein Weißer auf 10 oder 20 Eingeborene kommt, ist in den Städten mindestens die Hälfte der Bevölkerung weiß. In den Tropen ist das etwas anders, aber auch hier sitzt am gedrängtesten die weiße Bevölkerung in den Städten. Hier sind die Mittelpunkte des wirtschaftlichen Lebens. Hier finden wir wichtige Elemente der neu in der Kolonie sich aufbauenden Gesellschaft: neben den Beamten die Ärzte, die Anwälte, die Lehrer, die Redakteure. Dort sitzen die großen Handelshäuser, die Banken, die Leitung der Verkehrsanstalten, dort sind die größeren Läden, die bessern Handwerker, die Gastwirte. So klein solche städtische Siedelungen oft sind, vor ihnen machen die Aufstände halt. Ist doch sogar der Ansturm der Buren vor den kleinen englischen Städten Südafrikas zum Stehen gekommen. In den Städten pulsiert auch lebhafter der geistige Verkehr mit der Außenwelt, der die Kolonien vor geistiger Verkümmerung schützt.

VI.

Welche gesellschaftliche Ordnung also entsteht aus der Eigenart der Mischkolonie?

In den weißen Siedlungskolonien sind Demokratien entstanden, reiner als wir sie in unseren alten Kulturländern finden. Was in der Mischkolonie entsteht, ist eine neue Form der Aristokratie mit ihren Licht- und ihren Schattenseiten. Darüber müssen wir uns klar sein. Es ist kein Zufall, daß die Vertreter der radikalsten Demokratie in England, wie bei uns, der Ausdehnung solcher Kolonialherrschaft instinktiv widerstreben.

Wir müssen uns, ohne Voreingenommenheit für oder gegen sie, klar sein über die Tendenzen, die solcher aristokratischen Gesellschaft innewohnen, die sich ganz unwillkürlich nach unten abzuschließen sucht, wie das noch jede Aristokratie getan hat. Es sind Tendenzen, wie sie von Urzeiten her jeder Staat gezeigt hat, der durch Unterwerfung autochthoner Völker unter ein eroberndes land- und rassefremdes Volk entstanden war. Oben die herrschende Kaste,

Grundherren und Städter, die von der Handarbeit des farbigen Volkes leben. Abschluß nach unten: wie in den mittelalterlichen Tuchmacherstädten keiner ratsfähig war, dessen blaue Nägel den Handarbeiter zeigten, so schließt man hier die blauen Nägel des Mischlings und des Eingeborenen aus.

Ständische Einrichtungen, Sonderrecht und Sondergerichtsbarkeit, wie der Weißen, so der verschiedenen Arten von Farbigen. Kein Konubium, keine Gemeinschaft der Sitten, der Sprache, der Kleidung. Abneigung gegen den kleinen Weißen, der das Prestige der Herrscherrasse mindert. Eine Aristokratie, die sogar noch schroffer als jene alten Erobereraristokratien sich abschließt. Diese haben oft die aristokratischen Elemente des unterworfenen Volkes in sich aufgenommen, wie das die Russen bis zum heutigen Tage tun. Wir bringen sie zum Absterben. Man denke an das Herunterkommen der Araber in Ostafrika.

Die Frage, ob sich der Weiße in seiner Herrscherstellung behaupten, ob unsere Herrschaft in Afrika von Dauer sein wird, ist nicht blos eine Frage nach den Wirkungen von Klima und Hygiene. Es ist auch eine Frage nach der Möglichkeit jeder Aristokratie, sich über den Massen zu behaupten.

Wird der Weiße in den Tropen und Subtropen die Überlegenheit des Könnens und des Wollens sich erhalten, auf der schließlich seine Herrscherstellung beruht? Von hier aus erhält die ganze Frage der Akklimatisation für mich erst ihre eigentliche Bedeutung. Wir kennen die erschlaffende Wirkung, nicht bloß der heißen Klimate, sondern auch der unbeschränkten Herrschaft über Knechte.

Man kann doch nicht wohl bestreiten, daß die Gesellschaftsordnung der Buren in ihrer Abschließung nach außen sich zu zersetzen anfing, und daß ihre ohnehin geringe kulturelle Leistungsfähigkeit sich in das Gegenteil zu verkehren drohte. Weidewirtschaft mit farbigem Gesinde ist eine Grundlage aristokratischer Gesellschaftsordnung, aber nicht menschlicher Kulturentwicklung.

Auf dem Kolonialkongreß hat unser Kollege Nocht darauf hingewiesen, daß die ganze Frage der Akklimatisation anders beurteilt werden muß, seit der moderne erleichterte Verkehr, das Hin- und Herfluten der Menschen, der immer neue Nachschub frischen Blutes einer Degeneration infolge klimatischer Einflüsse entgegenwirke. Man könnte hinzufügen, daß das um so wichtiger ist, als den hygienischen Verbesserungen die wirtschaftlichen Motive häufig entgegen arbeiten. Der Pflanzer geht dem fruchtbaren Boden, der Kaufmann den Absatzgelegenheiten nach, aber nicht den guten hygienischen Existenzbedingungen.

Was da vom hygienischen Standpunkte aus gesagt ist, wird auf sozialem Gebiete nicht minder wirksam sein. Was unter den modernen Verhältnissen der Besiedelung unserer Kolonien an Seßhaftigkeit abgeht, wird mehr als gut gemacht dadurch, daß eine starre Abschließung dieser kolonialen Herrscherkaste nach außen nicht mehr eintreten kann. Sie wird vom Mutterlande her dauernd Anregung und frisches Blut erhalten.

Auch unter einem anderen Gesichtspunkte wird das wichtig. So gewiß es übertrieben ist, wenn über die natürliche Volksvermehrung der Afrikaner ungeheuerliche Zahlen verbreitet werden, wahrscheinlich ist es doch, daß sie bei den Farbigen stärker sein wird als bei den Weißen, wenn erst eine geordnete Gesundheitspflege und die Bekämpfung von Seuchen und Hungersnöten der natürlichen Vermehrungstendenz der Eingeborenen freiere Bahn schafft. Mit zunehmender Zahl der Eingeborenen wachsen die Erwerbsmöglichkeiten der Weißen; aber auch hier die Notwendigkeit der Zufuhr frischen Blutes. Sehr zahlreich wird die weiße Herrscherkaste namentlich außerhalb der Städte schwerlich je werden.

Viel schwieriger ist es, die Antwort zu finden auf eine andere Frage:

Es war noch für jede Aristokratie verhängnisvoll, wenn sie sich starr abschloß gegen die von unten aus der beherrschten Masse aufsteigenden Talente und Fähigkeiten. Eine europäische Kulturherrschaft, die die Eingeborenen hebt, muß Wege finden, den so von ihr geweckten Elementen Luft für ihren Betätigungsdrang zu geben. Sehen wir heute auf Algier oder Ägypten, auf Indien oder die Philippinen: es zeigen sich uns die schwierigen Probleme, die aus der Umbildung der eingeborenen Gesellschaft erwachsen, wenn eine aufstrebende Schicht durch wirtschaftliche Tätigkeit oder auf dem Felde der freien Berufe sich aus der Masse heraus zu heben sucht. Mag das für unsere Besitzungen noch

in weiter, für manche in sehr weiter Ferne liegen, auftauchen wird auch dies Problem, schon durch die Mischlinge, deren Entstehung wir durch Versagen des Konubiums doch nicht ganz verhindern können.

VII.

Und noch ein letztes. Will sich da draußen ein deutsches Volkstum entwickeln, so wollen wir uns dessen freuen. Aber wir wollen uns darüber nicht täuschen, daß es vielfach seine eigenen Wege wandeln wird. Die neuen Lebensverhältnisse, die ganze Wucht der eigenen Interessen, die keineswegs immer mit denen des Mutterlandes parallel gehen, schaffen neue Nationalitäten. Entsteht doch in Neuländern sogar in der äußeren Erscheinung ein veränderter Typus.

Das größte Kolonialvolk, die Engländer, sind sich darüber ganz klar. Im 17. und 18. Jahrhundert sprach man von Neu-England und von überseeischen Provinzen. Heute spricht man von Tochter- oder gar schon von Schwesternationen. Australier und Afrikander sind keine Engländer, so sehr sie sich Briten nennen, und auch Algerier und Sibirier stellen neue Nationalitäten dar. Wir wissen aus der englischen Kolonialgeschichte, daß diese neuen Nationalitäten, wie es das Wesen der Jugend mit sich bringt, gar nicht bescheiden sind, wenn sie ihre Eigenart und ihre Sonderinteressen betonen. So jung die Besiedlung unserer Kolonien ist, so rasch macht sich das auch dort schon geltend. Mancher ist erstaunt, wie trotzig dieses neue Volkstum schon Rücksicht fordert. Wir werden uns noch viel mehr als bisher daran gewöhnen müssen, auf allen Gebieten praktischer Kolonialpolitik neben unseren heimischen Interessen die der Kolonisten zu Worte kommen zu lassen. Und das um so mehr, je rascher die Besiedlung fortschreitet.

Dafür aber, daß dieses neue Volkstum sich nicht zu weit von dem unseren entferne, haben wir solidere Garantien, als den unsicheren Boden der Gemeinschaft der Gefühle. Es gehört zum Wesen solcher Kolonien, wie wir sie besitzen, daß nicht bloß ein dauerndes Hin und Her der weißen Bevölkerung immer neue Fäden persönlicher Beziehungen und Interessen schlingt. Auch politisch können Gebiete, in denen die Masse der Bevölkerung den Herrenbauern rassefremd ist, Schutz und Hilfe des Mutterlandes nicht entbehren.

An Sorge und Arbeit wird dieser Kolonialbesitz dem deutschen Volke noch ein genügendes Maß bringen. Wir aber wollen uns freuen, daß das schon so reiche Bild unseres Volkstums durch diesen Einschlag neuer Lebensmöglichkeiten noch mannigfaltiger wird. Hier an unserm ganz bescheidenen Teile mitzuwirken, Neuland, auch der Wissenschaft, beackern zu dürfen, wird der Stolz unseres Institutes sein.

Heine zu Beginn des 20. Jahrhunderts.

Von Oskar Walzel, Professor an der Technischen Hochschule, Dresden.

(Schluß)

Von Flirt zu Flirt geht es dann weiter bei Heine. Bald ist's die schöne Frau aus Celle, bald die Gräfin Bothmer in München. Bis er endlich bei Mathilde Mirat landet und bei ihr ein eifersüchtig und angstvoll gehütetes Glück findet. Goethes Liebe zu Christiane ist einer Resignation entwachsen. »Eine Liebe hatt ich, sie war mir lieber als alles! Aber ich hab sie nicht mehr! Schweig und ertrag den Verlust!« So heißt es in denselben »venezianischen Epigrammen«, die das Glück der jungen Liebe zu Christiane verkünden. Eine Resignation indes, weniger aus Mangel, als aus Überreichtum geboren. Eben weil Goethes Seele vom Weibe schon alles empfangen zu haben glaubte, was es, uns hinanziehend, bieten kann, dachte er in Christiane ein dauerndes Genügen zu finden. Bis dann Minna Herzlieb die verschüttete Quelle wieder zum Strömen bringt und in Goethe die bittere Pein auslöst, die in den »Wahlverwandtschaften« sich spiegelt. Heine resignierte, ehe er das kannte, was Goethe längst besessen hatte. Oder er resignierte vielleicht in dem Augenblick, da es sich ihm lockend auftat und doch wieder versagte. Mit feinfühligem Spürsinn hat der geistvolle und seelenkundige Biograph Heines, Jules

Legras, die Bedeutung einer Frau aufgedeckt, in der Heine den seelischen Reichtum und den künstlerischen Feinsinn Rahels und dazu den ganzen sinnlichen Zauber beisammen antraf, den er nicht entbehren konnte, nach dem sein heißes Blut sich sehnte. Es war die Prinzessin Belgiojoso.

Legras glaubt behaupten zu dürfen: »Non seulement elle fut, à son heure, la confidente de ses angoisses les plus secrètes, mais encore il semble qu'elle ait agi efficacement en faveur de son ami pauvre. En tout cas, elle fut pour lui une conseillière — la seule dont les avis fussent écoutés. Malheureusement, son influence ne s'exerça pas longtemps. Jamais peut-être Henri Heine ne fut plus près de mener une vie normale qui eût assaini et comme filtré ses œuvres. La princesse Belgiojoso l'eût sans doute maintenu dans un monde plus choisi que celui dans lequel il devait tomber; exilée comme lui, elle eût compris ses heures d'abattement; femme délicate, elle l'eût mis en garde contre les écarts de sa plume.«

Legras setzt bedauernd hinzu: Heines Sinne und sein unglücklicher Stern führten ihn leider zu einer Frau, die seines Geistes wie seines Herzens gleich unwürdig war. »Il importerait peu à l'histoire littéraire de conserver le souvenir de Mme. Henri Heine, née Mathilde Mirat, si l'influence vulgaire qu'elle exerça, innocement, sur le poète épris de ses formes, n'avait si tristement contribué à eloigner celui-ci de toute société choisie où son goût eût pu se maintenir pur et délicat.«

Der Stimmung der Zeit, in der die junge Liebe zu Mathilde und die starke seelische Macht der Fürstin in Heines Innerem miteinander rangen und kämpften, entstammt das Bekenntnis, das er am 27. September 1835 dem neuen Freunde Laube ablegte, vielleicht das ergreifendste, das der reifende Heine jemals zu geben hatte: »Ach! trotz der größten Vorsicht erfaßt uns ja oft genug ein übermächtiges Gefühl, das uns jene Klarheit des Schauens und Denkens raubt, die ich nicht gern aufgebe. Sobald unser Sinn getrübt und unser Geist erschüttert ist, sind wir nicht mehr die Genossen der Götter.« Ruhig und im Lichte habe er gewandelt; aber seit neun Monden seien große Stürme in seiner Seele laut geworden. Noch immer beschäftige es ihn, die aufgeregte Seele zu beschwichtigen und, wo nicht zum hellen Tage zu gelangen, doch wenigstens sich aus einer dicken Nacht hervorzuarbeiten. Jetzt sei er auf dem Schlosse des schönsten und edelsten und geistreichen Weibes, »in welches ich aber nicht verliebt bin. Ich bin verdammt, nur das Niedrigste und Törichtste zu lieben . . . begreifen Sie, wie das einen Menschen quälen muß, der stolz und sehr geistreich ist?«

Und so blieb es den letzten Stunden seines Lebens und der letzten Geliebten Heines vorbehalten, ihm zu schenken, was er bis dahin nicht besessen hatte. Darum klingen seine letzten Verse so durchgeistigt, darum singt er am Ende seiner Erdenlaufbahn von der Frau und von der Liebe in seelisch vertieften Tönen, die der Poesie seines ganzen Lebens bis dahin fehlen. Seelische Verfeinerung, Abkehr von dem allzu sinnenfrohen Kultus des Genusses, war schon in den Schmerzensjahren der Matratzengruft ihm geworden. Allerdings äußerte sie sich zunächst nur in einer Verschärfung und Verbitterung seines Humors. Die Weltschmerztöne werden echter; und die Selbstpersiflage gewinnt einen übersarkastischen Charakter. Es ist, als ob die letzten Illusionen von Heine abfielen. Seine sorgliche Liebe zu Mathilde bringt er am 21. Juni 1853 auf die rein verstandesmäßige Formel: »Die Männer sind große Narren! Die größten Narren sind aber diejenigen Männer, welche ihre Frauen nicht lieben, da sie doch für sie dieselben Ausgaben machen müssen, und sich für dasselbe Geld ein zärtliches Gefühl verschaffen könnten.« Da tritt in den letzten Monaten seines Lebens die Mouche ihm nahe, die »zierlichste Moschuskatze«, »die anmutigste der Moschuskatzen und doch zugleich lieblich wie eine Angorakatze, gerade die Art, die ich gern habe«. »Früher habe ich lange Zeit die Tigerkatzen geliebt, aber die Sorte ist zu gefährlich, und die empreintes vivantes, die sie manchmal auf meinem Gesicht zurückließen, waren sehr fatal.« Bald wird sie ihm die »liebste Seele«, das »liebste, geliebte Geschöpf«, die »Lotosblume«; nun erkennt er in ihr die »letzte Blume seines trübseligen Herbstes«. Und wenn er auch mit alter Selbstverspottungsluft sie dann wieder eine »Gans« und sich ihren »Gänserich« (»Genserich der Erste, König der Vandalen«) nennt, so

kritzelt er doch, »der Verrückte an eine Verrückte«, »pure Charenton-Poesie«, Gedichte, wie er sie vorher nie gefunden hatte: die Verse »Es kommt der Tod« und endlich das lange Bekenntnis, in dem neben Gröberem das Feinste steht, was Heine je von Liebe gesagt hat. Noch einmal braucht er seine altgewohnte Lieblingsform, den Traum. Der Traum zeigt ihm die Passionsblume; sie steht an seinem Grabe; sich niederbeugend über seinen Leichnam, küßt sie ihm trostlos schweigend Hand, Stirn und Augen. Dann verwandelt sie sich in die Geliebte; an ihren Küssen erkennt er sie; keine Blumenlippen sind so zärtlich, keine Blumentränen brennen so feurig. Immer durchgeistigter werden Heines Worte:

Geschlossen war mein Aug, doch angeblickt
Hat meine Seel beständig dein Gesichte,
Du sahst mich an, beseligt und verzückt
Und geisterhaft beglänzt vom Mondenlichte!

Wir sprachen nicht, jedoch mein Herz vernahm,
Was du verschwiegen dachtest im Gemüte —
Das ausgesprochne Wort ist ohne Scham,
Das Schweigen ist der Liebe keusche Blüte.

Lautloses Zwiegespräch! man glaubt es kaum,
Wie bei dem stummen zärtlichen Geplauder
So schnell die Zeit verstreicht im schönen Traum
Der Sommernacht, gewebt aus Luft und Schauder.

Was wir gesprochen, frag es niemals, ach!
Den Glühwurm frag, was er dem Grase glimmert,
Die Welle frage, was sie rauscht dem Bach,
Den Westwind frage, was er weht und wimmert.

Frag, was er strahlet, den Karfunkelstein,
Frag, was sie duften, Nachtviol und Rosen —
Doch frage nie, wovon im Mondenschein
Die Marterblume und ihr Toter kosen.

Wer die Höhe der geistigen und seelischen Kultur Heines abmißt, darf nicht vergessen, daß die humoristisch-ironische Form und das ihr eigene Arbeiten mit grellen Gegensätzen absichtlich derb auftritt und den Mitmenschen vor den Kopf zu stoßen liebt. Auch Gottfried Keller hüllt sich gern in den rauhen Pelz des Abstoßenden, ja Ekelerregenden. Soll deshalb Storm als höherer Kulturmensch gelten, weil er diese Seitensprünge des Freundes unangenehm verspürte? Storm tröstete sich mit dem Bewußtsein, daß der Gottfried erst seinen Spaß zu Ende machen müsse, und beklagte nur, daß andere rufen: »Das halt der Deuwel aus!« und ihm davonlaufen. In Kellers Briefen fallen solche Späße meist noch um einiges derber aus als in seiner Poesie. Er schreibt einmal der verehrten Wiener Freundin Marie von Frisch, der Schwester Adolf Exners: »Auf Ihr Kindchen freue ich mich: das ist gewiß ein allerliebstes Tierchen! Wenn es ordentlich genährt ist, so wollen wirs braten und essen, wenn ich nach Wien komme, mit einem schönen Kartoffelsalat und kleinen Zwiebelchen und Gewürznägelein. Auch eine halbe Zitrone tut man dran.« Wie nah der Dichter des »Apothekers von Chamounix« in seinem Humor Heine verwandt war, zeigt ein Brief Heines an seine Mutter (12. April 1852). Heine grüßt die »ganze Gänsemarktfamilie«; seine Schwester und ihre Angehörigen sind gemeint. Anknüpfend an das Wort »Gänsemarkt« sagt er — ganz in Kellers Art, nur weniger gegenständlich — von seiner Nichte: »Wüßte ich nur jemand, der mein Annchen vom Gänsemarkt fortnimmt. Sie muß ja jetzt ein sehr guter Bissen sein, besonders wenn man sie mit goldenen Kastanien und Rosinen füllt«.

Die humoristische Form verdeckt oft den Gedankengehalt in Heines Äußerungen. Und doch kann auch von ihm gelten, was Goethe von Lichtenberg sagte: »Wo er einen Spaß macht, liegt ein Problem verborgen.« Der Brief an Moser vom 30. September 1823 enthält eine Stelle, die manchem nur als schlechter Witz erscheinen mag und die tatsächlich zu den schärfsten psychologischen Beobachtungen des jungen Heine und seiner Zeit zählt. Abermals zeigt sich hier die Neigung, den Eindruck in seiner reinsten Form herauszugestalten und ein Gefühl bis in seine letzten Verzweigungen zu verfolgen, eine Neigung, die dem positivistischen Zeitalter unserer Tage geläufig, im Zeitalter Hegels aber eine Entdeckung ist. Der junge Heine möchte ergründen, warum er Moser liebt und was er an ihm liebt: Nicht weil Moser ein Tugendmagazin ist und Adelungisch, Spanisch, Syrisch, Hegelianisch, Englisch, Arabisch und Kalkutisch versteht; nicht weil Moser ihm seinen Mantel geliehen und für ihn seinen Kopf sich zergrübelt hat! »Ich liebe Dich vielleicht nur wegen einiger närrischer Mienen, die ich Dir mal abgelauscht, und wegen einiger pudelnärrischen Redensarten, die Dir mal entfallen und die mir im Gedächtnis kleben geblieben sind und mich freundlich umgaukeln, wenn ich gut gelaunt, oder bei

Kassa oder sentimental bin.« Heine setzt erläuternd hinzu: »Ich hatte einen Polen zum Freund, für den ich mich bis zu Tod besoffen hätte, oder, besser gesagt, für den ich mich hätte totschlagen lassen, und für den ich mich noch totschlagen ließe, und der Kerl taugte für keinen Pfennig und hatte die schlechteften Grundsätze — aber er hatte einen Kehllaut, mit welchem er auf so wunderliche Weise das Wort »Was?« sprechen konnte, daß ich in diesem Augenblick weinen und lachen muß, wenn ich daran denke.«

Manches spielt in dieses Bekenntnis hinein. Die Angft einer noch immer reichlich sentimentalen Zeit, sentimental sich zu geben, dieser innigfte Berührungspunkt Heines und Byrons und der ganzen Generation, die sich in Byron wiederfand. Dann der hochentwickelte Intellekt, den Heine seiner Abftammung dankte, und der ihm nahelegte, mit dialektischer Gewandtheit sogenannte ftarke Gefühle in ihre Urbeftandteile aufzulösen. Wir ftehen da vor dem wichtigften, vorläufig noch faft ganz ungelöften Problem der Heineforschung; es ift die Bedeutung seiner Abkunft für seine Persönlichkeit und für sein Schaffen. Wer die Frage zu lösen sucht, muß sich bewußt sein, daß er es keiner Partei recht machen kann. Die wenigen Bemerkungen, die an dieser Stelle gegeben werden können, werden sicher auch auf Mißverftändnis ftoßen.

Für Viktor Hehn und für andere, etwa auch für Karl Busse, der sich wieder auf Renan beruft, ift Heine, weil er jüdischer Abftammung war, nur ein imitatorisches Talent geblieben; wie denn das Judentum eine Fülle von Talenten, aber nicht ein einziges schöpferisches Genie im Laufe der Jahrhunderte hervorgebracht habe. Anatole Leroy-Beaulieu vertritt die entgegengesetzte Ansicht. Er erkennt dem Judentum schöpferische Kraft zu; und er findet in Heines Dichtung einen ftarken, ganz eignen Ton: »Il y a chez lui, jusqu'en ses chants d'amour et ses plus naïves mélodies, une note étrangère à l'Allemagne du temps, quelque chose de douloureux et de mauvais, une saveur âcre, une pointe de malignité qui tient à ses origines, à son éducation, à la situation des Juifs alors en Allemagne. C'est l'oiseau échappé de la cage du ghetto et qui se souvient de sa prison, tout en volant bruyamment en tout sens pour essayer sa liberté; il y a du défi et de la rancune dans ses battements d'ailes.«

Der nächftliegende, ftrengwissenschaftliche Weg, das eigentümlich Stammhafte von Heines Gesamterscheinung herauszurechnen, wäre wohl, wenn die Züge der jüdischen Dichtung vor Heine, die bei ihm wiederkehren, zusammengetragen würden. Leider ift es bisher noch nicht geschehen; und nur ein guter Kenner der jüdischen Literatur könnte die Aufgabe lösen. Da gibt es einen »Heine des Mittelalters«, Immanuel ben Salomo oder Manoello genannt, der um 1300 zu Rom wirkte. Er soll alle Stufen vom tollen Witzbold und frechen Spötter bis zum puritanischen Beter durchgemacht haben. Gedichte Manoellos, die ins Deutsche übertragen worden sind, erinnern an Heine; und doch, wie allgemein und wie wenig bezeichnend sind etwa die an Heine gemahnenden Züge des Sonetts »Lob der Hölle«:

Zu mancher Stunde möcht ich gern erfahren,
Was mir beschieden. Ob im Paradiese
Dereinft ich Langeweile wohl genieße,
Ob ich zur Hölle künftig müsse fahren.

Zur Hölle, wo die schönften Mädchenscharen
Mich hold umgaukeln in des Traumes Süße;
Wenn ich im Himmel Herrn und Fraun begrüße,
Find ich sie zahnlos und von grauen Haaren.

Drum fort das Paradies, das von Matronen
Und Greisen wimmelt, alt und ftreng und häßlich!
Ift das Genuß, in solchem Kreis zu wohnen?

Nein, lieber in die Hölle! Nichts ift gräßlich;
Wo Luft und Liebe jeden Menschen lohnen
Und selbft die Heiterkeit ganz unermeßlich!

Obendrein fällt Heines Leben in eine Entwicklungsphase des Judentums, die ganz neue Voraussetzungen schafft und dem Vergleich seiner Persönlichkeit mit verwandten jüdischen Dichternaturen älterer Zeit seine befte Kraft nimmt. Die große Wandlung, die sich, vor allem in Berlin, dank Moses Mendelssohns Wirken in der gesellschaftlichen Stellung des Judentums vollzogen hatte, war nicht ohne Gegenftrömung geblieben. Heine erfuhr als einer der erften, daß er nicht auf offene Arme rechnen durfte, wenn er aus dem Kreise seiner Stammesangehörigen flüchtete und ins chriftliche Lager überging. Alle Leiden eines Übergangsmenschen, der sich in der Welt seiner Vorfahren nicht weiter

glücklich fühlen kann und vergebens eine andere geistige Heimat erobern will, fielen ihm zu; und mit ihnen ein steter Wechsel von Heimweh und Heimverachtung, von Zuneigung zu einer anderen Kultur und bitterer Schmähung dieser selben Kultur, die keine gastliche Aufnahme bereiten will. Eine unverkennbare Neigung zum Snobismus verbitterte und vergällte obendrein die ohnedies schon gereizte Stimmung Heines. Er liebte es, in adeligen Kreisen zu verkehren, mit adeligen Damen zu flirten. Er ließ es nicht ungern zu, daß man die Familie van Geldern, der seine Mutter entstammte, in ein Adelsgeschlecht von Geldern umstilisierte. Ein bedenklicher Mangel an gesellschaftlichem Feingefühl ist ihm überhaupt von Anfang an eigen, vor allem in Geldfragen. Die tollen Streiche, die er sich mit seinem reichen Oheim gestattete, erscheinen entschuldbar nur vom Standpunkte enger jüdischer Familienzusammengehörigkeit und der hier selbstverständlichen Verpflichtung des reichen Verwandten, für mittellose Glieder auch der weiteren Familie zu sorgen. Schlimmer ist es, wenn Heine nach dem Tode des Oheims Preßangriffe niedriger Art anregt, um die knausrigen Erben weich zu machen, und dann gleich wieder die von ihm herbeigeführten Angriffe zurückweist. Nicht unbedenklich ist auch die Maxime, die Heine selbst zur Rechtfertigung seiner »Lumpigkeiten« einmal (1. April 1828) Varnhagen vortrug: »In Deutschland ist man noch nicht so weit, zu begreifen, daß ein Mann, der das Edelste durch Wort und Tat befördern will, sich oft einige kleine Lumpigkeiten, sei es aus Spaß oder aus Vorteil, zu Schulden kommen lassen darf; wenn er nur durch diese Lumpigkeiten (d. h. Handlungen, die im Grunde ignobel sind) der großen Idee seines Lebens nicht schadet, ja daß diese Lumpigkeiten oft sogar lobenswert sind, wenn sie uns in den Stand setzen, der großen Idee unseres Lebens desto würdiger zu dienen. Zur Zeit des Macchiavell, und jetzt noch in Paris, hat man diese Wahrheit am tiefsten begriffen.«

Dennoch gibt der Appell an die Zeit Macchiavells zu denken. Warum soll für Heine nicht gelten, was seitdem zu einem Schlagwort ethischer Neuerer geworden ist, die Umwertung der Moral im Sinn der Renaissance? Nicht um ihn zu retten, nur um sein Verfahren aus den Niederungen unanständiger Lebensführung emporzuheben, sei betont, daß Heine in dem Wunsche rücksichtsloser Behauptung und Ausbeutung des eigenen Vorteils auch nur Vorläufer kommender Männer ist. Dieser Wunsch ist engbenachbart einer Kette von Ideen, die er mit Rahel teilt, und die alle auf ein rückhaltloses Ausleben der Persönlichkeit hindeuten. Er selber durfte sich auf Byron berufen, mit dessen Namen der seine früh und oft zusammen genannt worden ist, den er selber seinen »Vetter« nannte.

Freilich war es abermals eine unglückliche Fügung des Schicksals, daß Heine zum »deutschen Byron« schon als Jüngling gestempelt worden ist. Denn bei aller Verwandtschaft mußte er im Vergleich mit der glänzenden Eroberernatur Byrons den kürzeren ziehen. Die große Linie in Leben und Dichten, die Byron eignet, fehlte Heine gänzlich. Alle Misere, alles Kleinliche seines Wesens und seines Schicksals tritt grell beleuchtet hervor, wenn er neben Byron gestellt wird. Das wirklich Große Heines, seine impressionistische Lebendigkeit, seine scharfe und unbeirrbare Beobachtungskraft, wird darüber vergessen. Und der bestechendste, echteste Zug seines Wesens erscheint bei dem Vergleiche wie nachgeahmte Pose, nicht wie eigenstes Besitztum: die Offenheit, mit der er seine Schwächen bekannte. Sie war es auch, die ihn der Freundschaft Rahels, der siegreichen Verkünderin der Wahrheit, würdig machte.

Wie wenig wüßten wir von Heines Schwächen, die auch an dieser Stelle vielleicht zu einem Sündenregister vereint scheinen, hätte er nicht selber sie enthüllt!

Feinsinnig entwickelte einst Wilhelm Dilthey, warum Petrarca wie mit einem magischen Zauber sein Zeitalter gebannt hat. Nicht wegen seiner Sonette, mögen sie auch mitten in überlieferten Spitzfindigkeiten der Liebe und in erkältenden Allegorien ergreifende Momente des Lebens neu und eigenartig darstellen. Nicht wegen der historischen und ästhetischen Divination, mit der er aus staubbedeckten Manuskripten das Denken und Leben der Vorzeit erneuert. Nicht wegen seiner Moralphilosophie, die lediglich von Cicero, Seneca, Augustin stammt. All dies sei nur Bestandteil des geheimnisvollen Zaubers. Doch die Zeit war entzückt, weil der Mensch Petrarca die Liebesfülle seiner Jugend, die Ruhmbegierde seiner männ-

lichen Jahre, die Weltsattheit und den Weltschmerz seines Alters ohne Verschleierung ihr zeigte, weil er seine Fehler nicht verhüllte. Der hohe Wert der Persönlichkeit und aller ihrer Äußerungen war ihm aufgegangen. Er hütete sich wohl, ängstlich zu sieben, was er an sich beobachtete, ehe er es der Welt preisgab. Er ahnte die große Wahrheit, daß in Lüge verfallen muß, wer, aus Rücksicht auf sich und andere, der Öffentlichkeit nur die Züge des eigenen Selbst zeigt, die einer bestehenden Konvention allein berechtigt erscheinen, und die trüben Geheimnisse seines Seelenlebens Geheimnisse bleiben läßt oder höchstens in zerknirschter Selbstanklage beichtet.

Die Entdeckung der hohen Werte, die auch in den sogenannten verwerflichen, verderblichen Eigenheiten einer Persönlichkeit ruhen, ist ein Ruhmestitel der Renaissance. Ihre Wiederentdeckung vollzieht sich im 18. Jahrhundert, bei Rousseau, bei K. Ph. Moritz, bei Goethe und bei den Genossen des »Athenaeums«. So meinten es auch Karoline und Friedrich Schlegel. Rahel knüpft an Goethe vor allem an; sie denkt Goethe weiter, wenn sie behauptet, ein Teil der Menschen habe zu wenig Verstand, die Wahrheit in sich zu finden, ein anderer nicht den Mut, sie zu gestehen, die allermeisten aber hätten weder Mut noch Verstand. Darum irren und lügen und tappen oder ruhen sie das ganze Leben entlang bis nach der Gruft. Wahrheitsliebe fehle uns; das sei der kranke Punkt der Menscheit, der Grund aller Seelenepidemien. Deshalb schätzte sie eine Pauline Wiesel, trotz deren Leichtsinns und Flatterhaftigkeit. Denn sie mußte ihr zubilligen, daß sie — ebenso wie Rahel selber — geschaffen sei, die Wahrheit in dieser Welt zu leben. War Rahel doch auch überzeugt, daß, wer ehrlich und offen sich und seine Schwächen der Welt darstellt, ein Original werden müsse. »Aber dazu bedarf es eines unendlichen Mutes.«

Diesen unendlichen Mut besaß Heine. Möchte doch mancher von Schamlosigkeit der Selbstdarstellung sprechen. Wiederum ist es die ironische Stimmung und die dem Dichter eigene Schärfe — une saveur âcre, une pointe de malignité —, die Heines Wahrheitsliebe mit dem unangenehmen Beigeschmack grundsätzlicher Verhöhnung und Verspottung der Welt versieht. Doch gewiß konnte Rahel unter ihren Zeitgenossen keinen offeneren Bekenner seiner Schwächen finden, keinen, der mehr Mut besessen hätte, die Wahrheit zu gestehen, wo seine eigene Persönlichkeit in Betracht kam. Goethe selbst hatte sich doch schon längst vor der Welt verschlossen. Die offenen Generalbeichten seiner Jugend hatte er aufgegeben; seit der zögernden Veröffentlichung der römischen Elegien und der venezianischen Epigramme war auch eine stilisierte Bekenntnisdichtung ihm fremder und fremder geworden.

Ob freilich Heine im höchsten Sinn den Ansprüchen Rahels genügte, bleibt fraglich. Sie sagt einmal, ein Mensch, der nicht wahr, ehrlich und unschuldsvoll sei, könne weder Dichter noch Künstler, Philosoph, Mensch, Freund, Familienmitglied, Gesellschaftsmensch, Geschäftsmensch, Regent sein. Bei Heine kreuzt sich mit dem Grundtriebe, der Welt seine Schwächen zu zeigen und dabei Worte zu wagen, die gemeiniglich als unerlaubt, als ungehörig gelten, doch auch wieder die Neigung, den Mitmenschen durch ein Spiel mit der Wahrheit zu übertrumpfen, und der Wunsch, in einer vielleicht unbewußten Selbstüberschätzung sich besser zu machen, als man ist. Heine spielt sich gern auf und ist von seinen Vorzügen mitunter allzu überzeugt. Er ist eine eitle Natur und vielleicht dann am eitelsten, wenn er sich selber verspottet. Allein das beeinträchtigt die Hauptsache nicht. Es bleibt auch bei den stärksten Äußerungen eines hochgespannten Selbstbewußtseins stets das Große in Heines Bekenntnissen, daß er nicht in feiger Scheu vor Mißdeutung dämpft und herunterstimmt, sondern offen und mutig seine Eitelkeit und eine hohe Meinung von seiner Macht und seiner Begabung verkündet.

Im »Buch le Grand« sagt Heine von seinem Geburtshaus: »Dieses Haus wird einst sehr merkwürdig sein, und der alten Frau, die es besitzt, habe ich sagen lassen, daß sie bei Leibe das Haus nicht verkaufen solle. Für das ganze Haus bekäme sie jetzt doch kaum so viel, wie schon allein das Trinkgeld betragen wird, das einst die grünverschleierten, vornehmen Engländerinnen dem Dienstmädchen geben, wenn es ihnen die Stube zeigt, worin ich das Licht der Welt erblickt, und den Hühnerwinkel, worin mich Vater gewöhnlich einsperrte, wenn ich Trauben genascht, und

auch die braune Türe, worauf Mutter mich die Buchstaben mit Kreide schreiben lehrte ...« Wer in solchen, häufig wiederkehrenden Ausbrüchen von Heines Selbstgefühl nur Arroganz und Unverschämtheit sieht, verschließt sich selbst die Augen gegen ein wahres Verständnis seiner Natur. Recht behalten hat Heine obendrein in diesem Fall gewiß. Und ebenso in einem anderen, bei dem nicht humoristische Selbstpersiflage mittönt, wie in der Wendung des »Buches Le Grand«. Heine hatte vernommen, daß Goethe mißfällig von ihm spreche. An Varnhagen schrieb er (30. Oktober 1827) das stolze Wort: »Wolfgang Goethe mag immerhin das Völkerrecht der Geister verletzen, er kann doch nicht verhindern, daß sein großer Name einst gar oft zusammen genannt wird mit dem Namen H. Heine.« Ist das etwa nicht eingetroffen?

Schade, daß die Briefe Rahels an Heine verloren sind. In dem Bilde, das sie sich von Heine gemacht hat, läge die beste Rechtfertigung seines Wesens. Er wußte, daß ihn niemand so tief verstehe und kenne wie sie. »Als ich ihren Brief las«, schrieb er am 29. Juli 1826 an Varnhagen, »wars mir, als wär ich traumhaft im Schlafe aufgestanden und hätte mich vor den Spiegel gestellt und mit mir selbst gesprochen und mitunter etwas geprahlt.« Er bezweifelte nicht, daß Rahel auch sein Prahlen verstand. Er fügte hinzu: »Das Beste ist, ich brauche Frau von Varnhagen keine langen Briefe zu schreiben. Wenn sie nur weiß, daß ich lebe, so weiß sie auch, was ich fühle und denke.«

Im Saint-Simonismus fand Heine seinen Wunsch wieder, alle kleinlichen Bedenken abzuwerfen und in offenem Bekenntnis des Guten und Schlechten, des Starken und Schwachen der eigenen Seele das wahre Heil zu suchen. Auf den Saint-Simonismus wies ihn ausdrücklich Rahel hin. Die Linien laufen an dieser Stelle von allen Seiten zusammen. Heine entpuppt sich dem unvoreingenommenen, über das Zufällige und Äußerliche wegblickenden Beobachter als Vorläufer und Vorkämpfer einer kommenden Adelsmenschheit, eines künftigen dritten Reiches, das Menschen von robustem Gewissen und starkem Gefühl ihres inneren Wertes erzeugen soll. Demut und Selbstkasteiung, das drückende Gefühl, daß die besten Kräfte, die im Innern des Menschen schlummern, einem überkommenen Ideal der Sittlichkeit aufgeopfert werden müssen, all diese Dinge, die uns anderen anerzogen sind, bilden den Gegenpol der Bestrebungen Heines, seiner Kampfgenossen und seiner Nachfolger, mögen sie Ibsen oder Nietzsche heißen. Daß es unsäglich schwer ist, eine neue Sittlichkeit zu begründen, daß dem Herrlichsten, was auch der Geist empfangen, immer fremd und fremder Stoff sich andrängt, das hat Heine an sich erfahren und durch sein Leben und Wirken bestätigt. Menschliches, Allzumenschliches haftet auch bei Heine an der großen Idee, die er vertrat. Um so notwendiger ist es, nicht allein die Schwächen festzuhalten, sondern nach der großen Idee die Blicke zu lenken, die hinter seiner Persönlichkeit stand. Daß diese Idee auch in dem vorliegenden Fall keine volle und keine reine Verwirklichung gefunden hat, das teilt sie mit allen großen Ideen der Weltgeschichte.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Köln.

ie anfängliche Aufnahme des Eisenbahngedankens in Deutschland.

In wenigen Wochen kann das deutsche Eisenahnwesen das 75-jährige Bestehen feiern. Denn n 7. Dezember 1835 ist, als erste, die Nürnberger-ürther Eisenbahn eröffnet worden. Und dreiviertel hrhundert waren auch im Mai dieses Jahres vergangen, daß das Aktienkapital von anderthalb Milonen Talern für das erste größere deutsche Eisenhnunternehmen, die Leipziger-Dresdner Bahn, zusammengebracht worden war. Eine Jubiläumsschrift für die deutsche Eisenbahn könnte man deshalb gewissermaßen den eben erschienenen stattlichen ersten Band der Veröffentlichungen des Archivs für rheinisch-westfälische Wirtschaftsgeschichte nennen, in dem der Bonner Privatdozent Dr. Karl Kumpmann die »Entstehung der Rheinischen Eisenbahngesellschaft 1830-1844« darstellt. Wir erhalten hier auf Grund eines überaus reichhaltigen Aktenmaterials eine geschlossene Darstellung des Werdens und der Bedeutung einer der führenden wirtschaftlichen Unternehmungen Deutschlands auf dem Gebiete

des Verkehrswesens. Nach einem einleitenden Kapitel über die erste Entwicklung des Eisenbahnwesens in Deutschland, besonders in Rheinland-Westfalen, stellt er in zwei Hauptabschnitten die Begründung der Rheinischen Eisenbahn-Gesellschaft und ihre Entwicklung während der Zeit des Baues der Köln-Antwerpener Bahn dar, wobei wir auch interessante Ergänzungen zu den Biographien der führenden Männer, wie Camphausens und Hansemanns, erhalten. Der Darstellung sind als Anlagen die Bestätigungsurkunde und Statuten, sowie Reglements und dergleichen angefügt. Auf den reichen Inhalt des Buches im einzelnen einzugehen, fehlt es uns hier an Platz. Doch dürfte es zu einer Zeit, die man für das deutsche Eisenbahnwesen eine Übergangszeit nennen kann, in der man den Anfang mit der Elektrisierung der Dampfbahn macht, in der sehr optimistische Geister wohl gar schon daran denken, daß demnächst das lenkbare Luftschiff eine wirtschaftlich bedeutsame Rolle als öffentliches Verkehrsmittel spielen könnte, in der das Automobil schon benutzt wird, um ledig zu werden der Abhängigkeit von der Eisenbahn — zu dieser Zeit dürfte es interessieren, davon zu hören, wie der Gedanke einer Eisenbahn im ersten Drittel des vorigen Jahrhunderts in Deutschland aufgenommen worden ist. Um an die Rolle nochmals zu erinnern, die heute hie und da den Selbstfahrern zugewiesen wird, möchten wir darauf hinweisen, daß auch in den technisch vorgeschritteneren Ländern ein paar Jahre hindurch gegen die Errichtung von Eisenbahnen das Bedenken geltend gemacht wurde, sie könnten und würden verständigerweise durch den schienenlos auf der gewöhnlichen Landstraße mit motorischer Kraft sich bewegenden Wagen abgelöst werden. Ja man nannte den Schienenbau gegenüber dem gewöhnlichen Dampfwagen, den man immer wieder zu konstruieren versuchte, stets mit der Angabe, das Problem sei endgiltig gelöst, »ein Provisorium oder Interimistikum«, »eine Art Faulenzer oder Eselsbrücke«, »ein Ruhepolster der Geistesfaulheit«. In der für den Schienenbau nötigen Benutzungen kultivierten Landes sah man eine unverantwortliche Verschwendung von Grund und Boden, man fürchtete Entstellung der durchfahrenen Gegend, Störung des anderweitigen Verkehrs, Gefahr für die Reisenden in den dahinstürmenden Wagen. Noch im Jahre 1833, also zwei Jahre vor Eröffnung der ersten deutschen Bahnstrecke, veröffentlichte der Marburger Universitätsprofessor Alexander Lips eine Broschüre, die »die Unanwendbarkeit der englischen Eisenbahnen auf Deutschland« dartun wollte »und deren Ersatz durch Dampffuhrwerk auf verbesserten Chausseen am Anfang einer neuen Ära, welcher das Transportwesen und der Straßenbau und mit diesen zugleich der Handel in Deutschland notwendig entgegengeht«. Von einer neuen Ära des Straßenbaus konnte man in dieser Zeit in Preußen wohl sprechen; denn in den Jahren 1820—1834 wurden für die Straßenbauten 12 Millionen Taler aufgewandt. Es fehlte auch nicht an Interesse und Vorschlägen den Eisenbahnen gegenüber, aber die theoretische, oder sollen wir sagen unpraktische, Veranlagung des deutschen Volkes preßte Camphausen in seiner Schrift »Zur Eisenbahn von Köln nach Antwerpen« den Stoßseufzer aus: »Es ließe sich schon eine hübsche Bibliothek aus deutschen Büchlein über Dampfwagen, Eisenbahnen und Kanäle zusammentragen, allein Dampfwagen haben wir nicht, und Eisenbahnen haben wir nicht, und Kanäle haben wir auch nicht.« Glaubte Lips, daß die Einführung der Dampfwagen eines der Mittel wäre, um die Proletarier »aus dem prekären Zustand, in welchen sie der Zufall und das Erbrecht geworfen, herauszureißen«, so wurde von andern die technische Durchführbarkeit und die Rentabilität der Eisenbahnen für Deutschland bezweifelt, ja ihre Notwendigkeit bei dem geringen Verkehr in Abrede gestellt. Und Verehrer der guten alten Zeit riefen als Helfer gegen die drohenden Dampfwagen die Poesie der Postkutsche und des langsam die Chaussee entlang schwankenden Lastwagens herbei. Und dann traten viel materiellere Interessen dem Wettbewerbe der Eisenbahnen entgegen: man fürchtete die Entwertung der Chausseen, für die man solche Aufwendungen gemacht hatte, man fürchtete, besonders für den Personenverkehr, daß der Post die Passagiere künftig fehlen würden. Da in Preußen Friedrich Wilhelm III. den Eisenbahnen nicht freundlich gesinnt war und »sich keine große Seligkeit davon versprechen« konnte, »ein paar Stunden früher in Berlin und Potsdam zu sein«, da die beiden einflußreichsten Beamten im Verkehrswesen, der Direktor des Departements für Handel, Fabrikation und Bauwesen, Rother, und der Generalpostmeister von Nagler, dem neuen Verkehrsmittel kühl gegenüberstanden, so mußte, obwohl der Kronprinz, der Finanzminister von Motz, der Minister des Innern, von Schuckmann, Eisenbahnfreunde waren, die Frage: Staatsbahn oder Privatbahn dahin entschieden werden, daß das Privatkapital nach langem Zögern und nach häufigen Aufforderungen an den Staat, die Eisenbahnen selbst zu bauen, allmählich selbst an die Sache ging, hierbei wachsenden Erfolg hatte und dann die Ansicht sich durchrang, daß der Staat gut daran getan habe, den Eisenbahnbau privater Initiative zu überlassen. Über den Umschwung dieser Ansicht zu reden, die Kämpfe um die Verstaatlichung der Eisenbahnen zu berühren, ist hier nicht der Ort. Zum Schlusse sei nur darauf hingewiesen, daß in Deutschland seit dem 1. Januar 1909 das Netz der pfälzischen Eisenbahnen, das einzige größere, das noch in Privatbetrieb war, verstaatlicht worden ist. Ende 1907 nahmen bei den Hauptlinien die Privatbetriebe nur $2\frac{1}{2}$%, bei den Nebenlinien 15 % der Kilometerlänge in Anspruch.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 47
19. November 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Zum deutsch-amerikanischen Gelehrten-Austausch.

Zwei Antrittsreden
gehalten am 10. November 1910 in der Neuen Aula der Berliner Universität
nebst einer einführenden Ansprache des Rektors der Universität,
Geh. Medizinalrats Prof. Dr. Rubner.

Ansprache

des Rektors Geh. Medizinalrats Prof. Dr. Max Rubner.

Eure Kaiserliche und Königliche Majeſtäten wollen allergnädigſt zu geſtatten geruhen, daß die Friedrich-Wilhelm-Univerſität durch ihren Rektor vor allem den tiefgefühlteſten Dank für Allerhöchſt Ihre Anwesenheit in der neuen Aula zum Ausdruck bringt, jener hiſtorischen Stätte, wo unter den Augen Eurer Majeſtät die glanzvolle Jubelfeier sich vollzog und Eure Majeſtät die hochherzige Stiftung der Forschungsinſtitute verkündigt haben, den tiefgefühlteſten Dank auch für die ſtete Förderung der so segensreichen Inſtitution der Austauschprofessoren, deren Anregung wir Eurer Majeſtät verdanken, und deren heutiger Feſtakt durch die Anwesenheit Eurer Majeſtät besondere Auszeichnung und Weihe verliehen wird.

Die Inſtitution der Austausch-Professoren hat hüben und drüben Wurzeln geschlagen und sich zu einem mächtigen Baume entfaltet, der seine Äſte frisch grünend über zwei verwandte Nationen breitet.

Keinem verwaschenem Internationalismus soll sie dienen. Zwar iſt die Wahrheit und das Wissen Gemeingut aller Nationen, aber Forschung und Wissenschaft haben ſtets einen nationalen Einschlag, denn sie nehmen ihren Ursprung wie von der Art des einzelnen Gelehrten, so von den zeitgenössischen Kulturbedürfnissen und Idealen einer Nation.

In diesem Sinne begrüße ich Sie, verehrte Kollegen, als die Träger amerikanischer Kultur und amerikanischen Geiſtes.

Die altehrwürdige Harvard-Univerſität, in ihren Anfängen nur wenige Jahre jünger als Boſton selbſt, hat uns diesmal Herrn Münſterberg gesandt, der, auf deutschem Boden geboren und erzogen, als reifer Gelehrter ihrem Rufe folgte, und, wenn er auch in Amerika seine zweite Heimat gefunden, der alten in alter Liebe und Treue anhänglich und dankbar geblieben iſt.

Sie, Kollege Münſterberg, haben an der Entwicklung der experimentellen Psychologie, die mit den Namen Helmholtz, Fechner und Wundt untrennbar verknüpft iſt, hervorragenden Anteil genommen, in eigener Pro-

ductivität die Wissenschaft ausgebaut, als ausgezeichneter Organisator deutsches Wissen und deutsche Methodik in Ihre neue Heimat verpflanzt, wo beide, auch materiell von echt amerikanischer Munifizenz unterſtützt, das lebhafteſte Verſtändnis gefunden haben.

Ihre Wissenschaft, fern von der spekulativen Psychologie vergangener Zeiten, findet vor allen in der Physiologie ihre natürliche Basis, beide sind beſtimmt, sich gegenseitig zu verſtehen, zu ergänzen und zu befruchten.

Ausgehend von den Grundzügen normalen Denkens folgt die Psychologie dem Geiſtesflug des Genies und taucht hinab in die Tiefe der Kriminalität und bis zu den verkümmerten Gehirnen und Karikaturen menschlichen Denkens bei den psychisch Kranken.

Das Studium der Psyche der Jugendlichen führt über die Hygiene des Geiſtes zur Klärung und Förderung der Pädagogik und zu den hochinteressanten Fragen der Vererbung geiſtiger Qualitäten. Unsere soziale Gliederung trägt ihr besonders psychisches Gepräge, das für den Politiker von Bedeutung iſt. Auch auf das Vergangene greift ihre Wissenschaft zurück und sucht die treibenden Kräfte der menschlichen Geschichte psychologisch zu erfassen. So treten psychologische Probleme in den Gesichtskreis aller Fakultäten, und nur die differenzierte und doch einem einheitlichem Ziele dienende Forschung wird imſtande sein das große Arbeitsfeld mit Erfolg zu bebauen.

Möge die Entwickelung der Psychologie in Amerika, die ebensosehr den Männern der Wissenschaft wie der verſtändnisvollen Unterſtützung von Gönnern der Wissenschaft zu danken iſt, auch bei uns als Ansporn zu weiterer materieller Förderung der psychologischen Forschung empfunden werden.

Sie sind, hochverehrter Herr Kollege, mit uns der Überzeugung, daß heutzutage einerseits gegen eine Zersplitterung und Aufteilung der Wissenschaften durch schärfere Betonung der philosophischen Betrachtung und Pflege der Philosophie überhaupt angekämpft und andererseits die zwar nie ganz erloschene Glut echt deutschen Idealismus dem erſtickenden Schwaden einer bald materiellen, bald sauertöpfischen und pessimiſtischen Lebensauffassung zum Trotz neu entfacht werden müsse, daß ein Idealismus belebt werden solle, der von mutvollem Optimismus und gesundem Glauben an die Zukunft getragen wird.

In Ihnen, Herr Kollege Smith, begrüßen wir den neuen Rooseveltprofessor, der aus den fruchtbaren Südſtaaten und der Heimat Jeffersons kommend, ein neues Stück amerikanischer Erde mit Deutschland in Fühlung bringt. Ihre Fachkollegen haben Sie lange schon als ernſten Forscher kennen gelernt, die Genugtuung, mit der man Ihre Wahl in Ihrer Heimat aufgenommen hat, iſt nicht unbekannt geblieben und gibt auch uns willkommenen Anlaß, unsere Freude darüber zum Ausdruck zu bringen. Sie wollen in Ihren Vorträgen die Entwicklung der amerikanischen Literatur schildern, von Franklin angefangen, dem Typus des echten Amerikaners, wie man ihn nennt, bis herauf in die neueſte Zeit. Damit erschließen Sie unserer Universität ein bisher völlig unbebautes Forschungsgebiet. Ihre Kritik wird zeigen, wie sich der Amerikaner in der Literatur des Landes wiederspiegelt, und was er als Grundzüge seiner nationalen Eigenart empfindet. Dies nationale Ideal iſt das Programm der heranwachsenden Nation. Politisches Empfinden, Patriotismus, Heimatsgefühl, Haß und Liebe, Sympathie und Antipathie gegen fremde Nationen sind uns anerzogen durch den objektiven Einfluß des Milieus, in dem wir aufwachsen, durch die mündliche Tradition des Elternhauses, bei Kulturvölkern vor allen aber durch die Schule, die naturgemäß aus der Literatur ihres Volkes die geiſtige Nahrung schöpft.

Die mächtig werbende Kraft des Amerikanertums fand aber ihren Erfolg durch eine Art natürlicher Selektion des amerikanischen Volkes vorbereitet. Wie ein Kriſtall nur aus gleichartigem wächſt, so hat die Einwanderung nach Amerika vor allem diejenigen Elemente gebracht, die in sich den Mut des Pioniers und den Drang zu Taten in sich fühlten. Und all die Millionen Deutschen und Engländer, die hinüber gegangen sind und amerikanische Bürger wurden, sind doch nicht ganz für ihre Mutternation verloren. Es bleibt das Erbe des Blutes, und dieses liegt zum Teil auf ethischem Gebiete, in den intimeren Zügen des Gemütes, in der künſtlerischen Veranlagung und Empfindung, und diese Seeleneigenschaften treiben ihre Blüten und wirken weiter, auch wenn die Muttersprache längſt verloren iſt. Die feinere Analyse der amerikanischen Kultur und Literatur wird daher auch den deutschen Einschlag nicht vermissen lassen. Das Erbteil des Stammes

bleibt auch ein Resonanzboden, der selbst bei politischer Trennung seiner Individuen auf vertraute Töne anklingt und ein unbewußtes Mittel der Verständigung bildet.

Verehrte Kollegen, indem wir Sie in unsere Mitte aufnehmen, übergeben wir Ihnen das Beste, das wir haben, unsere akademische Jugend, zur Ausbildung, möge der Same, den Sie aussäen, tausendfältige Früchte tragen und dem hohen Zweck dienen, als dessen Gesandte Sie bei uns erscheinen. Ich hoffe auch, daß Sie, wie Ihre Vorgänger am Ende Ihres Berliner Aufenthaltes dauernd mit uns verbunden bleiben durch die Bande der Freundschaft, die wir Ihnen offenen Herzens entgegen bringen.

Nunmehr bitte ich Sie Ihre Antrittsvorlesung zu halten.

Die deutsche Kultur und das Ausland.

Von Hugo Münsterberg, Professor an der Harvard-Universität in Cambridge, Mass.

Der deutsch-amerikanische Professorenaustausch war dem Wunsche entsprungen, mit den Mitteln der höchsten Geisteskultur lebhaftere Fühlung zwischen den zwei voranstrebenden Völkern herzustellen. Wer das innerste Wesen und Wollen Deutschlands und Amerikas recht verstand, der fühlte, wie viel Gemeinsames ihnen zu eigen war, wie unendlich viel sie einander zu geben vermöchten, und wie sie doch im Grunde nur wenig voneinander wüßten. Und aus der Unkenntnis wuchsen die Vorurteile; da galt es zu bessern und zu klären. So schien es denn natürlich, daß aus der Neuen Welt zunächst Gelehrte kämen, die durch Geburt und Sprache, durch Schulung und Entwicklung so recht befähigt und berufen wären, das eigenste Wesen der amerikanischen Kultur und der amerikanischen Hochschule hier zu bekunden.

Dieses Mal hat die Universität Berlin zu dem Gastlehramt aus dem Kreise der Harvardprofessoren einen Deutschen erwählt, der sein deutsches Volkstum und deutsches Bürgertum bewahrt hat. Dennoch sollte das letzte Ziel offenbar das alte bleiben. Wieder wollte man Amerika kennen lernen; nur statt unmittelbar Amerika selbst zu beobachten, wollte man das Bild Amerikas beschauen, wie es sich wiederspiegelt in einer deutschen Seele. Mitleben und Mitstreben im amerikanischen Universitätsgefüge — wie wirkt es auf deutsche Gelehrte ein? Die Frage dürfte wahrlich nicht unwichtig sein, wenn es gilt, die Sonderart des neuweltlichen Geisteslebens zu prüfen und zu erforschen.

Hat sich dazu aber, vielleicht halb unbewußt, nicht noch eine andere Frage gesellt, die heute nur leise im deutschen Geistesleben mitklingt, die aber lauter und lauter zum deutschen Kulturgewissen dringen wird: die Frage, was schaffen und wirken die Deutschen jenseits der Grenzen ihres Vaterlandes?

Im letzten halben Jahrhundert haben Millionen und Millionen von Deutschen frische Arbeitskreise in fremden Landen aufgesucht. Ein jeder trug mit sich zur Fremde die Kraft, in seiner Art ein Vorkämpfer deutschen Wesens, ein Hüter deutscher Ideale, ein Mitkämpfer deutschen Geistes zu werden. Unendlich Großes hing davon für Deutschland ab. Reicht die Weltmacht der deutschen Seele doch gerade so weit, wie die Liebe zur deutschen Art und der Glaube an die deutschen Ideen reicht. Sind die Deutschen draußen in der Welt getreue Hüter gewesen? Haben sie für deutschen Geist und deutsche Kultur mit ihrer besten Kraft in Treue geworben, oder haben sie ihre deutsche Erbschaft vergeudet, haben sie den Welteinfluß deutscher Kultur durch ihre Arbeit gestärkt oder durch schwächliche Anpassung an das Fremde, die nur zu oft Nachahmung fremder Fehler ist, die freie Herrschaft der deutschen Seele geschädigt? Zu lange stand Deutschland unbekümmert daneben; als ahnte es nicht, daß sein eigenes Weltkulturgeschick da aufs tiefste berührt sei. Allmählich erst ist daheim das Verantwortlichkeitsgefühl erwacht und damit die Anteilnahme an dem Kultureinfluß der Hinausgezogenen. Dunkel empfand man es, daß, wenn politisch Deutschlands Zukunft auf dem Wasser liegt, geistig und kulturell ein gut Stück deutscher Zukunft jenseits des Wassers liegt. Man be-

gann, sich ernsthaft zu fragen, was die Deutschen drüben für den Welteinfluß deutschen Geistes zu vollbringen versucht. Denn das sollte nie aus dem Auge verloren werden, daß im Gebiet des Geistes, ungleich dem Wirtschaftsgetriebe, alles Geben im Grunde ein Gewinnen sei. Je mehr Deutschland von seiner Geistesarbeit ans Ausland abgibt, desto reicher wird sein Kultureinfluß in der Welt.

Für alles dieses, für die Wesenheit der Geistesarbeit im jungen Amerika und ihre Wirkung auf den Deutschen, und andererseits für die deutschgeistige Kulturarbeit der Deutschamerikaner, aus eigenstem Erleben heraus ein Zeuge und ein Bekenner zu sein, schien mir der Sinn des Rufes, der von Berlin aus an mich erging. Mit Freude habe ich daher dem Rufe Folge geleistet, denn zu alledem drängte mich geradezu das überreiche und erfüllte Erleben, das meine amerikanischen Jahre mir gebracht. Wie hatte ich dort doch immer reichere Aufgaben, immer wertvollere Ziele vor mir im neuen Arbeitskreis gefunden. Wie vieles war da noch auszubauen, wo gerade die deutsche Erfahrung fördern konnte; wie vieles aber auch war ganz anders und doch nicht schlechter, und wie vieles wurde dort so viel besser gemacht — es gab zu lehren und mehr noch zu lernen, und die von der Heimat mitgebrachten Vorurteile schwanden wie Morgennebel dahin. Was Carl Schurz von der Politik sagte, galt mir vom akademischen Leben: die deutsche Hochschule verehrte ich wie die Mutter, und die amerikanische liebte ich wie die Braut.

Im Geiste dieser Pflicht nach zwei Seiten hin bin ich heute für ein volles Jahr der Mitarbeit wieder in die deutsche Universitätswelt eingetreten, und mit ganz besonderer Genugtuung begrüße ich es, daß diese Vermittlerarbeit zwischen altweltlicher und neuweltlicher Kultur auch hier, so wie es drüben war, nicht auf die akademischen Hallen beschränkt sein soll. Die hohe Regierung hat mich eingeladen und beauftragt, im Dienste der deutschen Kulturaufgaben das neugegründete Amerika-Institut während dieses Gastjahres zu leiten. Diese Aufgabe erfüllt mich mit der begeisterten Hoffnung, daß hier die Weitsicht der Regierung die Anfänge zu neuen Gestaltungen der Völkerbeziehungen geschaffen. Die Halbheiten eines farblosen Kosmopolitismus liegen ja weit hinter unserer Zeit; die Gegenwart weiß, daß selbst die Wissenschaft durchaus national ist und sein soll. Ist doch die Wahrheit, welche die Wissenschaft sucht, nicht, wie es der philosophischen Oberflächlichkeit erscheinen mag, ein Fertiges, das nur dem Blick zunächst verborgen ist, vom Forscher aber entdeckt wird. Nein, die Wahrheit ist stets ein zu Schaffendes, ein zu Gestaltendes, denn die Wahrheit ist eine Bearbeitung der Erlebniswirklichkeit im Dienste letzter Denkaufgaben. Jede Wahrheit, wie jede Schönheit, wie jedes Recht und wie jeder Glaube soll daher den Stempel ihres Schöpfers und vor allem des erzeugenden Volkstums tragen.

Aber die internationalen Wechselbeziehungen in Forschung und Unterricht, in Schrifttum und Kunst, in Wohlfahrt und Recht, in Handel und Arbeit, in Sitte und Glaube sind so lebhaft und vielgestaltig geworden, daß sie unabweislich eine zielbewußte Organisation erheischen. Zu viel der besten Kraft ist durch die Planlosigkeit und Zufälligkeit dieser Beziehungen bisher zersplittert und zerrissen worden. Ist erst ein deutsches Amerika-Institut bei der Arbeit, um für diesen heute vielleicht für Deutschland wichtigsten Kulturaustausch die Wege zu ebnen, so werden hoffentlich deutsche Auslandsinstitute für die anderen Kulturländer bald sich anreihen, und schließlich werden die anderen Nationen dem deutschen Vorbild folgen, bis ein sorgsam geknüpftes Netz internationaler Kulturpolitik mit seinen Fäden den Erdkreis umspannt.

Mit diesem Hintergrunde neuartiger Aufgaben darf ich nun aber vor allem hier der akademischen Aufgabe im engeren Sinne dienen. Ich denke da zunächst nur der Pläne für das begonnene Winterhalbjahr. Es schien mir Pflicht, die Hauptvorlesung meinem wichtigsten Arbeitsgebiet, der Psychologie, zu entnehmen, da gerade diese junge Wissenschaft in ihrem Betrieb so recht deutlich das fruchtbare Wechselspiel deutscher und amerikanischer Anregungen aufzeigt; ist sie doch ganz in Deutschland entstanden und nirgend so lebhaft gefördert wie in Amerika. Aber deshalb versuchte ich durch meine Ankündigung sofort die Seiten zu betonen, die heute für die amerikanische Bewegung in der psychologischen Wissenschaft vielleicht besonders wesentlich oder wenigstens besonders charakteristisch sind. Das Studium

der Psychologie hat ja seit langem in Amerika einen Umfang gewonnen, der hierzulande unbekannt ist. Die Psychologie ist dort höheres Schulfach geworden, wie hier Physik oder Mathematik, und so muß sie von Hunderten fachmäßig studiert werden, und jedes Jahr sieht neue psychologische Laboratorien emporwachsen. Diese unvergleichliche Ausdehnung des fachpsychologischen Interesses in weitesten Kreisen hatte naturgemäß bald die Wirkung, daß die Psychologie nicht abgekapselt blieb, sondern in lebhafte Fühlung mit dem sozialen Leben trat, und dadurch wurden die günstigsten Bedingungen für die Lehre von der angewandten Psychologie geschaffen. Die heute nun überall erörterten Beziehungen zwischen moderner Psychologie und dem Aufgabenkreis der Pädagogik wurden drüben bereits emsig bearbeitet, als sie hier noch wenig Beachtung fanden. Die Beziehungen zwischen Psychologie und Medizin stehen dort im Vordergrund eifrigster Diskussion. Die von Deutschland ausgegangenen Bestrebungen, Psychologie und Jurisprudenz enger zu verknüpfen, fanden drüben verdienten Widerhall. Wahrlich, es wurde nichts Neues geschaffen, sondern nur den vorhandenen Bestrebungen die neue äußere Form gegeben, als kürzlich meinem psychologischen Laboratorium, das nunmehr etwa dreißig Räume umfaßt, eine besondere Abteilung für angewandte Psychologie angegliedert wurde. Es ist kaum zweifelhaft, daß solche Institute für experimentelle Arbeit auf dem Gebiet der angewandten Psychologie im weitesten Sinne des Wortes bald überall drüben und wohl auch hier sich entwickeln werden. Dieser weiteste Sinn aber verlangt, daß der Aufgabenkreis weit über Pädagogik, Jurisprudenz und Medizin hinausgeht. Die Beziehungen der exakten Psychologie zur bildenden Kunst und Musik, zum wissenschaftlichen Forschungsbetrieb, zur praktischen Menschenkunde und Berufswahl, zu Handel und Gewerbe, zu Politik und sozialen Bewegungen sind uns nicht weniger bedeutsam. Die Psychophysik des Schulkindes ist heute schon glänzend durchforscht zum Segen des Unterrichts; dagegen ist beispielsweise die Psychophysik des Arbeiters heute noch kaum berührt, und doch ist leicht vorauszusehen, daß sie von grundlegender Bedeutung für das soziale Leben und die nationale Arbeit werden mag. Und dabei sollte niemand fürchten, daß die Wissenschaft da von ihrer reinen Höhe in die Niederungen des Praktischen herabzuschreiten hätte; die angewandte Psychologie ist nicht weniger wissenschaftlich als die Medizin und Jurisprudenz, ja in noch höherem Maße ist sie überall von den ernstesten theoretischen Problemen umgeben, die erkannt und durchgearbeitet sein wollen. So will ich es denn wagen, einmal das Gesamtgebiet der angewandten Psychologie in meiner Hauptvorlesung zu durchwandern; es dürfte das erste Mal sein, daß dieser Versuch auf irgend einem Universitätskatheder unternommen wird.

Aber aus tiefster Seele drängte es mich, gleichzeitig eine andere Vorlesung aus ganz anderem Gebiete zu wählen. Im öffentlichen Kolleg will ich von der idealistischen Weltanschauung sprechen. Auch dieser Wunsch entsprang vielleicht meinem amerikanischen Erleben. Im englischen Sprachgebiet gilt Harvard heute als der Hochsitz der Philosophie; nirgends prallen so viele philosophische Bewegungen gegeneinander, wie dort; nirgends hat die Philosophie ein stolzeres Heim. Ein stattlicher Bau im Universitätspark von Harvard ist nur der Philosophie gewidmet; über seinem Tor steht: Emerson-Hall. Der Name Ralph Waldo Emerson gilt da dem Amerikaner als das Symbol für alles Suchen nach letzter Wahrheit, für alles Forschen nach dem tiefsten Sinn. Aber täglich, wenn ich zu meinem Vorlesungssaal in Emerson-Hall an der Emersonstatue in der Vorhalle vorbeischritt, empfand ich es lebhaft, daß dieser Einfluß Emersons auf die beste amerikanische Kultur im Grunde doch nur der Einfluß Fichtes ist, der Einfluß der großen deutschen Philosophen. Es ist deutscher Geist, dem jener Tempel der Weisheitsliebe gebaut ist. Und darin lag für mich eine Mahnung, der ich folgen muß, weil sie so harmonisch zusammenklang mit meinen tausendfältigen Auslandserfahrungen auf den mannigfaltigsten Lebensgebieten. Ja, es legte mir ans Herz eine Botschaft, die ich als das Ernsteste betrachte, was ich zur Erörterung des Kulturaustausches überhaupt beizutragen vermag. Es ist die nachdrückliche Betonung, daß die mächtigste, nachhaltigste, tiefste deutsche Einwirkung in der weiten Welt stets von dem deutschen Idealismus ausging.

Freilich in Deutschland selbst schienen die

großen Idealisten, die einst die Hörsäle dieser Universität geweiht, schienen Fichte und Hegel selbst allmählich vergessen. Während die Einzelwissenschaften blühten, war die Grundwissenschaft verdorrt; die Technik schuf neue und neue Wirklichkeiten, aber die Frage nach dem Sinn aller Wirklichkeit ward überhört. Heute aber, wenn nicht alle Zeichen trügen, naht eine neue Zeit, in der deutschen Jugend gärt es wieder. Man ist müde des bloßen Tatsachensammelns und verlangt mit stürmender Seele wieder Lebensinhalte und Überzeugungen; man fühlt ernüchtert, daß all dieser Tatsachenprunk das wahre Leben nicht lebenswerter gestaltet hat; die Besten sehnen sich wieder von den Entdeckungen des Tages zu den Werten der Ewigkeit: ein neuer Idealismus ringt empor. An dieser klassischen Stätte idealistischer Philosophie, in diesem Feierjahr der Universität, das die Erinnerung an Fichte so lebhaft wachruft, nun mitzuwirken an dieser Neubelebung des tiefsten deutschen Denkens, ist mir die heiligste Pflicht. Und kann ich nichts anderes beitragen, so will ich wenigstens der deutschen Jugend aus der Überzeugung meiner Wandereindrücke heraus das eine zurufen, daß trotz aller technischen Fortschritte und wirtschaftlichen Siege der Kultureinfluß der deutschen Seele in der Welt doch schließlich davon abhängt, wie tief und ernsthaft das deutsche Volk dem idealistischen Glauben treu bleibt.

Vier Seiten der amerikanischen Literatur.

Von C. Alphonso Smith, Professor an der Universität von Virginien und Roosevelt-Professor an der Berliner Universität, Winter-Semester 1910-11.

Das erste Ereignis der Weltgeschichte, mit dem der Amerikaner gewöhnlich bekannt wird, ist die Entdeckung Amerikas durch Columbus. Mark Twain sagt, jedes amerikanische Kind trage schon bei seiner Geburt das Datum 1492 in seinem Kopfe. Neuere Ereignisse und Tendenzen veranlassen jedoch den Forscher der amerikanischen Geschichte, sowohl das Datum wie auch das Ereignis immer wieder in Erwägung zu ziehen. Amerika ist noch nicht entdeckt: es wird erst entdeckt. Das Zeitalter geographischer Entdeckungen ist nahezu vorüber; das Zeitalter geistiger Entdeckungen nimmt erst seinen Anfang. Bei dieser internationalen Bewegung sind die Universitäten Europas und Amerikas ausersehen, die Leitung zu übernehmen. Ihnen kommt mehr und mehr die Verantwortung und das Vorrecht zu, die eine Nation der anderen nahezubringen und so das eine Volk mit dem anderen zu verbinden. Die feierlichen Zeremonien vor einigen Wochen beweisen besser als alles andere, daß die Universität Berlin heute mehr als alle anderen Universitäten der Welt gerade den Einfluß ausübt, der zur Versöhnung und gegenseitigen Ergänzung führt. Und die Universität, die ich vertrete, senkt heute ihre Flagge vor Ihnen und ruft Ihnen »Heil und Glückauf!« zu angesichts des neuen Jahrhunderts voll Arbeit und Erfolg, in das Sie nun eingetreten sind.

Vor einer Zuhörerschaft, wie die anwesende, kann man ungefährdet die Behauptung aufstellen, daß eine Nation weder richtig gekannt, noch richtig beurteilt werden kann außer durch ihre Literatur. Wenn sie keine Literatur besitzt, ist es keine Nation: es ist nichts weiter als eine Vereinigung von Staaten; besitzt sie dagegen eine Literatur, und sei diese auch noch so unbedeutend, so ist sie im besten Sinne eine Nation, denn ihre Bürger oder Untertanen werden nicht nur durch gemeinsame Interessen, sondern auch durch gemeinsame Ideale aneinander gekettet. Die Literatur nun, von der ich sprechen soll, ist die jüngste unter den modernen Literaturen. Gerade ihre Jugend verleiht ihr jedoch, wenn ich nicht irre, ein gewisses einzigartiges Interesse. Die Sprache, die sie benutzt, ist modern, aber die Ideale, die sie ausbaut, sind meistens ebenso alt wie der Stamm, dem sie entsprungen sind. »Der Sieg im Teutoburger Wald,« sagt Freeman, »war der Keim der Unabhängigkeitserklärung und der Übergabe von Yorktown.«

Zu der Betrachtung der amerikanischen Literatur nach vier Seiten, wie ich sie kurz jetzt entwickeln werde, wurde ich an-

geregt durch die Ihnen bekannten Worte Fauſts:

»Geſchrieben ſteht: Im Anfang war das Wort!
Hier ſtock' ich ſchon! Wer hilft mir weiter fort?
Ich kann das Wort ſo hoch unmöglich ſchätzen;
Ich muß es anders überſetzen,
Wenn ich vom Geiſte recht erleuchtet bin.
Geſchrieben ſteht: Im Anfang war der Sinn.
Bedenke wohl die erſte Zeile,
Daß deine Feder ſich nicht übereile!
Iſt es der Sinn, der alles wirkt und ſchafft?
Es ſollte ſtehn: Im Anfang war die Kraft!
Doch, auch indem ich dieſes niederſchreibe,
Schon warnt mich was, daß ich dabei nicht bleibe.
Mir hilft der Geiſt! Auf einmal ſeh' ich Rat
Und ſchreibe getroſt: Im Anfang war die Tat!«

Das Wort, der Sinn, die Kraft, die Tat — dieſe Worte enthalten die vier Geſichtspunkte, unter denen jede Literatur, mag ſie alt oder neu ſein, betrachtet werden kann.

Von der amerikaniſchen Literatur gilt ganz beſonders das erſte: »Im Anfang war das Wort.« Weder ſchuf Amerika, noch entwickelte es allmählich ſeine eigene Sprache: dieſe wurde fertig aus England mitgebracht. Als die erſte bleibende Niederlaſſung in Jamestown in Virginien im Jahre 1607 gegründet wurde, arbeitete Shakeſpeare an »Troilus und Creſſida« — und die Überſetzer arbeiteten noch an König Jakobs Bibelübertragung. Als die Puritaner dreizehn Jahre ſpäter landeten und die neue Überſetzung mitbrachten, hatte Bacon gerade ſein Novum Organum vollendet. Das Erbe einer an Schönheit und Kraft ſo reichen Sprache wie die Shakeſpeares, Bacons und der engliſchen Bibel legt zweifellos gewiſſe Verpflichtungen auf. Hat nun Amerika das ihm anvertraute Gut recht verwaltet?

Es läßt ſich nicht leugnen, daß unmittelbar nach dem Unabhängigkeitskriege der Wunſch in Amerika vorwiegend dahin ging, daß die Kluft zwiſchen dem Mutterlande und den früheren Kolonien nach Möglichkeit erweitert werde. Deshalb wurden viele Vorſchläge laut, wonach engliſche Gebräuche oder engliſche Einflüſſe in der neuen Republik entweder ganz vernichtet oder doch von Grund auf umgemodelt werden ſollten. Die Sprache Englands jedoch wurde von Anfang an als heilig und unantaſtbar betrachtet. So ſehr der Amerikaner ein Neuerer auf vielen anderen Gebieten iſt, in bezug auf die Grammatik war er ſtets äußerſt konſervativ. Benjamin Franklin ſchreibt, als er in England weilt, an David Hume: »Ich hoffe wie Sie, daß wir uns in Amerika das beſte Engliſch dieſer Inſel ſtets zum Muſter nehmen werden, und ich bin überzeugt, daß es ſo iſt.« An Noah Webſter ſchreibt er: »Ich kann Ihrem großen Eifer, der Sprache ihre Reinheit zu bewahren, nur Beifall zollen.« Thomas Jefferſon war ſo ſehr von der Wichtigkeit des Angelſächſiſchen für die Erhaltung eines reinen engliſchen Stils überzeugt, daß er mitten unter ſeinen Amtspflichten als Vizepräſident der Vereinigten Staaten eigenhändig eine angelſächſiſche Grammatik verfaßte und das Studium dieſer Sprache in den erſten Lehrplan der Univerſität von Virginien einfügen ließ. Die Wichtigkeit, die man dem Angelſächſiſchen in amerikaniſchen Colleges und Univerſitäten beilegt, und die große Zahl amerikaniſcher Studenten, die Engliſch auf deutſchen Univerſitäten ſtudieren, ſind ein Beweis dafür, daß Jefferſons Enthuſiasmus noch immer fortlebt.

Noch bemerkenswerter ſcheint mir die Tatſache, daß trotz der weiten Ausdehnung des Gebietes der Vereinigten Staaten die Sprache, wie ſie in New York geſprochen wird, weniger verſchieden von der Sprache iſt, die man in San Francisco ſpricht, als die Sprache Yorkſhires von der Sprache Cornwalls oder Devons. Natürlich iſt der Grund dafür hauptſächlich der, daß die Wanderung der Bevölkerung vom atlantiſchen zum ſtillen Ozean hauptſächlich erſt nach der Einführung der Eiſenbahnen vor ſich ging. Ein anderer Grund liegt jedoch in der Natur der engliſchen Sprache ſelbſt: in ihrer großen Ausdrucksfähigkeit, in ihrer Biegſamkeit, in ihrer Macht, ſich ſchnell anzupaſſen. Es iſt eine Sprache, die ſich gleichmäßig und folgerichtig mit der Zeit ändert,

»Slowly broadens down
From precedent to precedent«,

aber vergleichsweiſe wenig berührt wird von der Ausdehnung oder Verſchiedenartigkeit der Bevölkerung, über die ſie herrſcht. Natürlich iſt der Wortſchatz der beiden Länder nicht derſelbe, aber im grammatikaliſchen Aufbau mit ſeiner ganzen Maſchinerie von Tempus, Modus und Caſus hat alle Unterſuchung nicht den geringſten Unterſchied zwiſchen der Sprache der beſten Autoren Amerikas und der beſten Autoren Englands entdecken können.

Weit wichtiger noch als das Wort iſt der Sinn. Iſt es möglich, den Gedankeninhalt

der amerikanischen Literatur von dem anderer Literaturen zu unterscheiden? Es handelt sich hier nicht darum, ob die amerikanische Literatur bedeutender oder unbedeutender ist als andere Literaturen, es handelt sich nur darum, ob sie verschieden davon ist. Vertreten die amerikanischen Schriftsteller, auch wo sie vieles mit ausländischen Schriftstellern gemein haben, trotzdem wissentlich oder unwissentlich einen besonders hervortretenden Standpunkt? Es wäre auffallend, wenn das nicht der Fall wäre, denn die Absichten, mit denen die Gründer Amerikas über das Meer kamen, und die Umgebung, in die sie sich auf dem neuen Boden versetzt sahen, scheint etwas Besonderes, wenn nicht Einzigartiges zu prophezeien. Und es fragt sich jetzt, wie weit diese Weissagung in Erfüllung gegangen ist.

Wenn wir sagen, die amerikanische Literatur ist und war jederzeit eine Pionier-Literatur und ihre Schöpfer im besten Sinne des Wortes Pioniere, so berühren wir damit bereits ihr leitendes Charakteristikum. Man entdeckt in fast jedem Kapitel der amerikanischen Literatur das Selbstbewußtsein des Pioniers. Cooper stand an der natürlichen Grenze und zeichnete eine kommende und eine schwindende Zivilisation. Was Cooper für den Staat New York tat, das tat Mark Twain für den mittleren und Bret Harte für den äußersten Westen. Joel Chandler Harris tat für den Neger, was Cooper für den Indianer getan hatte: wie Chingachgook der letzte Mohikaner war, so kann man Onkel Remus als den letzten südlichen Neger aus der alten Zeit bezeichnen. In den Versen William Cullen Bryants sehen wir die Grenze der heranwachsenden Stadt auf die Stille und Freiheit des Waldes einwirken. Hawthorne stand an der Grenze eines dahinschwindenden Puritanismus und beschrieb allegorisch seinen Kampf gegen einen freieren Glauben und menschlichere Gebräuche. Poe stand weniger an einer Grenze als auf einer Klippe. Gerade die Lebenskraft und Überschwenglichkeit rings um ihn her zeigte seiner Phantasie, getreu dem Gesetz einer umgekehrten Analogie, das Herannahen von Verfall und Verderben. Er ist unser einziger herbstlicher Genius. Er blickte nicht rückwärts nach Sommer und Leben, sondern vorwärts nach Winter und Tod. Von einem anderen Standpunkt aus erscheint er durch seine pseudo-wissenschaftlichen Erzählungen als der Prophet der neuen Ära wissenschaftlicher Taten. Emerson und die anderen Transcendentalisten standen an einer geistigeren Grenze — einer Grenze, die das Sichtbare und das Unsichtbare, das Bekannte und das Unbekannte, das Tatsächliche und das Mögliche trennte, oder, je nachdem, vereinigte. »Amerika bedeutet Gelegenheit«, sagt Emerson — Gelegenheit nicht, um materielle Dinge zu erlangen, sondern um die Kluft zwischen dem Materiellen und dem Geistigen zu überbrücken. Diesem Pionierbewußtsein sind die wesentlichen Merkmale der amerikanischen Literatur entsprungen — ihr Idealismus, ihr Optimismus, ihr Humor, ihr Glaube an eine bessere Zukunft.

Aber

»Ist es der Sinn, der Alles wirkt und schafft?
Es sollte stehn: Im Anfang war die Kraft!«

Welche Kraft belebt nun die amerikanische Literatur? Welchen Einfluß hat sie in Amerika selbst und im Auslande ausgeübt? Natürlich können wir literarische Kräfte nicht in der Art messen wie physische Kräfte. Wir können die Tragweite einer Flinte genau bestimmen, die Tragweite eines Gedichtes können nur Jahrhunderte bestimmen. Immerhin läßt sich die Behauptung aufstellen, daß der Einfluß der amerikanischen Literatur mehr als alles andere dazu beigetragen hat, die verschiedenartigen Elemente des amerikanischen Lebens zu einem einzigen und harmonischen Ganzen zu verschmelzen. Es gab einmal eine Zeit, in der die Gefahr vorhanden war, die amerikanische Literatur könnte partikularistisch und trennend wirken, doch als der große Krieg vorüber war, reichten die beiden Landesteile einander die Hand in gemeinsamer Lehnstreue gegen den Geist der Bruderschaft, der seinen höchsten Ausdruck nicht in Parteiprogrammen fand, sondern in den Idealen unserer großen Dichter.

Allein der Einfluß der Verfasser von Short Stories ist seit 1870 nicht weniger mächtig gewesen, als der der Geschichtsschreiber, um die einzelnen Teile der Vereinigten Staaten einander näher zu bringen. Neu-England, der Süden, der mittlere Westen und der fernere Westen haben einander wesentlich durch die Short Stories kennen gelernt, in denen jede Sektion ihre eigene, besondere Geschichte oder Landschaft zur Darstellung brachte. Diese Erzählungen werden gewöhnlich lokale genannt, aber sie könnten eher als lokal-nationale be-

zeichnet werden, denn wenn sie auch lokal in Thema und Hintergrund sind, sind sie national in ihrem Geist und in dem weitgehenden Anspruch, den sie erheben. Mit anderen Worten: sie bringen das Lokale durch nationale Begriffe zum Ausdruck. Indem sie aber auf diese Art einen Staat dem andern, einen Landesteil dem nächsten bekannt machten, haben diese Erzählungen zugleich die Einheit in der Verschiedenartigkeit des amerikanischen Lebens enthüllt und das Bewußtsein nationaler Zusammengehörigkeit gestärkt.

Der Einfluß der amerikanischen Literatur im Auslande ist noch schwerer festzustellen. Aber ist es nicht im Ganzen ein wertvoller Einfluß gewesen? Hat er nicht der Schönheit, dem Glück und der Wahrheit gedient? Irving, Cooper, Poe, Hawthorne, Emerson, Longfellow, Bret Harte und Mark Twain — diese wenigstens haben die Grenze der Rasse und der Sprache überschritten. Werden nicht die Rufe dieser Männer nach allgemeinem Frieden und gegenseitigem Verständnis immer mehr gehört werden? Jedenfalls wäre es nicht leicht für die Amerikaner, sich auf Krieg mit einer Nation einzulassen, die mit den Lederstrumpf-Erzählungen bekannt ist, oder den Raben deklamieren oder über die Überseele diskutieren oder die Schicksale Huckleberry Finns wiedererzählen kann.

Aber nun die Tat? Nur dieses eine: daß in der amerikanischen Literatur die Wertschätzung einer Handlung der Wertschätzung eines reinen Gedankens vorausgeht. Mit anderen Worten: die amerikanischen Schriftsteller haben die Inspiration für ihre Prosa und ihre Verse mehr in Dingen gefunden, die getan, als in Dingen, die nur gedacht wurden. Die Themen, die sie behandeln, sind weniger die des Stilllebens, als die des bewegten Lebens. Die Unabhängigkeitserklärung wird heute noch in Amerika nicht als ein Schriftwerk, sondern als eine Tat angesehen.

»Weak-winged is song« sagt Lowell in seiner Commemoration Ode,

»Nor aims at that clear-ethered height
Whither the brave deed climbs for light.«

Ein Beispiel dieser Tendenz läßt sich an der Wahl der Namen für die nationale amerikanische Ruhmeshalle zeigen. Männer der Tat gehen Männern von rein literarischem Talent vor. Die ersten acht, die gewählt wurden, sind — der Reihe ihrer Erwählung nach —: Washington, Lincoln, Webster, Franklin, Grant, Marshall, Jefferson und Emerson. Ein anderes Beispiel ist der Aufschwung und die Entwickelung der amerikanischen Short Story. Die typische amerikanische Short Story ist keine Skizze, keine Beschreibung, keine Wiedergabe des Stilllebens. Es ist die Darstellung einer Tat.

Die amerikanische Literatur hat zweifellos etwas durch den Nachdruck, den sie auf die Tat, auf das Ereignis legt, verloren. Was sie im allgemeinen verlor, das ist Tiefe, ist der Reiz reiner Nachdenklickeit, stiller Schönheit und philosophischen Sichversenkens. Aber die amerikanische Literatur ist erst im Anfangsstadium. Sie hatte keine alte Balladenliteratur, kein Nationalepos mit aufregenden Ereignissen und heldenhaften Abenteuern, um darauf weiterzubauen. Dafür haben die amerikanischen Dichter ihre Geschichte nach solchen Beispielen individueller oder nationaler Heldentaten durchforscht, die in früheren Jahrhunderten den Stoff zu einem Nationalepos abgegeben hätten. Ob die amerikanische Literatur schon Ersatz für das Fehlen einer legendenhaften Vergangenheit gefunden hat, muß die Zeit zeigen. Die nahe Zukunft aber wird zweifellos Zeuge davon sein, daß zwar nicht weniger Gewicht auf die Tat an sich, aber mehr Gewicht auf die Auslegung der Tat gelegt wird.

Es ist meine Absicht, in meinen Vorlesungen die Geschichte der amerikanischen Literatur von 1809 bis zur Gegenwart zu verfolgen. Nur auf zwei Schriftsteller der Revolutionszeit wird näher eingegangen werden, auf Franklin und Jefferson. Das Thema für die seminaristischen Untersuchungen ist Edgar Allan Poe. In beiden Kursen wird das Hauptgewicht nicht so sehr auf Daten und biographische Einzelheiten, als auf literarische Probleme und Tendenzen gelegt werden.

Die frühesten Stigmatisationen und der hl. Franz von Assisi.

Von Karl Hampe, Professor an der Universität Heidelberg.

Man hat bisher allgemein angenommen, Franz von Assisi sei der erste gewesen in der langen Reihe von männlichen und weiblichen Stigmatisierten, die vom 13. bis ins 19. Jahrhundert reicht und mit der 1883 gestorbenen Louise Lateau schwerlich für alle Zeiten ein Ende gefunden hat. Gegen diese Ansicht hat kürzlich ein junger Tübinger Doktorand, Josef Merkt*), beachtenswertes Material beigebracht, das sich noch um einzelne Züge bereichern läßt. Es ergibt sich daraus, daß die Nachahmung des Leidens Christi durch Selbstzufügung seiner Wundmale ein Gedanke war, der in den religiös erregten Zeiten im Anfange des 13. Jahrhunderts, in den Tagen der Kinderkreuzzüge und Albigenserkriege, gleichsam in der Luft lag, eine neue Form der Askese, wie sie dem auf das äußerste gerichteten, krankhaft gesteigerten Drange frommer Seelen wohl als ein letztes Ziel winken konnte.

Wie sich die Kirche solchen Erscheinungen gegenüber verhalten würde, war zunächst keineswegs sicher. Sie konnten ebensowohl als Selbstüberhebung, Gottesschändung und Teufelsblendwerk betrachtet werden, wie als Ausfluß heiligmäßiger Frömmigkeit oder gar als göttliches Gnadenwunder. Die Entscheidung hing da wohl wesentlich von dem ganzen sonstigen Verhalten des Stigmenträgers, aber auch von der jeweiligen Auffassung der prüfenden kirchlichen Instanzen ab.

Nur geringes Zutrauen zu seiner Heiligkeit konnte der erste Stigmatisierte erwecken, dessen Auftreten mit Sicherheit noch vor dem Zeitpunkte der Stigmatisation des hl. Franz erfolgte. Wenige Tage vor dem Oxforder Konzil vom 17. April 1222 wurde ein junger englischer Bauer mit einer älteren Gefährtin aufgegriffen und alsbald vor die unter dem Vorsitz Stephan Langtons, des berühmten Erzbischofs von Canterbury, tagenden Väter zur Aburteilung gestellt. Er hatte sich an Händen und Füßen und in der Seite Wundmale beigebracht und behauptete, er sei der Sohn Gottes und Erlöser der Welt. Jenes Frauensbild, das mit ihm war, aber hatte sich, wie es heißt, »zur Maria gemacht«, und da sie in einer anderen Quelle mit dem gewiß nicht wörtlich zu nehmenden Ausdrucke »Hermaphrodit« bezeichnet wird, so ist zu vermuten, daß auch sie durch eine Selbstverstümmelung, wie etwa die Amputation ihrer Brüste, die Jungfräulichkeit der Gottesmutter äußerlich hatte charakterisieren wollen. Beide wurden vom Konzil zu ewiger Einmauerung verurteilt und verbrachten den Rest ihres Lebens in dem nördlich von Oxford gelegenen Banbury elend bei Wasser und Brot. Den kirchlichen Richtern hatten sie lediglich als blasphemische Betrüger gegolten; aber welchen Ersatz weltlicher Freuden hätten sie für die bitteren Leiden, die sie sich selbst zufügten, von ihrer Rolle erwarten sollen? Viel wahrscheinlicher ist, daß sie selbst an diese Rolle glaubten, unter dem Zwange krankhafter religiöser Wahnvorstellungen handelten und im Zustande der Hysterie jene Selbstverwundungen begingen. Stand man doch damals mitten in dem klassischen Zeitalter religiöser Hysterieerscheinungen, und auch aus der Verbindung jener beiden Menschen darf man nicht etwa ohne weiteres auf ein kühl überlegtes Komplott schließen; denn man kennt ja genugsam die ansteckende Wirkung solcher Hysterie auf ähnlich gerichtete Naturen. Sieht man von den Selbstverwundungen ab, so begegnet man einem ganz ähnlichen Paar mehr als sechs Jahrhunderte früher, in den Tagen der merowingischen Königinnen Fredegunde und Brünhilde, also in einem Zeitalter furchtbarer Umwälzungen, sittlicher Auflösung und nervenerschütternder Greuel, in dem die Kirche den Bedrückten noch die einzige Zufluchtstätte bot, mancher aber auch auf eigenem Wege sein Heil in Wundern und Aberglauben aller Art suchte. Zum Jahre 591 berichtet da der große, naive Erzählungskünstler Gregor von Tours von einem

*) Die Wundmale des heiligen Franziskus von Assisi (Beiträge zur Kulturgeschichte des Mittelalters und der Renaissance, Heft 5), Leipzig u. Berlin 1910. Der wohl in Einzelheiten zu beachtende, aber im Wesentlichen doch nicht durchschlagende Angriff gegen diese Schrift, den P. Michael Bihl soeben im Archivum Franciscanum historicum a. III fasc. 3 hat erscheinen lassen, konnte hier von mir nicht mehr berücksichtigt werden.

Manne im Gebiete von Bourges, der beim Holzfällen von einem Insektenschwarm überfallen und so zugerichtet wurde, daß er zwei Jahre lang seiner Sinne beraubt blieb. Danach aber begab er sich in die Provence, kleidete sich in Felle, betete und begann zu wahrsagen, bis er sich schließlich selbst für Christus ausgab. »Er hatte aber bei sich ein Weib, gleichwie seine Schwester, die ließ er Maria nennen. Und es strömte ihm eine große Menge Volks zu und brachte die Kranken herbei, die er berührte und gesund machte. Es trugen ihm die, so ihm zuliefen, auch Gold, Silber und Kleider zu, er aber schenkte alles den Armen, auf daß er noch mehr die Menge verführte, warf sich auf den Boden und betete inbrünstig samt jenem Weibe, und wenn er wieder aufstand, ließ :r sich dagegen von denen anbeten, die um hn standen. Er sagte auch die Zukunft rorher: einigen verkündete er, daß ihnen Krankheiten, andern, daß ihnen Verluste bevorständen, Glück dagegen prophezeite er venigen. Dies alles richtete er durch teuflische Künste und Gott weiß welche Zaubereien us. Er verführte hierdurch eine ungeheure Aenge des Volks, nicht allein ungelehrte .eute, sondern auch Bischöfe der Kirche. :s folgten ihm endlich mehr als dreitausend us dem Volke nach.« Weiter wird berichtet, rie dieser Christus, »den man Antichrist ennen sollte«, von einem Kriegsmannen des iischofs Aurelius von Velay, dem er nackende oten, die tanzten und sprangen, entgegeneschickt hatte, mit dem Schwerte in Stücke ehauen wurde, während jene Maria unter er Folter belastende Geständnisse machte. Dennoch aber kamen jene Leute, welche er urch höllische List verführt hatte, ihm zu auben, niemals wieder zur Besinnung, ndern sie verehrten ihn noch ferner als hristus und glaubten, daß jene Maria Teil ı seiner Göttlichkeit habe«; und Gregor on Tours fügt hinzu, daß in ganz Gallien ımals solche Menschen auftauchten, »welche ırch derartige Zaubereien manche arme 'eiblein, so sie in ihrer Schwärmerei als eilige priesen, nach sich zogen, und die :h für etwas Großes unter dem Volke sgaben«.

Hier ist, obwohl der fromme Bischof nur trug und Teufelswerk wittert, für den odernen Leser sowohl der pathologische ıtergrund, wie die suggestive Wirkung auf Gefährtin und Umgebung deutlich genug gekennzeichnet, und ähnlich wird es sich auch bei dem Oxforder Fall von 1222 verhalten.

Auch bei einem andern zeitgenössischen Stigmatisierten konnten kirchliche Beurteiler wohl einen Augenblick zwischen Ketzerei und Frömmigkeit schwanken, um sich dann doch für das letztere zu entscheiden. Der alte Marquis Robert von Montferrand in der Auvergne, der 1234 starb, hatte vierzig Jahre lang mit großen Mühen und Kosten alle sektiererischen Schriften, deren er habhaft werden konnte, gesammelt und eifrig durchstudiert, so daß er dadurch schließlich den Verdacht häretischer Neigungen auf sich selbst lenkte. Indessen wußte er vor den prüfenden Dominikanern diese Meinung schlagend zu widerlegen: Je eifriger das Studium jener Ketzerschriften, desto größer sei sein Abscheu geworden, und dem habe er den denkbar stärksten Ausdruck verliehen, indem er den Kasten mit jenen Büchern zu seinem Fußschemel gemacht habe, wenn er im heimlichen Gemach seiner Wohnung seine Notdurft verrichtete. — Heute würden wir den Inhalt dieser eigenartigen Fußbank mit Gold aufwiegen! — Von diesem seltsamen Heiligen, dessen Frömmigkeit nach Überwindung jener ketzerischen Wißbegier doppelt gewachsen war, wird nun zuverlässig berichtet, er habe viele Jahre vor seinem Tode zum Gedächtnis des Leidens und Glaubens Jesu die Wundmale des Herrn an seinem Leibe getragen, und unter andern Bußübungen, die er zur Erinnerung der Passion Christi veranstaltete, habe er an jedem Freitage sein Fleisch mit Nägeln bis zum Hervorströmen des Blutes durchbohrt. Gemahnt uns das lebhaft an jenes besonders an den Freitagen auftretende Bluten der Wundmale späterer Stigmatisierter, so wird hier zum mindesten von einem eingeweihten und bewundernden Zeitgenossen ausdrücklich versichert, daß beim Marquis von Montferrand nicht nur die Entstehung, sondern auch das regelmäßige Bluten der Stigmen auf beständig erneuerter Selbstverwundung beruhte, einem Akte frommer Askese. Der Ausdruck »viele Jahre vor seinem Tode« führt uns von 1234 rückwärts zu einem Termin, der mit der Stigmatisation Franzens als einigermaßen gleichzeitig angesehen werden darf, und auch die völlig abweichende Darstellung spricht doch dafür, daß wir es nicht etwa nur mit einer domini-

kanischen Nachahmung der Franziskuslegende zu tun haben.

Ebensowenig wie hier iſt von einem Wunder die Rede bei einem dritten Stigmatisierten, dem niederländischen Einsiedler Dodon von Hascha. Als dieser in seiner Einsiedelei, in der er fünf Jahre als Eremit gelebt hatte, im Jahre 1231 ſtarb, fand man an ihm »offene Wunden in den Händen und Füßen und der rechten Seite nach Art der fünf Wunden des Herrn, die er vielleicht, um die Leiden des Gekreuzigten mitzuleiden, viele Jahre getragen hatte, damit er in Wahrheit mit Paulus sprechen könnte: ich trage die Wundmale meines Herrn Jesus Chriſtus an meinem Leibe. Das aber hat vor seinem Todestage niemand erfahren, als allein Gott, der alles weiß.« Eben dieser Schlußsatz läßt die vieljährige Dauer der Stigmen nur als eine Vermutung des Biographen erkennen. An der Tatsache selbſt aber iſt wohl kaum zu zweifeln, nur iſt offenbar nicht im geringſten an ein Wunder gedacht, sondern eben nur, wenn es auch nicht ausdrücklich gesagt wird, an eine frommem Eifer entsprungene asketische Handlung.

Was ergibt sich aus diesen zeitgenössischen Parallelerscheinungen für die Stigmatisation des hl. Franziskus? Unmittelbar und zwingend natürlich nichts! Die Geſtalt des erhabenen Ordensstifters überragt jene anderen Stigmenträger um mehr als Haupteslänge; gewiß kann er ohne weiteres nicht mit ihrem Maße gemessen werden. Bei ihm könnte einer innerlicheren und tieferen Naturanlage entsprungen sein, was bei jenen vielleicht mehr eine äußere Handlung war. Immerhin iſt doch von vornherein beachtenswert, daß Franziskus selbſt auf diesem Höhepunkte seines religiös-kontemplativen Lebens keine singuläre Erscheinung war, daß er auch da nur mit einer weiterverbreiteten Strömung übereinſtimmte, während allerdings bei ihm dank seiner genialen Persönlichkeit alles ein andres Ausmaß gewann.

Wenn sich nun aber auch bei seiner Stigmatisation Symptome finden, die auf dieselben Motive und dieselbe Erklärung des mystischen Vorganges hinweisen, wie sie bei den zeitgenössischen Analogiefällen außer Frage stehen, so wird man in diesen in der Tat eine starke Bekräftigung jener Anhaltspunkte erblicken dürfen.

Die neueſten Forschungsergebnisse haben wesentlich zur Beſtätigung einer von mir zuerſt aufgeſtellten und im 96. Bande der Hiſtorischen Zeitschrift begründeten Hypothese gedient. Ich führte dort insbesondere aus, daß wir den angeblichen Stigmatisationsvorgang in der Bergeinsamkeit des Monte Alverno im September 1224 als eine schon sehr bald nach dem Tode des Heiligen (am 3. Okt. 1226) entſtandene und von Papſt Gregor IX. 1229 sanktionierte Legende anzusehen haben, die freilich ohne jede berechnende Absicht, lediglich dem Drange entsprungen war, auf die auch den Jüngern dunkle Frage nach der Entſtehung der Stigmen eine durch ihren religiösen Stimmungsgehalt und ihre äſthetische Wirkung einleuchtende Antwort zu geben, die indessen der objektiven Wahrheit schwerlich entsprach. Die schon früher überwiegenden Zeugnisse für ein Hervortreten der Stigmen erſt kurz vor Franzens Tode sind nun neuerdings durch weitere Belege vermehrt worden, darunter eine Aussage des an den Geschicken des Minoritenordens und seines Stifters auf das tiefſte interessierten Kardinalbischofs Jakob von Vitry. Auf der andern Seite ſtellt uns ein sehr altes, etwa der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts angehöriges Gemälde im Baptisterium zu Parma, das bemerkenswerter Weise außerhalb des Einflusses der Franziskanerlegende entſtanden zu sein scheint, die Seraphsvision auf dem Monte Alverno ohne jede Andeutung einer Stigmatisation dar, so daß wir es wohl als einen weiteren Beleg dafür verwenden dürfen, daß damals in der Tat nichts weiter erfolgt iſt, als jene Vision. Ich werde auf alle diese Dinge demnächſt in einer ausführlichen Abhandlung in dem von G. Steinhausen herausgegebenen Archiv für Kulturgeschichte zurückkommen.

Sind nun Franzens Stigmen wirklich erſt in den letzten Wochen vor seinem Tode hervorgetreten, also in einer Zeit hochgradigen Siechtums, in der, wie der Ordensgeneral Elias uns versichert, auch nicht ein Glied seines Körpers mehr ohne das äußerſte Leiden war, so verliert der Vorgang an sich schon etwas von seiner unerhörten Wunderbarkeit und seinem myſtischen Zauber. Sofern man nicht auf eine natürliche Erklärung verzichten will, hat man die Wahl zwischen zwei Möglichkeiten, die sich mit den am weiteſten gehenden Graden von Wahrschein-

lichkeit als Lösungen darbieten: Autosuggestion und Selbstzufügung. Merkt neigt, ohne die zweite abzulehnen, mehr der erften Annahme zu. Er weift auf Analogieerscheinungen bei neueren, insbesondere weiblichen Stigmatisierten, bei denen die Autosuggestion in der Tat wohl eine Rolle spielen dürfte, wenn auch in den allerseltensten Fällen da wirklich einwandfreie ärztliche Zeugnisse vorliegen; er sieht den tiefften Grund in der höchften Kraft innerlichfter Kontemplation und findet gerade in der allerletzten Leidenszeit des Heiligen die Stimmung dafür bereitet.

»Noch einmal und zum letztenmal galt sein ganzes Sehnen und Trachten dem Gekreuzigten; mit der ganzen Glut und Inbrunft seiner Leiden heischenden Liebe zum Gekreuzigten suchte er an den Schmerzen seines Herrn teilzunehmen, alle seine letzte schwindende Kraft bot er auf, selbft ein Mann der Schmerzen, um mit dem letzten Schwung seiner Phantasie und der ganzen Glut seiner Affekte und mit aller Energie seines Willens die Leiden Chrifti nachzuempfinden. In diesem Augenblicke scheint der 'Wille zur Macht' über den kranken und siechen Körper den Sieg davongetragen, und das geiftige Leben auf den Organismus reagiert zu haben, und als äußeres Zeichen der an den Leiden Chrifti teilnehmenden Seele der Stigmatismus am Körper des Heiligen entftanden zu sein.«

Ich bin auch heute noch, wie früher, der Ansicht, daß dieser Lösungsversuch ernftlichfte Erwägung verdient, möchte mich aber selbft, nicht zum wenigften gerade auf Grund des von Merkt neu beigebrachten Materials, jetzt doch eher für die andere Erklärungsmöglichkeit, die Selbftzufügung der Wundmale, entscheiden. Jene moderneren Analogiefälle können selbft unter Voraussetzung der Zuverlässigkeit ihres Tatbeftandes um deswillen nichts beweisen, weil es sich da meift um Flecken, Blutausschwitzungen und ähnliche Erscheinungen gehandelt hat, die einer Erklärung durch Autosuggestion keine allzu großen Schwierigkeiten entgegensetzen. Dagegen schildert unser einzig zuverlässiger, weil auf eigener Beobachtung beruhender und unmittelbar gleichzeitig aufgezeichneter Bericht, ein Brief jenes Ordensgenerals Elias, des Nachfolgers in der Ordensleitung, die Stigmen an Händen und Füßen von Franzens Leiche als vernarbte, anscheinend durch Nägel hervorgebrachte Stiche, die von der Innenfläche zur oberen Seite hindurchliefen. Dieser Tatbeftand spricht offenbar doch viel eher für die Selbstverwundung, und es muß dem Urteil ärztlicher Sachverftändiger überlassen bleiben, zu entscheiden, ob wirklich noch so weitgehende körperliche Veränderungen durch Autosuggestion zu erklären sind; nach dem jetzigen Stande der Forschung dürfte diese Entscheidung negativ ausfallen. Dann aber ift doch wohl den oben berührten zeitgenössischen Analogieerscheinungen, die, wie wir sahen, sämtlich auf Selbftzufügung beruhten, ein viel höheres Gewicht beizumessen, umso mehr, als dem hl. Franz ein ganz ähnlicher asketischer Drang innewohnte, der ihn auch sonft zu Selbftverwundungen führte. »Wenn auch völlig schuldlos«, so berichtet von ihm sein Biograph Thomas von Celano, »unterwarf er doch seinen Leib Geißelhieben und Entbehrungen und brachte ihm ohne Ursache zahlreiche Wunden bei.« Da konnte ihm der seiner Zeit nicht fremde Gedanke unmöglich ganz fern bleiben, durch eignes Zutun dem Heiland, dem er in seinem Lebenswandel vielleicht näher gekommen ift, als irgend ein anderer Sterblicher, auch im Leiden ganz nachzufolgen. Finden wir ein ähnliches Streben doch selbft bei religiös erregten Frauen jener Tage, so bei der 1213 geftorbenen frommen Beghine Maria von Oignies in Belgien, die sich, um die Leiden des Gekreuzigten an ihrem Leibe nachzuempfinden, in ekftatischem Zuftand heimlich nicht unbeträchtliche Fleischftücke aus ihrem Körper herausschnitt und in der Erde verbarg, um das nur ihrem Beichtvater Jakob von Vitry, der uns davon berichtet, zu geftehen. Es ift in neuer Form derselbe Drang, der den hl. Adalbert und so manchen früheren Asketen den Märtyrertod hat suchen und faft gewaltsam hat erzwingen lassen; auch bei Franz könnte übrigens die Stigmatisation seinen Tod immerhin beschleunigt haben. Ohne eine tiefinnerliche und dauernde Kontemplation wäre freilich die Verdichtung einer solchen Vorftellung zum Vorsatz schwer erklärlich, und alles, was Merkt über jene sagt, kann auch bei der von mir bevorzugten Erklärung durchaus beftehen bleiben. Die Ausführung mag sogar halb oder ganz unbewußt in ekftatischer Verzückung erfolgt sein, und die Handlung selbft bietet ja nichts,

was den hl. Franz nur im geringsten herabzusetzen oder in der Lauterkeit seines Strebens zu verdunkeln vermöchte; hat er doch demutvoll auf das ängstlichste vermieden, die Stigmen zu zeigen, über sie zu reden oder sie wohl gar als ein göttliches Gnadenwunder hinzustellen!

Als solches aber sind sie seinen Jüngern, die über ihre Entstehung nichts genaueres wußten, alsbald nach seinem Tode erschienen, und schon im Laufe der nächsten beiden Jahre haben sich in ihrem Kreise Vermutung und ausmalende Phantasie zu jener Legende verdichtet, der dann Thomas von Celano die ästhetisch eindrucksvolle Form und Papst Gregor IX. die kirchliche Sanktion gegeben haben: zu der Verquickung des Vorgangs der Stigmatisation mit jener Seraphsvision auf dem Monte Alverno.

Gleichwohl hat die Kirche, wie es scheint, Bedenken getragen, im Jahre 1228 Franzens Kanonisation mit dem Stigmenwunder zu begründen; Gregor IX. hat die Heiligsprechung an andere, mehr landläufige Mirakel nach Franzens Tode geknüpft. Wahrscheinlich hat er vorausgesehen, daß es an Anzweiflungen jenes Wunders nicht fehlen würde, und Vorsorge getragen, daß der Kanonisationsakt selbst davon unberührt blieb. In der Tat wollten die Zweifel an dem unerhörten Gnadenwunder jahrzehntelang nicht verstummen und mußten von den Päpsten durch Androhung kirchlicher Strafen gewaltsam niedergeschlagen werden. Erst von der modernen Wissenschaft, der päpstliche Bannsprüche nichts mehr anhaben können, sind sie wieder aufgenommen worden, und wenn K. von Hase mit seiner Vermutung betrügerischer Machenschaften an Franzens Leiche in die Irre ging, so hat er doch durch seine eingehenden, verdienstvollen Untersuchungen der jüngsten Forschung den Anstoß gegeben, die auf anderem Wege die Lösung des schwierigen Problems zu erreichen strebt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus München.

Die Ausgrabungen von Meroë.

Ein erstmaliger ausführlicherer Präliminarbericht über die im Winter 1909/10 an der Stätte des alten Meroë von Professor Garstang unternommenen Ausgrabungen liegt nunmehr in den »Annals of Archaeology and Anthropology«, dem Organ des Liverpool Institute of Archaeology, vor. Vorausgeschickt ist eine kurze Geschichte des Reiches von Meroë durch Professor A. H. Sayce, der 1909 die Lage von Meroë und die Wichtigkeit ihrer Ruinen zuerst festgestellt hat, worauf dann das Liverpool University Institute of Archaeology eine von der Regierung des Sudans patronisierte Expedition nach Äthiopien unternehmen konnte.

Sayce schildert zuerst die günstige Lage der Stadt zwischen dem 5. und dem 6. Katarakt, wo die Schiffbarkeit des Flusses auf eine längere Strecke, die südliche Landroute und Wege zum Roten Meer und zum Blauen Nil zusammentrafen. Eine ungefähr 30 km nördlich von Shendi, etwa in der Mitte zwischen Khartum und Atbara, sichtbare Pyramidengruppe markiert die Lage von Meroë. Die Stadt war an dem Ende eines fruchtbaren Khor oder Wadi erbaut, der weit in das Innere hineinführt und in der Regenzeit mit Wasser und Vegetation gefüllt ist. Der nördliche Handelsweg vom Roten Meer erreichte in dieser Gegend den Nil. Nördlich von der Stadt liegen Sandsteinbrüche, die ergiebig sind. Der Hafen der Stadt galt als ein guter, da der Nordwestwind durch die Insel Tadu abgehalten war. Man darf annehmen, daß die Stadt mit ihrem Amontempel in der Zeit des Aspelut (625 v. Chr.) schon bestand. Eine Stelle mit diesem Namen wurde bei den letztjährigen Ausgrabungen gefunden, und eine meroitische Hieroglypheninschrift nennt den Namen der Stadt als »Mer«, was möglicherweise mit dem ägyptischen »Mera« (Hafen) zusammenhängt. Die gefundenen Töpfereien führen noch ein bis zwei Jahrhunderte vor Aspelut zurück. In einer nicht zu bestimmenden Epoche wurde dann Meroë und sein großer Amontempel zerstört. Doch unter Amon-Neteg und seiner Königin Amon-Hari wurde der Amontempel wieder aufgebaut; dieselben Fürsten errichteten auch Tempel zu Naga und Amara. Der berühmte Sonnentempel wurde durch Ark-Amon, den Ergamenes des Diodor, der an dem Hofe des Ptolemaios Philadelphos erzogen worden war, wieder hergestellt. Ergamenes gilt als derjenige, der griechische Kultur in das Land eingeführt hat; aber manche ältere Töpfereien lassen den Einfluß von Naukratis erkennen, und zweifellos haben die Griechen Äthiopien bis zum Blauen Nil lange vor den Ptolemäern gekannt. Herodot erzählt schon, daß die Gesandten des Kambyses sich nach dem »Tisch der Sonne« auf einer Wiese in der Umgebung der Hauptstadt erkundigen sollten, auf dem allabendlich Mahlzeiten für den Sonnengott ausgesetzt waren. Die Entdeckung des Sonnentempels durch die Liverpooler Expedition enthüllt den Ursprung dieser Geschichte; denn das Gebäude steht am Ende des Khor, einer Wiese, welche die Stadt an ihrer südlichen Seite begrenzt. Die hauptsächlichste Tempelterrasse mit

dem Altar, auf dem diese Mahlzeiten gerichtet waren, lag offen gegen die Sonne. Kein Zweifel, daß die homerische Legende von Zeus und den übrigen Göttern, die jedes Jahr während 12 Tagen bei den tadellosen Äthiopiern Feste feierten, damit zusammenhängt. Die Insel von Meroë war also den Griechen des homerischen Zeitalters schon bekannt. In der ptolemäischen Periode sind zahlreiche Beschreibungen von Äthiopien entstanden, und Simonides der Jüngere lebte sogar 5 Jahre dort. Der starke römische Einfluß auf Meroë zeigt sich in der dort gefundenen schönen biskuitartigen Tonmasse. Römischer Einfluß auf die Töpfereien geht bis in das 2. Jahrhundert n. Chr. Ein Bruchstück einer griechischen Inschrift, das zu Meroë in Sayces Hände kam, läßt erkennen, wie die Stadt unterging. Ta-Zena, der König von Aksum, welches Reich bzw. heilige Stadt der Äthiopier durch die deutsche Expedition im Jahre 1905/6 erfolgreich untersucht worden ist (s. Archäologischer Anzeiger 1907, Sp. 35/7), ist in dieser Inschrift erwähnt, und eine weitere Inschrift ist noch in Aksum erhalten, in der Ta-Zena (Aizanas-Stein) die Geschichte seiner Eroberungen von Kasu (Kush) erzählt. Eine Spur davon, daß er, wie es in der Inschrift heißt, in der bei den Aksumiten üblichen Weise (s. Arch. Anz. a. a. O. Sp. 98) einen Thron auf einer Insel gegenüber dem Zusammenflusse des Atbara mit dem Nil errichtet habe, wurde aber nicht gefunden. Ta-Zena war zur Zeit der Eroberung noch Heide; die Ausgrabungen am Amontempel haben ergeben, daß diese Stätte nach der Zerstörung der Stadt nie mehr bewohnt worden ist, und daß bis zu ihrer Zerstörung das Christentum noch unbekannt dort war. Auf den meroitischen Monumenten ist die herrschende Klasse mit hoher Stirn, grader Nase, dünnen Lippen und sonnengeröteter Haut, gerade wie die Ägypter oder die Eingeborenen von Punt, dargestellt. Sayce glaubt durch die im letzten Winter gefundenen Inschriften imstande zu sein, len Wert der meisten Zeichen des meroitischen Iieroglyphenalphabets festzustellen. Auch will er las Pluralsuffix »Gü« gefunden haben, das seiner Ansicht nach mit dem Pluralsuffix »Gu« in dem ubischen Mahaß-Dialekt zusammenhängt. Auch ler Königsname Aura oder Auara ist dasselbe Wort vie das mahassische Uru. Ob zwischen den ieutigen nubischen Dialekten und dem alten ieroitischen wirklich ein Zusammenhang besteht, iüssen weitere Forschungen dartun.

Garstang hat längs dem Nilufer in diesen Gegenden verschiedene Spuren alter Bewohnung efunden: ungefähr 40 Meilen in der östlichen Vüste entfernt liegen vier instruktive Tempel zu aga und ganz in der Nähe davon eine alte steinebaute Stadt in hervorragender Erhaltung zu essawrat. An beiden Stellen sind alte Brunnen, , daß nach dem Sommerregen eine große Ernte wonnen werden kann. Zu Meroë selbst sind keine empel sichtbar. Während es den Anschein hat, ıls man noch im 19. Jahrhundert den Pylon des storischen Amon-Tempels hat sehen können, sind ahrscheinlich die kriegerischen Wirren am Ende s Jahrhunderts schuld, daß das Steinwerk und e Erinnerung daran untergegangen sind. Bei der kunft der Liverpooler Expedition war nichts sichtbar als eine längere Steinmauer die über 100 Meter in einer Höhe von 3 zu 4 Metern läuft. Die Stelle, an der die Mauer gesichtet wurde, liegt ungefähr eine halbe englische Meile von dem Fluß entfernt auf seinem östlichen Ufer an einer offenen Stelle bei den baumumgebenen Dörfern Keyĕk und Begerewīyeh. Die offene Stelle scheint die Stätte der alten Stadt zu sein; denn hier lagen zahlreiche Trümmerhügel. Ungefähr 150 Meter von der erwähnten Mauer entfernt, stieß man auf zwei teilweise im Sand begrabene Steinwidder, und hier wurde dann der Amontempel entdeckt. Am nordwestlichen Ende der Stätte, außerhalb der Stadtgrenzen anscheinend, lag ein großer Hügel, den die Eingeborenen El Kenīsa (die Kirche) nannten; hier stand ein großer, dunkler, viereckiger Stein, den man für den Altar des von dem Schutthügel überdeckten Tempels ansehen kann. Am südlichen Ende dieses Tempelgebietes fanden sich übrigens auch Spuren der Benützung in christlichen Zeiten, so daß dadurch die lokale Tradition gerechtfertigt ist.

Von der offenen Wüste sind diese Überreste jetzt durch die Eisenbahn, die hier läuft, geschieden. In der Wüste selbst ragen zunächst, im Zusammenhang mit den Ruinen der Stadt und in Wirklichkeit ihr südöstliches Ende bildend, zwei Schutthügel hervor. Der eine davon wurde ausgegraben und ein kleiner Tempel, der von Garstang wegen der darin gefundenen Steindarstellungen der Löwentempel genannt wird, gesichtet. Geht man in der Wüste von hier aus nördlich weiter, so zeigen sich hier noch zahlreiche kleinere Sand- und steinbedeckte Erhöhungen bis in $1^1/_2$ km Entfernung. Hier wurde die Nekropole von Meroë erkannt und ungefähr 70 bis 80 Gräber ausgegraben. — In einer Entfernung von über 1 km nach Osten zeigte sich ein gewaltiger Schutthügel innerhalb einer Einschließung. Schon frühere Reisende haben hier den Eindruck gewonnen, als ob da ein peripterales Gebäude von großem Umfang gestanden habe, und hier wurde dann der Sonnentempel aufgedeckt, der durch die Schönheit seiner Architektur und durch seine verhältnismäßig gute Erhaltung bemerkenswert ist. Auf einer Reihe von Stufen, die von einer säulenumgebenen, selbst bereits sich hoch über der Ebene erhebenden Steinterrasse hinaufführten, gelangte man zu einem mit glasierten Ziegeln geschmückten Heiligtum, das die Sonne frei zuließ. Die Lage dieser Tempelanlage in der Mitte einer ungewöhnlich breiten grünen Senkung in der Wüste, nahe bei den Ruinen der Stadt, stimmt genau zu der Erzählung des Herodot, wo er von dem Tisch der Sonne auf einer Wiese außerhalb der Stadt spricht.

Im Einzelnen enthält dann der Bericht des Liverpooler Archäologen Erklärung und Plan des Peripteraltempels zu Messawrat mit seiner Tempelstadt, zu der steinüberwölbte Zugänge von drei Seiten des Tempels aus führten. Die Anlage muß aus dem 2. oder 3. Jahrhundert n. Chr. stammen. — In dem Amon-Tempel ist das Hauptgebäude mit seinen Pylonen-Höfen, Säulenhallen und Schreinen genau geschildert. Interessant ist, daß in drei Kammern hinter den Schreinen Begräbnisstätten waren, die vielleicht von Bauopfern herrühren; doch ist es auch nicht ausgeschlossen, daß eine königliche Persönlichkeit ihr Grab unmittelbar hinter dem Hoch-

altar an der heiligsten Stelle des Tempels gefunden hat. — Ein merkwürdiger Kiosk von 14 Meter Länge und 11½ Meter Breite, dessen Mauern, auf denen dann Säulen standen, sich nur in eine Höhe von 110 cm erhoben, und die an den Ecken gerundet waren, wurde in dem Gebiet des Amontempels selbst ausgegraben. Der Plan und die Einteilung des Sonnentempels zeigt den Haupteingang von Osten und in der Apsis des Zuganges zwei kleine Kioske. Auf neun Stufen steigt man zu dem Heiligtum herauf, das innerhalb einer großen Säulenhalle liegt. Skulpturen befanden sich an vielen Stellen. Innerhalb des Temenos wurde auch ein gleichzeitiges Wohngebäude, vielleicht das Haus des Priesters, gefunden. Auch über den Löwentempel und den etwas größeren Kenīsa-Tempel liegt ein etwas ausführlicherer Vorbericht bereits vor. Die Nekropole besteht aus drei zeitlich zu scheidenden Teilen, deren Töpfereien und ganzer Charakter — Einkammergräber — eigentümlich und absolut unägyptisch sind. — Für alle Details müssen wir auf den Präliminarbericht Garstangs verweisen. M.

Mitteilungen.

Die Friedrich Althoff-Stiftung hat in der letzten Zeit weitere Ausbreitung gewonnen. Die Zahl ihrer Mitglieder ist auf 1712 gestiegen; unter ihnen finden sich 1369 Direktoren und Oberlehrer an höheren Lehranstalten. In der ersten Hälfte des laufenden Rechnungsjahres sind bereits rund 10,550 Mark an 36 Empfänger, die überwiegend zum Bereich der höheren Schulen gehören, gezahlt worden. Im Interesse der weiteren Entwicklung der Stiftung ist es aber dringend erwünscht, daß die Mitgliederzahl aus den Kreisen der Oberlehrer sich rasch vervielfacht.

•

Im Verlage von Ernst Siegfried Mittler & Sohn in Berlin und unter der Schriftleitung von Major Hoppenstedt in Rastatt ist kürzlich unter dem Titel »Mittlers Almanach« und mit dem Motto: »Die Wissenschaft eine Waffe, die Waffe eine Wissenschaft« der erste Jahrgang eines Jahrbuchs für alle Freunde der deutschen Wehrmacht erschienen. Der gegen 20 Bogen starke, gute ausgestattete, mit farbigen und schwarzen, sehr gut ausgeführten Kunstblätten geschmückte Band gliedert sich in fünf Abschnitte. Nach den einführenden Worten will das Jahrbuch »in Übersichten und Abhandlungen Kenntnis vom jeweiligen Stande der deutschen Wehrkraft geben und insbesondere die Vervollkommnungen, die eine fürsorgliche Beobachtung und Verwertung technischer Fortschritte uns eingebracht hat, gemeinverständlich hervorheben, so daß sich ein jeder Jahrgang zu einer volkstümlichen Verständigung über die zeitweilig wichtigsten Fragen oder Einrichtungen der deutschen Wehrkraft gestaltet«. Auch der Belletristik gewährt das Jahrbuch Aufnahme, und so gliedert sich sein Inhalt in die Abteilungen: Heer und Flotte; Kolonien; Politik; Biographien; Belletristik (Erzählungen, Gedichte). Wir nennen von den Aufsätzen des vorliegenden Bandes die Umschau über die Armeen der Großstaaten 1909/10 und die Darstellung der Entwicklung der Kriegsmarinen der Hauptmächte sowie der der Luftschiffe und der Unterseeboote in demselben Jahre. Wir entnehmen diesen Aufsätzen, daß im Deutschen Reiche die Friedens-Etatstärke vom 1. April 1910 25,722 Offiziere, 85,259 Unteroffiziere, 504,460 Gemeine, 2288 Sanitätsoffiziere, 4094 Zahlmeister, Musikmeister, Büchsenmacher usw. beträgt. Die Zahl der Dienstpferde beläuft sich auf 114,162. Das Personal der deutschen Marine zählt 2681 Offiziere und 51 108 Mannschaften. Weiter werden in der I. Abteilung des Jahrbuches die Kavallerie Deutschlands und Frankreichs in den großen Manövern der letzten Jahre, die Verwundungen durch Artilleriegeschosse und der Kraftwagen im Kriege besprochen. Das im Oktober gefeierte hundertjährige Bestehen der Königl. preußischen Kriegsakademie gibt Generalleutnant z. D. Karl Litzmann Anlaß zu einem Rückblick und einem Ausblick. In dem politischen Abschnitt beschäftigt sich der Vertreter der osteuropäischen Geschichte an der Universität Berlin, Professor Theodor Schiemann mit »Rußland im Sommer 1910«. Dr. Vosberg-Rekow legt die Modernrsierung Chinas und ihre Rückwirkung auf Europa dar. Von den drei Biographien dürfte vielleicht den weitesten Leserkreis Hoppenstedts Charakteristik Detlevs von Liliencron interessieren, den er Deutschlands Tyrtäos nennt. Unter dem guten Bilderschmuck überwiegen die Porträts, doch erfreut den Beschauer auch eine Zahl geschichtlich interessanter Bilder.

•

Nach einem Beschlusse des letzten Orientalisten-Kongresses von Kopenhagen 1908 soll der nächste Orientalisten-Kongreß im Jahre 1912 in Athen abgehalten werden. Das Protektorat des griechischen Vorbereitungsausschusses hat der König von Griechenland übernommen. Ehrenpräsident ist der Kronprinz Konstantin. Zu Mitgliedern des Ausschusses sind der Rektor und mehrere Professoren der Universität Athen, der Bürgermeister von Athen und die Direktoren der Athener ausländischen archäologischen Institute ernannt worden. Den Vorsitz führt der Kultusminister, der geschäftsführende Generalsekretär ist Professor Spyridion Lambros. Die Kongreßteilnehmer werden verschiedene Reiseerleichterungen genießen, auch werden ihnen längere Ausflüge und Bereisungen der historisch und archäologisch wichtigen Ortschaften des Königreichs Griechenland und der anderen Gebiete des griechischen Altertums in Aussicht gestellt. Der Sekretär des Athener deutschen archäologischen Instituts Prof. Georg Karo, der Direktor der Athener französischen archäologischen Schule Maurice Holleaux, der Kretaforscher Prof. Halbherr in Rom sowie andere namhafte Archäologen haben bereits zugesagt, diese Reisepläne entsprechend zu fördern. In Aussicht genommen sind Ausflüge nach den Cykladen, nach Kreta, Kleinasien und Ägypten. Über den genaueren Zeitpunkt des Kongresses wird noch verhandelt; wahrscheinlich wird er in den Ostertagen stattfinden.

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57. | 4. Jahrgang Nr. 48 26. November 1910 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis vierteljährlich für Deutschland und Oesterreich 3 Mark, für die übrigen Länder des Weltpostverkehrs 4 Mark 30 Pfg. bei direktem Bezug unter Kreuzband. — Einzelnummer 25 Pfg. — Inserate die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg. — Abonnements nehmen alle Buchhandlungen und Postanstalten, sowie sämtliche Geschäftsstellen von August Scherl G. m. b. H. entgegen.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Das Deutsche Reich und die internationale Schiedsgerichtsbarkeit.

Rede, gehalten bei Übernahme des Rektorates der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn am 18. Oktober 1910 von Philipp Zorn.

I.

Der Tag, an dem alljährlich der Wechsel in der oberften Vertrauensftellung unserer Universität erfolgt, ift ein Tag großer vaterländischer Erinnerung; er war dies schon im Jahre der Stiftung der Universität, und dieser einen großen Erinnerung hat sich im Laufe der Zeit eine zweite große Erinnerung vaterländischen Denkens zugesellt.

Man erschrickt heute wohl manchmal über die vielen Fefte kleiner Erinnerungen. Aber die großen Erinnerungen unserer Volks- und Staatsentwicklung sollten wir ernfter fefthalten, als wir es tun. Die ftaatliche und wirtschaftliche Machtftellung, die unser Volk heute unter den Völkern des Erdkreises einnimmt, ift das Ergebnis des schweren Entscheidungskampfes von 1866; was die anderen großen Kulturvölker Mitteleuropas, die Franzosen und die Engländer, seit Jahrhunderten besitzen: die ftarke Staatseinheit auf der feften Grundlage der Volkseinheit gemäß dem Worte des großen Juriften Savigny: der Staat entfteht ursprünglich und naturgemäß in einem Volk, durch das Volk und für das Volk — das haben wir für unser deutsches Volk in Wirklichkeit erft erreicht im Jahre 1866 und nur in der, nach mehr als einer Richtung schwierigen, ja unsicheren Form des Bundesftaates. Und daß unsere junge deutsche Einheit und die in ihr liegende ftaatliche und wirtschaftliche Kraft von der Mißgunft faft des gesamten Auslandes lieber heute als morgen wieder zertrümmert und wir wieder in den Zuftand der alten ftaatlichen und wirtschaftlichen Unmacht zurückgeftoßen würden, die uns und unser Wirtschaftsleben zum bequemen Schlachtopfer fremder Völker machte, das weiß Jedermann.

Darum sollten wir sehr ernften Sinnes und im Bewußtsein der schweren Verantwortlichkeit für die Erhaltung und Sicherung unserer jungen Einheit, auf der ganz allein unsere heutige ftaatliche und wirtschaftliche Kraft beruht, die großen Erinnerungen sorgsam pflegen an die Tage der Taten, in denen die Entwicklung unseres Staats- und Volkslebens liegt. Und sind dies Tage von Kämpfen und Schlachten, so feiern wir nicht die Erinnerung an Kampf und Blutvergießen, sondern die Erinnerung an Heldenmut und Vaterlandsliebe, durch die unser Volk endlich auch die Stellung in der Welt gewann, auf die es das gleiche welthiftorische Anrecht hat wie das Volk der Engländer und der Franzosen.

So sollten die großen Gedenktage unserer Volks- und Staatsentwickelung, zu denen

auch dieser 18. Oktober gehört, der Erziehung unseres Volkes zum Staatssinn dienen, in dem die Engländer und Franzosen, an denen die Geschichte schon seit Jahrhunderten diese Erziehung vollzogen hat, uns Vorbild sein können. Kein Deutscher kann wünschen, daß wir in die alte staatliche und wirtschaftliche Unmacht zurückgestoßen werden. Aber wenn wir das große Werk von 1866, das 1870 seine äußere Vollendung fand, erhalten wollen, so muß das Bewußtsein von der staatlichen Einheit unseres Volkstumes als des obersten und unverbrüchlichen Gesetzes unseres öffentlichen Lebens und die Erkenntnis der Kräfte, die uns endlich diese Einheit gebracht haben, und auf denen allein unsere Zukunft beruhen kann, viel mächtiger in unserem Volke werden, als dies heute in Wirklichkeit der Fall ist.

Doch es ist nicht meine Absicht, diesen Gedanken unserer staatsrechtlichen Entwickelung, so sehr auch der schwere Ernst der gegenwärtigen Zeit dazu auffordert, in dieser Stunde weiter nachzugehen. Aber sie mußten an die Spitze gestellt werden. Nicht nur äußerlich aus Pietät für den heutigen Tag, sondern innerlich, weil sie der Höhepunkt sind, von dem aus alles Denken auf dem ganzen Gebiete des öffentlichen Rechtes im weitesten Sinne des Wortes bestimmt und beherrscht sein muß. So auch für denjenigen Zweig des öffentlichen Rechtes, den die deutsche Rechtssprache mit der Bezeichnung Völkerrecht zu kennzeichnen sich gewöhnt hat.

Was dieses Völkerrecht juristisch ist, ist bis zu diesem Augenblick eine große philosophisch-juristische Streitfrage. Auch in diese große Streitfrage einzutreten, ist nicht meine Absicht. Aber ich kann es mir nicht versagen, von dieser Stelle aus dem Wunsche Ausdruck zu geben, daß uns recht bald hier an unserer Bonner Universität von dem hierfür zuständigsten Vertreter der Wissenschaft das Werk geschenkt werden möge, das die entscheidende Antwort auf jene große Streitfrage gibt. Damit wird, so hoffen wir, der Wissenschaft für diesen Zweig des Rechtes auch in Deutschland, wie es in den angelsächsischen Ländern längst der Fall ist, der feste Boden bereitet werden, dessen sie notwendig bedarf, dessen sie aber heute noch, trotz wertvoller Versuche der Lösung, ermangelt.

Mir aber muß es heute genügen, festzustellen, daß auf dem Gebiete des Völkerrechtes seit einigen Jahrzehnten, insbesondere aber im letzten Jahrzehnt, eine so mächtige Bewegung eingetreten ist, wie sie nie zuvor stattgefunden hat. Den Mittelpunkt dieser Bewegung bilden die beiden Haager sogenannten Friedenskonferenzen von 1899 und 1907. Das stoffliche Material, das durch diese beiden Kongresse dem Völkerrecht zugeführt worden ist, ist nach Umfang und Inhalt geradezu großartig, und die Wissenschaft wird noch auf Jahrzehnte hinaus schwere Arbeit zu leisten haben, um das durch die Haager Konferenzen in der juristischen Form großer Staatsverträge gebotene Rohmaterial zu durchdringen und zu verarbeiten. Das geringschätzige Urteil, das man in Deutschland 1899 ziemlich allgemein erst über die Tatsache der ersten Friedenskonferenz und dann über ihre Arbeit fällte, ist — wenigstens in den Kreisen der Sachverständigen — längst einer gerechten Beurteilung der großen und wertvollen Arbeit gewichen, die auf beiden Konferenzen getan wurde, und in ernsten wissenschaftlichen Kreisen völlig überwunden, wenigstens als Gesamturteil.

Es hat ja, speziell auf der ersten Konferenz, nicht an phantastischen Übertreibungen gefehlt, die jenem in Deutschland ziemlich allgemein verbreiteten Urteil zur Stütze dienten; mögen diese Übertreibungen auch ihre Grundlage in einem sei es religiös, sei es rein humanitär gerichteten Idealismus gehabt haben, ein nüchterner Sinn wird zugestehen müssen: die Wirklichkeit der Dinge spottete ihrer. Dahin gehörten die Anträge, die nichts weniger bezweckten, als ein völliges Verbot weiterer Fortschritte in der Technik des Waffenwesens, die sämtlich abgelehnt wurden. Und dahin gehörten vor allem die Versuche, eine Abrüstung oder wie man sich später ausdrückte: einen Stillstand der Rüstungen herbeizuführen. Die Verhandlungen hierüber endeten auf der ersten Konferenz mit einem vollen Nichts, indeß auf der zweiten Konferenz gar keine wirkliche Verhandlung hierüber stattfand, sondern nur eine Anregung von seiten Englands erfolgte, deren ernste Absicht unbestritten bleiben möge, der aber jedenfalls keine weitere Folge gegeben wurde. Ein Beschluß, daß eine Einschränkung der Rüstungen erwünscht

sei, und daß die Regierungen die Frage ihrem Studium unterwerfen sollen, wurde allerdings gefaßt; auch Deutschland hat sich dem nicht widersetzt; damit aber war die Sache abgetan. Es mag sein, daß der Abrüstungsgedanke bei uns Deutschen am wenigsten Verständnis findet. Das hat seine guten Gründe. Unsere staatliche Einheit ist so jung und wird uns fast vom gesamten Ausland so wenig gegönnt, daß wir jeden Augenblick bereit sein müssen, sie mit den Waffen, denen wir sie in erster Linie verdanken, zu schützen. Dieser Gedanke durchdringt unser ganzes Volk. Wichtiger aber noch erscheint der andere Gedanke, daß im Lande der allgemeinen Wehrpflicht das Heer und die Flotte die große Erziehungsanstalt des ganzen Volkes sind; nicht etwa für den Krieg nur, sondern auch für die Friedensarbeit des bürgerlichen Lebens — gerade von Ausländern wird dieser Punkt klar erkannt und scharf betont — ist das Heer in Deutschland die Schule der Nation. Darum haben wir für Abrüstungsgedanken wenig Verständnis. Vielmehr bewegen sich unsere Gedanken weit eher in der Richtung, daß alle Wehrfähigen auch wirklich die Schule von Heer oder Flotte durchmachen müssen und nicht viele Tausende, wie dies heute der Fall ist, von der Wohltat dieser Erziehung ausgeschlossen bleiben.

Dagegen hat ein anderer Gedanke, der beide Konferenzen lebhaft bewegte, und den man in Deutschland als Phantasie verspottete, den Charakter des Phantastischen vollständig abgestreift und eine große Bedeutung in der nüchternen Wirklichkeit der internationalen Dinge gewonnen: der Gedanke des völkerrechtlichen Schiedsgerichtes.

Der Schiedsgerichtsgedanke in der Übertragung auf Streitigkeiten der Staaten untereinander ist nicht etwa eine Errungenschaft neuester Zeit; schon das graue Altertum kennt ihn, und seitdem hat er im Leben der Staaten seine Rolle gespielt. Eine geradezu großartige juristische Ausprägung hat er gefunden in der Gedankenwelt des mittelalterlichen Papsttumes: der Papst war nach Kirchenrecht der oberste Richter, jedenfalls ber Schiedsrichter der Welt.

Auch die Neuzeit kennt zahlreiche Fälle der Erledigung von Staatsstreitigkeiten durch Schiedsgericht. Aber allgemeine Rechtssätze hierfür gab es nicht. Immer mußte erst im einzelnen Fall das Gericht hergestellt, seine Aufgabe bestimmt, die Regeln des Verfahrens gegeben, die Tragweite des Urteils vorgeschrieben werden; es geschah dies in Form eines besonderen Staatsvertrages, der die technische Bezeichnung Kompromiß, Schiedsvertrag, erhielt. Das waren weitläufige Dinge, die erst längerer Verhandlung bedurften, und so zog man doch oft genug den Krieg dieser langwierigen und langweiligen Prozedur vor. Das Schiedsgericht war entweder ein Collegium rechtsgelehrter Männer, wie in dem berühmt gewordenen Alabama-Streitfall zwischen England und den Vereinigten Staaten, oder ein Einzelrichter, in der Regel ein Staatsoberhaupt. Die Zahl der in dieser Weise zur friedlichen Erledigung gebrachten Staatsstreitigkeiten war im Laufe des 19. Jahrhunderts allmählich doch sehr groß geworden.

Dieser Gedanke des völkerrechtlichen Schiedsgerichtes hat nun beide Haager Friedenskonferenzen aufs eingehendste beschäftigt; monatelang wurde darüber auf beiden Konferenzen in hochinteressanten Verhandlungen und beide Male unter großer, fast gefahrdrohender Erregung der Geister beraten. Und beide Male war es unser Deutsches Reich, das in erster Linie die Veranlassung zu dieser Erregung der Geister in der ganzen Welt gab. Auch heute noch dauert diese Erregung fort; zwar konnte auf der ersten Konferenz unter großen Mühen eine Einigung über den Hauptstreitpunkt erzielt werden; nicht aber war dies auf der zweiten Konferenz der Fall; demgemäß trennte sich die erste Konferenz nach getaner Arbeit in voller Befriedigung und Harmonie, indeß die zweite Konferenz unleugbar in großem und wenig verhülltem Mißvergnügen auseinanderging und ihre Hauptaufgabe als ungelöst betrachtete.

Die Fragen werden wiederkehren und, nachdem in der Zwischenzeit eine lebhafte Erörterung in der Wissenschaft über sie stattgefunden hat, erneuter Beratung und Entscheidung durch die Vertreter der Staaten unterzogen werden. Demnach darf auch wohl für sie ein allgemeines Interesse angenommen werden.

Schon vor der ersten Friedenskonferenz hatten internationale Vereinigungen sich in eindringender Arbeit mit der Schiedsgerichtsfrage beschäftigt, so die Interparlamentarische Union, eine Vereinigung von Volksvertretern

aus den Parlamenten der ganzen Welt; so insbesondere ferner das Institut für Völkerrecht, eine Vereinigung von Völkerrechtsgelehrten der Welt; die in den Ländern, die die Träger der geistigen Interessen der heutigen Menschheit sind, weit verbreitete Bewegung des sogenannten Pacifismus hatte sie zum Gegenstand einer mächtigen Agitation in der ganzen Welt gemacht. Als nun Rußland die Schiedsgerichtsfrage in das Programm der ersten Konferenz einfügte, war der Boden für die Beratung durch jene Vorarbeiten wohl vorbereitet.

Rußland bestimmte diesen Teil des Programms näher durch zwei Gesichtspunkte: einmal sollte die internationale Schiedsgerichtsbarkeit grundsätzlich Sache der freien Unterwerfung der Staaten im einzelnen Fall, sollte »fakultativ« sein; sodann sollte die Arbeit der Konferenz insbesondere gerichtet sein auf Feststellung einheitlicher, dauernder Regeln des Verfahrens, einer Art Prozeßordnung. Das waren sehr klare, nüchterne Vorschläge, denen in keiner Weise der Vorwurf phantastischer Utopien gemacht werden konnte. Insbesondere dachte man bei Aufstellung des Programmes nicht an ein ständiges Weltschiedsgericht oder an eine Zwangspflicht der Staaten, sich einem Schiedsgericht unterwerfen zu müssen.

Es kann nun keinem Zweifel unterliegen, daß dieses russische Programm schon auf der ersten Konferenz durch den Gang der Dinge weit überholt worden ist, und es ist von hohem völkerpsychologischem Interesse, diesen Gang der Dinge näher zu betrachten: die Geschichte beweist, daß auch Völker von Stimmungen erfüllt und fortgerissen werden, denen der nüchterne Staatsmann, auch wenn sie ihm rätselhaft erscheinen, Rechnung tragen muß. Etwas dergleichen muß auch für die erste Haager Konferenz behauptet werden, und es war nicht leicht, dazu die richtige Stellung zu nehmen und das Übermaß der Begeisterung für den Schiedsgerichtsgedanken soweit abzudämmen, daß die Sache für die Staaten, das ist: für unseren deutschen Staat in seinem internationalen Leben, möglich und erträglich blieb.

Das russische Programm hatte, wie oben bemerkt, zwei Punkte näher bezeichnet: den fakultativen Charakter der Schiedsgerichtsbarkeit und die Feststellung eines dauernd geordneten Verfahrens. Über den zweiten Punkt nur wenige Worte. Es bot keine erheblichen Schwierigkeiten, die Verständigung hierüber zu gewinnen. Streitfragen, über die verhandelt werden mußte, gab es auch hier. Aber diese Streitfragen waren nicht grundsätzlicher Art; ein von dem großen deutschen Juristen Goldschmidt schon vor Jahren für das Institut des Völkerrechtes ausgearbeiteter und von diesem angenommener Entwurf bot eine treffliche Vorlage, die in sorgsamer Beratung ergänzt und verbessert ohne irgend erhebliche Bedenken Annahme fand und so das Kapitel des heute in Kraft stehenden Staatsvertrages bildet, durch die zweite Konferenz auf Grund der gemachten Erfahrungen in Einzelpunkten noch weiter ausgestaltet und verbessert. Die Beratungen gingen glatt von statten und lieferten für die Teilnehmer und für die Welt den wohltuenden Beweis, daß bei gutem Willen derartige rein sachliche Verhandlungen sich, wenn von Vertretern verschiedener Staaten geführt, auch nicht anders abwickeln wie eine Konferenz von Vertretern desselben Staates. Eine erhebende Erinnerung für alle, die daran beteiligt waren.

Anders aber lag die Sache für den zweiten Punkt: den fakultativen Charakter des Schiedsgerichtes. Bei Beginn der Beratungen wurde den Mitgliedern des Arbeitsausschusses, dem je ein Vertreter der Großmächte — Japan wurde auf der ersten Konferenz noch nicht als solche betrachtet —, ferner je ein Vertreter von Holland, Belgien und der Schweiz angehörten, ein von dem russischen Staatsmann v. Martens ausgearbeiteter Entwurf behändigt, der die Grundlage der weiteren Arbeit bildete. Dieser Entwurf stimmte mit dem russischen Programm insofern nicht überein, als er — allerdings unter einer bestimmten, sofort zu erwähnenden Voraussetzung — an Stelle des fakultativen das obligatorische Schiedsgericht setzte. Während das Programm grundsätzlich alle internationale Schiedsgerichtsbarkeit lediglich als freie selbstgewollte Unterwerfung der Staaten auffaßte, enthielt der Martens'sche Entwurf einen Artikel, der für gewisse Kategorien internationaler Streitfälle eine Rechtspflicht der Staaten zur Unterwerfung unter das Schiedsgericht ausgesprochen wissen wollte. Waren auch, wie noch darzulegen sein wird, die Voraussetzungen hierfür so vorsichtig aufgestellt, daß in dem Martens'schen

Vorschlag keine wirkliche Gefahr lag, so enthielt er doch dem Konferenzprogramm gegenüber jedenfalls eine weittragende und schwerwiegende Veränderung des Prinzips: an Stelle der absoluten Freiwilligkeit die rechtliche Verpflichtung zum Schiedsgericht für bestimmte Fälle.

Und dazu kam nun noch ein Zweites. Der ehrwürdige erste Vertreter Englands, Sir Julian Pauncefote, verlas in einer der ersten Sitzungen einen Brief an den Präsidenten der Konferenz, Baron Staal, in dem er in lebhaften, fast enthusiastischen Worten ausführte: jetzt sei der große Augenblick gekommen, ein ständiges Weltschiedsgericht, ein »tribunal permanent« für Erledigung von Staatsstreitigkeiten, zu schaffen; das sei die große Aufgabe der Konferenz, und das Harren der Völker auf die Lösung dieser Aufgabe müsse Erfüllung finden.

Weder hatte Martens die Zwangspflicht zum Schiedsgericht für alle Staatsstreitigkeiten verlangt, noch hatte Pauncefote den Gedanken eines »tribunal permanent« für alle Staatsstreitigkeiten; dazu waren beide viel zu erfahrene Staatsmänner.

Aber weithin in der Welt diesseits und jenseits des Ozeans erhob sich nun nach diesen Vorgängen ein glänzendes Zauberbild, das die Welt durchleuchtete: ein Weltschiedsgericht müsse aufgerichtet werden, das alle Streitfälle der Staaten nach den Regeln des Rechtes und in den Formen des Rechtes entscheide; das »régime de droit« müsse nun für die ganze Welt geschaffen und damit der ewige Friede hergestellt und gesichert werden.

Mit einem Schlage schien der extremste Traum der Pacifisten zur Wirklichkeit geworden; alle Verhandlungen über »Abrüstung« waren ja nun überflüssig und gegenstandslos, denn wozu sollen stehende Heere noch dienen: das permanente obligatorische Schiedsgericht beherrscht die Staaten, und wie das Amtsgericht Eistorf die Mietsstreitigkeiten, so entscheidet das Welttribunal im Haag alle Streitfälle der Staaten nach »dem Recht«.

Es ist nicht Übertreibung, was ich ausgesprochen habe. Vorhanden waren ja diese Ideen immer in der Geschichte der Menschheit, sie können sehr wohl — manche meinen: sie müssen — aus den Grundgedanken des Christentumes abgeleitet werden; große Geister der Menschheit haben ihnen nachgedacht und sie literarisch vertreten; daß sie einem tief in der Menschenseele wurzelnden Sehnen entsprechen, wird kaum geleugnet werden dürfen.

Und nun schien die Verwirklichung unmittelbar nahe gerückt: auf einem von den zivilisierten Staaten der Menschheit beschickten Kongreß hatten Staatsmänner der beiden größten Weltreiche die Anträge gestellt, die unmittelbar in logischer Folge des Denkens zur Erfüllung des großen Sehnens der Menschheit führen zu müssen schienen. Einflußreiche Zeitungen diesseits und jenseits der Meere verkündeten das neue Evangelium und verbreiteten es in hunderttausenden gläubiger Leser; auf der Konferenz selbst faßten diese Ideen immer festeren Fuß, und die Juristen fingen an, den für die Durchführung dieser Ideen erforderlichen Welt-Bundesstaat zu konstruieren.

Es war wirklich ein Taumel, der die Welt weithin ergriffen hatte, und man wußte zunächst noch kaum, was daraus werden würde. Und um so fanatischer konzentrierte man alle Agitation auf die Schiedsgerichtsfrage, nachdem die Abrüstungsverhandlung ins Nichts einer wortreichen, aber inhaltslosen Resolution versunken war.

Welche Entwicklung haben nun seit jenen hocherregten Tagen der ersten Haager Konferenz die beiden Gedanken des obligatorischen Schiedsgerichtes und des permanenten Tribunales genommen? Was ist von den Phantasiebildern, die damals Zeitungen und Friedensvereine erregten Massen in blendender Beleuchtung vorführten, Wirklichkeit geworden und was kann davon Wirklichkeit werden?

II.

Ich beginne mit der Frage des obligatorischen Schiedsgerichtes. Der Martens'sche Entwurf hatte eine Reihe von einzelnen Kategorien internationaler Streitfälle aufgezählt, in denen künftighin die Staaten rechtlich verpflichtet sein sollten, sich der Entscheidung des Schiedsgerichtes zu unterwerfen. Es wäre für diese Betrachtung ohne Wert, in die Einzelheiten einzutreten; es genügt vielmehr festzustellen, daß es sich dabei wesentlich um reine Geldfragen und um die Auslegung von Staatsverträgen rein wirtschaftlicher Natur, wie Post-, Eisenbahn-, Maß- und Gewichts-Verträge, handelte. Daß alle diese Fragen ganz zweckmäßiger Weise auf dem einfachen

und friedlichen Wege des Schiedsgerichtes erledigt werden, kann schlechterdings keinem verſtändigen Menschen zweifelhaft sein, und daß es sehr gut iſt, hierüber dauernde Regeln des internationalen Rechtes aufzuſtellen, muß gleichfalls anerkannt werden. In diesem Sinne wurde dann auch der russische Vorschlag im Arbeitsausschuß aufgenommen und nach einer in Einzelpunkten sehr interessanten Verhandlung eine Liſte von Materien der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit beschlossen.

Die große Streitfrage aber war das Obligatorium, die Rechtspflicht. Welche Stellung sollte man dazu einnehmen?

Vielfach wurde damals, insbesondere in der deutschen Presse und wohl auch in offiziellen Regionen die Behauptung aufgeſtellt: die obligatorische Schiedsgerichtbarkeit sei ein Widerspruch zur, ja eine Vernichtung der Souveränetät des Staates; der Staat höre auf, souverän zu sein, wenn er eine Rechtspflicht anerkenne, sich einem Schiedsgericht zu unterwerfen. Dies Argument wird heute wohl von keinem Sachkundigen mehr vorgebracht: das Obligatorium beim Schiedsgericht beruht rechtlich auf Staatsvertrag, teilt also den ganzen Rechtscharakter der Staatsverträge; dieser aber ergibt sich nur aus dem freien Willen der Staaten und enthält keine Unterwerfung unter eine höhere Gewalt, berührt somit die Souveränetät nicht. Allerdings iſt die Verpflichtung zum obligatorischen Schiedsgericht eine weitgehende Beschränkung der Souveränetät; aber sie bleibt juriſtisch im Vertragsrahmen; zwischen ihr und der Aufrichtung einer neuen höheren Gewalt beſteht eine abgrundtiefe Verschiedenheit; daß es kühne Männer gibt, selbſt in der ernſthaften Theorie des Völkerrechts, die diesen Abgrund leichthin in Gedanken überspringen und vom Weltbundesſtaat träumen, iſt ja richtig.

Der Unterschied der obligatorischen und fakultativen Schiedsgerichtsbarkeit iſt kein Unterschied der Art, sondern nur des Grades rechtlicher Bindung.

Das vielgebrauchte grundsätzliche Argument gegen die obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit versagt also nach meiner Überzeugung. Es versagt insbesondere dann, wenn man, wie Martens dies in seinem Entwurfe getan hatte, das Obligatorium unter die Sicherheitsklausel ſtellt: »insoweit die Streitfragen nicht die Lebensinteressen oder die nationale Ehre der ſtreitenden Teile berühren«, denn in dieser Klausel findet die Souveränetät des Staates auch gegenüber der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit den schärfſten Ausdruck.

Über diese sogenannte Ehrenklausel entſtand schon auf der erſten Konferenz Streit, der dann auf der zweiten Konferenz die größten Dimensionen annahm und seitdem in der Literatur weitergeführt wird.

Auf der erſten Konferenz erklärte der Vertreter Hollands im Arbeitsausschuß, der sehr scharfsinnige Juriſt Asser, diese Ehrenklausel entkleide doch die ganze obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit ihres obligatorischen Charakters, denn über die Frage, ob ein Streitfall Ehre oder Lebensinteressen des Staates berühre, entscheide ja nur dieser Staat selbſt; es ſtehe also jederzeit in seinem Belieben, sich der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit zu entziehen. Diese Kritik des scharfen juriſtischen Gedankens wurde dann auf der zweiten Konferenz, insbesondere auch von deutscher Seite durch den hervorragenden Juriſten und Staatsmann Freiherrn von Marschall aufgenommen und als Argument gegen die obligatorische Schiedgerichtsbarkeit ſtark geltend gemacht.

Außerdem aber wurde unter dem Druck dieser Kritik des scharfen juriſtischen Denkens auf der zweiten Konferenz der Antrag geſtellt und um ihn ein heftiger und hartnäckiger Redekampf geführt: es solle eine Liſte von Kategorien der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit aufgeſtellt werden, die unbedingt bindend sei, indem die Staaten hier von vorn herein auf jede Geltendmachung der Ehrenklausel verzichteten. Mehrere Entwürfe einer solchen Liſte wurden vorgelegt; die Grundlage der Abſtimmung bildete schließlich ein von England, den Vereinigten Staaten und Portugal eingebrachter Vorschlag. Die langen Verhandlungen hierüber hatten ein klägliches Ergebnis: nur über wenige und sehr unbedeutende Dinge wurde ein Mehrheitsbeschluß erzielt; auf die faſt ans Komische ſtreifenden Versuche, dies kümmerliche Ergebnis zu verbessern, gehe ich nicht weiter ein.

Überdies war auf beiden Konferenzen immer betont und auch in den formulierten Entwürfen ausgesprochen worden — auch in dem geltendem Staatsvertrag iſt dies der Fall, — daß die Schiedsgerichtsbarkeit jeder

Art das Mittel zur Entscheidung juristischer Streitfragen, besonders bei Auslegung von Staatsverträgen, sei; demgegenüber seien politische Fragen an sich nicht zur Schiedsgerichtsbarkeit geeignet. Daß hiergegen sofort und mit Schärfe der kritische Einwand erhoben wurde: man werde sehr häufig bei internationalen Streitfragen die Grenze zwischen juristisch und politisch nicht ziehen können, und Fragen, die rein juristisch seien, könnten sehr schnell einen politischen Charakter annehmen, ist nicht verwunderlich.

Es ist, ebenso wie bei der Ehrenklausel, das scharfe juristische Denken, das sich auflehnen zu müssen glaubte gegen die Einfügung unbestimmter Begriffe in das System des Rechts. (Schluß folgt)

Variabilität und Erblichkeit im Pflanzenreich.

Von Adolf Hansen, Professor an der Universität Gießen.

Die Tatsache, daß Pflanzen überhaupt variieren, steht fest, und es braucht nicht auf eine historische Entwicklung von den Ansichten des alten Linné bis auf Darwin eingegangen zu werden, um das zu erhärten. Die Veränderlichkeit ist heute keine Hypothese mehr, sondern längst unbestreitbare Tatsache geworden, die man jeden Augenblick in vielfacher Wiederholung beobachten kann. Gerade in der Botanik genügt primitive Beobachtung, um Variationen bei den Arten wahrzunehmen, Blattformen der amphibischen Gewächse und Wasserpflanzen, Blattänderungen bei verschiedener Beleuchtungsstärke, die Resultate sexueller Vereinigung bei Blüten und anderen Organen liefern einleuchtende Beispiele in Menge.

Die bisherigen Vorstellungen, welche man sich über die materielle Ursache der Variation gebildet hat, sind allerdings, wie uns das bei fast allen schwierigen Problemen anfangs ergeht, ziemlich grob materialistische.

Man nimmt an, daß für jede einzelne erbliche Eigenschaft stoffliche Träger vorhanden sind, welche Anlagen genannt werden. Diese Träger haben von den verschiedenen Theoretikern zwar verschiedenen Namen erhalten: Pangene, Idioblasten, Biophoren (de Vries, Hertwig, Weismann). Die damit verbundenen Vorstellungen sind sich jedoch so ähnlich, daß es eigentlich Wunder nimmt, daß die Autoren wesentlich auf Grund einer neuen Wortbezeichnung von selbständigen Theorien sprechen.

Die materialistische Vorstellungsweise tritt vorwiegend in den Berichten über die Weitervererbung der Eigenschaften zu Tage. Man stellt sich vor, daß die Eigenschaften durch Teilung ihrer materiellen Träger auf die Individuen der Nachkommenschaft verteilt werden. Bleiben die Pangene bei den Nachkommen einander gleich, so entstehen Individuen gleicher Arteigenschaft, zuweilen sollen jedoch die Pangene bei der Teilung ungleich ausfallen, dann würden neue Arten entstehen.

So fein nun auch in den Darstellungen diese Theorie dialektisch ausgesponnen wird, so ist doch nicht zu bestreiten, daß es sich viel weniger um eine Theorie im wissenschaftlichen Sinne, als um eine bloße Formulierung der Tatsachen mit Rücksicht auf unsichtbare Möglichkeiten handelt. Die sichtbare Variation der Art wird nur auf eine andere, verstandesmäßige Weise ausgedrückt durch die Variation der Pangene; und wenn jede Formulierung auch den Überblick erleichtert und daher berechtigt ist, so kann doch von einer wirklichen Einsicht in die Vorgänge auf diese Weise nicht die Rede sein. Denn es fehlt jeder Einblick in die Causalität der Vorgänge. Ursachen, warum die Pangene bei der Entstehung von Variationen ungleich geworden, sind weder bekannt, noch können sie hypothetisch vorausgesetzt werden.

In etwas wird die Ansicht von den Pangenen gestützt durch Beobachtungen, welche die Morphologie der Zelle aufgeklärt haben. Es ist, wie bekannt, immer mehr aufgefallen, daß bei der vegetativen Zellteilung die Chromosomenzahl gleichmäßig auf die Tochterzellen verteilt wird. Diese Beobachtungen sind gerade in der Botanik, vorwiegend durch Strasburger, sehr ausgedehnt und vielfältig angestellt worden,

so daß man hier von einer brauchbaren, tatsächlichen Begründung sprechen kann. An das Verhalten der Chromosomen hat man die Hypothese geknüpft, daß sie die körperlichen Träger der erblichen Eigenschaften der Zelle seien, und in der Tat kann man auch sonst keinen rechten Grund einsehen, warum bei der Zellteilung, deren Teilprodukte in ihren Eigenschaften gleich sind, eine so genaue Verteilung der Chromosomen stattfindet. Für die Berechtigung der Einschätzung der Chromosomen läßt sich sogar aus der Botanik eine tatsächliche Begründung anführen.

Es gelingt durch Plasmolyse von Pflanzenzellen, den Plasmakörper künstlich so in Teilstücke zu zerlegen, daß nur das eine Stück den Zellkern enthält. Nur das kernhaltige Stück, welches mit diesem die Chromosomen erhält, zeigt die Eigenschaften der Pflanzenzelle. Nicht nur, daß es, im Gegensatz zu der bald zu Grunde gehenden kernlosen Plasmamasse, leben bleibt. Es zeigt auch die charakteristische Eigenschaft der Pflanzenzelle, eine Zellulose-Membran zu bilden. Innerhalb der alten Membran umgibt sich das kernhaltige Stück mit einer neuen Haut und wird zur neuen Zelle, während die kernlose Protoplasmahälfte niemals eine neue Membran bildet. So darf man wohl vorläufig annehmen, daß die Zellqualitäten durch die Chromosomen vererbt werden. Die darauf sich gründende Annahme, daß auch die Eigenschaften des Individuums durch ähnliche körperliche Träger, Biophoren, Pangene usw. vererbt werden, bleibt freilich nur ein Analogieschluß, dem eine Begründung fehlt. Ohne weiteres kann man nicht annehmen, daß alle Eigenschaften eines kompliziert gearteten Organismus an den Chromosomen haften. So müssen wir denn zugestehen, daß wir von einer vollkommenen Vererbungstheorie noch weit entfernt sind.

Wie es so zu gehen pflegt in der Wissenschaft, und mit Recht, hat man sich in der Botanik daher wieder mehr den Tatsachen der Variation zugewendet und erkennnen müssen, daß es hier noch viel zu tun gibt, um die bloße allgemeine Erscheinung der Veränderlichkeit durch Studium ihrer Modifikationen und Modalitäten aufzuhellen und dadurch den Grundbegriff zu klären.

Hier ist man schon von Anfang an auf gewisse charakteristische Schwierigkeiten und Probleme gestoßen.

Schon Darwin hat eine zweifache Variation unterschieden, die fluktuierende Variabilität und die Einzelvariation.

Die beständigen, artbildenden Eigenschaften sollen durch eine richtungslose Variabilität, die den Pflanzen als Charakter innewohnt und die sich sehr langsam und allmählich ändert, zustande kommen. Die Auslese der Formen soll dabei der Kampf ums Dasein besorgen. Wie bekannt, gründet sich diese Theorie des unsterblichen Darwin nur zum Teil auf Tatsachen, insofern ein Kampf um die Lebensbedingungen nicht geleugnet werden kann. Die artbildende Tätigkeit des Kampfes ums Dasein ist dagegen nur ein Analogieschluß, den Darwin von den Kulturpflanzen hernahm, wo ja in der Tat der züchtende Mensch durch Auslese einer Reihe von Arten den Fortbestand sichert. Man kann sich wohl vorstellen, daß in der Natur der Kampf ums Dasein als auslesender Faktor wirkt, indem Unpassendes in diesem Kampf zugrunde geht und nur das Passende überlebt. Aber ein Einwand läßt sich nicht beseitigen, nämlich der, daß, wenn für diesen Kampf brauchbare Eigenschaften ganz allmählich und langsam entstehen sollen, sie eine lange Zeit noch gar nicht wirksam sein können.

Schon aus dieser theoretischen Überlegung sind von anderer Seite gerade die von Darwin zurückgestellten Einzelvariationen, da sie plötzlich mit genügender Stärke auftreten können, als maßgebender Faktor für die Artbildung angesehen worden, und in neuerer Zeit hat H. de Vries diese auch Mutationen genannten Veränderungen einer eingehenden Beobachtung viele Jahre lang unterzogen. Er erkennt nicht langsame Variationen, sondern die sprungweisen Mutationen als die bei der Artbildung allein maßgebenden an und hat diese Ansicht auf das ausführlichste durch Versuche in seiner »Mutationstheorie« begründet. Wir werden auf diese Ansicht kritisch zurückkommen.

Zunächst ergibt sich aus der bloßen Mitteilung, daß der Hauptbegriff, mit dem operiert wird, die Variation, bei Darwin und seinen unbedingten Anhängern als ein nicht befriedigender und etwas vager und komplexer Begriff erscheint. Wenn auch auf Tatsachen beruhend, ist doch der Fortschritt nur dann möglich, wenn es gelingt, den Begriff der Variation zu analysieren, einzelne sichtbare

und zusammengehörige Tatsachen der Variation festzustellen und zu erfahren, ob sich aus den Beobachtungen Regeln oder Gesetze ableiten lassen.

Es kann das nur auf die Weise geschehen, daß man den Weg, über die Variabilität der Pflanzen bloß zu spekulieren, verläßt und ganz bestimmte Formen der Variation beobachtet, registriert und vergleicht.

Solche Beobachtungen, die natürlich mühsam und zeitraubend sind, haben eine Anzahl Botaniker in den verflossenen Jahren unternommen, und wir stehen damit am Anfang einer Statistik, die als Grundlage für eine Klärung des Hauptbegriffes schon jetzt von Wert geworden ist.

Die Botaniker haben die mathematischen Methoden, zu denen die Verarbeitung des statistischen Materials führen mußte, von dem belgischen Anthropologen Quetelet übernommen, die dieser in seiner »Anthropométrie« 1870 angewendet hatte. Seine Beobachtungen ergaben, daß die Variationen eines Merkmals, bei vielen Individuen untersucht, einer Regel folgen, die mit dem Gesetz der Wahrscheinlichkeitslehre, welches Newton in der binomialen Kurve ausgedrückt hat, übereinstimmt.

Sowohl Quetelet als auch sein Nachfolger Galton haben das Pflanzenreich zu ihren anthropologischen und zoologischen Untersuchungen hinzugezogen und vorläufig hier dieselbe Gesetzmäßigkeit festgestellt.

Auf botanischem Gebiet wurde diese Methode zunächst durch Ludwig (Greiz) und von de Vries seit 1870 aufgenommen und, z. B. durch Untersuchung der verschiedenen Zahl der Blumenblätter bei einer und derselben Art oder der Strahlenblüten der Kompositen, nachgewiesen, daß die Variation sich nach den Regeln der Wahrscheinlichkeit vollzieht. Auch von Verschaffelt wurden 1894 solche Untersuchungen fortgesetzt.

Die Methode ist einfach die, daß z. B. bei Chrysanthemen die Randblüten bei vielen Tausend Individuen gezählt und die Gruppen der Zahlen-Abweichungen registriert werden. Es lassen sich dann mit Leichtigkeit Kurven konstruieren, und es ergab sich, daß die dabei empirisch erlangten Kurven mehr oder weniger mit der Binomialkurve übereinstimmen. Ludwig hat auch einige andere Kurven bei Pflanzen festgestellt, die als halbe Galton-Curve, hyperbinomiale usw. charakterisiert wurden.

Zunächst sind Kurven bloße Konstruktionen von Vernunftschlüssen und Sätzen, und es ist in der Tat vorläufig auch dadurch nur das schärfer und übersichtlicher zum Ausdruck gebracht, was man vorher schon annehmen durfte: daß die Variation keine regellose sei, sondern gewissen und zwar recht beständigen Regeln folge. Es ist klar, daß durch die Regelmäßigkeit und Übereinstimmung der Konstruktionen aufgedeckt wird, daß auch die Ursachen der Variation einem Gesetz unterliegen müssen, aber damit mußte man sich vorläufig begnügen. Es ist noch ganz unmöglich, die Beziehungen zwischen dem durch Kurven anschaulich gemachten Tatsachenverlauf und den ihnen zugrunde liegenden Ursachen zu erkennen. Immerhin befreit die Möglichkeit mathematischer Behandlung von einem peinlichen Gefühl der völligen Unklarheit und gewährt wenigstens die Aussicht, daß auch auf diesem Gebiete keine der Naturwissenschaft unzugängliche Willkür herrscht.

So interessant die mathematischen Beziehungen auch sind, so können sie also doch nicht die Beobachtung neuer Tatsachen überflüssig machen. Diese sind und bleiben vielmehr die Hauptsache. So hat denn gerade in dem letzten Jahrzehnt eine ziemlich umfangreiche Tätigkeit über die Variation unter Benutzung der experimentellen Methode sich entwickelt.

Daß auch hier das Experiment gefordert werden muß, um zu tieferem Einblick zu gelangen, ist leicht einzusehen. Man muß wohl überlegen, daß es a priori zweifelhaft ist, ob die Variabilität einer Art unter natürlichen Bedingungen auch alle überhaupt möglichen Formänderungen hervorbringt, ob nicht die Fähigkeit einer Pflanze in dieser Beziehung unter Umständen in der Natur gehemmt und versteckt ist, und sich gewissermaßen künstlich steigern läßt. Die experimentellen Untersuchungen auf diesem Gebiet haben aufs klarste bewiesen, daß das erstere d. h. die völlige Erschöpfung des Variationsvermögens unter natürlichen Bedingungen nicht der Fall ist, viel mehr die Pflanze erst dem Experimentator ihre ganze Fähigkeit zu varieren enthüllt. Wir müssen die Pflanze auf abnorme Bahnen führen, um zu erfahren, was in ihr für formende Kräfte verborgen sind.

Seit vielen Jahren haben in bahnbrechender Weise H. Vöchting, dann Goebel, Klebs u. a. die Abänderungsfähigkeit der Pflanzen-

organe unter dem Einfluß veränderter äußerer Bedingungen und künstlicher Eingriffe in den Pflanzenkörper festzustellen unternommen, und es ist eine Fülle der merkwürdigsten Tatsachen zu Tage gefördert worden. Diese Untersuchungen bilden ein unschätzbares Material für die Grundfrage über Ursachen der Abänderung. Sie befassen sich aber selbst nicht so sehr mit der hier aufgeworfenen Frage nach den erblichen Veränderungen, welche die Speziesbildung bedingen.

Aber auch diese Veränderungen, die zur Artbildung führen, und über die man jahrzehntelang ausführliche Diskussionen geführt, werden nun endlich dem experimentellen Studium unterworfen. Nachdem schon vor mehreren Jahrzehnten Nägeli durch Kultur einer sehr variabeln Pflanzengattung, der Hieracien, ohne großen Erfolg versucht hatte, das Problem experimentell in Angriff zu nehmen, ist es de Vries durch umfangreiche und sorgfältige Kulturversuche geglückt, bemerkenswertere Resultate vorlegen zu können.

Um noch einmal auf den großen Begründer der Abstammungslehre Darwin zurückzukommen, dessen Ruhm unantastbar bleiben wird, da aller Fortschritt doch nicht ein Umsturz, sondern Metamorphose seiner Lehre sein wird, so liegt das Wesentliche seiner Theorie in der Annahme einer inneren Ursache der Veränderlichkeit, die er Variation nannte. Damit trat er in einen Gegensatz zu Lamarck, welcher alle Veränderlichkeit auf äußere Bedingungen zurückführen wollte. Da die Bedingungen sehr wohl die inneren Ursachen in ihren Wirkungen beeinflussen können, so schließen sich Darwins und Lamarcks Ansichten nicht aus, wie gelegentlich gemeint wird, sie sind aber bei einem Vergleich wohl auseinanderzuhalten.

Wie oben schon kurz erwähnt wurde, wies Darwin darauf hin, daß es offenbar zwei Möglichkeiten einer Fortentwicklung gibt. Einmal kann ein Individuum infolge innerer Ursachen plötzlich neue Formen erzeugen, es kann aber auch eine langsame Abänderung in gleicher Richtung erst im Laufe von Generationen eintreten.

Die erste Art der Variation nannte er Einzelvariation oder auch Mutation, die zweite individuelle oder fluktuierende Variation oder auch kurz, im Gegensatz zur Mutation, Fluktuation.

Darwin ist sich darüber nicht ganz klar geworden, ob die Mutation oder die Fluktuation von der natürlichen Zuchtwahl benutzt oder bevorzugt werde. Seine Anhänger, die strengen Darwinisten glaubten aus den Darlegungen des Meisters herauslesen zu sollen, daß allein die »Fluktuation nach allen Richtungen« den Anstoß zur Artenbildung gebe. Bei Darwin ist die innere Ursache dieser Fluktuation in ihrem Wesen unbekannt. Die sogenannten Neo-Lamarckisten wollen dagegen als Ursache nur die direkte Einwirkung der Umgebung anerkennen, welche eine entsprechende und nützliche Veränderung der Gestaltung hervorrufe. Aber man begreift leicht, daß dieser Neo-Lamarckismus, indem er die Bedingung für die Ursache substituiert, logisch und damit auch in seinen Resultaten unklar bleibt. Wenn ich eine Uhr habe, die bei Erhöhung der Temperatur langsamer geht, weil das Pendel sich verlängert, so ist die äußere Bedingung nicht die eigentliche Ursache dieses Ganges, der von dem Bau und Material der Uhr abhängt. Man kann wohl Lamarcks Lehren mit denen Darwins verbinden und muß es sogar, aber man kann beide nicht auswechseln.

Soviel ist klar, daß wenn die Pflanzen, wie Darwin annimmt, nach allen Richtungen nur fluktuierende Variationen zeigten, dann viel mehr Übergänge beobachtet werden müßten, während tatsächlich die Arten sich ziemlich scharf voneinander abgrenzen. Um diesem Einwande zu begegnen, hat Darwin bekanntlich den Kampf ums Dasein hinzugezogen, welcher bewirkt, daß eben nicht alles nebeneinander fortlebt, sondern nicht kampffähige Übergangsformen verschwinden.

Die neuen Arbeiten von de Vries haben nun das Verdienst, daß sie sich nicht mit der bloß theoretischen und dialektischen Bearbeitung dieser Fragen befassen, sondern die verschiedenen Formen der Variation tatsächlich zu fassen, zu untersuchen, zu vergleichen und auseinanderzuhalten versuchen. De Vries hat schärfer als alle seine Vorgänger, Darwin eingeschlossen, zunächst die Grundlage der Diskussion, die erkennbaren Unterschiede der Fluktuation und Mutation, festzulegen versucht.

Er hat dabei vor allem die wichtige Tatsache festgestellt, daß die fluktuierende Variation bei einer künstlichen Zuchtwahl wohl Resultate ergibt, daß sie aber keinen

Beſtand in Generationen haben, daher auch kaum bei der natürlichen Zuchtwahl dies bewirken können. Seine umfangreichen und vielseitigen Versuche an hunderttausenden von Pflanzen beſtätigen dagegen, daß die plötzlichen, sprungweisen Mutationen beſtändige und erbliche Eigenschaften hervorrufen und daher allein bei der Artbildung von Bedeutung sein dürften.

Um ein Beispiel anzuführen, kann man bei Maiskolben, an denen die Körner Längsreihen bilden, deren Zahl schwankt, die Zahl der Reihen durch Auswahl ſteigern, aber endlich bleibt der Durchschnittswert ſtationär und geht, wenn die Zuchtwahl aufhört, wieder zurück.

Die Resultate bei der Mutation oder Einzelvariation sind dagegen andere. Mutationen treten zunächſt viel seltener auf als Fluktuationen, betragen vielleicht 1—2 Prozent, ja oft nur 1—2 pro Mille. Wenn man aber solche Mutation isoliert, dann erzeugt sie wieder ganz gleiche Nachkommen, die daneben wieder Fluktuationen aufweisen können. Aber man sieht, daß die in die Augen springende Mutation nicht durch Annäherung, sondern sofort erreicht wird.

Der Hauptunterschied der Fluktuation und Mutation liegt aber nicht, wie Darwin und andere wohl zu glauben scheinen, in der Größe der Abweichung, sondern in der geringen oder vollſtändigen Erblichkeit. Gering iſt diese bei der Fluktuation, sofort vollſtändig bei der Mutation.

Die Ursache der Mutation, welche die abgeänderten Formen, die Mutanten, hervorruft, bleibt natürlich nach wie vor ebenfalls eine unbekannte. Aber die Tatsache der Mutation wurde von de Vries in verschiedenen Pflanzengattungen viel sicherer als bis dahin feſtgeſtellt. Namentlich an der bei uns schon lange aus Nordamerika eingeschleppten und vielfach verwilderten Oenothera Lamarckiana, der Nachtkerze. Die Pflanze iſt zweijährig, im erſten Jahr bleibt der Stengel kurz und bildet eine dem Boden anliegende Blattrosette, im zweiten Jahr ſtreckt sich der Sproß zum langen Blütenschaft mit großen gelben, sich abends öffnenden Blüten. Nach der Fruchtreife ſtirbt die Pflanze ab.

De Vries fand 1886 auf einem früheren Kartoffelacker bei Hilversum nahe bei Amſterdam eine Menge verwilderter Oenotherapflanzen, welche aus mehreren Sippen sich zusammensetzten, außer der Oenothera Lamarckiana noch zwei, die er Oenothera brevistylis und Oenothera laevigata nannte. Sie waren natürlich nahe verwandt, aber sicher unterscheidbar. De Vries machte nun Aussaaten von Oenothera Lamarckiana und Oenothera laevigata. Unter den 50,000 Individuen, die in sieben Jahren entſtanden, fanden sich ca. 800 Mutanten. Diese ſtellen eine ganze Reihe neuer Sippen dar, die sich durch ein oder mehrere Merkmale scharf von den Lamarckiana-Individuen unterscheiden. Von den am häufigſten auftretenden Formen dieser neuen Sippen wurden nach und nach ca. 100 einzelne Exemplare beobachtet. Ihre Nachkommenschaft war ihnen sofort gleich und blieb auch konſtant, wenn Selbſtbeſtäubung und keine Fremdbeſtäubung eintrat.

Manche dieser neuen Arten waren sehr schwach und konnten nur schwierig erhalten werden, andere gingen schon als Keimpflanzen trotz aller Mühe zugrunde. Wieder andere waren ganz oder faſt unfruchtbar, die einen nur deshalb, weil der eigene Blütenſtaub zur Befruchtung untauglich war. Dann konnten wenigſtens Baſtarde erhalten werden. Andere waren völlig ſteril und ſtarben ſtets wieder aus. Eine Anzahl aber war lebensfähig. Mit einer Ausnahme waren alle neuen Arten weniger fruchtbar als Oenothera Lamarckiana.

Es war also aus einer Sippe in wenigen Jahren eine Menge von der Stammform abweichende Sippen entſtanden, von denen aber nur wenige eine Zukunft hatten. Die Größe der Abweichung war in allen Fällen kleiner, als bei den Linnéschen Arten. Sie zeigten etwa die Abweichungen von sogenannten elementaren Arten, d. h. der einander ähnlichen Formen, daß man sie unter die Linnéschen Spezien subsumiert. Sie unterscheiden sich untereinander nur durch ein auffallendes oder durch mehrere weniger auffällige Merkmale, während die echten Arten durch mehrere sehr auffällige Merkmale unterschieden sind.

Iſt das Vorkommen der Mutationen und ihre Bedeutung feſtgeſtellt, so weiß man darüber, wie sie zuſtande kommen, nichts. Äußere Einflüsse werden auch hier eine auslösende Rolle spielen können, und es iſt natürlich die Aufgabe, diese kennen und beherrschen zu lernen. Die wesentlichen Ursachen sind aber innere und unbekannte.

De Vries nimmt nun in dem schon oben erörterten Sinne das Vorhandensein und die Änderung von *Anlagen* an, welche bei der Mutation die Hauptrolle spielen, und zwar denkt er sich folgende Möglichkeiten:

1. Es entsteht bei der Mutation eine *neue* Anlage und damit ein neues Merkmal (progressive Mutation).

2. Es wird eine *vorhandene* Anlage *latent*, und bei den Nachkommen verschwindet ein Merkmal (regressive Mutation).

3. Eine latente Anlage wird reaktiviert, ein Merkmal erscheint nicht neu, sondern tritt blos wieder hervor (degressive Mutation).

De Vries hat die Bedeutung dieser drei Kategorien von Mutationen anfangs als ziemlich gleichbedeutend geachtet. Später hat er nur die Produkte der progressiven Mutation als *Arten*, die der regressiven und degressiven als *Varietäten* bezeichnet. Ob diese Begriffsbildung endgültig ist, muß fraglich erscheinen, doch spielt das hier zunächst keine Rolle.

Die eigentlichen Darwinisten haben gegen de Vries' Mutationstheorie Einwendungen erhoben, weil sie offenbar der Meinung sind, es handle sich um eine Bekämpfung Darwins. Das ist jedoch ein Irrtum. Wie schon hervorgehoben, handelt es sich um eine Klärung und Weiterführung von Darwins Lehren. Es ist auch Unzufriedenheit darüber geäußert worden, daß die von de Vries beobachteten Abänderungen zu unbedeutend seien und keine durchschlagenden Beweise für die Artbildung überhaupt seien. Es versteht sich aber von selbst, daß wir Beobachtnngen über Artbildung nur machen können an den letzten und kleinsten Formenkreisen. Denn diese sind zuletzt entstanden. Die Entstehung der großen Verwandschaftskreise, der Farne, Coniferen, Blütenpflanzen auseinander, liegt in längst vergangener Zeit, und wir können nicht erwarten, heute Coniferen in Dikotylen übergehen zu sehen. Dagegen muß, wenn eine Neubildung von Arten heute vor sich geht, diese in den kleinsten Sippen stattfinden. Hier kann man sogar hoffen, durch ernste Forschung Resultate zu erlangen. Ob man dabei viel weiter kommt, als das Problem nur klarer zu beleuchten oder zu wirklicher Erklärung, kann heute niemand voraussagen. Es erscheint zunächst wohl aussichtslos, daß man mit der Entstehung kleiner Verwandtschaftskreise ohne weiteres die Entstehung der großen Stämme versteht. Es wäre hirnverbrannt, mit gleicher Methode versuchen zu wollen, eine Fichte in eine Blütenpflanze überzuführen.

Die Entstehung der großen Abteilungen hat unter Bedingungen stattgefunden, die wir gar nicht ermessen können. Sie hat auch unendlich lange Zeiträume erfordert, und es wäre Torheit, solche Versuche in der Frist eines Menschenlebens oder einer Generation zu unternehmen. Nicht ungeeignet zu Mutationsversuchen wären niedere Organismen, wie die Bakterien, weil sie in ganz kurzer Zeit ungezählte Generationen erzeugen, aber dieser Vorteil bringt wenig Nutzen, weil doch die Formenarmut dieser kleinen Organismen so groß ist, daß man wenig von Änderungen an ihnen sehen würde.

Die relative Seltenheit der Mutation veranlaßte de Vries, anzunehmen, daß die Pflanzen nicht zu allen Zeiten zur Mutation geneigt sind, sondern daß jede Art *Mutationsperioden* hat, in denen sie variabler ist als in den zwischenliegenden Perioden relativer Unveränderlichkeit. Diese Ansicht paßt besser zu den wahrscheinlich bei der Entstehung der Arten verstrichenen langen Zeiträumen. Bei Darwins Annahmen müßte die Entwicklung der Organismen viel schneller vor sich gegangen sein. *Correns* hat über die Geschwindigkeit der Artenbildung und der Verdrängung der alten Arten lehrreiche Berechnungen angestellt.

»Wenn auf einem Felde 10,000 Individuen einer einjährigen Art wachsen können und es entstehen jedes Jahr 1 % erblich fixierter Mutationen, so sind bei gleichen Aussichten im Kampf ums Dasein nach 10 Jahren 9044, nach 69 Jahren noch 5000, nach 100 Jahren noch 3660, nach 500 Jahren noch 68 Individuen der Stammsippe vorhanden, und es wird mehr als 900 Jahre dauern, bis nur noch ein Individuum der alten und 9999 der neuen Sippe vorhanden sind.

Sei die ursprüngliche Anzahl der Stammsippen A, die Prozente der jährlichen Mutanten a (als Dezimalbruch), die Zahl der Generationen n und der Rest der Stammsippe B, so ist:

$$B = A\ (1-a)\ n$$

$$n = \frac{\log B - \log A}{\log (1-a)}$$

Nachdem hier nun ausführlicher über die Mutation berichtet wurde, steht man vor der Frage, was wird aus Darwins Fluktuationen? Sind sie eine bloße Täuschung gewesen, oder

haben sie wenigstens gar keine Bedeutung für die Artenbildung? Die Fluktuationen sind natürlich keine Täuschung, wir beobachten ihr Auftreten überall, und sie fallen wegen ihrer Häufigkeit viel mehr in die Augen. Aber sie haben wegen ihrer Inconstanz offenbar kaum eine Bedeutung für die Artenbildung.

Während Darwin nur das Vorhandensein beider Variationsformen feststellte, ist man durch die experimentellen Untersuchungen doch soweit gelangt, daß man sagen kann, was Darwins Fluktuationen oder individuelle Variationen eigentlich sind. Auch diese Variationen sind mitbedingt durch in der Pflanze verborgene »Anlagen«. Aber ihre Merkmale kommen nur zu Stande durch Einwirkung äußerer Einflüsse auf diese Anlagen und verschwinden wieder, wenn die äußeren Bedingungen verschwinden. Daß gerade diese Variationen um einen Mittelwert gesetzmäßig schwanken, ist eine Folge gesetzmäßiger Schwankungen der äußeren Einflüsse um einen Mittelwert herum.

Diese Tatsache ist in neuerer Zeit besonders von Klebs durch seine Studien über Variation unter dem Einfluß wechselnder äußerer Bedingungen bestätigt worden. Klebs untersuchte die Variation der Anzahl der Staubblätter, Blumen- und Fruchtblätter einer Crassulacee, Sedum spectabile. Es wurde für die Aufstellung der Kurven auch hier die Methode der großen Anzahl benutzt und z. B. die Variation der Staubblätter von 45 000 Blüten untersucht.

Die Kultur der Pflanzen in gutgedüngtem Boden und bei schwacher Ernährung, bei verschiedenen Temperaturen, in verschiedenfarbigem Licht usw. ergab die Abhängigkeit der Variationskurven von dem Wechsel dieser äußeren Bedingungen. Auch de Vries hatte schon festgestellt, daß Variationen durch Änderung der Ernährungsbedingungen beeinflußt werden. Er konnte z. B. die Anzahl der Doldenstrahlen bei einer Umbellifere (Anethum graveolens) durch veränderte Ernährung vom Mittelwert 18,3 auf 25,2 erhöhen. Bei Ranunculus bulbosus variiert die Zahl der Blumenblätter zwischen 5 und 11 bei wildwachsenden Pflanzen. In Kultur genommene lieferten Nachkommen, bei denen sich der Gipfelpunkt der Kurve von 5 auf 9 erhöhte.

Diese Untersuchungen setzen uns in den Stand jederzeit scharf zwischen den fluktuierenden Variationen und den Mutationen zu unterscheiden. Denn nur die Fluktuationen lassen sich in solchen Kurven darstellen, die Mutationen nicht.

Die botanischen Untersuchungen, über welche hier berichtet wurde, weit entfernt von dem Anspruch, die Causalität der Variation völlig aufgeklärt zu haben, haben doch das Verdienst, für die Klassifikation und schärfere Begriffstrennung in dieser Frage wertvolle Hilfsmittel geliefert und damit das Verständnis der Erscheinungen wesentlich gefördert zu haben.

Aber es ist noch mancherlei Weiteres auf botanischem Gebiet entdeckt worden, was auf die Verwicklung des Problems ein Licht wirft. Linné ahnte schon, daß seine scharf begrenzten Arten Abweichungen zeigten, aber er hatte doch von der Allgemeinheit dieser Tatsache keine Ahnung, und es ist historisch falsch, auch ihn zu einem Vorläufer Darwins umstempeln zu wollen. Er hat niemals eine Andeutung gemacht, daß hier ein Naturgesetz vorliege, auf dem die Formbildung beruht. Die Abweichungen von seinem Artbegriff waren ihm vielmehr lästig, und durch eine Umdeutung schmälert man nur den Ruhm Darwins auf Kosten historischer Wahrheit. Wenn wir heute den Inhalt der alten Spezies in elementare Arten nicht bloß allgemein erkennen, sondern auch experimentell herbeiführen können, so haben die Untersuchungen des dänischen Botanikers Johannsen gezeigt, daß man mit einer Variabilität noch nicht am Ende der Tatsachen steht. Die elementaren Arten bestehen vielmehr wieder aus zahlreichen Verwandtschaften noch kleineren Umfanges, welche Johannsen Linien nennt. Diese sind äußerlich gar nicht voneinander zu unterscheiden, weil der Betrag der individuellen Variationen in jeder Linie größer ist, als die Unterschiede der Linien voneinander. Die Unterschiede der Linien zeigen sich nicht mehr in Formenunterschieden der Organe oder ihrer Teile, sondern verstecken sich z. B. im Samengewicht, welches um einen ganz geringen, nur durch genaue Wägung festzustellenden Betrag schwankt. Diese Variationen sind also praktisch gar nicht mehr zu erkennen, sondern nur durch die feinere Untersuchung. Die bei den Variationen in Linien angewendete Zuchtwahl ergab, daß auch hier das Resultat, wie bei den Mutanten gleich das erstemal vollkommen erreicht

wurde, die weitere Auslese, — schon die zweite — ermög'ichte keine Steigerung mehr. So scheinen auch diese Versuche zu bestätigen, daß die Mutationen allein wirksam sind und die fluktuierenden Variationen höchstens ganz geringe Bedeutung für eine dauernde Formenbildung haben.

Was die Zuchtwahl anbetrifft, so ergeben die botanischen Versuche, daß sie Formen, die als Mutanten aufgetreten sind, künstlich erhalten kann, daß sie aus einem Gemenge von Sippen bestimmte Formen isolieren kann, daß sie aber etwas Neues nicht hervorbringt.

Zuchtwahl bleibt also nur Auslese und ist kein Faktor der Artenbildung.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Berlin.

Das Jubiläum der deutschen Arbeiterversicherung und das Handbuch der Unfallversicherung.

In Anwesenheit des Kronprinzen und unter Beteiligung zahlreicher hoher Staatsbeamten ist kürzlich das 25 jährige Jubiläum der deutschen Arbeiterversicherung festlich begangen worden. Zwar galt die Feier zunächst den gewerblichen Berufsgenossenschaften, die am 1. Oktober 1885 ins Leben getreten sind. Mit gutem Grunde ist sie aber zu einem Jubelfeste der ein einheitliches Ganzes bildenden deutschen Arbeiterversicherung überhaupt gestaltet worden. Insbesondere nahmen daran auch die später entstandenen Versicherungsträger der Unfall- und der Invalidenversicherung sowie das Reichsversicherungsamt teil. Eine große Zahl berufenster Persönlichkeiten hat bei dieser Gelegenheit der Bewunderung, Freude und Genugtuung über die Erfolge der deutschen Sozialversicherung im ersten Vierteljahrhundert ihres Bestehens Ausdruck gegeben. Wie wenige mögen vor 25 Jahren klar vorausgeahnt haben, welche gewaltige Bedeutung die Arbeiterversicherung bis zum heutigen Tage gewinnen würde! Hatte doch das Deutsche Reich mit der sozialen Gesetzgebung einen Pfad eingeschlagen, den noch kein anderer Staat vor ihm betreten hatte. Völlig neuartige gesetzliche Bestimmungen waren erlassen, völlig neuartige Organisationen zu ihrer Durchführung geschaffen worden, und auch der größte Optimist konnte nicht mit Sicherheit annehmen, daß diese Gesetze, diese Organisationen sich in der Praxis so bewähren würden, wie es erhofft wurde. Heute steht fest, daß sie sich bewährt haben. Aber bei aller Bewunderung, die den geistigen Vätern unserer sozialen Gesetzgebung gebührt, darf doch nicht vergessen werden, ein wie großer Anteil an dem Erreichten der rechtsschöpferischen Tätigkeit der zur Auslegung der Arbeiterversicherungsgesetze berufenen Behörden, insbesondere des Reichs-Versicherungsamts, zukommt. Hat doch der Gesetzgeber auf dem Gebiete der Arbeiterversicherung der Auslegung durch die rechtsprechenden und verwaltenden Behörden einen weit größeren Spielraum gelassen, als es gegenwärtig auf anderen Rechtsgebieten der Fall ist. Nicht nur die Gestaltung des Prozeßverfahrens in Unfall- und Invalidenversicherungssachen ist fast ganz der Rechtsübung überlassen, auch für das materielle Recht stellt die Rechtsübung eine Rechtsquelle von außerordentlicher Wichtigkeit dar. So sind z. B. nach § 1 des Gewerbe-Unfallversicherungsgesetzes Arbeiter gegen die Folgen der bei dem Betriebe sich ereignenden Unfälle versichert; was aber im Sinne dieser Vorschrift ein Arbeiter, was ein Unfall, was ein Betrieb und was als Unfallfolge anzusehen ist — das zu bestimmen, hat der Gesetzgeber der Auslegung überlassen.

Wie schwierig, aber auch wie dankbar die Aufgabe ist, die der Gesetzgeber den zur Auslegung der Arbeiterversicherungsgesetze berufenen Behörden gestellt hat, zeigt das von Mitgliedern des Reichs-Versicherungsamts nach den Akten dieser Behörde neuerdings in III. Auflage bearbeitete Handbuch der Unfallversicherung, dessen 3. und letzter Band unmittelbar vor dem Jubiläum erschienen ist (Leipzig, Breitkopf & Härtel, Gesamtpreis geh. 29.50 M., geb. 39 M.). Auf dieses Werk ist bereits nach dem Erscheinen des 1. Bandes der neuen Bearbeitung in Jahrg. 1909 Nr. 25 durch eine kürzere Besprechung hingewiesen worden. Es verlohnt sich aber, hier das Ganze noch einmal zu überblicken und namentlich auf den reichen Inhalt des 2. und des 3. Bandes näher einzugehen.

Mehr als 12 Jahre waren seit dem Erscheinen der inzwischen längst vergriffenen, nur einen Band umfassenden 2. Auflage des Werkes verstrichen; ein gewaltiger neuer Rechtsstoff hatte sich seitdem in den Akten angehäuft und vor allem: die neuen Unfallversicherungsgesetze vom 30. Juni 1900 waren inzwischen in Kraft getreten. So ist die nach mehrjähriger Arbeit zum Abschluß gelangte neue Auflage des Handbuchs ein völlig neues Werk geworden. Es ist kein geringer Ruhmestitel für die Bearbeiter, daß trotz der Fülle des zu verarbeitenden Stoffes dank einer klaren, streng eingehaltenen Disposition durchweg leichte Übersichtlichkeit gewahrt ist, ein großer Vorteil für die Benutzung, der auch ein umfangreiches, fast 150 Seiten füllendes Sachregister zu Hilfe kommt. Wohltuend berührt auch die klare, gut deutsche Ausdrucksweise, die Fremdwörter möglichst vermeidet, ohne jedoch bei diesem berechtigten Streben in Übertreibungen zu verfallen.

Den 1. Band beansprucht allein die Auslegung des Gewerbe-Unfallversicherungsgesetzes mit dem sogenannten Mantel- oder Hauptgesetze (Gesetz, betreffend die Abänderung der Unfallversicherungsgesetze vom 30. Juni 1900). Im 2. Bande finden

wir das Unfallversicherungsgesetz für Land- und Forstwirtschaft nebst den auf Grund dieses Gesetzes ergangenen landesgesetzlichen Bestimmungen und einer in übersichtlicher tabellarischer Form angefertigten Zusammenstellung der hauptsächlichen landesgesetzlichen, statutarischen und sonstigen Vorschriften über die Einrichtung und Verwaltung der einzelnen landwirtschaftlichen Berufsgenossenschaften. Ferner bringt dieser Band das Bau-Unfallversicherungsgesetz, das See-Unfallversicherungsgesetz und die Kaiserlichen Verordnungen über das Verfahren vor den Schiedsgerichten und über den Geschäftsgang und das Verfahren des Reichs-Versicherungsamts.

Überwiegend Neues enthält der nunmehr vorliegende 3. (Schluß-) Band. Er beginnt mit dem »Alphabetischen Verzeichnisse der Gewerbszweige nach ihrer berufsgenossenschaftlichen Zugehörigkeit«. Die erste Aufstellung dieses Verzeichnisses ist 1885 erfolgt; 1903 wurde es neu bearbeitet, und jetzt ist es zur Veröffentlichung im Handbuche abermals umgearbeitet, berichtigt und ergänzt worden. Dem Verzeichnis ist eine Übersicht über die »Zuständigkeitsbestimmungen« vorangeschickt, an der es bisher fehlte. Aus ihr ist zu ersehen, wie die Zuständigkeit der Berufsgenossenschaften durch den Bundesrat geregelt und in den einzelnen Genossenschaftsstatuten zum Ausdruck gebracht ist.

Sodann folgen auf mehr als 200 Seiten die im Reichs-Versicherungsamt nach Erlaß der jetzigen Gesetze ausgearbeiteten vier Neuen Musterstatuten für die — gewerblichen und landwirtschaftlichen — Berufsgenossenschaften, die bisher noch nirgends veröffentlicht, geschweige denn erläutert waren. Die reichen Erfahrungen auf dem Gebiete der berufsgenossenschaftlichen Selbstverwaltung werden hierdurch, wie es in dem Vorwort zum ersten Bande heißt, zum ersten Male der Allgemeinheit zugänglich gemacht. Die Statuten der Berufsgenossenschaften bilden eine ins einzelne gehende Ergänzung der Gesetze. Manche Frage, die bei der Erläuterung der Gesetze nur gestreift werden konnte, hat daher in diesem Abschnitt eine erschöpfende Erörterung gefunden.

An die Musterstatuten schließt sich der elf Anlagen umfassende »Anhang« an. Dieser enthält außer einer Reihe für den Gebrauch unentbehrlicher Verzeichnisse (höhere und untere Verwaltungsbehörden, Berufsgenossenschaften nebst ihren Sektionen, staatliche und kommunale Ausführungsbehörden, Schiedsgerichte für Arbeiterversicherung) vornehmlich die wichtigsten Rundschreiben, Bekanntmachungen, Anweisungen usw., die das Reichs-Versicherungsamt zur Ausführung der Unfallversicherungsgesetze hat ergehen lassen. Die Verfasser haben sich jedoch nicht mit dem einfachen Abdruck dieser Veröffentlichungen begnügt, sie haben vielmehr überall, sei es durch Fußnoten, sei es durch Zusätze in eckigen Klammern, auf die inzwischen eingetretenen Änderungen hingewiesen. Von besonderem Werte für weite Kreise, namentlich auch für die Vormundschaftsgerichte, ist die letzte Anlage des »Anhangs«: eine tabellarische »Übersicht der neben dem Bürgerlichen Gesetzbuche geltenden, für die Vermögensverwaltung der Berufsgenossenschaften und Invaliden-) Versicherungsanstalten in Betracht kommenden landesrechtlichen Bestimmungen über die Anlegung des Mündelvermögens«. Die überaus sorgfältige Zusammenstellung ist nach einer Vorbemerkung dazu auf Grund der von den zuständigen Stellen der einzelnen Bundesstaaten erteilten Auskünfte nach dem neuesten Stande (Januar 1910) angefertigt.

Mit Rücksicht darauf, daß seit der Ausgabe des ersten und zweiten Bandes des Handbuchs bereits anderthalb Jahre bezw. ein Jahr verflossen waren, ist sodann in den dritten Band ein Nachtrag zu diesen beiden Bänden aufgenommen worden, so daß das ganze Werk die Rechtslage einheitlich nach dem neuesten Stande wiedergibt.

Den Abschluß des Werkes bildet eine 300 Seiten umfassende Abhandlung über die Geschichte und den Wirkungskreis des Reichs-Versicherungsamts. Diese Beigabe, in der die Tätigkeit des Amtes nicht allein auf dem Gebiete der Unfallversicherung, sondern auch auf dem der Invalidenversicherung dargestellt wird, ist von ganz besonderem Wert. Nimmt doch das Reichs-Versicherungsamt in unserem behördlichen Organismus eine einzigartige Stellung ein. Es ist als oberste Spitze der Arbeiterversicherung, deren Entscheidungen endgültig sind, eine zentrale Behörde und hat doch im Behördenschematismus nicht die Stellung einer obersten Reichsbehörde; es ist vielmehr dem Reichsamte des Innern nachgeordnet, dem aber trotzdem keineswegs die Befugnis zusteht, in instanzielle Entscheidungen des Reichs-Versicherungsamts irgendwie einzugreifen. Ferner findet sich beim Reichs-Versicherungsamt die in diesem Umfange sonst nirgends vorkommende Vereinigung von Rechtsprechung und Verwaltung in einer und derselben Behörde, eine Verbindung, die zwar der Theorie von der Teilung der Gewalten direkt widerspricht, sich aber in der Praxis vortrefflich bewährt hat. Recht unerfreulich ist dagegen, daß das Reichs-Versicherungsamt zwar den obersten Verwaltungsgerichtshof des Deutschen Reiches bildet, daß aber keine gesetzlichen Bestimmungen bestehen, durch welche die Unabhängigkeit der Rechtsprechung des Reichs-Versicherungsamts und seiner Mitglieder sichergestellt würde. Hoffentlich wird bei der Beratung der Reichsversicherungsordnung darauf Bedacht genommen, diese Lücke endlich auszufüllen. In knapper und doch eingehender Weise werden in der erwähnten Abhandlung die Entwicklung, Zusammensetzung und Gliederung des Amtes und seine verschiedenartigen Aufgaben dargestellt; wir werden über seine Mitwirkung bei der Normenbildung, über seine organisatorische, verwaltende und rechtsprechende Tätigkeit unterrichtet. Eine überaus rege Tätigkeit hatte das Amt bei der Aufsicht über die Vermögensangelegenheiten der Versicherungsträger, insbesondere auf dem Gebiete der Invalidenversicherung zu entfalten; ist doch das Vermögen der Träger der Invalidenversicherung Ende 1909 auf mehr als anderthalb Milliarden Mark angewachsen, wovon der vierte Teil mit Genehmigung der Aufsichtsbehörden nicht mündelsicher angelegt werden darf. Dem Reichs-Versicherungsamt sind von den 41 Versicherungsanstalten und besonderen Kasseneinrichtungen 19 Anstalten und die Invalidenwitwen- und Waisenversicherungskasse der Seeberufsgenossen-

schaft unterſtellt. Als nicht mündelsichere Anlagen gelten auch Grundſtücke (Verwaltungsgebäude, Krankenhäuser, Genesungsheime usw.). Besonders wichtig aber iſt die Beleihung von gemeinnützigen Veranſtaltungen aller Art, namentlich aber von Wohnungsbauten für die versicherungspflichtige Bevölkerung. Gerade auf diesem Gebiete treten bei der Handhabung des Genehmigungsrechtes fortgesetzte neue und schwierige Fragen an das Reichs-Versicherungsamt heran. Man denke nur an die Beleihungsfähigkeit von Erbbaurechten, die Nutzbarmachung der Lebensversicherung für den Kleinwohnungsbau, die Beschaffung von zweiten Hypotheken. In neueſter Zeit beginnt die Beleihung von Arbeiterrentengütern aus Mitteln der Versicherungsanſtalten eine bedeutsame Rolle zu spielen. Gerade über diese für die Erhaltung und Wiedergewinnung einer seßhaften Landbevölkerung außerordentlich wichtige Frage gibt die Abhandlung eine zusammenfassende, auf die Verhältnisse in den einzelnen preußischen Provinzen eingehende Darſtellung, wie sie in dieser Vollſtändigkeit bisher an anderer Stelle noch nicht geboten worden sein dürfte. Ebensowenig iſt es wohl sonſt schon versucht worden, einen alles Wesentliche enthaltenden, syſtematischen Überblick über die umfangreiche und vielgeſtaltige Rechtsprechungstätigkeit des Reichsversicherungsamts zu geben. Bei der großen Fülle an Stoff, der gerade hier zu bewältigen war, kann der diesem wichtigſten Zweige der Wirksamkeit des Amtes gewidmete Abschnitt trotz der 51 Seiten, die er umfaßt, eher noch knapp genannt werden. Hier näher darauf einzugehen, verbietet sich, wie schon diese Andeutungen erkennen lassen, von selbſt. Das Gleiche gilt von manchen anderen Abschnitten, z. B. von den auch für weitere Kreise äußerſt anregenden Darlegungen über die vielfachen Wohlfahrtsbeſtrebungen, die von den Trägern der Unfall- und besonders der Invalidenversicherung unter Aufsicht und Mitbetätigung des Reichs-Versicherungsamts gefördert werden. Überhaupt ersieht man aus der Abhandlung mit einer gewissen Überraschung, in wie außerordentlich umfangreichem Maße sich das Reichs-Versicherungsamt bei Ausübung seiner Tätigkeit mit den verschiedenſten Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens zu befassen hat, und in wie mannigfacher und bedeutsamer Weise es auf die Geſtaltung vieler Lebensverhältnisse einwirkt. Als für unsere Leser besonders interessant seien nur noch die Abschnitte über die Unfallverhütung (namentlich auch über die Unfallverhütungstechnik) sowie über Kunſt und Schauſtellungen hervorgehoben.

Sollte der Entwurf der Reichsversicherungsordnung in der vorgeschlagenen Form Gesetz werden, so würden dem Reichs-Versicherungsamt auf dem Gebiete der Krankenversicherung und der Witwen- und Waisenversicherung neue bedeutsame Aufgaben zufallen und auch sonſt seine Tätigkeit in verschiedenen Beziehungen geändert werden. Aber mögen auch die gegenwärtig geltenden Gesetze aufgehoben werden, mag auch die gesetzgeberische Neuregelung in bezug auf Zuſtändigkeiten und Organisationen manche wichtige Neuerung bringen — die materiellen Beſtimmungen des heutigen Unfallversicherungsrechtes werden schwerlich wesentlich verändert werden, und daher wird das Handbuch der Unfallversicherung auch künftig für jeden, der in irgend einer Weise mit der Durchführung der Unfallversicherungsgesetze befaßt iſt, ein unentbehrliches Hilfsmittel bleiben.

Mitteilungen.

In der diesjährigen Ausgabe von Otto Hübners Geographisch-ſtatiſtischen Tabellen findet sich eine interessante Zusammenſtellung über die Auswanderung aus Europa in dem Jahrzehnt von 1898 bis 1908. Von 1891—1897 war die Auswanderung, mit Ausnahme des Jahres 1895, zurückgegangen. Dann ſtieg sie von 1898—1906 fortgesetzt, 1907 verursachte die nordamerikanische Wirtschaftskrise eine bedeutende Rückwanderung und in den letzten Monaten des Jahres auch einen bedeutenden Rückgang der Auswanderung. Aus Belgien, Dänemark, Deutschland, Finnland, Frankreich, Großbritannien, Italien, Niederlande, Norwegen, Öſterreich-Ungarn, Portugal, Rußland, Schweden, Schweiz und Spanien betrug die Zahl der Auswanderer in den Jahren

1898 . . .	439,288	1903 . .	1,058,793
1900 . . .	657,573	1904 . .	1,061,942
1902 . . .	874,200	1905 . .	1,461,232
1906	1,735,304		
1907	1,283,994		
1908	528,293.		

Im Jahre 1908 war die Auswanderung aus Belgien, Deutschland, Frankreich, Italien, Öſterreich-Ungarn, Schweden, Schweiz und Rußland gegen das Vorjahr faſt auf ein Drittel gesunken.

•

Preisausschreiben der Königlichen Akademie der Künſte zu Berlin. Für die Bewerbung um den großen Staatspreis auf dem Gebiete der Malerei, der in einem Stipendium von 3000 M. zu einer einjährigen Studienreise nebſt Reisekoſtenentschädigung beſteht, iſt die Wahl des Gegenſtandes frei. Doch muß in dem Werke das bewußte Streben erkennbar sein, größere und höhere Vorſtellungen entsprechend zu geſtalten. Insbesondere wird auf den notwendig engen Zusammenhang der drei Schweſterkünſte Wert gelegt, demgemäß auch auf die vom Bewerber bewiesene Fähigkeit, in monumentalem Sinne zu arbeiten. Außer fertigen oder annähernd fertigen Gemälden werden auch Kartons, Skizzen und Entwürfe zu der Bewerbung zugelassen. Für den großen Staatspreis auf dem Gebiete der Bildhauerei, der ebenso hoch dotiert iſt, müssen nicht mehr als zehn Rundfiguren, Reliefs oder zeichnerische Entwürfe eingeliefert werden. Die Bewerbungsfriſt läuft bis zum 10. Dezember, die Zuerkennung der Preise erfolgt im Januar. — Für den Preis der Michael-Beer-Stiftung auf dem Gebiete der Bildhauerei iſt das Preisthema »Die Flucht« geſtellt, Menschen, die vor einer elementaren Gewalt fliehen, als Relief mit beſtimmten Abmessungen. Die Geſtalten sollen möglichſt groß in den Raum geſtellt werden. Auch im Gebiete der Malerei iſt eine Preisaufgabe geſtellt. Die Arbeiten sind bis zum 3. Juni 1911 einzureichen.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 49
3. Dezember 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die großen Sternwarten der Vereinigten Staaten.

Von Professor Dr. Karl Schwarzschild, Direktor des Königl. Astrophysikalischen Observatoriums in Potsdam.

An der Überlegenheit der Leistungen der amerikanischen Astronomie verglichen mit der deutschen ist für das letzte Jahrzehnt kein Zweifel. In den übrigen exakten Wissenschaften, Physik, Chemie, Mathematik, mag man die Amerikaner als zum Teil ebenbürtig anerkennen, in der Astronomie sind sie voraus. Der Entdeckung eines Saturnmondes, zweier Jupitermonde, der magnetischen Kraftfelder auf der Sonne, zahlreicher Veränderlicher, gewöhnlicher und spektroskopischer Doppelsterne hat die deutsche Astronomie trotz mancher Leistungen auf denselben Gebieten und vieler exakter Beobachtungsarbeit nichts gleichwertiges entgegenzustellen. Freilich ist die mathematische Ausbildung und die mit derselben zu leistende theoretische Durcharbeitung der Probleme im Allgemeinen noch ein Vorrecht des alten Kontinents, aber die wesentlichsten Fortschritte haben innerhalb des letzten Jahrzehnts eben vor allem auf dem Gebiete der Beobachtung gelegen.

»Ja, mit den Mitteln der Amerikaner!« sagen unsere Astronomen resigniert. Das ist auch richtig. Die Vereinigten Staaten übertreffen Deutschland an Bevölkerungszahl und an durchschnittlichem Wohlstand. Dazu besticht der ideale Charakter der Astronomie den Sinn des amerikanischen Millionärs, als äußerster Gegenpol seiner materiellen Arbeit, sodaß die Stiftungen für astronomische Zwecke besonders reichlich fließen. Die fünf großen amerikanischen Sternwarten, von denen später die Rede ist, haben zusammen einen Jahresetat von rund einer Million Mark, dem eine Summe von ca. 350,000 Mark für die zehn ersten deutschen Sternwarten zusammengenommen gegenübersteht.

Aber die Mittel allein sind es nicht! Sieht man ab von der in jeder Beziehung exzeptionellen Sternwarte auf dem Mount Wilson, die allein 400,000 Mark von jener Million jährlich erhält, so sind die Einkünfte der anderen Sternwarten, zumal in Anbetracht der höheren Lebenshaltung in den Vereinigten Staaten, keine übermäßigen. Die Sterntaler regnen auch in Amerika nicht, und es sind außer den Mitteln auch noch andere Umstände und besondere tüchtige Eigenschaften des Amerikaners, die den Erfolg bedingen. Was neben den Mitteln wirkt, gab dem Verfasser die viel tieferen Eindrücke, als er auf der Reise zum Kongreß der »International Union for co-operation in solar research« im August und September dieses Jahres eine ganze Reihe amerikanischer Sternwarten besuchte.

Urteile, die auf siebenwöchige Erfahrung gegründet sind, werden natürlich

zum Teil schief sein. Deswegen glaubte der Verfasser aber doch nicht sich zaghaft ausdrücken zu sollen; doch mögen die amerikanischen Kollegen anscheinende Ungleichmäßigkeit damit entschuldigen, daß weniger das Wertvolle, als das Charakteristische hervorgehoben werden sollte.

Um einen dunklen Punkt vorweg zu nehmen — das Naval-Observatory zu Washington hat im Verhältnis zu seinen Mitteln in den letzten 10 Jahren nur relativ geringe Leistungen aufzuweisen. Der ständige Wechsel hoher Marineoffiziere in der Verwaltung des Instituts ist einer stetigen und planmäßigen Arbeit im Wege gewesen. Doch sind bereits Schritte getan, um dem astronomischen Körper auch einen astronomischen Kopf zu geben. Dem Washingtoner Institut wünscht man um so mehr eine neue Blüte, als sich die Tradition der großen Theoretiker Newcomb und Hill an Washington knüpft, und als hier der erste große Refraktor der Clark's, der berühmte 26-Zöller, seine Aufstellung fand. Es ist das Instrument, mit dem Hall die Marsmonde entdeckte. Es ist auch das erste Instrument, welches den Schwebeboden aller jetzigen großen amerikanischen Teleskope besitzt. Der Fußboden der Kuppel ist als großer Lift ausgebildet und trägt den Beobachter samt allen Hilfsinstrumenten, Mikrometern, Spektroskopen, in die gewünschte Höhe. Die Sicherheit und Schnelligkeit des Arbeitens ist größer als bei unseren besten Beobachtungsstühlen und, was vor allem wichtig ist, das Auswechseln der Hilfsapparate ist außerordentlich erleichtert, so daß ein Wechsel der Verwendungsart inmitten der Beobachtungsnacht und daher eine viel bessere Ausnutzung des ganzen Instruments ermöglicht wird.

Landschaftlich und architektonisch ist das Naval-Observatory ein idealer Arbeitsplatz. Man studiert gern neben dem kühlenden Springbrunn, der in der Mitte der an alten Schätzen reichen Bibliotheksrotunde plätschert.

Äußerlich viel bescheidener ist die Sternwarte des Harvard-College in Cambridge bei Boston. Das zweistöckige grünumwachsene Haus ähnelt unsern alten deutschen Sternwarten. Die kleine Kuppel in der Mitte beherbergt einen 15zölligen Refraktor, an dem Professor Wendell seine photometrischen Messungen macht. Der Westflügel enthält einen Meridiankreis. Neben dem Hauptgebäude zwischen Gebüsch im Garten stehen eine Reihe unscheinbarer grauer Kuppeln und Pfeiler. Auch die innere Einrichtung dieser Kuppeln ist verhältnismäßig roh, und die Instrumente verraten die sparsame »Hausarbeit«. Aber die Verwendung der Instrumente ist in überraschend einfacher Weise organisiert. Jedes Instrument hat sein Uhrwerk, mit dem es elektrisch verbunden ist, in einem ihnen allen gemeinsamen Uhrenraum. Das Uhrwerk wird reguliert in Rücksicht auf die Biegung, die Refraktion, die Breite eines Sternspektrums, das man etwa erzielen will, was ein Beamter nach bestimmten graphischen Schematen besorgt, die Platten werden eingelegt, und so arbeitet die ganze Apparatur gleichzeitig die Nacht hindurch ohne das mühsame Pointieren, das wir bei allen photographischen Aufnahmen ausführen, unter geringer Kontrolle, fast so schweigsam und menschenleer, wie die Destillierapparate einer großen chemischen Fabrik. Jährlich werden auf diese Weise etwa 4000 photographische Himmelsaufnahmen erhalten, ohne einen geschulten Astronomen in Anspruch zu nehmen.

Ein feuerfester Backsteinbau, der vor kurzem dem alten Hauptgebäude des Observatoriums angefügt wurde, enthält die Sammlung von zurzeit 200,000 Platten, die in den letzten 20 Jahren gewonnen worden sind. Zugleich sind hier die Räume für eine Schar von Damen, die die Photographien bearbeiten. Das Material, das in den Aufnahmen steckt, ist unerschöpflich, und die Resultate, die jedes Jahr gewonnen werden, sind direkt proportional der Geldsumme, die zur Verfügung steht. Der Etat des ganzen Observatoriums beträgt etwa 200,000 Mark, das entspricht bei dem höheren Arbeitspreis in Amerika, der hauptsächlich in Frage kommt, vielleicht 100,000 Mark in Deutschland. Die Summe scheint hoch, sie reicht aber durchaus nicht hin, um die Arbeitsmöglichkeiten zu erschöpfen, und mit Verwunderung konstatiert der Besucher den Eindruck der Geldknappheit und straffen Ökonomie, die allein mit dieser Summe noch so viel erreichen läßt.

Man ist den Arbeiten der Harvard-Sternwarte bei uns zuerst mit großem Mißtrauen begegnet. Die Sterne seien keine Massenartikel, und dieser Fabrikbetrieb mit ungelernten Arbeitern sei nicht wissenschaftlich. In der Tat zeigten sich auch zu Anfang die Mängel der neuen Organisation. Die Publi-

kationen der Harvard-Sternwarte brachten reiches Material, waren aber voll von Fehlern und Flüchtigkeiten. Inzwischen aber iſt die Organisation erſtarkt. Die ungelernten Arbeiter gewannen Schulung, Zuverläſſigkeit wurde vor Begabung geſetzt. Mrs. Flemming, die geſtrenge Vorgeſetzte des weiblichen Perſonals, hält die Ungewandteren jahraus, jahrein an derſelben ſpeziellen Arbeit feſt. Außerdem wächſt der Prozentſatz der Damen, die Graduierte des Wellesley-College, der Damen-Univerſität von Cambridge, ſind, und die daher ſchon eine gewiſſe fachliche Ausbildung mitbringen. Die Kritik, die zu Anfang berechtigt war, muß daher jetzt neben dem Umfang auch die Güte der neueren Arbeiten der Harvard-Sternwarte anerkennen.

Ein anderer Einwand iſt, daß durch die Methode des Exponierens der Platten ohne Pointieren, nur durch Uhrwerkregulierung, nur minderwertige Aufnahmen gewonnen werden können. Es iſt auch richtig, daß die Qualität der Aufnahmen ungleichmäßig iſt und die wirklich guten nur durch Zufall entſtehen. Aber Profeſſor Pickering beabſichtigt auch etwas ganz anderes als wir, die wir gewöhnt ſind, überall in die Tiefe zu gehen. Er geht nicht auf das Detail aus, ſondern durchmuſtert ein ſo weites Gebiet, daß die Ausbeute größer iſt, als ſie mit unſeren Methoden bei denſelben Mitteln jemals zu erreichen wäre. Um die Veränderlichlichkeit eines Sternes durch Vergleich mit Nachbarſternen zu konſtatieren, oder um raſch bewegte Objekte zu finden, oder Spektraltypen feſtzulegen, bedarf man keiner beſonders guten Aufnahmen. Und Profeſſor Pickerings Organiſation bedarf keiner weiteren Rechtfertigung, wenn man hört, daß von den 4000 bis jetzt als veränderlich bekannten Sternen 3000 auf ſeiner Sternwarte entdeckt worden ſind, und daß die ſyſtematiſche Unterſuchung der Sternſpektren, um nur ein Beiſpiel zu nennen, zur Entdeckung der zweiten Waſſerſtoffſerie im Spektrum von ζ Puppis geführt hat.

Von Profeſſor Pickerings Mitarbeitern iſt ſein Bruder bekannt als Entdecker des 9. und 10. Saturnmondes Phöbe und Themis, ſowie des 6. und 7. Jupitermondes, was alles mit den Aufnahmen ohne Pointierung geleiſtet wurde. Von einem ſo erfolgreichen Forſcher wird man auch irgend ein intereſſantes Reſultat erwarten dürfen, wenn er jetzt nach einem großen weit entfernten Planeten am Pole der Ekliptik ſucht.

Profeſſor Bailey hat viele Jahre die Filiale der Sternwarte in Arequipa in Peru geleitet und dort die merkwürdige Entdeckung der Veränderlichen in Sternhaufen gemacht. Es iſt ein beſonders großartiger Zug der Pickeringſchen Organiſation, daß mit Hilfe dieſer ſüdlichen Filiale alle ſeine Unterſuchungen in gleicher Weiſe über den nördlichen und ſüdlichen Himmel ausgedehnt werden konnten.

Einen weiteren Alliierten hat Profeſſor Pickering in dem Geiſtlichen einer benachbarten Gemeinde Rev. Metcalf, der in ſeinen Mußeſtunden für die Sternwarte ein vortreffliches Objektiv von 40 cm Durchmeſſer und 225 cm Brennweite geſchliffen hat. Das brauchbare Feld hat unter Benutzung einer durch Luftdruck gekrümmten photographiſchen Platte die Größe von 10° auf 10°. Rev. Metcalf iſt kürzlich auch die Entdeckung eines Kometen geglückt. Er hat der Entdeckungsnachricht nicht hinzugefügt, daß er an dem betreffenden Sonntage zuvor auf der Erde fiſchen gegangen war und 16 Barſche heimgetragen hatte.

Die Yerkes-Sternwarte, die zur Univerſität Chicago gehört, erinnert noch am meiſten an die großen europäiſchen Inſtitute. Der monumentale Bau iſt auf Wunſch des Stifters mit reichem architektoniſchen Schmuck umkleidet. Der neue Kontinent offenbart ſich aber doch in der Plötzlichkeit, mit der das Gebäude aus einer Wieſe zwiſchen den nach unſeren Begriffen recht mäßigen Zufahrtswegen aufſteigt. Der äſthetiſche Luxus hatte eben auch hier an den Grenzen des Grundriſſes ein Ende. Dieſer Eindruck der Kultur am Saume der Wildnis bleibt trotz Profeſſor Froſts Roſengarten mit hundert erleſenen Sorten, trotz der behaglichen Holzhäuſer, die ſich die Aſtronomen der Sternwarte aus eigenen Mitteln — Dienſtwohnungen gibt es hier nicht — um den Hang des Hügels erbaut haben, und trotz der üppigen Landſitze der Chicagoer Millionäre am benachbarten Lake Geneva, auf den die Sternwarte herabſieht.

Die Sternwarte iſt von Profeſſor Hale erbaut, ihr gegenwärtiger Direktor iſt Profeſſor Froſt, der mehrere Jahre in Deutſchland ſtudiert hat und die deutſche Tradition mit Wärme feſthält. Profeſſor Froſt iſt der Herausgeber des Aſtrophyſical Journal, und es iſt eine Kon-

sequenz seiner internationalen Bildung, wenn sich dies amerikanische Journal als maßgebendes Organ für die Aftrophysiker der Welt erhalten hat. Die älteren Aftronomen der Yerkes-Sternwarte repräsentieren einen eigenen Typus, der bei uns um so seltener wird, je mehr auch in wissenschaftlichen Stellungen nur der Mann, der seine Examina gemacht hat, Platz findet. Professor Barnard war von Hause Photograph, wurde dann einer der schärfften aftronomischen Beobachter — er hat den 5. Jupitermond entdeckt — und ift jetzt wieder mit dem Aufblühen der aftronomischen Photographie zu dieser zurückgekehrt. Seine Geschicklichkeit und Ausdauer in der Herftellung von Himmelsaufnahmen hat eine Parallele in der Energie des 72jährigen Doppelfternbeobachters Burnham. Burnham war lange Parlamentsftenograph. Er wohnt jetzt in Chicago, hat aber wöchentlich zwei Nächte den großen Refraktor der Yerkes-Sternwarte zur Verfügung und nützt diese selbft im Winter, jede warme Nahrung verschmähend, von Anfang bis zu Ende aus.

Alles in allem ift das typisch Amerikanische am ftärkften ausgeprägt in der Sternwarte, die den Ruf der amerikanischen Beobachtungskunft begründet hat. Das Lick-Observatorium liegt auf dem 1500 Meter hohen Mount Hamilton 40 Kilometer öftlich von der kleinen Stadt San José, die von San Francisko aus in anderthalb Eisenbahnftunden zu erreichen ift. Dies ift wirkliche Einsamkeit. San José bietet nicht viel und der Weg, der sich in so viel Windungen, als das Jahr Tage hat, über zwei Hügelketten hebt und senkt, bevor er zum Gipfel fteigt, führt nur an kleinen Gehöften vorbei, an denen ehemals die Poftpferde, jetzt die Dampfautomobile Wasser bekamen. Hier ift der Platz für energische, harte Naturen, die mehr Ingenieure als Gelehrte sind. Es ftimmt dazu, daß zwei von den Aftronomen ihre Automobile haben und sie selbft fahren. Der Weg erfordert einen guten Chauffeur und manchmal einen geschickten Mechaniker. Einer der Herren baute den Sommer über jeden Sonntag als Zimmermann an seiner Garage. — James Lick fteht als ein unsäglich reicher schrullenhafter Dollarkönig vor der Phantasie des Ankömmlings. Man kennt die Geschichte, wie er die Absicht hatte, sich und seiner Frau eine Pyramide als Grabdenkmal zu bauen, bis er durch einen äußerft vernünftigen aftronomischen Freund bewogen wurde, die Pyramide in den Pfeiler des zurzeit größten Fernrohres zu verwandeln, unter dem er jetzt in der Tat begraben liegt. Den Gedanken an Schwelgerei im Gelde widerlegt der erfte Blick auf die zwar großzügige, aber äußerft schlichte Anlage des Observatoriums. Die Backfteinmauer der großen Kuppel ift innen nicht belegt oder geftrichen. Die Gußftücke der Montierung des großen Refraktors sind an den freien Flächen nicht bearbeitet. Die Sternspektroskope sind zum Teil aus Holz, wobei die Anordnung so zweckmäßig ift, daß keine besondere Feftigkeit verlangt zu werden braucht. Ein Etat von rund 100,000 Mark bedeutet eben nicht viel unter den schwierigen Lebensbedingungen, und da die Sternwarte, genau wie deutsche Universitätsfternwarten, der Universität Berkeley des kalifornischen Staates eingeordnet ift, so geht auch die Verwaltung der Fonds durch die Vermittlung und unter der Aufsicht der Universitätsbehörden. Das einzige, worin die Aftronomen der Lick-Sternwarte schwelgen, ift die Schönheit des kalifornischen Himmels. Dieses Schwelgen bedeutet aber unausgesetzte Beobachtungsarbeit, und es liegt nicht nur an dem günftigen Klima, sondern auch vor allem an der Energie, die günftige Gelegenheit sofort auszunützen, wenn die Lick-Sternwarte bei wichtigen Neuentdeckungen faft immer die erften Beobachtungen liefert. Von den großen Arbeiten der Sternwarte nähern sich zwei dem Abschluß. An die Doppelfternentdeckungen und Messungen von Burnham und Hussey hat sich Herr Aitken mit einer syftematischen Untersuchung aller Sterne des Nordhimmels bis zur neunten Größe auf Doppelfterncharakter angeschlossen, die nahezu vollendet ift. Professor Campbell hat sich und seinen Mitarbeitern die Beftimmung der Radialgeschwindigkeit von ca. 1300 Sternen bis zur fünften Größe zum Ziel gesetzt. Die Aftronomen werden nur noch kurze Zeit auf die Vollendung und Publikation dieses Unternehmens zu warten haben, dessen Aufschlüssen über die Bewegungsverhältnisse des Fixfternsyftems sie mit Spannung entgegensehen. Auch in diesem Falle hat eine temporäre Zweigftation des Observatoriums in Chile dafür gesorgt, daß Nord- und Südhimmel gleichmäßig untersucht wurden. Die südliche Filiale hatte besonders ökonomisch zu wirtschaften, und es scheint mir ein

technisches Detail erwähnenswert, durch das sie die Montierung großer Spiegelteleskope vereinfacht hat. Früher benutzte man komplizierte besondere Hebelvorrichtungen, um den Lagern und Axen, welche das Inſtrument der Bewegung der Geſtirne nachführen, den größten Teil der Traglaſt abzunehmen. In Chile wurden die Lager ſelbſt in Form der modernen Kugel- und Rollenlager ausgebildet. Diese Lager haben auch bei schwerer Belaſtung geringe Reibung, und sie führen — das iſt die neue Erfahrung — die Axen zugleich mit aſtronomischer Genauigkeit.

Harvard-, Yerkes- und Lick-Sternwarte mit den Gründungsjahren 1845, 1897, 1888 erscheinen uns als Inſtitute von altbewährter Tradition gegenüber der jüngſten Schöpfung der amerikanischen Aſtronomie, der Sternwarte auf dem Mount Wilson, die dem Geiſte von G. E. Hale entsprungen und mit den — in diesem Falle wirklich faſt unbegrenzt fließenden — Mitteln der Carnegie-Inſtitution aufgeführt iſt. Die Lage iſt nicht ganz so isoliert, wie die des Mount Hamilton. Von der Ebene hat man 2000 Meter einen ziemlich ſteilen bewaldeten Hang hinaufzuſteigen. Aber die Aſtronomen sind dort wissenschaftlich nicht allein auf den Berg angewiesen. Vierzehn Tage Beobachtungstätigkeit auf dem Berge wechseln ab mit vierzehntägiger Büro- oder Konſtruktionstätigkeit in Pasadena. Pasadena iſt die wunderbare palmenreiche Villenvorſtadt von Los Angeles, der Lieblingssitz begüterter Amerikaner, der auch die partikulariſtischen Neuengländer feſthält, wenn sie dort einmal den kalifornischen Winter gekoſtet haben. Professor Campbell meinte, der Aſtronom müsse seine Familie mit sich auf dem Berge haben. Ob es nicht besser iſt, 14 Tage von ihr entfernt als Eremit zu leben, und sie dann immer in Behagen wieder zu sehen? Zugleich finden die Aſtronomen in Pasadena eine wissenschaftliche Zentrale, die zum Observatorium gehört. Diese enthält eine große mechanische Werkſtätte, in welcher alle Inſtrumente der Sternwarte gebaut und die Linsen und Spiegel geschliffen werden, ein physikalisches Laboratorium, das die Erscheinungen der Aſtrophysik terreſtrisch nachbildet und verfolgt, und schließlich ein Meß- und Rechenbüro, das die Aufnahmen bearbeitet.

Auf dem Berge ſelbſt finden sich vier einzigartige Inſtrumente. Das Snow-teleskop iſt ein horizontal liegendes 18 Meter langes Fernrohr, in das das Licht durch zwei große drehbare Planspiegel, die einen sogenannten Coeloſtaten bilden, hineinreflektiert wird. Mit dem Fernrohr iſt ein großes Spektroskop verbunden. Dieses Inſtrument wird für die täglichen Aufnahmen der Sonne, der Protuberanzen und der Calcium- und Wasserſtoffdämpfe auf der Sonnenscheibe benutzt. Noch wirksamer iſt das sogenannte Turmteleskop. Ein 18 Meter hohes Eisengerüſt — das käufliche, überall in Kalifornien für Bewässerungsanlagen verwandte Windmühlengeſtell — trägt einen Coeloſtaten, der nun aber das Licht nach unten, ſtatt horizontal, sendet. Unter dem Coeloſtaten befindet sich eine Linse, die das Objektiv eines 18 Meter langen vertikal ſtehenden Fernrohres bildet. Das Sonnenbild entſteht daher dicht über dem Boden in der Mitte des Turmes. Unter dem Turme iſt ein 9 Meter tiefer Brunnen gegraben, und dieser enthält das Spektroskop, in das das Sonnenlicht eindringt. Die zunächſt phantaſtisch erscheinende Anordnung zeichnet sich durch Billigkeit und Bequemlichkeit aus und arbeitet so gut, weil der Spektroskopbrunnen leicht auf konſtanter Temperatur zu halten iſt. Mit dem Inſtrument hat Professor Hale seine neueſten Resultate über die Struktur des magnetischen Feldes und des Spektrums der Sonnenflecken erhalten. Bereits aber heißt dieses Inſtrument der »kleine« Turm. Denn schon iſt ein noch größeres Turmteleskop im Rohbau fertig, dessen eisernes Gerüſt freilich nicht mehr ein Windmühlengeſtell iſt, vielmehr mußte das ganze Traggerüſt mit einem gänzlich unabhängigen in sich ſelbſt geſtützten Eisengehäuse umkleidet werden, um es vor Windſtößen zu sichern.

Der Untersuchung der Sterne gewidmet iſt das Spiegelteleskop, dessen von Ritchey hergeſtellter Spiegel 150 Zentimeter Durchmesser hat. Herschel und Lord Rosse haben gleich große und größere Spiegel benutzt, dieselben waren aber nicht annähernd von der Vollkommenheit der Geſtalt, daß ihre Leiſtungen dem großen Durchmesser entsprochen hätten. Auch war die Manövrierfähigkeit der Montierungen zu gering. Das Spiegelteleskop auf Mount Wilson iſt in beiden Hinsichten muſtergültig und bedeutet eine ungeahnte Erweiterung unseres Forschungsbereiches. Die Beſtimmung der Radialgeschwindigkeit der Sterne auf spektroskopischem

Wege gelang selbst mit dem Lick-Refraktor, der hier an erster Stelle stand, im allgemeinen nur für Sterne fünfter bis sechster Größe. Jeder sechste dieser Sterne hat sich als ein Doppelstern offenbart, und schon unter den etwa 1000 bisher der Beobachtung zugänglichen Sternen ist der Merkwürdigkeiten kein Ende. Dem neuen Spiegelteleskop sind bei derselben Expositionszeit für den einzelnen Stern etwa 10000 Sterne bis zur 7. bis 8. Größe erreichbar. Es läßt sich nicht absehen, wieviel Schätze dies neue Feld umschließen wird. Und wieder ist hinzuzufügen, daß noch größeres im Entstehen ist. In den Werkstätten zu Pasadena steht eine Schleifmaschine fertig zur Herstellung von Spiegeln von 3 Meter Durchmesser, und eine Glasscheibe von 250 Zentimeter wird zur Zeit probeweise angeschliffen, um ihre Verwendbarkeit für ein Spiegelteleskop von diesen Dimensionen zu prüfen.

An einem Abend während des Kongresses auf dem Mount Wilson hielt Professor Kapteyn einen Vortrag über die Studien, die er im Laufe des Sommers auf dem Mount Wilson ausgeführt hat. Herr Kapteyn, Professor in Groningen, ist während seiner Ferienzeit dem Mount Wilson gewissermaßen als Theoretiker attachiert. Er berichtete über seine Entdeckung, daß mehrere hundert von den Sternen, welche Helium in ihrem Spektrum zeigen und danach physisch verwandt sind, auch eine gemeinsame Bewegung im Raume haben, daß also ein gemeinsames Strömen ganzer Gruppen von Heliumsternen nachweisbar ist. Nach dem enthusiasmierenden Vortrag wurde der Saturn im großen Spiegelteleskop gezeigt. Bei 1000 facher Vergrößerung, die bei kleineren Instrumenten die Flächenhelligkeit bereits merklich herabsetzt, strahlte der Planet noch in hellem Glanze, und man sah, wie die Scheibe durch den innersten Ring, den sogenannten Florring, hindurchleuchtete, so daß die Staubstruktur der Ringe handgreiflich war. Dann beim Nachhausegehen am Bergkamme entlang sah man die in der klaren Luft leuchtende Milchstraße des Himmels sich tief unten in den flimmernden Lichtern von Pasadena und Los Angeles fortsetzen, was die Mönche vom Mount Wilson die irdische Milchstraße nennen. Der sich fortsetzende Lichtkranz schien ein Symbol der Verbindung zwischen Himmel und Erde, wie sie auf dem Mount Wilson wohl enger, als irgendwo sonst, geschaffen ist.

Der Astronom, der den neuen Kontinent betreten hatte mit dem ängstlichen Gefühl, nichts zu erfahren als Entmutigung, verließ ihn über jede national oder persönlich beengte Auffassung hinausgehoben durch diese Woge unzweifelhaften Fortschritts seiner Wissenschaft.

Der schnellere und stärkere Kampf ums Dasein hat in den Vereinigten Staaten die zähen Naturen geschaffen, die Nächte hindurch und ohne Urlaub Jahre hindurch beobachtend um den wissenschaftlichen Erfolg ringen. Die Söhne der Farmer, die neues Land urbar machten, wissen sich auf den einsamen Sternwarten gut zu helfen und finden ihre Erholung in der sie umgebenden Natur. Vom Verlangen nach der Großstadt sprach selbst keine Astronomenfrau. Als Leute, die von technischen Hochschulen kommen, sind die amerikanischen Astronomen ihre eigenen Ingenieure. Ihre Beobachtungstätigkeit wird von keiner Unterrichtsverpflichtung unterbrochen. Das Lick-Observatorium nimmt Studenten auf, aber nur in der Weise, daß die von Professor Leuschner an der Berkeley-Universität vorgebildeten Studenten auf 1—2 Semester Professor Campbell's Assistenten bei seinen Untersuchungen über Radialgeschwindigkeiten werden und eventuell mit einem Thema, das sich aus ihren Beobachtungen ergibt, promovieren. Auch die Arbeitsmethode hat der amerikanische Gelehrte von der Industrie. Er benutzt die billigsten Hilfskräfte und fragt: Does it pay? aufs schärfste auch bei wissenschaftlichen Unternehmungen, während wir uns viel eher unüberlegt um des reinen Vergnügens an der Arbeit willen in Trab setzen. Dazu verstattet ihm das gleichmäßig gute Wetter die wirkliche Durchführung seines Programms, das bei uns oft an Nebel und Wolken zu Schanden wird.

Der Energie der Amerikaner gegenüber steht die ältere Kultur unseres Erdteils. Der amerikanische Astronom findet über allem Konstruieren und Beobachten wenig Zeit, die Resultate seiner Beobachtungen durchzuarbeiten, er nimmt nur das gröbste weg. Hier greift die theoretische Ausbildung und die Gründlichkeit der deutschen Astronomenschule ein. Wir bringen mehr Mathematik von der Universität mit, und auch das Behagen einer deutschen Umgebung,

all der gepflegten Wege und Wälder, die einen nach der Rückkehr von drüben in ihren Dimensionen so japanisch klein und freundlich anmuten, befördert Nachdenken und Versenken in schwierigere Probleme. Die Verbindung mit der Universität, die Dozententätigkeit unserer meisten Astronomen, soviel Zeit und Kraft sie in Anspruch nimmt, erhält den Sinn für das Allgemeine und den Kontakt mit der Jugend. Sind die deutschen Astronomen im Durchschnitt weniger Mechaniker, so hat dafür jede kleine Universitätsstadt ihre Mechanikerfirma, und diese Arbeitsteilung hat auch ihr gutes, schon als Entlastung des vielbeschäftigten Universitätsprofessors. Freilich sollte mehr als bisher berücksichtigt werden, daß ein modernes Rieseninstrument zu einem ebenso großen Teil in das Fach des Maschinenbauers wie das des Präzisionsmechanikers schlägt, und hierin nochmals eine Arbeitsteilung eintreten. Schließlich hat die sichere Fundierung unserer Sternwarten als staatlicher Institute sie zur Teilnahme an so großartigen und weitausschauenden Unternehmungen, wie dem Zonenkatalog der Astronomischen Gesellschaft und der Photographischen Himmelskarte, ermutigt, während die amerikanischen Sternwarten häufiger ihrem die Geldgeber enthaltenden board of trustees imponieren müssen und deswegen wohl manchmal äußerlich glänzendere Arbeiten bevorzugen.

Bei solchen Aequivalenten muß der Vorsprung der amerikanischen Astronomie einzuholen sein. Die Mittel dazu sind jedenfalls zunächst das Festhalten an unserem Eigenen, der theoretischen Durchbildung. Zweitens aber eine Verbesserung der äußeren Bedingungen der Astronomie. Etwas mehr Geld, wenn auch nach dem Gesagten keineswegs sehr viel Geld, ist erforderlich. Es ist vor allem zu bedenken, daß eine 30 Jahre alte Sternwarte zum großen Teil veraltet ist, und daß unsere deutschen Sternwarten fast alle einer Auffrischung bedürfen. Eine veraltete Sternwarte neben einem neuen physikalischen Institut, in dem Radium strahlt und Elektronen schwirren, ist auch nicht imstande, die tüchtigsten Köpfe der nächsten Generation heranzuziehen. Wo die staatliche Hilfe nicht ausreicht, ist private erwünscht. Wäre die Astronomie in den letzten Jahrzehnten nicht so sehr aus der höheren Schulbildung verdrängt gewesen, so würde vielleicht bei den jungen Großindustriellen ein lebendigeres Interesse für ihre idealen Ziele vorhanden sein. Auch liegt es wohl nur am mangelnden Enthusiasmus für astronomische Probleme, wenn unsere großen optischen Firmen noch auf die Vollendung mächtiger, den Clarkschen ebenbürtiger Teleskope warten lassen.

Ein letzter wichtiger Punkt ist das Klima. Die amerikanischen Kulturzentren und mit ihnen die amerikanischen Hauptsternwarten liegen im Durchschnitt 10 Grad südlicher als bei uns. Dazu sind in Kalifornien die Wetterverhältnisse ganz vortrefflich. Mit dem einen oder anderen großen Instrument müssen wir deshalb künftig in den Süden gehen, am besten gleich auf die Südhalbkugel, um der »Einseitigkeit« aller unserer bisherigen auf den Nordhimmel beschränkten Arbeiten zu steuern. In Amerika wie in England ist der Gedanke einer großen, eventuell internationalen Sternwarte auf dem Hochland Südafrikas lebendig. Es wäre der Mühe wert, zu untersuchen, ob ein kleiner Anfang in Windhuk in Südwestafrika nicht den Kern für eine solche Institution bilden könnte.

Das Deutsche Reich und die internationale Schiedsgerichtsbarkeit.

Rede, gehalten bei Übernahme des Rektorates der Rheinischen Friedrich-Wilhelms-Universität zu Bonn am 18. Oktober 1910 von Philipp Zorn.

(Schluß)

Die erwähnte juristische Kritik der Ehrenklausel ist ebenso richtig wie nichtssagend. Gewiß beraubt die Ehrenklausel das Obligatorium seines scharfen juristischen Zwangscharakters. Aber — so muß doch Jeder fragen, der sich nicht gewaltsam vor der Wirklichkeit des Staatenlebens die Augen verbindet — ist dies denn nicht eben das Wesen des Völkerrechtes? Unterscheidet denn nicht gerade dieser Punkt das Völker-

recht als das Syſtem der Rechtsbeziehungen zwiſchen ſouveränen Staaten von allen übrigen Zweigen des Rechtes, in denen der ſouveräne Staat dem zum Gehorſam verpflichteten Untertan gegenüber ſteht und ihn wenn nötig zum Gehorſam zwingt? Das könnte nur anders ſein, wenn wir den Weltbundesſtaat hätten; dieſer aber iſt Phantaſie und wird es, ſoweit unſer menſchliches Auge reicht, bleiben. Darum iſt die Ehrenklauſel, ob ſie ausgeſprochen iſt oder nicht, immer immanenter Beſtandteil der internationalen Schiedsgerichtsbarkeit oder richtiger gefaßt: immanenter Beſtandteil jedes ſeiner ſelbſt bewußten Staates, und es kann gar kein Obligatorium geben, das ſtark genug wäre, die Ehrenklauſel auszuſcheiden. Dies wurde auch, beſonders von ſchweizeriſcher Seite, auf der zweiten Konferenz ſehr richtig betont. Aber man war bei der Mehrheit, geblendet von einer vorgefaßten Meinung, nicht geneigt, den Gedanken aufzunehmen. Das ſcharfe juriſtiſche Denken, das die Ehrenklauſel bekämpfte und ausſcheiden wollte, iſt alſo in Wirklichkeit juriſtiſche Kurzſichtigkeit.

Und darum war auch die lange Arbeit auf der zweiten Konferenz um Aufſtellung einer Liſte obligatoriſcher Schiedsfälle ohne Ehrenklauſel eitel verlorene Liebesmüh, das Suchen nach einem feſten Punkt, der im Rahmen des heutigen Völkerrechtes eine Unmöglichkeit iſt. Und wenn dieſe Arbeiten wieder beginnen werden, ſo möge man nur getroſt dieſe ganze ausſichtsloſe Sache fallen laſſen, denn man wird unter den heutigen Staatsverhältniſſen auf dieſem Wege nie zum Ziele kommen. Die ganze Mühe der zweiten Konferenz in dieſem Punkte war vergeblich; man muß wieder zurückkehren auf den Punkt, an welchem die erſte Konferenz dieſe Arbeit aus äußeren Gründen hatte abbrechen müſſen.

Denn, und das iſt die nicht minder wichtige Kehrſeite der Medaille: wertlos iſt der Gedanke der obligatoriſchen Schiedsgerichtsbarkeit darum doch nicht; es liegt in ihm vielmehr ein Moment von großer internationaler Bedeutung und von segensreichſter Wirkung für das Leben der Staaten. Richtig iſt ja, daß bei der oben dargelegten Auffaſſung die obligatoriſche Schiedsgerichtsbarkeit ſich grundſätzlich nicht von der fakultativen unterſcheidet. Aber es iſt doch etwas Großes und Wertvolles, wenn die Staaten in der bindenden Form des Staatsvertrages ſich gegenſeitig das feierliche Verſprechen abgeben, daß ſie es als ihre Rechtspflicht anerkennen, Streitfälle auf dem friedlichen Wege des Schiedsgerichtes zum Austrag bringen zu wollen, es ſei denn, daß Ehre und Lebensintereſſen des Staates, alſo die oberſten Geſetze ſeines Daſeins, dies ausſchließen. Das iſt das unter den heutigen Staatenverhältniſſen Mögliche, damit muß und damit kann man ſich aber auch begnügen, denn darin liegt unter allen Umſtänden etwas Großes. Auch unſer Deutſches Reich hat nach meiner feſten Überzeugung keine Veranlaſſung, dieſer obligatoriſchen Schiedsgerichtsbarkeit dauernden Widerſtand entgegen zu ſetzen. In einem Schiedsvertrage zwiſchen England und dem Deutſchen Reiche iſt ſie bereits allgemein anerkannt; in zahlreichen Verträgen über Einzelmaterien wie beſonders für die Tarifbeſtimmungen der geltenden Handelsverträge iſt ſie gleichfalls einer Reihe von Staaten gegenüber bereits zugeſtanden.

Wenn auf der zweiten Konferenz deutſcherſeits geltend gemacht wurde: es ſei etwas anderes, einem einzelnen Staat wie England gegenüber dieſe Verpflichtung zu übernehmen, als in einem allgemeinen Weltvertrage allen ziviliſierten Staaten gegenüber, ſo erſcheint mir dieſer Einwand bedeutungslos. Was wir England gegenüber als Verpflichtung anerkennen können, das können wir auch jedem anderen Staate der Welt gegenüber anerkennen, und das iſt ja eben die Bedeutung der großen internationalen Bewegung, die in den Haager Konferenzen Ausdruck fand, daß wir das ganze internationale Staatenſyſtem als ein auf gleicher Stufe ſtehendes anſehen ſollen und wollen.

Wenn weiter geltend gemacht wurde: es könne dann wohl vorkommen, daß Urteile inländiſcher Gerichte im Widerſpruch ſtänden zu den Sprüchen eines internationalen Schiedsgerichtes, ſo vermag ich auch dieſem Einwand kein entſcheidendes Gewicht beizulegen; ich ſehe keine ſchwere Gefahr darin, daß das nationale Gericht ſich dann dem Spruche des internationalen Schiedsgerichts zu fügen hat. Hat ja doch das Deutſche Reich in der Frage der Priſengerichtsbarkeit, alſo auf dem allerſchwierigſten Gebiete des Staatslebens, nämlich für den Krieg, nicht das mindeſte Bedenken getragen, jenen Grundſatz anzuerkennen. Und wie

viel geringer sind doch Fragen des Urheberrechtes und ähnliche als Fragen des Seekriegsrechtes, an denen die Ehre der Nation immer im höchsten Grade beteiligt ist!

Wenn ein Staat internationale Rechtspflichten vertragsmäßig übernimmt, so sind dadurch alle Organe des Staates in gleicher Weise gebunden, auch die Gerichte und die Parlamente. Das ist die einfache logische Konsequenz aus dem Begriffe des internationalen Rechtes. Ein Zwang freilich zur Erfüllung solcher Verpflichtungen kann wie überhaupt nicht gegen den Staat, so insbesondere nicht gegen Gerichte und Parlamente geltend gemacht werden. Aber dies ist nichts der Schiedsgerichtsbarkeit Eigentümliches, sondern es ist zwar nicht eine logische Konsequenz, aber ein Wesensbestandteil des heutigen Völkerrechts.

Der Einwand endlich, der Spruch eines Schiedsgerichts in Streitfällen der internationalen Weltverträge, wie des Weltpostvereinsvertrages, schaffe nur Recht für die beteiligten Parteien, und es könne dann eine gefährliche Rechtsverschiedenheit in verschiedenen Ländern bei den großen Weltverträgen eintreten, ist wieder der reine juristische Formalismus; es muß selbstverständlich dafür gesorgt werden, daß solche Sprüche allgemein verbindliche Kraft für die Zukunft haben, und dies wird bei gutem Willen auch gar keine Schwierigkeiten machen.

Übrigens treffen alle diese Einwände für das fakultative Schiedsgericht ganz ebenso zu wie für das obligatorische, da die geltend gemachten Schwierigkeiten auch bei jenem immer eintreten können.

Ich trage demnach kein Bedenken, mich dahin auszusprechen: die allgemeine obligatorische Schiedsgerichtsbarkeit im Rahmen der Ehrenklausel ist ein großes und richtiges internationales Rechtsprinzip, das auch vom Deutschen Reiche allgemein angenommen werden kann, genau so wie dies im englisch-deutschen Schiedsgerichtsvertrage bereits geschehen ist, und wie es in einem Artikel des der zweiten Haager Konferenz vorgelegten und von deutscher Seite heftig bekämpften Entwurfes vorgeschlagen war. Die höchste Zuspitzung des Gedankens der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit, die in der Geschichte des Völkerrechtes bisher überhaupt vorgekommen ist, ist der von Deutschland auf der zweiten Konferenz vorgeschlagene Internationale Prisengerichtshof als oberste Instanz in gewissen Fragen des Seekrieges. Und fast ebenso weit geht in dieser Frage die sog. Porter-Konvention der zweiten Konferenz, die gleichfalls vom Deutschen Reiche ohne jedes Bedenken angenommen wurde. Wie konnte Deutschland demgegenüber das obligatorische Schiedsgericht für die in der Regel völlig harmlosen internationalen Streitfälle juristisch-wirtschaftlich-technischer Natur in Friedenszeiten so heftig bekämpfen?

Die Frage des obligatorischen Schiedsgerichts hat ihren Abschluß bis heute noch nicht gefunden. Auf der ersten Konferenz war der Martens'sche Vorschlag nach langer und ernster Beratung im Ausschuß angenommen worden; die Sache wurde aber weiterhin, einer Forderung des Deutschen Reiches gemäß, fallen gelassen. Auf der zweiten Konferenz wurde abermals darüber verhandelt, und die Verhandlung nahm infolge des oben gekennzeichneten Fehlers in Behandlung der Ehrenklausel, sowie der zweifellos sehr scharfsinnigen juristischen Bekämpfung des ganzen Prinzips durch Deutschland und Österreich-Ungarn schließlich einen ganz verwirrten Charaktar an; zuletzt einigte man sich auf eine sehr merkwürdige Resolution, der auch Deutschland zustimmte. In bedenklichster Verwirrung schloß die Verhandlung und infolgedessen die ganze zweite Konferenz ab. In dieser Verwirrung befindet sich die Frage noch heute und es ist vorläufig nicht abzusehen, welche Entwicklung sie weiter nehmen wird: es hängt dies — das darf ruhig ausgesprochen werden — lediglich vom Deutschen Reiche und von Österreich-Ungarn ab.

III.

Einen wesentlich anderen Gang nahmen die Verhandlungen über die zweite große Frage, die des permanenten Tribunales. Sie führten zu einem guten Resultate, das noch kurz zu skizzieren ist.

Während die materielle Frage der Schiedsgerichtsbarkeit nicht nur ein längst und viel behandeltes Kapitel der Theorie, sondern auch, wenn auch ohne feste Rechtsordnung, ein Stück der Praxis des Völkerrechtes war, war der Pauncefotesche Gedanke eines permanenten Tribunales nicht nur eine vollkommene Überraschung, sondern auch etwas für Theorie und Praxis des Völkerrechtes vollkommen

neues. Nur als Phantasiespiel weltfremder Schwärmer war dieser Gedanke bisher angesehen worden, insbesondere und mit großer Schärfe bei uns in Deutschland. Und nun lag dem Weltkongreß der Vertreter aller zivilisierten Staaten der Brief des Botschafters von England, des die internationalen Dinge am nüchternsten bewertenden unter allen Staaten der Welt, vor, der doch schon als formeller Antrag zu betrachten war, jenes Phantasiespiel der Schwärmer zur machtvollen Tatsache zu gestalten. Die Sensation, die der Pauncefotesche Brief in der Konferenz hervorrief und die sich vom Haag aus über die ganze Welt fortpflanzte, ist begreiflich.

Alsbald wurden dann dem Arbeitsausschuß drei formulierte Entwürfe über das permanente Tribunal vorgelegt, nämlich von England, Rußland und den Vereinigten Staaten von Nordamerika, also den drei dem Umfang nach größten Weltmächten. Daß die kleineren Staaten den Gedanken, der für sie unter allen Umständen eine Garantie gegen die Übermacht der großen Militärmächte enthielt, freudig aufnehmen würden, war natürlich zweifellos. Immerhin ist nach dieser Richtung die bemerkenswerte Erscheinung festzustellen, daß die Staaten der Balkanhalbinsel in der ganzen Behandlung der Schiedsgerichtsfragen sehr mißtrauisch waren; insbesondere Rumänien war auf beiden Konferenzen der schärfste Gegner aller weitgehenden Anträge. Auf der zweiten Konferenz haben dann auch Belgien — man behauptete: in Folge seiner Congo-Sorgen — und die Schweiz eine sehr kritische Stellung in der Schiedsgerichtsfrage eingenommen.

Drei Großmächte hatten, wie bemerkt, auf der ersten Konferenz Entwürfe über das permanente Tribunal dem Arbeitsausschuß vorgelegt. Ihnen schlossen sich im Ausschuß, dem zunächst die Arbeit oblag, alsbald an die Vertreter der drei Mittelstaaten Holland, Belgien, Schweiz; ebenso Italien; Frankreich zögerte anfangs, um sehr bald desto entschiedener den Gedanken auf- und weiterhin bis heute geradezu die Führung in der ganzen Schiedsgerichtsfrage zu übernehmen; Österreich-Ungarn war zunächst zurückhaltend.

Was unser Deutsches Reich betrifft, so waren für die zweite Konferenz hervorragende Vorarbeiten in jahrelanger angestrengtester Arbeit gemacht worden; für die erste Konferenz aber war auch nicht das Allermindeste vorbereitet; nicht einmal eine Besprechung mit den nach dem Haag entsandten Vertretern war abgehalten worden; ohne jede amtliche Weisung stand man den sich überstürzenden Ereignissen gegenüber, und als im Arbeitsausschuß die ersten Beratungen über das obligatorische Schiedsgericht und das permanente Tribunal stattfanden, waren noch keine amtlichen Weisungen ergangen. Für das obligatorische Schiedsgericht konnte man aus früheren Vorgängen immerhin ein gewisses Richtmaß entnehmen; für das permanente Tribunal war nichts dergleichen vorhanden. Angesichts der Stimmung in Deutschland, die zweifellos weit überwiegend gegen diesen Gedanken war, und angesichts der ganzen bisherigen Haltung der Reichsregierung erklärte ich bei der ersten Beratung, ich sei zwar noch ohne amtliche Weisung, glaube aber jetzt schon erklären zu sollen, daß das Deutsche Reich das permanente Tribunal ablehnen werde. Nach einiger Zeit trafen denn auch die amtlichen Weisungen in diesem Sinne ein.

Inzwischen aber hatte die Aufregung auf der Konferenz und von ihr aus in den weitesten Kreisen der Welt einen hohen Grad angenommen. Es war klar, daß die weit überwiegende Zahl der Konferenzmächte dem permanenten Tribunal zustimmen werde; eine auch nur einigermaßen bedeutende und festgeschlossene Gegnerschaft war nicht vorhanden. Mehr und mehr war durch die aufgeregten Erörterungen auf der Konferenz selbst und in der Presse, insbesondere in England, Amerika und Frankreich, diese Frage geradezu zum Mittelpunkt der ganzen Konferenz geworden, und man sah in ihr die Entscheidung über Erfolg oder Mißerfolg der Konferenz; vor allem tat dies Rußland, dessen Machtstellung damals noch nicht durch den ostasiatischen Krieg erschüttert war; die Abrüstungsverhandlung hatte mit einem völligen Nichts geendet, und der geistige Führer bei der Vernichtung der unreifen russischen Anträge war der deutsche Militärdelegierte von Schwartzhoff in einer glänzenden, geradezu historischen Rede gewesen.

Dies war die Situation. Konnte das Deutsche Reich die Verantwortung übernehmen, auch den zweiten Gedanken der Konferenz, den man weithin in der Welt für einen großen hielt, zum Scheitern zu bringen und damit die ganze Konferenz

— wie man allgemein annahm, wenn auch ganz mit Unrecht — zur lächerlichen Illusion zu ſtempeln? Dies mußte ja, auf alle Gefahren hin, geschehen, wenn das Staatsinteresse dies forderte. Aber forderte das Staatsinteresse dies wirklich?

Diese Frage wurde schließlich verneint: das Deutsche Reich hat das permanente Tribunal angenommen. Und es darf heute sehr ruhig und feſt ausgesprochen werden: das Deutsche Reich hat diesen Entschluß seines Kaisers nicht zu bereuen gehabt, er war von segensreichſter Wirkung.

Ich will nicht reden von der guten Stimmung völliger Harmonie, die seit dieser Entscheidung die Konferenz beherrschte; ich will auch davon nicht sprechen, daß das permanente Tribunal uns 1904 von der schweren Sorge um Venezuela und 1908 von der peinlichen Casablanca-Frage befreite. Nur das eine sei in diesem Zusammenhange hervorgehoben, daß das Deutsche Reich, nachdem es das permanente Tribunal im Prinzip angenommen hatte, das entscheidende Wort zu sprechen in der Lage war für die Einrichtung des neuen Internationalen Gerichtshofes. Die weitgehenden Pläne, die hierfür von einigen sehr maßgebenden Vertretern entworfen worden waren, wurden deutscherseits auf ein bescheidenes Maß zurückgeführt, ohne daß diesen deutschen Forderungen ein ernſthafter Widerspruch entgegengesetzt worden wäre. Einmal forderte Deutschland, daß der obligatorische Charakter des Schiedsgerichtes ganz beseitigt werde. Dies geschah, wenn auch mit Widerſtreben, und die Frage des Obligatoriums hat dann die oben geschilderte Weiterentwicklung auf der zweiten Konferenz genommen. Sodann forderte Deutschland, daß für die Zusammensetzung des permanenten Tribunals folgende Grundsätze maßgebend sein sollten: 1. Jede der Konferenzmächte ernennt für das Tribunal eine Anzahl, bis zu vier, Richter, die zu einer Gesamtliſte zusammengeſtellt werden; 2. aus dieser Liſte wird im einzelnen Fall das Schiedsgericht gebildet, in der Regel — doch kann hierüber von den Streitteilen anders beſtimmt werden — so, daß jeder Teil zwei Schiedsrichter ernennt, die dann gemeinsam den Vorsitzenden wählen; 3. als wirklich dauernde, permanente Einrichtung wird nur ein Generalsekretariat geschaffen, das als Gerichtsschreiberei und Archiv zu dienen hat. Dazu kommt noch ein diplomatischer Aufsichtsrat unter Vorsitz des holländischen Miniſters des Auswärtigen, der aber mit dem Schiedsgericht an sich nichts zu tun hat.

In dieser Weise kam 1899 die Frage des permanenten Tribunals zum Abschluß, und so ſtehen die Dinge auch heute noch. Die Richter wurden in der angegebenen Weise ernannt, doch dauerte es einige Zeit, bis das permanente Tribunal in Wirksamkeit trat. Der erſte von ihm entschiedene Fall war ein alter Streit zwischen den Vereinigten Staaten und Mexiko. Es folgte eine Reihe weiterer Prozesse; unser Reich war bereits dreimal in der Lage, vor dem permanenten Tribunal Recht zu nehmen; der eine dieser Fälle, in dem wir gemeinsam mit Frankreich gegen Japan ſtritten und ein obsiegendes Urteil erwirkten, hat die Öffentlichkeit wenig beschäftigt; um so mehr war dies der Fall bei den beiden anderen Sachen: Venezuela und Casablanca. Im erſteren Fall ſtanden wir gemeinsam mit England und Italien nicht nur gegen Venezuela, sondern gegen eine große Zahl anderer Staaten; das Urteil erging völlig zu unseren Gunſten und schlug jene bedenkliche Verſtimmung nieder, die uns in schwere Verwickelungen mit den Vereinigten Staaten zu bringen gedroht hatte. Der letzte Fall war der noch in allgemeiner Erinnerung ſtehende Casablanca-Steit mit Frankreich, der uns zwar kein obsiegliches Urteil, wohl aber eine durchaus ehrenvolle Erledigung einer sehr peinlich gewordenen diplomatischen Erörterung brachte. Eben jetzt hat das permanente Tribunal eine alte und schwere Streitfrage zwischen England und den Vereinigten Staaten über das Fischereirecht in nordamerikanischen Gewässern zu allgemeiner Zufriedenheit erledigt. Und daran hat sich unmittelbar eine neue Verhandlung angeschlossen, in der man begriffen iſt, ein Streitfall zwischen den Vereinigten Staaten und Venezuela über die Schiffahrt auf dem Orinocco-Strom.

Es kann demnach heute keinem Zweifel mehr unterliegen: das im Jahre 1899 geschaffene und in seiner Einrichtung den deutschen Forderungen gemäß geſtaltete Werk hat sich vollkommen bewährt. Es hat in sehr ernſten Zeiten die Welt von schweren Kriegssorgen befreit, und es hat sehr verwickelte, zum Teil sehr alte, internationale Streitfragen in den ſtrengſten Formen Rechtens erledigt; seine

Urteile dürfen sämtlich als Meisterstücke völkerrechtlicher Jurisprudenz bezeichnet werden. Faßt man dazu noch ins Auge, von wie großem indirektem Einflusse auf die internationalen Beziehungen diese friedlichen, nur mit geistigen Waffen ausgekämpften und von einem Gerichtshofe entschiedenen Kämpfe sind, so wird man es nicht als Übertreibung bezeichnen dürfen, wenn ausgesprochen wird: die Errichtung des permanenten Tribunales im Haag durch die erste Friedenskonferenz ist der größte Fortschritt, den das Völkerrecht überhaupt je gemacht hat. Die Dinge haben sich stetig weiter entwickelt, und der anfängliche Spott, das Haager Tribunal habe ja nichts zu tun, ist längst gegenstandslos geworden; in dem Palaste, den der amerikanische Krösus Carnegie für das Haager Tribunal hat erbauen lassen, wird voraussichtlich die internationale Schiedsgerichts-Arbeit eine in Wirklichkeit dauernde werden: jetzt schon löst fast ein Schiedsgericht das andere ab, und künftig werden wohl oft genug mehrere Schiedsgerichte nebeneinander tagen. —

Die Welt könnte also mit den Einrichtungen von 1899 zufrieden sein. Aber sie ist es nicht, und man verlangt noch weitere Fortschritte. Ein kurzes Wort sei noch über diese Bestrebungen verstattet.

Man verlangt vor allem das Obligatorium. Faßt man dieses in der oben dargelegten, unter den heutigen Staatenverhältnissen allein möglichen Weise auf, so ist dagegen nichts einzuwenden; typisch hierfür ist unser Schiedsvertrag mit England, der wörtlich übereinstimmt mit dem kurz zuvor abgeschlossenen Schiedsvertrag zwischen Frankreich und England, und dessen Vorschriften zur allgemeinen Weltregel zu erheben nach meiner Überzeugung nicht die geringsten Bedenken hat; ich würde es freudig begrüßt haben, wenn in diesem Sinne auf der zweiten Konferenz eine allgemeine Einigung hätte erzielt werden können, und verstehe den deutschen Widerstand dagegen nicht. Ein Obligatorium ohne Ehrenklausel ist allerdings undenkbar. Und wer da glaubt, durch ein Obligatorium könnten überhaupt alle Kriege verhindert werden, der verfällt auch heute noch dem Fluch der Lächerlichkeit. Gewiß aber können dadurch Kriege verhindert werden. Die großen Daseinsfragen der Völker und Staaten werden aber wie in vergangenen so in künftigen Zeiten mit dem Schwerte entschieden werden.

Man hat dann ferner auf der zweiten Konferenz, einem gleichzeitig von Deutschland und von England gestellten Antrage folgend, für einen bestimmten einzelnen Teil des Völkerrechtes, nämlich einen Teil des Seekriegsrechtes, eine internationale Sondergerichtsbarkeit in dem Internationalen Prisenhofe geschaffen. Es würde zu weit führen, hierauf noch näher einzugehen. Aber ich stehe nicht an zu bekennen, daß diese Sondergerichtsbarkeit mir als der weitaus bedenklichste Teil von internationaler Gerichtsbarkeit erscheint. In Kraft getreten sind die Festsetzungen hierüber allerdings noch nicht.

Endlich haben die Amerikaner statt der heutigen Liste oder wenigstens neben ihr einen wirklich ständigen Schiedsgerichtshof verlangt, bestehend aus einer Anzahl von Richtern, die alljährlich eine bestimmte Zeit lang im Haag anwesend sein sollen zur Entscheidung der vor sie gebrachten internationalen Streitfälle. Mit größter Hartnäckigkeit haben die Amerikaner diesen ihren Vorschlag festgehalten, und die Mehrzahl der übrigen Mächte hat dem Plane zugestimmt; doch täusche ich mich wohl nicht, wenn ich sage, diese Zustimmung galt weniger dem Gedanken selbst als der amerikanischen Großmacht, und sie war kein Akt der Überzeugung sondern der diplomatischen Kourtoisie. Was das Deutsche Reich angeht, so widersprach diese Zustimmung zu dem amerikanischen Plane jedenfalls schnurstracks den auf der ersten Konferenz feierlich und offiziell kundgegebenen Ansichten der Reichsregierung über ein ständiges Weltgericht. So kam dem amerikanischen Antrag gemäß ein Entwurf über das wirklich ständige Weltschiedsgericht zustande, in dem leider nur die Hauptsache fehlt, nämlich Vorschriften über die Besetzung des Gerichtes. Denn darüber vermochte man sich absolut nicht zu einigen. Der Gerichtshof sollte nur aus einer kleinen Zahl von Richtern, etwa 15, bestehen; wie diese aber auf die 44 Konferenzmächte zu verteilen seien, blieb ein ungelöstes Rätsel. Infolge davon ist der ganze amerikanische Feldzug für das wirklich ständige Schiedsgericht bis jetzt ohne jedes Ergebnis geblieben.

Neuerdings scheint man nun stark dafür zu agitieren, daß der von der zweiten Konferenz beschlossene Prisengerichtshof in dauernder Weise als allgemeines Schiedsgericht anerkannt werde; für seine Zusammen-

setzung wurde nach unendlichen Mühen folgendes Einverständnis erzielt: 1. jede der 8 Großmächte hat einen Richter, 2. jede an dem zu entscheidenden Streitfall beteiligte Macht muß einen Richter im entscheidenden Spruch-Kollegium haben, 3. im übrigen wechseln die Richter unter den kleineren Staaten nach einem raffiniert künstlich ausgeklügelten Turnus. Eine, wenn auch sehr gekünstelte und von den kleineren Staaten nur widerwillig angenommene, von Brasilien als dem völkerrechtlichen Grundprinzip der Gleichheit der Staaten widersprechend schroff abgelehnte Lösung der Besetzungsfrage wäre ja damit allerdings gewonnen.

Aber es erheben sich doch starke Zweifel, ob in dieser Lösung der Frage ein Fortschritt des Völkerrechtes gefunden werden kann, und ob hier nicht das Bessere der Feind des Guten wäre.

Die Einrichtungen von 1899 haben sich, das steht fest, ausgezeichnet bewährt und waren von segensreichster Wirkung für die Welt. Es besteht nicht das allermindeste sachliche Bedürfnis einer Änderung. Warum nun leichthin ändern, nur dem theoretischen Gedanken zuliebe, das aus der Liste gebildete Schiedsgericht sei kein wirklich ständiges Schiedsgericht? Denn selbst der scheinbare Grund, die Bildung des Gerichtes aus der Liste der in aller Welt zerstreut wohnenden Richter sei zu zeitraubend, ist doch in unserer Zeit des Fernsprechers und des Funkenspruchs und der Schnelldampfer hinfällig; zudem bedarf jeder völkerrechtliche Prozess, wie überhaupt jeder Prozess, längerer Vorbereitung, bis die Richter zusammentreten können.

Es wäre geradezu leichtfertig, an den bewährten Einrichtungen von 1899 ohne zwingenden Grund zu ändern; ein zwingender Grund aber liegt nicht vor.

Überblicke ich die ganze Entwickelung der großen Frage seit 1899, so scheint mir allerdings die Zeit zwar noch nicht gekommen, aber nicht mehr fern zu sein, da die Staaten genötigt sein werden, einem allgemeinen Verkehrsbedürfnis entsprechend einen wirklich ständigen Gerichtshof neben dem jetzt bestehenden Haager Schiedshof zu schaffen. In den verschiedenen Listen von Gegenständen der obligatorischen Schiedsgerichtsbarkeit, die der zweiten Friedenskonferenz vorlagen, findet sich an unscheinbarer Stelle aufgeführt· das internationale Privatrecht. Und es hat sich mir mehr und mehr die Überzeugung befestigt: es muß ein internationaler Gerichtshof geschaffen werden für die wichtigen und schwierigen Fragen des Internationalen Privatrechtes. Im übrigen aber lasse man für das Gebiet des öffentlichen Rechtes die Einrichtungen von 1899 sich weiter entwickeln zum Heile der Menschheit; sie enthalten die denkbar beste Lösung der großen die Welt bewegenden Schiedsgerichtsfrage, die bis jetzt gefunden worden ist. Für das Gebiet des Internationalen Privatrechtes aber hat der Gedanke, der auf der zweiten Friedenskonferenz zu heilloser Verwirrung führte, der Gedanke des Obligatoriums ohne Ehrenklausel, und ebenso der amerikanische Gedanke des wirklich ständigen Gerichtshofes eine gewisse sachliche Berechtigung. Nicht aber ist dies der Fall für die Fragen des öffentlichen internationalen Rechtes, die doch alle mit der Politik mehr oder minder eng zusammenhängen, jedenfalls immer im Handumdrehen zu politischen werden können. Es ist demnach aufs dringendste zu wünschen, daß in der Schiedsgerichtsfrage nach dem gewaltigen segensreichen Fortschritt, den das Jahr 1899 gebracht hat, für das Gebiet des öffentlichen Rechts Ruhe eintrete, daß aber um so kraftvoller nunmehr die Arbeit beginne, für das Gebiet des internationalen Privatrechtes die große Frage derjenigen Lösung zuzuführen, die das Verkehrsbedürfnis der Welt gebieterisch fordert. Hat man erst die Frage richtig gestellt, so wird man auch den Ausweg finden aus dem Labyrinth von Irrgängen, in welche die Beratungen der zweiten Konferenz über die Schiedsgerichtsfrage ausliefen. Gestreift wurde der Punkt mehrfach bei den Beratungen der zweiten Konferenz; aber man hat sich offenbar keine Rechenschaft gegeben von der gewaltigen Tragweite der Sache, und es ist fast unbegreiflich, wie man das riesengroße und enorm schwierige Gebiet des Internationalen Privatrechtes, dem von selbst sich die dazu gehörigen Materien des Vollzuges und des Verfahrens anschließen müssen, als einen Einzelpunkt neben Dingen wie Hinterlassenschaft verstorbener Seeleute, Regeln über Schiffsvermessung u. dgl. aufzählen konnte.

Für das Gebiet des Internationalen Privatrechtes aber hat die Erörterung der Frage eines einheitlichen Internationalen Gerichts-

hofes noch kaum begonnen. Niemand wird sich ja über die Schwierigkeit dieser Arbeit täuschen. Aber das Verkehrsbedürfnis der Welt ist so dringend, ja zwingend geworden, daß die Frage gelöst werden muß. Schon im Jahre 1888 hat in Wien einer unserer Kollegen für das Gebiet des Privatrechtes das große Wort gesprochen: »Das Weltrecht ist nur eine Frage der Zeit. Dies Vertrauen müssen wir auf die Fortentwicklung der Welt haben.«

Hier muß die weitere Arbeit einsetzen; die Juristen des Internationalen Privatrechtes müssen nunmehr das Wort ergreifen und das Problem für ihr Gebiet lösen. Der Segen, der durch diese Lösung der Welt zuflösse, wäre von einer Größe und Tragweite, der gegenüber der Internationale Prisenhof von verschwindend geringer Bedeutung wäre. Eine weite Perspektive eröffnet sich nach dieser Richtung für das Rechtsbedürfnis und die Friedenssehnsucht der ganzen zivilisierten Welt und unser deutsches Reich könnte sich, wenn es diese Frage energisch in Angriff nehmen und zur Lösung bringen würde, unendlichen Dank der Welt verdienen. Und hier handelt es sich nicht um Utopien, in denen die nationale Eigenart der Völker und Staaten sich auflösen und verschwinden müßte, sondern um internationale Notwendigkeiten des Verkehrslebens auf dem festen Rechtsboden der Wirklichkeit.

An diesen Problemen können und sollen und wollen wir mitarbeiten zu Heil und Segen der Menschheit. Aber der Weltbundesstaat ist ein Traum, und für den, dem das Land und die Arbeit der Väter heilig ist — kein schöner!

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Paris.

Vom französischen Eisenbahnwesen.

Angesichts der durch den Ausstand im Oktober verfolgten Mehrforderungen der Angestellten der großen französischen Eisenbahnen und der ihnen vom Staate in jüngster Zeit auferlegten sozialen Lasten wird von den großen französischen Eisenbahngesellschaften um so nachdrücklicher darauf hingewiesen, daß die Angestellten und der Staat von den Erträgnissen und Fortschritten des französischen Eisenbahnwesens viel größere Vorteile genössen, als die Aktionäre, die zum Teil an ihrem Kapital und ihrem Einkommen geradezu Verluste erlitten hätten. In einer von dem Statistiker Neymarck aufgestellten Übersicht werden die Charges nationales, die Unternehmerlasten, d. h. Pensionen, Wohlfahrtseinrichtungen usw. angegeben, ferner die Vorteile des Staates, die dieser aus den Steuern und Abgaben der Eisenbahnen, aus vertragsmäßiger bezw. auferlegter, kostenloser oder im Preise ermäßigter Beförderung von Staatsgut, Militär usw. zieht, und endlich die Bezüge der Aktionäre. Danach entfielen auf:

	Unternehmerlasten	Staatsvorteile in Mill. Franc	Zusammen	Bezüge der Aktionäre
Ostbahn	13.5	45.2	58.7	18.6
Paris-Lyon-Mittelmeerbahn	23.8	87.8	111.6	44.5
Südbahn	11.5	23.7	35.2	11.9
Nordbahn	14.8	40.1	54.9	29.8
Orléans-Bahn	15.3	54.7	70.0	31.5
Summe:	78.9	251.5	330.4	135.9

Danach würden also die an die Aktionäre verteilten Beträge nur 40 Prozent der Beträge ausmachen, die an Wohlfahrtseinrichtungen usw. den Angestellten und an Steuern usw. dem Staate zufließen. Ferner wird bezüglich der Preise und Erträgnisse der Eisenbahnaktien angeführt: ein Kapitalist, der eine Aktie der fünf großen Eisenbahngesellschaften besitzt, hat dafür 6475 Francs bezahlt und erhält daraus ein Reinerträgnis von 261 Francs. Nimmt man an, daß der Kapitalist dieselben Eisenbahnwerte vor 30 Jahren gekauft hätte, so würde er dafür 7504 Francs ausgegeben haben und sein Erträgnis wäre dann 285 Francs gewesen. In dem gleichen Zeitraume hätten sich aber die Unternehmerlasten und die Staatsvorteile aus den Eisenbahnen fast verdoppelt.

Auf Grund einer von dem Staatsrat Colson aus der Eisenbahnstatistik verschiedener Länder zusammengestellten vergleichenden Übersicht erklärte das Journal des Transports vor einiger Zeit, daß von dem allgemeinen Gesichtspunkte des Eisenbahnbetriebes Frankreich seine reichsten und industriellsten Nachbarn um nichts zu beneiden hätte, und daß die französischen Eisenbahnverwaltungen alles in allem nichts von den englischen und deutschen Eisenbahnen lernen könnten. Wenn es auch keinen besonderen Wert hat, auf diese Streitfragen näher einzugehen, so verdienen doch die dabei gegebenen Vergleichszahlen Beachtung. Danach hat von 1896 bis 1905 die Zunahme des Verkehrs betragen: in Frankreich 298 Millionen Tonnen = 23 Prozent, in England 590 Millionen Tonnen = 26 Prozent, in Deutschland 1060 Millionen Tonnen = 53.5 Prozent.

Colson sucht dies sich dadurch zu erklären, daß in dem genannten Jahrzehnt in Frankreich der durchschnittliche Tarifsatz für einen Tonnenkilometer von 5.20 Centimes (4.10 Pfennig) auf 4.52 Centimes, also

um 12 Prozent, gesunken sei, während in Deutschland die entsprechende Tarifermäßigung nur 7 Prozent betrage. Dieses Sinken setzte sich von Jahr zu Jahr fort, während in Deutschland der durchschnittliche Gütertarif unverändert sei. Das ist allerdings zutreffend, denn auf den preußisch-hessischen Staatsbahnen betrug der durchschnittliche Frachtsatz: 1889 3.81 Pfennig, 1894-95 3.76 Pfennig, 1899 3.55 Pfennig, 1902 3.54 Pfennig, 1903 3.55 Pfennig, 1904 3.57 Pfennig, 1905 3.55 Pfennig.

Nach diesen, vom Eisenbahnminister dem Landtage gemachten Angaben erscheint allerdings der durchschnittliche Frachttarif, der vorher im Abnehmen war, nicht weiter erniedrigt.

Auf den Eisenbahnen der Vereinigten Staaten sind die Durchschnittsfrachtsätze auf die Tonnenmeile von 0.784 Cents auf 0.766 Cents (2 Pfennig für 1 Tonnenkilometer) im Jahre 1904-05 heruntergegangen. Von 1896—1905 ist der Reinüberschuß gewachsen: in Deutschland um 8, in Frankreich um 3.7, in England um 1.9, und die Verzinsung des Anlagekapitals betrug 1905 in Deutschtand 6.25, in Frankreich 4.30, in England 4 Prozent.

Kann auch kein Zweifel darüber bestehen, daß insbesondere auf dem Gebiete des Verkehrswesens die Entwicklung unserer Eisenbahnen und Wasserstraßen die Frankreichs weit überholt hat, und daß in dieser Beziehung die Franzosen mehr von uns als wir von ihnen lernen können, so erfreuen sich andererseits doch auch die Franzosen mancher Einrichtung wie zum Beispiel des Gruppentarifs der französischen Nordbahn, dessen Einführung bei uns für Eisenbahnen und Verkehr von großem Vorteil sein würde.

Die französische Nordbahn-Gesellschaft hat vor mehreren Jahren dem Minister der öffentlichen Arbeiten einen neuen Tarif vorgeschlagen für die Beförderung von Kohlen und Koks in 40-Tonnenwagen, die die Verfrachter selbst stellen. Die seitherigen Tarife erfahren demnach eine Ermäßigung in folgender Weise: bei Versendung eines einzigen Wagens von 40 Tonnen beträgt die Ermäßigung 6 Prozent, bei 2 Wagen 7 Prozent und so fort bis zu 16 Wagen oder einem Zuge von 640 Tonnen, wo die Ermäßigung 21 Prozent beträgt. Überdies gibt die Eisenbahn eine der Stellung des Wagens entsprechende Entschädigung von 5 Centimes für jedes von beladenen Wagen durchlaufene Kilometer, das ist 1 Pfennig für ein Achsenkilometer.

Die Absicht der Eisenbahnverwaltung geht einerseits dahin, durch Einführung der 40-Tonnenwagen sich die Vorteile der hohen Tragfähigkeit zu sichern, andererseits zur Stellung von Privatwagen anzuregen, dadurch ihre gleichmäßige Benutzung während des ganzen Jahres herbeizuführen und auf diese Weise dem durch zeitweise übermäßige Inanspruchnahme des Wagenparks eintretenden Wagenmangel abzuhelfen.

In bezug auf die Vorteile für die Verfrachter wird folgendes ausgeführt: wenn ein Wagen zweimal in der Woche beladen 100 Kilometer fahre, so genüge das, um daraus im Jahre 500 Francs zu gewinnen, ungerechnet die Tarifermäßigung, die die Summe von 960 Francs ausmachen würde, wenn es sich um einen Tarif von 4 Centimes für 1 Kilometer und um eine Reihe von Einzelfahrten des 40-Tonnenwagens handelt. Werden aber 10 Wagen zugleich versandt, so würde die Tarifermäßigung 2400 Francs betragen, außer der Entschädigung von 500 Francs für die Wagenstellung. Noch erheblich größer ist natürlich der Vorteil für den Verfrachter, wenn die Wagen auch auf dem Rückwege beladen werden.

Dieser Gedanke der französischen Nordbahn ist nicht nur interessant, sondern verdient die ernsteste Beachtung, und zwar nicht nur vom Standpunkte der Verfrachter, sondern in erster Linie im Interesse der Staatseisenbahn-Verwaltung. Allerdings ist bei der Übertragung dieser Einrichtung auf unsere Verhältnisse damit zu rechnen, daß sich die Eisenbahnverwaltung die ausschließliche Wagenstellung vorbehält und hiervon auch nicht abgehen wird. Ferner ist bei uns ebenfalls als Norm eine Nutzlast von 10 Tonnen für eine Achse eingeführt, doch entspricht es dem allgemeinen Interesse, den offenen Güterwagen auf zwei Achsen mit einem Ladegewicht von 20 Tonnen zu beschränken.

Diese Abweichungen von der französischen Nordbahn sind jedoch mehr als Äußerlichkeiten zu bezeichnen; die Hauptsache ist die Einführung eines ermäßigten Gruppentarifes, dessen Grundsatz darin besteht, mit zunehmender gleichzeitig aufgegebener Frachtmenge und der damit verbundenen Verminderung der Betriebsausgaben auch die Tarife zu ermäßigen und diese Tarifermäßigung doppelt zu gewähren, wenn auch Rückladung erfolgt. Unsere Staatseisenbahn-Verwaltung hat auch bereits seit einer Reihe von Jahren durch Einführung ermäßigter Zug- und Gruppentarife für die Ausfuhr von Ruhrkohlen die Vorteile dieses Gruppentarifs für die Ermäßigung der Betriebsausgaben erkannt, so daß es nur der weiteren Ausbildung und der allgemeinen Einführung dieses Tarifs bedarf.

Die französischen Eisenbahnen sind zumeist noch in Händen von unter Staatsaufsicht stehenden Gesellschaften. Die Verstaatlichung der Eisenbahnen in Frankreich, die im Parlament schon so häufig platonisch erörtert wurde, ist durch die Verstaatlichung der Westbahn einen großen Schritt vorwärts gekommen. Damit ist in die halbhundertjährige französische Eisenbahnpolitik die erste große Bresche gelegt. Vor 30 Jahren wurde zwar schon neben den Linien der großen Privatgesellschaften ein Staatsnetz gebildet; es hat sich jedoch in keiner nennenswerten Weise entwickelt. Dem offiziellen Zwecke nach sollte es dem Staate das Mittel der praktischen Erfahrung liefern, um die Kontrolle der Privatbahnen mit Autorität und Sachkenntnis durchzuführen. In Wirklichkeit ist es beinahe zu einem Abschreckungsmittel geworden. Die Verwaltung ist so gut wie auf irgend einem der anderen Netze, aber sie arbeitet unter den ungünstigsten Bedingungen. Die Linien liegen auf einem Gebiete, das wenig Warentransporte nötig hat. Die ergiebigsten Linien, die in der Gegend möglich waren, gehören der Orléansbahn. Kurz, das Staatsbahnnetz scheint mit Absicht so angelegt zu sein, um schlechte Erträgnisse zu liefern und damit als warnendes Beispiel der Verstaatlichung zu wirken. Der Hinweis auf diese Erfahrungen war in der Tat jahrzehntelang ein gutes Argument in den Händen der Anhänger des Privatbahnsystems. Das Verhältnis der

Staatsbahnen zu den Privatbahnen in Frankreich ergibt sich aus der nachſtehenden Überſicht, die aus dem Nachweise vom 2. Juni 1908 genommen iſt:

	Betriebslänge	Einnahme v. 1. Januar bis 2. Juni 1908
Paris-Lyon-Mittelmeer	9505 km	207,760,000 Frcs.
Orléansbahn	7371 „	103,496,000 „
Weſtbahn	5902 „	78,174,000 „
Oſtbahn	5004 „	89,081,000 „
Südbahn	3835 „	49,253,000 „
Nordbahn	3765 „	104,727,000 „
Staatsbahn	2967 „	22,378,000 „
zuſammen . .	38349 km	954,869,000 Frcs.

Der Staat verfügt alſo nur über kaum $^1/_{12}$ des geſamten Eiſenbahnnetzes. Wie wenig günſtig die Betriebsverhältniſſe liegen, wird klar, wenn man erwägt, daß er mit $^1/_{12}$ der Netzlänge nur $^1/_{40}$ von den geſamten Einnahmen erlangen kann. Die rieſengroßen Unterſchiede im Verhältnis der Einnahmen zu den Netzlängen bei den einzelnen Privatgeſellſchaften beweiſen übrigens am deutlichſten, wie notwendig es iſt, die ſämtlichen Bahnen zu verſtaatlichen. Die Nordbahn z. B. hat das kleinſte Netz, kommt aber im Range der Einnahmen an zweiter Stelle, weil ſie den Induſtriebezirk des Nordens beherrſcht und kaum mit unwirtſchaftlichen Linien belaſtet iſt. An erſter Stelle ſteht die Paris-Lyon-Mittelmeer-Eiſenbahngeſellſchaft. Im Gebiete dieſer Eiſenbahngeſellſchaft liegt ſowohl Marſeille, wo die Erzeugniſſe aus Korſika, Algerien, Tuneſien und von der Riviera nach dem Norden verladen werden, als auch das bei Avignon in die Rhône mündende, für den Anbau von Gemüſen beſonders geeignete Tal der Durance. Welche Ausdehnung der Transport von Südfrüchten aller Art erreicht, ergibt ſich daraus, daß dem Pariſer Markt im Jahre 1907 insgeſamt 58,200 Tonnen zugeführt wurden, während die Ausfuhr nach dem Auslande 45,800 Tonnen betrug. Deutſchland bezog in dem genannten Jahre 15,000 Tonnen friſches Obſt und 5100 Tonnen friſches Gemüſe. Die Bahnverwaltung betonte in ihrem Geſchäftsbericht mit Recht, daß ſie ſelbſt zur Belebung der Ausfuhr nach Deutſchland beigetragen habe durch Gewährung günſtiger Tarife, durch die Einſtellung geeigneter Wagen, durch direkte Ermunterung der Produzenten und Händler, wozu beſondere Handelsagenten eingeſetzt ſind. Andererſeits beweiſen dieſe Zahlen auch, daß die Verbrauchsfähigkeit Deutſchlands in raſchem Wachſen begriffen iſt, und daß man in Frankreich alles Intereſſe daran hat, die Entwicklung dieſes Handelszweiges zu fördern.

Es iſt überflüſſig, die in Deutſchland längſt abgeſchloſſene Erörterung über Staats- und Privatbahnſyſtem auch nur zu ſtreifen. Genau genommen, iſt ſie auch in Frankreich bereits erledigt. Zu überwinden ſind nur noch die Widerſtände der Intereſſenten, der Geſellſchaften, der Aktionäre, deren Macht und Einfluß jedoch keineswegs unterſchätzt werden darf. Der Abg. Aimond, der Berichterſtatter des Geſetzes über die Verſtaatlichung des Weſtbahnnetzes, kam ſeinerzeit auf ſeine Lieblingsidee zurück: einen indirekten Staatsbetrieb durch eine Pachtgeſellſchaft einzurichten, wie das bei der Pariſer Stadtbahn der Fall iſt, die die fertige Linie der Compagnie du chemin de fer métropolitain zum Betriebe überläßt und dafür an den Bruttoeinnahmen beteiligt iſt, was ſich bisher als ein ſehr gutes Geſchäft erwieſen hat. Hinſichtlich des Staatsbahnbetriebes, meinte er, könnte eine Löſung gefunden werden, für die die Bank von Frankreich als Vorbild gelte. Dieſe Bank iſt weder eine eigentliche Staatsbank, noch eine wahre Privatbank, ſondern ein zwiſchen dieſen beiden Typen ſtehendes Unternehmen, das gerade ſeine Stärke und ſein Gedeihen darin findet, daß es aus der Inveſtitur des Staates Vorteile zieht, dabei aber in ſeinem geſchäftlichen Gebahren vollſtändig freie Hand beſitzt. Wenn es ſich nur darum handelte, eine Wahl zwiſchen dem Monopol des Staates und dem von Privatgeſellſchaften zu treffen, ſo würde der Abg. Aimond ſich entſchieden für das Staatsmonopol erklären.

Mitteilungen.

Der Deutſche Verein für Verſicherungs-Wiſſenſchaft in Berlin hält ſeine Vereinsverſammlungen am 5. und 6. Dezember im Deutſchen Reichstagsgebäude und im Preußiſchen Abgeordnetenhauſe ab. Die allgemeine Mitglieder-Verſammlung am 6. beſteht aus einem geſchäftlichen Teil, in dem der Geſchäfts- und der Kaſſenbericht erſtattet wird, und einem wiſſenſchaftlichen Teil. In dieſem werden die folgenden Themata behandelt: a) Die Kapitalanlagen der Verſicherungsgeſellſchaften. An der Diskuſſion über dieſes Thema werden ſich beteiligen: Direktor Dr. Mueller (Gotha), Geheimer Regierungsrat Generaldirektor Hackelöer-Köbbinghoff (Berlin), Geheimer Regierungsrat Dr. Samwer (Gotha), Direktor Dr. Biſchoff (Leipzig), Juſtizrat Senden (Köln), Direktor Dr. Labes (Frankfurt a. M.), Redakteur Iranyi (Wien) und andere. — b) Die Fuſion von Verſicherungsanſtalten. Das Referat über dieſes Thema haben Syndikus Dr. Schellwien (Berlin) und Profeſſor Dr. Moldenhauer (Köln) übernommen. Die Sitzungen der Fachabteilungen finden am 5. Dezember, abends 8 Uhr im Abgeordnetenhaus ſtatt. In der Abteilung für Verſicherungsrecht und Verſicherungswirtſchaft (Sektion für Privatverſicherung) werden Vorträge halten: Ingenieur-Oberinſpektor Heinrich Henne, Dozent an der Techniſchen Hochſchule zu Aachen über Feuerverſicherung und Technik; Kammergerichtsrat Otto Hagen (Berlin) über das preußiſche Geſetz über die öffentlichen Feuerverſicherungsanſtalten. — In der Abteilung für Verſicherungs-Mathematik hält der Leiter der Zentralſtelle für die gemeinſamen deutſchen Sterblichkeits-Unterſuchungen Altenburger (Berlin) eine Gedenkrede auf Dr. Auguſt Zillmer. Darauf findet eine Diskuſſion über den Vortrag des Dr. Böhmer (Friedenau): »Riſikoprämie und Sparprämie« ſtatt. — In der Abteilung für Verſicherungs-Medizin halten Vorträge Geheimrat Profeſſor Dr. med. Ruge (Berlin) über Anamneſe und Unfallsbedingungen, Kolliſion unter den Ärzten, und Profeſſor Dr. Florſchütz (Gotha) über die Todesurſachen der erſten Verſicherungsjahre.

Internationale Wochenschrift
für Wissenschaft Kunst und Technik
herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 50
10. Dezember 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Offenbarung.

Eine religionsgeschichtliche Studie.

Von Nathan Söderblom, Professor an der Universität Upsala.

Wird das Wort Offenbarung im eigentlichen Sinne gebraucht, so bedeutet es nichts geringeres als die Kunde vom innersten Wesen des Daseins und, dies muß hinzugefügt werden, eine Einsicht, einen Einblick, der nicht nur einen stärkeren oder schwächeren Erkenntnistrieb in uns zufriedenstellt, sondern der unserem eigensten Wesen den Anknüpfungspunkt gibt, dessen es um seiner Lebenskraft und seiner wahren Würde willen bedarf. Das Wort Offenbarung sagt aber noch mehr, es sagt noch etwas über die Art dieser Kunde. Offenbarung drückt aus, daß der Mensch empfängt, daß Gott sich selbst mitteilt. Weise und Seher, wie auch die einfachen Gläubigen, haben zu allen Zeiten und in grundverschiedenen Religionen von solcher göttlichen Selbstmitteilung gezeugt, davon, daß die Gewißheit über die Wahrheit, Gott, den Geist, das Heil als Gabe gekommen ist — vielleicht gesucht, aber nicht als Raub genommen, sondern als Geschenk empfangen. Zweifellos haben wir es hier mit einem psychologischen Faktum zu tun, das auch außerhalb des Gebietes der Religion, besonders auf dem des künstlerischen Schaffens bezeugt ist. Die Einsicht kommt plötzlich. Die Gewißheit breitet sich über den Sinn, wie ein himmlisches Licht. Oder die Wahrheit leuchtet hervor, wie ein Blitz. Ist eine solche hervorbrechende Gewißheit und Klarheit aber nicht mehr als eine eigentümliche Form des psychischen Prozesses, wissen wir nicht, daß wir es mit einer tieferen Wirklichkeit zu tun haben, dann hat das Wort Offenbarung eine nur uneigentliche Bedeutung und ist nur psychologisch, nicht metaphysisch gemeint.

Hier stoßen wir nun aber auf die große, immer von neuem in Angriff genommene, bald bejahte und bald verneinte Frage: Können wir von einer übersinnlichen Wirklichkeit überhaupt Kenntnis besitzen? Können wir in oder hinter dem, was unsere Sinne wahrnehmen, einer tiefer liegenden, wesentlicheren Wirklichkeit begegnen? Sind wir durch die Beschaffenheit unseres Erkenntnisorgans selbst unabänderlich abgesperrt von einer wirklichen Offenbarung? Oder können wir mit einer geistigen Welt in Verbindung treten? Ich will, was diese Frage betrifft, die die Philosophie in verschiedener Weise beantwortet hat und beantwortet, hier zwei Tatsachen konstatieren.

Der Wechsel der Ansichten in diesem Stück steht in engem Zusammenhang mit der ganzen Richtung der Zeit und ihrer vorherrschenden Arbeitsweise. Die Geneigtheit, die Möglichkeit der Offenbarung zu leugnen, kann entweder aus einer gewissen Müdigkeit des Gedankens nach einer Periode großen

Wagemuts in metaphysischen Fragen herstammen, oder daher, daß die Forderungen der Kultur Aufmerksamkeit und Arbeit so energisch und exklusiv auf das Nächstliegende richten, auf die Erforschung und Ausnützung der materiellen Hilfsquellen und auf die Untersuchung der Tatsachen der Geschichte und des Menschengeistes, daß man für die Metaphysik, für die Fragen nach dem eigentlichen Inhalt dieses vieldeutigen Daseins, keine Kraft mehr übrig hat. Während einer beträchtlichen Zeit, aber nicht auf die Dauer, kann die Beschäftigung mit dem, was vor unseren Augen ist, einen so starken Eindruck machen, daß sie den Menschen voll in Anspruch nimmt. Dies dauert aber nicht lange. Denn hat die menschliche Intelligenz nur Zeit, so löst sie die kompakte Greifbarkeit der Wirklichkeit in Symbole und Zeichen auf, bei denen der Menschengeist nie stehen bleiben, auf denen er nie eine wirkliche Erkenntnis der Wahrheit, einen Glauben und eine Überzeugung aufbauen kann.

Die Generationen unmittelbar vor uns und wir haben das Beiseiteschieben metaphysischer Fragen erlebt, sowohl aus Müdigkeit nach der Überhitzung der schaffenden Periode, wie auch infolge einer intensiven, in der Kulturgeschichte wohl einzig dastehenden Konzentration auf Empirie und Technik. Wir erleben nun heute eine doppelte Erscheinung. Teils begnügt man sich nicht damit, zum Nutzen des Geschlechtes durch Erfindungen auf dem Gebiete der Heilkunst und Technik die naturwissenschaftlichen Methoden zu handhaben. Man untersucht Wert und Bedeutung jener Erkenntnis selbst. Und nicht nur Philosophen und Erkenntniskritiker vom Fach tun dies, sondern die eigenen Ausüber der exakten und deskriptiven Wissenschaften halten Rückschau und beobachten kritisch ihre Methoden, fragend: was können uns diese Methoden, Experimente und Theorien geben, und was können sie uns nicht geben? Und auf der ganzen Linie hat sich die Einsicht eingestellt, daß die Grundtheorien der Naturwissenschaften Sinn und Wert haben, insofern sie als Hilfsmittel zur Beherrschung der Natur gefaßt werden, daß sie aber widersprechend werden, sobald man aus ihnen ablesen will, was die Wirklichkeit ihrem innersten Wesen nach ist. Man kann also nicht bei den Erkenntnissen und Theorie-Hypothesen der Naturwissenschaften mit der ruhigen und ausgesprochenen Gewißheit stehen bleiben, daß man in den Atomen und dem Äther das Geheimnis des Seins erfaßt habe. Die wissenschaftliche Kritik hat die Männer der Wissenschaft aus dieser Position getrieben.

Aber nicht genug damit. Zugleich bricht ein mächtiger Sinn für die Wirklichkeitsfrage selbst hervor. Wo stehen wir, und wohin gehen wir? Können wir irgend eines Dinges gewiß sein? Wie ist in diesem Falle die Wirklichkeit beschaffen, in der unser Glaube und unser Gedanke festen Fuß fassen kann? Ich denke hier nicht an die bizarren und fürwitzigen Sonderbarkeiten, zu denen der verdrängte metaphysische Trieb nicht selten seine Zuflucht genommen hat. Sondern ich denke an das neuerwachende metaphysische Bedürfnis und Vertrauen, das das kritische Denken unserer Tage auszeichnet. Man will und kann sich nicht mit agnostizistischem Verzicht auf positive Gewißheit zufrieden geben, ebenso wenig wie man sich in den Dogmatismus der unkritischen Metaphysik einwiegen kann. Die Tendenz des Zeitalters geht in die Richtung, daß eine Einsicht in das Wesen der Wirklichkeit wohl möglich, ja zum Leben notwendig ist. Aber man hat viel von dem Vertrauen zu den Erkenntnismethoden verloren, mit denen der intellektualistische Idealismus und der Materialismus operierten.

Ehe ich zu den drei Grundphänomenen beim Menschen übergehe, in welchen man vorzugsweise die Offenbarung gesucht und erkannt hat, und in deren zweien sie meiner Überzeugung nach hervorquillt, bedarf es eines Wortes über den approximativen und symbolischen Charakter in unserer Auffassung der Offenbarung. Ich rede hier nicht irgend einer Skepsis das Wort. Ganz im Gegenteil, ich werde im Folgenden behaupten, daß Gewißheit und sehr bestimmte Gestaltung zum Wesen der Offenbarung gehört. Aber wir müssen es uns abgewöhnen, über das Mysterium des Daseins und über Gott zu räsonnieren, etwa wie über eine Gleichung ersten Grades oder über die äußere Politik Bismarcks. Man begreift, wie leer und lächerlich anspruchsvoll gewisse Arten, die größten aller Fragen zu behandeln, jedem erscheinen müssen, der ein lebendiges Gefühl hat für das Rätselhafte, Imposante, Bodenlose, Überreiche in dem Komplex, der uns als verschwindend kleine Momente umfaßt. Klare, feste Instanzen in der Lebensanschauung, eine

untrügliche Gewißheit, eine solche, für die ein Mensch sterben könnte, schließen keineswegs die Fähigkeit einer adäquaten Ausdrucksweise ein. Wie lebhaft haben nicht Propheten und Apostel dies empfunden!

Wir kleinen Erdenbewohner suchen in umfassenden Symbolen die entscheidenden Erfahrungen zu ergreifen, die uns das Leben und die Geschichte geben. Die menschliche Altklugheit verbirgt gerne unter reinlicher logischer Präzision die Abwesenheit wirklicher Lebenserfahrung. An die Stelle der nötigen, für jeden Wahrheitsinstinkt alleinseligmachenden intimen Fühlung mit der Wirklichkeit tritt gern eine Art Jongleren mit den Sätzen und Symbolen, die leicht in ihrer Selbstsicherheit die Sache selbst um einer bloßen Form willen verliert. Das Gefühl für den wunderbaren und unerfaßbaren Reichtum, der hinter allen unseren Ausdrücken für das Göttliche liegt, muß das Bewußtsein, daß diese Ausdrücke provisorischer und unvollständiger Art sind, wach erhalten. Die Tauglichkeit und Durchsichtigkeit der Symbole bedeutet nicht deren begriffsmäßige Vollendung, sondern bedeutet, daß wir sie — Gott, Geist, Wirklichkeit, Wahrheit, himmlischer Vater, Gottes Persönlichkeit, Wesen, Leben — nie anwenden dürfen, ohne daß das Wunder der Wirklichkeit hindurchschimmert. Sammelt sich Staub und Schmutz auf diesen Fenstern, die unsere religiösen Ausdrücke sind, oder übermalen wir sie gar, um nicht geblendet zu werden, so sehen wir nichts mehr von der Welt des Geistes, die sie uns zeigen sollten, sondern nur sie selbst, die Zeichen statt der Sache, das Fenster, nicht das Licht und das Bild, daß es hindurchlassen sollte. Zweifellos vermissen wir in gar vielem geistlichen Gerede, altem und neuem, gelehrtem und ungelehrtem, den Wirklichkeitshintergrund, der allein die Worte aus leeren Lauten, das ist auf diesem Gebiet: aus Profanation und Lästerung, in Teilhaftigkeit am Wesen und Leben verwandelt.

Schon einem Menschen gegenüber können wir merken, wie unfähig eine Formel oder ein Ausdruck dazu ist, sein Wesen wiederzugeben oder einheitlich zusammenzufassen. Wie viel schwerer muß es nicht sein, in Worten, die ja, wenn es sich um Übersinnliches handelt, immer Symbole bleiben, die sich uns aufdrängende Überzeugung von der Grundmacht der Wirklichkeit, von Gott, zu fixieren. Darin liegt keineswegs irgend eine Gleichgültigkeit oder Ungewißheit betreffs der Wirklichkeit selbst, so daß wir nach Belieben mit uns reden lassen oder ein Symbol mit einem anderen vertauschen könnten. Nein, die absoluteste Gewißheit ist mit dem lebendigem Gefühl eines Paulus für die Unergründlichkeit des Wesens und der Wege Gottes wohl vereinbar.

Der Pforten für die Offenbarung, welche im Gemüt des Menschen in Betracht kommen können, sind drei: die Intelligenz oder der Verstand, das Unendlichkeitsgefühl (oder die Unendlichkeitswahrnehmung mit ihrer emotionellen Begleitung) und der Idealdrang (oder das Gewissensleben). Die drei sind aber keineswegs gleichwertig.

I. Es wurde bereits erwähnt, wie begrenzt die Anwendbarkeit der Intelligenz als Quelle für die Erfassung der Wirklichkeit ist. Die moderne Wissenschaftskritik geht auf verschiedenen Wegen auf Kant zurück. Er ist aber keineswegs der erste, der die Begrenztheit der Sphäre der Intelligenz aufgezeigt hat. Die großen Männer der Religion und des Denkens zu allen Zeiten, ein Paulus und Plotinos, ein Augustinus und Luther, ein Platon und Pascal, auch die indischen Denker, haben ihre Überzeugung dahin ausgesprochen, daß der Einblick in das Wesen der Wirklichkeit nicht durch die analysierende Untersuchung und logische Tätigkeit des Verstandes geschieht, sondern durch andere Kräfte der Menschenseele, durch Intuition, Hingebung und Autorität, durch Willen und Glauben. Die Kultur zeigt, daß die Intelligenz, wenn sie sich auf Kosten anderer Mächte im Menschenleben geltend macht, auf die Arbeits- und Unternehmungslust, auf die Lebenskraft, der Persönlichkeit sowohl wie der Gesellschaft, auflösend wirkt. Die Wirklichkeit löst sich in ein vages Schattenbild auf. Als Wahrheitsquelle, als Befriediger des reinen Wahrheitsdurstes, als Offenbarer des Wesens der Wirklichkeit zeigt sich die Intelligenz teils arm und unfähig durch ihre Abstraktheit, teils irreführend und auflösend. Aber als Mittel für praktische Zwecke, als Diener des Lebens aufgefaßt, der für den Menschen mittels seiner Hypothesen und Methoden — nicht in das Wesen des Daseins eindringt, sondern — aus der Natur theoretisch das heraufholt und

verarbeitet, was dann von der Technik zum Nutzen der Gesundheit des menschlichen Organismus und der materiellen Kultur verwendet werden kann, als Diener, nicht als Herr des Lebens aufgefaßt hat die Intelligenz eine außerordentliche Macht und ihre allereigenste Aufgabe. Hieraus folgt aber nicht, daß die Rolle der Intelligenz auf dem Gebiet der Offenbarung gering ist. Teuer, furchtbar teuer hat das Menschengeschlecht eine solche Verirrung zu bezahlen gehabt. Es ist eine sehr schlechte Religionspolitik, die den Ansprüchen der Vernunft gegenüber zugeknöpft und mißtrauisch ist, gegen die des selbstgerechten Obskurantismus aber schwach und entgegenkommend.

Die Aufgabe der Intelligenz in der Offenbarung ist ebenso wichtig, wie weit ausgedehnt. In allererster Linie bildet der Verstand eine unentbehrliche Kontrolle. Ohne seine pflegende und erziehende Tätigkeit wachsen die Pflanzen der Religion wild. Die verstandesmäßige Kritik ist nötig. Sonst artet der Eifer leicht in Fanatismus, die Einbildungskraft in Aberglauben, die Autorität in Klerikalismus und Buchstabenglauben aus. Ferner bedarf es der Intelligenz, um das Vorstellungsmaterial der Religion zu ordnen und klarzustellen, und um ihre Geschichte zu erforschen. Die Religion kann nicht bei Fakten und Erfahrungen stehen bleiben. Sie sucht Zusammenhang und Einheitlichkeit. Die Religion begnügt sich nicht damit, das, was in schriftlicher Tradition fortlebt, ruhig hinzunehmen. Sie will die Geschichte der Offenbarung in ihrer konkreten Wirklichkeit erreichen, und sie erneut sich durch Berührung mit ihr. Wie viele von den Größen der Religion waren nicht Denker, Logiker, Kritiker, Forscher, Gelehrte, ein Origenes, ein Augustinus, ein Thomas, ein Wiclif, ein Calvin, ein Pascal, ein Svedenborg, ein Schleiermacher, ein Newman, ein Kierkegaard, ein Harnack, ein Al Ghazali, ein Nagarjuna, ein Sankara.

Erst dann beginnt die Verirrung, wenn man die große, unverlierbare, aber begrenzte Rolle der Intelligenz in der Religion aus der einer Kontrolle, einer Klarstellung, einer Kritik, eines Systematisierens in die einer Offenbarung selber verwandeln will. Freilich scheint die Verstandesfrage nach der Ursache schon hinter der Urvatervorstellung der primitiven Religion zu stecken. Und die sogenannte natürliche Religion ruht auf der Voraussetzung, daß der Verstand aus der Beschaffenheit der Welt auf die Existenz Gottes schließen müsse. Aber auch wenn dem so wäre, was ich bezweifle, so entsteht nicht daraus wirkliche Religion, ehe andere Momente hinzukommen.

Die Quellen der Offenbarung beim Menschen — oder sagen wir lieber: ihre Kanäle — sind zwei an der Zahl: das Unendlichkeitsgefühl und der Drang nach dem Ideal. Offenbarung und Religion sind universell in dem Sinne, daß sie sich in gewissem Grade bei allen Menschen finden. Besonders sind Offenbarung und Religion in dem Sinne, daß Unendlichkeitsgefühl und Idealdrang nur bei gewissen Menschen so stark ausgebildet wurden und einen so klaren Inhalt gefunden haben, daß sie große Gruppen der nach der Erlösung hungernden Menscheit zufrieden zu stellen und zu sammeln vermochten.

II. Eine dunkle Stelle im Koheleth scheint zu bedeuten, daß »Gott die Ewigkeit in des Menschen Herz gelegt hat«. Wahr ist das auf jeden Fall. Viele Neuere, ein C. P. Tiele, ein Louis Pasteur, wollen geradezu im Unendlichkeitsgefühl den Grund der Religion beim Menschen sehen. Es gibt eine Wahrnehmung in der Seele des Menschen, die sich nicht durch das erklären läßt, was die Augen sehen und die Ohren hören. Und vielleicht hat Pasteur recht, wenn er meint, daß die Wahrnehmung des Unendlichen doch die gewisseste aller menschlichen Wahrnehmungen ist. Sie führt den Sinn in eine andere Welt ein, wo die Seele freier und tiefer atmen kann, und wo die Heroen der Unendlichkeitsreligion Tausenden und aber Tausenden von edeln und inbrünstigen Gemütern ein ewiges Heim gewonnen haben. Niemand kann ihre Werke lesen, ohne zu fühlen, daß diese Welt der Unendlichkeit, so fern von dieser unserer Welt, eine Wirklichkeit, eine Macht und einen Zauber besitzt, eine Rettung und eine Zuflucht für den Geist.

An zwei Orten hat in der Geschichte das Unendlichkeitsgefühl — freilich nicht ohne Idealdrang, d. h. nicht ohne ethische Momente, nicht in Reinkultur, aber doch vollkommen vorwiegend — welthistorisch bedeutende Religionstypen hervorgebracht. Aus Indien nenne ich einen der großen Namen der Upani-

schaden als Repräsentanten eines dunkeln, aber in seinen Wirkungen unübersehbaren Anfangs: Jajnavalkya — in den brahmanischen und buddhistischen Heilslehren fortgesetzt Im Abendland ist der große Systematiker und Mystiker des Unendlichkeitsgefühls Plotinos — der Vollender des Orphismus und Platonismus, selbst mehr oder weniger normgebend für die mystischen Strömungen im Christentum und im persischen Islam. Der arische Geist hat der Sehnsucht nach der Unendlichkeit ihre größte Tiefe und Ausdehnung gegeben.

III. Der Idealdrang, das Gewissensleben (die Willensmystik), empfindet einen anderen Abstand, als das Unendlichkeitsgefühl, wenn ich so sagen darf, einen mehr rein qualitativen. Es ist nicht der Abstand zwischen dem Endlichen und dem Unendlichen — zwischen der Geringheit des Menschen und der Größe Gottes, zwischen der lärmenden Unruhe des Lebens und der Stille der Ewigkeit oder der Meditation, sondern der Unterschied zwischen dem was ist, — Mangel, Halbheit, Sünde, — und dem was sein soll, — Vollkommenheit, Ganzheit, Heiligkeit. Der Idealdrang tritt schon als Gewissensunruhe über Vergehen gegen gewisse Regeln für das Benehmen hervor. Aber dieser wird vertieft und verinnerlicht, bis er schließlich eine brennende Sehnsucht nach Reinheit und Gerechtfertigtkeit wird, die sich weit über jede äußere Regel hinaus erstreckt: er wird eine unendliche Forderung und eine Sehnsucht nach Vervollkommnung, die die Vermählung des Idealtriebs mit dem Unendlichkeitsgefühl anzeigt.

Drei Stadien des ersteren möchte ich als eligionsgeschichtlich wichtig bezeichnen, ıämlich zuerst ein Ideal in Form von Regeln ›der Eigenschaften, das die sittliche Forderung ınd das Wesen Gottes ausdrücken soll, ferner in Ideal (und ein Bild der Gottheit) in 'orm eines Heros, eines Heiligen, vor llem Christus, dem man es dann so gut rie möglich nachtun soll — so wie die Nachɔlge Christi von dem heiligen Franz und em Katholizismus aufgefaßt wird —, und um Unterschied davon ein Ideal und eine ;ottesvorstellung, die nicht in Regeln oder igenschaften ausgedrückt werden kann, auch icht aus einem nachzuahmenden Menschenben besteht, sondern aus dem Geist, den hristi Person und Werk ausstrahlen.

Der Idealdrang zielt über alles bloß Menschliche hinaus und sucht seinen Haltepunkt in einer überweltlichen, göttlichen Güte. An vier Orten hat der Idealdrang in der Religionsgeschichte bedeutungsvolle Religionsbildungen hervorgebracht, — oder ans Licht treten lassen, — nicht streng vom Unendlichkeitsgefühl geschieden, aber doch beherrschend. In China bei Laotse, in Iran bei Zarathuschtra, in Griechenland bei Sokrates, in Israel bei Moses — vielleicht, wahrscheinlich, schon bei Abraham. Bei all diesen spürt man einen anderen Geist, als dort, wo das Unendlichkeitsgefühl der Kanal war, der die Offenbarung vom Wesen Gottes zu der Menschenwelt hindurchgelangen ließ. Vielleicht merkt man den Unterschied am besten, wenn man Sokrates, seine Gewissenstreue und sein sicheres Zutrauen zur Vorsehung, mit Platons erhebender Sehnsucht zusammenstellt. Aber nirgends verzehrt das Feuer des sittlichen Gotteseifers alle anderen Momente und Interessen in der Offenbarung so vollständig, wie bei Moses und seiner Nachfolge. Demgegenüber ist die gute Botschaft von Christus eine Botschaft von dem unendlichen Ernst und der unendlichen Liebe der Gottesherrschaft.

Mein eigener Standpunkt in dieser Frage ist nun der: In diesen beiden Momenten, dem Unendlichkeitsgefühl und dem Idealdrang, rinnt die Quelle der Religion auf unsere Erde hervor, aus dem göttlichen Innern des Daseins, Gott offenbart sich uns. In beiden Momenten geschieht eine Wendung von der bloßen Subjektivität zur Objektivität, von bloßer Frömmigkeit, religiöser Anlage des Gemüts, zum Offenbarungsglauben.

Etwas vom Leben und Geist der Musik lebt in den meisten unter uns. Aber, wenn Bach oder Beethoven hervortreten, mit ungeahnten Ausdrucksmitteln das Unaussprechliche ausdrückend, ja, dann werden sie für uns nicht nur zwei viel musikalischere Menschen, als wir anderen, sondern die Offenbarungen der Musik selbst. In ihnen tritt uns der Geist der Musik entgegen.

Ähnlich ist es in der Religion. Unendlichkeitssehnsucht und Gerechtfertigtkeitssehnsucht oder Gewissensleben haben wir alle. Hier bedarf es nicht, wie bei der Musik, einer Einschränkung. Also haben wir irgend einen Anteil am Leben der Religion, wir sind nicht unberührt — keiner

von uns ist es — vom Leben des Geistes, des göttlichen Geistes. Aber bei gewissen Menschen bricht der Geist mit solcher Macht hervor, daß sie für uns die Offenbarer der Religion und Gottes werden. In ihnen tritt uns Gott entgegen. Wenn wir sie sehen, sehen wir etwas von Gott. Sie spiegeln in ihrem Wesen etwas von der Macht und Liebe Gottes wider.

Aber hier bemerken wir einen eigentümlichen Unterschied zwischen der Religion, die das Göttliche unter dem Aspekt der Unendlichkeit wahrnimmt, und der, bei welcher die Gewissensfrage das Vorherrschende ist. In drei Hinsichten zeigt sich dieser Unterschied, in Bezug auf Persönlichkeit, auf Geschichte und auf Autorität.

Es liegt in der Natur der Sache, daß die Unendlichkeitssehnsucht für Persönlichkeit und Geschichte zunächst gleichgültig ist. Denn sie flieht vor dem Konkreten, vor den Komplikationen des Lebens und vor dem Nacheinander des Geschehens, zu dem umarmenden Mysterium des Ewigen. Aber der Gottesglaube, der vom Idealtrieb geboren und geschärft wird, muß die Religion auf persönliches Leben konzentrieren, denn nur in dieser Form, als persönliches Leben, kann das Auge in der Menschenseele, das das Idealverlangen heißt, Gott und seine Offenbarung erkennen. Und ist Gottes Wesen etwas, was von uns unter den Symbolen der ethischen Selbstverwirklichung und der lebenzeugenden, aufrichtenden, verzeihenden Liebe annähernd geahnt und ausgedrückt werden kann, so muß das große Drama des Menschengeschlechts sein Zeichen tragen. Mit anderen Worten: die Geschichte muß in gewissem Grade das eigene Epos des göttlichen Willens sein. Die Religion des Idealdranges zieht unbedingt das persönliche Leben und die Geschichte in das Gebiet der Offenbarung hinein und sucht und findet in ihnen die Offenbarung Gottes — während das Unendlichkeitsgefühl gegen die Menschengeschichte und ihre Gestalten ihrem Wesen zufolge gleichgültig sein kann — ich sage nicht muß, aber kann. Darum stellt sich auch die Autoritätsfrage in gewissem Sinne verschieden für sie, ich meine die Frage nach der Gewalt, die der Religion Lenkung und Festigkeit geben kann. Wir können dies innerhalb des Christentums sehen, wo sich die Religion aus dem Zustand der Unmündigkeit erhoben hat und sich nicht mehr mit dem Machtgebot einer äußeren Autorität, einer Hierarchie, eines Buchstaben oder einer Synodalmajorität begnügen kann. Demgegenüber ist die vom Platonismus und Neuplatonismus beeinflußte Mystik gerne in einsame Welten entflohen — weit weg, in dem Gebiet der esoterischen Wahrheit, unbekümmert um jede Autorität, in Schauen versunken. Ein Paulus andererseits, ein Augustinus, ein Luther, ein Pascal, ein Bunyan, ein Kierkegaard übertrugen die Autorität auf Christi eigene Person und hängten sich an ein verherrlichtes Bild von Christi Glauben und Herzensart. Offenbar müssen die schaffenden, die offenbarenden Persönlichkeiten für den Idealdrang eine ganz andere Bedeutung haben, als für die Unendlichkeitssehnsucht.

Offenbarung bedeutet: Gott macht sich vernehmbar, das Göttliche schimmert durch. So meine ich, daß die Menschheit eigentlich zwei Augen hat, um dies zu sehen, die Sehnsucht nach der Unendlichkeit und das Streben nach dem Ideal — beides wertvolle Fähigkeiten, im normalen Falle mit einander verbunden — aber bald ist die eine, bald die andere für das Bild bestimmend, das sich die Seele von Gott macht. Die Sehnsucht nach der Unendlichkeit sieht vor allem — und offenbart uns dies in ihren großen Vertretern — die Erhabenheit der göttlichen Wirklichkeit über die kleinen Sorgen und Geschäfte dieser Welt. Aber damit diese Distanz das Göttliche nicht verflüchtige, muß das Streben nach dem Ideal, der Hunger und Durst nach unendlicher Konzentration und Erhebung des Lebens dazukommen. Dieser dringt kühn vor und erobert das Unmögliche: das sichere Wissen um die Wirklichkeit, um Gottes Wesen selbst in dessen positiver, überwältigender Macht und in dessen Reichtum.

Wo? In der Natur, in der Bewegung der Welten, im Verlaufe und der Entwicklung des Lebens? Ja, aber nur dunkel, zweifelhaft — die Offenbarung muß im Voraus auf einem innerlicheren Gebiete schon geschehen und gesehen sein: im Leben des Gewissens, in der Geschichte. (Schluß folgt)

Die deutsche Schule und die soziale Entwicklung.

Vortrag, gehalten auf Veranlassung des preußischen Kultusministeriums in der deutschen Unterrichtsausstellung in Brüssel von Rudolf Lehmann, Professor an der Königl. Akademie, Posen.

Was vom deutschen Schulwesen augenfällig gemacht werden kann, verehrte Anwesende, davon geben die Räume, in denen wir uns zusammengefunden haben, ein lebendiges Bild, — kein umfassendes natürlich, aber ein charakteristisches. Eine glückliche Auswahl bringt das Rüstzeug des Unterrichts, die Lehrmittel, zur Anschauung; daran knüpfen sich statistische Übersichten der äußeren Organisation, und mit einigen Stichproben wenigstens wird an Schülerarbeiten ein Einblick in die Leistungen unserer Schulen eröffnet. Hierauf freilich muß sich eine Ausstellung beschränken. Der Geist, der diese Dinge belebt, das Bildungsideal, dem sie dienen, das Woher und Wohin der Richtung, die sie verkörpern, kann man durchfühlen, vielleicht erschließen, ausstellen läßt es sich nicht.

Eben das nun, was hier nicht sichtbar gemacht werden kann, soweit es der Raum einer kurzen Stunde erlaubt, zusammenfassend auszusprechen, ist die ehrenvolle Aufgabe, die mir zu Teil geworden ist. Ich will es versuchen, die stummen Gestalten, die uns umgeben, zu beleben, Rechenschaft abzulegen von den Ideen, in deren Dienst sie stehen, von dem Geist, der zurzeit unser deutsches Schulwesen beherrscht. Dieser Geist nun, und das ist der erste Gesichtspunkt, den ich hervorhebe, ist nicht der eines starren und geschichtlich gewordenen Systems, sondern der einer lebendigen Entwicklung, und es ist eben die Eigenart dieser Entwicklung, von der ich Ihnen einen Begriff geben möchte.

Das deutsche Schulwesen des 19. Jahrhunderts ist vor ungefähr 100 Jahren in den Grundzügen festgelegt worden. Zwei geschichtliche Vorgänge haben es entscheidend bestimmt: die Reform der alten Lateinschule durch die klassische oder neu-humanistische Strömung des deutschen Geisteslebens, und die Reform des Volksunterrichts durch Pestalozzi. Das humanistische Gymnasium und die preußisch-deutsche Volksschule sind die beiden Anstalten, in denen sich der neue Geist verkörperte. Was bedeutete diese Neubegründung des deutschen Schulwesens, und welches war ihre Tragweite?

Die Volksschule ist in Deutschland wie in den übrigen Ländern aus dem engsten praktischen Bedürfnis hervorgegangen. Sie hat in den ersten Jahrhunderten einer langsamen und kümmerlichen Entwicklung kein anderes Ziel gekannt, als der Jugend die notwendigsten Elemente des Lesens, Schreibens, Rechnens und des religiösen Gemeinschaftslebens beizubringen. Vereinzelt blieben selbst im Jahrhundert der Aufklärung die Versuche, die Enge dieser Schranken zu übersteigen. Erst durch Pestalozzi, den begeisterten sozialen Reformer der Pädagogik, ist der Gedanke, den Unterricht in der Volksschule zu einer **Erziehung** der Kinder des Volkes zu gestalten und ihnen, über die notwendigsten Elemente des technischen Könnens hinaus, die Grundlagen der Erkenntnis der Wirklichkeit und der sittlichen Lebensgestaltung mitzugeben, in flammenden Worten ausgesprochen, und es wird den Deutschen, insbesondere der preußischen Regierung immer zum Ruhme gereichen, daß sie zuerst den Versuch angebahnt hat, den großen, neuen Gedanken durch die Organisation ihres Volksschulwesens zu verwirklichen. Es waren freilich zunächst nur Ansätze, welche durch die reformatorische Tätigkeit der preußischen Schulpolitik in den ersten Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts ins Leben gerufen wurden. Aber eine stetige Entwicklung der Volkschule und des Lehrerbildungswesens konnte darauf weiterbauen und führte, wenngleich langsam und zuweilen durch Perioden des Stillstands unterbrochen, zu einer fortschreitenden Vervollkommnung der Unterrichtsmethoden und zur Vertiefung der Lehrziele. —

Auch die alten Gelehrtenschulen, »Lateinische Schulen«, wie sie im Volksmunde gewöhnlich hießen, waren aus einem praktischen Bedürfnis hervorgegangen, aus dem Bedürfnis des Staates, Beamte, Prediger und Lehrer zu besitzen, und sie haben ebenfalls etwa drei Jahrhunderte lang nur diesem eng begrenzten Ziel gedient. In den Zeiten des

Niedergangs und der Verkümmerung deutschen Lebens hatte man sich zu diesem Zweck mit einer rein formalistischen Ausbildung begnügt. Der Gebrauch der lateinischen Sprache, die elementare Kenntnis des Griechischen und der logischen Schematik waren die wichtigsten Erfordernisse, um für das Universitätsstudium der Juristen und Theologen vorzubreiten. Und der Ehrgeiz der Schule und ihrer Leiter ging, von seltenen Ausnahmen abgesehen, nicht darüber hinaus, ihren Schülern diese notwendigen Kenntnisse beizubringen. Aber aus der Vertiefung des deutschen Geisteslebens im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts, aus der Zuwendung zum klassischen Altertum und dem Ringen nach einer modernen Erneuerung hellenischer Kultur erstand mit Notwendigkeit die Idee, die Erziehung und den Jugendunterricht idealen Zwecken dienstbar zu machen, und aus diesem Gedanken ist das humanistische Gymnasium hervorgegangen. Es ist der Gedankenkreis Winckelmanns und Lessings, Herders und Schillers, der in dem neuen Schulideal Ausdruck gefunden hat; etwa um dieselbe Zeit und durch die gleichen Männer wie Pestalozzis reformatorisches Programm der neuen Volksschule, ist die Idee des klassischen Gymnasiums der Umgestaltung der alten Lateinschule zu Grunde gelegt worden. Auch hier trat an die Stelle der Übermittlung äußerlicher Kenntnisse Menschenbildung und sittliche Erziehung als Unterrichtsziel. Was früher nur als praktisch nötig behandelt war, die Kenntnis der antiken Sprachen, das wurde nun zu einem Bildungsmittel, welches über alle praktischen Zwecke hinaus zur wahren Humanität führen sollte. Ganzes und volles Menschentum, harmonische Ausbildung der intellektuellen und ethischen Kräfte, universelles Verständnis für alles Menschliche und insbesondere für das Werden menschlicher Kultur, das waren die Ziele, denen das Gymnasium die Jugend zuführen wollte; und in dem Eindringen in den Geist des Griechentums fand man den Weg dazu. Aus dem blendenden Zauber antiker Kunst, aus dem ewig lebensvollen Gehalt und der Stilvollendung griechischer Dichtung — beide waren für das Zeitalter des Klassizismus neu entdeckt — ist es begreiflich, daß die Beschäftigung mit dieser Kunst und dieser Dichtung als das einzige Mittel erschien, das zu dem Ideal der Humanität führen konnte; und aus den politischen und sozialen Verhältnissen des damaligen Deutschlands verstehen wir, daß man den Bildungswert aller modernen Kultur daneben herabsetzte, ja leugnete. —

Dieses Erziehungsideal nun, ob zwar universell gerichtet, war tatsächlich ein durchaus aristokratisches, aristokratisch in doppelter Hinsicht. Zunächst seinem Inhalt nach. Die Idee allgemein menschlicher Bildung verdrängte alle praktischen Rücksichten. Der Unterricht sollte keine unmittelbar praktischen Ziele verfolgen, er sollte für keinen bestimmten Beruf vorbereiten, sondern nur die höchsten Ideale im Auge haben. Ja, der Geist der Epoche verstieg sich nicht selten zu einer übertriebenen und einseitigen Unterschätzung der Berufstätigkeit als solcher; man denke an Schillers Ablehnung des »Brodstudenten« in seiner akademischen Antrittsrede. Die Geringschätzung praktischer Berufstätigkeit, die aus Platos Dialogen und aus vielen anderen Dokumenten einer Literatur, die auf der Höhe der Gesellschaft entstanden ist, zu uns spricht, eigneten sich die Vertreter der Altertumswissenschaften, die philologisch gebildeten Lehrer des Gymnasiums durchaus an. Das Wort banausisch (handwerksmäßig) wurde auch ihnen zu einer verächtlichen Bezeichnung für jede Tätigkeit, die sich nicht auf rein intellektuellen Höhen bewegte. Eben hiermit aber hängt zusammen, daß das Gymnasium und die Bildung, die es vermittelte, nur für die bevorzugten Gesellschaftsklassen bestimmt und auf diese berechnet war. Die Führer der Nation, in bureaukratisch regierten Staaten wie natürlich die hohen Beamten, die akademischen Stände, waren es ausschließlich, auf welche das humanistische Gymnasium wie einst die alte Lateinschule berechnet war. Nur bevorzugte Gesellschaftsklassen konnten sich den Luxus gestatten, ihre Kinder neun oder zehn Jahre lang in Schulen zu schicken, die zu ihrer künftigen Berufstätigkeit keine unmittelbare Vorbildung gaben. Von der auf sprachlichen Studien und geschichtlichen Kenntnissen begründeten Geisteskultur dieser Stände war das Volk ausgeschlossen, und die Volksbildung, soweit man von einer solchen sprechen konnte, durch eine unüberbrückbare Kluft geschieden.

Immerhin war, wenn man das deutsche Schulwesen, wie es vor etwa hundert Jahren neu gestaltet war, zusammenfassend übersieht,

für das Bedürfnis der höheren Stände einerseits, für das notwendige praktische Leben der unteren Klassen anderseits, wenigftens der Idee nach gesorgt; und die weitere Entwicklung konnte sich hier auf den Wegen vollziehen, die damals angebahnt waren. Und in der Tat, in beiderlei Hinsicht war die Neugeftaltung ein Erfolg. Auf Jahrzehnte hinaus galt der deutsche Beamte und Lehrer auch im Ausland als tiefer und besser gebildet, galt die deutsche Volksschulbildung als tüchtiger und umfassender denn irgendwo anders.

Was aber in jener Zeit geiftigen Umschwungs zu kurz kam, war das Bedürfnis der mittleren, der eigentlich produktiven Klassen vom besseren Handwerker bis zum Techniker und zum Großkaufmann. Eine Vorbildung, die für diese Berufsftände berechnet war und ihren Bedürfnissen entsprochen hätte, gab es noch nicht, oder sie war doch nur in unbeftimmten Anfängen und Ansätzen im Laufe des 18. Jahrhunderts zu Tage getreten. Und erft allmählich nahm jetzt die realiftische Bildung, denn sie ift es, die diesen Zwecken dienen sollte, beftimmte Form und Abgrenzung an, und ihre Schulen löften sich von den technischen Vorbereitungsanftalten, die einzelnen Berufen dienten, los. Die beiden Fächergruppen der neueren Sprachen und der exakten Wissenschaften traten in den Mittelpunkt des Lehrbetriebes, und es wurde allmählich deutlich, daß sich hier, über einzelne unmittelbar praktische Zwecke hinaus, eine neue Form allgemeiner Bildung zusammenschloß und geftaltete. Diese neue Bildung mußte durch die soziale und geiftige Entwicklung des 19. Jahrhunderts mächtig emporgetragen und gefördert werden. Denn die kaufmännischen, induftriellen und technischen Berufsarten gewannen eine immer fteigende Bedeutung für Staat und Nation. Aus dem Kleinbürgertum des 18. Jahrhunderts erhob sich ein höherer Mittelftand, der alsbald der eigentliche Träger des nationalen Wohlftandes und zu einem guten Teil auch der nationalen Intelligenz wurde. Die eigentliche Schule dieser Stände war ihrem Wesen nach die Realschule. Sie allein konnte ihnen die Vorkenntnisse übermitteln, deren sie für das praktische Leben oder für ihre technischen Studien bedurften.

Freilich erft dann konnte die Realschule die volle Bedeutung nationaler Bildungsanftalten beanspruchen, wenn es ihr gelungen war, die allgemeinen Bildungswerte, die in ihren eigentümlichen Lehrfächern, also in den Realwissenschaften und den neueren Sprachen, enthalten sind, herauszuarbeiten und für ein allgemeines Erziehungsideal fruchtbar zu machen. An sich konnte die Aufgabe nicht allzu schwierig erscheinen, denn der Wert der Mathematik für die allgemeine Ausbildung des Denk- und Anschauungsvermögens ift zu allen Zeiten anerkannt worden; auch das klassische Gymnasium hatte sie aus eben diesem Grunde in seinen Lehrplan aufgenommen. Und nicht minder unzweifelhaft ift es, daß die Naturwissenschaften, die exakten sowohl wie die beschreibenden, je nach ihrem Teil eine entsprechende bildende Kraft bewähren. Die Schwierigkeit beruhte hier wesentlich darauf, Methoden zu finden, durch welche diese Kraft lebendig und für eine frühe Altersftufe wirksam gemacht werden konnte. In einer jahrzehntelangen, fortgesetzten Arbeit ift das einer Reihe verdienter Pädagogen, zumeift praktischen Schulmännern, in immer fteigendem Maße gelungen. Für die neueren Sprachen aber lag lange Zeit ein Hemmnis darin, daß die Wissenschaft selbft sich ihnen verhältnismäßig spät zugewandt hat und zunächft auch nur unter sprachlich-grammatikalischen Gesichtspunkten. Erft seit wenigen Jahrzehnten hat sich der Begriff der neueren Philologie nach dem Vorbild der Altertumswissenschaften erweitert und zu einer philologischen und literarischen Erforschung der Geifteskultur der germanischen und romanischen Völker, besonders der Franzosen und Engländer, vertieft; und erft seitdem konnte dem Unterricht in diesen Fächern neben dem praktischen ein humaniftischer Bildungswert erwachsen, der dem der Altertumswissenschaften wenn auch nicht völlig ebenbürtig, so doch in wesentlichen Punkten vergleichbar ift. Alsbald ift denn auch, wiederum durch die einsichtsvolle und anhaltende Arbeit praktischer Pädagogen, dieser Wert für den Jugendunterricht flüssig gemacht worden. Der Begriff der Realschulbildung konnte nunmehr als ein inhaltlich geschlossener dem der klassischen Bildung gegenübergeftellt werden, und die Realanftalten durften den Anspruch erheben, neben und über den praktischen Zielen, denen sie zuführen sollten, die idealen Werte eines allgemein menschlichen Kulturideals zu verwirklichen. Damit war für das deutsche Bürgertum die seinen Bedürfnissen

entsprechende Bildungsform gewonnen, und die neunklassigen Realanstalten konnten nunmehr beanspruchen, dem klassischem Gymnasium als gleichberechtigt zur Seite zu treten.

Aus dieser Rivalität entstand zunächst jener Schulstreit, der in den letzten beiden Jahrzehnten des vorigen Jahrhunderts die deutsche Presse wie die Öffentlichkeit erfüllte. Denn die Vertreter des klassischen Gymnasiums haben zwar niemals verlangt, daß die gesamte deutsche Jugend der bürgerlichen Stände an der Antike geschult und das Gymnasium die einzige Art der höheren Schule sein und bleiben solle: im Gegenteil, sie erkannten den praktischen Wert der Realanstalten an, und es war ihnen lieb, durch den Aufschwung derselben von einem Teil ihres Schülermaterials entlastet zu werden. Aber sie hielten zäh und entschieden an der bevorrechtigten Stellung des Gymnasiums fest: den führenden Klassen der Nation, den akademischen Ständen sollte niemand angehören, der nicht griechisch konnte und durch die Beschäftigung mit dem Altertum universell vorgebildet war. In der Tat schien es eine Zeit lang, als ob das Gymnasium die alleinige Vorbildungsstätte für die akademischen Berufsarten bleiben sollte, während die realistischen Anstalten ebenso ausschließlich der Vorbildung für die technischen und industriellen Berufe dienstbar gemacht würden. Damit war die Gefahr gegeben, daß unsere Beamten und Lehrer nach Inhalt und Methode andere Vorbildung empfingen, als die produzierenden Stände, die sie führen oder leiten sollten. Die Kluft, die zwischen Gymnasium und Volkschule bestand, wäre in verhängnisvoller Weise erweitert worden: sie hätte die Regierenden auch von denjenigen Kreisen der Nation getrennt, aus denen sie zum größeren Teil hervorgehen, und auf deren Mitwirkung sie in erster Reihe angewiesen sind. Diese Gefahr ist abgewandt, weil durch die Entwicklung des nationalen Lebens im neuen deutschen Reich den technischen und realistischen Wissenschaften, der Kenntnis der Außenwelt und der Gegenwart eine immer steigende Bedeutung zugefallen ist. In einer Zeit, wo die Regierung das Bedürfnis fühlt, die juristische Bildung der Verwaltungsbeamten durch technische und fachwissenschaftliche Kurse zu ergänzen, konnte sie nicht daran denken, eben diesen Beamten eine realistische Vorbildung grundsätzlich zu versagen. Im Zusammenhang damit ist der Aufschwung, den die technischen Hochschulen in den letzten Jahrzehnten genommen haben, für den Ausgang des Schulstreits entscheidend geworden. Wie diese letzteren immer näher an die Universität herangerückt sind und der Begriff des wissenschaftlichen Lehrbetriebs dadurch erweitert worden ist, so ließ sich eine Trennung und Absperrung der vorbereitenden Lehranstalten gegeneinander nicht mehr rechtfertigen noch durchführen. Der Schulstreit endete mit dem Kaiserlichen Erlaß von November 1900, der die Gleichwertigkeit der beiden Bildungsformen und damit die Gleichberechtigung aller neunklassigen Lehranstalten aussprach.

Und in der Tat ist damit das den Verhältnissen einzig Angemessene geschehen. Das klassische Gymnasium durch eine Regierungsmaßregel zu beseitigen oder durch Aufhebung des griechischen Unterrichts seines Grundcharakters zu berauben, wie es manche anderen Staaten getan haben, wäre ein mehr als bedenklicher Schritt, solange eine große Partei unter den Fachmännern und dem Publikum von dem Wert dieser Schulform überzeugt ist und ihre Erhaltung fordert. Der Bildung durch Realwissenschaften und moderne Sprachen aber die Anerkennung noch länger zu versagen, die ihr in unserem Geistesleben zukommt, wäre einfach ein Anachronismus und müßte das deutsche Schulwesen in Rückstand hinter andere Länder bringen. Gerade Sie, meine Damen und Herren, die Sie im Auslande leben, aber an deutschem Wesen festhalten, Sie werden den Wert von Anstalten zu würdigen wissen, die ihren Schülern das Verständnis für die Eigenart der verschiedenen Kulturnationen wie für die sie umgebende Natur eröffnet und die ihre Lehrstoffe in erster Reihe aus der lebendigen Gegenwart und erst in zweiter aus der geschichtlich gewordenen Vergangenheit schöpft. Ein Zufall ist es gewiß nicht, daß fast sämtliche deutsche Auslandsschulen Realanstalten sind.

Es ist der heutigen Schule nicht mehr möglich, die vornehme Abgeschlossenheit gegenüber dem praktischen Leben und seiner Arbeit zu wahren, welche das humanistische Gymnasium vor 100 Jahren innehalten wollte, jene Ablehnung, die sich in dem oben angeführten Worte »banausisch« aussprach, und die später in dem noch schieferen

Ausdruck »Amerikanismus« zu Tage trat. Erlauben Sie mir, beiläufig, aus frischer Anschauung, da ich eben von einem längeren Aufenthalt aus den Vereinigten Staaten zurückkehre, zu sagen, daß dieser Ausdruck, soweit er das amerikanische Schulwesen treffen soll, gänzlich grundlos und haltlos ist. Das amerikanische Schulwesen ist, wie die gesamte Kultur der Neuen Welt, noch im Werden begriffen und daher mit mancherlei Mängeln behaftet. Aber es ist weit von dem einseitigen Utilitätsprinzip entfernt und entschieden bestrebt, allgemein bildende und erzieherische Gesichtspunkte zur Geltung zu bringen. Man könnte aus den Anschauungen, die man dort gewinnt, eher lernen — wenn man es erst lernen müßte — daß es auch ohne die Beschäftigung mit der Antike pädagogischen Idealismus geben kann.

Auch bei uns hat der moderne Geist der Realanstalten auf die humanistischen Anstalten zurückgewirkt. Das heutige Gymnasium ist nicht mehr, was es vor 100 Jahren war oder sein wollte. Der Gedanke, daß der Gymnasiast nur durch Vertiefung in das Altertum für das moderne Leben vorbereitet werden könne, ohne daß ihm die Schule irgendwelche direkte Berührung mit dem Geiste dieses letzteren vermittelte, dieser Gedanke ist tatsächlich aufgegeben, und auch das Gymnasium ist eine moderne Anstalt geworden. Wenn damals nur Mathematik, und kaum diese, als den alten Sprachen ebenbürtig galt, so ist nun neben ihr den Naturwissenschaften, der neueren Geschichte und Literatur ein breiter Spielraum geöffnet, wenngleich die alten Sprachen immer noch den größten Platz im Lehrplan in Anspruch nehmen. Extreme Humanisten beklagen diese Wandlung des ursprünglichen Charakters. Ich glaube, sie bietet die einzige Möglichkeit, das Gymnasium zu erhalten und dem Griechischen in unserem Schulwesen einen Platz zu wahren.

Und wie nach oben auf das humanistische Gymnasium, so ist der Einfluß der modernen Entwicklung auch nach unten hin wirksam geworden: die Volksschule ist in einem gewissen Abstand der aufsteigenden Realschulbildung gefolgt. Die Hebung des Lebensstandes der Arbeiterbevölkerung, besonders in den Städten, mußte die Volksschule in ähnlicher Weise mit emportragen, wie der Aufschwung des höheren Bürgerstandes die Realanstalten. Die Ansprüche, die an die Volksschule gestellt werden, sind in den letzten Jahrzehnten beträchtlich gesteigert, und aus der Entfaltung des realistischen und modernen Wissenskreises sind auch ihr Lehrstoffe erwachsen, an denen sie ihre Schüler für das Leben bilden und erziehen kann.

So hat die moderne Entwicklung die verschiedenen Schularten und Bildungskreise einander anzunähern begonnen, eine Tatsache von höchstem Werte für das nationale Leben und seine Kultur. Diese Annäherung nun aber beruht nicht nur auf der Gleichheit einzelner Stoffgebiete und Lehrfächer, sondern sie wird besonders durch zwei Momente allgemeiner Natur gefördert. Erstens haben die spezifisch nationalen Bildungselemente für unser gesamtes Schulwesen eine größere Bedeutung errungen als früher. Die deutsche Dichtung und die Kenntnis der deutschen Sprache, vaterländische Geschichte und Heimatkunde sind in allen verschiedenen Schularten in den Vordergrund oder richtiger in den Mittelpunkt gerückt, so daß auch hier die Unterschiede nur die Ausdehnung des Lehrstoffes und die Art seiner Behandlung, nicht aber das Wesen der Sache selbst treffen. Es ist auch hier ein gemeinsamer Besitz entstanden, an welchem die verschiedenen Volksklassen beteiligt sind. Noch bedeutsamer aber und allgemeiner wirksam für unser gesamtes Schulwesen ist die Tatsache, daß der Begriff der Bildung selbst sich im Laufe des letzten Menschenalters gewandelt hat. Vor hundert Jahren, vor fünfzig Jahren noch, verstand man darunter ausschließlich oder so gut wie ausschließlich literarische Kultur, und das humanistische Gymnasium, wie es aus dieser einseitigen Anschauung entstanden war, hat ihre Geltung aufs entschiedenste gefördert. Alle die hohen Ziele, die es anstrebte, die harmonische Ausbildung der sittlichen, ästhetischen und intellektuellen Kräfte, sollten durch verständnisvolle Lektüre erreicht werden, durch die Lektüre griechischer und lateinischer Schriftsteller. Sprachliche Kenntnisse, grammatische Schulung waren die Vorbedingungen hierfür, und was an den Schülern geschätzt und ausgebildet wurde, waren fast nur diejenigen intellektuellen Fähigkeiten, welche diese Fächer erforderten: Gedächtnis, grammatikalisches Verständnis, Gewandtheit im

Ausdruck, besonders in der Übersetzung, und im besten Falle Empfänglichkeit für dichterische Schönheit. Alles andere wurde daneben zurückgestellt oder ganz vernachlässigt, die Entwicklung körperlicher Kraft und Gewandtheit sowohl wie diejenigen Fähigkeiten, die sich auf ein unmittelbares Erfassen und Wiedergeben der Wirklichkeit richten. Seltsam muß uns heute erscheinen, durch wie einseitige Mittel und Methoden die humanistische Erziehung das Ideal der Allseitigkeit zu verwirklichen suchte.

Auch unser heutiger Begriff von geistiger Kultur schließt selbstverständlicherweise sprachliche, geschichtliche und literarisch ästhetische Kenntnisse nicht aus, sondern ein; aber dieselben erscheinen uns nicht mehr als das einzig Wesentliche. Unser Zeitalter empfindet daneben einen immer entschiedeneren Drang nach einer unmittelbaren Bildung. Es wertet die Kräfte, die sich auf die Erfassung der Wirklichkeit selbst, nicht der literarisch vermittelten, richten, weit höher, als es die letzten Generationen vor uns getan haben. Und nicht nur in praktischer Hinsicht, sondern auch nach der idealen Seite sind hierdurch die Ansprüche an die Jugenderziehung erweitert worden. Ich habe in der Einleitung zu dem amtlichen Katalog der Unterrichtsausstellung die wichtigsten Bildungselemente hervorgehoben, welche die deutsche Schule in den letzten Jahrzehnten wenn nicht neu aufgenommen, so doch in einer neuen Weise weiter geführt und zu einer bisher nicht gekannten Bedeutung entwickelt hat: körperliche Ausbildung durch Turnen, Spiel und Sport; Entwicklung technischer Fähigkeiten und künstlerischer Anlagen, rezeptiver wie produktiver, besonders im Zeichnen und Handfertigkeitsunterricht; endlich im Zusammenhang damit Stärkung und Steigerung des Orientierungsvermögens durch Heimatkunde und Geographie, des Verständnisses für Naturgeschichte durch Biologie. Der einseitige Intellektualismus, welcher die alte Schule beherrscht hat, ist im Schwinden. Die in der Geschichte der Pädagogik so oft aufgestellte Forderung nach Anschaulichkeit des Unterrichts hat eine neue umfassende und vertiefte Bedeutung gewonnen. Ich brauche hierauf nur hinzuweisen. Diese Wandlung ist es ja vor allem, die in unserer Ausstellung zur Geltung kommt und ihr den Charakter verleiht. Von allen Seiten sind Sie, meine Damen und Herren, von den Zeugnissen derselben umgeben.

Durch alles dies nun ist eine gemeinsame Grundlage für eine nationale Bildung geschaffen, an der die verschiedenen Bevölkerungsklassen ihren Anteil haben, eine Grundlage, wie sie früher nicht vorhanden war, nicht vorhanden sein konnte, solange der einseitig gefaßte Begriff der literarischen und fremdsprachlichen Schulung unser Volk in zwei Klassen schied, zwischen denen es keinen Übergang gab. Es ist nun ebenso natürlich wie erwünscht, daß die Annäherung der verschiedenen Bildungsstufen und Wege auch in der äußeren Organisation unseres Schulwesens zum Ausdruck kommt. Die Forderung der allgemeinen und obligatorischen Volksschule als Unterstufe, auch für die höheren Lehranstalten, entspricht ihr; sie hat sich namentlich in Süddeutschland durchgesetzt. Freilich ist sie meines Erachtens nicht ganz von der prinzipiellen Wichtigkeit, die man ihr vielfach beilegt. Denn die Gemeinschaft umfaßt nur die untersten Stufen und die elementarsten Grundlagen. Allzufrüh muß die Scheidung doch einsetzen; dann erst kommt es darauf an, — und dies ist das Wesentliche — daß die Verschiedenheit der Schularten und Bildungswege nicht dazu führt, den Abstand zwischen den Berufsklassen und Ständen unnötig zu verschärfen. Die Organisation eines nationalen Schulwesens muß starke Abstufungen aufweisen und für lebensvolle Verschiedenheiten Platz enthalten. Aber sie muß auch Mittelstufen schaffen, Übergänge erleichtern und verhüten, daß auseinander fällt, was zusammengehört. Diesem Ziele hat die Entwicklung der letzten Jahrzehnte entschieden näher geführt. Die Volksschulen, in den größeren Städten wenigstens, haben eine Erweiterung nach oben hin erfahren, und die aus ihnen hervorwachsenden Bürger- oder »Mittelschulen« führen ihren Lehrgang bis nahe an das Ziel der sechsklassigen Realschule heran. Die realistische Bildung aber hat den Vorzug, leichter als die klassische Abstufungen zu ermöglichen. Während das sechsklassige Progymnasium, wie schon sein Name sagt, immer nur eine Vorstufe bilden kann, die an sich gar keinen Abschluß bedeutet, und gar die zahlreichen Schüler, die bis vor kurzem das humanistische Gymnasium bis

zur Untersekunda besuchten, mit sehr fragmentarischen und unzusammenhängenden Wissenselementen, ohne jeden tieferen Einblick in die alten Sprachen und Literaturen ins Leben hinaustraten, geben die Realschulen ihren Schülern mit der Berechtigung zum einjährigen Dienſt einen in sich geschlossenen Kreis elementarer realiſtischer Kenntnisse, besonders praktischer Natur. Sie bilden daher die notwendige und erwünschte Mittelſtufe zwischen der Volksschule und den höheren Lehranſtalten. Bedeutungsvoll endlich iſt die Vermehrung dieser letzteren durch die sogenannten Reformschulen. Diese schieben den Betrieb der verschiedenen Lehrfächer, die ihre Besonderheit bilden — also Latein und Griechisch im humaniſtischen, Latein und Englisch im Realgymnasium — auf die oberen Stufen des Lehrplans und schaffen hierdurch eine allen höheren Schulen gemeinsame Grundlage, aus der die Verschiedenheiten der Oberkurse organisch hervorwachsen können, wie die Zweige eines Stammes sich nach verschiedenen Richtungen hin verbreiten. Der jetzige Lehrplan der Reformanſtalten iſt in manchen Stücken verbesserungsfähig, aber die ganz auffallende Zunahme dieser Art von Schulen zeigt, daß sie einem allgemeinen Bedürfnis entsprechen: dem Bedürfnis, das Gemeinsame der nationalen Bildung zu betonen und als Grundlage für alle Besonderheiten feſtzuhalten. —

Die Jugendbildung eines Kulturvolks unter den komplizierten Lebensverhältnissen der neueren Zeit kann niemals in dem Sinne einheitlich sein, daß alle dasselbe und womöglich gleichviel lernen: die Differenzierung entspricht dem Wesen der Kultur sowohl wie dem der sozialen Gliederung, auf der alles Staatsleben beruht. Aber unheilvoll iſt es, wenn die Unterschiede so scharf und schroff gezogen sind, daß die eine Hälfte des Volkes die andere nicht mehr verſteht, doppelt unheilvoll in einem Zeitalter, wo die Klassenunterschiede ſtärker und schmerzlicher als sonſt in den unteren Schichten empfunden werden. Die nationale Bildung, ob sie schon abgeſtuft und differenziert sein muß, iſt dasjenige Element, welches das Verſtändnis der verschiedenen Berufsklassen und Stände für einander nicht versperren und erschweren, sondern eröffnen und vermitteln soll. Und eben dieser hohen Aufgabe kommt die Richtung, in der sich unser heutiges Schulwesen bewegt, in erfreulicher Weise entgegen.

Auch hiervon reden die Räume, in denen wir uns befinden. Denn was sie zeigen, iſt zum größeren Teil Gemeingut unserer Schulen und nur zum kleineren die Besonderheit der einzelnen Schularten. Sie fühlen es, meine Damen und Herren, an der Einheitlichkeit des Charakters, der dieser Ausſtellung innewohnt, daß unser Bildungswesen eine Einheit iſt oder wenigſtens der Einheit zuſtrebt, nicht der schematischen Uniformität der Einheitsschule, wie sie von mancher Seite aus, besonders in früheren Jahren, angeſtrebt worden iſt, sondern einer Einheitlichkeit des nationalen Erziehungswesens, welche für die berechtigte Mannigfaltigkeit besonderer Beſtrebungen und Bedürfnisse Raum hat, aber sie zu einer umfassenden, organisch verbundenen Kulturgemeinschaft zusammenschließt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Wien.

Das bulgarische Schulwesen.

Unter den Staaten der Balkanhalbinsel gehört der bulgarische zu den älteſten und zu den jüngſten. Schon im letzten Viertel des siebenten Jahrhunderts setzten sich die Bulgaren in dem Lande zwischen der Donau und dem Balkan feſt, schon zu Beginn des neunten Jahrhunderts können sie Byzanz einen Tribut auferlegen, und die in der zweiten Hälfte desselben Jahrhunderts von dem Zaren Boris dem Heiligen nach seinem Übertritt zum Chriſtentum begründete Kirche vermag sich selbſtändig gegen Rom wie Byzanz zu halten. Die höchſte Blüte erreicht dieses erſte bulgarische Kaiserreich in der erſten Hälfte des zehnten Jahrhunderts, unterliegt aber dann im Jahre 1018 dem Anſturm von Byzanz und wird für mehr als anderthalb Jahrhunderte byzantinische Provinz. Im Jahre 1186 befreite aber Asen I. das Land und errichtete das zweite bulgarische Reich mit der Hauptſtadt Trnovo, dem eine zweihundertjährige Geschichte beschieden war, während der besonders der Zar Johann Alexander die Bildungsbeſtrebungen des Volkes lebhaft förderte. Indes die Schlacht auf dem Amselfelde 1389 und der Fall von Trnovo 1393 brachte dem Reiche den Untergang und legte den Bulgaren das Türkenjoch

auf; das sie geduldig vier Jahrhunderte lang getragen haben, und unter dem sie faſt aus der Geschichte verschwunden sind. Erſt in den erſten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts beginnt eine neue Bewegung in dem Volke, die anfangs vor allem sich der kirchlichen und pädagogischen Seite des Volkslebens zuwandte; gebildete Bulgaren fangen an, wieder von Liebe zu ihrer Nationalität erfüllt zu werden, die sie bisher gegenüber dem Hellenentum gering geschätzt hatten. Der Anfang des neuen bulgarischen Schulwesens muß in das Jahr 1835 gesetzt werden. Damals begründeten Aprilov und Palauzov, durch den Verkehr mit dem »Entdecker« der Bulgaren J. Venelin angeregt, in ihrer Heimatſtadt Gabrovo die erſte neue bulgarische Schule. Auf einen höheren Aufschwung mußte aber Bulgarien und mit ihm das bulgarische Schulwesen noch faſt ein halbes Jahrhundert warten. Erſt durch den russisch-türkischen Krieg, den Frieden von St. Stefano und den Berliner Vertrag im Jahre 1878 wurde die türkische Knechtschaft beseitigt, 1885 und 1886 dann im Kriege mit Serbien Nord- und Südbulgarien zu einem Staate zusammengeschweißt und schließlich im Oktober 1908 endlich das ganz unabhängige Königreich Bulgarien geschaffen.

Das dritte bulgarische Reich beſteht noch kaum ein Menschenalter. Vor etwa zwanzig Jahren haben wir von dem Bruder des damaligen Fürſten Alexander, von Franz Joseph Prinzen von Battenberg, ein nach amtlichen Quellen bearbeitetes eingehendes ſtatiſtisches Werk erhalten, das die wirtschaftlichen Verhältnisse zur Zeit der Türkenherrschaft behandelte, und dem gegenüber den gegenwärtigen Zuſtand (1891) betrachtete; natürlich war auch die Volksbildung und das Unterrichtswesen in die Darſtellung hineingezogen. Der Eindruck, den man aus diesem Buche gewann, daß Bulgarien ein aufſtrebendes und zukunftsreiches Land sei, und daß es in überraschend kurzer Zeit zu geordneten Zuſtänden gekommen sei, hat sich seitdem als richtig erwiesen. In kurzen Zügen mögen die Fortschritte auf dem Gebiete des Schulwesens gezeichnet werden. Wie schon erwähnt, sind seit der Begründung der Gabrovoer Schule, die von dem um das bulgarische Schulwesen sehr verdienten Mönch Neofit geleitet wurde, drei Vierteljahrhunderte verflossen. Jetzt haben wir eine im Auftrage des Königlichen bulgarischen Unterrichtsminiſteriums von Dr. W. Nikoltschoff verfaßte Darſtellung des bulgarischen Bildungswesens erhalten. Sie bildet den zweiten Band des von J. Fr. Dürr herausgegebenen Sammelwerkes »Die Kultur und das Bildungswesen der Balkanländer«. Die Kultur der Bulgaren, die im erſten und im zweiten Reiche als beträchtlich angesehen werden müssen, waren während der Türkenzeit zurückgegangen; der Buchdruck z. B. hatte an Bulgariens Grenzen Halt gemacht.

Auch in Bulgarien iſt die Kirche die Begründerin der Schulen gewesen; neben den Kirchenschulen wurden auch ihnen faſt gleiche Privatschulen eröffnet; und der Unterricht erschöpfte sich in dem Lesen der heiligen Schrift, im Schreiben und Kirchengesang; dem weltlichen Alltagsleben diente höchſtens noch ein nicht überall erteilter Unterricht im Rechnen. Von einem methodisch geschulten Lehrerſtand war keine Rede; mechanisches Vor- und Nachlesen und Auswendiglernen beherrschte den Unterricht. Die Kirchenschulen nahmen dann im erſten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts den Charakter öffentlicher Schulen an; von solchen Schulen gab es bis zum Jahre 1750 in den Städten zwei, in den Dörfern neunzehn; sie vermehrten sich in dem nächſten halben Jahrhundert auf vier und dreiundzwanzig; bis zum Jahre 1820 verdoppelte sich ihre Zahl beinahe und 1835, dem Geburtsjahr des neuen, reinbulgarischen Schulwesens, war sie auf siebzehn und fünfundsiebzig geſtiegen. Zu der Neuschaffung eines bulgarischen Naitonalbewußtseins und einer reinbulgarischen Schule als Mittel zu diesem Zwecke hatte vor allem die im Jahre 1762 veröffentlichte Geschichte der Bulgaren des Mönches Païsy beigetragen. Nach ihrem Erscheinen begann der Kampf gegen die Herrschaft der griechischen Bischöfe in der bulgarischen Schule, begann das Interesse an der nationalen Sprache, deren man sich lange Zeit faſt geschämt hatte, begann die Erkenntnis von der Unzulänglichkeit des bisherigen Schulsyſtems. An seine Stelle wurde das Bell-Lancaſtersche wechselseitige Syſtem, das von England ausgegangen war, in die bulgarischen Schulen eingeführt, und die auf Grund dieses Syſtems neu eröffneten Schulen vermehrten sich beſtändig. Die Anzahl der Schulen betrug am Ende des Jahres 1840 282, 1850 480, 1860 807, 1870 1214 und 1878, dem Jahre der Befreiung, 1658. Die inneren Fortschritte, welche die Schule während dieser 43 Jahre machte, beſtanden nach Nikoltschoff in dem Bau besonderer Schulgebäude, der Einführung der nationalen Sprache in die Schulen, der Bildung eines selbſtändigen Lehrerſtandes, der Vermehrung der Lehrfächer, der Ausarbeitung eines ſtändigen Lehrplanes und der Gründung besonderer Schulgemeinden.

Eine neue Epoche des bulgarischen Bildungswesens setzt dann mit der durch den Frieden von St. Stefano und den Berliner Vertrag herbeigeführten politischen Umwälzung ein. Unter den damals beginnenden Reformen nimmt auch die Schulreform eine bedeutende Stelle ein. Das letzte Menschenalter iſt für Bulgarien, dessen Herrscher seit zwei Jahren wieder den Zarentitel führt, die Zeit, in der es den Anschluß an die welteuropäische Zivilisation zu gewinnen sucht. Gleich nach der Neuordnung durch den Berliner Kongreß bis zur Bildung des erſten verfassungsmäßigen Miniſteriums während der Regierung Alexanders von Battenberg, d. h. bis zum Juli 1879 verwaltete der Charkower Professor Marin Drinoff, ein geborener Bulgare, die Abteilung für Unterrichts- und Kultusangelegenheiten, sorgte für die Wiedereröffnung der früheren Schulen und die Schaffung neuer und legte den Grund für das moderne Schulsystem in Bulgarien durch Ausarbeitung der Lehrpläne für alle Schularten, der Beſtimmungen für die Lehrerkurse, die Abschlußprüfungen, die Schulaufsicht usw. In der neuen Regierung konnte das Unterrichtsminiſterium sich ausschließlich mit den Aufgaben der Elementar-, Mittel- und Hochschulbildung beschäftigen. Nach einem Gesetz für die Volksschulen vom Jahre 1878 und einem zweiten vom Jahre 1880, das die materielle Unterhaltung und Neueinrichtung der Schulen betraf, sowie einer Reihe von Verordnungen erschien 1884 das Gesetz für die öffentlichen und

Privatschulen, das man aber auch als ein Provisorium ansehen muß, und dem erst 1892, sechs Jahre nachdem Ostrumelien, in dem durch das Direktorium der Volksaufklärung viel für die Förderung des Schulwesens geschehen war, mit dem Fürstentum Bulgarien vereinigt worden war, das Gesetz für die Volksaufklärung folgte. Erst dieses Gesetz regelt das gesamte Schulwesen und die Aufgaben der einzelnen Schulgattungen. Auf die Gesetzesvorlagen, die die rasch aufeinanderfolgenden Minister einbrachten, und die zuweilen, wie die am 9. Januar 1908 in der Staatszeitung veröffentlichte, infolge des Falles des Ministeriums nicht in Kraft traten, auf die häufigen zum Teil mit der Parteipolitik zusammenhängenden Änderungen in den Verordnungen über die Lehrpläne, die Prüfungen, die Lehreranstellung usw. können wir hier nicht eingehen. Nikoltschoff bemerkt, daß in Bulgarien weder eine Tradition, noch eine für Schulfragen mächtige öffentliche Meinung bestehe, daß das Volk alles von der Regierung Geschaffene gutheiße, die Lehrerschaft aber noch zu schwach sei, um gegen die maßgebende Partei durchzudringen; doch sei dieser Zustand nicht ausschließlich schädlich, vielmehr habe er es Gönnern und Kennern des Schulwesens ermöglicht, »mit einem Schlag solche Reformen durchzusetzen, die im Auslande nur nach hartem Kampf die Pforten der Schule betreten können«.

Von den vier Gattungen von Anstalten des elementaren oder unteren Volksschulwesens können wir den Kindergarten, der nach dem neuen Schulgesetz von 1909 nicht obligatorisch ist, nur mit ein paar Worten streifen. Man faßt seine Aufgabe vielfach falsch auf, und seine Bedeutung in Bulgarien ist nicht groß; die Zahl der Kindergärten wuchs in den Jahren 1895 bis 1905 nur von 50 auf 56 und die Zahl der von 4 Lehrern und 65 Lehrerinnen geleiteten Zöglinge betrug 1941 Knaben und 2182 Mädchen, ihre Unterhaltung kostete 39199 Francs, von denen 16476 aus der Staatskasse gezahlt wurden. — Die Bildung der Männer ist in Bulgarien höher als die der Frauen. Die allgemeine Grundlage der Bildung bietet die Elementarschule, die für alle Kinder vom 7. bis 14. Lebensjahr unentgeltlich und obligatorisch ist; in der Elementarschule herrscht zum größten Teile die gemeinsame Erziehung beider Geschlechter. Nach einer Statistik über das Schuljahr 1907/8 standen den 52 Schulen für Knaben und den 32 für Mädchen in Stadt und Land 4576 für beide Geschlechter gegenüber, wobei noch zu bemerken ist, daß die 52 und 32 Privatschulen waren, denn das Schulgesetz befreit Kinder von dem Besuche der Volkselementarschule, wenn nachgewiesen wird, daß sie privatim unterrichtet werden, und wenn sie jährlich bei der öffentlichen Schule eine Prüfung bestehen. Die Zahl der Schüler betrug im Jahre 1907/8 264,394, die der Schülerinnen 167,717; von den 9421 Lehrkräften waren 5905 männlich, 3516 weiblich.

Ein äußeres Zeichen für die Fortschritte des Volksschulunterrichts ist die Tatsache, daß die Zahl der analphabetischen Rekruten unter den Bulgaren vom Jahre 1897 bis 1905 von 43,61 auf 15,98% heruntergegangen ist. Die Elementarschule sollte zuerst einen dreijährigen Kursus haben und die Anfangsgründe von Religion, Lesen, Schreiben, Rechnen und Kirchengesang lehren. Diese Bestimmung blieb aber nur anderthalb Jahre in Kraft. Schon das Gesetz für die materielle Unterhaltung und die Neueinrichtung der Schulen verlängerte den Kursus um ein Jahr, vermehrte den Lehrstoff in Religion, im Bulgarischen und im Rechnen und fügte als neue Unterrichtsgegenstände Turnen, Heimatkunde, Naturgeschichte und Zeichnen hinzu. In Ostrumelien aber folgte auf den vierjährigen Kurs der Unter-Elementarschule ein zweijähriger der Ober-Elementarschule, die in jeder Gemeinde mit mehr als 2000 Einwohnern eingerichtet werden mußte, und ein zweijähriger der Bürgerschule, zu deren Errichtung jede Gemeinde von mehr als 5000 Einwohnern verpflichtet war. Dem Lehrplan der Elementarschule hat es an Stetigkeit gefehlt; er ist seit 1878 nicht weniger als sechsmal geändert worden; gegenwärtig umfaßt er im allgemeinen Religion und Sittenlehre, Bulgarisch und Anschauungsunterricht, Rechnen und Geometrie, Geschichte, Geographie und Gesetzeskunde, Naturkunde, Zeichnen, Singen, Turnen und Spielen und fakultativen Unterricht in Handarbeit. Interessant ist, daß der Anschauungsunterricht auch im Freien erteilt wird. Auch auf die Körperpflege und das Turnen wird in den Schulen großes Gewicht gelegt. Auf die Ausstattung und Unterhaltung, die Lehrerbildung, die durch das Schulgesetz von 1891 eine feste Grundlage erhalten hat, die Leitung der Elementarschule, bei der in Bulgarien der Streit zwischen Gemeinde, Kirche und Staat fast unbekannt ist, und die Ernennung und Besoldung der Lehrer einzugehen, fehlt es uns an Raum. Ebensowenig können wir uns bei der Fortbildungsschule, dem Unterricht abnormer Kinder und dem Abschluß des elementaren Unterrichts im Progymnasium aufhalten, sondern müssen uns dem höheren Unterricht zuwenden.

Die Anstalten für den höheren Schulunterricht führen in Bulgarien den Namen Gymnasium, und das Bedürfnis, für den neuen Staat eine Oberschicht von Gebildeten zu schaffen, die zur Staatsleitung fähig sind, hat dahin geführt, daß die Unterrichtsverwaltung dem Gymnasium vielleicht ihre größte Sorgfalt angedeihen läßt. Nach Erledigung der vier Jahre der Elementarschule tritt der Schüler in das Gymnasium ein, dessen Kursus sieben, nach dem neuen Schulgesetz acht Jahre umfaßt. Die drei unteren Klassen schaffen einen gemeinsamen Unterbau für den höheren Unterricht; dann gabelt die Anstalt sich in eine klassische und eine Realabteilung, sodaß also dieselbe Gestaltung eintritt, wie sie in Deutschland durch die Namen (humanistisches) Gymnasium und Realgymnasium bezeichnet wird. Freilich ist gleich zu erwähnen, daß Anstalten, die nur die klassische Abteilung besaßen, sich nicht halten konnten. Dem Lehrplan fehlte es ebenso wie dem der Elementarschule, zuerst an Stetigkeit; er ist fünfmal geändert worden, und umfaßt jetzt nach dem Schulgesetz vom vorigen Jahre folgende Lehrfächer: Bulgarisch, Französisch oder Deutsch, Russisch, Latein, Griechisch, Welt- und Kirchengeschichte, Geographie, Gesellschafts- und Gesetzeskunde, Nationalökonomie, Mathematik, Physik, Chemie, Naturgeschichte und Hygiene, philosophische Propädeutik, Zeichnen, Gesang und

Musik, Turnen. Die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden beläuft sich auf 26—28.

Der Lehrplan zeigt, daß die bulgarische Unterrichtsverwaltung durch Tradition wenig gebunden war. Auffällig ist, daß der Religionsunterricht nur durch das Fach Kirchengeschichte im Gymnasium vertreten ist; zweifelhaft ist uns, ob die beiden Stunden in der Woche, die für Gesetzes- und Gesellschaftskunde und für Nationalökonomie in der obersten Klasse angesetzt sind, den Lehrer befähigen, seinen Schülern eine wirklich sichere elementare Kenntnis ihrer Staatsbürgerpflichten und -rechte zu vermitteln; erfreulich ist die Aufnahme der philosophischen Propädeutik, die in den beiden obersten Klassen in je zwei Wochenstunden gelehrt wird. Die drei Gattungen des Gymnasiums unterscheiden sich in ihrem Lehrplan vor allem dadurch, daß in dem Realgymnasium (nach deutscher Bezeichnung Oberrealschule) Latein und Griechisch fortfallen, dagegen in den mathematischen Unterricht auch die deskriptive Geometrie aufgenommen ist; das halbklassische Gymnasium weist von den klassischen Sprachen nur Latein auf, und im klassischen Gymnasium hat der mathematische und der naturwissenschaftliche Unterricht eine etwas geringere Stundenzahl. Merkwürdig ist, daß auch das Realgymnasium ganz von einem Unterricht in Englisch absieht. Das neue Schulgesetz hat den grundsätzlichen Unterschied zwischen den Knaben- und Mädchengymnasien beseitigt. Die Gymnasiallehrer, die 16—24 wöchentliche Pflichtstunden haben, sind nach dem Gehalt in fünf Klassen eingeteilt und beziehen 3000—4920 Francs. Zu Beginn dieses Jahres hatte Bulgarien 17 Knabengymnasien mit 6773 Schülern und 358 Lehrern und 10 Mädchengymnasien mit 3184 Schülerinnen und 172 Lehrern und Lehrerinnen.

Die verschiedenen Fachschulen müssen wir übergehen und können uns nur noch in wenigen Worten mit der Spitze des bulgarischen Unterrichtswesens, der Universität, beschäftigen. Ihren ersten Anfang können wir wohl in der Eröffnung des pädagogischen Hochschulkurses im Jahre 1888 suchen; im Dezember 1888 wurde das Hochschulgesetz von der Nationalversammlung angenommen, und darauf die Hochschule in Sofia mit dem Prinzip der Lehr- und Lernfreiheit begründet, deren einzelne Abteilungen, die historisch-philosophische, physikalisch-mathematische und juristische, nach und nach errichtet wurden. Diese Abteilungen hatten im Wintersemester 1909 6, 9, 2 ordentliche, 3, 2, 0 außerordentliche Professoren, 2, 2, 3 ordentliche, 6, 1, 6 Honorardozenten, 6, 0, 0 Lektoren, dazu eine Reihe Assistenten. Wie die Mädchengymnasien den Knabengymnasien gleichgestellt sind, so ist auch den Mädchen der Besuch der Universität freigegeben; so hatte die historisch-philosophische Abteilung 165 Hörer und 175 Hörerinnen, die physikalisch-mathematische 252 und 93, die juristische 813 und 11. Man kann die Hochschule in Sofia jetzt eine wirkliche Universität nennen, doch ziehen auch jetzt noch viele bulgarische Studenten die westeuropäischen Universitäten vor.

Mitteilungen.

Der schweizerische Bundesrat hat beschlossen, eine internationale Konferenz zusammenzuberufen mit dem Programm der Reform des gregorianischen Kalenders. Die Verhandlungen sollen nach dem Berner Tageblatt erfolgen auf Grundlage des Genfer Vorschlages Gros in folgenden Punkten: 1. Das Jahr zählt 364 Tage und wird in genau 52 Wochen eingeteilt. — 2. Der Neujahrstag ist immer ein Sonntag und steht außerhalb der Datierung. — 3. Die vier genau gleichen Quartale sind eingeteilt in je drei Monate von 30, 30 und 31 Tagen. — 4. Der 31. Tag der Monate März, Juni, September und Dezember fällt immer auf einen Sonntag, so daß die vier Monate mit 31 Tagen einen Sonntag mehr zählen als die andern 8 Monate. — 5. Der Schalttag steht außer Zählung und Datierung und wird alljährlich zwischen 31. Juni und 1. Juli eingeschoben. — Der heilige Stuhl soll mit diesem Reformprogramm einverstanden sein.

*

In Kairo wird vom 20.—25. Februar 1911 unter dem Protektorat des Khedive der V. Internationale Blindenkongreß abgehalten werden. Das Programm des Kongresses enthält die Beratung folgender Fragen: 1. Wann kann eine Person als blind betrachtet werden? — 2. Wie läßt sich der Verbreitung der Augenentzündung vorbeugen? — 3. Ist das Esperanto als Universalsprache für Blinde von Nutzen gewesen? — 4. Welches ist das beste auf alle Sprachen anwendbare Verfahren zum Unterricht der Blinden in Stenographie? — 5. Welches sind die besten Berufe und Erwerbszweige für die Blinden? — 6. Welches sind die besten Spiele und körperlichen Übungen für blinde Schulkinder? — 7. Kann das Verfahren von Braille (zur Blindenschrift) verbessert werden? — 8. Können Blinde im Telegraphen- und Telephondienst verwendet werden? Das Generalsekretariat ist im Gebäude der Universität in Kairo.

*

Über die Anlagekosten der Kleinbahnen teilt in seinem eben erschienenen Buche »Die Klein- und Straßenbahnen« A. Liebmann folgende Daten mit: bei den preußischen nebenbahnähnlichen Kleinbahnen (Überlandkleinbahnen) stellt sich 1 km Vollspur auf durchschnittlich rund 78,000 Mark, 1 km Schmalspur auf rund 48,000 Mark. Ganz bedeutend höhere Anlagekosten erfordern die Straßenbahnen. Das Anlagekapital für 1 km stellt sich im Durchschnitt für sämtliche preußische Straßenbahnen auf rund 236,000 Mark (Vollspur 333,000 Mark, Schmalspur 129,000). Doch kommen so große Unterschiede vor, daß z. B. bei der Großen Berliner Straßenbahn rund 574,000 Mark für einen Streckenkilometer oder 302,000 Mark für 1 km Gleislänge, dagegen in Halle nur rund 29,000 Mark bei der elektrischen Straßenbahn für 1 km Bahnlänge aufgewandt werden mußten. Über die Rentabilität teilt Liebmann mit, daß im Betriebsjahr 1906 von den 216 preußischen Überlandkleinbahnen 16 überhaupt keinen Reingewinn abgeworfen haben, 72 weniger als 2%, 78 2—4% und nur 50 mehr als 4%. Von den Straßenbahnen dagegen haben nur 23 von den 138 Unternehmungen ohne Zinsertrag gearbeitet, aber 99 mit einem Zinsertrage von mehr als 4%. Den größten Ertrag hatte die Münchener Trambahn mit 15,71%.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 51
17. Dezember 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

The American Short Story.

By Dr. C. Alphonso Smith, Professor in the University of Virginia and Roosevelt Professor in the University of Berlin.

A few years ago lectures on American literature meant lectures on American authors or on distinctive periods in the literary history of America. The unit was the individual author or the definitely bounded period. To these two methods of approach, however, a third has been added: it is the study of literary types, especially of prose types. An example is seen in Theodore Stanton's Manual of American Literature (1909), which is the four thousandth volume of the Tauchnitz Edition. This, I believe, is the only formal history of American literature which not only discusses periods and authors but groups, the latter under such headings as »The Historians«, »The Novelists«, »The Poets«, etc. The same method is followed in The Wampum Library of American Literature, only three volumes of which have appeared.[1]) This Library »has been planned«, says the editor, Brander Matthews, »to include a series of uniform volumes, each of which shall deal with the development of a single literary species, tracing the evolution of this definite form here in the United States, and presenting in chronological sequence typical examples chosen from the writings of American authors. The editors of the several volumes provide critical introductions, in which they outline the history of the form as it has been evolved in the literature of the world«.

The reason for this growing attention to literary types is to be sought chiefly in the rise and development of the American short story. The study of this type has led to the study of other types. More has been written, however, in the last ten years about the American short story than about all other types combined; for in the short story, if anywhere, American writers have evolved a new genre, as distinct from the novel as the ballad is distinct from the longer epic.

As long ago as 1886 Anton E. Schönbach[1]) called attention to the American short story in these words: »Eine Spezialität der amerikanischen Erzählungsliteratur ist die kurze Geschichte, Novellette, die eine der beliebtesten Gaben der Monatsschriften geworden ist. Sie unterscheidet sich sehr von dem, was man in England short stories nennt, in Deutschland ist sie fast unbekannt. Denn die Geschichtchen, welche seinerzeit in der 'Illustrierten Welt', in Paynes 'Familienblatt', im 'Österreichi-

[1]) These are American Short Stories, American Literary Criticism, and American Familiar Verse (Vers de Société).

[1]) Deutsche Rundschau, März bis Mai. See Schönbach's Gesammelte Aufsätze (Graz, 1900), S. 417.

schen Lloyd' und sonst in Stuttgarter, Leipziger (jetzt besonders in der 'Illustrierten Zeitung'), Berliner Zeitschriften geboten wurden, gehörten einer niedrigen Gattung an, enthielten Abenteuer, Aufregung und Schrecken, Kriminalistisches. Am nächsten kommen in der Form einige kleine Sachen von Adalbert Stifter, von Lentner, von Theodor Fontane, und besonders von Rosegger. Aber im wesentlichen ist doch diese amerikanische short story etwas ganz Eigenartiges. Unsere Novellen sind viel umfangreicher und häufig nur kondensierte Romane, indem sie das Vorher und Nachher eines entscheidenden Vorganges im Leben ihrer Gestalten mit vorbringen. Die kurze Magazingeschichte der Amerikaner ist gegenwärtig meistens ein kleines realistisches Lebensbild: ein Ausschnitt aus einem wirklichen Stück Leben, ein einzelner, oft an sich unbedeutender, aber charakteristischer Vorfall wird beschrieben, oft wiederum nur eine mit etlichen Figuren staffierte Landschaft. Was man von dieser Gattung verlangt, ist Stimmung; es kommt daher alles auf den Erzähler selbst an, der aus der Menge kleiner, scharf beobachteter Züge den poetischen Eindruck gewinnt und ungeschädigt darstellt. Am ehesten läßt sich damit die Stimmungslandschaft der modernen Malerei vergleichen, die ja gar nicht mehr komponiert wird, wie man früher pflegte, sondern durchaus den Charakter der Studie besitzt und bei sorgfältiger Ausführung der Einzelheiten doch auch die Essenz einer gewissen Stimmung wiedergibt; der Münchener Neubert versteht sich darauf vortrefflich. Innerhalb des Rahmens der kurzen Geschichte haben natürlich viele besondere Arten Platz. Für alle gibt es ältere Vorgänger.«

The expression »short story«, it should be said, has been gradually undergoing a change of meaning. To most readers it is still a vague expression, like the German »Novelle«[1]) and the French »nouvelle« and »conte«. Indeed it was not till recent years that American critics, following the lead of Poe, began to regard the short story as fundamentally different from the novel and from the story that is merely short. The most important recent work on the subject is a little treatise by Brander Matthews called The Philosophy of the Short-story[1]) (1901). Matthews, though recognizing Poe as the founder of the American short story, thinks that he himself was the »first to assert that the short story differs from the novel essentially and not merely in the matter of length«. He summarizes the difference as follows:[2]) »No one has ever succeeded as a writer of Short-stories who had not ingenuity, originality, and compression; and most of those who have succeeded in this line had also the touch of fantasy. But there are not a few successful novelists lacking not only in fantasy and compression but also in ingenuity and originality; they had other qualities, no doubt, but these they had not«. He cites Anthony Trollope as an example. To make his distinction visible to the eye as well as to the mind Matthews writes »short story« with a capital and hyphen [Short-story].

The distinction, however, between the novel and the short story was expressed far more clearly by Friedrich Spielhagen as early as 1876.[3]) »Der Unterschied zwischen Novelle und Roman hat den Ästhetikern schon viel Kopfzerbrechen verursacht. Indessen man hat sich im ganzen und großen doch geeinigt und braucht keinen erheblichen Widerspruch zu fürchten, wenn man jenen Unterschied ungefähr so charakterisiert: die Novelle hat es mit fertigen Charakteren zu tun, die durch eine besondere Verkettung der Umstände und Verhältnisse in einen interessanten Konflikt gebracht werden, wodurch sie gezwungen sind, sich in ihrer allereigensten Natur zu offenbaren, also, daß der Konflikt, der sonst Gott weiß wie hätte verlaufen können, gerade diesen, durch die Eigentümlichkeit der engagierten Charaktere be-

[1]) See Erwin Rohde, Verhandlungen der dreißigsten Versammlung Deutscher Philologen und Schulmänner in Rostock (Leipzig, 1876), S. 58.

[1]) The substance of Mr. Matthews's views appeared first »in the columns of the Saturday Review of London in the summer of 1884«.

[2]) The Philosophy of the Short-story p 23.

[3]) Novelle oder Roman? (in Beiträge zur Theorie und Technik des Romans). Spielhagen's first sentence implies an abundant literature on the subject. See also K. W. F. Solger's Vorlesungen über die Ästhetik (1829). For more recent discussions, see Bibliographie zur Technik des neueren deutschen Romans, by Charles H. Handschin (Modern Language Notes, Baltimore, Dec. 1909, Jan. 1910).

dingten und schlechterdings keinen anderen Ausgang nehmen kann und muß. Fügen wir noch hinzu, daß in der älteren Novelle 'die besondere Verkettung der Umſtände und Verhältnisse' präponderiert, in der neueren dagegen, der modernen Empfindung gemäß, der Hauptakzent auf die 'Eigentümlichkeit der engagierten Charaktere' fällt, so haben wir, glaube ich, so ziemlich beisammen, was die Novelle hinreichend scharf von dem Romane scheidet.... So gleicht die Novelle einem Multiplikationsexempel, in welchem mit wenigen Faktoren rasch ein sicheres Produkt herausgerechnet wird; der Roman einer Addition, deren Summe zu gewinnen, wegen der langen Reihe und der verschiedenen Größe der Summanden, umſtändlich und im ganzen etwas unsicher iſt. Deshalb hat auch die Novelle sowohl in ihrem Endzweck als in ihrer künſtlerischen Ökonomie eine entschiedene Ähnlichkeit mit dem Drama, während der Roman (und nichts iſt vielleicht bezeichnender für den tiefen Unterschied zwischen Novelle und Roman) in jeder Beziehung des Stoffes, der Ökonomie, der Mittel, ja selbſt, subjektiv, in Hinsicht der Qualität der poetischen Phantasie und dichterischen Begabung, der volle Gegensatz des Dramas iſt.«

Spielhagen has here made the distinction between the Novelle and the Roman to depend not on comparative length but on structure, and this is exactly the distinction made by Matthews. Poe, however, went still further; he, too, put the emphasis on structure but he made the very essence of the short story to consist in the production of a predetermined effect. Structure, as he viewed it, was merely a means to this end. »Before you set about constructing your short story«, Poe says in substance, »determine on exactly the effect that you wish to produce; then choose your means, then adapt your structure, solely with this end in view.« In the following oft quoted paragraph[1]) Poe presents his formula for the short story with his usual clearness and precision: »A skillful literary artist has constructed a tale. If wise, he has not fashioned his thoughts to accommodate his incidents; but having conceived, with deliberate care, a certain unique or single effect to be wrought out, he then invents such incidents — he then combines such events as may best aid him in establishing this preconceived effect. If his very initial sentence tend not to the out-bringing of this effect, then he has failed in his first step. In the whole composition there should be no word written, of which the tendency, direct or indirect, is not to the one preestablished design. And by such means, with such care and skill, a picture is at length painted which leaves in the mind of him who contemplates it with a kindred art, a sense of the fullest satisfaction. The idea of the tale has been presented unblemished because undisturbed; and this is an end unattainable by the novel«.

Judged by the amount of comment that it has evoked and by the probable influence that it has exerted on the development of the American short story, the paragraph just quoted is easily the most important piece of critical writing in American literature. Every discussion of the American short story is apt to begin or to end with it. Poe himself must have felt that he had made a significant contribution to the technique of the short story — or, as he called it, the tale — for he repeats his views in many other passages. It will be seen that he places the emphasis on unity, on compression, or, as he preferred to call it, on »totality of effect«. This is the quality above all that distinguished his own work whether in prose or in verse. It is also the quality that has given distinction to the American short story as a separate literary genre. It is, moreover, the criterion by which the novel is distinguished from the short story, and the short story from the story that is merely short.

The four writers who have done most to give the American short story its present day rank are, in chronological order, Irving, Poe, Hawthorne, and Bret Harte. It is worthy of note that these writers without exception called their brief narratives »tales« or »sketches«, not short stories. The term short story, therefore, is of very modern origin; the thing itself, however, goes back at least as far as 1835, the date of Poe's Berenice. In this lecture I shall use the term short story both in its technical and untechnical sense; that is, as designating the brief, compact, intense, and highly unified story as written by Poe

[1]) See his review of Hawthorne's Twice-Told Tales (Graham's Magazine, May, 1842). Virginia Edition (1902), vol. XI, p. 108.

and Bret Harte, and as designating the looser and more leisurely story as written by Irving and not infrequently by Hawthorne.

It has already been said[1]) that Irving, in Rip van Winkle and The Legend of Sleepy Hollow, inaugurated a distinctive type of short story, the short story of local color. This has been called, since 1870, the »garden-patch« type of story because in it each writer may be said to cultivate his own garden, or rather, his own »patch« in the national garden. Judged by the strict demands of structure, as outlined by Poe, both Rip Van Winkle and The Legend of Sleepy Hollow are tales rather than short stories. If Poe had written Rip van Winkle he would have inverted the sequence of the story. He would have begun with Rip's return from the mountain. He would have directed the reader's attention first of all to the mysterious problem presented by the sudden emergence of a stranger who did not know that the Revolutionary War had been fought. Then, when the mystery seemed almost insoluble, he would have introduced this passage: »All stood amazed, until an old woman, tottering out from among the crowd, put her hand to her brow, and peering under it into his face for a moment, exclaimed: 'Sure enough! It is Rip Van Winkle—it is himself! Welcome home again, old neighbor. Why, where have you been these twenty long years?'« This passage would have occurred about the middle of the story, instead of two pages from the end, and would have been followed by a detailed explanation of the mystery.

The story would thus have gained in intensity of interest, in artistic unity, and in economy of details; but it would certainly have lost something of the charming humor that irradiates it and much of the accuracy of milieu that gives distinction to it as a specific type of short story. Under Poe's treatment Rip would have ceased to be a clearly defined character and would have become a mere symbol of the past. In other words Rip Van Winkle is a proof that the old-fashioned tale may appeal to as many readers, may indeed be as well told in its way, as the short story with the hyphen. In every form of literature the author's personality must be taken into consideration. A story, therefore, may vary widely from Poe's standard but exhibit nevertheless excellence of structure and even unity of structure, not by the handling of the plot, but by the perfect blending of the author's personality and his style. »Die Hauptvorzüge der Irvingschen Schriften«, says a recent critic,[1]) »beruhen auf ihrer einfachen Natürlichkeit, der vortrefflichen Beobachtungsgabe, ihrem liebenswürdigen Humor und dem edlen, geradezu klassischen Stile.« These qualities, it may be added, will give distinction to any type of literature, whatever be its purely technical defects.

Irving's best stories are found in The Sketch-Book (1819—1820), Bracebridge Hall (1822), The Tales of a Traveller (1824), and The Alhambra (1832). Though these stories cover a wide range of history and legend, the form varies but little, and this form is an evolution from, rather than an imitation of, The Spectator of Addison and Steele. The Spectator is a collection of essays and character-sketches. Out of the character-sketches came ultimately not only the first form of the American short story but also the English novel of Richardson and Fielding.[2]) Sir Roger de Coverley, for example, is a typical character-sketch; but Rip Van Winkle is more than a character-sketch: it is a character-sketch in the moment of transition into a short story. It is a sketch in its wealth of description, in its skillful portrayal of character, and in the leisurely movement of its style; it is a short story in its narrative continuity, in its interweaving of character with incident, and in its steady progress toward a culminating denouement.

By 1833 Irving had written his best stories and was planning larger works. In the same year Poe published his Ms. Found in a Bottle and won by it a hundred dollar prize. It was in Berenice, however, written two years later, that Poe first showed the mastery of technique that was to make him the founder of the new genre. In June of the same year — Poe's story having

[1]) Lecture on Irving.

[1]) Prof. Dr. F. Meyer, Selection of American Prose-Writers (Freytags Sammlung, Leipzig 1909), Einleitung, S. 5.

[2]) See Wilbur L. Cross's The Development of the English Novel (1909), p. 25.

appeared in March — Hawthorne published The Ambitious Guest. Both stories are thoroughly characteristic of their authors and may well serve as the basis for a comparison of their respective methods of workmanship. Poe's story moves to its conclusion as undeviatingly as a bullet to its target. There is one dominating impression to be produced, and every incident, every explanation, every sentence, every word contributes directly and cumulatively to the end in view. Plot, atmosphere, style are fused into perfect unity. The first paragraph presupposes, but does not reveal, the last, as the last presupposes and completes the first. The reader is told nothing which he may infer for himself, but enough is told to make his inference inevitable. The theme of the story is that particular form of monomania induced by concentration upon one idea until that idea becomes an obsession: "Diese Monomanie beftand in einer krankhaften Reizbarkeit jener geiftigen Fähigkeit, welche die psychologische Wissenschaft unter dem Ausdruck die »Fähigkeit zur Aufmerksamkeit« begreift. Man wird mich höchftwahrscheinlich nicht verftehen, denn ich fürchte, es wird auf keine Art und Weise möglich sein, einen genauen Begriff von der Innerlichkeit des nervösen Interesses zu geben, mit welchem ich mich auf die Betrachtung der allergewöhnlichften Gegenftände des Weltalls warf und in dieselben vergrub."[1])

Hawthorne's theme in The Ambitious Guest is the futility of a noble ambition, but this theme is not allowed to suggest itself; it is lugged into the conversations of all the eight characters. Even the children, who had been put to bed in another room, »seemed to have caught the infection [enthusiasm] from the fireside circle, and were outvying each other in wild wishes, and childish projects of what they would do when they came to be men and women«. Not content with this, Hawthorne adds a few comments at the end, exactly as would be done in a formal sermon: »Woe for the high-souled youth, with his dream of Earthly Immortality! His name and person utterly unknown; his history, his way of life, his plans, a mystery never to be solved, his death and his existence equally a doubt!«

Poe, even in his earliest stories, is never guilty of adding what did not need to be added. Of the art of knowing when to stop—perhaps the rarest of all arts—he was a consummate master. It was an art implied in his theory of what the short story should be. This theory had reference also to poetry as well as to prose, and Poe's poems may serve equally as illustrations of his technique. That Hawthorne blundered frequently here will be evident to anyone who will glance at the concluding parts of such otherwise excellent short stories as Mr. Higginbotham's Catastrophe, The Vision of the Fountain, Prophetic Pictures, David Swan, The Threefold Destiny, and The Birthmark.[1]) It is probable that some of these inartistic endings may find their explanation in a remark that Hawthorne once made about his story called Rappacini's Daughter. »I did not know«, he said, »while writing it, how it would end«.

In the beginning of his stories as well as at the end Hawthorne differs also at times widely from Poe. The story called Wakefield (1835) is an example. In the first paragraph the entire plot is sketched in advance. The story is of a man who left his home and wife but took lodgings in a house just across the street. For twenty years he saw his wife only at a distance, she in the meanwhile thinking him dead. At the end of twenty years he returned to his home as quietly as he had left it. The story as Hawthorne tells it in twelve pages is not so much a story as a study of a given situation. »If the reader choose«, says Hawthorne, »let him do his own meditation; or if he prefer to ramble with me through the twenty years of Wakefield's vagary, I bid him welcome«. Hawthorne has thus deliberately deprived the story of the interest of unexpectedness. What interest it has is due not to skillfull con-

[1]) Edgar Allan Poes Werke, herausgegeben von Hedda und Arthur Moeller-Bruck (Minden i. W.), Band IV, S. 126.

[1]) Hawthorne's interest in the elixir of life and in the problems suggested by it may be traced not only in The Birthmark, but in Dr. Heidegger's Experiment, A Virtuoso's Collection, The Great Carbuncle, Septimius Felton, The Dolliver Romance, and A Select Party. Compare also William Godwin's novel, St. Leon (1799), a story of the misery which an alchemist had to endure from the possession of the elixir of life; and Hoffmann's Elixiere des Teufels.

cealment of the final issue but to the author's interpretation of the character of a man who would play such a joke on an innocent wife. The story resembles the Greek tragedies, in which the audience knew beforehand what would happen but were interested none the less in how it would happen. Had Poe told the story he would have kept the reader in suspense as to Wakefield's return until the last paragraph.[1])

In still other respects the short stories of Hawthorne and Poe stand far apart. Hawthorne appeals primarily to the conscience. He was a descendant of Puritans, and the problems of conscience were the problems in which they were chiefly interested. Poe enters this realm rarely. His William Wilson, however, that profound study of good and evil fighting for supremacy in a single soul, is evidence that Poe could treat moral themes in a masterly way when he chose. But he did not believe that the chief end of art was to inculcate morality. Then, again, Hawthorne's imagination, far more than Poe's, demanded some physical image, some concrete symbol, as a center for its activities. He is indeed the greatest of symbolists. In his Twice-Told Tales, the word »symbol« occurs twenty-five times, the word »emblem« twenty times. Among his favorite symbols may be mentioned a shroud [for the dead], a black veil, a carbuncle [jewel], a snake, a mantle [garment], a butterfly, a cross, and a scarlet letter. The latter, which he used with such telling effect in the great novel of that name, had been already employed by him as a symbol of sin in the short story called Endicott and the Red Cross (1838). No other symbol ever exercised so potent a spell over his imagination as this. Indeed in one passage of The Scarlet Letter, the passage in which the scarlet letter is made to appear suddenly in the sky, the reader feels that what was intended as a climax is really an anti-climax.

Poe's contribution to the American short story was not in the direction of symbolism or of supernaturalism, though he employed both. Still less is it to be sought in a more accurate use of local color, for local color owes nothing to Poe. His contribution lay in a more perfect form, a more artistic technique. In his formula for the short story, which we have already cited, Poe laid down principles which could be employed with equal effect whatever the theme or thought-content of the story might be. It might be a story of conscience, a mere sketch, an episode, a character study, the portrayal of an interesting situation, a bit of tragedy, or a humorous anecdote. Poe said nothing about theme; his advice was »Drive straight to the point, whatever your theme«.

As a matter of fact, his own stories have been divided by the critics into many classes. But from the point of view of structure, they fall into only two classes. Berenice (1835) is, in point of time, his first masterpiece of the first class, The Murders in the Rue Morgue (1841) his first masterpiece of the second class. In the first, there is an unbroken cumulative movement from the first paragraph to the last; in the second the mystery deepens in the first half and is completely solved in the second half. The first type may be represented by a capital A: the lines of interest converge and culminate at the apex; the second type may be represented by a capital B: the story, in other words, is divided into two equal and corresponding sections or semicircles. To the latter class belongs the detective story, of which Poe is justly considered the founder.[1]) Stories of this kind appeal primarily to our intellectual curiosity, to our puzzle-solving instinct. The stories of the A type appeal more to our art sense, to our feeling for unity, for harmony, for climax. In both there is perfect »totality of effect«, but it is obtained in different ways. In stories of the A type there is no break either in kind or degree of interest. In stories of the B type

[1]) Poe, it is true, praises Wakefield but not for its structure. »The force of Mr. Hawthorne's tale«, he says, »lies in the analysis of the motives which must or might have impelled the husband to such folly«. See his review of Hawthorne's Twice-Told Tales (Graham's Magazine, May 1842).

[1]) »Edgar Allan Poe ist, wie es scheint, der Erfinder des wirksamen Erzählerkniffs, sowie er auch der Vorläufer Conan Doyles in der Schöpfung der Detektivgeschichte geworden ist. Die Novelle vom Goldkäfer ist das Vorbild zahlloser Nachahmer geworden. Die Mordtaten in der Rue Morgue enthalten im Keime bereits alle Elemente, aus denen die moderne Detektivnovelle von der Art der Sherlock Holmes-Serie besteht.« Die Englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria, von Leon Kellner (Leipzig 1909), S. 23.

there is a cesural pause in the middle but this pause does not separate the two half-lines—if we may continue our metrical figure—but only binds them into closer harmony.

In 1849 Poe died, and Hawthorne turned from short stories to novels. From now on till the rise of Bret Harte few short stories of real merit were written. Two, however, deserve consideration. These are What Was It? (1859) by Fitz-James O'Brien and The Man Without a Country (1863) by Edward Everett Hale. The conception of What Was It? would have delighted Poe's soul, though he would have improved the technique. As it stands, however, it is the best short story written in the Poe manner that the last half century can boast. The mysterious object in the story could be felt, heard, measured, and weighed but not seen. »I cannot even attempt«, says the narrator, »to give any definition of my sensations the instant after I turned on the gas ... I saw nothing! Yes; I had one arm firmely clasped round a breathing, panting, corporeal shape; my other hand gripped with all its strength a throat as warm, and apparently as fleshy, as my own; and yet, with this living substance in my grasp, with its body pressed against my own, and all in the bright glare of a large jet of gas, I absolutely beheld nothing! Not even an outline,—a vapor!« When the creature died, a plaster cast was taken of it. »It was shaped like a man,—distorted, uncouth, and horrible, but still a man. It was small, not over four feet and some inches in height, and its limbs revealed a muscular development that was unparalleled. Its face surpassed in hideousness anything I had ever seen.«

The story has undoubted originality and is admirably told. Matthews[1]) thinks Poe would not have condescended to the prosaic plaster cast at the end. But why not? The taking of the cast merely emphasized the qualities that the creature was known to possess. One may venture the opinion, however, that Poe would have gone more deeply into the real nature of such a monster, and would at least have suggested an explanation of its origin.

[1]) The Short-Story: Specimens Illustrating its Development (New York 1907), by Brander Matthews, p. 246. O'Brien's story, says Matthews, »seems to have suggested to Guy de Maupassant his even more powerful Le Horla«.

The Man Without a Country owes its popularity not so much to a skillful plot—there is really no plot—as to a rarely suggestive situation, firmly grasped and intelligently worked out. It was written during the Civil War for the express purpose of stimulating patriotism. Philip Nolan, lieutenant in the United States Army, said with an oath that he hoped never to hear of the United States again. »The court sentenced him to have his wish fulfilled«. This is the whole story; or rather this is the situation which Dr. Hale has developed. It is in fact a Hawthorne story, just as What Was It? is a Poe story. The question with Dr. Hale was not »How may I tell an interesting story?« but »How may I develop all the potentialities of an interesting situation?«

This, it may be said in passing, is the method of Henry James, except that his situations are frequently not interesting. In a recent story, The Beldonald Holbein,[1]) James says: »It is not my fault if I am so put together as often to find more life in situations obscure and subject to interpretation than in the gross rattle of the foreground«. One could not find a more luminous comment upon his short stories than these words contain. The situations that he prefers are, as he says, »obscure« but »subject to interpretation«. Hawthorne's situations, however, even when obscure, are always vital. We cannot imagine Hawthorne saying, as James says:[2]) »It is an incident for a woman to stand up with her hand resting on a table and look out at you in a certain way.« No, this is not an incident; if it be anything, it is a situation, and a very trivial and anaemic one at that. Hawthorne, in a word, deals with primary emotions, James with secondary emotions.

After The Man Without a Country the next great American short story to appear was The Luck of Roaring Camp. It was published in 1868 but appeared in book form in 1870 with The Outcasts of Poker Flat and Tennessee's Partner. In these stories Bret Harte did more than anyone else to give the American short story immediate recognition as a new genre both at home and abroad. Had he written nothing else his

[1]) See The Better Sort (New York, 1903).
[2]) See his Art of Fiction.

fame would be secure. He continued, however, to write short stories of California life until his death in 1902, but he never surpassed the three stories just mentioned.

Bret Harte's early models were Irving and Dickens. As early as 1863 he contributed to The Atlantic Monthly a story called The Legend of Monte del Diablo, which shows in every paragraph the influence of Irving's pictures of Spanish life. His poem entitled Dickens in Camp would seem to show that what he most admired at first in Dickens was his sentimentality. By 1868, however, he had found his own style, a style that owed little to Dickens and less to Irving; sentimentality had given place to realism, though Bret Harte's realism was never of the uncompromising type: it was realism in the service of idealism. Fortunately the greatest short story writers in American literature have put on record a statement of the principles that guided then in the structure of their narratives. Bret Harte is no exception. In an article entitled The Rise of the Short Story[1]) he declares that though Poe, Hawthorne, and Longfellow[2]) wrote excellent short stories, their work did not indicate sufficient knowledge of American geography, was not American enough; the Civil War, he says, had fused the North, the South, the East, and the West into one great nation, but only Edward Everett Hale, in The Man Without a Country, had realized this fact; California, in the days of the forty-niners, was a great melting-pot in which the diverse elements of American life had already, before the sixties, begun to assume unity and homogeneity; realizing the opportunity before him he had written The Luck of Roaring Camp.

He sums up his views as follows: »The secret of the American short story is the treatment of characteristic American life, with absolute knowledge of its peculiarities and sympathy with its methods; with no fastidious ignoring of its habitual expression, or the inchoate poetry that may be found hidden even in its slang; with no moral determination except that which may be the legitimate outcome of the story itself; with no more elimination than may be necessary for the artistic conception, and never from the fear of the fetish of conventionalism. Of such is the American short story of to-day, the germ of American literature to come«.

Bret Harte, then, consciously created a new kind of short story. His purpose, as he himself stated it, was to found »a distinctive Western American literature«. And yet an examination of his stories makes it evident that they are distinctive not so much in structure as in locale. He opened a new field to American literature but he exemplified no new principle of art. His technique at its best is that of Poe; indeed, he was the first to show that Poe's technique would serve as well for stories told objectively as for stories told subjectively. Poe's milieu, it is true, is an imaginary milieu, while Bret Harte's is definite and American. But the art of making the milieu an essential factor in the story is displayed as clearly in The Fall of the House of Usher as in The Outcasts of Poker Flat.

Bret Harte's method of character-portrayal is by no means complicated. It was once remarked by Samuel Taylor Coleridge that both good and bad men are less so than they seem. Bret Harte undoubtedly believed that this was true of bad men; they were not so bad, in his mind, as society regarded them. Like Mark Twain, he was always on the side of the individual and against the institution, whether social, civil, or religious. He sought to prove that vice,

»Like the toad, ugly and venomous,
Wears yet a precious jewel in his head.«

His characteristic method is to show that those whom society treats as outcasts have yet some redeeming virtue that puts to shame their censors. When he was criticized for confusing the boundary lines of virtue and vice, he replied that his stories »conformed to the rules laid down by a Great Poet who created the parable of the Prodigal Son and the Good Samaritan«.

The reply can hardly be called a happy one, for Bret Harte's method is the antithesis of that of Christ. It is true that he does not make vice attractive; he makes virtue attractive; but he does so by uniting it to a reputation for evil. When Bret Harte introduces us to a thief, or murderer, or

[1]) Published in The Cornhill Magazine, July 1899.

[2]) He had in mind Longfellow's Tales of a Wayside Inn, only three of which deal with American history.

harlot, we know at once that the thief will turn out to be a hero in disguise, the murderer a model of manliness, the harlot a paragon of unselfishness. In fact noble qualities are attractive in Bret Harte's pages not because of what they are in themselves but because of the contrast between them and the vessel in which they are contained. Christ shows us the prodigal son eating with swine; Bret Harte would have sketched him leaning gracefully against the side of the pigpen, wiping the dust from his shoes with a silk handkerchief, and surveying scornfully the scene before him.

As to Bret Harte's humor, it is of a kind that had already found partial expression in the South. In fact, wherever in American history two distinct grades of civilization, a higher and a lower, have come into contact with one another,—wherever there has been a borderland,—humor has been one of the results. Mark Twain portrayed the humor of the Southwest when the Southwest was the meeting place of a receding and an advancing society. The same conditions prevailed in the South a generation earlier and found humorous expression in Georgia Scenes (1836),[1] by Augustus Baldwin Longstreet, in Major Jones's Courtship (1840), by William Tappan Thompson, in The Adventures of Captain Simon Suggs (1846), by Johnson Jones Hooper, and in Flush Times of Alabama and Mississippi (1853), by Joseph Glover Baldwin.

»Since 1870«, as was said in a former lecture, »our best writers are those who have reproduced the scenery and the characters that they knew and loved best«. In 1892 Colonel Thomas Wentworth Higginson[2] declared that »the rapid multiplication of the portable kodak had scarcely surpassed the swift growth of local writers, each apparently having the same equipment of directness and vigor«. Writing only a few months ago[3] William Dean Howells expressed himself as follows: »In the extraordinary development of local literature among us, ever since the Pacific Slope began to express itself in the peculiar colors and cadences of its romances and poets, we have to confess an apparent divinity in the geographical distribution of American authorship . . . In this sort of work there has seemed to me the highest promise of a national literature and in the devotion, the aesthetic patriotism, if I may reach out for a meaning rather beyond the phrase, I have read the prophecy of something finely and finally American. If the reader will try to think what the state of polite learning (as they used to call it in the eighteenth century) would now be among us, if each of our authors had studied to ignore, as they have each studied to recognize, the value of the character and tradition nearest about them, I believe he will agree with me that we owe everything that we now are in literature to their instinct of vicinage.«

Most of the short story writers who rose to prominence after 1870 have been mentioned in a former lecture. To the list should be added Sarah Orne Jewett, Mary E. Wilkins (since 1902 Mrs. Charles M. Freeman), and William Sidney Porter, better known as O. Henry. The death of Sarah Orne Jewett in 1909 removed a writer who for thirty years had been a sort of mediator between the country people and the city people of the New England States. »When I began to write«, she once said — that is, in 1877 — »city people and country people were a little suspicious of each other, and more than that, the only New Englander generally recognized in literature was the caricatured Yankee«. She wrote of New England country people just as they were, and thirty years ago the field was a comparatively new one. She was born in Maine and her best stories are found in The Country of the Pointed Firs (1896), this being another name for her native State. All of her stories show an accurate knowledge of local character and dialect, a gentle and sympathetic humor, and a style of rare purity and distinction.

Mary E. Wilkins, who is usuall grouped with Sarah Orne Jewett, presents, however, the more sombre side of New England life. Her characters are usually abnormal, or at least obsessed by some fixed idea. Her first

[1]) This book enjoys the rare distinction of having made Poe laugh and laugh uproariously. »Seldom«, he said, »perhaps never in our lives, have we laughed as immoderately over any book as over the one now before us.« See the Virginia Edition (1902), vol. VIII, p. 258.

[2]) See The Local Short Story (The Independent, New York, March 11).

[3]) See his review of Mr. Harben's Georgia Fiction (The North American Review, March 1910).

notable volume, A Humble Remonstrance (1887), contains twenty-eight short stories and sketches of life in a Massachusetts village. There is genuine pathos in these stories; and in her next volume, A New England Nun and Other Stories (1891), pathos is reinforced by humor. There is an element of monotony, however, in her work, due partly to sameness of milieu and partly to the narrow range of emotions that her characters illustrate. The influence of Hawthorne is plainly traceable in many of her stories[1]), while that of Harriet Beecher Stowe[2]) is equally evident in the work of Sarah Orne Jewett.

The third writer, William Sidney Porter,[3]) has been called »the American Maupassant«, »the apostle of the picaresque«, »the discoverer of the romance of New York's streets«, »the Homer of the tenderloin«, and »the Bret Harte of the city«. His contact with the different phases of American life was almost as varied as that of Mark Twain. Born in Greensboro, North Carolina, at the close of the Civil War, he moved in boyhood to Texas where he lived on a cattle ranch. He then became an editor in Austin, the capital of Texas. Finding this life monotonous he moved to Central America and tried raising bananas. On his return he settled in New Orleans and began to write under the nom-de-plume of O. Henry. In 1902 he moved to New York where he died on June 5, 1910.

O. Henry will live longest as the short story historian of New York. He knew the great city,—its outer and its inner life, its poetry and its pathos, its humor and its tragedy, its changing moods and whims,—as no one else has ever known it. The abundant use of slang, in which he was an adept, will propably bar most of his stories from translation into foreign tongues. But underneath the slang, underneath all that to a careless reader may seem purely local and contemporary, there is a wide sympathy with elemental life in all of its manifestations. »They say«, he once remarked, »that I know New York well. Just change Twenty-third Street in one of my New York stories to Main Street, rub out the Flatiron Building and insert Town Hall, and the story will fit any up-State town just as well. So long as a story is true to human nature, all you need to do to make it fit any town is to change the local color. You can make all the characters of The Arabian Nights parade up and down Broadway«. His best short stories are in The Four Million (1906), Heart of the West (1908), and The Voice of the City (1908).

As far as O. Henry may be said to have had a philosophy it can be expressed in the words in which he outlined the theme of his play, The World and the Door (1908): »My purpose is to show that in every human heart there is an innate tendency toward a respectable life; that even those who have fallen to the lowest depths in the social scale would, if they could, get back to the higher life; that the innate propensity of human nature is to choose the good instead of the bad«.

Before concluding this lecture I wish to glance at some of the reasons why the short story has played so important a part in American literature. Without attempting to be exhaustive one may summarize these reasons under four heads:

1. In the first place, there was for a long time no satisfactory copyright law between England and America. Most of the novels read by Americans were of English authorship. At last, however, American authors, feeling little disposition to compete with Dickens, Thackeray, George Eliot, and Bulwer in their own field, turned to the short story. Here the demand was great and the supply from English sources by no means equal to the demand. It was to the short story, therefore, that aspiring writers in America devoted their especial attention. In a word, as W. J. Dawson[1]) puts it, »The conditions which repressed the short story in England acted

[1]) See especially Silence and Other Stories (1898).

[2]) I have reference especially to Oldtown Folks (1869).

[3]) For appraisals of O. Henry, see The Bookman, New York, April 1910; The New York Times, June 6, 1910; New-Yorker Staats-Zeitung, June 6, 1910; The Evening Post, New York, June 6, 1910; and The Outlook, New York, June 18, 1910. The best sketch of his boyhood is in The Daily Observer, Charlotte, N. C., Aug. 9, 1908.

[1]) The Modern Short Story (The North American Review, December 1909).

powerfully for its benefit in America«. It should be added that since the copyright act of 1891 the American writer of short stories is no longer compelled to produce his work in competition with stolen goods.

2. In the second place, the rise and development of the American short story was closely associated with the rise and development of the American magazine. The magazine created a demand which the writers of short stories found it profitable to supply. In the English magazine, however, the serial novel occupied the place of honor until the advent of Stevenson and Kipling. The English magazines now prefer the short story to the continued novel. In his discussion of recent tendencies in English fiction Wülker remarks[1]: »Alle genannten Schriftfteller von Kipling bis Jakobs haben ihre besondere Stärke in der short story, und es scheint, als ob dieses hauptsächlich von amerikanischen Autoren, Edgar Poe, Irving, Hawthorne, Bret Harte, Mark Twain, gepflegte Genre auch von englischen Novelliften neuerdings ganz besonders bevorzugt würde. Der Hauptgrund dafür liegt darin, daß viele englische Zeitschriften und Zeitungen danach ftreben, ihre Leser möglichft mit Fortsetzungen zu verschonen und ihnen in jeder Nummer einen abgeschlossenen Unterhaltungsftoff zu liefern.«

3. Then, again, the very bigness of the United States, the variety of customs and dialects, the presence of the Indian and the negro, the social contrasts, the movement westward, the constant presence of frontier types of character — these offered an opportunity for the new genre not found elsewhere. Our short story writers have done more than our poets to show the variety in unity and the unity in variety that have always been characteristic of American life. They have thus helped to bridge the chasm made by the Civil War. They have enabled the different sections to know each other, and with wider knowledge there has come a better understanding and a more intelligent sympathy. When the great American novel comes to be written it will draw largely upon the short story; for it will interpret the local in terms of the national.

[1]) Geschichte der englischen Literatur (Leipzig und Wien, 1907), Band II, S. 343.

4. In the last place, the short story has appealed strongly to the American people because it is short. It has a brief intensity that harmonizes with the national temper. Schönbach,[1]) discussing the American tendency to humor, says: »Man kann, wenn man Luft hat, diese Neigung auf die Natur des Landes zurückführen . . . oder man kann sie auch der nervösen Spannung zuschreiben, die faft zu einem Grundzuge amerikanischen Wesens wird.« The explanation fits equally well the American's fondness for the short story. The average short story consumes about the same length of time that a game of baseball does. It moves, moreover, to its conclusion — it does its work — with an economy of details, with a definiteness of purpose, with an efficiency of means that finds a quick response from the average American reader. It was this same preference for brief, intense, and at the same time idealistic literature that made the Americans accord a warmer welcome to Browning's poems than was accorded them elsewhere. Browning's best poems are dramatic monologues, and the dramatic monologue is in poetry what the short story is in prose.

What the future of the short story in America will be can only be conjectured. For myself I cherish the hope that as the short story grew out of the essay, so a national drama may grow out of the short story. »Ein Novellenstoff« says Spielhagen,[2]) »ift faft immer zugleich dramatisch; folglich kann beinahe jede Novelle in ein Drama umgedichtet werden.« Marion Crawford, it is true, calls the novel »a pocket stage«, »a portable drama«; but, as Spielhagen says, the real analogy is not between the drama and the novel but between the drama and the short story. The architecture of the two is singularly alike; »totality of effect« is the watchword in both. Indeed Poe claims to have found the expression »totality of effect« in Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunft und Litteratur. The resemblance between the drama and the short story will at once become apparent if one will read, for example, Lamb's Tales from the Plays of Shakespeare and view them not as paraphrases of dramas but as original short stories.

[1]) Gesammelte Aufsätze (Graz 1900) S. 364.

[2]) Beiträge zur Theorie und Technik des Romans (Leipzig 1883), S. 285.

It has always seemed that a national drama ought to have arisen in America between the years 1830 and 1840. This was the period of our first great national awakening, an awakening in literature, in journalism, in industrialism, and in statesmanship. But this awakening was coincident with the rise of sectionalism, a denationalizing influence. When the second awakening came immediately after 1870, the memories of the Civil War were too fresh for the national spirit to embody itself at once in any form of literature. Now, however, all is different. By means of the short story, in which every State of the Union has found representation, the nation has come to know itself better and to appraise more justly its constituent parts. Sectionalism is dead. Memories of the Civil War serve only to make us realize the greatness of our common country. Each side recognizes the valor and the sincerity of the opposing side; and in this recognition, partisanship is lost in patriotism. If ever a nation was ready for a national drama, that nation is America. When it comes, as surely it will come, the short story will have achieved its greatest triumph.

•

Bibliography.

1. *Life and Letters of Washington Irving*, by Pierre M. Irving (N. Y. 1869), vol. II, pages 64—65. See lecture on Irving.

2. *The Complete Works of Edgar Allan Poe*, Virginia Edition, by James A. Harrison (N. Y. 1902), vol. XI, pages 104—113. This is the review of Hawthorne's *Twice-Told Tales*, first published in *Graham's Magazine*, May, 1842.

3. *Novelle oder Roman?* (1876), by Friedrich Spielhagen (in *Beiträge zur Theorie und Technik des Romans*, Leipzig, 1883).

4. *Über die amerikanische Romandichtung der Gegenwart* (1886), by Anton E. Schönbach (in *Gesammelte Aufsätze*, Graz, 1900).

5. *The Local Short Story*, by Thomas Wentworth Higginson (*Independent*, N. Y. March 11, 1892).

6. *The Rise of the Short Story*, by Bret Harte (*Cornhill Magazine*, July 1899).

7. *Short Story Writing*, by Charles Raymond Barrett (N. Y. 1900).

8. *The Philosophy of the Short-story*, by Brander Matthews (New York, 1901). »So far as the author is aware«, says Mr. Matthews, »he had no predecessor in asserting (in 1884) that the Short-story differs from the Novel essentially, — and not merely in the matter of length« (Appendix).

9. *The World's Greatest Short Stories*, by Sherwin Cody (Chicago, 1902).

10. *A Study of Prose Fiction*, by Bliss Perry (Boston, 1902). Chapter XII is devoted to the short story.

11. *The Writing of the Short Story*, by Lewis Worthington Smith (Boston 1902).

12. *The Book of the Short Story*, edited by Alexander Jessup and Henry Seidel Canby (N. Y., 1903).

13. *American Short Stories*, by Charles Sears Baldwin (New York, 1904). The Introduction contains thirty-five pages.

14. *The Short-story: Specimens illustrating its Development*, by Brander Matthews (New York, 1907). The Introduction contains thirty-four pages.

15. *The Best American Tales*, by W. P. Trent and John Bell Henneman (New York, 1907). The Introduction contains seventeen pages.

16. *The Short Story*, by Evelyn May Albright (N. Y. 1907).

17. *The Short Story in English*, by Henry Seidel Canby (New York, 1909).

18. *Writing the Short-Story*, by J. Berg Esenwein (N. Y. 1909).

19. *The Art of the Short Story*, by George W. Gerwig (Akron, Ohio, 1909).

20. *The Great English Short-Story Writers*, by William J. Dawson and Coningsby W. Dawson (2 vols., New York, 1910). Introduction, »The Evolution of the Short story«, twenty-nine pages.

Bibliographies are given by Albright, Baldwin, Canby, Esenwein, Matthews (*Philosophy* &c.), and Perry.

Themes for Investigation.

1. The Technique of the American Short Story as expounded by the Writers Themselves.[1]
2. Dialect in Bret Harte's Short Stories.[2]
3. A Comparison of the Short Stories of Tieck and Hawthorne.[3]
4. Hidden Treasure as a Motif of the American Short Story.[4]
5. Double Personality as a Motif of the American Short Story.[5]
6. Poe's Contribution to the Technique of the Short Story.
7. National Characteristics in the American Short Story.

---

[1]) In addition to the references already given, see Sidney L. Whitcomb's *The Study of a Novel* (N. Y. 1906), pp. 301—302.

[2]) H. C. Merwin, who is writing the life of Bret Harte for the American Men of Letters series, informs me that he will devote several pages to this subject.

[3]) See Poe's Criticism of Hawthorne (Virginia Edition XIII, pp. 144—145); Lowell's *Fable for Critics*; Schönbach's *Gesammelte Aufsätze*, S. 345; H. M. Belden's *Poe's Criticism of Hawthorne* (*Anglia XI*, 376—404); Jessup and Canby's *Book of the Short Story* (*Introduction* pp. 10—12); Canby's *The Short Story in English*, pp 247—248.

[4]) See Irving's *Dolph Heyliger* (in *Bracebridge Hall*) and *The Money-Diggers* (Part IV of *The Tales of a Traveller*); Hawthorne's *Peter Goldthwaite's Treasure* (in *Twice-Told Tales*); Poe's *Gold Bug*; Mark Twain's *Tom Sawyer* (chapter XXV seq.).

[5]) See Poe's *William Wilson*; *Hoffmann's Elixiere des Teufels and Poe's William Wilson* (chapter IV of Palmer Cobb's *The Influence of E. T. A. Hoffmann on the Tales of Edgar Allan Poe*. 1908); Hawthorne's *Howe's Masquerade*; Mark Twain's *The Recent Carnival of Crime in Connecticut*; T. B. Aldrich's *Queen of Sheba*; Elizabeth Bisland Wetmore's *The Doppelgänger* (*Library of Southern Literature*, vol XIII, pp. 5777—5782); J. E. Poritzky's *Edgar Poe* (*Aus fremden Zungen*, Berlin, 1908, pp. 189—190).

Offenbarung.

Eine religionsgeschichtliche Studie.

Von Nathan Söderblom, Professor an der Universität Upsala.

(Schluß)

Ihre innerſte Wurzel, sahen wir, hat die Offenbarung im Gewissen! Von hier aus übt sie ihre tiefſten Wirkungen aus. Den Weg iſt sie zu allen Zeiten gegangen, den Weg wird sie ſtets gehen. Nirgends gibt es eine ſtärkere und reinere Gewißheit um Gottes Wesen als bei Jesus. Bei niemand hat diese Gewißheit auf eine persönlich und hiſtorisch wirkungsvollere Weise das ganze Wesen durchdrungen. Niemand iſt darum in demselben Maße Offenbarung wie er. Bei niemand schimmert das Göttliche mit gleicher Stärke durch. Es iſt nicht Willkür, daß wir uns ihm zuwenden. Man fragt: warum gerade ihm? Die Religionsgeschichte antwortet: für das Streben nach dem Ideal gibt es keine andere Wahl. Denn die Wirkungen seines Auftretens sind so, daß sie ihm einen zentralen und einzig daſtehenden Platz in der Religionsgeschichte anweisen. Die Ausgeſtaltung und das Wirken seiner Person werden wesentlich dadurch bedingt, daß er nicht isoliert daſteht, sondern an eine Reihe von Zeugen der Gottesgewißheit anknüpft, angehörig einer Geschichte, die mehr als jede andere Geschichte mit Offenbarungsinhalt geladen iſt. Sowohl diese Personen als auch diese Geschichte erweisen sich uns als Offenbarungsfaktoren in besonderem Sinne, deshalb, weil die Motive, die Kräfte und Konflikte in keiner anderen Religionsgeschichte von den Mitspielern selbſt so klargelegt, durchlebt und ausgenützt worden sind, wie von den Propheten in der biblischen Geschichte. Die Propheten und deren Nachfolger sind zu Märtyrern ihres Glaubens an den Gott der Geschichte geworden. Ich meine damit nicht, daß irgend eine Rechtgläubigkeit ihren Glauben als Ketzerei verdammt hat. Sondern die Tatsache, daß sie einen ethischen Kern in der Geschichte fordern, hat sie in eine tragische innere Spannung zu ihren Zeitgenossen versetzt, wenn diese auch nicht für alle zu äußeren Leiden oder zu einem blutigen Tode geführt hat. Aber diese eigenartigen Märtyrer der Geschichte verhelfen ihrem Glauben zum Siege.

Nun möge man nicht darauf hinweisen, wie verschwindend klein einmal die Geschichte der biblischen Offenbarung im Vergleiche zu all dem sei, was auf unserer Erde geschehen iſt, und wie verschwindend klein andererseits die ganze Geschichte der Menschheit im Vergleiche zum Universum sei. Ich erwidere auf das erſtere: die Wissenschaft muß empirisch sein. Sie kann sich nicht damit tröſten, daß es eine andere Geschichte geben könne, die ebenso deutlich den Willen Gottes aufzeige, wie die biblische, und daß andere ebenso bemerkenswerte Offenbarer möglich seien wie Chriſtus. Die Wissenschaft muß die Wirklichkeit ergreifen, und mit ihr rechnen. Auf den zweiten Einwand — die verschwindende Geringfügigkeit der Menschenwelt im Raume — erwidere ich, daß bei einer prinzipiellen Betrachtung, die Wesen und Inhalt der Dinge untersucht, nicht das Quantitative den Ausschlag geben kann —: es iſt eine reine Relativität, ob ich mit Millionſteln eines Millimeters oder mit Billionen Kilometern messe. Für unsere Erfahrung offenbart sich die Wirklichkeit in intensiverer und höherer Geſtalt im Menschenleben als sonſt im Universum.

Zweifel könnten angesichts unseres Problems vielleicht aber darüber entſtehen, ob dem Unendlichkeitsgefühl oder dem Idealdrang der Vorrang gebühre. Unter unseren Zeitgenossen gibt es Männer, die die Myſtik der Unendlichkeit und Einheit vorziehen. Aber wenn man das Streben nach dem Ideal höher schätzt, wenn man im Hervortreten des göttlichen Willens im Leben, in der Sinnesfülle des Daseins, in dem Offenbarungsgehalt der Geschichte und des Lebens der Persönlichkeit eine ſtärkere Triebkraft, einen reicheren Segen für die Seele sieht, als in einer Religion, die von dem Göttlichen eigentlich nur dessen ſtillen Frieden in der Ferne wie eine Zufluchtſtätte fort von Zeitlichkeit und Geschichte wahrnimmt — dann kann wohl kein Zweifel daran beſtehen bleiben, daß das Leben Chriſti und die Geschichte, in der es ſteht, innerhalb unseres Geschlechtes ewig

bleibende, wohl unerreichbare*) Gottesoffenbarung ist. Wie kann nun aber, das ist die Frage, die sich hier aufdrängt, der Zusammenhang, auf den die Wissenschaft vertraut, und den sie in allem, was ist und geschieht, konstatiert, für uns zur Offenbarung werden, zum Zeugnis um den lebendigen Gott, um göttlichen Willen?

Zunächst bietet sich der Weg dar, den ursächlichen Zusammenhang zum Zweck zu machen: der Blick richtet sich nach vorwärts, das, was geschieht, wird nicht bloß eine Folge von Ursachen, sondern Beziehung auf ein Ziel. Ich gehe gedankenlos durch die Menge, halb geschoben von meinen Hintermännern, halb aufs geradewohl mich ins Freie vorwärts arbeitend. Da begegne ich einem Menschen, und diese Begegnung wird für mein Leben bestimmend. Der Vorfall wird von mir unwillkürlich unter den Gesichtspunkt einer Leitung, eines Zweckes gestellt.

Die Übertragung der Kausalität auf die Teleologie hat so innerhalb gewisser Grenzen Anwendbarkeit. Aber Einwendungen erheben sich dagegen, das Offenbarungsproblem einfach dadurch als gelöst zu betrachten, daß die Generalisierungen, die wir Naturgesetze nennen, als Gottes Wille gelten sollen. Der eigentümliche, uns verborgene Zusammenhang der Wirklichkeit ist eines, etwas anderes sind unsere Generalisierungen und »Naturgesetze.«

*) Daß Plotinos in der Unendlichkeitsreligion und daß Bach in der Musik die prinzipiellen, beherrschenden Höhepunkte immer ausmachen werden, ist mir persönlich beinahe ebenso sicher wie daß in Jesus der ethische Monotheismus seine höchste Manifestation für alle Zeiten abgegeben hat. Beweisen kann man freilich nicht mehr, als daß die drei genannten Größen bis jetzt die »Offenbarer« par préférence auf ihren respektiven Gebieten sind. —

Für eine weitere Ausführung der hier skizzierten religionsgeschichtlichen Orientierung verweise ich auf meine Bücher: Uppenbarelse religion, Upsala 1903 (vgl. André Bellessort, La Suède, Paris, Perrin 1910 S. 365 ff) und Religionsproblemet II, Stockholm 1910.

Aber hier begegnet uns oft noch eine andere Schwierigkeit. Die Kausalität bewirkt nicht selten die grausamste Sinnlosigkeit. Wird diese ihre zufriedenstellende Erklärung einmal in höherem Lichte empfangen? Und wenn es geschieht, bleibt dennoch ein Rest übrig. Gottes fort währende Schöpfung, immer fort währende Schöpfung ist zu gleicher Zeit ein Kampf. Ich sehe, wie dieser Umstand dem Streben nach einer einheitlichen Welterklärung widerspricht. Und ich bin mir lebhaft bewußt, wie unvollkommen der Versuch unserer Gedanken ist, die Wege der Wirklichkeit und Gottes Leben zu fassen und auszudrücken.

Wir haben, um das Ergebnis am Schluß noch einmal zusammenzufassen, für die Erfassung der Wirklichkeit zwei Wege, den der Wissenschaft und den der Offenbarung. Die beiden Wege entbehren nicht des Zusammenhanges miteinander. Aber die Aufgabe der wissenschaftlichen Erkenntnis ist nicht blos die, zu wissen, sondern gleichzeitig die, durch Wissen zu herrschen.

Und doch bringen die sogenannten Naturgesetze nicht das Wesen der Wirklichkeit zum letzten Ausdruck. Das zeigt sich darin, daß kein kritischer Wissenschaftsvertreter glaubt, die Wirklichkeit bestehe letzthin etwa aus Äther und Atomen. Dagegen wissen wir alle — sowohl die Jünger der Wissenschaft als auch die Laien —, daß Gott, dies Wort so allumfassend gebraucht, wie nur möglich, die wahre Wirklichkeit ist.

Eine solche Gewißheit um Gott gewinnen wir gleich den Propheten und Aposteln dadurch, daß wir an Gottes Leben teilhaben. Je herzhafter wir uns an die Wirklichkeit hingeben können, das ist an die Kraft des Lebens, in feuriger Anstrengung, in stiller Selbstüberlassung und Ruhe, in aktiv durchgelebtem Leiden, desto sicherer werden wir die Gewißheit gewinnen und festhalten, daß Gott ist und daß Gott unergründlich mächtige Güte ist, die sich vorwärts kämpft und uns vorwärts trägt.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus London.

Ursprung des phönikischen Alphabets. — Gräko-phönikische Kultstätten.

In der letzten Sitzung der englischen Gesellschaft für biblische Archäologie sprach Professor Sayce über den Ursprung des phönikischen Alphabets, wobei er zunächst ausführte, daß von dem Gebrauch irgend eines Alphabets in Palästina vor der davidischen Zeit keine Spur vorhanden ist. Es läßt sich vielmehr annehmen, daß das phönikische Alphabet gerade um diese Zeit in Palästina eingeführt worden ist. Die griechischen Formen der Buchstabenbezeichnungen lassen schließen, daß sie auf eine sehr frühe Zeit zurückgehen, und daß sie von den piktographischen Zeichen stammen, aus denen die Buchstaben sich entwickelt haben. Man hat bis jetzt noch nicht beachtet, daß, um die primitiven piktorialen Formen herzustellen, die Buchstaben umgelegt werden müssen gerade wie die Keilschriftzeichen, die in derselben Weise entstanden sind. Die ursprünglichen piktographischen Zeichen wurden nämlich vertikal geschrieben. Eine Analyse der Buchstabenbezeichnungen, von denen mehrere von Sayce zum ersten Male aus assyrischen Quellen erklärt werden konnten, führt, wenn man damit die Wiederherstellung der primitiven piktographischen Zeichen verbindet, zu folgenden Schlüssen: 1. die Charaktere erhielten ihren Namen, bevor sie Buchstaben wurden; 2. der semitische Dialekt, aus dem die Namen stammen, war dem kanaanitischen ebenso verwandt wie dem assyrischen; 3. die Benützer der piktographischen Zeichen waren Halbnomaden; 4. einige der piktographischen Zeichen weisen Bekanntschaft mit den hettitischen Hieroglyphen auf, waren jedoch 5. ganz unabhängig davon erfunden. 6. Einige der Charaktere wurden in gebrochenen Linien fehlerhaft während der Zeit gezeichnet, in der sie bereits Namen bekommen hatten, bis sie sich dann später zu Buchstaben entwickelten. 7. Das »Samech« kam ursprünglich hinter dem Schin. 8. Die piktographischen Zeichen waren paarweise gruppiert und begannen mit Aleph (das Rind) oder der Anführer (Aluph) und endeten mit dem Kreuz, das bei den kretischen Hieroglyphen das Ende eines Satzes anzeigt.

In der letzten Sitzung der Society of Hellenic studies sprach der Numismatiker G. F. Hill über einige gräko-phönikische Kultstätten. Er ging von architekturalen und religiösen Typen aus, die auf den Münzen der großen phönikischen Städte vom Beginn ihrer Münzprägungen im 5. Jahrhundert v. Chr. an bis zu ihrem Ende unter der Regierung des Kaisers Gallienus erscheinen. In den meisten Städten wurden zwei Paare von Gottheiten oder nur ein Paar, gewöhnlich Baal und Astarte bezeichnet, verehrt, die in zwei Formen erschienen, einer maritimen, die in den Seestädten verehrt wurde, und einer cölestischen, die auf Hügeln und Bergen verehrt wurde. Mit dem letzteren Paar war der Löwe besonders verknüpft. Zu Aradus wurde Baal Arvad zuerst als Fischgott, später als Poseidon verehrt; auf den Hügeln und Bergen dahinter zu Baitokaike entsprach dem Gott ein himmlischer Zeus mit einer Göttingemahlin, die der syrischen Göttin gleicht. Zu Berytus hatte der maritime Baal Berit (Poseidon) Beroe, eine Meernymphe, zur Gemahlin; diesem Paar entsprach im Gebirge der Himmelsgott Baal Marcod und seine Gemahlin. Zu Sidon erscheint Astarte sowohl als städtische Meergöttin wie als auf einem Löwengespann fahrende Himmelsgottheit. Der mit ihr verknüpfte heilige Stein erscheint in einem auf Rädern gefahrenen Schrein. Zu Tyrus entsprach dem maritimen Herakles-Melkart ein himmlischer Herakles-Astrochiton, und jeder hatte seine Gemahlin. Zu Tripolis waren sehr wichtige Kulte mit einem Altar des Zeus Hagios, einem Himmelsbaal, der mit Sonne und Mond zusammen erscheint. Der wohlbekannte Tempel zu Byblus mit dem heiligen konischen Stein war entweder dem Adonis, dem lokalen Baal, oder möglicherweise der Astarte geweiht. Weitere interessante Kultschreine waren die der Astarte zu Caesarea-Arca, der wahrscheinlich aus dem Felsen herausgehauen war, und rin tragbarer Schrein einer Doppelaxtgöttin zu Ace-Ptolemais. M.

Mitteilungen.

Über den 11. Tag für Denkmalpflege, der am 29. und 30. September in Danzig getagt hat, ist kürzlich der stenographische Bericht, ein Band von etwa 200 Seiten, im Kommissionsverlag von Wilhelm Ernst & Sohn in Berlin erschienen. Nach dem durch den Vorsitzenden des geschäftsführenden Ausschusses Geheimen Hofrat Professor Dr. von Oechelhäuser der Jahresbericht erstattet worden war, sprach Regierungsrat Blunck (Berlin) »Über Hochschulunterricht und Denkmalpflege«. Er schloß seine Ausführungen mit dem Satze, »daß es in unserer Zeit, wo die Bestrebungen der Denkmalpflege und des Heimatschutzes sich auf einer immer mehr und mehr sich ausdehnenden Gesetzgebung aufbauen und mit dem Wirtschaftsleben des Volkes immer mehr in Berührung treten, angebracht ist, auf den deutschen Universitäten oder wenigstens auf einigen von ihnen, regelrechte und regelmäßige Vorlesungen für Juristen über unsere (Denkmalpflege) und verwandte Materien zu halten.«

In der Diskussion wurde von den Professoren von Lange-Tübingen, Neuwirth-Wien, Haupt-Preetz und dem Ministerialdirektor von Foerster-Streffleur-Wien die Notwendigkeit eines solchen Unterrichts, der sich nicht nur auf die Juristen beschränken solle, sondern z. B. auch für die Theologen von Wichtigkeit sei, hervorgehoben und Erfahrungen, die hiermit gemacht sind, mitgeteilt. Im Anschlusse daran hielt der Geheime Baurat Professor Walbe-Darmstadt einen Vortrag über die Mitwirkung der Geistlichkeit bei der Denkmalpflege. Er führte aus, daß die dauernde Pflege, die Aufsicht über die bauliche Unterhaltung seiner Kirche, über Ordnung und Reinlichkeit, über die sorgfältige Aufbewahrung der Geräte usw. der Geistliche selbst übernehmen solle. Er solle um jeden technischen

Schaden besorgt sein wie ein Hausbesitzer. Der gebildete Geistliche werde, wenn er nur einmal auf diese Feinheiten hingewiesen worden ist, bald ein Urteil darüber gewinnen, welchen hervorragenden Anteil an der künstlerischen Wirkung des Ganzen das Handwerk im einzelnen hat, wie weit er daher bei Ausbesserungen dem Dorfmaurer und dem Dorfschreiner freie Hand lassen dürfe und wo er selbst dafür zu sorgen habe, daß nicht durch stilwidrige Ergänzung ein künstlerischer Schaden entstehe. Wenn es sich um größere Aufbesserungen, Neuanschaffungen und Geschenke, um Wiederherstellungen, neue Anstriche und Vermalungen handle, um Umbauten und Erweiterungen, solle der Geistliche den Rat des Denkmalpflegers einholen. Auch an diesen Vortrag schloß sich eine eingehende Diskussion.

Darauf sprach Professor Dragendorff-Frankfurt a. Main über die **Methodik der Ausgrabungen**. Zunächst solle man einmal nach allen Anzeichen eine Ansicht über das mutmaßlich zu gewinnende sich machen, hiermit die lokalen äußeren Verhältnisse konfontrieren, die zur Verfügung stehenden Mittel in Betracht ziehen und danach dann den ganzen Arbeitsplan auf den speziellen Fall hin gestalten. Ein zweites Erfordernis sei, durch Versuchsschnitte nach Möglichkeit immer erst aufzuklären. Die schichtenweise Grabung sei von höchster Wichtigkeit, Schichten geben Geschichte; das Ausgraben solle nicht Selbstzweck sein. Eine Hauptfrage sei dann, das Ausgegrabene zu konservieren, oft sei es viel verdienstlicher, eine Ausgrabung zu unterlassen oder sie zu verhindern, als sie zu machen oder zu begünstigen. An der Diskussion beteiligte sich Professor Schreiber-Leipzig.

Die beiden letzten Vorträge des ersten Tages hielten Professor von Lange-Tübingen **»Über die Restaurierung mittelalterlicher Skulpurdenkmale«** und Professor Rathgen-Berlin **»Über Versuche mit Steinerhaltungsmitteln«**. Am zweiten Tage sprachen nach der geschäftlichen Sitzung Generalkonservator Dr. Hager-München **»Über den Einfluß der Vegetation auf die Baudenkmäler«**, Konservator Professor Gradmann-Stuttgart und Landesbaurat Professor Goecke-Berlin **»Über Denkmalschutz und gärtnerische Anlagen«**. Regierungs- und Baurat Tornow-Metz referierte über einen **Nachtrag zu den Dresdner Thesen über die Restaurierung von Baudenkmälern**.

•

Die akademische Kommission für den **Thesaurus der lateinischen Sprache**, die in diesem Jahre von der Abhaltung einer Konferenz im Oktober abgesehen hat, beschloß, dafür zu Pfingsten des nächsten Jahres zusammenzutreten. Voraussichtlich wird die erst nach Abschluß der Jahresrechnung für 1910 genau festzustellende Finanzlage größere Schwierigkeiten bereiten. Da nämlich die von der Kommission schon vor zwei Jahren erbetene Erhöhung der Regierungsbeiträge von 5000 auf 6000 Mark jährlich nur von Wien bewilligt worden ist, so schließt die letzte Jahresrechnung zum ersten Male seit dem Bestehen des Unternehmens mit einem wirklichen Fehlbetrag von rund 4000 Mark. Nun haben aber für das laufende Jahr alle in der Kommission vertretenen Regierungen ihre Jahresbeiträge in der angegebenen Weise erhöht. An besonderen Zuwendungen sind außer der Giesecke-Sriftung von der Berliner und Wiener Akademie je 1000 Mark eingegangen. Ferner haben die Regierungen von Hamburg, Württemberg und Baden Zuschüsse gesandt. Außerdem hat die preußische Regierung wiederum zwei Stipendien von je 1200 Mark für Thesaurus-Assistenten bewilligt und dazu noch einen Oberlehrer an den Thesaurus beurlaubt. Trotzdem sieht der Finanzplan für 1910 schon einen Fehlbetrag von rund 1500 Mark vor. Der Fehlbetrag von im ganzen 5500 Mark muß nun irgendwie gedeckt werden. Außerdem steht die Kommission vor dringenden, schon wiederholt vertrösteten berechtigten Wünschen der Assistenten nach Erhöhung der Bezüge. Somit zeigt sich von neuem eine Erhöhung der Einnahmen als unumgänglich. Die Kommission gibt sich der Hoffnung hin, daß bald die noch nicht am Thesaurus beteiligten Regierungen und gelehrten Gesellschaften Deutschlands ihre Beihilfe gewähren werden. Die Sparsamkeit, die gegenüber solchen international bedeutsamen Unternehmungen wie dem Thesaurus geübt wird, hat nachgerade doch etwas Beschämendes. Die Arbeit ist unterdessen planmäßig fortgeschritten. 61 Bogen wurden fertiggestellt. Für die Artikelarbeit fertig geordnet wurden die Zettel aus den Buchstaben D und F. Die als Reserve für den Abschluß des Unternehmens vom Buchstaben P an bestimmte Wölfflin-Stiftung beträgt nach den M. N. N. jetzt 53.000 Mark, wovon aber noch die Erbschaftssteuer zu entrichten ist.

•

Nach dem letzten Heft des Bulletin der **Amerikanischen bibliographischen Gesellschaft** werden zurzeit in Amerika folgende Bibliographien bearbeitet: Die Hilfsbibliothekarin des Grolier Club in New York Ruth Shepard Grannis wird ein Wörterbuch der amerikanischen Büchersammler herausgeben, der Bibliothekar der amerikanischen Altertumsgesellschaft Clarence S. Brigham bereitet eine Bibliographie der Zeitungen der amerikanischen Kolonien vor. Ferner soll eine neue Ausgabe, von der nur 150 Exemplare gedruckt werden, von Oskar Wegelins Bibliographie der frühen amerikanischen Dichtung (1774—1830) bald erscheinen, in der viele Titel enthalten sein werden, die in der ersten 1902 herausgegebenen Auflage gefehlt haben. Charles M. Baxter veranstaltet eine Bibliographie der Sammlung von Drucken des Bundes im Bostoner Athenäum, Stephen B. Weeks wird Beiträge zu einer Bibliographie von Nord-Carolina herausgeben, C. Alexander Nelson ist mit der Revision einer Bibliographie der Sozialökonomie von New York City beschäftigt, die bald in einem Umfange von mehr als 200 Seiten mit sorgfältigem Index durch die Russell Sage Foundation veröffentlicht werden soll. Ferner ist zu erwähnen eine Wilson-Bibliographie von Professor Albert Bushnell Hart, ein Literatur-Verzeichnis über die Verfassung von Virginia, ein Verzeichnis der Zeitungen in der virginischen Staatsbibliothek und ein Verzeichnis der Urkunden des Staates Virginia von 1776 bis zur Gegenwart.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57.

4. Jahrgang Nr. 52
24. Dezember 1910

Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die neue Sammlung der älteren Papsturkunden.

Von Johannes Haller, Professor an der Universität Gießen.

Wie im Leben, so ſtimmen auch in der Wissenschaft Theorie und Praxis, Lehre und Wirklichkeit nicht immer überein. Es iſt ein unbeſtrittener Lehrsatz der kritischen Geschichtsforschung, daß zur Gewinnung klarer Anschauung und sicheren Urteils über die Vergangenheit die Urkunden bessere Dienſte leiſten als die Berichte der Schriftſteller. Aber im Leben wird diese Lehre keineswegs immer befolgt. Vielleicht läßt sich kein zweites Beispiel finden, das die Richtigkeit der Theorie und zugleich ihre Vernachlässigung in der Praxis schlagender dartäte als die Geschichte der Päpſte. Nur in beſtändigem Widerſtreit mit entgegengesetzten Mächten iſt das Papſttum emporgekommen, von Anfang an bis auf diesen Tag spaltet sich ihm gegenüber die Welt in Freund und Feind. Wo auch heute noch der aufrichtigſte kritische Forscher sich zweifelnd fragen muß, ob volle Unparteilichkeit überhaupt möglich iſt, wie sollten wir da von den Geschichtsschreibern früherer Zeiten sachliche Unbefangenheit erwarten dürfen? Sie haben ja meiſt nicht einmal den Willen dazu, geschweige denn die Fähigkeit! Um so mehr scheint es geboten, nicht die Erzählungen der Zeitgenossen, oder am Ende gar die Traditionen der Späteren mit ihrer bewußten oder unbewußten, aber unvermeidlichen und oft genug verhängnisvollen Parteinahme, sondern vor allem das scheinbar leblose, dafür aber um so feſtere Material der Urkunden zum Aufbau der geschichtlichen Darſtellung zu benutzen. Es kommt hinzu, daß das Papſttum selbſt für die Aufzeichnung seiner Taten in alter Zeit wenig getan hat. Wer etwa von der deutschen Kaisergeschichte herkommt, wird nicht eben durch allzu großen Reichtum hiſtoriographischer Überlieferung verwöhnt sein. Und doch, wie mager muß er die Koſt finden, die ihm in der Geschichte der Päpſte geboten wird! Dort hatte er doch immerhin für jede Epoche einen oder mehrere führende Gewährsmänner, die da wußten, was sie zu sagen hatten: Nur einmal, in den Zeiten allgemeiner Zerrüttung, klafft eine vollſtändige Lücke: von Ludwig dem Kinde bis zu Otto d. Gr. fehlt uns zeitgenössische und wissende Überlieferung faſt ganz. Was hier Ausnahme iſt, in der Papſtgeschichte iſt es Regel. Wohl gibt es ein Buch, das sie enthalten sollte: bis in die graue Vorzeit, bis in die sagenhafte Epoche des Petrus und Linus reicht der Liber Pontificalis ecclesiae Romanae hinauf. Aber Jahrhunderte vergehen, bis er sich entschließt, wesentlich mehr zu bieten als einen Katalog der römischen Bischöfe und ihrer kirchlichen Amtshandlungen und Erwerbungen.

Erſt im Beginn des 8. Jahrhunderts erhebt er sich zu einer wirklichen Erzählung geschichtlicher Begebenheiten, offiziös, sogar

offiziell, unschätzbar nach vielen Richtungen, und leider nur zu kurzlebig: schon am Ende des 9. Jahrhunderts iſt sein Licht erloschen. Und als es im Anfang des 12. Jahrhunderts wieder angezündet wird, da leuchtet es doch nur zwei Menschenalter mehr.

Auch nach lebendigen Schilderungen der Menschen, wie sie unter den Kaisern etwa Karl d. Gr. durch Einhard, Otto d. Gr. durch Widukind zuteil wurden, darf man bei den Päpſten nicht fragen. Wenn einmal einem von ihnen eine Darſtellung geweiht wird, wie bei Leo IX. und Gregor VII., so bietet sie weder Geschichte noch Biographie, sondern Legende, so will sie nicht belehren, sondern erbauen, nicht Kenntnis vermitteln, sondern Stimmung erzeugen. In der Hauptsache sind wir auch heute noch auf dasselbe Verfahren angewiesen, das schon Platina, der päpſtliche Archivar, um 1470 anwandte, als er dem Papſttum eine offizielle, klassisch geformte Hiſtorie liefern sollte, wie sie damals schon die meiſten italienischen Städte besaßen: wir müssen eine Anleihe bei fremden Quellen, bei Welt- und Kaiserchroniken, profanen oder örtlichen Annalen machen, um die ungeheuren Lücken zu füllen, denen uns die so fragmentarische eigene Hiſtoriographie der römischen Kirche gegenüberſtellt.

Man sollte nun meinen, um so begieriger werde die Nachwelt nach den Urkunden gegriffen haben, in denen wir die unzweifelhaften Spuren des Geschehenen, den authentischen Abdruck des Handelns vor uns haben; die nicht parteiisch sein können, weil sie wahr sein müssen; die keine falschen Farben auftragen, weil sie überhaupt farblos sind; die nie ein Urteil abgeben, aber Tatsachen unbedingt sicherſtellen. Die Aufforderung, sich der Urkunden zu bedienen, war doppelt ſtark, da die römischen Päpſte, ganz anders als die deutschen Kaiser, von Anfang an, altrömischem Staatsbrauch folgend, in ihren Geschäften sehr viel geschrieben und das Geschriebene im allgemeinen auch sorgsam aufbewahrt haben. Und wenn auch sehr vieles davon untergegangen iſt, so sind die Überreſte darum nur deſto wertvoller. Vornehmlich auf die Urkunden also hätte die Geschichte der Päpſte gebaut werden müssen.

Ohne ungerecht zu sein, darf man sagen: es iſt nicht geschehen, wenigſtens nicht annähernd in dem Maße, wie es hätte geschehen sollen und können. An der Einsicht hat es nicht gefehlt. Schon als zu Ende des 16. Jahrhunderts Kardinal Cäsar Baronius gegenüber proteſtantischen Angriffen den Beweis für Recht und Wahrheit der römischen Lehre aus der Geschichte zu führen unternahm, da war es sein Ehrgeiz, seine monumentale Geschichte der Päpſte, die Annales Ecclesiaſtici, vornehmlich aus Urkunden zusammenzufügen. Aber dieses großartige Beispiel, das bei Kundigen wohl immer seine Bewunderer finden wird, iſt je länger deſto weniger nachgeahmt worden. Man schlage die vielen Bücher und Büchlein auf, in denen die ältere Geschichte der Päpſte, sei es fachmännisch, sei es populär behandelt wird: die Spuren urkundlicher Studien sind weniger als dürftig. Sehen wir ab von der Geschichte der erſten Jahrhunderte, in denen es überhaupt kaum eine andere Überlieferung gibt, als hie und da ein paar Aktenſtücke, Briefe oder Inschriften, deren Benutzung dann freilich in den meiſten Fällen ziemlich nach Augenmaß und auf gut Glück erfolgt; all die landläufigen Werke, in denen man sich über die ältere Geschichte der Päpſte Rat zu holen pflegt — Gregorovius, Reumont, Baxmann, Wattenbach, Langen — so verschieden sie sonſt sein mögen, darin gleichen sie einander, daß sie den Urkunden ohne rechtes Verſtändnis gegenüberſtehen.

Auf anderen Gebieten erleben wir schon seit geraumer Zeit das Gegenteil: mehr und mehr wendet die Forschung sich von der einseitigen Bevorzugung der Schriftſteller ab und den Urkunden zu, immer ſtrenger, immer eindringender wird ihre Kritik und Interpretation geübt, und die Erfolge lohnen das Bemühen im reichſten Maße.

Auch für die Papſtgeschichte fehlt es nicht an Anläufen und Bemühungen. Zu Spezialuntersuchungen und Monographien über einzelne Probleme pflegen auch die Urkunden gebührendermaßen verwertet zu werden. Aber der Erfolg ſteht in keinem Verhältnis zu den Anſtrengungen. Man könnte nicht sagen, daß wir über die wichtigſten Fragen der Papſtgeschichte heute wesentlich klarer sähen als vor dreißig Jahren, und vor allem für die Darſtellung im großen, in zusammenhängenden Zügen hat der Forscherfleiß der letzten Jahrzehnte

noch keine Früchte getragen. Es sieht so aus, als traute sich niemand mehr an diese Aufgabe heran, die doch in früheren Zeiten so viele Federn angezogen hat; so daß ein bei manchen äußeren Vorzügen doch so leeres Buch wie das von Gregorovius noch heute nach fünfzig Jahren seine herrschende Stellung behaupten kann.

Wenn ich mich nicht täusche, so ſteht diese Zurückhaltung der Geschichtsschreiber in Zusammenhang mit dem Problem der Papſturkunden. Denn das sind sie, ein Problem. Es geht uns mit ihnen, wie mit Wertpapieren im sichern Schrank, zu dem der Schlüssel fehlt: wir haben sie, aber wir können uns ihrer nicht bedienen. Nicht Bequemlichkeit, Gewohnheit oder Gleichgültigkeit hält uns davon ab, die ältere Geschichte der Päpſte vornehmlich auf die Urkunden zu bauen, wie wir mit der Geschichte der Kaiser des deutschen Reiches, der deutschen Landschaften längſt begonnen haben. Für alle diese Gebiete sind die Urkunden in der Hauptsache nicht nur bekannt, sondern auch zugänglich und benutzbar. Es gibt Urkundenbücher in Hülle und Fülle — mancher klagte wohl schon über die Laſt dieses Reichtums —, die nach gewissen feſtſtehenden Grundsätzen der Kritik gearbeitet sind oder doch sein wollen. Wo sie fehlen, kann man sich dennoch mit andern Mitteln vorwärts helfen. Nichts von alledem bei den Papſturkunden: ein gut Teil von ihnen iſt noch nie gedruckt worden, die andern sind nirgends gesammelt, über tausende von Bänden, in zum Teil sehr entlegenen, verschollenen, unerhältlichen Werken zerſtreut, in oft geradezu elenden Texten, wo es doch auf jedes Wort und jede Ziffer ankommt; und was das Schlimmſte iſt, über die kritischen Grundsätze, nach denen sie zu beurteilen, echte und falsche zu scheiden wären, hat die Wissenschaft noch keinen feſten Standpunkt. Kein Wunder, daß kritisch geschulte Forscher zögern, dieses ungeordnete und ungeprüfte Material zu benutzen, und daß sie daher, da nun einmal ohne die Urkunden eine ernſthafte wissenschaftliche Papſtgeschichte nicht geschrieben werden kann, lieber ganz von der Aufgabe Abſtand nehmen. Mit einem Wort: die Vernachlässigung der Papſturkunden iſt erzwungen durch den Zuſtand ihrer Überlieferung; und sie hat wiederum zur Folge eine Vernachlässigung der Papſtgeschichte im allgemeinen.

Wir hörten schon, daß die römischen Bischöfe die schriftlichen Niederschläge ihrer Amtsverwaltung seit den älteſten Zeiten sorgsam aufzubewahren pflegten. Lassen wir ältere Nachrichten beiseite, die keinen unbedingten Glauben beanspruchen, so iſt das Vorhandensein eines Archives der römischen Kirche um das Jahr 400 sicher bezeugt. Der heilige Hieronymus erwähnt es als eine beſtehende und bekannte öffentliche Einrichtung. Dort hob man nicht nur die Urkunden auf, die man, etwa als Zeugnisse über geschenkten Besitz oder empfangene Rechte, nötig zu haben glaubte, man sorgte auch für Erhaltung der Urkunden und Briefe, die man selbſt ausſtellte und ausgehen ließ. Auf Rollen, später in Büchern von Papyrus, zuletzt in Heften von Pergament geschrieben, nach Verwaltungsjahren geordnet boten diese zurückbehaltenen amtlichen Abschriften, Regeſta oder Regiſtra genannt, die Korrespondenz der Päpſte in fortlaufender Reihe. Was gäben wir darum, wenn wir sie heute noch besäßen! Wie viel sie wert waren, lassen nur Trümmer erraten. Dürftig im Verhältnis zu dem, was einſt dagewesen sein muß, und doch unschätzbar. Denn das erhaltene Archiv der Päpſte beginnt erſt mit dem Jahre 1198; das alte iſt vollſtändig untergegangen. Am Anfang des 13. Jahrhunderts wird es zum letzten Mal erwähnt; bald darauf, vielleicht in den ſtädtischen Kämpfen zur Zeit Kaiser Friedrichs II., späteſtens bei dem großen Brande des Laterans im Jahre 1306 muß es verbrannt sein, soweit es nicht schon früher durch Moder und Mäusefraß vernichtet worden war. Daß wir überhaupt etwas von den Briefen der Päpſte vor 1198 wissen, verdanken wir nur dem Umſtand, daß man in früherer Zeit wiederholt Abschriften und Auszüge aus dem Archiv der römischen Kirche angefertigt und verbreitet hatte. So besitzen wir von dem Regiſter Johanns VIII. (872—882) ein Bruchſtück in Abschrift, ebenso eines von dem Gegenpapſt Anaclet II. (1130). Aus den Briefen des allverehrten Muſterpapſtes Gregor I. (590 bis 604) hatte man schon zur Zeit Karls des Großen eine umfangreiche Auslese getroffen, die sich in zahlreichen Abschriften verbreitete. Dagegen scheint, was uns als Regiſter Gregors VII. (1073—1085) über-

liefert iſt, nichts geringeres zu sein, als eine in politischer Absicht an der Kurie selbſt getroffene Auswahl, gleichsam ein Blaubuch. Zahlreiche andere Schreiben, so vor allem die hochinteressanten Briefe Nikolaus' I. (858 bis 867) sind um ihres reichlichen, normativen Charakters willen abgeschrieben und den kirchlichen Gesetzsammlungen einverleibt worden. Dies iſt, wenn auch der interessantere, so doch nur der kleinſte Teil dessen, was wir von Dokumenten aus der päpſtlichen Kanzlei besitzen. Sehr viel zahlreicher sind die Stücke — nicht Briefe, sondern wirklich Urkunden, d. h. Verfügungen, die Rechte verleihen oder bezeugen —, deren Erhaltung im Interesse der Empfänger lag, die in den Archiven der Kirchen und Klöſter des ganzen Abendlandes aufbewahrt wurden, sei es im Original, sei es in Abschriften, deren Kenntnis für uns also auf der weitzerſtreuten örtlichen Überlieferung beruht. Auch hier gibt es ungeheure Verluſte zu beklagen, ganze Archive, oft die älteſten und wertvollſten, sind verschwunden, aber die Masse der erhaltenen Stücke iſt doch immer noch recht erheblich. So weit Schätzungen in solchen Dingen erlaubt sind, möchte man wohl an fünfzehn- bis zwanzigtausend glauben.

Diese zerſtreuten Trümmer aufzusuchen und zu sammeln hat man schon ziemlich früh begonnen. Einen erſten Anfang machte am Ende des 16. Jahrhunderts in der Nachbarschaft des Baronius der Cardinalbibliothekar Carafa. Drei Folianten »Epiſtolae decretales Pontificum Romanorum« gingen im Jahre 1591, erſt nach seinem Tode, aus seiner Arbeit hervor, Papſtbriefe bis zum Tode Gregors VII. (1085) umfassend. Den Versuch nahmen im Anfang des 18. Jahrhunderts die französischen Benedictiner von St. Germain des Prés wieder auf. Ihre Gesamtausgabe der Werke Gregors des Großen brachte (1705) auch dessen Briefe in einer schönen Edition, die erſt vor nicht langer Zeit durch die Monumenta Germaniae überholt worden iſt. Der große Plan freilich, den man in Paris gefaßt hatte, die Herausgabe der sämtlichen älteren Papſtbriefe, hatte kein Glück. Ihr erſter Bearbeiter, Dom Pierre Conſtant, ſtarb unmittelbar nach dem Erscheinen des erſten Bandes (1721), der nur bis 440 (Regierungsantritt Leos d. Gr.) reicht, und seine Nachfolger ließen die Arbeit liegen. Ein vortreffliches Fundament kritischer Forschung auch über ihr nächſtes Ziel hinaus legten 1753 die Brüder Ballerini in Verona mit ihrer Sammlung der Briefe Leos d. Gr. Im 19. Jahrhundert hat der Braunsberger Professor und spätere Bischof von Ermland, Andreas Thiel, versucht, auf Grund der nachgelassenen Papiere aller dieser Forscher das Werk der Mauriner zu Ende zu führen, aber er iſt nur bis zum Jahre 523[1]) gekommen. Allen diesen Sammlungen aber haftet der gleiche, schwere Mangel an: sie sind weder vollſtändig noch kritisch zuverlässig. So besitzen wir heute noch nichts, was sich nur entfernt einer brauchbaren Gesamtausgabe der älteren Papſtbriefe vergleichen ließe. Wer diese Dokumente erſten Ranges benutzen will, muß sie aus den erwähnten unvollkommenen Teilpublikationen, aus den schwer übersehbaren Compilationen der Konzilsakten oder aus dem großen Nachdruck des Abbé Migne, der Patrologia Latina, zusammensuchen, mit vieler Mühe und ohne jede Garantie für Zuverlässigkeit und Echtheit des Textes. Hier ein Beispiel dafür, was dabei herauskommen kann: Wie viele Darſteller haben die pompöse Gratulationsepiſtel verwertet, mit der Papſt Anaſtasius II. die Taufe Chlodovechs begrüßt haben soll! In allen Ausgaben prangt sie und iſt doch eine glatte Fälschung aus dem 17. Jahrhundert.

Dies alles gilt einſtweilen nur für die Briefe. Mit den eigentlichen Urkunden iſt es noch viel schlimmer beſtellt. In die ganze Welt zerſtreut, meiſt nur für die Empfänger und deren Erben von Wert, für die Kirche als Ganzes ziemlich gleichgültig, sind die Urkunden der Päpſte auch von den Sammlern der neueren Jahrhunderte kaum eines Blickes gewürdigt worden. Dem Zufall blieb es überlassen, wie viel davon im Laufe der Zeit durch Abdruck in den mannigfaltigſten Werken — Darſtellungen, lokalen Urkundenbüchern, Zeitschriften — bekannt werden sollte.

Es war eine Wohltat für die Forscher, als im Jahre 1858 der damalige Berliner Privatdozent Philipp Jaffé ein chronologisches Verzeichnis aller zurzeit bekannten Briefe und Urkunden der Päpſte vor 1198 herausgab. Gern übersah man die Mängel, die diesem Werke nach der Natur der Dinge anhaften mußten: die notorische Unvollſtändigkeit — nicht einmal die gedruckten

[1]) Thiel, Epiſtolae pontificum Romanorum genuinae. I. (461–523) 1868.

Quellen waren ganz ausgebeutet, auf Durchforschung des bloß handschriftlich überlieferten Materials grundsätzlich verzichtet worden — und die vielfache Unsicherheit im kritischen Urteil. Sollte das Verzeichnis doch nur eine vorläufige Übersicht bieten und weitere Forschung erleichtern. Je mehr dieser Zweck erfüllt wurde, desto deutlicher trat auch die Unzulänglichkeit des Werkes hervor. Eine beträchtliche Nachlese, die Julius v. Pflugk-Harttung (1881—1888) in seinen drei Bänden »Acta pontificum Romanorum inedita« hauptsächlich aus Italien und Frankreich heimbrachte, zeigte, wie lückenhaft das Repertorium war. Auch hinsichtlich der Ordnung, Datierung, kritischen Beurteilung genügte der Jaffé mit den Jahren immer weniger. Eine neue Bearbeitung war also dringendes Bedürfnis. Unter den Auspizien der Berliner Akademie, unter der Oberleitung Wilhelm Wattenbachs wurde sie von mehreren jungen Kräften in Angriff genommen und durchgeführt, wobei aus dem einen Band von Jaffé zwei ebenso starke (1885 und 1888 erschienen), aus 10749 Nummern deren 17679 wurden. Davon abgesehen aber bedeutete die Neuauflage keinen Fortschritt. War die erste Auflage mangelhaft gewesen, so muß die zweite beinahe schlecht genannt werden. Wieder ging man — nach einem kurzen Anlauf, der bald aufgegeben wurde — der handschriftlichen Überlieferung grundsätzlich aus dem Wege, wieder übersah man aus der gedruckten Literatur dies und jenes, wieder begnügte man sich in den bibliographischen Hinweisen mit dem Notdürftigsten. Wer eine Urkunde suchte, fand hier in der Regel nur ein paar neuere Drucke vermerkt, dagegen kein Wort über deren Herkunft, kein Wort über die Art der Überlieferung des Stückes, ob Original, ob Kopie, ob junge oder alte, offizielle oder private Kopie. Das alles mußte man — und muß man ja noch heute — in jedem einzelnen Fall mühsam sich selbst zusammensuchen, während man von einem Regestenwerk, das seinen Zweck erfüllen soll, wohl verlangen darf, daß es dem Benutzer diese Arbeit abnehme. Denn von der Art der Überlieferung einer Urkunde hängt ja in erster Linie auch das Urteil über ihren Wert, ihre Echtheit, die Sicherheit ihres Textes wesentlich ab. Dem alten Jaffé hatte man diese Mängel gern verziehen; wollte er doch nur ein vorläufiger Notbehelf sein. Bei dem neuen, wo doch von einem Provisorium nicht mehr die Rede sein durfte, wurden sie zu schweren Fehlern, über die wohl jeder Beteiligte fast so oft geseufzt haben wird, wie er das Buch zur Hand nahm. Geradezu verhängnisvoll aber drohte eine andere Wirkung zu werden, die von dem Buche ausging. Das Gute ist bekanntlich des Bessern Feind; auch das Unvollkommene kann dem Vollkommenen oft hindernd im Wege stehen. So hat auch der neue Jaffé die Forschung auf diesem Gebiete nicht gefördert, sondern gelähmt. Man gewöhnte sich daran, ihn zu nehmen, wie er war, und vergaß darüber, wie er eigentlich hätte sein sollen, oder man kam so weit, anzunehmen, daß ein Papstregestenwerk, das allen Ansprüchen genügt hätte, zu dem gehöre, was Fritz Reuter »Rindfleisch und Pflaumen« nennt: in der Idee sehr schön, aber unmöglich in der Wirklichkeit. Wo drei junge und talentvolle Gelehrte unter der Führung eines angesehenen älteren Forschers nichts Besseres zustande gebracht hatten, da war wohl Bessseres überhaupt für menschliche Kräfte unerreichbar. Wenn ein Unternehmen, hinter dem die Berliner Akademie mit ihrem Namen und ihrem Gelde stand, darauf verzichtet hatte, die Archive und Bibliotheken auf unbekannte Papsturkunden zu durchforschen und der Überlieferung der bekannten systematisch nachzugehen, so mußte man sich wohl damit bescheiden, daß dieser Gedanke praktisch unausführbar sei. Die nächste Folge davon war, daß nun niemand mehr ernstlich daran dachte, in die Schachte der Handschriften hinabzusteigen, Unbekanntes und Unbeachtetes zu Tage zu fördern, Bekanntes auf seine Herkunft hin zu untersuchen, daß man sich ein für alle mal damit begnügte, nur das zu kennen, was die Neubearbeiter des Jaffé gekannt hatten. Und eine weitere Folge hiervon war es, daß die Meinung sich stillschweigend festsetzte, man brauche auch garnicht mehr zu wissen, weitere Forschungen würden bei aller Mühseligkeit und Kostspieligkeit doch keinen nennenswerten Ertrag liefern. Hatte doch selbst der eine der Neubearbeiter des Jaffé, S. Löwenfeld, sich bis zu einer Behauptung verstiegen, die fast so klingt, als sollte die Unwissenheit zum Kanon erhoben werden: »Die einzigen Länder, in denen noch wirkliche Schätze von unbekannten Bullen zu heben wären, sind England und Italien.«

Daß die öffentliche Meinung der Fachwelt so dachte, konnte, wer es nicht schon wußte, unzweideutig erkennen, als im Jahr 1896 die Gesellschaft der Wissenschaften in Göttingen mit der überraschenden Mitteilung hervortrat, sie beabsichtige eine Ausgabe der sämtlichen älteren Papſturkunden. Ich erinnere mich sehr wohl, mit welcher Mischung von Spott und Abneigung die Nachricht in den weiteren Kreisen der Fachleute aufgenommen wurde. Gerade die Göttinger Akademie, die kleinſte und ärmſte, wagt sich an dieses Riesenunternehmen! Wer wird ihr denn nur das Geld geben — von anderm abgesehen! — für eine so internationale Aufgabe, zu deren würdiger Lösung die vereinigten Kräfte aller europäischen Akademien gerade ausreichen würden? So spotteten die einen. Andere fragten unmutig: Wozu denn das überhaupt? Haben wir nicht schon genug Urkunden von Päpſten, ja deren faſt zu viele? Was da noch Neues zu finden sein sollte, wird dem Bilde kein anderes Aussehen geben, und das Bekannte neu zu drucken, hat doch auch wenig Zweck. Es wird sich wohl nur um den Sport eines einseitigen Diplomatikers handeln, der keine Urkunde ansehen mag, solange sie nicht nach der neueſten Mode ediert iſt. Also im Grunde nur ein wissenschaftlicher Toilettenluxus! Es gäbe wirklich wichtigeres zu tun! Wer so sprach, tröſtete sich dann wohl damit, daß wahrscheinlich aus der Sache doch nichts werden, jedenfalls die lebende Generation von dem Werke selbſt nichts zu sehen bekommen würde.

Seitdem sind vierzehn Jahre vergangen, und wir ſtehen bereits mitten in der Ernte: zwar die eigentliche Gesamtausgabe, der zusammenhängende Abdruck der vollen Texte, liegt auch heute noch in weitem Felde, aber, was wichtiger iſt, von dem syſtematischen Verzeichnis aller heute noch erhaltenen oder überhaupt einmal nachweisbar vorhandenen Stücke liegen große Teile bereits fertig vor, andere ſtehen in nächſter Aussicht. Von dem Verzeichnis der für Italien ausgeſtellten Urkunden sind vier Bände erschienen, jedes Jahr pflegt einen neuen zu bringen; auch für Deutschland iſt ein erſter Halbband bereits erschienen,[1]) ein zweiter im Druck, und in Frankreich die Forschung so weit gediehen, daß auch dort die Früchte bald werden gepflückt werden können.

Geht es künftig wie bisher, so dürfen wir hoffen, in weiteren vierzehn Jahren im Besitz des ganzen Stoffes, von Portugal bis Ungarn und von Malta bis Norwegen zu sein. Gedanke und Ausführung sind im wesentlichen das Werk eines Mannes. Paul Kehr, damals Professor der Geschichte in Göttingen, seit 1903 Direktor des Preußischen Hiſtorischen Inſtituts in Rom, das ihm seinen blühenden Aufschwung verdankt, — er war es, der im Jahr 1896 der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften den Entschluß eingab, er hat den Plan der Arbeit entworfen und sie mit wenigen Mitarbeitern über alle Hindernisse und Widerſtände hinweg so rasch und erfolgreich vorwärts geführt, daß ihr Gelingen heute nicht mehr zweifelhaft iſt.

Man muß die Person des Autors in den Vordergrund ſtellen, denn es handelt sich hier um ein höchſt persönliches Werk. Das klingt wohl paradox — Verzeichnisse von Urkunden sind ja an sich das Unpersönlichſte, was die Wissenschaft kennt — und iſt doch richtig. Denn nur einer Vereinigung von persönlichen Eigenschaften, deren jede nicht zu den gewöhnlichſten gehört, die man vollends selten beisammen antrifft, konnte so etwas gelingen. Schließlich hat auch das Werk selbſt etwas ausgesprochen Persönliches. Es iſt ganz anders gearbeitet, als wir es bisher gewohnt waren, nichts weniger als nach der Schablone, vielmehr durchaus im Gegensatz zu den gewohnten Formen, etwas ganz Neues in seiner Art, originell und bei aller Trockenheit und Sprödigkeit — ich finde kein anderes Wort — geiſtreich.

Die erſte und wichtigſte Eigenschaft war bei diesem wie bei jedem großen Werke der Mut. Es will schon etwas sagen, wenn jemand sich an eine Aufgabe heranwagt, der bis dahin alle Berufenen ausgewichen sind; es will um so mehr sagen, wenn er es tut in dem Bewußtsein, wesentlich auf die eigene Kraft angewiesen zu sein, mindeſtens für den Anfang. Denn wo fänden wir heute in Deutschland junge Gelehrte, die für eine

[1]) Regesta pontificum Romanorum: Italia Pontificia... iubente regia Societate Gottingensi congessit Paulus Fridolinus Kehr. Vol. I—IV. Berolini, apud Weidmannos, 1906—1909. Germania Pontificia... cong. Albertus Brackmann. Vol. I. 1910. R. Wiederhold, Papſturkunden in Frankreich. Beihefte zu den Nachrichten der Göttinger Gesellschaft der Wissenschaften 1906—1910.

solche Arbeit bereits in vollem Maße vorgebildet wären! Unser Hochschulunterricht ift ja so sehr auf die Ausbildung von Lehrern eingerichtet, daß zur Erziehung von Gelehrten, die ihr Handwerk verftehen, weder Zeit noch Gelegenheit bleibt. In Öfterreich, vollends in Frankreich, ift es ganz anders. Das Wiener Inftitut für öfterreichische Geschichtsforschung, noch mehr die Pariser École des Chartes und École des Hautes Études führen ihre Mitglieder wirklich bis an die Schwelle der technischen Meifterschaft. In Deutschland sind wir Hiftoriker eigentlich alle mehr oder weniger Autodidakten; wir haben auf der Universität wohl die Anfangsgründe unseres Handwerks gelernt, aber das weitere blieb der Gunft des Schicksals und der eigenen Energie überlassen. So hat auch Kehr sich seine Mitarbeiter erft selbft heranbilden müssen, und es ift vielleicht auch bloßer Zufall, daß seine Mühe nach seinem eigenen Zeugnis am reichlichften belohnt wurde bei einem Italiener. Zu den Schwierigkeiten, die in der Natur der Aufgabe und in den allgemeinen Verhältnissen lagen, kamen in diesem Falle noch solche besonderer Art, mit denen nur ein ganz außergewöhnlicher Mut den Kampf aufnehmen konnte. Das Unternehmen fand nicht nur nirgends Förderung, es ftieß an vielen Stellen geradezu auf Widerftand. Um den Stoff zusammenzubringen, galt es, ganz Europa mit Ausnahme Rußlands und der Balkanhalbinsel syftematisch suchend zu bereisen. Daß die Geldmittel der Göttinger Gesellschaft dazu nicht ausreichen würden, wußte jeder. Die Stellen aber, von denen zunächft Hilfe zu erwarten gewesen wäre, versagten sich. Das preußische Kultusminifterium, dessen leitender Geift Friedrich Althoff an einem so kühnen Plan gewiß Geschmack gefunden hätte, wurde durch die eingeholten fachmännischen Gutachten abgeschreckt und zeigte die größte Zurückhaltung. Könnte man sich wundern, wenn da der Urheber des Planes, sei es erbittert über so wenig Verftändnis und Entgegenkommen, sei es vielleicht gar im Glauben an die eigene Sache erschüttert, die Flinte ins Korn geworfen hätte? Paul Kehr ließ sich nicht irre machen, weder durch den Geldmangel noch durch die nichts weniger als wohlwollende Kritik, die er andauernd fand. Er hat beide überwunden. Mit einer einmaligen Bewilligung von 1200 Mark — mehr konnte die Göttinger Gesellschaft zunächft nicht bieten — ging er an die Arbeit. Erft allmählich, als man den Ertrag der Forschungen sah und auch die ärgften Skeptiker nicht mehr zu leugnen wagten, daß etwas bei der Sache »herauskomme«, flossen die Hilfsquellen reichlicher. Privaten Stiftungen — das verdient hervorgehoben zu werden — war es zu danken, wenn nach einigen Jahren die Aussichten günftiger wurden. Ein angesehener Naturforscher gab 10,000 Mark und sicherte damit den Fortgang der Arbeiten für mehrere Jahre. Als bald darauf der Kardinal Kopp die gleiche Summe spendete, da brach auch das Eis der offiziellen Zurückhaltung: der preußische Staat durfte nun nicht mehr zurückbleiben, Reichskanzler und Kultusminifter folgten dem Beispiel des Prälaten, und die Zukunft des Unternehmens war finanziell gesichert. Nicht so vollftändig gelang es, die Kritik zu entwaffnen. Sie ift mit Kehrs Arbeiten andauernd ftreng ins Gericht gegangen, sie hat ihm jeden Fehler und jedes Versehen unerbittlich vorgehalten — Dinge, die man seinen Berichten eher hätte nachsehen sollen als anderen Arbeiten, die in der ungeftörten Ruhe des eigenen Studierzimmers, nicht unter den Mühseligkeiten einer Reise in nicht immer sehr wirtliche Gegenden entftehen. Schließlich aber hat er doch den eigenartigen Triumph erlebt, daß sein Werk, dessen sicheres Scheitern zu Anfang alle Welt prophezeite, bei seinem Erscheinen von der Kritik faft wie eine Trivialität empfangen wurde, etwa in dem Tone wie ein ftädtisches Urkundenbuch. Was anfangs ein Abenteuer geschienen, sieht jetzt aus wie etwas ganz Natürliches, Einfaches, worüber man keinen Grund hat zu erstaunen. Man dürfte über diese nicht gerade erquicklichen Begleiterscheinungen hinweggehen, wenn sie nicht besser als alles andere die Größe des Werkes erkennen ließen. Denn es ift nun einmal das Kennzeichen des wirklich Großen, daß es sich im Widerspruch zur Umwelt durchsetzt.

Den Mut, der unter solchen Umftänden nötig war, konnte nur haben, wer zugleich die vollfte Sachkenntnis besaß. Wer sich an eine solche Aufgabe machte, der mußte des Erfolges im Voraus sicher sein; er mußte beftimmt wissen, daß Mühe und Geld nicht umsonft angewandt sein würden. Der Fort-

gang der Arbeit hat freilich bewiesen, daß auch Kehr sich in diesem Punkte getäuscht hatte, aber — zu seinen Gunften. Sogar seine Erwartungen, die anfangs von den meiften wohl für zu kühn gehalten wurden, sind weit übertroffen worden. 1896 schätzte er die Zahl der vorhandenen ungedruckten Stücke auf etwa 1000, zehn Jahre später spricht er schon von mindeftens 3000. Auch über die geographische Verteilung dieser unbekannten Werte hat die von Kehr eingeleitete syftematische Absuchung aller Länder Wefteuropas eine überraschende Aufklärung gebracht. Sein Plan erwartete die reichfte Ausbeute aus Italien und England, und es zeigt sich, daß die größte Fundgrube Frankreich ift. Von dort liegen bis jetzt erft Berichte über den Often und Südoften vor, und sie verzeichnen bereits 437 bisher ganz oder doch dem Wortlaut nach unbekannte Urkunden. Aber auch in Italien war die Ernte an Unbekanntem sehr viel größer, als irgend jemand gedacht hatte. In Venedig fanden sich 14 ungedruckte Stücke, in Ravenna 12, in dem entlegenen Sulmona 22, in Turin 30, in Mailand, dem oft besuchten und scheinbar schon gründlich durchforschten, dennoch 44, in Parma und Piacenza 53, in Florenz gar 76. Aus Rom endlich brachten die beiden erften Berichte schon 74 Inedita aus den kirchlichen Archiven, aus den Bibliotheken der Stadt kamen dann noch 36 zum Vorschein. Die glänzendfte Überraschung bereitete das Vatikanische Archiv. Seine beften Kenner rieten überhaupt davon ab, die Zeit an diese Sammlung zu vergeuden, die doch erft mit dem Jahre 1198 anfange. Wohl möchte sich in den jüngeren Beftänden hie und da eine Urkunde aus früherer Zeit in Form der Erneuerung oder Beftätigung verbergen. Aber »wer fischt wochenlang, um eine Sardine nach Hause zu bringen?« Nun, auch die beften Kenner hatten sich geirrt. Kehr hat die beinahe fanatisch zu nennende Energie gehabt, an 1500 Regifterbände des 13. bis 16. Jahrhunderts auf Beftätigungen älterer Urkunden durchzusehen, und das Ergebnis war: 83 unbekannte Nummern im Wortlaut! Ein Nachtrag brachte aus Rom später noch 30 Inedita, so daß die Gesamternte aus der kirchlichen Hauptftadt schließlich 253 betrug.

Dazu kommt die lange Reihe der heute verlorenen, aber ehemals nachweisbar vorhandenen Stücke, die durch die tiefer dringende, syftematische Forschungsweise Kehrs eine gewaltige Vermehrung erfuhr. Aus den späteren Akten des Vatikanischen Archivs ift es gelungen, ganze untergegangene Fonds, soweit sie Papfturkunden enthielten, wenigftens annähernd wiederherzuftellen.

Lassen wir für das Gesamtergebnis wieder einige Zahlen reden: Von den 3117 Urkunden, die in den erften vier Bänden der Italia Pontificia verzeichnet sind, fanden sich in der 2. Auflage des Jaffé nur 1586. Davon sind in vollem Wortlaut erhalten 2180, also um 594 mehr als Jaffé mit Einschluß der vermißten Stücke gekannt hatte. Das übertrifft die höchftgespannten Hoffnungen. Daß Mittelitalien allein heute noch an 600 Originale päpftlicher Urkunden aus der Zeit vor 1198 besitzt, hätte auch niemand gedacht. So viel fteht also sicher feft: das Werk bringt eine ungeheure Vermehrung des Stoffes. Bedeutet das aber auch eine Bereicherung? Die Masse macht's ja bekanntlich nicht; ein paar Zeilen können unter Umftänden einen ganzen Folianten an Gewicht übertreffen, und es gibt Aktenmassen, die wissenschaftlich überhaupt kein Gewicht haben. Wer Paradoxe liebt, mag sagen, das spezifische Gewicht hiftorischen Materials ftehe im umgekehrten Verhältnis zu seiner Masse. Aber auch nach dieser Richtung ift die Skepsis unberechtigt. Zwar wird niemand erwarten dürfen, die Grundlinien der Papftgeschichte durch neue Funde von Urkunden wesentlich verschoben zu sehen, etwa gar in dem Sinne, als ob die Ansprüche des Papfttumes eine Erschütterung oder Beftätigung erfahren könnten. So etwas ift ausgeschlossen durch die Natur der Dinge. Handelt es sich doch immer nur um Urkunden der Päpfte selbft und noch dazu in 99 von 100 Fällen um Akte der laufenden Verwaltung, oder — um die Droysensche Antithese zu gebrauchen — um Geschäfte, die nur selten für sich allein schon Geschichte sind. Zwar sind auch hier »Entdeckungen« von besonderem Reize nicht ganz ausgeschlossen. Wie hochwillkommen ift z. B. die Urkunde (aus Reggio), die uns Gregor VII. einige Tage nach der Szene von Canossa auf dem Wege nach Mantua zeigt, auf der Reise zu einer erneuten Begegnung mit Heinrich IV., die dann doch nicht zuftande kam. Die Tatsache dieser versuchten und gescheiterten

Zusammenkunft berichtet nur ein Schriftſteller, der deshalb von den Kritikern meiſt als Aufschneider behandelt worden war. Nun beweiſt die gefundene Urkunde, daß er Recht hatte, und in das Dunkel der kritischen Tage nach Canossa fällt ein sicherer Lichtſtrahl. Der Fall iſt nicht durchaus vereinzelt, daß eine zufällig gefundene Urkunde durch ihr Datum oder ihren Inhalt eine Lücke unserer Kenntnis schließt, die abgerissenen Glieder der Überlieferungskette zusammenfügt. Aber man muß dabei bleiben: solche Fälle sind Ansnahme; »Entdeckungen«, die sich in der politischen Geschichte unmittelbar verwerten ließen, dürfen von vornherein nur in geringem Maße erwartet werden. Dennoch iſt das Streben nach Vollſtändigkeit der Kenntnis unerläßliche Pflicht, und jeder Schritt, der uns dem Ziele näher bringt, ein Erfolg für die Wissenschaft, wieviel mehr wenn die Reise so mit Siebenmeilenſtiefeln vorwärts geht wie hier.

Aus den älteſten Zeiten, von denen wir überhaupt sehr wenig wissen, wo es Reihen von Päpſten gibt, die jahrelang regierten, ohne daß wir mehr als eine oder zwei Urkunden von ihnen hätten, ja, wo mancher von ihnen überhaupt keine urkundliche Spur hinterlassen hat, da iſt natürlich jedes Stück, jedes Bruchſtück, jede Zeile ein kleines Juwel, das schon um seiner Seltenheit willen geschätzt werden muß. Diese älteſten, dunklen Zeiten reichen, mit großen Unterbrechungen allerdings, bis in die Mitte des 11. Jahrhunderts. Erſt hier wird die urkundliche Überlieferung reicher. Aber auch wo dies der Fall iſt, wie z. B. früher schon im 9. Jahrhundert zeitweilig, da müssen wir vor allem verlangen, alles zu kennen, was noch da iſt, sollen wir mit den einzelnen Stücken überhaupt etwas anfangen können. Denn gerade die Papſturkunden dieser Perioden sind von altersher in einem Umfange mit Fälschungen belaſtet, wie es sonſt nirgends vorkommt. Diesen massenhaften Fälschungen ſtehen wir vielfach noch heute ratlos gegenüber, wir haben keinen sicheren Maßſtab der Unterscheidung, weil ein solcher nur aus vollſtändiger Kenntnis des ganzen Materials gewonnen werden kann. Erſt wenn wir alle Urkunden dieser Zeit, vor allen Dingen alle noch vorhandenen Originale kennen werden, erſt dann werden wir auch über Wert oder Unwert einzelner Stücke ein Urteil fällen können, erſt dann werden wir sagen können, ob eine gewisse Form in einer gewissen Zeit möglich und üblich iſt, oder ob sie spätere Erfindung sein muß, ob diese oder jene befremdliche Abweichung vom normalen Schema nicht dennoch mit der Echtheit wohl vereinbar iſt. Solange wir die Maßſtäbe hierfür nicht aus der Kenntnis des ganzen Materials gewinnen, tappen wir im Dunkeln und urteilen nach Willkür und Zufall. Welche Lücken des Wissens daraus entſtehen können, sei an einem Beispiel deutlich gemacht. Es gibt eine große Anzahl von Urkunden, in denen die Päpſte einzelne Kirchen und Klöſter in den verschiedenſten Ländern unter den Schutz des hl. Petrus ſtellen und von jeder andern kirchlichen, später auch jeder weltlichen Obergewalt befreien. »Römische Freiheit«, Libertas romana, nennt man im 12. Jahrhundert, wo die Einrichtung voll ausgebildet erscheint, dieses wertvolle Privileg. Es handelt sich dabei um eine Vorſtufe der späteren unmittelbaren Regierung aller Kirchen durch den Papſt, also — das wird jeder zugeben — um eine Sache von einiger Bedeutung. Seit wann gibt es das? Wann haben die Päpſte begonnen, in dieser Weise für sich selbſt direkte Untertanen in nah und fern zu erwerben? Wie sind sie darauf gekommen? Was bedeutet das Privileg ursprünglich, und welches iſt seine fortschreitende Entwicklung? Lauter Fragen, auf die wir die Antwort schuldig bleiben müssen. Denn gerade diese Gruppe von Urkunden wimmelt von Fälschungen, manche von ihnen sind auf den erſten Blick kenntlich, aber wo die Grenze iſt, welche Stücke als echt gelten können, das wird sich erſt beurteilen lassen, wenn wir die Formen der Papſturkunde im Wandel der Jahrhunderte auf Grund des vollſtändigen Materials sicher feſtgeſtellt haben. Einſtweilen müssen wir beschämenderweise die Frage offen lassen, ob die Anfänge päpſtlicher Zentralregierung im 8. oder 9. oder gar erſt im 10. Jahrhundert zu finden sind, oder ob vielleicht schon um 600 die erſten Schritte dazu geschehen sind. Um die Tragweite dieser Unklarheit deutlich zu machen: es iſt dasselbe, wie wenn wir nicht wüßten, ob die Grundlagen der heutigen englischen Staatsverfassung in der Zeit Wilhelms III. und Cromwells oder unter Elisabeth oder in den Rosenkriegen geschaffen wurden.

Diesen Unsicherheiten wird erſt ein Ende bereitet sein, wenn die Gesamtmasse der aus älterer Zeit erhaltenen Urkunden vollſtändig gedruckt vorliegen und auf ihren Wert untersucht sein wird, wie es die neue Sammlung erſtrebt. Aber schon jetzt haben die Vorarbeiten in vielen einzelnen Punkten die herrschende Unklarheit beseitigt. So manche Urkunde, die man bisher für echt genommen und unbedenklich verwertet hatte, hat der schärferen Prüfung nicht ſtandgehalten und zu den Toten wandern müssen. Recht übel iſt es dabei u. a. dem Bistum Basel ergangen. Von seinen alten Papſtprivilegien fiel ein halbes Dutzend der Verurteilung anheim; darunter eines, das bisher allgemein als älteſtes Zeugnis über das Stadtrecht von Basel gegolten hatte. Ein seltenes Kuriosum ergab sich für die Stadt Pisa: von ihren 48 Papſturkunden erwiesen sich nicht weniger denn 29 als Fälschungen eines Canonicus d'Abramo aus dem 18. Jahrhundert, der mit mehreren dieser Machwerke auch die moderne Forschung zu täuschen gewußt hatte, bis Kehr (1904) sein Treiben entlarvte. Aber auch der umgekehrte Fall iſt nicht ganz selten: mehr als eine Urkunde, die bislang zurückgewiesen oder doch verdächtigt worden war, iſt durch Kehrs Forschungen endgültig rehabilitiert. In solchen »Rettungen« möchte ich den größten Erfolg erblicken. Wo die Überlieferung so spärlich iſt, da müssen die Forscher über den einen Sünder, der gerettet wird, auch mehr Freude empfinden, als über die neunundneunzig Gerechten, an deren Tugend nie gezweifelt wurde. Solche »Rettungen« liefern aber zugleich die höchſte Probe der Kennerschaft. So wie die Dinge heute liegen, gehört viel weniger dazu, eine Überlieferung anzuzweifeln, als eine einmal angezweifelte für echt zu erklären. Es iſt damit in der Geschichte ja nicht anders als in der Kunſt: wer ein Bild tadelt, riskiert weniger als einer, der lobt. Wer »Fälschung« ruft, hat immer das Vorurteil für sich, daß er »kritisch« sei, wer »rettet«, macht sich zum mindeſten der Urteilslosigkeit, vielleicht noch schlimmerer Dinge verdächtig. Darum kann der Spezialiſt nur seine helle Freude haben an der sichern Meiſterschaft und Stoffbeherrschung, mit der Kehr z. B. eine oft umſtrittene und inhaltlich interessante Urkunde Gregors VII. für das Kloſter in Schaffhausen gegen alle Zweifel als unanfechtbar echt dartut: sie iſt nämlich von der Hand desselben päpſtlichen Scriptors geschrieben, der auch ein zweifellos echtes Diplom für ein Kloſter in — Marseille gefertigt hat. Das Beispiel könnte kaum lehrreicher sein: es beweiſt schlagender als viele Worte, daß auf diesem Gebiete der Satz »wer die Teile hat, der hat das Ganze«, nicht mehr gilt als seine Umkehrung: »nur wer das Ganze hat, der hat die Teile wirklich«. Dies gilt für die früheren Jahrhunderte. Bei den späteren Zeiten müssen wir Vollſtändigkeit des Materials aus einem anderen Grunde erſtreben. Aus dem 12. Jahrhundert besitzen wir schon beträchtliche Mengen päpſtlicher Urkunden, auch eine schöne Anzahl von Originalen; das einzelne Stück hat hier keinen Seltenheitswert, auch die Maßſtäbe für echt und unecht sind im Ganzen feſtſtehend. Dennoch iſt die geradezu kolossale Vermehrung des Beſtandes, die besonders durch die Forschungen in Frankreich für das 12. Jahrhundert zutage kommt, ein großer Gewinn. Denn hier handelt es sich um nichts Geringeres als um die faſt von Tag zu Tag zunehmende Regierung der Landeskirchen unmittelbar von Rom aus. Die Fortschritte dieser Romanisierung der Landeskirchen zu beobachten, ihren jeweiligen Umfang in den einzelnen Ländern zu kennen, iſt für die gesamte Geschichte jener Zeit von der allergrößten Wichtigkeit. Nur die Urkunden können uns hierüber Aufschluß geben, und wieder iſt es nur der Besitz des ganzen Materials, der die letzten sicheren Schlüsse geſtattet. Schon heute darf man sagen, daß eine der landläufigen Vorſtellungen, die durch einseitigen Geschichtsunterricht verbreitet wird, durch das Bild der Urkundenſtatiſtik widerlegt wird. Man iſt gewohnt, als die beherrschenden Mächte des früheren Mittelalters Papſt und Kaiser, Rom und Deutschland zu denken. Die deutsche Kirche, so schließen die meiſten unwillkürlich, wird auch für die Päpſte in erſter Reihe geſtanden haben. Daß dies nicht richtig sei, haben Kenner zwar schon gewußt, aber in welchem Umfang es falsch iſt, ermißt man doch erſt, wenn man nunmehr sieht, daß auf zehn päpſtliche Urkunden für Frankreich noch nicht eine für Deutschland kommt. Die französische Kirche iſt im 12. Jahrhundert schon ganz römisch, ultramontan, wo man in Deutschland davon noch sehr

weit entfernt iſt. Iſt es da nicht mit Händen zu greifen, wo die Wurzeln der Kraft lagen, die die Päpſte befähigte, den ſtaufiſchen Kaiſern zu widerſtehen und ſie ſchließlich zu überwinden?

Dem Leſer wird ohne Zweifel aufgefallen ſein, wie vieles von den zu erwartenden Ergebniſſen wir heute ſchon, wenigſtens annähernd, vorauszunehmen imſtande ſind, da doch das Werk ſelbſt erſt etwa halbwegs vom letzten Ziele ſteht. Damit komme ich auf einen Vorzug, der es vor manchen ſeinesgleichen auszeichnet: die vorzügliche Organiſation der Arbeit. Wiſſenſchaftliche Forſchungen, bei denen es zu ſuchen und zu finden gilt, haben immer Ähnlichkeit mit Eroberungskriegen: beide werden in dem Maße gelingen, wie der Feldzugsplan zweckmäßig war. So manches wiſſenſchaftliche Unternehmen iſt ſtecken geblieben, im Sande verlaufen oder fehlgeſchlagen, nur weil der zugrunde gelegte Plan verfehlt war. Der Plan, nach dem bei der Sammlung der Papſturkunden verfahren wird, darf meiſterhaft genannt werden. Ich will nicht von den Schwierigkeiten ſprechen, die in der Beſchränktheit der Mittel im Verhältnis zu der Rieſengröße der Aufgabe lagen. Auch nicht von den anderen, die aus den bergehohen Stoffmaſſen erwachſen — das Verzeichnis der benutzten Bücher in der 2. Auflage des Jaffé füllt ſchon 30 Spalten in Großquart bei engſtem Druck, es ſtammt aus dem Jahre 1885 und war ſchon damals recht lückenhaft. Ich ſchweige auch von den bisweilen eigenartigen Verhältniſſen, mit denen gerade dieſe Arbeit zu rechnen hatte, wo die archivaliſchen Beſtände dem Forſcher nicht immer ohne weiteres zugänglich ſind und auch die öffentlichen Sammlungen mitunter auf den richtigen Zauberſpruch warten, der ihre Schlöſſer wirklich öffnet. Nicht zu vergeſſen der körperlichen Strapazen auf der Wanderſchaft von Ort zu Ort in Ländern, wo noch die Kultur des 16. Jahrhunderts blüht, durch unwirtliche Bergneſter und ſonnengedörrte Städte der Ebene, bei der Arbeit in Räumen, die für gewöhnlich den Ratten und Fledermäuſen vertrauter ſind als ſtudierenden Menſchen. Das alles ſind Dinge, die man geſehen und erlebt haben muß, um ſie zu würdigen. In ihrer Bewältigung — und man darf wiederholen: mit knappen Geldmitteln — verrät ſich ſchon ein an Feldherrngaben grenzendes Talent zur Organiſation, wie es bei Gelehrten wohl ſehr ſelten iſt. Dieſelbe ungewöhnliche Fähigkeit der Organiſation, entſprungen aus dem klaren praktiſchen Blick und Sinn für die Wirklichkeit, offenbart ſich vor allem in zwei Dingen: einmal in der Art, wie Kehr vom erſten Tage an die wiſſenſchaftliche Welt zu Zeugen und Teilnehmern ſeiner Arbeit und ihrer Früchte zu machen verſtand; ſodann in der Methode, die er beim Suchen befolgte. In beiden iſt er Neuerer geweſen, und man kann nur wünſchen, daß er in beiden auch Vorbild werden möge.

Es war auch kluge Berechnung und äußere Notwendigkeit dabei, wenn Kehr von Anfang an für ſeine Forſchungen den Grundſatz vollſter Öffentlichkeit befolgte. Er wollte und mußte ſeinem Unternehmen Freunde gewinnen, und das konnte er nur, wenn er ſo bald wie möglich Erfolge aufzuweiſen hatte. Aber was äußere Rückſichten nahelegen mochten, das kam darum nicht weniger der Sache ſelbſt zuſtatten. Während andere Unternehmungen ähnlicher Art in ihren regelmäßigen Berichten nur mehr anzudeuten oder anzukündigen pflegen, was ſie gefunden und entdeckt haben, um die Wirkung der Geſamtpublikation nicht im voraus abzuſchwächen, hat Kehr immer ſeine Karten aufgedeckt. Was er im Laufe eines Jahres geſehen und gefunden, erfuhr die Welt im folgenden Jahr. Auch legte er nicht nur im allgemeinen Rechenſchaft ab, wo er geforſcht und mit welchem Erfolg, ſondern druckte allemal ſogleich ſämtliche neu gefundenen Urkunden ab. Seine und ſeiner Mitarbeiter Berichte, die ſeit 1896 alljährlich, mitunter mehrere in einem Jahre, in den Nachrichten der Göttinger Geſellſchaft der Wiſſenſchaften erſcheinen, machen die neu gefundenen Werte ſofort nutzbar und ſetzen ſie in Umlauf. Wer ſie regelmäßig verfolgt, der kann die Geſamtedition ſchon vor ihrer Vollendung, in ihrem Entſtehen fortlaufend benutzen. Was dies der Forſchung für Dienſte leiſtet, braucht nicht erſt dargetan zu werden. Der Nutzen wird erheblich geſteigert durch die zahlreichen ſcharfſinnigen und höchſt förderlichen Spezialunterſuchungen, mit denen Kehr und ſeine Mitarbeiter ihre Mitteilungen zu begleiten pflegen, und bei denen mitunter auch

für benachbarte Gebiete wertvolle Aufschlüsse geboten werden. Um ein Beispiel anzuführen: anstandslos und allgemein hatte man bisher einen Brief Paschals II. an die Stadt Pisa als Quelle von Nachrichten über den ersten Kreuzzug verwertet. Jetzt entpuppte er sich als Machwerk des schon oben genannten Massenfälschers d'Abramo. Aber auch das Werk selbst hat durch dieses Verfahren vollster Öffentlichkeit ungemein gewonnen. Die erschienenen Berichte haben andere zur Beschäftigung mit diesen Dingen, zu weiteren Nachforschungen und Prüfungen angeregt, deren Resultate wiederum dem Unternehmen zugute kamen. So konnte Kehr selbst schon 1905 in einem ersten »Nachtrag« zu seinen früheren Berichten aus Italien nicht weniger als 50 Stücke mitteilen, die erst nach und infolge seiner systematischen Forschungen zutage gekommen waren. 1908 folgte ein zweiter »Nachtrag« mit 43 Nummern, 1909 ein dritter mit 38.

Wenn die neue Sammlung schließlich das Ziel der Vollständigkeit und Zuverlässigkeit erreichen wird, so wird das nicht zum wenigsten dem zu danken sein, daß der Urheber in dieser Weise von Anfang an alle, die es angeht, zur Mitarbeit eingeladen hat.

(Schluß folgt)

Leonardos Jugend.

Von Geheimem Oberregierungsrat Dr. Woldemar von Seidlitz in Dresden.

I.

In norwegischer Sprache ist jetzt, Ende 1910, ein Werk über Leonardo erschienen, dessen Inhalt durchaus verdient, den deutschen Lesern vorgeführt zu werden. Es stammt von Jens Thiis, dem jungen Direktor der Nationalgalerie von Christiania, und behandelt nur die Jugendzeit des großen Künstlers. Ein späterer Band soll dessen weitere Wirksamkeit umfassen und ein dritter seine Tätigkeit als Forscher und Schriftsteller.*) Die Ausstattung des Großquartbandes mit 277 Abbildungen ist des höchsten Lobes würdig. Aber auch der Text, wenngleich er nicht in allen Punkten befriedigt, erweist sich in der Hauptsache als äußerst fördersam für die Erkenntnis Leonardos: denn er verfolgt vornehmlich das Ziel, das Hauptwerk, womit Leonardo seine Florentiner Zeit abgeschlossen hat, die unvollendet gebliebene große Anbetung der Könige in den Uffizien, durch allseitige Betrachtung als ein Erzeugnis nachzuweisen, das seiner Zeit weit vorausgeeilt war und ein halbes Menschenalter früher, als von irgend welcher sonstigen Regung der Hochrenaissance die Rede sein kann, bereits alle Kennzeichen des neuen freien Stils in sich vereinigt hatte.

Bisher hatte man allgemein Leonardos Abendmahl, das gegen Schluß seines Mailänder Aufenthalts entstanden ist, als das früheste Erzeugnis der Hochrenaissance angesehen, und von dessen Entstehung an den Beginn dieser die ganze europäische Kunst umwälzenden Periode gerechnet. Damit war freilich Leonardo als Bahnbrecher an die Spitze jener Bewegung gestellt worden, welche man früher auf Raphael und dann auf Michelangelo zurückgeführt hatte. Aber wenn man bedenkt, daß in derselben Zeit um 1495, als Leonardo sein Abendmahl begann, Michelangelo seine Pietà schuf, und Fra Bartolommeo sich schon mit dem Gedanken für sein Jüngstes Gericht getragen haben wird, so erscheint der Ruhm des Bahnbrechers durch die Erwägung einigermaßen geschmälert, daß neben diesem noch andere ein ähnliches Ziel erstrebten, alle somit durch die gleiche, allgemeine Zeitwelle gehoben sein konnten.

Seitdem aber nunmehr Thiis den Nachweis geführt hat, daß Leonardo schon 15 Jahre früher, um 1480, als niemand weder in Florenz noch anderswo von solchen Neuerungen auch nur eine Ahnung hatte, in jener freien Weise komponieren konnte, seine Gestalten mit jenem Leben und jener Beseeltheit erfüllen konnte, die wir als für die Hochrenaissance bezeichnend ansehen, hat sich das Verhältnis von Grund aus ge-

*) J. Thiis, Leonardo da Vinci, I. Kristiania und Kopenhagen 1909. Roy. 4.

ändert. Jetzt erscheint Leonardo nicht blos als Bahnbrecher, sondern als ein weit voraus-eilender Vorläufer, als ein Wunder, wie Vasari ihn auch als ein solches preist.

Von Wundern hört man freilich jetzt nicht gern reden. Was hilft es aber, sich damit trösten zu wollen, daß die Bedingungen zu seiner Größe in seiner Zeit gelegen haben müssen, da wir nicht imstande sind, sie zu erkennen. Gewiß wird die Zeit reif für ihn gewesen sein, denn ohne die nötigen Vorkenntnisse wird er nicht zu der Höhe gelangt sein können, die er erklommen. Florenz stand um 1480, als er sich den Dreißigern näherte, auf der Höhe ihrer Macht, ihres Reichtums, ihrer Bildung. Die ganze Welt, Orient wie Okzident, neigten sich dem Einfluß dieses mächtig aufblühenden Staatswesens. Nirgends sonst war eine solche Verfeinerung des Geisteslebens anzutreffen, wie hier. Aber es fehlte auch nicht an eindämmenden Kräften, wie die Folgezeit zeigen sollte. Unter dem Druck der Medici, welche sich auf die breiten Volksmassen stützten, büßten die oberen und die mittleren Schichten ihre politische Freiheit ein, während die Zügellosigkeit auf sittlichem Gebiete immer weitere Fortschritte machte. So trat denn bei äußerem Glanz eine Erstarrung des geistigen Lebens ein, die den nahe bevorstehenden politischen Zusammenbruch vorausahnen ließ. Nur wenige Künstler von außerordentlicher Selbständigkeit vermochten sich diesen erschlaffenden Einflüssen zu entziehen. Von der Woge der gesteigerten Macht und des gesteigerten Lebensempfindens getragen, schufen sie jene berauschende Kunst, die wir als die der Hochrenaissance preisen; doch war es nur ein letztes Aufstreben, dem keine Dauer beschieden war: schon öffnete sich der Abgrund des Barock, der all die Farbenpracht und Formenfülle in seinem trüben Strudel verschlingen sollte.

Leonardo aber, der älteste unter ihnen, war auch der erste gewesen auf dem Plan, zu einer Zeit als die Masse der Vertreter der florentinischen Malerei, die Botticelli, Ghirlandaio, Filippino, dann Perugino noch immer so malten, als gäbe es nur eine Vordergrunds- und eine Hintergrundsbühne, aber keinen unendlichen Raum, und demgemäß ihre Gestalten sich würdevoll auf dem schmalen Vordergrunde bewegen ließen, als gälte es lebende Reliefs darzustellen. Und lange noch blieb er allein und unverstanden und ohne Nachfolge. Was ihn dazu gebracht hat, seiner Zeit vorauszueilen, wird wohl kaum zu enträtseln sein. Erklärlich aber ist es, daß er unter solchen Umständen der Vaterstadt den Rücken kehrte und in dem rasch emporstrebenden Mailand sein Glück suchte, wo ihn eine Fülle von Aufgaben lockte.

Die Richtigkeit der Thiisschen Ansicht geht ohne weiteres schon aus der bloßen Betrachtung der zahlreichen großen Einzelabbildungen nach Teilen der »Anbetung der Könige« hervor, die das Werk zieren. Diesen reich bewegten Gruppen, worin alle Lebensalter und alle Temperamente vertreten sind, haftet nichts von dem besonderen Geist ihrer Zeit an, sondern sie würden noch jetzt in den vordersten Reihen der Modernen durch ihre innere Beseelung, die Freiheit ihrer Bewegung und die Kraft ihres Ausdrucks hervorstechen. Nicht einmal die gewollte Großartigkeit der Hochrenaissance, die mit desselben Leonardo Abendmahl einsetzt, macht sich hier bemerklich, und noch viel weniger das gezierte Wesen der Frührenaissance: in voller Unbefangenheit bringt der Künstler seine inneren Visionen zu klarer Darstellung, so daß die Frage nach den zeitlichen Zusammenhängen sogar völlig in den Hintergrund tritt.

Thiis aber dehnt seine Untersuchungen auch noch auf alle Seiten hin aus, nach denen das Bild betrachtet werden kann. Im März 1481 (jetzigen Stils) wurde das Werk bei dem Künstler bestellt; zweieinhalb Jahre hatte er Zeit, um es zu vollenden; in der zweiten Hälfte des Sommers 1481 war er noch in Florenz; um 1482 wird er nach Mailand gegangen sein und das Bild in seinem jetzigen unvollendeten Zustande zurückgelassen haben. Eine Menge Zeichnungen, die in mehr oder weniger engem Zusammenhange mit dieser Schöpfung stehen, gestatten die Motive der einzelnen Gestalten in ihrem allmählichen Werdegang zu verfolgen. Da ist der auf seinen Stab gestützt Nachdenkende, der kniend Anbetende, der sich die Augen mit der Hand Beschattende, der auf seinem Standbein Ruhende, der sich Vorbeugende, der anbetend sich Nahende, Gruppen sich aneinander Lehnender. Thiis gibt alle in Abbildungen zusammengestellt wieder. Wichtiger als solche Beziehungen, die auch anders geordnet werden können, ist der Umstand, daß

einige dieser Zeichnungen nach ihrer Aufeinanderfolge genau beſtimmt werden können. So wissen wir, daß Leonardo anfangs an eine Anbetung der Hirten gedacht hat, und daß er, nachdem er sich für eine Anbetung der Könige entschlossen, die Komposition zuerſt viel dichter gedrängt entworfen hat. Die im Louvre bewahrte Zeichnung aus Galichons Besitz gewinnt dadurch eine besondere Bedeutung als unmittelbar vor der endgültigen Feſtſtellung des Ganzen ausgeführt und somit so gut wie fraglos im Jahre 1481 entſtanden. Damit iſt ein weiterer feſter Punkt gefunden, aus dem, wie sich zeigen wird, neue und für die Aufhellung von Leonardos Jugendzeit wichtige Folgerungen gezogen werden können.

In raſtloser Arbeit hat Leonardo so das Material zusammengetragen, um die 60 Menschen- und 17 Tiergeſtalten, die Thiis auf seinem Bilde zählt, zu schaffen. Den Anlauf hatten vor ihm wohl Donatello, Mantegna, Pollaiuolo genommen; aus Mantegnas Anbetung der Könige, die sich jetzt in den Uffizien befindet, hatte Leonardo das Motiv seiner Madonna entnommen, wohl die einzige Anlehnung an vorher Geschaffenes, die sich hier nachweisen läßt: »aber Leonardo war es doch, der als erſter die menschliche Geſtalt von allem mittelalterlichen und antiken Zwang befreite, von aller Stilkonvention, und die Seele frei ausſtrömen ließ in die Bewegungen der Glieder. Der Körper als der Befreier des Seelenlebens und Künder der Sinnesempfindungen; die Bewegung der Gliedmaßen, der Hände, der Finger als Ausdruck der Stimmungen, im Zusammenklang mit dem Mienenspiel des Angesichts: das iſt die neue große Entdeckung und die unbegrenzte Möglichkeit, die Leonardo der Bildkunſt zugeführt hat« (S. 178).

Thiis findet in dem Bilde gewisse Punkte und Linien, die ein inneres, unbewußtes Gesetz der Komposition ergeben. Die vertikale Achse der quadratischen Fläche fällt genau mit der Mittellinie der Muttergottes zusammen, so daß deren Kopf sowie das Kind sich rechts davon befinden, ihre Füße aber links. Auf jede Seite des Bildes entfallen genau 16 Figuren des Vordergrundes. Diese sind aber, abgesehen von dem Kranz der Engel hinter Maria, so frei über die Fläche verteilt, daß man diese Symmetrie gar nicht als solche empfindet. Zieht man die Diagonalen, so dienen diese zu noch weiterer Aufklärung der Komposition. Der Eindruck aber, als kreise diese ganze Menschenmenge um Maria und das Kind, führt dazu, daß der Mittelpunkt dieser Gruppierung nicht in der Vertikalachse selbſt, sondern etwas rechts von ihr liegt, dort, wo sich die Umrisse der Hand Mariens und des Knies des Chriſtkindes schneiden. (Das veranschaulicht die Abbildung auf Seite 209.) Schlägt man von diesem Punkt aus drei Kreise, so ergibt sich eine Reihe konzentrischer Streifen, in welche sich die Gesichter der umgebenden Menge ungesucht einfügen. Daher kann man dem Verfasser durchaus zuſtimmen, wenn er sagt: »Überhaupt kann man wohl im allgemeinen davon ausgehen, daß eine jede gute und tüchtige Komposition eine mathematische Rhythmik und gewisse geometrische Regelmäßigkeiten als Kern enthält« (S. 212).

»Es iſt ein unablässiges Beugen und Neigen und Vorſtrecken in der Komposition, und doch wirkt diese nicht unruhig oder überfüllt.« »Das Licht fällt nicht einfach von oben oder von der Seite ein, so daß es die Figuren gleichmäßig erleuchtet. Wie Sonnenlicht in einen Wald ergießt es sich in die Komposition, fällt in Flecken und Streifen ein, gebrochen oder aufgehalten durch die Massen, die empor- oder vorragen und plötzlich kalte Schatten werfen.« »Nur in Rembrandts ‚Nachtwache' findet das Bild sein würdiges Seitenſtück« (S. 207).

Dabei iſt »alles Dogmatische als etwas Fremdes abgeſtreift, nur das rein Menschliche iſt übrig geblieben und potenziert« (S. 216). »Das Bild ſtellt daher mehr als die biblische Mythe vor: ein Volk oder eher die Menschheit bildet sein eigentliches Motiv. Alle Alter, alle Temperamente sind da zur Stelle; die ſtärkſten Gegensätze können da innerhalb eines Rahmens Platz finden. Hier iſt das Drama, denn Leonardo sah das Leben wie ein Drama an, als Spannung, Gegenspiel, Zusammenspiel« (S. 213).

Endlich betrachtet Thiis noch die eigentümliche Architektur, zu der die beiden Treppen emporführen, gibt deren Grundriß und Aufriß (S. 199 f.) und weiſt ihren Zusammenhang mit der auf Verrocchios Relief der Enthauptung Johannis, ja schon mit der auf Donatellos Übergabe des Hauptes Johannes des Täufers am Taufbrunnen zu Siena nach.

Nun erſt wird der Einfluß klar, den

Leonardo später auf Raphael, ja sogar auf seinen großen, wenn auch jüngeren Nebenbuhler Michelangelo ausgeübt hat. Und Thiis sagt dabei mit Recht: »Es ist ganz falsch, wenn man den einen (Leonardo) zu einem klugen Rechenmeister stempeln will, der mit subtiler Kunst Leben, Bewegung, Leidenschaft aufgebaut habe, während der andere (Michelangelo) im Gegensatz dazu das große schöpferische Gemüt gewesen sein soll. Es steckt mehr kluge Berechnung in der Körperentfaltung des neugeschaffenen Adam an der Decke der Sixtinischen Kapelle als in manchen Gestalten von der Hand Leonardos. Und es herrscht eine stärkere lyrische Innerlichkeit in Leonardos Federskizzen als in Michelangelos Zeichnungen. Ja selbst in den wenigen durchgeführten oder gar überausgeführten Arbeiten seiner Hand, wie dem Karton der h. Anna in London oder dem Bildnis der Mona Lisa im Louvre, pulsiert diese Innerlichkeit des Gefühls noch in jedem Formdetail« (S. 178 ff.).

Und so kann denn Thiis seine Untersuchung über die Anbetung der Könige mit den Worten schließen: »Ein Werk, das trotz seiner Unfertigkeit revolutionierend auf die florentinische Malerei eingewirkt hat und durch diese revolutionierend auf die europäische Kunst.« »Hier schwingt die Entwicklung um ihren Schwerpunkt. Hier hört alles Mittelalter auf.« Hier handelt es sich »um die Geburtsstunde der Modernen Malerei« (S. 133 ff.).

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Frankfurt a. M.

Luftfahrt-Literatur.

Von allen Schlagwörtern, mit denen man das Gepräge unserer Zeit hat bezeichnen wollen, scheint uns der Name: das Zeitalter des Verkehrs der treffendste zu sein, mag man das Wort nun im geistigen oder im körperlichen Sinne auffassen. Bleiben wir bei dem letzteren stehen, so können wir als besonders bemerkenswerte Erscheinungen anführen, daß die Menschheit in den ersten Jahrzehnten des neunzehnten Jahrhunderts mit Erfolg es unternommen hat, die Räume auf der Erde durch die Geschwindigkeit des Dampfwagens einander näher zu bringen, und daß im ersten Jahrzehnt des zwanzigsten Jahrhunderts der Kampf um die Eroberung des Luftraumes durch das lenkbare Luftschiff vom Erfolg gekrönt worden ist. Anfang und vorläufiges Ende dieses Kampfes finden ihren Ausdruck in der Wendung »Von Dädalus bis Zeppelin«, und dem Erfinder des starren Systems dürfte auch heute noch kaum der Anspruch bestritten werden, der volkstümlichste Mann in Deutschland zu sein. Während nun aber die friedliche Auseinandersetzung der verschiedenen Systeme ihren Fortgang nimmt, und neben den gewaltigen Luftschiffen die Flugmaschinen der verschiedensten Typen von Tag zu Tag in dem gefährlichen, alle Nerven und Muskeln anspannenden, noch zahlreiche Opfer fordernden Wettstreite langsam Fortschritte verzeichnen können, hat sich sowohl das Interesse der Laien, wie die Arbeit der Wissenschaft dem Problem der Luftschiffahrt immer stärker zugewandt. Ein Zeugnis des ersteren waren die verschiedenen Ausstellungen, die in den letzten Jahren stattgefunden haben, von denen die größten die in Paris und London und unsere »Ila« waren, und die zahlreichen nationalen und internationalen Flugwochen. Das letztere beweisen die Gründungen von Gesellschaften und Anstalten, die für den Ausbau der theoretischen Grundlagen der Luftfahrt tätig sein wollen, und unter denen in Deutschland vor allem die Motorluftschiff-Studiengesellschaft zu nennen ist, und die Einführung von Vorlesungen über Luftschiffahrt und Flugtechnik an den Universitäten und Technischen Hochschulen. Hand in Hand mit diesem neuen Aufschwung der Luftschiffahrt mußte auch das Bestreben gehen, über ihre frühere Entwicklung sich genauere Kenntnise zu verschaffen. Diesem Zwecke hat auch die historische Abteilung unserer »Ila« gedient und der von der Verwaltung herausgegebene, mit interessanten Abbildungen versehene Führer durch diese kann auch dem, der diese Ausstellung nicht gesehen hat, mannigfache Anregung bieten.

Das geschichtliche Interesse an der Luftschiffahrt hat natürlich auch eine ziemlich reichhaltige Literatur entstehen lassen, die zum Teil von einzelnen Luftschiffern und ihren Erfindungen und Erlebnissen erzählt, teils eine zusammenhängende Darstellung der Entwicklung zu geben sucht, während wieder andere Schriften einzelne Luftfahrten schildern u. dgl.; ihnen gesellen sich dann die technisehen und theoretischen Arbeiten zu. Für den Forscher und Studierenden auf diesem Gebiete ist ein Verzeichnis der Literatur sicherlich von großem Nutzen; ein solches hatte im Jahre 1887 Gaston Tissandier in Paris unter dem Titel »Bibliographie aéronautique« erscheinen lassen; es verzeichnete die geschichtlichen, wissenschaftlichen, Reise- und auch erzählenden Schriften, die sich mit der Luftschiffahrt und den Luftschiffen befaßten. Eine Ergänzung und einen teilweisen Ersatz hat in den Juli-, August- und September-Nummern der »Revue des bibliothèques« der Bibliothekar an der Bibliothek der Sorbonne Albert Maire erscheinen lassen: einen Katalog der Werke über Luftschiffahrt und Flugtechnik

Aérostation et Aviation), die sich in der Bibliothek der Pariser Universität befinden. Dies Verzeichnis ist jetzt auch als Einzelheft bei Honoré Champion veröffentlicht worden. Die Pariser Universität besitzt einen Lehrstuhl für Flugtechnik, und ihre Bibliothek hat eine Reihe sehr seltener Bände und Tafeln, besonders aus der einstigen Sammlung von Alphonse Pénaud, die nach dessen Tode die philomathische Gesellschaft geerbt und 1900 der Bibliothek überwiesen hat.

In seinem Vorwort bemerkt der Konservator der Bibliothek, Emile Chatelain, daß sich die aeronautischen Veröffentlichungen seit zehn Jahren in Frankreich wie im Auslande vervielfachen. Das Verzeichnis ist derart angelegt worden, daß zuerst eine Liste der Zeitschriften (2 Seiten) kommt, sich dieser in zeitlicher Reihenfolge die Arbeiten aus dem 18. Jahrhundert anschließen (5 Seiten) und darauf die des 19. und 20. Jahrhunderts (34 und 11 Seiten) in alphabetischer Ordnung folgen. Die älteste Zeitschrift, von der die Bibliothek eine Nummer besitzt, ist das von Henry Coxwell herausgegebene Aerostatic Magazine, in dem z. B. der Plan einer Erforschung Australiens mit Hilfe von Luftballons besprochen, und in einem andern Aufsatze dem Luftschiffer meteorologische Winke gegeben werden. Aus dem 18. Jahrhundert ist von besonderem Interesse Jean-Jacques Rousseaus »Neuer Dädalus«, ein unveröffentlichtes Werk, das später nach seinem Originalmanuskript vom Jahre 1742 herausgegeben worden ist. Faujas de Saint-Fonds »Description des expériences de la machine aérostatique de M.M. de Montgolfier«, die 1784 in zweiter Auflage erschien, wurde in demselben Jahre in Nürnberg, wo drei Jahr später Blanchard die erste Luftschiffahrt in Deutschland unternahm, in einem deutschen Auszug von C. G. von Murr veröffentlicht. Im gleichen Jahre beschrieb auch der bekannte französische Luftschiffer Pilatre de Rozier, der 1785 bei dem Versuch, den Kanal zu überfliegen verunglückt ist, die Auffahrt der Montgolfiere am 23. Juni 1774. Zu den wichtigsten Ereignissen aus der Frühzeit der Luftschiffahrt gehören auch die Fahrten, die der berühmte französische Physiker und Chemiker Joseph Louis Gay-Lussac im Jahre 1804 unternommen hat. Den Bericht, den er über die erste in der Sitzung der mathematisch-physikalischen Klasse des »Institut« am 9. Fructidor des Jahres 12 gegeben hat, besitzt die Bibliothek der Universität Paris in einem Sonderdruck des »Moniteur«. Von allgemeinen geschichtlichen Darstellungen nennen wir Christian Kramps zweibändige, über 700 Seiten starke »Geschichte der Aerostatik, historisch, physisch und mathematisch ausgeführt« vom Jahre 1784, und Cavallos englisch geschriebene Geschichte und Praxis der Luftschiffahrt, deren französische Übersetzung vom Jahre 1786 stammt. Eine geschichtliche Skizze der hauptsächlichsten Versuche und Luftfahrten, der Unglücksfälle, Stürze und Katastrophen, sowie der Theorie der Luftballons und der verschiedenen Methoden ihres Baues und der verschiedenen Arten ihrer Füllung gibt die 1852 in Paris erschienene Broschüre »L'Art aérostatique«. Den heute üblichen Ausdruck von der »Eroberung der Luft« wendet W. de Fonvielle in einer kleinen Schrift aus dem Jahre 1874 an. Zwei Jahre später gab er ein 464 Seiten starkes Buch »Luftabenteuer und bemerkenswerte Erfahrungen der großen Luftschiffer« heraus. Interessant für uns ist auch seine Schrift über die Ballons während der Belagerung von Paris, an die auch Alfred Martins Schrift »Sieben Stunden, fünfzig Minuten im Ballon« und Tissandiers »En Ballon!« erinnern. Die Bibliographie zeigt uns auch, wie oft man schon geglaubt hat, das Problem des lenkbaren Luftschiffes gelöst zu haben. Das 20. Jahrhundert, dem die Lösung vorbehalten blieb, hat uns dann, wie schon bemerkt, auch eine reiche Literatur über den Kampf um die Luft beschert; wir nennen zum Schluß einige Werke, an denen Vorkämpfer bei der Eroberung der Luft beteiligt sind: »Die Luftschiffahrt« von Hackstetter, Hartmann, Hofmann, Sand, Stelling, Schulze und v. Zeppelin, die zweite Auflage von O. Lilienthals »Vogelflug als Grundlage der Fliegekunst«, A. v. Parsevals »Motorballon und Flugmaschine«, Comte Henry de La Vaulx' »Seize mille kilomètres en ballon« und »Le bilan de 1909. L'aviation triomphante« von d'Estournelles de Constant, Bouchard, Lavisse, Painlevé, Blériot, Rousseau, Ferber, Comte de Lambert, Mille u. a.

Mitteilungen.

Die Theologische Literaturzeitung, das bekannte Organ der wissenschaftlich-kritischen protestantischen Theologie, zurzeit herausgegeben von Adolf Harnack, Hermann Schuster (Hannover), Arthur Titius (Göttingen), wird von jetzt an, wie sie in der Nummer vom 12. November mitteilt, neben der den ganzen Umkreis der Theologie umspannenden historisch-philologischen Arbeit auch der allgemeinen Religionsgeschichte, die für den gesamten Betrieb der theologischen Wissenschaft eine ganz besondere Bedeutung gewonnen hat, reges Interesse zuzuwenden und über ihren gesamten Umfang durch »kritische Referate eingehend und gründlich orientieren«. Dem Zuge unserer Zeit entsprechend, in der die Frage der prinzipiellen Stellungnahme zu Religion, Christentum und Kirche in den Vordergrund getreten ist, sollen auch die Beziehungen der Religion zum modernen Geistesleben aufmerksam verfolgt werden. Dem steigenden internationalen Austausch entsprechend werden die Beziehungen zur Literatur des Auslandes noch mehr gepflegt werden; auch ausländische Gelehrte sind zum Bericht über ihre Literatur gewonnen. Über wissenschaftlich bedeutsame Unternehmungen, Funde von religionsgeschichtlicher Bedeutung werden kurze authentische Mitteilungen gebracht, wozu die Herausgeber die Mitarbeit von interessierten Gelehrten des In- und Auslandes stets wünschen.

Internationale Wochenschrift für Wissenschaft Kunst und Technik

herausgegeben von Prof. Dr. Paul Hinneberg, Berlin, Mauerstr. 34

Verlag: August Scherl, Berlin SW, Zimmerstraße 36-41. — Druck: Bayerische Druckerei und Verlagsanstalt G. m. b. H. in München, Bayerstraße 57. | 4. Jahrgang Nr. 53 31. Dezember 1910 | Inseraten-Annahme bei den Annoncen-Expeditionen von August Scherl G. m. b. H., Berlin und Daube & Co. G. m. b. H., Berlin und deren sämtlichen Filialen.

Für die Redaktion verantwortlich: Professor Dr. Wilhelm Paszkowski, Berlin-Gr. Lichterfelde.

Erscheint wöchentlich (Sonnabend) als Beigabe zur „Münchener Allgemeinen Zeitung". — Inseratenpreis die dreigespaltene Nonpareillezeile 50 Pfg.

INHALT

Die Abhandlungen erscheinen in deutscher Sprache, englische und französische auf Wunsch der Autoren im Urtext

Die neue Sammlung der älteren Papsturkunden.

Von Johannes Haller, Professor an der Universität Gießen.

(Schluß)

Kehrs ungewöhnliche Fähigkeit der Organisation offenbart sich, wie schon bemerkt worden ist, zweitens in der Methode des Suchens. Vielleicht ist Kehr überhaupt der erste, der beim Suchen nach gewissen Resten der Überlieferung in größerem Umfang eine bestimmte Methode befolgt. Die gelehrten französischen Benedictiner des Grand Siècle, auf deren Schultern alle späteren Sammler und Sucher stehen, hatten jedenfalls keine Methode. Sie folgten zumeist den Beziehungen ihres Ordens, und wo sie sonst von einer Bibliothek, einem Archiv mit »libris pervetustis« oder »chartis antiquissimis« hörten, da lenkten sie ihre Schritte hin und schrieben ab, was die Zeit erlaubte und ihnen am meisten gefiel. Gründlicher waren erst die Forschungsreisen, die seit 1820 für die Monumenta Germaniae unternommen wurden. Aber auch diese Forscher folgten in der Hauptsache der Poststraße, in neuerer Zeit dem Eisenbahnfahrplan und schrieben ab oder notierten, was das Schicksal in Gestalt eines mehr oder weniger genauen Katalogs, eines mehr oder weniger eifrigen und verständnisvollen Archivars ihnen vor die Augen brachte. Kehr hat gestanden, daß auch er es zunächst nicht anders zu machen gedachte. Den Spuren der Vorgänger folgend, wollte er zunächst Italien, dann England, Deutschland, Spanien, Frankreich von Stadt zu Stadt absuchen, wobei der Stoff sich von selbst hätte sammeln müssen, wie es der Hirt zum Tore hereintreibt. Erst nach Beginn der Arbeit ist ihm die Einsicht gekommen, daß man auf diese Weise dem Zufall preisgegeben sei und nie die mindeste Bürgschaft für Vollständigkeit des Materials besitzen werde. Die Methode, die er nun anzuwenden beschloß, ist in der Idee ebenso einfach, wie in der Ausführung schwierig: Aufsuchung und möglichste Wiederherstellung der ursprünglichen Archive. In kleinem Maßstab hatte schon Theodor Sickel bei der Sammlung der Kaiserurkunden in den Monumenta Germaniae die Anregung hierzu gegeben, indem er im Verzeichnis der Urkundenempfänger über den Verbleib ihrer Archive kurze Nachricht gab, und hie und da ist diese Anregung auch für örtliche Urkundenforschung fruchtbar geworden.[1]

[1] Dieser Gedanke Sickels steht in engem Zusammenhang mit der von ihm stets geübten Fragestellung, die überall den handschriftlichen Überlieferungen in ihren Schicksalen bis auf die letzten Ursprünge nachzugehen sucht. Ich möchte die Gelegenheit benutzen, einmal festzustellen, woher diese Methode stammt, nämlich unmittelbar von Karl Lachmann. Wer dessen berühmten Kommentar zum Lucretius kennt, wird die Verwandtschaft nicht leugnen; und daß Sickel seine Studien als persönlicher Schüler Lachmanns begonnen, hat er selbst mir erzählt.

Kehr hat daraus die Konsequenz gezogen und die Wiederherstellung der Empfängerarchive zum »heuristischen Prinzip«, d. h. zum Grundsatz und Plan erhoben, nach dem er suchte und forschte. Sein Vorbild war dabei, wie er neuerdings bekennt, Mommsens Sammlung der altrömischen Inschriften, das Corpus Inscriptionum Latinarum. Die Richtigkeit des Gedankens liegt auf der Hand. Es gilt, die Urkunden der Päpste, deren eigenes Archiv untergegangen ist, bei den Empfängern aufzusuchen. Diese Empfänger sind in erster Linie Kirchen und Klöster, daneben weltliche Machthaber, Städte. Alle diese haben ihr Archiv gehabt, in dem auch die empfangenen Papsturkunden gehütet wurden. Beständen sie noch heute, so wäre die Sache höchst einfach. Aber die Mehrzahl existiert gar nicht mehr, die noch vorhandenen sind oft nicht mehr im Besitz ihrer Urkunden. Also heißt es jetzt: wo sind die Archive geblieben? Um diese Frage zu beantworten, gilt es einzutauchen in das Studium einer oft abgelegenen, mitunter sehr weitschichtigen ortsgeschichtlichen Literatur, verschlungene Pfade der Gelehrsamkeit früherer Jahrhunderte nachzuwandeln, Schicksale kleiner Gemeinden und großer Körperschaften sich klar zu machen. Äußerst mannigfaltig sind die Ergebnisse. Das Domkapitel von S. Maria del Fiore in Florenz besitzt sein Archiv noch heute, die ehemaligen Klöster Toscanas haben die ihren in das riesige Sammelbecken des Florentiner Staatsarchivs abgegeben. Das Archiv der Kanoniker vom Lateran in Rom ist nach S. Pietro in Vincoli gewandert, mehrere Klosterarchive sind heute im Besitz römischer Adelsfamilien, deren Mitglieder einstmals als Kardinäle und Kommendataräbte diese Schätze an sich genommen haben, wobei dann wieder ein Familienarchiv durch Aussterben des Mannesstammes und Heirat der Erbtochter in ein anderes hinübergeflossen sein kann. Auf diese Art fanden sich die Archive eines Klosters bei Piacenza und eines anderen aus der Basilicata zusammen im Archiv des Fürsten Barberini, das inzwischen selbst in den Besitz des Vatikans übergegangen ist. Hier sind im ganzen 16 Klosterarchive aus allen Teilen Italiens versammelt. So hat die Mehrzahl der kirchlichen Archive Italiens ihr wechselvolles Schicksal gehabt, wenn auch wenige ein so wunderbares wie das von Fonte Avellana, dem zur Zeit Gregors VII. so berühmten Kloster in Umbrien: ein Teil liegt heute im Collegium Germanicum in Rom, andere in Ravenna, im Vatikan, im Stadtarchiv in Gubbio. Von S. Stefano in Verona ist das Archiv verschwunden, aber ein Teil seiner Urkunden fand sich im Vatikan in Abschrift oder Auszug unter den Papieren des Geschichtsschreibers der Päpste, Onofrio Panvini († 1592). Im Vergleich damit liegen die Verhältnisse in Deutschland viel einfacher, obwohl es auch hier nicht an Mannigfaltigkeiten fehlt. Von den österreichischen Klöstern sind viele im Besitz ihrer Archive geblieben, andere sind in das Wiener Staatsarchiv gewandert. Am buntesten und auch am traurigsten sind die Schicksale am Mittelrhein. Der größte Teil der kirchlichen Archive von Mainz ist nach München, Würzburg und Wien gewandert, das Stadtarchiv im Jahre 1794 fast ganz verbrannt. Speyer hat einiges behalten, anderes nach München abgeben müssen u. s. f.

Es liegt auf der Hand, daß das Suchen nach dieser Methode, besonders im Ausland und in Ländern mit wechselvoller innerer Geschichte, ganz neue und sehr schwierige Aufgaben stellt. Aber ebenso gewiß ist, daß auf diesem Wege auch ganz andere, sicherere Ergebnisse erzielt werden. Seiner neuen Methode hatte Kehr denn auch die ersten Erfolge zu verdanken, mit denen er die Zweifler von der Notwendigkeit und Nützlichkeit seines Unternehmens überzeugte: die Auffindung der Archive des Patriarchen von Grado (in Venedig) und des Erzbischofs von Ravenna mit ihrer überraschend großen Zahl unbekannter Papsturkunden. Diese Methode hat die überreiche Ernte in Rom selbst eingebracht, sie hat vor allem auch für das Nachbargebiet, die Kaisergeschichte, manche köstliche Früchte geliefert. Ein gutes Dutzend unbekannter staufischer Diplome konnte Kehr gelegentlich nebenbei als »Otia diplomatica« mitteilen. Eine ganze Gruppe seltenster älterer Kaiserurkunden im Archiv der Barberini wäre ohne ihn wohl noch recht lange in ihrer hundertjährigen Ruhe unbehelligt geblieben. Ein besonderer Erfolg endlich war es, als es ihm gelang, durch systematisches Verfolgen der archivalischen Spuren eine verloren geglaubte Briefsammlung aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts aufzufinden, die uns die Verhält-

nisse in Sizilien unmittelbar nach dem Tode Kaiser Heinrichs VI. in ebenso heller wie neuer Beleuchtung zeigt.

Den gleichen Gedanken, der ihn beim Suchen und Sammeln geleitet, hat nun Kehr auch dem gedruckten Verzeichnis zu Grunde gelegt und ift damit auch auf diesem Felde als entschlossener Neuerer, manche mögen vielleicht sagen: als Umftürzler aufgetreten. Solange es Regeften, Urkundenverzeichnisse gab, wußte man es nicht anders, als daß sie chronologisch, nach Jahr und Tag, geordnet werden müßten. Kehr hat mit diesem Grundsatz gebrochen und in seinem Verzeichnis die Urkunden örtlich gruppiert, nach den Empfängern oder Adressaten. So bietet er im 1. Band seiner Italia Pontificia die Papfturkunden, die für Rom, die Stadt, ihren Klerus, ihre Klöfter und Kirchen und einzelne Geschlechter und Personen ausgeftellt sind. Im 2. Bande kommen die Urkunden für Latium, d. h. die nähere Umgebung Roms; der dritte ift Etruria (Toskana) gewidmet, der vierte Umbria, Picenum, Marsia. In derselben Weise bietet der 1. Band der Germania Pontificia die Urkunden für die alte Kirchenprovinz Salzburg. Innerhalb jedes Bandes folgt die Ordnung den kirchlichen Bezirken, den Diözesen, und innerhalb dieser sind die Empfänger aneinander gereiht: an der Spitze fteht der Bischof, dann das Domkapitel, die übrigen Kirchen und Klöfter der Bischofftadt, dann die einzelnen Orte der Diözese in topographischer Folge. Das Verzeichnis will augenscheinlich der lebenden Wirklichkeit folgen, in der es ein päpftliches Gesamtarchiv nicht gibt, die Empfängerarchive dagegen teils noch beftehen, teils sich annähernd rekonftruieren lassen. Auf die Wiederherftellung, die Geschichte der einzelnen Archive hat Kehr in der Italia Pontificia eine außerordentliche Mühe verwandt, und jeder wird zugeben, daß in ihr ein sehr wesentlicher Wert seiner Publikation fteckt. Über die Geschichte der urkundlichen Überlieferung des frühern Mittelalters in Italien erhält man hier zum erften Mal übersichtliche und syftematische Auskunft; eine Art »urkundlicher Quellenkunde«, wie Kehr selbft sich ausdrückt, die auch für benachbarte Gebiete ihren Nutzen nicht verfehlen wird, und der man recht häufige Nachahmung auch anderswo nur wünschen kann. Auf wie mühsamen und weitschichtigen Studien dieser Teil der Arbeit beruht, davon zeugen die bibliografischen Verzeichnisse. Mit Staunen sieht man, wie hier eine ganze überreiche Gelehrsamkeit früherer Jahrhunderte auf den Ruf eines Fremden ihre Auferftehung feiert. Schon in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts beginnt faft überall der Fleiß der kirchlichen und profanen Ortshiftoriker und Antiquare. Die Italiener werden Kehr für diese Auferweckung ihrer großen und kleinen Toten nie genug danken, denn auch unter ihnen hat es sicher keinen einzigen gegeben, der sich hätte rühmen können, diese verftaubten und wurmftichigen Schätze gekannt zu haben, in denen doch nicht nur sehr viel selbftverleugnender Fleiß und warme Liebe zu Heimat und Geschichte, sondern auch nicht wenig ernftes Wissen und gründliche Gelehrsamkeit fteckt. Eine späte Anerkennung verborgener Tüchtigkeit ift besonders den Gelehrten zuteil geworden, die am Ende des 16. Jahrhunderts am römischen Hofe sich um die Geschichte der Päpfte und der italienischen Kirchen bemühten, den Panvini, Massarelli, Agustin. Aus ihren nachgelassenen Papieren hat Kehr nicht nur 30 sonft nicht bekannte Stücke für sein Werk gewonnen; er hat auch entdeckt, daß diese Männer in aller Stille eine sehr solide Urkundenkritik zu handhaben wußten, ein Jahrhundert bevor Mabillon für die Öffentlichkeit die Grundlagen der Urkundenlehre schuf. Mir scheint, diese Wiederentdeckung einer ganzen vergessenen, verschollenen Literatur von Jahrhunderten gehört nicht zu den letzten Vorzügen des Kehrschen Werkes. Auch die Bibliographie der Germania Pontificia ift faft überreich und ihr Nutzen groß. Um Wiederentdeckung vergessener Literatur handelt es sich hier zwar nicht. Die ortsgeschichtlichen Studien beginnen in Deutschland bedeutend später und haben aus diesen und andern Gründen nie eine solche Unterbrechung erfahren, wie in Italien im 19. Jahrhundert. Aber für eine so vollftändige Zusammenftellung, wie Brackmann sie bietet, wird doch jeder dankbar sein, der sie benutzen kann, und benutzen werden sie sehr viele.

Es ift wohl sehr die Frage, ob auch der gründlichfte und gewissenhaftefte Forscher jemals zu dieser Vertiefung in die Lokalgeschichte eines fremden Landes Veranlassung gefunden hätte ohne das Prinzip, das Kehr

bei der Suche nach den Urkunden befolgte, und das er dann auch der Ordnung ihres Verzeichnisses zugrunde legte: die möglichste Wiederherstellung der einzelnen Archive. Auch nach anderer Richtung erweist sich dieses Prinzip ungemein fruchtbar und lehrreich. Es leuchtet ein, daß man bei dieser Ordnung für jeden in Betracht kommenden Ort die Überlieferung auf engem Raum übersehen und dadurch allein die Genauigkeit der Arbeit jederzeit nachprüfen, ihre etwa vorhandenen Lücken leicht ergänzen kann, — ein Gewinn, der bei einem Werke, das vor allem nach Genauigkeit streben muß, nicht hoch genug anzuschlagen ist. Zudem entspricht diese Ordnung, wie schon bemerkt, der Wirklichkeit der Dinge besser als die chronologische, die alle Länder und Orte durcheinanderschüttelt und alle sachlichen Zusammenhänge zerstört, alles nur der zeitlichen Folge zuliebe, die doch im Grunde bloß eine Abstraktion von der Wirklichkeit ist. Die Papsturkunden, die eine Kirche, ein Kloster im Laufe der Zeit erhielt, sind ja keine vereinzelten Atome, deren jedes für sich allein im luftleeren Raum der Geschichte schwebt. Sie folgen sich nicht nur zeitlich, sie gehen auch eines aus dem andern hervor und bilden gleichsam eine natürliche Geschlechtsfolge durch die Jahrhunderte. Stellt man sie zusammen, wie sie zusammengehören, so tritt ohne weiteres das Bild der Entwicklung vor die Augen, die Geschichte des Ortes in seinen Beziehungen zum kirchlichen Mittelpunkt liegt offen da, und — ein besonderer Gewinn — auch die Lücken, die verlorenen Glieder dieser Kette, lassen sich ohne Mühe und mit einiger Sicherheit nachweisen, oft sogar ergänzen, da jede Papsturkunde ihre Vorgänger und Vorfahren zu nennen pflegt. Ich greife auf gut Glück ein paar Beispiele heraus. Für die Kirche von Avignon ist das früheste Privileg, das wir besitzen, von Calixt II. 1123 ausgestellt, aber es erwähnt seine vier Vorgänger seit Alexander II. (1071). Und da die Privilegien einander im großen und ganzen inhaltlich und oft auch wörtlich zu gleichen pflegen, so hat die eine erhaltene Urkunde hier den Wert von fünfen. In dem ältesten erhaltenen Privileg für St. André de Villeneuve bei Avignon, das von Eugen III. (1142) stammt, ist die Reihe der Vorfahren noch länger: sie reicht bis zu Gregor V. (996—999) hinauf. So läßt sich in vielen Fällen der Stammbaum um Jahrhunderte zurück verlängern, und die örtliche Gruppierung macht ihn ohne weiteres sichtbar, während er in der zeitlichen Ordnung mühsam aufzusuchen wäre.

Das sind Vorzüge, die vom Standpunkte der örtlichen Geschichte nicht hoch genug angeschlagen werden können. Es läßt sich auch nicht leugnen, daß die einzelne Papsturkunde für sich genommen in der Wirklichkeit des Lebens ebenso wie in der Geschichte für den Ort oder das Land, dem sie gilt, unmittelbar größeren Wert hat als für die Geschichte des Papsttums selbst. Also erhält auch von dieser Seite die örtliche Gruppierung ihre Rechtfertigung. Aber auch für die Geschichte des Papsttums ist sie lehrreich. Wer einmal die Jafféschen Regesten durchblättert hat, wird wissen, daß die Urkunden der Päpste erst mit der Zeit zahlreicher werden. Aus den früheren Jahrhunderten haben wir wohl Briefe, zuweilen sogar ziemlich viel Briefe, aber gar keine eigentlichen Urkunden. Erst verhältnismäßig spät tauchen diese auf, zuerst spärlich, dann häufiger, bis sie schließlich in einer gewissen Fülle zu strömen beginnen, als wäre irgendwo eine Schleuse geöffnet worden. Der Zeitpunkt, wo das geschieht, ist bei näherem Zusehen leicht zu finden: die Mitte des 11. Jahrhunderts. Wie hängt das zusammen? Sind die Urkunden der früheren Zeit fast alle untergegangen, oder hat es früher wirklich keine gegeben? Die Frage ist für die Geschichte des Papsttums von grundlegender Bedeutung, denn diese Urkunden, die vor 1049 so spärlich, nachher so reichlich vorhanden sind, sind sogenannte Privilegien, sie enthalten Rechtsverleihungen oder Besitzbestätigungen, zeigen also den Papst als Quelle des öffentlichen Rechts, als Herrscher und Regenten nicht nur der ganzen, sondern jeder einzelnen Kirche; oder anders ausgedrückt: sie zeigen den Bischof von Rom als Bischof aller andern Kirchen und Gläubigen und als Konkurrenten der Staatsgewalt; mit einem Worte: als Papst. Seit wann ist der Bischof von Rom in diesem Sinne tatsächlich Papst? Wer diese schwierige Frage lösen will, wird zunächst feststellen müssen, inwieweit unser heutiger Urkundenbestand sich mit dem ursprünglichen deckt, wieviele verlorene Urkunden, Privilegien aus früherer und frühester Zeit wir als ehe-

mals vorhanden nachweisen oder doch mit Wahrscheinlichkeit annehmen dürfen. Aus den bloß chronologisch geordneten Jafféschen Regeſten geht das nicht hervor; da bedürfte es mühevollſter, schier endloser Sonderforschung bei jedem einzelnen Urkundenempfänger, zumal um der verlorenen älteren Stücke willen. Ich weiß nicht, ob irgend jemand dazu die Ausdauer gehabt hätte. Wenn dereinſt das Kehrsche Verzeichnis mit seiner geiſtvollen Gruppierung nach Empfängern vollſtändig für alle katholischen Länder vorliegen wird, so wird es keine Mühe mehr sein, die Antwort auf die geſtellte Frage zu finden: man wird es nur aufzuschlagen, an seiner Hand die Länder zu durchwandern brauchen, um von jeder Seite die Antwort abzulesen. Für Mittelitalien iſt sie in den erschienenen vier Bänden heute schon in voller Klarheit gegeben. Hier zum erſtenmal erfahren wir für eine ganze Reihe von kirchlichen Orten — nicht für alle, aber immerhin für genügend viele, um Schlüsse ziehen zu können —, wieviel päpſtliche Urkunden nicht nur heute noch vorhanden sind, sondern überhaupt jemals ausgeſtellt wurden. Für zahlreiche Kirchen hat sich der ehemalige Urkundenschatz aus den späteren Beſtätigungen und Erneuerungen rekonſtituieren lassen. Für einige iſt das Archiv noch heute erhalten. Überall ergibt sich in gleicher Weise der Satz: außerhalb des Kirchenſtaats und des engeren römischen Kirchensprengels sind eigentliche Urkunden, Privilegien vor der erſten Hälfte des 11. Jahrhunderts kaum nachweisbar, seit dieser Zeit immer noch sehr selten, bis ums Jahr 1050 das Eis bricht und Beſtätigung und Erteilung von Besitzungen, Rechten und Vorrechten immer mehr zur regelmäßigen Regierungstätigkeit der Päpſte gehört. Der Vergleich der Bände I, II und zum Teil auch IV (Stadt Rom, Latium, Umbrien, also Kirchenſtaat und römische Kirchenprovinz) auf der einen Seite mit Band III und der größern Hälfte von IV (Toskana, Spoleto usw.) auf der andern, iſt sehr beredt. Während in jenen die urkundende Tätigkeit der Päpſte ziemlich weit hinaufreicht, beginnt sie in diesen nur vereinzelt mit Benedict VIII. (1012), in der Hauptsache erſt mit Leo IX. und seinen Nachfolgern (1049). Dabei kann von Verluſten, die das Bild verfälschen würden, nicht die Rede sein, denn gerade die toskanischen Urkunden sind besonders gut erhalten. Nehmen wir als Beispiele einige der beſten Archive. Das Domkapitel von Florenz besitzt, wie schon bemerkt, das seine vollſtändig noch heute; seine Papſturkunden beginnen mit einem Privileg Benedicts IX. von 1036. San Lorenzo, die ehemalige Hauptkirche von Florenz, iſt im gleichen Falle; seine älteſte Papſturkunde ſtammt von Nicolaus II. (1060). Desgleichen Lucca: das Bistum erhält seine erſten Privilegien von Stefan IX. (1057—58) und Alexander II. (1070), das Kapitel das seinige von Leo IX. (1051). Bei S. Felicita in Florenz beginnt die Reihe mit Nicolaus II. (1059), bei der altberühmten Badia, dem Mittelpunkte der Stadt, — deren Archiv sich erhalten hat — beginnt sie mit Alexander II. (1070). Lehrreich iſt auch der Fall von San Miniato bei Florenz, dem uralten Kloſter. Es hat sich in der älteſten Zeit seine Rechte nur von den Kaisern verbriefen lassen; im Jahre 1044 erwirbt es von Benedict IX. ein Schutzprivileg. Diese Tatsachen — und sie sind nur Beispiele, deren man auf jeder Seite beinahe eines findet — können nicht auf Zufälligkeiten beruhen. Wir sehen hier, wie die Auffassung vom Wesen des Papſttums sich wandelt, und eben in der Zeit sich wandelt, da die allgemeine Reformbewegung in der Kirche die Herrschaft gewinnt. Man darf gespannt sein, inwieweit die Fortsetzung der Italia Pontificia, dann die Germania, Gallia Pontificia die in Mittelitalien gemachten Beobachtungen beſtätigen oder modifizieren werden.

Was von der Germania Pontificia bisher erschienen iſt, gewährt allein noch keinen genügenden Aufschluß, da die Klöſter der Salzburger Provinz in der Mehrzahl jungen Datums sind. Nur wenige von ihnen haben vor dem Inveſtiturſtreit beſtanden. Immerhin findet man auch bei den älteſten von ihnen kein Privileg aus früherer Zeit. Niederalteich bekommt sein erſtes Papſtprivileg 1148, Ranshofen (gegründet 898) 1147, St. Pölten (bekannt seit 976) zwischen 1161 und 1177, Kremsmünſter, eine Stiftung Tassilos von Baiern, gar erſt 1197. Auch die Bischofskirchen sind nicht besser geſtellt; nur Salzburg, das Erzbistum, das als solches direkt unter dem Papſte ſteht, hat ein Privileg von 962. Aber ehe wir über Deutschland im allgemeinen auch nur hypothetisch urteilen,

müssen die entsprechenden Verzeichnisse für andere, an alten Gründungen reichere Gebiete wie Hessen, Franken und Schwaben vorliegen. Wie immer das Ergebnis ausfallen mag: je vorsichtiger man in solchen Fragen urteilen muß, um so dankbarer wird man sein, wenn einem das Hilfsmittel die Arbeit so sehr erleichtert, wie es hier dank der örtlichen Gruppierung der Urkunden geschieht.

Dennoch muß ich gestehen, daß ich in bezug auf die Durchführung dieser örtlichen Gruppierung nicht ganz ohne Bedenken bin. Das erste Bedenken ist wissenschaftlicher, wenn man will theoretischer Art. Die Anordnung der Urkunden nach den Empfängern scheint mir, wenn ohne Unterschied für alle Zeiten durchgeführt, einen unrichtigen Eindruck von der Geschichte des Papsttums hervorzurufen. Sie erweckt die unwillkürliche Vorstellung, als hätte die römische Kirche von Anfang an durch alle Jahrhunderte als Haupt und Regentin aller katholischen Kirchen des Abendlandes dagestanden, als hätte man überall von jeher und ohne Unterbrechung im Bischof von Rom das kirchliche Oberhaupt und die regierende Stelle gesehen. Bekanntlich entspricht diese Vorstellung dem kirchlichen Dogma, aber sie entspricht nicht den Tatsachen. Die Geschichte kennt zwar eine oberste Regierungsgewalt des Papstes (primatus jurisdictionis) schon in früher Zeit, aber nur in den Grenzen des weströmischen Reiches, und nur solange dieses besteht. Mit der politischen Herrschaft Roms verschwindet auch der kirchliche Primat über den Occident. Erst die Wirksamkeit der römischen Missionare in England seit Gregor dem Großen, dann die Tätigkeit des Wynfrith-Bonifatius in Deutschland und Frankreich und die Politik der karolingischen Herrscher haben den regierenden Primat wieder aufgerichtet oder, besser gesagt, seine allmähliche Wiederaufrichtung zu neuer und unvergleichlich größerer Geltung und in vielfach neuen Formen vorbereitet. In der Überlieferung spricht sich das vollkommen deutlich aus. Wir haben aus den früheren Zeiten so gut wie gar keine Urkunden im strengen Sinne, nur Briefe, Sendschreiben der Päpste, die zum großen Teil an weite Kreise, an Kaiser und Könige, an die Reichssynoden, an ganze Länder und Provinzen adressiert sind, oder, wenn ihre Adresse auch auf eine bestimmte Person, einen Bischof, eine Kirche lautet, doch (ihrem Inhalt nach) sich auf die Allgemeinheit beziehen, sofern sie nicht bloß die innern Geschäfte des römischen Sprengels betreffen. Diese Briefe mit den eigentlichen Urkunden der späteren Zeit, die ausschließlich an einen Ort oder eine Person gerichtet sind und unmittelbar nur für diese etwas bedeuten, in die gleiche Reihe zu stellen, das kommt mir vor wie eine Addition von ungleichnamigen Zahlen. Es erschwert aber auch die Benutzung. Die Briefe der älteren Zeit sind in erster Linie wichtig als Handlungen des Papsttums, sie bilden das Rückgrat der aktenmäßigen Papstgeschichte in den früheren Jahrhunderten, darum muß man bei ihnen auf der zeitlichen Anordnung bestehen, die allein den Zusammenhang der Dinge hervortreten läßt, während später, bei den örtlichen Privilegien allerdings das Umgekehrte der Fall ist.

Diese Zwienatur der überlieferten päpstlichen Akten hat von Anfang an eine Schwierigkeit für den Plan der Kehrschen Edition gebildet. Urkunden und Briefe sind ja nicht nur sachlich und formell verschieden, sie sind auch ganz verschieden überliefert. Die Papstbriefe der älteren Zeit stehen meist in den Sammlungen der Kirchengesetze, die eine eigene Literatur für sich bilden, und deren kritische Bearbeitung andere Methoden erfordert, als der Diplomatiker zu handhaben gewohnt ist. Kehr dachte denn auch anfangs daran, die Briefe überhaupt bei Seite zu lassen. Er ist inzwischen durch den Widerspruch eines der besten Kenner, des P. Grisar S. J., mit Recht bedenklich geworden und hat sich die Entscheidung vorbehalten. In die Regesten jedoch, die ein Repertorium sein wollen, meint er, müsse unter allen Umständen alles aufgenommen werden. Gewiß; aber ob auch in der gleichen Form und Anordnung? Dies will mir nicht einleuchten. Vielleicht hätte man den Wink, den P. Grisar für die Gesamtausgabe gab, schon für die Regesten mit Nutzen befolgt. Ich wenigstens hätte auch hier eine zeitliche Trennung gewünscht, dergestalt, daß für die frühere Zeit, wo die Urkunden von rein lokaler Bedeutung fehlen oder zurücktreten, die alte chronologische Ordnung beibehalten würde, für die jüngere Periode dagegen, wo die Urkunden häufiger werden und überwiegen, die Ordnung nach

den Empfängern einträte. Die Grenze zwischen den beiden Hälften zu finden, müßte dem Bearbeiter, der das gesamte Material überblickt, nicht schwer werden. P. Grisar hat an den Anfang des 7. Jahrhunderts gedacht. Mir würde dies noch zu früh scheinen. Die verschwindend wenigen wirklichen und echten Urkunden aus dem 7. Jahrhundert für englische Empfänger und die etwas zahlreicheren Fälschungen für französische Klöster würden es kaum rechtfertigen, diese Zeit schon zur Periode der streng urkundlichen Überlieferung zu rechnen. Innere geschichtliche Gründe könnten eher auf den Pontifikat Gregors II. führen (715—731), unter dem die Arbeit des Bonifatius im fränkischen Reich und die Lösung Roms vom Osten durch den sogenannten Bilderstreit beginnt. Aber auch ein noch späterer Zeitpunkt ließe sich rechtfertigen, ja vielleicht dürfte man einfach die Reform des Papsttums im 11. Jahrhundert, die ja in Wirklichkeit gar keine Reform, keine Wiederherstellung, sondern eine gründliche Umformung und Neugestaltung war, also das Jahr 1046 zur Epoche machen. Solche Erwägungen werden immer etwas Subjectives haben, darum will ich hiermit auch nur meine Auffassung geäußert haben. Mir scheint eben, auch Regesten sollten das Bild der geschichtlichen Entwicklung, sei es auch nur in ihren trocknen Umrissen, geben, darum sollte ihre Anordnung sich nach dem richten, was in den Dingen selbst das Wesentliche war. Bis 1046 sind eigentliche Urkunden in der Masse des Überlieferten die Ausnahme, nachher werden sie die Regel; bis 1046 bieten chronologische Regesten eine Skizze der Papstgeschichte, später tun sie das immer weniger. Also dürfte man auch bis zu jenem Jahre die zeitliche Anordnung, von da ab die örtliche vorziehen. Daß dabei im zweiten Teil auf die schon im ersten verzeichneten Urkunden örtlichen Charakters zurückverwiesen werden müßte, wäre kein Hindernis.

Gern gebe ich zu, daß diese mehr theoretischen Erwägungen allein nicht genügen würden, die Anlage des Kehrschen Regestenwerkes zu erschüttern. Die Hauptsache an einem solchen Werke ist ohne Zweifel der praktische Zweck; ist es praktisch brauchbar angelegt, so müssen theoretische Einwendungen schweigen. Mit Recht hat denn auch Kehr, in richtiger Voraussicht des zu erwartenden Widerspruchs, in einer Selbstanzeige (Göttinger Gelehrte Anzeigen 1906) sein Verfahren vor allem mit dem Hinweis auf die praktische Brauchbarkeit zu begründen gesucht. Er findet, daß bei großen Mengen von Urkunden, die vom gleichen Tage datiert sind, noch mehr bei einer größeren Zahl ganz undatierter Stücke die chronologische Ordnung ohnehin nur Illusion sei; daß bei der häufigen Wiederkehr der gleichen Papstnamen die Identifizierung eines Stückes, dem die Datierung nach Christjahren fehlt, in den Registern sehr schwierig und unsicher werde, während es nach dem Adressaten sofort festzustellen sei; und so noch einiges andere. Das wird niemand leugnen. Ob aber darum das ganze Verzeichnis unbedingt örtlich geordnet werden mußte? Auch wenn man zugibt, daß die Ordnung nach Empfängergruppen zweckmäßiger ist als die zeitliche — und ich bin davon, wenigstens für die Zeit von 1046 an, vollkommen überzeugt — so fragt sich doch, ob auch der weitere Schritt, den Kehr getan hat, noch zweckmäßig genannt werden kann. Ich will nicht leugnen, daß für mich hier die Bedenken überwiegen.

Kehr hat nicht nur die Urkunden nach ihren Empfängern geordnet, er hat die Empfänger wiederum räumlich, regional gruppiert. Dabei aber hat er zugleich eine doppelte Geographie zugrunde gelegt: einmal die kirchliche der Diözesen, sodann die profane der Landschaften, wie oben geschildert wurde. Diese Kreuzung von zwei verschiedenen Prinzipien der Ordnung kann schon bedenklich erscheinen. Entweder das eine oder das andere, entweder kirchliche Geographie oder profane! Daß die kirchliche den Vorzug verdiene, kann man doch nicht ohne weiteres einräumen. Für das Interesse wie für die Vorstellungen des heutigen Forschers überwiegen nun einmal weitaus die profanen geographischen Begriffe. Auch Kehr hat ihnen gelegentlich weitgehende Zugeständnisse gemacht, wie wir gleich sehen werden. Es ließe sich also auch für ihre Zugrundelegung manches geltend machen. Aber selbst zugegeben, daß die kirche Einteilung vorzuziehen war, so scheint mir, es hätte sich empfohlen, alsdann auf ihre geographische Anordnung zu verzichten und z. B. die sämtlichen Diözesen Italiens alphabetisch zu

ordnen, ohne Rücksicht auf ihre Lage, oder — noch besser — auch die Diözesangeographie über Bord zu werfen und die einzelnen Kirchen, Klöſter, Städte allesamt nach der Ordnung des Alphabets aufmarschieren zu lassen, wie es bekanntlich Sickel in den Acta Karolinorum im Verzeichnis der Fälschungen gemacht hat. Dabei wäre der Bearbeiter mancher Pein ledig geworden. Die Diözesangrenzen haben gewechselt, ganze Bistümer sind verschwunden, von andern iſt der frühere Umfang unbekannt. Kehr selbſt geſteht — was ihm niemand übel nehmen kann —, daß er ein feſtes Prinzip gegenüber diesem Problem nicht habe, sondern je nach den Umſtänden, mit Bewußtsein inkonsequent, verfahre. Sodann iſt es nicht einmal ihm gelungen, für alle verschwundenen Klöſter Unteritaliens die Lage nachzuweisen. Diese Heimatlosen werden also wohl in einem Appendix nachgehinkt kommen, was sich nicht eben als würdiger Abschluß der Prozession ausnehmen dürfte. Das hätte man sich meines Erachtens ersparen können, den Benutzern aber hätte man noch viel mehr erspart, wenn man auf die Verbindung landschaftlicher und kirchlicher Gruppierung, womöglich überhaupt auf alle Geographie verzichtet hätte. Denn so wie das Werk jetzt angelegt iſt, ſtellt es an den Benutzer recht hohe Ansprüche. Man muß doch schon in der Geographie Italiens und seiner kirchlichen Einteilung alter Zeit ziemlich zu Hause sein, um sich nur in den bisher erschienenen vier Bänden rasch zurecht zu finden. In Deutschland werden das nur sehr wenige können. Wer kennt denn z. B. die Grenzen zwischen Umbrien, Toscana und Latium? (überdies für das Mittelalter ein ganz unhiſtorischer Begriff, den Kehr erſt geschaffen hat, und nicht ohne Willkür geschaffen hat, da er ihm die hiſtorische Tuscia Romana, das patrimonium beati Petri in Tuscia, einverleibt). Ich hatte geglaubt, in diesen Himmelsſtrichen einigermaßen Bescheid zu wissen, aber daß ich die Diözesen Rosellae-Grosseto, Soana und Populonia-Massa Maritima im 3. Bande unter Toscana suchen soll, habe ich mir erſt einprägen müssen. Ich hätte sie im 2. Bande, unter Latium, zu finden erwartet, als Orte des älteſten Kirchenſtaats. Bei Orvieto vollends führt sich das Prinzip selbſt ad absurdum, denn wir finden den größern Teil der Diözese im 4. Bande unter Umbria, während ein kleinerer schon im zweiten ſtand, weil zum Patrimonium in Tuscia, folglich zu Latium gehörig. Noch ſtärker iſt die Verleugnung des eigenen Grundsatzes bei der Abgrenzung von Italien gegen Deutschland. Die kärntnischen Teile der Diözese Aquileja und die gesamte Diözese Trient, obwohl zur Kirchen-Provinz Aquileja gehörig, sind zu Deutschland geschlagen und werden dem Bande, der die Provinz Salzburg bringt, als Anhang folgen. Sachlich hat das gewiß ebenso seinen guten Grund, wie jene Inkonsequenzen in Mittelitalien, aber man muß beides schon kennen, muß die Anlage und Gliederung des Werkes klar im Kopfe haben, wenn man es ohne Schwierigkeiten und ärgerlichen Zeitverluſt benutzen soll. Bei seinem heutigen Umfang geht das wohl noch. Wenn nun aber aus den fünf Bänden 10 oder gar 15 geworden, wenn zu ganz Italien ganz Deutschland und ganz Frankreich gekommen sein werden, dann werden diese Fälle von Inkonsequenz und Unsicherheit sich natürlich multiplizieren. Wer unter uns kann von sich verlangen, daß ihm die Abgrenzung der Marken gegen die Romagna, der Romagna gegen Venetien und Lombardei ſtets anschaulich sei? Und vollends in Unteritalien — Terra di Lavoro, Basilicata, Puglie, Calabria — wer kennt ihre Lage und Grenzen so genau, daß er danach eine beliebige Papſturkunde gleich an der richtigen Stelle aufsuchen könnte? Um die Urkunden für Fonte Avellana zu finden, muß man schon jetzt das halbe Inhaltsverzeichnis des vierten Bandes durchlesen, wenn man nicht zufällig weiß, daß dieses Kloſter in der Diözese Gubbio lag. Und wer weiß das immer gleich?

Daß es leichter werden wird, wenn man es mit Deutschland zu tun hat, glaube ich auch nicht. Hier entspricht die alte kirchliche Einteilung so wenig der natürlichen und politischen Gliederung, iſt überdies seit 1815 so vollſtändig abgeändert und schon deswegen so wenigen geläufig, daß ich nicht sehe, wie man ihr folgen und zugleich ein bequem und rasch benutzbares Nachschlagewerk schaffen will. In noch üblerer Lage werden die französischen Kollegen für ihr Vaterland sein. In Frankreich haben die hiſtorischen Landschaften sehr künſtliche Grenzen, sie sind auch nicht immer geschlossene Gebiete, wie z. B. das Mâconnais sich selbſt noch heute gar nicht zur Bourgogne rechnet, weil

es von jeher eine eigene Grafschaft unmittelbar unter dem König gebildet hat. Die Diözesen wiederum sind schon im 14. Jahrhundert einigermaßen, dann sehr gründlich unter Ludwig XIV., schließlich wieder unter Napoleon umgeteilt worden, so daß ihre Kenntnis ein Studium erfordert. Dort sehe ich bei Anwendung des doppelten, kirchlichen und regionalen Prinzips mehr Schwierigkeiten für Bearbeiter wie Benutzer, als Nutzen für irgend jemand. Es gibt ein Beispiel, das mich wenigstens von der Befolgung jedes geographischen Schemas abgeschreckt haben würde; das ist die alte Gallia Christiana. In ihren 16 Bänden sich zurecht zu finden, ist auch für den Erfahrenen allemal eine Qual, allerdings zum guten Teil wegen des entsetzlichen Riesenformats. Die Kehrschen Bände zeichnen sich durch ihre äußere Handlichkeit besonders aus, — ein Vorzug, den man bei einem Werk zum Nachschlagen nicht gering einschätzen darf. Möchte die Übersichtlichkeit des Inhalts bei ihrer wachsenden Zahl nicht zu sehr leiden!

Kehrs Geschick und Organisationsgabe hat schon so viel größere Probleme gelöst, daß man das Vertrauen haben darf, ihm werde auch dies gelingen. Aber auf die Gefahr glaubte ich hinweisen zu müssen. Der Bearbeiter selbst ist natürlich in seinem Stoff so zu Hause, daß für ihn eine Menge Schwierigkeiten nicht vorhanden sind, die den außenstehenden Benutzer schrecken. Schließlich aber ist ein Buch doch für seine Benutzer da, und der Herausgeber wird sich ihren Dank um so mehr verdienen, je mehr er auch auf ihre Schwächen Rücksicht zu nehmen weiß.

Nun hat Kehr freilich noch einen starken Grund geltend gemacht. Er nennt ihn »die bittere Not« und meint damit das Bedürfnis, seine Arbeit, wenn sie für ein Gebiet abgeschlossen ist, nicht liegen zu lassen, bis die andern auch fertig sind. Bei einem Unternehmen, das sich über ganz Westeuropa erstreckt, an dem mehrere Hände gleichzeitig arbeiten, ist nicht zu verlangen, daß die getrennten Kolonnen genau im gleichen Tempo marschieren, um am gleichen Tage vereint schlagen zu können. Während Italien erobert ist, Deutschland sich dem gleichen Ziele nähert, ist der Feldzug in Frankreich noch nicht bis zur Hälfte gediehen, in Spanien und England noch nicht begonnen. Man kann nur dafür dankbar sein, daß Kehr uns nicht auf seine Italia hat warten lassen, bis Germania ebenfalls voll gerüstet im Felde erscheint. Man kann es weiter auch verstehen, daß er, da nun die Arbeit einmal aus der regionalen Orientierung erwachsen war, innerhalb eines Landes auch Teilungen der Publikation wünschte, die es möglich machten, die einzelnen Provinzen vorzulegen, sobald sie abgeschlossen waren. Man kann es verstehen und muß ihm sogar dankbar sein, daß sich auf diese Art die Wartezeit für uns verkürzt. Müssen wir darüber die vorhin geschilderten Unbequemlichkeiten in Kauf nehmen, so ist auch dieser Preis noch nicht zu hoch, — vorausgesetzt daß Kehr sich entschließt, uns seinerzeit ein dreifaches Hilfsmittel an die Hand zu geben. Einmal ein chronologisches Gesamtverzeichnis aller in seinem Werke vorkommenden Urkunden, in knapper Tabellenform, mit bloßer Angabe des Empfängers und der Natur des Stückes (etwa »privilegium«, »mandatum«, »epistola«). Zweitens einen alphabetischen Index aller Empfänger. Und endlich eine Karte, auf der die vorkommenden Ortschaften und vor allem die Grenzen, nach denen das Werk gegliedert ist, eingezeichnet sind. Auf diese Art kämen wir dann auch nebenbei in den Besitz von guten, zuverlässigen Karten der kirchlichen Geographie des Mittelalters, an denen wir bisher so bittern Mangel leiden.

Ich habe die vorstehenden Einwendungen offen ausgesprochen, nicht um zu tadeln, sondern zunächst, um die eben geäußerten Wünsche möglichst eindringlich zu begründen, vor allem aber weil ich überzeugt bin, daß das Werk selbst Ausstellungen wohl verträgt, ohne an Bedeutung und Wert zu verlieren. Man kann über dieses und jenes verschiedener Meinung sein, kann — um noch eine Kleinigkeit zu erwähnen — die nicht ganz wenigen Doppelzählungen lieber vermieden wünschen. Allerdings macht die örtliche Anordnung eine wiederholte Erwähnung bisweilen nötig, wenn eine Urkunde an mehrere Empfänger zugleich gerichtet ist. Aber es ist doch nicht erforderlich, jedesmal das Regest zu wiederholen. Wenn z. B. unter Siena Stadt 6 von 7 Nummern, unter Brixen Bistum 12 von 19, unter Passau Bistum 34 von 65, unter Siena Bistum 29 von 45 nur solche Doubletten sind, so gibt das unnötigen Ballast. Da hätten

doch ganz kurze Verweisungen auch genügt. Auch eine Bemerkung hinsichtlich der Form mögen die Herausgeber mir verzeihen. Sie schreiben mit vollem Recht lateinisch; sie haben auch ein Recht darauf, daß man kein klassisches Latein von ihnen verlange. Aber wenn ich mich an Verbindungen wie 'constituit ut nullus', 'mandat ut non' nicht gewöhnen kann, so glaube ich noch nicht in 'gelehrte Prüderie' zu verfallen, eben so wenig, wenn mein Sprachgefühl verletzt ist durch die Sprachvermengung in den Überschriften, die bald italienisch oder deutsch, bald lateinisch, bald antik, bald mittelalterlich lauten: Firenze neben episcopatus Florentinus, neben St. Veit (unter Elsenbach), ecclesia S. Bartholomaei neben St. Peter in Salzburg, Etruria neben Tuscia. Auch der »excell. vir de Trott zu Solz« im Vorwort der Germania Pontificia erscheint mir unwillkürlich wie ein Mann in Toga und Lackstiefeln. Aber ich brauche wohl nicht erst zu versichern, daß diese kleinen Anstöße wie auch die oben ausführlich besprochenen Bedenken den hohen und seltenen Wert des Werkes in keiner Weise berühren. Auch wer an ihm manches lieber anders gemacht sähe, wird die staunenswerte Arbeitskraft, das seltene Organisationstalent, die eindringende Sachkenntnis, den Scharfsinn und das sichere Urteil des Urhebers, die verständnisvolle Hingabe seiner Mitarbeiter bewundern müssen und dem aufrichtigen Dank für diese großartige Gabe nur den einen dringenden Wunsch hinzufügen wollen: daß günstige Sterne über dem Fortgang des Werkes leuchten mögen und nichts seine Vollendung aufhalte. Denn darin werden alle Kundigen einig sein: es handelt sich um die größte und dringendste Aufgabe, vor der die Geschichtsforschung heute steht, um ein Werk, das die Arbeit von Jahrhunderten zusammenfaßt und selbst für Jahrhunderte bestimmt ist; und was bisher geleistet wurde, ist dieser großen Aufgabe vollauf würdig.

Leonardos Jugend.

Von Geheimem Oberregierungsrat Dr. Woldemar von Seidlitz in Dresden.

II.

Thiis kennt außer der »Anbetung der Könige« nur noch zwei Werke, welche in Leonardos erste Florentiner Zeit, also in seine Anfänge fallen: den ungefähr gleichzeitigen, ebenfalls unvollendet gebliebenen »H. Hieronymus« im Vatikan, und die kleine »Verkündigung« im Louvre, die er in die Zeit »um 1470« versetzt, also noch in die Lehrjahre bei Verrocchio, als Leonardo etwa achtzehn Jahre alt war.

Daß Thiis dieses Bildchen, ein Juwel an Ausführung, bedingungslos als echt anerkennt, ist sehr erfreulich, denn dadurch wird die Feststellung von Leonardos Eigenart, deren Bild durch die willkürliche Zuschreibung anderer Werke getrübt worden ist, erleichtert. Nur irrt er sich in der Datierung des Bildes. Denn aus dem Umstande, daß Leonardo für die Maria auf seinem ersten, also in das Jahr 1481 fallenden Entwurfe zur Anbetung der Könige, der Louvrezeichnung aus Galichons Besitz, offenbar genau dasselbe holdselig unschuldsvolle Modell verwendet hat wie für die Maria auf der »Verkündigung«, muß gefolgert werden, daß auch letztere erst in der gleichen späteren Zeit entstanden ist.

Da somit alle die drei genannten Bilder aus der Zeit um 1481 stammen, wo Leonardo schon 29 Jahre alt war, so fehlt es noch immer an einem Gemälde, das Licht über die etwa 15 Jahre, welche er vorher als Lehrling und dann als Geselle Verrocchios verbracht hat, verbreiten könnte. Denn Thiis weist die Erzählung Vasaris, daß es Leonardo gewesen sei, der Verrocchio bei der Ausführung seiner »Taufe Christi« geholfen habe, zurück, da er in diesem Bilde die Hand Leonardos nicht erkennen könne. Darüber später mehr.

So bleiben denn nur die zwei Federzeichnungen Leonardos in den Uffizien übrig, die sich durch die von seiner Hand stammenden Datierungen als in diese Zeit fallend erweisen: die Landschaft von 1473 und ein Studienblatt von 1478 mit zwei Köpfen. Das ist wenig.

Die Landschaftszeichnung vom 5. August 1473 ist wohl von Bedeutung für die Entwicklung des Naturgefühls in jener Zeit, aber für die Kenntnis Leonardos kann sie, wie wir weiterhin sehen werden, nur mittelbar in Frage kommen. Thiis, der die Florentiner Landschaften der vorhergehenden Zeit eingehend studiert hat und in zahlreichen Abbildungen vorführt, sagt mit Recht: »Es ist verwunderlich, in einem so jungen Künstler (Leonardo war damals 21 Jahr alt und war erst ein Jahr vorher als selbständiger Künstler in die Malergilde aufgenommen worden) eine so sichere Auffassung und vortreffliche Wiedergabe eines so umfassenden und schwierigen Landschaftsmotivs zu finden.« »Das ist die naturtreuste und wahrste Landschaftsschilderung innerhalb der toskanischen Kunst bis dahin, wenn auch noch etwas trocken« (S. 100). Der französische Maler Corot habe Recht gehabt, wenn er Leonardo als den Entdecker der modernen Landschaft bezeichnet habe. »Unermüdlich war Leonardo im Suchen nach dem tiefsten Geheimnis des Erdgeistes, und bereits in seiner Jugend begann er damit.« Daher waren denn »die theoretischen Regeln (die er später in seinem »Malerbuche« für die Darstellung der Landschaft gab), nicht überlieferte akademische Rezepte, sondern der Niederschlag unablässigen jahrelangen Studiums der Einzelheiten der Landschaft und der Naturformen« (S. 102).

Die Zeichnung von 1478 redet insofern eine beredtere Sprache, als sich an sie verschiedene andere, ihr in Auffassung und Behandlung genau entsprechende unmittelbar anfügen lassen. Sie stellt zwei einander zugewendete Profilköpfe, den eines Jünglings und den eines Alten dar, und daneben verschiedene Entwürfe zur Hemmung einer sich drehenden Scheibe (wie Thiis wohl mit Recht es deutet) und andere Konstruktionen. Mit Thiis anzunehmen, daß diese Köpfe mit solchen der Anbetung der Könige in einem unmittelbaren Zusammenhang stehen, und daß daher dieses Bild, »wenigstens als Idee«, um drei Jahre früher angesetzt werden müsse, als es bestellt worden ist — was erst 1481 geschah —, ist freilich zu kühn; richtig aber ist, daß in der Zeichnung schon die gleiche Freiheit und Schönheit herrscht wie in den zahlreichen Zeichnungen, welche direkte Studien für das Gemälde bilden. Leonardo hatte somit jene Stufe der Vollkommenheit, welche durch die Anbetung der Könige vertreten wird, bereits mindestens drei Jahre früher erreicht. Aus den Maschinenzeichnungen erkennen wir auch, daß er schon in so früher Zeit eifrig mit der Lösung mechanischer Aufgaben beschäftigt war.

Mit Hilfe dieser letzteren Zeichnung lassen sich auch verschiedene andere Entwürfe annähernd datieren, die in Typen und Empfindung mit ihr nahe verwandt sind: so ein großes, beiderseitig mit Figurenstudien vollgezeichnetes Blatt in Windsor, die Madonna der Sammlung His de la Salle im Louvre, die schöne Fortuna im Britischen Museum und vor allem verschiedene Studien zu einer Madonna mit der Katze. Ob sie alle zu einem einzigen Skizzenbuche von etwa 21 zu 29 cm gehören, wozu Thiis sie vereinigen möchte — es hätten sich dann etwa vierzig noch erhalten —, bedarf weiterer Nachprüfung. Die Madonnenstudien aber legen die Frage nahe, ob sich unter ihnen nicht Vorstudien zu einer der beiden Madonnen befinden, die Leonardo auf demselben Blatt als im Oktober (?) 1478 »begonnen« anführt. Bisher ist man nicht über leere Vermutungen hinausgekommen, doch mag die Zukunft bessere Ergebnisse zeitigen. Dann werden sich hoffentlich auch die übrigen Schriftzeilen, die sich auf diesem Blatte befinden, mit größerer Sicherheit entziffern lassen.

Eine dritte Zeichnung dieser Zeit, die sich genau datieren läßt, nämlich auf den 29. Dezember 1479, den Gehenkten in der Sammlung Bonnat, wollen wir nur der Vollständigkeit wegen erwähnen, und uns nun der Frage zuwenden, ob denn nicht doch Gemälde sich finden lassen, die noch früheren Jahren Leonardos zugeschrieben werden können.

Daß Thiis den Engel auf Verrocchios Taufe Christi, welchen Vasari Leonardo zuschreibt, nicht anerkennen will, ist schon eingangs gesagt worden. Er sagt, »die Figur sei unklar und gezwungen in der Bewegung; die Wendung des Hauptes sei ohne Seitenstück im Schaffen Leonardos, und man könne nicht erkennen, wohin der schmachtende Blick gerichtet sei, ob auf Jesus oder auf den Täufer«. Obwohl dieser Engel so viel näher zum Beschauer stehe als der andere, sei sein Antlitz kleiner als das jenes. Er sei »schlechthin kokett«. »Zugleich sei er nicht das Werk eines Anfängers, sondern viel eher

das eines routinierten Zeichners.« »Die langen, harten, geraden Falten des Gewandes in ihrer ziemlich abrupten Anordnung und die scharfbrüchigen Falten, in die der seidenartige Stoff sich legt, weichen sowohl von Verrocchios und Credis schweren Falten .... wie von dem graziösen und aalartig geschwungenen Faltenwurf in Leonardos Gewändern (z. B. dem Gewandstudium zu einer knieenden Figur in Windsor) ab.« »Leonardo habe frische schwellende Lippen, einen offenen Blick aus großen Augen mit kräftig gestalteten Lidern und frei und locker gewelltes Haar geliebt« (S. 52 fg.). Das alles vermißt Thiis hier. Er führt daher die Mitarbeit an diesem Bilde, die er als solche nicht leugnet, auf einen Mitschüler Leonardos bei Verrocchio zurück, dem er nach der jetzt üblichen Art den unbestimmten Namen »Alunno di Andrea« (d. h. der Schüler Verrocchios) gibt, und dem er noch eine Reihe anderer Werke zuweist.

Da muß doch gefragt werden, worauf er denn die vorstehend gegebene Charakteristik der Leonardoschen frühen Malweise stützt. Denn wenn man, wie auch Thiis es tut, Vasaris Angabe von der Mitarbeit eines Schülers — sei dieser nun Leonardo oder ein anderer — überhaupt annimmt, so muß diese Mitarbeit eine ziemliche Zeit vor dem Jahre 1481 liegen, wo Verrocchio bereits sein Wachsmodell für den Colleoni in Venedig einlieferte, somit seit längerer Zeit sich nicht mehr mit der Malerei beschäftigt haben wird, und wo andererseits Leonardo, wie seine Anbetung der Könige es beweist, schon längst über die Malweise hinaus war, von der die Zutaten auf der Taufe Christi noch Zeugnis ablegen.

Das einzige Gemälde nun, worauf Thiis seine Charakteristik stützen könnte, ist die Verkündigung im Louvre. Da wir aber gesehen haben, daß diese nicht, wie er annimmt, in die Zeit um 1470 gehört, sondern erst in die uns schon durch die Anbetung der Könige genügend bekannte Zeit um 1481 fällt, so kann sie für die vorliegende Frage nicht weiter in Betracht kommen. Die Landschaftszeichnung von 1473, das einzige frühe Blatt, das wir mit Sicherheit von Leonardo kennen, scheint uns auch nicht weiter helfen zu können. So müßten wir denn gestehen, daß uns Anhaltspunkte für die Beurteilung der frühen Malweise Leonardos überhaupt fehlen.

Bei solcher Ratlosigkeit drängt sich die Verpflichtung auf, doch ernstlich zu erwägen, ob wirklich ein Grund vorliegt, die von Vasari behauptete Mitarbeiterschaft Leonardos an der Taufe Christi, wie Thiis es tut, zurückzuweisen. Ästhetische Erwägungen reichen da nicht aus, da solche nur von späteren Werken des Künstlers hergeleitet werden können; während es von vornherein doch wahrscheinlich ist, daß selbst ein so reich begabter Geist wie Leonardo nicht fertig vom Himmel gefallen sein, sondern sich erst allmählich zur Höhe emporgearbeitet haben wird. Mißtrauen gegen die vielen Anekdoten, die Vasari vorbringt, ist wohl am Platz, aber man darf auch nicht vergessen, daß gerade die Biographie Leonardos zu seinen besten, mit der größten Sorgfalt gearbeiteten gehört. Außerdem war ja das Werk, worauf sich die Geschichte bezieht, noch erhalten, so daß jedermann Vasaris Behauptung nachprüfen konnte.

Eine innere Unwahrscheinlichkeit, ja eigentlich eine Unmöglichkeit liegt freilich in dem Umstande, daß Leonardo zu der Zeit, als er noch Schüler war, in das Bild seines Lehrers Dinge hineingemalt haben sollte, die von dessen Art so stark abweichen. Der mittelalterliche Werkstattbetrieb beruhte doch darauf, daß die Schüler streng nach den Weisungen des Meisters verfahren mußten, damit dieser ihre Arbeit als sein Werk verkaufen könne. Den Ausdruck »Schüler« (discepolo), den Vasari hier gebraucht um das Schülerverhältnis überhaupt zur Sprache zu bringen, sollte man nicht gar zu wörtlich nehmen, ebensowenig wie das wiederholt verwendete Wort »Jüngling« (giovanetto), da er gleichzeitig von »helfen« (aiutare) spricht, was eher auf die spätere Gesellen- und Gehilfenzeit Leonardos in Verrocchios Werkstatt deutet, die ja auch tatsächlich noch für das 24. Jahr Leonardos bezeugt ist, als auf die vorhergegangenen Schülerjahre. Rechnen wir mit einer solchen Möglichkeit, so kann der Meister seinem Gehilfen es überlassen haben, das nur angelegte Bild weiterzuführen; Leonardo mag es auch übernommen haben, das von Verrocchio, vielleicht weil andere Aufgaben diesen mehr lockten, im Stich gelassene Werk zu vollenden: die »Wunderkind-Geschichte« würde dabei freilich ihren Reiz einbüßen.

Nun meint freilich Thiis, diese Mitarbeit rühre aus der Zeit um 1465 her. Hätte e[illegible]

recht mit dieser Annahme, so wäre Leonardo von vornherein dabei ausgeschlossen, denn Thiis selbst gibt ja zu, daß dieser erst in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre (etwa 1466) in Verrocchios Werkstatt als Schüler eingetreten sein könne; er kann auch nicht sofort damit angefangen haben, in die Bilder seines Meisters hineinzumalen. Für diese seine Behauptung bringt aber Thiis nicht den geringsten Beweis bei. Vielmehr deuten die übrigen Bilder und Zeichnungen, die er seinem »Alunno di Andrea« zuweist, entschieden auf eine spätere Zeit. Es sind eine Madonna mit zwei Engeln in London nebst der dazu gehörenden Zeichnung, die er in den Uffizien entdeckt hat; andere Madonnen derselben Hand in Frankfurt a. M. und in Berlin; verschiedene sauber, aber etwas hart ausgeführte Gewandstudien, die genau in der Technik mittels des Pinsels auf feiner Leinwand hergestellt sind, welche Vasari für frühe Zeichnungen Leonardos ausdrücklich bezeugt.

Betrachten wir die eben aufgeführten Werke unter der durchaus wahrscheinlichen Voraussetzung, daß sie erst in den siebziger Jahren entstanden sind, so fragt es sich zunächst, was denn dagegen spricht, daß sie allesamt von Leonardo herrühren könnten, in welchem Fall sie die uns zugängliche früheste Stufe seiner Entwicklung, freilich bereits als selbständiger Maler, bilden würden.

Bisher hat niemand daran gedacht, die genannten Bilder mit der Taufe Christi in einen Zusammenhang zu bringen, weil allgemein angenommen wurde, daß die Mitwirkung Leonardos an der Taufe Vasari zufolge noch in seine Schülerzeit fallen müsse. Wenn ich auch in meinem Buch über Leonardo diese Mitwirkung in die siebziger Jahre verwiesen habe, so begnügte ich mich dort noch damit, die Möglichkeit, daß er auch die übrigen Bilder gemalt habe, nur anzudeuten, um die Darstellung nicht durch Hypothesen zu belasten. Jetzt aber, wo der Zusammenhang von einem ganz anderen Ausgangspunkte aus hergestellt worden ist, scheint es mir durchaus geboten, meine Ansicht eingehender zu begründen.

Es besteht zwischen jenen Madonnenbildern einerseits und dem Engel, besonders aber der Landschaft auf der Taufe Christi andererseits insofern wohl eine Verschiedenheit, als diese Zutaten auf der Taufe dem freien Stil Leonardos, wie wir ihn aus seiner Anbetung der Könige kennen, weit näher stehen als die in der Behandlungsweise noch ängstlichen Einzelheiten auf den Madonnenbildern. Auf all diesen letzteren senkt Maria ihre Lider in einer Weise herab, die etwas Jungfräuliches, aber mit dem Beigeschmack des Blöden und Befangenen hat, und alle Bestandteile der Landschaft sind mit einer Genauigkeit ausgeführt, die sich von dem Vorbilde der Natur noch gar nicht zu entfernen wagt. Wir können daraus mit Sicherheit schließen, daß die Madonnenbilder, wenn sie von der gleichen Hand wie die Zutaten auf der Taufe herrühren, früher entstanden sind als diese. Denn auf der Taufe öffnet sich der Blick des Engels bereits mit ausgesprochener Freiheit und Bewußtheit, und die Landschaft der Ferne ist in durchaus malerischer Weise durchgeführt.

Andererseits aber ist hier wie dort die brüchige Faltengebung die gleiche, ebenso die Leuchtkraft der Farbe, die Sorgfalt in der Durchführung aller Einzelheiten und besonders eine Zartheit der Empfindung, die diese Werke aus allen übrigen Erzeugnissen der Zeit heraushebt. Alle diese Eigenschaften, mit Ausnahme der Faltenbehandlung, die Vasari, wie schon gesagt, als für den jungen Leonardo bezeichnend hervorhebt, sind freilich schwer in Worte oder Formen zu fassen, aber eine Eigenheit muß hier angeführt werden, die nur bei Leonardo vorzukommen scheint. Auch eine Kleinigkeit kann in solchem Fall von Bedeutung werden.

Auf seiner Landschaftszeichnung von 1473 fällt die Behandlung des Baumlaubes auf, die Thiis mit Recht mit der Bewegung rollender Räder vergleicht. Daß es sich hierbei nicht um eine Zufälligkeit und einen vorübergehenden Versuch, sondern um eine besondere, dem Künstler eigentümliche Art des Sehens handelt, können wir daraus entnehmen, daß ganz die gleiche Zeichenweise noch auf der Galichonzeichnung von 1481 vorkommt. Aber auch auf der Madonna mit den beiden Engeln in London ist sie anzutreffen, besonders auf der linken Seite. Wir hätten somit einen gewissen Grund, dieses letztere Gemälde in die Nähe des Jahres 1473 zu versetzen. Sehen wir uns seine Landschaft näher an, so gewahren wir, daß sie in allen Einzelheiten, besonders auch in dem merkwürdigen ausgewaschenen Felsblock, der einsam aus der Ebene emporragt, mit einer

Feinheit und einem Naturempfinden ausgeführt ist, welche unmittelbar an die Van Eycks erinnern, somit durchaus würdig erscheinen, einem Genie wie Leonardo in der Zeit, da er sich eben zur Selbständigkeit durchzuringen begann, zugeschrieben zu werden. Und achten wir nun auf den Ausdruck der Gesichter, auf die Empfindung, die aus der Bewegung der Hände spricht — das alles kehrt bei den übrigen Madonnen durchaus in der gleichen Weise wieder —, so gewahren wir, abgesehen von der Befangenheit der Maria selbst, ein so gesteigertes Seelenleben, daß wir auch nach dieser Richtung hin auf eine Kraft ersten Ranges geführt werden. Die bisher noch nicht veröffentlichte Rückseite der genannten Landschaftszeichnung, die der Vorderseite an Bedeutung in nichts nachsteht, wird noch daraufhin zu untersuchen sein, wie weit die beiden Figuren, die sich auf ihr befinden, ein nackter Mann und der Oberkörper einer Frau, weiteren Aufschluß über den Zusammenhang mit den übrigen Werken zu geben vermögen.

Mit den beiden Marienbildern, die Leonardo laut seiner Notiz auf der Zeichnung von 1478 im Oktober dieses Jahres »angefangen« hat, ist freilich keine der genannten Madonnendarstellungen in Verbindung zu bringen. Ebensowenig braucht die Taufe Christi, wie ich es anfangs getan hatte, gerade in die Zeit dieser Zeichnung versetzt zu werden, denn letztere scheint doch einer vorgeschritteneren Nähe anzugehören. Aber später als die Madonnenbilder wird der Engel auf der Taufe jedenfalls entstanden sein.

Darnach ergeben sich folgende Punkte für die Entwicklungsgeschichte der Jugend Leonardos:

1452 Leonardos Geburt.

Um 1466 Eintritt als Schüler in Verrocchios Werkstatt.

1472 Aufnahme in die Malergilde.

1473 Landschaftszeichnung in den Uffizien.

Zwischen 1473 und etwa 1475 die Madonnenbilder in London, Berlin und Frankfurt.

Um 1475 oder etwas später Mitwirkung bei Verrocchios Taufe Christi.

1476 Leonardo als Gehilfe bei Verrocchio bezeugt.

1478 Zeichnung der zwei Köpfe in den Uffizien.

1479 Zeichnung des Gehenkten bei Bonnat.

Um 1481 Verkündigung im Louvre.

1481 Zeichnung aus dem Besitz Galichons zur Anbetung der Könige im Louvre.

Nachrichten und Mitteilungen.

Korrespondenz aus Kairo.

Der Suezkanal.

Vor einiger Zeit ist darüber Klage geführt worden, daß Deutschland bei der Verlängerung der Konzession des Suezkanals seine Interessen nicht genügend wahrgenommen habe, und daß es keinerlei Einfluß auf die Kanalgesellschaft besitze, während England und Frankreich je drei und selbst Rußland einen Vertreter im Aufsichtsrat haben, trotzdem die Beteiligung der deutschen Flagge am Verkehr durch den Kanal von Jahr zu Jahr wachse. Auf diesen Umstand hat man aber schon vor einigen Jahren dadurch Rücksicht genommen, daß ein deutsches Mitglied, der Präsident Plate vom Norddeutschen Lloyd, in den Aufsichtsrat gewählt wurde. Wenn aber Deutschland nicht eine gleich starke Vertretung im Aufsichtsrate hat, wie Frankreich und England, so erklärt sich das ganz einfach dadurch, daß fast alle Aktien der Suezkanal-Gesellschaft in englischem oder französischem Besitze sind, und daß Deutsche als Inhaber von Aktien sogut wie garnicht in Betracht kommen. Da es sich um eine Privat-Aktiengesel[illegible] handelt, werden die Stellen im Aufsichtsrate natürlich unter dem Gesichtspunkte besetzt, daß diese Aufsichtsratsmitglieder Vertreter der hauptsächlichsten Aktionär-Gruppen sind. Unter diesen Umständen kann Deutschland kaum einen größeren Anteil an der Verwaltung des Unternehmens beanspruchen, als ihm zugestanden worden ist. Deutschland hat dies nicht etwa »in übertriebener Bescheidenheit« unterlassen, sondern weil einer solchen Forderung die Grundlage gefehlt hätte. Übrigens haben die Wünsche der deutschen Schiffahrtsinteressenten am Suezkanal bei der Verwaltung immer Entgegenkommen gefunden, und zu Klagen ist keine Veranlassung gewesen; insbesondere nicht über Bevorzugungen anderer Staaten. Eine Privataktiengesellschaft und Erwerbsgesellschaft, wie die Suezkanalgesellschaft es ist, wird sich hüten, einen ihrer besten Kunden, zu denen Deutschland gehört, schlechter zu behandeln, als andere.

Es sind mehr als 50 Jahre her, seit in Port-Said der erste Spatenstich für die Erbauung des Suezkanals getan wurde, und über 40 Jahre, seit das Werk in Gegenwart von Vertretern fast aller Kulturvölker der Erde feierlich eingeweiht wurde. Der Gedanke,

einen Wasserweg zwischen dem Mittelmeere und dem Roten Meere zu schaffen, war nicht neu; aber lange Zeit hielt man den Plan für unausführbar, obwohl schon Jahrtausende vorher ein Kanal gebaut und während zweier Jahrtausende benutzt worden war. Erst dem Franzosen Ferdinand de Lesseps gelang es 1856, durch sein Werk »Percement de l'Isthme de Suez« den Beweis zu erbringen, daß die Erbauung eines Kanals wohl möglich sei, und er erwirkte auch tatsächlich die Konzession zu seinem Bau. Bald traten zwar die Engländer auf den Plan und behaupteten als die Herren der Kapstadt die Herrschaft über den damals einzigen Handelsweg nach Indien. Lesseps führte indes ungeachtet der diplomatischen und finanziellen Schwierigkeiten, die sich ihm von englischer Seite entgegenstellten, das Werk mit ungeheurer Energie glücklich durch; am 20. August 1869 konnte der Kanal bereits befahren und Mitte November dem Verkehr übergeben werden.

Die gewaltige Bedeutung dieses Verkehrsunternehmens wird klar, wenn man sich vergegenwärtigt, daß durch den Wasserweg die Entfernung zwischen dem Westen und Osten fast um die Hälfte abgekürzt wurde. Der Verkehr im Suezkanal wächst denn auch ständig, und die von Jahr zu Jahr steigende Dividende läßt die Aktien des Unternehmens als eine begehrte Kapitalanlage erscheinen: die Dividenden sind während der letzten zwanzig Jahre um fast hundert Prozent gestiegen.

Die Suezkanal-Gesellschaft verfügt über drei Hilfsquellen: über die Einnahmen aus dem Verkaufe und der Vermietung von Ländereien und Gebäuden; weiter über die Einnahmen aus dem Verkaufe und der Verteilung von gereinigtem Wasser in Port-Said, Suez und Port-Tewfick, und schließlich aus den Einnahmen durch die Schiffahrtsabgaben. Von diesen Quellen liefern die letzteren zweifellos die größten Erträgnisse. Seit 1906 wurde nach langen Verhandlungen zwischen der Suezgesellschaft und den großen Schiffahrtsgesellschaften die Kanalabgabe von 8.50 Frcs. auf 7.75 Frcs. und dann auf 7.35 Frcs. für die Tonne ermäßigt. Die günstige Rückwirkung dieser Maßnahme sowohl in kommerzieller als auch in finanzieller Beziehung ergibt sich aus der Verkehrszunahme in dem Kanal.

Die fortschreitende Umgestaltung auf dem Gebiete des Schiffbaues verpflichtet die Suezkanal-Gesellschaft, für Vertiefungen und Verbreiterungen des Kanals erhebliche Mittel aufzuwenden; bis zum Jahre 1908 hatte sie in einem zehnjährigen Zeitraume für diesen Zweck bereits die ansehnliche Summe von 36 Millionen Francs ausgegeben. In den letzten Jahren sind umfangreiche Verbesserungsarbeiten, insbesondere Erd- und Baggerarbeiten, im Kanal ausgeführt worden. In der Konzession war die Tiefe des Kanals mit 7.80 m angenommen, sie beträgt heute schon 8,53 m und wird nach den neuesten Beschlüssen auf 11 m gebracht werden, bei einer Sohlenbreite des Kanals von 45 m. Man hat außerdem in Port-Said neue Bassins für Kohlen und Petroleum errichtet, diesen Hafen vergrößert, die Krümmungen des Kanals verbessert und sonstige Einrichtungen getroffen, um bei größtmöglicher Sicherheit die Durchfahrt der Schiffe durch den Kanal zu beschleunigen und zu erleichtern. Hierdurch ist die Zahl der Unfälle und Betriebsstörungen, die vor 10 Jahren noch 4—5% der den Kanal befahrenden Schiffe betrug, auf 2% zurückgegangen. Die Suezkanal-Gesellschaft hat die gebrachten Opfer keinesfalls zu bedauern gehabt, da die Einnahmen in dem zehnjährigen Zeitraume in fast ununterbrochener Steigerung sich befanden; sie betrugen:

im Jahr	Francs	im Jahr	Francs
1897	70,918,140	1902	101,025,158
1898	82,657,421	1903	100,942,420
1899	88,698,555	1904	113,176,947
1900	87,278,481	1905	110,624,893
1901	97,034,944	1906	103,697,802

Die Steigerung ist um so bezeichnender, als während dieser Periode die Kanalabgabe um 0.75 Frcs. ermäßigt wurde; die Ermäßigung wurde eben durch eine Vermehrung des Transitverkehrs mehr als ausgeglichen.

Rußland, das infolge des russisch-japanischen Krieges im Jahre 1906 einen hervorragenden Anteil an dem Verkehr durch den Suezkanal nahm, hat zwar im allgemeinen weniger Interessen im äußersten Orient, aber demgegenüber nahm die Schiffahrt in den chinesischen und japanischen Meeren von diesem Jahre ab einen erheblichen Umfang an. Die nachfolgende Übersicht gibt ein Bild von der Entwicklung der Schiffe im Suezkanal seit 1890, unter Angabe der Bestimmungsstationen der Schiffe:

Jahr	Ostafrika	Ostindien (in 1000 t)	Vorderindien	Siam, Philippinen, Niederländ. Indien
1890	149	1988	1882	879
1900	404	1128	2763	1372
1906	484	2557	3817	1537
Vermehrung	223%	29%	103%	75%

Jahr	China-Japan	Australien (in 1000 t)	Andere Gegenden	Zusammen
1890	928	716	348	6890
1900	2756	864	451	9738
1906	3299	1155	496	13445
Vermehrung	255%	61%	72%	95%

Die stärkste Vermehrung haben mithin China und Japan aufzuweisen. Als ein glänzendes Jahr erwies sich das Jahr 1907; der gewaltigen Entwicklung der Industrie in allen Teilen der Welt entsprach auch die steigende Anzahl der Schiffe, die durch den Kanal gingen, nämlich 1958 Dampfschiffe mit 3,078,197 t und 3975 Segelschiffe mit 20 551,982 Netto-Registertonnen. Die Durchfahrtsgebühr betrug im Jahre 1907 bereits 4,640,000 Pfd. Sterl. Infolge des Niederganges der guten Konjunktur auf dem Weltmarkte zeigte auch der Verkehr im Suezkanal eine merkliche Abnahme; es durchfuhren ihn 1908 nur 3795 Schiffe mit 13,633,283 t. Die Einnahme betrug 108,413,410 Frcs. An erster Stelle steht England, dann folgen Deutschland, Frankreich, Österreich, Japan, Rußland, Italien. Der Rest verteilt sich auf Dänemark, Spanien, die Türkei, Amerika, Griechenland, Portugal, Brasilien und Siam. Während 418 englische Schiffe mit 1,193.066 Registertonnen im Jahre 1908 weniger den Kanal benutzten, erhöhte sich der Verkehr der deutschen Schiffe um 4 mit 56,856 Registertonnen. Die Zahl der Fahrgäste be-

tifferte sich im Jahre 1908 auf 218,785 gegen 243,580 im Jahre 1907.

Vor einigen Jahren tauchte das Gerücht auf, daß eine Gesellschaft die Erbauung eines zweiten Kanales zwischen dem Mittelländischen Meere und dem Roten Meere plane; derartige Pläne sind jedoch kaum ernst zu nehmen, denn die Suezkanal-Gesellschaft hat das ausschließliche Privileg für die Durchstechung der Landenge von Suez, und es würden sich wohl schwerlich Kapitalisten finden, die für den Bau eines zweiten Kanals Geld hergäben, der nur durch das Jordantal geführt werden könnte und Hunderte von Millionen verschlingen würde, ohne dem jetzigen Suezkanal wirksamen Wettbewerb bereiten zu können. Auch würden sich wohl die meisten Mächte einem solchen Plane entgegenstellen; zuerst Frankreich, das finanzielle Interessen zu vertreten hat, desgleichen England, das 40% der Aktien besitzt, weiterhin die Türkei und endlich Ägypten. Es bleibt also nur noch der Panamakanal, der den Verkehr im Suezkanal demnächst merklich beeinflussen könnte. Die amerikanische Flagge ist im Suezkanal jedoch einstweilen nur sehr schwach vertreten, und bis zur Eröffnung des Panamakanales wird überdies noch eine Reihe von Jahren vergehen.

Mitteilungen.

In dem soeben erschienenen 44. Heft ihrer »Mitteilungen« berichtet die Deutsche Orient-Gesellschaft über den Fortgang ihrer Ausgrabungen in Babylon und Assur. In Assur konnte Dr. Andrae nicht nur bis dicht an das Kantonnement des dort stationierten Polizeipostens heran, sondern auch im Hofe und unter dem Fußboden der Ställe seine Untersuchungen durchführen. Wo sich jetzt diese Baulichkeiten erheben, stand in alter Zeit das assyrische Nationalheiligtum, der hochberühmte Tempel des Gottes Asur. Von diesem Tempel nun ist der vollständige Grundplan gewonnen worden: ein Ergebnis von höchster Bedeutung für die Architekturgeschichte, denn dieser Grundriß ist sicher seit Samsiadad (um 1900 v. Chr.) im wesentlichen unverändert geblieben, ist also um fast 800 Jahre älter als die älteste bisher bekannte assyrische Tempelanlage, von der er sich in der Anordnung gerade der wichtigsten Bestandteile, insbesondere des Raumes, der das Kultbild des Gottes enthielt, stark unterscheidet. An einer anderen Stelle des Stadtgebietes von Assur wurde die Untersuchung eines Partherpalastes weitergeführt, die viele wertvolle Aufschlüsse über die reiche Stuckdekoration ergab. Außerdem wurden die noch ungeklärten Verhältnisse der Befestigungsanlage beim Anschluß der Südstadt näher untersucht, und in der Nähe dieser wichtigen Stelle wurden in der doppelten Reihe von Denksäulen assyrischer Herrscher und Statthalter zu den früher freigelegten 35 Stelen weitere 23 hinzugefunden. — In Babylon ist während der Sommermonate an drei Hauptstellen des ausgedehnten Ruinenfeldes gegraben worden. Im Norden, an der Nordostecke von Nebukadnezars gewaltigem Palastkomplex, der noch heute »Kasr«, d. i. die Burg, heißt, wurden zwei über 11 m starke »Flügelmauern« weiter verfolgt, deren eine sich durch in regelmäßigem Wechsel wiederkehrende Toröffnungen und Turmvorsprünge von größeren und geringeren Abmessungen auszeichnet. — Weiter im Süden, wo einst der zum Hauptheiligtum Babylons, dem Marduk-Tempel Esagila, gehörige Tempelturm Etemenanki die Stelle eingenommen hat, die heute »Sachn«, d. i. Pfanne, genannt wird, wurde die Freilegung der Umfassungsmauer dieses Gebietes vervollständigt. Die Inschriften von hier, jedoch meist nicht in ursprünglicher Verwendung gefundenen Ziegeln beziehen sich auf den Bau von Etemenanki und stammen teils von Nebukadnezar (604–561 v. Chr.), teils von Asarhaddon (681—668 v. Chr.). Auch die westlich an diesem Gebiet vorbeistreichenden Mauerzüge wurden auf große Strecken verfolgt; bemerkenswert ist ein großes Tor in der von Nabonid, dem letzten Könige Babylons (555–538), errichteten Mauer im Zuge der großen Prozessionsstraße. Im »Merkes«, wo die eigentliche Wohnstadt des alten Babylon gelegen hat, wurde die Ausgrabung des Straßennetzes erfolgreich fortgesetzt. Hier klärt sich das Bild allmählich immer mehr, namentlich durch die Auffindung des Anschlusses von einigen der Hauptverkehrsadern nach Westen zu an die Prozessionsstraße. An Einzelfunden fehlte es an keiner der Grabungsstellen; sie reichen von der babylonischen bis zur griechischen und arabischen Zeit. — Von der zusammenfassenden monumentalen Publikation der babylonischen Ausgrabungen wird der erste Band, die Tempel von Babylon, von R. Koldewey, binnen kurzem erscheinen.

*

Die Gründung eines internationalen Vulkaninstituts in Neapel zur dauernden und systematischen Untersuchung der vulkanischen Erscheinungen, besonders zur Ausführung regelmäßiger Temperaturmessungen und Beobachtung der Gase sowie Registrierung der lokalen Erdbeben vulkanischen Charakters am Vesuv ist von dem Vulkanforscher Immanuel Friedländer angeregt worden. Er hat für den Baufonds des Instituts 100,000 Francs gestiftet und auf zehn Jahre einen Jahresbeitrag von 10,000 Francs gezeichnet.

*

In einem Preisausschreiben für 1910/11 verlangt die mathematisch-naturwissenschaftliche Fakultät der Universität Christiania eine Untersuchung des Zusammenhanges zwischen Niederschlag und vertikaler Luftbewegung.

*

Seit dem Monat November erscheint im Verlage der Cambridger Universitätsdruckerei (London, C. F. Clay) ein Journal of Genetics. Herausgeber sind W. Bateson, der Director der John Innes Horticultural Institution, und R. C. Punnett, der Professor der Biologie an der Universität Cambridge. Die Hefte werden in zwangloser Folge erscheinen. Vier werden einen Band zum Preise von 30 Sh. bilden. Die Zeitschrift wird Originalaufsätze über Vererbung, Variation und verwandte Fragen veröffentlichen, aber ferner von Zeit zu Zeit zusammenfassende Übersichten über den Stand des Wissens in den einzelnen Gebieten des Faches bringen. Wo es nötig ist, werden Abbildungen beigegeben werden, eventuell auch farbige.

